B 542862

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1893

820
G82
v.52
no.1

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1893. Erstes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterrichtswesen

Deutschland und Rußland. S. 1.
Überweisungen von Staatseinkünften. S. 105.
Die Sozialdemokratie und die Militärvorlage. S. 153.
Vor der Entscheidung. S. 188.
Der Deutschenhaß bei unsern Nachbarn. S. 257.
Juden und Judengenossen. S. 305.
Die politische Lage auf den hawaiischen Inseln. S. 353.
Der Schutz des Privateigentums zur See. Von Georg Wislicenus. S. 359.
Die Reichstagsverhandlungen über den Zukunftsstaat. S. 394.
Zur Judenfrage. S. 417.
Konservative Mobilmachung. S. 445.
Direkte und indirekte Wahl. S. 505.
Die Aussichten der Militärvorlage. S. 553.
Gedanken eines Laien über die preußische Steuerreform. S. 601.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus. 6. S. 11. — 7. S. 118. — 8. S. 213. — 9. S. 371. — 10. S. 558. — 11. S. 609.
Der gegenwärtige Stand der Arbeiterwohnungsfrage. S. 110.
Der Ausstand der Bergarbeiter. S. 201.
Die Börsenagenten. Von Julius Lubszynski. S. 208.
Deutschlands wirtschaftliche Lage. Von O. Bähr. S. 265.
Der Bund der Landwirte. S. 457.
Wucher und Abzahlung. S. 514.

Die Sprache des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs. Von Walter Genfel. S. 24. 223.
Die sogenannte lex Heinze. S. 62.
Ein Nachdruckprozeß. Von O. Bähr. S. 90.
Zivil- und Strafrichter. S. 272.
Berufung und Schöffengericht. S. 472.
Die Grenzen der Rechtsprechung. Von O. Bähr. S. 635.

Katholische Schulkalender. S. 113.
Unsre Volksschulbildung. S. 384.
Soldat und Schulmeister. S. 409.
Ein Blick in die französische Volksschule. Von E. Kannegießer. S. 521.
Lehrstand und Wehrstand. S. 587.

Litteratur und Kunst

Lindahls Stammbuch. Von Adolf Stern. S. 35.
Gottfried Kellers Nachlaßschriften. S. 42.
Ein Kapitel von deutscher Lyrik. 1. S. 81. — 2. S. 479.
Ein Vermächtnis Lenaus an die Deutschen. S. 139.
Das Journal von Tiefurt. S. 320.
Frau Jenny Treibel. S. 340.
Heinrich Heine und die Kleinen von den Seinen. S. 391.
Wie Ludwig Pietsch Schriftsteller wurde. Von Adolf Rosenberg. S. 430.
Zwei erfolglose Dichter. S. 578.
Neuestes Litteratur-ABC. S. 640.

Zum Münchner Künstlerstreit. S. 46.
Mozarts Bild nach hundert Jahren. Von Arnold von Senfft. S. 288. 330.

Geschichte und Biographie

Zum 21. Januar. S. 168.
Lothar Bucher. Eine Erwiderung. Von W. Gittermann. S. 176.
Feldzugsbriefe. 1. S. 239. — 2. S. 423.
Leopold von Gerlach. Von Otto Kaemmel. S. 530. 571. 621.

Verschiednes

Weltseele und allermodernste Ethik. Eine Neujahrsbetrachtung. S. 57.
Ein Elb-Trave-Kanal. S. 72.
Ein Blick in die Verhandlungen einer Gesetzgebungskommission. S. 143.
Unser Panama. S. 164.
Bibelrevision und Bibelübersetzung. S. 277. 307.
Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen. 1. S. 486.

Zwei Dichter. Ein Märchen. S. 183.
Die Geschichte von einem, der nichts durfte. Von Charlotte Niese. S. 247.
Corisande. Von Charlotte Niese. S. 437. 493.
Das Fräulein. Von G. v. Beaulieu. S. 538.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Stellung der konservativen Partei zum Antisemitismus. S. 51. — Zur lex Heinze.

S. 94. — Nochmals die Geschichtswiederholungen. S. 96. — Paulus Cassel. S. 97. — Zur Geschichte des Knüttels. S. 100. — Allers und Thoma. S. 101. — Bismarck und Bucher. S. 146. — Die Jugendbildung auf Grund der neuen preußischen Lehrpläne. S. 147. — Auch ein Achtundvierziger. S. 148. — Eine Ehrenrettung. S. 149. — Zur zoologischen Weltauffassung. S. 150. — Die Kunst, berühmt zu werden. S. 150. — Gründerzeit. S. 192. — Zur Bevölkerungsfrage. S. 194. — Die Zeitungspostgebühr. S. 194. — Die Schule auf der Weltausstellung. S. 196. — Unser Zeitungsdeutsch. S. 196. — Neujahrskarten. S. 197. — Vom Zeitschriftenmarkt. S. 255. — Deutsche Kunst und Wiener Kritik. S. 298. — Lex Huene, lex Heinze und Staatspolitik. S. 300. — Allerdings. S. 301. — Der edle Jude. S. 302. — Zum Ausstand der Bergleute. S. 347. — Die Gesellschaft. S. 348. — Romandeutsch. S. 351. — Meterzentner. S. 352. — Weiteres zur Sozialistendebatte. S. 400. — Der lachende Reichstag. S. 402. — Historikerdeutsch. S. 404. — Das Ende der Wagnerei. S. 405. — Hochwohlgeboren. S. 406. — Zum Panamaprozeß. S. 448. — Zur Logik der Weltgeschichte. S. 449. — Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik. S. 450. — Reisehandbücher für die Türkei und Griechenland. S. 451. — Litterarischer Bismarckschwindel. S. 453. — Neuerkrankungen. S. 455. — Hawaii. S. 499. — Judentum im antisemitischen Hauptquartier. S. 501. — Theatervorhänge. S. 502. — Vom naturphilosophischen Schriftenmarkt. S. 546. — Acta borussica. S. 548. — Der Deutschenhaß in Frankreich. S. 550. — Nochmals der Bund der Landwirte. S. 592. — Die Konkurrenz der Offiziere a. D. S. 595. — Ein angeblich Goethischer Vers. S. 596. — Herr Minor. S. 597. — Zum Bund der Landwirte. S. 645.

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*Keller, Nachgelassene Schriften und Dichtungen. S. 42.
R. Preuß, Briefe Thomas Carlyles an Varnhagen von Ense. S. 54.
Cottaischer Musenalmanach. S. 82.
H. Hoffmann, Vom Lebenswege. S. 84.
K. Busse, Gedichte. S. 85.
K. Woermann, Zu zweien im Süden. S. 86.
H. Zeise, Natur- und Lebensbilder. S. 86.
M. Langen, Gedichte. S. 86.
O. Ernst, Gedichte. S. 86.
F. Scherenberg, Gedichte. S. 87.
F. Wolff, Gedichte. S. 88.
H. v. Windeck, Im Spiegel der Zeit. S. 88.
J. Scheffel, Gedichte. S. 88.
W. Weigandt, Rügelieder. S. 88.
F. N. Finck, Weltfremd — Weltfreund. S. 89.
F. B. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik. S. 102.
K. Hillebrand, Aus und über England. S. 151.
Meyers Klassikerbibliothek. S. 197.
J. Kober, Karl Metz. S. 198.
F. Bornhak, Anna Amalia. S. 303.
L. Ganghofer, Fliegender Sommer. S. 303.
Philander, Medizinische Märchen. S. 304.
*B. Suphan und E. v. d. Hellen, Schriften der Goethegesellschaft. 7. Bd. S. 320.
*Th. Fontane, Frau Jenny Treibel. S. 340
*L. Pietsch, Wie ich Schriftsteller geworden bin. S. 430.
W. Giese, Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik. S. 450.
Prince de Bismarck, Carnet de Jeunesse. S. 453.
H. Oeser, Des Herrn Archemoros Gedanken. S. 455.
O. Roquette, Ul von Haslach. S. 480.
R. Nordhausen, Joß Fritz, der Landstreicher. S. 481.
E. Eggert, Der Bauernjörg. S. 481.
W. Arminius, Um den Wildsee. S. 482.
E. Engelmann, Die Pfingstfahrt. S. 483.
B. Robitzsch, Gerschwindt. S. 483.
M. F. Dellegrazie, Italische Vignetten. S. 484.
R. Schmidt-Cabanis, Lachende Lieder. S. 484.
A. Bertuch, Mirèio von F. Mistral. S. 485.
*Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs. S. 530. 571. 621.
H. Klein, Kosmologische Briefe. S. 546.
Dutoit-Haller, Schöpfung und Entwicklung. S. 547.
F. von Feldegg, Grundlegung einer Kosmobiologie. S. 547.
E. Andresen, Die Entwicklung der Menschen im Lichte christlich-nationaler Weltanschauung. S. 547.
J. A. Stähnly, Thales erwacht. S. 547.
G. Schmoller und O. Hintze, Die preußische Seidenindustrie. S. 548.
*F. Rissel, Ausgewählte dramatische Werke. S. 578.
*L. Eichrodt, Gesammelte Dichtungen. S. 578.
Ritter, Das deutsche Reich als Staat. 1. S. 598.
Wilhelm Sievers, Asien. S. 647.

Schwarzes Brett.

S. 55. 104. 199. 352. 407. 456. 503. 552. 599. 648.

Weltseele und allermodernste Ethik

Eine Neujahrsbetrachtung

Merkwürdig, was für Gründungen wir heutzutage auf geistigem Gebiete erleben! Wenn in den siebziger Jahren die Volksgenossen zeitweilig auf wirtschaftlichem Gebiete von luftigen Plänen überrascht wurden, die darauf angelegt waren, die Taschen zu erleichtern, so bieten sich heute nicht minder zahlreich und nicht minder bescheiden angepriesen Phantasiegebilde an, die Gemüter zu beschweren. Damals folgte auf den kurzen Rausch, der den Tanz ums goldne Kalb in neuen Formen zeitigte, eine arge Ernüchterung. Was aus den heutigen Gründungen hervorgehen wird, wer will es sagen! Doch mit Staunen und mit Grauen sehens die Ritter und Edelfrauen.

Hat man doch außer den vielen andern Vereinen in Neujerusalem einen Verein gegründet unter dem Zeichen glänzender Sternbilder, von dem die Mitglieder ein bazillenfreies Wachstum hoffen, das alle Krankheitsstoffe in der Gesellschaft aufsaugen und sie selbst der Welt erneuert und verjüngt wiedergeben soll. Von vier Seiten her will der Verein für ethische Kultur den Erneuerungsprozeß einleiten, von der pädagogischen, der litterarischen, der musischen und der sozialen. So versicherte man sich der Wege, ehe man die Ziele kannte — eine neue Strategie. Unser bewährter Feldmarschall sagte: „Erst das Ziel, und dann die Bahn.“ Und Lessing, den die Herren wohl gelten lassen werden, meinte: „Der Langsamste, der sein Ziel nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herumirrt.“ Aber vielleicht setzen die Kulturvereinler stillschweigend voraus, daß alle Wege nach Rom führen. Wozu also über das Ziel streiten? Vielleicht war es auch besser, es im Halbdunkel zu lassen; denn ehe man volle Klarheit verschafft hätte, wäre die Gesellschaft in soviel Atome zerstoben, als Köpfe zu ihr gehörten. So wird die Katastrophe

noch etwas hinausgeschoben, und der Komet kann bis auf weitres seinen Schwanz behalten, bis sich die Weltseele seiner erbarmt.

Die Weltseele? Allerdings. Denn als sie mit einander berieten und sprachen: Wohlauf! Lasset uns einen Turm bauen, der bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen, da riefen die einen: Solch Narrenwerk ziemt uns nicht, denn es giebt keinen Himmel! während die andern meinten, es gebe wohl einen Himmel, aber das sei ein Ding für sich und habe mit der Erde nichts zu schaffen. So redeten sie mit einander, und keiner verstand des andern Sprache, denn sie hatten sich unter einander noch mehr verwirret, als sie es vordem schon waren.

Da trat unter ihnen auf ein großer Prophet, schön von Angesicht und mit gellender Stimme begabt. Der rief: „Für uns ist Ethik allein Religion! Wir sind sehr wohl imstande, eine auf Wissenschaft gegründete Ethik zu schaffen. Wir dürfen uns nur nicht auf veraltete, überlebte Dogmen berufen, denn wir glauben weder an Götzen noch an alte Kleidungsstücke; wir glauben an die Weltseele, etwa im Sinne Goethes. Es ist nötig, daß wir die Wissenschaft als Basis unsers Erkennens annehmen, die Vernunft, nicht die Unvernunft, nicht Gewalten, von denen wir nichts wissen und kennen. Dann werden wir große Fortschritte herbeiführen. Wir müssen dahin wirken z. B. durch Petitionen an den Reichstag, daß wir den Schutz des Gesetzes erlangen zu Gunsten der vernünftigen Ethik gegen Unvernunft."

Bravo! Da sieht man doch, wo und wie! Wie viel besser hats doch der moderne Prophet, als seine Kollegen im alten Bunde. Er läßt sich ein Patent auf seine Ethik geben, oder nein, er läßt seine Weltanschauung vom Reichstag zum Reichsgesetz erheben und die Unvernunft dann von der Polizei hinausfegen. Das ist Freisinn und schneidiger Fortschritt! Dagegen konnte Jeremias nur Klagelieder erheben, die kein Patentamt erweichten und zu keinem Reichstage drangen.

Ist es schon Tollheit, hat es doch Methode. Eine noch größere — Unbefangenheit liegt aber in dem Satze, daß wir das Wissen, die Vernunft als Grundlage unsers Erkennens annehmen und in einem Atem versichern sollen: Wir glauben an die Weltseele. Heißt das nicht, wir sollen die alten Götzen ablegen und dafür einen neuen aufrichten? Oder ist die Weltseele Gegenstand der Wissenschaft, die allein vernünftig ist? Nein, denn es heißt: Wir „glauben" an die Weltseele. Nun sollen wir uns aber nach den Worten des neuen Propheten nicht an Gewalten hängen, von denen wir nichts wissen und nichts kennen. Was aber wissen wir von der Weltseele? Gehört nicht gerade sie in die eben geschilderte Klasse allerdunkelster Gewalten?

Nein, sagt der Prophet, wir glauben an sie im Sinne Goethes. Was ist das für ein Sinn? Darüber wird uns Goethe selbst den besten Aufschluß geben. Klar und deutlich spricht er aus: „Ich für mich kann bei den mannich-

sachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben. Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist — Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt."

Wo bleibt aber da die Weltseele? „Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen — sagt Goethe — und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte Gott wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, auf dieser materiellen Unterlage sich eine Pflanzstätte von Geistern zu gründen." Diese Ausdrucksweise läßt zweifellos auf eine persönliche Gottesvorstellung schließen. Wo bleibt da, fragen wir abermals, die Weltseele? „Ich frage nicht, lassen wir zum dritten den Dichter sprechen, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, die Vernunft selbst. Alle Wesen sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon soviel, daß er Teile des Höchsten erkennen kann."

Das ist, hören wir den neuen Propheten rufen, das ist die Weltseele! Gut — dann ist sie Gott, ein persönliches Wesen, wie Goethe will, dessen Walten wir in der Natur und im Menschenleben als fortwährende Äußerung der höchsten Liebe empfinden. Von seinem Wilhelm Meister äußert Goethe, er scheine nichts andres sagen zu wollen, als daß der Mensch, trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höhern Hand geleitet dennoch zum höhern Ziele gelange. Und ebenso sehen wir im Faust eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Hierin offenbart sich die tiefe innere Verwandtschaft Goethes mit dem Geiste des Christentums, von dem er so spricht: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkne und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern, wie er will; über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums wird er nicht hinauskommen."

Wie sich jemand, der, wenn auch als Nebengeschäft, die allertrivialste Gassenweisheit unsrer Tage zusammenkehrt, auf Goethe berufen kann, ist schlechterdings unbegreiflich.

Und schlechterdings unbegreiflich ist es auch, wie jemand eine persönliche sittliche Förderung erwarten kann von dem Glauben an etwas, das von sich nichts weiß. Das Sittliche hat zu seiner unerläßlichen Voraussetzung den Begriff der Persönlichkeit. Diese aber hat in jedem Augenblick ihres Daseins das Bewußtsein ihres innern Lebens, wonach sich dieses als der ihr zugehörige Besitz darstellt. Das Psychische ist das mit Bewußtsein seiner selbst begabte. Eine unbewußte Weltseele ist ein Widerspruch. Jedenfalls stünde sie unendlich tiefer, als die mit Bewußtsein ausgestattete Menschenseele, und

es läge kein Grund vor, an sie zu glauben, die auf der Stufenleiter des Bewußten die unterste Stelle einnimmt. Viel folgerichtiger wäre das Dogma: Glaube an die Menschenseele!

Damit wären wir denn glücklich bei der Vergötterung des eignen Ich angelangt, einer Lehre, die dem modernen Empfinden so zuzusagen scheint, daß man sich nicht scheut, die Individualität, wie sie leibt und lebt, auf ein Postament zu setzen, voller Ehrfurcht davor zu knieen und sie anzubeten. Wird doch alles Ernstes unter den Allermodernsten das Schlagwort verbreitet: „In dem Ausleben der Individualität besteht aller Kulturfortschritt." Es fragt sich nur, was man unter dem „Ausleben" versteht. In Künstlerkreisen, scheint es, bedeutet es einfach ein Sichhinwegsetzen über alle moralischen Forderungen. Sich nach allgemeinen sittlichen Grundsätzen richten bedeutet nach dieser Meinung eine fade Einförmigkeit des menschlichen Handelns. Das sei aber der Tod des Genies, das an keinerlei Schranken gebunden sein dürfe, das sich „ausleben" müsse. Richtiger wäre der Ausdruck austoben. Das tragische Schicksal des hochbegabten Stauffer von Bern dürfte das erschütterndste Beispiel in unsrer Zeit dafür sein, wohin eine derartige Auffassung führt. Wir würden nicht davon reden, wenn nicht eine allermodernste Ethik als Ziel hinstellte, den Kantischen Satz: „Handle so, daß die Grundsätze deines Handelns für alle Menschen gelten können" zu verwandeln in den Imperativ: „Handle so, wie nach deiner besondern Individualität nur gerade du handeln kannst." Der Kantische Satz soll der Tod alles individuellen Lebens sein; der neue Satz scheint aber doch der Tod alles Lebens überhaupt zu sein. Wenn das sittliche Gut, das die Menschheit erworben hat, als ein altes Kulturüberbleibsel hingestellt und die allgemein menschliche Sittenlehre als eine Summe von Gemeinplätzen betrachtet wird, als Fetzen, die aus allen möglichen sittlichen Anschauungen zusammengeholt sind, wenn sich jeder einzelne nach seiner Auffassung von Natur und Menschenleben seine Ethik zurechtmachen darf, so ist wohl die Frage berechtigt, wie man bei dieser Anschauung soll einer schrankenlosen Anarchie entgehen und das gesellschaftliche Zusammenleben überhaupt retten können. Wir haben gegen eine solche subjektivistische Ethik nichts einzuwenden, solange der einzelne vereinzelt bleibt, wie Robinson auf seiner Insel. Da mag er sich „ausleben," wie er es für gut hält. Wenn er aber mit andern zusammen leben und arbeiten will, dann muß er Moralgesetze anerkennen, die seiner Individualität allerdings Schranken auferlegen, aber freigewählte und selbstgewollte. Das geschieht nicht aus Gründen der Zweckmäßigkeit, sondern aus den Forderungen der innern Freiheit, die dahin zielen, die Übereinstimmung unsers Wollens mit dem Sittengesetz in uns zu vollziehen.

Es ist keine neue Weisheit, daß das Individuelle im Menschen, das, was seine Persönlichkeit ausmacht, das Naturell ist. Mächtig spricht die

Stimme des Bluts. Als Naturkraft drängt sie auf Befriedigung hin trotz der Welt und auf Kosten der Welt. Wer also aus der Individualität den höchsten sittlichen Grundsatz herleiten will, kann zu keinem andern Schlusse kommen, als zu dem: Laß das Naturell, das Blut gewähren; befriedige deine Neigungen und Triebe nach der dir angebornen Eigenart! Wer aber diesem Satze folgt, kann wohl zeitweise Befriedigung verspüren, muß aber mit äußerm und innerm Bankerott enden. Das ist ja das Tragische im Menschenleben. Will der einzelne sich „ausleben," so wie es seine Eigenart fordert, ruft er den Widerstand der äußern Welt hervor und beschwört Gefahren für sich herauf, die seinen Untergang herbeiführen können. Wer z. B. rücksichtslos seinem angebornen Erwerbstriebe folgt und sich dabei leicht über sittliche Bedenken hinwegsetzt, darf sich nicht wundern, wenn er einen Sturm gegen sich entfesselt, der ihn hinwegschwemmt. Die Berufung auf seine Eigenart, die nun einmal so und nicht anders sei, wird nicht anerkannt und kann nicht anerkannt werden, denn dem Menschen ist außer dem Blut auch das Urteil gegeben. Beide streiten oft wider einander, aber die Entscheidung ist in die Hand des Menschen gegeben. Er hat zu wählen zwischen Naturell und Pflicht, zwischen Leidenschaft und Vernunft.

Die allermodernste Ethik ist aber so verblendet, daß sie das Absolute in der Moral, das ästhetische Urteil, verachtet, das sich doch mit gleicher Kraft äußert wie die Stimme des Bluts, das sich schon im Paradies ankündigte in der Scham und der Furcht vor dem Herrn. Wollten die Menschen nur das Urteil hören und auf seine Stimme mehr achten als auf den Drang des Bluts, dann würden die Phrasen vom „Ausleben der Individualität" nicht die Köpfe so verwirren und die Herzen beirren.

Dabei giebt man sich lächerlicherweise der Hoffnung hin, daß bald ein Reformator der Moral erscheinen werde mit einem neuen Moralkodex. Dann sollen wir erfahren, wie wir unser neues Leben einzurichten haben. Wären wir wirklich so weit, daß wir das altehrwürdige Sittengesetz der zehn Gebote in die Rumpelkammer werfen müßten? Und wie steht es bei der neuen Moral mit dem „Ausleben der Individualität," da sie doch auch als ein von außen her gebietendes auftritt, gerade so wie ein Massenrezept aus dem Dunstkreis der großen moralischen Apotheke?

Eine sonderbare Begriffsverwirrung macht sich hier geltend. Weil man Sitte und Sittlichkeit begrifflich nicht auseinanderzuhalten vermag, redet man von steter Erneuerung der Ethik im Zusammenhang mit der Änderung der Lebensanschauung. Die Sitten wechseln, das Sittliche nicht. Dieses besteht in bestimmten, unwandelbaren ethischen Ideen, die in jeder Menschenbrust wohnen und wirken, allerdings in verschiednen Klarheitsgraden, da die theoretische Einsicht oft nicht weit genug vorgeschritten ist, die Willensverhältnisse klar zu betrachten, über die das sittliche Urteil ergeht. Der Individualität ist

dabei ein weiter Spielraum gelassen, so weit, als es nur möglich und zulässig ist. Sind doch die Verhältnisse des sittlichen Lebens so verwickelt, daß sich in der Anwendung der sittlichen Ideen auf einzelne Vorkommnisse im Leben die subjektive Auffassung reichlich bethätigen kann.

Nicht um Auffindung neuer ethischer Ideen handelt es sich, sondern um ihre Verwirklichung in unserm Leben. Dieses soll von ihnen erfüllt und durchdrungen sein. Dafür möge man kämpfen und ringen, der einzelne wie die Gesamtheit. Wenn es jetzt Mode zu werden beginnt, auch die Sittlichkeit reformiren zu wollen, da eben alles reformirt werden muß, so ist es Zeit, dieser krankhaften Sucht das Goethische Wort entgegenzuhalten: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums wird er nicht hinauskommen."

Die sogenannte lex Heinze

Der Gesetzentwurf, der unter dem 29. November v. J. dem Reichstage vorgelegt worden ist, und über den am 3. Dezember die allgemeine Besprechung begonnen hat, verfolgt im wesentlichen drei Ziele: Erhöhung des Strafmaßes für einzelne strafbare Handlungen, Erweiterung des Kreises der strafbaren Handlungen und Verschärfung der Strafvollziehung.

1. Eine Erhöhung des Strafmaßes soll bei der Kuppelei und dem Verkauf unzüchtiger Schriften eintreten. Nach § 180 und 16 des Strafgesetzbuchs wird die einfache Kuppelei mit Gefängnis von einem Tage bis zu fünf Jahren bestraft; auch kann daneben auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sowie auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden. Nach dem Entwurfe soll die Gefängnisstrafe mit einem Monat beginnen, und neben Ehrverlust und Polizeiaufsicht soll auch noch auf Geldstrafe von hundertundfünfzig bis sechshundert Mark erkannt werden können. Die schwere Kuppelei (Anwendung hinterlistiger Kunstgriffe u. s. w.) wird nach § 181 und 14 des Strafgesetzbuchs mit Zuchthaus von einem bis zu fünf Jahren bestraft; außerdem muß der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte ausgesprochen werden, und es kann auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden. Nach dem Entwurfe soll neben den Strafen des § 181 zugleich auch noch auf eine Geldstrafe von hundertundfünfzig bis sechstausend Mark erkannt werden können. Die Erhöhung der Strafe soll also darin bestehen, daß neben den bisher zulässigen Strafen

gegen beide Arten der Kuppelei auch noch eine Geldstrafe festgesetzt werden kann, und daß bei der einfachen Kuppelei das niedrigste Maß der Gefängnisstrafe ein Monat sein soll.

Mit diesen Vorschlägen wird man sich einverstanden erklären können. Die Kuppelei wird in der Regel nur von solchen Personen getrieben, die in sittlicher Hinsicht vollständig heruntergekommen sind. Gegen diese sind aber, wie auch in der Begründung des Entwurfs zutreffend angedeutet ist, Gefängnisstrafen von kurzer Dauer erfahrungsgemäß ohne jede Wirkung. Und dieser Umstand erscheint um so bedenklicher, als bei vielen Gerichten die Neigung erkennbar ist, die Strafen möglichst niedrig abzumessen. Durch die Kuppelei, die die Unerfahrenheit und augenblickliche Not in der raffinirtesten Weise benutzt, erscheint aber namentlich die Sittlichkeit der weiblichen Jugend aufs höchste gefährdet, und es ist demnach eine Pflicht der Gesetzgebung, gerade hier mit ganz besondrer Strenge vorzugehen. Die vorgeschlagne niedrigste Strafe von einem Monat Gefängnis erscheint daher keineswegs als zu hart. Ebenso muß die Zulässigkeit einer hohen Geldstrafe für zweckmäßig erachtet werden, weil damit namentlich die Inhaber gewisser öffentlicher Lokale empfindlich getroffen werden können, und eine gleichzeitige Geldstrafe überall da am Platze ist, wo vorwiegend Gewinnsucht das Motiv zur That gewesen ist.

Neben der Erhöhung der Strafe bringt der Entwurf noch drei Zusätze zu den §§ 180 und 181 des Strafgesetzbuchs in Vorschlag. § 181, so weit er hier in Betracht kommt, lautet: „Die Kuppelei ist, selbst wenn sie weder gewohnheitsmäßig noch aus Eigennutz betrieben wird, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu bestrafen, wenn ... 2. der Schuldige zu den Personen, mit welchen die Unzucht getrieben worden ist, in dem Verhältnis von Eltern zu Kindern, von Vormündern zu Pflegebefohlenen, von Geistlichen, Lehrern oder Erziehern zu den von ihnen zu unterrichtenden oder zu erziehenden Personen steht.“ Zum strafbaren Thatbestande der Nr. 2 gehört also, daß mit der verkuppelten Person Unzucht getrieben worden ist. Dies stimmt nicht mit dem Begriff der Kuppelei, wie er im § 180 definirt ist, und wonach zur Strafbarkeit die Verübung einer Unzucht in concreto nicht verlangt wird. Der strafbare Thatbestand der Kuppelei wird vielmehr völlig richtig schon dann als vorhanden erachtet, wenn gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub geleistet worden ist. Denn wenn der Thäter seinerseits wissentlich und absichtlich alles gethan hat, es andern Personen zu ermöglichen, Unzucht zu treiben, so ist damit sein unsittliches und deshalb strafbares Handeln vollendet, und es ist völlig unberechtigt, zu seiner Strafbarkeit noch die unsittliche Handlung dritter Personen zu verlangen. Mit Recht schlägt daher der Entwurf vor, die Nr. 2 des § 181 so zu fassen: „wenn ... 2. der Schuldige zu der verkuppelten Person in dem Verhältnis u. s. w. steht.“ Damit

würde die jetzt in der That bestehende gesetzliche Begünstigung der schweren Kuppelei beseitigt werden.

Sodann will der Entwurf mit der Strafe der schweren Kuppelei auch den Ehemann treffen, wenn er seine Frau verkuppelt. Obschon es nun auch besonders unsittlich erscheint, wenn ein Ehemann die Prostitution seiner Frau begünstigt, so ist doch die vorgeschlagne Bestimmung nicht ganz unbedenklich, weil sie mit dem gesetzgeberischen Motiv des § 181 Nr. 2 nicht völlig übereinstimmt. Hiernach soll eine strengere Strafe die treffen, die ein unbedingtes Autoritätsverhältnis, wie es zwischen Eltern und Kindern u. s. w. besteht, mißbrauchen. Ein solches Autoritätsverhältnis besteht aber zwischen Eheleuten nicht, und es ist immerhin bedenklich, ein richtiges gesetzgeberisches Motiv in derselben Gesetzesstelle zu durchbrechen. Jedenfalls würde dies nur dann rätlich erscheinen, wenn überzeugend nachgewiesen würde, daß gegen die Kuppelei des Ehemanns die Strafbestimmung des § 180, die jetzt dagegen allein anwendbar ist, sich als gänzlich unzureichend erwiesen habe. Sehr ernstlich würde auch zu erwägen sein, ob nicht in der vorgeschlagnen Bestimmung bei der notorisch weitgehenden Entsittlichung und Zerrüttung der ehelichen Verhältnisse, wie sie meist infolge sozialdemokratischer Irrlehren in weiten Kreisen der Bevölkerung eingetreten ist, ein verstärkter Anreiz zu Denunziationen liegen könnte. Der Inhalt gerichtlicher Verhandlungen in Ehescheidungsprozessen giebt zu dieser Frage sehr begründeten Anlaß.

Noch viel weniger Aussicht auf Zustimmung hat wohl der weitere zu § 180 vorgeschlagne Zusatz: „Die Vermietung von Wohnungen an Weibspersonen, welche wegen gewerbsmäßiger Unzucht einer polizeilichen Aufsicht unterstellt sind, bleibt straflos, wenn sie unter Beobachtung der hierüber erlassenen polizeilichen Vorschriften erfolgt.“ Der Zweck dieser Bestimmung ist nach den Motiven zunächst der, das Vermieten von Wohnungen an Prostituirte unter gewissen Umständen gegen die bisherige strafrechtliche Verfolgung zu schützen, zugleich aber auch der Polizeibehörde die Befugnis zu verschaffen, die Prostituirten in bestimmte Teile des betreffenden Ortes zu verweisen. Wenn man von dem auch von dem Entwurf eingenommenen Standpunkte ausgeht, daß nach allen Erfahrungen eine völlige Ausrottung der Prostitution auf dem Wege der strafrechtlichen und polizeilichen Unterdrückung unausführbar ist, so ließen sich für den ersten Teil dieses Vorschlags wohl Billigkeitsgründe geltend machen, insbesondre könnte damit dem so gefährlichen Zuhältertum entgegengearbeitet werden, weil die Prostituirte nicht mehr gezwungen wäre, zur Unterkunft den Beistand und den Schutz eines Zuhälters zu suchen. Schlechterdings von der Hand zu weisen ist aber der zweite Teil des Vorschlags. Durch seine Ausführung würden die betreffenden Ortsbezirke in die Acht erklärt werden, jede anständige Familie und Person müßte daraus flüchten, und in kurzer Zeit würden diese Bezirke die Brutstätten der privilegirten Pro-

stitution und der schwersten Verbrechen werden. Es mag ja richtig sein, was in der Begründung des Entwurfs gesagt ist, daß das zerstreute Wohnen der Prostituirten eine hinreichende polizeiliche Aufsicht erschwere; das ist aber sicherlich das kleinere Übel.

Eine Erhöhung der Strafe soll ferner in den Fällen des § 184 eintreten. Dieser lautet jetzt so: „Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen verkauft, verteilt oder sonst verbreitet, oder an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt, wird mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft. Gleiche Strafe trifft denjenigen, welcher aus Gerichtsverhandlungen, für welche wegen Gefährdung der Sittlichkeit die Öffentlichkeit ausgeschlossen war, oder aus den diesen Verhandlungen zu Grunde liegenden amtlichen Schriftstücken öffentlich Mitteilungen macht, welche geeignet sind, Ärgernis zu erregen." Nach dem Entwurf soll künftig eine solche That mit Gefängnis bis zu sechs Monaten und zugleich mit einer Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit einer dieser beiden Strafen belegt werden. Die Erhöhung der Strafe besteht also in der zulässigen Verbindung einer Gefängnis- und einer Geldstrafe und in der Erhöhung der Geldstrafe bis zu dem Betrage von sechshundert Mark. Neu ist auch der Vorschlag, daß, wenn eine solche Handlung gewerbsmäßig begangen worden ist, Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten eintreten soll, und daß daneben auch auf Geldstrafe bis zu fünfzehnhundert Mark, auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sowie auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht soll erkannt werden können.

Auch mit diesen Straferhöhungen wird man sich aus den bereits angestellten Erwägungen nur einverstanden erklären können. Insbesondre erscheint es gerechtfertigt, die gewerbsmäßige Verübung solcher Handlungen mit einer härtern Strafe zu belegen, weil durch sie namentlich auf jugendliche Personen in der verderblichsten Weise eingewirkt wird.

2. Das zweite Ziel des Entwurfs ist die Erweiterung des Kreises der strafbaren Handlungen, d. h. es sollen bisher straflose Handlungen in Zukunft mit Strafe bedroht werden. In erster Reihe wird hier die Einschiebung eines neuen § 181a in folgender Fassung verlangt: „Eine männliche Person, welche, ohne im gegebnen Falle einen gesetzlichen Anspruch auf Alimentation zu haben, von einer Weibsperson, die gewerbsmäßig Unzucht treibt, ganz oder teilweise den Lebensunterhalt bezieht, oder welche einer solchen Weibsperson gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz in Bezug auf die Ausübung des unzüchtigen Gewerbes Schutz gewährt oder sonst förderlich ist, wird wegen Zuhälterei mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft. Die Bestimmung des § 180 Absatz 2 findet auch hier Anwendung. Ist der Zuhälter der Ehemann der Weibsperson, oder hat der Zuhälter die Weibsperson unter Anwendung von Gewalt oder Drohungen zur Ausübung des unzüchtigen Gewerbes angehalten,

so tritt Gefängnis nicht unter einem Jahre ein. Neben der Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht, sowie auf Überweisung an die Landespolizeibehörde mit den in § 362 Absatz 2 und 3 vorgesehenen Folgen erkannt werden."

Unzweifelhaft liegt in diesem Vorschlag der Schwerpunkt der ganzen Vorlage. Es soll damit der Begriff der „Zuhälterei" gesetzlich definirt und diese allgemein unter Strafe gestellt werden. Darüber, daß gegen die Zuhälterei mit äußerster Strenge vorgegangen werden müsse, besteht wohl keine Meinungsverschiedenheit; es bleibt nur die Frage zu lösen, wie dies mit Aussicht auf sichern Erfolg gesetzlich geregelt werden soll. Nach der gegenwärtigen Lage der Gesetzgebung kann der Zuhälter nur auf Grund des § 180 des Strafgesetzbuchs wegen Kuppelei zur Verantwortung gezogen werden. Dies setzt aber voraus, daß in jedem Einzelfalle alle Merkmale der Kuppelei nachgewiesen werden können. Mißlingt dieser Nachweis, so geht der Zuhälter straflos aus, obwohl es nicht dem geringsten Zweifel unterliegt, daß er zu der Prostituirten hält und diese wieder an ihm einen Rückhalt findet. Weil nun aber hauptsächlich hierdurch der Betrieb und die Verbreitung der gewerbsmäßigen Unzucht wesentlich erleichtert wird, so wird es in der Begründung des Entwurfs mit Recht als notwendig bezeichnet, den Zuhälter auch ohne den vollen Thatbestand des § 180 mit Strafe treffen zu können. Dies setzt voraus, daß neben dem § 180 ein selbständiger Thatbestand der Zuhälterei gesetzlich definirt werde. Der Entwurf versucht dies in zweifacher Weise.

Die erste Definition dürfte nun zu weit gehen. Es sind sehr wohl Fälle denkbar, wo eine Prostituirte aus irgend einem Grunde einem örtlich entfernt wohnenden Manne aus ihrem Verdienste fortlaufende Unterstützungen zuwendet, der Empfänger die Art des Verdienstes sehr wohl kennt, sich aber im übrigen um die Prostituirte in keiner Weise kümmert. In einem solchen Falle kann doch wohl von einer Zuhälterei nicht die Rede sein, vielmehr wird dazu immer noch eine gewisse nähere örtliche Beziehung erforderlich sein, weil ohne persönlichen Verkehr Zuhälterei überhaupt nicht denkbar ist. Andrerseits leidet die Definition wieder an einer zu engen Fassung, denn ein Gesetz mit dem vorgeschlagnen Wortlaut würde leicht durch Verabreichung von Wertgeschenken u. s. w. umgangen werden können. Weniger bedenklich dürfte die zweite Definition sein, und wenn sie sich auch dem Thatbestande der einfachen Kuppelei nähert, so würde doch mit ihrer Anwendung die strafrechtliche Verfolgung des Zuhälters immer noch leichter sein, als auf Grund des § 180.

Zu der relativ richtigsten Definition der Zuhälterei wird man wohl nur dann gelangen, wenn man dem thatsächlichen Verhalten des Zuhälters nachgeht. Dieses kann zunächst ein nur vorsorgliches, beobachtendes sein. Er besorgt seiner Dirne zu ihrer Unterkunft, nicht aber als Absteigequartier zum

Betriebe der Unzucht, eine Wohnung, er begleitet sie in angemessener Entfernung auf ihren Erwerbsgängen, warnt sie vor Polizeibeamten und nimmt die Flüchtige in seiner Wohnung auf; seine Begleitung ermöglicht der Dirne den Eintritt und den Aufenthalt in Lokalen, die sie allein nicht betreten dürfte. Unter Umständen tritt der Zuhälter aber auch handelnd auf. Er sucht die Dirne, der die Verhaftung droht, zu befreien, er schützt sie gegen Roheiten der Besucher und erpreßt von diesen durch Drohung oder Mißhandlung möglichst hohe Bezahlung. Durch diese Fürsorge und durch dieses thätige Auftreten des Zuhälters wird der Dirne der Betrieb ihres Gewerbes wesentlich erleichtert, und dafür beansprucht er einen guten Teil ihres Verdienstes. In beiden Fällen dient der Zuhälter einem unsittlichen und verwerflichen Zweck.

Nach dem bisher gesagten wird man den strafbaren Thatbestand der Zuhälterei zunächst schon dann als vorliegend annehmen müssen, wenn erwiesen ist, daß der Zuhälter mit der Dirne in Verkehr steht und Vermögensvorteile von ihr annimmt, obwohl er weiß, daß diese Zuwendungen aus dem unzüchtigen Gewerbe der Dirne herrühren. Eine solche Annahme von Zuwendungen wird aber auch eine wiederholte sein müssen; die nur gelegentliche, einmalige Annahme eines Geschenkes kann nicht schon strafbar erscheinen. Das vorsorgliche, beobachtende Verhalten des Zuhälters wird jedoch nicht mit in den Thatbestand aufzunehmen sein, weil damit die Überführung zu sehr erschwert werden würde, und weil das eigentlich strafbare schon darin liegt, daß er an den Einkünften der Dirne teilnimmt. Ist der Zuhälter aber thätig aufgetreten, dann wird er für strafbar zu erachten sein, wenn dies öfters oder aus Eigennutz geschehen ist. Im erstern Falle ist mindestens zum Schutze unsittlichen Treibens die öffentliche Ordnung bedroht worden, und im andern Falle hat er wiederum an dem Verdienst aus unsittlichem Gewerbe teilgenommen. Hiernach könnte dem § 181a des Entwurfs vielleicht folgende Fassung gegeben werden: „Ein Mann, der mit einer Weibsperson, welche gewerbsmäßig Unzucht treibt, in Verkehr steht und sich von ihr, ohne einen rechtlichen Anspruch darauf zu haben, gewohnheitsmäßig Vermögensvorteile gewähren läßt, von denen er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß sie durch gewerbsmäßige Unzucht erlangt sind, wird wegen Zuhälterei mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft. Gleiche Strafe trifft einen Mann, der einer solchen Weibsperson gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz in der Ausübung ihres unzüchtigen Gewerbes Schutz gewährt oder Beistand leistet."

Gegen den übrigen Inhalt des vorgeschlagnen § 181a dürften keine wesentlichen Bedenken geltend zu machen sein, insbesondre erscheint es gerechtfertigt, daß der Ehemann als Zuhälter mit einer strengern Strafe bedroht werde, weil es besonders schimpflich ist, wenn der Ehemann, anstatt die Ehre der Frau zu verteidigen, an den Vorteilen ihres unzüchtigen Gewerbes teil-

nimmt und sie bei dessen Ausübung unterstützt. Nur eine Ergänzung des § 181a erscheint noch notwendig, nämlich daß im Rückfalle die Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten festgesetzt und daneben gleichzeitig auf Überweisung an die Landespolizeibehörde erkannt werde. Die Zuhälter sind durchweg sittlich vollständig gesunken, verroht und arbeitsscheu, daher kann nur der Aufenthalt in einem Arbeitshause nachhaltig auf sie einwirken. Es wird nicht möglich sein, mit irgend welcher Definition alle vorkommenden Arten der Zuhälterei zu treffen, das aber ist gewiß möglich und notwendig, die wirklich getroffnen Fälle mit rücksichtsloser Strenge zu behandeln.

In zweiter Linie wird eine Erweiterung des Kreises der Verbrechen zu § 184 vorgeschlagen. Nach dem gegenwärtigen Wortlaut dieses Paragraphen ist die thatsächliche Verbreitung unzüchtiger Schriften Voraussetzung der Strafbarkeit, es kann erst eingeschritten werden, wenn eine Verbreitung bereits geschehn ist. Man wird der Begründung der Vorlage darin zustimmen müssen, daß dieser Zeitpunkt des strafrechtlichen Einschreitens zu spät sei, und daß Maßregeln nötig seien, um den Eintritt der Gefährdung der Sittlichkeit zu verhüten. Daher will die Vorlage auch den mit Strafe treffen, der unzüchtige Schriften u. s. w. feilhält, zur Verbreitung herstellt oder zum Zweck der Verbreitung im Besitz hat, ankündigt oder anpreist. Diese Vorschläge erscheinen aber insoweit bedenklich, als sie Thatbestände unter Strafe gestellt wissen wollen, die sich in der Regel der öffentlichen Wahrnehmung entziehn. Es würde deshalb die Gefahr vorliegen, daß die zur Strafverfolgung berufenen staatlichen Organe den Geschäftsbetrieb in Druckereien, Buch- und Kunsthandlungen u. s. w. fortgesetzt mit Durchsuchungen und Beschlagnahmen beunruhigen und diskreditiren könnten. Ein genügender Schutz dagegen würde sich in einer Novelle zum Strafgesetzbuch nicht einschalten lassen, weil für Durchsuchungen und Beschlagnahmen die §§ 94 f. der Strafprozeßordnung und § 23 des Reichspreßgesetzes vom 7. Mai 1874 maßgebend sind, und es doch wohl bedenklich erscheint, gelegentlich und gleichzeitig auch noch in die Strafprozeßordnung hinüberzugreifen. Aus diesen Gründen wird es sich wohl rechtfertigen, in der Vorlage die Worte: „wer sie zur Verbreitung herstellt oder zum Zweck der Verbreitung im Besitz hat," zu streichen. Es wird dies um so unbedenklicher sein, wenn nach der Absicht der Vorlage das Feilhalten, Ankündigen und Anpreisen unzüchtiger Schriften u. s. w. unter Strafe gestellt wird. Schon hierin wird eine ausreichende Maßregel gegen die thatsächliche Verbreitung zu finden sein.

Weiter will die Vorlage auch den mit Strafe treffen, der durch Ankündigung in Druckschriften unzüchtige Verbindungen einzuleiten sucht. Dies erscheint gerechtfertigt, weil solche Ankündigungen in der That schon viel Anstoß erregt haben, und unerfahrene und leichtgläubige Personen dadurch auf verderbliche Wege geführt worden sind. Sehr bedenklich ist es dagegen wieder,

wenn die Vorlage auch den mit Strafe bedroht, der an öffentlichen Straßen oder Plätzen Abbildungen oder Darstellungen ausstellt oder anschlägt, die, ohne unzüchtig zu sein, durch gröbliche Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls Ärgernis zu erregen geeignet sind. Eine solche Bestimmung würde, da sich die Grenzen des Zulässigen nicht allgemein bestimmen lassen, zu einer sehr verschiedenen, das Rechtsbewußtsein verwirrenden Rechtsprechung führen, und bei einer zu peinlichen Auffassung könnten dadurch der Kunst und dem Kunstgewerbe die schwersten Beeinträchtigungen zugefügt werden. Wer an solchen nicht unzüchtigen Abbildungen oder Darstellungen Ärgernis nimmt, kann sich diesem doch durch Abwendung seiner Blicke sehr leicht entziehn.

Endlich will die Vorlage im dritten Artikel einen neuen Schweigebefehl einführen, indem sie zu dem § 173 des Gerichtsverfassungsgesetzes in der Fassung nach dem Gesetze vom 5. April 1888 folgenden Zusatz in Vorschlag bringt: „So weit die Öffentlichkeit nicht ausgeschlossen worden ist, kann, falls eine Gefährdung der Sittlichkeit zu besorgen ist, durch Beschluß die öffentliche Mitteilung aus den Verhandlungen oder aus einzelnen Teilen derselben untersagt werden.“ Bis jetzt ist ein sogenannter Schweigebefehl durch das erwähnte Reichsgesetz vom 5. April 1888 eingeführt, das bestimmt: „Ist die Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen, so kann das Gericht den anwesenden Personen die Geheimhaltung von Thatsachen, die durch die Verhandlung u. s. w. zu ihrer Kenntnis gelangen, zur Pflicht machen. Der Beschluß ist in das Sitzungsprotokoll aufzunehmen. Gegen denselben findet Beschwerde statt. Die Beschwerde hat keine aufschiebende Wirkung.“

Zu dem neuen Vorschlage der Vorlage haben jedenfalls die Mitteilungen aus den Prozessen gegen Gräf und Heinze Veranlassung gegeben, und es wird sich auch gegen diese Neuerung nichts wesentliches einwenden lassen. Zweckmäßig wird es aber sein, die neue Bestimmung mit der angeführten entsprechenden Bestimmung des Gesetzes vom 5. April 1888 möglichst in Übereinstimmung zu bringen, insbesondre wird der Beschluß ebenfalls zu protokolliren und durch Beschwerde angreifbar zu machen sein. Der sachliche Unterschied zwischen beiden Schweigebefehlen ist der, daß nach dem Reichsgesetze die „Geheimhaltung“ zur Pflicht gemacht und damit auch eine private Mitteilung verboten werden kann, während die Vorlage nur eine öffentliche Mitteilung verhindern will; ein Zuwiderhandeln soll unter Strafe gestellt werden. Zu erwägen wäre nur noch, ob es nicht genügen würde, die Veröffentlichung durch die Presse und durch sonstige Druckschriften, sowie in öffentlichen Versammlungen zu verbieten, sodaß also andre Mitteilungen, wie z. B. an offner Wirtshaustafel, nicht strafbar erscheinen würden.

3. Das dritte Ziel des Entwurfs ist eine Verschärfung der Strafvollziehung. Zu diesem Zweck wird zunächst vorgeschlagen, hinter § 16 des Strafgesetzbuchs

folgenden neuen § 16a einzuschalten: „Bei der Verurteilung zu Zuchthaus- und Gefängnisstrafe kann, wenn die That von besondrer Roheit oder Sittenlosigkeit des Thäters zeugt, auf Verschärfung der Strafe bis auf die Dauer der ersten sechs Wochen erkannt werden. Die Verschärfung der Strafe besteht darin, daß der Verurteilte eine harte Lagerstätte und als Nahrung Wasser und Brot erhält. Die Verschärfungen können einzeln oder vereinigt angeordnet werden und kommen an jedem dritten Tag in Wegfall. Auch kann auf eine mildere Vollstreckungsweise erkannt werden. Die Strafverschärfungen sind auszusetzen, wenn und so lange der körperliche Zustand des Verurteilten den Vollzug nicht zuläßt."

Diesem Vorschlage gegenüber wird man zunächst fragen dürfen, ob es sich rechtfertigen lasse, hier so gelegentlich einen Teil der Strafvollziehung mit zu ordnen. Bei der Beantwortung dieser Frage dürfte folgendes zu erwägen sein. Die Behandlung der Strafvollziehung ist schon in der Plenarsitzung des Reichstags vom 21. Mai 1890 auf die Interpellation des Abgeordneten Dr. Bamberger sehr eingehend erörtert worden. Damals wurde von dem Staatssekretär des Reichsjustizamts mitgeteilt, daß bereits infolge früherer Reichstagsbeschlüsse das Reichsjustizamt den Auftrag erhalten habe, den Entwurf eines Strafvollziehungsgesetzes auszuarbeiten, daß sich aber dem Abschluß dieses Entwurfs große Schwierigkeiten entgegengestellt hätten. Diese seien zum Teil aus dem Kostenpunkt, zum Teil aus den Angriffen der Strafrechtswissenschaft gegen das ganze System unsrer Freiheitsstrafen erwachsen. Bei einer spätern Gelegenheit (in der Reichstagssitzung vom 30. Januar 1891) erklärte derselbe Staatssekretär, daß sich die verbündeten Regierungen gegenüber einer einheitlichen Ordnung der Strafvollziehung keineswegs ablehnend verhielten, daß aber die Sache für eine endgiltige Entscheidung noch nicht reif sei. Zuletzt ist diese Angelegenheit durch Petitionen, die durch die Behandlung des Redakteurs Boshart in dem Gefängnis zu Ichtershausen veranlaßt worden waren, wieder angeregt worden. Über diese Petitionen hat die Petitionskommission Bericht erstattet, und bei der Verhandlung darüber im Plenum des Reichstags am 24. März 1892 ist der Antrag v. Strombecks angenommen worden, daß noch vor der Reform der Vollziehung der Freiheitsstrafen die wichtigsten Grundsätze bezüglich der Beschäftigung, Bekleidung, Beköstigung und sonstigen Behandlung der Straf- und Untersuchungsgefangnen durch die Reichsgesetzgebung festgestellt werden möchten. Ein Antrag des Abgeordneten Dr. von Bar, der die Vollziehung von kürzern Haft- und Gefängnisstrafen betrifft, ist nicht mehr zur Verhandlung gekommen. Ebenso wenig ist bisher der erwartete Gesetzentwurf vorgelegt worden. Daraus ist zu schließen, daß auch im Reichsjustizamte die Erörterungen über Regelung der gesamten Strafvollziehung noch zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt haben. Da es nun aber doch als unerläßlich anzuerkennen ist, Übelständen, die von be-

sondrer Roheit und Sittenlosigkeit zeugen und gerade in neuester Zeit in der bedrohlichsten Weise hervorgetreten sind, möglichst rasch entgegenzuwirken, und diese Abwehr auf dem Gebiete des Strafrechts nur durch Verschärfung der Strafe wirksam gestaltet werden kann, so wird man die von der Vorlage beabsichtigte Regelung eines Teiles der Strafvollziehung doch wohl für zulässig erachten müssen.

Nach dem Wortlaut der Vorlage soll nun auf die in Aussicht genommene Verschärfung der Strafe in allen Fällen erkannt werden können, wenn die That von besondrer Roheit oder Sittenlosigkeit des Thäters zeugt, und nach der zu § 16a gegebnen Begründung soll diese Bestimmung in erster Linie gerichtet sein gegen Kuppler, Zuhälter und Verbreiter unzüchtiger Schriften, sodann auch gegen Raufbolde, die auf öffentlicher Straße rohe Schlägereien beginnen, harmlose Vorübergehende beschimpfen, Frauen mit Worten oder thätlich angreifen, ferner gegen die sogenannten Messerhelden und die, die in der Öffentlichkeit durch unzüchtige Reden oder Handlungen Ärgernis erregen. Hiergegen wird kaum etwas einzuwenden sein, weil die bezeichneten Übelthäter in der Regel so abgestumpft sind, daß eine gewöhnliche längere oder kürzere Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe auf sie gar keinen Eindruck macht. Bei rückfälligen Übelthätern dieser Art wird es aber noch im dringendsten Interesse der von ihnen fortgesetzt bedrohten öffentlichen Ordnung liegen, die vorgeschlagne Verschärfung ein- oder mehreremal, insbesondre kurz vor Beendigung der Strafhaft wiederholen zu lassen, weil sich nur dann erwarten läßt, daß die Strafe warnend in der Erinnerung bleibt. Nach dieser Richtung dürfte also die Vorlage noch zu verschärfen sein. Andrerseits ist es aber ebenso unerläßlich, daß die Grenzen für die Anwendbarkeit des § 16a in den Worten des Gesetzes selbst und nicht nur in den Motiven bestimmt werden, weil sonst Entscheidungen getroffen werden könnten, die mit dem allgemeinen Rechtsbewußtsein in Widerstreit geraten würden.

Die Verschärfung der Strafe aus § 16a soll nach dem Vorschlage der Vorlage zu § 362 des Strafgesetzbuchs auch bei Verurteilung zur Haft, die auf Grund des § 361 Nr. 3 bis 8 erfolgt ist, zulässig sein. Es würden also davon Landstreicher, rückfällige Bettler, Spieler, Trinker, Arbeitsscheue, Prostituirte und solche, die aus eigner Verschuldung obdachlos sind, getroffen werden. Auch hiergegen ist wohl nichts zu erinnern, weil rückfällige Bettler, Landstreicher u. s. w. gegen die gewöhnliche Haftstrafe meist gänzlich unempfindlich ist. Es geht dies insbesondre daraus hervor, daß diese verkommenen Personen gegen die verurteilenden Entscheidungen der Schöffengerichte in der Regel nur insoweit die Berufung einlegen, als auf Überweisung an die Landespolizeibehörde erkannt worden ist. Diese Wahrnehmung dürfte zugleich dringend darauf hinweisen, im zweiten und in jedem weitern Rückfalle die Überweisung als obligatorisch auszusprechen, zumal da bei vielen Schöffen-

gerichten gegen die Anträge des Amtsanwalts eine völlig unangebrachte und die Strafrechtspflege lähmende Milde waltet.

Schließlich bleibt noch zu erwähnen, daß nach einem weitern Vorschlage zu § 362 des Strafgesetzbuchs Prostituirte, die nach § 361 Nr. 6 verurteilt worden sind, statt in ein Arbeitshaus, in eine Besserungs- oder Erziehungsanstalt oder in ein Asyl gebracht werden können. Diese mildere Behandlung würde jedoch nur bei jugendlichen Personen einen günstigen Erfolg erwarten lassen.

Ein Elb-Trave-Kanal*)

Es ist eine bedauerliche Thatsache, daß die Ausfuhr Deutschlands seit einer Reihe von Jahren nicht die Fortschritte aufweist, die im Interesse des deutschen Handels und der deutschen Industrie zu wünschen wären. Während sich Englands Übergewicht im internationalen Verkehr, gestützt auf seine reichen natürlichen Hilfsquellen, besonders auch auf die Leistungen seiner Kolonien, fast unverändert erhalten hat, auch Frankreich seine Industrieerzeugnisse in jährlich gesteigerten Mengen ausführt, hat die Ausfuhr Deutschlands in dem letzten Jahrzehnt, wie sich aus den Angaben des statistischen Jahrbuchs für 1892 ergiebt, keine Fortschritte gemacht; sie betrug:

1882	20428282	Tonnen	1887	22295112	Tonnen
1883	22643089	„	1888	23841217	„
1884	22061945	„	1889	21446922	„
1885	21643219	„	1890	22414247	„
1886	21482972	„	1891	23338635	„

Für dieses Stehenbleiben mögen mannichfache Gründe geltend gemacht werden können: die Erhöhung der Zollschranken im Auslande, das Erstarken der Industrie fremder Länder, wesentliche Erhöhung der Produktionskosten im Inlande u. a. Aber eine wichtige Ursache sollte bei der mangelhaften Ausbildung unsrer Verkehrswege auch nicht übersehen werden. Der Standort unsrer Industrien ist vielfach für die Ausfuhr sehr ungünstig, weil sie größtenteils an die tiefbinnenländische Lage der Kohlen- und Eisenlager gebunden sind,

*) Da die Verhandlungen über die Ausführung eines Elb-Trave-Kanals zwischen Lübeck und Preußen dahin geführt haben, daß nicht nur eine grundsätzliche Einigung über die gemeinsame Ausführung erreicht, sondern auch eine Verständigung über die gemeinschaftliche Tragung der Kosten erzielt worden ist, dürfte der vorstehende Aufsatz nicht ohne „aktuelles“ Interesse sein. D. Red.

sodaß unsre Ausfuhrgewerbe mehr als in jedem andern Lande auf die Anlegung und Ausbildung der billigsten Absatzwege angewiesen sind. Mag auch das Eisenbahnnetz in den letzten Jahrzehnten eine bedeutende Ausdehnung erfahren haben, so stehen wir doch, was die Entwicklung und den Ausbau unsrer Wasserverkehrswege betrifft, bei weitem nicht auf der Höhe der Zeit, zumal wenn wir damit die Kanalanlagen Hollands und Belgiens oder das großartig entwickelte Binnenwasserstraßensystem Frankreichs vergleichen. Man täuscht sich denn auch jetzt in den betreffenden Kreisen über die jahrelangen Versäumnisse auf diesem Gebiete nicht mehr; es ist schon oft genug auf die Thatsache hingewiesen worden, daß wir mit unsrer Ausfuhr nicht vorwärts kommen, und man hat das auch schon richtig hie und da auf unsre wenig entwickelte Binnenschiffahrt zurückgeführt. Aber das alles hat doch nicht die volkswirtschaftlich so überaus großen Ansprüche in dieser Beziehung mit unsrer Gesetzgebung in Einklang zu bringen vermocht. Was an Bemühungen in dieser Richtung wahrzunehmen ist, ist zum größten Teil über die Stufe des Projekts und der Vorarbeiten noch nicht hinausgekommen.

Beim Kanalbau ist zu unterscheiden zwischen Seekanälen und Stromkanälen, namentlich zwischen einem Nordostseekanal, der volkswirtschaftlich, wie man wohl immer mehr einsieht, eine sehr geringe Bedeutung hat, und dem Ausbau unsers wichtigen binnenländischen Kanalsystems, wie er als Ergänzung und Erweiterung der natürlichen Stromschiffahrtsstraßen des Rheins, der Weser und der Elbe für ein Industrie- und Ausfuhrland wie das deutsche Reich von der allergrößten Wichtigkeit erscheinen sollte. Bei Erwägung dieser letzten Frage zeigt sich, daß selbst bei Kanälen von anscheinend so geringer Wichtigkeit wie dem Elb-Trave-Kanal ein großer volkswirtschaftlicher Nutzen liegt, und daß nur die volkswirtschaftlichen Arbeiter gefunden zu werden brauchen, um allseitig klar zu machen, daß die wirtschaftlichen Wirkungen von Kanälen ein weit größeres Gebiet umfassen als das, dem die Kanäle geographisch angehören. Dafür ist die Wasserverbindung zwischen Elbe und Ostsee ein bemerkenswertes Beispiel.

Es ist das Verdienst der Handelskammer zu Halberstadt oder richtiger ihres Syndikus, den über die Grenzen seines Verlaufs wesentlich hinausreichenden wirtschaftlichen Wert eines Elb-Trave-Kanals aus richtigen Gesichtspunkten in einer größern Schrift dargelegt zu haben, die nicht nur zum Verständnis ihres besondern Gegenstandes, sondern auch zur Gewinnung richtiger volkswirtschaftlicher Anschauungen bei Beurteilung von Wasserstraßen und ihrer verkehrschaffenden Wirkungen einen beachtenswerten Beitrag liefert.

Der Zweck des Elb-Trave-Kanals soll kurz gesagt der sein, der Elbe eine zweite Mündung nach der Ostsee zu verschaffen, da er von Lauenburg a. E. aus nach Lübeck durch das Herzogtum Lauenburg bis zur Ostsee als Großschiffahrtsweg geplant wird. Die Wirkung seiner verkehrsthätigen Leistungen

wird erstens darin bestehen, daß er das deutsche Elbbecken mit der Ostsee verbinden, zweitens darin, daß er den Rhein-Weser-Elb-Kanal, der als verbindende Wasserstraße dieser drei Ströme gedacht ist, und damit das ganze westdeutsche Wasserstraßennetz an die Ostsee anschließen wird.

Der erste Abschnitt der uns vorliegenden Arbeit hat ein vorwiegend geschichtliches Interesse, er beschäftigt sich im wesentlichen mit einem statistischen Vergleich des deutschen Handels nach den nordischen Reichen mit dem Englands und der andern Weststaaten seit Anfang dieses Jahrhunderts. Der Verfasser tritt hierbei der landläufigen, aber dennoch unzutreffenden Vorstellung entgegen, daß Lübecks Handel an nationaler Bedeutung viel verloren habe. Allerdings hat Lübeck nicht alle seine alten Handelsbeziehungen in die Neuzeit herübernehmen können. Für den Verlust der ehemaligen Handelsverbindungen mit England und den Niederlanden hat aber in den letzten Jahrzehnten die große, von der Industrieentwicklung West- und Mitteldeutschlands getragne Kräftezufuhr reichen Ersatz geboten, und die regen Beziehungen zum deutschen Binnenlande haben die Handelsmacht und Handelskraft Lübecks so gestärkt, daß die Stadt heute wieder als ein Hauptverkehrspunkt an der baltischen Küste gelten kann. Der deutsche Handel nach dem Norden bewegte sich in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts überhaupt in kleinen Verhältnissen; dennoch konnte die Ausfuhr Lübecks mit so ansehnlichen Ziffern hervortreten, daß bis zum Jahre 1860 die gesamte Ausfuhr der schleswig-holsteinischen Häfen nur den zehnten Teil der Lübecker ausmachte. Was die preußischen Häfen Stettin, Danzig, Königsberg, Stralsund, Elbing, Stolpe, Wolgast, Anklam, Kolberg, Rügenwalde, Greifswald u. s. w. betrifft, so zeigte Lübecks Handel bis zu den sechziger Jahren auch diesen Häfen gegenüber ein Übergewicht. Nach Schweden z. B. betrug seine Ausfuhr im Jahre 1859 15 660 000 Reichsthaler, die Ausfuhr jener Häfen zusammen nur 1 042 000 Reichsthaler. Eine Änderung dieser in unsrer Denkschrift mit vielen Einzelheiten geschilderten Sachlage zu Gunsten der letztern Häfen, namentlich zu Gunsten Stettins, vollzog sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Die industrielle Erstarkung Schlesiens, die erhöhte Betriebsamkeit der landwirtschaftlichen Gewerbe Norddeutschlands, die große Vermehrung der Bevölkerungen Schlesiens, Pommerns, Posens und Brandenburgs mit ihrer großen Verbrauchsfähigkeit, vor allem das starke Anwachsen Berlins, wurden die Quellen der Handelskraft Stettins; im Jahre 1869 führte es 4 024 790 Meterzentner Waren aller Art seewärts aus, und seitdem hat es den dritten Platz unter allen deutschen Seestädten in der Ausfuhr wie in der Einfuhr.

Doch die Untersuchungen der Halberstädter Denkschrift schildern, wie trotz des so außerordentlichen Aufschwungs von Stettin sich auch Lübecks Entwicklung aus den fünfziger Jahren fortsetzte. Begünstigt namentlich von seiner Kreuzungslage, die für den ganzen südwestdeutschen Überlandshandel die nächste

Verbindung mit den Ostseeschiffahrtsstraßen herstellte und zugleich mit der Elbe und dem nahen Hamburger Markt innig zusammenhing, wurde Lübeck mehr und mehr der Ausfuhrhafen für die manufakturkräftigen westlichen und mitteldeutschen Landesteile und für die industriell nicht weniger erstarkenden Elbgebiete.

Aber so wichtig die Stellung der Stadt als Sammelpunkt und Verschiffungsplatz des aus dem Hinterlande zusammenströmenden Stück- und Wertgutverkehrs wurde, so hat sie doch für den in neuerer Zeit sehr angewachsenen Massengüterverkehr diese Stellung nicht ganz behaupten können. Die Verfrachtung schwerer Produkte, wie sie namentlich die Industrien Sachsens und seiner Nachbargebiete erzeugen, stellt heute immer größere Anforderungen an die Wohlfeilheit des Transports. Weil der Stadt eine leistungsfähige Wasserverbindung mit der Elbe fehlt, so haben auch die Massengüter Sachsens mehr und mehr den Umweg über Hamburg und Skagen und über Stettin nach der Ostsee eingeschlagen, sodaß in diesem Punkte die natürliche Aufgabe, die Handelsverbindung des innern Deutschlands und zunächst des Elbgebietes mit den die Ostsee umgebenden Ländern herzustellen, bei Lübeck mehr und mehr versagte. Allerdings hat Lübeck wie vor Jahren so auch heute noch im Stecknitzkanal, dem ältesten Kanal Deutschlands, eine Wasserverbindung mit der Elbe, aber wie wenig dieser veraltete, weil in den Größenverhältnissen des Mittelalters gebaute Schiffahrtsweg den Anforderungen der Neuzeit zu dienen vermochte, zeigte sich schon bei Eröffnung der Lübeck-Büchener Bahn im Jahre 1851. Gegenüber einem Aufschwung des Bahnverkehrs, wie er sich sofort in der Richtung Lauenburg(Büchen)-Lübeck einstellte:

1851	25690 Nettozentner	1853	203627 Nettozentner
1852	141658 „	1854	312304 „

sank der Transport auf dem alten Stecknitzkanal in denselben Jahren von 75637 auf 47657 Nettozentner. Eine in der Form andre, im Ursprung aber doch gleiche Erscheinung ist es, wenn jetzt die Massengüter die auf Lübeck führenden Bahnen verlassen und die weitern, aber immer noch billigern Wasserwege: Magdeburg-Finowkanal-Stettin und Magdeburg-Hamburg-Skagen-Ostsee vorziehn. Hier ist also in den Verkehrszuständen an der Ostsee eine fühlbare Lücke, die gewiß für Lübeck, aber noch sehr viel mehr für das wirtschaftlich und geographisch zu ihm gehörige Hinterland von bedeutenden Wirkungen ist. Es scheint uns durchaus beachtenswert, wenn der Verfasser unsrer Schrift sagt: „Es liegt im Wesen und in den volkswirtschaftlichen Aufgaben der heutigen Seehäfen, daß, wenn die Seestädte Maßnahmen zur Festigung ihrer wirtschaftlichen Stellung, besonders bessere Kommunikationen mit ihrem Hinterlande ergreifen, solche Bedürfnisse niemals ihr Nutzen allein sein können. Die Darstellung soll zeigen, daß die Blüte unsrer seestädtischen Gemeinwesen nicht das Produkt ihrer selbst sind, sondern daß ihr fester Wohlstand und ihre

Leistungen in erster Linie von den Bedingungen abhängen, welche ihnen das Binnenland gewährt, dem sie geographisch oder wirtschaftlich angehören. Wenn es richtig ist, daß unsre Handelsemporien ihren Beruf in der Hingebung an die heimische Produktion und Konsumtion erfüllen sollen, und daß die Politik der Seestädte und unsre Volkswirtschaft nicht zwei getrennte, sondern zwei eng zusammengehörige Sphären bilden, dann wird auch ohne weiteres der Satz richtig sein, daß das Lebensinteresse Lübecks an der Herstellung eines Großschiffahrtswegs zur Elbe zugleich ein wichtiges Interesse seines Elb-hinterlandes ist. Hier ist der Punkt, wo sich das angebliche Alleininteresse Lübecks mit dem ebenbürtigen Interesse des Elbgebiets aufs engste berührt."

Zur vollen Würdigung der volkswirtschaftlichen Bedeutung des geplanten Kanalwegs geht der Verfasser nun auf den Wettbewerb Englands und andrer westlicher Länder auf den nordischen Märkten ein, denen gegenüber die deutsche Ausfuhr in ihrer Konkurrenzfähigkeit wesentlich gestärkt werden könnte, wenn ihr durch den Elb-Trave-Kanal der billigste und kürzeste Weg zur Ostseeküste, d. i. der über Lübeck, erschlossen würde. England hatte in Schweden, Norwegen und Dänemark bis zu den sechziger Jahren Deutschland gegenüber einen unbestrittnen Vorrang. In den siebziger Jahren trat jedoch in der Einfuhr Schwedens schon eine deutliche Verschiebung zu Gunsten Deutschlands ein. Während die Einfuhr Großbritanniens

1873	95015000 Kronen	1875	91938000 Kronen
1874	90861000 „	1876	98300000 „

betrug und in den folgenden Jahren auf etwa 60 Millionen zurückging, hatte sich die deutsche Einfuhr von etwa 40 bis 50 Millionen in den siebziger Jahren

1887 bis auf	100718000 Kronen
1888 „ „	165603000 „

gehoben. Ähnlich gestaltete sich die Beteiligung Deutschlands an dem norwegischen Handel. Die Einfuhr Norwegens betrug

	1876 bis 1880	1881 bis 1885	1886 bis 1889
aus Deutschland	43061200 Kronen	45942400 Kronen	40906976 Kronen
aus Großbritannien	41985601 „	41459100 „	43512500 „

In den letzten Jahren zeigt die deutsche Einfuhr allerdings zu Gunsten Englands wieder einen Rückgang.

Auch in dem Handel mit Dänemark haben die Ein- und Ausfuhrzahlen Deutschlands seit den fünfziger Jahren England gegenüber eine nicht unbeträchtliche Zunahme aufzuweisen. Am finnländischen Außenhandel hat sich freilich Rußland seinen überwiegenden Anteil nicht nur erhalten, sondern infolge seiner Zollpolitik auf Kosten der deutschen Einfuhr sogar vergrößert. Trotzdem hat Deutschland bemerkenswerte Fortschritte zu verzeichnen. Es hat seine Ausfuhr von 11 bis gegen 15 Millionen in den fünfziger und sechziger

Jahren auf 35 Millionen Mark im Jahre 1888 gesteigert, ebenso die Einfuhr aus Finnland während derselben Zeit von 3 Millionen auf 8 Millionen erhöht.

So erfreulich nun aber auch diese Zunahme des deutschen Handels nach Norden geworden ist, so steht sie doch in keinem Verhältnis zu der Erhöhung der wirklichen Produktionskraft seines Hinterlandes, die nur wegen Mangel an billigen Verkehrswegen und den damit verbundnen Absatzerleichterungen nicht vollständig ausgenutzt werden kann. Der Verfasser unsrer Denkschrift bespricht daher den Plan eines Wasserwegs zwischen der Elbe und Ostsee eingehend und entwickelt die Vorteile, die durch eine solche Verbindung für den deutschen Handel im allgemeinen und für das industriereiche Elbgebiet im besondern entstehn würden. Zwei Fragen sind es, die zu berücksichtigen sein würden: 1. sind die Produktionsergebnisse des Elbgebiets überhaupt derart, daß von einem Elb-Trave-Kanal eine Hebung und Förderung der Produktion und des Handels zu erwarten sein würde? und 2. könnte durch den Kanal die Elbe mit ihrem Abfluß zur Ostsee eine kürzere und billigere Ab- und Zufuhrstraße für die sächsische Ausfuhr und für nordische Rohstoffe werden, als es mit dem Transport über Hamburg und mit der Wegkürzung durch den Nordostseekanal der Fall ist?

Bei einer Prüfung des Nutzens, den ein Elb-Trave-Kanal dem Binnenlande gewähren soll, ist von der sächsischen Schwergüterproduktion auszugehen; auf ihr beruhen die Vorteile, die die neue Wasserstraße thatsächlich vor andern Wegen besitzt, und ferner haben die sächsischen Roherzeugnisse und Halbfabrikate an der deutschen Ausfuhr nach dem Norden schon jetzt einen großen Anteil. Hauptsächlich sind es der Braunkohlenbergbau, die Brikettfabrikation, die Braunkohlenteerschwelereien, der Kalibergbau und seine chemischen Veredlungsindustrien, die Steinsalzproduktion, die Rübenzuckerindustrie, die Cichoriendarren, die Samenkulturen, die Spiritusraffination, die Kartoffelstärkefabrikation, die Ölmüllerei u. s. w., die sich durch ihre Massenerzeugung von Gütern auszeichnen, und die für den Absatz ihr Augenmerk immer mehr auf den Norden richten. Für die Rentabilität der Ausfuhr von Massengütern fällt aber neben der Sicherheit und Schnelligkeit nichts so sehr ins Gewicht als die Billigkeit. Die Wirkungen der Transportvervollkommnung werden immer um so weiter reichen, je mehr die Transportkosten durch sie verringert werden, denn die Verbilligung des Transports hat sofort ein Sinken des Güterpreises zur Folge, und die Absatzfähigkeit der Erzeugnisse wächst dadurch in demselben Maße, wie „ein Kreis durch die Verlängerung seiner Radien an Flächenraum gewinnt."

Unsre Erzeugnisse haben durch ihren tiefbinnenländischen Standort zunächst einen kostspieligen Binnenweg bis zur Ostseeküste zu überwinden, während die Ausfuhrindustrien der westlichen Länder, hauptsächlich Großbritanniens, den Vorzug genießen, nahe am Meere zu liegen. So muß denn jeder neue

Wasserweg wichtig erscheinen, der die Entfernung zur Küste abkürzt, den Transport verbilligt und so die Industrien wirtschaftlich der Küste näherbringt. Wenn der Elb-Trave-Kanal diese Bedingung erfüllt, d. h. wenn er die Wasserfracht und den Transport über die Ostsee von Lauenburg über Lübeck billiger macht als von Lauenburg über Hamburg oder von Magdeburg in der andern Richtung durch den Plauer Kanal und den Finowkanal über Stettin und somit wesentlich dazu beiträgt, daß die Industrie des deutschen Elbgebiets im Norden kräftiger und konkurrenzfähiger auftreten kann, dann wird der Elb-Trave-Kanal seine volle Berechtigung haben und als eine neue wertvolle Handelsstraße vom Binnenlande aufs lebhafteste begrüßt werden.

Wir müssen hier selbstverständlich auf die Wiedergabe der zahlenmäßigen Nachweise über die Produktionskraft des Elbbeckens verzichten, auf deren tabellarische Zusammenstellung der Verfasser viel Mühe und Sachkenntnis verwandt hat. Interessant bleibt die Thatsache, daß es unter den konkurrirenden Ländern besonders England, Belgien, die Niederlande und Frankreich sind, die, mit dem Vorzuge des fast ausschließlichen Wasserwegs ausgerüstet, einen nicht geringen Vorsprung vor Deutschland behaupten.

Aber abgesehen von der Kräftigung und Hebung unsrer Konkurrenzfähigkeit im Norden, zeigt der Verfasser die Bedeutung eines Elb-Trave-Kanals noch nach einer andern, volkswirtschaftlich sehr wichtigen Seite, deren Folgerungen nicht allein Lübeck und das Elbgebiet, sondern den deutschen Ausfuhrhandel überhaupt berühren. Je mehr nämlich die nordischen Länder mit der Erhöhung ihres allgemeinen Lebensstandes den Antrieb und die Mittel gefunden haben, aus ihrem lokalen Handelskreise herauszutreten und sich den Centren des großen Weltverkehrs zu nähern, desto mehr haben sich bei ihnen auch unmittelbare Beziehungen und Verkehrsverbindungen mit den westlichen Industriestaaten und überseeischen Ländern gebildet. So hat dies z. B. in der Ausbreitung der regelmäßigen Dampfschiffslinien auf der Ostsee nach den atlantischen Küsten des Kontinents und den Überseestationen einen deutlichen Ausdruck gefunden. Dänemark hat über die Ostsee ein Netz weitverzweigter Dampferlinien gezogen, die alle größern nordischen Häfen: Riga, Reval, Petersburg, Helsingfors, Stockholm, Gothenburg, Kopenhagen mit Norwegen, England, Antwerpen, Rotterdam, Havre, mit spanischen, südfranzösischen, italienischen Seehäfen und mit den Levanteländern in regelmäßige und gesicherte Verbindung bringt.

Neben diesen Bemühungen Dänemarks, den Seehandel an den deutschen Küsten vorbei durch unmittelbare Verbindungen einzurichten, namentlich Hamburg und Lübeck als Vermittlungspunkte auszuschalten, sind ähnliche Bestrebungen auch in Schweden und Finnland im letzten Jahrzehnt deutlich genug geworden, als 1889 von Finnland eine größere Dampferladung Kaffee unmittelbar aus Brasilien eingeführt wurde, während es bisher seine bedeutende

Kaffeeeinfuhr überwiegend in Lübeck und Hamburg zu decken pflegte. Es ist wohl zu beachten, wenn der Verfasser gegenüber diesen mannichfachen Anstrengungen des Auslandes, den Norden der Vermittlung des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt zu entziehen, betont, daß eine Befestigung der Grundlagen der Häfen, die die Hauptstützpunkte unsers Verkehrs nach dem nordischen Auslande sind, nicht das Interesse dieser Städte allein, sondern ein wichtiges allgemein deutsches Interesse bilden. Über den Unterschied der Handelsstellung Stettins und Lübeck heißt es in der Denkschrift: „Stettin hat sich als Handels- und Wechselplatz im deutsch-skandinavischen Verkehr gewiß bewährt; aber was die Leistungen dieses Platzes immerhin beschränkt, sind die bei ihm vorherrschende Transitthätigkeit und sein beschränkter Eigenhandel. Stettin bekommt seine Arbeit über See vom Inlande sehr viel mehr fertig zugestellt, als sie das Ergebnis seiner persönlichen Kraft und seiner persönlichen Leistungen ist. Anders, weil in den Bedingungen hiervon verschieden, ist die Stellung und die Thätigkeit Lübecks. Wie dort das einfache Transportgewerbe, die Spedition, so ist hier der selbstthätige Warenhandel, das Propregeschäft, das eigentliche Rückgrat aller Handelsthätigkeit. Stettins Beziehungen zu den skandinavischen Vorländern sind auch verhältnismäßig neu und sehr viel weniger getragen von den alten kapitalistischen Grundlagen, die dem Lübecker Handel nach dem Norden wie dem keiner andern Stadt einen starken Halt geben. Vermöge seiner Jahrhunderte alten Verbindungen, des persönlichen Zusammenhangs seiner Kaufmannschaft mit der nordischen Handelswelt, sowie namentlich auch dank seinem ins einzelne gehenden Verständnis für die weit auseinander liegenden Bedürfnisse der baltischen Handelsgebiete in Bezug auf Geschmack, Warengattung und Konsumtionsart wird Lübeck auch der Erhaltung und Festigung unsrer Handelsbeziehungen immer am wirksamsten zu dienen vermögen. Wenn es sich um eine Stärkung der Grundlagen handelt, die unserm Handel und Verkehr mit dem skandinavischen Markte dienen, so wird Lübeck hierzu immer eine hervorragende Befähigung erweisen."

Mit Recht legt der Verfasser auch darauf besondern Wert, daß die Warenlager Lübecks entsprechend der geringen Konzentration des nordischen Warenverkehrs nicht sehr massenhaft, aber sehr mannichfaltig sind. Der Kaufmann in Finnland und Skandinavien ist nicht Spezialist wie in andern Ländern, er nimmt verschiedne Warenarten in Ankauf und bezahlt dafür den Lübecker Kaufmann mit seinen Landesprodukten. In diesem Warenaustausch findet der Verfasser bei der Besprechung der Güter, die vom Norden nach Deutschland gehen, einen wesentlichen Umstand, der der Binnenschiffahrt die unentbehrlichen Frachtmengen für die Rückfracht liefert. Die im Kreise der Elbschiffer wiederholt ausgesprochne Befürchtung, daß diese Rückfrachten, die für die Verminderung der Transportkosten von wesentlichem Einfluß sind, in Lübeck nicht in genügendem Umfange vorhanden sein würden, weist der Verfasser mit dem zahlen-

mäßigen Nachweis über die deutsche Gesamteinfuhr vom Norden in den Jahren 1886 bis 1889 zurück. Mehr noch als die Ausfuhr charakterisirt sich der Einfuhrhandel Lübecks als Eigenhandel, während Stettins Umsätze wie in der Ausfuhr so auch in der Einfuhr vorwiegend Transitbewegungen sind.

Was die Richtungen des Versands nach dem Inlande betrifft, so unterscheidet sich Lübeck auch in dieser Beziehung wesentlich von Stettin. Der Versand Stettins fällt hauptsächlich dem Oderbecken zu. Lübeck dagegen kann als eigentlicher Ostseehafen des Elbgebietes und des westlichen Deutschlands gelten, wenn man berücksichtigt, daß seine Versendungen nach dem Innern des Landes im Jahre 1890 3 398 264 Meterzentner betrugen, wovon nach Rheinland-Westfalen, beiden Sachsen, Braunschweig, Lauenburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Braudenburg 2 012 951 Meterzentner gingen. Unter Berücksichtigung der Transporte, die von Lübeck aus über Hamburg nach dem Elbgebiete gehen, sind es etwa 48 Prozent der gesamten Bahnabfuhren, die ihre Bestimmung in den westlichen Landesteilen und im Elbbecken finden. Besonders das Getreide ist auf allen Strömen eins der wertvollsten Frachtgüter, und die überseeischen Getreidezufuhren werden sich auch in Lübeck um so leichter heranziehen lassen, als Lübeck bezüglich der amerikanischen Rückfrachten: der Staßfurter Salze, des sächsischen und böhmischen Rohzuckers mit Hamburg in vieler Beziehung gleich gestellt sein wird. Das Petroleum ist in Lübeck fast ausschließlich russisches Produkt (Nobelpetroleum), es wird in Eisternendampfern von Libau eingeführt und in den Lübecker Niederlagen der deutsch-russischen Naphtha-Importgesellschaft gelagert. Da sich der Versandt schon gegenwärtig meist in Tankwagen über das ganze Elbgebiet, sowie nach Hannover, Braunschweig, Westfalen und den andern westlichen Landesteilen bewegt, so wird auch dieser Artikel zu sehr umfangreichen Verladungen kanalabwärts Veranlassung geben. Neben dem schwedischen Eisen, das von den rheinisch-westfälischen Feineisenindustrien als unentbehrliches Rohmaterial gebraucht wird, würde der Kanal auch für den Kobalt, die Nickelerze, sowie den Granit, den Syenit und andre Hausteine Schwedens von größter Bedeutung werden.

In kurzen Zügen haben wir das wesentlichste, was die Denkschrift der Halberstädter Handelskammer ausführt, wiedergegeben. Gegenwärtig sind die jahrelangen Verhandlungen zwischen den Regierungen Preußens und Lübecks soweit gediehen, daß das Projekt wohl bald greifbare Gestalt annehmen wird.

Ein Kapitel von deutscher Lyrik

1

Mit dem Glockenspiel, das in dem brennenden Turm, dessen Zusammensturz droht, bei jedem Stundenschlage neu ertönt, mit der Uhr in der Tasche des Toten, die weiterrückt und pickt, während ihren Herrn keine Zeit mehr kümmert, mit den Blumen, die im vergessenen Winkel eines Gartens fort und fort blühn, obschon kein Weg mehr zu ihnen führt, und ihre Farbe und ihr Duft keinen Sinn mehr haben: mit was allem ist die Lyrik unsrer Tage nicht schon verglichen worden! Jedes Bild soll die hoffnungslose Lage des lyrischen Dichters von heute ausdrücken, der mit Vergangenheit und Gegenwart zugleich kämpft, mit einer Vergangenheit, die in langer glücklicher Muße die Perlen echter lyrischer Dichtung bergehoch gehäuft hat, mit einer Gegenwart, die in verzweifelter Ichsucht und hartem Ringen um „Brot im allerweitsten Sinn" die Stimmung nie oder doch nur selten und flüchtig finden kann, die zur Teilnahme am Liede, am lyrischen Gedicht überhaupt unerläßlich ist. Zwar gewinnt es von Zeit zu Zeit den Anschein, als ob der Höhepunkt der öden, unlyrischen Modernität überschritten sei, hie und da regt sich eine Teilnahme, wenn nicht für den seelischen Gehalt und die Phantasie wirklicher Dichter, doch für die Gedrängtheit der gebundnen Form; der wüste Romanplunder, mit dem wir überschwemmt worden sind, übt einen Rückschlag auf die Neigungen der Leser, und der Rückschlag kommt hie und da der Lyrik zu gute. Doch hat dieses scheinbare Neuerwachen der Empfänglichkeit für lyrische Poesie noch immer Gepräge und Anstrich täuschender Vorfrühlingstage. Die Sonne scheint hell, aber nicht warm, es taut und friert in derselben Stunde, es verheißt mittags den Lenz und wandelt sich abends wieder zum Winter. Der rechte Anteil, der von lyrischer Kraft und Innigkeit, von lyrischer Kunst ergriffen und beglückt ist, fehlt doch noch überall, in das Interesse der Gebildeten mischt sich zu viel Kritik, mitten in dem lauten Ruf nach Natur merkt man, wie naturlos dieses Geschlecht ist, das allenfalls noch von dem Sturm der Leidenschaft, aber nicht von dem Hauch der Innigkeit, von der kräftigen Lust in sich befriedigten Lebens berührt wird. Und so wird es wohl dabei bleiben, daß die Wirkung aller modernen Lyrik vereinzelt und mehr zufällig, als sicher vorauszubestimmen

ist. Erstehen trotzdem immer neue Dichter, die nach innerer Notwendigkeit dichten und die zerstreute und flüchtige Aufnahme ihrer Gedichte als ein Übel hinnehmen, das von der Kunst unzertrennlich sei, so wollen wir das gern zu den Zeichen rechnen, die uns noch immer an eine glücklichere Zukunft der deutschen Litteratur glauben lassen. Auch räumen wir ein, daß gerade die besten lyrischen Dichter ein Recht darauf haben, von der Masse kläglicher Dilettanten unterschieden zu werden, die ihre Spatzenweisen auf allen Gassen und in allen Winkeln pfeifen. Nur mögen uns die Lyriker zugestehn, daß es von Jahr zu Jahr schwerer wird, die echte Stimmung, die wirklich anschauende Phantasie aus ihrer Umgebung von lyrischer Tändelei und traditionellem, erzählendem Bänkelsang zu lösen. Um so schwerer, als es zwischen den Lebensäußerungen wahrhaft poetischer Natur und den bloßen Nachahmungen eine wunderliche Art von Gedichten giebt, die die Kennzeichen beider tragen. Unsre mittelalterlichen Alchimisten — wenigstens einige von ihnen — nahmen an, daß zwar die sechs unvollkommnen Metalle bei Hinzuthat des rechten roten Magisteriums alle in Gold verwandelt würden, daß aber, wo das Magisterium ungenügend sei, die Möglichkeit bleibe, daß sich Eisen, Zinn, Kupfer, Blei und Quecksilber zuvor in Silber wandelten. Auf dem Wege vom poetisch angeregten Menschen zum Dichter scheinen ähnliche unzulängliche Wandlungen ziemlich häufig zu sein.

Daß man sich, wenn kein Gold zu Tage kommen will, auch mit Silber begnügen und an seinem doch immerhin edeln Glanze erfreuen kann, das erfährt und lehrt uns der Cottaische Musenalmanach, der auch für 1893 in sehr zierlicher Ausstattung und mit sechs Heliogravüren (nach G. von Hößlin, F. Bodenmüller, R. Beyschlag, C. Hoff, W. Kray, A. Achenbach) erschienen ist. Läßt sich annehmen, daß der Versuch, die beste Lyrik der Zeit in sorgfältig gesichteten Proben wieder in einem Musenalmanach zu sammeln, so viel Publikum gewonnen habe, um noch auf Jahre hinaus erneuert zu werden? Wäre das der Fall, gewöhnte sich nur ein Zehntel der Deutschen, die nur zu Weihnachten ein paar Bücher kaufen, den neuen Musenalmanach auf den Gabentisch zu legen, so würden nicht bloß der Herausgeber (Otto Brann) und der Verleger ihre Sorgfalt und Mühe belohnt sehen, sondern es würde das auch dem Unterscheidungsvermögen und der Empfänglichkeit für lyrische Dichtung vielseitig zu gute kommen. Denn wenn man auch den strengsten Maßstab an Brands Sammlung legt, so wird man doch zugestehen müssen, daß der Dilettantismus und die künstlerische Unmündigkeit, die Trivialitäten reimt, in ihr keinen Eingang finden, daß der gute Geschmack des Herausgebers selbst dann noch für das Innehalten einer gewissen Grenze bürgt, wenn einer oder der andre der hier vereinigten Homeriden zufällig sein Schlafstündchen hat. Auch der diesjährige Musenalmanach enthält nicht nur eine Reihe der besten Namen der Gegenwart, sondern auch eine Folge guter, ja selbst einige vor-

zügliche Gedichte, die man noch nach Jahrzehnten mit demselben Genuß lesen wird wie heute. Der novellistische Teil bringt eine humoristische Geschichte „Fräulein Susannens Weihnachtsabend" von Marie Ebner-Eschenbach und eine Novelle „Der Floßmeister" von Max Haushofer, die beide teilnehmende Leser finden werden, ohne gerade das zu sein, was an dieser Stelle gefordert werden sollte: in sich geschlossene, tiefgehaltvolle kleine Kunstwerke. Die Aufnahme der Novelle in den Musenalmanach kann nur dadurch gerechtfertigt werden, daß die mitgeteilten Erzählungen über den Durchschnittswert hinausragen. Die poetischen Erzählungen und Balladen haben der Novellistik gegenüber den Vorteil, daß hier zwanzig Dichter gegen zwei stehen, was der eine etwa vergreift, von dem andern rasch wettgemacht wird die Verschiedenheit der Stoffe und des Tons in den kurzen Erzählungen in gebundner Rede einen Schein des Reichtums giebt, der natürlich bei den beiden Novellen fehlt. Aus der Reihe der erzählenden Gedichte des diesjährigen Almanachs seien zunächst hervorgehoben „Gulnare" von Otto Roquette, ein orientalisches Märchen in einer Vortragsweise, die bestätigt, daß sich die behaglich heitere Fabulirlust Vater Wielands von Zeit zu Zeit auf einen modernen Dichter niederläßt, nur daß dieser die Form strenger handhabt, als es der glückliche Erzähler des Oberon mußte, „Godiva," eine altenglische Sage von Heinrich Kruse, ein paar Balladen von Ernst Ziel („Frau Goneril" und „Kathrein von Liebenzell") in jenem ältern Stil der Ballade, wo sie wirklich noch Tanzlied war. Auf eigner Erfindung beruhen die poetischen Erzählungen „Die letzte Rose" von Adolf Stern, „Don Juans Ende" von Ernst Eckstein, „Der sterbende Amor" von Julius R. Haarhaus, „Das Blumenmädchen" von Karl Weitbrecht, „Mutter und Kind" von Hermann Hango und das Terzinengedicht „Liebet eure Feinde" von Karl Woermann. Gedichte wie „Beranger" von J. Prölß, „Der alte Seemann" von Johannes Trojan, „Agathe" von Georg Scherer sollten wohl lieber der lyrischen Abteilung angehören, als der erzählenden. Bei der großen Zahl lyrischer Gaben finden wir meist Spender mit altbekannten Gesichtern; einer der wirklich Alten — Friedrich Bodenstedt — ist vor dem Erscheinen des Almanachs, zu dem er noch beigesteuert hat, heimgegangen. Aber viele, die ihren siebzigsten Geburtstag hinter sich haben, belegen den altarabischen Weisheitsspruch, daß Dichten wie Lieben eine unausrottbar schlimme Angewohnheit sei, und so fehlen unter der Schar, die Braun zusammengerufen hat, weder Graf Schack noch Hermann Lingg, weder Rudolf Gottschall noch Eduard Duboc. Aus den lyrischen Beiträgen, in denen grundverschiedne Töne vom lachenden Übermut bis zur tiefsten Trauer und zur trostlosesten Resignation angeschlagen werden, heben wir als besonders schön und ergreifend „Auf dem Kalvarienberg" von Adolf Wilbrandt, den Cyklus „Abwärts" von Wilhelm Jensen, „Regentage" von Heinrich Bulthaupt, „Resignation" von Arthur Fitger, „Gerechtigkeit" von Hermann Lingg, die Lieder

von J. Georg Fischer und das beschreibende Gedicht „Wildsee" von Robert Haas hervor. Unter den Spruchgedichten von Ludwig Fulda, Adolf Pichler und Max Kalbeck finden sich ein paar recht hübsche und beherzigenswerte. Der Zuruf an die Originellen trifft auch auf einige Beiträge zum „Musenalmanach" selbst zu:

Ihr möchtet immer eigne Wege gehn
Und doch bemerkt sein von dem großen Haufen;
Drum sieht man bei gepflasterten Chausseen
Euch nebenher im Straßengraben laufen!

Neben den Alten (heutzutage schimpfen die Jüngsten jeden so, der sein vierzigstes Jahr erreicht hat und in seiner besten Kraft steht!) hat der Herausgeber aber auch einige neue Namen im Musenalmanach, die wahrscheinlich jüngern Männern angehören. Außer Haarhaus und Hango, deren Beiträge schon im vorigen Jahr ins Gewicht fielen, haben wir diesmal noch Gedichte von Max Kiesewetter, Albert Matthäi, Oswald Schmidt, deren Namen uns seither unbekannt waren.

Dagegen fehlen zwei Dichter, die wir zu den besten rechnen müssen, die seit einem Jahrzehnt auf dem deutschen Parnaß neu erschienen sind. Aber dafür haben sie sich mit selbständigen Gaben eingestellt. Der eine von ihnen, Hans Hoffmann, hat sich als Erzähler schon vor der Sammlung seiner lyrischen Gedichte Ruf und Geltung erworben, den andern, Karl Busse, begrüßen wir überhaupt zum erstenmal, womit nicht gesagt sein soll, daß er sich nicht längst versucht und bewährt haben könnte. Denn es bleibt der Fluch der Überproduktion, der leidigen Buchmacherei und Versklempnerei der Gegenwart, daß auch die wenigen, denen es Ernst und innerstes Bedürfnis ist, das Wertvolle und Vielverheißende der poetischen Litteratur der Gegenwart kennen zu lernen, gelegentlich Gutes übersehen können. Hans Hoffmanns lyrische Sammlung führt den Titel Vom Lebenswege (Leipzig, A. G. Liebeskind), und das Pindarische Motto „Werde, der du bist" und ist ein so lebendiges, echtes Stück guter Poesie, als nur je eins auf den Büchermarkt gebracht worden ist. Ein liebenswürdiges, kräftiges und für jeden Sonnenstrahl des Glücks empfängliches Naturell, eine tapfre Seele, die den Wechsel und Schmerz des Lebens mit Liebe, mit Selbstbescheidung und mit Humor zu bestehen weiß, eine in Leid und Lust durch und durch gesunde Empfindung, raschwallendes Künstlerblut und die unverwüstliche Laune, die sich zuletzt mit allem vertragen kann, selbst mit allen Eseln — die feierlichen Esel ausgenommen —, dies alles spricht zu uns aus den Liedern, Bildern und Sprüchen Hoffmanns. Die Sammlung dürfte schwer zu plündern sein, man muß den Dichter nach Rom und Capri und von da nach Hinterpommern begleiten, muß seinen Jugendrausch und seinen Schulmeisterkatzenjammer, seine Wiedererholung, sein Braut- und Hausglück, manche fröhliche Ausfahrt und manche beschauliche Heimkehr

und Einkehr teilen. Es ist gelebte und genossene Poesie, in deren Wiederschein wir uns hier sonnen, der Dichter immer er selbst und im zartesten wie im keckſten, derbſten Ausdruck ein ganzer Mann. Ein paar Proben wollen nicht viel besagen, wo man wahrem Reichtum und einer unversieglichen Frische gegenüberſteht, die mitgeschaut und mitgefühlt sein wollen, doch mögen wenigstens ein Lied und ein Epigramm hier stehen:

Was braust der junge Märzenwind
Helljauchzend in der Runde?
Was bringt des Frühlings wildes Kind
Für neue, lustige Kunde?
Noch blühn ja doch die Rosen nicht,
Die Nachtigallen kosen nicht
Mit liederreichem Munde.

Doch Gott sei Dank, das Myrtengrün
Ist von besonderm Schlage:
Wo nur die Mädchenblumen blühn,
Da blühts in jedem Hage;
In Winkern es und Sommern wächst —
Man sagt sogar, in Pommern wächst
Es fröhlich alle Tage!

Bismarck

Wie sie gegen die Ganzheit wieder sich sperrn,
Die klapperdürr moralisirenden Herrn!
Seine Klauen hatten sie wohl erkannt
Und einen Löwen ihn gern genannt;
Mit staunendem Grauen sies jetzt erfüllt,
Daß der nicht mäh sagt, sondern brüllt.

Auch in den Gedichten von Karl Busse (Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge) pulsirt echtes Dichterblut, lebt eine die Wirklichkeit rasch erfassende und sie mit hellerem Glanz umwebende Phantasie, ringen ein keckes Jugendfeuer und eine seltsame Mischung von derber Lebensluſt und tief innerlichem Lebensgefühl nach Ausdruck. Ein „Abendgebet" allerdings, wie das am Schlusse der kleinen Sammlung, hat keiner der „Dichterkönige," denen sich der junge Dichter gesellen möchte, je gestammelt, das klingt nach Herwegh und ähnlichen Selbſtverherrlichern. Überhaupt ist der Dichter nicht frei von Hinneigung zu den besondern Neigungen des jüngſten Deutſchlands, der immer wiederholten Ausmalung von Schäferſtunden und der Darstellung gerade des Lebens, das in Gedichten wie „Polnische Vagabundenlieder," „Schlechte Zeichen" und ähnlichen zum Ausdruck kommt. Doch hat er daneben und darüber ein tiefes dichterisches Naturgefühl, reine Innigkeit, glückliches Erfassen der geheimnisvollſten wie der flüchtigſten Stimmungen und frische Wiedergabe lebendiger Bilder aufzuweiſen. Ein paar seiner „Sommerlieder" bis zum „Herbſtbeginn," „Junge Liebe," „Pfingsten," „Geiſtergruß," „Plötzliches Glück,"

„Meiner Mutter," „Über den Bergen," „Waldesteich," „Seelengeheimnis," von den innig schönen Strophen „An Theodor Storm" zu schweigen, verbürgen eine glücklichere Entwicklung, als die kleinen Don Juanphantasien in „Else," „Otto" und ähnlichen Gedichten.

Aus vollem Leben und glücklicher Erinnerung heraus klingen die Lieder und leuchten die Bilder, die Karl Woermann in dem Cyklus Zu Zweien im Süden (Dresden, L. Ehlermann) zusammengefaßt hat. Frohes Glücksgefühl im eignen Herzen und die größten Eindrücke der Natur und der Kunst haben hier eine Reihe von Gedichten gezeitigt, die poetisch zwar nicht gleichwertig sind, doch alle den sonnigen Gesamteindruck des kleinen Buches festhalten und erhöhen helfen. Von den Dardanellen durch Griechenland, nach Neapel und Rom und hinüber nach Spanien und zurück zum heimischen Rhein führt diese Fahrt, deren schönste poetische Früchte wir in den Gedichten „In den Dardanellen," „Phyle," „Auf dem Golf von Neapel," „In Pompeji," „Im Kolosseum," „Fontana Trevi," „In den Lagunen," dem ganz prächtigen „Im Madrider Museum" und dem frischen „Nachklang" erblicken. Bezeichnend für Zeit und Zeitstimmung ist es, daß sich der Dichter im „Vorklang" glaubt entschuldigen zu müssen, daß er glücklich gewesen ist:

Zwölf Jahre hab ichs still herumgetragen,
Um keinem weh zu thun, dem Schmerzen sprossen!
Doch Wahrheit bleibt bleibt auch Wahrheit, lichtumflossen.

So weit wären wir also, daß wir das einfachste und nächstliegende Recht des Dichters, auch das zu feiern, was ihm das Leben Liebes gebracht hat, mit Pathos verteidigen müssen!

Unbefangner verkündet am Ausgang des Lebens der greise Heinrich Zeise in der Sammlung Natur- und Lebensbilder, einem Spätherbststrauß (Hamburg, Otto Meißner), seine Gefühle. Ihm erscheint auf froher Wanderfahrt und in seliger Erinnerung, bei jedem Waldgang und jedem Morgenleuchten die Erde noch immer begehrenswert, noch immer greift ihm

ins Herz so wunderbar
Die endlos weite Welt!

und er ruft sich, da es Herbst um ihn geworden ist, die fernen Lenze vor das innere Auge. Nicht immer gelingt es ihm, seiner Naturschilderung einen poetischen Gedanken einzuhauchen, das Naturbild zum dichterischen Bilde zu steigern, aber wo es ihm gelingt, wie in den Gedichten „Die Sennerin," „Einem jungen Mädchen," „Die verlassene Mühle," da fühlen wir uns lebendig erfaßt, wie von der frischesten Jugendpoesie.

Einzelne hübsche, frische und kräftige Lieder und Sprüche begegnen uns in den Gedichten von Martin Langen (Köln und Leipzig, Albert Ahn), die ebenso wie die Gedichte von Otto Ernst (Hamburg, Konrad Kloß) in zweiter, vermehrter Auflage vorliegen. Die politisch-sozialen Parteiungen der

Zeit senden ihre Wellen auch in die stillen Buchten der subjektiven Lyrik hinein, keiner dieser Dichter bleibt ganz frei von Kampfstimmungen. Martin Langen nennt sich der Freiheit Vasall und belehrt uns in dem „Lob der Zwietracht“:

Ein Volk erstarke nur durch Einigkeit,
So hört man heute rufen weit und breit;
Ich aber sage, daß die Zwietracht hebt
Und nicht die Kraft der Staaten untergräbt.
Wenn alle nur zu allem sprächen ja,
Wär bald der Schlaf mit seiner Schwäche da.

In Otto Ernsts Gedichten werden ohne weiteres die „Männer der Opposition“ gefeiert, es scheinen jedoch nur die Männer auf den linken Bänken gemeint zu sein; daß es eine Opposition auch auf der andern Seite und im andern Sinne giebt, scheint dem Dichter unbekannt zu sein. „Vor dem Zuchthause“ erfaßt es ihn:

Sieh diese Stätte schuldbeladnen Elends
Und überschlag den Wert der eignen Tugend!

und er erhebt sich zu der Mahnung:

Die ihr das Haupt so frei zum Himmel hebt,
Vergesset nicht in eurem guten Herzen,
Daß hinter diesen grauen Kerkermauern
Ein redlich Teil von eurer Sünde wohnt,
Und laßt in euerm Innern wiederhallen
Den wilden Schmerzensschrei der hier begrabnen,
An deren Fuß die schwere Kette klirrt,
Und die verdammt sind — auch um eure Schuld.

Es kann der Gesellschaft von heute nichts schaden, wenn ihr solche Worte aus Dichtermund entgegenklingen, doch ist von dieser Art Pathos zur Verherrlichung der Strolche und der Diebe doch nur noch ein Schritt, und es gewinnt den Anschein, als ob andre Dichter auch den nicht scheuen würden. Auch Otto Ernst hat übrigens, wie Langen, auch andre, mildere Klänge:

Ich wollte dir sagen, wie rein und gut,
Wie fromm du bist und schön,
Ich wollte dich in der Begeisterung
Flammenden Worten erhöhn,
Ich wollte dir sagen, warum ich ganz
Glückselig bin, warum! —
Ich hob die Augen zu dir empor —
Und ich blieb stumm.

In neuer, dritter Auflage liegen die Gedichte von Ernst Scherenberg vor (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger), die schon früher gewürdigt worden sind und nun hauptsächlich durch eine Reihe von Zeitgedichten, die bis zum Jahre 1892 reichen, vermehrt erscheinen. Der Dichter gehört zu denen, die unsre deutsche Entwicklung seit 1890 trüben Auges und mit heimlicher Sorge betrachten und

sich poetisch bis zum Traum einer Rückkehr des großen ersten Kanzlers des deutschen Reichs versteigen. Die ungebrochne vaterländische Gesinnung und selbst die hoffnungsreiche Zuversicht in ihr, die wir nicht zu teilen vermögen, halten wir in Ehren, aber die kleinen Lieder, die elegischen Gedichte des Cyklus „Verbannt" gelten uns als Dichtungen mehr als die Zeitgedichte, in denen doch immer die wenn auch noch so schwungvolle und klangreiche Rhetorik die Poesie ablöst. Es sind eben nur seltne Augenblicke, wo sich das patriotische Gefühl zu einer poetisch-ergiebigen flammenden Leidenschaft oder zu einer ergreifenden Stimmung verdichtet, und noch seltnere, wo die Gesinnung Bild und Gestalt wird. Über die Engherzigkeit, die das politische Gedicht als solches verschmähte, ist leicht hinauszukommen; aber die Einsicht, daß das rednerische Element im politischen Gedicht allzuleicht über das poetische siegt, wird immer wiederkehren.

Mit den Gedichten von Franz Wolff (Leipzig, Oswald Mutze), dem „Liederstrauß" Im Spiegel der Zeit von Hans von Wlndeck (Stuttgart, Adolf Bonz) und den Gedichten von Josephine Scheffel (der Mutter des Dichters) (ebendaselbst) betreten wir das Gebiet jener Lyrik, die zunächst für einen kleinen Freundeskreis ihrer Verfasser bestimmt, nur in seltnen Fällen den Anspruch hat, in weitere Kreise zu dringen. Wir sagen den Anspruch; in Wahrheit steht es so, daß auch solche Sammlungen, die ein volles Recht hätten, ein größeres Publikum zu finden, meist auf die nächsten Umgebungen ihrer Verfasser beschränkt bleiben, und daß es schon ein Glück wäre, wenn die Herausgeber der Anthologien von dem Besten, was diese zahlreichen Bände und Bändchen bieten, Notiz nehmen wollten.

Kommt es nur darauf an, sich durch eine Besonderheit — gleichviel wie diese Besonderheit beschaffen ist, und was sie im Leben bedeutet — von der großen Menge zu unterscheiden, so dürfen sich zwei lyrische Bändchen, deren wir schließlich gedenken, solcher Besonderheit rühmen. Von flammendem Zorn über ein halbes Tausend Gemeinheiten des Tages, über die allerorten gepflegte Lotterwirtschaft und Lüge sind die Rügelieder von Wilhelm Weigandt (München, Carl Merhoff) beseelt. Im Ton und in der Empfindung erinnern manche dieser Gedichte an die wildesten Ausbrüche in Schillers sibirischer Anthologie:

Nun geht es auf der Erde platt
Zum Zukunftsparadiese,
Wo auch der Weise mehr nicht hat,
Als Hans und seine Liese.

Und will ein deutscher Dichter gar
Den deutschen Himmel malen,
Er braucht nicht viel an Geist fürwahr,
Nicht viele Farbenschalen:

Als Sönnchen einen Ordensstern,
Genug zum guten Leben,
Von Zeit zu Zeit ein Weibchen gern,
Ein Titelchen daneben:

Und Geist, wenn er im Glase fließt,
Zu Zeiten einen Kater;
Programmmusik vom heiligen Liszt,
Dem neuesten Kirchenvater;

Pariser Kantharidenrahm,
Berliner Possensusel;
Begeisterung, die von oben kam
Und endet in dem Dusel.

Das kleinste Göttlein hielts nicht aus
In diesem platten Himmel.
Doch schmunzelnd fühlt sich da zu Haus
Banausisches Gewimmel!

Der Ingrimm des Verfassers ist ehrlich und wohlberechtigt, der Ausdruck nicht überall klar, poetisch und mächtig, das Talent aber unzweifelhaft, und bei künstlerischer Läuterung und Steigerung seiner Natur hätte der Dichter wohl das Zeug zu einem echten Satiriker im großen Stil. Er kritisirt, wahrscheinlich ohne sie zu kennen, auch die kleine Sammlung gereimter Nietzschischer Zarathustraweisheit, die in Weltfremd — weltfreund von Franz Nikolaus Finck (Leipzig, C. G. Naumann) vorliegt. Weigandt meint:

Sie preisen eine neue Moral
Des Glücks, weil groß der Zeiten Qual.
Doch als ich mir betrachtet die Seher,
Da warens die alten Epikureer.

Ganz so ist es freilich in den in wohllautenden, formschönen Strophen wiedergegebnen Halbträumen und Prophetenblicken im Geiste Nietzsches, die Finck darbietet, nicht beschaffen, aber viel besser auch nicht. Glaube, wer kann, an die neuen Götter-Übermenschen, die am Rande der Gletscher wohnen und sich über die Staubgebornen erheben. Einstweilen fährt jeder noch besser, der sich von diesen stabreimenden Propheten bemitleiden läßt:

Seil hier mein Heim
Am hohen Hang
Mein wohl erwähltes
Wonniges Wohnen,
Belächelt die Liebe
Des Mitleids euch Menschen,
Die ach ihr nicht ahnt,
Wie arm ihr Armen!

und darauf baut, daß der alte Gott trotz dieser künftigen Götter noch lebt!

Ein Nachdruckprozeß

Von O. Bähr

In einem kleinen bairischen Orte war ein zehnjähriger Knabe, der Sohn eines katholischen Müllers aus einer gemischten Ehe, angeblich von Teufeln besessen. Man wußte auch, woher es kam. Eine protestantische Nachbarfrau hatte dem Knaben Hutzeln zu essen gegeben und ihn dadurch verhext. Nach mehrfachen andern Versuchen, die Teufel auszutreiben, wurde die Angelegenheit an die Kapuziner des Klosters Wemding gebracht. Der dortige Pater Aurelian nahm nun eine umständliche Beschwörung der Teufel vor, und dadurch gelang es ihm, die Teufel auszutreiben. Über das alles erstattete Pater Aurelian einen ausführlichen Bericht für die Archive der Klöster Wemding und Altötting. Den Entwurf des Berichts behielt der Pater zurück. Er gab ihn noch andern zu lesen, und diese gaben ihn wieder andern. So gelangte eine Abschrift des Berichts auch an die Redaktion der Kölnischen Zeitung. Diese sandte zunächst einen ihrer Schriftleiter an Ort und Stelle, um Erkundigung einzuziehn, ob nicht etwa eine Täuschung vorliege. Nachdem aber festgestellt war, daß wirklich eine Teufelsbeschwörung, so wie in dem Bericht erzählt war, stattgefunden hatte, widmete im Mai v. J. die Zeitung dieser interessanten Angelegenheit einen ausführlichen Artikel, worin der Bericht des Pater Aurelian wörtlich aufgenommen wurde. Natürlich durchlief dieser Bericht alle Blätter.

Hierauf erhob der Staatsanwalt gegen den Redakteur der Kölnischen Zeitung Anklage, weil er durch Veröffentlichung des Berichts, ohne Zustimmung des Urhebers, einen strafbaren Nachdruck begangen habe. Auf gepflogene Verhandlung beantragte der Staatsanwalt wegen dieses Nachdrucks gegen den angeklagten Redakteur eine Geldstrafe von tausend Mark. Auch das Gericht nahm einen strafbaren Nachdruck als begangen an, ließ es aber bei einer Strafe von fünfzig Mark bewenden. Als strafmindernd wurde bezeichnet, daß der Angeklagte geglaubt habe, durch Veröffentlichung des Berichts eine Kulturaufgabe zu erfüllen. Eine ausführliche Darstellung der Verhandlungen findet sich in den Blättern der Kölnischen Zeitung vom 29. und 30. November.

Der Prozeß giebt uns Veranlassung, die Frage zu stellen: War denn

wirklich der Bericht des Pater Aurelian ein Schriftwerk, dessen Veröffentlichung ohne den Willen seines Urhebers einen strafbaren Nachdruck enthielt?

Jedes Schriftstück ist eine menschliche That. So weit es nun berechtigt ist, menschliches Thun überhaupt öffentlich zu besprechen, darf auch ein ausgestelltes Schriftstück besprochen werden; und um die darin liegende That genügend zu kennzeichnen, kann es nötig sein, das Schriftstück wörtlich wiederzugeben. Nun verbietet allerdings das Gesetz die Vervielfältigung von „Schriftwerken" ohne Zustimmung des Urhebers. Ist denn aber jedes Schriftstück ein „Schriftwerk," das nicht ohne Zustimmung des Urhebers veröffentlicht werden darf?

Denken wir uns einmal, es sei Veranlassung gegeben, einen Rechtsfall öffentlich zu besprechen, und es spielte darin ein Schriftstück, sagen wir ein Schuldschein, eine Quittung, ein Wechsel, ein Mahnbrief oder auch eine Anzeige über gewisse Vorgänge eine entscheidende Rolle. Würde es wohl da unerlaubt sein, dieses Schriftstück wörtlich mitzuteilen? Allerdings entziehn sich Verhältnisse dieser Art regelmäßig der öffentlichen Besprechung; und wer sie unberechtigt an die Öffentlichkeit brächte, würde von dem Beteiligten wegen Beleidigung belangt werden können. Nehmen wir aber an, daß ausnahmsweise ein berechtigtes Interesse vorläge, eine solche Angelegenheit öffentlich zu besprechen, und daß deshalb die Beleidigungsklage ausgeschlossen wäre, dann würde es doch höchst kurios sein, wenn der Besprechende wegen Veröffentlichung eines Schriftstücks der gedachten Art zwar nicht wegen Beleidigung, wohl aber wegen Nachdrucks vor Gericht gezogen und bestraft werden könnte. Man denke sich, daß z. B. eine Angelegenheit, ähnlich dem jetzt in Frankreich spielenden Panamaskandal, in die Öffentlichkeit gelangte, und daß dabei von Beteiligten geschriebene Briefe ohne deren Erlaubnis veröffentlicht würden: würde diese Veröffentlichung wohl als Nachdruck verfolgt werden können? Das wird kein Verständiger für möglich halten. Ist dies aber richtig, so ergiebt sich daraus, daß nicht alles und jedes Geschriebne schon deshalb, weil es geschrieben ist, ein gegen Nachdruck geschütztes Schriftwerk bildet, daß vielmehr eine gewisse Unterscheidung gemacht werden muß. Dessen war man sich auch bei Erlaß des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870 wohl bewußt. In den Motiven zu § 1 dieses Gesetzes ist gesagt:

In der Praxis entstehn oft Zweifel darüber, ob ein Werk Anspruch auf Schutz gegen Nachdruck besitze oder nicht. Es kann indessen nicht die Aufgabe des Gesetzes sein, in dieser Beziehung kasuistische Bestimmungen zu treffen; es muß vielmehr dem richterlichen Urteil überlassen bleiben, die Grenze nach den konkreten Umständen des Falles zu finden. Der Richter wird in dieser Beziehung nicht leicht fehlgreifen, wenn er davon ausgeht, daß das Gesetz nicht jede Schrift ohne weiteres, sondern nur solche Werke, welche sich als Ausfluß einer individuellen geistigen Thätigkeit darstellen, hat schützen wollen.

Gleichwohl bezeichnet der Ausspruch, daß eine Schrift, um als geschütztes

Schriftwerk zu gelten, der Ausfluß einer „individuellen geistigen Thätigkeit“ sein müsse, noch nicht genau, um was es sich dabei handelt. Denn in gewissem Sinne ist alles Geschriebne der Ausfluß einer individuellen geistigen Thätigkeit. Es wird sich daher lohnen, die — nicht ganz leicht zu findende — Grenze aufzusuchen, durch die sich ein gegen Nachdruck geschütztes Schriftwerk von Schriften andrer Art, für die nicht an diesen Schutz gedacht ist, unterscheidet.

Nun ist es unzweifelhaft, daß die Nachdrucksgesetzgebung bestimmt ist, das Schriftstellertum als solches zu schützen. Zunächst soll dem Schriftsteller dieser Schutz in der Richtung gewährt werden, daß er allein berechtigt sein soll, seine Geisteserzeugnisse litterarisch zu verwerten und auszunutzen. Sodann aber soll der Schriftsteller auch in der Richtung Schutz finden, daß nicht ein Geisteserzeugnis von ihm wider seinen Willen an die Öffentlichkeit gebracht werden soll. Immer aber ist der Grundgedanke der, daß es sich um den Schutz einer Schrift handelt, in der sich der menschliche Geist frei schaffend bethätigt hat. Hieraus ergiebt sich der Gegensatz zu den oben gedachten Schriftstücken andrer Art. Sie sind nicht Erzeugnisse des schaffenden menschlichen Geistes, sondern sie enthalten Willensäußerungen oder Zeugnisse über Geschehenes. Auch solche Schriftstücke können freilich nicht ohne menschliches Denken entstehen. Aber das Denken spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Ihre eigentliche Bedeutung liegt in der in ihnen enthaltenen menschlichen That. Und so weit es berechtigt ist, diese That öffentlich zu besprechen, muß es auch berechtigt sein, dies unter wörtlicher Wiedergabe des Schriftstücks zu thun.

Es ist schwer, den hier besprochnen Gegensatz mit einem einzigen Worte zu bezeichnen. Käme es aber darauf an, so würden wir sagen: ein Schriftstück bildet ein gegen Nachdruck geschütztes Schriftwerk, wenn es eine litterarische, nicht aber, wenn es bloß eine geschäftliche Bedeutung hat.

Welche Bedeutung hatte nun der vom Pater Aurelian verfaßte Bericht über die von ihm vollzogne Teufelsbeschwörung? Daß dieser Bericht nicht für litterarische Zwecke angefertigt war, ergiebt sich von selbst. Er hatte aber auch seiner innern Natur nach nicht die Bedeutung eines litterarischen Werkes. Er war ein einfacher, allerdings höchst charakteristischer Geschäftsbericht. Hierfür giebt Pater Aurelian selbst das beste Zeugnis ab. Bei der Verhandlung fragte ihn der Vorsitzende: „War der Bericht so verfaßt, daß er für die Öffentlichkeit bestimmt war, wenn er in streng katholischen Zeitungen veröffentlicht worden wäre?“ Aurelian antwortete: „Auch nicht. Ich habe den Bericht schlicht und einfach verfaßt und die Sache, wie sie sich verhielt, angegeben. Sonst wäre der Bericht in einer andern Sprache verfaßt gewesen.“ Diese Antwort giebt deutlich zu erkennen, daß der Bericht nichts als Thatsachen geben wollte und auf die Bedeutung eines litterarischen Werkes keinen Anspruch machte. Auch wenn man annimmt, daß ein Teil der in dem Berichte bezeugten Thatsachen (z. B. die Antworten, die der Teufel gab, als ihm mit

Beschwörungsformeln zugesetzt wurde) auf der Phantasie des Schreibers beruht habe, so ändert dies doch nichts an der Natur des Berichtes. Denn der Verfasser hat sicherlich nicht den Bericht als ein Phantasiestück niederschreiben wollen. Der Bericht ist ein niedergeschriebnes Zeugnis dessen, was der Verfasser erlebt hat oder erlebt zu haben glaubt.

Auch in der Verteidigung des angeklagten Redakteurs klingt es durch, daß er den Bericht ganz in dieser Weise aufgefaßt und nicht daran gedacht hat, durch dessen Abdruck geistiges Eigentum zu entfremden. Er sagte: „Das, was an dem Bericht das geistige Eigentum des Paters Aurelian darstellt, war für uns unbedingt gleichgiltig. Jeder erfahrene Zeitungsmann konnte auf Grund unsers Materials ein Kulturbild entrollen, das mindestens ebenso nett wäre, wie der Bericht des Kapuziners. Hätten wir nur den leisesten Verdacht gehabt, daß der Abdruck des Berichts uns in einen Widerspruch mit dem Gesetze bringen könne, so hätten wir die zehn Teufel, die aus dem Knaben herausgetrieben wurden, selbständig verarbeitet." Wir können dem Verurteilten zum Troste sagen, daß, als zuerst verlautete, der Kölnischen Zeitung solle wegen Nachdrucks der Prozeß gemacht werden, selbst gewiegte Juristen dies bloß für einen Scherz gehalten haben.

Offenbar ist auch die Anklage wegen Nachdrucks nicht veranlaßt worden, um dem Schriftsteller Aurelian gerecht zu werden, sondern um die Kölnische Zeitung dafür zu bestrafen, daß sie gewagt hatte, eine Angelegenheit, die die katholische Klerisei lieber für sich behalten hätte, an die Öffentlichkeit zu bringen. Dafür mußte das Litteratentum des Paters als Vorspann dienen.

Wahrscheinlich ist auch der Staatsanwalt auf diese Richtung der Anklage eingegangen. Denn wenn auch in seiner Begründung der Anklage der Satz vorkommt, es „könne nicht in Frage kommen, daß der Bericht ein geistiges Werk des Verfassers sei," so wird doch der Antrag auf eine Strafe von tausend Mark nur verständlich, wenn man annimmt, auch der Staatsanwalt habe dadurch weniger dem Pater Aurelian wegen Verletzung seiner Schriftstellerrechte, als dem katholischen Klerus wegen Ausplauderung eines seiner Geheimnisse eine Sühne verschaffen wollen. Als Strafe für das verletzte Litteratentum gedacht, wären tausend Mark eine Strafe von einer unsinnigen Höhe gewesen.

Das Gericht hat nun zwar nicht auf eine Strafe von tausend, wohl aber auf eine solche von fünfzig Mark erkannt. Da uns die Begründung des Urteils nicht vorliegt, so können wir nicht wissen, inwieweit dabei die Frage, ob der bewußte Bericht überhaupt als ein gegen Nachdruck geschütztes „Schriftwerk" zu betrachten sei, zur Erörterung gekommen ist. Er scheint fast, als ob man dies ohne weiteres angenommen habe. Wir würden diese Frage verneint und darnach für richtiger gehalten haben, wenn auf Freisprechung erkannt worden wäre.

Die Kölnische Zeitung wird freilich die fünfzig Mark verschmerzen können. Sie hat sich ein entschiedenes Verdienst dadurch erworben, daß sie an den Tag gebracht hat, welch heillose Dinge noch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland unter dem Namen der Religion geübt werden. Die Dunkelmänner aber haben durch Anstiftung dieses Racheprozesses gezeigt, wie empfindlich sie, trotz alledem, dagegen sind, wenn ihr Treiben ans Licht gezogen wird.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur lex Heinze sind uns, nachdem der eingehendere Aufsatz, den wir in dem vorliegenden Hefte darüber bringen, schon dem Druck übergeben war, von andrer Seite noch folgende beachtenswerten Zeilen zugegangen:

Aus der Geschichte der Entstehung dieses Gesetzentwurfes ist es bekannt, daß dazu die Reaktion sittlichen Mißbehagens den Anstoß gegeben hat, die durch die Verbreitung der aus dem gleichnamigen Skandalprozeß an die Öffentlichkeit emporgestiegnen Miasmen sittlicher Zersetzung hervorgerufen wurde. Wenn sich infolgedessen um den Entwurf eine Art von sittlichem Nimbus gebildet hat, so dürfte es nützlich sein, um etwaigen Enttäuschungen vorzubeugen, die dieser Nimbus verursachen möchte, ein wenig näher ins Auge zu fassen, auf welchen Fuß sich der Gesetzentwurf in Wirklichkeit zur Moral gestellt hat.

Nach § 180 des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs wird wegen Kuppelei bestraft, „wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet.“ Dem Gesetzgeber erscheint also, wie Schütze sich in seinem Lehrbuch des deutschen Strafrechts emphatisch ausdrückt, die Förderung fremder Unzucht „als die kalte Ablagerung einer niedrigen, das sittliche Verderben andern als Mittel für selbstsüchtige Zwecke ausbeutenden Gesinnung.“ Jedenfalls betrachtet unser heute geltendes Strafrecht die Kuppelei als Sittenvergehen, was schon äußerlich dadurch hervortritt, daß sie in dem den „Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit“ gewidmeten dreizehnten Abschnitt des Reichsstrafgesetzbuchs ihre Stelle einnimmt. Nun bildet das Vermieten von Wohnungen an Prostituirte den bei weitem am häufigsten vorkommenden Fall der Kuppelei, indem darin nach feststehender Gerichtspraxis eine Gewährung von Gelegenheit zum Betriebe der Unzucht gefunden wird. Hierin soll nach der „lex Heinze“ die Änderung eintreten, daß „die Vermietung von Wohnungen an Weibspersonen, welche wegen gewerbsmäßiger Unzucht einer polizeilichen Aufsicht unterstellt sind, straflos bleibt, wenn sie unter Beobachtung der hierüber erlassenen polizeilichen Vorschriften erfolgt.“ Es ist aber doch klar, daß das Unsittliche der Kuppelei durch polizeiliche Genehmigung und Überwachung in nichts geändert wird. Wenn sie daher der Gesetzgeber unter den angegebnen Vor-

aussetzungen nicht ferner beanstanden zu wollen erklärt, so giebt er damit zu erkennen, daß er den bisher eingenommenen Standpunkt, von dem aus er in der Kuppelei (wegen ihrer Unsittlichkeit) ein strafbares Handeln erblickte, aufgegeben und dafür den Standpunkt der Nützlichkeit eingetauscht hat; denn offenbar ist es der Zweck, die mit dem Kultus der Venus vulgivaga verbundnen Gefahren für die Gesundheit möglichst einzuschränken, der bei der in Aussicht genommenen Abänderung des § 180 des Strafgesetzbuchs vorzugsweise maßgebend gewesen ist. Somit soll nach dem Gesetzentwurf der Sittlichkeit eine Schutzwehr entzogen werden, die das bisher geltende Recht zu ihren Gunsten aufgerichtet hatte. Aber damit noch nicht genug: indem sich der Staat anschickt, eine Thätigkeit, die nach dem bisherigen Recht, mochte sie aus Eigennutz oder gewohnheitsmäßig geübt werden, mit Strafe bis zu fünf Jahren Gefängnis, Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte und Zulassung von Polizeiaufsicht bedroht war, künftig selbst zu betreiben, tritt er der Berechtigung der sittlichen Verurteilung dieser Thätigkeit, die er durch das Strafgesetz zu so scharfem Ausdruck gebracht hatte, unter Einsetzung seiner eignen Autorität aufs entschiedenste entgegen. Überdies wird die so ins Werk gesetzte Verstaatlichung der Kuppelei die Folge haben, daß sie in Zukunft dem Publikum in dem Maße mehr Sicherheit und Komfort gewährt, als dazu ein unter obrigkeitlicher Leitung stehender Betrieb im Vergleich zu einem Betriebe imstande ist, der das Auge des Gesetzes zu scheuen hat und, um ihm zu entgehen, gezwungen ist, sich in die verborgensten Schlupfwinkel zurückzuziehen. Man mag über die Opportunität solcher der Unzucht gebotnen günstigern Bedingungen denken, wie man will, soviel ist doch gewiß, daß, aus dem Gesichtspunkt der Moral betrachtet, der § 180 des Strafgesetzbuchs in der beabsichtigten neuen Fassung als eine bedeutende Verschlechterung unsers bisherigen Rechtszustandes wird gelten müssen.

Ähnliches trifft zu auf das in dem Entwurf vorgesehene Einschreiten gegen das Zuhältertum. Ohne Zweifel wird sich bisher durch die dieser Menschenklasse anhaftenden abstoßenden Eigenschaften mancher von dem Verkehr mit ihren Schützlingen haben zurückhalten lassen. Auch in diesem Punkt sollen fortan der Unzucht die Wege geebnet werden.

Für den Abbruch, den die Sache der Sittlichkeit demnach durch die „lex Heinze“ ungeachtet ihres sittlichen Nimbus zu gewärtigen hat, wird ihr durch die übrigen Bestimmungen des Entwurfs ein Ersatz geboten, der um so unvollkommner ist, als die darin enthaltnen Begriffsmerkmale der Strafbarkeit so dehnbarer Natur sind, daß ihre Feststellung im einzelnen Falle mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird. Dahin gehört namentlich das Verbot solcher Veröffentlichungen, die „ohne unzüchtig zu sein, durch gröbliche Verletzung des Scham- oder Sittlichkeitsgefühls Ärgernis zu erregen geeignet sind.“ Nicht minder ist die Vorschrift einer — in harter Lagerstätte und der Beschränkung der Nahrung auf Wasser und Brot bestehenden — Strafverschärfung für die Fälle, in denen „die That von besondrer Roheit oder Sittenlosigkeit des Thäters zeugt,“ darnach angethan, dem Strafrichter Verlegenheiten zu bereiten und Unsicherheit in der Rechtsprechung herbeizuführen, denn auch in Richterkreisen werden die Anschauungen über das, was sittlich statthaft und unstatthaft ist, weit auseinandergehen. Nichts aber könnte das Mißliche der dem Richter zugemuteten Aufgabe, die Grenze zwischen besondrer und allgemeiner Sittenlosigkeit zu ermitteln, in ein grelleres Licht setzen, als die Wandelbarkeit des Begriffs strafbarer Unsittlichkeit, von der durch die „lex Heinze,“ wenn sie Gesetzeskraft erlangt, der Gesetzgeber selbst das beredteste Zeugnis abgelegt haben wird.

Nochmals die Geschichtswiederholungen. Die Verordnung des preußischen Kultusministeriums, infolge deren wir kürzlich den Aufsatz „Die alte Geschichte von der alten Geschichte" brachten, der augenscheinlich vielen Lesern aus der Seele geschrieben war (denn er ist vielfach nachgedruckt worden), hat uns natürlich auch aus Lehrerkreisen verschiedne Zusendungen eingetragen, die wir nicht alle abdrucken können. Nur ein paar wollen wir, um der Gerechtigkeit willen, wiedergeben. Einer der Einsender schreibt: Nach der Ordnung der Reifeprüfungen hat „die geschichtliche Prüfung die Geschichte Deutschlands und des preußischen Staats, soweit sie in der Prima eine eingehendere Behandlung erfahren haben, zum Gegenstande." Der Abiturient muß also doch das zweijährige Pensum der Prima bei der Prüfung beherrschen. Stellt nun der Lehrer nicht von Zeit zu Zeit Wiederholungen an, die natürlich um so häufiger werden müssen, je näher die Prüfung kommt, und ist der Abiturient auf sich allein angewiesen, so wird es für den Fleißigen schon schwer genug sein, sich das ganze Pensum anzueignen, der Faule aber wird bei der Prüfung durchfallen. Denn wer die äußern Daten nicht mit dem Gedächtnis festhält, der wird auch kaum ein „inneres Verständnis und geistige Aneignung" nachweisen können. Wenn also unsre Jugend glaubt, daß ihr diese Verordnung eine Erleichterung bringen werde, so wird sie zu ihrem Schrecken bald das Gegenteil erfahren.

Es mag ja vorgekommen sein, daß Lehrer zu weit gegangen sind, und von einem solchen Falle hat der Minister „zu seinem größten Befremden von unbedingt zuverlässiger Seite" gehört. Was mag das für eine Seite sein? Auf Behörden paßt diese Bezeichnung nicht. Also jedenfalls ein Vater, bei dem sich der arme Sohn beklagt hat. Da wäre wieder einmal auf Grund eines einzigen Falles eine allgemeine Verfügung erlassen worden. Noch ehe sie an ihre Adresse kommt, wird sie im Reichsanzeiger aller Welt verkündet, und da der Minister verallgemeinert, so nimmt sich das Publikum auch das Recht und wirft allen Lehrern vor, was einer verschuldet hat. Ob bei der Justizverwaltung ähnliches vorkommt, wissen wir nicht, in der Schulverwaltung ist es schon oft dagewesen und hat die Lehrer mit Recht erbittert. Was hat denn der eine Lehrer begangen? Er hat „den Prüflingen eröffnet, daß er sich zur Abgabe des über Entbindung von der mündlichen Prüfung entscheidenden Prädikats nur auf Grund einer von ihm gegen Weihnachten d. J. abzunehmenden Prüfung in stand (so!) gesetzt finden werde... Insbesondre sind die Prüflinge auch zur Wiederholung der alten Geschichte angeregt worden, da es ja nicht ausgeschlossen sei, daß die alte Geschichte, die nach der von mir erlassenen Prüfungsordnung nicht zur Prüfung gehört, im Anschlusse an die Übersetzung der Klassiker herangezogen werde." Da die Prüfung zwischen Weihnachten und Ostern fällt, so ist es aber doch gar nicht so schlimm, wenn verlangt wird, daß der Abiturient sein Pensum schon zu Weihnachten inne habe, er hat es ja dann bei der Prüfung um so leichter. Doch läßt sich darüber streiten. Den zweiten Vorwurf aber wird jeder für ungerecht halten, der einmal gesehn hat, in welche Aufregung ein Schulrat gerät, wenn er auch nur der geringsten Unkenntnis in der alten Geschichte begegnet. Die Gymnasiasten haben jetzt nur zweimal, in Quarta und in Obersekunda, alte Geschichte, in Prima darf sie nicht wiederholt werden, also kann nach zwei Jahren nicht mehr viel davon übrig sein. Es wäre daher sehr wünschenswert, daß die Strafandrohung, mit der der Minister schließt: „Für die Folge ist jede eigenmächtige Änderung der für die Reifeprüfung gestellten Forderungen und des dafür vorgeschriebnen Verfahrens mit ernster disziplinarischer Ahndung zu bedrohen," zunächst an die königlichen Prüfungskommissare gerichtet würde.

In einer andern Zusendung heißt es u. a.: Gewiß ist es eine Ungehörigkeit, den jungen Leuten Privatarbeiten aufzuerlegen, die doch in der Regel nur in einem gedächtnismäßigen Einpauken des Prüfungsstoffs bestehen; noch ungehöriger ist es, wenn Lehrer, wie es ebenfalls an manchen Anstalten vorkommt, ihre Schüler als melkende Kühe betrachten und ihnen für den Zweck der neuen Abschlußprüfung unmittelbar vor dieser noch möglichst viel Geld für Privatstunden abpressen. Aber man bedenke auch die Zwangslage, in die sich die Lehrer infolge der Prüfungen versetzt sehn. Einerseits sollen sie die Ansprüche erfüllen, die an die Leistungen der Schüler gestellt werden, andrerseits möchten sie gern den schwächern Schülern Gelegenheit geben, ihre Lücken auszufüllen. In dieser Absicht, die doch, sofern sie aus keinem gewinnsüchtigen Beweggrund hervorgeht, nicht unberechtigt ist, werden sie gehindert, wenn ihnen für jede Abweichung von den in der Prüfungsordnung enthaltnen Vorschriften mit der „strengsten disziplinarischen Ahndung“ gedroht wird. Die neue Prüfung soll ja doch nicht nach Art der bisher üblichen Versetzungsprüfung, die meist nur als erlaubtes Mittel galt, zweifelhaften Schülern Gelegenheit zu bieten, durch ein paar gute Antworten ihre Aussichten auf ein Aufrücken zu verbessern, gehandhabt werden, sondern der in Wahrheit oft leichtfertigen Art wehren, wie Schülern, um sie nur loszuwerden, die Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung erteilt wird. Je strenger also die Prüfung eingerichtet werden muß, um diese Absicht zu verwirklichen, desto mehr wird Lehrern und Schülern die Möglichkeit offen zu lassen sein, auf die Vorbereitung für die Prüfung bedacht zu nehmen. Daß das Einpauken nicht ganz verhindert werden kann, liegt eben in dem Wesen der Prüfung, namentlich der für noch unerwachsene junge Leute bestimmten Abschlußprüfung, die durch die im entscheidenden Augenblicke hervorgerufenen Beklemmungen viel zu sehr in Verwirrung gesetzt werden, wenn ihnen nicht der abzufragende Stoff vorher bis zu genügender Sicherheit beigebracht worden ist. Wie sich jetzt die Verhältnisse durch die der Prüfungspraxis wenig Rechnung tragenden Verordnungen gestaltet haben, befinden sich die Lehrer in einer wenig beneidenswerten Lage; eingeklemmt zwischen die straffen Anforderungen der Prüfungsordnung und die scharfe Strafandrohung, die auf ein durch die Rücksicht auf diese Ordnung immerhin gebotnes Vorgehen im Unterricht gesetzt ist, wissen sie kaum noch, wie sie es den Behörden recht machen sollen. Ohnehin ist ihnen alle Selbständigkeit durch die bis ins einzelnste gehenden Vorschriften der Lehrpläne genommen, es lastet ein solcher Druck auf ihnen, daß sie sich nachgerade nur noch als wissenschaftliche Tagelöhner fühlen können. Die Stimmung der betreffenden Kreise ist denn auch bereits eine so erbitterte, daß, wenn man es ihnen gegenüber so weiter treibt, kaum noch zu hoffen ist, sie würden die Schuljugend zu loyaler Gesinnung erziehen (Na, na!). Was hilft alle äußere Aufbesserung durch Rang- und Titelverleihungen und durch Erhöhung des Gehalts, wenn nichts dafür geschieht, die amtlichen Verhältnisse des Lehrerstandes befriedigender zu gestalten?

Paulus Cassel. Über den kürzlich verstorbnen Paulus Cassel finden sich schon in Varnhagens Tagebüchern etwas konfuse Nachrichten, weil Varnhagen von seinem Religionswechsel nichts erfahren hatte, und auch jetzt, nach seinem Tode, zeigen die Nachrichten über ihn in den verschiednen Blättern, wenn sie auch freundlicher lauten als bei Varnhagen, den Verstorbnen zwar so, wie er sich während der letzten zehn Jahre als liberaler Leichenprediger bei verstorbnen Journalisten und im Umgange mit befreundeten Schriftstellern gezeigt haben mag; aber ihn bei aller Geltung des De mortuis nil nisi bene zu zeichnen, wie er sich unter schwie-

rigen Verhältnissen vor dem Publikum fast immer einem Drucke der Zeit nachgebend interessant genug entwickelte, besitzen wohl nur sehr wenige noch die nötigen Einzelkenntnisse. Zu diesen glaube ich zu gehören.

Cassel wurde am 27. Februar 1821 in Groß-Glogau geboren. Nach Berlin kam er, um Studien als jüdischer Gelehrter zu machen, wobei er Vorlesungen in der philosophischen, aber schwerlich schon in der theologischen Fakultät gehört haben wird. Diese Studien waren von glänzendem Erfolge begleitet. Ruf erlangte er zuerst dadurch, daß Jakob Grimm einer von ihm aufgestellten Ansicht über die Herkunft der Magyaren Lob spendete. Nach der Märzrevolution gehörte er zur konstitutionellen Partei. Im Jahre 1849 veranlaßte mich Berthold Auerbach in Breslau (auf der Durchreise von Wien nach Berlin), mich in Berlin bei seinem Freunde Weil um die Redaktion des Feuilletons der Konstitutionellen Zeitung zu bewerben. Es war zwar noch nichts davon erschienen, doch hatten schon Bardeleben und Konstantin Rößler Redakteurstellen übernommen. Redakteur des Feuilletons war Ernst Kossack. Es wurde bestimmt, daß ich nicht allein mitunter ein Feuilleton, sondern auch an jedem Sonnabend den Kammerbericht schreiben sollte, weil der jüdische Schriftsteller Selig Cassel, der ihn übernommen hatte, am Sonnabend keine Feder anrühre.

Es kann jedoch keinem Zweifel unterworfen sein, daß nach einigen Jahren aus dem orthodoxen Juden ein überzeugter Christ geworden war. Vorbereitenden Einfluß auf die Umwandlung hatte möglicherweise schon der Katholik von Radowitz, den er gleich mir durch die Konstitutionelle Zeitung kennen lernte, und mit dem er als offiziöser Korrespondent nach Erfurt ging. Er gab dort auch ein kleines Blatt heraus (wohl die Erfurter Zeitung, die er von 1850 bis 1856 redigirt haben soll). Varnhagen von Ense, der davon erfuhr, scherzt in seinen Tagebüchern über seine geringe Besoldung. Erfreulich war für ihn seine Verbindung mit der Erfurter Akademie, die durch seine, wie später durch Robert Boxbergers noch wertvollere Arbeiten neu belebt wurde. Seine Schrift über die Erfurter Häusernamen ist nicht die einzige, in der er auch nach der Seite der deutschen Altertumskunde hin Anregungen gegeben hat, die dann von mitunter recht wenig dankbaren Nachahmern benutzt worden sind; wohl aber die einzige, die mit großer Einfachheit ohne allen gelehrten Prunk von ihm dargeboten wurde. Seine Arbeiten zur deutschen Mythologie, die später zu den Fortsetzungen von Müllenhoff, Mannhardt und E. H. Meyer zu wenig im Verhältnis standen, dienten bis zum Erscheinen der „Kirchlichen Sitten“ (Berlin, bei Hertz, 1858) dazu, vor der Ableitung mancher Gebräuche aus dem germanischen Heidentume statt aus dem Juden- und Christentume zu warnen.

1855 bei seinem Übertritt zum Christentum erhielt er die Namen Paul Stephan. Er ließ sich durch einen Schulrat taufen, der das Volksschulwesen im Regierungsbezirk Erfurt leitete und früher Prediger gewesen war. Hierdurch brachte er in Erfurt fast die gesamte Geistlichkeit und auch die Philologen gegen sich auf. Die Philologen glaubten, daß ihm eine glänzende Laufbahn im Schulfache bevorstehe. War er doch kaum von dem frommen und wenig beliebten Schulrate getauft, als er auch schon von der orthodoxen theologischen Fakultät zu Erlangen auf Grund einer Druckschrift zum Doktor der Theologie ernannt wurde, worauf dann der Ministerpräsident in Berlin bewirkte, daß der wohlverdiente Offiziosus sogleich von preußischer Seite den Professortitel erhielt. Da er sich weigerte, noch das Oberlehrerexamen zu machen, so wurde bestimmt, daß er sich (ähnlich wie die zu Direktoren bestimmten Gymnasiallehrer) sogleich einem bloßen Kolloquium unterziehen sollte, und zwar, da er vorzugsweise Religionslehrer werden wollte, nur

in der Religion bei Tholuck in Halle. Tholuck behandelte aber den talmudistischen Gelehrten nicht ohne Ironie. Er gab kein abweisendes Gutachten ab, was bei den Kolloquien der zukünftigen Direktoren auch gerade nicht üblich sein dürfte, aber eine Empfehlung war Tholucks Gutachten über den jungen Doktor der Theologie auch nicht.

Kein Wunder, daß sich die Abneigung der Kollegen Cassels, als er nun in Erfurt sein Probejahr begonnen hatte, auch den Schülern mitteilte. Kein Wunder, daß er nun in der Klasse von antisemitischen Schülern umgeben war. Einst entschlüpfte ihm die unvorsichtige Bemerkung: „Das ist ja wie in einer Judenschule!“ Darauf riefen ihm die Schüler zu: „Da steht der Jude!“ Der Gymnasialdirektor soll den primus omnium in Betreff der Ansicht der Schüler über Cassel befragt haben. Am 24. Dezember 1859 erschien der Erfurter Direktor im Kultusministerium in Berlin, um dem Geheimrat Wiese von diesen Mißerfolgen, die unter den vorliegenden Umständen jedenfalls unvermeidlich gewesen waren, Bericht zu erstatten. Zufällig war ich Ohrenzeuge dieser Unterredung, die vonseiten des Direktors mit auffallender Schärfe und Heftigkeit geführt wurde. Von dem feinen und liebenswürdigen Wiese wurde Cassel anfänglich mit Lebhaftigkeit verteidigt. Der Gymnasialdirektor aber war boshaft genug, immer wieder das Tholuckſche Gutachten vorzuschieben und mit Bezug darauf gerade Cassels Religionsunterricht zu tadeln, an dessen Trefflichkeit kaum ein Zweifel sein konnte. Endlich sagte Wiese schlagend: „Nun, wenn er in der Religion nicht unterrichten kann, so kann er überhaupt nicht unterrichten!“ In seiner ausgezeichneten Selbstbiographie schreibt Wiese, ohne einen Namen zu nennen: „Mit Litteraten hatte ich kein Glück.“

Durch die Erfurter Vorgänge sah sich Cassel die Möglichkeit, jemals Schulrat oder Direktor zu werden, verschlossen. Eine so dornenvolle Laufbahn aber, wie er sie als Gymnasiallehrer gehabt haben würde, reizte ihn nicht. Nun hatte er sich um die Kirche schon einige anerkannte Verdienste erworben. Schon war er einer der angesehensten Redner auf der Pastoralkonferenz zu Gnadau, und die Geistlichen, die von der neuen Ära Nachteile für die Orthodoxie befürchteten, wie Appuhn in Magdeburg, waren ebenso geneigt, ihm zu vertrauen, als die Theologen von etwas freierer Richtung, wie der Generalsuperintendent Hofmann in Berlin. Er kehrte von Erfurt, wo er zuletzt auch Bibliothekar gewesen zu sein scheint, nach Berlin zurück und sprach als „präparirte Kehle,“ wie er sich selbst einmal gegen mich nannte, als er einen Vortrag für das Museum in Nürnberg übernahm, bei jeder Gelegenheit. Seinen letzten weltlichen Vortrag hielt er in Berlin einige Wochen vor seinem Tode über Xanthippe.

Hätte er seine Beredsamkeit ohne jede Einschränkung auch auf der Kanzel zeigen können, so hätte ihm als Geistlichen eine noch glänzendere Laufbahn offen gestanden, als er sie anfänglich im Schulfach erwartet haben mochte. Indessen weigerte er sich auch, die theologischen Prüfungen noch abzulegen. Alles aber, wozu sich die geistlichen Behörden dem Erlanger Doktor der Theologie gegenüber verstanden, war, daß er endlich ordinirt wurde; doch sollte er niemals eine im vollen Sinne des Wortes der preußischen Landeskirche unterstellte Predigerstelle beanspruchen dürfen. Dafür schuf er sich mit englischem Gelde eine Gemeinde, die ihm die Christuskirche baute, in der er als einer der beliebtesten Prediger Berlins glänzte. Vor einem Jahre wurde die Kirche aber verkauft, worauf er nach Friedenau zog und nur hie und da noch in einigen der preußischen Landeskirche wirklich angehörigen Gotteshäusern predigte. Seine Emeritirung unter einem Vorwande mußte ihm bei seiner geistigen Rüstigkeit um so schmerzlicher sein, als der soge-

nannte Thränen-Schulze, gleichfalls ein getaufter Jude und beliebter Prediger, der von ihm unter ähnlichen Verhältnissen schon früher erbauten Jesuskirche noch vorsteht.

Wie klug Konsistorium und Oberkirchenrat gehandelt hatten, als sie sich — damals wahrscheinlich sehr gegen den eignen Wunsch — weigerten, Cassel in der Landeskirche fest anzustellen, zeigte sich an der Opposition, die er durch sein Erscheinen in der liberalen Berliner Stadtsynode erfuhr. Auch Abgeordneter ist er kurze Zeit gewesen und hat da das Wort gesprochen: „Man wirft in Preußen die Menschen nicht weg wie eine ausgepreßte Citrone," was man nach dem für ihn zu früh erfolgten Tode von Radowitz in gewisser Hinsicht mit ihm allerdings doch gethan hatte. Seine politische Richtung trug anfangs den Charakter des Altliberalismus, wurde aber später durch seine Haltung als heftig angegriffner Philosemit bestimmt. Bis zum Auftreten des Antisemitismus war er mit Büchsel, der gleich ihm an jedem Sonntage zwei- bis dreimal in seiner Kirche sprach, der eifrigste Prediger (wenn auch nicht Seelsorger) Berlins.

Einige Wochen vor seinem Tode ließ er noch in Steglitz ein Drama „Mephisto auf Cypern" aufführen, worin er zur Verherrlichung des Christentums das Griechentum und das Judentum einander gegenüberstellt. Ein Liebhabertheater in Steglitz kündigt noch andres aus seinem Nachlaß an. Gestorben ist er beinahe 72 Jahre alt am 23. Dezember 1892. Sein Begräbnis auf dem Jerusalemer Kirchhofe fand am dritten Weihnachtstage von der Christuskirche (Königgrätzerstraße) aus statt. Dies gab mir Gelegenheit, die christliche Kirche kennen zu lernen, die der Mann erbaut hatte, den ich 1849 als Kammerberichterstatter hatte vertreten müssen, weil er damals am Sonnabend keine Feder zur Hand nahm. Sie gleicht den andern neuen märkischen Backsteinkirchen auf ein Haar, nur daß sie außer dem unvermeidlichen kleinen spitzen Kirchturm auch noch mit andern kleinen Türmchen nach der Straße zu geschmückt ist. Das Portal mit gothischem Spitzbogen war fast ganz mit winterlich grünen Ranken bedeckt. Vor dem Altar mit vielen Lichtern stand der Sarg, an dem Lic. Weser von der Marienkirche mit volltönender Stimme eine längere Rede hielt. Die Trauergesänge waren geistvoll gewählt: des trefflichen Terstegen „Ich bete an die Macht der Liebe," dessen schöne Melodie seit Kaiser Wilhelm dem Ersten beim großen Zapfenstreich regelmäßig gehört wird, das mit herrnhutischen Schnörkeln verzierte „Ich bin dein!" und „Jerusalem, du hochgebaute Stadt!" Mit einem „bösen Leben," das in dem letzten Liede erwähnt wird, hat Cassel wohl nicht zu kämpfen gehabt, aber ein bewegtes Leben war es, das er geführt hat.

Steglitz H P

Zur Geschichte des Knüttels. Zu Pfingsten 1811 erließ der Rektor der Leipziger Universität (es war der Jurist Haubold) am schwarzen Bret eine eindringliche Mahnung in lateinischer Sprache, worin er die Studenten mit Rücksicht auf die ernste Zeit aufforderte, doch verschiednen kindischen Unfug zu unterlassen. Er wandte sich namentlich gegen viererlei: 1. gegen den Farbenschnickschnack, 3. gegen den Hundesport und 4. gegen die Albernheit, auf der Straße im Gänsemarsch zu gehen; die zweite Mahnung aber lautete wörtlich: Abstinete a gestandis vastis istis et indecoris fustibus, qui a Ziegenhainio infandum nomen acceperunt, quosque, etsi nuper prohibitos, fuerunt tamen, qui deponere immorigeri nollent, in quos, si obsequi porro Nobis dubitaverint, certissime animadvertetur.

Die Mahnung scheint auch kurze Zeit gefruchtet zu haben. Im August 1811

aber sah sich der Rektor genötigt, die Hilfe des Leipziger Rats in Anspruch zu nehmen. Er richtete ein bewegliches Schreiben an den Rat, teilte ihm mit, daß „der Gebrauch der sogenannten Ziegenhainer Stöcke, welche bei ihrer unförmlichen Gestalt mehr Streitkolben und Keulen, als unter gesitteten Personen gewöhnlichen Stöcken ähnlich sind," neuerdings wieder zum Vorschein komme, und bat den Rat, dafür zu sorgen, daß den Studenten die Gelegenheit entzogen würde, „diese Instrumente der Unsittlichkeit" zu kaufen. Das that denn auch der Rat, er ließ die drei Stockhändler der Stadt kommen, verbot ihnen den Handel mit solchen Knütteln und gab dem Rektor von diesem Verbot Nachricht.

Was würden die alten Herren sagen, wenn sie die Knüttel und Keulen sähen, die heute in den Schaufenstern der „Herrenartikel"-Läden liegen, in allen Vierstuben von Hausierern zum Kauf angeboten und auf der Straße nicht mehr bloß von Studenten, sondern von allen jungen Männern getragen werden! Ja, die Freiheit treibt herrliche Blüten. Es ist wahr, Schlachten werden mit diesen Keulen nicht mehr geliefert, „Instrumente der Unsittlichkeit" würde sie heute kaum noch jemand nennen, sie dienen ja nur als Spielzeug. Aber sie sind doch eine Geschmacksverirrung, wie man sie nicht mehr für möglich halten sollte.

Das Schensal, Mode genannt, ist eben unberechenbar. Nicht in Wellenlinien, nein, in verrückten Zickzacksprüngen bewegt sich seine Bahn. Dem Stutzerschwüppchen ist die Gigerlkeule gefolgt, und der Keule wird wieder das Schwüppchen folgen, so sicher, wie dem „zu langen" Überzieher der „zu kurze" gefolgt ist. Nach Verlauf eines Menschenalters kehrt immer dieselbe Verrücktheit wieder. Auch der Knüttel muß zwischen 1811 und 1892 noch einmal dagewesen sein; Kostümgeschichtskundige werden die Zeit anzugeben wissen.

Allers und Thoma. Allers „Bismarck" ausverkauft — Thoma's „Federspiele" gehen nicht: diese Erfahrung der Buchhändler ist bezeichnend und betrübend. Daß eine Schilderung des häuslichen Lebens des großen Kanzlers so viel Teilnahme weckt, ist erklärlich und in hohem Grade erfreulich; daß aber die hausbackenen Allersschen Darstellungen als Kunstwerke ernst genommen werden, ist das betrübende. Zur Schilderung der silbernen Hochzeit reichte der nüchterne Sinn dieses Zeichners gerade hin, ja half ihm die Aufgabe vortrefflich lösen; der gewaltige Staatsmann aber erscheint, durch eine solche Brille gesehen, ins Platte herabgezogen. Mit den Thomaschen „Federspielen" dagegen weiß die Masse der Gebildeten nichts anzufangen. Die sind ihr zu luftig, zu phantastisch, zu wenig handgreiflich. Was sollen uns Fabelwesen, heißt es da, die doch nur im Hirn des Künstlers hausen! Die einfachen, großräumigen Landschaften Thoma's aber, sowie die schlichten Bilder aus dem Leben des Volks bieten wiederum nicht genügenden novellistischen, gegenständlichen Reiz. In solchem Maße haben wir das Gefühl dafür verloren, daß Kunstwerke doch in erster Linie als individuelle Äußerungen des Künstlergeistes, als Zeugnisse für die besondre Art, wie sich die Welt gerade in einem bestimmten Geiste spiegelt, interessant sind, nicht aber durch die bloße Wiedergabe der vermeintlichen Wirklichkeit oder gar durch eine bloße Bethätigung des kalligraphischen Triebes im Menschen, den man so gern als eine Äußerung des eingebornen Schönheitssinnes betrachtet.

Wären wir mehr daran gewöhnt, über unsre Grenzen hinauszuschauen, so würden wir viel leichter den Standpunkt für eine richtige Schätzung der Thomaschen Leistung finden. Wäre die Bekanntschaft mit den prächtigen, auch für jeden Erwachsenen ergötzlichen Kinderbüchern der Engländer Caldecott (†) und Walter

Crane (Pan-Pipes), des Franzosen Bouket de Monvel (Vieilles Chansons), mit den Bilderwerken der Dänen Skovgaard und Jerndorff (Troldtöj von Holger Drachmann) und des Norwegers Kittelsen (Troldskab) weiter verbreitet, so würden wir uns angesichts solcher im besten Sinne nationalen Schöpfungen glücklich schätzen, daß wir nun auch in Deutschland einen Künstler haben, der gleich Vollendetes und Geschmackvolles zu leisten vermag. Mit dem Geschmack aber ist es bei uns eigentümlich bestellt. Wir suchen ihn immer in der Konvention, während er gerade durchaus auf der Freiheit beruht. Ludwig Richter ist vortrefflich, aber wir können nicht für immer bei ihm stehen bleiben. Er bezeichnete zu seiner Zeit thatsächlich den Höhepunkt des Geschmacks, denn er war ein echter Künstler; aber es läßt sich nicht leugnen, daß er in manchem doch schon veraltet ist, auch für unsre Zeit bereits etwas zu spießbürgerlich.

Litteratur

Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte von E. V. Zenker. Mit einem bibliographischen Anhang. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1892. — Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848. Von E. V. Zenker. Ebenda, 1893

Diese Schrift geht von dem geradezu ungeheuerlichen Satze aus, daß die Zeitungsgeschichte der wertvollste Beitrag sei zur Kulturgeschichte (die so recht eigentlich die Geschichte des Menschengeschlechts sein soll), „denn nirgends prägt sich der Geist der Zeiten und der Völker, ihre idealen Forderungen und ihre Bedürfnisse, ihr Können und ihr Ungenügen, ihr himmelstürmerisches Vorwärtsdrängen, aber auch ihre feile Unterwürfigkeit so beredt und verständlich, so vollkommen und vielseitig aus, wie gerade in der Journalistik. Die Zeitung ist das untrüglichste Dynamometer der Zeit.“ Vergleicht man mit diesem Räuspern à la Karl Moor die Thatsache, daß beinahe alle Bestrebungen, Erfindungen, Erkenntnisse, Leistungen und Schöpfungen unsrer Tage, die irgend etwas wert sind, von der Zeitung einfach totgeschwiegen oder doch so lange ignorirt werden, bis die Steine schreien, so wird man wohl zu der Annahme gelangen, daß die Geschichte der Journalistik etwas weniger wichtig sei, als E. V. Zenker annimmt. Darum ist sie natürlich noch nicht unwichtig, und ganz sicher empfiehlt es sich, um zu einer halbwegs guten Geschichte des deutschen Journalismus zu gelangen, wie sie Robert Prutz schon fast vor einem halben Jahrhundert zu früh unternahm, nach dem Beispiel des Verfassers Monographien aus Städten zu geben, die an der Entwicklung des deutschen Zeitungswesens hervorragenden Anteil genommen haben. Die Besonderheit des Wiener Zeitungswesens innerhalb der Periode, auf die sich Zenker beschränkt, verdiente gewiß eine eingehende Darstellung, und der Verfasser ist eifrig bemüht gewesen, nicht nur eine Übersicht des Materials, sondern auch ein Urteil zu gewinnen. In dem einleitenden Abschnitte kämpft er hergebrachtermaßen mit der Unbestimmtheit des Begriffs der Zeitung oder Zeitschrift und sieht sich hier sowohl als in dem „bibliographischen Anhang“ gezwungen, die als „Newe Zei-

tungen" und Relationen gedruckten, in unregelmäßiger oder gar keiner Folge erschienenen Flugblätter zu berücksichtigen. Als der eigentliche Anfang einer regelmäßigen und nicht allzu kurzlebigen Wiener Journalistik (die „Ordinari Zeittungen" und „Ordentlichen Zeittungen auß Wienn," die während des dreißigjährigen Krieges erschienen, erloschen nach wenigen Jahren), muß ein Blatt in italienischer Sprache Il Coriere ordinario von Giovanni Battista Hacque angesehen werden, während das erste amtliche Blatt das „Wienerische Diarium" von 1703 war, aus dem 1780 die „Wiener Zeitung" hervorwuchs. Im weitern Verlauf seiner Darstellung bespricht der Verfasser die lange Reihe der moralischen Wochenschriften, die in Wien in der Zeit begannen, wo ihre Rolle im übrigen Deutschland bereits ausgespielt war (die erste Wochenschrift dieser Art gab 1762 der aus Leipzig eingewanderte Sachse Christian Gottlob Klemm heraus, dem Josef von Sonnenfels mit den Wochenschriften „Der Vertraute," „Der österreichische Patriot," „Theresia und Eleonore" und den „Briefen über die Wienerische Schaubühne" folgte), und die Anfänge der litterarischen und wissenschaftlichen Journalistik, die, von der (1727 bis 1729 erschienenen) Monatsschrift „Das merkwürdige Wien" abgesehen, allesamt in die Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia fielen. Der kurze und trügerische Frühling des Wiener Zeitungswesens zwischen 1781 und 1790 und die „trüben Lehrjahre" unter dem härtesten Drucke der Zensur von 1791 bis 1848 finden die ausführlichste Beurteilung; Zenker muß hier natürlich summarisch verfahren, da die Zahl der zu charakterisirenden Erscheinungen und der beteiligten Persönlichkeiten wächst. Die historischen Nachweise des Verfassers verdienen alles Lob, seiner Verurteilung der verächtlichen und künstlichen belletristischen Presse vor 1848 darf man unbedingt zustimmen, ohne darum den Glauben zu teilen, daß mit der Preßfreiheit auch die Korruption verschwunden sei.

Die „Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848," der zweite Teil der Zenkerschen Gesamtarbeit, zeigt sich sehr viel unerquicklicher und wertloser als der erste. Der Verfasser tritt für die kindische Unreife der Wiener Revolutionsjournalisten eifrig in die Schranken, er scheint es noch heute zu bedauern, daß in Wien nicht eine schlechte Übersetzung der großen Pariser Revolutionstragödie und Komödie aufgeführt werden konnte. Die historische Darstellung der Ereignisse und die Charakteristik der an ihnen beteiligten Zeitungen ist durchaus phrasenhaft. Wenn Zenker allenfalls zugiebt, daß „die Wiener Journalistik die Gegensätze der Parteien rastlos durch Wühlereien verschärft" habe, wenn er sich über die trostlose Unreife der Sache nur mit der Uneigennützigkeit eines großen Teiles der Träger tröstet (die angeblich umsonst schrieben, wobei der Autor anzugeben vergißt, wovon sie während des revolutionären Halbjahrs lebten), so verfällt er doch Kapitel für Kapitel wieder in den panegyrischen Ton. „Bornirtheit und Medisance hat sich darin gefallen, immer nur das Häßliche und Schlechte an den Zeitungen jener Tage hervorzuheben." Aber Zenker selbst versäumt das Bessere aufzuzeigen, das Verhalten und den Inhalt der hervorragendsten damaligen Wiener Zeitungen in überzeugender Charakteristik vor Augen zu stellen, er macht eine Masse äußerlicher Mitteilungen und giebt die innere Geschichte keines einzigen Blattes. Die beste Entschuldigung der Wiener Journalistik von 1848 bleibt eben die Armseligkeit der „öffentlichen Meinung" selbst, der sie zum Organ dienen sollte, und ihre nachträgliche Glorifikation empfing sie durch das blinde und brutale Wüten des soldatischen Absolutismus und die charakterlose Gemeinheit der Katzenjammerjahre, die dem wüsten Rausch von 1848 folgten.

Schwarzes Bret

Warum eigentlich lex Heinze? Drei Wunderlichkeiten in zwei Wörtern! 1. ein lateinisches Wort für eine deutsche Sache; 2. eine französische Wortverbindung in einem deutschen Ausdruck; 3. eine Gesetzestanse nach den Verbrechern, die zu dem Gesetz Anlaß gegeben haben, statt nach dem Antragsteller oder Verfasser. Und warum immer „männliche Person“ und „Weibsperson“? Genügt nicht Mann und Frau, wo es sich lediglich um die Bezeichnung der Geschlechter handelt? Bedeutet Mann etwa nur eine bestimmte Altersstufe, Frau etwa nur die verheiratete Frau? Muß überall juristische Haarspalterei und Spitzfindigkeit in die Gesetze getragen werden?

Die Juristensprache hat uns neuerdings auch mit dem schönen Worte „Lehrperson“ beschenkt. In einer gesetzlichen Bestimmung von Lehrern zu reden genügt nicht mehr; denn das würde sich ja nicht mit auf die Lehrerinnen beziehen, die wir doch auch jetzt haben. Also „Lehrpersonen“ — ein bewundernswürdiger Ausweg! Da wollen wir nur auch gleich von „Lernpersonen“ reden, statt von „Schülern bezw. (!) Schülerinnen.“ Eben so schön wären sie mindestens, wie die „Strafthaten,“ die man erfunden hat, um einen gemeinschaftlichen Ausdruck für Verbrechen und Vergehen zu haben.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir gleich noch eine Bitte aussprechen. Alle unsre juristischen Mitarbeiter bedienen sich in ihren Manuskripten der Abkürzungen: StGB., StPO., GVG., RPG. u. s. w., und ähnliche Formeln sind auch bei andern Fakultäten beliebt: der Historiker und der Philolog schreiben ADB (soll heißen: Allgemeine deutsche Biographie), QF (soll heißen: Quellen und Forschungen), GJ (soll heißen: Goethejahrbuch) u. s. w. und erkennen sofort den verachtungswürdigen Laien daran, daß jemand dergleichen nicht versteht oder nicht mitmacht. Wenn nun die Herren unter sich sind, so mögen sie sich in Gottes Namen dieser Freimaurerhändedrücke bedienen. Aber die Leser der Grenzboten bestehen doch weder bloß aus Juristen, noch bloß aus Philologen, überhaupt nicht bloß aus Fakultätsmenschen, sondern es sind doch auch einige Laien darunter. Die Redaktion und die Druckerei sind daher genötigt, alle derartigen geheimnisvollen Zeichen aufzulösen. Das ist aber nicht immer leicht, obwohl beide einige Übung darin haben. Wir möchten also bitten, daß das in Zukunft unsre Mitarbeiter selbst gleich in den Manuskripten besorgen. Bitte!

Der Kladderadatsch brachte neulich folgenden „Vorschlag zur Güte“: Geheimrat Förster und Genossen wollen Deutschland heben durch Vorträge über Ethik. Wir schlagen vor, jedem Vortrage ein Liebesmahl mit Freibier folgen zu lassen.

Dazu vergleiche man folgendes Inserat, das wir dem „Vorwärts“ entnehmen:

Ethische Gesellschaft. Sonntag, den 11. Dezember, Abends 7 Uhr, in Gratweils Bierhallen, Kommandantenstraße 77—79: Vortrag des Reichstagsabgeordneten Albert Schmidt über: Die sittlichen Bestrebungen und die Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse. Nach dem Vortrag: Gemütliches Beisammensein und Tanz. Herren und Damen als Gäste stets willkommen.

An Justus

Juste, blamire dich nicht! Mir magst du im Scherze begegnen,
Fällst du aber zur Last, wo dir Bescheidenheit ziemt,
Hört die Gemütlichkeit auf, dann sag ich: Schweig stille, mein Herze!
Laß deine Weisheit zu Haus, zweifle doch erst an dir selbst!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Überweisungen von Staatseinkünften

Staatsmittel zu „überweisen“ ist in den letzten Jahren eine sehr beliebte gesetzgeberische Maßregel geworden. Es ist leicht zu begreifen, warum. Es ist eine Maßregel, mit der sich bequem rechnen läßt. Man „überweist,“ und man ist fertig. Bei der Fülle gesetzgeberischer Aufgaben, mit denen man beschäftigt ist, ist ein abgekürztes Verfahren immer erwünscht. Wie sich die Sache im einzelnen gestaltet, wie oder ob das überwiesene Geld an die richtige Stelle kommt, damit braucht man sich nicht aufzuhalten. Das überläßt man der Selbstverwaltung, die sich nach einer noch immer gern geglaubten Legende „glänzend bewährt“ hat.

Die Zeit der „Überweisungen“ beginnt mit der „lex Huene,“ und diese wiederum verdankt ihre Entstehung dem merkwürdigen Umstande, daß sich der Staat Einnahmen schafft, die er gar nicht haben will. Der eigentliche Zweck jeder staatlichen Auflage ist doch der, Geld zusammenzubringen, das zum allgemeinen Nutzen verwendet werden soll. Die Kornzölle hatten diesen Zweck nicht; sie wollten eine Zollschranke errichten. Dabei sprang nun ein Gewinn von vierzig Millionen heraus. Diesen Gewinn wollte man dem Staate nicht lassen, um ihn vor der Versuchung zu bewahren, die Gelder, die dawaren, allzuleicht auszugeben. Da verteilte man sie an die Kreise. Ferner war die Absicht vorhanden, den Ackerbau zu unterstützen, ohne den Konsumenten zu belasten. Der Sinn der „lex Huene“ war der: Wird durch den Ausschluß des russischen Getreides der Brotpreis verteuert und springt dabei ein Gewinn von so und so viel Millionen heraus, die verfügbar sind, so ist es recht und billig, diese Gelder den Leuten zu geben, denen das Brot durch den Kornzoll verteuert worden ist. Und so überwies man den Ertrag der Steuer an die Kreise.

Es fragt sich nur, ob man dabei die richtige Adresse gewählt hat. Die ländliche ansässige Bevölkerung bedurfte einer Begünstigung überhaupt nicht, denn sie kauft ihr Brot nicht, sie empfängt es in natura, wobei es gleichgiltig ist, ob das Korn teurer oder billiger ist. Sofern sie aber Korn verkauft, bedurfte sie einer Zuwendung erst recht nicht, da sie durch die Kornzölle bereits begünstigt worden war. Was die Überweisung der Gelder an die Städte betrifft, so dürfte dadurch der kleine Mann, der sein Brot kauft, und der es spürt, wenn das Pfund Brot um einige Pfennige teurer wird, schwerlich entlastet worden sein. Vielleicht hat man mehr an einen mittelbaren Nutzen gedacht, den der kleine Mann durch Einrichtung gemeinnütziger Unternehmungen und Anstalten haben sollte. Aber dabei ist nicht einzusehen, warum solche Dinge nicht ebensogut, wenn nicht noch besser, vom Staate in die Hand genommen werden könnten wie vom Kreise. Es wäre schon darum besser gewesen, dem Staate die Ausführung zu überlassen, weil dann die Bedürfnisfrage hätte ins Spiel gebracht werden können. So ist das Geld an bedürftige und nicht bedürftige Kreise einfach nach der Kopfzahl gegeben und in einem Falle wohl angebracht, in dem andern aber verschleudert worden.

Es wäre interessant, zu erfahren, was man mit den zufolge der „lex Huene" überwiesenen Geldern angefangen hat. Es wird behauptet, daß man im Osten der Monarchie die Gelder vortrefflich zu Wegebesserungen und Brückenbauten angewendet habe. Wo aber Wege und Brücken in Ordnung waren, hat man sich Luxusausgaben gestattet. Man hat gebaut und zwar teuer und unnötig. Besonders ist eine Reihe stolzer Kreishäuser entstanden. Ich könnte ein solches nennen, das ein paarmal hunderttausend Mark gekostet hat — der Pferdestall des Herrn Landrat allein kostet sechzehntausend Mark —, das eine prächtige Dienstwohnung enthält, das aussieht wie ein Schloß und nur den einen Mangel hat, daß es kein Kreishaus ist. Wenigstens ist der Sitzungssaal so klein geraten, daß er die Kreisversammlung nicht faßt; die Herrn wandern also hinüber nach dem Rathause. Das ist nur ein Beispiel; man könnte ihrer viele bringen. Dem „Kreise" werden die Gelder überwiesen, die „Kreise" geben sie aus; wenn aber eine Gemeinde kommt und eine Unterstützung für ihre Aufgaben haben will, so heißt es: du kriegst nichts, du bist noch nicht arm genug. Von fern besehen, macht es sich ganz schön, wenn man sagt: die Gelder, die durch die Brotverteuerung gewonnen werden, fließen an die Kreise zurück; aus der Nähe besehen, zeigt es sich, daß ein großer Unterschied zwischen Kreis und Bevölkerung ist. Übrigens herrscht darüber ziemliche Einstimmigkeit, daß die „lex Huene" dringend einer Umgestaltung bedürftig ist. Das beste würde sein, sie gänzlich aufzuheben.

Bei „Überweisungen" entsteht eine schlechte Finanzverwaltung. Schon das ist vom Übel, daß die Höhe der überwiesenen Summen schwankt. Es ist nicht möglich, sich wirtschaftlich einzurichten. Man giebt aus, was man hat,

ja noch mehr, als man hat. Und man giebt aus, um nur auszugeben. Es ist falsch, erst Gelder für die Ausgabe zu bestimmen und sich dann erst zu fragen, was man wohl anschaffen könnte. Das führt notwendig zur Verschwendung. Gelder, die nicht redlich verdient, die gewonnen oder geschenkt werden, sitzen zu locker im Beutel. Dasselbe gilt aber auch von Geldern, die „überwiesen," die nicht durch Steuern aufgebracht werden. Man soll Gelder, die man nicht braucht, überhaupt nicht erheben, man soll Überschüsse zum Steuererlaß verwenden. Das wäre eine richtige Finanzverwaltung, man würde bei einer solchen Verwaltung viele Millionen ersparen, die jetzt verschwendet werden.

Das übelste aber ist: die Kreise haben sich an die üppige Wirtschaft gewöhnt, sie fürchten die Aufhebung des Gesetzes, ja man hört bereits die Meinung, die Kreise müßten bei der Aufhebung der lex Huene entschädigt werden! Das heißt denn doch, die Dinge auf den Kopf stellen, es ist gerade, als wollte jemand eine Entschädigung dafür verlangen, daß ein Geschenk, das man ihm gegeben hat, nicht groß genug gewesen sei.

Nicht günstiger, ja vielleicht noch übler haben sich die Dinge gestaltet bei der „Überweisung" von sechsundzwanzig Millionen infolge des Gesetzes vom 14. Juni 1888, betreffend die Erleichterung der Schullasten. Dem einfachen Menschenverstande scheint es selbstverständlich zu sein, daß man bei einem solchen Gesetze zuerst ermittelt, ob und wo solche Lasten vorhanden sind, und daß man sie dort erleichtert, wo sie als drückend empfunden werden. Wer könnte nun eine gerechte Verteilung der Gelder vornehmen? Offenbar die ausführende Behörde, die königliche Regierung. Man hätte ihr also eine ziemlich freie Verfügung über die Gelder überlassen sollen. Dazu war aber im preußischen Abgeordnetenhause keine Neigung vorhanden. Die liberale Partei wollte den Einfluß der Regierung überhaupt nicht stärken, das Zentrum ganz besonders in Schulangelegenheiten nicht. Dazu kam die Legende von der „glänzenden Bewährung" der Selbstverwaltung. Und so wurde wieder „überwiesen." Jede Gemeinde erhielt für einen ersten Lehrer fünfhundert, für den zweiten und jeden folgenden dreihundert Mark Staatsbeitrag zu den Schulkosten, gleichviel, ob die Gemeinde durch Schulausgaben belastet war oder nicht, ob die Schulausgaben durch kirchliche Mittel oder Grundbesitz bestritten, oder ob sie durch die Gemeinden aufgebracht wurden. Und die Schulvorstände erhielten diese Mittel zur freien Verfügung. Der geizigste Bauer, der ruppigste Tagelöhner hatte darüber zu beschließen, ob diese Staatsmittel sachgemäß oder nicht sachgemäß verwendet werden sollten.

Es soll nun nicht geleugnet werden, daß die Schulvorstände in vielen Fällen die ihnen überwiesenen Gelder gut angewendet haben, in vielen Fällen haben sie es aber auch nicht gethan. Es haben sich da Zustände gebildet, die einem geordneten Staatswesen nicht zur Zierde gereichen. Hier ein Beispiel.

Eine Gemeinde, die reichste des Kreises, und zwar eines Kreises, der in einer fruchtbaren Gegend der Provinz Sachsen liegt, erhält folgende Zuwendungen aus Staatsmitteln: 400 Mark dauernden Zuschuß, 1100 Mark Schullastenerleichterungsgelder, 400 Mark Alterszulagen für die Lehrer. Das macht 1900 Mark. Dafür läßt die Gemeinde zwei ihrer Lehrer auf dem Minimaleinkommen sitzen und buchstäblich hungern. Der dritte erhält den Hauptteil seines Einkommens aus kirchlichen Mitteln. Um Schande halber wenigstens etwas zu thun, wurde jedem der Lehrer eine Art Trinkgeld in unwürdiger Form zugewiesen. Die Regierung wollte eingreifen und zu erreichen suchen, daß die Zulagen in anständiger Weise gewährt würden. Die Folge war, daß der Schulvorstand beschloß, sich keine Vorschriften machen zu lassen, und nun erhalten die Lehrer überhaupt nichts mehr. Und die Regierung mußte schweigen und es geschehen lassen. Wie so etwas möglich ist? Es hat den gesetzgebenden Herren in Berlin so gefallen. Man hat im Vertrauen auf die „glänzende Bewährung" der Selbstverwaltung Gelder „überwiesen," ohne dafür zu sorgen, daß sie im Sinne des Staats verwendet werden. Man hat bestimmt, daß der Staatsbeitrag verwendet werden soll zur Bestreitung des baren Teils des Diensteinkommens der Lehrer, sowie des anderweitigen Diensteinkommens, einschließlich der Aufwendungen für Dienstwohnung, Feuerung und Bewirtschaftung des Dienstlandes, hat aber die Form einer freundlichen Ermahnung, nicht die einer zwingenden Bestimmung gewählt. Hierzu kommt, daß die Aufsichtsbehörde durch das Gesetz, betreffend die Feststellung von Anforderungen für Volksschulen vom 26. Mai 1887, das man scherzweise das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Schulräte genannt hat, an Händen und Füßen gebunden worden ist. Nach diesem Gesetze entscheidet, wenn von der Schulaufsichtsbehörde Anforderungen an eine Schulgemeinde gestellt werden, in Ermangelung des Einverständnisses der Verpflichteten bei Landschulen der Kreisausschuß, bei Stadtschulen der Bezirksausschuß. Diese Ausschüsse sind aber stets geneigt, die Partei der Gemeinden zu nehmen. Die staatliche Behörde ist nicht einmal imstande, ihre Meinung im Kreisausschusse wirksam geltend zu machen, sie muß sich gefallen lassen, von einer Selbstverwaltungskörperschaft einfach abgewiesen zu werden. Sie handelt im Interesse des staatlichen Ansehens, wenn sie ihre Anforderungen lieber fallen läßt, als sie dem Urteile einer untergeordneten und nicht sachverständigen Behörde zu unterbreiten. So sieht es in Preußen aus!

Zweierlei hat man durch diese „Überweisungen" erreicht. Erstens hat man Millionen zweckwidrig ausgegeben, und zweitens hat man die gesamte Lehrerschaft wild gemacht. Die Preußische Lehrerzeitung schreibt: Aus dem Überschusse des Staatseinkommens standen dem Staate 1888 zu Schulzwecken zwanzig Millionen zur Verfügung. Noch nie ist eine preußische Regierung

in der Lage gewesen, auf einmal eine so hohe Summe für Schulzwecke zur Verfügung zu haben. Und in welcher Weise legte man nun dies schöne Geld an? Man bewilligte die ganze Summe zur Erleichterung der Schullasten den „notleidenden Gemeinden." Und diese benutzten diese Gelder nicht etwa zur Verbesserung des Schulwesens, sondern zur Abwälzung der „Lasten," sodaß manche Gemeinde überhaupt keine Schulbeiträge mehr zu zahlen hatte, ja Überschüsse erzielte. Ganz besonders die Schoßkinder der preußischen Verwaltung, die Besitzer der Gutsbezirke, wurden dadurch fast aller Schullast ledig. Für Gehaltsverbesserungen sind nur ganz geringfügige Summen verwendet worden, wie die Regierung selbst später klagend zugestehen mußte. Im Jahre 1889 wurden diese zwanzig Millionen auf sechsundzwanzig erhöht. Diese schöne Summe ist einfach verschwunden, ohne sichtlichen Erfolg. Doch halt! Seien wir nicht ungerecht: so manche Gemeinde hat damit ihren Nachtwächtergehalt erhöht, und manche andre hat sich von den Überschüssen einen stattlichen Gemeindebullen zugelegt, sodaß jene sechsundzwanzig Millionen doch wenigstens mittelbar dazu beigetragen haben, die Rindviehzucht in dem Staate der Schulen zu heben. Und das ist immer etwas. Die Gemeinden, die diese sechsundzwanzig Millionen einfach einsteckten, verwandten von den Erträgen der lex Huene nach amtlicher Feststellung ein halbes Prozent für Schulzwecke! Das ist die Opferwilligkeit der Gemeinden für die Volksschule! Kannte die Regierung diese Opferwilligkeit, von der sich die Spatzen auf den Dächern erzählen, nicht?

Die Sprache des Schulblattes ist bitter, aber sie dient zur Kennzeichnung der Stimmung in Lehrerkreisen. Und daß diese Lehrerkreise, nachdem sie seit Jahrzehnten auf eine bessere Besoldung gehofft haben, bitter gestimmt sind, wenn sie sehen, daß vorhandne reichliche Mittel durch „Überweisungen" an die Gemeinden einfach verschwinden, das ist begreiflich genug.

Jetzt sollen nun abermals drei Millionen zur Aufbesserung der Lehrergehalte „überwiesen" werden. Das macht auf den Kopf dreiundvierzig Mark, will also nicht viel bedeuten; es will aber gar nichts bedeuten, wenn es gestattet ist, mit diesen drei Millionen wieder so zu verfahren, wie mit den sechsundzwanzig Millionen. Der gegenwärtige Kultusminister hat wohl eingesehen, wo der Fehler liegt, er beantragt in dem Gesetzentwurf des Gesetzes über die Verteilung der erwähnten drei Millionen, daß das Gesetz von 1887 aufgehoben werde. Er spricht in den Motiven aus, daß es unbedingt erforderlich sei, die Prüfung der Leistungsfähigkeit der Schulgemeinden der Beschlußfassung der Selbstverwaltungsbehörden zu entziehen, da die Regierung fort und fort in ihren Bestrebungen auf diesem Gebiete durch die Beschlüsse der Selbstverwaltungsbehörden gehemmt werde. Ob sie wohl damit durchkommen wird? Schon erhebt einer in der „Post" seine Stimme und erklärt, daß sich die Methode der „Überweisungen" im ganzen recht gut bewährt habe. Er findet

es ausgezeichnet, wenn die Regierung, die für notleidende Lehrer eintritt, durch die Selbstverwaltung gehemmt wird, bestreitet die Bedürfnisfrage und schlägt die Aufbesserung der Gehalte der Landräte vor. Das hat natürlich ein Landrat geschrieben. Und was für einer! Es wird schwer sein, den Freunden der Selbstverwaltung gegenüber — das sind die, die den Vorteil von der Sache haben — die Zurücknahme verliehener Rechte durchzusetzen.

Aber wenn es auch geschähe, so bliebe immer noch die Schwierigkeit: in welche Hände sollen die neuerdings überwiesenen Summen gelegt werden? Wieder in die der Selbstverwaltung? Selbstverwaltung kann doch nichts andres bedeuten, als die Verwaltung der eignen Angelegenheiten, der eignen Einnahmen und Ausgaben. Es ist falsch, daß der Staat staatliche Mittel zu staatlichen Zwecken der Selbstverwaltung überläßt; mindestens muß hierbei die Selbstverwaltung so weit beschränkt werden, daß der Staat eine wirksame Aufsicht über die richtige Verwendung der Mittel ausüben kann. Etwas andres war es, wenn der preußische Staat der Provinzialverwaltung den Bau der Heerstraßen abtrat und den Provinzen Kapital zahlte, aus dessen Zinsen der Staatsbeitrag zur Baulast genommen werden sollte. Hier übertrug der Staat die Arbeit und die Mittel und zog sich von der Sache zurück. Wenn aber Staatsmittel an Kreise verteilt werden zur Ausführung staatlicher Aufgaben, so darf der Staat nicht in der Weise abdanken, wie es in dem Gesetze vom 26. Mai 1887 geschehen ist.

Der Staat sollte überhaupt keine Gelder „überweisen," er sollte das Geld, das er nicht braucht, in den Taschen der Steuerzahler lassen; er sollte, wenn er im Sinne einer gerechteren Verteilung der Lasten Gelder zuschießt, mit eigner Hand eingreifen. Er sollte aber durch seine Gesetzgebung vor allen Dingen dahin wirken, daß die Lasten möglichst gleich verteilt werden.

Der gegenwärtige Stand der Arbeiterwohnungsfrage

Die Arbeiterwohnungsfrage, auf welchem Wege sie immer nach den Verhältnissen zu lösen ist, ist eine der wichtigsten sozialen Fragen, und es muß an der Wohnungsreform in der mannigfaltigsten Weise und von weiten Kreisen gearbeitet werden. Bei schlechten Wohnungsverhältnissen ist ein geordnetes Familien- und Hauswesen undenkbar; in dem Sinne für Häuslichkeit, für die Familie, in der Gatten-, Eltern- und Kinderliebe wurzelt aber die Liebe zur Arbeit, zur Ord-

nung, sie bildet die Grundlage für das Einzelwohl und das Gemeinwohl. So schloß Finanzrat a. D. Gußmann, Mitglied des Direktoriums der Firma Friedrich Krupp in Essen, einen Vortrag über die Kruppschen Arbeiterwohnungen. Den Anlaß dazu bot die von der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen am 25. und 26. April 1892 in Berlin veranstaltete Konferenz, die sich mit den Arbeiterwohnungen beschäftigte. Die Konferenz, der Vertreter der beteiligten Vereine und Behörden, sowie praktisch bewährte Sachkenner in reichlicher Anzahl beiwohnten, hat sich dieser wichtigen Angelegenheit mit der Gründlichkeit und Umsicht, die sie verdient, angenommen. Schon vorher waren orientierende Vorberichte in Druck gegeben und an die Mitglieder verschickt worden, und die Verhandlungen selbst wurden durch eine reiche Ausstellung von Plänen zu Arbeiterwohnungen wirkungsvoll unterstützt. Daß die Zentralstelle nunmehr diese Verhandlungen veröffentlicht*) und dadurch ihre Ergebnisse weitern Kreisen zugänglich gemacht hat, dafür sind ihr alle, denen die Wohlfahrt der Arbeiter am Herzen liegt, zu lebhaftem Danke verpflichtet. Denn wer je über soziale Fragen nachgedacht hat, wird sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Fürsorge für die Wohnungen der Arbeiter eine Sache ist, die für Staat und Gemeinde, Familie und Gesellschaft eine ganz außerordentliche Bedeutung hat. Möge es daher gestattet sein, aus dem reichen Inhalte des stattlichen Bandes einige Gedanken herauszuheben, die auf allgemeines Interesse Anspruch erheben dürfen.

Man hat von einer Arbeiterwohnungsnot gesprochen. Dazu ist man durchaus berechtigt, sobald man das Wohnungsbedürfnis nicht darum lediglich befriedigt glaubt, daß überhaupt ein Unterkommen, gleichviel welches, gefunden ist. Wer die zahlreichen feuchten Kellerräume kennt, die in großen Städten als Wohnungen vermietet werden, oder an die Wohnungen denkt, deren Fenster sich nach engen schmutzigen Höfen öffnen, der weiß, wie es in diesen Räumen um die Gesundheit ihrer Insassen bestellt ist. Und wie ist es um die Sittlichkeit bestellt? Die amtliche Statistik Berlins hat ergeben, daß in einem Drittel aller Wohnungen Berlins Übervölkerung herrscht, das heißt, es finden sich in Stube, Kammer und Küche mehr als sechs Personen. Eine solche Wohnung kostet in Berlin durchschnittlich jährlich 300 Mark, eine Miete, die nur ein geringer Bruchteil der Arbeiter erschwingen kann. Die Folge ist, daß entweder Wohnungen mit weniger, oft nur mit einem Raume gemietet werden, oder daß der Arbeiter Schlafburschen aufnimmt, damit er die Wohnung bezahlen kann. Es bedarf keiner Ausmalung, daß hier ein Krebsschaden vorhanden ist, der an der Sittlichkeit unsers Volkes frißt, auch

*) Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen. Nr. 1: Die Verbesserung der Wohnungen. Vorberichte und Verhandlungen der Konferenz vom 25. und 26. April 1892, nebst Bericht über die mit ihr verbundne Ausstellung. Mit 208 Abbildungen im Text. Berlin, Karl Heymanns Verlag, 1892.

darum nicht, weil die Wohnungsnot und die Notwendigkeit, bessernde Hand anzulegen, kaum noch in Zweifel gezogen werden dürfte. Aber es fragt sich, wer helfend eintreten soll, wie und mit welchen Mitteln Abhilfe zu schaffen möglich ist.

Zunächst ist unverkennbar, daß viele Arbeitgeber schon seit längerer oder kürzerer Zeit bemüht gewesen sind und noch sind, Wandel zu schaffen. Unter den Arbeitgebern steht der Staat oben an. Er beschäftigt in den fiskalischen Gruben, Hütten und Salinen ein ganzes Heer von Arbeitern; ebenso in seinen Werkstätten für den Bedarf von Heer und Marine, und seit der Verstaatlichung der Eisenbahnen hat die Zahl seiner Arbeiter noch eine außerordentliche Steigerung erfahren. Erfreulicherweise tritt der Staat auch in seiner Fürsorge für die Wohlfahrt seiner Arbeiter, namentlich bei der Wohnungsfrage, in die erste Stelle. Um einen Stamm tüchtiger seßhafter Arbeiter zu gewinnen, hat er in den Kohlenrevieren Oberschlesiens und der Saarbrücker Gegend Millionen an Bauprämien und unverzinslichen Baudarlehen ausgegeben, um die Arbeiter zum Bau eines eignen Hauses zu veranlassen. Ein solches Wohnhäuschen, in der Mitte eines wohlgepflegten Gärtchens stehend, ist ein köstlich Ding und gilt mit Recht für das Ideal einer Arbeiterwohnung. Ein solches eignes Heim haben sich mit Hilfe des Staates über 5000 Bergleute verschaffen können. Es besagt dasselbe, wenn der Staat Häuser baut und dem Arbeiter erleichtert, ein solches von ihm gebautes Haus käuflich zu erwerben. Hier könnte nur die Erwägung entscheiden, auf welchem Wege billiger gebaut werden kann.

Aber es hat sich als unmöglich herausgestellt, daß auf diese Weise für alle gesorgt wird. Denn in den genannten Bezirken steigert sich der Wert von Grund und Boden so, daß der Bau eines eignen Hauses für den Arbeiter eine unerschwingliche Ausgabe bedeutet. Man muß also von dem Familienhause absehen und nähert sich dann dem Gedanken, der sich mehr und mehr verbreitet, Mietwohnungen für die Arbeiter zu bauen. Auch hier hat man es anfangs mit dem Bau von Einfamilienhäusern versucht, denen aus Rücksicht auf den Kostenpunkt, wenn man nicht von vornherein auf jede Verzinsung des aufgewandten Kapitals verzichten wollte, zunächst Zwei- und Vierfamilienhäuser folgten. Bei diesem Übergange vom Kauf- zum Miethause wurde man mit bestimmt durch die schlimme Erfahrung, die manche Arbeiter als Hausbesitzer gemacht haben. Ihnen gereichte der eigne Besitz zum Unsegen, zum Ruin. So sehr daher das Einfamilienhaus vom sittlichen, sozialen und gesundheitlichen Standpunkte aus den Preis verdient, Gründe triftigster Art zwangen dazu, mit dem Bau größerer Häuser auch zu Mietzwecken vorzugehen. Man muß dies recht bedauern, auch wenn man von der Notwendigkeit überzeugt ist. Denn die schmucken Zwei- und Vierfamilienhäuser, die der Staat den Arbeitern der Eisenbahnhauptwerkstatt Leinhausen bei

Hannover erbaut hat, ebenso wie die Zweifamilienhäuser der Kolonie Friedrichsort bei Kiel, die an die Arbeiter der Torpedowerkstatt vermietet sind, und die in beiden Orten als Muster derartiger Bauten gelten, machen den Wert der Kleinfamilienhäuser recht augenscheinlich.

Auch andre Arbeitgeber, Gesellschaften wie Privatbesitzer, sind dem vom Staate gegebnen Beispiele gefolgt. Auch sie sind allmählich vom Kauf- zum Miethause und vom Kleinfamilienhause zu Miethäusern, in denen mehrere Familien Unterkunft finden, übergegangen. Im allgemeinen muß man sagen, daß sie wenig Neigung gezeigt haben, sich in der Gewährung von Bauprämien und Baudarlehen der Regierung anzuschließen. Häufiger schon begegnet man Fällen, wo sie als Bauherren Arbeiterhäuser errichten, deren Ankauf durch Arbeiter sie unterstützen. Es geschieht dies aber doch verhältnismäßig nur selten und erheischt große Vorsicht und Umsicht in der Auswahl der in Frage kommenden Arbeiter. In den meisten Fällen, wo sich Arbeitgeber um die Wohnungen ihrer Arbeiter kümmern, handelt es sich um Mietwohnungen. Da begegnet man einer großen Mannichfaltigkeit in dem Umfange der Häuser. Überall da, wo es nicht an verwendbarem Grund und Boden fehlte, oder wo die Grundstücke nicht unerschwinglich im Preise waren, oder endlich wo nicht unterirdische Kohlenschätze die Bebauung als verschwenderisch hinderten, wie beispielsweise in der Umgegend von Waldenburg in Schlesien, hat man mit erklärlicher und anerkennenswerter Vorliebe an Ein-, Zwei- und Vierfamilienhäusern festgehalten. Dagegen hat die Firma Friedrich Krupp in Essen und ebenso der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, jene, was Ausdehnung der Werke und Zahl der beschäftigten Arbeiter betrifft, unter den Privatarbeitgebern, wie diese unter den Aktiengesellschaften obenanstehend, sich dem System der Zwölffamilienhäuser für Essen und Neunfamilienhäuser für Bochum zugewendet. Trotzdem hat allein die Firma Krupp, die von ihren 73769 Werkangehörigen 24193 (Beamte, Arbeiter und Familienglieder) zur Miete wohnen hat, über zwölf Millionen Mark für Arbeiterwohnungen verbraucht, die sich, trotz der Beschränkung auf größere Häuser, nur zu höchstens 2 bis 2,5 Prozent verzinsen und mit den notwendigen Abschreibungen auf schwerlich mehr als 1,5 Prozent.

Aber selbst wenn alle Arbeitgeber, was leider bei der großen Mehrzahl nicht der Fall ist, eine verhältnismäßig gleiche Fürsorge für das Wohlergehen ihrer Arbeiter an den Tag legten, vermöchten sie doch die Wohnungsnot nicht zu beseitigen. Es ist auch die Sache der Arbeiter, sich in dieser Frage zu rühren. Das ist denn auch bereits hie und da geschehen. Der einzelne Arbeiter kann dabei für sich allein nichts erreichen, er muß sich mit andern zu Genossenschaften zusammenthun. Unverkennbar ist die moralische Wirkung solcher Versuche, sich auf eigne Füße zu stellen, groß. Aus dem Grunde wurde wohl auch auf der Konferenz hervorgehoben, man müsse jede Beihilfe, die den

Stempel der Wohlthätigkeit an der Stirn trage, von vornherein ablehnen und auch bei dem Bau von Arbeiterwohnungen versuchen, Einrichtungen zu treffen, die sich verzinsen.

Man hat es zunächst nach dem Muster der Engländer und der Amerikaner, die bei den Engländern in die Schule gegangen waren, mit Baugesellschaften versucht, deren Ziel das eigne Heim des Arbeiters mitten in einem Garten war. Schon in den siebziger Jahren zählte man in England gegen zweitausend dieser Gesellschaften mit mehreren hunderttausend Mitgliedern. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika aber giebt es nach ungefährer Schätzung zur Zeit drei- bis fünftausend Gesellschaften mit einem stehenden Gesamtkapital von dreihundert Millionen Dollars. Solche Erfolge lockten bei uns begreiflicherweise zur Nachahmung. Doch liegen die Verhältnisse in Deutschland ganz anders, außerdem schreckte der bis 1889 vorhandne Zwang für jeden Gesellschafter, solidarisch für die Gesamtheit zu haften, viele und namentlich die Bemitteltsten ab. Allein der Gedanke war einmal gegeben, und so ist es denn nach vielen Versuchen gelungen, gemeinnützige Baugesellschaften ins Leben zu rufen, die bezwecken, den Arbeitern und kleinen Leuten Häuser zu bauen und deren Ankauf zu erleichtern. Nun hat man auf Grund sorgfältiger Erwägungen behauptet, daß gewiß 95 Prozent sämtlicher Arbeiter schwerlich oder gar nicht in der Lage sind, den Besitz eines eignen Hauses zu riskiren. Das wäre ja schließlich noch zu ertragen. Giebt es doch auch unter den Mittelklassen eine ganze Zahl von Leuten, die sich den Luxus eines eignen Besitztums versagen müssen. In den Großstädten wird das wohl zur Regel werden, da hier die Spekulation den Preis für Grund und Boden so in die Höhe getrieben hat, daß selbst an der Peripherie oder in Vororten der Bau von kleinen Wohnhäusern erschwert und ihr Erwerb für den Arbeiter und kleinen Mann nahezu unmöglich wird. Die seit 1889 entstandnen Baugesellschaften mit beschränkter Haftpflicht haben sich daher immer mehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, neben Kaufhäusern auch Miethäuser zu errichten und dementsprechend vom Bau kleiner Häuser zu großen Mietkasernen mit zahlreichen kleinen Wohnungen überzugehen.

Gehen auf diese Weise Arbeitgeber und Arbeiter gleichzeitig vor, dann ist zunächst Aussicht vorhanden, zu einem Preise, der dem Lohne des Arbeiters entspricht, Wohnungen herzustellen. Es fragt sich nun, was geschehen muß, um die den Forderungen der Gesundheitslehre und der Sittlichkeit in gleicher Weise hohnsprechenden Zustände, die vielen Arbeiterwohnungen in den Großstädten anhaften, aus der Welt zu schaffen. Zweifellos tritt wie die Wohnungsnot im allgemeinen, so auch der Mangel an gesunden und auskömmlichen Wohnungen zu billigen Preisen im besondern bei größern Städten in weit höherm Grade als in kleinen Orten und auf dem Lande hervor. Dafür ist ein Aufsatz von dem Dozenten an der technischen Hochschule in Hannover,

Chr. Nußbaum, der dem Werke der Zentralstelle beigegeben ist, höchst lehrreich. Hier werden wir auf alles aufmerksam gemacht, was beim Hausbau vom gesundheitlichen Standpunkte aus berücksichtigt werden muß. Seine gründlichen und maßvollen Erwägungen lassen von neuem erkennen, wie bedauerlich es ist, aus finanziellen Gründen auf das Einfamilienhaus verzichten zu müssen. Weniger kostspielig wären schon Vierfamilienhäuser, und sie würden manche sozialen Bedenken verstummen machen, wenn, wie in der Kolonie Leinhausen, für jede Familie ein besondrer Hauseingang geschaffen würde. Aber auch sie sind noch durchweg zu teuer und erfordern große Zuschüsse vonseiten der Arbeitgeber oder haben, wenn gemeinnützige Baugesellschaften die Bauenden sind, den Erwerb von Kapitalien zu sehr niedrigem Zinsfuß zur Voraussetzung.

Wenn nun, in großen Städten wenigstens, mit Mietkasernen auf umfangreichen Baublöcken gerechnet werden muß, welche Aussichten bietet die Abhandlung Nußbaums für die Beseitigung der Übelstände, die wir bei Mietkasernen anzutreffen gewohnt sind, und die uns mit Bedenken gegen derartige Wohnungseinrichtungen erfüllen? Er glaubt dies, von andern nützlichen Winken, die er giebt, abgesehen, in Aussicht stellen zu können, wenn man das freie Blockinnere gärtnerisch ausschmückt. „Hierdurch wird nicht nur die Luft reiner und staubfreier gehalten, den Wohnungen Sonnenlicht und Sonnenwärme in reichlicher Menge zugeführt, sondern auch ein vor Wind wie vor dem Staub und Lärm der Straßen geschützter Raum geschaffen, worin die Bewohner des Blocks Ruhe und Erholung finden, die Kinder ungestört arbeiten und spielen können, ohne Gefahren (durch den Straßenverkehr u. dergl.) ausgesetzt zu sein. Das ganze häusliche Leben des Städters würde durch solche Anlagen angenehmer, behaglicher, gesünder gestaltet, und besonders dem Thun und Treiben der Kinder ein Reiz geboten werden, den es heute in Großstädten durchgehend entbehrt. Schönere, freudigere Bilder würde das junge Gemüt aufnehmen, der Leib würde frischer erblühen und das Geistesleben bessere Früchte zeitigen, als es dies heute vermag, wo graue Wände den Blick hemmen, die Phantasie ohne Nahrung bleibt, der Körper ohne Sonnenlicht und Sonnenwärme in staubiger Straßen- oder dumpfer Stubenluft heranwächst, Erholung nur außerhalb des Hauses zu finden ist. Dauernden Bestand können derartige Anlagen nur dann haben, wenn entweder das ganze Innere der Blöcke (bis auf kleine, abgegrenzte Plätze für häusliche Arbeiten u. dergl.) Allgemeingut der Blockbewohner bleibt, oder doch statutenmäßig die Bebauung mit Rück- oder Quergebäuden, Werkstätten oder Stallungen u. dergl. verhindert wird. Dagegen muß das Errichten von Terrassen, Lauben, Veranden, Altanen u. dergl. nicht nur erlaubt sein, sondern möglichst gefördert werden, da sie den Reiz der ganzen Anlage erhöhen, die Wohnungen behaglicher machen. Ein vorzügliches Beispiel dieser Art bildet die Block-

anlage des Vereins zur Beschaffung billiger Arbeiterwohnungen in Leipzig. Aber auch bei bedeutend geringerm Flächenausmaß des Blocks können völlig befriedigende Anlagen dieser Art geschaffen werden."

Die Ansprüche, die Nußbaum an die Zahl der für eine Arbeiterwohnung erforderlichen Räume macht, sind groß, besonders wenn man sie mit den thatsächlich vorhandnen Verhältnissen vergleicht. Er hält für notwendig, daß ein kleiner Flur (Vorplatz oder abgeschlossener Gang), eine Küche mit Speisekammer (oder lüftbarem Schrank), ein Wohnzimmer, ein Familienschlafzimmer und für etwa vorhandne größere Söhne wie Töchter gesonderte Schafzimmer, ferner (in Stadthäusern) für jede Wohnung ein Abort, für je vier Wohnungen eine gemeinsame Waschküche vorhanden ist.

Noch ist eines Übelstandes zu gedenken, der die Folge der hohen Mietpreise in Großstädten ist: das Schlafburschenwesen oder besser gesagt Unwesen. Daß man dies mit allen Mitteln bekämpfen muß, darüber herrscht Einstimmigkeit. In richtiger Einsicht haben daher die Arbeitgeber den Arbeitern, die bei ihnen zur Miete wohnen, die Aufnahme von Schlafburschen untersagt. Auch müssen sich die Arbeiter, denen ihre Brotherren den Erwerb eines eignen Hauses ermöglichen, in den meisten Fällen Bedingungen im Kaufvertrage gefallen lassen, die das Aftervermieten und Halten von Schlafburschen beschränken. Um aber ihre unverheirateten Arbeiter und Arbeiterinnen vor sittlicher Verderbnis zu bewahren, tritt an die Arbeitgeber die moralische Verpflichtung heran, für deren Unterkunft in eigens erbauten Kost- und Logirhäusern Sorge zu tragen. Dieser Verpflichtung haben denn auch viele Arbeitgeber entsprochen, so in besonders großartiger Weise der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation. Aber die meisten und bedauerlicherweise meist in den Großstädten sind sich dieser Verpflichtung bisher nicht bewußt gewesen. Deshalb haben an vielen Orten gemeinnützige Baugesellschaften oder wohlthätige Vereine den Bau solcher „Heime" in die Hand genommen und sich dadurch ein großes Verdienst erworben.

So liegen thatsächlich die Verhältnisse. Es ist ohne weiteres klar, daß trotz dem vielen, was bereits geschehen ist, doch bei weitem das meiste erst noch gethan werden muß. Aber ebenso klar ist es auch, daß dazu Mittel erforderlich sind von außerordentlicher Höhe, selbst wenn auf das Angenehme und Wünschenswerte zu Gunsten des Nützlichen und Notwendigen verzichtet wird. Daß diese Mittel aus den Kreisen der Arbeitnehmer allein aufgebracht werden könnten, wie in England und Amerika, ist bei uns von vornherein undenkbar; ebenso wenig kann man billigerweise die Arbeitgeber über eine gewisse Grenze hinaus, die ihnen die Existenzfähigkeit ihrer Etablissements zieht, zum Einschreiten für moralisch verpflichtet erachten.

Die von der Zentralstelle berufne Konferenz hat diese Frage einer eingehenden Erörterung unterzogen und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß es

notwendig sei, die allgemeine Wohlthätigkeit unsrer mit Glücksgütern gesegneten Mitbürger auch für die Schaffung von Arbeiterwohnungen anzusprechen. Diese Wohlthätigkeit kann sich darin äußern, daß Kapitalien dargeliehen werden, bei denen von vornherein von der Erzielung eines hohen Zinsfußes abgesehen wird. So hat die Baufirma R. Loest in Halle a. S. von 1879 bis 1891 in zwei großen Häusergruppen über sechshundert Einzelwohnungen geschaffen. Sie liefert für eine Jahresmiete von hundertfünfzig bis hundertsechzig Mark eine heizbare Stube, eine Kammer, die Raum für vier Betten hat, und eine Küche mit Wasserzufluß und -abfluß, ferner einen Kellerraum und auf dem Hofe einen Stall für Brennmaterialien. Ferner befindet sich in jedem Hause ein Kalt- und Warmbad und vor dem Hause ein Garten von zweiundsiebzig Quadratmetern für jede Wohnung. Der geringe Mietpreis könnte aber noch weiter ermäßigt werden, wenn die Hypotheken statt zu vier zu dreieinhalb Prozent gegeben würden. Neben dem Privatkapital wurde auf die Gemeinden, die öffentlichen Sparkassen und die Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten hingewiesen. In der That schweben mit letztern Anstalten Verhandlungen, und es ist zu hoffen, daß diese binnen kurzem zu einem erfreulichen Abschluß führen werden. Manche Städte haben den gemeinnützigen Baugesellschaften, die sich in ihren Mauern gebildet haben, Kapitalien zinsfrei überwiesen in der richtigen Ansicht, daß die Arbeiterwohlfahrt den Anspruch erheben könne, die Öffentlichkeit zu beschäftigen. Fördern sie dadurch unmittelbar die Baugewerke, so sind sie sehr oft auch in der Lage, ihnen mittelbar Vorschub zu leisten. Das kann geschehen, wenn es sich darum handelt, Straßen anzulegen, die neuen Gebäude an die städtische Kanalisation anzuschließen und in andern Dingen. Ebenso kann der Arbeitgeber, abgesehen davon, daß er seinen Arbeitern selbst Wohnungen baut oder die Thätigkeit gemeinnütziger Baugesellschaften durch Darlehen unterstützt, die Arbeit dadurch fördern, daß er seine Geschäftskenntnis in den Dienst der Arbeitersache stellt oder eine große Schwierigkeit, die dem Emporblühen derartiger Genossenschaften im Wege steht, sehr oft, ohne ein allzugroßes Risiko zu übernehmen, aus dem Wege räumt: die ihnen mangelnde Kreditfähigkeit bis zu dem Zeitpunkte, wo das erste Haus so weit fertig ist, daß eine Hypothek darauf aufgenommen werden kann. Wenn der Arbeitgeber bedenkt, welchen Wert es für ihn hat, daß seine Arbeiter sich wohl befinden und zufrieden sind, so wird er ihnen gern und willig in der Wohnungsfrage, deren glückliche Lösung dieses Wohlbefinden außerordentlich zu heben vermag, unter die Arme greifen.

Inwiefern kann man nun noch erwarten, daß sich der Staat dieser Frage helfend annehme? Was er in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber leistet, ist schon gebührend gewürdigt worden, und auf eine weitere unmittelbare Hilfe darf man schwerlich bei ihm rechnen. Aber auch er kann sehr wohl als mittelbarer Förderer in dieser Sache auftreten. Schon hat er auf dem Wege der

Gesetzgebung geholfen, indem er die Errichtung von Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht ermöglicht hat. Auch bedarf, nach vielerlei Erfahrungen zu urteilen, das Ansiedlungsgesetz vom Jahre 1876 einer Abänderung in dem Sinne, daß nicht nur die Gemeinden vor einer unwillkommenen Ansiedlung proletarischer Elemente geschützt werden, sondern daß auch dem Streben, Arbeiter in angemessenen Wohnungen unterzubringen, Rechnung getragen wird.

Wenn auf diese Weise mit vereinten Kräften an die Beseitigung der Wohnungsnot gegangen wird, ist wohl zu erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit das Ziel erreicht werden wird.

Berlin H. J. Dieckmann

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

7

Die bäuerlichen Zustände Deutschlands entsprachen im Mittelalter, bei großer Mannichfaltigkeit im einzelnen, im allgemeinen den englischen. Nur scheint die Bevölkerung rascher gewachsen zu sein; die städtischen Gewerbe und der Handel entfalteten sich früher und reicher als in England. Doch war an Anhäufungen der Bevölkerung in Industriezentren nicht zu denken; so weltberühmte Städte wie Mainz, Nürnberg und Frankfurt blieben der Einwohnerzahl nach Kleinstädte. Jeder Bevölkerungszuwachs wurde durch innere Kolonisation — Rodung des Urwalds — oder durch Kolonisation in den slawischen Marken östlich von Elbe und Inn versorgt, sodaß soziale Fragen im heutigen Sinne nicht entstehn konnten.

Um das Jahr 1500 trat auch in unsrer Heimat jene Verschlechterung in der Lage der untern Klassen ein, in deren Anerkennung alle Forscher übereinstimmen, während ihre Erklärungsversuche auseinandergehen. Die Überschwemmung mit amerikanischem Edelmetall läßt Rogers auch für Deutschland nicht als Erklärungsgrund gelten. Hier, meint er, sei der „Thorschluß im Osten" schuld gewesen. Seitdem die Türken die Handelswege nach der Levante versperrt hätten, seien die italienischen und deutschen Bürgerschaften verarmt, hätten sie die Ritter in Mitleidenschaft gezogen, und beide hätten sich an den untern Klassen schadlos zu halten gesucht. Das Volk, dem die wahre Ursache unbekannt geblieben sei, habe denen geglaubt, die alle Not aus den von den Päpsten verübten Erpressungen erklärten (wie heute die Handwerker den Antisemiten glauben), und darum hätte es den Reformatoren zugejauchzt. Wir

können der Sache hier nicht nachspüren, genug: die kleinen Leute in den Städten wie die Bauern fingen an, über einen ehedem unbekannten Druck zu klagen, die Gährung machte sich in den bekannten Kommunisten- und Bauernaufständen Luft, und nach deren Unterdrückung benutzten die Herren ihre Übermacht, die Bauern nach Anweisung der Lehrer des römischen Rechts zu knechten. Doch nahm die Sache keine so verhängnisvolle Wendung wie in England. Die Bauern wurden zwar zu Leibeignen gemacht und teilweise ihrer Grundstücke beraubt, aber nicht von der Scholle verjagt, und nirgends wurde der Körnerbau durch Weidewirtschaft verdrängt. Niedergebeugt, aber ungebrochen, überstand die deutsche Bauernschaft diese böse Zeit und erfreute sich dann nach Aufhebung der Leibeigenschaft und nach Einführung der modernen Verbesserungen des Ackerbaus einer Blüte, die beispiellos dasteht in der Geschichte des Bauernstandes aller Völker und Zeiten. Dabei blieb die Verteilung der Bevölkerung über das Land, das Verhältnis zwischen Stadt und Land, zwischen Gewerbe und Ackerbau bis in die Mitte unsers Jahrhunderts gesund. Von den Gewerben spürte zuerst die Weberei die Saugkraft des schmarotzenden Polypen England. Zu einer Zeit, wo die englische Arbeiterschaft das ärgste schon hinter sich hatte, in den dreißiger Jahren, vernichtete der englische Kattun die deutsche Leinenweberei, und diese zog einen Teil des Handelsstandes, sowie einige kleinere Gewerbe in Mitleidenschaft. Bald wurde Deutschland in den Strudel des Weltverkehrs hinein gerissen. Es folgten nach einander die Eisenbahnen, die Geburt der deutschen Großindustrie, die Freizügigkeit, die Bildung eines Standes besitz- und heimatloser Lohnarbeiter. Seitdem haben auch wir eine Arbeiterfrage, glücklicherweise nicht in so schrecklichen Formen wie England, und dem größern Teile des Volks ist die gesunde und natürliche Grundlage des wirtschaftlichen Daseins bis auf den heutigen Tag noch unversehrt geblieben.

Aber die Zeit ist kritisch, und soll unsre Sozial- und Wirtschaftspolitik das Richtige treffen, so müssen wir uns vor allem die Frage beantworten: Geht es im Augenblick mit uns auf- oder abwärts? Aufwärts, versichert Professor Wolf kecken Mutes. Natürlich ist es wieder die Konsum-, Einkommen- und Vermögensstatistik, womit er seine rosige Ansicht zu rechtfertigen versucht. Nur zwei der deutschen Staaten zieht er in Betracht: Sachsen und Preußen.

Für das Königreich Sachsen benutzt er die vielbesprochne Arbeit Böhmerts im Jahrgang 1890 der Zeitschrift des königlich sächsischen statistischen Büreaus. Böhmert behauptet, daß in der Zeit von 1836 bis 1890 der Fleischverbrauch ganz außerordentlich gestiegen sei, und rechnet aus, daß 1836 auf den Kopf 17,8 Pfund Schweinefleisch und 14,3 Pfund Rindfleisch, 1890 aber 41,2 Pfund Schweinefleisch und 28 Pfund Rindfleisch gekommen seien. Die letzten beiden Zahlen sind ebenso wahrscheinlich, wie die ersten beiden unwahrscheinlich. Vom

Rindfleisch wollen wir nicht reden, obwohl in Schlesien in den dreißiger Jahren das Pfund davon anderthalb bis zwei Silbergroschen, Kalbfleisch das Pfund neun Pfennige kostete; das Rindfleisch mag mehr in die Mode gekommen sein, namentlich seitdem die Schafzucht abgenommen hat und das Hammelfleisch rar geworden ist. Aber daß 1836, wo die Landbevölkerung noch überwog, wo auch in der Stadt noch fast jeder Bürger sein Schweinchen mästete, der Durchschnittssachse nicht halb so viel Schweinefleisch gegessen haben sollte als jetzt, können wir nicht recht glauben; vielleicht ist es nicht der Fleischverbrauch, der zugenommen hat, sondern die Zahl der statistischen Aufnahmen, früher werden eben mehr Schweine ungezählt verspeist worden sein als heute.

Ein Paradepferd Wolfs und Böhmerts wie aller Optimisten ist ferner das Sparkassenwesen. Ja doch! Die Sparkassenkapitalien wachsen in allen Staaten ins Riesige oder sind wenigstens bis zum vorigen Jahre gewachsen, denn seit einem Jahre ist die Not so groß geworden, daß sogar sie hie und da abzunehmen anfangen. Sogar sie, sagen wir, weil sie für die Millionen der vom Grund und Boden losgelösten höhern und niedern Proletarier als einzige Form des Besitzes übrig geblieben sind. Seitdem Deutschland vollständig verteilt und all sein Grund und Boden in festem Privat- und Staatsbesitz ist, kann jeder Bevölkerungszuwachs nur das Proletariat vermehren, und diesem ist als einzige Form des Erwerbs eines kleinen Kapitals ein durch die Sparkasse vermittelter Hypothekenanspruch an den vaterländischen Boden übrig geblieben. Durch Zerschlagung großen Besitzes könnte wohl noch kleiner für den Nachwuchs geschaffen werden, aber weit entfernt davon, wächst vielmehr überall in Deutschland — mit Ausnahme der Provinzen Posen und Westpreußen, wo die Ansiedlungskommission waltet — der Großgrundbesitz auf Kosten des kleinen. Wem das Material zu Gebote stünde, der würde ermitteln können, wie das Wachstum des windigen Sparkassenkapitalbesitzes im geraden Verhältnis steht zur Abnahme des soliden Grundbesitzes. Selbst wenn die Zahl der Haus- und Ackerbesitzer nicht absolut abnähme, würde sie schon im Verhältnis zu der ja stetig wachsenden Gesamtbevölkerung abnehmen. Aber in Sachsen wenigstens scheint sie sogar absolut abzunehmen. In der erwähnten Statistik wird u. a. angegeben, in welchem Verhältnis die verschiednen Berufsstände oder Erwerbsarten an dem sächsischen Volkseinkommen 1879 und 1890 teilgenommen haben. Es nahmen daran teil die Einkünfte aus:

		1879		1890	
Grundbesitz	mit rund	20,9	Prozent	16,3	Prozent
Renten	„ „	10,7	„	11,6	„
Gehalten und Löhnen	„ „	34,9	„	41,3	„
Handel und Gewerbe	„ „	33,5	„	30,8	„

Wolf ist entzückt von dieser Verschiebung. „Der verhältnismäßige Anteil — sagt er —, der aus dem Volkseinkommen den arbeitenden Klassen (im

weitern Sinne, d. h. denen, die im Dienste andrer stehen) zufließt, hat also weit mehr zugenommen, als Renten- und Unternehmergewinn. Die besitzenden und Zwischenhandelsgewinn beziehenden Klassen empfingen 1879 aus dem gesamten Volkseinkommen 65,1 Prozent, 1890 58,7 Prozent." Dieses Ergebnis schön zu finden, ist wahrlich der Gipfel der Verschrobenheit oder Einsichtslosigkeit. Was besagt es denn? Die Gesamtheit der freien Männer, der Mitglieder der wohlfundirten Stände: Grundbesitzer, Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute nimmt ab oder wenigstens nicht zu, unter den Besitzenden sind es allein die Rentner, d. h. die Unproduktiven, von der Produktion andrer lebenden, deren Einkommenanteil wächst, die Zahl der Beamten aber, die ebenfalls nicht produziren, sondern nur verzehren, und deren Einkommenanteil nur auf Kosten der produktiven Stände vergrößert werden kann, sowie die der Lohnarbeiter nimmt zu. 1890 war der Einkommenanteil der abhängigen Besitzlosen beinahe auf die Hälfte gestiegen, in zwanzig Jahren wird er die Hälfte übersteigen. Damit ist aber natürlich nicht gesagt, daß die Zahl der Besitzlosen weniger als die Hälfte der Bevölkerung betrüge. Deren Zahl ist vielmehr schon jetzt weit größer. Das Steigen des Einkommenanteils dieser Klasse beweist nicht etwa eine Verbesserung ihrer Lage, sondern eine Zunahme ihrer Mitgliederzahl. Daß diese Unmasse von Besitzlosen gar nicht leben könnte ohne eine hochentwickelte Industrie, die viel Geld ins Land bringt, daß also das Geldkapital und das Geldeinkommen dieses Landes enorm steigen müssen, versteht sich ja von selbst, und die Sparkassenkapitalien bilden den Anteil, der von diesem papiernen Kapital auf die untere Mittelklasse und die obern Proletarier fällt. Aber es ist eben nur papiernes Kapital; einige weitere Stöße vom Weltmarkt, wie die Mac Kinley-Bill, und das Papier — ist Papier. Ein Land, wo der Ertrag des Grundbesitzes noch nicht einmal den fünften Teil des Gesamteinkommens bildet — in Frankreich macht dieser Teil die größere Hälfte aus —, schwebt mit seiner Volkswirtschaft in der Luft. Nur darum ist die Lage des Königreichs Sachsen noch nicht so gefährlich wie die Englands, weil es doch noch einen freien Bauernstand hat, und weil es nur einen kleinen Teil eines großen Reiches ausmacht, über das sich seine Besitzlosen dereinst beim Hereinbruch der Katastrophe verbreiten können.

Auf die sächsische Einkommenstatistik im einzelnen brauchen wir um so weniger einzugehen, als uns ja die preußische, die die größere Hälfte Deutschlands und fast alle in Deutschland vorkommenden wirtschaftlichen Verschiedenheiten umfaßt, ein weit zuverlässigeres Bild der deutschen Entwicklung darbietet. Hier hat sich nun Wolf dadurch, daß er das Ergebnis der diesjährigen Einschätzung nicht abgewartet hat, eine ganz vergebliche Arbeit gemacht. Doch wollen wir ein Wort über das Mittelchen sagen, mit dem er über die ungünstigen Ergebnisse früherer Einschätzungen hinwegzukommen sucht.

und das er wohl der letzten gegenüber ebenfalls anzuwenden versuchen wird. Was selbst entschieden antisozialistische Statistiker besonders bedenklich finden, ist das, daß die Zahl der größten Vermögen am stärksten wächst, selbstverständlich nicht absolut — absolut sind ja die Zahlen in den obersten Klassen am kleinsten —, sondern relativ, um den höchsten Prozentsatz. Wolf sagt nun, diese Darstellung der Sachlage beruhe auf falscher Fragstellung. Man müsse nicht fragen: „Welchen Schichten wachsen die [verhältnismäßig] meisten zu?“ sondern: „Aus welchen Schichten steigen die meisten auf?“ Und da finde man nun, daß immer aus der untersten Schicht in die nächst höhere die größte Zahl aufsteige, daß sich also die Lage der untersten Klasse am bemerkbarsten bessere. Noch deutlicher trete die Besserung der Lage der untern Klassen hervor, wenn man nach dem Anteile des Einkommenzuwachses frage, der auf die verschiednen Klassen falle. Da finde man für Preußen folgendes. In der Zeit von 1876 bis 1888 habe sich das Nationaleinkommen um 1475 Millionen Mark vermehrt. Davon fielen auf die

dürftigen Einkommen	bis	525	Mark	326,0	Millionen	= 22,1	Prozent
kleinen „	526 „	2000	„	450,6	„	= 30,5	„
mäßigen „	2001 „	6000	„	266,9	„	= 18,1	„
mittlern „	6001 „	20000	„	246,6	„	= 16,7	„
großen „	20001 „	100000	„	131,4	„	= 8,8	„
sehr großen „	über	100000	„	53,8	„	= 3,7	„

Darauf ist zu erwidern, daß, da der Geldwert beständig sinkt, sich die untersten Einkommen beständig erhöhen müssen, ohne daß diese Erhebung in eine höhere Steuerklasse eine Verbesserung der Lage bedeutete, so wenig wie ein Tagelöhner des neunzehnten Jahrhunderts, der 1 Mark empfängt, zehn- oder fünfmal mehr hat, als einer im dreizehnten, dessen Tagelohn nach heutigem Gelde zehn oder zwanzig Pfennige betrug. Ferner, daß der größte Teil sowohl des Einkommens wie des Einkommenzuwachses auf die Personen der zweiten Klasse fallen muß, da diese bei der steigenden Unmöglichkeit, mit weniger als fünfhundertundfünfzig Mark auszukommen, notwendigerweise die zahlreichste sein muß.

Aber, wie gesagt, die Statistik, die Wolf zu Grunde legt, ist ja veraltet. Um zu erkennen, was das Ergebnis der neuen Einschätzung lehrt, halten wir uns an eine Berechnung des „Sozialpolitischen Zentralblatts.“ Ohne alle Berechnung, um dies vorauszuschicken, weiß bereits alle Welt, daß die Deklarationspflicht die großartigste Bochumerei aufgedeckt hat, und daß die großen Einkommen viel größer sind, als man bisher angenommen oder vorgegeben hatte, während sich das Bild der Vermögenslage der untersten Klassen nicht wesentlich geändert hat. Wir dürfen sogar, ohne weder die Einschätzungsbehörden noch die Millionäre einer Pflichtverletzung anzuklagen, die Einkünfte der letztern noch weit höher ansehen, als sie in den neuen Steuerrollen erscheinen. Denn während einem Fabrikarbeiter oder Weichensteller sein Ein-

kommen auf Heller und Pfennig nachgerechnet werden kann, vermag ein sehr reicher Mann sein Einkommen, das aus den verschiedenartigsten Quellen fließt, beim besten Willen selbst nicht genau anzugeben: die Erträge seiner Rittergüter, seiner Bergwerke, die Dividenden seiner Aktien, die Kursgewinne und Verluste an seinen Wertpapieren schwanken auf und ab, den Reinertrag aus dem Bruttoertrage auszusondern ist eine schwierige Arbeit, und weder sein Gewissen noch das Gesetz verpflichten ihn, mit seinen Angaben über das sich aus einer Wahrscheinlichkeitsrechnung ergebende Minimum hinauszugehen. Also nun zur Berechnung!

Von den 29 895 224 Seelen des preußischen Staates bleiben 20 945 227 von der neuen Einkommensteuer befreit, weil die Zensiten dieser Klasse weniger als 900 Mark jährlich einnehmen. Wie groß die Zahl dieser Zensiten ist, wird leider nicht angegeben; eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, in der die Blätter verschiedner Parteien übereinstimmen, ergiebt etwas über $5^1/_2$ Millionen. Da das Durchschnittseinkommen dieser Klasse auf 500 Mark angenommen werden kann, so beziehen jene 20 945 227 Seelen ungefähr 2850 Millionen Mark Einkommen. Das Einkommen der übrigen, unter denen sich 2,44 Millionen Zensiten befinden, wird amtlich auf 5724 Millionen Mark angegeben. Demnach beziehen die mehr als zwei Drittel der untern Stufe noch nicht ein Drittel des Gesamteinkommens der Nation. Von den 2,44 Millionen der Oberstufe beziehen die allermeisten zwischen 900 und 3000 Mark, nur 316 889 erfreuen sich eines größern Einkommens, aber diese 316 889, noch nicht ein Siebentel der Gesamtzahl, erhalten ungefähr die Hälfte jener 5724 Millionen Mark. Demnach haben sich in das erste Drittel des Volkseinkommens über $5^1/_2$ Millionen Zensiten mit ihren Angehörigen, in das zweite Drittel 2,1 Millionen, in das dritte Drittel etwas über 300 000 Zensiten mit ihren Angehörigen zu teilen. Von je 27 Mark des Volkseinkommens erhält der durchschnittliche Arme 1 Mark, der durchschnittliche Mann des untern Mittelstandes 8 Mark, der durchschnittliche Wohlhabende und Reiche 18 Mark. Allein aus dieser Einteilung gewinnt man noch lange keinen Begriff von den vorhandnen Vermögensunterschieden und sozialen Gegensätzen. Diese werden erst klar, wenn man erwägt, daß es wahrscheinlich mehr als eine Million Familien giebt, die sich mit weniger als 400 Mark Jahreseinkommen behelfen müssen, (nach einer von Wolf aufgenommenen Statistik machen die Einkommen unter 550 Mark in Ostpreußen 58 Prozent aus), daß diesen Armen gegen 10 000 Markmillionäre gegenüberstehen, und darunter 12 Familien, deren Jahreseinkommen $1^1/_2$ bis 7 Millionen Mark beträgt — nach der Selbsteinschätzung, in Wirklichkeit wohl noch etwas darüber. Als erstes Ergebnis finden wir also, daß unser Jahrhundert nicht allein in dem „reichen" England, sondern auch in dem „armen" Preußen wieder Vermögensunterschiede aufzuweisen hat, wie sie seit dem Untergange des römischen Reichs in der Welt nicht mehr dagewesen waren,

oder vielmehr überhaupt noch nicht; als größte aus dem Altertum bekannte Vermögen führt Wolf die des Cnejus Lentulus und des Narziß, eines Freigelassenen Neros, mit je 90 Millionen Franken an.

In welcher Lage befinden sich nun die beinahe 21 Millionen Menschen der untersten Steuer- oder vielmehr steuerfreien Stufe? Denken wir uns als Typus eine Familie, die 800 Mark, also 300 Mark mehr als das Durchschnittseinkommen hat. Die Ernährung eines preußischen Zuchthäuslers kostet täglich 31 Pfennige. Berücksichtigen wir nun einerseits, daß die Tagelöhnerfrau für dasselbe Geld weniger und schlechtere Waren bekommt, als die unter den vorteilhaftesten Bedingungen einkaufende Zuchthausverwaltung, andrerseits, daß Kinder unter zehn Jahren nicht so viel essen wie Erwachsene, so werden wir annehmen dürfen, daß bei drei Kindern unter 14 Jahren — manche Arbeiterfamilie hat deren sechs und mehr — 500 Mark für Kost nicht zu viel sind. Das stimmt auch mit der bekannten von Wolf angeführten Erfahrung, daß beim Durchschnittsarbeiter Mitteleuropas die Ausgabe für Speise und Trank 60 bis 65 Prozent der Gesamtausgabe zu betragen pflegt. Für weniger als 100 Mark jährlich ist in den dichter bevölkerten Ortschaften keine Wohnung zu bekommen, und Feuerung, Licht, Kleidung und Wäsche für fünf Personen, dazu die unvermeidlichen laufenden und außerordentlichen Nebenausgaben mit 200 Mark zu bestreiten, dazu gehört doch wohl schon ein hauswirtschaftliches Genie. Mit 800 Mark Einkommen befindet sich also eine Familie auf dem Existenzminimum. Es ist ja nun richtig, daß Millionen noch nicht einmal dieses Minimum erreichen. Das erscheint zwar als ein Widerspruch, ist aber doch eben Thatsache. Die Leute leben, aber ihr Leben ist kein menschliches Leben mehr, ist, die Zuthat zum Leben angesehen, nicht einmal Zuchthäuslerleben. Wenn nun reichlich zwei Drittel des preußischen Volks teils hart an der Grenze der Daseinsmöglichkeit, teils auf dieser Grenze herumkriechen, so erscheint die Behauptung, der Wohlstand des Volks oder gar der untersten Schicht dieses Volks nehme zu, geradezu lächerlich. Gleichviel, wie groß das Einkommen der untern zwei Drittel in irgend einer frühern Zeit gewesen sein mag, weniger als das zum Leben unumgänglich Nötige können sie nicht gehabt haben, und mehr haben sie heute auch nicht. Wenn uns demnach ein Statistiker vorrechnet, wie viel Millionen Menschen, die vor fünfzig Jahren unter 500 Mark jährlich eingenommen haben, jetzt ein paar Mark darüber einnehmen, und daraus folgert, daß die arbeitenden Klassen von der untersten allmählich auf höhere Stufen emporstiegen und so das ganze Volk sich hebe, so ist dieser vermeintliche Triumph des Optimismus eitel. Überhaupt muß man sich nicht in toten Ziffern verlieren, sondern ins Leben hineinschauen. Man sehe sich die Leutchen Sonntags an, wo sie, nach der neuesten Mode herausgeputzt, aus ihren Werkstätten und Wohnungshöhlen hervorkommen, prüfe die krummbeinigen blassen Kinder, die abgehärmten und

verzwickten Gesichter der Frauen, die engbrüstigen, krummen, verkümmerten Männer, man merke sich die frischen Gesichter und derben Gestalten der Lehrjungen und Dienstmädchen vom Lande und sehe nach zehn, zwanzig Jahren nach, was in der Stadt, in der Fabrik aus ihnen geworden ist, da erfährt man mehr, als aus Einkommensteuerlisten. Man wandle zu Fuß den herrlichen Weg von Gablonz durch Tannwald zum Elbfall hinauf, und beim Anblick der reizenden Villen und der über die Maßen elend aussehenden Fabrikbevölkerung wird man ausrufen: Wahrhaftig, die englische Wirtschaftsgeschichte, wie sie leibt und lebt! Gegenden im deutschen Reiche herauszufinden, wo ähnliche Beobachtungen gemacht werden können, wie in den industriellen Teilen Böhmens, überlassen wir dem Leser.

Nun wird uns der Leser vielleicht mit Wolf zwei Einwände machen. Erstens, daß es den Armen doch nicht so schlecht gehen könne, da sie ja ein Heidengeld auf Schnaps, Bier und Tabak vergeudeten. Nun, wenn einmal das Leben nicht mehr menschlich ist, so kommt es nicht darauf an, ob es noch um einige Grad unmenschlicher wird, und das ist allerdings überall der Fall, wo ein Teil des Einkommens dem Notwendigen entzogen und auf jene Stimulantien verwendet wird. Leider aber sind diese selbst eine Notwendigkeit. Wer das nicht glaubt, der probire es einmal, ein Jahr lang von Kartoffeln, Zichorienbrühe und Schwarzmehlsuppe zu leben; wenn er sich dann noch ohne den Gebrauch von Erregungsmitteln thatendurstig und arbeitslustig fühlt, so wollen wir unsrerseits ihm glauben, daß Schnaps und Tabak auch bei der heutigen Art der Volksernährung überflüssig seien. Wie mögen sich wohl übrigens, um das nebenbei zu fragen, die Mäßigkeitsapostel unsre Reichsfinanzen und namentlich den Militäretat denken für den Fall, daß sie mit ihren Bestrebungen Erfolg haben? Wo das Elend einmal eingerissen ist, da kommt das Volk aus dem Zirkel nicht mehr heraus, daß es Schnaps trinkt, weil es ihm schlecht geht, und daß es ihm nun so schlechter geht, je mehr es Schnaps trinkt. Begründeter ist die andre Einwendung, daß in den Proletarierfamilien Weib und Kinder gewöhnlich mitverdienen, daß also eine solche Familie unter Umständen zweitausend und mehr Mark jährlich einnehmen kann, wenn auch der Vater nur achthundert Mark verdient. Das bedeutet allerdings in tausenden von Fällen eine weit günstigere Lage, als die vorhin ermittelte; doch darf man die damit gegebne Veränderung des Gesamtbildes nicht überschätzen. Ehe die Kinder mit verdienen, sind sie vorher zwölf bis vierzehn Jahre hindurch bloße Verzehrer, und der Beitrag zu den Kosten des Haushalts, den sie später liefern, reicht oft nur eben hin, die in der vorhergehenden Periode gemachten Schulden abzuzahlen und den durch Verpfändung oder Verkauf zusammengeschwundnen Hausrat wieder zu ergänzen. Dann wird der Fall, daß die heranwachsenden Söhne und Töchter in der Familie bleiben und ihren Verdienst in die gemeinsame Kasse legen, immer seltner. Man mag das beklagen, aber unter den be-

kannten gegenwärtigen Verhältnissen wird es sich kaum ändern lassen. Der Broterwerb der Frau sodann ist in den meisten Fällen das Gegenteil eines wirtschaftlichen Vorteils. Wir kennen Frauen des ärmern Standes, die mit einem Wirtschaftsgelde von acht- bis neunhundert Mark einen Haushalt von sechs bis sieben Personen, die sämtlich über zehn Jahre alt sind, sehr anständig bestreiten. Da wird das Brotkorn auf dem Markte eingekauft und in eine Landmühle zum Mahlen geschickt; aus dem Mehl wird ein Brot hergestellt, das billiger und nahrhafter ist als Bäckerbrot. Die Kleien werden im Herbst, mit Schwarzmehl oder Kartoffeln gemischt, dazu verwendet, Gänse zu mästen, und von diesen allernützlichsten Tierchen bleibt auch kein Blutströpfchen, kein Knöchelchen und kein Federchen unbenutzt. Jede geschlachtete Gans wird auf eine halbe, unter Umständen auf eine ganze Woche eingeteilt. Andres Fleisch wird in großen Stücken billig von Landfleischern gekauft, was allerdings heute, wo fast alle größern Städte mit einem Schlachthof und strenger Fleischpolizei beglückt sind, nur noch mit listiger Hintergehung der Polizei durchzuführen ist. Die Pflege und Einteilung dieser Fleischstücke, das Aufspüren günstiger Gelegenheitskäufe von Fleisch und andern Waren, das Einlegen und Dörren von Obst und Gemüse im Sommer und Herbst, das Einsammeln von allerlei Thee u. s. w. erfordern viel Zeit. Dazu kommt dann noch die sorgsame Behandlung der Wäsche, das öftere Mustern von Wäsche, Kleidern und andern Sachen, das Ausbessern und Ergänzen nebst vielen andern Arbeiten, die der Wandel der Zeiten nötig macht, und die sich gar nicht voraussehen lassen. Eine solche Frau hat alle 365 Tage des Jahres vollauf zu thun und kaum je eine Stunde für Brotverdienst übrig, dafür richtet sie auch mit achthundert Mark soviel aus, wie eine Frau, die in die Fabrik geht, kaum mit sechzehnhundert Mark ausrichten würde. Daß die Frauenarbeit in ihrer heutigen Form — mit der altmodischen Arbeit in Landwirtschaft und Hausindustrie verhält sichs vielfach anders — zusammen mit den langen Arbeitszeiten vieler Männer das „Ehe-ideal" des sozialdemokratischen Zukunftsstaats nicht etwa bloß rechtfertigt, sondern längst verwirklicht hat, und daß jenes „Ideal" weiter nichts ist, als eine von der alltäglichen Wirklichkeit abgezogne Vorstellung, mag nur nebenbei angemerkt werden. Wo die Frau aufgehört hat, einen ordentlichen Haushalt zu führen und die Kinder zu pflegen, wo Mann und Weib einander nur auf ein paar Nachtstunden zu sehen oder vielmehr nicht zu sehen bekommen, da ist ihr Zusammenleben keine Ehe mehr im Sinne der alten und neuen Kulturvölker, sondern nur noch ein polizeilich gestattetes Konkubinat. Standesamt und Kirche können daran nichts ändern; sie können zwar auf den Inhalt, wo er vorhanden ist, einen gesetzlichen Stempel drücken, aber den fehlenden Inhalt schaffen oder ersetzen, das können sie nicht.

Trotz alledem ist das Gesamtbild der wirtschaftlichen Lage jener 95 Hundertstel des preußischen Volks, die weniger als dreitausend Mark jährlich ein-

nehmen, in Wirklichkeit nicht so düster, wie es nach den obigen Betrachtungen erscheint. Nur werden Forscher, die ihren Blick mehr auf die Ziffern als auf die Menschen gerichtet halten, niemals herausbekommen, wo der Fehler des übertriebnen Pessimismus steckt. Zwar, wenn der Beobachter Unglück hat, kann es ihm leicht begegnen, daß gleich der erste Versuch seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Er kann sich z. B., um die Lage des behäbigen Mittelstandes zu prüfen, der nach Wolf im erfreulichsten Wachstum begriffen sein soll, in eine „Ressource" einführen lassen, und wenn er dann der Vergangenheit der Herren nachspürt, die er da angetroffen hat, und die allesamt den günstigsten Eindruck machen, so kann er etwa folgendes entdecken. Nummer eins hat sich dreimal mit seinen Gläubigern „gesetzt" und lebt von den Renten der Kapitalien, die er bei seinem Bankerott um die Ecke gebracht hat. Nummer zwei hat als Laufbursche angefangen, nichts ordentliches gelernt, bald diesen, bald jenen kleinen Schacher unternommen, hier eine Kneipe, dort eine Eisbahn gepachtet — denn daß Staat oder Gemeinde eine Pfütze Wasser oder eine Eisbahn der Jugend zur freien Benutzung überlassen sollten, anstatt eine Einnahmequelle daraus zu machen, das geht ja in unsrer so überaus wirtschaftlichen Zeit gar nicht mehr —, Nummer drei ist ein ehemaliger Beamter, der seine Stellung zu Geschäften mißbraucht hat, von denen man nur im Geheimen munkeln darf, wenn man sich nicht eine Beleidigungsklage zuziehen will, Nummer vier ist ein ehrbar gewordner Bordellwirt, Nummer fünf ein sehr ehrbarer Handwerker und Kravattenfabrikant u. s. w. Kurzum: lauter Schmarotzer, deren keiner sein Vermögen durch produktive Arbeit erworben hat. Oder stürzt sich der Beobachter auf einen Damenflor und horcht dann die Umgegend aus, so vernimmt er wohl, daß die Müllers, deren weibliches Oberhaupt durch eine wahrhaft fürstliche Erscheinung blendet, daheim nichts zu brechen und zu beißen haben, daß von den kostbaren Anzügen der Fräulein Schulze nicht ein Faden bezahlt, daß bei Meyers der Gerichtsvollzieher täglicher Gast ist u. s. w. Aber wir haben stellenweise wirklich noch einen soliden Handwerkerstand. Zwar, daß ein Handwerker ohne Anfangskapital lediglich durch seiner Hände Arbeit wohlhabend würde, kommt kaum noch vor. Wir haben mit Schustern und Tischlern die sorgfältigsten Berechnungen angestellt und herausbekommen, daß sie es, allein oder mit einem Gehilfen und einem Lehrling arbeitend, auch bei größter Tüchtigkeit nicht höher als auf neunhundert Mark jährlich bringen, also, wenn sie ein Häuflein Kinder haben, kein Vermögen ansammeln können. Aber daß Handwerker, namentlich Bauhandwerker, und solche, die einen Laden anlegen, mit einem kleinen ererbten oder erheirateten Betriebskapital ihr Geschäft weit genug vergrößern, um ein Vermögen von zwanzig- bis dreißigtausend Thalern ansammeln zu können, kommt überall noch vor. Auch die kleinern Kaufleute sind bei uns noch nicht, wie in England, von den großen Konsumvereinen erdrückt worden, und wir

sehen auch da noch durch rechtmäßigen Erwerb Vermögen von zwanzig- bis hunderttausend Thalern entstehen. Sofern der Handel einem wirklichen Bedürfnis dient, d. h. notwendige Waren, deren die Konsumenten auf andre Weise nicht habhaft werden könnten, ihnen zugänglich macht und diesen Waren solchergestalt erst Gebrauchswert verleiht, ist er zu den produktiven Berufsarten zu rechnen.

Endlich aber und vor allem haben wir Deutschen einen tüchtigen Stand von Groß- und Kleinbauern und von kleinen Rittergutsbesitzern. In einigen Gegenden freilich ist durch fortgesetzte Erbteilung, unter welchem Namen unsre Staatsmänner das Übel der Übervölkerung feige verstecken, der Bauernstand teils auf die Zwergwirtschaft heruntergekommen, teils überschuldet; aber anderwärts, wo ein Zusammenwirken günstiger Umstände die Einwirkung jenes Übels vorderhand noch gehemmt hat, steht er ungebrochen und glänzend da. Auf Grund der Angaben eines Fachmanns und auf eigne Anschauung gestützt, haben wir im Jahrgang 1890 der Grenzboten (4. Vierteljahr, S. 630) die wahrhaft idealen und doch ganz wirklichen Zustände einer Gemeinde in dem bessern Teile Oberschlesiens geschildert, die als typisch für viele andre Gemeinden gelten kann. Heute möchten wir die Blicke der Leser noch auf den fruchtbarsten Landstrich Niederschlesiens lenken. Die „Rustikalen“ oder „Gutsbesitzer“ der dortigen großen Dörfer sind meistens insofern keine Bauern mehr, als sie eine höhere Bildung genossen haben, nicht mehr mit eigner Hand den Pflug führen und durchaus herrenmäßig leben. Aber die Grundlage ihres Daseins ist gesund geblieben, ihre Ansprüche gehen nicht über ihre Mittel hinaus, sie haben auch die Fühlung mit dem gemeinen Volke, zunächst mit ihren Arbeitern, nicht verloren. Wir hatten kürzlich Gelegenheit, einen unsrer Bekannten auszufragen, der einer von ihnen geworden ist. Von Haus aus Landwirt, aber städtisch gebildet und jahrzehntelang in einer ansehnlichen Stadt ansässig, wo er sich als Stadtrat vielfache Verdienste um das Gemeinwesen erworben hatte, fand er sich vor einem Jahre veranlaßt, für einen Sohn in jener Gegend ein Gut zu erwerben, das er, bis der junge Mann eingerichtet sein wird, selbst bewirtschaftet. Es ist 230 Morgen groß und mit 90000 Mark bezahlt worden. Mit dem Ertrage ist der neue Besitzer vollkommen zufrieden, und über seine Arbeiter hat er nicht die geringste Klage. Nicht allein in seinem, sondern auch im Namen seiner Nachbarn versichert er: die Arbeiter sind mit uns,, und wir sind mit ihnen zufrieden. Allerdings ist die Behandlung ganz anders als auf manchen Rittergütern, wo sich das Gesinde glücklich schätzen würde, wenn es das Futter der Jagdhunde als Mahlzeit und den Schweinestall als Wohnung angewiesen bekäme. Das Gesinde jener Herrenbauern ißt zwar nicht, wie bei wirklichen Bauern, mit der Herrschaft am Tische, aber es genießt dieselbe Kost wie sie. Bei dem oben erwähnten Freunde ist die Einrichtung getroffen, daß das Gesinde in einem Zimmer zwischen der

Küche und dem Speisezimmer der Herrschaft seine Mahlzeiten einnimmt, sodaß es jede Schüssel sieht, die auf deren Tisch getragen wird. Ähnliche Einrichtungen hat man, um dem Mißtrauen der Leute vorzubeugen, in der Gegend allgemein getroffen. Die Leute bekommen zu Mittag täglich Suppe und Braten — gekochtes Fleisch mögen sie nicht — und auch abends Fleisch, an Sonn- und Feiertagen zu Mittag zwei Fleischspeisen. Zwischen diesem Gesinde und dem Gesinde auf manchen Rittergütern besteht also ein himmelweiter Unterschied. Nur in der Erntezeit beginnt auch dort ein Stück sozialer Frage aufzutauchen. Zwar für den Erwähnten und viele seine Nachbarn ist sie gelöst; sie haben mit der Verwaltung der benachbarten Eisenbahn einen Vertrag abgeschlossen, wonach diese ihnen ihre Arbeiter während der Erntezeit überläßt. Im allgemeinen aber ist die Frage, woher die größern Gutsbesitzer die bei der heutigen Wirtschaftsweise notwendigen Erntearbeiter nehmen, oder, falls solche vorhanden sind, wohin sie nach der Ernte verschwinden sollen, noch ungelöst und wahrscheinlich unlösbar. Die mittelalterliche Wirtschaftsweise kannte diese Schwierigkeit nicht. So große Bauern wie heute gab es nicht; der Dominialherr aber bewirtschaftete nur einen kleinen Teil seiner Besitzung selbst, und mit dessen Besorgung konnten seine Hörigen und Zinsbauern, deren Zeit und Arbeitskraft von ihrem eignen Gütchen nicht vollständig aufgebraucht wurde, auch in der Ernte bequem fertig werden. Überdies vollzog sich die Arbeit nicht so wie heute in kurzen heißen „Campagnen," sondern sie erstreckte sich mit größerer Gleichmäßigkeit über das ganze Jahr.

Das wäre also der Kern unsers Mittelstandes. Aber auch in der Einkommenklasse derer mit weniger als 900 Mark findet sich noch eine Menge ganz gediegner Existenzen. Denn es stecken darin alle jene Kleinbauern und Ackerhäusler, deren Einkommen in barem Gelde gerechnet freilich nicht mehr als 600 bis 900 Mark beträgt, in Wirklichkeit aber weit mehr wert ist. Sie leben auf eigner Scholle und werden nicht aus einer Mietwohnung in die andre gejagt. Ihre Wohnung wird vielleicht zu einem Mietwert von 10 Thalern angeschlagen, ist aber in Wirklichkeit mehr wert, als eine großstädtische von 200 Thalern. Sie können die Arbeit nicht verlieren und nicht durch eine Handelskrisis ins Bettelproletariat hinabgestoßen werden. Ihre Nahrung ist gemein und ärmlich, aber gesund, kräftig und ungefälscht. Ihre Kinder gedeihen ohne besondre Fürsorge in frischer Luft, und in Zeiten der Not, wie nach Mißernten, wird die Familie von gutherzigen Nachbarn durchgeschleppt. Personen andrer Berufsstände werden hie und da einer solchen bei aller Armut sichern, würdigen und beglückenden Existenz teilhaftig. Wir kennen ein Bahnwärterehepaar, das acht Kinder groß gezogen hat und sich eines wirklichen ungetrübten Glücks erfreut. Der Schlüssel des Geheimnisses liegt in den paar Morgen Acker, die die Bahnverwaltung den Leuten zu dem bloß nominellen Pachtzins von 5 Mark für den Morgen überläßt. Um zu erfahren, ob eine

Jahreseinnahme von 500 bis 800 Mark ein Zuchthäuslerleben oder etwas besseres bedeute, muß man eben fragen, in welcher Berufsart es erworben wird.

Wir sehen: bei aller Armut haben wir Deutschen weit mehr Wohlstand und Glück im Lande, als die Sozialdemokraten und — manche ihrer eifrigsten Gegner ahnen und zu begreifen vermögen. Als Nation weit ärmer als England, sind wir als Volk viel reicher, und unser Reichtum ruht auf einer weit gesündern Grundlage. Noch über vier Fünftel unsrer Nahrungsmittel erzeugen wir auf unserm heimischen Boden, die Engländer nur noch wenig über ein Fünftel. Unmittelbar im vaterländischen Boden wurzelt die große Mehrheit unsers Volks mit ihrer Arbeit und ihrer Existenz, die Wurzeln des englischen Lebens schwimmen im Wasser, schmarotzern in Indien, in Chile, in Deutschland, in der Türkei, in aller Welt; bekommen es die ausgebeuteten Völker und Kolonisten satt, so genügt ein Ruck, diese Wurzeln zu zerreißen, und das englische Volk ist zum Tode des Verschmachtens verurteilt. Eben weil wir als Nation ärmer sind, sind wir als Volk reicher, und wollen wir die gesunden Grundlagen unsers Volkslebens, wo sie noch vorhanden sind, erhalten, wo sie schon zerstört sind, wiederherstellen, so müssen wir vor allem darauf verzichten, noch weiter nach englischem Muster reich werden zu wollen. Das wird uns noch deutlicher werden, wenn wir nun auf die Spitze der Gesellschaftspyramide einen Blick werfen.

Katholische Schulkalender

Aus Süddeutschland

Wir möchten heute auf eine Erscheinung in unserm Schulleben hinweisen, die wohl jedermann bekannt ist, der als Lehrer oder Vater dem Schulleben nahe steht, die aber in ihrer stillen und im Verborgnen schleichenden Wirksamkeit viel zu wenig beachtet und gewürdigt zu werden scheint.

Es ist allbekannt, welch kräftiges Mittel, die breitern Schichten des Volks in einem bestimmten Sinne zu beeinflussen und zu bearbeiten und nach einer bestimmten Richtung zu lenken, die Kalenderlitteratur ist, und wie sich demgemäß die verschiedensten Strömungen und Parteien in unserm Volksleben die Pflege dieses Mittels sorglich angelegen sein lassen, um geräuschlos in ihrem Sinne zu agitiren. Agrarier und Sozialisten, Feudale und Demokraten, Klerikale und Liberale, sie alle pflügen mit diesem Kalbe, mit mehr oder

weniger Eifer und Geschick — im Eifer möchten wir den Klerikalen, im Geschick den Sozialisten die Palme zuerkennen —, und sie alle hoffen ihre blaue oder rote, schwarze oder weiße Saat daraus ersprießen zu sehen.

Dagegen läßt sich in dem Zeitalter der Presse und des allgemeinen Stimmrechts um so weniger sagen, als diese Art der Schriftstellerei seit dem Wandsbecker Boten und dem Rheinischen Hausfreund schon manche schöne und auch für ein unbefangnes Gemüt erfreuliche Frucht am Baume der deutschen Litteratur gezeitigt hat. Bedenklicher schon ist es, wenn sich diese stille Agitation, wie es teilweise bei den sogenannten Schul- oder, wie man in Süddeutschland sagt, Studienkalendern der Fall ist, den empfänglichen Boden der unreifen und unselbständigen Jugend ausersieht, um ihren oft in Wahrheit giftigen Samen hineinzustreuen. Es ist keineswegs bloß gewissenlose Buchmacherei oder Buchhändlerspekulation, die oft nicht weiß, was sie thut, obwohl sich diese meist damit verbindet, sondern im Bunde damit gar häufig eine ihrer Ziele wohl bewußte, wenn auch mit ihren Mitteln oft sehr plump dreinfahrende parteipolitische Tendenz, die man in dieser Beziehung anklagen muß. Am schlimmsten aber ist es, wenn sich die in unsern Tagen so üppig in die Halme schießende pseudoreligiöse Plusmacherei dieses Mittels bedient und so eine an sich gute und edle Sache, wie es echte Religiosität ist, zu sich herunter in den eignen Staub zieht und ihr Wunden beibringt, die sich in der weitern Entwicklung beinahe als tötlich erweisen könnten.

Das letztere glauben wir mit Fug sagen zu dürfen von einem sogenannten Studienkalender, der uns in mehreren Jahrgängen vorliegt, seit einer langen Reihe von Jahren erscheint — der neueste Jahrgang nennt sich den fünfzehnten — und ohne Zweifel nicht der einzige seiner Art ist. Doch beschränken wir uns auf den aktenmäßig vorliegenden Bestand. Seine Heimat ist das katholische Baiern, von wo aus er auch in das benachbarte Württemberg eindringt und einem verdienstvollen andern Unternehmen dieser Art, dem von dem Gymnasiallehrer Dr. Krapff in Ulm herausgegebnen Studienkalender, eine teilweise erfolgreiche Konkurrenz macht. Freilich hat dieser den schweren Fehler, daß er rein gymnasial-technischer Art ist, nur die Bedürfnisse des Gymnasialunterrichts berücksichtigt, keinerlei politischen oder kirchenpolitischen Nebeninteressen dient und so natürlich an „kalter Farblosigkeit“ und „schwächlicher Indifferenz“ leidet; auch mag der Umstand, daß sich der Verfasser darauf versteift, den Kalender nicht bloß selber zu verlegen, sondern auch selber zu drucken und zu vertreiben, seiner Verbreitung ein äußeres Hindernis in den Weg legen. Der andre läßt seine ausgesprochne kirchliche Richtung klüglich auf dem Titelblatt nicht erkennen, er nennt sich einfach „Taschenkalender für die studirende Jugend,“ und da man in den katholischen Gegenden Süddeutschlands die Schüler der Gymnasien „Studenten“ zu nennen pflegt, so giebt er sich damit einfach als ein Hilfsmittel für Gymnasiasten zu erkennen. So

kommt es, daß er auch in die Hände von Schülern, und zwar von Schülern des verschiedensten Alters, gerät, zu deren religiösen und sonstigen Anschauungen, wie sie der Charakter des Elternhauses mit sich bringt, er in keiner Weise paßt; daß „die Kinder den Eltern gehören," wollen eben gewisse Leute nur dann anerkennen, wenn die Eltern ihnen „gehören." Daß dann Ärgernis entsteht, das sich durch Ausreißen von Blättern, polemische Randbemerkungen von jugendlicher Einseitigkeit und Derbheit zeigt, und so das Übel fortzeugend Böses gebärt, liegt auf der Hand, und so muß schon hier die Frage aufgeworfen werden, ob diese Art, dem berühmten „konfessionellen Frieden" zu dienen, mehr der Naivität oder mehr der Berechnung entspringt. Befördert wird die Verbreitung auch in diesen Kreisen durch den Umstand, daß die Schreibmaterialienhändler in den kleinen Städten — ob sie dazu vom Verleger in den Stand gesetzt werden, bleibe dahingestellt — den Kalender ihren jugendlichen Kunden, um sie anzulocken, als „Prämie" verehren und so nach dem Satze, daß man dem geschenkten Gaul nicht ins Maul sieht, ihm eine willigere Aufnahme bereiten. Am wirksamsten aber wird diese Aufnahme gesichert durch die warme Empfehlung der katholischen Religionslehrer, die nicht bloß ihr persönliches Ansehn, sondern auch ihr Amt, für das sie, wie sie beanspruchen, in diesem Falle von jeder „staatlichen Bevormundung" frei sind, zu dieser segenbringenden Propaganda benutzen.

Der Kenner freilich merkt den Butzen leicht. Der Kalender nennt als Verlagsort Donauwörth, einen Namen, der in der deutschen Geschichte auch sonst schwarz angestrichen ist. Ausgeschmückt ist er im Jahrgange 1892 vor dem Titelblatt mit dem Bildnis des Thomas von Aquino, der durch seine nahen Beziehungen zum Gymnasialunterricht des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts diesen Ehrenplatz gewiß verdient. Der Jahrgang 1893 weist eine Reihe von Bildnissen mehr „aktueller" Persönlichkeiten auf; voran Johannes Janssen und Onno Klopp, die aber als besondre Förderer der deutschen Gymnasialbildung doch auch nicht bekannt sind, wenn sie auch auf andern Gebieten ihre mehr oder weniger bestrittnen Verdienste als Gelehrte und Parteischriftsteller haben mögen. Fügen wir noch hinzu, daß die innern Seiten des Einbands eine empfehlende Aufzählung „vorzüglicher Unterrichtsbücher und Schriften" enthält, die von Baumgartner S. J. über Brunner zu Janssen, von da über Peste(?)r zu Pater Koch S. J. mit seinen „Grundirrtümern unsrer Zeit" führt, dazwischen zur Maskirung etliche harmlose lateinische und griechische Übungsbücher anführt, in allem aber, worin eine scharf ausgesprochne Tendenz und Polemik liegt, ausschließlich die bekannten Firmen von Freiburg, Augsburg, Paderborn und Kölu berücksichtigt, so wollen wir damit dem Wert und der Bedeutung mancher der aufgeführten Schriften in keiner Weise zu nahe treten; ob sie aber gerade geeignet sind, mehr oder weniger grünen Jungen empfohlen und vor andern ans Herz gelegt zu werden, möchten wir doch sehr bezweifeln.

Was den Inhalt des Kalenders betrifft, so können wir absehen von dem üblichen Bestand solcher Kalender: dem Kalendarium, Papier für allerlei Notizen, einem alphabetischen (!) Geschichtskalender, der in seinem ungegliederten Chaos deutlich vor Augen stellt, wie man Geschichte den Schülern nicht vorführen soll. Genug, daß in dieser Beziehung nichts, auch gar nichts vorhanden ist, was sich durch Neuheit oder zweckmäßige Anlage von dem Allergewöhnlichsten unterschiede. Auffällig ist, wie sehr dieser eigentlich kalendarische Teil gegenüber dem Textteil in den neuern Auflagen immer mehr zurücktritt. Der Textteil, in den beiden letzten Jahrgängen je sechzig bis siebzig Seiten umfassend, wird jedesmal eröffnet durch ein ansprechendes „Studiengebet" des Thomas von Aquino in lateinischer, in den frühern Auflagen auch in griechischer Sprache, von dem wir vermuten möchten, daß es zu den wenigstgelesenen Abschnitten des Buches gehören wird. Denselben religiösen Charakter trägt eine lateinische Ode des bekannten neulateinischen Dichters Jakob Balde S. J. an die Jungfrau Maria. Wir können wohl hundert gegen eins wetten, daß nur selten ein „Student" das frostige Mosaik des von Herder und Albert Knapp jedenfalls nicht oder mit Unrecht wegen dieses Gedichtes gepriesenen Dichters verstehen wird. Schon nicht mehr unter den Begriff des Religiösen, sondern unter den des Schein- und teilweise auch Pseudoreligiösen müssen wir die Lebensskizzen einiger Männer rechnen, die dem „Studenten" vom „religiösen" Standpunkt aus vorgeführt werden. Man läßt sichs ja gefallen, wenn Thomas von Aquino, der, wenn er auch dem Gymnasialunterricht fern genug steht, doch an sich eine bedeutende Persönlichkeit ist, noch in einer biographischen Skizze behandelt wird. Aber wozu den Gymnasiasten, der doch wahrscheinlich nötigeres zu thun hat, mit der Biographie des Gabriel Garcia Mareno, des verflossenen Präsidenten der Republik Ecuador, behelligen, der am 10. August 1878 von niemand anders als von der „ruchlosen Bande der Freimaurer" ermordet wurde? Doch wohl nur deswegen, weil — wie wir aus dem Index librorum propagandorum des Einbandes und aus dem Schlusse des Aufsätzchens erfahren — Frau Amara George-Kaufmann bei Herder in Freiburg eine Biographie besagten Gabriels hat erscheinen lassen, die nun hier gleich in usum delphini ausgeschlachtet wird. Auch ein an sich harmloses und — wenn es authentisch ist — nicht uninteressantes Stück dient lediglich der pseudoreligiösen, in Wahrheit parteipolitischen Agitation unter der unreifen Jugend: der Abiturientenaufsatz Windthorsts. Denn die einzige Lehre, die sich allenfalls aus ihm ergiebt: daß man sich als Abiturient in ganz korrekten Trivialitäten pflichtgemäß bewegen und später doch ein geistreicher, origineller und bedeutender Mann werden kann, die kann und soll doch der „Student" nicht aus ihm schöpfen.

In eigentümlichem Gegensatz zu dieser Betonung des religiösen Elements steht ein dem Umfange nach allerdings sehr zurücktretender humoristischer Teil,

der nicht bloß Schnurren und Kalauer enthält, die an Banalität noch unter denen der schlechtesten Witzblätter stehn und dabei dessen, was unsre Witzblätter genießbar und oft erheiternd macht, der Abbildungen, entbehren, sondern hie und da selbst ans Cynische streift. Jedenfalls ist die debita puero reverentia darin nicht beachtet. Denn es werden nicht nur mit Vorliebe solche Geschichtchen ausgelesen, in denen Schülern, häufig auch Lehrern, die größten Albernheiten zugeschrieben werden, sondern der Sammler dieser Raritäten versteigt sich auch (1893: Aus dem Leben eines Geschichtsprofessors) zu einer jener Schulhumoresken, wie sie vor Jahren einmal in diesen Blättern mit Recht gegeißelt wurden, da sie nicht bloß die Wirkung, sondern geradezu den Zweck haben, die Thätigkeit des Lehrers in wohlfeilster Weise lächerlich zu machen, dadurch daß man die mit ihr so leicht sich verbindenden Eigentümlichkeiten maßlos übertreibt. Und solches Zeug, das zu der Leihbibliothekware der niedrigsten Sorte zu rechnen ist, wagt sich in einen „Kalender für die studirende Jugend," der sich als Muster von Religion und Sittlichkeit aufspielt! Freilich, auch der Köder der schalsten Possenreißerei ist nicht zu ordinär, wenn man damit die Jugend für sich und seine besondern Zwecke zu fangen hofft.

Von einer andern Seite lernen wir die erzieherische Wirksamkeit des Studienkalenders kennen in seinen Artikeln über das Studentenleben, nämlich das akademische. In einer abgeschmackten Geschichte (1893: Cavete!), die bei einem allmählich zu eignem Denken heranreifenden Jüngling gerade wegen ihrer Armseligkeit das Gegenteil von dem bewirken muß, was sie bewirken will, wird gegen das Pauken geeifert. Ein andrer Artikel (1893: Die Trinksitten und die studierende Jugend) giebt ein betrübendes und abschreckendes Bild von den Wirkungen des Alkohols, das dann ohne weiteres in übertreibender Verallgemeinerung auf die studentischen Verbindungen angewendet wird, und eifert gegen das studentische Saufen. Wir wollen dagegen zunächst nur sagen, daß das alles viel geschickter, maßvoller und damit wirksamer gesagt sein könnte und sollte. Nun schließt sich aber unmittelbar an diese Studentenartikel ein andrer an (1893: Über studentisches Verbindungswesen), worin — unter Berufung auf Felix Dahn, der doch von dieser Seite sonst wenig anerkannt wird — die Schwächen und Mängel des studentischen Lebens auf studentische Korporationen aller Art ausgedehnt werden mit einziger Ausnahme von? — nun natürlich von den katholischen Studentenverbindungen, die bis in die Puppen gelobt und am Schluß in einer übersichtlichen Liste nach Universitäten geordnet mit ihren Namen, Farben, Wahlsprüchen und „Zirkeln" dem lüsternen Auge des staunenden „Studenten" vorgeführt werden. Daß hierin System liegt, ergiebt sich daraus, daß sich dieselbe Tabelle mit entsprechender Einleitung in den beiden neuesten Jahrgängen des Kalenders findet. Was sonst vom Standpunkte ernster Erziehung aus für streng verpönt gilt: in Schülerkreisen für studentische Korporationen zu werben, zu „feilen,"

wie der Studentenausdruck lautet, das wird hier unter dem Deckmantel der Religion und der Moral in majorem militantis ecclesiae gloriam vor der Öffentlichkeit ganz ungescheut betrieben. Ohne den bösen Alkohol geht es freilich auch bei diesen katholischen Verbindungen nicht ab; ja man will sogar schon gehört und gesehen haben, daß er auch bei dieser Jugend seine unwiderstehliche Kraft beweise. Aber er ist geweiht und gefeit durch den höhern Segen, der alles zu tilgen imstande ist. Was für schöne Grundsätze eines zum System ausgebildeten Strebertums hier gepflegt und, wenn die Herren unter sich sind, vertraulich gepredigt werden, darüber hat ein süddeutsches Tageblatt vor kurzem aus der authentischen Quelle eines Vereinsorgans, das den schönen Namen „Akademia“ führt, erbauliche Enthüllungen gebracht, gegen die sich das getroffne System mit jämmerlicher Sophistik gewehrt hat.

Zur Religion und zur Moral kommt aber nun als drittes die Wissenschaft. Und da treffen wir denn ein entsetzliches Durcheinander; etliches Richtige, manches Falsche, das meiste überflüssig, weil weltbekannt, oder unpassend, alles aber beherrscht von dem bekannten „kritischen“ Geiste der sogenannten Geschichtslügen, der alles, was nicht in den eignen Kram paßt, für falsch, alles Falsche für „Lüge“ erklärt und so dem Vertreter abweichender Ansichten ohne weiteres den Makel sittlicher Verworfenheit anheftet, ein Verfahren, das ja so gut zu dem überall zur Schau getragnen religiösen Geiste des Christentums und zu der eigenmächtig angemaßten Aufgabe der Jugendbildung paßt.

Heben wir aus der Menge des Vorhandnen ein einzelnes besonders bezeichnendes Stück heraus. Daß Luther die neuhochdeutsche Sprache „erfunden“ habe — ob es einen Lehrer in Deutschland giebt, der mit der „studirenden Jugend“ zu thun hat und seinen Schülern eine solche sonderbare Weisheit auftischte, einen Lehrer, der nicht so gut wie der Kalendermacher wüßte, daß kein Mensch von Adam bis zum Pfarrer Schleyer herab eine wirkliche Sprache „erfinden“ kann — das möchten wir doch zur Ehre unsers Gymnasiallehrerstandes bezweifeln. Der Kalendermacher glaubt das wohl selber nicht, und wenn er den beschaßten Treitschke beschuldigt, er habe einmal den „vermessenen Blödsinn so weit getrieben,“ zu sagen: Luther hat das Neuhochdeutsche erfunden, und zwar an einem Tage, mit einem Schlage; er hat es erschaffen — so stellen wir dem einen ganz verstockten Unglauben entgegen.

Warum giebt sich nun der Kalendermacher soviel Mühe, gegen die selbstgebaute Windmühle zu kämpfen und in einer kleinen Abhandlung das wiederzukäuen, was jeder Lehrer des Deutschen seinen Sekundanern kürzer, klarer, unbefangner, mit einem Worte viel besser zu sagen imstande ist? Deshalb, weil all dieses Brimborium nur Maske ist, weil es dem Kalendermacher um die edle deutsche Sprache, die er selber jämmerlich genug handhabt, gar nicht zu thun ist. Denn was ist das Ergebnis der ganzen Sprachgelehrsamkeit?

Daß „die Reformation in ihrer weitern Entwicklung der deutschen Sprache schwere Wunden geschlagen hat," daß „Luthers That von irgend welchem Segen und Nutzen für Deutschland nicht gewesen ist," daß „sie eine nackte, rohe Revolution war." Diese logische Antwort erhält der „Student" auf die Frage: hat Luther die neuhochdeutsche Sprache erfunden? und daneben noch die Empfehlung einer bei Herder in Freiburg mit bekannter Tendenz erschienenen Schrift: Die Revolution seit dem sechzehnten Jahrhundert im Lichte der neuesten Forschung.

Gehen wir endlich von der Geschichte zur Litteraturgeschichte, so kommen wir hier ins Allerheiligste dieser Kalendermacherei, wo Perfidie und Plumpheit mit einander um die Palme streiten. Wie wir in dem Lutherartikel die — gewollten oder nicht gewollten — Früchte sehen, die die Janssensche Forschung zeitigt, wenn sie von den Massen und für die Massen gehörig bearbeitet wird, so tritt uns hier der Geist Baumgartnerscher Mache in entsprechender Vergröberung entgegen, und man hätte wohl ein Recht, nach bekannten Mustern jene Art der Forschung und ihre Ergebnisse als die „Vorfrucht" dieser Kalendermacherei zu bezeichnen. Die wissenschaftliche Naivität dieser Kalenderlitteraturgeschichte ergiebt sich aus einer untergeordneten, aber bezeichnenden Einzelheit, die wir der Lebensskizze Janssens entnehmen. Da wird von dessen Vaterstadt Xanten gerühmt, daß (in Xanten!) nach der Nibelungensage — soll heißen nach dem Nibelungenlied — das gleißende Nibelungengold in die Fluten des Stroms versenkt worden sei! Jeder Tertianer, ja jede Schülerin, die das Gedicht aufmerksam gelesen hat, weiß, wie falsch, wie unmöglich das ist. Aber wie gut macht sich das Pathos, den „großen" Janssen mit dem berühmten Hort schon in der Wiege zusammenzubringen! Daß auf dem Hort der Fluch der Götter ruhte, das scheint dem Kalenderschreiber nicht bekannt gewesen zu sein.

Die litterargeschichtliche Perle des Jahrgangs 1893 ist der Aufsatz über „Schiller und Goethe," der „ein Beitrag zu ihrer Charakteristik" genannt wird. Von Schillers Charakter ist darin kaum die Rede, wenn man nicht das dazu rechnen will, daß er einmal der „gute" Schiller heißt, daß er schlecht besoldet und kränklich war, daß er „durch etwas Likör oder ähnliche Spirituosen seine Kräfte zu steigern suchte," wodurch er seiner Gesundheit schadete; diese Stelle ist durchschossen gedruckt, und da etliche Blätter vorher die schauderhaften Wirkungen des Spirituosengenusses vorgeführt sind, so weiß man ja, was das zu bedeuten hat. Im Ganzen erscheint Schiller als ein Tölpel, der sich — und nun kommt die Hauptsache — von Goethe hat auf eine ganz gemeine Weise überlisten lassen: Goethe — der nebenbei gesagt „gern und viel Wein und sogar Kirschwasser trank" — empfand „viel Ärger" über Schillers Rezension des Egmont. Er „ging also mit sich zu Rate, wie es anzufangen sei, um den Rivalen Schiller aus Weimar fortzubringen." Er

benutzte seine Geschichte des Abfalls der Niederlande, obwohl das Werk „alles eher ist als geschichtlich," also schlecht, denn es will ja Geschichte sein, „um seinen Verfasser auf leichte Weise aus Weimar hinauszubefördern." An seinen schlechten Gehaltsverhältnissen war natürlich nur Goethe schuld. Die „Zähheit," mit der Schiller seine Leiden aushielt, „war für Goethe jedenfalls nicht angenehm." Er that nichts für ihn, als daß er ihm „ein paar Flaschen Wein schickte." Und so ist das Ergebnis ganz klar: Goethe ist eigentlich ein Mörder, und zwar ein ganz schlimmer, er mordete langsam; denn er „hat den frühen Tod Schillers geradezu auf dem Gewissen", das darf man „ungescheut aussprechen." Das ist die Aufklärung, die die „Studenten" über Schillers und Goethes Freundschaftsbund erhalten! Man kann himmelweit von aller „Goethemanie" entfernt sein und solchem Treiben gegenüber doch den tiefsten Ekel empfinden. Aber — vivat Baumgartner! Denn die Methode, wenn man diesen anständigen Ausdruck hier anwenden darf, ist ja bekannt, sie erinnert auffällig an Janssen und Baumgartner: einzelne Stellen werden ohne Rücksicht auf Zusammenhang, Stimmung, besondre Situation herausgegriffen, und die Sache ist „aktenmäßig" erwiesen. Was damit nicht stimmt, wird einfach totgeschwiegen.

Ist Goethe nach dem Kalender von 1893 eigentlich ein Mörder, da er seinem „Bruder in Apollo" das Leben verkürzte, indem er ihn zum Genuß von Spirituosen nötigte, so beweist uns der Kalender von 1892 in einem Aufsatz, als dessen Verfasser sich ein Herr Otto von Schaching zu bekennen — oder zu verbergen? — den Mut hat, daß Lessing ein Dieb ist, oder genauer, wie die Überschrift des Aufsatzes zur Vermehrung der Rührung sagt, „ein klassischer Dieb." In unendlicher Wiederholung sind die Ausdrücke „Dieb," „schamloser litterarischer Dieb," „Diebstahl," „gestohlen," „Dieb ersten Ranges," „Diebstahlswut," „gemeiner litterarischer Dieb," „Kleptomanie," „Fälschung," „mit Wollust fälschen," „Pranger," „gebrandmarkt" auf den wehrlosen Toten gehäuft; man glaubt in einem Tollhause zu sein. Das Endergebnis, wie es dem „Studenten" in durchschossenem Druck vorgeführt wird, ist: Lessing ist gebrandmarkt als gemeiner litterarischer Dieb für alle Zeiten, und das einzige Denkmal, das ihm von Rechtswegen gebührt, ist der Pranger. Hat man es über sich gebracht, durch diesen Schmutz der Worte auf den Grund der Sache zu dringen, so findet man als die Quelle dieser Urteile ein Werk eines „Prof. Paul Albrecht, Dr. med. et phil." angeführt, das „auf zehn Bände berechnet" unter dem Titel „Lessings Plagiate" mit dem Eifer, mit dem fixe Ideen festgehalten und verfolgt zu werden pflegen, Lessings Dichtungen in eine Unzahl von vielen hunderten von Entlehnungen auseinanderhackt. Daß der dramatische Dichter fast stets mehr oder weniger durch Vorläufer angeregt ist, daß das bei Lessings ganzer Schaffungsweise bei ihm — zugestandnermaßen — in höherm Grade der Fall war, das mag ja nun ein ehrlicher

Kalendermacher seinen „Studenten" in Gottes Namen sagen, wenn er durchaus meint, daß das in einen Kalender gehöre. Aber dann darf er ihm die Kehrseite nicht verschweigen, daß nämlich die Frage, inwieweit aus dem Vorhandensein ähnlicher Gedanken und selbst gleichlautender Worte und Redensarten auf bewußte Entlehnung geschlossen werden darf, eine der heikelsten in der kritischen Litteraturgeschichte ist; am wenigsten aber darf er ihm verschweigen, daß auch 319 und 340 und 499 ausländische Fetzen, aus denen die Minna, der Nathan und die Emilia zusammengeflickt sein sollen (!), immer noch keine Minna, keinen Nathan, keine Emilia ergeben, weil Fetzen kein Kleid und tausend Einzelheiten kein Ganzes sind. Die Erkenntnis, wie wichtig, wie entscheidend für das dichterische Schaffen die Thätigkeit der Komposition ist, wird auf diese Weise dem Studenten geflissentlich versperrt. Dagegen hängt der Kalender am Schluß noch einen Scheinbeweis von jämmerlicher Perfidie an. Daß die bekannte aus dem theatralischen Nachlaß veröffentlichte Virginiaszene eine bloße Übersetzung aus einem ältern englischen Virginiastück von Crisp ist, ist vor einigen Jahren zwar nicht von dem berühmten Herrn Professor Albrecht, aber von Roethe in der Seuffertschen Vierteljahrsschrift nachgewiesen worden. Was thut nun Herr von Schaching? Er stellt den Anfang der Szene in der Lessingschen Übersetzung und im Original neben einander und bezeichnet das am Schlusse als einen „Beleg von Lessings litterarischer Kleptomanie." Daß die sogenannte Virginia Lessings nur aus dieser einen Szene besteht, daß diese Szene von Lessing selber gar nicht veröffentlicht worden ist, daß sie nur eine Vorstudie ist, daß Lessing später etwas ganz andres daraus gemacht hat, von alledem erfährt der „Student" nichts. Entweder hat es der Kalendermacher selber nicht gewußt, dann ist er, wenn er sich doch mit solchen Dingen beschäftigt, ein Tropf; oder er hat es gewußt und verschweigt es, dann ist er ein Schurke.

Doch es sei genug des grausamen Spiels, das wir noch weiter fortsetzen könnten, obwohl die ältern Jahrgänge eine viel geringere Ausbeute geben, der häßliche Geist des Machwerks in den letzten Jahrgängen in sichtlicher Steigerung erscheint. Warum wir aber, die wir doch besseres zu thun haben, uns mit solchem Zeug abgeben? ganze Seiten unsrer Zeitschrift damit füllen? unsre Leser damit behelligen? Darum, weil wir glauben, daß diese Machinationen lange nicht so bekannt sind, als sie sein sollten, und daß man sich gegen unbekannte Gefahren am schwersten schützen kann. Und eine Gefahr, eine schwere Gefahr liegt hier vor; ja mehr als eine Gefahr, denn es ist schon viel Übles daraus hervorgegangen. Man glaube nur nicht, die Schule sei imstande, durch ihr stilles, ruhiges Wirken solche Einflüsse von selbst zu überwinden. Wie viele Hunderte, ja Tausende lesen diese Dinge und verlassen die Schule, ohne kaum jemals ein andres Wort über Goethe und Lessing zu hören! aber auch wo das nicht der Fall ist, ist es selbst für einen geschickten und taktvollen

Lehrer nicht leicht, in einen Boden, der von der Schlingpflanze angeblicher „religiöser" Interessen überwuchert ist, eine bessere Saat zu säen; und wer weiß, ob nicht hie und da der Bock selbst zum Gärtner bestellt ist.

Ob sich die Schulverwaltungen um solche stille Agitation kümmern, ob sie auch nur davon wissen, ist uns unbekannt; ebenso, ob sie vielleicht auch diese papiernen Waffen zu dem Bollwerk rechnen, womit „Thron und Altar" gegen die „Revolution" und den „sozialen Umsturz" zu schützen der Klerikalismus tagtäglich verspricht. Wir hoffen, daß sie die Sache der Bildung und des Anstands nicht im Stich lassen werden. Den deutschen Eltern aber, die für die ihr zugehörige Jugend das Bildungsideal verabscheuen, das uns dieser Kalender in so leuchtender „Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit" vor Augen stellt, rufen wir zu: Helft euch selbst, so wird euch auch die hohe Obrigkeit helfen.

Ein Vermächtnis Lenaus an die Deutschen

Das Vermächtnis eines fast vor einem halben Jahrhundert dahingeschiednen Dichters an unsre Nation mit dem Hinweis auf ihre hohe, weltumgestaltende Aufgabe für die Zukunft kann wohl von der Nation eine Zeit lang übersehen werden, wenn es ein anonymes Vermächtnis war, sollte aber doch eigentlich von den Führern der Litteratur, die gern alle litterargeschichtlichen Einzelheiten aufstöbern und hervorheben, nicht so ganz übersehen werden, wie es bis jetzt der Fall gewesen ist.

Daß sich Lenau ähnlich, wie Byron nach Griechenland ging, nach der neuen Welt wandte, um dem in eine Sackgasse zwischen Anarchie, Absolutismus und Hierarchie geratenen Gedanken des wahren, freien Menschentums einen Ausweg zu eröffnen, davon ist außer den paar dürftigen Zeilen im Konversationslexikon (1832 Reise nach Amerika, Ankauf von Urwald) oder den spärlichen und kurzen Lebensbeschreibungen des unglücklichen Dichters, die diese Reise nur flüchtig erwähnen, bis jetzt kaum jemand etwas bekannt geworden. Die Gartenlaube, die neulich eine sehr interessante und eingehende Besprechung der Lebens- und Liebesschicksale des Dichters brachte, erwähnte seine Reise nach Amerika, diesen bedeutungsvollsten Schritt seines Lebens, nur mit wenigen Worten, die zeigten, daß der Verfasser von dem weltbewegenden Gedanken, der dem Dichter dabei vorschwebte, und der sich daran anschloß, wohl kaum eine Ahnung hat.

Und doch giebt es ein unscheinbares Büchlein, voll der großartigsten Pläne für die Zukunft des Deutschtums, für die unumschränkte Weiterentwicklung der Menschheitsidee auf breitester Grundlage, ein Büchlein, das voll ist von der großen Aufgabe des Deutschtums für die neue Welt: Ferdinand Kürnbergers Buch „Der Amerikamüde"; und dieses Buch (auch in der Reklamschen Sammlung mit einer kritischen Einleitung von V. K. Schembera erschienen), führt uns mit Lenau Schritt für Schritt vom Dampfer nach Newyork, in sein Boardinghouse bei Stauntons, von da in alle dort zu jener Zeit (1832) vorhandnen Mittelpunkte des Deutschtums und des Yankeetums, dann zum Ohio, nach dem Urwald, zur Landauktion, zur Blockhütte, zum Methodisten-Camp-Meeting und zu den benachbarten Farmern. Wir kampiren mit dem Dichter (der hier den Namen Moorfeld führt) am Eriesee, wir gelangen auf dem Rückwege von seinem einsamen Ritt in die Wildnis weiter mit ihm in seine Blockhütte, die er von betrügerischen Rowdies widerrechtlich besetzt findet. Er wird um seinen eben gekauften und baar bezahlten Besitz betrogen und kehrt nach Newyork zurück, wo er seinen Freund, mit dem er eine deutsche Urwaldkolonie anlegen wollte, gänzlich verändert — halb amerikanisirt — wiederfindet. Dieser sein Freund will lieber ein „Cäsar in Wallstreet" als ein Millionenbauer in Missouri sein; nur so könne von Verwirklichung des deutschen Zukunftsideals für Amerika die Rede sein. Denn drei bis vier Geschlechter würde diese Übergangszeit bis zur Anerkennung des Deutschtums in der neuen Welt wohl noch dauern. Moorfeld aber hält trotz aller Enttäuschungen Asien für die Wurzel, Europa für den Stamm, Amerika für die Krone des Menschheitsbaumes, und das Deutschtum bleibt ihm trotz der bedrängten Lage, in der er bei seiner Rückkunft nach Newyork Kleindeutschland antrifft und dann verläßt, der Hort der Weiterentwicklung der Menschheitsidee für die Zukunft der Welt.

„Amerika ist die Baumschule, in welcher die Freiheitsbäume Europas gezogen werden; Amerika ist die große Cisterne, welche die Erde grün erhält in den Hundstagen des Absolutismus .... Von Amerikas Gegenwart kann ich nicht groß genug denken. Seh ich aber dunkler in Amerikas Zukunft, so erblicke ich wieder eine andre Größe — unsre, die deutsche Größe. Das nämlich ist meine Überzeugung und mein Wissen, wie ich von den Fingern meiner Hand, wie ich von den Haaren meines Hauptes weiß; dieses Amerika geht nicht zu Grunde, bis Deutschland seine Stuartperiode durchgekämpft, bis es seine Revolutionen, hinter welchen seine Einheit und Freiheit liegt, vollendet hat. Wie England, so kämpft Deutschland dieselbe Geschichtsperiode heute durch, so werden deutsche Auswanderer jetzt Amerika erfüllen und sich über die angelsächsischen herlagern als eine sekundäre oder primäre Schicht. Unser neunzehntes Jahrhundert ist das siebzehnte der Engländer. Die erste, vielleicht auch die zweite Generation wird unterliegen, aber die dritte, längstens die

vierte wird uns jenen Zustand erkämpft haben, den in England das Haus Oranien bedeutete. Und wahrlich, so lange kann ich warten. So lange soll deutsches Volkstum in dem Leben, das ich vererbe, lebendig bleiben. Oder wie? Was die deutschen Bauern Pennsylvaniens in tiefster Bewußtlosigkeit gewußt haben: deutsches Leben ein Jahrhundert lang festzuhalten, so festzuhalten, daß heute noch ganze Gemeinden von ihnen kein englisches Wort verstehen, das sollte ich mit dem begeisterten Bewußtsein deutscher Art und Bildung weniger weittragend zu überliefern vermögen? Ich fürchte es nicht. Nein, ich werde ausdauern, Deutscher im Yankeetum, und der Sturz, den ich diesem Mischvolke bevorstehen sehe, kann mich so wenig bekümmern, als uns das Los einer Ziege kümmert, die einen Jupiter großgesäugt hat. Wir werden in den Bürgerkriegen der Union nicht zu Grunde gehen. Deutschland wird seine Flotte schicken und seine deutsche Provinz Pennsylvanien sich zu schützen wissen. Was sage ich: Pennsylvanien? Ganz Nordamerika wird deutsch werden, denn unsre Einwanderung stützt sich dann auf ein mächtiges Mutterland, sowie sich Yankee-englisch auf Altengland stützte. Aber was sage ich: ganz Nordamerika? Die ganze Welt wird deutsch werden, denn mit Deutschlands Aufgang wird England untergehen, wie Holland vor England unterging, und sämtliche englische Kolonien werden dann dem Deutschen zufallen, wie die Franzosen in Kanada, die Spanier in Florida, die Holländer auf dem Kap und die Portugiesen in Indien den Engländern gewichen sind. Die Wachtposten der Kultur werden auf dem ganzen Erdenrund abgelöst und mit deutscher Mannschaft bezogen werden. Deutschland erwacht, und kein Volk der Welt behauptet seinen alten Rang, denn alle leben vom deutschen Schlafe und verderben mit deutschem Auferstehen."

So läßt Kürnberger den deutschen Schulmeister Benthal zu seinem Freunde Moorfeld (Lenau) reden. Daß aber Moorfeld kein andrer als Lenau ist, das geht mit unzweifelhafter Gewißheit aus folgendem hervor.

Abgesehen von der Namenableitung (Moorfeld von Strelenau) bekennt sich der reisende Dichter und Tourist zu seinem Vaterlande Ungarn und führt einen Länderschwindler an der Börse, der sich für einen ungarischen Landsmann ausgiebt und ihn beschwatzen will, dadurch aufs Glatteis, daß er als Geburtsort Sáros-Potak im Banat angiebt, worauf der andre, der in Ujehely geboren und sein Nachbar sein will, natürlich entlarvt ist, denn Sáros-Potak liegt ebenso wenig im Banat, wie Halle an der Saale im Württembergischen.

Ferner sind die im „Amerikamüden" vorkommenden Gelegenheits- und Stimmungsgedichte so ganz lenauisch, daß sich in einzelnen Strophen sogar Gedanken Lenaus nachweisen lassen, wie z. B. die Schlußstrophe der amerikanischen Sonntagsbetrachtung:

Der Dichter liebt ein Volk, das kühn
Religionen überlebt;

Nicht liebt er die Religion,
Die sittenstarr ein Volk begräbt.

Man vergleiche damit in Lenaus Gedichten die Schlußstrophe des „Cisterou“ (des ersten Gedichts des „Klara Hebert“ überschriebnen Cyklus). Auch die beiden Gedichte „Hinter dem Walde“ und „Erst baute der Mann“ im „Amerikamüden“ mahnen in Stimmung und Stil durchaus an Lenausche Weise.

Was aber vollends am Schluß des „Amerikamüden“ steht, genügt, jeden weitern Zweifel zu heben. Die Stelle lautet von da ab, wo sich Moorfeld bei der Bennetschen Familie in Newyork verabschiedet, wörtlich folgendermaßen:

„Das darf Ihr letztes Wort nicht sein!

Es ists nicht, antwortete Moorfeld, ich werde den Frauenherzen noch manches Souvenir schreiben! Verfolgen Sie den Dichternamen Nikolaus —

Seine Stimme brach — ein Blick — ein Händedruck — er stürmte hinweg.“

Auch sonst deuten überall bestimmte Züge auf Nikolaus Nimbsch von Strelenau; so die Entdeckung des adelichen Namens auf der Visitenkarte, die Entdeckung, daß er ein Dichter sei, die Anspielung auf den Wahnsinn des Dichters, die Begegnung mit Da Ponte, dem Don Juan-Textdichter in Newyork und andres.

In welchem Verhältnis Ferdinand Kürnberger zu Lenau gestanden hat, als er dieses Buch schrieb — die Veröffentlichung geschah erst nach Lenaus Tode 1855 —, das ausfindig zu machen, wird Sache der litterarischen Forschung sein. Ob Lenau seinem Freunde Kürnberger die Sachen schriftlich oder mündlich überliefert hat und unter welchen Verhältnissen, mit welcher Absicht, das wird von den Litteraturfreunden hoffentlich bald aufgeklärt werden. Daß es nicht eine bloße Phantasie Kürnbergers*) sein konnte, dafür spricht mit aller Entschiedenheit, daß dieser, wie Schembera in der Vorrede angiebt, nie in Amerika gewesen ist. Jeder, der, wie der Verfasser dieser Zeilen, jahrelang in Amerika gelebt hat, wird die Unmöglichkeit solcher Phantasieschöpfungen unter so eigentümlichen Verhältnissen bestätigen.

Was aber das Interessanteste ist: die Möglichkeit, Vergleiche anzustellen, wie sich das Deutschtum 1832 in Amerika zeigte, und wie es sich zwei Menschenalter später zeigt, ist uns jetzt gegeben, wo das deutsche Chicago und Milwaukee, die geistig gebietende Macht des Westens, uns zur Weltausstellung einladet, jetzt, wo der deutschen Völkerströmung vonseiten der Yankees ein energisches „Halt“ durch die Mac Kinley-Bill und das Auswanderungsverbot zugerufen werden soll.

*) Eine Täuschung des Publikums ist bei der bekannten grundgediegnen Arbeitsweise Kürnbergers, wie sie aus allen seinen Schriften hervorgeht, gänzlich ausgeschlossen.

Das Vermächtnis und die Prophezeiung Lenaus, daß Nordamerika dem Deutschtum gehöre und gehören werde, verdient gerade jetzt, wo wir die hundertjährige Entdeckung Amerikas gefeiert haben, von uns Deutschen ganz besonders in Betracht gezogen zu werden dadurch, daß wir das geistvolle Buch Kürnbergers studiren und jene Verhältnisse prüfen und mit der Gegenwart vergleichen.

Cönnern a. S. E. Below

Ein Blick in die Verhandlungen einer Gesetzgebungskommission

Bekanntlich war zu Anfang der sechziger Jahre in Hannover eine von allen größern deutschen Staaten (mit Ausnahme Preußens) beschickte Kommission versammelt, der die Aufgabe gestellt war, eine deutsche Zivilprozeßordnung zu Stande zu bringen. Ein Mitglied dieser Kommission schrieb nun an einen Freund in der Heimat öfter Briefe, die das Treiben innerhalb der Kommission in sehr ergötzlicher, aber auch in sehr lehrreicher Weise schilderten. Wir glauben uns den Dank mancher Leser zu verdienen, wenn wir die Briefe (unter Weglassung alles Bedeutungslosen) hier mitteilen.

Hannover, 23. April 1863. . . . An die Frage des rechtskräftigen Beweisurteils müssen wir nun bald kommen. Mit dem allgemeinen Teil sind wir fertig, und gestern ist der letzte Paragraph redigirt worden. Ich kann nicht leugnen, daß mich dieses Redaktionswerk gründlich gelangweilt und wiederholt an Juvenals Difficile est satiram non scribere erinnert hat. Die gelehrte Menschheit zerfällt bekanntlich in Genies und Nichtgenies, und die erstere Klasse ist die seltenere, in der Kommission auch, beim Licht besehen, gar nicht vertreten. Vielmehr hat man auf jene Originalkräfte ganz zu verzichten, und ich wette darauf, in den 220 und einigen Paragraphen des Entwurfs ist kein einziger originaler oder genialer Gedanke zu finden. Sie werden, wenn Sie ihn lesen, mit Faust sagen: Du hast wohl Recht; ich finde nicht die Spur von einem Geist, und alles ist Dressur. Ich tröste mich mit Wagner: Dem Hunde, wenn er gut gezogen, wird selbst ein weiser Mann gewogen. Die erste Hand an die Dressur des Hundes legt Leonhardt, eine echte Tierbändigergestalt. Der Hund ist nach hohem Beschluß des Deutschen Bundes bekanntlich der hannoversche Schäferhund, ein Bastard des französischen Wachtelhundes mit dem gemeinrechtlichen Spitz oder Haushund. Der Wachtelhund ist schon nicht mehr ganz reine Rasse, sondern Genfer Abkunft; vom Spitz ist im ganzen nichts Erhebliches übrig geblieben, allenfalls die Rute statt der Fahne. Diese Rute ist nun der Gegenstand des Angriffs, zunächst der Korreferenten, Baiern und Sachsen. Herr Leonhardt hat seinem hannoverschen Schoßhund einigen Flitter angehängt, ein rotes Halsbändchen oder dergleichen. Baiern behauptet, eine

Fahne sei schöner als eine Rute, und ein Wachtelhund dürfe keine Rute tragen. Sachsen giebt das zu, findet aber, daß der Hund längst kein Wachtelhund mehr sei, sondern ein Schäferhund, und einem solchen komme keine Fahne zu; er beantrage vielmehr, die französischen Schlappohren auch in die wachsamen Spitzohren des Carpzovschen Phylax umzusetzen. Man vereinigt sich nicht, sondern schneidet nur ein Stück von der Rute ab. Im Pleno giebts wieder andre Liebhabereien; einer will ein Windspiel, damit die Sache demnächst rasch geht, wieder einer einen Caro, der Hühner und Hasen steht. Noch ein andrer Herr Abgeordneter ist für die Doppelnase, weil der Prozeß die Rechte schützen müsse, und ein vierschrötiger Sansänger, wenn er auch langsamer sei, doch besser schütze als ein Windhund. Unter der Hand wird noch einmal ein Stück Schwanz abgeschnitten, und die Ohren werden gestutzt, der Hund ist ein — Pudel, und des Pudels Kern — ein fahrender Scholast. Der Kasus macht mich lachen. Warum? Weil der fahrende Scholast der Teufel ist; den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte. Die Pedanterie bleibt ein für allemal; der Zopf, der hängt ihm hinten. Überall ist das Entscheidende die Praxis eines jeden, die sich ihm als „Recht, das mit uns geboren ist." darstellt. Die französische Praxis ist natürlich die arroganteste, die mit einer großartigen Verachtung auf die Barbarei der Nationen herabsieht, welche den code de procedure, die Decrete von 1808 und 1809, die arrets de Bourges und Arras u. s. w. nur dem Namen nach kennen. Nach der Ansicht des Herrn S... sind die Franzosen die Ulpiane unsrer Zeit. Daher der ewige Schlachtengesang: Code! Wird aber einmal abgewichen, so muß dann eine pedantische Konsequenz nachweisen, daß wir — keine Ulpiane sind. Also z. B. der Tod des Vollmachtgebers soll keine Unterbrechung des Rechtsstreites zur Folge haben, die Vollmacht vielmehr auf die Erben übergehen, und zwar auch ohne daß die clausula heredum aufgenommen ist. Ich finde das ganz zweckmäßig, um nicht in Fällen, wo der Mandatar gar nichts weiß von dem Tode des Mandanten, seine Verhandlungen mit Nichtigkeiten zu bestrafen. Ganz unzweckmäßig finde ich dagegen, wenn der Mandatar nun auch fort handeln muß, während er dringende Veranlassung haben kann, für unbekannte Erben oder gar für möglicherweise gar keine Erben nicht handeln zu wollen. Er muß also kündigen können, d. h. erklären dürfen, sein Mandant sei gestorben, und solle der Proceß so lange ausgesetzt sein, bis er oder der Gegner die Erben namhaft machen und er oder Gegner den Prozeß für oder gegen diese wieder aufnehmen werde. Ich proponirte zu dem Ende einen Paragraphen ähnlich, wie er in Ihrem Entwurf enthalten ist. Antwort: das französische Recht sehe in dem Tod eine Unterbrechung; wolle man dieses, a la bonheur. Wo nicht, dann sei die Konsequenz die, daß der Prozeß fortgehen müsse, nicht dürfe. Die beantragte Anzeige sei nichts andres als eine Vertagungspetition, der nach Umständen gefügt werden könne, aber nicht müsse, wenn man nicht inkonsequent sein wolle. Ich wollte natürlich eben so den Gegner berechtigen, den Prozeß einzustellen, bis er wisse, mit wem er ihn führe. Aber weil der Tod nicht unterbricht, muß der Gegner mit Schatten fechten. Lächerlicherweise soll aber der Mandatar die Erben sofort angeben. Nun stimmt einer gegen den Antrag, weil das französische Recht nicht aufgenommen und zu wünschen ist, daß das deutsche nicht brauchbar erscheine, der andre, weil er nicht hannoverisch ist, der dritte, weil er ihn nicht gestellt hat; und das Resultat muß das liebe deutsche Vaterland tragen für schweres Geld. Seiner Zeit werden dann noch die Landstände dahinter kommen, und ich müßte an Wunder glauben, wenn nicht Sch..... Recht behielte: es bleibt alles beim Alten.

Hannover, 20. Mai 1863. ... Ihr. Schreiben vom ..... hat Sie mir lebhaft vor Augen geführt. Ich gebe Ihnen ganz Recht, ein Kunstprodukt, wie der Straßburger Münster, wird unser Prozeßkodex auf keinen Fall. Dazu wäre nicht nur einer statt zwölfen erforderlich, sondern dieser eine müßte auch ein Künstler oder, wie ich es neulich Ihnen genannt habe, ein Genie sein; und es ist mir nichts weniger zweifelhaft, als daß unter den zwölfen auch nicht einmal ein annäherndes Kunstgenie ist. Aber, lieber Freund, ein Kodex wird nie ein Kunstprodukt, ein Gedicht sein können, höchstens ein Kunststück. Im Grunde ist Savignys Ansicht, daß Rechtskodifikationen eine Rechtsverschlechterung seien, nichts andres, als die Überzeugung, daß das Recht eben so organisch und lebendig, eben so Gegenstand des innern Gedankens sei, wie die Kunst, daß es also eben so wenig mit dem Lineal und Richtmaß behandelt werden könne, als Pygmalions Bildwerk. Mit den gedachten Werkzeugen läßt sich eine wohnliche Kaserne bauen, aber kein Münster. Dieser verlangt unerläßlich Freiheit des Gedankens, und eine Kodifikation ist eine Galeere für Gedanken. Wer einen Münster haben will, der mache es wie die Römischen Juristen oder wie Savigny, wenn er jenes oder dieses kann. Das Münsterbauen ist aber offenbar nicht zeitgemäß; man baut eben nur Kasernen, für Soldaten oder für Mietleute, höchstens eine Eisenbahnbrücke. Dieser prosaischen und nüchternen Richtung entspricht auch die zur Rechtskodifikation vollkommen. Ich war von Anfang an auf eine solche Kaserne gefaßt, und es alterirt mich nicht, daß kein Münster hervorkommt. Es alterirt mich aber, daß der Neubau vielleicht nicht einmal dieselbe prosaische Bequemlichkeit und Brauchbarkeit erhalten wird, die der verlassene hat.

Es scheint mir, Sie wollen dasselbe sagen, wenn Sie anführen, durch die Beschränkung der Schriftsätze auf zwei sei das Verfahren verpfuscht, d. h. eine wirksame Vorbereitung unmöglich gemacht, und die Notwendigkeit herbeigeführt, im Beweisverfahren nachzuholen, was vorher versäumt ist. Diese Ansicht hat in der Beratung eine wiederholte Verteidigung gefunden. (Es folgt nun eine Erörterung des Für und Wider.)

Was die Angabe der Beweismittel in den Schriftsätzen betrifft, so sind diejenigen Mitglieder, die auf dem Boden des gemeinen Rechts stehen, dagegen, daß man die pars probatoria und praeparatoria verbindet. Sodann haben St..... und St.... eine juristentägliche Antipathie gegen Beweisanticipation, und sie werden sich nicht ausreden lassen, daß dieses eine solche sei. Und zuletzt ist Darmstadt gegen alles, was nicht im saint code steht. Ich bin daher gefaßt darauf, daß auch hier der hannoverschen Prozeßordnung gehuldigt werden wird.

Im einzelnen ärgert mich oft das gar zu äußerliche Wesen der Kommission. M. E. müßte ihre Aufgabe sein, aus den Sachen, wie sie sind, die Regeln zu abstrahiren und aufzustellen, natürlich unter Berücksichtigung aller vorhandnen Versuche, dieselben Gedanken auszudrücken. Statt dessen wird aber die Prozeßordnung, die gerade die beliebte ist, zu Grund gelegt, und es kann dann vernommen werden, wie jeder seinen Mignon proponirt, bis sich eine Mehrheit für einen findet. Regelmäßig ist es der Code, den manche Mitglieder wie einen der großen Propheten betrachten. Es ist gar zu bequem, auf dieser Eselsbrücke zu wandeln. In der neuesten Vorlage ist sogar schon der Art. 117 des Code über die Abstimmung proponirt, wonach sich der einzeln gebliebne Richter einer der Meinungen anschließen muß, für welche wenigstens einige Stimmen vorliegen!

Wie mir zu Mute ist, wenn ich mit tausend Sorgen im Herzen an einem Werke arbeiten muß, dessen Schwierigkeiten ich nie verkannt habe und bei dem

mir täglich neue Anstände bemerklich werden, können Sie denken! Gott gebe bald Besserung!

(Aus einem Briefe ohne Datum.) . . . . . Kürzlich hat die österreichische Regierung den Wunsch aussprechen lassen, die Kommission möge sich über die bezüglichen Prinzipienfragen gleich jetzt und bevor sie der Reihe nach dahin geführt werde, aussprechen. Die Referenten sollen darüber Vortrag erstatten. Vor einigen Tagen nun hat Hanover vertraulich eine Zusammenstellung gutachtlicher Äußerungen der vornehmsten Praktiker des Landes mitgeteilt, die fast einstimmig für Beibehaltung eines den Richter bindenden Beweisinterlokuts sind. Ich gestehe, daß mir ihre materiellen Gründe nicht sonderlich erheblich scheinen. Die Stimmen in der Kommission sind in dieser Frage dergestalt geteilt, daß wahrscheinlich eine Stimme den Ausschlag geben wird.

So weit diese Briefe. Es ist eine alte Geschichte, doch wird sie immer neu.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bismarck und Bucher. Durch Auszüge in verschiedenen Zeitungen auf einen Aufsatz über Lothar Buchers letzte Lebensjahre in „Schorers Familienblatt" aufmerksam geworden, haben wir uns dieses Blatt selbst verschafft. Im Zusammenhange gelesen, machen die Mitteilungen weniger den Eindruck, als wäre es der einzige Zweck ihrer Veröffentlichung, den Feinden des Fürsten Bismarck Wasser auf die Mühle zu treiben. Wie stets in solchen Fällen, war es den Zeitungsredakteuren darum zu thun, ihren Lesern das Pikanteste aus dem langen Aufsatze vorzusetzen, und damit ist dem ungenannten Verfasser etwas verdientes widerfahren; denn unverkennbar hat er dieselbe Methode gegenüber seinen Gesprächen mit Bucher beobachtet. Daß es Bucher im amtlichen Verkehr nicht an Anlässen zur Verstimmung gefehlt hat, ist nach seinem Tode von Friedrichsruh her ausdrücklich bestätigt worden, und man müßte es fast ein Wunder nennen, wenn dem nicht so gewesen wäre; daß sich der Reichskanzler nicht selten in Personen getäuscht hat, brauchte nicht erst „enthüllt" zu werden: manchen hat er selbst bald fallen lassen, andre sollen seine lange Abwesenheit von Berlin benutzt haben, den Boden unter seinen Füßen zu unterwühlen, noch andre warteten seinen Sturz ab, um ihn über ihren Charakter aufzuklären. Gelegentliche Äußerungen des Mißmuts sind aus diesen und andern Gründen, zumal bei einem einsamen Manne, wohl begreiflich. Er wird freilich nicht vorausgesehn haben, daß jemand jedes Wort notiren oder, noch schlimmer, aus dem Gedächtnis einmal für den Druck herrichten würde; Interviewer verhehlen wenigstens diese Absicht nicht. Und deren Aussagen kann der Interviewte berichtigen. Buchers Mund aber ist geschlossen. Doch erheben Thatsachen Widerspruch. Hätte er wirklich von Bismarck gedacht, wie hier behauptet wird, so würde er nicht freiwillig zu ihm zurückgekehrt sein, als sich andre von ihm zurückzogen. Hat er die Mitglieder der Familie erwähnt, so ist auch, das

kann mit Bestimmtheit versichert werden, des wahrhaft freundschaftlichen Verhältnisses zur Gräfin Rantzau gedacht worden, die hier mit Stillschweigen übergangen wird. Wie die Dinge durcheinandergewürfelt sind, das geht schon aus dem Hineinziehen des „Herrn v. K." in die Erinnerungen hervor, die aus dem letzten Jahrzehnt stammen sollen. Herr von Keudell, der damit gemeint ist, ging bereits zu Anfang der siebziger Jahre als Gesandter nach Konstantinopel, später als Botschafter nach Rom und schied aus dem Dienste, weil die Unterhandlungen mit dem Vatikan nicht ihm, sondern Herrn von Schlözer übertragen worden waren. So ließen sich noch verschiedne Widersprüche aufdecken. Das ärgste ist, daß der angebliche Freund Buchern wie einen auf seinen Einfluß eifersüchtigen Kammerdiener Bismarcks hinstellt. Darnach muß er ihn in der That sehr wenig gekannt oder gar nicht verstanden haben. Oder hätte er etwa selbst alten Groll auszulassen, was unter Buchers Firma größere Wirkung verhieß? Es wird noch dahinkommen, daß sich Menschen von Bedeutung das Reden unter vier Augen ganz abgewöhnen, weil sie nie vor dem Mißbrauch ihrer Worte sicher sind!

Die Jugendbildung auf Grund der neuen preußischen Lehrpläne. Vor aller Standesbildung Bildung des Menschen! So lautet der oberste Grundsatz des großen Pädagogen Comenius, dessen Gedächtnis vor nicht langer Zeit an allen preußischen höhern Lehranstalten durch einen besondern Akt gefeiert worden ist. Und doch, wie weit sind wir von der Befolgung dieses Grundsatzes entfernt, da unser Jugendunterricht immer noch vor allem die Heranbildung von Gelehrten statt von Menschen bezweckt! Gegen diesen grundsätzlichen Mangel des gegenwärtigen Erziehungssystems, an dem auch die neue preußische Lehrordnung wenig zu ändern vermocht hat, richtet sich ein Aufsatz mit dem angeführten Titel, der in der neuesten Nummer von Reins Pädagogischen Studien (Bleyl und Kämmerer in Dresden) erschienen ist. Wir können auf die Ausführungen dieses Aufsatzes nicht näher eingehen; er ist übrigens allgemein zugänglich, da das betreffende Heft besonders abgegeben wird. Nur ein paar einzelne Bemerkungen mögen hier Platz finden, da sie sich an früher in dieser Zeitschrift vertretene Anschauungen über die Ziele der Jugendbildung anschließen.

Zunächst wird darauf hingewiesen, daß jede Schulreform ihren Zweck nur dann erreichen könne, wenn sie auf die thätige Mitwirkung des Elternhauses zu rechnen vermöge; diesen Gedanken verfolgt der bezeichnete Aufsatz planmäßig, indem er es ausgesprochnermaßen unternimmt, die gebildeten Kreise der Nation über die gegenwärtigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Pädagogik aufzuklären, um sie zu wirksamer Unterstützung anzuregen. Ein zweiter Punkt betrifft die religiöse Unterweisung der Jugend. Wir haben uns schon früher gegen die Auffassung erklärt, daß die Schule ihre Aufgabe erfülle, wenn sie darauf bedacht sei, ihren Zöglingen den vorgeschriebenen Lernstoff, die Lieder, Sprüche und Katechismusstellen nebst einer Art „Encyklopädie der Theologie," bestehend aus kirchengeschichtlichen und dogmatischen Belehrungen, beizubringen. In ganz ähnlicher Weise führt der erwähnte Aufsatz aus, wie fruchtlos sich der herkömmliche Religionsunterricht gestalte, wenn er nicht das Ziel verfolge, durch Hervorkehrung der religiösen Bildungsmittel, die sich in allen Unterrichtsfächern, namentlich in der biblischen und Profangeschichte und in der deutschen Litteratur vorfinden, zur Belebung des religiösen Bewußtseins beizutragen. Bemerkenswert erscheinen die beigefügten praktischen Winke, die zeigen sollen, wie der Unterricht die Lösung dieser Aufgabe zu suchen habe.

Im ganzen liefert der Aufsatz ein Zeugnis für den Aufschwung, den das Interesse für eine verbesserte Jugendbildung infolge der neuerdings eingeleiteten Reformbewegung genommen hat. Wir fürchten allerdings, daß das vorläufig das einzige Ergebnis bleiben wird. Einstweilen dürfte noch von unsrer Zeit das schon oft gehörte Wort gelten: an Wissenschaft sind wir unendlich weiter gekommen, an Bildung, d. h. an allgemein menschlicher und sittlicher Vertiefung, stehen wir noch immer bedauerlich zurück! Manche in neuester Zeit zu Tage getretenen Erscheinungen unsers gesellschaftlichen und politischen Lebens lehren das in eindringlicher Weise.

Auch ein Achtundvierziger. Es war im Jahre 1878. Auf dem Friedhofe zu Woldegk in Mecklenburg-Strelitz hatte sich eine große Schar Leidtragender versammelt, um einem greisen Freiheitskämpfer, dem Stadtförster Suhr, die letzte Ehre zu erweisen. Nach der Rede des Pastors trat unvermutet aus den Reihen der Anwesenden Karl Suhr, der Sohn des Dahingeschiednen, hervor. Er war von Beruf Schneider, hatte aber schon seit einiger Zeit die Geschäfte der Stadtförsterei besorgt. Der Mann begann vor der erstaunten Menge aus dem an Ereignissen reichen Leben seines Vaters zu reden und riß durch seine einfachen, kernigen Worte die Zuhörerschaft zur lebhaftesten Bewunderung hin. Kein Mensch hatte in dem schlichten Schneidermeister einen solchen Redner geahnt. Darüber befragt, wie er zu der Kunst, so schön zu sprechen, gekommen sei, antwortete er in seinem mecklenburgischen Dialekt: „Dat is noch gornichts; min Prowstück hew ik 1848 liefert, as ik dörch min Red dat Paleh von den Prinzen Wilhelm von Preußen rettete.“ Die Episode verdient, in weitern Kreisen bekannt zu werden. Denn während am 19. März 1848 die übrigen Redner, „Minister und Professoren,“ wie Suhr sagte, mit ihren Mahnungen zur Ruhe gar kein Gehör fanden, war er es, der kleine, einfache Schneidergeselle, der durch seine kräftige, zündende Sprache das erregte Volk beruhigte und von seinem wahnwitzigen Vorhaben, das Palais des Prinzen Wilhelm von Preußen zu zerstören, ablenkte. Wie Karl Suhr, durch die Verehrung für die Person des Prinzen geleitet und durch die Eingebung des Augenblicks fortgerissen, dies zustande gebracht, hat er mir bei meinem letzten Aufenthalte in meiner Vaterstadt Woldegk selbst erzählt. Ich will den Vorgang mit seinen eignen Worten mitteilen:

„Dat was in dat Johr 1848 in de Revolutionstid. Enes Dags im März kem ik ut de Olle-Leipzigerstrat, wo ik as Gesell arbeitete, vör dat Tüghus und sah dat Volk dor lagern. En ordentlich Biwak was upschlagen, et würd dor kakt und braden. Dull ging't her. Da mit enmal kemen de Timmerlüd, de Ärzten mit bunte Bänner up de Schullern, herangerückt und wullen dat Paleh von den Prinzen Wilhelm von Preußen demoliren. Dis wir all nah England flücht; dat Volk glöwte jo, he had de Revolution anstift.

Up de Ramp von dat Paleh würden vele Reden hollen, und de hohen Herren Minister und Professoren schregen sik binah de Kehl ut den Hals, doch nützt dat allens nich. Dat Volk brölte immer dortwüschen und leten se gor nich to End reden. Dunn dacht ik so bi mi: De Mann, wat de Prinz is, het di immer so fründlich grüßt, wenn du an dat Eckfinster von sin Paleh vöröwer gingst; de Mann dücht mi so recht dütsch und wohr; wenn't ichtens möglich is, denn möst du em jetzt helpen. Ahn mi noch lang to besinnen, bün ik up de Ramp, holt mi mit den linken Arm an enen Laternenpahl fast und fang an to reden.“

Der genaue Wortlaut der Rede war meinem Freunde entfallen, nur den Anfang wußte er noch. Dann fuhr er so zu erzählen fort:

„It wees mit de rechte Hand, de ik frie had, up en rodes Plakat gegenäwer, worup stünn: »Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme« und säd: Wenn des Volkes Stimme wirklich Gottes Stimme ist, dann werdet ihr dieses Palais nicht erobern!"

Hier entschuldigte sich Suhr, daß er das übrige jetzt nach vierundvierzig Jahren nicht mehr wisse; nur der Eindruck seiner Worte sei ihm noch geblieben: die Menge, die die vorhergehenden Redner gar nicht habe aussprechen lassen, sei während seiner Worte still geworden, „und, fuhr er fort, tom Schluß stimmte ik dat Leb: »Heil dir im Siegerkranz« an, und dat ganze Volk sung mit, und ik hew in dissen Ogenblick manchen öllrigen Mann sehen, dem de Thränen von de Backen lepen. Während se nun so sungen, möt mi dat de Vörsehung ingewen hewen, wo't süs mäglich wir, wet ick nich; genog, eins, twei, drei had it min Schniedertried herut und schrew an de Flügeldöhr von dat Paleh dat Wurd »Nationaleigentum« und rönnt weg. It wüßt sülwst nich, wie mi wir. As it twüschen de Menge was, hürte it, dat se nah den »Studenten« söchten, de dor redt had. Ken Minsch had jo up den lütten Schniedergesellen in de Pekesch mit gröne Schnüren Acht gewen. Un as se nu dat Wurd »Nationaleigentum« sehgen, würdens stutzig. Infolge von de Red und dat Singen was dat Volk all up anner Gedanken kamen, und et glöwte nu, dat en von de Studenten, de sich up den Platz herümdrewen, dat Wurd dor anschrewen had. Et kam all Lüd vör, as wenn't dor hen zaubert wir. Genog, de Timmerlüd treckten aw, und de ährige Menge verlür sik ok mit de Tid. It kam up Ümwegen nah min Wahnung in de Olle Jakobstrat. Am annern Morgen was äwer de Döhr von dat Paleh en Brett mit de Upschrift »Nationaleigentum« anbröcht. So is't kamen, schloß mein Freund Suhr, dat se 1848 den Kaiser Wilhelm sin Hus nich störmt hewen."

Kein Mensch hat damals erfahren, wer das folgenreiche Wort zuerst an die Thür des Palais geschrieben hatte, und kein Geschichtswerk meldet den Namen des kühnen Schneidergesellen, der durch sein mannhaftes Auftreten das Eigentum unsers geliebten Kaisers Wilhelm des Ersten vor der Hand der verblendeten Menge schützte und sie vor einem Schritte bewahrte, der ihr auf ewig zur Schande gereicht hätte.

Prinz Wilhelm von Preußen hatte sich am Vormittage des 19. März in aller Stille nach der Pfaueninsel bei Potsdam begeben; von dort aus reiste er auf dem Wege durch Mecklenburg nach England.

Der Stadtförster Karl Suhr, jetzt ein Mann von siebzig Jahren, erfreut sich einer kräftigen Gesundheit und eines immer fröhlichen Gemüts. Wie früher mit Nadel und Kreide, so weiß er jetzt mit dem Gewehr vortrefflich umzugehen und wird wegen seiner Pflichttreue und seines freundlichen Wesens von allen geliebt und geachtet.

Hannover Fr. Bertram

Eine Ehrenrettung. In Heft 37 der vorjährigen Grenzboten war ein Feuilleton von Luise Rebentisch erwähnt worden, worin der Widerspruch zwischen dem steigenden Luxus der höhern Klassen Englands und der gleichzeitigen Klage über Verarmung hervorgehoben wird; der Verfasser des „Unmaßgeblichen" hatte daran die Bemerkung geknüpft, man könne ja von der Dame nicht verlangen, daß sie den ursächlichen Zusammenhang zwischen den beiden einander scheinbar widersprechenden Erscheinungen herausfinden solle. In Heft 42 ist dann die genannte Novellistin noch einmal erwähnt worden mit der Wendung: „Wenn man die Welt

wie Luise Rebentisch nur nach den fashionablen Bädern und den feinen Vierteln der Großstädte beurteilte, so würde man von einem modernen Elend keine Spur finden.“ Später hat der Verfasser jenes Unmaßgeblichen erfahren, daß der Verfasser des zweiten Aufsatzes die Dame nicht aus ihren Schriften, sondern nur aus jenem Sätzchen in Heft 37 kennt, und er bedauert nun, zu einem unberechtigten und falschen Urteile Veranlassung gegeben zu haben; Fräulein Rebentisch schildert allerdings vorzugsweise das Leben der höhern Stände — nicht wie es sich in Bädern, sondern wie es sich im Hause darstellt —, aber sie kennt auch das Londoner Elend und hat es in ihren Schilderungen englischen Lebens nicht übergangen.

Zur zoologischen Weltauffassung. Aus dem Bibliographischen Institut geht uns eine Erklärung „Zur Abwehr“ zu, worin Herr R. Schmidtlein die von ihm besorgte Volks- und Schulausgabe von Brehms Tierleben mit folgenden Worten in Schutz nimmt:

„Die Gefahr, welche der Jugend drohen soll, wenn sie den Bau des menschlichen Körpers als den eines Säugetieres kennen lernt, wird nur dann vorliegen, wenn aus den Thatsachen absichtlich gefälschte und mit der ganzen Roheit des Unwissens erfundne Schlußfolgerungen gezogen werden, wie man es ja von Gegnern der Naturwissenschaft, denen jedes Mittel im Kampfe recht ist, längst gewohnt ist. In »Brehms Tierleben« wird man vergeblich nach solchen Folgerungen suchen, und niemand kann der absurden Anschauung, daß der Mensch in jeder Hinsicht ein bloßes Tier sei, ferner stehen, als der Schreiber dieser Zeilen. Angesichts der hohen geistigen Natur des Menschen, seiner wunderbaren, ihn so hoch über die andern Geschöpfe erhebenden intellektuellen und sittlichen Kraft und seiner Fähigkeit, sich fortdauernd zu immer vollkommnern Stufen des Daseins zu entwickeln, dürfen die auf den Bau seines Körpers und dessen Funktionen bezüglichen Thatsachen wahrhaftig nicht wie eine zu verheimlichende Schmach behandelt werden. Stellen wir die »doch auch aus Gottes Hand hervorgegangne« Tierwelt nicht zu tief und den Menschen in seiner Gesamtheit nicht zu überschwänglich hoch, dann wird die Frage nach der Stellung unsers Geschlechts in der Natur von selbst für jeden klaren Beurteiler in das richtige Licht gerückt sein.“

Sehr schön und zum großen Teil auch richtig gesagt! Wir dürfen nach diesen Worten wohl erwarten, daß Herr R. Schmidtlein künftig in seinen zoologischen Popularisirungen den Menschen aus dem Spiele lassen wird. Es wäre aber besser gewesen, wenn er das von Anfang an gethan hätte. So, wie sie jetzt ist, bleibt die erste Seite des Buches, wo die von uns und andern gerügten Sätze stehen, besonders: „Der Mensch ist nichts mehr und nichts minder als ein Säugetier“ und: „Jede Mutter, welche ohne zu grübeln und mit namenloser Wonne ihrem Kinde sich hingiebt, beweist, daß sie der ersten Klasse des Tierreichs angehört,“ immer wie durch einen häßlichen Flecken entstellt. Schade um das sonst so gute Buch, das wir gerade wegen seiner liebevollen, ganz in der Sache aufgehenden Schilderungen aus dem Tierleben hochgehalten und empfohlen haben. So geschmacklose Äußerungen zeigen, daß es auch eine Roheit des Wissens giebt, die wir stets mit Entschiedenheit zurückweisen werden, besonders wenn sie dem Volke oder der Jugend geboten wird.

Die Kunst, berühmt zu werden, ist gar nicht so schwer. Es braucht einer nur dafür zu sorgen, daß sein Name häufig in den Zeitungen gedruckt wird. Die

Zeitungen aber lassen sich nicht lange bitten, sie sind ja gern bereit, ihren Lesern das Neueste mitzuteilen. Es genügt, an einige der bedeutendsten Blätter fleißig Postkarten zu schreiben und zuweilen Depeschen zu richten, die übrigen Zeitungen drucken die Neuigkeit schon von selber nach. Übrigens ist es dabei von großem Wert, einen wohlklingenden Vor- und Familiennamen zu haben, der sich dem Gedächtnis der Mitwelt leicht einprägt. Wenn man also zum Exempel ein Nordpolsucher oder Weltreisender oder Afrikaforscher ist, so ist es völlig ausreichend, einmal vergeblich den Pol gesucht zu haben oder fast um die Welt gereist zu sein oder eine Spritztour in Afrika zur rechten Zeit beendigt zu haben, um zeitlebens ein berühmter Mann zu sein. Man muß allerdings hinterher die Zeitungen von seiner werten Person „auf dem Laufenden erhalten," sodaß sie bald ein Privattelegramm, ein wirkliches Telegramm, bringen können, etwa des Inhalts: „Leopold N. ist in Berlin oder Wien eingetroffen," bald auf der ersten Seite von einer Audienz (man verschweigt natürlich, daß und wie man sie sich erbeten hat) zu berichten wissen (dergleichen ist immer interessant), bald unter dem „Vermischten" von irgend einem kleinen spaßigen Vorfall erzählen können. Wenn man krank ist, läßt man sich von einem allbekannten Arzt, Professor soundso, vielleicht einem „Leibarzt," behandeln, oder man „konsultirt" ihn wenigstens, man kommt in einem Coupé erster Klasse mit dem größten Mangel an Inkognito in Bädern ersten Ranges an und steigt, wenn auch nur vorübergehend, in Wohnungen ersten Ranges ab, u. s. f. Der Name macht auf diese Weise in gewissen Zwischenräumen die Runde durch das ganze Reich, und die Erinnerung an den berühmten Träger wird immer wieder aufgefrischt. Schließlich sagts schon ein Reisender unterwegs dem andern, oder es sagts ihnen der Zugführer: „Kennen Sie den nicht? Das ist ja der bekannte, berühmte N.!" Ja, man muß nur unsre Zeit der Reklame verstehn und an ihrer schwachen Seite zu nehmen wissen, dann ist es gar nicht so schwer, berühmt zu werden und berühmt zu bleiben.

Litteratur

Aus und über England von Karl Hillebrand. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner, 1892

Die sieben Bände seiner Aufsätze, die Karl Hillebrand unter dem Titel „Zeiten, Völker und Menschen" gesammelt hat, bilden ein interessantes und wertvolles Vermächtnis eines außerordentlich belesenen und weltkundigen, dabei geistvollen und selbständig urteilenden Schriftstellers, den ein wunderliches Lebensgeschick in Frankreich, England und Italien beinahe ebenso heimisch gemacht hatte wie in Deutschland. Aus der Fülle seiner lebendigen Anschauung wie seiner Litteraturkenntnis heraus hat der verstorbne Historiker zahlreiche Abhandlungen und Kritiken geschrieben, die in der That wert sind, auch nach Jahren noch gelesen zu werden. Das Erscheinen stark vermehrter zweiter und dritter Auflagen, wenigstens der ersten Bände dieses Sammelwerks, ist denn auch ein gutes Zeichen, daß sie über den allzu

frühen Tod des Verfassers hinaus Beachtung und Teilnahme gefunden haben. Der vorliegende Neudruck der Aufsätze „Aus und über England“ ist durch einen Vortrag über „Robinson und Crusoe“ aus dem Nachlaß des Verfassers bereichert, der allerdings genug Reiz der individuellen Anschauung und der Form des Ausdrucks hat, um sich neben den verwandten beiden Aufsätzen zur Litteratur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts „Fieldings Tom Jones“ und „Lawrence Sterne“ behaupten zu können. Die eigentliche Bedeutung des Buches liegt jedoch nicht in den ursprünglich in französischer Sprache gehaltenen Vorträgen über den ältern englischen Roman, sondern in den im Sommer und Herbst 1873 geschriebnen „Briefen aus England,“ in denen die fortschreitende Demokratisirung des englischen Staats und der englischen Gesellschaft mit vorurteilslosem Scharfsinn beobachtet und geschildert werden. Seinen eignen Standpunkt hat Hillebrand in ein paar klaren Sätzen enthüllt. „Die demokratische Bewegung des englischen Staats mag auf Momente gehemmt werden; über kurz oder lang nimmt sie doch wieder ihren Lauf, und ein Stillstand, eine wirkliche Rückkehr kann erst dann eintreten, wenn die überheizte Lokomotive mit ihren Führern zerschellt am Boden liegt, und die ewig wirkenden unzerstörbaren organischen Kräfte und Keime, die in jeder Gesellschaft liegen, wieder unbehindert schaffen, treiben und wachsen können.... Das beste ist für die besonnenen Zuschauer einer solchen schwindelhaften, fast mechanischen Bewegung der Staatsmaschine nicht eingreifen zu wollen in die Speichen — dazu ists zu spät —, sich auch nicht in unfruchtbaren Klagen zu ergehen, sondern sie den rücksichtslosen Mechanikern getrost zu überlassen, selber aber abseits zu stehn, ein andres Feld zu bebauen, ernstlich und ohne Unterlaß, bis der Tag kommt — seis auch noch spät —, wo der gesunde Menschenverstand, der politische Instinkt im Volke wieder erwacht, inne wird, daß die verantwortliche Führung der nationalen Interessen eines großen Landes nur dem Talent, der Bildung und der Energie der wenigen vertraut werden darf, seine extemporirten Führer, welche die Staatswissenschaft auf dem Komptoir oder in den Zeitungen studirt [haben], verabschiedet und zurückkehrt zu den gesellschaftlichen Klassen und den Individuen, die von jeher, in allen gutgeführten Staaten, vom unbewußten Volkswillen an die Spitze gestellt worden sind.“ Genau auf dieser Anschauung hat Hillebrand das widerspruchsvolle und kampferfüllte englische Leben der Gegenwart zu schildern versucht und dabei auch an die biographischen und autobiographischen Werke über Lord Palmerston, John Stuart Mill, Bulwer Lytton, Charles Dickens und an Bücher wie Fitzjames Stephens Liberty, Equality, Fraternity angeknüpft. Von besonderm Gehalt sind die Kritiken „Französische Studien englischer Zeitgenossen“; bei seiner genauen Kenntnis beider Länder, beider Bildungen vermag er eine sehr eindringliche und überzeugende Kritik einer Gruppe englischer Darstellungen über französische Zustände und Menschen zu geben. Den Lesern der Grenzboten also, die „Aus und über England“ noch nicht kennen, sei die Lektüre dieses Buches empfohlen. Aber auch die es schon gelesen haben, können es gelegentlich wieder zur Hand nehmen; wir lesen überhaupt viel zu wenig Bücher zum zweiten- und drittenmale.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig – Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Sozialdemokratie und die Militärvorlage

In der Reichstagssitzung vom 14. Dezember v. J. meinte der Zentrumsabgeordnete Dr. Lieber, daß die beste Begründung für die Militärvorlage eigentlich von Herrn Bebel, der am Tage vorher seine „glänzende“ Rede gehalten hatte, gegeben worden sei. Bebel, der beste Redner für die Vorlage! Die Parlamentsberichte der Zeitungen verzeichnen hinter diesem Ausspruch die bekannte harmlose parlamentarische „Heiterkeit.“ Man wußte ja auf allen Seiten, daß es keinen schärfern Gegner der Militärvorlage und vielleicht jeder Militärvorlage geben kann, als die dem Militarismus so abholde Sozialdemokratie, die in militärischen Dingen jedes Verhandeln und jeden Vergleich mit der Regierung in unzweifelhafter Aufrichtigkeit zurückweist. Und doch liegt etwas Wahres in dem, was Herr Dr. Lieber sagte. Er stützte sich darauf, daß sich die Wünsche Bebels bis zu einem Volksheer und sogar bis zu einer militärischen Jugenderziehung, vielleicht bis in die Säuglingszimmer hinein verstiegen, und dann wäre ja die Vorlage nicht zu viel, sondern zu wenig.

Der erste Abschnitt der Windthorstschen Resolutionen, bei denen, wie Herr Dr. Lieber beteuerte, das Zentrum beharren will, spricht die Erwartung aus, daß „die verbündeten Regierungen Abstand nehmen werden von der Verfolgung von Plänen, durch die die Heranziehung aller wehrpflichtigen Mannschaften zum aktiven Dienst durchgeführt werden soll, indem dadurch dem deutschen Reiche geradezu unerschwingliche Kosten erwachsen müßten.“ Nun ist es aber gerade ein Verlangen der Sozialdemokratie, daß alle wehrpflichtigen Mannschaften zum aktiven Dienst herangezogen werden; die Sozialdemokratie sähe am liebsten, daß jedermann seine Waffe immer im Hause hätte. Wenn es nach Bebel ginge, so würde jeder, der die physischen Kräfte dazu hat, Soldat.

Die Sozialdemokratie müßte also eigentlich mit jeder Verstärkung unsrer Wehrkraft einverstanden sein, denn wenn auch vorläufig noch nicht alle ausnahmslos Soldat werden, so müßte es ihr doch, sollte man denken, recht sein, daß es möglichst viele werden. Den Vorwurf der „Zahlenwut," den ein freisinniger Reichstagsabgeordneter an eine gewisse Stelle gerichtet hat, könnte man ebenso gut an die sozialdemokratische Partei richten. Zu wiederholten malen, denn „die Wiederholung ist ein notwendiges Agitationsmittel," hat der Vorwärts, das amtliche Organ der Partei, zahlenmäßig auseinandergesetzt, wieviel „stärker" ein sozialdemokratisches Deutschland, als das heutige, auch militärisch werden würde. Nach dem System des Herrn Bebel bekämen wir die doppelte Anzahl von Soldaten, acht Millionen und darüber, bereit, sich auf einen das Vaterland angreifenden Feind zu stürzen. Die Sozialdemokratie und das Zentrum, das für die Windthorstschen Resolutionen eintritt, sind demnach über die Zahl derer, die dienstpflichtig sein sollen, sehr verschiedner Meinung.

Die jetzige Vorlage geht nun freilich nicht im entferntesten so weit, wie es die Sozialdemokratie in ihrer Verehrung riesiger Zahlen möchte. Sie will (nach der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung) „die aus der unvermeidlichen Ungleichheit und Ungerechtigkeit des jetzigen Verfahrens hervorgehenden Mißstände" beseitigen und sich wieder mehr „dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht" nähern. Sie will nur die Friedenspräsenzstärke mit der fortgeschrittnen Bevölkerungszahl mehr als bisher in Einklang bringen. Sie begnügt sich mit vier bis fünf Millionen Soldaten und verwirklicht nur zur Hälfte „den Scharnhorstschen Gedanken" — § 1 des Scharnhorstschen Entwurfes für die Bildung einer Reservearmee: „Alle Bewohner des Staats sind geborne Verteidiger desselben."

Allerdings wäre das um soviel größere Heer des sozialdemokratischen Staats kein „stehendes" Heer, wie wir es gegenwärtig haben, sondern eine sogenannte Miliz. „Miliz" ist ein brauchbares Schlagwort, unter dem man verschiednes verstehn kann. Die Sozialdemokratie macht wunderbar positive Vorschläge, wenn sie immer wieder die guten Eigenschaften des Milizsystems preist. Hätten wir die Miliz, so hätten wir eine unglaublich kurze Dienstzeit (allerdings mit einer langen „militärischen Jugenderziehung"), unglaublich viele Soldaten, unglaublich geringe Kosten. An der schweizerischen Miliz hat freilich selbst Herr Bebel einiges auszusetzen; der schweizerische Kavallerist ist der schwerfälligste Soldat, den er sich denken kann. Die Schweiz kann sich die Miliz erlauben, sie ist sozusagen neutral, und wenn sie auch mißtrauisch sein mag, ob bei einem ausbrechenden großen Kriege ihre „ewige" Neutralität unter allen Umständen geachtet werden wird, so hat sie doch ganz gewiß nicht nötig, auf eine schleunige Mobilmachung, die nach Stunden zählt, und auf eine allzeit bereite Schlagfertigkeit Wert zu legen, mit andern Worten, sie bedarf keines „stehenden" Heeres.

Gesetzt, daß sich nun die deutsche Regierung, die sich trotz der glorreichen Vorbilder eines Gambetta und andrer, die man ihr vor Augen hält, hartnäckig gegen die Einführung des sozialdemokratischen Ideals ablehnend verhält, den Sozialdemokraten mit einemmale gefällig erwiese und die Miliz organisirte, wie würde denn diese deutsche „Miliz“ aussehn? So lange nicht die lieben Nachbarstaaten den deutschen Sozialdemokraten ebenfalls den Gefallen thäten, müßten wir soviel Soldaten wie heute auf den Beinen haben, und wenn sie auch „Miliz“ hießen. Diese Miliz wäre dasselbe wie das stehende Heer, und nur die Kürze der Dienstzeit, wenn man sie auf Wochen oder Monate beschränkte, würde einen Unterschied machen. Aber was für einen! Um die Reihen immer vollzählig zu haben, würde ein beständiger Wechsel, ein ewiger Ab- und Zugang der Soldaten stattfinden, aus den Jahrgängen würden Wochen- und Monatsgänge werden, die sich entsprechend schneller ablösten, eine unaufhörliche Wanderbewegung von Zivil zu Militär und umgekehrt würde die Folge sein. Eine sehr ärgerliche Folge; die einzelnen werden durch öftere Einziehung mehr geschädigt, als durch eine längere Dienstzeit.

Etwas andres ist es, wenn ein Volk, wie zu Scharnhorsts Zeiten, einen Verzweiflungskampf gegen einen fremden Unterdrücker führen muß. Da ist jeder willkommen, der eine Muskete tragen und den Säbel schwingen kann, ohne daß er den Nachweis einer mehr oder weniger langen Vorbereitungszeit zu liefern hat.

Die Frage der Abschaffung des stehenden Heeres ist bis auf weiteres eine rein theoretische, da ein einzelner Großstaat, der die Abschaffung unternähme, damit den Willen zur Selbstvernichtung bekunden würde, er würde seinen Nachbarn verraten, daß er vor Erschöpfung seine Rüstung nicht länger tragen könnte, und sie einladen, über ihn herzufallen. Wenn die Sozialdemokratie demnach die „Miliz“ empfiehlt, so hat das nur den Erfolg, das Urteil zu verwirren. Nicht einmal die Kostenersparnis, die der Vorwärts für die Miliz, für eine Achtmillionenmiliz herausrechnet, ist von Bedeutung, sie beträgt nach ihm jährlich 160 Millionen Mark, aber vorausgesetzt, daß der „Caprivische Plan“ schon verwirklicht ist, sonst nur 87 Millionen Mark, und dabei multiplizirt der Vorwärts einfach die Zahl, um die die Bevölkerung des deutschen Reichs größer ist als die der Schweiz, mit der Summe, die der Schweiz ihr Milizsystem kostet; Deutschland ist siebzehnmal so groß als die Schweiz, also, rechnet der Vorwärts, kostet die deutsche Miliz auch siebzehnmal soviel als die Schweizer. Noch nichtiger als diese Berechnung ist der Schluß, den der Vorwärts zieht, daß die Verwirklichung des „Caprivischen Plans,“ das heißt eine von einer Bevölkerung von 50 Millionen aufzubringende Summe von 60 Millionen Mark der „reine Selbstmord“ wäre. So weit sind wir denn doch noch nicht.

Der Hauptfehler des stehenden Heeres mit seiner längern Dienstzeit ist

in den Augen der Sozialdemokratie, daß der „militärische Geist“ im Volke erhalten bleibt. Die Gewöhnung an eine straffe Zucht und Ordnung, an den unbedingten Gehorsam, den „Kadavergehorsam,“ um in ihrer Sprache zu reden, kurz aller „Drill“ ist ihr zuwider, sowohl an sich, als auch besonders, weil er den Soldaten dem Volke „entfremdet.“ Durch die längere Dienstzeit, durch das lange Tragen der Uniform lernt sich der Soldat als solcher fühlen. Wenn die herrschenden Klassen unsre militärische Erziehung ausgezeichnet finden, so ist es deshalb, weil sie ihren Interessen zu gute kommt, weil sie ihnen ihren Besitz, ihr Privateigentum sichert. Die Vorgesetzten mögen auf das Kunststück stolz sein, das sie jedes Jahr fertig bringen, eine Truppe, unter der es einen mehr oder minder großen Bruchteil unbehilflicher, schwerfälliger und widerwilliger Leute giebt, zu einer hurtigen, eifrigen und folgsamen Gesamtheit zu machen. Die übrigen Völker mögen auf unsre Einrichtungen, die sie nicht ohne große Mühe nachahmen können, mit Neid blicken. Die Sozialdemokratie ist von solcher Bewunderung weit entfernt, und ihre Presse lauert jahraus jahrein auf Mängel, Versehen, „Fälle,“ um sie vor der Öffentlichkeit mit Lärm aufzudecken. Nach einem Aufsatz „Unsre militärische Erziehung“ in der „wissenschaftlichen Revue“ der sozialdemokratischen Partei, der Neuen Zeit, wird bei uns viel zu viel auf die sogenannte körperliche Ausbildung gesehen, die den Militärdienst geisttos und geisttötend macht; es wird zwar nicht geradezu verlangt, daß den Soldaten das „Kapital“ von Marx in die Hände gegeben werde (das sie übrigens wie die meisten „Genossen“ weder lesen noch verstehen würden), aber sie müßten mehr Gelegenheit und Zeit bekommen, sich zu „bilden.“ Hieran wie an andern Klagen dieser Art ist nur soviel wahr, daß die einzelnen von ungeschickten Erziehern, die man vielleicht nicht scharf genug beaufsichtigt, zuweilen zu unterschiedslos und deshalb zu rücksichtslos behandelt werden, und daß das oft selbst bei einfachen Arbeitern sehr empfindliche Ehrgefühl nicht immer genügend geschont wird; aber verkehrt ist es, das „System“, wie es alle Sozialdemokraten thun, statt der Einzelnen verantwortlich zu machen. Die Sozialdemokraten bilden sich ein, den Beweis unwiderleglich geführt zu haben, daß das System des Militarismus die Schuld trage, sie werden sich ihrer Einseitigkeit nicht bewußt, wenn sie die sozialdemokratischen Lehren auf die gegenwärtigen Verhältnisse anwenden, sondern halten die, die aus ihren „Fällen“ nicht denselben Schluß wie sie auf die Untauglichkeit des bestehenden Systems ziehen, für nicht urteilsfähig genug, sich zu der freien Höhe des sozialdemokratischen Standpunktes aufzuschwingen.

Die Sozialdemokratie hat gar keine Ursache, dem „bösen Militarismus“ zu grollen; wenn er nicht wäre, so stünde ihr keine disziplinirte Arbeiterschaft zur Verfügung. Bebel kehrte in seiner Antwort auf die Rede des Reichskanzlers das wahre Verhältnis um, als er die Sozialdemokratie ge-

wissermaßen als eine Vorschule für den Militarismus hinstellte. Nach Bebel wäre die Bereitwilligkeit, mit der sich gerade seine Parteigenossen, wie der Reichskanzler erwähnt hatte, der vorschriftsmäßigen Disziplin gefügt hätten, ein Ausfluß der Disziplin, die ihnen das Leben beibrächte. Nun unterhält allerdings die Sozialdemokratie für die großstädtischen jugendlichen Arbeiter in der Zeit, wo sie die Schule verlassen haben, bis zu ihrem Eintritt in das Militär eine Art „Vorschule," indem sie sie in ihrem Denken und Verhalten disziplinirt; warum nimmt sich auch der Staat der Jugend in ihrer Übergangszeit von der toga civilis bis zum Soldatenkleid nicht besser an, warum sorgt er nicht besser für die Organisation der zukünftigen Vaterlandsverteidiger? Wenn diese Arbeiter dann dienstpflichtig geworden sind und in das Heer aufgenommen werden, sieht die Sozialdemokratie zu ihrem Ärger ihre Zöglinge ihr entschlüpfen und den Einflüssen der soldatischen Erziehung unterliegen, die frühern Genossen zeigen, daß sie ganz gute Soldaten sein und des Kaisers Rock in Ehren tragen können. Hernach sucht dann die Sozialdemokratie den Gehorsam, an den sich die Arbeiter während ihrer Dienstzeit gewöhnt haben, für die Zwecke ihrer Parteiorganisation zu benutzen, der Erfolg bleibt auch nicht aus, aber es ist doch an manchem Genossen etwas hängen geblieben, was ihn zu einem unsichern Parteipflichtigen macht, er bekommt leicht Rückfälle in die militärischen Gewohnheiten und fühlt zuweilen plötzlich nicht als Genosse, sondern wieder als Soldat.

Man muß staunen, wie vortrefflich unsre bisherige militärische Erziehung ihre Leute zu schulen verstanden hat. Nach Singer hat die wirtschaftlich bis zur Erschöpfung ausgenutzte Schicht der Gesellschaft, „das Proletariat," das Menschenmaterial für das Heer zu liefern, und ihm gehören etwa 90 Prozent des stehenden Heeres an. Und diese Masse läßt sich, im Sinne der Sozialdemokratie gesprochen, von den „Machthabern" gegen das eigne „Volk" gebrauchen, läßt sich gegen den „innern Feind" kommandiren! Unsre traurigen innern Verhältnisse sind es, die allen Staaten gebieten, unbedingt ein starkes stehendes Heer zu unterhalten, da liegt der Hase im Pfeffer — meint die Redaktion der Neuen Zeit.

Die Annahme der Militärvorlage würde nur dann unsre innern Verhältnisse bedenklich verschlechtern, wenn sie die Heeresverstärkung und die Verkürzung der Dienstzeit nach den sozialdemokratischen Wünschen übertriebe, wenn sie den Sozialdemokraten soweit entgegenkäme, daß sie den Charakter des stehenden Heeres, das nach Paul de Lagarde das Gesündeste ist, was wir in Deutschland haben, gänzlich veränderte. Das ist aber, wie wir gesehen haben, nicht der Fall. Soweit die Vorlage durch die wirtschaftliche Mehrbelastung der Nation eine Verschlechterung herbeiführen sollte, könnte man diese durch eine verstärkte Sicherheit nach außen möglicherweise für aufgewogen ansehen. Man begnügt sich aber nicht damit, zu fragen, welches die nächsten

Folgen sein werden, sondern man fragt, wie das in Deutschland herkömmlicherweise geschieht, wohin das überhaupt, wohin das auf die Dauer führen soll. Es ist neben der Sozialdemokratie besonders das Zentrum, das seine Blicke über die nächstliegenden Dinge in die weitere Zukunft hinausschweifen läßt. Wenn nun durch die Steigerung der Militärlasten die wirtschaftlichen Kräfte des Volkes völlig aufgebraucht werden, was dann? Und wenn die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen immer größer wird und wie eine ansteckende Krankheit um sich greift, was dann? Die Germania fragt: „Was kann es dem Lande und auch der Regierung nützen, wenn die militärischen Dinge selbst zur allerhöchsten Vollendung emporgeschraubt werden, dabei aber die Hälfte der Soldaten und noch mehr schon als Sozialdemokrat in die Armee eintritt? Und wie soll das Land regierungsfähig bleiben, wenn die Sozialdemokraten und die sonstigen Radikalen die Mehrheit der Wähler bilden und die Parlamente besetzen?“ Der Reichstagsabgeordnete Fritzen von der Zentrumspartei erkennt drei Auswege: die allgemeine Abrüstung und die Einsetzung europäischer Schiedsgerichte, wozu er aber noch nicht die Zeit für gekommen hält, oder den Krieg, oder die Herrschaft der Sozialdemokratie, die aber wahrscheinlich von dem Anarchismus abgelöst werden würde. Die allgemeine Abrüstung und die Einsetzung europäischer Schiedsgerichte sind vorläufig und vielleicht für immer fromme Wünsche. Wer soll der oberste Schiedsrichter sein? Vielleicht das Oberhaupt der katholischen Kirche? Kirche nebst Zentrum müßten dann zunächst aufhören, Partei zu sein. Der Ausgang eines Kriegs, der alles auf den Kopf stellt, ist unberechenbar, man kann auch nicht wissen, ob der neue Krieg dem Verlaufe der Geschichte eine andre Wendung gäbe, ob er der sogenannte „letzte“ wäre. Die Herrschaft der Sozialdemokratie ist kein „Ausweg,“ sie ist keineswegs gleich dem Frieden unter den Nationen. Jedenfalls wünscht das Zentrum dringend, daß dieser Ausweg vermieden werde; man sollte also erwarten, daß es alles zu thun bereit wäre, uns davon zurückzuhalten. Ist es aber richtig von einer Partei, die der schärfste Gegner der Sozialdemokratie sein will, die die Angst vor der Sozialdemokratie so hervorkehrt, die betont, daß wir auf einer schiefen Ebne abwärtsgehn, so lebhaft für die Gewährung einer kurzen Dienstzeit einzutreten? Je mehr wir allmählich die Dienstzeit verkürzen, desto mehr nähern wir uns der immer allgemeinern, der allgemeinsten Wehrpflicht, desto eher gelangen wir zur „Miliz,“ gelangen wir dahin, wohin uns die sozialdemokratischen Volksfreunde haben möchten. Abnahme der Dienstzeit und Zunahme der Zahl der Soldaten sind durchaus von einander abhängig. Es wäre folgerichtig, einerseits für das wegfallende dritte Dienstjahr eine Verstärkung des stehenden Heeres gutzuheißen, andrerseits für die Zukunft festzustellen, daß man weder für eine weitere Verkürzung der Dienstzeit, noch für eine weitere Verstärkung zu haben ist. Nun aber erwärmt man sich nur für die kürzere Dienstzeit, weil man zu wissen

glaubt, daß das eine sehr „populäre" Forderung sei, geeignet, Tausende von Stimmen bei einer Wahl für die Partei zu erhalten und zu gewinnen. Die Partei strebt vor allem nach Selbsterhaltung und will sich von dem roten Mitbewerber um die Gunst des abstimmenden Volks, der den „Turm des Zentrums" zu erschüttern droht, nicht den Rang ablaufen lassen, sie möchte gern bei einer Neuwahl ihre „Sitze" zu behaupten imstande sein.

Wie denkt sich nun die Sozialdemokratie selbst die fernere Entwicklung! Gegen die Abrüstung, wenn sie nicht unmöglich wäre, hätte sie wahrscheinlich schon deshalb nichts einzuwenden, weil die massenhafte Entlassung von Soldaten die industrielle Reservearmee ganz außerordentlich vermehren und dadurch die innern Schwierigkeiten der Staaten auf einen so hohen Grad steigern würde, daß sich die eignen Aussichten der Partei sehr verbessern würden. Daß sich ihr allerlei Aussichten für den Fall eines europäischen für Deutschland glücklichen oder unglücklichen Kriegs eröffnen würden, hat namentlich Herr Engels zu zeigen gesucht. Sonst aber würde, solange der bewaffnete Friede fortdauert, meint die Sozialdemokratie, alles seinen Gang so weitergehen wie bisher, auch die Weltgeschichte kennt ja ein Gesetz des Beharrungsvermögens, der Militarismus würde nicht ruhen, bis er immer mehr und schließlich sämtliche Waffenfähige des Landes zu Soldaten gemacht hätte, und bis er seine jährlichen Ansprüche vielleicht auf eine Milliarde emporgeschraubt und damit zugleich die Verarmung der Massen auf den Gipfel getrieben hätte. Und dann, nun dann würde — der Sozialismus die Gesellschaft „retten." Wenn die Sozialdemokratie schon vorher, ehe es zum Äußersten kommt, ehe die Explosion unvermeidlich geworden ist, die „Rettung" zu vollziehen Gelegenheit findet, so wird sie es natürlich schon vorher thun, so wird sie sich beeilen, die Ventile zu öffnen. Schon hat, sagt der Vorwärts, „der Militarismus Italien zu Grunde gerichtet. Militaria Italiam perdidere. In Deutschland sind wir noch nicht ganz so weit, aber wir sind auf dem besten Wege." Das sind die Ansichten der Sozialdemokratie über die Entwicklung, der wir entgegengehn.

Gesetzt, daß die Sozialdemokratie Recht hätte, daß die „Zukunft" dem „Sozialismus" gehörte, womit vielleicht manche Mitglieder der Zentrumspartei und sehr viele andre, die nicht Sozialdemokraten sind, übereinstimmen, so fragt es sich immer noch, sogar nach der eignen Ansicht der Sozialdemokratie, welchem Sozialismus die „Rettung" der Gesellschaft glücken wird. Welcher Sozialismus wird Sieger sein? Wird der kirchliche, der staatliche oder der demokratische den Sieg davontragen? Nach den auf dem Berliner Parteitage der Sozialdemokratie vorgetragnen Anschauungen spitzt sich die Frage immer mehr dahin zu, ob der Staatssozialismus, der vielmehr Staatskapitalismus wäre, oder der demokratische Sozialismus das Feld behaupten würde. Der Staatssozialismus wäre nur ein sogenannter

Sozialismus, weil sich unter ihm die Lage der Arbeiter trotz aller „Reformen“ nur verschlechtere. Die Schlußworte der Liebknechtschen Rede auf dem Parteitage sind bezeichnend: „Je mehr der Kapitalismus einsieht, daß er nicht bestehen kann, daß ihn die Entfaltung seiner Produktionskräfte zersprengt, desto näher ist auch der Augenblick gekommen, wo der Staatssozialismus in volle Erscheinung tritt, sodaß ich glaube, der letzte Kampf, den die Sozialdemokratie zu bestehen hat, er wird ausgefochten werden unter dem Schlachtruf: Hie Sozialdemokratie, hie Staatssozialismus!“ Nun kann die Entscheidung zwischen den beiden Arten des Sozialismus, sagen wir kurz: des konservativen und des demokratischen, auch sehr wohl auf dem Gebiete des Militärwesens zum Austrag kommen. Die „soziale Revolution“ kann „durch Konzessionen von oben“ hervorgerufen werden, auch durch militärische. Die Volksmiliz allein wäre schon gleich bedeutend mit der Vernichtung der sogenannten „Reaktion,“ die der „innere Feind“ der Sozialdemokratie ist. Wie nach der sozialdemokratischen Theorie der Kapitalismus auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung in sein Gegenteil umschlagen wird, so daß die „Expropriation der Expropriateure“ vor sich geht und das Privateigentum in Gemeineigentum verwandelt wird, wodurch alle gleichberechtigt und gleich reich werden, so kann sich in ähnlicher Weise der Militarismus weiter entwickeln, bis das ganze Volk aus lauter bewaffneten Männern mit gleichem Recht und Anspruch besteht (wenn auch, wie wir unsrerseits annehmen würden, nur vorübergehend, etwa während des Verlaufs einer Revolutionszeit). Will der Staat dieser Entwicklung Einhalt thun, so muß er sich selbst, als Herr über das Militär, der er heutzutage ist, und über das Kapital, der er nach sozialdemokratischer Meinung sein sollte, Halt gebieten, er muß sich selbst, um sich nicht zu überschlagen, ein entschiednes: Bis hierher und nicht weiter! zurufen. Hat nun der Staat die Kraft, sich einem konservativen Sozialismus zuzuwenden, der allen Unterthanen ihre gebührenden Rechte sichert, den höhern Ständen sowohl als den niedern und dem Mittelstande, dem Kapital sowohl als der Arbeit, dem Soldaten sowohl als dem Bürger? Hat er die Kraft, sich nach außen zu schützen, ohne die bisherige militärische Grundlage seiner Existenz gänzlich aufzugeben? und hat er auch den Willen dazu, kann er ihn überhaupt haben? Die Sozialdemokraten antworten mit nein. Was sie selbst versprechen, ist im Grunde nichts andres, als daß sie billiger haushalten, billiger regieren würden, sodaß sie auch tausend andern Ansprüchen, als den militärischen, gerecht zu werden vermöchten; aber wenn sie je in die Lage kommen, zu versuchen, ihre Versprechungen zu halten, wie werden sie das fertig bringen? Die gewöhnlichen politischen Mittel und Wege würden dazu nicht ausreichen.

Wenn wir, statt auf die Einzelheiten der Militärvorlage selbst einzugehn, die Stellung der Sozialdemokratie zur allgemeinen Wehrpflicht und zur Dienst-

zeit, ihre Vorliebe für die „Miliz," ihre Abneigung gegen unsre militärische Erziehung und das Verhältnis des Sozialismus zum Militarismus erörtert haben, so hat das seinen guten Grund. Die Einzelheiten der Vorlage sind der sozialdemokratischen Partei sehr gleichgiltig. Was kümmern sie die vierten Bataillone, was kümmert es sie, ob 50000 oder etwas mehr oder weniger Soldaten und ob 60 Millionen Mark oder eine etwas größere oder kleinere Summe bewilligt werden sollen! Die Sozialdemokratie interessirt sich nur für die Vorlage, soweit sie dadurch dem „Ziele," das ihr vorschwebt, näher kommt; die eigentlichen militärischen Organisationsfragen lassen sie kalt. Die vollen Wirkungen der Vorlage werden erst nach etwa zwanzig Jahren eintreten, aber die Sozialdemokratie zweifelt ja, ob nach dieser Zeit das ganze herrschende System noch bestehen wird. Mögen sich die ehrbaren bürgerlichen Parteien an dem Zankapfel, den ihnen die Regierung als Weihnachtsgeschenk hingeworfen hat, verbeißen, der dritte steht im Hintergrunde lachend dabei. Ein Leitartikel in der „Neuen Zeit," von einem vor nicht langer Zeit ins sozialistische Lager übergegangnen Verfasser, bezeichnet die Lage in der Überschrift als den „Zank um den Philister," und Bebel fängt seine Reichstagsrede damit an: „Ich habe keine Veranlassung, im allgemeinen auf die sehr ausführlichen(!), aber sich doch sehr in militärische Details verlaufenden Ausführungen(!) des Herrn Reichskanzlers, die wir soeben gehört haben, zu antworten," und erlaubt sich die Bemerkung, daß er übrigens „die großen allgemeinen Gesichtspunkte" in dieser Rede des Reichskanzlers vermißt habe.

Die Sozialdemokratie hat an der Vorlage zunächst ein sozialpolitisches Interesse, das nach Bebel für „wirkliche Staatsmänner" obenan steht, ein militärisches nur insofern, als dies mittelbar auch wieder eine sozialpolitisches ist. Es müssen neue Geldmittel geschafft, neue Steuern auferlegt werden. Die Söhne und Enkel der Sieger von 1866 und 1870 sollen wie diese mit ihrem Blut für die Aufrichtung, so mit ihrem Gut für die Erhaltung des geeinten Reichs Opfer bringen. Fortwährend wachsen die Staatsschulden Deutschlands und der übrigen europäischen Staaten, und den gemeinen Mann muß geradezu schwindeln, wenn er in seiner Zeitung von den ungeheuern Schuldsummen liest. Der Abgeordnete Fritzen vom Zentrum hat im Reichstage auf dieses Borgsystem und seine Schattenseiten hingewiesen. Die Zahlen werden einen niederschmetternden Eindruck machen auf den, der sie liest, wie auf den, der sie in den Volksversammlungen aus dem Munde eines Redners hört. Wer soll die neuen Steuern tragen? das ist noch weit mehr die Frage, als ob sie überhaupt getragen werden sollen. Diesmal hat man die Börse, den Branntwein, das Bier ins Auge gefaßt. Bier und Branntwein sind allgemeine Bedarfsgegenstände, deren Verteuerung auf diese oder jene Weise sehr vielen, die des Bieres besonders dem Mittelstande und den ihm nahestehenden Schichten, fühlbar werden würde. Wird nur das Bier verteuert, so nimmt

sicherlich sein Verbrauch ab, während der weniger wünschenswerte des Branntweins, seines Nebenbuhlers in der Gunst des niedern Volks, wächst. Die Erhöhung der Biersteuer wird freilich auf das Glas nur einen Bruchteil eines Pfennigs betragen, aber auf wen wird die Steuer gewälzt werden? Wenn sie von den Brauereien und den Zwischenverkäufern den Konsumenten zugeschoben wird, so ist es sehr leicht möglich, daß der Zuschlag für das Glas eher mehr als einen Pfennig ausmachen wird, der Mehrbetrag der Steuer läßt sich „ohne Übervorteilung des Konsumenten gar nicht darstellen." Die kleine Übervorteilung, die dem Konsumenten, sofern er die Steuer bezahlen muß, gewiß ist, da der Überschuß über den Pfennigbruchteil keine wirklich vorhandne Größe ist, wird leicht zu einer etwas größern, nach oben abgerundeten, die sich auch bequemer aufrechnen läßt. Die Brauereien aber befürchten eine Minderung ihres Absatzes, und die kleinern fürchten trotz des Schutzes, den man ihnen verheißt, für ihre Existenz, sie fürchten, daß noch öfter als bisher der Brauereibesitzer aus dem Mittelstande dem Brauereidirektor, dem Vertreter der Großindustrie, zu weichen haben würde. In den Gastwirtschaften hat man angefangen, Unterschriften zu Petitionen an den Reichstag zu sammeln, man sucht die Produzenten und die Konsumenten des Biers zu vereinigen. Die Mißstimmung, die alle solche vielleicht unnötigen Befürchtungen bei der Bevölkerung hervorrufen, überträgt sich vielfach auf die Militärvorlage und den Militarismus, besonders wenn, wie es geschieht, der schöne Agitationsstoff nach Kräften ausgebeutet wird.

Außer dem sozialpolitischen haftet für die Sozialdemokratie an der Vorlage ein hervorragendes agitatorisches Interesse. Hätte man bei der Vorlage Rücksicht auf die Zunahme der sozialdemokratischen Bewegung nehmen wollen oder können, so hätte man sie zu einer günstigern Zeit einbringen müssen; allerdings wäre der Zeitpunkt kurz vor 1895, d. h. vor Ablauf der ersten fünfjährigen Legislaturperiode, wohl noch ungünstiger gewesen. Die Freunde der Regierung warnen vor einer Auflösung des Reichstags, weil die Neuwahlen nach ziemlich allgemeiner Annahme schlecht ausfallen würden. Die Sozialdemokraten dagegen sehen Neuwahlen zuversichtlich entgegen. Herr von Bennigsen fürchtet, daß ein neugewählter Reichstag noch viel weniger Neigung haben werde, eine solche Vorlage zu bewilligen; die Kreuzzeitung erinnert an ihre ältern Prophezeiungen, hält einen Konflikt im Reiche für nicht gut möglich, erwartet von den Neuwahlen nichts gutes und möchte eine Schwächung des Ansehens der Regierung abgewendet wissen; die Sozialdemokratie dagegen, die es auch für einen „großen Gesichtspunkt" zu halten scheint, nach Herzenslust zu agitiren, hat schon seit langem ihre Mobilmachung begonnen und hält sich für den Fall einer Wahl bereit. Sofort als sich die Möglichkeit einer Auflösung nur ganz von ferne zeigte, begannen schon die sozialdemokratischen Rüstungen. Es hat Versammlungen über Versammlungen gegeben unter dem

Titel: „Protestversammlungen gegen die Militärvorlage," in großen und kleinen Städten, in den bekanntesten und den unbekanntesten Orten. In Berlin sind in allen sechs Wahlkreisen „imposante" Versammlungen abgehalten worden, in denen sechs Herren, die wirkliche Reichstagsabgeordnete waren, „referirten," und die Berliner Vororte Schöneberg, Köpenick, Rummelsburg und so fort sind natürlich auch nicht vergessen worden, Herr Singer sah sich sogar veranlaßt, in Britz eine Rede über das Militär zu reden. Auch Herr von Vollmar raffte sich auf, um gegen den Militarismus, die Militärvorlage und die Steuergesetze zu sprechen; nach ihm ist jede ernste soziale Verbesserung in Deutschland unter dem herrschenden System unmöglich. In der Regel schließen solche Versammlungen mit der Annahme von „Resolutionen," die in dem bekannten entsetzlichen Resolutionenstil abgefaßt sind, und deren Hauptinhalt die Erklärung bildet, daß die Militärvorlage durch die Vermehrung der ohnehin unerschwinglichen öffentlichen Lasten die Nation erdrücken werde.

Die Agitation wird durch die Zeitverhältnisse begünstigt, die nicht dazu angethan sind, die Bereitwilligkeit zur Übernahme neuer Lasten in der großen Masse zu erregen. Wäre eine unmittelbar drohende Kriegsgefahr von rechts oder links, von der einen oder andern Front vorhanden, so würde das Volk, einschließlich der Sozialdemokratie, in patriotischer Aufwallung alle andern Rücksichten vergessen. Nun aber befinden wir uns in einer Zeit des wirtschaftlichen Niederganges, die ein ungewöhnlich großes Maß von Arbeitslosigkeit erzeugt, und ein gewisser Grad von Notstand ist diesen Winter auf Gassen und Straßen allzu sichtbar geworden, als daß man ihn gänzlich ableugnen könnte, wenn man ihn auch höher oder niedriger schätzen mag, und wenn er auch zunächst die Gemeinden und die Einzelstaaten etwas angeht, nicht das Reich. Eine solche Zeit, die verstimmt ist, ist wie geschaffen dazu, daß die Partei der Unzufriedenheit par excellence, die Sozialdemokratie, reiche Ernte hält. Der Vorwärts sagt: „Daß für uns das Jahr ein gesegnetes werde, daran hegen wir keinen Zweifel," er sieht „einer Auflösung des Reichstags mit frohem Mute entgegen. Die erste fünfjährige Wahlperiode hätte damit gleich Fiasko gemacht, wir stünden wieder wie früher nach einer dreijährigen Periode vor den Neuwahlen." Wie würde der Vorwärts triumphiren, wenn dieses Ergebnis durch die angebliche „Festigkeit des Volkswillens" errungen würde!

Eine feste Regierung kennt zwar höhere Pflichten, als daß sie sich durch bloße Rücksichten auf solche Siege oder Niederlagen bestimmen ließe. Die Sozialdemokratie aber würde es schwerlich bedauern, wenn es zwischen der Regierung und den „bürgerlichen" Parteien zu keiner Verständigung über die Militärvorlage käme.

Unſer Panama

Da hätten wir ja wieder einmal die ſchönſte Gelegenheit, Gott zu danken, daß wir nicht ſind wie die Zöllner und Sünder an der Seine! In der That getröſten wir uns der Hoffnung, daß für ein Schauſpiel, wie es die vielbelobte Republik gegenwärtig zum beſten giebt, auf deutſchem Boden niemals Raum ſein werde. Was aber den Dank anbetrifft, ſo haben wir ihn dafür abzuſtatten, daß uns noch zu rechter Zeit ein ſolcher Spiegel vorgehalten wird. Denn wer Augen hat zu ſehen, mußte längſt bemerkt haben, wie weite Kreiſe bei uns von der Luſt ergriffen ſind, wie alle franzöſiſchen Moden, auch dieſe mitzumachen. Franzöſiſche Blätter bringen ihren Landsleuten in Erinnerung, daß unter den Berufspolitikern niemand mehr an das Land, ſondern jeder nur noch an das politiſche, d. h. an das perſönliche Intereſſe denke. Paßt das nicht auch, wenn auch nicht in ſolcher Allgemeinheit, auf unſre Zuſtände? Und wenn ſich in Frankreich ſeit Jahren der Kern des Bürgerſtandes mit Unwillen von einer Vertretung abwendet, in der wildeſter Parteigeiſt, Ränkeſucht und Streben nach der Herrſchaft die Sorge für das Wohl des Volkes gänzlich verdrängt haben, ſo dürfen wir uns nicht verhehlen, daß der Unterſchied zu unſern Gunſten ſchwerlich groß ſein würde, wenn die Macht ebenſo vorhanden wäre wie die Luſt, zu regieren, zu ſtürzen, und zu erheben. Das begeiſterte Vertrauen, mit dem die deutſche Nation vor zwanzig Jahren auf den neuen Reichstag blickte, iſt leider geſchwunden, und wie konnte es anders ſein, da die Parteiführer mit ſolcher Offenherzigkeit in den Wahlkämpfen ihre wahren Ziele enthüllten und im Parlament ſelbſt nicht weniger ungeſcheut auf den Wählerfang ausgingen? Eine Partei wirft der andern Intereſſenpolitik vor. Als ob es nicht ein Glück wäre, wenn die Abgeordneten wirklich Intereſſen verträten, natürlich die Intereſſen ihrer Wähler! Als ob das Land nicht beſſer fahren würde, wenn jeder Wahlkreis Eingeſeſſene entſendete, die deſſen Verhältniſſe und Bedürfniſſe aus eigner Anſchauung und Erfahrung kennen, anſtatt daß jetzt die Parteivorſtände in den Hauptſtädten beſtimmen, welchen redegewaltigen oder doch auf das Parteiprogramm eingeſchwornen, durch Dickunddünn mit den Führern gehenden Freund ſie haben wollen! Jeden Wähler, der nicht ſeinen

gesunden Menschenverstand in der Parteischule eingebüßt hat, muß es mit Entrüstung erfüllen, sich so als willenlose Stimmmaschine behandelt zu sehen, mit Ekel, wenn er den öffentlichen Bettel um Geld — für freie, den Willen des Volks unverfälscht zum Ausdruck bringende Wahlen! — liest. Aber Interessenpolitik ist verpönt, die Landwirte werden förmlich wie Vaterlandsverräter behandelt, wenn sie bekennen, wo sie und ihresgleichen der Schuh drückt. Man darf begierig sein, ob auch die Industrie so wird zur Ruhe verwiesen werden, die heute schon in viel schärferer Weise, als Bismarck dies gethan hat, an der Sachkenntnis und Geschicklichkeit der deutschen Unterhändler wegen des Handelsvertrags mit Österreich Kritik übt. Sie sieht sich um ihr bestes Absatzgebiet gebracht und weiß nicht, wo sie Ersatz finden soll. Nun dürfte wohl auch von dieser Seite die Frage aufgeworfen werden, ob es wahr sei oder nicht, was das Gerücht behauptet, nämlich daß die Erneuerung eines Vertrages, der für den Fall eines deutsch-französischen Krieges die Neutralität Rußlands gewährleistet habe, durch den Sturz Bismarcks vereitelt worden sei. Denn es liegt auf der Hand, daß die Bejahung zu Folgerungen veranlassen würde, die nicht bloß das Gebiet der hohen Politik berührten. Der ernstesten Beachtung ist ferner die Enthüllung wert, welche Mittel (in jedem Sinne) heutzutage in Bewegung gesetzt werden müssen, um in der öffentlichen Meinung für wirklich große, segensreiche Unternehmungen den Boden zu bereiten.

Eine Figur, wie der dunkle Ehrenlegionsmann Cornelius (Cohn?) Herz, den die Franzosen seines Namens halber gern uns angehängt hätten, haben wir hoffentlich noch nicht aufzuweisen. Doch die Gattung internationaler Geschäftsleute mit dem Wahlspruch:

Ich bin überall zu Hause,
Ich bin überall bekannt,
Macht mein Glück im Norden Pause,
Ist der Süd mein Vaterland.
Handel hier, und Schwindel da:
Ubi bene, ibi patria!

kennen auch wir leider nur zu genau. Unter diesen Leuten wird man kaum begreifen, was an dem großen Manne auszusetzen sei, der jetzt beinahe wie der geheime Regent der Republik aussieht, und über den der Kriegsminister Freycinet aus Versehen den bösen Witz gemacht hat, er habe sich den höchsten Orden Frankreichs durch „Kraftübertragungen“ verdient. Da sieht man doch den Segen des freien Spiels der Kräfte. Richtig ist schon die Lesart ausgegeben worden, die ganze „Hetze“ gegen brave Leute, die sich ihre lumpigen paar Millionen im Schweiße ihres Angesichts erworben haben, sei von einer antisemitisch-boulangistischen Verschwörung angezettelt worden.

Denn der Übel allergrößtes ist der Antisemitismus. So verkünden zahllose Zeitungen Tag für Tag. Jedes Verbrechen darf man verzeihen, nur dies

eine nicht; jeder Sünder hat Anspruch auf Gnade, für den Antisemiten ist der Höllenpfuhl noch nicht heiß genug. Jeden Schimpf glaubt man sich gegen jeden erlauben zu dürfen, der in dem entferntesten Verdachte steht, sich über die Lösung der Judenfrage Gedanken zu machen, ja überhaupt nur eine Judenfrage anzuerkennen. Freiheit ist das dritte Wort, Freiheit der Meinung, Freiheit der Meinungsäußerung, Freiheit der Bewegung, Freiheit des Erwerbs u. s. w. Aber wenn in Berlin die Schrift Ahlwardts ausgerufen wird, so muß gegen solchen Mißbrauch der Preß- und Kolportagefreiheit die Polizei aufgeboten werden, und wie manche Wortführer der Antisemiten Ausnahmegesetze für die Juden, so fordern jetzt schon freisinnige Juden Ausnahmegesetze gegen die Antisemiten. Es giebt Zeitungen, die das deutsche Volk in zwei große Klassen bringen: Liberale und Antisemiten. Und wie die eine ahnungslos die ihnen verhaßte Partei für viel größer ausgiebt, als sie in Wahrheit ist, vergißt eine andre, die den Antisemitismus mit Vorliebe eine Sumpfpflanze nennt, daß solche Pflanzen nur da gedeihen, wo ein Sumpf ist, und sofort verschwinden, wenn der Sumpf trockengelegt wird. So weit sind wir gekommen, daß besonnene Juden selbst vor diesem spezifisch jüdischen Liberalismus bange zu werden anfängt. Ganz besonders lehrreich ist die Art, wie ein Herr Lazarus, der nach Aussage des Konversationslexikons aus dem Posenschen eingewandert ist und an der Berliner Kriegsakademie Philosophie vorträgt, in dem Ahlwardtschen Prozesse aufgetreten ist. Vorgeladen, um über die Alliance israélite Auskunft zu geben, benutzte er diese Gelegenheit zu dem Gutachten, daß der Angeklagte wahnwitzig sein müsse. Das wäre allerdings die einfachste Lösung der schwierigen Frage: alle Gegner des Judentums werden in Irrenhäuser gesperrt, und Deutschland ist gerettet!

Die Übertreibungen und Ausschreitungen auf antisemitischer Seite, die Fälle, wo die Gegnerschaft aus Brotneid oder ähnlichen Beweggründen hervorzugehn scheint, sind den Juden und Judenfreunden in der Presse trotz all ihrer bittern Klagen offenbar sehr willkommen, da sie ihnen den Vorwand gewähren, die ganze Bewegung als den Ausfluß schlechter und gemeiner Leidenschaften darzustellen. Daß dies nicht der Fall ist, daß in der Bewegung zwei grundverschiedne Strömungen neben einander hergehn, darüber täuschen sich möglicherweise die Juden selbst, ihre nichtjüdischen Anhänger und Wortführer können das schwerlich. Sie sind es ja, die uns die dem Deutschtum drohende Gefahr fortwährend vor Augen führen, indem sie predigen, wir sollten uns bestreben, den Juden gleich zu werden, so thätig, so pfiffig, so sparsam u. s. w. wie sie, dann würden wir ihre Konkurrenz nicht zu fürchten haben. Ist damit nicht die Wahrheit zugestanden, daß hier einer der nationalen Kämpfe entbrannt ist, in denen es sich um die Behauptung des eignen Volkstums handelt? Derselbe Kampf, den die Deutschen an allen Grenzen gegen Dänen, Franzosen, Italiener, Slawen, Magyaren zu bestehn haben? In solchen Kämpfen

mag auf unsrer Seite gefehlt, über das Ziel hinausgeschossen werden; aber wagt man deshalb den Widerstand der verschiedenen Stämme gegen Unterdrückung oder allmähliche Auffaugung als strafbar oder verächtlich zu brandmarken? Worin soll hier der Unterschied liegen? Darin, daß wir nicht nach der Nationalität gesonderte Wohnsitze haben? Überall sitzen die Streitenden nicht nur neben, sondern auch durch einander. Daß die Juden sich zum größten Teil unsrer Sprache bedienen? Sono Slavo, erhält man in Friaul als Antwort auf die Frage nach der Nationalität des Fischers oder Bauern. Geradezu unglaublich ist die Kurzsichtigkeit, mit der heute noch erklärt wird: „Entweder ist jemand ein Jude, dann ist er es eben; oder er ist Christ geworden, dann ist er eben Christ.“ Die Taufe ändert doch die Rasse nicht. Mit dem Glaubensbekenntnis hat die Frage überhaupt nur insofern zu schaffen, als die mosaische Religion eben eine nationale Religion ist. Niemand will deren Bekenner in ihrem Glauben stören. Umgekehrt: was anderwärts die Konfessionen in der Minderheit, oft vergeblich, erbitten, das lehnen bei uns die Juden mit aller Entschiedenheit ab. Sie sind es, die sich am heftigsten gegen konfessionelle Schulen sträuben und sich anstellen, als würde ihnen damit das bitterste Unrecht zugefügt werden.

Den jüdischen Zeitungen würden wir ihren Standpunkt in diesen Angelegenheiten nicht verübeln, wenn sie sich wahrheitsgemäß als Organe ihres Stammes bekennten. Allein sie maßen sich an, im Namen des deutschen Volks zu sprechen, mischen sich in alle christlichen Angelegenheiten, die sie nichts angehn, von denen sie nichts verstehn; ihre besondern Interessen geben sie für die unsern aus, wagen jeden zu schmähen, der diese Gemeinsamkeit nicht anerkennt; was das Judentum für sein Wohlsein und seinen Geschäftsbetrieb begehrt, das ist das Ideale, und wer diese Ansicht nicht teilt, ist ein Finsterling, ein Unwürdiger, eine „Schmach für Deutschland und das neunzehnte Jahrhundert.“

Ob sie wirklich nicht bemerken, daß nichts so sehr den Antisemitismus fördert, wie ihre häufig den Gipfel der Unverschämtheit erreichende Sprache? Ob sie wirklich glauben, was sie glauben machen wollen, daß nur Leute das Überwuchern des Judentums in Deutschland, vor allem im nördlichen und östlichen, als Unheil empfänden, die sich dadurch in ihrem Erwerbe beeinträchtigt sehn oder mit Neid auf die Paläste der Börsenfürsten blicken? Dann würden sie sich einer argen Täuschung hingeben. Allerdings halten Unzählige mit ihrer wahren Meinung zurück, und aus mancherlei Gründen. Dieser hat geschäftliche Rücksichten zu nehmen, jener fürchtet seinen Ruf als Liberaler einzubüßen, und viele tragen begreifliche Scheu, sich die Feindschaft der Zeitungen auf den Hals zu ziehen. Wie leicht ist es nicht, in den Beziehungen, in der Verwandtschaft, im Umgange auch des rechtlichsten Menschen irgend etwas aufzuspüren, dessen öffentliche Besprechung ihm unangenehm sein könnte!

Und ist gar kein schwarzer Punkt vorhanden, so hilft die Phantasie aus, Andeutungen, Umschreibungen können jemand den Kredit untergraben, ohne daß ihm eine Waffe der Abwehr bliebe. Dazu ist es ja gerade diese Presse, die nach dem Muster der französischen die „innigsten" Beziehungen mit allerlei „Gesellschaften" unterhält, die das Zeitungswesen in die Region der zweifelhaftesten Industrieunternehmungen hinabgedrückt hat. Trefflicher Cornelius, der die eine Hand dem tapfern Boulanger, die andre dem Radikalen Clemenceau reicht und wahrscheinlich noch mehr Hände hat, um sich Einfluß zu sichern!

Wie lange werden sich die Deutschen diese Herrschaft noch gefallen lassen? Daß es nicht jedermanns Sache sein kann, sich aktiv am Kampfe zu beteiligen, haben wir schon zugegeben. Allein man unterschätze den passiven Widerstand nicht. Das schon oft ausgesprochne muß so lange wiederholt werden, bis es in Blut und Saft dringt. Erreichen unsre Gegner mit diesem Mittel, daß nur zu viele wirklich meinen, es sei ihre Menschen- und Bürgerpflicht, gegen ihr eignes Recht und Wohl zu arbeiten, weil auch so große Patrioten, wie die Herren Richter und Virchow, dieser Ansicht sind, so wird es auch wohl der Ausdauer gelingen, zum Bewußtsein zu bringen, daß es Selbstverrat ist, dem Feinde die Mittel zum Kriege zu liefern. Wer durchaus jüdisch werden will, dem muß man ja seinen Willen lassen. Aber frage sich nur jeder und beantworte sich aufrichtig die Frage, ob er das will! Blickt hin auf Polen und Ungarn!

Zum 21. Januar

In Sack und Asche trauern müßte an diesem Tage das französische Volk, statt nach dem unsinnigen Beschlusse des Pariser Gemeinderats, gegen den der Seinepräfekt allerdings Verwahrung eingelegt hat, ein Denkmal zur Erinnerung an den Sturz des Thrones zu errichten. Der französische Königsthron ist ja auch nicht erst am 21. Januar 1793 gefallen, sondern thatsächlich schon am 10. August oder der Form nach am 22. September 1792. Am 21. Januar vor hundert Jahren fiel unter dem Beile des Henkers das Haupt des „Bürgers Louis Capet," weiland König Ludwigs des Sechzehnten, der damit die Schuld seiner Vorfahren sühnte, nicht seine eigne, denn was er gefehlt hatte, war Schwäche, nicht böser Wille gewesen. Seit diesem Königsmord ist Frankreich niemals wieder zu einer festen Staatsordnung gelangt. Wenn das Bibelwort wahr

ist: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," so muß der Baum, der seit hundert Jahren solche Früchte gebracht hat, ein recht fauler Baum auf recht schlechtem Erdreich sein. Dreimal hat Frankreich während dieser Zeit die Republik erlebt, zweimal ein militärisches Kaisertum, das in seiner zweiten Erscheinungsform unter Napoleon dem Dritten allerdings mehr eine demokratische Tyrannis als eine Militärherrschaft war, zweimal ist das Königtum, jedesmal durch fremde Waffen, wiederhergestellt worden, wobei die Veränderungen innerhalb dieser eben aufgestellten Staatsformen noch ganz außer Betracht geblieben sind. Wo liegen die Ursachen dieser Erscheinung, die in der Geschichte andrer europäischer Staatswesen nicht ihres gleichen hat, und die selbst in den unreifen mittel- und südamerikanischen Republiken trotz aller Umwälzungen nicht begegnet?

Nicht in der Revolution als solcher. Gewiß war die französische Revolution ein Rechtsbruch, aber die menschliche Entwicklung bewegt sich nun einmal sehr oft in Rechtsbrüchen vorwärts, denn alle menschlichen Einrichtungen sind aus einer bestimmten Lage der Dinge erwachsen und auf Befriedigung bestimmter Bedürfnisse berechnet. Sobald sie beiden nicht mehr entsprechen, also Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage geworden ist, müssen sie geändert werden, und falls das durch Vereinbarung der Beteiligten nicht zu erreichen ist, tritt der Rechtsbruch ein, die Revolution, die ihrerseits wieder ein neues Recht schafft. Es ist dabei ganz gleichgiltig, ob sie von unten oder von oben kommt. Eine Revolution war die Kirchenreformation des sechzehnten Jahrhunderts, aber sie wurde es nur, weil die römische Kirche die unevangelischen Gedanken Luthers nicht mehr ertragen konnte und daher ausstieß. Eine Revolution war es, wenn im siebzehnten Jahrhundert das Fürstentum seine Unumschränktheit durchsetzte und damit den ständischen Staat seinem Wesen nach brach, aber sie war notwendig, weil dieser ständische Staat nur das Interesse der herrschenden Stände berücksichtigte und nicht das Wohl des Ganzen, und weil die Herrschenden niemals gutwillig ihre Stellung aufgegeben hätten. Eine Fürstenrevolution warf im Jahre 1803 die Gebietsverteilung im deutschen Reiche über den Haufen, indem sie die geistlichen und reichsstädtischen Gebiete den weltlichen Staaten einverleibte, aber sie vollendete damit nur das unvollendet gebliebne politische Werk der Reformation, und eine zweite Umwälzung der Art stellte 1815 den politischen Besitzstand Deutschlands und Europas fest. Auf einer Revolution beruht endlich die Begründung des deutschen Reichs; nachdem alle friedlichen Mittel erschöpft und die entscheidenden Fragen durch das Frankfurter Parlament theoretisch völlig geklärt waren, mußte das Schwert die Entscheidung bringen, wenn die Nation nicht politisch verkommen sollte. Gegen alle diese Rechtsbrüche sind wohl immer zahlreiche Verwahrungen der Benachteiligten ergangen, aber niemals ist einer von ihnen rückgängig gemacht oder auch nur ernsthaft wieder in Frage gestellt worden,

sondern die weitere Entwicklung ist von dem neugeschaffnen Rechtsboden aus weitergegangen.

In der Thatsache also, daß die große französische Revolution ein Bruch des bestehenden Rechtszustandes war, kann an sich die Erklärung für die fortgesetzten Erschütterungen des französischen Staatskörpers nicht liegen. Obendrein sind die großen Umgestaltungen, die man unter jenem Namen zusammenfaßt, bis zum Abschluß der Verfassung des Jahres 1791 auf dem formell gesetzmäßigsten Wege von der Welt, nämlich durch Beschlüsse des Königs und der auf seinen Befehl gewählten gesetzlichen Volksvertretung zu stande gekommen. Die Zeit der Staatsstreiche beginnt erst, seitdem die republikanisch gesinnten Girondisten ans Ruder kommen. Es sind nicht die Formen, es ist der Geist der französischen Revolution, der grundsätzliche und vorsätzliche Bruch mit der Geschichte, der für Frankreich verhängnisvoll geworden ist. Und dieser Bruch mit der Vergangenheit war zunächst ein Ergebnis der sogenannten Aufklärung. In ihrer dünkelhaften Altklugheit wähnte sie, sie könne mit der „Vernunft“ ein neues, unbedingt und zwar für alle Völker, Zeiten und Kulturstufen giltiges Recht schaffen und nach Rousseaus Utopien auf dem Boden dieses uralten Kulturvolks einen völlig neuen, „vernunftgemäßen“ Staats- und Gesellschaftsbau aufrichten. Gern beriefen sich diese Theoretiker auf Nordamerika, und doch ließen sich weder die französischen Zustände mit den nordamerikanischen vergleichen, noch ist es den Nordamerikanern eingefallen, mit der Vergangenheit zu brechen. Sie rissen sich vom Mutterlande los, weil jede Ackerbaukolonie über kurz oder lang selbständig wird, aber sie bauten ihren Staat auf der demokratischen Gemeindeverwaltung auf, die seiner Zeit die englischen Ansiedler mit übers Meer herübergebracht hatten, und sie errichteten so mit bewundrungswürdigem Takt eine Verfassung, die trotz der riesigen, unaufhaltsamen Vergrößerung des Gebiets, der Bevölkerung, der Zahl der Gliederstaaten noch heute unverändert besteht und auch die schwerste Erschütterung, den Abfall der Südstaaten, siegreich überwunden hat. So ist diese ganz demokratische amerikanische Union ein höchst konservatives Staatswesen geblieben. Aus jener Theorie und aus dem falsch angewandten Beispiele Nordamerikas ergab sich auch für Frankreich der verhängnisvolle Grundsatz der Volkssouveränität, den schon die „Menschenrechte“ vom 4. August 1789 an die Spitze stellten. Gewiß beruht die Union auf demselben Grundsatze. Aber dort ergab er sich aus der Natur der Dinge und aus der streugen Gewöhnung dieser germanischen Menschen an eine mit zahlreichen persönlichen Opfern verknüpfte Selbstverwaltung der Gemeinde und der altenglischen Grafschaft, und er hat auch später dort weniger Schaden angerichtet, weil die Staatsthätigkeit in Nordamerika überhaupt sehr beschränkt, die Staatsgewalt an sich daher schwach ist. Gewiß haben auch die beiden großen Kulturvölker des Altertums in ihrer Blütezeit ihre Staatsordnungen auf demselben Grund-

sätze begründet. Aber si duo faciunt idem, non est idem. Auch die fortgeschrittenste griechische Demokratie, die athenische, war gegenüber der weit überwiegenden Masse der minderberechtigten Freien und der Sklaven thatsächlich eine Massenaristokratie, und die römische Republik, die das auch war, ist in ihrer größten Zeit nicht von den unberechenbaren Abstimmungen der Volksversammlungen gelenkt worden, sondern von dem hocharistokratischen Senat, also einer kleinen Anzahl vornehmer Geschlechter, die im Besitz einer politischen Erbweisheit ohne gleichen waren. Überdies waren alle diese Verfassungen auf verhältnismäßig kleine Menschengruppen, auf die Bevölkerung einer nach modernen Begriffen höchstens mittelgroßen Stadt oder einer wenig umfänglichen Landschaft berechnet, wo auch der Durchschnittsbürger recht wohl imstande war, die Verhältnisse und Fragen, über die er mit entscheiden sollte, zu übersehen, was übrigens auch von den schweizerischen Demokratien gilt, von denen Rousseau praktisch ausgegangen ist. Und doch ist die politische Lebenskraft dieser antiken Stadtrepubliken zwar ungeheuer energisch gewesen, hat aber, mit der Geschichte christlicher Völker verglichen, nur kurze Zeit vorgehalten. Vorbilder für ein so großes und so hoch kultivirtes Land wie Frankreich konnten also weder die so gern von den „Freiheitshelden" nachgeäfften Römer und Athener, noch auch die Nordamerikaner bieten.

Freilich war es gerade bei den französischen Zuständen begreiflich, wenn die Idee von der Volkssouveränität vielen gebildeten Franzosen die Köpfe so verrückte. Das war der Rückschlag auf die Überspannung der monarchischen Gewalt und auf die Verquickung der Monarchie mit den Interessen der privilegirten Stände, des Adels und des hohen Klerus. Der hohe französische Adel hatte im siebzehnten Jahrhundert in selbstsüchtigem Interesse dem Königtum so hartnäckig widerstanden, daß dieses ihn nach dem Siege völlig aus der Staatsverwaltung hinausdrängte und seine neue Ordnung mit Beamten bürgerlicher Abkunft durchführte. Le régime d'une vile bourgeoisie nannte deshalb ein litterarischer Gegner Ludwigs des Vierzehnten dessen Regierung. Entschädigung suchte und fand seitdem der Adel im Dienste des Hofes; nicht ein thätiger, politischer Adel wurde der französische wie gleichzeitig der deutsche im Staate des großen Kurfürsten und anderwärts, sondern ein schmarotzender Hofadel. Das war ein Unglück für ihn selbst, für den Staat und für das Königtum. Denn in dieser Umgebung vergaßen die Bourbonen allmählich die Aufgabe der Monarchie, die harte Selbstsucht der Stände zu bändigen zum Wohle des Ganzen; es ließ die Bauern, die Hauptmasse der Bevölkerung, in ein beispielloses Elend hinabsinken und schien nur noch dazu da zu sein, den privilegirten Ständen die Möglichkeit zu sichern, ein Dasein zu führen wie die Drohnen im Bienenstock. Gewiß hat sich ein Teil des französischen Adels von solchen Anschauungen fern gehalten und ist erst durch den entsetzlichen Bauernaufstand des Jahres 1789 zur Verzweiflung, zur Auswanderung und

zur Verschwörung gegen sein Vaterland getrieben worden, aber eben so gewiß hat die große Masse der herrschenden Stände gedacht und gehandelt nach dem Grundsatze: après nous le déluge! und das Königtum hat das unterstützt. War es da ein Wunder, wenn der Gedanke Boden gewann, da das souveräne Königtum seine Pflicht so schlecht gethan hatte, diese Souveränität selbst für verderblich zu halten und die Souveränität dem Volke zuzusprechen?

Was bedeutete aber die Volkssouveränität thatsächlich in Frankreich? Sie bedeutete, daß die Entscheidung der allerverwickeltsten und schwierigsten Fragen, die ein modernes Kulturvolk zu lösen hatte, der Form nach in die Hände ungebildeter Massen fiel, die kaum vorbereitet gewesen wären, eine kleine Dorfgemeinde zu verwalten, die seit Jahrhunderten an blinden Gehorsam gegen die Behörden gewöhnt waren, von der sie, als von einer irdischen Vorsehung, alles zu erwarten hatten, und die jetzt ihren Leidenschaften, Launen und persönlichen Wünschen die Zügel schießen ließen. Und weil damit kein Staat, und am allerwenigsten ein großer Staat in einer schweren Übergangszeit, regiert werden kann, so geriet die Leitung thatsächlich in die Hände einer verhältnismäßig kleinen Minderheit von gebildeten oder halbgebildeten Leuten, die durch Begabung, Leidenschaft und Dreistigkeit die andern zu beherrschen wußten. Bekanntlich waren die gerühmten „Freiheitshelden" der Gironde und des Jakobinerklubs meist unreife junge Menschen in den zwanziger und dreißiger Jahren, die niemals auch nur das kleinste Gemeinwesen geleitet hatten und nun, den Kopf voll Rousseauischer Phantasien, sich vermaßen, einen neuen Staat zu schaffen; die bedeutendsten von ihnen waren kalte Fanatiker des Verstandes, allem unzugänglich, was nicht mit ihren Theorien übereinstimmte.

Aber daß sie die Herrschaft über ein Volk von vierundzwanzig Millionen an sich reißen und den Staat in der That nach diesen Theorien umgestalten oder wenigstens den Versuch dazu machen konnten, obwohl doch die ungeheure Mehrheit der Franzosen weder Jakobiner noch überhaupt Republikaner waren, sondern einfach Monarchisten blieben, das erklärt sich nur aus einem andern Ergebnis der Revolution, aus dem alles erdrückenden Übergewicht der Hauptstadt. Allerdings hatten schon die Jahrhunderte daran gearbeitet, dies Übergewicht zu begründen. Aber bis auf die Revolution hatte Paris doch immer noch ein schwaches Gegengewicht gefunden in den großen, historisch gewordnen, von Eigenart und Selbstbewußtsein erfüllten Provinzen. Erst die Revolution, und zwar gleich in ihrer ersten, verhältnismäßig noch besonnenen Zeit, hatte ohne irgendwelche hinreichenden Gründe, gegen die Meinung der bedeutendsten Männer, wie Mirabeau, lediglich aus Haß gegen das Bestehende, diese großen Körper in kleine Departements zerschlagen, in denen niemals ein landschaftliches Selbstbewußtsein aufkeimen konnte und sollte. Dieselben Menschen, die alles, was aus der alten Monarchie herrührte, ingrimmig haßten, hatten damit, ohne es zu merken, das Werk dieser Monarchie, die Zentralisation

Frankreichs, vollendet. Denn diese Landeseinteilung ist eine von den wenigen Werken der Nationalversammlung von 1789, die noch dauern. Als Bonaparte ans Ruder kam, stellte er auf dieser neuen Grundlage mit seinen Präfekten und Unterpräfekten die alte Verwaltungsordnung Ludwigs des Vierzehnten mit ihren Intendanten und Sousdélégués wieder her und schloß damit die Zentralisation ab. Eine wahrhaft freiheitliche Reform, wie sie in Ludwigs des Sechzehnten ersten Jahren Turgot wirklich plante, hätte das bereits vorhandne Übermaß der Zentralisation zurückbilden und die alten Provinzen auf dem Grunde einer ausgebildeten Selbstverwaltung, zu der der Stoff schon vorhanden gewesen wäre, zu großen, leistungskräftigen Körpern gestalten müssen. Statt dessen trat das Gegenteil ein. Die letzten Regungen provinzieller Selbständigkeit, die Aufstände in der Vendée und in einzelnen großen Städten des Südens, wurden von den Pariser Machthabern in Blut erstickt, und sie haben sich später nicht wiederholt. Wohl dachte man im Winter 1870/71 im Südosten, im alten Burgund, an eine besondre ligue du midi, und in dem Kampfe gegen die Pariser Kommune regte sich etwas wie ein Gegensatz der „Provinz" zu der allmächtigen Hauptstadt; aber zu irgend einer Bedeutung kam das alles nicht. So ist seit hundert Jahren das einst so reiche geistige Leben der „Provinz" verödet, alles Herzblut des großen und so bevorzugten, schönen Landes strömt in dem bezaubernden Stadtungeheuer an der Seine zusammen; was in Paris gefällt und beliebt, das hat unbedingte Geltung in ganz Frankreich; wer Paris hat oder die Regierungsmaschine überhaupt, der hat Frankreich. Nicht die wahre Stimmung des Volkes entscheidet also über sein Geschick, sondern bald eine eiserne Despotie, wie die Napoleons oder Gambettas, bald eine fanatisirte sozialdemokratische Masse, bald ein Haufe von korrumpirten Advokaten, Journalisten und Börsenjobbern, wie heute in dieser neuesten „parlamentarischen" Republik, die vorläufig noch ihr Leben fristet, weil noch niemand da ist, der ihrem ruhmlosen Dasein ein ruhmloses Ende bereitet. In diesem Zustande liegt die größte Gefahr nicht nur für Frankreich, sondern auch für Europa und besonders für Deutschland. Wenn es morgen einer Bande einflußreicher Schreier oder einem unbedenklichen Diktator in Paris beliebt, den Krieg vom Zaune zu brechen, so wird das die friedliche Stimmung des französischen Volkes so wenig hindern, wie im Juli 1870 oder im April 1792.

So ist die „Volkssouveränität" auf diesem seit Jahrhunderten unter den verschiedensten Formen immer despotisch regierten Boden nichts als eine ungeheure Lüge; sie ist die Krankheit, das schleichende Gift, das am Leibe des französischen Volkes zehrt, und sie wird das bleiben, so lange in Frankreich der Despotismus herrscht statt der wahren Freiheit, die nicht darin besteht, daß der Staatsbürger dann und wann irgendwo einen Wahlzettel in eine Urne steckt mit dem Namen irgend eines Menschen, den ihm irgendwer empfohlen

hat, sondern darin, daß jede Gruppe der organisirten Gesellschaft, die man Staat nennt, in dem ihr zukommenden Lebenskreise selbständig waltet und ihre Mitglieder zu selbstthätiger Mitwirkung, d. h. zum Gefühl der Verantwortlichkeit und zum Verständnis des unendlich vielgestaltigen öffentlichen Lebens erzieht. Daß dazu die Franzosen in absehbarer Zeit gelangen werden, dazu ist leider zu ihrem Unglück und zum Unglück Europas gar keine Aussicht. Es ist sogar die Frage, ob überhaupt eine so vielseitige Thätigkeit, wie sie der moderne europäische Kulturstaat jetzt mehr als jemals voraussetzt, mit Erfolg von einer Regierung geleitet werden könne, die auf der Souveränität des Volkes fußt, oder vielmehr, es ist keine Frage, daß dies unmöglich ist. Denn jede Regierung der Art steht auf schwacher Grundlage, auf der Grundlage der Volksstimmung, die naturgemäß raschem, oft plötzlichem Wechsel unterworfen ist; sie wird daher entweder schwach sein und wenig leisten, wie die heutige französische, deren Ministerien mit den unberechenbaren Mehrheiten einer käuflichen Kammer wechseln und vor lauter Sorge um ihren Bestand kaum ernsthaft dazu kommen, zu leisten, wofür sie da sind, oder sie wird despotisch sein, weil sie sich unsicher fühlt, und doch auch fallen, sobald sie einen großen Mißerfolg erleidet und das Vertrauen des Volkes verliert.

Trotzdem wird die große Lüge der Volkssouveränität in Frankreich fortbestehen und das ihrige dazu beitragen, weiter an dem politischen Verfall des unglücklichen Landes zu arbeiten. Denn das, was sie allein überwinden könnte, die Rückkehr zur erblichen, legitimen Monarchie (nicht etwa zum Bonapartismus, der ja auch auf der Volkssouveränität beruht), scheint völlig ausgeschlossen. Die Orleans haben niemals den kühnen Ehrgeiz besessen, der allein diese Krone gewinnen könnte; der alte monarchische Adel Frankreichs ist so gut wie vernichtet, und vor allem ist für die weit überwiegende Mehrheit der Franzosen alles, was vor 1789 liegt, tot und abgethan für immer, denn die Zeit des ancien régime gilt ihnen schlechtweg als eine Zeit des finstersten Despotismus, der ärgsten Knechtung, und für die wundervolle Mannichfaltigkeit der Lebensformen, die sich einst auf diesem Boden entfaltet, haben heute nur noch wenige hochgebildete Franzosen ein Verständnis; die andern stehen unter der Herrschaft der allmächtigen revolutionären Phrase, für sie giebt es keine Brücke hinüber aus der Gegenwart in die reiche Vergangenheit des Landes. Der Bruch mit der Geschichte ist vollzogen und seiner Natur nach unheilbar, denn eine verlorne Tradition läßt sich nicht wiederherstellen.

So wird sich voraussichtlich die politische Entwicklung Frankreichs weiter bewegen in dem öden Einerlei der Kämpfe um die Herrschaft über die Staatsmaschine und über die Hauptstadt. Ob das schließlich zum Zerfalle Frankreichs, zu einer neuen Eroberung, zu einer abermaligen Auffrischung des verdorrenden keltischen Blutes führen wird, wer kann das heute sagen?

Aber auch für uns Deutsche enthält der 21. Januar und was ihm vor-

ausging und folgte, eine ernste Lehre. Auch bei uns hat es Zeiten gegeben, wo der französische Gedanke der Volkssouveränität die politischen Kreise der Nation mehr oder weniger beherrschte, und im Katechismus mancher der heutigen Parteien wird er noch gehütet wie ein kostbares Kleinod, von dem man freilich jetzt möglichst wenig spricht. Im ganzen zwar ist die Gefahr, die darin lag, jetzt wohl überwunden, so weit sie nicht von der Sozialdemokratie her droht. Wir wissen, was wir an unsrer erblichen historisch gewordnen Monarchie haben, und wir wollen daran nicht rütteln lassen, denn sie vertritt die Macht und das gute Recht der Vergangenheit, der geschichtlichen Überlieferung gegenüber den wechselnden Strömungen der Gegenwart, und sie allein kann die Gegensätze beherrschen, die unser Leben zerklüften. Aber wir wollen eben so wenig an den andern Grundgedanken unsers Staatslebens rühren lassen, daß eine starke Volksvertretung jene ebenfalls berechtigten Bedürfnisse zum Ausdruck bringt und die Monarchie eben so wohl stützt als beschränkt. Denn der Absolutismus, an sich ein ganz ungermanischer Gedanke, den erst das römische Recht unserm Staatsleben eingeimpft hat, ist für uns heute ebenso unannehmbar wie die Volkssouveränität, weil er ebenso wenig imstande wäre, das vielgestaltige moderne Leben zu beherrschen, wie eine auf jener Grundlage beruhende Regierung. Eine so persönliche Verwaltung wie die Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen ist heutzutage ganz undenkbar; selbst von dem Scharfblick und der unermüdlichen Arbeitskraft eines so genialen Monarchen, wie es Friedrich der Zweite war, konnte sie zuletzt nur mit der äußersten Anstrengung und nicht ohne die größten Härten festgehalten werden, und daß sie zu lange festgehalten wurde, das hat den preußischen Staat schließlich nach Jena geführt. Nicht durch eine injuria temporum ist diese Machtvollkommenheit der preußischen Könige nach und nach eingeschränkt worden, sondern durch die natürliche Entwicklung der Menschen und Dinge, und Friedrich Wilhelms des Vierten Regierung ist wesentlich deshalb so unfruchtbar an Erfolgen und so reich an schmerzlichen Enttäuschungen gewesen, weil der König das, was die fortgeschrittne Reife eines treuen und monarchisch gesinnten Volkes forderte, entweder gar nicht oder zu spät oder in Formen gewährte, für die seine Zeit gar kein Verständnis mehr hatte, da sie überlebt waren, und weil er alles, was seiner ganz doktrinären, dem wirklichen Leben abgewandten Staatsauffassung widersprach, kurzweg als „Revolution" verdammte. Wie glanzvoll ist dagegen die Regierung seines Bruders Wilhelms des Ersten verlaufen, der sich bei allem monarchischem Selbstgefühl doch vollkommen ehrlich auf den Boden der gegebnen Verfassung stellte und selbständige Männer in seiner Umgebung ertrug! Denn auch die Minister dürfen heute nicht mehr willenlose Werkzeuge des Monarchen sein, wie im vorigen Jahrhundert. Der Begriff des blinden militärischen Gehorsams ist auf dieses Verhältnis nicht anwendbar, sondern es verlangt Männer von Selbständigkeit

der Überzeugung und der Gedanken. Vor allem gilt dieſe Forderung von der Volksvertretung, denn nur wer widerſtehen kann, der kann auch ſtützen. Gewiß ſetzt die Verbindung einer ſtarken Krone und einer ſtarken Volksvertretung weiſes Maßhalten von beiden Seiten voraus, und ein Vertrauen auf die Geſinnung des andern Teils, das ſorgfältig gepflegt und auch nicht einmal durch herausfordernde Worte erſchüttert werden darf. Aber nur unter dieſen Bedingungen wird das politiſche Leben unſers Volks geſund und vor den ſchweren Erſchütterungen des franzöſiſchen bewahrt bleiben.

Lothar Bucher

Eine Erwiderung von W. Gittermann

In Schorers Familienblatt ſtand kürzlich über Lothar Bucher ein Aufſatz, der ſo unwahre und verkehrte Angaben aus dem Leben des Verſtorbnen enthält, wie es kaum glaublich iſt. Das Wort De mortuis nil nisi bene hat ja in der Politik längſt ſeine Giltigkeit verloren, und man kann es den politiſchen Gegnern Buchers nicht verübeln, wenn ſie in ihren Nekrologen von ihrem Standpunkt aus mancherlei zu tadeln hatten. Aber auch ſeine ſchlimmſten Feinde mußten doch die über jeden Vorwurf erhabne Lauterkeit ſeines Charakters anerkennen. Um ſo peinlicher muß es daher berühren, wenn unter dem Deckmantel der Freundſchaft von unbekannter Seite ein Zerrbild des Toten entworfen wird, das nicht entfernt mit dem leuchtenden Bilde übereinſtimmt, wie es alle wirklichen Freunde Buchers im Herzen tragen. In einer kleinen Zeitung las ich unter den Geſtorbnen des vergangnen Jahres auch: „Lothar Bucher, der Freund des Fürſten Bismarck.“ Die großen Maſſen haben wohl von der hohen Stellung und der politiſchen Bedeutung Buchers nicht viel gewußt, aber jedermann kannte ihn als „den Freund des Fürſten Bismarck.“ Dieſes ſchöne Verhältnis zwiſchen dem alten Kanzler und ſeinem Rat wird nun in dem angeführten Artikel in der häßlichſten Weiſe verunſtaltet.

Ich habe ſeit Jahren dem Verſtorbnen nahe geſtanden und glaube gerade über die letzten Jahre ſeines Lebens beſonders gut unterrichtet zu ſein. Daher darf ich mir wohl eine Berichtigung jener fragwürdigen Mitteilungen erlauben.

Buchers Bedeutung wird ja von dem ungenannten Verfaſſer nicht unterſchätzt; aber muß nicht ſein ganzes Bild getrübt werden, wenn der Verſtorbne bei allen guten Eigenſchaften als ein Mann hingeſtellt wird, der eiferſüchtig ſeinen Einfluß beim Fürſten Bismarck zu wahren geſucht und jeden Beſucher

der Bismarckschen Familie mit argwöhnischen, unfreundlichen Augen angesehen habe? Verträgt es sich wohl mit dem durch und durch geraden und hochherzigen Charakter Buchers, dem jeder Servilismus fremd war, wenn von ihm gesagt wird, daß er, bei aller persönlichen Freundschaft für den Fürsten, andern gegenüber wegwerfend über seinen Chef geurteilt habe? Wer den Verstorbnen nur etwas näher kannte, hält ihn solcher Heuchelei nicht für fähig! Wie ist es nur denkbar, daß Bucher erklärt haben soll, Fürst Bismarck trage die Hauptschuld an seiner Entlassung, während er sich durch die Entlassung des Kanzlers fast tiefer gekränkt fühlte, als der Fürst selbst! Dabei behauptet der Verfasser noch folgendes: „Bucher erkannte ebenso wie andre objektive Beobachter an, daß die Lage in den letzten Jahren Bismarcks unhaltbar geworden sei. Die fortwährenden Niederlagen nach innen und außen, die Verhetzung aller Klassen und Parteien, die zunehmende Direktionslosigkeit der Regierungsorgane hätten einen Umschwung unvermeidlich gemacht.“ Ein solches Urteil über den Fürsten Bismarck hat man dem deutschen Volke glücklicherweise bis jetzt noch nicht oft vorzusetzen gewagt. Dem namenlosen Verfasser freilich können wir für diesen Satz nur dankbar sein, denn er verrät wenigstens, gegen wen die Spitze seines ganzen Artikels gerichtet ist. Daß aber Bucher mit einem Manne verkehrt haben sollte, der so über den Fürsten Bismarck urteilt, ist gar nicht anzunehmen. Der Verstorbne klagte mir einst, daß er in Berlin häufig von Persönlichkeiten aufgesucht würde, die er nicht zurückweisen könne, obwohl sie bei ihm nur herumhorchen wollten. Sollte der Verfasser vielleicht zu diesen Herren gehören?

Bucher wird in dem Aufsatz auch als ein unscheinbarer Mann hingestellt, der sehr einfach gelebt, eine fast ärmlich ausgestattete Wohnung bewohnt habe, wegen seiner bescheidnen Vermögenslage keine Reise habe unternehmen können und sich von dem Fürsten Bismarck habe schlecht behandeln lassen. Ich weiß nun nicht, mit welchen Augen Bucher angesehen wurde, aber unscheinbar hat er trotz seiner einfachen Kleidung niemals ausgesehen. Man hatte vielmehr auf den ersten Blick den Eindruck, sich einer geistig ungewöhnlich bedeutenden Persönlichkeit gegenüber zu befinden, und es ist mir wiederholt begegnet, daß ich von Freunden gefragt wurde: „Wer ist denn der Herr mit dem auffallenden, geistvollen Gesicht?“ Buchers Wohnung befand sich in der ersten Etage des Hauses Derfflingerstraße Nr. 22, nahe am Tiergarten, wo er so gern spazieren ging. Sie war einfach, aber sehr gemütlich und ganz nach seinen Wünschen eingerichtet. Ein kleines Empfangszimmer, ein daran stoßendes größeres Arbeitszimmer mit vielen Büchern an den Wänden, und dahinter ein sehr großes, bequem ausgestattetes Schlafzimmer bildeten die von ihm bewohnten Räume, von deren Fenstern er einen freundlichen Blick auf gegenüberliegendes Gartenland genießen konnte. Diese drei Zimmer genügten für die Bedürfnisse des einfachen Mannes so vollständig, daß er den hintern Teil

der Wohnung, bis auf das Badezimmer, seiner Aufwärterin überließ. Ich will hier nur noch einschalten, daß sich der Diener Buchers nicht — wie in Schorers Familienblatt erzählt wird — in der Wohnung seines Herrn, sondern im Tiergarten erhängt hat.

Was seine Vermögenslage anlangt, so befindet sich auch hier der Verfasser in einem Irrtum, und ich halte mich für befugt, diesen zu berichtigen, damit nicht etwa gar noch angenommen werde, Bucher habe die letzten Jahre aus Sparsamkeitsrücksichten (!) in Friedrichsruh gelebt. Bucher ist dreiundzwanzig Jahre im Amte gewesen und muß eine nicht unbedeutende Pension bezogen haben, die sogar für eine Familie ausgereicht hätte. Der einsame, anspruchslose Mann hat denn auch seine Einnahmen niemals aufgebraucht, sondern Vermögen hinterlassen. Noch im Herbst sagte er mir in der ihm eignen, rührend schlichten Weise: „Ich habe jetzt zum erstenmale meine pekuniären Verhältnisse näher durchmustert und zu meiner Beruhigung gefunden, daß ich meinen Bruderkindern genug hinterlasse.“ Oberflächliche Beobachter mögen ja nach dem Sprichwort: „Kleider machen Leute“ aus der äußerlichen Einfachheit des Verstorbnen auf eine dürftige Vermögenslage geschlossen haben.

Buchers Beziehungen zum Fürsten Bismarck liegen so klar zu Tage, daß man sich wundern muß, wie nur der Versuch gewagt werden kann, einen Schatten auf sie zu werfen. Sehr bald nach seinem Eintritt in das auswärtige Amt trat Bucher seinem Chef auch persönlich näher; wenigstens hat er mir erzählt, daß er schon in den ersten Jahren seiner amtlichen Thätigkeit viel in der Familie des Fürsten verkehrt habe. Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch eine Anekdote, die hier Erwähnung finden mag: Nach Annexion des Herzogtums Lauenburg wurde Bucher mit der Aufgabe betraut, die Verwaltung des Ländchens nach preußischem Muster zu organisiren. In Lauenburg müssen nun die wunderbarsten Zustände geherrscht haben, denn es fand sich eine Reihe ganz unnötiger Staatsämter, die in den Händen adlicher Herren und mit einem unverhältnismäßig hohen Einkommen dotirt waren. So gab es für den Sachsenwald, der jetzt, als Eigentum des Fürsten Bismarck, von einem Oberförster verwaltet wird, einen Oberforstmeister und verschiedne andre hohe Forstbeamten. Die Herren mußten nun zur Regelung der Pensionsfrage ihr Einkommen deklariren, da man selbstverständlich alle diese Ämter einziehen wollte. Als Bucher eines Abends während der Tafel von dem Fürsten nach dem Stande dieser Angelegenheit gefragt wurde, erzählte er zur allgemeinen Belustigung, daß von dem Herrn Oberforstmeister 11000 Thaler Einkommen deklarirt worden seien, und daß er hoffe, diese Stelle durch einen Forstassessor besetzen zu können. Da sagte die Fürstin Bismarck: „Ach lassen Sie die Stelle nicht eingehen, wenn es einmal mit meinem Mann als Minister nicht mehr geht, dann wäre das ja für ihn ein Ruheposten!“

Es liegt nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, daß das

Freundschaftsverhältnis zwischen Fürst Bismarck und seinem vertrauten Rat mit der Zeit kühler geworden sei; Bucher selbst hat alle solche Gerüchte mir gegenüber wiederholt als müssiges Geschwätz bezeichnet. Aus seinem Amte trat er aus wegen eines schmerzhaften, sehr ernsten Leidens, das ihm über ein Jahr den Gebrauch der Hände und Füße vollständig unmöglich machte und bleibende Beschwerden zurückließ. Auch der Bruder des Verstorbnen hat in seinen Erinnerungen keinen Zweifel darüber gelassen, daß nur eine langwierige Krankheit den fast siebzigjährigen Mann in den Ruhestand genötigt, und daß Fürst Bismarck kein Mittel unversucht gelassen hat, seinen bewährten Mitarbeiter zu halten. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß nach der Einführung des Stellvertretungsgesetzes Buchers Stellung weniger angenehm wurde, weil ihm seine Vorgesetzten nicht das Verständnis zeigten, das er beim Fürsten Bismarck gewohnt gewesen war. Das Verhältnis zum Grafen Hatzfeld scheint aus bekannten Gründen wenig günstig gewesen zu sein, doch braucht man deshalb nicht anzunehmen, daß Fürst Bismarck seinen alten Freund im Stich gelassen habe. Jedenfalls hat sich Bucher nicht durch das Avancement jüngerer Herren zurückgesetzt gefühlt, denn er wußte sehr genau, daß ihm der Fürst eine höhere Stellung nicht verschaffen konnte. Als Beweis dafür möchte ich eine Thatsache anführen, die ich schon einmal an andrer Stelle mitgeteilt habe: 1886 ist eine anonyme Broschüre erschienen, worin außer Fürst Bismarck und andern hochgestellten Persönlichkeiten auch Bucher besprochen wird. Da findet sich nun folgender Satz über Buchers Verhältnis zum Fürsten Bismarck: „Es wird seit einiger Zeit etwas von gegenseitiger Entfremdung gemunkelt. Man bringt damit das Avancement des Grafen Herbert und andrer in Zusammenhang.“ Ich bat Bucher, diese Broschüre durchzusehn, und erhielt sie, mit Randbemerkungen und Korrekturen versehn, zurück. Bei der angeführten Stelle hatte er das Wort „Unsinn“ an den Rand geschrieben. Später nahm er noch Gelegenheit, sich folgendermaßen über die Sache auszusprechen: „In Anbetracht meiner politischen Vergangenheit hatte ich mit meiner Stellung als erster vortragender Rat die höchste, mir überhaupt offenstehende Staffel erreicht. Aber selbst wenn man mich noch hätte zum Staatssekretär avanciren lassen wollen, so wäre das gar nicht möglich gewesen, denn ich würde mich niemals dazu verstanden haben, im Parlament zu verhandeln.“ Bei einer andern Gelegenheit erzählte er mir, daß ihm Fürst Bismarck bei seinem Amtsaustritt den Titel „Exzellenz“ habe verschaffen wollen; er habe sich aber ausgebeten, darauf verzichten zu dürfen. Daß der Kanzler seinen alten Freund stundenlang habe „antichambriren“ lassen und ihm noch vor kurzem gesagt habe: „Lieber Bucher, das verstehen Sie nicht,“ ist einfach nicht wahr. Wer die beiden Männer kennt, wird das für ganz unmöglich halten. Fürst Bismarck, der immer darauf gehalten hat, daß im diplomatischen Verkehr ein höflicher Ton beobachtet werde, kann gegen einen Mann von der Bedeutung Buchers niemals solche Worte

gebraucht haben, und der vorsichtige, zurückhaltende Bucher kaum niemals etwas gesagt haben, wodurch er sich der Gefahr einer solchen Antwort ausgesetzt hätte.

Daß Bucher während seiner amtlichen Thätigkeit sehr wenig freie Zeit hatte und häufig bis in die Nacht hinein thätig sein mußte, ist richtig; er war aber weit entfernt, deshalb dem Fürsten einen Vorwurf zu machen, denn dieser konnte sich ebenso wenig Ruhe gönnen. Der Kanzler war gewohnt, Sachen von Wichtigkeit mit seinem vertrauten Rat zu besprechen, und ließ ihn oft noch sehr spät am Abend zu sich rufen. Einst hatte Bucher Zeit gefunden, eine neue Oper zu besuchen, über die er viel rühmendes gehört hatte. Der zweite Akt hatte kaum begonnen, als er zum Fürsten gebeten wurde. Eiligst verließ er das Opernhaus und wurde mit der Frage empfangen: „Wo kommen Sie denn so spät noch her?“ Der Fürst hatte inzwischen wieder vergessen, daß er ihn hatte rufen lassen, meinte aber dann: „Da Sie einmal hier sind, können wir gleich noch verschiedues erledigen.“ Bucher hat während seiner ganzen Amtszeit nie wieder Zeit und Gelegenheit gehabt, diese Oper zu Ende zu hören; er erzählte mir das aber nur als Kuriosum, ohne eine Spur von Verdruß dabei zu zeigen.

Wo viel Licht ist, kann auch der Schatten nicht fehlen, und der größte Mensch ist nicht frei von Schwächen. Bucher wird die kleinen Schwächen des Fürsten sehr wohl gekannt haben, er hat aber nie verächtlich darüber geurteilt, sondern er pflegte zu sagen: „Bismarck ist ein so außerordentlicher Mensch, daß man ihn nicht mit dem gewöhnlichen Maße messen kann.“

Gelegentlich beschäftigten wir uns gemeinschaftlich mit dem Studium der — übrigens durchaus unwissenschaftlichen — Phrenologie, und da fanden wir in einem Buche folgendes Urteil über Bismarcks Kopfbildung: „Festigkeit und Selbstgefühl sind stärker als Vorsicht. Bismarck ist kühn und furchtlos, sehr fest, sehr selbstvertrauend, etwas herrisch, etwas rücksichtslos.“ Bucher sagte mir, dieses Urteil sei bei aller Unvollständigkeit im einzelnen doch recht zutreffend; auch die letztgenannten Eigenschaften seien notwendig für einen Mann, der so Gewaltiges zu vollbringen gehabt habe. Bei einer Taufe, die am 2. September 1890 stattfand, hatte Bucher Patenstelle übernommen, und antwortete auf eine an die Bedeutung des Tages anknüpfende Rede, er wolle nicht wünschen, daß ein deutscher Politiker noch einmal mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen habe, als Bismarck vor Gründung des deutschen Reichs habe überwinden müssen. Daß er über einige Persönlichkeiten dem günstigen Urteil des Kanzlers nicht zustimmte, ist mir bekannt. Aber auch in dieser Hinsicht hat er sich niemals eine Kritik zu Ungunsten des Fürsten erlaubt. Unter dem 16. April 1890 schrieb er mir: „Ich hätte Ihnen längst geschrieben, wenn mich nicht die öffentlichen Vorgänge der letzten Monate sehr erregt und verstimmt hätten. Ich habe die Anhänglichkeit an den alten Kanzler nicht so leicht abgeschüttelt, wie viele Leute hier, und werde immer

dabei bleiben." Die Entlassung des Kanzlers war für ihn der härteste Schlag. Von dem, was hierüber in Schorers Familienblatt behauptet wird, ist gerade das Gegenteil wahr. Bucher stand bei dieser Katastrophe ganz auf Seiten des Fürsten Bismarck und war weit entfernt, ihm irgend welche Schuld beizumessen. Ebenso unwahr ist aber auch die Behauptung verschiedner Blätter, daß er später von Friedrichsruh aus Aufsätze und Broschüren gegen den „neuen Kurs" verfaßt habe; in den Jahren seines Ruhestandes hat er keine Zeile mehr für irgend ein Blatt geschrieben. Ich habe auch Grund, anzunehmen, daß er eher zum Frieden geraten als den Zwiespalt weiter geschürt haben würde. Wie vorsichtig er mit seinem Urteil, und wie grenzenlos sein Vertrauen auf den Fürsten war, zeigt auch folgende Äußerung, die ich auch schon an andrer Stelle mitgeteilt habe. Wir kamen letzten Sommer auf die aus Wien gemeldeten Auslassungen des Fürsten zu sprechen, und Bucher wurde gefragt, ob Fürst Bismarck, mit Rücksicht auf den unerquicklichen Zeitungskampf, nicht doch besser geschwiegen hätte. Darauf sagte Bucher: „Ich würde ja in diesem Falle lieber nichts gesagt haben, aber wenn der Fürst einmal so gesprochen hat, dann wird er schon Recht daran gethan haben. Ich habe mich gewöhnt, bei ihm alles gut zu heißen, nachdem ich wiederholt hatte einsehen müssen, daß ihm die Zukunft doch noch Recht gab, wenn ich einmal andrer Ansicht gewesen war."

Wie der ungenannte Verfasser schreibt, soll sich Fürst Bismarck erst nach seiner Entlassung des alten Freundes wieder erinnert haben. Auch das ist nicht richtig, denn die Beziehungen beider Männer haben niemals aufgehört, und wenn sich auch Bucher im Ruhestande mehr zurückhielt, so ist er doch in dieser Zwischenzeit einmal sechs Wochen lang bei dem Fürsten gewesen. Er ging übrigens im Frühjahr 1890 nicht nach Friedrichsruh, um Abwechslung zu haben, und weil er des eintönigen Lebens in Berlin müde war — wie man auch in Schorers Familienblatt lesen kann —, sondern lediglich aus persönlicher Freundschaft zum Fürsten, dem er durch seine Gesellschaft über die erste empfindliche Zeit der Geschäftslosigkeit hinweghelfen wollte. Später fesselte ihn dort auch andres, besonders eine Arbeit, die sein ganzes Interesse in Anspruch nahm.

In der Familie des Fürsten fühlte sich Bucher am meisten zur Gräfin Rantzau hingezogen, die auch ihrerseits dem treuen Freunde des Vaters durch allerlei kleine Aufmerksamkeiten ihre Verehrung bewies. „Geheimrat Bucher soll sich mit der Mehrzahl seiner Kollegen nicht gut gestanden und gegen Leute von vornehmer Geburt einen echt demokratischen Widerwillen empfunden haben." Wie weit diese Behauptung wahr ist, kann ich nicht entscheiden, ich weiß aber, daß gerade einige seiner intimsten Freunde dem hohen Adel angehörten. Schon von London her war er mit dem 1881 verstorbnen Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein, dem Grafen Noer, sehr befreundet, und er ist auf dessen

Besitzung Noer wiederholt ein gern gesehener Gast gewesen. Mit dem frühern Minister des Innern, Grafen Fritz Eulenburg, den er als einen der liebenswürdigsten Menschen schilderte, hat er ebenfalls freundschaftlich verkehrt, und der preußische Gesandte z. D. Herr von Kusserow hat bis zuletzt zu seinen wärmsten Freunden gehört. Beiläufig sei erwähnt, daß er auch eine in Schlesien seßhafte Grafenfamilie gern besuchte und den kürzlich verstorbnen W. von Siemens zu seinen nähern Bekannten zählte. Die Feindschaft mit Abeken ist wohl auch nicht so schlimm gewesen, als in dem Aufsatz angenommen wird. Der frühere Theologe hatte natürlich für den alten Achtundvierziger nichts übrig, und Bucher seinerseits konnte keinen großen Gefallen an einer Persönlichkeit finden, von deren Eitelkeit er eine ganze Reihe ergötzlicher Geschichten zu erzählen wußte. Folgende Anekdote möge hier erwähnt werden. Beide Herren arbeiteten in Versailles einige Zeit zusammen in einem kleinen, meist überheizten Zimmer neben dem Arbeitskabinet des Kanzlers. Bucher war sehr für frische Luft und riß immer das Fenster auf, wogegen der sehr ängstliche Geheimrat Abeken lebhaft Einspruch erhob. Am andern Morgen erschien Bucher etwas früher und stieß mit seinem Stock ein Loch durch eine Ecke des Fensters, um der unerträglichen Hitze ein Ende zu machen. Als Abeken die etwas kühlere Temperatur bemerkte, suchte er nach der Ursache und kleisterte sofort höchst eigenhändig das Loch mit Papier zu. Der harmlose Streit wurde erst nach Übersiedlung in ein größeres Zimmer beendigt. Von wirklicher Feindschaft habe ich nie etwas gehört; wenn Abeken seinen Kollegen chikanirt hat, so war Bucher sicherlich zu vornehm, die Sache ernst zu nehmen.

Eine Zeit in der Geschichte des jungen deutschen Reiches hat Bucher lebhaft bedauert, nämlich die, die den Kulturkampf und die Zentrumspartei schuf. Eines Nachmittags — wenn ich nicht irre, war es im Sommer 1891 — hörten wir auf dem Kurplatz in Ems das Konzert an, als sich Windthorst in Begleitung eines Geistlichen mit an unsern Tisch setzte, da kein andrer Platz frei war. Der kleine Zentrumsführer war sehr kurzsichtig und ahnte nicht, wer sein Nachbar war. Bucher machte bei dieser Nachbarschaft ein ganz merkwürdiges Gesicht, es mochten wohl viele Erinnerungen durch seine Seele ziehen. Als wir uns durch höflichen Gruß verabschiedet hatten, sagte er zu mir: „Wir haben seiner Zeit einen großen Fehler gemacht! Wenn 1867 Windthorst preußischer Justizminister oder Oberpräsident von Hannover geworden wäre, dann hätten wir keine so mächtige Zentrumspartei, und das deutsche Reich brauchte nicht mit Rom zu rechnen. Aber wer konnte das vorher wissen!“

Eine schlimme Wendung in der Krankheit Buchers machte sich zuerst im Sommer 1891 bemerkbar. Trotzdem arbeitete er noch viel und verlebte fast den ganzen Winter in Friedrichsruh, bis ihn zunehmende Mattigkeit nötigte, das mildere Klima von Baden-Baden und Wiesbaden aufzusuchen. Aber die

Kräfte verfielen immer mehr, und als ich im August und September mit ihm in Bad Elster zusammen war, fühlte er sein nahes Ende. Ich habe noch manche wertvolle Stunde in Gesellschaft des unvergeßlichen Mannes verlebt, der gerade in seinen letzten Tagen mitteilsamer war als sonst. Vor dem Kurhause, auf einer Bank, die von der untergehenden Sonne warm beschienen wurde, saßen wir fast jeden Nachmittag. Sein Geist lebte viel in der Vergangenheit, und seine Gedanken weilten oft bei Bismarck; er ahnte wohl nicht, daß man ihn, den treuesten Freund, einst in so maßlos feindseliger Weise gegen seinen alten Kanzler ausspielen würde.

Zwei Dichter

Ein Märchen

In einer großen Stadt des deutschen Vaterlandes, die hier den Namen Ixingen tragen mag, ging man eben daran, ein großes Fest zu feiern. In wenigen Wochen sollte der berühmte Modedichter Erwin Blumenstock, den die Stadt mit Stolz den Ihren nannte, sein fünfundzwanzigjähriges Dichterjubiläum begehen. Schon jetzt warf das große Ereignis seine Schatten voraus. Fast in allen Nummern der Tagesblätter war bald unter den Tagesneuigkeiten, bald unterm Strich von Erwin Blumenstock die Rede, die Wochen- und Monatsschriften bereiteten Festnummern mit dem Bildnis, der Lebensbeschreibung und Beiträgen des großen Mannes vor, und die Schaufenster der Buchhandlungen, Mode- und Galanteriewarenläden waren gefüllt mit Prachtausgaben der zahlreichen Werke Erwin Blumenstocks, mit Photographien und Büsten des Gefeierten, Blumenstockkrawatten, Blumenstockkragen, Blumenstockhüten, Blumenstockstöcken, Briefpapier mit Versen des Dichters und sonstigen „Blumenstockartikeln.“

Seit Monaten schon war der große „Blumenstockjubiläumsfestausschuß“ bemüht, in zahllosen Sitzungen das Programm des Festes festzustellen und es so glänzend wie möglich zu gestalten. Schon waren für den Vorabend ein Fackelzug und ein Ständchen sämtlicher Musikkapellen und Gesangvereine der Stadt und für den Festtag selbst die Überreichung einer Unzahl von Glückwunschadressen, eine Festversammlung, die Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause des Gefeierten, eine Festvorstellung im Theater, sowie ein Bankett in Aussicht genommen; aber noch immer sann man darüber nach, wie

man das Fest noch festlicher gestalten könnte. Soeben fand wieder im Rathaussaale eine Sitzung des großen Festausschusses statt. Mehrere neue Vorschläge waren bereits gemacht und teils angenommen, teils verworfen worden.

Da ergriff der Chefredakteur des „Ixinger Tageblattes," Dr. Windmantel, das Wort und sprach: Meine Herren! Was wir noch brauchen, das ist etwas neues, etwas außerordentliches, etwas noch nie dagewesenes. Ich glaube es gefunden zu haben. Meine Herren! Ich stelle den Antrag, die Muse der Dichtkunst durch Abgeordnete zur persönlichen Teilnahme an unserm Feste einzuladen. Ich zweifle nicht, daß die hohe Frau ihrem erklärten Liebling Blumenstock zuliebe unsrer Bitte willfahren und dem Feste durch ihre Anwesenheit die höchste Weihe geben wird.

Nach diesen Worten herrschte einen Augenblick tiefe Stille. Alles war verblüfft. Dann aber brach lauter Beifallsjubel los. Der „Antrag Windmantel" wurde einstimmig angenommen. Mit der Ausführung wurden außer dem Antragsteller selbst noch betraut: der berühmte Kenner Goethes (richtiger der Litteratur über Goethe) Professor Dr. Zwirnspinner und der Bankier David Friedländer, der sich als Kunstmäcen eines großen Rufes in Ixingen erfreute.

Schon mit dem nächsten Schnellzuge fuhren die drei Genannten nach Süden, um der Muse in ihrem Lustschlosse auf dem Parnaß die Einladung des Ixinger Festausschusses zu überbringen.

Die Reise ging mit Schnellzügen, Schnelldampfer und Extrapost ohne Unfall von statten.

Mit tadellosen schwarzen Anzügen und wohleinstudierten Reden ausgerüstet, betraten die drei Herren das herrlich gelegene Schloß der Göttin der Dichtkunst. Der Portier, ein ehemaliger naturalistischer Dichter, der diese Stelle gegen das Versprechen, nie wieder eine Zeile zu schreiben, erhalten hatte, nahm ihre Karten in Empfang und wies sie ins Empfangszimmer.

Nachdem sie dort eine kleine Weile gewartet hatten, trat eine anmutige Mädchengestalt ins Zimmer. Obwohl ihre edel geformten Züge sich zu lächeln bemühten, sah man es ihren dunkeln, seelenvollen Augen doch an, daß sie eben geweint hatten.

Unter tiefen Verbeugungen stellten sich die Herren der Eintretenden vor und fragten, ob sie die Ehre hätten, mit der Frau Muse selbst zu sprechen.

Nein, entgegnete ihr schönes Gegenüber, ich bin nur ihre Gesellschafterin. Meine Name ist Psyche. Meine Herrin ist leider eines ihr sehr nahegehenden Todesfalles wegen nicht in der Stimmung, heute jemand zu empfangen. Vielleicht haben die Herren die Freundlichkeit, ihre Wünsche mir mitzuteilen.

Wir geben uns hiermit die Ehre, erwiderte Dr. Windmantel, im Namen des Blumenstockjubiläumsfestausschusses zu Ixingen Ihre erhabne Herrin zur persönlichen Teilnahme an dem fünfundzwanzigjährigen Dichter-

jubiläum Erwin Blumenſtocks feierlichſt einzuladen, und hoffen, daß die hehre Muſe den großen Dichter zu ehren unſre Bitte erfüllen werde. Außerordentlich freuen würden wir uns, wenn auch Sie, gnädiges Fräulein, bei dieſer Gelegenheit unſre Stadt mit Ihrem Beſuche beehren wollten.

Erwin Blumenſtock? fragte Pſyche kopfſchüttelnd, den Namen kennen wir hier nicht. Übrigens kann ich aufs beſtimmteſte verſichern, daß meine Herrin gerade in Izingen in der nächſten Zeit an einem Feſte nicht teilnehmen würde, da eben in dieſer Stadt einer ihrer Lieblinge geſtorben iſt, um den ihr Herz von tiefer Trauer erfüllt iſt.

Wie, mein Fräulein, Sie kennen Blumenſtock nicht? — Blumenſtock! den großen Dichter, deſſen ausgewählte Werke in dreißig Bänden alle Gebiete des dichteriſchen Schaffens umfaſſen? — Blumenſtock! der gleich bedeutend iſt als Dramatiker, wie als Lyriker und Romancier? — In Izingen ſoll ein Dichter geſtorben ſein? Wir haben doch heute morgen Telegramme von dort erhalten, da hätten wir doch gewiß auch Nachricht bekommen! — Nein, mein Fräulein, was Sie uns mitteilen, beruht gewiß auf einem Irrtum oder auf einer Verwechslung. — In Izingen ein Dichter geſtorben — Blumenſtock der Muſe unbekannt — es iſt nicht möglich!

So ſchwirrten eine Weile die Rufe der drei Herren durch einander, während ihre Geſichter deutlich ihre Verblüffung über das eben vernommene wiederſpiegelten.

Lächelnd wartete Pſyche, bis ſich der Lärm gelegt und die Herren ſich von ihrem Erſtaunen etwas erholt hatten. Dann ſagte ſie: Ich habe mich keineswegs geirrt. Der Name Blumenſtock iſt meiner Herrin ſicher ebenſo unbekannt, wie er es mir bis vor wenigen Minuten geweſen iſt. Zu Ihrem Troſte aber kann ich hinzufügen, daß es nicht das erſtemal iſt, daß auf Erden ein Mann als Dichter oder als Künſtler gefeiert wird, von dem die Muſe nicht das geringſte weiß. Ihr Menſchen urteilt nach dem Erfolge, wir Himmliſchen aber nach dem innern Wert. Auch was ich ſonſt geſagt habe, iſt richtig: in Izingen iſt ein Dichter geſtorben, um deſſen Tod meine Herrin tief klagt. Sein Name dürfte freilich den Verehrern Blumenſtocks kaum geläufig ſein.

Nun? Er lautet? fragte der Litteraturprofeſſor Dr. Zwirnſpinner, etwas gekränkt darüber, daß ſeine litterariſche Allwiſſenheit überhaupt in Zweifel gezogen werden konnte.

Joſef Meier, entgegnete Pſyche.

Joſef Meier, wiederholten enttäuſcht alle drei — welch proſaiſcher Name!

Profeſſor Zwirnſpinner holte aus den Tiefen ſeiner Frackſchöße raſch ſein Vademecum des modernen Schrifttums: Kürſchners Litteraturkalender hervor und ſtellte mit Befriedigung feſt, daß ein Joſef Meier zu Izingen unter den in dem Buche verzeichneten ſechzehntauſend Rittern vom Geiſte nicht zu finden

sei. Der Chefredakteur Dr. Windmantel konnte sich trotz alles Nachdenkens nicht erinnern, daß je ein Beitrag Meiers die Spalten seines Tageblatts geziert habe, und der Mäcen Friedländer versicherte: Ein Dichter Josef Meier ist gewesen nie zugegen bei einem Künstlersouper in meinem Hause.

Bitte, gnädiges Fräulein, wer war Josef Meier? Was hat er geschrieben? In was für einer Stellung hat er gelebt? so lauteten die Fragen, die nun an Psyche ergingen.

Josef Meier, antwortete sie, war ein armer Beamter, dem die Gabe versagt war, sich seinen Vorgesetzten anders bemerkbar zu machen, als durch stille, tüchtige Arbeit. Wie hätte er auf diese Art Karriere machen sollen! So saß er denn jahraus jahrein den ganzen Tag in seiner Kanzlei mit dem ewig gleichen Hungergehalte. Die Abende mußte er bis tief in die Nacht hinein mit Nebenarbeiten verbringen, um den für seine Familie nötigen Unterhalt zu beschaffen. Die wenigen freien Stunden aber, die er trotz dieser Tageseinteilung noch zu erübrigen vermochte, fanden ihn im Verkehr mit meiner Herrin, der Muse. Ihr Kuß hatte seine Dichterstirn geweiht, und ihre beseligenden Offenbarungen ließen ihn wenigstens während dieser gottbegnadeten Stunden die Leiden seines Erdenwallens vergessen. Es ist nicht viel, was Meier geschaffen hat, und von diesem Wenigen hat er nur einen geringen Teil der Öffentlichkeit übergeben: Gedichte, die in verschiednen Zeitschriften zerstreut erschienen und von der Menge kaum beachtet worden sind. Die wenigen verständnisvollen Leser aber wurden zu edler Begeisterung entflammt und zu heiligen Thränen gerührt.

Warum hat Meier seine Gedichte nie gesammelt? warf Zwirnspinner dazwischen.

Glauben Sie denn, Herr Professor, entgegnete Psyche, daß der unbekannte Mann einen Verleger gefunden hätte? Euer Staat aber und vollends eure Stadt hat für die Unterstützung von Dichtern kein Geld übrig, und hätten sies, so bekäme es wohl ein Blumenstock, aber nicht ein Meier. Aus eigner Tasche endlich die Druckkosten seiner Gedichte zu bezahlen, wie ein reicher Dilettant, wie hätte das unser armer Dichter vermocht, der nicht einmal soviel hinterlassen hat, als sein einfaches Begräbnis kosten wird.

Während Psyches Erzählung war es ihren Zuhörern allmählich etwas unbehaglich geworden. Ihre Erinnerung zauberte ihnen Bilder vor die Seele, die sie jetzt lieber nicht gesehn hätten. Dr. Windmantel sah vor sich einen dürftig gekleideten Schriftsteller, namens Josef Meier, der ihm eine kleine Novelle für das „Ixinger Tageblatt“ angeboten hatte, und dem er, als er sich nach einigen Wochen Bescheid erbat, erklärte, daß die Arbeit für seine Zeitung nicht geeignet sei. In Wahrheit hatte er sie gar nicht gelesen. Deutlich hörte er jetzt wieder den halb unterdrückten Seufzer, mit dem Meier die Redaktionsstube verließ. Professor Zwirnspinner mußte sich wider seinen Willen eines

gewissen Josef Meier erinnern, dem er einmal die Abschrift eines Manuskripts anvertraut, aber wieder entzogen hatte, weil sich ein andrer fand, der die Arbeit um zwei Pfennige billiger für den Bogen leisten wollte. Der Kunstmäcen David Friedländer endlich gedachte eines Beamten Josef Meier, der einst in einer seiner gewaltigen Zinskasernen eine bescheidne Mansardenwohnung inne gehabt hatte, und den er samt seiner Familie mitten im Winter auf die Gasse hatte setzen lassen, weil er infolge der Krankheit eines Kindes mit der Miete im Rückstande geblieben war.

Selbstverständlich that keiner der Herren weder seinen Genossen noch Psyche gegenüber dieser peinlichen Erinnerungen Erwähnung.

Ein wenig gedrückt und kleinmütig empfahlen sich die Abgeordneten des großen Blumenstockjubiläumsfestausschusses von Psyche. Sie versicherten, daß es ihnen eine Ehre sei, das gnädige Fräulein kennen gelernt zu haben, und bedauerten nur lebhaft, nicht auch die hehre Muse von Angesicht zu Angesicht gesehn zu haben. Den Zweck ihrer Reise wagten sie nach dem Vernommnen nicht nochmals zu erwähnen. —

Die Heimreise näherte sich ihrem Ende. Behaglich saßen die drei Herren in ihrem „Wagenabteil“ erster Klasse und erquickten sich an dem Duft ihrer Havannas. In wenigen Stunden sollten sie wieder in der guten Stadt Ixingen, der Stätte ihres Wirkens und ihrer Erfolge, eintreffen.

Es ist doch schade, bemerkte Professor Zwirnspinner, daß unsre Reise ergebnislos geblieben ist.

Warum ergebnislos? entgegnete Dr. Windmantel, für unser jetziges Fest — ja; aber dafür bringen wir ein zweites Fest sozusagen in der Tasche mit.

Ah! riefen die beiden andern und sahen Windmantel gespannt an. Der aber fuhr überlegen lächelnd fort: Ja, ein andres Fest, sage ich. Übers Jahr feiern wir die Enthüllung des Josef-Meierdenkmals in Ixingen!

Bravo! bravo! rief Professor Zwirnspinner, und ich halte die Festrede! Zuvor aber gebe ich Meiers Gedichte mit einer biographisch-kritischen Einleitung aus meiner Feder heraus.

Und ich werde geben das Geld, beeilte sich David Friedländer zu versichern, und werde zeichnen für das Denkmal auf der Stelle tausend Mark!

Gemach, meine Herren! mahnte Dr. Windmantel, indem er sich bequem in sein Sammetfautenil zurücklehnte, ich bin mit allem einverstanden, aber vergessen Sie nicht, daß ich der Urheber des Ganzen bin, und daß die Idee des Meierdenkmals mein geistiges Eigentum ist. Zunächst müssen wir über das Blumenstockjubiläum etwas Gras wachsen lassen. Dann will ich im Tageblatt einen begeisterten Aufsatz über Josef Meier vom Stapel lassen und daran einen Aufruf zur Herausgabe seiner Werke und zur Errichtung eines Denkmals des Heimgegangnen knüpfen. Wir setzen dann sofort einen Meierdenkmalsausschuß ein, für dessen Obmannschaft ich meine Person gern zur Ver-

fügung stelle. Schon jetzt aber freue ich mich auf den Ärger meiner geehrten Kollegen von den „Neuesten Nachrichten“ und vom „Generalanzeiger“ über diesen neuen Erfolg des „Tageblatts.“

Ausgezeichnet! Es lebe der Obmann des Meierdenkmalsausschusses! riefen lachend die beiden andern.

Und der Herausgeber des Dichters und sein Protektor! entgegnete Windmantel geschmeichelt.

Die drei wackern Männer schüttelten einander lebhaft die Hände und fuhren in dem erhebenden Bewußtsein, soeben etwas Großes für die deutsche Litteratur beschlossen zu haben, ihrer teuern Vaterstadt Ixingen entgegen.

Vor der Entscheidung

Der Streit um die Militärvorlage nähert sich seiner unter allen Umständen schicksalsvollen Entscheidung. Die verschiedensten Gesichtspunkte sind dabei von beiden Seiten geltend gemacht worden, meist unterschiedslos und ohne daß der Kern der Sache immer und überall mit der nötigen Schärfe getroffen worden wäre. Denn zunächst müssen zwei Fragen, als rein technische, von den Gründen für und wider ausgeschieden werden. Ob und in welchem Umfange die zweijährige Dienstzeit der Fußtruppen — denn nur von diesen ist die Rede — ohne Schädigung der Tüchtigkeit des Heeres durchgeführt werden kann, das zu beurteilen ist ausschließlich die Aufgabe der militärischen Fachmänner, und auf welchen Wegen die Geldmittel dafür aufzubringen sind, darüber haben die Finanzmänner der Regierung und des Reichstags zu befinden. Es ist in ersterer Beziehung nicht entscheidend, wenn die zweijährige Dienstzeit auf eine starke Opposition auch in militärischen Kreisen trifft, wie es in der That der Fall zu sein scheint, denn jede Reform derart wird auf heftigen Widerstand stoßen, wie bekanntlich nach 1807 kein geringerer als York zu den entschiedensten Gegnern Scharnhorsts gehört hat, und es ist ebenso gleichgiltig, daß die Verkürzung der Dienstzeit ein alter Lieblingswunsch der Liberalen ist, dessen Verwirklichung sie gern als Kompensation gegen die Vermehrung der Heeresausgaben durchsetzen möchten, denn für die Sicherheit des Vaterlandes giebt es keine Kompensationen.

Also lassen wir beide Fragen hier ganz aus dem Spiele. Worauf es allein ankommt, das ist der Beweis für die politische Notwendigkeit einer so

gewaltigen Heeresverstärkung. Diesen Beweis haben die Offiziösen bisher, ganz abgesehen noch von der sonderbaren Geheimthuerei bei der Einbringung einer so tief einschneidenden Vorlage, ungeschickt und unvollständig geführt. Es ist die Landwehr in einer ebenso unbegreiflichen als ungerechten Weise verunglimpft worden, es ist sogar die Autorität Moltkes in Bezug auf die Bedeutung Belforts in Zweifel gezogen und die wahrhaft kläglich schwachmütige Behauptung aufgestellt worden, daß Süddeutschland ohne die geforderte Heeresverstärkung nicht geschützt werden könne. Wenn das vor 1870, vor der Erwerbung der festen Vogesengrenze, vor der Eroberung von Straßburg und Metz einigermaßen begründet sein mochte, obwohl 1870 der Gegenbeweis glänzend geführt worden ist, so kann doch jetzt dergleichen nicht mehr ernsthaft behauptet werden. Endlich wird immer und immer wieder der Krieg auf zwei Fronten als unvermeidlich hingestellt, und zwar mit dem Hintergedanken, daß wir einen solchen der Hauptsache nach allein würden auszufechten haben. Nun kann zunächst heute kein Mensch, auch der erfahrenste Diplomat nicht, wissen, ob jener Fall überhaupt eintreten wird, und nicht oft und nicht energisch genug kann betont werden: es ist ausschließlich die Pflicht der deutschen Staatsleitung, dafür zu sorgen, daß diese Möglichkeit nicht eintritt, und daß, wenn sie dennoch eintreten sollte, wir dann nicht allein stehen. Das wird dann am besten gelingen, wenn unsre Nachbarn, vor allem Rußland, davon überzeugt sind, daß Deutschland politisch niemals einen Angriffskrieg führen wird, und daß es unter allen Umständen nur für seine eignen Interessen zu den Waffen greifen wird, nicht einmal für die besondern Interessen Österreichs auf der Balkanhalbinsel, am wenigsten für die gierige Handelspolitik des britischen Polypenreichs. Die Zeit, wo sich England für englische Sovereigns deutsche Fürsten kaufte, um mit deutschem Blute seine Welthandelsstellung und Kolonialherrschaft zu behaupten oder auszudehnen, ist unwiderruflich vorbei, das muß allen klar sein, darüber darf in London wie in Petersburg nicht der mindeste Zweifel gelassen werden. Hat doch einmal Fürst Bismarck sogar dem Kaiser von Österreich gesagt, er möge die Russen ruhig nach Konstantinopel marschieren lassen und abwarten, bis die Engländer den ersten Kanonenschuß abfeuerten; die Russen seien für Österreich viel leichter angreifbar, wenn sie nicht nur nördlich, sondern auch südlich von der Donau stünden. Und darauf ist die Staatskunst des Fürsten Bismarck in kaltblütiger Erwägung unsrer Interessen stets ausgegangen, jene Überzeugung überall zu begründen und zu befestigen. Das ist der Probirstein für die Staatsleitung seines Nachfolgers; hic Rhodus, hic salta!' Ob Graf Caprivi freilich diese Probe bestehn wird? Sollen seine Erklärungen vor der Kommission etwa andeuten, daß Deutschland der russischen Orientpolitik unter allen Umständen entgegentreten wird? Soll sich die Spitze der deutschen Politik jetzt gegen Rußland, statt gegen Frankreich kehren? Das wäre ein verhängnisvoller Fehler, denn das hieße doch in erster

Linie die Geschäfte Englands besorgen! Der Bestand Österreichs ist eine Lebensfrage für Deutschland, aber das russische Kreuz auf der Sophienkirche darf uns keine Kopfschmerzen bereiten.

Aber wir wollen annehmen, daß wir den Krieg auf zwei Fronten führen müßten, allerdings im Bunde mit Österreich. Auch das braucht uns nicht zu erschrecken. Friedrich der Große hat mit der schwachen und unzuverlässigen Unterstützung Englands gegen drei Großmächte gerungen, von denen jede weit stärker war als er, und er hat im Friedensschlusse nicht einen Fuß breit seines Gebiets verloren. Und Graf Moltke war auf den Fall eines gleichzeitigen Krieges gegen Frankreich und Rußland mit der jetzigen Heeresstärke vollständig gerüstet. Er hat es 1879 für möglich erklärt, im Bunde mit Österreich durch einen raschen Vorstoß erst mit Rußland fertig zu werden und uns Frankreich gegenüber so lange auf die Verteidigung zu beschränken. Auch das Umgekehrte wäre vielleicht denkbar, daß wir erst durch einen kräftigen Angriff mit Frankreich abrechneten und uns bis zu diesem Zeitpunkte gegen Rußland auf die Verteidigung beschränkten. Was eine solche unter Umständen vermag, wie furchtbare Opfer sie dem Angreifer auferlegen kann, das haben die Russen selbst bei Sewastopol und am Schipkapasse bewiesen, vor Plewna erfahren. Es darf dabei doch auch nicht vergessen werden, daß ja der russische Vormarsch gegen Deutschland von Ostpreußen und von Galizien her in der Flanke bedroht wird, also ein sehr schwieriges Unternehmen ist, und daß umgekehrt ein deutsch-österreichischer Angriff auf Rußland sich schwerlich das Ziel setzen würde, auf Moskau vorzudringen und vermutlich höchstens bis an die Pripetsümpfe, die natürliche Grenze zwischen Polen und Rußland, kommen würde. Denn die Stärke Rußlands liegt nach Landes- und Volksart in der Verteidigung.

Es müßte also der Beweis geführt werden, daß unsre bisherige Heeresstärke für die eben bezeichnete Doppelaufgabe nicht genügte, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß Österreich zu uns steht, denn Deutschland allein wird an Truppenzahl den Franzosen und Russen niemals gleichkommen. Allerdings kommen nicht nur die Zahlen in Betracht, sondern offenbar ebenso sehr die Schnelligkeit der Mobilisirung und des Aufmarsches, der innere Zusammenhalt des Heeres und die Führung. In allen diesen Dingen sind wir aber den Franzosen mindestens gewachsen, in einzelnen sogar vielleicht überlegen, den Russen sicher überlegen, ohne daß die Tüchtigkeit des russischen Soldaten, die sich auf hunderten von Schlachtfeldern bewährt hat, damit irgendwie in Frage gestellt würde. Wir vermissen außerdem in den bisherigen offiziösen und amtlichen Auslassungen ein gewisses Etwas, den Ton der festen Zuversicht auf die sittliche Kraft und die Vaterlandsliebe unsers Volks, den frohen Glauben an die Macht der „Imponderabilien.“ Statt dessen macht sich eine gewisse Ängstlichkeit, ein gewisser Kleinmut bemerklich. Und doch sind es noch

nicht fünf Jahre her, allerdings die fünf schwersten Jahre der neuesten deutschen Geschichte, daß im Reichstage bei einer ähnlichen Gelegenheit das stolz-demütige Wort gesprochen wurde: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.“

Darauf also kommt alles an, daß die Reichsregierung imstande ist, den zwingenden Beweis für die Notwendigkeit der geforderten Heeresverstärkung zu führen. Freilich wird ihr das viel schwerer werden, als es der frühern Regierung geworden wäre. Denn das läßt sich nun einmal nicht in Abrede stellen: in weiten Kreisen der Nation fehlt es an jedem Vertrauen zu dem „neuen Kurs,“ nicht nur, weil es eben der neue ist, sondern weil niemand so recht an die Stetigkeit und Besonnenheit der Leitung glaubt. In dieser Beziehung haben die Verhandlungen über das preußische Volksschulgesetz und über die Handelsverträge unendlich viel geschadet. Immerhin kann es sich in dieser schweren Entscheidung nicht um die Personen, sondern nur um die Sache handeln, die sie vertreten, und es darf gewiß nicht außer Acht gelassen werden, daß der einzige der noch lebenden siegreichen Heerführer von 1870/71, der unter allen regierenden deutschen Fürsten jetzt noch allein die Überlieferungen jener großen Zeit in seiner Persönlichkeit und Erfahrung vertritt, König Albert von Sachsen, durch seine Regierung für die Heeresvorlage eintritt. Die ihm zu Gebote stehenden Beweise müssen also doch wohl sehr zwingend sein. Es läßt sich denken, daß durch diese äußerste Anspannung der deutschen Wehrkraft die Franzosen, die sehr wohl wissen, daß sie jetzt schon am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind und uns nicht mehr nachkommen können, endlich zu der Überzeugung gebracht werden, ein Krieg gegen uns sei aussichtslos, und daß also der Friede dadurch gesichert wird; auch mögen die militärischen Fachmänner, was freilich noch nirgends offen ausgesprochen worden ist, von den Feuerwaffen der neuesten Zeit so große Verluste befürchten, daß sie rechtzeitig für ausgiebigen Ersatz sorgen zu müssen glauben.

Gelingt es der Regierung, den Nachweis für die Notwendigkeit dieser Heeresverstärkung sachlich überzeugend zu führen, sei es im Reichstage, sei es in der Kommission, wo der Reichskanzler schon vor wenigen Tagen den Anfang gemacht hat, dann allerdings muß der Reichstag ihre Forderung bewilligen. Denn entweder ist die Regierung in ihrem Gewissen gebunden, die Vorlage einzubringen, dann kann sie in wesentlichen Punkten nicht zurückweichen, oder sie weicht zurück, dann würde sie eingestehen, daß es ihr nicht ganz Ernst damit gewesen sei, und sie würde damit ihr ganzes Ansehen verspielen. So und nicht anders ist die Lage. Daß die Geldmittel nicht zu beschaffen wären, kann niemand im Ernste behaupten. Trotz „wirtschaftlichem Rückgang,“ „Notstand“ und preußischem Defizit ist der Wohlstand der Nation doch im ganzen in den letzten Jahrzehnten unzweifelhaft wesentlich gestiegen. Im Falle einer gründlichen Niederlage würden uns unsre Besieger sehr bald

und sehr ausgiebig beweisen, daß unsre wirtschaftliche Kraft durchaus hinreiche, um das Zehn- und Zwanzigfache der jetzt geforderten Mehrbelastung zu tragen. Aus dem verarmten und verkleinerten Preußen, einem Mittelstaate von kaum fünf Millionen Einwohnern, hat Napoleon der Erste in den Jahren 1806 bis 1813 nachweislich über eine Milliarde Franks herausgepreßt. Für das jetzige deutsche Reich würde das, bloß nach der Einwohnerzahl, nicht nach dem Wohlstande berechnet, etwa das Zehnfache, also mindestens zehn Milliarden Franks, das Doppelte der französischen Kriegsentschädigung von 1871, betragen, und die blutsaugerische moderne Börsenwirtschaft würde in diesem Falle schon dafür zu sorgen wissen, uns planmäßig den letzten Tropfen Lebenskraft auszupressen. Von den Abgeordneten aller Parteien aber hat das Volk zu fordern, daß sie sich weder durch alte Lieblingswünsche noch durch Winke von oben bestimmen lassen, anders zu entscheiden als rein sachlich und mit dem vollen Bewußtsein der schwersten Verantwortung nach beiden Seiten hin. Salus reipublicae suprema lex esto!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gründerzeit. Während in der wirtschaftlichen Welt die Klagen über die chronische „Krisis“ oder „Depression,“ über den schlechten Geschäftsgang und über das Elend der Arbeitslosigkeit kein Ende nehmen, ist in der geistigen Welt nichts von einem Niedergange und von einem Mangel an Unternehmungslust zu spüren. Im Gegenteil, wenn man sich auf gewisse äußere Anzeichen verlassen kann, sind wir in eine Blüteperiode des „Geistes“ eingetreten, wie sie seit der Begründung des neuen Reichs noch nicht dagewesen ist. Welches werden die Früchte sein, wenn die Zeit der Reife und der Ernte gekommen ist? Hoffentlich wird nicht vor der Ernte ein unvorhergesehnes Wetter niedergehn und alles niederreißen oder wegschwemmen, was nicht sicher verwahrt und nicht recht widerstandsfähig gemacht worden ist.

Als den Anfangspunkt dieser Blüteperiode muß man wohl die Entlassung des Fürsten Bismarck und die Aufhebung des Sozialistengesetzes oder auch das „weltgeschichtliche“ Datum der letzten Reichstagswahl, den 20. Februar 1890, betrachten. Wer kann alle die Neugründungen und alle die Namen nennen, die seitdem aus dem Dunkel des Nichts emporgetaucht sind und entweder nichts geblieben oder etwas oder viel geworden sind!

Nach verschiednen Richtungen lassen sich die Anzeichen der Gründerzeit auf geistigem Gebiete verfolgen. Da sind zunächst die „Gesellschaften,“ um nicht zu sagen die Aktiengesellschaften. Sie pflegen besonders zweierlei „Spezialitäten,“ mit denen sich gut Reklame machen läßt, sie widmen sich der Erfindung oder Ver-

breitung einer Sittlichkeit neuesten Patents, Ethik genannt, oder sie predigen den Frieden, den Völkerfrieden oder auch den allgemeinmenschlichen Frieden. An der Spitze stehn Männer der verschiedensten Berufsarten, Professoren, Abgeordnete, Schriftsteller, Geheimräte, Obersten und andre Militärs, Barone und ihresgleichen, und Männer der verschiedensten Denk- und Sinnesarten. Warum soll nicht ein neuer Hut zugleich für eine ganze Anzahl von Köpfen passend sein, sodaß sie ihn alle brauchen können, wenn er auch dem einen etwas weiter an die Ohren reicht als dem andern, und wenn er auch von dem einen gerade, von dem andern schief aufgesetzt wird? Den ersten Preis unter diesen Gesellschaften, die natürlich, was niemand bezweifelt, von den löblichsten und achtungswertesten Gesinnungen beseelt sind, muß man wohl der „Internationalen Kogitantenallianz“ zuerkennen, vorausgesetzt, daß sie nicht etwa schon bei der Gründung, die um Weihnachten „erfolgt“ sein soll, wieder verkracht ist. Schon der herrliche, klingende und klappende Name verdient einen Preis. Doch die Gesellschaften sind immerhin noch zu zählen, wenn man sich die Mühe macht, aber wer soll die Flut der neuen Vereine zählen? Während man so in den obern und vielleicht auch mittlern Regionen ethisirt, kogitirt und alle Menschen liebt, wird in den untern Regionen, wozu wiederum ein Teil der mittlern gehört, ebenfalls gegründet, nämlich auf antisemitische und sozialistische Manier agitirt und organisirt. Es ist wirklich wie in einer Blütezeit, wie in der „Boomblut.“

Mit unsern Parteien wird es nächstens wahrscheinlich ebenso gehen, immer neue Spielarten tauchen auf, während sich die alten auch nicht verdrängen lassen wollen. Es ist traurig, daß jeder Versuch, eine „große“ oder „einzige“ Partei aus mehreren „kleinern“ zusammenzuschmieden, nur damit endet, eine Partei mehr auf dem Plan zurückzulassen, wenn nicht etwa die neue Partei so gefällig ist, ebenso schnell wieder zu sterben, wie sie geboren war. Wer soll dieses Chaos von Parteiungen noch durchschauen und regieren? Wie lange sind nun schon die beiden großen Parteien angesagt worden, die allein noch übrig bleiben würden, wenn der Kampf zwischen den vielen Parteien aus wäre, eine „staatserhaltende“ und eine — andre, eine „regierende“ und eine oppositionelle, aber sie kommen nicht, und der kleinern und kleinsten Parteien wirds eher mehr, so rege ist in Deutschland der natürliche „Differenzirungstrieb.“

Noch leichter als eine Partei läßt sich eine neue Zeitung oder Zeitschrift gründen, die Schwierigkeit beginnt ja nicht mit der Gründung, sondern erst mit der Erhaltung, der Fortsetzung. So ist auch eine Reihe Zeitungen und Zeitschriften auf- und zum Teil schon wieder untergetaucht. Nach ihren Namen zu urteilen, sind einige von ihnen zu früh geboren, es dauert noch eine Weile, bis wir mit schwellenden Segeln stolz in das zukünftige, in das zwanzigste Jahrhundert hineinfahren werden.

Wo aber die Wellen so verlockend an die Ufer schlagen und ein günstiger Wind in Aussicht steht, ist es kein Wunder, daß sich viel Schiffer und Fischer einfinden. Unter den Gründern sind manche Namen, die noch nie, außer vielleicht in „engern Kreisen,“ genannt wurden, die Zeit ist günstig für homines novi und novissimi, um nach Beute und Ehre herumzuschwärmen. Bezeichnend ist es, daß, als kürzlich eine neue Partei ins Leben treten sollte, gefragt wurde: Wer sind denn nun wieder die Leute, die an der Spitze stehen; die kennt ja keiner! Der Grundsatz, daß die Namen derer, die gründen wollen, bekannt, allbekannt sein müßten, wäre freilich, wenn er zum Gesetz erhoben würde, geeignet, die Gründungslust gewaltig einzuschränken.

Als letzte, aber nicht geringste unter den Neugründungen seit 1890 sei die genannt, die dem Range nach die allererste ist, die alle leuchtend und lebenerweckend wie der Sonnenball die Sterne überstrahlt, noch immer freilich geheimnisvoll und umschleiert: der „neue Kurs."

Zur Bevölkerungsfrage. Die Gefahren der Übervölkerung im allgemeinen und für Deutschland insbesondre sind von einer Reihe der bedeutendsten Vertreter der Staatswissenschaften, von Roscher, Schäffle, Ad. Wagner, Rümelin mit dem gebührenden Nachdruck hervorgehoben worden. An den Stellen jedoch, wo diese Warnungsrufe eine Wirkung ausüben könnten, in den Parlamenten und in der Tagespresse, hört und liest man nichts davon. Mit den sittlichen und politischen Bedenken haben sich gewisse Interessen verbündet, die heilige Frage aus der Öffentlichkeit zu verbannen. Erst kürzlich hat eine der größten volkswirtschaftlichen Autoritäten im Gespräch mit einem unsrer Mitarbeiter geäußert, die Armen seien durch ihren übermäßigen Kinderreichtum selbst schuld an ihrem Elend; aber man muß doch bedenken, daß der ehrwürdige Präsident von Kirchmann vor fünfundzwanzig Jahren wegen eines Vortrags, den er im Berliner Handwerkerverein über diesen Gegenstand gehalten hatte, abgesetzt worden ist, und daß dasselbe Schicksal auch heute noch jeden preußischen Beamten bedroht, der sich mit so etwas hervorwagen wollte. Neuerdings wird der Gegenstand hie und da in Broschüren behandelt. Eine davon: Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den sozialen Notständen der Gegenwart, von Dr. Otto Zacharias, bei Friedr. Manke in Jena schon in fünfter Auflage erschienen, geht von „biologischen" Betrachtungen aus. Obwohl wir den Schlußfolgerungen des Verfassers aus Gründen, die wir bei andrer Gelegenheit auszuführen gedenken, nicht zustimmen, müssen wir doch seine Schrift, wie alles, was über diese wichtige Frage Licht verbreitet, der Beachtung empfehlen.

Die Zeitungs-Postgebühr. Für die Beförderung der Zeitungen durch die Post berechnet die Postverwaltung eine einheitliche Gebühr, die 25 Prozent beträgt von dem Einkaufspreise der Zeitungen für die Post, mit Ermäßigung auf 12½ Prozent bei Zeitungen, die seltener als monatlich viermal erscheinen (abgesehen von dem Ortsbestellgeld). Festgestellt wurde diese Gebühr nach den vorbereitenden Bestimmungen, die auf dem deutschen Postkongreß zu Dresden in den Jahren 1847/48 getroffen wurden.

Seitdem sind mehr als vierzig Jahre verflossen. Das Zeitungswesen hat sich in diesen vierzig Jahren gewaltig entwickelt, begünstigt durch zeitgemäße Preßgesetzgebung. Namentlich hat das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874, das die preußische Tagespresse von der Belastung des Zeitungsstempels befreite, unser Zeitungswesen zu einem früher nicht geahnten Wachstum gebracht. Auch die Entwicklung unsers Postwesens hat dazu beigetragen. Die Zeitungen selbst haben sich in diesen vierzig Jahren in ihrem Charakter, in ihrem Umfange, in der Häufigkeit ihres Erscheinens, auch in ihrem Preise — im Verhältnis zu dem massenhaften Inhalt, den sie jetzt bringen — sehr verändert. Die Postgebühr aber für die Beförderung der Zeitungen ist dieselbe geblieben, wie sie vor mehr als vierzig Jahren als die für beide Parteien, das Postwesen und das Zeitungswesen dienlichste festgestellt wurde.

Kein Wunder, daß sie den heutigen Verhältnissen nicht mehr gerecht wird. Die Einnahme der Post für die Besorgung der Zeitungen richtet sich ausschließlich

nach der Höhe des Einkaufspreises der Zeitungen für die Post, sie steht aber durchaus nicht immer in einem richtigen Verhältnis zu der Arbeitsleistung, die die Postverwaltung dafür zu leisten hat; denn der Einkaufspreis der Zeitungen giebt heute durchaus nicht mehr den Maßstab ab für die absolute Größe dieser Arbeitsleistung oder überhaupt für die Umstände, von denen allein die Größe dieser Arbeitsleistung der Post bei der Besorgung der Zeitungen abhängt.

Es mag ja nun schwer sein, eine richtige einheitliche Gebühr festzustellen. Aber bei der Feststellung der jetzt geltenden Gebühr konnte eins noch nicht genügend berücksichtigt werden, weil es zur Zeit der Aufstellung dieser Gebühr noch keine oder doch nur eine ganz unbedeutende Rolle spielte, heute aber zu einer Größe herangewachsen ist und namentlich für die vermittelnde Post eine so gewichtige Rolle spielt, daß es auffallen muß, daß es das Postwesen noch nicht mit in Rechnung gezogen hat. Wir meinen den Annoncenteil unsrer Zeitungen.

Der Annoncenteil unsrer Zeitungen führt geradezu eine Schmarotzerexistenz. Er erfreut sich seiner Verbreitung durch unsre Postverwaltung wie ein „blinder Passagier," ohne irgendwelche Entschädigung dafür zu leisten. Die Annoncen haben heute auf die Größe und das Gewicht der Zeitungen bedeutenden Einfluß; sie vermehren die Arbeitsleistung der Post in einem Umfange, wie es bei Aufstellung der Beförderungsgebühr sicher nicht geahnt worden ist; aber auf den Einkaufspreis der Zeitungen, also auf die hiervon allein abhängige Einnahme der Post, haben sie gar keinen vergrößernden Einfluß. Im Gegenteil, der Einkaufspreis solcher „Insertionsorgane ersten Ranges" kann bei der ungeheuern Masse bezahlter Annoncen selbstverständlich viel niedriger gestellt werden, als es sonst nach den redaktionellen Leistungen und nach der Größe der Zeitungen möglich wäre. Von diesem niedrig gestellten Einkaufspreis nun berechnet die Post ihre Prozente, um dafür den ganzen Berg der mit Annoncen angefüllten Blätter zu befördern!

Zu welchen Absurditäten das bereits geführt hat, dafür bietet das Zeitungspreisverzeichnis der Post die Beispiele im Überfluß.

So kostet z. B. nach dem neuesten Zeitungspreisverzeichnis der Post für 1893 die politische Zeitung Nr. 887 für Postabonnenten vierteljährlich 60 Pf. Die Post berechnet also für die Besorgung dieser Zeitung (25 Prozent von dem eignen Einkaufspreise) vierteljährlich 12 Pf. Die Zeitung erscheint sechsmal wöchentlich und ist von gewöhnlicher Zeitungsgröße. Eine politische Zeitschrift dagegen, Nr. 2700 im Zeitungspreisverzeichnis, kostet für die Postabonnenten vierteljährlich 9 Mark. Für die Besorgung dieser Zeitschrift berechnet also die Post (25 Prozent vom Einkaufspreise) vierteljährlich 1 Mark 80 Pf. Und diese Zeitschrift erscheint wöchentlich einmal! Ihre Beförderung ist also 90 mal so teuer als die der vorhergenannten Zeitung. Der Einwand, daß in dem zweiten Falle die wöchentlich einmalige Besorgung vielleicht durch den Umfang und das Gewicht der Zeitung der Post mehr Arbeit mache als im ersten, ist nicht am Platze. Auch sind beide Zeitungen keine Lokalblätter, sondern hauptsächlich auf auswärtige Abonnenten angewiesen.

Wir haben hier nur dieses eine Beispiel herausgegriffen. Wir könnten noch viele andre bringen. Berlin überschwemmt seit einigen Jahren das Land mit Versuchen, Leser für billige Zeitungen zu gewinnen. Der Zweck ist natürlich — abgesehen von dem Parteitreiben — nur der, diese Zeitungen zu allgemeinen Anzeigeblättern auszubilden. Und bei dieser Spekulation wird am meisten gerechnet auf — die billige Post!

Das ist ein Mißstand, der dringend der Abhilfe bedarf. Und diese Abhilfe läßt sich nur dadurch schaffen, daß sich die Postverwaltung entschließt, die Zeitungs-

postgebühr nicht nach einer einheitlichen Norm zu erheben, sondern dabei Unterschiede zu machen, die sich auf die verschiedne Größe der Arbeitsleistung der Post bei der Beförderung der Zeitungen gründen und damit auch genügend begründet sind.

Die Schule auf der Weltausstellung. Auf der Ausstellung in Chicago soll auch die preußische Schule den Wettlauf um die Palme des Sieges mitmachen. Eine besondre Kommission ist schon da, der Schule beizeiten auf die Beine zu helfen. Man kann es sich ja nun gefallen lassen, wenn die verschiednen Formen der Bänke, die eine überängstliche Hygiene ersonnen hat, Turngeräte aller Art, gute Bilder von bedeutenden Anstaltsgebäuden, Grundrisse, Zeichnungen und Beschreibungen von solchen Schulhäusern, die musterhaft geheizt, gelüftet und erleuchtet sind, ja selbst Schulbücher, an denen wir so überreich sind, die große Reise über See antreten. Alle diese Dinge schlagen mehr oder weniger ins Geschäftliche; davon mag der Handel seinen Nutzen haben. Die Bedeutung und den Wert unsrer Schule können sie aber nicht veranschaulichen, weil sich — so schien man wenigstens bisher zu glauben — das innere Leben einer Schule überhaupt nicht ausstellen läßt. Doch die hohe Kommission wird auch das möglich machen. Nicht bloß eine ad hoc verfaßte Geschichte des preußischen höhern Unterrichtswesens in unserm Jahrhundert soll drüben den wissensdurstigen Schulmeistern ein Licht über uns aufstecken; sie sollen sogar eine unmittelbare Anschauung des Schulbetriebes erhalten. Von zwanzig Anstalten werden aus jeder Klasse die drei besten, drei mittelgute und die drei schlechtesten Schülerhefte eines jeden Lehrgegenstandes die stattliche Ausstellungstriere befrachten. Man scheint in Chicago viel Platz für die Erzeugnisse der deutschen Litteratur zu haben. Oder dürften die Herren vom neuen Kurs in der Schule nach Anerkennung? Nun, der Wettbewerb kann beginnen; die Münzen werden schon geschlagen für das beste Gymnasium, für die beste Methode. Und freue dich, Karlchen Mießnick, welche Ehre für dich! Du bist endlich ausstellungsreif geworden. Es fehlte nur noch, daß zur Zeit der Ausstellung die Musterklassen typischer Gymnasien mit Chicago durch einen telephonischen Draht verbunden würden, damit, während hier unterrichtet wird, sie drüben die ganze pädagogische Kunst mit den Ohren schlürfen könnten.

Unser Zeitungsdeutsch wird immer schöner. Im Pfälzischen Kurier vom 6. Januar heißt es in einer Kritik eines Mannheimer Theaterschreibers: „Carmen war von jeher eine first attraction für alle Bühnen und pour tout le monde. Das zeigte sich auch gestern wieder. Das Haus war beinahe ausverkauft. Freilich, was bietet auch nicht (!) Carmen alles! Glutvolle, prickelnde Musik, farbenprächtige Szenerien, Zigeuner, Schmuggler, Tänzerinnen u. s. w. in infinitum. Jede Geschmacksrichtung findet ihr (!) gusto, daher die Anziehungskraft. Was die Leistungen der Akteurs und Aktricen (!) und diejenige (!) des Orchesters anlangte, so waren sie in summa, wie immer, vorzüglich. Hervorragendes präsirte (!) Frau Sorger" u. s. w.

Man sage nicht, daß das eine vereinzelte Leistung eines Hauswurst sei. Unsre ganze Musik- und Theaterschreiberei weiß vor Angst nicht mehr, was für Affensprünge sie noch machen soll, um nur jeden Tag neu und geistreich zu scheinen. Auf andern Gebieten der Tagespresse aber sieht es nicht besser aus. Die Schlußbetrachtungen, die die Norddeutsche Allgemeine Zeitung am 11. Dezember über den Ahlwardtschen Prozeß anstellte, sind massenhaft nachgedruckt worden, aber niemand hat das Schanddeutsch gesehen, worin sie geschrieben waren. Gleich der erste Satz lautete: „Der Prozeß gegen den Rektor Ahlwardt, wie (!) er seit lange die

öffentliche Aufmerksamkeit erregt hat, ist beendet. Den Angeklagten hat seine Strafe ereilt. Wenn (!) es nicht Aufgabe eines politischen Blattes, wie das unsre ist, (!), die Prozedur selbst und alle jene eigenartigen Stimmungsmomente (!) zu beleuchten, welche in bunter Effektfülle (!) im Moabiter Gerichtssaale aufblitzten, so heben sich (!) doch einzelne Erscheinungen so charakteristisch heraus, daß sie nicht unbemerkt und ohne Beachtung passiren (!) können." Kurz darauf wird die „Sucht, zu kritteln und zu mängeln (!), wie (!) sie der sogenannten freien Richtung unsrer Tage eigen ist," eine „Vorfrucht Ahlwardts" genannt, und das Vorgehen des Angeklagten selbst ein „perfide inszenirter Schmähskandal" (!).

Das kann doch unmöglich ein Deutscher geschrieben haben! Es ist ja gar kein Deutsch mehr! Und solches Zeug schlingen nun unsre gewohnheitsmäßigen Zeitungsleser Tag für Tag kübelweise hinunter, ohne eine Miene zu verziehen!

Neujahrskarten. Neujahrskarten gehen jährlich zu vielen tausenden in die Welt, um Freunden und Bekannten einen Gruß und Segenswunsch ins Haus zu bringen. Von mancher Seite wird die Sitte bekämpft, weil sie als eine lästige Pflicht, der der sittliche Wert fehle, empfunden wird. Man zahlt lieber eine Summe an die Verwaltung der Armenkasse, statt noch dieser veralteten Form der Höflichkeit zu genügen. Es mag das jeder halten, wie er will. Wir möchten hier auf einen wirklichen Mißstand aufmerksam machen. Es werden zu Neujahr nicht nur Karten mit einem einfachen Glückwunsch versandt, sondern auch Karten mit einem neckenden Inhalt, oft sogar mit ganz gemeinen, verletzenden Bildern und Versen. Wenn auch solche Karten eigentlich nur von der niedrigen Gesinnung der Absender zeugen, so werden doch auch oft die Empfänger durch den Inhalt solcher Karten beleidigt, ja in mancher Familie entsteht dadurch Uneinigkeit und Zwist. Außerdem aber sind solche Karten in hohem Grade geeignet, das sittliche Gefühl abzustumpfen und vor allen Dingen zur Verrohung der Jugend beizutragen. Wenn man kurz vor Neujahr die Läden besucht, wo tausende solcher Karten mit witzigem oder gemeinem Inhalt auf großen Tafeln zur allgemeinen Ansicht ausliegen, so kann man die Wahrnehmung machen, daß die große Masse der Käufer junge Leute, sogar Kinder sind. Entweder sollte es verboten werden, daß derartige Karten, zumal solche, deren Äußeres harmlos ist, die aber, sobald man sie öffnet, unanständige Bilder zeigen, hergestellt werden, oder sie sollten doch wenigstens nicht zur allgemeinen Ansicht ausgelegt werden dürfen. Wir haben beobachtet, daß dieses Unwesen von Jahr zu Jahr wächst.

Litteratur

Meyers Klassiker-Bibliothek (Verlag des Bibliographischen Instituts), die durch ihre gute Auswahl und den verhältnismäßig billigen Preis Beifall und Absatz gefunden hat, ist in der letzten Zeit durch eine Reihe neuer Ausgaben erweitert worden. Bände von Hauff, Eichendorff, Gellert und Bürger, die in

schneller Folge erschienen sind, liegen uns zur Besprechung vor. Eine vollständige Ausgabe der Werke dieser Dichter ist von der Verlagshandlung nicht geplant worden. Die Auswahl aber ist auch hier mit Umsicht und Sachkenntnis durchgeführt worden. Eingeleitet wird jede durch ein litterargeschichtliches und biographisches Vorwort, das zwar wenig neues enthält, aber die bekannten Thatsachen dem großen Lesepublikum mit Geschick darstellt; denn für dieses sind die Ausgaben berechnet. Da das aber der Fall ist, so hätten die Herausgeber etwas sparsamer mit ihren textkritischen Bemerkungen, mit ihren Erklärungen und der Sammlung aller möglichen Lesarten sein können. Wer das deutsche Publikum kennt, der weiß, daß ihm nichts unangenehmer bei derartigen Klassikerausgaben ist, als das trockene Beiwerk gelehrter Kommentatoren. Es steckt in den Anmerkungen eine unendliche Fülle von Arbeit und Sorgfalt, aber wir fürchten, die Verfasser werden dafür bei den meisten Lesern wenig Dank ernten. Nur der Fachmann weiß mit den Quellenangaben, Lesarten und orthographischen Eigentümlichkeiten etwas anzufangen, der aber kann sich mit einer bloßen Auswahl nicht begnügen.

Mit Freuden würden wir es begrüßen, wenn ein Herausgeber einmal auf alle im Grunde doch ziemlich geistlose und handwerksmäßige textkritische Arbeit verzichtete und uns dafür eine knappe, klare und gut geschriebne Untersuchung über die Sprache und den Stil des Schriftstellers brächte. Hier würde ihm auch das größere Publikum, nachdem sein Interesse für die deutsche Sprache wiedererweckt worden ist, mit Verständnis und Teilnahme folgen. Solche stilistische Arbeiten fehlen überall; es wäre daher für die nächsten Ausgaben des Bibliographischen Instituts zu wünschen, daß die Herausgeber einmal die alte Schablone verließen und sich mit der Sprache, vor allem mit dem Satzbau und den stilistischen Eigentümlichkeiten der Schriftsteller beschäftigten. Die neuen Ausgaben, die uns vorliegen, und die wir unsern Lesern bestens empfehlen wollen, sind: Hauffs Werke (drei Bände) von M. Mendheim, Bürgers Gedichte von Arnold E. Berger, Gellerts Dichtungen von A. Schullerus und Eichendorffs Werke (zwei Bände) von Richard Dietze.

Karl Mez. Ein Vorkämpfer für christlichen Sozialismus. Lebensbild, nach den besten Quellen dargestellt von Johannes Kober. Basel, C. F. Spittler

Der vor fünfzehn Jahren verstorbne Karl Mez, Seidenfabrikant in Freiburg i. Br., war eine sehr merkwürdige Persönlichkeit. In der Religion so streng von Glauben und Grundsätzen, daß er den Liberalen als ein engherziger Orthodoxer erscheinen mußte, und dabei Unternehmer von weltumspannendem Blick und glücklichstem Erfolg, in der Politik freisinniger Volksmann und in sozialen und volkswirtschaftlichen Dingen so altmodisch wie möglich, hat er vor fünfundvierzig Jahren in der badischen Kammer — natürlich vergebens — ungefähr dieselben Ansichten und Grundsätze vertreten, wie wir heute in den Grenzboten. In ein Notizbuch, das er immer bei sich trug, hatte er folgende beiden Sätze eingeschrieben: „1. Mein Zweck ist Glück und Wohlsein der Menschen, Industrie ist mir nur ein Mittel zu diesem Zweck. 2. Eine Vermehrung des Wohlstands ohne Verbesserung der sittlichen Zustände führt allerlei Gefahr mit sich.“ Anstatt die Freiburger Fabrik der stetigen Ausdehnung des Geschäfts entsprechend zu vergrößern, legte er auf verschiednen Dörfern Filialen an. Er schrieb darüber: „Fabriken sollten Ableiter sein für den Müssiggang. Da wo Landwirtschaft oder kleinere Gewerbe oder Handel und Künste alle Arbeitskräfte nützlich beschäftigen, da sollen Fabriken fern bleiben. Ehe eine Fabrik errichtet wird, sollen alle Verhältnisse wohl erwogen

werden; und da, wo viele Arbeiter für das Geſchäft nötig ſind, ſoll man darauf Rückſicht nehmen, ob am Orte ſo viele vorhanden ſind, daß keine aus fernen Gegenden herbeigezogen zu werden brauchen. Die Arbeiterfrage iſt wichtiger, als die Rückſicht auf Waſſerkraft, billige Kohle, gute Lage für Einkauf und Verkauf. Es wird ſonſt eine Klaſſe von gefährdetem und deshalb gefährlichem Proletariat gebildet, wenn man nach dem heutigen Syſtem der Fabriken Arbeitermaſſen zuſammenhäuft." Weiter zeigt er dann, wie ſolche Fabriken, die nur die überſchüſſige ortsangeſeſſene Arbeiterſchaft aufnehmen, zugleich die Lage der ländlichen Arbeiter der Gegend verbeſſern, ſchließlich aber auch dem Bauernſtande ſelbſt zu gute kommen. — Das kleine Buch enthält des Lehrreichen und Erbaulichen viel.

Schwarzes Bret

Auf Büchertiteln die Jahreszahl wegzulaſſen, wie es neuerdings immer häufiger geſchieht, iſt ſtets verdächtig. Denn was bezweckt man damit? Man möchte den Büchern ſo lange als möglich den Schein der Neuheit bewahren. Das haben aber immer nur ſolche Bücher nötig, deren einziger Wert darin liegt, daß ſie — neu ſind. Gute Bücher veralten nie, darum tragen ſie ehrlich und mit Stolz ihre Jahreszahl.

Noch weiter greift freilich eine andre Unſitte um ſich: die Bücher vorauszudatiren. Nicht bloß im Dezember, ſondern auch ſchon im Oktober, ja ſelbſt in den Sommermonaten ſchon erſcheinen Bücher, die die Jahreszahl des nächſten Jahres tragen. Der Zweck iſt derſelbe, wie beim Weglaſſen der Jahreszahl, wenn auch das Mittel hier nicht ganz ſo unfein iſt.

In Leipzig zerbricht man ſich nun ſchon ſeit Jahren und ganz beſonders ſeit einigen Monaten wieder den Kopf darüber, wie dem immer raſchern Rückgange der Leipziger Meſſen zu ſteuern ſei, wie man die Meſſen wieder „heben" könne. In den letzten Tagen hat einer ſogar den Vorſchlag gemacht, die alte Schaubuden- und Schankbudenmeſſe nebſt Meßmuſik und Harfeniſtinnen wieder aufleben zu laſſen. „Der Meßbeſucher will eben Meßtrubel mit allen ſeinen Variationen haben, und jeder (!) ſchwimmt gern einmal auch in ſolchem Strome mit. Für den aber, dem ſolcher geſunder (ſo!) Trubel ein Greuel iſt, hat Leipzig genug Straßen, in denen er demſelben (!) aus dem Wege gehen kann."

In der That, ein verzweifelter Vorſchlag. Die ganze gebildete Bevölkerung Leipzigs ſehnt den Augenblick herbei, wo auch der letzte kümmerliche Reſt der ehemaligen Schaubudenherrlichkeit, der nur noch in den Abendſtunden von Muskotieren mit der Donna am Arm und von Fabrikjungen und Fabrikmädchen beſucht wird, von ſelbſt verſchwunden ſein wird. Und hier ſucht einer Rettung darin, dieſes Bild aus der deutſchen Vergangenheit wieder in lebendige Gegenwart umzuſetzen!

Wer eine unliebſame Erſcheinung bekämpfen will, der muß die Urſachen der Erſcheinung bekämpfen — das iſt doch ſonnenklar. Man ſchaffe die Eiſenbahnen, die Telegraphen und die Telephone ab, und die Leipziger Meſſe wird ſich ſofort zu „ungeahnter Blüte" erheben.

Die Scheu der Behörden vor einfacher und natürlicher Ausdrucksweiſe iſt ſchon oft genug gegeißelt worden. So lange ſie ſich nur dadurch bethätigt, daß ſeitens ſtatt von,

mittelst statt durch, beziehungsweise statt oder gebraucht wird, ist die Sache ja ziemlich harmlos. Gefährlich für die deutsche Sprache wird aber die Sucht nach schwülstigem Ausdruck, wenn sie sich zur Anwendung von Wörtern in einem ihrer Bedeutung völlig zuwiderlaufenden Sinne versteigt. Und es wird das um so gefährlicher, wenn es „seitens" des höchsten deutschen Gerichts geschieht; denn es ist dann hundert gegen eins zu wetten, daß es von den Untergerichten nachgeahmt wird oder — um in ihrer Sprache zu reden — „seitens derselben Nachahmung findet." Zwei solche edle Sprachblüten hat der 18. und 19. Mai 1892 im Garten des deutschen Reichsgerichts gezeitigt.

In einem Urteil des fünften Zivilsenats vom 18. Mai 1892 findet sich der Satz: „Die Revisionsbeschwerde erschien gerechtfertigt, und es war sogleich im Vorwege bemerkt worden, daß dies zur Zurückweisung der Sache in die Berufungsinstanz führen müßte." Also im Vorwege! Vorweg erschien natürlich zu simpel! Aber daraus unter gänzlicher Verkennung der Bedeutung des Wortes, das gar kein Hauptwort, sondern ein Umstandswort ist (vergl. z. B. vorwegnehmen), die Wendung „im Vorwege" bilden, als wenn bei „vorweg bemerken" an einen vordern Weg gedacht würde, ist doch wirklich stark! Daß das einem Deutschen begegnen kann, hält man nicht für möglich.

Der vierte Zivilsenat aber schreibt in einem Urteil vom 19. Mai 1892: „Die Beklagte ist nun der Meinung, daß dem Kläger der Rechtsweg verschränkt sei." Nein, der Rechtsweg ist verschlossen oder versperrt oder allenfalls beschränkt. Aber auch das war natürlich wieder zu simpel. Verschmelzen wir also die drei Wörter in Wippchenmanier zu „verschränkt"!

Ein Achselzucken umspielt unsre Lippen.

Die Leipziger Illustrirte Zeitung feiert dies Jahr nun auch ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Sie ist nur sieben Vierteljahre jünger als die Grenzboten; das erste Grenzbotenheft erschien am 1. Oktober 1841, die erste Nummer der Illustrirten Zeitung am 1. Juli 1843. Seltsamerweise hat unsre verehrte Freundin und Altersgenossin ihr Jubiläum nicht erwarten können. Während die Grenzboten ihr Jubelheft richtig ausgaben, nachdem volle fünfzig Jahre seit ihrer Gründung verflossen waren, jubilirt die Illustrirte Zeitung bereits in der ersten Nummer ihres hundertsten Bandes, also — nach neunundvierzigundeinhalb Jahren! Wir würden die Sache nicht erwähnen, wenn wir nicht in der letzten Zeit wiederholt Leute getroffen hätten, die — jetzt schon — alles Ernstes darüber streiten, ob das zwanzigste Jahrhundert am 1. Januar 1901 oder am 1. Januar 1900 beginne. Die Illustrirte Zeitung müßte sich folgerichtig für — das zweite entscheiden.

Auf dem Lehnsessel, in dem Goethe verschieden war, hatte sich ein Epigonengeschlecht zu einem Mittagschläfchen niedergelassen, aus dem es durch die neue Richtung unsanft aufgeweckt wurde.

Aus einem Kunstvereinsvortrag. Allerliebst, nicht wahr?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Ausstand der Bergarbeiter

Die Bergleute des rheinischen und westfälischen Kohlengebiets haben unerwartet die Arbeit niedergelegt und dadurch wieder einmal die wirtschaftliche Existenz des Landes bedroht. Und ehe man es dachte, ist das Land wieder vor die Frage gestellt worden, ob es nicht Mittel gebe, sich gegen solche Gefahren zu schützen. Als im Jahre 1889 der westfälische Ausstand ausbrach, fanden die Beschwerden der Bergleute an höchster Stelle wie im ganzen Lande wohlwollendes Gehör. Man nahm von vornherein an, daß den Leuten schweres Unrecht geschehen sei, man betrachtete den Ausstand als eine That der Verzweiflung und war bereit, alle erfüllbaren Forderungen zu erfüllen. Nur das wurde verlangt, daß sich die Bergleute innerhalb der gesetzlichen Schranken halten, den Kontraktbruch meiden und vernünftig mit sich reden lassen sollten. Ihre Hauptforderung, die Erhöhung des Lohnes und die Abstellung mancher Härten und Willkürlichkeiten im Betriebe, haben sie damals erreicht. Damit glaubte man die Bergarbeiterfrage für längere Zeit zur Zufriedenheit der Bergleute geregelt zu haben. Daß aber alles damals bewiesene Entgegenkommen nichts geholfen hat, beweist der gegenwärtige Ausstand im Saargebiet. Wir sind jetzt genau wieder so weit wie damals. Ja die Lage hat sich gegen damals verschlechtert, die Parteien stehn sich schroffer gegenüber, der Rest von gegenseitigem Vertrauen scheint geschwunden zu sein.

Ein erkennbarer hinreichender Grund für den Ausstand ist nicht vorhanden. Er ist ein Rätsel. Er begann trotz aller Abmahnung mit allgemeinem Kontraktbruch, wodurch eine Ausgleichung in Güte von vornherein unmöglich wurde, und verbreitete sich wie ein Brand, in den der Wind hineinbläst. Nicht die Not, nicht der Verstand, nicht das Gefühl verletzten Rechts haben diesen Brand entzündet und genährt, sondern die Leidenschaft.

Den äußern Anlaß gab eine neue oder vielmehr die Erneuerung einer alten Arbeitsordnung, die am 1. Januar ins Leben treten sollte. In dieser Arbeitsordnung waren es besonders zwei Punkte, die den Unwillen hervorriefen. Erstens die Einrichtung der Lehrhäuer. Es ist in der Ordnung, daß junge Burschen, die eben erst Häuer geworden sind, nicht denselben Lohn erhalten als verheiratete und erfahrne Leute. Der Fehler war nur, daß die Behörden so spät zu dieser Erkenntnis gekommen sind. Diese jungen, durch einen zu hohen Lohn verwöhnten Burschen, die nichts zu verlieren haben, bilden überall das unruhige Element, den eigentlichen Nährboden für sozialdemokratische Einflüsse. Daß diese Leute mit der Einrichtung der Lehrhäuer unzufrieden waren, ist begreiflich. Ein andrer Punkt beruht offenbar auf Mißverständnissen. Es war bestimmt worden, daß der Häuer den Steiger als „Arbeitgeber" anzusehn und als solchem Gehorsam zu leisten habe. Das ist Juristendeutsch, das der einfache Mann falsch verstehen muß. Daß der Steiger, der gestern noch sein Kamerad gewesen ist, heute sein Brotherr sein solle, begreift der Bergmann nicht. Daß er sein nächster Vorgesetzter sei, würde er sehr leicht begreifen. Was geht den Bergmann der Formalismus der Gewerbeordnung an?

Aber diese oder andre Bestimmungen hatten nur den äußern Anlaß gegeben. Zu Grunde liegt ein allgemeiner Unwille, eine allgemeine Unzufriedenheit der Arbeiterschaft. Der Lohn ist nicht hoch genug, das Leben ist nicht lustig genug. Der Druck des Dienstes, der notwendige und heilsame Zwang der Disziplin wird als bittres Unrecht empfunden. Sichern und hohen Lohn für unsichre Arbeit und im übrigen thun und lassen können, was man will, das ist das erstrebte „unveräußerliche Menschenrecht," das ist der Zug, der sich überall in der Arbeiterschaft, besonders auch in der ländlichen Arbeiterschaft findet.

Mögen sich aber auch einige Tausende der Bergarbeiter nicht darüber klar sein, was sie eigentlich mit ihrem Ausstande bezwecken, mag auch der gegenwärtige Streik aus dem leicht erregbaren Gemüt des Bergmanns hervorgegangen sein, ohne daß er feste Ziele im Auge gehabt hat, der „zielbewußte" Führer und Hetzer weiß genau, was er will. Er benutzt den vorhandnen Unmut, drängt zum Ausstande und giebt dem Ausstande das Gepräge, das er will. Nachdem der Streik begonnen hatte, wurde der Inhalt der sogenannten Völklinger Beschlüsse zum Kampfpreis erklärt. In diesen Beschlüssen wird verlangt: Achtstündige Schichtdauer unter Einschluß der Ein- und Ausfahrtszeit. Festes Gedinge, das nicht verkürzt werden darf. 4 Mark 50 Pf. für den Häuer „unter Tage," 3 Mark 50 Pf. für den Häuer „über Tage." Schlepper, Pferdeknechte, Bremser u. s. w. sollen je nach dem Dienstalter 2 Mark 20 Pf. bis 2 Mark 70 Pf. erhalten. Auch für alle auf den Gruben arbeitenden Handwerker oder Hilfsarbeiter werden die Löhne festgesetzt. Alle

aus disziplinarischen Gründen entlassenen Bergleute sollen wieder angestellt werden. Auch sollen Schiedsgerichte eingesetzt werden, in denen die Abgeordneten der Bergleute das Übergewicht haben. Die Bergleute haben in dem Schiedsgerichte die Mehrheit; alle Mitglieder werden von der Belegschaft gewählt. Der Grubenverwaltung bleibt weiter nichts übrig, als zu zahlen und sich den Beschlüssen der Arbeiterschaft unterzuordnen. Und dies alles wird gefordert, um, wie wiederholt erwähnt wird, die Gruben zu „Musteranstalten" zu machen. Da es aber nicht unerläßlich notwendig ist, nur unter musterhaften Verhältnissen zu leben und zu arbeiten, so zeigt die Begründung des Ausstandes klar, daß man nicht um das Nötige kämpft.

Daß diese Forderungen unerfüllbar sind, daß sie mit den Lebensbedingungen des Bergbaus sowie jeden industriellen Unternehmens unvereinbar sind, müßte jeder einigermaßen helle Kopf einsehen, ist auch sicher von den „zielbewußten" Führern der Bewegung eingesehen worden. Es kommt hinzu, daß die Häuer den Lohn, den sie fordern, bereits haben. Für den Monat Oktober, den letzten, für den die genauen Berechnungen schon abgeschlossen sind, betrugen die Durchschnittslöhne für die 16000 Häuer 4 Mark 55 Pf. für die Schicht (also noch 5 Pf. mehr, als die Völklinger Beschlüsse verlangen), für 30000 Mann Gesamtbelegschaft einschließlich der Schlepper und Jungen 3 Mark für die Schicht. Von den 15819 Häuern haben verdient

zwischen	2,60	und	2,80	Mark	3	Mann oder	0,02 Prozent
„	2,80	„	3,—	„	17	„ „	0,11 „
„	3,—	„	3,40	„	165	„ „	1,04 „
„	3,40	„	4,—	„	1477	„ „	9,34 „
„	4,—	„	5,—	„	11928	„ „	75,40 „
„	5,—	„	darüber		2229	„ „	14,09 „

Also nur 10,51 Prozent der Häuer verdienen unter 4 Mark, 14,09 Prozent über 5 Mark, und 75,40 Prozent, also über drei Viertel sämtlicher Häuer, zwischen 4 und 5 Mark.

Das sind doch keine schlechten Löhne. Sie würden auch gewiß ausreichen, wenn der Bergmann nicht die Gewohnheit hätte, aus dem Vollen heraus zu wirtschaften und besser zu essen und zu trinken, als es sich irgend ein Subalterunbeamter gestatten kann. Um den Lohn ist es uns auch gar nicht, haben die Abgeordneten der Bergleute schon im Jahre 1889 gesagt. Um was denn aber? Um die Gleichmäßigkeit und die Sicherheit des Einkommens. Der schlechteste Arbeiter (solche Leute pflegen gewöhnlich das größte Maul zu haben, also auch bei Beschlüssen am meisten ihren Einfluß geltend zu machen) soll dem besten Arbeiter gleichgestellt sein. Der Lohn soll von dem Preise der Arbeit unabhängig sein, vielleicht bei guter Konjunktur steigen, aber keinesfalls bei schlechter fallen. Der Arbeiter wird statt dieses hohen Lohnes keinen haben. Es ist selbstverständlich, daß die Werke bei schlechter Geschäftslage den Betrieb

gern einschränken und überflüssige Arbeiter, besonders solche, die sich unnütz machen, gehen lassen. Das nicht sehen zu wollen ist eine große Thorheit.

Anders steht die Frage, wenn bei dem Wunsche eines festen Gedinges gemeint wird, der schwankende Ertrag der Akkordarbeit solle durch einen festen Tagelohn ersetzt werden. Aber auch dieser Tagelohn könnte nicht verbürgt werden. Er würde vom Kohlenpreise abhängen.

Was den achtstündigen Arbeitstag oder vielmehr die Einrechnung der An- und Ausfahrtszeit betrifft, so ist das eine alte Forderung. Aber es ist eine unbillige Forderung. Den Tausenden von ländlichen Bauhandwerkern fällt es nicht ein, sich den Weg zur Arbeit bezahlen zu lassen. Wie kommt der Bergmann dazu? Ist denn die Zeit des Bergmanns so überaus kostbar? Der Bergmann hat schwere und gefährliche Arbeit zu verrichten. Aber die Arbeit des Steinbrechers im Bruche, des Holzhauers, des Ackerknechts, der den ganzen Tag hinterm Pflug zu gehen hat, ist nicht leichter. Und die Arbeit des Weichenstellers ist nicht ungefährlicher. Welcher von diesen Arbeitern hat den Achtstundentag, und wer erhält 4,50 bis 5 Mark Lohn? Die Vertreter der Bergleute behaupten, es komme ihnen nicht auf den Lohn an, und doch hängt auch diese Frage mit der Lohnfrage zusammen. Der Arbeiter hat die Meinung, die ihm von seinen Führern vorgepredigt wird, daß mit der Verringerung der Arbeitszeit der Lohn steigen müsse. Ja, wenn der vorhandne Arbeiter unentbehrlich ist, wenn er nicht durch Zuzug ersetzt, wenn der Betrieb nicht verringert werden kann.

Auch die Forderung eines Schiedsgerichts, das von der einen der beiden Parteien gewählt und dazu bestimmt ist, den Vorteil dieser Partei wahrzunehmen, ist der reine Übermut, aber er ist ein Hauptpunkt in dem sozialdemokratischen Plane. Es ist sehr beachtenswert, daß eben jetzt in Amerika in der Gegend von Pittsburg ein Ausstand der Berg- und Hüttenarbeiter ausgebrochen ist, wobei es sich um denselben Punkt handelt.

Und um solcher Forderungen willen legen Tausende von Bergleuten die Arbeit nieder. Was sie bewegt, ist nicht der Drang der Not, nicht der Wunsch, ihr Recht zu erhalten, sondern der, eine Kraftprobe zu machen. Es ist der Wunsch, die Macht an sich zu reißen. Solchen Erscheinungen gegenüber wird es wohlgethan sein, alle soziale Romantik beiseite zu lassen und zu begreifen, daß Streiks nicht bloß aus der Not, sondern auch aus dem Übermute entspringen. Man redet den Arbeitern vor: Haltet zusammen, dann seid ihr die Herren! und so verleitet man sie, einen Streik zu beginnen, der für sie auch in dem Falle des Sieges verhängnisvoll werden muß. Der Ausstand hat nicht die Bedeutung eines Streites über Bedingungen, unter denen man sich vereinigen will, er ist ein Kampf um die Macht unter Anwendung von Gewalt. Nur ist es, wie es dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts eigentümlich ist, ein unblutiger Kampf. In Paris haben wir die unblutige Guillotine, in den Rheinlanden die unblutige Barrikade.

Der Streik ist genau nach dem sozialdemokratischen Schema F eingerichtet, er trifft im Kernpunkte genau mit dem Ausstande der Buchdrucker in Berlin und Leipzig und dem der Cigarrenmacher in Magdeburg und andern Städten der Provinz Sachsen zusammen. Die Forderung der Cigarrenmacher bestand darin, daß eine Arbeiterkommission den Lohn zu regeln und darüber zu bestimmen hätte, welche Arbeiter anzunehmen oder zurückzuweisen seien. Damit wäre die Expropriation des Fabrikanten ausgesprochen gewesen. Dasselbe tritt bei dem Ausstande im Saargebiete hervor; es wird offen ausgesprochen, der Rechtsschutzverein müsse die höchste Potenz im Revier werden. Die Bergbehörde, die sich selbst absetzen würde, wenn sie darauf einginge, hat die Antwort gegeben, daß sie mit dem Rechtsschutzverein nicht verhandle. Ein Ausstand, der diesen Punkt zum Gegenstande des Streites macht, muß mißlingen, solange es noch Arbeitgeber giebt. Denn hier ist die Grenze, wo der Streik der Arbeitgeber anfängt und anfangen muß.

Was aber diesen Ausstand ganz besonders bezeichnet, ist die Erscheinung, daß er in Bezirke übergreift, deren Bevölkerung mit dem Gegenstande des Streiks gar nichts zu thun hat. Die Bergleute des Ruhrgebiets legen, ohne zu kündigen, ohne Forderungen zu stellen, einfach, um ihre streikenden Kameraden an der Saar zu unterstützen, die Arbeit nieder, und die Ausständigen zwingen ihre noch arbeitenden Kameraden, sich ihnen anzuschließen. Wo soll das hinführen? Hier liegt eine ernste Gefahr für Staat und Gesellschaft vor.

Nächst dem Korn ist die Kohle das unentbehrlichste wirtschaftliche Produkt. Kaum ein Haus kann heutzutage ohne Kohle auskommen. Viele Industriezweige, die Eisenindustrie, der Eisenbahn- und Dampfschiffsverkehr können ohne Kohlen gar nichts anfangen. Der Mangel an Kohlen bringt die gesamten Maschinen des Erwerbslebens zum Stillstand und nimmt Millionen von Menschen das Brot. Ein einziger verlorner Arbeitstag bedeutet eine große Summe von Verlust. Ja selbst die Wehrfähigkeit des Staats wird in Frage gestellt. Es wäre thöricht, als sicher anzunehmen, daß die Bergleute in einem Kriegsfalle aus Patriotismus einen Ausstand unterlassen würden, der ihnen Vorteile verspräche.

Angesichts so großer Gefahren hat man bereits nach dem großen Ausstande vom Mai 1889 den Gedanken ausgesprochen, der Steinkohlenbergbau müsse verstaatlicht werden. Also das alte Universalmittel: wenn etwas im einzelnen nicht gehn will, so soll es allemal der Staat in die Hand nehmen, als ob der Staat der Inbegriff alles Guten auf Erden wäre. Wäre die Lage die, daß der Bergmann von einer kurzsichtigen und engherzigen Industrie ausgebeutet würde, so könnte man auf den Staat verweisen, man könnte annehmen, daß der Staat bei seinen höhern Gesichtspunkten den guten Willen und die Macht habe, seine Leute besser zu behandeln. Aber verschenken könnte der Staat auch nichts. Er hat dem Landtage Rechnung zu legen, er hat

dafür zu sorgen, daß es nicht an Überschüssen fehle. Was hat man über Stephan und seine Postverwaltung geklagt. Man hat von Staatssklaven gesprochen und dem Staate wegen seiner „Fiskalität" bittere Vorwürfe gemacht. Wenn es sich aber um ungerechtfertigte Klagen der Arbeiterschaft handelt, so wird der Staat auch nicht anders verfahren können als eine Privatgesellschaft.

Daß auch bei einer staatlichen Verwaltung Ausstände vorkommen können, hat der Ausstand im Saargebiet bewiesen. Der Staat konnte es nicht hindern, daß bei schlechter werdender Geschäftslage und sinkenden Preisen der Lohn, der im Jahre 1889 6 bis 7 Mark für den Häuer betrug, jetzt auf 4,50 Mark zurückgegangen ist, wobei überdies die Verminderung des Kohlenpreises 14 Prozent, die des Lohnes nur 7 Prozent betrug, er würde auch bei einem Monopol ein Schwanken des Preises und des Lohnes nicht hindern können. Beim gegenwärtigen Ausstande hat er sogar durch eine neue Arbeitsordnung den Anlaß zum Streik gegeben.

Hierzu kommt, daß der Staat bei seinen Unternehmungen nicht auf himmlische Heerscharen, sondern auf Menschen angewiesen ist, und zwar auf seine Beamten, eine Klasse von Menschen, die neben ihren Tugenden auch ihre Mängel haben. Die Verwaltungsmaschine mag zwar seine Arbeit liefern, aber es ist eine schwerfällige Maschine. Dies zeigt sich ebenso sehr in der geschäftlichen Behandlung, wie im persönlichen Verkehr mit der Arbeiterschaft. Und dann ist der Staat einer aufgehetzten Arbeiterschaft gegenüber eigentlich in einer schwierigeren Lage als die Privatindustrie. Freiherr von Stumm hat in der Sitzung des Reichstags vom 12. Januar der Bergverwaltung schwere Vorwürfe über ihr Verhalten den Arbeitern gegenüber gemacht. Er wies darauf hin, daß die Bergleute der Privatbergwerke, 30000 Mann, gar nicht daran dächten, zu streiken. Alle diese Bergleute seien ihren Arbeitgebern sogar dankbar, weil sie fühlten, daß sie eine feste Hand vor dem Terrorismus schütze, der andern Arbeitern gegenüber ausgeübt werde. Die Bergwerksbehörde habe bald nach dem Ausbruch des Streiks einen Aufruf erlassen, der in die nichtssagende Wendung ausgelaufen sei, daß sich jeder Streikende die Folgen seiner Handlungsweise selbst zuzuschreiben habe. Statt dessen hätte sie eine Aufforderung an die Bergleute ergehen lassen müssen: Wer binnen drei Tagen die Arbeit nicht wieder aufgenommen hat, ist für immer entlassen. Es sei nötig, den Grundsatz aufzustellen, daß der Staat als Arbeitgeber ebenso wenig wie ein Privatmann berechtigt sei, einen Arbeiter, der notorisch sozialdemokratischen Bestrebungen huldige oder ihnen Vorschub leiste, in seinen Diensten zu behalten. Wenn dieser Grundsatz bestünde, so wäre der Streik nicht ausgebrochen. Nur durch diesen Grundsatz werde den erhaltenden Elementen, den Behörden, auch den Geistlichen beider Konfessionen, die Möglichkeit gegeben, ihren beruhigenden Einfluß auszuüben. Nachdem das Sozialistengesetz beseitigt

und von den verbündeten Regierungen der § 153 des vorjährigen Gesetzes abgelehnt worden sei, bleibe nur übrig, daß der Staat wie der private Arbeitgeber den revolutionären Bestrebungen der Sozialdemokratie die Selbsthilfe und der ungesetzlichen Gewalt die gesetzliche Gewalt entgegenstellen. Könne der Staat das nicht, oder glaube er es mit seinen Auffassungen nicht vereinigen zu können, dann müsse er aufhören, Arbeitgeber zu sein. Wenn der Streik irgend etwas beweise, so beweise er, daß der Grundsatz: der Arbeiter darf nur in Beziehung auf seine Arbeitsleistung beurteilt werden, was er aber draußen thut, muß dem Staate als Arbeitgeber gleichgiltig sein, absolut Schiffbruch gelitten habe.

Dieser Grundsatz verdient in der That nichts besseres. Aber gerade er ist einer Staatsverwaltung, die in der Hauptsache von Juristen geführt wird, eigentümlich. Bei einer juristisch formalen Betrachtungsweise der Dinge werden gar zu leicht die Kräfte übersehn, die die Dinge in Bewegung setzen. Und darum ist der Staat zu einem Arbeitgeber weniger geeignet als der Privatmann, der das wirkliche Leben, der das Fühlen und Wünschen seiner Arbeiter kennt und in Rechnung ziehen kann.

Eine andre Frage ist es, ob der Staat nach dem Gesetze berechtigt ist, Mitglieder von Parteien, die im Staate nicht verboten sind, von seinen Werkstätten auszuschließen. Wünschenswert ist es unbedingt, daß die Arbeiter den Ernst der Lage begreifen, und daß ihnen klar gemacht werde, daß der Staat nicht nötig hat, die zu ernähren, die ihn selbst umbringen wollen. Aber das geht doch nur unter der Herrschaft von Ausnahmegesetzen. Wollte der Staat ohne ein solches Gesetz sich selbst helfen, so würde er alle Doktrinäre und alle unzufriednen Parteien gegen sich haben. Jetzt zeigt es sich, ob es gut gewesen ist, mit dem Ausnahmegesetze eine notwendige Waffe aus der Hand zu geben.

Ja selbst wenn der Staat das Gesetz klärlich auf seiner Seite hat, kann er die widerstrebenden Elemente nicht einfach vor die Thür setzen. Er hat keine Thür. Auch der entlassene Arbeiter bleibt ein Gegenstand seiner Fürsorge. Der preußische Handelsminister war vollkommen im Rechte, wenn er sagte: Eine Belegschaft von 25000 Arbeitern können wir nicht für immer von der Arbeit ausschließen. Der Staat würde, wenn der Steinkohlenbergbau monopolisirt wäre, erst recht nicht so verfahren können. Hieraus ist aber zu ersehen, daß der Staat der Arbeiterfrage gegenüber mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen hat als die Privatindustrie. Man wird also von der Verstaatlichung des Kohlenbergbaus kein Heilmittel gegen die Arbeiterbewegung erwarten dürfen.

Stellen wir uns nur einmal vor, was geschehen würde, wenn der Staat alle Kohlenbergwerke übernähme. Es würde vermutlich eine Zeit der ersten Liebe eintreten, in der man dem Arbeiter alle möglichen Vergünstigungen und hohe Löhne zugestünde. Wenn dann der ungeheure Nachteil der dadurch herbeigeführten Kohlenverteuerung dem ganzen kohleverbrauchenden Volke

zum Bewußtsein gekommen wäre, so würde der Staat bald einen schweren Stand zwischen den widerstreitenden Interessen haben und von beiden Teilen Vorwürfe hören. Der Staat könnte ja dann die Zugeständnisse, die er gemacht hat, zurücknehmen; aber dann hätte er den Aufstand der gesamten Bergmannschaft zu fürchten. Er könnte ja die Kohlenpreise vorschreiben, aber dann müßte er sich in Bezug auf seine ganze Industrie gegen die Außenwelt abschließen und das Verfahren einschlagen, das Rußland versucht hat, und das ihm nicht zum Heile ausgeschlagen ist.

Auch auf die Staatsfinanzen würde es einen übeln Einfluß haben, wenn der Staat seine industriellen Unternehmungen vermehren wollte. Er leidet schon jetzt unter schwankenden Einnahmen. In Preußen bringt der Etat des laufenden Jahres ein Defizit von 58 Millionen, und Miquel erklärt, daß das nicht so weiter gehen könne, daß man dafür sorgen müsse, den Einnahmen eine größere Stetigkeit zu geben. Welche Zustände würden entstehen, wenn der Staat fortführe, industrielle Unternehmungen an sich zu ziehen! Der Staat darf nicht in die Gefahr eines Bankerotts gebracht werden. Und der sozialistische Staat wäre der sichre Bankerott. Wenn es also für den Gedanken der Verstaatlichung des Kohlenbergbaus weiter keine Gründe gäbe als die Arbeiterfrage, so müßten wir sagen: Der Ausstand im Saarrevier hat den Gegenbeweis geliefert: eine Verstaatlichung der Kohlenbergwerke würde nichts nützen. Es giebt aber noch mehr Gründe, auf die wir später einmal zu sprechen kommen werden.

Die Börsenagenten

Von Julius Lubszynski

Es liegt außerhalb der Macht der Gesetzgebung, Leute, die nun einmal ihr Geld los sein wollen, daran zu hindern — mit diesen leichtfertigen Worten wies Minister Delbrück in der Reichstagssitzung vom 4. April 1873 die Aufforderung zur Börsenreform zurück. Der große Krach, der im Mai desselben Jahres Deutschlands wirtschaftliche Grundfesten erschütterte, gab die Antwort darauf. Heute hat sich die Ansicht des Gesetzgebungspolitikers geändert. Die Krisis, die im Jahre 1891 das Wirtschaftsleben der Nation getroffen hat, hat von neuem zu ernstem Nachdenken aufgefordert, und es ist heute kein Verständiger mehr im Zweifel darüber, daß die Ursachen zu den Ausschreitungen der Spekulation,

die den Niedergang der letzten Jahre zur Folge hatten, weit weniger an der Börse selbst zu suchen seien als vielmehr in den weiten Kreisen der unerfahrenen, der Börse fernstehenden großen Masse, mit andern Worten in der Beteiligung des Privatpublikums an Börsengeschäften. Wie weit auch die Reformvorschläge der Einzelnen auseinandergehen mögen, der eine Gedanke kommt überall zum Durchbruch, daß, wenn die Gesetzgebung überhaupt ernsthaft an eine Besserung der heutigen Zustände zu gehen gedenkt, das Hauptziel ihrer ganzen Reformarbeit das sein muß, das große Publikum möglichst von Zeitgeschäften fernzuhalten. Abgesehen von den gefährlichen sozialen Wirkungen, die eine solche Beteiligung unfehlbar zur Folge haben muß, ist es gerade die unerfahrene Menge, die, weil sie die Chancen des Marktes zu übersehn weder die Gelegenheit noch die Fähigkeit hat, durch ihre Aufträge an der Börse jene Verwirrung in den ordnungsmäßigen Gang der Preise bringt, die den Nährboden der schwindelhaften Spekulation bildet.

Ich habe schon an andrer Stelle diese Gedanken näher ausgeführt und Mittel und Wege zur Abhilfe anzugeben versucht. An dieser Stelle sei es gestattet, auf eine einzelne, bisher nur wenig beachtete Ursache hinzuweisen, die besonders dazu beiträgt, die Spiellust und Spekulationswut in die große Menge zu tragen, und die Beteiligung gerade der unerfahrensten und unberufensten Kreise am Börsenspiel in gemeinschädlichster Weise ermöglicht: ich meine das in erschreckender Weise überhandnehmende Unwesen des Börsenagententums. Ich bin weit davon entfernt, für jeden Schaden, der sich im Wirtschaftskörper zeigt, sofort die Hilfe der Gesetzgebung anzurufen, aber aus sittlichen und öffentlichen Gründen halte ich es für eine Pflicht der öffentlichen Gewalten, diesem Gebiet ihr Augenmerk zuzuwenden.

Es ist bekannt, daß ein Privatmann, der an der Börse ein Geschäft eingehen will, sich zur Vermittlung eines börsenberechtigten Kommissionshauses bedienen muß, dem er den Auftrag zum Kauf oder Verkauf übergiebt. Um nun diese Vermittlung zu erleichtern, haben die Bankhäuser begonnen — den Anfang machte eine bekannte Berliner Kommissionsfirma — in die Provinzen Agenten zu schicken, die die Aufgabe haben, für ihre Häuser Kunden zur Spekulation zu werben. Die Kommissionäre, insbesondre der Produktenbörse, übersenden den Agenten täglich ihre sogenannten „Anstellungen," d. h. Offerten zum Abschluß von Termingeschäften, die sie nach Börsenschluß unter Angabe ihrer Preise festsetzen, und an die sie sich auf eine bestimmte Zeit binden. Und die Agenten ihrerseits suchen nun diese Offerten im Publikum zu verbreiten und auf ihrer Grundlage Aufträge zum Ankauf und Verkauf an ihre Anstellungshäuser zu übermitteln. An diesen festen „Anstellungen" an sich wäre nun nicht das geringste auszusetzen, sie wirken im Gegenteil — was man noch vielfach verkennt — fördernd ein auf die Solidität des Terminhandels und sind für eine ganze Reihe von Geschäften, namentlich im Distanzgeschäft, zu

einer wirtschaftlichen Notwendigkeit geworden. Die Gefahr beginnt erst mit den unsaubern Manipulationen, die das Agententum mit diesen Anstellungen mißbräuchlich treibt, wobei ihm die Leichtigkeit, womit solche Anstellungen zu Ultimogeschäften benutzbar sind, in bewegten Zeiten besonders zu statten kommt.

Die Zentralstelle der Thätigkeit solcher Agenten liegt in den mittlern und kleinen Provinzialstädten, ja sie haben sich in letzter Zeit bereits aufs Land gewagt, und die Erfolge, von denen ihr erstes Auftreten dort begleitet war, haben bald zur Nachfolge angeregt. Sie suchen sich dabei mit Vorliebe die Schichten der Bevölkerung zu ihren Opfern aus, denen sie am wenigsten Fassungsgabe zutrauen. Mit größtem Raffinement drängen sie so lange in unerfahrene große und kleine Kapitalisten, bis ihnen diese durch Hergabe eines geringen Depots die Unterlage für Börsenspekulationen geschaffen haben. Um die Unterschrift der Leute auf dem vom Bankier für effektive Lieferung und effektive Abnahme ausgestellten Schlußschein zu erlangen, spiegelt ihnen der Agent vor, daß diese Fassung und die Hergabe des Depots eine reine Formsache sei, da ja doch das ganze Geschäft „nur die etwaigen Differenzen" zum Gegenstande habe. Nichts ist dem Agenten heilig. Dem Pfarrer weiß er die augenblicklichen Vorzüge von „Laura" in den hellsten Farben zu schildern und dem Nachtwächter „Seel Patent" aufzuschwatzen. Dem Arzt giebt er die rosigsten Aussichten für den Weizenmarkt, dem Barbier prophezeit er gleichzeitig dessen Niedergang, den einen läßt er darauf à la Hausse, den andern à la Baisse spekuliren. Selbst das ehrwürdige Stadtoberhaupt bleibt vor „Portugiesen" nicht sicher. Wie kürzlich glaubwürdig berichtet wurde, hatte es ein findiger Kopf fertig gebracht, einen biedern Provinzialen zu gleichzeitigem Kauf und Verkauf derselben Menge auf denselben Lieferungstermin, also zu gleichzeitiger Hausse- und Baissespekulation zu bestimmen — natürlich mit doppelter Provisionsberechnung.

Nur durch die Thätigkeit solcher „Schlepper" werden die in überraschender Weise sich mehrenden Fälle erklärbar, wo sich Leute niedrigsten Standes mit ihren armseligen Ersparnissen in Börsenspekulationen einlassen, von deren Natur und Wesen sie nicht die leiseste Ahnung haben konnten. Haben sich doch in einzelnen Städten ganze Konsortien von Agenten gebildet, die sich gegenseitig in die Hände arbeiten und nach wohldurchdachtem Plane Hunderte von urteilslosen Leuten an den Bettelstab bringen.

Zur Ehre unsrer Kommissionshäuser sei es gesagt, daß diese selbst, wie aus einem großen Teil der anhängig gewordnen Prozesse hervorgeht, in den meisten Fällen von den unsaubern Geschäften ihrer Agenten keine Kenntnis haben. Ja es ist nicht selten vorgekommen, daß sich der Agent mit dem Kunden zu dem Zweck verbindet, den Bankier zu übervorteilen, indem er irgend einen vermögenslosen Menschen dem Bankier als „sehr fein" schildert, den Bankier

daraufhin veranlaßt, ihm ohne Depot einen Spekulationskredit einzuräumen, im Fall eines Gewinnes darauf mit ihm den Raub teilt, im Fall eines Verlustes aber ihm anrät, sich durch die Einrede des „Differenzspiels" von der Verpflichtung zu befreien. Das letztere wird dem Kunden besonders leicht gemacht, seitdem das Reichsgericht*) den Satz aufgestellt hat, daß die Erklärung des Agenten bei Annahme der Offerte, der Kunde brauche „nur die Differenz zu zahlen" oder ähnlich, auch dann den spielartigen Charakter des Geschäfts begründe, wenn die Erklärung ohne den Auftrag und ohne den Willen des Bankiers abgegeben worden sei.

Wie und wo soll nun die Gesetzgebung hier eingreifen?

Die Kölnische Zeitung hat vor kurzem, bei Gelegenheit eines Berichts über die voraussichtlichen Ergebnisse der Börsenenquete, den (übrigens von mir schon früher empfohlenen) Weg angedeutet, auf dem sich das Gebahren der Agenten zum Teil wird treffen lassen. Sie stellt es als höchst wahrscheinlich hin, daß die Enquetenkommission den Versuch auf doppeltem Wege unternehmen werde. Zunächst soll in das Strafgesetzbuch ein neuer Thatbestand aufgenommen werden, wonach mit strenger Strafe belegt werden soll, wer den Leichtsinn und die Unerfahrenheit eines Dritten in einem Umfange, der dessen wirtschaftlichen Verderb zur Folge haben kann, durch Verleitung, Vermittlung oder Abschluß zur Eingehung von Spekulationsgeschäften ausbeutet. Dann aber soll, und zwar unabhängig von einer solchen Bestrafung, jede zivilrechtliche Wirkung von Geschäften, die auf Grund eines solchen Thatbestandes abgeschlossen sind, ausgeschlossen werden, vor allem also auch das auf Grund solcher Geschäfte bezahlte zurückgefordert werden können.

In der Sache wird dieser Vorschlag auch auf die Billigung der Kreise rechnen dürfen, die mit uns der Ansicht sind, daß eine Strafandrohung in der Hand des Wirtschaftsreformers das schwächste und unwirksamste Kampfmittel sei. In der Form aber ist er jedenfalls verfehlt. Was soll die Rechtsprechung mit einem Ausdruck wie „wirtschaftlicher Verderb" anfangen? Worte wie diese sind ebenso willkürlich dehnbar, wie sie das notwendige Anwendungsgebiet des Gesetzes bedenklich beschränken können. Wenn ein Handwerker, der sich 10000 Mark erspart hat, durch einen Agenten zu einer Ultimospekulation mit diesen 10000 Mark verleitet wird, so müßte ein solches Geschäft von dem Gesetz getroffen werden. Trotzdem braucht ein solches Geschäft nicht den „wirtschaftlichen Verderb" des Betreffenden zur Folge zu haben, denn der Boden, auf dem er seine Wirtschaft trotz aller Verluste ungestört fortsetzen kann, ist sein Handwerk. Wenn ferner die strafrechtliche Bestimmung auch namentlich für den Agenten bestimmt ist, so wird doch von ihrem zivil-

*) Vergl. z. B. die Entscheidung des Reichsgerichts, ersten Zivilsenats, vom 19. November 1892 (noch ungedruckt).

rechtlichen Teil lediglich der Bankier getroffen. Welche Gefahr aber für diesen aus einer so allgemeinen Fassung wie der obigen erwachsen würde, braucht nicht gesagt zu werden. Nicht nur, daß er unschuldigerweise für die gemeine Handlungsweise seiner Agenten zu büßen hätte, er würde auch genötigt sein, bei jedem der ihm von seinen Agenten aufgegebnen Kunden die genauesten Erkundigungen über seine wirtschaftliche Lage, über die Folgen eines etwaigen Verlustes u. s. w. einzuziehen.

Es ist zu hoffen, daß durch eine vernünftigere Form der richtige Gedanke, der in der erwähnten Vorschrift liegt, auch zur richtigen Entwicklung kommen werde. Aber selbst dann wäre die Aufgabe der Gesetzgebung nicht erfüllt. Der weitere Weg wird sich nur finden lassen, wenn man die Ursachen, die gerade auf diesem Gebiete der Vermittlungsthätigkeit solche Ausartungen gezüchtet haben, näher ins Auge faßt. Und welche sind diese?

Die Hauptursache liegt ohne Zweifel darin, daß der Agent bei der Vermittlung seiner Geschäfte in der Regel nicht im geringsten Gefahr läuft, da nur die wenigsten Kommissionshäuser von ihren Agenten eine Bürgschaft für Zahlungsfähigkeit der von ihnen herangeschleppten Kunden verlangen. Dagegen erhält der Agent etwa ein Viertel oder ein Drittel der berechneten Provision, nachdem das Geschäft ordnungsmäßig durch Zahlung von der einen oder der andern Seite geregelt worden ist, und zwar auch bei solchen Geschäften, bei denen sein Haus durch das Anstellungsrisiko vielleicht Hunderte und Tausende eingebüßt hat. Der Agent läuft also, auch bei den wagehalsigsten Spekulationen, niemals Gefahr, einen Verlust zu erleiden. Im Gegenteil, je gewagter die von ihm eingeleitete Spekulation ist, desto größer sind die dabei in Frage kommenden Umsätze, desto höher also die ihm in Aussicht stehende Provision. Das einzige, was der Agent riskirt, ist, daß er, wenn die Regulirung nicht erfolgt, ohne Provision ausgehen kann. Die Kommissionsfirma glaubt genügende Sicherheit zu haben, wenn sie bei einem Auskunftsbureau anfragt, in welcher Höhe der von dem Agenten aufgegebne neue Kunde „gut“ sei, und ihm dann in dieser Höhe Spekulationskredit einräumt. Sie vergißt dabei, mit der Findigkeit des ehrenwerten Agenten zu rechnen, der, nachdem der Kunde bei dem einen Hause mit seinem „vollen Quantum belegt“ ist, ihn nun einfach einem weitern Hause aufgiebt.

Einzelne Kommissionshäuser beginnen denn auch schon, in der richtigen Einsicht, daß das schrankenlose Treiben der Agenten in erster Linie dem Kommissionshandel selbst Abbruch thut, den Agenten ein, wenn auch nur beschränktes, Risiko für die von ihnen vermittelten Geschäfte aufzuerlegen. Sie treten dadurch allerdings in der Konkurrenz sehr zurück, aber während der Umfang abnimmt, erhöht sich die Güte der Spekulation, sodaß die schließliche Wirkung keineswegs so empfindlich ist, wie es den Anschein haben könnte. Der Privatmann aber steht nach wie vor schutzlos da. Hier können wir die Abhilfe nicht

von der freien Vereinbarung erwarten. Ihm wie dem redlichen Kommissionär muß das Gesetz zu Hilfe kommen.

In welcher Richtung dies zu geschehen hat, ergiebt sich schon aus dem gesagten. Das Gesetz wird sein Hauptaugenmerk darauf zu richten haben, dem Agenten ein allgemeines Risiko für seine Vermittlungsgeschäfte aufzuerlegen, etwa, indem es den zivilrechtlichen Betrugsbegriff dahin erweitert: „Ein Agent, der zwischen einem Kommissionär und einem Privatmanne Geschäfte in börsengängigen Effekten oder Waren vermittelt, ist dem Schaden erleidenden Teile dann ersatzpflichtig, wenn aus den Umständen des einzelnen Geschäfts gefolgert werden kann, daß die bei Vermittlung des Geschäfts gemachten Angaben nicht seiner Überzeugung entsprachen. Dies ist insbesondre dann anzunehmen, wenn der Agent zu derselben Zeit Geschäfte in entgegengesetzter Richtung veranlaßt hat." Hiermit soll keineswegs ein endgiltiger Gesetzesvorschlag, sondern nur eine Anregung gegeben werden.

Jedenfalls würde durch eine solche Bestimmung den unredlichen und unsittlichen Mitteln, mit denen heute der Börsenagent unerfahrne Leute zu Börsengeschäften verlockt, ein Riegel vorgeschoben, zugleich aber den wechselnden Umständen des einzelnen Falles gebührend Rechnung getragen werden. Daß daneben auch eine in vernünftigen Grenzen sich haltende und in ihren Grundlagen an den Wucherbegriff sich anlehnende Strafvorschrift Geltung finden müßte, ist schon oben gesagt worden.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

8

olf versäumt in seinem Buche natürlich auch nicht, nach heutigem Brauch das angebliche Wachstum des Volkswohlstandes durch Zeichnungen zu veranschaulichen. Zuerst legt er die verschiednen Einkommenschichten wie Balken eines Baukastens übereinander und läßt den untersten Balken kürzer, die darauf liegenden länger werden. Dann stellt er in zwei Reihen von Pyramiden oder vielmehr Kegeln dar, wie sich die Sozialdemokraten die Entwicklung vorstellen, und wie sie seiner Ansicht nach in Wirklichkeit aussieht. Die Kegelmäntel sind nicht zusammengerollte Ebnen, sondern eingebogne Flächen, sodaß der Umriß der Anfangsfigur nicht ein ebnes, sondern ein auf zwei Seiten sphärisches Dreieck zeigt; auf der geraden Grundlinie steigen zwei nach innen gekrümmte Linien auf, die sich oben in der Spitze treffen. In der sozialdemokratischen Figuren-

reihe wird nun die Grundlinie immer breiter, die Seitenlinien nähern sich ihr, sodaß der untre Teil der Figur Tellerform annimmt; gleichzeitig schwillt die Spitze zum Turmknopf an, der verbindende Hals wird dünner und dünner, bis er eines schönen Tages reißt und der dicke Millionärklumpen ohne Stütze über dem breiten Teller des Elends schwebt. In der andern Figurenreihe schwillt der untre Teil an, sodaß die Biegung nach innen in die Biegung nach außen umschlägt und wir zuletzt eine Kuppel vor uns haben, aus der ein schlanker Kegel als Turmspitze ohne Knopf hervorschießt. Den Wert und die Wahrheit dieser Zeichnungen zu prüfen, können wir den Lesern überlassen. Nur ein einziges Sätzchen der Erläuterung, die Wolf seinen Zeichnungen nachschickt, wollen wir heute kritisiren. Die Gesellschaft, so deutet er seine Figuren, „ist von einer fortschrittlichen Bewegung ergriffen. Mächtig regt es sich vor allem unten, und die Armut macht der Dürftigkeit, die Dürftigkeit der Hablichkeit [hübsches Wort] Platz. Immer solider, in sich gefestigter wird der Gesellschaftsbau. Auch die mittlern Schichten gewinnen an Stärke, und wenn gleichzeitig die Spitze in die Höhe wächst, so verschlägt das nichts." Verschlägt das nichts? Wirklich nichts? Wollen sehen!

Der Satz der Mechanik, daß die Erhöhung der Spitze den Druck vermehrt, den sie auf die tragenden Unterschichten ausübt, gilt doch wohl auch hier. Um diesen Druck zu veranschaulichen, müßten wir nun allerdings nicht einen einfachen Turmhelm zeichnen, sondern ein sehr verwickeltes System ueben einander stehender, in einander eingreifender und einander überdachender Turmhelme. Eine Fabrik, deren Besitzer hohe Einnahmen erzielt und seine Arbeiter schlecht bezahlt, ist ein flacher Elendsteller, aus dessen Mitte die Spitze ohne vermittelnde Böschungslinien unmittelbar emporsteigt. Ob ihre Wucht, der Druck, den sie ausübt, durch ihre Höhe oder durch eine knopfartige Verdichtung am obern Ende ausgedrückt wird, bleibt sich gleich. Haben wir es mit einer Aktienfabrik zu thun, die hohe Dividenden abwirft, so trägt der Teller mehrere Spitzen. Der Druck des Gewichts eines Rentners, dessen Arnheim Aktien verschiedner Fabriken, Bergwerke und Eisenbahnen birgt, verteilt sich auf mehrere Teller. Ein Geldfürst endlich, der sein Vermögen der modernen Staatsschuldenpolitik verdankt, drückt auf das ganze Volk oder auf mehrere Völker.

Um uns nun die Art dieses einem Saugpumpenwerk dienenden Drucks klar zu machen, müssen wir vor allem bedenken, daß der heutige Reichtum seiner Natur nach von dem Reichtum auf andern, z. B. den mittelalterlichen Kulturstufen grundverschieden ist. Im frühen Mittelalter gab es nur eine Klasse von Reichen, die großen Grundherren. Deren Reichtum war nun aber so unlöslich mit dem Wohlbefinden des Bauernstandes verknüpft, daß einerseits der Grundherr desto reicher war, je mehr und wohlhabendere Bauern er hatte, andrerseits es dem Bauern gleichgiltig sein konnte, ob er einem kleinern

oder einem größern Herrn frohnte oder zinste, die höhere Spitze also nicht schwerer drückte als die niedrigere, demnach das der Mechanik entnommne Bild hier versagt. Obwohl Religion und Politik nicht ohne Einfluß auf dieses Verhältnis waren, können sie doch unberücksichtigt bleiben, weil die Natur der damaligen Volkswirtschaft zur Erklärung ausreicht. Die einzigen Einnahmequellen des großen Herrn von damals bildeten die Erträgnisse der Grundstücke, die er selbst durch Amtleute bewirtschaften ließ, und die Naturallieferungen und Geldzinsen seiner Bauern. Um viel an solchen Lieferungen und Zinsen einzunehmen, mußte er viele leistungsfähige Bauern haben. Um eine große Ackerfläche selbst bewirtschaften zu können, mußte er eine entsprechende Menge Arbeiter haben. Das waren aber nicht Lohnarbeiter, um die er sich nicht weiter zu kümmern brauchte, wenn sie ihr Tagewerk geleistet hatten, sondern es waren seine Hörigen, die er jahraus jahrein, mochte er viel oder wenig Beschäftigung für sie haben, nähren, kleiden, beherbergen mußte. Die Sitte gebot es ihm, und Fälle, daß sich ein Herr der herkömmlichen Pflicht zu entziehen versucht hätte, sind nicht bekannt. Übrigens zwang die Lage zur Beobachtung der Sitte. Hätte ein Herr seine Leibeignen grundsätzlich schlecht behandeln oder ihnen gar den nötigen Unterhalt versagen wollen, so würden sie ihm entlaufen sein und in den Wäldern, wo Platz genug und keine Spur von Polizei war, Räuberbanden gebildet haben. Oder sie würden, was sie denn wirklich oft genug thaten, ohne durch schlechte Behandlung veranlaßt zu sein, sich in eine der keimenden Städte geflüchtet haben, wo „die Luft frei machte." Demnach stand der Reichtum des Herrn im geraden Verhältnis zu der Zahl und dem Wohlstande der Bauern und Leibeignen seines Gebiets. Ein andres Mittel zur Vermehrung seines Reichtums, als Ansässigmachung von Bauernfamilien, gab es gar nicht, und diesem Umstande ist neben dem eignen Triebe der freien deutschen Bauernschaft die Germanisirung der Osthälfte des heutigen Deutschlands (zu dem ethnographisch doch auch immer noch Cisleithanien gehört) zu danken. Wollte ein Slawenfürst, ein Bischof, ein Kloster abt reicher werden, so berief er deutsche Bauern und wies ihnen gegen Zins Höfe an. Reich werden hieß damals Menschen pflanzen, und zwar nicht Proletarier, sondern Bauernfamilien.

Auf ganz andre Weise vollzieht sich heute der Prozeß der Reichtumsbildung. Menschen zu pflanzen, glückliche Menschen, hat heute nicht nötig, wer reich werden will. Im besten Falle ist ihm das Glück der ärmern und abhängigen Klasse gleichgiltig, in vielen Fällen kann er sein Ziel nur dann erreichen, wenn sie im Elend schmachtet. Allerdings, viel Menschen müssen auch heute vorhanden sein, wenn einige wenige reich werden sollen. Allein der, der den Reichtum sammelt, hat keine Veranlassung, daran zu denken. Er hat wohl eine dunkle Ahnung davon, daß Menschen im allgemeinen vorhanden sein müssen, allein eine besondre Gruppe von Menschen, die er als die seinigen betrachten

und für die er sorgen müßte, braucht er nicht. Er weiß es gar nicht, welche bestimmten einzelnen Menschen ihn durch ihre Arbeit reich machen, und Millionen arbeiten, ohne den zu kennen, den sie bereichern. Wenigstens gilt das von dem Vermögen, das durch Spekulation, durch Geldgeschäfte im großen, durch Aktienunternehmungen erworben wird. Der einzelne Fabrik- und Grubenbesitzer allerdings hat eine wenigstens der Zahl nach begrenzte Gruppe bestimmter Arbeiter. Allein zu einem persönlichen Verhältnis und zur Interessensolidarität kommt es auch hier meistens nicht, aus zwei Gründen. Erstens weil in vielen Fabriken die Arbeit so leicht — wenn auch keineswegs angenehm — und so leicht zu erlernen ist, daß ein beständiger Wechsel nichts schadet; und da die Reservearmee der arbeitsuchenden Arbeitslosen stets bereit steht, so wird jeder Abgang aus der Fabrik gewissermaßen durch Selbstfüllung sofort wieder ersetzt, wie das Wasser eines Beckens, dessen Zuflußrohr mehr Wasser hält, als das Abflußrohr. Der Besitzer braucht also zwar eine bestimmte Anzahl von „Händen," aber nicht die und die bestimmten Personen. Sodann, weil sich der Fabrikbesitzer, als ein vornehmer Mann, die Arbeiter meistens vom Leibe hält. Nur seine Beamten kommen mit ihnen persönlich in Berührung, und auch diese sind oft schon so vornehme Herren, daß der Verkehr streng amtlich bleibt. Ist doch die geistige Kluft, die heute zwischen einem Manne der höhern Klassen und einem gewöhnlichen Fabrikarbeiter liegt, viel größer, als sie zwischen einem mittelalterlichen Grafen und seinen hörigen Knechten war. Sich um das Wohl der Arbeiter zu kümmern, wenn nicht etwa der Staat oder eine Revolution drängt, hat der Brotherr um so weniger Veranlassung, als seine Arbeiter um so billiger und williger sind, je schlechter es der Arbeiterschaft im allgemeinen geht; an die Stelle der Interessenharmonie ist ein klaffender Gegensatz der Interessen getreten. Nur in solchen Industrien, die, wie die meisten Zweige des Maschinenbaues, körperlich kräftige, intelligente, vorgebildete und eingeübte Arbeiter erfordern, bildet sich eine Interessengemeinschaft. Hier liegt es im Interesse des Fabrikanten, sich die tüchtigen unter seinen Arbeitern und diese tüchtig zu erhalten, was sie nicht sein könnten, wenn sie elend wären. Hier entwickelt sich denn auch stets ein Verhältnis, das mit seinen Vorteilen und Nachteilen für die Arbeiter der Feudalität gleicht wie ein Ei dem andern. Dabei tritt überall in der Industrie das Bestreben hervor, durch Verbesserung der Maschinerie die Zahl der Arbeiter zu vermindern. Einen Fall, der uns besonders merkwürdig erscheint, wollen wir erwähnen. Von den Arbeiterschutzvorschriften der Gewerbenovelle werden auch die Zuckerfabriken namentlich insofern betroffen, als bei den bisherigen Einrichtungen für die Reinlichkeit und für die Sittsamkeit der Arbeiterinnen sehr schlecht gesorgt war. Ein Mann nun, der in engen geschäftlichen Beziehungen zu den Zuckerfabriken eines größern Bezirks steht, sagte uns vor einiger Zeit, es falle den Herren gar nicht ein, sich durch Änderungen zu Gunsten der

Frauen und Mädchen in Unkosten zu stürzen; sie würden sich Maschinen anschaffen, die die Arbeiterinnen ersetzten. Was aus diesen wird, nachdem sie die Arbeit verloren haben, darnach fragt natürlich kein Mensch im ganzen Reiche. Den Geldmännern vollends ist es ganz gleichgiltig, ob ein Land von glücklichen Menschen bewohnt ist oder zur Wüste wird. Das Menschengewimmel der Großstadt allerdings brauchen sie zu ihrem Vergnügen, aber ob der Wert ihrer Coupons von Deutschen, Asiaten oder Amerikanern verwirklicht wird, das kümmert sie nicht. Viele mögen im Leben noch gar nicht daran gedacht haben, daß dazu Menschen nötig sind; manchem mag erst bei dem portugiesischen, dem russischen und dem Baringkrach eine Ahnung des Zusammenhangs aufgegangen sein. Sogar die Landwirtschaft sucht die Menschen überflüssig zu machen, indem der Großgrundbesitzer einerseits mehr und mehr Maschinen anwendet, andrerseits nicht mehr für sich und seine Leute, sondern für den Markt, womöglich für den Auslandsmarkt produzirt. Die Naturalwirtschaft ist eine menschenfreundliche, die moderne Industrie und der Kapitalismus sind menschenfeindliche Wirtschaftsformen.

Das zeigt sich aber nicht bloß bei der Erzeugung, sondern auch im Genuß der Güter. Als die Bevölkerung noch zu neun Zehnteln aus Bauern bestand, konnte nur ein kleiner Teil der Früchte zu Geld gemacht werden. Was der Herr an Naturalien von seinen Bauern empfing, mußte er selbst mit seinem Haus- und Hofgesinde und mit seinen Gästen aufzehren, und ab und zu, bei festlichen Gelegenheiten, halfen ihm dieselben Bauern dabei, die es gebracht hatten. Herr, Bauer und Gesinde genossen dieselben Nahrungsmittel: Fleisch von Schlachtvieh, Geflügel, Eier, Brot, Milch, Bier, in Weingegenden Wein, und nur das Wild, dazu in den nichtweinbauenden Gegenden der Wein, unterschieden den Herrentisch vom Gesindetisch. Bei Festen konnte nicht mit kostbaren Delikatessen und teuern Weinsorten geprunkt werden, die es gar nicht gab, sondern nur mit der Menge und Größe der Ochsen, Hammel, Wildschweine, Hirsche, die gebraten, mit der Menge und Größe der Wein- und Bierfässer, die angeschrotet wurden, und mit der Menge Volks, die zur Vertilgung dieser Lebensmittelmassen nötig war. Da strömte außer den Gefolgschaften der Gäste und den Bauern des Festgebers auch noch das fahrende Volk der Sänger, Musikanten, Gaukler und Bettler zusammen, und tage- oder gar wochenlang wurde auf Waldwiesen geschmaust und gezecht, gesungen, gefiedelt und gesprungen. Das mag nicht sehr moralisch, nicht sehr erhaben, mitunter vielleicht auch nicht einmal sehr ästhetisch gewesen sein, aber von einer sozialen Scheidewand war es das Gegenteil. Der mittelalterliche Große handelte nicht ganz nach dem Gebote Christi: Willst du ein Gastmahl geben, so lade nicht deine Freunde und Standesgenossen dazu ein, sondern die Bettler und Krüppel — aber, indem er unparteiisch beide Menschenklassen bedachte, wenigstens halb. Noch im vorigen Jahrhundert kamen selbst bei dem ver-

rufnen Adel Frankreichs solche patriarchalisch-gemütliche Verhältnisse vor, wie sie der ältere Mirabeau beschreibt. Von einem Gute in der Normandie z. B. erzählt er: „Der Herr hat fünfundzwanzig bis dreißig kleine Halbpächter, mit denen er den Ertrag teilt. Er besucht sie fleißig, plaudert mit ihnen über Wirtschaftsangelegenheiten, beehrt die Hochzeiten und Kindtaufen mit seiner Gegenwart und trinkt mit den Gästen. Sonntags giebts ein Tänzchen im Schloßhofe, an dem sich die Damen des Schlosses beteiligen." Dergleichen kommt heutzutage wohl nirgends mehr vor. Der Gutsbesitzer, der sich noch ein wenig als Grandseigneur alten Stils fühlt, der wohlwollende Fabrikant giebt bei Jubiläen oder andern dergleichen außerordentlichen Gelegenheiten seinen Leuten ein Fest, das er auf einige Minuten oder auf ein Stündchen mit seiner Gegenwart beehrt, aber seine Feste sind nicht mehr ihre, und ihre Feste sind nicht mehr die seinigen. Die Gemeinsamkeit hat der schärfsten Trennung Platz gemacht. Schon die Kost beider Gesellschaftsklassen ist so himmelweit verschieden, daß der Reiche keine Ahnung davon hat, wie Kartoffeln, mit amerikanischem Fett angemacht, Zichorienbrühe und Fusel, halb verfaultes Abfallfleisch schmecken, während sich wieder der Arme von dem Geschmack der Speisen keine Vorstellung machen kann, aus denen ein Diner oder Souper, das Gedeck zu vierzig Mark, besteht. Auch in dieser Beziehung paßt der Ausspruch Disraelis: zwei verschiedne Welten, die einander nicht kennen. In die Prachtgemächer gar, die der Festfeier des Reichen dienen, wird dem Armen kein Einblick gestattet, außer in Zeiten, wo sie nicht festlich aussehn, und wo er als Lohnarbeiter mit ihrer Herstellung oder Ausbesserung beschäftigt ist. Den reichen Prasser läßt Christus in die Hölle stürzen, weil Lazarus, der auf seiner Schwelle lag, und dem die Hunde die Schwäre leckten, die begehrten Brosamen nicht bekam, die vom Tische fielen. Wo käme der Lazarus von heute auch nur so weit, den Tisch des Reichen zu sehen! Man denke sich das Unmögliche, daß sich Lazarus an den Eingang des Speisesaales in einem Palais des Berliner Tiergartenviertels geschlichen, sich dort malerisch hingelagert hätte und von den Hunden die Schwäre lecken ließe! Der Polizeibeamte, in dessen Bereich dieses Unglück geschähe, würde in Ohnmacht fallen; ihm wäre seine Karriere Zeitlebens verdorben. Der Lazarus von heute gehört in die Höhlen des Proletarierviertels, um die man sich nur kümmert, wenn Cholerafurcht die zarten Seelen der vornehmen Herren und Damen beunruhigt. Dann erhält Lazarus den gemessenen Befehl, sich eine reinlichere Wohnung oder überhaupt eine Wohnung zu schaffen, bei Strafe von hundert Mark oder im Unvermögensfall zehn Tagen Gefängnis für jede Übertretung. Um die Schönheit der Landschaft nicht beeinträchtigen zu lassen und Raum für die Fuchsjagd zu gewinnen, haben die englischen Lords quadratmeilengroße Parks angelegt, in deren Umzäunung kein Armer seine Hütte bauen darf, und auch in unsern festländischen Großstädten bedeutet die Ausdehnung der vornehmen Stadtviertel eine immer

unheimlichere Zusammendrängung der Armen in ihre Höllen. Also auch im Genuß ist die Solidarität zwischen Kapital und Arbeit zerrissen. Feiern die Vertreter der einen Klasse ein Fest, so genügt das Erscheinen eines Vertreters der andern, die Feststimmung zu verderben.

Die besondre Art des Lebensgenusses und Prunks der Reichen nun verleiht der Industrie einen beständigen Antrieb, der eine förmliche Revolution oder eine Reihe von Revolutionen zur Folge hat. Das eigentliche Bedürfnis der Reichen wird mit einem so kleinen Teile ihres Einkommens gedeckt, daß Geld genug übrig bleibt zur Befriedigung jeder Laune. Legion ist die Zahl der Geräte, Zieraten, Behänge, Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten, die zur Ausstattung eines vornehmen Hauses gehören. Die unerschöpfliche Kaufkraft des Besitzers bringt es mit sich, daß er sich mit der einmaligen Ausstattung nicht begnügt, sondern zur Ausfüllung der Langenweile beständig wechselt. Am raschesten aber geht der Wechsel der Frauengewänder und des Frauenputzes vor sich. Sehen wir einmal nach, was dieser Aufwand des Kapitals für die Arbeit bedeutet! Eine Dame einer gewissen Rang- und Vermögensstufe wird heutzutage jährlich etwa zehn Kleider verbrauchen. Vor einigen hundert Jahren mag eine Frau derselben Stufe fünf Wechselkleider besessen haben, deren jedes zehn Jahre lang reichte. Jene verbraucht demnach in zehn Jahren zwanzigmal so viel Stoff, als diese verbraucht hat. Ihr Einkommen mag fünfmal so groß, der Kleiderstoff vielleicht viermal so billig sein. Dann haben beide Frauen denselben Aufwand gemacht, aber die Handwerker, die die Stoffe anfertigen, hatten im zweiten Falle viermal mehr; sie konnten sich zur Arbeit Zeit nehmen und dabei besser leben. Damit ist jedoch der Unterschied keineswegs erschöpft. In der frühern Zeit verwendeten neun Zehntel aller Menschen den größten Teil ihrer Arbeit auf die Erzeugung der Dinge, die sie selbst brauchten, und die zu allen Zeiten jeder am nötigsten braucht: Nahrung, Kleidung und Wohnung. Der Bauer bestellte den Acker, sein Weib besorgte die Kühe, spann, webte und nähte, und verfiel seine Hütte, so zog er mit seinen Söhnen in den Gemeindewald, holte sich ein paar Stämme herein und besserte den Schaden aus. In den heutigen Industriestaaten ist kaum ein Viertel der Menschen in der Lage, auch nur das geringste von dem, was sie brauchen, selbst herzustellen. Der Hungrige kann nicht Brot oder Fleisch erzeugen, wem es an Stiefeln fehlt, der hat kein eignes Kalb, ihm das Fell abzuziehen, der Obdachlose darf sich keine Hütte bauen; nicht einmal einen Fleck hat er, auf dem er sie bauen könnte. Ja, wenn er in einer warmen Sommernacht einen vier Quadratschuh großen Rasenfleck dazu benutzt, seine müden Glieder darauf zu strecken, begeht er eine „Straftat.“ Wenn er in Berlin, wo zur Zeit 40 000 Wohnungen leer stehen, deren keine er bezahlen kann, auf einem freien Platze aus zusammengebettelten Brettern eine Hütte bauen wollte, so würde er damit eine ganze Reihe von „Straftaten“ begehen. Gleich

einem von Dantes Verdammten im Feuerregen muß er laufen, immer laufen, um nicht durch Verweilen an einem ihm nicht gehörigen Orte der Strafe zu verfallen. Für die Menschen ohne Grund- und andern Besitz, und diese machen heute die Mehrzahl aus, giebt es nur ein Mittel, sich das zum Leben erforderliche zu verschaffen, sie müssen es sich kaufen, vorher aber das Geld dazu mit einer Arbeit verdienen, die nicht zur Befriedigung ihrer eignen Bedürfnisse dient. Und weil zur Befriedigung der Bedürfnisse der Reichen ein sehr kleiner Teil der vorhandnen Arbeiter hinreicht, die Armen aber nicht genug Geld haben, alles Notwendige zu kaufen, demnach für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse bei weitem nicht so viel Arbeiter thätig sein können, als eigentlich sollten, so bietet einem großen Teile des Volks nur noch der Luxus der Reichen Gelegenheit zur Arbeit. Einiges von diesem Luxus gelangt ja nun auch in den Besitz des Mittelstandes, wenn auch zum Teil nur leihweise, und ein schäbiger Abraum davon verschönert sogar die Außenseite des höhern Proletarierdaseins. So sehen wir denn täglich neue Luxusindustrien hervorsprießen, denen sich noch zwei andre Gattungen völlig unnötiger Industrien beigesellen: nämlich solche, die schlechterdings keinen andern Zweck haben, als einen Fabrikanten zu bereichern, wie die Anfertigung einer angeblich neuen und daher patentirten Art von Hosenträgern oder von Bartsalbe oder von Schönheitsseife, und solche, die der Reklame aller übrigen zum Teil überflüssigen Fabrikaten dienen, wie die Anfertigung von illustrirten Katalogen oder von üppigen Frauenbildern, die eine neue Cigarrensorte vorstellen sollen, oder von kokett einladenden und fingerzeigenden Mädchen- und Kinderfiguren in den Ecken der Schaufenster. Und weil die Kaufkraft der Reichen alle notwendigen Dinge, vor allem den Erdboden, in solchem Umfange mit Beschlag belegt, daß dem Armen nicht einmal eine Pesthöhle als Wohnstätte umsonst zur Verfügung steht, so ist er gezwungen, um jeden Preis Geld zu verdienen und seine Arbeitskraft in einer jener Luxusindustrien um einen Spottpreis zu verkaufen. Er muß zehn bis zwölf Stunden des Tags oder der Nacht arbeiten, nicht um für sich und die Seinen Nahrung, Kleidung und Wohnung zu schaffen, sondern um einen Plunder herzustellen, den fast niemand mehr umsonst mag; ob dann das Geld, das er damit verdient, dazu hinreicht, ihm zu verschaffen, was er braucht, darum kümmert sich niemand. Oder er muß Dinge, die an sich schön und wertvoll sind, und an denen er, wenn man ihm Zeit ließe und ihn ordentlich bezahlte, mit Lust und Liebe arbeiten würde, in solchen Massen herstellen, daß ihm die Arbeit zur Pein und er selber schwindsüchtig, blind und bucklig dabei wird. Wie der von Troia zurückkehrende Agamemnon in des Aischylos gleichnamigem Drama vom Wagen steigen will, bemerkt er, daß Klytaimnestra den Weg zum Palastthor mit Teppichen hat belegen lassen. Er will den Purpur nicht betreten:

Wolle mir nicht zärtlein weiberhaft,
Noch nach Barbarengrußes Weise knechtisch mir
Staubhingesunkne Huldigung entgegenblähn,
Noch mache gar mit deinem Purpur meinen Weg
Verhaßt; die Götter nur ist so zu ehren recht!
Daß ich, ein Mensch, auf bunten Prachtgewanden soll
Hinschreiten, mir ists Grund zu mehr als eitler Furcht.

Aber das listige Weib setzt ihm so zu mit schmeichlerischen Bitten, daß er schließlich nachgiebt. Doch mag er den Purpur nicht anders als barfuß betreten:

Wohlan, du willst es! Bindet mir die Sohle ab
Zu diesem Gange, meines Fußes Dienerin,
Daß mich nicht ferner eines Gottes neidscher Blick,
Wenn ich in ihr auf Purpur trete, treffe; denn
Ich habe Scheu, Vergeuder reichen Guts zu sein,
Dies Prachtgewed zertretend, silberschwer erkauft.

Von dieser natürlichen und gesunden Auffassung des Altertums ist in diesem wie in andern Stücken bei uns keine Spur mehr vorhanden. Kein vornehmer Mann scheut sich mehr, Prachtgewebe zu zertreten, keine vornehme Dame fürchtet den Neid der Götter und den Haß der Menschen — vor dem letztern schützen ja die Kanonen —, wenn sie kostbare Spitzen, Seidenstoffe, Handschuhe verwüstet, worein überwachte, kranke, darbende Arbeiterinnen ihre Tränen gewebt, genäht und gestickt haben. Keinem Herrn und keiner Dame fällt es ein, wie viel Elend aus der Welt geschafft und wie viel Glück damit gestiftet werden könnte, wenn die reichen Leute nur die Hälfte dieser Stoffe verbrauchten und dafür den doppelten Preis zahlten. So kommt es, daß der Arme nicht arbeiten kann und darf, um sich das Brot und Fleisch, das er braucht, das Hemd und die Stiefeln und die Wohnung, die ihm fehlen, zu schaffen, sondern daß er arbeiten muß, um Zucker für England, Spiritus für Spanien, Spitzen und Teppiche für vornehme Herrschaften herzustellen, daneben auch Spielereien für jedermann in solchem Überfluß, daß sie niemand mehr mag, vor allem Wohnungen für gehoffte, aber in Wirklichkeit gar nicht vorhandne Mieter.

Das ist der Widersinn, den der Reichtum mit seiner Mutter, der Industrie zeugt, von der einen Seite. Er hat aber noch andre Seiten, von denen wir wenigstens eine hervorheben wollen. Es wurde schon erwähnt, daß zwischen Reichen und Armen keine Gemeinschaft des Genusses mehr vorkomme. Das gilt jedoch nur im allgemeinen; in einzelnen Fällen finden sich Reich und Arm schon noch im Genuß zusammen. So z. B. vergnügen sich reiche Herren nicht selten mit — armen Mädchen. Aber, das ist das merkwürdige, diese Mädchen dürfen nicht die Arbeiterinnen des Herrn sein, oder wenn sie es ausnahmsweise einmal sind, so werden sie nicht in ihrer Eigenschaft als seine Arbeiterinnen zum gemeinsamen Genuß zugelassen. Kürzlich war in den Zeitungen zu lesen, ein Hamburger Kaufmann habe einer Berliner Kellnerin 15000 Mark

geschickt, „als Anerkennung für aufmerksame Bedienung.“ Diesmal soll es sich um ein anständiges Mädchen und wirklich bloß um aufmerksame Bedienung gehandelt haben. In andern Fällen, die nicht in die Zeitung zu kommen pflegen, handelt es sich um etwas andres; und abgesehn von solchen Geschenken, werden Unsummen mit solchen Mädchen verpraßt, Summen, von denen noch dazu der größte Teil jenen Blutsaugern in den Rachen fällt, die als Wirte anrüchiger Lokale mit doppelter und dreifacher Kreide rechnen. Nichts hindert einen reichen Mann oder seinen flotten Sohn, in einem Jahre solchen Schmarotzern 100000 Mark in den Rachen zu werfen. Dagegen würde es mit Schwierigkeiten verbunden sein, wenn er als Fabrikant seinen 500 Fabrikarbeiterinnen jeder 200 Mark jährlich zulegen wollte. Seine Kollegen würden das für höchst unkollegialisch erklären und alle modernen Kunstgriffe der Konkurrenz aufbieten, ihn zu vernichten. Wie viel besser wäre es, die unstandesgemäßen Personen, mit denen er sich in den Blumensälen, bei Ronacher oder sonstwo vergnügt, wären seine persönlichen Sklavinnen, dann hätte er wenigstens die Verpflichtung, sie lebenslänglich zu ernähren!

Zum Schluß dürfen wir noch einen andern Unterschied des heutigen Reichtums von dem mittelalterlichen nicht unerwähnt lassen. Der mittelalterliche Grundherr genoß seine Einkünfte nicht ohne Gegenleistung. Wir meinen damit nicht, daß seine Gutswirtschaft die Musterwirtschaft für die Bauern war, und daß nicht selten der Wirtschaftsbetrieb des ganzen Dorfes unter seiner Aufsicht stand, daß er also Betriebsleiter war; das sind ja die heutigen Reichen zum Teil — nur sehr zum Teil — ebenfalls. Sondern, daß er die Obrigkeit der Bauern war. Mit seinen Reisigen schützte er sie vor feindlichen Überfällen, und sein Vogt besorgte, unter Beiziehung der Bauern, die Rechtspflege. Verwaltung und Regierung kosteten den gemeinen Mann nichts; die Kosten waren in dem enthalten, was er dem gnädigen Herrn leistete. Der heutige Reichtum verpflichtet zu keinen solchen Gegenleistungen. In einzelnen Fällen werden sie freiwillig gewährt, indem der reiche Mann Ehrenämter der Selbstverwaltung bekleidet oder — was mitunter ein Dienst von recht zweifelhaftem Wert ist — indem er im Parlamente sitzt oder für eine Partei agitirt. Aber sehr viele Reichen leisten fürs Gemeinwesen rein gar nichts. Jedenfalls wird der bei weitem größte Teil der Staatsverwaltung, ebenso wie die Landesverteidigung, von besonders dafür bestimmten Personen besorgt, deren Besoldung das Volk noch neben dem Reichtum der Reichen durch seine Arbeit aufbringen muß. Nun ist es ja vielleicht gerade kein Unglück, daß die Herren Rothschild, Bleichröder, Krupp, Fürst Pleß u. s. w. nicht unsre geborne, von Gott gesetzte Obrigkeit sind (owohl schon ein starker monarchischer Wille dazu gehört, zu verhüten, daß die Staatsbeamten, deren allerhöchste für den Landtag in der dritten Klasse wählen, zu Werkzeugen der reichen Schlächtermeister der zweiten und der Magnaten und Finanzfürsten der ersten Klasse herabsinken), allein jedenfalls wird

durch diesen Umstand der Wert des modernen Reichtums für Volk und Staat noch zweifelhafter oder, wie andre lieber sagen werden, sein Unwert noch unzweifelhafter.

Sollte Professor Wolf unsre Ausführungen zufällig lesen, so würde er es sich vielleicht doch noch überlegen, ob er in den spätern Auflagen seines Buches den Satz stehen lassen soll: „Und wenn gleichzeitig die Spitze in die Höhe wächst, so verschlägt das nichts."

Die Sprache
des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs

Von Walter Gensel

(Schluß)

3

Verstöße gegen den Sprachgebrauch. In zahlreichen Fällen setzt sich der Entwurf in Widerspruch zum Sprachgebrauch. Seine sämtlichen Bestimmungen werden Vorschriften genannt. Er enthält jedoch viele Bestimmungen, in denen nichts vorgeschrieben, sondern etwas gestattet, z. B. ein Thun oder Lassen in das Ermessen jemandes gestellt wird. Hier wäre doch zu sagen: Bestimmungen; so auch da, wo eine Stelle Vorschriften und Bestimmungen andern Inhalts enthält.

Andrerseits wendet der Entwurf das Wort bestimmen an, wo dafür zu setzen wäre anordnen, verfügen oder aussprechen. So spricht er z. B. in § 1331 von einem die Wiederherstellung der ehelichen Nutznießung bestimmenden Urteile, ebenso in § 1405 von einem die Auflösung der Gütergemeinschaft bestimmenden Urteile; in § 1449 heißt es sogar: „In jedem Urteile, durch welches auf Scheidung erkannt wird, ist zugleich zu bestimmen, daß der Ehegatte der schuldige Theil sei," während es sich doch in den ersten beiden Fällen um Anordnungen, im letzten um einen Ausspruch, um Feststellung einer Thatsache in Entscheidungsform handelt.

Was hat man sich vorzustellen unter einem Elternteil oder einem Großelternteil? Denkt man an die gebräuchlichen Wörter Kindesteil oder Altenteil, so könnte man wohl unter Elternteil einen Anteil verstehen, der den Eltern zukommt oder angewiesen wird. Der Entwurf will aber unter Elternteil eines der beiden Eltern verstanden wissen. Die Bezeichnung ist dem preußischen

Landrecht entnommen; sie bedeutet aber keinen Gewinn, nicht nur weil sie irreführt, sondern auch weil sie falsch gebildet und ungebräuchlich ist. Für eines der Eltern haben wir eben kein brauchbares Wort. Man will Kürze erreichen; es ist aber kürzer, zu sagen: hat keins der Großeltern den Erblasser überlebt, als mit dem Entwurfe: hat keiner der Großelternteile u. s. w. Wahrscheinlich hat man sich vor dem Neutrum eins oder keins gefürchtet. In der lebendigen Sprache ist aber das Neutrum zur Bezeichnung beider Geschlechter durchaus üblich. Ganz unzulässig ist die Zusammensetzung: jeder seiner Elternteile (§ 1975).

Häufig wendet der Entwurf die Wendung an: sich gründen in einem Rechtsverhältnisse, in einem Verzichte, in einem Umstande, darin. Der Sprachgebrauch kennt nur: der Anspruch gründet sich darauf, und zwar nicht auf einem Rechtsverhältnisse, sondern auf ein Rechtsverhältnis. Sich gründen heißt nicht: seinen Grund haben in etwas, sondern: sich stützen, sich aufbauen auf etwas. Der Entwurf scheint mir zwei verschiedne bildliche Redewendungen durch einander zu werfen.

In den §§ 197, 131, 137 muß es statt Ausfall der Bedingung heißen: Wegfall. (Richtig § 488: Wegfall eines Vermächtnisses). In § 672 findet sich der Ausdruck: einen Verzicht erteilen. Gebräuchlich ist: einen Verzicht erklären oder aussprechen. Mehrfach — so in den §§ 158, 182, 941, 2013, 2014 — ist die Rede von Befriedigung eines Anspruchs. Bei dem Begriffe Befriedigung kann man aber nur an einen Vorgang denken, der sich in der Person des Anspruchsberechtigten vollzieht; es muß also heißen: Befriedigung des Gläubigers. So drückt sich auch der Entwurf selbst in den §§ 183, 674, 1078 richtig aus.

Der Entwurf spricht (§§ 362 f.) von gegenseitigen Verträgen. Nun spricht man wohl von gegenseitigen Vertragsleistungen, aber unter gegenseitigen Verträgen könnte man höchstens die mehreren Verträge verstehen, die zwei Parteien mit einander — gegenseitig — abgeschlossen haben; dann aber bezöge sich das gegenseitig auf die mehreren Abschlüsse, nicht auf die beiderseitigen Leistungen, zu denen jeder einzelne Vertrag verpflichtet. Der Entwurf will aber unter gegenseitigen Verträgen solche Verträge verstanden wissen, bei denen beide Vertragschließenden etwas zu leisten haben, und das liegt nicht darin ausgesprochen. Solche Verträge hießen bisher gewöhnlich zweiseitige Verträge. Dieser Ausdruck, eine Übersetzung des lateinischen bilateralis, ist zwar auch nicht treffend, aber verständlicher und jedermann vertraut.

In § 1105 ist von dem belegenen Grundstücke die Rede. Sagt man aber etwa: ein Grundstück beliegt da und da? Wenn es die Form belegen gäbe, so könnte sie nur von beliegen abstammen. Das Wort belegen gehört in das bezopfte Geschlecht der beschehen und seiner Genossen. Diese alten Möbel wollen wir doch wohl nicht in das neue Gebäude mit herübernehmen.

Als verfehlt ist die Wendung zu bezeichnen: eine Erklärung kommt einem zu (§ 1288). Zukommen bedeutet so viel wie zustehen: es kommt oder steht z. B. einem das letzte Wort zu. Der Entwurf will aber sagen, daß einem eine Erklärung zugeht, an ihn gelangt.

§ 706 nennt die Person, der ein Schaden zugefügt worden ist, den Beschädigten, und zwar auch in den Fällen, wo es sich nur um eine Vermögensschädigung handelt. Wenn mir aber jemand Steine in mein Gewächshaus wirft, so bin nicht ich der Beschädigte, sondern das Gewächshaus ist beschädigt. Wohl aber bin ich der Geschädigte. Ob man einen körperlich verletzten den Beschädigten nennen kann, will ich dahingestellt sein lassen; jedenfalls kann man auch ihn den Geschädigten nennen; dieser Ausdruck paßt für alle Fälle. Ebenso ist für beschädigende Handlung zu setzen: schädigende Handlung.

§ 914 nennt den Finderlohn unzutreffend Fundlohn; nicht der Fund wird belohnt, sondern der Finder, und dieser nicht für den Fund, sondern für die Ablieferung.

Ungebräuchlich ist es, von Beziehung der Leibrente, der Früchte, der Nutzungen zu sprechen (§§ 858, 900, 1027, 1154 u. a.). Schopenhauer freilich, der das Wort Bezug nur beim Sofa gelten lassen wollte, würde an dieser Anwendung seine Freude gehabt haben. Aber der allgemeine Sprachgebrauch hat sich — zutreffend — anders entschieden; er wendet Beziehung nur in übertragnem Sinne an; von Rentenbeziehung aber spricht niemand, sondern jedermann sagt Rentenbezug. Man spricht auch nicht, wie der Entwurf, von Erträgen, sondern von Erträgnissen; Ertrag ist die Gesamtheit der Erträgnisse.

Scharf unterscheidet der Sprachgebrauch zwischen sofern und soweit. Sofern ist reines Bedingungswort, gleichbedeutend mit wenn; soweit bezeichnet eine Einschränkung dem Umfange nach. Im Entwurfe findet sich aber sofern zuweilen in der Bedeutung von soweit angewendet; so z. B. in § 1936.

In den Gesetzen wie in den Lehrbüchern hat sich von jeher ein Schwanken zwischen den Ausdrücken Zurückhaltungsrecht und Zurückbehaltungsrecht gezeigt. Der Entwurf (§§ 233 f., 915, 938) hat sich für das zweite entschieden, aber mit Unrecht. Man kann eine Handlung, z. B. die Zahlung einer Schuld, die Ausführung eines Auftrags, die Abgabe einer Erklärung, nicht zurückbehalten, sondern nur zurückhalten. Behalten setzt eine Inhabung, also ein körperliches Verhältnis zu einer Sache voraus. Aber selbst bei Sachen ist die Inhabung nicht immer zur Ausübung des Zurückhaltungsrechts erforderlich. Wenn ein Mieter, der mir, seinem Vermieter, Mietzins schuldet, aus den von ihm noch bewohnten Zimmern einzelne Möbelstücke wegschaffen will, so kann ich diese zurückhalten; zurückbehalten kann ich sie

nicht, denn ich habe sie nicht. Anders in den §§ 1040, 1339, wo mit Recht von Zurückbehaltung gesprochen wird. Die „Motive“ zu § 233 (Bd. 2, S. 209) sprechen übrigens richtig von Zurückhaltung.

In § 514 ist das Wort außerdem unrichtig gebraucht, denn es handelt sich dort nicht um ein gleichzeitig zustehendes zweites Recht, sondern um ein Wahlrecht.

Mehrfach findet sich die Wendung: auf den Betrag kommt in Abzug, auf den Betrag ist abzurechnen. Dem Sprachgebrauche wie dem Sinne würde besser entsprechen: von dem Betrage kommt in Abzug, von dem Betrage ist abzurechnen; oder auf den Betrag ist zu verrechnen oder anzurechnen. Aber man sagt nicht und kann nicht sagen: abziehen auf einen Betrag.

Der Entwurf ist überhaupt öfter unglücklich in der Wahl der Verhältniswörter (Präpositionen). Ausnahmslos sagt er: der Zeitpunkt, in (statt zu) welchem etwas geschieht [noch besser: wo! D. Red.]. Er spricht von Verwendungen des Ehemanns in (statt auf) sein Vorbehaltsgut (richtig in § 936), von Ausdrücken, die in (statt bei) einem Rechtsgeschäfte gebraucht [worden] sind. Ganz wider den Sprachgebrauch, zuweilen sogar sinnwidrig, wird das Verhältniswort wegen angewendet. Wegen hat stets eine ursächliche Bedeutung, wenn sie auch nicht immer die Hauptbedeutung ist. Der Entwurf aber wendet wegen oft rein gegenständlich an, also in Fällen, wo farblose Verhältniswörter wie auf, für, aus am Platze wären. So heißt es in § 741: „Auch finden wegen Herausgabe der Nutzungen und wegen Haftung für Erhaltung und Verwahrung die Vorschriften Anwendung, welche“ u. s. w.; und in § 1141: „Der Anspruch wegen rückständiger Grundschuldzinsen ist nach den Vorschriften zu beurtheilen, welche für den Anspruch wegen rückständiger Hypothekenzinsen gelten.“ In beiden Fällen muß es auf heißen. Es scheint, als wären die Verfasser der Meinung, man könnte dann aus der Fassung schon eine Bejahung der Herausgabe- und Haftpflicht, des Bestehens eines Zinsenanspruchs herauslesen; aber das wird niemand thun. Jedenfalls kann man ein solches Mißverständnis bei § 867 nicht befürchten, wo es gleichwohl heißt: „Der Eigenthümer hat, wenn ein solcher Schaden zu besorgen ist, wegen Ersatzes desselben Sicherheit zu leisten.“ Nein, die Sicherheit ist wegen der Besorgnis, aber für den Ersatz zu leisten. (So richtig in § 988 Abs. 2.) Unrichtig ist auch die Wendung des § 720: Bereicherung wegen verwerflichen Empfanges. Man spricht von einer Bereicherung aus verwerflichem Empfang oder durch ihn. Ganz verfehlt ist das wegen in § 516 angewendet: „Überläßt der Miether den Gebrauch (der Mietsache) an einen Anderen, so haftet er dem Vermiether in Ansehung [!] der Erfüllung seiner Verpflichtungen wegen des Verschuldens des Anderen.“ Der Mieter soll doch nicht haften, weil der andre etwas verschuldet, sondern er wird vom Gesetzgeber haftbar gemacht, obgleich nur der andre etwas verschuldet.

Er haftet also *für* das Verschulden des andern. Gegen den Sprachgebrauch ist auch die Wendung (§ 522): „Die Kündigung ist bei unbeweglichen Sachen nur *zum* Ablaufe der Kalendervierteljahre zulässig." Wohl sagt man: ich kündige *zu* Ostern, *zu* Michaelis, oder: ich werde *zu* Ende dieses Monats, *zum* 31. Dezember kündigen. Aber damit meint man den Zeitpunkt der Kündigungserklärung, nicht, wie der Entwurf, den Zeitpunkt, wo die Kündigungsfrist endigt. Nach dem guten Sprachgebrauche heißt es: Ich kündige *zu* Ostern *für* Michaelis, *am* 31. Dezember *für* den 31. März. Der Schlußsatz der „Motive" zu § 522 trifft im Gegensatz zum Entwurf auch hier wieder das richtige: Kündigung *für* den nächsten Termin.

4. *Sprachunschönheiten.* Wie schon bemerkt, läßt der Entwurf im großen und ganzen das Bestreben nach Einfachheit des Ausdrucks erkennen. Zuweilen kommen aber doch Wendungen vor, die nichts weniger als einfach, ja umständlich, gespreizt oder steif, jedenfalls aber unschön sind. Vieles gehört dem veralteten Kanzleistil oder doch dem Papierstil oder Tintendeutsch an, einiges einer gerade herrschenden häßlichen Zeitungsmode.

Auf jeder Seite beinahe stößt man auf die Formel in *Ansehung*. Sie ist nicht alleiniges Eigentum der Juristen, man findet sie auch bei Kant, Lessing und andern. Aber schon bei Grimm heißt es darüber: „Man sagt heute auch: in Hinsicht, in Bezug auf, oder hinsichtlich, bezüglich." In unsern Tagen ist die Formel ganz altmodisch geworden. Neuere gute Schriftsteller wenden sie nicht mehr an. Sie ist auch entbehrlich: *hinsichtlich* ersetzt sie vollkommen. Wie zopfig klingt es doch, wenn es in § 100 heißt: „Fehlt bei der Schließung eines Vertrages in *Ansehung* eines Theiles des Vertrages die Übereinstimmung des Willens der Vertragschließenden," oder in § 1478: „so finden in *Ansehung* der Anfechtung der Anerkennung die Vorschriften ... entsprechende Anwendung." In § 571 findet sich die Formel dreimal in einem Satze. Vielfach ist sie aber nicht einmal am Platze; an einigen Stellen (z. B. §§ 548, 871, 939, 1114, 1429, 1863) wäre *auf* dafür zu setzen, an andern (z. B. 1254) *für*, noch an andern (571, 1509, 1702, 2061) bei: „der Anspruch unterliegt in *Ansehung* beweglicher Sachen" (bei beweglichen Sachen) einer Verjährung von sechs Monaten; wieder an andern wäre die Formel mit *über* zu vertauschen, z. B.: „der Erblasser kann in *Ansehung* eines Bruchtheiles verfügen" (*über* einen Bruchteil).

Vielfach ohne Not werden die breitspurigen Tintendeutschwörter *behufs*, *mittels* und *seitens* oder *von Seiten* angewendet. So § 766: „eine *behufs* Erhaltung des Gegenstandes erforderliche Maßregel." In dem ersten Satze dieser Bestimmung ist „zur Erhaltung" gesagt. Überhaupt ist *behufs* hier falsch angewendet, denn es weist stets auf die Absicht eines Handelnden hin. § 171 f.: „die Unterbrechung der Verjährung *mittels* (durch) Klage," „*mittels* Vornahme einer Vollstreckungshandlung"; § 803: „*Mittels* Über-

nahme wird der Besitz erworben"; § 1199: „das mittels Eintrages begründete Pfandrecht." § 173: „wenn dem Antrage seitens (von) der Behörde nicht stattgegeben wird"; § 824: „daß von Seiten des (vom) Einwendenden verbotene Eigenmacht verübt worden sei." Völlig überflüssig ist das von Seiten in § 2063: „durch einen Verzicht von Seiten des Nachlaßpflegers."

In einzelnen Teilen des Entwurfs wird das häßliche in Gemäßheit ausgiebig angewendet, z. B. in den §§ 895 bis 897. Es kann fast überall durch das einfache nach ersetzt werden. Dasselbe gilt von der Formel nach Maßgabe, z. B. §§ 1376, 1378. An Stelle der ebenfalls dem Kanzleistile angehörigen Formel mit der Maßgabe kann besser und schärfer gesagt werden: mit der Beschränkung oder Einschränkung (so in § 1267) oder, je nachdem es der Sinn erheischt: mit der Besonderheit, mit der Abweichung, mit der Erweiterung.

Viel zu oft findet sich das steife derjenige, welcher. Es mag Fälle geben, wo der Nachdruck, den das derjenige verleiht, nicht ganz entbehrlich ist; im Entwurfe ist es meist ohne Not angewendet, so u. a. in den §§ 1000 (zweimal), 1433, 1485, 1486, 1531 Nr. 2, 1690, 1825, 1879. Einfach überflüssig ist es in § 641. Daß es recht gut vermieden werden kann, zeigen die §§ 1432, 1530 Abs. 2, 1687 Abs. 6, 1691, 1859. In § 881 heißt es: „Derjenige, welcher eine bewegliche Sache während (!) einer Zeit von zehn Jahren besessen hat" u. s. w. Warum nicht kurz (wie in § 880): Wer eine Sache zehn Jahre besessen hat?

Ein Teil der dem Entwurf anhaftenden Steifheit ist auf die ausschließliche Verwendung des zurückbezüglichen Fürworts welcher, welche, welches zu schieben. Das leichte, gefällige der, die, das verschmähen die Verfasser, oder sie benutzen es doch nur in der unentbehrlichen Genetivform dessen, deren. In den Gesetzeswerken ist allerdings das welcher, welche, welches überall heimisch, auch trifft man es reichlich bei vielen guten Schriftstellern an. Es ist auch nicht zutreffend, wenn Wustmann (Sprachdummheiten S. 145) sagt: „kein Mensch spricht »welcher,« es wird immer nur geschrieben"; vielmehr kann man sich in den Gerichtssälen, Hörsälen, Kirchen überzeugen, daß viele Richter und Anwälte, Lehrer und Prediger überhaupt kein andres Relativ kennen, als welcher.*) Man hält es für gewählter, für vornehmer. Aber nirgends wird es mit solcher Zähigkeit festgehalten wie in dem Entwurfe. Hier findet es sich selbst in Wendungen, wo man es bei guten Schriftstellern vergeblich suchen würde, wie z. B. in § 2154: „eine Schwangerschaft, in Folge welcher eine erbberechtigte Person geboren werden kann." Ja es kommen

*) Die „sprechen" auch nicht, die „reden," d. h. sie sprechen eben Papiersprache. Die Grenzboten kommen schon seit Jahren ganz ohne das steifleinene welcher aus. D. R.

Stellen vor, die den Anschein erwecken, als ob man zu Relativsätzen griffe, um nur das brave welcher anwenden zu können. So heißt es in § 310: „Die Abtretung einer Forderung, welche dem Abtretenden nicht zustand, wird wirksam, wenn sie von demjenigen, welchem die Forderung zusteht, genehmigt wird, oder wenn der Abtretende von demjenigen, welchem die Forderung zusteht, beerbt wird." Was wäre gegen folgende einfache Fassung einzuwenden: „Die Abtretung einer dem Abtretenden nicht zustehenden Forderung wird wirksam, wenn der Berechtigte sie genehmigt, oder wenn er den Abtretenden beerbt?" Nur der Beständigkeit zuliebe heißt es in dem Entwurf sogar: ein Jeder, welcher. Sprechen würden die Verfasser ganz gewiß nicht so.

Einer besondern Verehrung erfreut sich auch das wackre Wort derselbe, dieser treue Freund und Retter aller derer, die nicht wissen, ob und wann sie er oder dieser sagen sollen, das Schoßkind derer, die „dasselbe" für den Gipfelpunkt aller Schriftstellerkunst halten. Ich meine das Wort in dem Sinne, der sich ergiebt, wenn man keine seiner drei Silben betont. Wer diesem Worte, dem Inbegriff des Hölzernen, Stelzbeinigen, Anmutlosen zugethan ist, der wird an dem Entwurf eine rechte Freude haben, denn „derselbe" strotzt von „demselben." Keine Seite ohne derselbe, in mancher Bestimmung drei-, viermal derselbe.

Einen Bleiklumpen nennt Wustmann das Wort, einen entnervten Muskel Schröder in seiner bekannten Abhandlung in den Preußischen Jahrbüchern. Die Verehrer können sich freilich auf Goethe berufen, aber — nur auf den alternden, wie er uns in der zweiten Hälfte seines Briefwechsels mit Schiller und in „Dichtung und Wahrheit" entgegentritt; auch auf den Prosaiker Schiller und auf Ranke, der in „demselben" schwelgt wie — nun wie der Entwurf. Ich möchte es lieber mit Wustmann halten, wenn er sagt: „Könnte man unsrer Schriftsprache dieses Wort abnehmen, schon dadurch allein würde sie Flügel zu bekommen scheinen." Ganz entbehren können wir es allerdings nicht; oft dient es der Deutlichkeit, zuweilen läßt es sich ohne gänzliche Veränderung des Satzes überhaupt nicht ersetzen. Wenn es in § 388 des Entwurfs heißt: „Hat der Veräußerer eines Grundstückes eine bestimmte Größe desselben zugesichert," so wüßte ich nicht, wie man anders sagen könnte.*) Allein der Entwurf gebraucht das Wort erstens vielfach da, wo es einfach gestrichen werden kann, zweitens da, wo es fälschlich für er und dieser steht,

*) Sehr einfach so: „Hat der Veräußerer eine bestimmte Größe des Grundstücks zugesichert." Die Grenzboten schreiben schon seit Jahren auch kein derselbe mehr, außer in der Bedeutung idem. Dort schreiben sie es aber auch, und nicht etwa der gleiche oder der nämliche. D. R.

Bemerkung des Verfassers: Diese Fassung wäre möglich, wenn schon vorher von einem Grundstückskaufe die Rede wäre. Der Paragraph behandelt aber einen Kauf dieser Art als einen besondern, mit besondern Rechtsfolgen der Zusicherung einer bestimmten Größe. G.

und drittens an zahllosen Stellen, wo es an sich zwar richtig ist, aber besser und wohllautender durch er oder dieser ersetzt würde. Ganz streichen läßt es sich z. B. an folgenden Stellen: § 994: „Er ist nicht befugt, die Sache umzugestalten oder dieselbe wesentlich zu verändern." § 1933 Abs. 2: „Eine widerrufene letztwillige Verfügung wird dadurch nicht wiederhergestellt, daß der Widerruf derselben widerrufen wird." Falsch ist die Anwendung u. a. in den §§ 454, 1727, 2045. § 454: „Hat Jemand einem Anderen aus einem zwischen ihnen bestehenden Schuldverhältnisse eine Geldsumme oder andere Sachen zu leisten, so kann zwischen denselben vereinbart werden" u. s. w. Hier muß es, wie vorher, zwischen ihnen heißen. In § 805: „daß der bisherige Besitzer im Einverständnisse mit dem Anderen diesem den Willen erklärt, die thatsächliche Gewalt fortan für denselben auszuüben" beseitigt das Wort geradezu den Nachdruck, den es geben soll, denn in dem hier gebrauchten Sinne gestattet das Wort keine Betonung, während diese doch hier nötig ist; es muß heißen: für ihn auszuüben. Ein besondres Beispiel falscher Anwendung bieten die „Motive." In Bd. 1 S. 391 heißt es: „Zur Tüchtigkeit eines Bürgen muß es genügen, daß er ein der Höhe der zu leistenden Sicherheit angemessenes Vermögen besitzt, andererseits, daß derselbe im Inlande seinen allgemeinen Gerichtsstand hat." Was ist das für Deutsch: daß er, und daß derselbe! Unnötig endlich ist das Wort fast in sämtlichen Fällen. Es sollen hier nur einige besondre Arten solcher Fälle aufgeführt werden. „Hat der Dritte die Sache selbst oder das Recht, dieselbe zu gebrauchen, erworben" — „für die ordnungsmäßige Erhaltung der Sache und des wirthschaftlichen Bestandes derselben (ihres Bestandes) zu sorgen" — „Eine letztwillige Verfügung kann angefochten werden, wenn der Erblasser zu derselben durch Irrthum bestimmt worden ist (durch Irrtum dazu bestimmt worden ist).

Aber, wie gesagt — derselbe gilt für vornehm; in Wahrheit raubt das Wort der Sprache ihren Adel. Man denke, daß jemand sagte: Hier ist meine Hand: darf ich Ihnen dieselbe für das Leben bieten?

Doch nicht nur um seiner Steifheit willen ist das Wort zu meiden; auch weil seine Verwendung sprachunwirtschaftlich ist. Man zahlt nicht drei Mark für etwas, was mit einer Mark zu erlangen ist. Und wie der feinfühlige Schriftsteller eine Steigerung meidet, wo der einfache Ausdruck ausreicht, so wird er auch nicht das gespreizte derselbe anwenden, wo das einfache er genügt.

An der Steifheit und Schwerfälligkeit des Entwurfs ist aber auch eine gewisse Ängstlichkeit der Verfasser mit schuld. Von der Sorge befangen, es könnten Mißverständnisse oder auch nur Härten entstehen, greifen sie zu unschönen Wiederholungen und Härten andrer Art. So ist eine stehende Redewendung: „wenn die Unkenntnis auf grober Fahrlässigkeit beruht hat"; z. B. in den §§ 877 und 878: „wenn der Erwerber diesen Umstand nicht gekannt,

seine Unkenntniß auch nicht auf grober Fahrlässigkeit beruht hat." Augenscheinlich fürchtet man, es könnte sonst jemand auch den Fall einer nach der Erwerbszeit verschuldeten (und deshalb einflußlosen) Unkenntnis hierher rechnen wollen. Ferner § 240: „Kann der Schuldner seine Verbindlichkeit nicht erfüllen, weil die ihm obliegende Leistung in Folge eines von ihm zu vertretenden Umstandes unmöglich geworden ist, so ist der Schuldner verpflichtet, den Schaden zu ersetzen." Also: Kann der Schuldner, so ist der Schuldner u. s. w.! Warum nicht er? Als ob jemand auf den Gedanken kommen könnte, das er auf das Wort „Umstand" zu beziehen! § 885: „Die Ersitzung gilt als nicht unterbrochen, wenn der Ersitzende den Besitz ohne seinen Willen verloren hat und entweder den Besitz binnen Jahresfrist wiedererlangt oder auf Herausgabe der Sache binnen Jahresfrist Klage erhebt und mittels der Klage den Besitz wiedererlangt." Der Satz könnte einfach so lauten: „wenn der Ersitzende den Besitz ohne seinen Willen verloren hat und ihn entweder binnen Jahresfrist oder auf eine binnen gleicher Frist erhobne Klage wiedererlangt." § 906: „Ein ausgezogener [!] Bienenschwarm wird herrenlos, wenn der Eigenthümer denselben [!] nicht unverzüglich verfolgt, oder wenn der Eigenthümer die Verfolgung aufgiebt oder den Schwarm dergestalt aus dem Gesichte verliert, daß er nicht mehr weiß, wo derselbe [!] sich befindet." Zweimal der Eigentümer, zweimal der Schwarm, zweimal derselbe! Und dies alles, offenbar nur damit man nicht etwa auf den Gedanken komme, der Eigentümer wisse nicht mehr, wo er sich selber befinde! Was wäre gegen folgende einfache Fassung einzuwenden: „Ein ausziehender Bienenschwarm wird herrenlos, wenn ihn der Eigentümer nicht unverzüglich verfolgt oder seine Verfolgung aufgiebt oder ihn dergestalt aus dem Gesichte verliert, daß er ihn nicht mehr zu finden weiß?" § 1681 Abs. 1: „Ist zu einem Rechtsgeschäfte die Genehmigung des Vormundschaftsgerichtes erforderlich, so kann diese Genehmigung (sie!) ... erklärt werden." Abs. 4: „Solange der Vertrag noch wirksam werden kann, ist der andere Vertragschließende nicht berechtigt, von dem Vertrage (davon!) zurückzutreten." Dergleichen Breitspurigkeiten finden sich in großer Menge.

Viel trägt auch zur Steifheit bei die ausnahmslos festgehaltne Verwendung des e im Genetiv: des Gerichtes, des Urteiles. Hier muß doch wohl der Gebrauch, müssen auch Gründe des Wohlklangs entscheiden. Man sagt nicht: Blatts, Grunds, Kinds; aber man sagt andrerseits auch nicht: Irrtumes, Anspruches, Eigentumes, oder gar Abkömmlinges, Monates. Im Entwurfe heißt es ohne jede Rücksicht auf Mißklang und Härte stets: Gesetzbuches, Papieres, Inbegriffes, Vertrages. Die Beständigkeit geht sogar so weit, daß man (§ 1437) das e dreimal hinter einander erscheinen läßt: „Der Antrag kann auf Eintragung eines Theiles des Inhaltes des Vertrages beschränkt werden." Besser wäre: eines Teils von dem Inhalte

des Vertrags. In der Zivilprozeßordnung heißt es: Gerichts, Antrags, Einspruchs. Der Entwurf nennt sich „Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches"; in der amtlichen Zusammenstellung von Gutachten wird er vom Berichterstatter Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs genannt; dort heißt es überall: Vereins, Reichs, Rechts, Inhalts, Volks.

Eine häßliche Juristenformel ist das ständig wiederkehrende in Ermangelung; z. B. § 38: „in Ermangelung eines solchen Wohnsitzes," § 475: „in Ermangelung einer vereinbarten Frist," § 1246: „in Ermangelung eines solchen Standesbeamten." Man sagt nicht: die Ermangelung eines Wohnsitzes, sondern der Mangel. Warum also nicht: beim Mangel eines Wohnsitzes? Wozu ferner die gespreizten Wendungen: „eine Beweisaufnahme in Antrag bringen" (§ 402), „der Mangel gründet sich in einem Umstande" (§ 569), „der Vorerbe ist verpflichtet, die Sachen unter Versicherung zu bringen" (§ 1817). Als ob wir nicht die Worte beantragen, beruhen, versichern hätten!

Eine stehende Wendung lautet: „sofern nicht das Gesetz ein Anderes bestimmt." Ein Anderes hat etwas altertümelndes an sich. Man streiche das ein, oder sage schlechtweg: sofern das Gesetz nicht anders bestimmt.*)

Der Entwurf ist überhaupt mit dem unbestimmten Artikel ein, eine, ein, der jetzt der Modeartikel ist, reichlich bedacht. So heißt es: ein Jeder, welcher, ein jeder der Ehegatten, ein jeder einzelne Erbe, ein jeder andere jener Abkömmlinge. Oder: ein Gleiches gilt; an andern Stellen wird kürzer dasselbe oder doch das Gleiche gesagt. Der Entwurf ist auch nicht ganz frei von dem gespreizten, überdies logisch falschen ein in Wendungen, wie in § 212: „so gilt das Schuldverhältnis im Zweifel als ein durch die Wahl des Dritten bedingtes." Es muß heißen: Das Schuldverhältnis gilt als durch die Wahl des Dritten bedingt. Sind wir denn Lateiner geworden?

Zu dramatisch klingt die stehende Formel: es sei(!) denn, daß (überdies stets mit dem Indikativ nach daß). Sie paßt nicht zu dem einfachen Ton eines bürgerlichen Gesetzbuchs. In andern Gesetzen heißt es dafür: ausgenommen wenn.

Eine überaus häufige Sprachunschönheit ist die, das Passivum anzuwenden, auch da, wo nicht der geringste Grund dazu vorliegt. Beispiele: § 684 Abs. 3: „daß von dem Schuldner gegen die guten Sitten verstoßen worden ist." § 714 Abs. 2: „wenn von den Mehreren nicht gemeinsam gehandelt ist." § 1339 Abs. 4: „Ist von dem Ehemanne die Verpflichtung verletzt." § 1364: „eine Verminderung, welche von ihm bewirkt ist." § 1436: „Wird der Wohnsitz

*) Das beste ist: sofern das Gesetz nichts andres bestimmt. Der Fehler liegt hier in der häßlichen, ganz undeutschen Zerlegung des nichts in nicht ein. D. R.

von dem Ehemanne verlegt." § 1770: „Sind von dem Erblasser mehrere Personen bezeichnet." § 1828: „Ist von dem Vorerben über einen der Nacherbfolge unterliegenden Gegenstand verfügt." § 1930: „Wird vor Ablauf der Frist von dem Erblasser eine neue Seereise angetreten." Die Beispiele finden sich in erschreckender Anzahl. Von einigen will ich nur noch die Paragraphen angeben: 1527, 1572, 1832, 1838, 1839, 1848 Nr. 3, 1885, 1893, 1932 Abs. 3, 1956 Abs. 3, 1989 Nr. 1, 2009, 2012. Man begreift nicht, warum es nicht schlecht und recht heißt: Hat der Schuldner gegen die guten Sitten verstoßen, — verlegt der Ehemann den Wohnsitz, — hat der Erblasser eine Seereise angetreten. Aber es kommt noch besser. In § 1902 heißt es: „Der Testamentsvollstrecker ist zur Eingehung einer Verbindlichkeit nur insofern berechtigt, als er über einen zum Nachlasse gehörenden Gegenstand zu verfügen berechtigt ist und die Verpflichtung zu einer solchen Verfügung *übernommen wird*." Ja von wem soll denn die Verpflichtung übernommen werden? Doch wohl vom Testamentsvollstrecker! Weshalb versteckt man ihn also? Weshalb sagt man nicht besser, einfacher und klarer: als er über einen zum Nachlasse gehörenden Gegenstand zu verfügen berechtigt ist und die Verpflichtung zu einer solchen Verfügung *übernimmt*? Gewiß verdient die passivische Satzbildung zuweilen den Vorzug vor der aktivischen, ja manchmal ist sie unentbehrlich. Vorzuziehen ist sie z. B., wenn die Aktivform zur Unklarheit führen würde, wie in dem Satze: Seine Treue überwand die Bestechung. Unentbehrlich ist das Passivum, wenn das eigentlich handelnde Subjekt nicht genannt werden soll, oder wenn es unbekannt ist; so in § 191: „Das rechtskräftig Zuerkannte kann nicht mehr bestritten, das rechtskräftig Aberkannte nicht mehr geltend gemacht werden." Ich behaupte aber, daß in keinem der vorhin angeführten Fälle des Entwurfs ein Grund für die Wahl des Passivums vorliegt.

Auch die Satzstellung ist an zahlreichen Stellen unrichtig, mindestens unschön. § 488 Abs. 3: „Dem Käufer gebühren die aus dem Wegfalle eines Vermächtnisses oder einer Auflage sich ergebenden Vortheile." Die Voranstellung der Worte *dem Käufer* hat keine Berechtigung. Sie würde richtig sein, wenn darnach eine Aufstellung der dem Käufer gebührenden Vorteile folgte. Die Worte *dem Käufer*, auf die allerdings der Nachdruck zu legen ist, gehören ebendeshalb an den Schluß des Satzes. Es muß ferner*) in § 742 heißen: Das Geleistete von dem Empfänger zurückzufordern — in § 1001: daß der Anspruch aus der Versicherung dem Eigentümer zusteht — in § 1006: daß die Ausübung des Nießbrauchs dem Nießbraucher entzogen und für dessen Rechnung einem Verwalter übertragen werde — in § 1030: kann der Nießbraucher vom Gläubiger die Abtretung der Forderung verlangen — in § 1240:**)

*) Hier muß ich den Leser bitten, den Entwurf selbst zur Hand zu nehmen; die Wiedergabe der Stellen würde zu weit führen.

**) Der Zwischensatz „solange die Annahme an Kindesstatt besteht" gehört an den Schluß.

auch wenn sich die Annahme an Kindesstatt auf diese Abkömmlinge nicht erstreckt hat — in § 1501: das minderjährige eheliche Kind (der ganze Titel handelt von ehelichen Kindern, hier aber soll von einem minderjährigen gesprochen werden) — in § 1533: Erfüllung einer ihm dem Kinde gegenüber obliegenden Verbindlichkeit — in § 1607: Wer an Kindesstatt angenommen ist, kann von einem Dritten nicht vor Aufhebung des durch die Annahme begründeten Verhältnisses an Kindesstatt angenommen werden („nicht vor" gehört zusammen). § 2019 Abs. 1 lautet: „Durch einen zwischen dem Erblasser und einem Verwandten oder dem Ehegatten des Erblassers zu schließenden Vertrag kann der Verwandte oder Ehegatte von der gesetzlichen Erbfolge ausgeschlossen werden." Die wiederholte Nennung der Verwandten und des Ehegatten ist unnötig. Es genügt: „Verwandte und der Ehegatte des Erblassers können durch einen zwischen ihnen und dem Erblasser abzuschließenden Vertrag u. s. w."

Den Schluß des Unschönen möge ein wahres Unglücksgeschöpf von einem Worte bilden: der Voraus*) § 1971. Darunter soll verstanden werden: das Recht des überlebenden Ehegatten, neben seinem Gattenerbteil unter gewissen Voraussetzungen vermächtnisweise die Hochzeitsgeschenke und den im gewöhnlichen Gebrauche gewesenen Hausrat (Haushaltungsinventar genannt) zu empfangen. Dieses Wort ist nicht eine Schöpfung der Verfasser des Entwurfs; es ist aus dem preußischen Landrechte herübergenommen, findet sich aber schon in alten deutschen Rechtsbüchern, in diesen freilich nur auf gewisse Vorzugsrechte der Kinder angewendet. Dort werden aber für dieses Vorzugsrecht auch die Bezeichnungen der Vorzug, der Vorteil (= Vor-Teil), der Vorlaß angewendet. Warum hat man nicht statt jener Mißgeburt das sinnreiche und wohlgebildete Wort Vorlaß gewählt?

Einen besondern Abschnitt möchte ich endlich noch den Fremdwörtern widmen. Die Kommission selber sagt darüber in ihrem Protokoll vom 19. September 1874, die Mitglieder seien darüber einig, „daß die Redaktoren sich, was die Terminologie angeht, möglichst der deutschen Sprache bedienen sollen, soweit es, ohne in Purismus zu verfallen, ausführbar." Kühne Hoffnungen durfte man nach diesem — abscheulich gefaßten — Ausspruch eben nicht hegen. Aber der Entwurf steht im Punkte der Fremdwörter weit höher als das Ziel, das er sich selber gesteckt hat. Adolf Keller sagt darüber in seinem schon erwähnten Aufsatze: „Die überwältigende Macht der Muttersprache, der unerschöpfliche Born des Geistes der deutschen Sprache ist im Entwurfe zum Durchbruch gekommen und hat die gewaltigen Hindernisse, welche

*) Beiläufig sei hier auf die verfehlte Schreibweise im Voraus (in der Bedeutung „vor anderm" oder „von vornherein") hingewiesen. Man denkt dabei an die erbschaftliche Einrichtung des Vorauss. Im voraus ist zu schreiben, denn wir haben da kein Hauptwort, sondern ein Adverbium der Zeit vor uns.

gerade dieser so spröde Stoff der Anwendung einer reinen deutschen Sprache entgegengestellt, siegreich überwunden.“ Das Lob der Reinheit trifft zu, wenigstens, wie auch Keller sogleich einschränkend hinzufügt, im allgemeinen. Man kann oft Dutzende von Bestimmungen hinter einander lesen, ohne auf Fremdwörter zu stoßen. Aber nicht der Entwurf ist der siegreiche Überwinder, sondern er betritt nur die Bahn, die vor ihm schon andre Gesetze, vor allen hervorragend das sächsische bürgerliche Gesetzbuch vom Jahre 1863, in ausgezeichneter Weise betreten hatten. Es sind nur wenige deutsche Fachausdrücke, die der Entwurf neu einführt; alle andern finden sich bereits im sächsischen Gesetzbuche vor.

Professor Uhrig sagt, die Sprachreinigung sei im Entwurfe bis an die Grenze des Lächerlichen getrieben. Als ein verwerfliches Beispiel führt er an, daß man lex commissoria mit Rechtsverwirkung übersetzt hat. Als ob es nach der Einführung des Gesetzbuchs überhaupt noch eine lex gäbe! Als ob nicht gerade diese Verdeutschung vortrefflich wäre! Als ob man nicht in dem größten Teile Deutschlands die amtliche Bezeichnung lex commissoria längst in die Rumpelkammer geworfen hätte. Nein, man hätte bei der Ausmerzung des Fremdländischen noch einen Schritt weiter gehn können! Heute bestreitet doch wohl niemand mehr, daß es bei uns mit der Säuberung in jedem Jahre und auf allen Gebieten vorwärts geht. Aber die Bewegung wird noch stärker werden, und so wird es kommen, daß der Entwurf bald ins Hintertreffen gerät. Die Verfasser eines so gewaltigen Werkes dürfen nicht zaghaft sein. Sie müssen nicht bloß übersetzen wollen, sie dürfen und müssen schöpferisch vorgehn, und sie können darin kühn sein. Ein wenig Kopfschütteln — und das Ding ist im Handumdrehen eingebürgert. So wars im Postwesen. Man muß nur nicht davon ausgehn, daß jeder deutsche Ausdruck den Begriff, für den er eintreten soll, erschöpfend wiedergeben müßte. Viele Fremdwörter sind ja gerade deshalb so schwer ersetzbar, weil sie die Bedeutung, die wir ihnen beilegen, gar nicht haben. Jeder Jurist weiß, was Inventarrecht heißt; aber kein Nichtjurist weiß es, denn der Ausdruck besagt schlechterdings nichts, nicht einmal, daß sichs um eine Einrichtung des Erbrechts handelt. Der Entwurf nimmt das Wort Inventarrecht wieder auf. Adolf Keller hat dafür Erbverzeichnisrecht, andre haben Erbbestandsrecht vorgeschlagen. Keins dieser Wörter ist erschöpfend, aber beide sind weit bezeichnender als Inventarrecht. Also frisch zugegriffen!

Der Entwurf wendet aber auch Fremdwörter an, für die ein guter deutscher Ausdruck längst vorhanden und überall gebräuchlich ist. Jedermann weiß, was unter einem geprüften Arzt zu verstehn ist, oder unter der Versicherungsgebühr, dem Ruhegehalt, der Befreiung von gesetzlichen Verboten oder Beschränkungen, dem Stundengeld eines Lehrers und der Vergütung für einen Vormund, einem Bücherabschluß. Der Entwurf gebraucht dafür ohne Not: approbirter Arzt, Versicherungsprämie, Pension (in Norddeutschland halb

französisch und halb deutsch Paugsjohn ausgesprochen!), Dispensation, Honorar, Bilanz. Man berufe sich nicht auf etwaige Notwendigkeit des Einklangs mit bestehenden Gesetzen: Wenn man bei einer solchen Neuschöpfung nicht neue Bahnen betreten dürfte — wann sonst?

Doch wie gesagt — in der Fremdwörterfrage sind wir den Verfassern des Entwurfs Anerkennung schuldig. Des Entwurfs! Aber den Verfassern der „Motive"?

Mit der rechten Hand schreiben sie den deutschen Ausdruck in das Gesetz, und mit der linken bieten sie uns die Begründung dar, in der sich das ganze Kanzleikauderwelsch wohlverwahrt wiederfindet. Das Buch ist deutsch; blickt man aber in die Werkstatt, wo es hergestellt worden ist, und wo man sich über das Warum und Wozu der Bestimmungen unterrichten will, so findet man allerorten, vor allem in der Abteilung „Recht der Schuldverhältnisse," ausländisches. Es ist wie bei gewissen Warenläden: im Schaufenster alles schön und gut, im Laden selbst aber vielfach alte Ladenhüter.

Wohlgemerkt: äußerlich, in der Sprache. Denn den innern Gehalt dieses 4144 Seiten betragenden Begründungswerks kann man nur mit Bewunderung betrachten; und wer nicht, wie Gierke und Dahn, den Wert eines deutschen Gesetzgebungswerks nach der deutsch-nationalen Gestaltung und Entwicklung bemißt, den muß dieses Werk, worin sich eine Fülle juristischer Weisheit niedergelegt findet, mit Freude und mit Stolz auf solche deutsche Geistesarbeit erfüllen. Um so größer das Bedauern über die unebenbürtige Sprache.

Schon daß man das Werk mit der ausländischen und nicht nur entbehrlichen, sondern begrifflich unzutreffenden Überschrift „Motive" versehen hat, ist bedauerlich. Motive heißt: Beweggründe; aber nicht bloß um diese handelt es sich, sondern um die vollständige Begründung. Der Unterschied liegt auf der Hand. So ist z. B. der Beweggrund für die Festhaltung des Grundsatzes „Kauf bricht Miete" der, daß man die freie wirtschaftliche Ausnutzung des Grundeigentums höher stellt, als die Aufhaltung eines persönlichen Vertrags über das Grundstück. Das ist aber noch keine Begründung der Richtigkeit dieser Höherstellung.

Nun zur Sprache der „Motive" selbst! Da wimmelt es von Definition, Intention, Interpretation, Fiktion, Modifikation; von Exhibition, Restitution, Emanation, Tradition, Rogation, Surrogation, Novation, Delation, Succession, Desertion, Oblation, Accession, Exkulpation, Präklusion, Sequestration, Konzession, Liquidation, Argumentation. Auch das schöne Wort Struktion findet sich vor. Da heißt es: Resultat, Institut, Prinzip, Differenz, Existenz, Konflikt, Konnexität, Humanität, Nativität, Singularität (für Besonderheit), Zessibilität, Fungibilität, Reminiszenz, Konvaleszenz (für Wirksamwerdung), Kriterium, Essentiale, Fundament, Substantiirung, Regirung, Regulirung, Formulirung, Privatautonomie (deutsch: Selbstbestimmung, 2, 425), Kontrakt und

Kontrahent, Kategorie, Konsequenz (in den verschiedenen Bedeutungen: Folge, Folgerung, Folgezustand, Folgesatz, Folgerichtigkeit, Beständigkeit), Detail, Substitut, die Religiosen (soll bedeuten: Bekenner eines Glaubens), der Konsens des Tradenten. Da lesen wir: fundiren, präzisiren, präjudiziren, liberiren, kolidiren, involviren, eximiren, normiren, korrespondiren (in der Bedeutung von entsprechen), konferiren, harmoniren, realisiren, succediren, suspendiren, reprodnziren. Wir werden überschüttet mit: konstant, generell, definitiv, suspensiv, resolutiv, exzessiv, deklarativ, konstitutiv, präsumtiv, antiquirt, zessibel, prinzipiell, destitut, normal, lokal. Dann kommen die beliebten Mischlinge: Rechtsposition, Rechtssphäre, Partikularrecht, Präklusivfrist, Interpretationsregel, Restitutionsgegenstand, Parteiintention, Zessionsvertrag, Nichtzessibilität, Dispositionsbeschränkung, Reparaturbedürftigkeit, Kontraktsklage, Remissionsanspruch, Zeitperiode, Garantieversprechen, Naturalteilung, Kausalzusammenhang. Weiter geht es in reines Latein über: dolus, bona und mala fides, culpa, interusurium, inter partes, mora debitoris et creditoris, mora solvendi et accipiendi, purgatio morae, animus donandi, opportuno tempore et loco, in suspenso, in subsidium, cura personae non rei, custodia, causae cognitio, jus variandi, clausula generalis, contrarius consensus, argumentum e contrario, in concreto (bald für vorliegendenfalls, bald für vorkommendenfalls). Ferner begegnen uns die übelklingenden Zusammenstellungen: der nasciturus, die protestatio, die ratio, die absolutoria, das residuum, die negotiorium gestio, die (küchenlateinische) pluspetitio, je nach causa der Übertragung. Der Entwurf sagt: Erfordernis, Auslegung, Gewährleistung, Sondernachfolge, Ausbesserung, Hinterlegung, Bruchteil; die „Motive" nennen es öfter: Requisit, Interpretation, Garantie, Reparatur, Deposition, Quote. Der Entwurf bedient sich der klaren Ausdrücke: zwingende und nachgiebige Vorschriften; die „Motive" führen die nicht so klaren: absolute und dispositive Vorschriften wieder ein. Und wiederum in den „Motiven" erblicken wir zwar am Rande die Stichwörter: Offenbarungseid, Unterhaltsanspruch, Sicherheit, Aufrechnung; drinnen aber heißt es: Manifestirung, Alimentationspflicht, Kaution, Kompensation. Und so weiter, und so weiter. Alles entbehrlich — Stück für Stück.

Da muß man sich doch wirklich fragen: Welches ist denn nun das wahre Gesicht des Gesetzgebers? Will er gegen die Verwelschung der deutschen Sprache ankämpfen, oder ist der Entwurf nur ein Schaugericht, ein widerwilliges Zugeständnis an die Zeitströmung, die auf allen Gebieten gebieterisch Beseitigung der Zunftsprache fordert?

Die Sache hat eine sehr ernste Bedeutung. Wären die „Motive" in reinlichem Deutsch geschrieben, so könnte man wohl erwarten, daß auch die, die mit dem Gesetz und seiner Begründung zu arbeiten berufen sind, an ihre Brust schlügen und bei sich dächten: Wie klingt es doch edel, dieses reine Deutsch! und daß sie hingingen und ein schlichtes, ehrliches Deutsch schrieben.

Denn das Beispiel ist ein gewaltiger Hebel. Wie die Sache jetzt liegt, werden sie denken: Wenn ich so spreche und schreibe, wie die Verfasser des Gesetzbuchs in der Werkstätte gesprochen und geschrieben haben, so ist mein Deutsch gut genug.

Ich habe den Ausspruch des Professor Uhrig erwähnt, die Sprachreinigung sei im Entwurfe bis an die Grenze des Lächerlichen getrieben. Ich hoffe und behaupte, es wird eine Zeit kommen, wo jedermann vielmehr das Deutsch der „Motive" mit Verwunderung ansehen wird. Die Zeiten ändern sich. Es gab eine Zeit, wo sich niemand wunderte, wenn ein Gelehrter — wie Friedrich Schlegel*) — schrieb: „Die Epideixis der Universalität und der Synfonismus der Fragmente würde durch die reale Abstraktzion und praktische Kritik des Ganzen in beiden Stücken eine formale Destruktzion erleiden." Sollte es heute noch jemand geben, der eine solche Mengerei nicht lächerlich fände?

Zum Schluß noch einmal zurück zum Entwurfe. Die Belegstellen, die ich für die verschiednen Arten seiner Sprachmängel angeführt habe, sind nur Beispiele; es finden sich deren von jeder Art weit mehr. Dennoch stehe ich nicht an, zu behaupten, daß die bittern Tadelsworte der im Eingange genannten Rechtslehrer starke Übertreibungen enthalten. Es ist wahr: die Sprache des Entwurfs leidet hie und da an Ängstlichkeit und Umständlichkeit, und der Entwurf hat zwei starke Mängel: er ist nicht frei von Juristendeutsch und Zeitungsdeutsch. Aber seine Mängel sind doch nur Auswüchse. Nicht das Ganze ist verfehlt und unbrauchbar. Es kann nicht entfernt davon die Rede sein, daß „es gelungen sei, die Fassung dem Sprach- und Denkgebrauch möglichst fern zu rücken," daß „der Jurist erst nach vielen Mühen den Sinn zu enträtseln vermöge," daß „man dem Volke die Thore zum Verständnis der Rechtsordnung planmäßig verriegelt habe." Werden die Auswüchse beseitigt, so wird sich das deutsche Volk wie über den Inhalt, so auch über die Sprache nicht zu beklagen haben.

Andrerseits ist die Sache damit nicht erschöpft. Ich habe hier nur die gröbern Mängel zeichnen können. Für eine Darlegung der feinern fehlt hier der Raum; man müßte, wie es Bähr und Rocholl für das Juristische gethan haben, einen selbständigen Gegenentwurf aufstellen. Aber daß in Beziehung auf Feinheiten der Satzbildung und der Wortstellung, auf Wohlklang, Abrundung und Flüssigkeit der Sprache — trotz der Enge der oben bezeichneten Grenzen — noch viele Wünsche übrig bleiben, das wird jeder zugeben müssen, der einen Begriff hat von der Hoheit und Schönheit, von der Tiefe, dem Reichtum und der Biegsamkeit unsrer Muttersprache.

Möge es den jetzt berufnen Männern gelingen, auch in der Sprache ein Werk zu schaffen, von dem man sagen kann: Die deutsche Geistesarbeit ist groß bis ins kleinste!

*) In einem Briefe an seinen Bruder August Wilhelm.

Feldzugsbriefe

1. Aus dem Feldzuge in Schleswig-Holstein

ie nachfolgenden von mir geſchriebnen Briefe habe ich im Nachlaß eines von mir hochverehrten Oheims wiedergefunden. Der alte Soldat, der mir den früh verlornen Vater erſetzte, nahm großen Anteil an mir, namentlich in den Kriegszeiten. So ſchrieb ich ihm denn oft unmittelbar nach Gefechten oder ſonſtigen wichtigern Ereigniſſen. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß mir dabei Irrtümer in der Beurteilung der allgemeinen Lage und in der Mitteilung von Gerüchten untergelaufen ſind. Dennoch habe ich nichts an den Briefen geändert, um ſo weniger, als ſie den erſten Eindruck und die allgemeine Stimmung wiedergeben, und ich verſichern kann, daß das von mir ſelbſt Erlebte mit der ſtrengſten Wahrheit geſchildert iſt. R. S.

1

Kalleby bei Flensburg, 9. Februar 1864

Lieber Onkel, geſtern vor drei Wochen ſind wir aus Wuſterhauſen ausgerückt und ſtehen heute in der Nähe von Flensborg an der gleichnamigen Föhrde. Du wirſt aus den Zeitungen mehr wiſſen als wir, ich will dir nur einiges mitteilen, was unſer Regiment und mich betrifft. Im allgemeinen ſind wir unter namenloſen Anſtrengungen, ohne irgend eine ruhmvolle That, bis hierher marſchirt, und nur dazu ſcheinen wir hier zu ſein, um der Infanterie und Artillerie die Wege zu verſperren und auf den ſpiegelglatten Wegen zu ſtürzen. Ich habe natürlich nicht Platz und Zeit, dir hierin alles zu ſchildern, doch verſichre ich dich, daß die älteſten Offiziere ſolche Anſtrengungen für unerhört erklären. Jetzt ſchneit es ſeit mehreren Tagen unaufhörlich, die Straßen zwiſchen den Knicks liegen ſo voll Schnee, daß unſre Pferde mit der Bruſt daran ſtoßen. Geſtern und heute haben wir Ruhe; ich liege mit noch drei Offizieren bei einem ſehr reichen Bauer, und da, Gott Lob, geſtern unſre Bagage wieder zu uns geſtoßen iſt, ſo konnte man ſich etwas reſtauriren. Du wirſt geleſen haben, daß durch unſre Umgehung über Arnis der Prinz die Dänen genötigt hatte, die Danewirke und die Poſition bei Miſſunde zu räumen, nachdem bei letztem Orte von uns mit vielen Opfern wenig gewonnen war. Eine Eskadron von uns ſtand dort in einem hageldichten Kartätſchenfeuer, doch wurde, da die Dänen zu hoch ſchoſſen, nur ein Mann am Knie verwundet. Wir, unſer Regiment, ſind über die Eider als Avantgarde gegangen und nahmen einige Dragoner gefangen, bei der Schlei fanden wir gar keinen Widerſtand. Die einzige Gelegenheit, wo ich die Granaten habe pfeifen hören, war beim Eckernförder Buſen,

wo unsre gezognen Geschütze drei dänische Kriegsdampfer zum Abzuge nötigten. Ich war mit einer halben Eskadron detachirt, und da wir halten mußten, ritt ich zum Meerbusen hinab, um die Sache mit anzusehn. Der kleine Kampf war höchst interessant und für uns ungefährlich, da die dänischen Granaten alle in den Baumspitzen platzten.

Die letzte Rettung des Danskes sind nun noch die Düppler Schanzen; ob wir nach Jütland gehen, wissen wir nicht. Am Tage vor dem Übergang über die Schlei haben wir biwakirt, und da alles geheim bleiben mußte, ohne Licht und Feuer und ohne Bagage — du kannst dir denken, wie wir und unsre Pferde froren. Ich habe da gesehen, was ein edles Pferd zu ertragen vermag; meine Fuchsstute hat ohne Decke die ganze Nacht gestanden und aus dem Freßbeutel ganz vortrefflich gefressen. La Traviata ist ganz mobil, und mein Rappe auch; wir Menschen stehen aber alle auf Druse.

Es sind im allgemeinen viele Verluste bei der Infanterie gewesen; du weißt, daß man so etwas nicht genau erfährt — im ganzen sollen 200 Tote und Verwundete bei Missunde gewesen sein, darunter 4 Offiziere tot, u. a. der Leutnant Graf Gröben vom 3. Husarenregiment. Wahrscheinlich gehen wir morgen weiter; wie aber besonders die Geschütze durch den hohen Schnee kommen werden, ist mir ein Rätsel. Den Tag nach dem Biwak rückten wir um acht Uhr abends ins Quartier und saßen die Nacht um einhalbzwei Uhr wieder auf zur Verfolgung des Feindes. Die Leute stürzten zu Dutzenden im Dorfe in die Gräben, u. a. lag auch Barnekow darin. Dies verhinderte, Gott Lob, unsern Ausmarsch, sodaß eine Ordonnanz uns noch rechtzeitig traf, die uns erst zu sechs Uhr zum Ausrücken befahl; also wieder in Stall und Bett, und um sechs Uhr ausgerückt. Ich habe einmal für ein Bett einen Thaler gegeben, in einer eiskalten Kammer mit zerbrochnen Fenstern; die Nacht im Biwak gab ich im benachbarten Dorfe für zwei Tassen Kaffee, die ich mit unserm Roßarzt teilte, ebenfalls einen Thaler. Aber was war hier Geld, wenn man nur überhaupt etwas bekam. Hier geht es uns sehr gut, aber wer weiß, wie es morgen ist!

Ribbeck ist mit seinem Regiment auch hier; auch dein altes Regiment und drei neue Gardeinfanterieregimenter sollen hier sein. Zeitungen haben wir natürlich nicht hier; ihr seid besser unterrichtet als die Akteurs. Gott bewahre uns vor Biwaks, lieber eine Stunde als Kugelfang im Kartätschenfeuer stehen.

Hier empfangen uns die Leute alle mit Jubel, dagegen wurden wir in Holstein sehr mit Mißtrauen empfangen; entre nous, es wäre ein Skandal, wenn die Provinzen wieder dänisch würden.

Nochmals besten Gruß.

2

Ahretoft, unweit der alten Flensburg-Apenrader Landstraße,
den 4. März 1864

Lieber Onkel, eben acht Uhr abends erhalte ich deinen Brief vom 1. d. M., und da morgen mittag mein Wirt einen Boten zur Post schickt, will ich für dich einige Zeilen mitgeben.

Was unsre und die österreichischen Truppen seit meinem letzten Briefe geleistet haben, weißt du aus den Zeitungen besser als ich, nur im allgemeinen will ich dir meine speziellen Erlebnisse seit Kalleby mitteilen. Ich schrieb dir damals, daß nach dem Biwak zuerst an uns der Befehl erging, um zwei Uhr nachts wieder auszurücken, wir aber dann wieder Kontreordre bekamen und um sechs Uhr nach

Kalleby marschierten. Ich hätte gern gesehen, wenn es bei dem ersten Befehl geblieben wäre, denn wir waren dazu bestimmt, die famose Razzia, die Rauch mit der ersten Eskadron gemacht, wenn nicht zu begleiten, so doch als Unterstützung derselben zu folgen. Rauch hat in Flensburg circa vier Schiffe genommen mit bedeutenden Hafer-, Speck-, Heu- und andern Vorräten und in den Straßen mehrere Proviantkolonnen erobert. Das Ganze war zwar unblutig, doch ein ganz netter Reiterstrauß. Den mecklenburgischen Kriegsorden hat er schon, der rote Vogel mit Schwertern entgeht ihm nicht. Weise, vom dritten Husarenregiment, der die Expedition kommandirte, ist zum Major befördert. In vielen Zeitungen stand diese Affaire den Husaren zugeschrieben, diese sind aber durchaus gar nicht dabei gewesen.

Wir lagen in Kalleby einige Tage recht gut bei einem reichen Landmann; darauf habe ich noch einige Zeit unthätig in Quars und Kohldmoos, nördlich von Flensburg, in der Gegend von Gravenstein und Rinkenis, gelegen. Am 17. Februar bekam unsre Eskadron den Befehl, über den Eckenfund nach der Halbinsel Broacker zu gehen, um dort gemeinschaftlich mit einigen Bataillonen den Vorpostendienst gegen Düppel zu übernehmen. Donnerstag, den 18., machten wir eine kleine Rekognoszirung, wobei ich einen Zug zur Avantgarde hatte. Der Rolf Krake beschoß an diesem Tage die Pontonbrücke bei Eckensund ohne Erfolg, that auch der Batterie keinen Schaden und schoß einige seiner unverschämt großen Kugeln über uns weg, die aber, nachdem eine von ihnen einen Packkarren beschädigt und andre einige Häuser angeschossen hatten, ohne weitern Schaden ins Nübel Moor fielen. Unsre Rekognoszirung hatte den Zweck, einen Ort ausfindig zu machen, von welchem, über den Venningbond fort, die Schanzen bei Düppel bombardirt werden könnten. Bis dato sind übrigens noch keine schweren Geschütze angekommen, auch dort keine Batterie angelegt, nur beschäftigt man die faulenzende Soldateska mit Faschinenarbeit; wollte man ernstlich die Schanzen belagern, so brauchte man nur die Faschinen vom Dannevirk kommen zu lassen, wo sie meistbietend verkauft werden.

Wir wissen überhaupt gar nicht, was nun wird — ob nicht die Diplomatie schon wieder ihre Hand im Spiele hat? — Entre nous, es soll zwischen Vater Wrangel und dem Prinzen All tid vorup [Prinz Friedrich Karl] nicht die schönste Harmonie herrschen. Die Anekdote von all tid vorup kennst du. Ein Soldat hat einem Touristen, der sich erkundigte, wo Prinz Friedrich Karl wäre, geantwortet auf platt: „Wo soll er sein, er ist allezeit vorauf.“

Gablenz hat neulich in Gravenstein den Prinzen zum Diner besucht, wo einige halbe Bomben vom Rolf Krake als Tafelaufsatz dienten.

Wir haben vom 17. bis zum 26. den Vorpostendienst auf der Halbinsel gehabt; die Eskadron lag in Schottsbüll, und täglich zog nur ein Offizier mit einem Zuge nach Schmöl, um dort die Infanteriefeldwachen, den Vorpostenkommandanten u. s. w. mit Ordonnanzen zu versehen. Im allgemeinen war dieser Dienst nicht beschwerlich, für uns Kavalleristen sogar langweilig. Am 22. war die famose Rekognoszirung der Büffelkoppel, wo von unsrer und von der Nübler Seite gleichzeitig angegriffen wurde. Leider wurden dabei zwei Jäger, wegen ihrer den dänischen ähnlichen Käppis, von unsern eignen Infanteristen erschossen. Unsre Eskadron war als Reserve in Schmöl geblieben, da Kavallerie hier nur, wie du ja selbst erfahren hast, selten Terrain findet. Nur einige unsrer Leute waren als Ordonnanzen. Einer von diesen sieht, daß drei Dänen auf eine Gruppe unsrer Offiziere, unter denen Erich Witzleben, anlegen; er legt die Lanze ein, geht im Galopp los und nimmt sie alle drei gefangen.

Es wurden an dem Tage Massen Dänen gefangen. Die Kerls waren sehr ausgehungert, unsre Leute empfingen sie in Schmöl mit Speck, Branntwein und Brot, worüber sie gierig herfielen; viele Schleswiger haben sich wohl absichtlich greifen lassen. Einem gefangnen Offizier gab ich eine Tafel Schokolade, die er dankbar annahm.

Vor der Lanze und dem Zündnadelgewehr haben sie einen Heidenrespekt, von letzterm glauben sie, daß es, des Morgens geladen, den ganzen Tag schieße. Im übrigen muß es ein trauriges Vergnügen sein, bei den Dänen Offizier zu sein. Am 23. kam ich auf Vorposten mit meinem Zuge. Es war mir eine angenehme Abwechslung, daß von der Division der Befehl kam, ein Offizier solle nach dem feindlichen Lager reiten, um einen Brief eines verwundeten dänischen Offiziers dort abzugeben. Ich ritt am 24. früh in Begleitung eines Trompeters, der eine weiße Flagge führte, zu den dänischen Vorposten. Meine Stute, die einen famosen Trab geht, eilte dem Trompeter weit voraus. Ich darf eigentlich dies brave Tier nicht loben, denn jedesmal, wenn ich dies thue, passirt ihr etwas. Neulich hatte ich mich so recht über sie gefreut, da fiel ihr des Nachts ein Balken auf das rechte Sprunggelenk, das noch dick davon ist. Ich kam glücklich dort an, mir wurden die Augen verbunden (ganz nach dem kleinen „Mirus“) und ich zwanzig Minuten so geführt. Als ich die Binde abnahm, stand ich wieder bei meinem Pferde. Unterwegs hatte der mich leitende Posten Befehl erhalten, mich warten zu lassen. Von den Infanteristen (15. Regiment), die bei mir waren, sprachen vier ziemlich gut deutsch. Die Kerls froren, ich gab ihnen meinen Portwein, auch die Cigarren, die ich bei mir hatte, und schenkte dem Unteroffizier mein unpraktisches Luntenfeuerzeug, worüber er eine große Freude hatte. Der Mann war ein bildschöner Seeländer und nannte mich immer „lieber Herr,“ auch war er beim Führen sehr sorgsam darauf bedacht, daß ich an den Barrikaden mich nicht stieß. Einer der Leute war seines Zeichens ein Schauspieler und sagte, „nun müsse er hier die Komödie spielen.“ Endlich kamen drei Offiziere. Ich gab nach den freundschaftlichsten Begrüßungen meinen Brief ab, empfing zwei zurück und trabte wieder heimwärts.

Während ich da hielt, kam eine preußische Patrouille auf 200 Schritt an die Vorposten, die Dänen schickten ihnen aber niemand entgegen, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Zündnadelgewehr; jetzt soll alles in den Schanzen und davor gar keine Vorposten mehr stehen.

Am 26. wurden wir von der zweiten Eskadron abgelöst, und bis zum 3. habe ich in Buschmos gelegen. Da die dritten Husaren unser Regiment ganz vom Vorpostendienst abgelöst haben, so bin ich gestern hier eingerückt mit 30 Pferden. Ich liege bei einem kleinen Grundbesitzer, recht gut aufgehoben; für Verpflegung sorge ich selbst. Wie lange wir hier bleiben, wissen die Götter.

In Flensburg war ich am Mittwoch und habe dort einige Austern und Sekt genossen, sonst ist das ein ziemlich langweiliges Nest. Neulich schrieb ich an einen Herrn, den ich in Kiel kennen lernte, er möge mir 24 Flaschen Porter und Ale schicken. Er antwortet mir, daß er 60 Flaschen abgesendet habe, und wegen der Bezahlung, die ich sofort berichtigen wollte, vertröstet er sich selbst auf unsern Rückmarsch. Die Leute sind sehr freundlich, doch liebe ich derartige Generosité eigentlich nicht, man darf sich nun dort nichts wieder bestellen. Übrigens ist das Bier, obgleich es am 25. aus Kiel abgegangen sein soll, noch nicht in meine Hände gelangt, woraus du die schnelle Beförderung an uns ersehen kannst.

Von den Gardehusaren habe ich vor sehr langer Zeit Meyrink einmal ge-

sehen, sonst niemand; du schreibst ganz richtig, daß sie schon einmal ein kleines Gefecht gehabt haben. Dabei hat sich ein Unteroffizier sehr brav benommen, der Alvensleben [Major im Generalstab] gedeckt hat, weil dieser wegen seines durchgehenden Pferdes sich nicht verteidigen konnte.

3

Ahretoft, 21. März 1864

Lieber Onkel, die Belagerung von Düppel schreitet, wie du aus den Zeitungen weißt, rüstig vorwärts. Ich erfuhr vergangnen Donnerstag vom Kommandeur und Barnekow, daß auf Broacker am Vemningbond über unsern Batterien ein Observatorium sei, von wo aus man sozusagen in die Schanzen sehen könne. Am Freitag machte ich mich von hier aus auf die Reise, mit den Umwegen gut dreimeilenhalb Meilen, und habe von früh zehn Uhr bis drei Uhr nachmittags dem Geschützkampf dort mit zugesehen. Die Sache war höchst interessant. Auf einem Hügel liegt eine Strohhütte, in welcher ein überraschend gutes Fernrohr ausliegt. Es war ein herrlicher Tag. Zur Rechten das offne Meer, wo Rolf Krake, mehrere Kanonenboote und Segelschiffe lagen, 50 Schritt unter dem Observatorium unsre Batterien, 6=, 12= und 24=Pfünder (schießen 20=, 50= und circa 70pfündige Kugeln), gegenüber die Düppler Schanzen, rechts davon Sonderburg und Alsen. Die 6=Pfünder schossen namentlich brillant, doch ohne so große Wirkung, wie die andern, nach deren Schüssen ich häufig die Blockhäuser brennen und durch das Glas die Splitter der Geschützbettungen fliegen sah. Die Wirkung der dänischen Geschütze war unbedeutend, sie haben uns erst einen Mann in den Batterien erschossen. Unsre Artilleristen haben sich übrigens sehr gewundert, daß die Dänen zu uns herüberkommen, und haben erst gar nicht glauben wollen, daß sie gezogne Geschütze haben. Es sind bis Sonderburg, wo unsre Batterien in die Dächer geschossen haben, über 5000 Schritt; der Prinz hat jedoch verboten, Sonderburg in Brand zu schießen. Daß die Dänen gezogne Geschütze haben, davon konnten wir uns im Observatorium selbst überzeugen, denn eine Granate platzte so hoch, daß ein Splitter zehn Schritt von uns in die Erde schlug. Wir ließen ihn ausgraben, er wog circa drei Pfund und hatte einen Bleiansatz. Die glaubst gar nicht, wie interessant dieser Geschützkampf ist, jede Kugel sieht man drüben mit bloßen Augen einschlagen, mit dem Glas sieht man jeden Posten so genau, als wenn du aus deinem Fenster drüben an der Kirche einen Mann gehen siehst. Jetzt, wo das Wetter anfängt schön zu werden, ist die Affaire nicht mehr so unbequem. Ich kam am Freitag nach acht Uhr abends von der Halbinsel hierher zurück und hatte mit meiner Fuchsstute bei den Kreuz= und Querwegen gewiß acht Meilen gemacht.

Hier fand ich den Befehl vor, am andern Morgen acht Uhr mit 84 Mann und Pferden mich bei einem Hauptmann Gülle, Kommandeur des Artillerieparks, zu melden, also da, wo ich hergekommen war. Barnekow hatte in Abwesenheit unsers Kommandeurs, um mir einen Gefallen zu erweisen, mir das Kommando übertragen, was bestimmt war, der Artillerie bei den Schanzarbeiten zu helfen, und die Offiziere sollten bei der Belagerung eventuell Batterien kommandiren. So dankbar ich natürlich Barnekow für diese Bevorzugung war, so war mir doch im ersten Augenblick die Sache insofern überraschend, da ich meiner Fuchsstute gern einen Ruhetag gegönnt hätte. Aber was halfs. Um vier Uhr am Sonnabend stand ich auf, um fünf Uhr ritt ich fort, und um acht Uhr meldete ich mich in Atzbüll bei Herrn Gülle. Quartier war natürlich nicht gemacht. Der

gute Hauptmann meinte, daß er zwar für Ulanen, aber nicht für Pferde Quartier habe. Nachdem ich ihn bedeutet hatte, daß bisjetzt die preußische Kavallerie immer beritten gewesen sei, überließ er uns die Einquartierung selbst. Es war nämlich ein Offizier von Ribbecks Dragonern zu demselben Zweck dort. Kaum hatten wir die Leute und Pferde untergebracht und uns selbst bei einem dänischen Pastor, so meldete uns der brave Gülle, daß wir auf direkten Befehl des Prinzen wieder nach Hause marschieren könnten. Wahrscheinlich hatten die Leute, nachdem wir angekommen waren, eingesehen, daß die Kavallerie, der Pferde wegen, nur ihre halbe Kopfzahl zur Arbeit stellen könne, und lösten uns deshalb durch Infanterie ab. Gestern mittag kehrte ich also wieder hierher zurück. Heute haben wir den Befehl erhalten, uns morgen nach Stübbeck umzuquartieren, da von dort aus Rauchs Eskadron nach Glücksburg geht.

Wie lange wir noch hier bleiben, wer kann es wissen! Gestern zu des Prinzen Geburtstag wurde unaufhörlich geschossen, morgen, zu Königs Geburtstag, wird es wohl noch besser kommen. Du wirst gelesen haben, daß durch ein ziemlich blutiges Gefecht W. Düppel in unsre Hände gefallen ist; seit gestern nacht ist dort eine Batterie errichtet, 800 Schritt von den Schanzen.

Was die Gablenzsche Affaire betrifft, so habe ich gehört, daß der erste Befehl durch ein Versehen nicht abgegangen ist, der zweite den Weg verfehlt hat; über der Sache scheint ein Dunkel zu ruhen. Von unserm Brigadier, Oberst Fließ, kann ich dir eine gute Geschichte mitteilen. Er ging mit Gablenz nach Jütland. Wie er an die Koldingau kommt, ist die zu passirende Brücke demolirt. Gablenz will halten lassen, bis sie hergestellt ist. Fließ aber kommandirt: Brigade abgesessen!, ist der erste im Wasser bis an die Brust, die ganze Brigade folgt, die Oesterreicher natürlich nach. Da sollten die Preußen auf Vorposten. Gablenz meint, das würde nicht gehen; Fließ bedeutet ihm, nicht zu gering von den Preußen zu denken, sie würden auf Vorposten ziehen. Gablenz, außer sich vor Rührung, umarmt und küßt Fließ angesichts des ganzen Korps. Für den roten Adler zweiter Klasse mit Schwertern nehme ich auch schon etwas Rheumatismus mehr!

La Traviata war neulich recht krank. Der Roßarzt fürchtete Influenza — sie ist aber wieder ganz hergestellt.

NB. In Schelde auf Broacker ist noch ein Observatorium, wo jeder Mann notirt wird, der auf der Brücke über den Alsensund geht.

4

Feldstedt, zwischen Apenrade und Flensburg,
den 30. April 1864.

Lieber Onkel, endlich habe ich einmal Zeit, wieder einige Zeilen an dich abzuschicken. Daß ich etwa acht Tage in Kopenhagen gefangen gewesen bin, wirst du schon wissen, ich will dir nur mitteilen, auf welche Weise ich dazu gekommen bin. Von dem letzten Quartier, von wo ich dir schrieb, gingen wir nach fast vierwöchentlichem Nichtsthun zur Bewachung des Strandes von Apenrade bis Hadersleben. Denke dir, eine Eskadron diese Strecke! Solltest du zufällig dort das Ufer kennen, so wirst du wissen, daß man kaum am Tage dort am Strande reiten kann, viel weniger des Nachts. Ich hatte vier Unteroffizierposten von Apenrade bis zur Gjenner Bucht, wo die kleine Insel Callö liegt, und lag selbst mit meinen beiden Burschen, einem Sergeanten, einem Trompeter und einem Mann in Loit Kirkeby, ungefähr eine halbe Meile vom Strande. Wir wurden fast täglich alarmirt, da von der Insel Barsö aus stets Landungen versucht wurden; es wurde wiederholt von

uns um Infanterie gebeten, da wir faktisch nichts machen konnten im Fall einer Landung als weglaufen. Mein Eskadronführer sagte mir neulich, daß in der dritten Woche unsrer Strandwache sechzehn Landungen des Feindes gemacht worden seien.

Eines Morgens um vier Uhr bekam ich die Meldung, daß bei der Gjenner Bucht der Feind gelandet sei. Ich konnte natürlich nichts thun, als Meldungen fortschicken und höchstens selbst hinreiten, nachdem ich meine Handpferde fortgeschickt hatte. Ich ritt also sofort mit dem Sergeanten nach besagtem Punkte und sah schon von weitem zwei Dampfer und ein Transportschiff liegen. Als wir näher kamen, sah ich, daß die ganze Insel Callö vom Feinde besetzt war. Ich wollte gern wissen, ob mein Posten dort aufgehoben oder glücklich fortgekommen wäre, und ritt so nahe wie möglich an die Insel heran. Auf einmal liefen verschiedne Infanteristen auf die Brücke, die Callö mit dem Lande verbindet, und ich mußte unwillkürlich lachen, denn ich glaubte, sie wollten mich auf meiner Fuchsstute fassen. Daß die Leute so unmanierlich waren, auf vierhundert Schritt auf zwei einzelne Reiter zu schießen, hatte ich allerdings nicht geglaubt. Genug, wir bekamen ein so starkes Feuer, daß es nicht möglich war, zu dem Posten, wohin ich wollte, zu reiten. Ich habe nie jemand besser ein Knick überspringen sehen, als meinen braven Sergeanten, der sofort Kehrt machte und zum Teufel ritt. Ich will durchaus nicht sagen, daß ich Lust gehabt hätte, länger als Scheibe zu halten, ich ritt aber zehn Schritt vor und war sofort hinter Deckung, während der Trupp auf der ganzen Höhe von den Kugeln verfolgt wurde. Solche kleine Überraschungen kamen fast täglich vor. Wenn an dem Tage Infanterie oder ein Geschütz dort war, so hatten die Dänen großen Schaden, denn sie saßen mit dem einen Dampfer auf dem Grunde. Als ich später mit meinem Eskadronführer von Bülow, der das schnelle Reiten nicht erfunden hat, wieder hinkam, waren sie wieder flott und dampften ab. Du kannst dir denken, daß unsre Lage nicht die beneidenswerteste war. Die Posten am Strande ritten bei Tage Patrouillen und gingen nachts zu Fuß; die armen Kerls sind drei Wochen nicht aus den Hosen gekommen.

In der Nacht vom 10. zum 12. d. M. erhielt ich zehn Minuten vor zwölf Uhr die Meldung vom Strande her, daß hinter Barsö ein Dampfer liege, und daß der Posten Ruderschläge zu hören glaube. Ich stand sofort auf, weckte selbst meine Leute, die die Ordonnanz nicht gehört hatten, schickte zum Sergeanten und ließ satteln. Es war eine stockdunkle Nacht. Einen Mann von meiner Streitmacht schickte ich zum Hören (von Sehen war keine Spur) auf einen gewissen Weg, von wo ich stets eine Landung befürchtete. Ich stand beim Licht mit der Karte, meine Sachen hatte ich eingepackt, als ich auf einmal einen fürchterlichen Schrei höre, von meinem Burschen ausgestoßen, den sie beim Satteln packten. Ich stürze ans Fenster, wo mein Revolver lag, stoße das Fenster auf, da wird mir ein Revolver entgegengehalten. Ich stoße die Thür auf, um dort hinauszukommen, gebe einem von den Kerls, die davorstanden, einen Stoß vor den Magen, was die andern so übel nahmen, daß ich im Nu von Bajonetten umringt war. Ein norwegischer Unteroffizier hielt mir jedoch die Kerls vom Leibe, und in dem Augenblicke kam der Offizier, der mich als Gefangnen erklärte. Ich gab ihm meinen Säbel, den er mir sofort zurückgab. Es war eben halb zwei Uhr, als dies passirte. Der ganze Hof war von Dänen besetzt. Sie wußten stets genau, geführt von Spionen, wie viel in den Orten lag, und deshalb wird ihnen von uns diese Heldenthat, mit fünfzig Mann einen Offizier mit seinem Burschen aufzuheben, sehr verdacht. Der Mann, den ich fortgeschickt hatte, kam glücklich davon, er hat noch hinter

einer Scheune gehalten und alles angehört, während er seinem Pferde, damit es nicht wiehern sollte, mit beiden Händen die Nüstern zuhielt.

Dieses Korps besteht aus etwa hundert Mann, zur Hälfte schwedische Freiwillige in dänischer Uniform. Der Offizier, der mich aufhob, war ein schwedischer Offizier Baron Raab, der in Berlin drei Jahre auf Kriegsschule gewesen war. Sie haben sich einen kleinen Dampfer gemietet und machen von Barsö aus auf Booten solche Seeräuberzüge, die sie mit großer Sicherheit unternehmen können, da eine fast sechs Meilen lange Küste von Kavallerie, d. h. von einer Eskadron besetzt ist. Meine Gefangennahme machte ungeheure Sensation, und seitdem ist kein Posten, auch kein Offizier, der eine Meile weit im Lande lag, zwei Nächte hinter einander in demselben Quartier gewesen.

Da sie auf Booten gekommen waren, konnten sie meine Pferde nicht mitnehmen, und der Baron Raab wollte sie erschießen lassen. Ich stellte ihm vor, daß der Staat keinen Schaden dadurch habe, wenn er sechs Pferde verlöre, daß mir aber drei davon gehörten und ich in meinem Privatbesitz großen Nachteil hätte. Er sagte mir, daß er davon absehen würde. Überhaupt konnte ich sowohl wie die Leute, nachdem der Überfall vorbei war, nicht im geringsten über die Behandlung klagen; überhaupt sind alle schwedischen Offiziere, die ich kennen gelernt habe, bei weitem chevalereske r als die Dänen.

Beim Sergeanten hatten sie in die Fenster geschossen und ihn und den Trompeter natürlich mit Leichtigkeit überrumpelt; auch nahmen sie noch den deutschen Wirtshausbesitzer mit fort. Ich hatte soviel Zeit, in eine Wagendecke etwas Wäsche einzupacken und den Wirt und seinen Knecht zu wecken, um unsre Pferde, die samt den Bauerpferden auf dem Hofe umherliefen, wieder anbinden zu lassen. Die Flibustier waren querfeldein, gerade hinter meinem Hause, angekommen und wußten, daß nur zwei Gehöfte von uns besetzt waren.

Wir gingen zum Strande über Knicks und auf Wegen, die ich jetzt nicht nicht wieder finden könnte, und fuhren in fünf Booten nach Barsö. Gegen Mittag fuhren wir mit einem kleinen Dampfer nach Alsens auf Fünen; dort blieben wir den Dienstag im Hotel, wo mehrere Offiziere und der Kommandant mit mir aßen, und am Mittwoch fuhren wir auf Wagen durch ganz Fünen über Odense nach Nyborg. Von Odense aus begleitete mich der Kommandant bis Kopenhagen, von Nyborg bis Korsör ging es mit einem Dampfer, von dort bis Kopenhagen mit der Eisenbahn. Hier standen Droschken bereit, und abends ein halb elf Uhr war ich in der Citatelle Friedrichshaven. Der Kommandant, General von Bülow, empfing mich und nahm mir meinen Säbel ab. Ich gab, wie alle dort gefangnen Offiziere, mein Wort, keinen Fluchtversuch zu machen, und konnte nun, d. h. in Zivil, gehen, wohin ich wollte.

Ich wohnte mit einem Offiziersaspiranten von den achten Husaren, Wachtmeister Pieper, zusammen. Wir hatten Wohn- und Schlafstube, ganz gut möblirt, und aßen im Hôtel d'Angleterre um drei Uhr. Ich habe die Sehenswürdigkeiten von Kopenhagen, namentlich Thorwaldsens Museum, besucht und die acht Tage dort durchaus kein Ungemach ertragen. Mein Kommandeur hatte sich sehr für meine Auswechslung verwendet, und da alle wohl einsahen, daß nur Unglück und nicht meine Schuld mich in die Lage gebracht hatte, so brachte mir schon am 21. der alte Bülow meinen Säbel zurück, und Freitag früh fuhr ich in Begleitung eines Offiziers von Kopenhagen nach Korsör, von dort durch den großen Belt nach Höruphaff (Alsen), von dort am Sonnabend früh mit verbundnen Augen bis Sonderburg und dann mit Parlamentär über den Alsensund zu unsern Vorposten.

Ich kann dir den Eindruck, den die Schanzen, der Brückenkopf und Sonderburg machen, nicht beſchreiben. Sonderburg ſieht aus, als bedürfe es nur eines guten Windes, um die noch ſtehenden Mauern umzublaſen, ſo durchlöchert iſt alles. Die Schanzen das reine Chaos. In Gravenſtein meldete ich mich bei Prinz Friedrich Karl, der viel zu thun hatte, und nur zu mir ſagte: Guten Tag, lieber Str., gehen Sie zum Oberſt von Blumenthal. Von dieſem und dem Major von Roos bin ich natürlich ungeheuer ausgequetſcht worden, namentlich iſt der Prinz außer ſich — auch der König —, daß ſo viel ſchwediſche Offiziere und Unteroffiziere in däniſche Dienſte beurlaubt ſind. Nachher war ich zur Meldung beim Prinzen Karl, der ſehr gnädig war, mir auf der Karte den ganzen Sturm beſchrieb und mir erzählte, daß es gar nicht in dem Tagesbefehl gelegen habe, alle Schanzen und den Brückenkopf zu nehmen; unſre brave Infanterie wäre aber nicht zu halten geweſen. Er wollte mir auch krummgeſchlagne Gewehre zeigen, ſie waren aber ſchon eingepackt. Schließlich gab er mir die Hand, und ich hatte nur noch den alten Wrangel in Flensburg zu überwinden. Er fragte mich, wie mir dieſer Unfall begegnet wäre. Ich erzählte ihm in kurzen Worten alles und mußte ihm einen ſchriftlichen Bericht einreichen, worüber ich bis jetzt keinen Beſcheid erhalten habe. Ich danke Gott, daß ich wieder bei meinem Regiment bin und meine Pferde wohl angetroffen habe.

In Kopenhagen hatte ich die Bekanntſchaft eines amerikaniſchen Arztes gemacht, der mir im Hotel bei Tiſche gegenüberſaß. Er nahm ſich unſer ſehr an, wir fuhren mit ihm zuſammen nach Charlottenlund und Eremitage.

Die Stimmung in Kopenhagen nach dem Fall von Düppel iſt ungeheuer gedrückt, doch denkt man nicht an Frieden. Heute hörte ich, Fridericia ſei von den Dänen geräumt, nun noch Alſen, und dann iſt dieſer langweilige unkavalleriſtiſche Feldzug hoffentlich zu Ende. Unſre Infanterie iſt über alles Lob erhaben, der König war zu Thränen gerührt, und unſre gezogenen Geſchütze ſind anerkannt die beſten auf der Welt.

Verzeih die ſchlechte Schrift, ich kann leider nicht ſchnell und gut ſchreiben. Grüße alle beſtens. Meine Pferde ſind wohl, der Schimmel wieder dick und munter.

Wir ſollten nach Angeln wieder zur Strandwache, haben aber vorläufig wegen unſrer angegriffenen Pferde hier Ruhequartiere.

Die Geſchichte von einem, der nichts durfte

Von Charlotte Niese

Die Kleinſtädter nannten den alten Grafen den Herrn Darfich. Und der Name war auch ſehr bezeichnend, denn wie ein ſchüchternes Fragezeichen ging der alte Herr durch die Straßen des Städtchens; vorſichtig und mit leiſem Tritt ſchlängelte er ſich an den Häuſern entlang, und wem er begegnete, dem wich er in weitem Bogen aus. Nicht, wie man anfangs geglaubt hatte, aus Hochmut, ſondern aus reiner Beſcheidenheit. Dadurch zeichnen ſich ja nun

die deutschen Grafen gewöhnlich nicht gerade aus; er bildete aber eine Ausnahme von der Regel, ohne daß ihm die Menschen dafür dankbar waren. So ist es immer: die größten Verdienste werden nicht belohnt. Uebrigens wäre der alte Graf auch sehr erstaunt gewesen, für irgend etwas Anerkennung zu finden, denn er war nie in seinem Leben gelobt oder belohnt worden. Man erzählte sich, daß er in seiner Jugend nur mit großer Mühe soviel gelernt habe, daß er ein kleines Hofamt bekleiden konnte, und seine Kenntnisse waren immer in sehr bescheidnen Grenzen geblieben. Es gab Leute, die behaupteten, er stünde mit der deutschen Orthographie auf gespanntem Fuße, und, was für einen Grafen ein Kapitalverbrechen war, er verstünde kein Französisch. Jedenfalls versäumte er es, seine Unterhaltung durch Einstreuen kleiner französischer Sätze anmutiger zu machen, was man von einem gewesenen Höfling doch verlangen konnte, und wenn er Fremdwörter gebrauchte, so wandte er sie fast immer verkehrt an. Das war aber entschieden ein Zeichen von Unbildung. Alle die Grafen und Barone, die in der kleinen Stadt auf ihren Lorbeern ruhten, sagten, man könne mit dem Grafen Darfich nicht umgehen, und die andern Leute sprachen es ihnen nach. So kam es, daß der arme Graf fast gar keinen Umgang hatte, und daß ihm seine große Bescheidenheit, die ihm seinen Beinamen eingetragen hatte, auch nichts half. Und er sprach doch so gern, er hätte doch auch gern in der Weinstube gesessen und mit den Herren über die Tagesfragen geschwatzt: ob der König von Dänemark nach Holstein kommen würde oder nicht, und ob die Gräfin Danner in seiner Begleitung sein oder ob sie zu Hause bleiben würde. Über diese Sachen hätte unser Graf ebenso gut reden können, wie seine Standesgenossen. Weil aber kein Mensch ihn nach seiner Meinung fragte, so sah er ein, daß er sich an andrer Stelle Freunde suchen müsse, wenn er welche haben wollte. Und so kam denn die Freundschaft mit Krischan.

Man kann nicht behaupten, daß Krischan zur Aristokratie des Städtchens gehört hätte. Er war in seinem Privatverhältnis Kutscher beim Posthalter, roch sehr nach Pferden, und der Gebrauch eines Taschentuchs war ihm fremd geblieben. Aber er hatte ein gutes Herz und empfand Mitleid mit dem alten einsamen Grafen. Die Bekanntschaft der beiden in ihren Lebensstellungen so verschiednen Männer hatte die Gemahlin des Grafen, die Frau Gräfin vermittelt. Denn zu einer Frau hatte es Darfich doch gebracht, allerdings zu seinem eignen, großen Erstaunen. Denn er wußte bis auf den heutigen Tag nicht, wie er zu der langen, magern, sehr hochmütigen und energischen Lebensgefährtin gekommen war, die sein kleines Vermögen verwaltete und ihm mitunter Taschengeld gab. Das Wundern half aber gar nichts, die Frau Gräfin war nun einmal seine natürliche Leiterin geworden, und da sie sich nur sehr selten um ihren Gatten bekümmerte, so konnte man diese Ehe eine sehr glückliche nennen. Wie war es aber denn gekommen, daß die Gräfin ihrem Gemahl einen Freund in Gestalt von Krischan verschafft hatte? Nun, das war so gekommen.

Die Frau Gräfin fuhr öfer aus und benutzte dazu den zweitbesten Wagen des Posthalters. Die beste Kutsche, die erst zwanzig Jahre alt sein sollte, fuhr der Posthalter selbst; die zweite, von deren Alter nicht gesprochen wurde, war Krischans Domäne, und wenn er oben auf dem Kutschbock saß, kam er sich sehr stattlich vor. Er trug dann seinen besten braunen Düffelrock, auch im Sommer, eine Pelzkappe mit Schirm und ein rotes Tuch um den Hals. Er fand sich selbst wunderhübsch in dieser Kleidung, und wenn er vor dem

Häuschen hielt, wo Graf und Gräfin Darfich wohnten, dann kam der Graf bald heraus und sah ihn voller Bewundrung an.

Die erstenmale, als Krischan vor der Thür hielt, hatte sich der Graf damit begnügt, auf der Bank vor dem Hause zu sitzen und unverwandt die Kutsche und ihren Lenker anzustarren, bis seine Frau aus der Thür kam und einsteigen wollte. Dann mußte Darfich den Wagenschlag aufreißen, was manchmal nicht ganz leicht war, und nach vollbrachter That seiner Gattin beim Einsteigen helfen. Der Wagentritt war hoch und die Thür eng; da dauerte es also eine ganze Weile, bis sich die Gräfin auf dem Vordersitz zurecht gesetzt, sich in ihre Decke gewickelt und das Riechfläschchen in die Hand genommen hatte. Endlich war alles in Ordnung, und wenn der Graf den Schlag so zugeworfen hatte, daß er nicht sofort wieder aufsprang, dann durfte Krischan hü! rufen und mit der Peitsche knallen. Die Pferde zogen allmählich an, und die Kutsche rollte langsam davon, während der Graf noch lange vor der Hausthür stehen blieb und dem Gefährt nachblickte.

So war es die erstenmale gewesen. Allmählich aber überwand der Graf seine angeborne Schüchternheit und begann mit Krischan zu sprechen, wenn dieser vor der Thür hielt. Krischan, sagte er eines Tags, als dieser schon eine Zeitlang gewartet hatte; Krischan, weiß er, ob ich mit darf?

Der Kutscher schüttelte den Kopf. Ick glöw nich, Herr Graf. Wat Ehr Fru is, de mag dat nich.

Der Graf seufzte. Ich liebe sonst das Ausfahren, und im Wagen ist Platz!

Das woll! Krischan verzog ein wenig sein allezeit ernsthaftes Gesicht und besann sich auf einen Rest Hochdeutsch, der noch irgendwo in seinem Gehirn saß. Das woll; wenn ich abers Ihnen wär, denn würd ich liebers zu Hause bleiben!

Warum? fragte der Graf. Krischan aber antwortete nicht und knotete an seiner Peitsche. Erst nach einer Weile sagte er: Sie is swer ausn Wagen zu kriegen, weil die Thür ein büschen eng is. Muß allens von rückwärts gehen, und sie peddt timmer mitn Fuß an die Trittens vorbei, weil daß sie von hinten nich sehen kann. Die Badientens von die Güters, wo wir Besuch machen, die haben da ordentlich Arbeit von!

Ich mag aber gern fahren, sagte der Graf bekümmert. Früher, als ich noch ein Knabe war und auf dem Gute meines Vaters lebte, da —

Monsieur le comte! rief plötzlich eine scharfe Stimme hinter ihm, und der Graf fuhr zusammen. In der Thür stand die Frau Gräfin und hinter ihr das Mädchen, fast in Reisedecken vergraben. Beide Damen sahen den armen Darfich so entrüstet an, daß er eiligst an den Wagenschlag stürzte und ihn mit der Kraft der Verzweiflung aufriß.

Oui Madame! sagte er dabei, atemlos vor Schreck. Das war der einzige französische Satz, den er sprechen konnte, und mehr wurde auch nicht von ihm verlangt. Die Gräfin stieg nun mit den schon erwähnten Schwierigkeiten ein. Als aber Krischan mit ihr davonfuhr, hatte sie ihren Gatten schon wieder gänzlich vergessen und sah sich nicht ein einziges mal nach ihm um. Er aber stand noch lange und sah dem Wagen nach.

Auf diese Weise wurden der Graf und Krischan allmählich Freunde. Weiß er, ob ich mit darf? Diese Frage mußte der Kutscher noch oft mit seinem: Ick glöw nich! beantworten, und an diesen Anfang knüpfte sich bald eine längere oder kürzere Unterhaltung, je nachdem die Gräfin den Kutscher warten ließ.

Bald aber schien es, als wenn die behagliche Ruhe Krischans dem Grafen etwas mehr Selbständigkeit gäbe. Eines Tages erschien er in der Remise des Posthalters und saß lange auf einer Deichsel, während Krischan die Wagen reinigte. Er sah dieser Arbeit mit so viel Vergnügen zu, daß der Knecht eine Art Rührung über den vornehmen Mann empfand und gegen ihn etwas mitteilsamer wurde.

He hett nix to dohn und en gräsliche Fru! sagte er nachher zu seinem Herrn, dem Posthalter. Is en beten verdreiht; he duert mi abers!

Denn vertell em man en beten und lett em sitten, wo he sitt! erwiderte der Posthalter, und seit der Zeit hatte der Graf eine Heimstätte gefunden. In der dunkelsten Remisenecke stand eine kleine Bank; auf der saß er wohl stundenlang und beobachtete die verschiednen Hantirungen seines Freundes. Krischan gehörte nicht zu den schnellsten Arbeitern, und so dauerte es oft sehr lange, ehe alle Wagen der Remise gereinigt waren. Der Graf ging aber erst weg, wenn die Arbeit gethan war. Hin und wieder that er wohl auch eine schüchterne Handreichung, wobei er dann regelmäßig: darf ich? sagte. Aber er durfte nicht. O jemineh! rief Krischan dann, gutmütig erschrocken. So was geht nich, Herr Graf! Da sind Sie zu fein zu; einen leibhaftigen Grafen kann ich nich mitn Stalleimer in Hand sehen!

Dann seufzte der Graf und setzte den Eimer wieder hin. Nein, ich darf wohl nicht — das ist gegen jede Contenance. Ich weiß! Und dann setzte er sich wieder auf seinen dunkeln Platz und betrachtete seine seingepflegten Hände.

Ich habe nie etwas gedurft! sagte er noch einmal, und Krischan nickte gemütlich.

Ja ja, das is nu nich anders. Wer will sin sien, de mutt liden Pien! Ein Grafen is kein gewöhnlichen Menschen, der allens darf! Der muß bloß fein sein und muß den Kopp hoch tragen und muß bannig stolz sein, sonsten is er kein ordentlichen Graf! Wenn Sie ein büschen aufstehen wollten, wärs gut, denn ich muß das Eck mal ausfegen!

In den ersten Monaten seiner Bekanntschaft mit Krischan sprach der Graf wenig und begnügte sich mit dem Zusehen. Allmählich aber wurde er zutraulicher, und wenn es ihn auch betrübte, niemals selbst etwas thun zu dürfen, so fand er sich doch in die Rolle des müssigen Zuschauers. Er war es in seinem Leben ja auch nicht anders gewohnt gewesen.

Krischan seinerseits begann für den stillen, allzeit freundlichen Herrn ein gewisses Wohlwollen zu empfinden und sich in der Remise nach ihm umzusehen. Auch freute er sich, wenn er mit seiner Kutsche vor der Thür des Grafen halten konnte, obgleich ihm die beständige Frage des letztern: Weiß er, ob ich mit darf? nachgerade leid that.

Ich will Sie mal was sagen, Herr Graf, sagte er eines Tages vertraulich zu ihm, als dieser wieder beim Wagenspülen zusah, da is ganz gewiß kein Pläsir bei, mit die Frau Gräfin zu fahren. Sie is ganz und gar nich nach meinen Gesmack, wenn Sie es nich für ungut nehmen wollen, und ich weiß, daß die meisten Leute ihr nich leiden mögen. Was Trinkgeld is, weiß sie ganz und gar nich, und die Wagens hat sie noch alle nich bezahlt, was doch unrecht is. Und wenn der Posthalter Ihnen nich so gern leiden möcht, denn könnt Fru Gräfin lange lanern, bis daß sie wieder ausfahren könnt. Nix für ungut, Herr Graf; ich mein man bloß!

Ob der Graf diesen überraschend langen Redefluß von Krischan ganz ver-

stand, war nicht zu bemerken. Er sagte: Darf ich? und setzte sich dann nieder. Krischan erwartete auch keine Antwort. Er hatte eben im drittbesten Wagen ein leeres Mäuseneft gefunden und betrachtete die Überbleibsel eines friedlichen Familienglückes mit nachdenklicher Miene. Daher achtete er auch nicht auf den Grafen, der nach einigem Räuspern zu sprechen begann, weil ihm diese Achtlosigkeit Mut gab.

Ich wollte sie auch eigentlich nicht heiraten, sagte er; aber die Mama wünschte es. Die Partie war standesgemäß. Auf dem Gute meines ältesten Bruders diente ein kleines Hausmädchen — er stockte und sah vor sich nieder.

Krischan hatte aber nur das letzte Wort gehört und nickte zerstreut. Hausmädgen! O, die können nüdlich sein!

Ich wollte sie heiraten, begann der Graf wieder, und Krischan ließ die große Wagenbürste, die er in der Hand hielt, beinahe fallen.

O du mein Heiland, wie konnten Sie doch man bloß an so was denken, Herr Graf! Sie und ein Hausmädgen — das durften Sie doch nich!

Nein, ich durfte es nicht! sagte der Graf, mit dem Ausdruck gänzlicher Hoffnungslosigkeit. Alles, was ich wollte, das durfte ich nicht. Ich wollte so gern Landmann werden, aber die Mama sagte, ich dürfe nicht Verwalter oder Inspektor werden, und mir selbst ein kleines Gut zu kaufen, dazu hatte ich kein Geld.

Was Ihr Mutter war, die is ein vernünftige Frau gewesen, bemerkte Krischan. Er bürstete jetzt eifrig die schadhafte Polsterung der drittbesten Kutsche, und eine Wolke von Staub umgab ihn. Der Graf hustete unwillkürlich, dann fuhr er fort: Die Mama sagte, der König müsse für mich sorgen, weil ich aus so vornehmer Familie sei. Da bin ich denn an den Hof gekommen.

Is das, wo der König wohnt? fragte Krischan, und als der Graf nickte, lächelte Krischan wohlwollend: So is recht! Son feinen Mann gehört in den König sein Sloß!

Aber die Herrschaften mochten mich doch nicht besonders gern, erwiderte der Graf zögernd. Ich kann keine Konservation machen, und sie sagten, ich hätte nicht Verstand genug, mein Amt weiter zu verwalten!

Da hört nu doch allens auf! rief Krischan entrüstet. Kein Verstand genug? Du liebe Zeit, was doch allens von'n Minschen heut verlangt wird! Wenn ein ein Graf is, denn braucht er doch auch nich noch Verstand zu haben; das is doch warraftigen Gott nich nötig!

Der Graf lächelte ein wenig über den Zorn seines Freundes, und doch schien er ihm wohl zu thun. Er setzte sich förmlich etwas fester auf die Holzbank und blickte freier um sich. Hier ist es sehr gemütlich! sagte er, darf ich jeden Tag wiederkommen?

Mit dieser Frage beschloß er jedesmal seine Unterhaltung mit Krischan und versank dann hinterher in ein stundenlanges Schweigen. Auch heute sagte er nichts mehr, und als er nach einer Weile ging, begab sich Krischan zu seinem Posthalter. Herr, sagte er, de ohl Graf hätt mi hüt wat vertellt. Verdreiht is he, abers watt sin Fru is, da hett he keen Schuld an, de is em opsnackt worrn!

Dat hebb ick mi all dacht! murmelte der Posthalter. Er stopfte sich gerade seine kurze Pfeife und besorgte dies Geschäft mit großem Ernst. Dann hob er den Kopf. Hör, Krischan, lat den ohl Mann man ganz geruhig in

de Remis ſitten und ſtör em nich. Und wenn he döſtig*) utſeiht, denn hal em en Glas Beer!

Ick hebb em ſeggt, dat de Fru Gräfin de Wagens nich betahlt! bemerkte Kriſchan beſriedigt.

Aber der Poſthalter nahm die brennende Pfeife aus dem Munde: Wat ſchall dat bedüden? Da kann he doch nix vör! Lat em tofreden, un wenn ſe wedder ſchickt, denn ſpann den drüttbeſten Wagen an!

De ſtött bannig! lachte Kriſchan, und dann ſchwieg er für den Reſt des Tages.

So war es gekommen, daß der Graf Darſich, der in ſeinem ganzen Leben eigentlich niemals etwas gedurft hatte, nun doch eine Stätte gefunden hatte, wo er freundlich aufgenommen wurde. Seine Standesgenoſſen vergaßen ihn und ſeinen Beinamen, und ſelbſt die andern Kleinſtädter erkannten ihn kaum, wenn er ſchüchternen Schrittes die Straße hinabging, um ſich in die Wagenremiſe zu begeben.

Es iſt wohl möglich, daß ſeine Frau hin und wieder ein paar Worte mit ihm wechſelte; ſie verkehrte aber ſo eifrig mit einigen auf dem Lande wohnenden Verwandten, daß ſie ihren Gatten faſt ganz darüber vergaß. Das war wenigſtens die Anſicht derer, die das ſonderbare Paar noch hin und wieder beobachteten.

Nach einigen Jahren gehörte der Graf ſo vollſtändig zum Inventar der Wagenremiſe, daß er an allem, was in ihr geſchah, den lebhafteſten Anteil nahm, ſo viel, wie er überhaupt zeigen konnte. Heute war nun ein großer Tag, denn der Poſthalter hatte ſich zum Ankauf eines neuen Wagens entſchloſſen! Es war allerdings keine Kutſche, ſondern ein ſchwarzlackierter Leichenwagen, der auf dem Ehrenplatze in der Remiſe ſtand; aber gerade dieſer hatte der kleinen Stadt gefehlt, und der Poſthalter hoffte mit ihm ein gutes Geſchäft zu machen. Er ſelbſt ſtand, die kleine Pfeife im Munde und die Hände in den Taſchen, behaglich lächelnd vor ſeinem neuen Erwerb, und neben ihm ſtanden mehrere ſeiner Freunde. Denn in der kleinen Stadt war ſelbſt der Ankauf eines Leichenwagens etwas Erfreuliches. Da ſtand der verantwortliche Schriftleiter, Verleger und Drucker des ſtädtiſchen Wochenblattes, der ſchon im Geiſte einen Artikel über dieſe „Errungenſchaft der Neuzeit“ ſchrieb, da ſtand ein älterer Arzt, dem die ſchnellere Beförderung ſeiner Patienten nach dem Kirchhofe auch Freude zu machen ſchien; und in der dunkeln Ecke befand ſich natürlich auch der Graf. Mit andächtigem Entzücken hingen ſeine Augen an dem kohlſchwarzen Gefährt, das durchdringend nach Lack duftete.

Der Poſthalter ſchlug ihm gutmütig auf die Schulter. Nu, Herr Graf, wenn ich mit dieſen Wagen Ihr Frau abholen laß, denn ſagen Sie nich zu Kriſchan: Weiß er, ob ich mit darf?

Die andern lachten, aber der Graf ſah den Sprecher zweifelnd an. Es dauerte immer eine Zeit, bis er ſelbſt den harmloſeſten Witz verſtanden hatte, und für den eben geäußerten hatte er gar kein Verſtändnis.

Ob ich wohl einmal mit dieſem ſchönen Wagen fahren darf? äußerte er ſchüchtern.

Nu natürlich! rief der Poſthalter, herzhaft lachend, und: Ganz gewiß! verſicherte der Doktor.

*) Durſtig.

Da setzte sich der Graf wieder auf seine kleine Bank, und seine Augen glänzten vor Freude. Die andern sahen einander spöttisch an, bloß Krischan, der etwas abseits stand, lachte nicht. Er kannte seinen Freund jetzt zu genau. Er wußte, daß der Graf nur glücklich war, weil er zum erstenmale in seinem Leben etwas durfte.

In den folgenden Monaten hatte der Graf wenig Interesse an den Kutschen des Posthalters. Nur die Fahrten des Leichenwagens beschäftigten ihn, und Krischan, dem die Leitung dieses Gefährts anvertraut war, mußte ihm haarklein erzählen, wen er damit befördert hatte. Es war gerade eine ungesunde Zeit, und der Posthalter machte wirklich ein gutes Geschäft mit dem neuen Wagen. Auch in die Umgegend, auf die Güter und Dörfer wurde er verlangt, und Krischan hatte viel zu thun. Dann berichtete er dem Grafen in seiner einsilbigen Weise, wo er gewesen war, wen er gefahren hatte, und der Graf hörte aufmerksam zu. Zum Schluß fragte er regelmäßig: Nicht wahr, ich darf doch auch mit dem Wagen fahren? — eine Frage, die ihm von Krischan und vom Posthalter regelmäßig aufs eifrigste bejaht wurde. Und weil diese Frage so häufig wiederkehrte und beiden trotz ihrer Gutmütigkeit doch lächerlich wurde, so nannten sie im Scherz den Leichenwagen „den Grafen sein Wagen."

Der nächste Frühling brachte einige kalte Tage, in denen die Ärzte des Städtchens viel zu thun hatten. Als an einem regnerischen Morgen der Posthalter vor seiner Thür stand, kam der Besitzer und Drucker des Wochenblattes vorüber. Er trug ein Päckchen unter dem Arm, und sein Gesicht sah sehr zufrieden aus. Zweihundert Todesanzeigen hab ich drucken müssen! — so redete er den Posthalter an. Der rauchte noch ein Weilchen weiter, dann fragte er schläfrig: Wer is nu an die Reihe?

Na, das weißt du nicht? Der alte Graf, der immer bei dir und bei Krischan herumsaß, der ist gestern gestorben. Plötzlich und unerwartet, steht in der Anzeige, und die tiefgebeugte Witwe hats unterzeichnet. Willst eine haben?

Der Posthalter hatte die Pfeife aus dem Munde genommen und sah unverwandt in den grauen Himmel. Nee! sagte er, und wandte sich kurz ab.

In der Remise spülte Krischan die Wagen, als sein Herr an ihn herantrat. Krischan, sagte er: Uns ohl Graf is dod!

Der Knecht hielt in der Arbeit inne. Oh — Herr! rief er. Dann riß er unwillkürlich seine Mütze vom Kopfe und blickte unverwandt in die dunkle Ecke, wo sein Freund zu sitzen pflegte. Auch der Posthalter sah hin, und beide sprachen kein Wort.

Nach einer Stunde stand der Posthalter in seinem besten schwarzen Rock vor der tiefgebeugten Witwe. Sie saß, in Trauergewänder gehüllt, in einem mit altem Gerät und alten Bildern vollgepfropften Zimmer und sah den Eintretenden eiskalt an. Sie wünschen? fragte sie, und richtete ihre magere Gestalt steif in die Höhe.

Aber der Posthalter war keine ängstliche Natur. Ich wollt man nach die Beerdigung fragen. Was mein neuen Wagen is, der soll zu rechten Zeit hier sein, und ich will selbstens fahren. Sonstens thue ich das nich; hier abers wullt ich es, und weil ich Krischan doch auch nich um das Vergnügen bringen will, soll er bei mich aufn Bock sitzen — als Badienter!

Die Gräfin war langsam aufgestanden. Mein Vetter, der Baron Schlieffen, wird die Beisetzung meines unvergeßlichen Gemahls besorgen, sagte sie hoch-

mütig. Für Ihr Anerbieten danke ich Ihnen, Herr Posthalter; es kommt aber ein Wagen vom Gute des Barons, der die sterbliche Hülle des Grafen in das Erbbegräbnis fährt. Sie brauchen sich also nicht zu bemühen!

Dann machte sie eine entlassende Handbewegung, der Posthalter aber rührte sich nicht. Da hatte mein Krischan doch Recht. Er sagt zu mich, passen Sie man auf, wenn uns ohl Graf dod is, denn darf er nich auf unsern Leichenwagen fahren. Allens, was er in sein Leben gewollt hat, das hat er nich gedurft. So sagt mein Krischan, und ich seh, daß er Ihnen gut beurteilt hat. Mit den Erbbegräbnis is mich das nu einerlei. Vor meinswegen kann der Graf in son alt muchelige*) Kapelle kommen, denn wenn der Mensch tot is, denn is ihn das einerlei, wo er zu liegen kommt. Abers wenn ich Ihnen wär, Frn Gräfin, denn legt ich ihm hier aufn Kirchhof, mitten zwischen die andern Menschen. Da scheint die Sonne, und da singen die Vögelns, und Krischan und ich kommen da später doch auch hin. Und ich glaub, in sein irdischen Leben is er doch am liebsten bei uns in die Wagenremise gewesen. Abers wie ich vordem sagte, wenn Sie ein Platz für ihn in son alt Erbbegräbnis haben, denn will ich Sie da nich in stören. Krischan und ich, wir wullen ihm abers fahren, wie weit es auch is, das haben wir ihn versprochen, zu oft und zu oft, da kann ich nich von abgehen. Und wenn Sie mich Sperrenzien machen, Frn Gräfin, denn komme ich mit die Rechnungen von all Ihr Spazierenfahrten, wo Sie mir nie und nimmer bezahlt haben und doch so großartig thun, als müßt das so sein. Und den Herrn Baron Schlieffen kenn ich auch. Der hat was anders zu thun, als Ihre Schuldens zu bezahlen und mag das Geld lieber in seine Tasche stecken, als in andere Leute ihr. Und heute Nachmittag krieg ich Bescheid!

Die Frau Gräfin soll eine Zeit lang ohnmächtig gewesen sein nach dieser Rede. Der Posthalter aber und sein Krischan bekamen ihren Willen. Sie durften nicht allein den Grafen mit dem schönen Leichenwagen zur letzten Ruhestätte fahren, diese befand sich auch auf dem Kirchhofe der kleinen Stadt. Es stellte sich nämlich heraus, daß im Schlieffenschen Erbbegräbnis nur noch ein einziger Platz für einen Verwandten frei war. Da beschloß die Gräfin, diesen Platz doch lieber für sich zu behalten und ihren Gatten in der gemischten Gesellschaft zu lassen, in der er sich die letzten Jahre seines Lebens so wohl befunden hatte.

So ist es gekommen, daß über dem Grabe des Grafen dieselben Vögel singen, wie über dem Grabe Krischans. Beide Grabstätten liegen nahe zusammen, und beide sind sehr verwildert. Denn der Posthalter, der für beide sorgte, ist nun auch schon in jenes Land hinübergegangen, wo selbst ein Graf thun darf, was er will.

*) modrig.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom Zeitschriftenmarkte. Bloß fünf neue Wochenblätter zum 1. Januar — so viel sind uns nämlich zugeschickt worden —, das wäre eigentlich wenig in unsrer an allem Unnützen so produktiven und am Notwendigsten so unproduktiven Zeit. Doch, daß wir nicht ungerecht werden! Zwei der neuen Erscheinungen müssen wir zum Nützlichen rechnen, vor allem: Das Land, Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande. Es kostet 1,50 Mark vierteljährlich, wird von Heinrich Sohnrey bei Trowitzsch u. Sohn in Berlin herausgegeben und ist eigentlich keine Wochenschrift, da es nur zweimal im Monat erscheint. Es will dem Zuge nach der Stadt entgegenwirken, aber nicht im Interesse der Agrarier, sondern zum Wohle des Volks. Unter andern Losungsworten, die dem einführenden Artikel vorausgeschickt werden, findet sich auch eins vom Fürsten Bismarck: „Der industrielle Arbeiter ist lange noch nicht so schlecht daran wie der ländliche Arbeiter. Ist jemandem zu helfen nötig, so ist es dieser.“ Und in jenem Artikel heißt es u. a.: „Ganz übersehen, oder doch gewöhnlich völlig verkehrt behandelt, wird das ländliche Volkstum, wie es die Landbevölkerung in ihren althergebrachten Lebensgewohnheiten, in Glauben, Brauch und Sitte, in Sage, Sang und Sprache u. s. w. kundgiebt und worin man ihr ureigenstes Wesen, ihr innerstes Seelenleben erkennt. An unzähligen Beispielen läßt sich nachweisen, wie unheilvoll die Nichtbeachtung und Verachtung des alten wunderreichen Volkstums war, und wie notwendig es ist, daß sich namentlich die Kreise, die berufen sind, bestimmend in das Leben der Landbevölkerung einzugreifen, gründlich damit vertraut machen.“ Wenn es der neuen Zeitschrift gelingt, den leitenden Kreisen zum Bewußtsein zu bringen, wie viel gesundes Leben durch solche Nichtbeachtung in den letzten Jahrzehnten mutwillig zerstört worden ist, so wird sie großen Segen stiften. — Ein nicht minder löbliches Unternehmen sind die bei Jos. Baer in Frankfurt a. M. erscheinenden Blätter für soziale Praxis in Gemeinde, Vereinen und Privatleben, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. N. Brückner. (Preis vierteljährlich 2 Mk. 50 Pf.) „Sie haben sich zur Aufgabe gestellt, Zentralorgan für alle ernsten sozialen Bestrebungen in Gemeinde und Provinz, in Vereinen und Privatkreisen zu werden und durch lebendige, gemeinverständliche Schilderung sozialer Zustände, sowie durch die möglichst vollständige Sammlung aller wichtigen Lebensäußerungen, Versuche, Vorschläge und Erfolge auf dem Gebiete der kommunalen Sozialpolitik und der ernstgemeinten privaten Wohlthätigkeit fortlaufendes Material zusammenzutragen.“ In der ersten Nummer begründet F. Adickes, Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., den „Gesetzentwurf, betreffend die Erleichterung von Stadterweiterungen,“ den er jüngst im Herrenhause eingebracht hat. — Eine gewisse Berechtigung kann man auch dem bei Fr. Lintz in Trier erscheinenden Limesblatt nicht absprechen, das wieder kein Wochenblatt ist, sondern nur in fünf bis sechs Nummern jährlich zum Preise von 3 Mark erscheinen soll. Hat doch der Altertumsbeflissene ein Recht darauf, so genau wie möglich zu erfahren, wie es im deutschen Urwald ausgesehen hat zu der Zeit, „als die Römer frech geworden.“ In der vorliegenden ersten Nummer werden die frei gelegten Überbleibsel mehrerer Kastelle beschrieben und die darin gefundnen Inschriften erklärt. — Das bei Weber und Weidemeyer in Kassel er-

scheinende Freie Wort, unparteiische Besprechung und Nachrichten über Ereignisse und Zustände in der Gegenwart, „will in den wirrenvollen kirchlichen und sozialen Kämpfen der Gegenwart die Anschauungen und Überzeugungen der unabhängigen, positiv gläubigen Mitglieder der kirchlichen, sowie der bürgerlichen Gemeinschaft in weitern Kreisen zur Geltung bringen“ und außerdem „vor allem dem Laienstande die ihm nach Gottes Ordnung in der christlichen Gemeinschaft zukommende Stellung zurückerobern.“ Das klingt sehr schön, aber da die übrigens sehr hübschen und erbaulichen Artikel der vorliegenden Nummer 14, die den neuen Jahrgang beginnt, ebenso gut in jedem andern Kirchenblatt stehn könnten, so bleibt uns der besondre Zweck dieses neuen unklar. Wie es scheint, sollen der Pastorenschaft und der Theologie ihre Sünden vorgerückt werden, was aber doch auch schon anderwärts zur Genüge geschieht. — Endlich die Ethische Kultur des Herrn Professor von Gizycki! Auf ethisch reimt sich ästhetisch und Theetisch. Für die rauhe Luft des öffentlichen Lebens dürfte dieses in der Professorenretorte gebraute Pflänzlein zu zart sein, aber am Theetisch ästhetischer Damen, die gern in edeln Gefühlen schwelgen — Frau Baronin Bertha von Suttner gehört natürlich zu den Mitarbeitern —, wird es wohl eine Zeit lang fortgepäppelt werden.

Nun, da wir mit der pflichtschuldigen Anzeige der uns übersandten Zeitschriften fertig sind, bemerken wir erst, daß ihre Reihenfolge ein Bild der modernen Entwicklung ergiebt: vom gesunden und natürlichen Landleben über die Industrie und die Gelehrsamkeit hinweg zur Verschrobenheit einer künstlichen Existenz einerseits, und andrerseits ins Elend. Das Elend ist diesmal zum Glück nicht vertreten, denn eine neue sozialdemokratische Zeitschrift haben wir nicht anzuzeigen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Deutschenhaß bei unsern Nachbarn

Es ist in den deutschen Zeitungen besonders in neuester Zeit so viel von dem Deutschenhaß die Rede gewesen, der sich überall in Frankreich und Rußland zeigen soll, daß es der Mühe lohnt, diese Behauptung einmal etwas näher zu prüfen. Wir sind zwar längst davon zurückgekommen, für solche Landsleute Partei zu nehmen, die in Pariser Kaffeehäusern wegen allzu aufdringlicher Äußerung ihres Deutschtums unfreundliche Behandlung erfahren haben, wir ereifern uns auch nicht mehr, wenn wir lesen, daß in den westlichen Gouvernements des russischen Reichs Deutsche ausgewiesen worden sind, weil sie versäumt haben, die russische Unterthanenschaft zu erwerben; aber wir fahren ruhig fort, über Deutschenfresserei bei unsern östlichen und westlichen Nachbarn zu schimpfen, weil wir annehmen, der Deutschenhaß sei eine bei ihnen allgemein herrschende, von der Regierung geschützte, von den Gebildeten gutgeheißene und vertretene Regung der öffentlichen Meinung. Daß wir dadurch die Kluft zwischen uns und ihnen, die ja leider groß genug ist, und die selbst der begeistertste Kosmopolit nicht leugnen kann, nur größer und unüberwindlicher machen, daß wir durch maßlose Kritik den Nationalhaß nur steigern, ist selbstverständlich. Aber gerade das scheint von manchen Zeitungen beabsichtigt zu werden; sie meinen erst dann echt deutsch und volkstümlich zu sein, wenn sie nach dem Beispiel gewisser französischen und russischen Blätter recht auf die feindlichen Nachbarn losziehn.

Es ist natürlich für den einzelnen sehr schwer, sich ein Urteil über eine Nation zu bilden. Aber ich darf vielleicht annehmen, daß die Erfahrungen, die ich in Frankreich und Rußland gesammelt habe, von vielen meiner Landsleute bestätigt werden können. Sie würden aber gewiß zur Verbreitung einer

mildern Auffassung und Beurteilung jener Erscheinungen beitragen, wenn sie in weitere Kreise drängen. Ich will zunächst von Frankreich reden.

Einer wissenschaftlichen Arbeit wegen hielt ich mich, nachdem ich schon Ende der siebziger Jahre zwei Winter in Frankreich verlebt hatte, voriges Frühjahr wieder einige Zeit lang in Paris auf. Da ich namentlich phonetische Studien machen wollte, so war es neben dem Besuche der einschlägigen Vorlesungen an der Sorbonne und im Collège de France vor allem meine Aufgabe, die Pariser Aussprache der verschiedensten Kreise, Bildungsstufen und Vortragsweisen zu beobachten. Es galt daher in der Deputirtenkammer wie in den Arbeiterversammlungen, in den Kirchen wie in den Wirtshäusern, in den Salons der Geistesaristokratie wie in den Markthallen Arbeitsmaterial zu suchen, und ich bin infolge dessen trotz der Kürze meines Aufenthalts natürlich viel mehr mit Franzosen aller Schichten zusammengekommen, als es ohne dies der Fall gewesen wäre. Von der deutschen Botschaft in Paris hatte ich ein Empfehlungsschreiben an die Verwaltungsbehörde der Nationalbibliothek bekommen, und mit einem Professor an der Sorbonne hatte ich von Deutschland aus Briefe gewechselt. Sonst aber kannte ich niemand und konnte mich an niemand halten.

Man hat mir viel Gutes über mein Französisch gesagt, aber ich bin doch ein zu gut geschulter Phonetiker, um nicht zu wissen, daß mir jeder Franzose beim dritten Worte den Ausländer anhört, und mein Spiegel hält mir so unverkennbar deutsche Züge vor, daß selbst der größtkarrirte Stoff und die weitesten Hosen eine nutzlose Vermummung und eine vergebliche Nachahmung englischer Touristen gewesen wäre. Ich bin meist sofort als Deutscher erkannt worden, habe auch keine Gelegenheit versäumt, meine Nationalität zu offenbaren und zu bestätigen. Überdies muß ich bekennen, daß ich cholerischen Temperaments und durchaus nicht geneigt bin, mir irgend etwas gefallen zu lassen. Meine Frau steigt mit einer gewissen Angst mit mir ins Nichtraucherkupee, weil sie behauptet, ich sähe mich immer erst kampflustig nach einem rauchenden Sünder um und wäre nie befriedigt, wenn es nicht zu einer gewaltsamen Entfernung des corpus delicti gekommen sei. Ich habe auch in Pariser Theatern wiederholt mein Mißfallen über das Gebahren der Claque und der Obstverkäufer sehr deutlich zum Ausdruck gebracht; und doch habe ich deshalb nirgends auch nur die leiseste Spur von Feindseligkeit oder Zurücksetzung gemerkt.

Ich wohnte als einziger Deutscher in einem sehr großen Hotel Garni des Quartier latin. Der Hausverwalter schien sich etwas darauf einzubilden daß mehrere meiner Landsleute lange und wiederholt bei ihm gewohnt hatten; die Deutschen seien doch solide Leute, meinte er. Einem höhern Polizeibeamten, der mir gegen das Ende meines Pariser Aufenthalts einen freundschaftlichen Besuch machen wollte und mich nicht zu Hause fand, hatte derselbe Haus-

verwalter, wie mir später mitgeteilt wurde, einen begeisterten Bericht von meinem musterhaften Lebenswandel und meinem Fleiße gegeben. „Der kommt stets vor Mitternacht heim, morgens sitzt er schon um acht bei seinen Büchern, also zu einer Zeit, wo sich meine andern Gäste eben erst schlafen gelegt haben. Es ist zwar unangenehm, daß der Herr seine Zimmer schon um zwölf in Ordnung sehen will, aber es wird nach seinem Wunsche gehandelt."

Um die Erlaubnis zum Besuche einiger nicht öffentlichen Kollegien an der Sorbonne zu erhalten, machte ich bei zwei Professoren Besuche, andern stellte ich mich im Sprechzimmer der Universität vor — überall fand ich nicht nur bereitwilliges, sondern wirklich liebenswürdiges Entgegenkommen. Und dies Entgegenkommen galt nicht etwa meiner Person — es wäre lächerliche Eitelkeit, das anzunehmen —, sondern lediglich dem deutschen Kollegen, der im Interesse der Wissenschaft nach Paris gekommen war.

In einer Vorlesung über vergleichende Sprachwissenschaft, die ich im Collège de France hörte, wurde die deutsche Forschung in einer Weise anerkannt, wurden die Leistungen von Männern wie Bopp, Schleicher, Curtius u. a. mit einer Verehrung besprochen, die jeden Deutschen mit Stolz erfüllen mußte. Wir pflegen die französischen Studenten zu den hervorragendsten Trägern der Revancheideen, zu den erbittertsten und verblendetsten Feinden des Deutschtums zu rechnen; wenn wir auch darin Recht haben, so muß man doch um so mehr Achtung hegen vor einer so vorurteilsfreien, gerechten Würdigung deutscher Leistungen, wie sie mir da entgegentrat.

Natürlich wurde ich durch solche Erfolge kühner. Ich wandte mich an den Recteur de l'Université de France, der unmittelbar unter dem Unterrichtsminister steht und das höhere Schulwesen Frankreichs leitet, um die Erlaubnis zu erhalten, an einzelnen Schulen dem Unterrichte beizuwohnen. Auch das wurde mir sofort gewährt, obwohl man mir weder in Deutschland noch in Frankreich irgend welche Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches gemacht hatte. Ich wurde ersucht, selbst die Anstalten zu nennen, wo ich hospitiren wollte, und dort bin ich dann nicht nur von den Leitern und Leiterinnen, sondern auch von den Lehrern und Lehrerinnen in meiner Bemühung, in der kurzen Zeit möglichst viel vom Pariser Schulwesen kennen zu lernen, aufs entgegenkommendste unterstützt worden. „Der Herr ist ein Deutscher, der unsre Schulen studirt," sagte gewöhnlich der Direktor zu dem Lehrer, in dessen Klasse wir eintraten; „haben Sie die Güte, ihm jede in Ihrer Macht stehende Gefälligkeit zu erweisen." Und das geschah. Das Interesse, das ich zeigte, schien die Lehrer immer freundlicher zu stimmen, in den Pausen wurden mir ganze Stöße von Probearbeiten, Zeichnungen, Handarbeiten u. s. w. vorgelegt, jeder nur angedeutete Wunsch wurde erfüllt.

Ich habe auch in keiner der von mir besuchten Anstalten Lehrbücher zu Gesicht bekommen, die etwa Haß gegen Deutschland predigten, dagegen sehr viele,

die einen auffallenden Mangel an Liebe zum französischen Vaterlande, ja das reine Weltbürgertum zur Schau trugen. Ich stelle damit natürlich nicht in Abrede, daß auch chauvinistische Gesinnungen in französischen Schulbüchern gepflegt werden, unsre Zeitungen bringen ja bisweilen erstaunliche, wegen ihrer Verdrehung geschichtlicher Thatsachen empörende Proben dieser Litteratur, aber ich glaube, sie sind wenig verbreitet. Auch in den Buchhandlungen und Antiquariaten, die, wie jeder Besucher von Paris weiß, fast immer von Menschen umlagert sind, habe ich nichts gesehen, was unser Nationalgefühl verletzen könnte. In den großen Reklameräumen der Redaktion des Figaro war unter den Bildnissen der bedeutendsten Männer der Gegenwart Kaiser Wilhelm der Zweite in einer großen, sehr guten Photographie vertreten, und in den Schaufenstern der herrlichen Kunstläden des Boulevard des Capucines und der Rue de la Paix habe ich mehrfach das bekannte Richtersche Bild der Königin Luise ausgestellt gesehen.

Weder im Theater, noch in den zahlreichen von mir besuchten religiösen, politischen und sozialen Versammlungen ist mir Deutschenhaß aufgefallen. Ich will auch daran erinnern, wie nach einigen kläglichen Versuchen, die Aufführung der Wagnerschen Opern in Paris zu hintertreiben, die verschwindende Minderheit der chauvinistischen Schreier der Mehrheit der anständigen Pariser weichen mußte. Die anständigen Zeitungen haben auch rückhaltlos ihrer Entrüstung Ausdruck gegeben über das Betragen einiger frechen Lümmel der Kaiserin Friedrich gegenüber. Daß es noch solche Schreier giebt, daß sie vorübergehend die öffentliche Meinung terrorisiren können, daß es Zeitungen und Zeitschriften giebt, die den Haß gegen Deutschland nähren, daß sich bei einzelnen Festlichkeiten, wie seiner Zeit in Nancy, eine schwache Regierung durch die Duldung deutschfeindlicher Strömungen Kraft und Beliebtheit zu verschaffen sucht, ist schuld daran, daß man bei uns annimmt, das: A bas les Allemands! sei in Frankreich für das Volk wie für die Regierung als allein giltiges und alle Schwankungen der Politik überdauerndes Losungswort ausgegeben. In Wahrheit sind das vereinzelte Erscheinungen, die zur Beurteilung der öffentlichen Meinung eines ganzen Volkes sehr untauglich sind. Wenn wir aus ihnen verallgemeinernde Schlüsse auf die Gesinnung des französischen Volkes ziehen wollten, so wäre das gerade so, wie wenn wir aus Sigls Vaterland eine preußen- und reichsfeindliche Stimmung der Baiern folgern wollten. Das thut kein vernünftiger Mensch. Wir finden es erklärlich und vielleicht sogar verzeihlich, daß man in einzelnen Kreisen Baierns das Jahr 1866 noch nicht ganz verwunden hat, wir ertragen die maßlosesten Angriffe der Tschechen und Polen mit Gleichmut und Geduld, obwohl wir uns sagen müssen, daß die deutschfeindliche Bewegung in den slawischen Provinzen Österreichs viel stärker und, da Österreich unser Bundesgenosse ist, viel gefährlicher ist, als die in Frankreich. Warum sehn wir es da als eine Beleidigung an, wenn

sich einmal der 1870 so tief gedemütigte französische Nationalstolz in irgend einem Zeitungsartikel, einer Wahlrede, einem Roman in Schmähreden auf Deutschland Luft macht? Daß diese von den deutschen Zeitungen ihren Lesern gewissenhaft mitgeteilt werden, ist selbstverständlich, aber wie wenige unsrer Tagesblätter halten sich für verpflichtet, auch die zahlreichen friedlichen Preßstimmen zu verzeichnen, die sich in Frankreich trotz Kronstadt, trotz Patriotenliga u. s. w. immer deutlicher vernehmen lassen? In den ersten Apriltagen des vorigen Jahres wurde die Agitationsreise des Vorsitzenden der internationalen Friedensliga durch die europäischen Hauptstädte von den meisten französischen Blättern sehr günstig besprochen. „Der gute Engel Deutschlands (unsre Kaiserin?) hat Herrn N. in einer mehrstündigen Audienz empfangen und ihm das wärmste Mitgefühl, die lebhafteste Beteiligung an seiner Friedensarbeit zugesichert. Und, Gott sei Dank, ist der Einfluß dieses Schutzgeistes ebenso stark wie segensreich." So schrieb eine französische Zeitung, die wegen ihrer royalistischen Färbung als Preßstütze des russisch-französischen Bündnisses gilt. Daß unter dem guten Engel unsre Kaiserin gemeint war, glaube ich deshalb, weil sie, wie ihre Tante, die Prinzessin Amalie von Schleswig-Holstein, und ihre Schwester, die Prinzessin Friedrich Leopold, seit der Zeit ihres längern Aufenthaltes in Frankreich dort besonders beliebt sind. Ich habe mich in dem Winter 1878/79 gefreut, zu sehen, welche aufrichtige und allseitige Verehrung diesen drei deutschen Prinzessinnen in Pau zu teil wurde. Die Prinzessin Amalie hat ja Pau zu ihrem ständigen Winteraufenthalte gewählt, und auch die Prinzessin Feodora, die jüngste Schwester unsrer Kaiserin, hat dort mehrere Winter verlebt.

Es fällt mir nicht ein, zu bestreiten, daß wir Deutschen als Nation unbeliebt sind, daß die Eroberung von Elsaß-Lothringen als eine dem französischen Volke zugefügte Schmach empfunden wird, und daß man auf den heutigen Dreibund nicht besser zu sprechen ist, als auf den von 1813. Aber dürfen wir uns darüber wundern oder gar den Franzosen einen Vorwurf daraus machen? Ein Volk wird nicht ohne Opfer groß, und wenn ein Volk so an Macht gestiegen ist, wie das deutsche, muß es auch große Opfer zu bringen bereit sein; es muß sich Neid und Haß gefallen lassen, vor allem von denen, auf deren Kosten es gewachsen ist. Die erhöhte Achtung, die dem deutschen Namen jetzt in der Welt gezollt wird, wird eben aufgewogen durch die Feindschaft, die aus der Furcht vor Deutschlands wachsender Macht entsteht.

Diese Erfahrung machen wir jetzt auch in Rußland. Solange Deutschland uneinig und daher machtlos war, sah Rußland ruhig den Fortschritten zu, die das Deutschtum in den Ostseeprovinzen, in Bessarabien, an der Wolga und am Don machte. Deutschlands Erfolge von 1870 änderten diese Stellung vollkommen; überall, wo man deutschen Einfluß witterte, wurden Gegenmaß-

regeln getroffen. Und was Alexander der Zweite in den letzten zehn Jahren seiner Regierung aus Pietät geschont hatte, verfiel dem Eifer seines Sohnes. Es wäre irrig, anzunehmen, der jetzige Kaiser sei ganz und gar in das panslawistische Fahrwasser geraten, politische Absichten liegen ihm im Grunde fern. Er betrachtet es als seine Mission, wie Lanin jetzt in seinem vielbesprochnen Aufsatze in der Contemporary Review sagt, in seinem Reiche die griechische Kirche zur Alleinherrscherin zu machen, und deshalb sind ihm die evangelischen Deutschen ebenso unangenehm, wie die katholischen Polen. Die Mittel zu ihrer Unterdrückung waren vorhanden, nur waren zu Alexanders des Zweiten Zeit die Gesetze nicht genau beobachtet, einige Paragraphen entweder gar nicht oder nur in sehr milder Form angewendet worden; Alexander der Dritte kehrte zu Nikolaus starrem System, zu seiner strengen Handhabung der Religionsgesetze zurück. Es ist ja eine entsetzliche Härte, wenn evangelische Geistliche in den Ostseeprovinzen ihres Amtes entsetzt oder verbannt werden, weil sie ihre Gemeindeglieder vor dem Übertritt zur griechischen Kirche gewarnt haben; es ist eine in Europa beispiellose Unduldsamkeit, die den Übertritt aus der orthodoxen Kirche in eine andre gesetzlich unmöglich macht; aber es sind keine gesetzwidrigen, willkürlichen Äußerungen des monarchischen Willens, sondern nur die Folgen strenger Durchführung der bereits bestehenden Rechtsmittel. Ganz so schlimm ist die Sache auch nicht, wie sie in deutschen Blättern oft geschildert wird. Ein hochangesehener, erfahrner lutherischer Geistlicher Petersburgs weist entschieden die Annahme zurück, daß wir es in Rußland mit einer Verfolgung der lutherischen Kirche zu thun hätten, wenn er auch vielleicht den Druck schwer empfindet, der auf das Gewissen der evangelischen Geistlichen in den baltischen Provinzen ausgeübt wird.

Daß die Abneigung des jetzigen Zaren gegen die Lutheraner von der slawophilen Partei zu ihren politischen Zwecken würde ausgenutzt werden, war vorauszusehen, die in der That fast unglaublichen Rechte des deutschen Adels, die Selbstherrlichkeit der baltischen Ritterschaft, des deutschen Bürgertums in den Städten und die geistige Vorherrschaft der Landesuniversität Dorpat waren dieser Partei schon lange ein Dorn im Auge gewesen und mußten fallen, wenn sie zu ihrem Ziele gelangen wollte. Daß es mit dem Fall so schnell ging, daran trägt der Deutsche selbst einen guten Teil der Schuld. Der deutsche Adel und die deutsche Geistlichkeit, beide in ihrer seltsam bevorzugten Stellung verwöhnt, hatten es gänzlich vernachlässigt, sich dem eingebornen Bauernstamme zu nähern; besonders in Kurland war die Kluft zwischen den Baronen und Geistlichen auf der einen, dem lettischen Bauernvolke auf der andern Seite so groß geworden, daß es nur einiger geschickten Griffe bedurfte, um die Letten den Russen, den Slawophilen in die Arme zu treiben und damit die Herrschaft des Deutschtums zu brechen. Die vor einiger Zeit in dieser Zeitschrift (1892, Heft 32) veröffentlichte Biographie des

Bischofs Walter in Livland enthält die schlagendsten Beweise für die Richtigkeit dieser Darstellung. Wir können wohl über diese Niederlage der deutschen und evangelischen Sache klagen, wir haben alle Ursache dazu, aber wir haben nicht das Recht, die russische Regierung oder das russische Volk allein dafür verantwortlich zu machen. Und hat etwa die deutsche Regierung jemals gegen diese Unterdrückung des Deutschtums in den Ostseeprovinzen Einspruch erhoben? Durchaus nicht. Man hat sogar in der letzten Zeit behauptet, Fürst Bismarck habe der russischen Regierung zu ihrem Russifizirungswerke in aller Form seine Sanktion erteilt. Nun, das wird schwerlich geschehen sein, weil Rußland diese Sanktion gar nicht begehrt haben wird. Jedenfalls ist es sehr zweifelhaft, ob wir unsern Stammesgenossen in Rußland durch die Äußerung unsers Mitgefühls irgend welchen Dienst erweisen. Mir will es scheinen, als ob wir sie dadurch in den Augen der Russen in einen gewissen nationalen und politischen Zusammenhang mit uns brächten, den Rußland, seit Deutschland so mächtig geworden ist, entschieden fürchtet.

Bei uns ist es natürlich besonders die jüdische Presse, die den Haß gegen Rußland schürt. Ob es bloß Baissespekulationen sind, oder ob es sich aus edlern Beweggründen, z. B. aus der Entrüstung über die Behandlung der Juden in Rußland erklärt, ist schwer zu entscheiden; geschimpft wird, darüber ist kein Zweifel, und zwar über alles: Staat, Kirche, Beamtentum, Heerwesen, Finanzen, Sitten und Gebräuche, alles muß herhalten. Die abgeschmacktesten Märchen werden erfunden, wenn es an geeignetem Stoffe fehlt. Ist es da zu verwundern, wenn sich in der russischen Presse auch ein gehässiger Ton gegen Deutschland immer breiter macht? Vor einigen Jahren hörte ich einen öffentlichen Vortrag über Slawentum und Germanentum von einem in der politischen und litterarischen Welt bekannten freisinnigen Redakteur, der behauptete, ein unwiderstehlicher Hang zum Alkohol und ein unheimliches Talent zum Hammeldiebstahl seien neben den nicht gerade beneidenswerten äußern Eigentümlichkeiten die hervorragendsten geistigen Merkmale der Russen. Das ist noch eine verhältnismäßig harmlose Probe im Vergleich zu den oft geradezu empörenden Angriffen deutscher Blätter auf alles, was dem Russen heilig und teuer ist. Ich habe den Grafen Totleben, den Helden von Sewastopol, der in seinem Leben wahrhaftig Gelegenheit genug gehabt hatte, die Fehler der Russen kennen zu lernen, kaum jemals so leidenschaftlich erregt gesehen, als da wir einmal beim Mittagessen in seinem Schlosse Keidani von der Haltung der deutschen Presse Rußland gegenüber sprachen. Als Generalgouverneur von Wilna erhielt er die ausländischen Zeitungen ohne Zensurschwärze, konnte sich also an den liebenswürdigen Äußerungen des Berliner Tageblatts recht erbauen. Er hatte von seinen russischen Vorgesetzten, ja von seinen Kaisern selbst als Deutscher manche Zurücksetzung, manche herbe Kränkung in seiner wunderbaren Laufbahn erfahren müssen, während ihm die Zeichen der An-

erkennung und Bewundrung von andern Monarchen, andern Feldherren, vor allem von Kaiser Wilhelm dem Ersten in Menge zuströmten — ich sah viele derselben im Bibliothekzimmer des Grafen —, er hatte eine Deutsche zur Frau, seine Kinder wurden von einer deutschen Erzieherin unterrichtet, er war deutsch in seinem ganzen Wesen; aber Zornesröte bedeckte sein Gesicht, wenn er sein russisches Vaterland von Deutschen beschimpfen hörte.

Man frage doch in den weiten Kreisen der Deutschrussen nach dem Deutschenhaß, der, nach den meisten unsrer Zeitungen zu schließen, über das ganze russische Reich verbreitet sein soll; wir werden von den Vorurteilsfreien die Antwort erhalten: Die Zunahme der Macht Deutschlands hat allerdings in der Abnahme seiner Popularität im Auslande ein Gegengewicht erhalten, wie es nicht anders zu erwarten war, man ist in der Bemühung, den Fortschritten des Deutschtums in Rußland Einhalt zu thun, zu stürmisch und zu weit vorgegangen, deutsche Taktlosigkeiten haben russische Grobheiten hervorgerufen, aber von einer Verfolgung der Deutschen in Rußland ist nicht die Rede, selbst in der Presse, wenigstens in der anständigen Presse nicht. Daß es, wie in Frankreich, so auch in Rußland Zeitungen giebt, die von der Deutschenhetze zu leben scheinen, daß die Regierung schwach genug ist, selbst gelegentlich den panslawistischen Wühlereien nachzugeben und deutschfeindliche Strömungen zu unterstützen, darin liegen gewiß nicht mißzuverstehende Warnungsrufe für uns, und es wäre die größte Thorheit, diese unbeachtet zu lassen. Aber ebenso verderblich ist es, wenn ein Teil unsrer Presse bemüht ist, jeden Versuch der Aussöhnung zwischen Deutschland und Rußland zu hintertreiben. Hoffentlich ist sich die deutsche Presse darüber klar, was Deutschland an Rußlands Freundschaft oder doch Neutralität verliert. Erinnern wir uns doch daran, daß Deutschlands Erhebung 1813 zu einem nicht geringen Teile Rußland zu verdanken ist, daß unsre Triumphe im Jahre 1870 nur möglich waren, weil wir ein neutrales Rußland im Rücken hatten. Wie freundschaftlich damals unsre Beziehungen waren, beweist allein die Thatsache, daß in diesem Jahre 1870 Sonntag für Sonntag in den deutschen Kirchen Rußlands für den Sieg der deutschen Waffen öffentlich gebetet werden durfte. Ob das heute noch geschehen könnte? Ich glaube, es wäre unsinnig, so etwas anzunehmen. Wir wollen uns in dieser Hinsicht keinerlei Täuschungen hingeben, sondern klar mit den gegebnen unerfreulichen Verhältnissen rechnen; aber wir wollen uns hüten, die letzte Brücke über die gähnende Kluft abzubrechen und unsre Nachbarn im Osten mit denen im Westen in dem Verlangen zu vereinigen, ein Volk zu demütigen, das im Vollbesitze seiner Macht nicht versteht, Großmut und Nachsicht zu üben.

Deutſchlands wirtſchaftliche Lage

Von O. Bähr

er alt genug iſt, die heutigen Verhältniſſe in Deutſchland mit den Verhältniſſen zu vergleichen, wie ſie noch vor einem Menſchenalter oder gar vor zwei Menſchenaltern beſtanden, der kann nicht im geringſten zweifeln, daß heute im Vergleich mit jenen Zeiten ein weit größerer Wohlſtand in Deutſchland herrſcht, daß das Wohlleben der Menſchen, und zwar durch alle Klaſſen der Bevölkerung hindurch, in hohem Maße gewachſen iſt. Heute ſind wir bereits auf dem Standpunkt angelangt, daß viele dieſen Wohlſtand als etwas ganz ſelbſtverſtändliches betrachten, was gar nicht anders ſein könnte. Wer nicht in vollem Maße daran teil nimmt, der glaubt, ſich in einer Notlage zu befinden. Die Landwirtſchaft klagt ſchon lange über ihre Not. Die Induſtrie und der Handel klagen darüber, daß ſeit einigen Jahren „die Geſchäfte darniederliegen“; und das ſieht man für ein beſondres Mißgeſchick an. Eine höchſt erfreuliche Thatſache, die in frühern Zeiten als der größte Segen geprieſen worden wäre, die Thatſache, daß wir im vergangnen Jahre eine reiche Ernte gehabt haben, wird dabei kaum beachtet oder gar von den Landwirten beklagt, weil dadurch die Getreidepreiſe heruntergegangen ſeien. Im Reichstage iſt kürzlich, allerdings von ſozialdemokratiſcher Seite, eine Schilderung der deutſchen Zuſtände gegeben worden, als ob unſer Volk ſich in der größten Not befände. Bei dieſer Sachlage lohnt es ſich wohl, einmal zu prüfen, was denn eigentlich die Grundlage unſers heutigen Wohlſtandes bildet, und in welchem Maße wir auf ſeine Dauer unbedingt rechnen können.*)

*) Unſre Leſer wiſſen, daß wir den Ausführungen unſers verehrten Freundes nicht allenthalben beipflichten können, zum Teil ſogar entſchieden andrer Meinung ſind. Neben dem außerordentlich gehobnen Wohlſtande, der allerdings Teilen aller Klaſſen zu gute kommt, haben ſich auch erſchreckende Mißſtände entwickelt, die früher nicht vorhanden waren und insbeſondre große Kreiſe der unterſten Volksſchichten bedrücken. Auf dieſe Verhältniſſe und ihre Gefahren hinzuweiſen, vor denen die Wohlhabenden gern die Augen verſchließen, betrachten wir als eine beſondre Aufgabe dieſer Blätter. Unſre Artikelreihe „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ dient vor allem dieſer Aufgabe. Die Forderungen, zu denen der vorliegende Aufſatz gelangt, und ihre Begründung unterſchreiben wir natürlich mit voller Überzeugung; ſie gehen die an, die ſie zu erfüllen imſtande ſind. D. R.

Die natürliche Grundlage für den Wohlstand jedes Volkes bildet der Grund und Boden seines Landes. Er ist gleichsam der gedeckte Tisch, auf dem das Volk seine Nahrung findet. Auch die Industrie ist für die Stoffe, die sie verarbeitet, in erster Linie auf den Boden ihres Landes angewiesen. Deutschland ist nicht arm an fruchtbarem Gelände und an wertvollen Bodenschätzen. Aber es steht damit nicht in erster Linie. Südlicher gelegne Länder haben eine größere Fruchtbarkeit; auch sind andre Länder noch reicher an Mineralien. Die Fruchtbarkeit des Bodens hat man im Laufe dieses Jahrhunderts durch bessere Bewirtschaftung wesentlich steigern gelernt. Aber während dieser Zeit hat sich auch die Bevölkerung Deutschlands fast verdoppelt. Nun ist es bekannt, daß, wenn sich noch einmal so viel Personen um einen Tisch setzen, die Portionen für jeden einzelnen um so kleiner werden. Was ist es nun, was unsern Wohlstand in so hohem Maße hat wachsen lassen, daß, trotz der gewaltigen Vermehrung der Bevölkerung, unser heutiges Wohlleben mit dem Leben früherer Zeiten gar nicht zu vergleichen ist? Ohne Zweifel ist es die herangewachsene Industrie. Sie erzeugt in großen Massen wertvolle Güter, die teils unmittelbar, teils mittelbar unsern Wohlstand erhöhen, mittelbar dadurch, daß uns die Möglichkeit gewährt ist, gegen sie die reichern Naturerzeugnisse andrer Länder einzutauschen. Dadurch allein ist es gekommen, daß wir zur Zeit einen Wohlstand genießen, der die natürliche Ausstattung unsers Landes weit überragt.

Wir haben uns also durch unsre Ausfuhrindustrie andre Länder gewissermaßen wirtschaftlich dienstbar gemacht. Daß aber dieses Verhältnis andauert, hängt von zweierlei ab: von unserm Fleiß und von unsrer höhern Geschicklichkeit.

Unsern Fleiß haben wir einigermaßen in der Hand, und bisher haben wir es nicht daran fehlen lassen. Wollten wir aber darin nachlassen, so würde die Folge sein, daß wir auch weniger Güter erzeugten, sowohl für unsern eignen Bedarf, als für die Ausführung in fremde Länder, und daß wir dementsprechend auch weniger gut leben könnten. Dies würde also z. B. eintreten, wenn nach dem Begehren der Sozialdemokratie der achtstündige Arbeitstag eingeführt würde. Nehmen wir an, daß bisher zehn Stunden gearbeitet worden wäre, so würde die Einführung des achtstündigen Arbeitstages bedeuten, daß fortan nur vier Fünftel der bisher erzeugten Güter geschaffen würden. Und die Folge würde sein, daß eben so viel weniger Güter für unsern Lebensbedarf vorhanden wären. Diese Folge würde aber nicht etwa bloß die Arbeitgeber, sondern in ganz gleichem Verhältnis auch die Arbeiter treffen.*)

*) Dieser Folge und ihren Nachteilen wollen sich aber die Sozialdemokraten selbst durchaus nicht aussetzen; ihre Forderung geht dahin, daß die Arbeiter für die achtstündige Arbeit denselben Lohn erhalten wie bisher für die zehnstündige, und daß ferner soviel Händen mehr Beschäftigung gewährt werde, als bei der verkürzten Arbeitszeit für die

Weit weniger haben wir es in der Hand, ob auch unsre Geschicklichkeit ausreicht, uns durch unsre gewerbliche Thätigkeit auf der Stufe des Wohllebens zu erhalten, auf der wir uns jetzt befinden. Es kommt dabei nicht bloß auf uns, sondern auch auf den Stand der Dinge in andern Ländern an. Zunächst kommt es darauf an, daß nicht die Länder, deren Industrie gleichfalls hoch entwickelt ist und die deshalb mit unsrer Ausfuhrindustrie wetteifern, uns in der gewerblichen Geschicklichkeit überflügeln. Geschähe das, so würden sie bald den Markt der Länder, in die wir unsre Ausfuhr richten, an sich reißen, und wir hätten das leere Nachsehen. Es kommt aber auch weiter darauf an, daß Länder zur Genüge vorhanden sind, in denen die Industrie so wenig entwickelt ist, daß sie unsrer Industrieerzeugnisse bedürfen, und die zugleich so reiche Naturerzeugnisse haben, daß sie damit unsre Industrieerzeugnisse bezahlen können. Länder, die bereit wären, uns unsre Industrieerzeugnisse abzunehmen, giebt es wohl genug. Das kann uns aber nichts helfen, wenn sie nicht zugleich reiche Naturerzeugnisse haben, die sie uns dafür liefern können. Aus diesem Grunde haben z. B. unsre Kolonien vorläufig für uns noch keinen großen Wert. Andrerseits kommt in Betracht, daß die Länder, die reiche Naturerzeugnisse, aber eine minder entwickelte Industrie haben, vielfach bemüht sind, ihre Industrie dergestalt in die Höhe zu bringen, daß sie fremder Industrieerzeugnisse nicht mehr bedürfen. Soweit ihnen dies gelingt, würden sie natürlich unsre Industrieerzeugnisse von sich weisen. Diese Gefahr droht uns namentlich von Amerika. Die nordamerikanischen Freistaaten haben bereits durch die Mac Kinley-Bill einen starken Vorstoß gemacht, um die europäische Industrie auszuschließen. Gelänge es ihnen, dadurch ihre eigne Industrie vollkommen leistungsfähig zu machen und dann auch die übrigen amerikanischen Staaten handelspolitisch an sich zu knüpfen, so würde die europäische Industrie das schwer empfinden. Auch noch andre Umstände von mancherlei Art können dahin führen, daß das Ausland unsrer Industrieerzeugnisse in geringerem Maße als bisher bedarf.

Endlich droht uns auch eine Gefahr von innen, an die wir gewöhnlich gar nicht denken. Das ist die ständige Zunahme unsrer Bevölkerung, die namentlich dadurch befördert wird, daß es im deutschen Reiche jedem freisteht, eine Familie zu gründen. Nun ist ja diese Zunahme als ein Zeichen des Wohlergehns und der Gesundheit unsers Volks an sich sehr erfreulich. Auch erwächst in jedem neuen Bewohner unsers Landes ein neuer Arbeiter. Aber Arbeit allein kann keine Güter schaffen, wenn nicht die Grundlage für deren Verwertung vorhanden ist. Es giebt also jedenfalls eine Grenze, bei

---

Erzeugung derselben Gütermenge notwendig wären. Eine Verminderung der Gütererzeugung würde also erst dann eintreten müssen, wenn die Unternehmer durch die so entstandnen und etwa erzwungnen höhern Kosten leistungsunfähig würden. D. R.

deren Überschreitung die Vermehrung der Bevölkerung nicht zur Erhöhung, sondern zur Verminderung des Wohlstandes eines Landes führt. Wo diese Grenze für uns liegt, und ob wir sie nicht etwa bereits überschritten haben, kann niemand sagen.

Wir wollen hier noch bemerken, daß die andern Länder, mit denen wir auf dem Weltmarkte in Wettbewerb treten, also namentlich Frankreich und England, weit sicherere Grundlagen für ihren Wohlstand haben als wir. Frankreich hat die größere Fruchtbarkeit seines Bodens und die günstige Lage inmitten zweier Meere vor uns voraus. Nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte ist es von der Gefahr einer Übervölkerung weniger bedroht. Auch lebt in manchen Beziehungen das französische Volk weit sparsamer als das deutsche. England ist vor allem begünstigt durch seine insulare Lage. Es besitzt reiche Bodenschätze und übt die Herrschaft in vielen und reichen Kolonien, die es nach Kräften ausbeutet. Daher sein ungeheurer Reichtum, mit dem sich der Wohlstand Deutschlands nicht messen kann.

Aber leben wir denn, wird man vielleicht fragen, wirklich so, daß man von einem großen Wohlstande reden kann? Um uns davon zu überzeugen, brauchen wir nur einen Blick zu werfen auf die großen Summen, die wir für Dinge ausgeben, die ohne Schaden entbehrt werden könnten. Dahin gehören in erster Linie die geistigen Getränke, die das deutsche Volk in einem Maße genießt, wie nur wenige andre Völker. Im Jahre 1890 bis 1891 sind in Deutschland 52332000 Hektoliter Bier getrunken worden. Rechnen wir, daß das Liter mit 25 Pf. bezahlt worden ist, so ergiebt das eine Summe von 1308 Millionen Mark. Ferner sind als Branntwein 2156000 Hektoliter Alkohol verbraucht worden. Rechnen wir, daß der Trinkbranntwein zu einem Drittel aus Alkohol besteht, und daß das Liter davon 80 Pf. kostet, so würde der Branntweingenuß unserm Volke etwa 517 Millionen Mark gekostet haben. Man rechnet, daß im ganzen für Spirituosen in Deutschland $2^1/_2$ Milliarden ausgegeben werden. Das würde mehr als das Fünffache dessen sein, was dem deutschen Reiche sein ganzes Kriegsheer und seine Marine kosten. Dazu kommen dann noch die Hunderte von Millionen, die das Tabakrauchen verschlingt. Für Lotterielose sind im vorletzten Jahre 168 Millionen ausgegeben worden. Wer in die Lotterie setzt, muß doch wohl Geld dazu übrig haben. Rechnen wir ferner die großen Ausgaben, die sich an die heute bestehenden unzähligen Vereine knüpfen. Wer gehört heute nicht einem oder mehreren Vereinen an? Und sind diese Vereine alle notwendig? Welche Summen werden ferner ausgegeben für Zeitungen und ähnliche Litteratur! Keine Stadt besteht, in der nicht eine oder auch mehrere Zeitungen erschienen, die doch ihre Abnehmer finden müssen. Werfen wir einen Blick in die Zeitungen, so wimmelt es darin von Vergnügungsanzeigen. Auch diese würden nicht in den Zeitungen stehn, wenn sich nicht die Leute dazu fänden. Überall finden wir die Anzeige von Festen.

Es besteht eine wahr Wut, jedwede Gelegenheit zu einer Festfeier zu erspähen. Welche Ausgaben knüpfen sich an das alles! Diese Ausgaben werden doch nicht von den Reichen und Wohlhabenden allein bestritten. Sie gehen bis in die tiefsten Schichten unsers Volks hinab.

Den Beweis aber, daß diese Ausgaben sehr wohl entbehrlich wären, führen wir einfach mit der Thatsache, daß vor zwei Menschenaltern noch niemand daran dachte, sie in diesem Umfange zu machen: woher hätte man wohl das Geld dazu nehmen sollen? Heute bezeichnet man das alles als „Bedürfnis"! Es sind aber nur Bedürfnisse, die wir uns angewöhnt haben. Auch giebt es noch immer Menschen genug, die an diesen Bedürfnissen nicht teilnehmen, ohne irgend Schaden zu leiden, ja ohne vielleicht auch nur das Gefühl einer Entbehrung zu haben. Wenn aber ein Volk solche Summen für entbehrliche Dinge ausgiebt, so muß es ihm doch wohlgehn.

Nun wollen wir ja hoffen, daß die internationalen Verhältnisse, die uns auf diese Stufe des Wohlstandes gebracht haben, noch lange fortbestehn. Auch sind wir weit entfernt, behaupten zu wollen, daß sich unser Volk nicht, so lange es ihm gut geht, seines Wohlstandes freuen und sein Leben genießen solle. Sind auch manche der Aufwendungen, auf die wir soeben hingewiesen haben, von der Art, daß unser Volk besser thäte, wenn es sich statt dessen andre Güter und Genüsse verschaffte, so wollen wir doch diesen Punkt nicht weiter verfolgen. Wir knüpfen an unsre Darlegung nur die Bemerkung: man sollte sich wenigstens bewußt bleiben, daß von einer bei uns bestehenden Not keine Rede sein kann, daß vielmehr unsre ganze Lebenshaltung die natürlichen Grundlagen, wie sie unser Land darbietet, weit überragt.

Nun weist man freilich darauf hin, daß es doch bei uns auch viele Dürftige und Arme gebe. Man spricht von der Arbeitsnot, bei der mitunter (und auch gerade jetzt wieder) Tausende von Arbeitern ohne Verdienst seien. Man redet von der Wohnungsnot, zufolge deren viele in den elendesten Räumen ihr Haupt niederlegen. Hört man unsre Sozialdemokraten, so geht es der Mehrzahl der Menschen, namentlich den Arbeitern, herzlich schlecht. Sie arbeiten für „Hungerlöhne." Nur die Reichen und Wohlhabenden führen ein „menschenwürdiges" Dasein. Was ist davon nun zu sagen?

Richtig ist, daß es bei uns neben der kleinen Zahl der Reichen und Wohlhabenden und neben der großen Masse der weithin sich abstufenden mittlern Existenzen auch viele Dürftige und Arme giebt. Der im allgemeinen herrschende Wohlstand ist nicht gleichmäßig verteilt. Es wäre ja gewiß besser, wenn alle in vollem Wohlstande leben könnten. So reich sind wir aber nicht. Es ist das auch noch in keinem Lande gelungen zu erreichen. Selbst das so viel reichere England weist dieselben Erscheinungen auf. Die Verschiedenheit in dem Wohlstande der Einzelnen ist die unabweisliche Kehrseite davon, daß wir jedem gestatten, nach Maßgabe seiner Kräfte und Fähig-

keiten Eigentum zu erwerben. Das führt zu einer Verschiedenheit des Erwerbs. Wollten wir, wie die Sozialdemokraten wollen, diesen Grundsatz aufgeben, so würden wir damit die Grundbedingung unsrer ganzen Kultur aufgeben. Denn erst mit dem Augenblicke, wo jedem gestattet war, nach bestimmten Regeln des Rechts um die Güter dieser Erde zu werben, war der Wettbewerb eröffnet, der uns auf die hohe Stufe des Wohlergehens geführt hat, auf der wir uns befinden.

Was bedeutet aber diese Dürftigkeit einzelner im Vergleich mit dem Wohlergehen des Ganzen? In den letzten Jahren ist über das Darniederliegen der Geschäfte geklagt worden. Hat man aber wohl irgend eine Veränderung in der äußern Lebenshaltung der Menschen bemerkt? Sind nicht alle Gasthäuser, alle Vergnügungsorte vollauf besucht? Gesetzt, es wären wegen der schlecht gehenden Geschäfte zur Zeit hunderttausend Arbeiter ohne Beschäftigung. Das mag ja für den Einzelnen recht traurig sein. Hat man aber wohl einmal berechnet, wie sich dieser „Notstand" zum Ganzen verhält? Können wir zehn Millionen arbeitsfähiger Männer in Deutschland rechnen, so würde, wenn hunderttausend Arbeiter ohne Arbeit sind, auf hundert Arbeiter ein Arbeitsloser kommen. Ist das nun ein schwer zu ertragender Zustand? Natürlich muß für die Arbeitslosen, wenn sie wirklich in Not sind, gesorgt werden. Der deutsche Staat läßt keinen verhungern. Im äußersten Falle muß die Armenpflege eingreifen. Der Staat kann aber keinem Arbeit geben, wenn er keine hat. Nutzlose Arbeit zu vergeben, bloß um an die Arbeiter Lohn dafür zu zahlen, ist eine Menschenfreundlichkeit, die sich noch nirgends bewährt hat. Die Pariser Nationalwerkstätten von 1848 sind ein unvergeßliches Beispiel dafür.

Daß viele, namentlich in den großen Städten, wo sich alles zusammendrängt, in elenden Wohnungen ihr Dasein fristen, ist nicht zu leugnen. Manche könnten freilich eine weit bessere Wohnung haben, wenn sie andern Lebensgenüssen, denen sie jetzt ihr Einkommen zuwenden, in höherm Maße entsagen wollten. Wir sind eben nicht so reich, daß wir alles in vollem Maße haben könnten. Im allgemeinen entspricht der Zustand unsrer Wohnungen dem Maße unsers Wohlstands. Daran ist auch nichts zu ändern. Deshalb werden alle noch so wohlgemeinten Bestrebungen, den geringen Leuten bessere Wohnungen zu verschaffen, im großen Ganzen ohne Erfolg sein; man müßte denn die Menschen daran gewöhnen, einen verhältnismäßig größern Teil ihres Einkommens auf die Wohnung zu verwenden. Das würde freilich schwer halten.

Müssen wir anerkennen, daß es im allgemeinen unserm Volke wohlgeht, daß wir namentlich einen Überschuß an Wohlstand genießen im Vergleich mit dem, was die Natur unsers Landes uns bietet, so werden wir von dem Gedanken ablassen, daß unser gegenwärtiger Wohlstand etwas ganz selbstverständliches sei, von dem wir auch nicht das Geringste entbehren könnten. Hierüber

können uns schon die von Zeit zu Zeit eintretenden Schwankungen in den Geschäften belehren. Denn diese sind nichts andres, als die natürliche Folge der mannichfachen unsichern Verhältnisse, auf denen überhaupt unser Wohlstand beruht. Nichts sichert uns aber davor, daß sich diese Verhältnisse im Laufe der Zeiten einmal dauernd zu unsern Ungunsten ändern können. Gleiche Wirkung würde es auch haben, wenn — was Gott verhüten möge — Deutschland ein großes, schweres Mißgeschick, namentlich ein unglücklich verlaufender Krieg träfe. Dann würden wir gewahren, daß man auch mit weit geringern Mitteln, als mit dem, was wir jetzt haben, leben kann, wenn man eben damit leben muß.

Die ungesunde Anschauung, als ob an dem Maße unsers Wohllebens unmöglich etwas abgehen könne, hat sich in jüngster Zeit in einer seltsamen Erscheinung geltend gemacht. Wir meinen die Gründe, mit denen die neue Militärvorlage bekämpft wird. Wer der Ansicht ist, daß, trotzdem daß die Franzosen uns in der Zahl ihrer wehrfähigen Mannschaft bereits überflügelt haben, Deutschland doch keine Steigerung seiner Wehrkraft bedürfe, vielmehr auch ohne eine solche des Sieges sicher sei, der mag mit Zuversicht erklären, daß es eine Thorheit wäre, wenn das deutsche Volk für seine Wehrkraft auch nur einen Pfennig mehr ausgeben wollte. Statt dessen hört man vielfach die Ansicht aussprechen, daß, wenn auch eine Vermehrung unsers Heeres an sich wünschenswert sei, doch Deutschland wirtschaftlich die dadurch herbeigeführte Mehrbelastung nicht ertragen könne. Es handelt sich in der Geldfrage um eine jährliche Mehrbelastung von ungefähr 60 Millionen. Das ist freilich, wenn man sie so für sich betrachtet, eine gewaltige Summe, und niemand wird sie unnötig ausgeben wollen. Was ist denn aber diese Summe bei einer Frage, die unsre ganze nationale Existenz betrifft, im Vergleich mit dem gesamten Wohlstande unsrer Nation? Sie ist eine Bagatelle! Werden in Deutschland Spiritusen für $2^1/_8$ Milliarden vertrunken, so brauchte jeder Trinker nur dem vierzigsten Teile seines Genusses zu entsagen, und die 60 Millionen wären damit gedeckt. Sagten wir aber: „Nein! auch bei einer Frage unsrer nationalen Existenz können wir nicht ein Vierzigstel von dem, was wir vertrinken, entbehren“ — wäre das nicht eine ewige Schmach für Deutschland?

Allerdings würde eine weitere Folge der geplanten Veränderung die sein, daß alljährlich etwa 60000 Mann mehr als bisher den Waffenrock anziehen müßten. Es ist nicht zu verkennen, daß darin eine schwere persönliche Belastung liegt. Sie wird aber gemildert, wenn dagegen alle nur zwei Jahre zu dienen brauchen. Auch eine schwere Last trägt sich leichter, wenn sie mit gleichen Schultern getragen wird. Deutschland fehlt es auch nicht an Menschen. Im gegenwärtigen Augenblick würden, wenn jene Änderung bereits eingetreten wäre, 60000 beschäftigungslose Arbeiter weniger vorhanden sein, was wohl kein Unglück wäre.

Wer also die Militärvorlage bekämpft, weil er der Ansicht ist, daß Deutschland zu seiner Sicherheit einer Vermehrung seiner Wehrkraft nicht bedürfe, der mag es auch fernerhin auf seine Verantwortung thun. Aber man bleibe mit der Behauptung zu Hause, daß diese Vermehrung eine „unerschwingliche Last“ für Deutschland sei. Für jeden, der rechnen kann, erscheint das als eine grobe Unwahrheit.

Zivil- und Strafrichter

Der in Heft 42 des vorigen Jahrgangs der Grenzboten enthaltne Aufsatz über unsre Strafrechtspflege erörtert einen Übelstand, der sich auch außerhalb Preußens zeigt. Die Ansicht, daß der Strafrichter im Verhältnis zum Zivilrichter eine untergeordnete Stellung einnehme, ist auch im Richterstande andrer Bundesstaaten verbreitet, ein Beweis mehr dafür, daß ihr Ursprung nicht in besondern preußischen Verhältnissen, sondern in unsrer reichsgesetzlichen Gerichtsorganisation zu suchen ist. Wenn aber der Verfasser jenes Aufsatzes den Hauptgrund für diese auffällige Erscheinung in der Einführung des Laienelements in die Strafrechtspflege sieht, so glaube ich kaum, daß dieser Grund, wenn er auch mitgewirkt haben mag, der entscheidende gewesen sei.

Daß der Vorsitzende des Schöffengerichts im Verhältnis zu seinen ohne Laien entscheidenden Kollegen von den Zivilabteilungen eine nach der allgemeinen Auffassung des Richterstandes untergeordnete Stellung einnehme, habe ich noch nie behaupten hören. Dagegen gilt das allerdings von den Amtsrichtern, die sonst im Amtsgericht, und zwar als Einzelrichter für Requisitionen in Strafsachen, thätig sind. Hier scheint mir nun der Grund für die bestehende Auffassung in der durchaus zutreffenden Beobachtung zu liegen, daß im Grunde genommen die Amtsrichter als ersuchte und beauftragte Richter in Strafsachen überhaupt keine selbständige richterliche Thätigkeit ausüben, vielmehr nur soweit sich mit den Sachen zu beschäftigen haben, als eine andre Behörde, ein Gericht oder die Staatsanwaltschaft sie innerhalb genau vorgeschriebner Grenzen damit zu betrauen für gut findet. Selbständige, auf Erforschung der Wahrheit gerichtete Ermittelungen vorzunehmen, sind sie nicht befugt; wenn sie die angeordneten Wahrnehmungen vorgenommen haben, ist für sie die Sache abgethan, und nur in der gelegentlichen Ablehnung von Anträgen auf Erlaß von Haftbefehlen, Beschlagnahme oder dergleichen kann sich die Selbständigkeit ihrer richterlichen Stellung bethätigen.

Ob und wie dem Übelstande, der diese Richter, um es schroff, aber drastisch auszudrücken, im wesentlichen zu Handlangern der Staatsanwaltschaft macht, abzuhelfen sei, will ich an dieser Stelle nicht erörtern. Aber auf eine bedenkliche Erscheinung, die eine Folge dieses Übelstandes ist, möchte ich doch hinweisen, weil sie zugleich beweist, wie — wenn auch teilweise nur unklar — die jetzige Abgrenzung der Machtbefugnisse zwischen der Staatsanwaltschaft und dem Amtsrichter für Requisitionen in Strafsachen als des Richterstandes nicht recht würdig empfunden wird: ich meine die sowohl von den Staatsanwälten als auch von den Strafkammern der Landgerichte, die als Beschwerdeinstanz diesen Amtsrichtern übergeordnet sind, vielfach gemachte Erfahrung, daß die Amtsrichter für Requisitionen, wenn sie von dem Bewußtsein der Würde ihres richterlichen Amtes ganz besonders durchdrungen sind, also namentlich, wenn sie, wie dies ja meist der Fall ist, noch jung im Amte sind, sehr leicht in den Fehler verfallen, auf dem einzigen Gebiete, auf dem sie ihre selbständige Stellung als Richter beweisen können, also namentlich auf dem Gebiete der Ablehnung von Haftbefehlen u. s. w., der Staatsanwaltschaft die allerseltsamsten Schwierigkeiten zu bereiten, die in der Sache selbst keine Begründung finden und sich nur psychologisch aus dem unbestimmten Gefühle einer unbefriedigenden Stellung erklären lassen.

Was sodann die Strafrichter des Landgerichts betrifft, so kann ja gewiß nicht verkannt werden, daß die Thätigkeit, oder besser gesagt Unthätigkeit der Beisitzer im Schwurgerichte keineswegs dazu führen kann, die Stellung des Strafrichters angesehen und beliebt zu machen, aber es darf doch auf diese Erwägung kein entscheidendes Gewicht gelegt werden. Es giebt viele Landgerichte mit zwei und mehr Strafkammern, in denen der einzelne Strafrichter nicht mehr als einmal jährlich auf vierzehn Tage bis drei Wochen im Schwurgerichte als Beisitzer thätig zu sein das zweifelhafte Glück hat, und doch besteht in diesen Gerichten bei den einigermaßen begabten und strebsamen Richtern ebenfalls die Neigung, möglichst schnell in die Zivilkammern zu gelangen. Die wesentliche Thätigkeit des Strafrichters im Landgerichte ist und bleibt, abgesehn von dem Untersuchungsrichter, dessen Posten keineswegs gemieden wird, die Beschäftigung in der Strafkammer, und hier, wo gerade das Laienelement ganz fehlt, ist auch die Ursache, daß die Thätigkeit des Strafrichters im Landgerichte so wenig beliebt ist. Wie kommt es, daß die Thätigkeit des Beisitzers in der Strafkammer allgemein als eine untergeordnete gegenüber der Beschäftigung als Beisitzer in der Zivilkammer angesehn wird?

Es ist gewiß richtig, daß Strafrecht und Strafprozeß einer wissenschaftlichen Behandlung nicht nur wert sind, sondern ihr auch ebenso bedürfen, wie Zivilrecht und Zivilprozeß, und daß daher an sich die Stellung eines Strafrichters schon vom rein juristischen Standpunkte aus eine durchaus angesehne Stellung sein sollte. Aber in der praktischen Behandlung der zu

entscheidenden Fälle zeigt sich doch sofort ein Unterschied, der allerdings geeignet ist, den Beisitzer in der Strafkammer gegenüber dem Beisitzer in der Zivilkammer herabzudrücken. Nicht nur die Entscheidung über das Strafmaß, sondern auch die Entscheidung der Schuldfrage ist für den praktischen Strafrichter — von Ausnahmen abgesehn — mehr Sache des Rechtsgefühls als der juristischen Konstruktion, während umgekehrt im Zivilrecht erst eine skrupulöse juristische Konstruktion, eine Kette logischer, auf allgemeinen Grundbegriffen aufgebauter Erwägungen zur Entscheidung führt. Man kann geradezu sagen, daß der Strafrichter, ohne mit juristischen Spitzfindigkeiten zu beginnen, dem ihm zur Beurteilung vorliegenden Falle gegenüber zunächst sein allgemeines Rechtsgefühl und seinen gesunden Menschenverstand sprechen läßt, und daß das dann folgende Aufsuchen der juristischen Gründe mehr den Charakter einer Probe hat, ob sich auch die von ihm gleichsam intuitiv gefundne Entscheidung vor dem Gesetze rechtfertige.

Daß diese Art der Sachbehandlung zu verdammen oder auch nur zu beklagen sei, glaube ich nicht. Im Gegenteil, ich bin der Ansicht, daß eine praktische Strafjustiz, die umgekehrt verführe, sich niemals im Einklange befinden könne und werde mit dem Rechtsbewußtsein des ganzen Volks, daß sie daher ihrem eigentlichen Berufe nicht gerecht werde. Auch finden sich in der Strafprozeßordnung selbst, in der Strenge, mit der sie fordert, daß womöglich sofort am Schlusse der Verhandlung, spätestens nach Ablauf einer Woche das Urteil verkündet werde, Andeutungen dafür, daß der Gesetzgeber den Strafrichter in noch höherm Maße als den Zivilrichter unter dem unmittelbaren Eindruck der gesamten Verhandlung seine Entscheidung hat treffen lassen wollen. Allein wie dem auch sei, Thatsache ist, daß der Strafrichter so verfährt, wie es vorhin geschildert ist; dies ergiebt sich auch aus der ganz außerordentlichen Seltenheit der Fälle, wo Strafkammern ihre Entscheidung aussetzen, während das in den Zivilgerichten die Regel bildet. Die Folge dieses Umstandes ist aber nur die, daß der Einfluß des Gerichtsvorsitzenden auf die Entscheidung im Verhältnis zu seinen Beisitzern viel bedeutender wird, als dies je in den Zivilkammern möglich ist. Denn in diesen liegt der Schwerpunkt nicht in der von den beiderseitigen Anwälten betriebnen Verhandlung, sondern in den meist mehrere Tage nach Schluß der Verhandlung stattfindenden Beratungen, in die die Beisitzer und namentlich der ernannte Berichterstatter, nachdem sie den Fall auf seine juristische Konstruktion hin sorgfältig haben prüfen können, ebenso gründlich vorbereitet eintreten wie der Vorsitzende. In den Strafkammersachen aber liegt das Hauptgewicht in der mündlichen Verhandlung, in der Art, wie der Vorsitzende, der meist allein die Akten kennt, das in ihnen liegende Material verwendet, und in der allgemeinen Stimmung, die durch die Behandlung erzeugt wird, die er, von der aus dem Akteninhalt geschöpften Überzeugung ausgehend, der Sache angedeihen läßt. Was dann

nach Schluß der Verhandlung in der sich unmittelbar anschließenden Beratung besprochen wird, beschränkt sich meist auf eine kurze Darlegung der aus dem allgemeinen Rechtsgefühle des Urteilenden gewonnenen Überzeugung, wie sie der Inbegriff der Hauptverhandlung in ihm hervorgerufen hat, während die juristische Konstruktion, also die Probe auf die Richtigkeit des Exempels, durchgängig dem Referenten, also dem überlassen wird, der die Urteilsgründe zu „bauen" hat.

Daß irgend eine andre Organisation des Strafgerichts hier Wandel schaffen könnte, glaube ich kaum; denn die dem Zivilrichter gegenüber in juristischer Beziehung etwas minderwertige Stellung des Strafrichters ist eben in der Natur der Sache, in der verschiednen Behandlung begründet, die jeder praktische Jurist Strafsachen und Zivilsachen angedeihen läßt. Allein daß dieser Unterschied zwischen dem Richter der Strafkammer und dem der Zivilkammer heutigen Tages so ganz besonders scharf und schneidend empfunden wird, und daß nicht die sonstige Bedeutung des Strafrichters als des Richters über Leben, Freiheit und Ehre seiner Mitmenschen dieses juristische Mindergewicht reichlich aufwiegt, das ist allerdings einem Fehler in der Organisation unsrer Strafgerichte zuzuschreiben, der sehr wohl gebessert werden könnte. Bei Einführung unsrer gegenwärtigen Strafgerichtsverfassung hegte man die Anschauung, daß die Bürgschaft für die Richtigkeit der nur der Revision unterliegenden, mit der Berufung nicht anzufechtenden Urteile der Strafkammern um so größer werde, mit je mehr Richtern man die Strafkammern besetze. Dieser hauptsächlich von Herrn Lasker vertretene doktrinäre Satz hat mit andern doktrinären Sätzen das gemein, daß er sich in der Praxis bis zu einem gewissen Grade bewährt, daß aber, wenn man ihn über eine bestimmte Grenze hinaus zu verwirklichen sucht, genau das Gegenteil von dem erreicht wird, was man erstrebt. Nach den länger als ein Jahrzehnt gemachten Erfahrungen des praktischen Lebens, die mehr beweisen, als die glänzendste philosophisch-theoretische Beredsamkeit, darf man wohl sagen, daß unsre Strafprozeßordnung diese Grenze überschritten hat, als sie im Interesse der Bürgschaft für eine möglichst gute Rechtsprechung die Strafkammer in erster Instanz und auch in den meisten Fällen der Berufungsinstanz nicht mit den sonst für Gerichte erster Instanz allgemein üblichen drei Richtern, sondern mit fünf Richtern besetzen zu müssen glaubte. Die Strafprozeßordnung berücksichtigte hierbei nicht, daß die Richter auch Menschen sind, und daß eine über das richtige, in der Praxis bewährte Maß hinausgehende Verstärkung der Kollegien die Bürgschaft für eine gute Rechtsprechung schwächt, statt sie zu stärken. Die Aufmerksamkeit des einzelnen erlahmt in dem Maße, wie die Zahl der an der Entscheidung mitwirkenden über Gebühr erhöht wird. Jeder verläßt sich auf den andern, und so bildet sich schließlich der Gebrauch, daß die Verantwortlichkeit, wenn sie auch nach außen hin von der Gesamtheit getragen werden muß, doch im

Innern des Kollegiums jeweilig einzelnen Mitgliedern in stillschweigendem Übereinkommen übertragen wird. So ist es auch in den Fünfrichterkollegien der Strafkammern geworden. Man merkte sehr bald, daß für die große Masse der vor dieses Kollegium gelangenden Sachen, für die Unzahl einfacher und schwerer Diebstähle, für die einfachen Thatbestände der gefährlichen Körperverletzung, der Unterschlagung, des strafbaren Eigennutzes u. s. w. der in Bewegung gesetzte Apparat von fünf rechtsgelehrten Richtern unnötig schwerfällig und umständlich sei, und die Folge war, daß man im Vertrauen auf seine Kollegen unaufmerksam wurde und mit halbem Ohre zuhörend sich mit andern Sachen beschäftigte, mit deren Bearbeitung als Referent man speziell beauftragt war. Das Kollegium überließ mehr und mehr die ihm in seiner Gesamtheit obliegende Aufmerksamkeit dem Vorsitzenden der Kammer und dem bestellten Referenten. So kam das Gefühl auf, daß man, so weit man nicht selbst Referent war, als Beisitzer eigentlich überflüssig sei, und dieses Gefühl ist es, das dem Strafrichter seine Thätigkeit verleidet, und das ihn, wenn er begabt und strebsam ist, sich aus der Strafkammer hinaussehnen läßt. Der Einwand, daß ja auch die Gerichte zweiter und dritter Instanz als Revisionsgerichte mit fünf und mehr Richtern besetzt seien, beweist nichts. Denn in den höhern Instanzen liegt der Schwerpunkt der strafrichterlichen Thätigkeit weniger in der mündlichen Verhandlung als in der eingehendern, oft sogar vor der Hauptverhandlung stattfindenden Beratung der Entscheidungsgründe und in der erschöpfenden Ausarbeitung der Urteilsgründe durch die Referenten, während für die Strafkammern bei der Masse der ihnen zur Entscheidung vorgelegten Fälle das Hauptgewicht nicht in der nachträglichen Ausarbeitung der notwendigerweise kurz gefaßten Urteilsgründe durch den Referenten, sondern in der mündlichen Verhandlung liegt, der sich das Urteil unmittelbar anschließt.

Aus dem Gesagten folgt, daß es in der That ein Mittel giebt, durch das die Thätigkeit der Beisitzenden in den Strafkammern in den Augen der Laien ebenso wie in den Augen der Beteiligten selbst wieder gehoben und der unerfreuliche Zustand beseitigt werden könnte, der zu der Annahme geführt hat, daß die Richter der Strafkammern gewissermaßen Richter zweiter Klasse seien. Man verwandle die Strafkammer in ein Dreirichterkollegium und gebe dadurch den Beisitzern mit dem Bewußtsein erhöhter Verantwortlichkeit auch das Gefühl wieder, daß sie nicht überflüssig sind!

Bekanntlich trägt man sich in maßgebenden Kreisen ernstlich mit dem Gedanken der Wiedereinführung der Berufung gegen die Urteile der Strafkammern. Ich würde diese Reform — abgesehen von andern Gründen — auch um deswillen freudig begrüßen, weil sie schon aus fiskalischen Gründen voraussichtlich dazu führen mußte, die Strafkammern in Dreirichterkollegien umzuwandeln, und weil außerdem mit der Einführung der Berufung das letzte Bedenken gegen diese Umwandlung schwinden würde, das in der Erwägung liegt, daß

drei Richter für die endgiltige Entscheidung der Thatfrage nicht ausreichend seien. Sowohl im Interesse des Richterstandes als auch im Interesse einer guten Rechtspflege ist es dringend erforderlich, daß die jetzige Besetzung der Strafkammern mit fünf Richtern baldigst beseitigt werde. E. A.

Bibelrevision und Bibelübersetzung

Das große Werk der Bibelrevision, an dem so viele Gelehrte fast dreißig Jahre lang gearbeitet haben, ist jetzt vollendet; der erste Abdruck der „im Auftrage der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz durchgesehenen Ausgabe“ ist im vorigen Jahre im Verlage der Canstein'schen Bibelanstalt in Halle a. S. erschienen.

Das Bedürfnis nach einer gründlichen Revision der Lutherbibel war schon lange vorhanden. Luthers Bibelübersetzung ist ja über alles Lob erhaben. Man kann es nicht genug bewundern, was Luther mit den unzureichenden Mitteln seiner Zeit zustande gebracht hat, und es läßt sich nicht sagen, welcher Segen von diesem Werke ausgegangen ist. Aber gerade weil uns unsre Lutherbibel so lieb und teuer geworden ist, müssen wir wünschen, daß sie uns als das, was sie sein will und soll, erhalten bleibe, als eine deutsche Bibel, deren Sprache unser Volk versteht, und auf deren Wort es sich verlassen kann. Beides ist schon längst nicht mehr so der Fall, wie es zu wünschen wäre.

Daß eine Übersetzung, die im sechzehnten Jahrhundert entstanden ist, jetzt bedeutende Mängel hat, versteht sich von selbst. Von einer kritischen Behandlung des überlieferten Grundtextes hatte man damals noch keine Ahnung. Der Übersetzung des Neuen Testaments legte Luther die zweite Ausgabe des Erasmus vom Jahre 1519 zu Grunde. Das war ein Unglück. Dieser Text beruht auf Handschriften von sehr geringem Werte, wie sie der Zufall dem Erasmus darbot. Den Text der Apokalypse z. B. entnahm er einer von Reuchlin entlehnten Handschrift, die Vers für Vers den Kommentar des Andreas dazu enthielt, sodaß bisweilen Grundtext und Auslegung verwechselt wurden. Den Schluß der Apokalypse, der im Codex Reuchlini fehlte, hat Erasmus aus der Vulgata ins Griechische zurückübersetzt! Es war, wie ein bedeutender Kenner urteilt, „mehr ein Kaufmannsgeschäft, als ein wissenschaftliches Unternehmen.“ Ist beim Neuen Testament besonders der Mangel eines kritisch untersuchten Textes fühlbar, so beim Alten Testament der Mangel gründlicher

Kenntnis der hebräischen Sprache. „Die damalige Kenntnis des Hebräischen, sagt Franz Delitzsch, bestand in einem nur erst elementaren, von den Juden erborgten Wissen; die Syntax, deren Kenntnis von größter Wichtigkeit für den Übersetzer ist, war etwas ganz unbekanntes, weil von den jüdischen Grammatikern unbearbeitet." Es ist zu bewundern, wie oft Luther mit genialem Griff das Richtige getroffen hat, aber es ist auch nicht zu verwundern, daß viele Stellen falsch übersetzt worden sind. Das ist auch dem Volke kein Geheimnis mehr. Wie oft wird von der Kanzel herab die Übersetzung Luthers berichtigt! Dazu kommt aber, daß die Sprache Luthers vielfach unverständlich geworden ist. „Eine Übersetzung in eine lebendige Sprache, sagt Claus Harms, muß aller hundert Jahre revidirt werden, damit sie im Leben bleibe." Das ist bisher versäumt worden. Tausende von Übersetzungsfehlern, vollständig sinnlos gewordne Ausdrücke, selbst Druckfehler sind jahrhundertelang mit fortgeschleppt und in zahllosen Auflagen immer aufs neue gewissenhaft wieder abgedruckt worden. Daß für große Massen unsers Volks die Bibel ein fremdes Buch geworden ist, hat freilich in der Hauptsache andre Gründe. Aber es ist doch auch nicht zu leugnen, daß lange Zeit hindurch dem Volke das Lesen in der Bibel unnötigerweise erschwert worden ist.

Geändert ist ja nun Luthers Bibel oft genug worden, hat doch Luther selbst bis zu seinem Tode beständig an seiner Übersetzung gebessert. Die von Rörer unmittelbar nach Luthers Tode besorgte Ausgabe von 1546 enthielt eine ganze Reihe von Änderungen, die allerdings auf Notizen Luthers beruhten, aber zum Teil Verschlechterungen waren, die Luther schwerlich in den Text aufgenommen hätte. Trotz der Einsprache der strengen Lutheraner und der kursächsischen Bibelrevision 1576 bis 1581 ist etwa ein Drittel dieser Änderungen in der Lutherbibel geblieben. Gegen Luthers ausdrücklichen Willen ist die unechte Stelle 1. Joh. 5, 7 in den Text gekommen. Später ist in den zahlreichen Ausgaben mancherlei, besonders in sprachlicher Beziehung, geändert worden, aber oft genug wieder mit Unverstand. Aus Luthers Sindflut z. B. wurde die Sündflut. Aus dem Worte freidig (d. i. kühn) machte man freudig, sodaß fortan von freudigen Löwen (Weish. 11, 18) und von der Freudigkeit des Einhorns (4. Mos. 23, 22) in der Bibel die Rede war. Thüren (d. i. sich erkühnen) wurde zu dürfen (Matth. 22, 46), aus Reich-arabia (Arabia felix) machte man das Reich Arabia, aus leydich (von Leid) wurde ledig (2. Sam. 13, 20), aus unbedackt (= unbedacht) wurde unbedeckt (4. Mos. 4, 20), aus euern, d. i. wiederholen (eigentlich äfern von afer) wurde eifern (Spr. 17, 9).

Unstreitig das größte Verdienst um die Erhaltung und Verbreitung der Lutherbibel hat sich die vom Freiherrn von Canstein in Halle gegründete Bibelanstalt erworben. Der Canstein'sche Text war bisher der beste und verbreitetste, der textus receptus der Lutherbibel. Da jedoch von andern Bibel-

geſellſchaften noch etwa ſechs verſchiedne Texte verbreitet wurden, ſo war zu befürchten, daß allmählich bei dem ſich ſteigernden Bedürfnis nach Verbeſſerung immer verſchiedenartigere Lutherbibeln in Gebrauch kämen und dadurch das Band der Einheit, das die Lutherbibel für die Kirche bildet, zerriſſen würde. Ein dreifaches Bedürfnis war es alſo, das eine Reviſion der Lutherbibel forderte, das Verlangen nach einem richtigen, einem verſtändlichen und einem einheitlichen Texte.

Die erſte Anregung zu der nun vollendeten Reviſion gab der Paſtor D. Mönckeberg in Hamburg; er forderte im Jahre 1855 die Bibelgeſellſchaften zur Herſtellung eines einheitlichen Textes der Lutherbibel auf. In demſelben Jahre wurde ein Werk vollendet, das als eine Vorarbeit zur Reviſion betrachtet werden kann, die kritiſche Bearbeitung der Bibelüberſetzung Luthers von Bindſeil und Niemeyer. Zwei Jahre ſpäter fand auf dem Stuttgarter Kirchentag eine Sonderkonferenz von Abgeordneten der deutſchen Bibelgeſellſchaften ſtatt, und die um die Lutherbibel ſo hoch verdiente Canſteinſche Bibelanſtalt erhielt den Auftrag, das Werk der Bibelreviſion in die Hand zu nehmen. Sie hat ſich dieſer Aufgabe mit großer Hingebung und Opferwilligkeit unterzogen. Nachdem durch ihre Bemühung das Werk genügend vorbereitet war, übernahm die in Eiſenach aller zwei Jahre zuſammentretende deutſche evangeliſche Kirchenkonferenz im Jahre 1863 die Leitung der Sache und ſtellte die Grundſätze für die Reviſion feſt. Nun begann die Arbeit, an der ſich eine große Anzahl bedeutender Theologen Deutſchlands beteiligt hat. Die ſprachliche Reviſion wurde, da Rudolf von Raumer bald zurücktrat, dem Dr. Frommann, dem gründlichen Kenner der Sprache Luthers, allein übertragen; nach ſeinem Tode wurde ſie durch eine Kommiſſion vollendet. 1870 erſchien die revidirte Ausgabe des Neuen Teſtaments, 1883 die ſogenannte Probebibel, und 1892 iſt das Werk vollendet worden.

Der Eindruck, den die Probebibel machte, war faſt allgemein eine große Enttäuſchung. In den Grundſätzen der Reviſion ſprach ſich die Abſicht aus, die Lutherbibel von anerkannten Überſetzungsfehlern zu reinigen, das Verſtändnis der Bibel nicht zu erſchweren und ſich möglichſt der Sprache anzuſchließen, die die Schule für den ſchriftlichen Gebrauch zu lehren und einzuprägen hat. Doch ſollten bekannte Sprüche, die durch den kirchlichen Gebrauch dem Volke lieb geworden waren, möglichſt geſchont und die Kraft und Schönheit der Sprache Luthers bewahrt werden. Die Erwartungen, die man nach dieſen Grundſätzen hatte, erfüllte aber die Probebibel nicht. Beſonders hatte ſich die Vorliebe des Dr. Frommann für die alte Sprache Luthers, der er die eingehendſten Studien gewidmet hatte, in bedenklicher Weiſe geltend gemacht. Nicht nur daß viele veraltete Sprachformen und Ausdrucksweiſen beibehalten wurden, es wurden ſogar archaiſtiſche Formen wiederhergeſtellt, die in den frühern Ausgaben ſchon glücklich beſeitigt waren. In Pſ. 22, 18 las man

z. B. wieder: „Ich möchte alle meine Beine zählen.“ Ebenso fiel es auf, daß sehr bekannte Stellen um der Wahrheit willen geändert worden waren, während andre ebenso falsch übersetzte Stellen unverändert geblieben waren. Die ziemlich scharfe Kritik, die an der Probebibel geübt wurde, ist nun zwar nicht ohne Einfluß auf die Vollendung des Werkes geblieben. Im einzelnen ist noch manches gebessert und besonders der Archaismus der Probebibel bedeutend gemildert worden. Trotzdem ist auf eine allgemeine Anerkennung des Werkes nicht zu rechnen. Die Kritik der Probebibel hat gezeigt, daß jedenfalls das eine Ziel, die Herstellung eines einheitlichen Textes der Lutherbibel, durch diese Revision noch nicht erreicht werden wird.

Als einst August Hermann Francke darauf hinwies, daß wohl manche Stelle in der Lutherbibel richtiger übersetzt werden könne, wurde dieser Gedanke von den orthodoxen Lutheranern als teuflich verschrien. Diese Zeiten sind vorüber. Aber es fehlt auch in unsrer Zeit nicht an Theologen, die grundsätzlich jede Revision der Lutherbibel verwerfen. Schon 1863, als das Werk überhaupt erst begonnen wurde, erklärte sich die theologische Fakultät zu Rostock dagegen, und 1868 hat die mecklenburgisch-schwerinische Kirchenregierung die Annahme der revidirten Bibel ausdrücklich abgelehnt. Als die Probebibel erschienen war, haben eine ganze Anzahl strenge Lutheraner auch in Sachsen und Baiern sehr ernste Bedenken gegen sie erhoben. Vor allem fürchtet man, daß durch eine durchgreifende Veränderung der alten Lutherbibel die Einheit der Kirche gefährdet und das Volk an der Bibel, am Worte Gottes, irre gemacht werde. Niemand wird leugnen, daß diese Bedenken aus ernster Sorge für das Wohl der Kirche hervorgegangen sind. Änderungen in kirchlichen Dingen gehen nie ohne einige Verwirrung ab. Aber die evangelische Kirche darf und soll nach ihren Grundsätzen, wenn es sich um die Wahrheit handelt, diese Gefahr nicht scheuen. Sie gründet sich nicht auf den Buchstaben einer Bibelübersetzung, sondern auf die ewige Wahrheit des Wortes Gottes, die in der Bibel enthalten ist. Die Erforschung dieser Wahrheit und ihre Vermittlung an die Gemeinden ist die heiligste Aufgabe der Kirche, und jede andre Rücksicht, sei es die des allzu klugen Kirchenpolitikers, sei es die des allzu ängstlichen Seelsorgers, muß dagegen zurücktreten. Auf die Dauer ist, wie in allen Dingen, so auch hier die Wahrheit das allein praktische. Was hat ein Glaube für einen Wert, der durch die Verbesserung falsch übersetzter Bibelstellen erschüttert werden kann? Soll die evangelische Kirche einen Glauben schonen und pflegen, der am Buchstaben hängt? Muß sie nicht vielmehr darauf hinarbeiten, einen Glauben zu wecken, der auf festerm Grunde steht? Können es die Vertreter der Kirche auf die Dauer vor ihrem Gewissen verantworten, Bibelstellen dem Volke als Gottes Wort zu verkünden, von denen sie selbst wissen, daß sie durch spätre Zusätze verfälscht oder vollständig falsch übersetzt sind? Die alte Epistel am Sonntage Quasimodogeniti 1. Joh.

5, 4—10 enthält die Worte: „Denn drei sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind eins." Jeder Theologe weiß, daß diese Stelle unecht ist, und daß sie auch gegen Luthers Willen in unsre deutsche Bibel gekommen ist. Die Stelle ist aber nicht unwichtig, keine Stelle im Neuen Testament enthält so klar das Dogma von der Dreieinigkeit. Wird nicht der Laie, um dessen Seelenfrieden man besorgt ist, erst recht irre werden, wenn er zufällig von einem Wissenden belehrt wird, daß hier eine Fälschung vorliegt? Und wird sein Vertrauen zu einer Kirche, die ihm das geflissentlich verschwiegen hat, nicht erschüttert werden? Mit Recht ist diese Stelle in der revidirten Ausgabe aus dem Text entfernt worden.

Die berühmte Stelle Hiob 19, 25—26 lautet bei Luther: „Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebet, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken. Und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleisch Gott sehen." Was muß der Laie denken, wenn er diese Worte hört oder liest? Muß er nicht meinen, daß hier eine „Auferstehung des Fleisches" im eigentlichsten Sinne verkündet werde? Wird er nicht in dieser Ansicht durch fromme Kirchenlieder, in denen diese Worte wiederklingen, bestärkt werden, besonders, da auch im dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses von einer Auferstehung des Fleisches die Rede ist? Und doch konnte ihm diese Verwirrung erspart bleiben. Die Bibel lehrt keine Auferstehung des Fleisches, sondern eine Auferstehung in einem neuen Leibe (1. Kor. 15), die Stelle im dritten Artikel müßte nach Luthers Ansicht eigentlich Auferstehung des Leibes heißen, und die Stelle im Buche Hiob, die man um der Laien willen unverändert lassen möchte, sagt im Grundtext genau das Gegenteil von Luthers Übersetzung. Sie lautet jetzt: „Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebet; und als der letzte wird er über dem Staube sich erheben. Und nachdem diese meine Haut zerschlagen ist, werde ich ohne mein Fleisch Gott sehen." Wohl bricht sich auch hier die Hoffnung auf ein jenseitiges Leben Bahn, aber dieses Leben wird nicht als ein Leben im Fleisch, sondern als ein Leben außerhalb des Fleisches gedacht. Nicht die Verwirrung also ist zu fürchten, die aus der Verbesserung der Lutherbibel hervorgehen könnte, sondern die Verwirrung, die schon lange in der Kirche besteht und immer größere Fortschritte machen wird, solange man die Gemeinden künstlich auf dem Standpunkte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu erhalten und von den sichern und allgemein anerkannten Ergebnissen der Wissenschaft auszuschließen sucht. Die Wahrheit über alles! ist die Losung der evangelischen Kirche. Ob es praktisch ist, sie mitzuteilen, wird sich finden. Die Kirche hat die Wahrheit zu verkünden und den Erfolg Gott zu überlassen.

Verwerfen die einen die Revision, weil überhaupt „korrigirt" worden ist, so die andern, weil zu wenig geändert worden ist. Manche verlangen nicht eine Verbesserung der alten Lutherbibel, sondern eine ganz neue Übersetzung.

„Es ist, schrieb de Lagarde im Jahre 1885, ein starkes Stück, 1857 bis 1883 Luthers Bibel für verbesserungsfähig zu halten. Sie ist, von unserm Standpunkte aus gesehen, vollständig unbrauchbar, und wenn sie vollständig unbrauchbar ist, kann es niemandem gelingen, sie in einzelnen Versen zu verbessern.“ In Bremen und Karlsruhe wurde 1884 in Versammlungen von Geistlichen die Probebibel einer scharfen Kritik unterzogen und die Revision für ungenügend befunden. Pastor D. Schwalb in Bremen erklärte aber nicht bloß die Revision für ungenügend, sondern die Bibel selbst wegen der vielen anstößigen Stellen für ungeeignet zum Gebrauch in Schule und Haus. Er forderte eine von allen Steinen des Anstoßes vollkommen freie Haus- und Schulbibel.

In diesem Punkte hätte nun auch von der Revision mehr gethan werden können, Schule und Haus wären ihr sicher dankbar gewesen, wenn sie die Bibel von anstößigen Ausdrücken, soweit es der Sinn zuließ, befreit hätte. Einiges ist ja geändert worden. So findet sich z. B. in der neuen Bibel das sonst häufig vorkommende Wort Sekel nicht mehr, weil es in Württemberg eine anstößige Nebenbedeutung haben soll. Diese Rücksicht scheint sogar übertrieben zu sein; es giebt viele unschuldige Wörter, in denen ein unreiner Sinn Anklänge an obscöne Begriffe finden kann. Dagegen hat man an sehr vielen Stellen ein Wort, das in anständiger Gesellschaft niemand über die Lippen bringt, ganz ohne Not unverändert gelassen. Die Bibel stellt häufig den Abfall von Jehova unter dem Bilde des Ehebruchs dar. Luther gebraucht dabei einen sehr groben Ausdruck in der Übersetzung, der nicht einmal als eine treffende Verdeutschung zu bezeichnen ist. „Wider Gott huren“ ist nicht nur ein häßlicher, sondern auch ein undeutscher Ausdruck. Das hätte sich doch leicht ändern lassen. Manche schöne Bibelstelle, wie z. B. der herrliche Ps. 73, wird dadurch entstellt.

Wenn dies aber auch zu bedauern ist, so geht doch die Forderung des erwähnten Kritikers zu weit. Eine von allen Steinen des Anstoßes vollkommen freie Haus- und Schulbibel zu schaffen, war nicht die Aufgabe der Revision. Ob eine besondre Schulbibel wünschenswert sei oder nicht, ist eine Frage für sich. Hier handelt es sich um die Bibel selbst, nicht um einen Auszug aus der Bibel. Wenn man aber nicht bloß die Übersetzung, sondern die Bibel selbst verbessern will, so liegt die Befürchtung nahe, daß man schließlich ein von der Bibel ganz verschiednes Buch herstellen werde. Man nimmt an Stellen Anstoß, die dem sittlichen Geschmack widersprechen, warum nicht auch an solchen, die dem religiösen Geschmack, dem modernen Zeitbewußtsein widersprechen? Die Wundergeschichten der Bibel widersprechen den Naturgesetzen — dürfen sie in einem Schulbuche stehn bleiben? Der strenge, eifersüchtige Gott des alten Bundes, der die Heiden haßt und ausrotten läßt, widerspricht unsrer Vorstellung von Gott, die alttestamentlichen Frommen ent-

sprechen nicht unserm Ideal von Frömmigkeit, das Gesetz des alten Bundes ist in vielen Stücken veraltet. Wieviel müßte da geändert werden, bis die Bibel von allen Anstößen frei geworden wäre! Als Muster könnte da vielleicht die Wertheimer Bibel von 1735 dienen, deren Anfang, von jedem Anstoß frei, so lautet: „Alle Weltkörper, und unsere Erde selbst, sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrift, so war dieselbe anfänglich ganz öde: sie war mit einem finstern Nebel umgeben, und rings herum mit Wasser umflossen, über welchem heftige Winde zu wehen anfingen. Es wurde aber bald auf derselben etwas helle, wie es die göttliche Absicht erforderte. Und weil dieses sehr nötig und nützlich war: so geschahe es nach der Einrichtung, welche Gott diß falls gemacht hatte, daß von nun an Licht und Finsterniß beständig abwechselten; und dieses ist der Ursprung von Tag und Nacht. Diese Nacht und Tag zusammen machten den ersten Tag aus." Doch könnte man es auch dann noch erleben, daß es jemand ein starkes Stück nennt, daß man im neunzehnten Jahrhundert ein so veraltetes Buch wie die Bibel für verbesserungsfähig gehalten hat.

Die Bedenken, die von rechts und links gegen die Probebibel geltend gemacht worden sind, werden durch die vollendete Revisionsausgabe, die sich nicht wesentlich von der Probebibel unterscheidet, nicht gehoben werden. Mit Recht bezeichnet sich die neue Bibel als „ein Werk der Mitte." Weder wollte die Revision nur einen unverfälschten Text der alten Lutherbibel herstellen, noch auch eine neue Übersetzung der Bibel schaffen. Sie wollte die Lutherbibel, soweit es das Bedürfnis fordert, berichtigen und verständlich machen, damit sie im Volke lebendig bleibe, und ihr Gebrauch nicht ohne Not erschwert werde. Das ist gewiß ein richtiger Gedanke, und eine große mittlere Partei tritt für ihn ein. Trotzdem werden auch die Freunde des Revisionswerkes die neue Ausgabe nicht mit ungeteilter Freude begrüßt haben. Das „Werk der Mitte" trägt eben den Stempel der Halbheit. Die Revision wollte die Pietät gegen Luther mit der Rücksicht auf Wahrheit und Verständlichkeit vereinigen. Wenn man gerecht ist, muß man sagen, daß diese Aufgabe nicht leicht war. Da mußte aber von vornherein klar und scharf bestimmt werden, welche Rücksicht entscheiden sollte. Das ist leider nicht geschehen. Die Grundsätze selbst, an die sich die Revision gebunden hat, leiden an einer verhängnisvollen Halbheit und Unklarheit. Wahrheit, Verständlichkeit und Sprachrichtigkeit hatten nicht unbedingt zu entscheiden, sie sollten „möglichst" berücksichtigt werden. Bekannte Sprüche sollten möglichst geschont, die Kraft und Schönheit, „der edle Rost" der alten Sprache, möglichst erhalten werden. Dazu kommt, daß die Geschäftsordnung für eine Änderung nach dem Grundtext eine Mehrheit von zwei Dritteln forderte. So war es teils die Willkür des Geschmacks, teils die Willkür des Zufalls, die bei der Revision zu entscheiden hatte. Nicht den Revisoren, deren wissenschaftliches Gewissen wahrscheinlich oft genug pro-

testirt hat, ist ein Vorwurf zu machen, wenn das vorliegende Werk nicht befriedigt, die Schuld trägt die Halbheit der Grundsätze und die Geschäftsordnung.

Von mehr äußerlichen Veränderungen sind zu erwähnen: die Verbesserung der Kapitelüberschriften und Parallelstellen, die Hervorhebung der einzelnen zusammenhängenden Abschnitte durch den Druck, die Durchführung der neuen Orthographie und Interpunktion und das neue Register für Sach- und Worterklärungen.

Auf eine kritische Behandlung des Grundtextes hat sich die Revision grundsätzlich nicht eingelassen. Nur bei einzelnen Stellen hat man um der Wahrheit willen geändert. Das ist besonders beim Neuen Testament ein bedauerlicher Mangel. Im wesentlichen haben wir da noch immer trotz aller Forschungsergebnisse eines Semler, Lachmann, Griesbach und Tischendorf den alten sehr fehlerhaften Text des Erasmus. 1863 schrieb Franz Delitzsch einen Aufsatz, worin er die Verbesserung der Lutherbibel, besonders mit Rücksicht auf den schlechten Text des Erasmus, fordert. Darin heißt es: „Soll das auch Offenb. 1, 9 stehen bleiben, obwohl der wiederaufgefundne Kodex des Erasmus zeigt, daß es aus dem mißverstandnen κ eines mit der Schere durchschnittnen κείμενον entstanden ist, welches besagt, daß hier nach einem Stück Kommentar des Andreas wieder Schrifttext beginnt? Soll 21, 24 auch fernerhin gelesen werden: »und die Heiden, die da selig werden,« obwohl diese Worte nicht Johannes dem Evangelisten, sondern seinem Ausleger Andreas dem Kappadocier angehören?“ Trotz solcher sehr berechtigten Fragen eines hervorragenden Mitglieds der Kommission ist in diesen und in vielen andern Stellen, wo der Erasmische Text anerkanntermaßen verdorben ist, nichts geändert worden. Wir lesen auch in der revidirten Bibel noch Offenb. 16, 7 von „einem anderen Engel,“ der, wie Delitzsch sagt, dem Kopfe des Erasmus entsprungen ist. Einzelne Stellen hat man ja berichtigt. Wie wir schon sahen, ist die unechte Stelle 1. Joh. 5, 7 aus dem Texte beseitigt worden. In der sehr bekannten Stelle Apostelg. 4, 12 hat man den richtigen Text durch Einschiebung der Worte: „unter dem Himmel“ wieder hergestellt. Aber 1. Timoth. 3, 16 heißt es noch immer: „Gott ist offenbaret im Fleisch,“ obgleich es längst feststeht, daß das ursprüngliche ὅς zu θεός gefälscht ist, was bei der üblichen Abkürzung ΘΣ = θεός durch den Querstrich im Ο zu erreichen war. Der Schluß des Vaterunsers ist geblieben, obgleich jeder Theologe weiß, daß es ein späterer Zusatz ist. Unwillkürlich fragt man sich, warum die Kommission, wenn sie in einzelnen und zwar auch bekannten Stellen den Text um der Wahrheit willen berichtigte, in andern ebenso sicher unechten Stellen nichts geändert hat.

Falsch übersetzte Stellen sind dagegen in großer Anzahl geändert worden. Ganze Bücher, wie besonders das schwierige, aber hochpoetische und gedanken-

reiche Buch Hiob, ſind durch die Reviſion erſt verſtändlich geworden. Es wäre ungerecht, dieſe mühevolle und gediegne Arbeit als Flickwerk zu verurteilen. Die Korrekturen ſchließen ſich in Ton und Sprache ſo der Lutherſchen Überſetzung an, daß ſchwerlich jemand ohne weitres unterſcheiden kann, wo Luther ſelbſt redet, und wo der Text berichtigt iſt. Wie nötig oft für das Verſtändnis die Berichtigung geweſen iſt, zeigt z. B. Pſ. 8. Luthers Überſetzung lautet:

Von Chriſti Reich, Leiden und Herrlichkeit.

1. Ein Pſalm Davids, vorzuſingen auf der Gittith.

2. Herr unſer Herrſcher, wie herrlich iſt dein Name in allen Landen, da man dir danket im Himmel!

3. Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge haſt du eine Macht zugerichtet, um deiner Feinde willen, daß du vertilgeſt den Feind und den Rachgierigen.

4. Denn ich werde ſehen die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereiteſt.

5. Was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſeiner annimmſt?

6. Du wirſt ihn laſſen eine kleine Zeit von Gott verlaſſen ſein. Aber mit Ehre und Schmuck wirſt du ihn krönen.

7. Du wirſt ihn zum Herrn machen über deiner Hände Werk; Alles haſt du unter ſeine Füße gethan.

8. Schafe und Ochſen allzumal, dazu auch die wilden Tiere,

9. die Vögel unter dem Himmel, und die Fiſche im Meer, und was im Meer gehet.

10. Herr, unſer Herrſcher, wie herrlich iſt dein Name in allen Landen.

In der neuen Ausgabe lautet die Überſchrift des Pſalms: „Gottes Größe in der Schöpfung. Des Menſchenſohnes Niedrigkeit und Hoheit.“ Und die Verſe 4—7:

4. Wenn ich ſehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet haſt:

5. Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſein annimmſt?

6. Du haſt ihn wenig niedriger gemacht, denn Gott, und mit Ehre und Schmuck haſt du ihn gekrönet.

7. Du haſt ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles haſt du unter ſeine Füße gethan.

Durch die Berichtigung wird das herrliche Lied erſt verſtändlich, und der ſchöne Grundgedanke tritt nun deutlich hervor: Der Menſch ein Nichts im Vergleich zu der unendlichen Schöpfung, und doch faſt ein Gott durch die Macht, die ihm über die Natur verliehen iſt. Die Beziehung auf den Meſſias, die Hebr. 2, 6—9 hervorgehoben wird, iſt auch bei der richtigen Überſetzung nicht ausgeſchloſſen.

Als die Frage der Bibelreviſion zuerſt zur Sprache kam, übergab Friedrich Wilhelm der Vierte dem Oberkonſiſtorialrat Nitzſch den Brief eines Gutsbeſitzers,

der aus Luthers Übersetzung nachwies, daß Christus an einem Sonnabend auferstanden sei, und daß somit die Christen nicht den Sonntag, sondern mit den Juden den Sabbath zu feiern hätten. Es heißt nämlich Matth. 28, 1 bei Luther: „Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen.“ In den übrigen Evangelien aber steht: „an der Sabbather einem.“ Die Revision macht dieses Mißverständnis unmöglich. Es heißt jetzt: „Als aber der Sabbath um war, und der erste Tag der Woche anbrach“ und an den andern Stellen: „am ersten Tage der Woche.“ Auch archäologische und naturwissenschaftliche Irrtümer sind berichtigt worden. Aus dem Föhrenholz beim Bau der Stiftshütte ist Akazienholz, aus Seide Leinwand, aus Luthers „Rosinfarbe“ (d. i. Rosenfarbe) Scharlach geworden; die Läuse in Ägypten haben sich in Stechmücken verwandelt; der Igel legt nicht mehr Eier (Jes. 34, 15), und nicht mehr der Storch, sondern der Strauß läßt seine Eier von der Sonne ausbrüten (Hiob 39, 13 f.); auch von unreinen Vögeln, die auf vier Füßen gehen (3. Mos. 11, 20), ist nicht mehr die Rede. Das alles sind Kleinigkeiten, aber es sind auch viele sehr wichtige Stellen berichtigt worden, Stellen, die durch den kirchlichen Gebrauch oder durch den Unterricht in der Schule sehr bekannt sind. Die Stelle 1. Mos. 3, 16 wird bei Trauungen verlesen. Da heißt es jetzt nicht mehr: „und dein Wille soll deinem Mann unterworfen sein,“ sondern: „und dein Verlangen soll nach deinem Manne sein.“ Die berühmte Stelle Hiob 19, 25 f.: „Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ u. s. w., die so oft in Grabreden verwendet und zu Ostern als Antiphonie in kirchlichem Gebrauch steht (vergl. Nr. 47 im sächsischen Gesangbuch), ist, wie wir schon sahen, vollständig verändert worden. In der Epistel am Pfingsttage heißt es Apostelg. 2, 3: „Und es erschienen ihnen Zungen zerteilet wie von Feuer,“ während nach Luther „man an ihnen die Zungen zertheilet sahe, als wären sie feurig.“ Auch andre bekannte Stellen aus den Perikopen, wie 1. Petr. 2, 24; Eph. 3, 19; 1. Joh. 5, 7; 1. Kor. 13, 5, sind verändert worden. Sprüche, die jedes Kind in der Schule auswendig lernt, wie 1. Mos. 4, 7 oder Jak. 1, 13, hat man berichtigt. Aus den sprichwörtlich gewordnen „zween Stäben Sanft und Wehe“ (Sach. 11, 7) sind „Huld und Eintracht“ geworden.

Wenn so viele bekannte Stellen um der Wahrheit willen verändert worden sind, so sollte man doch erwarten, daß nun auch jede anerkannt falsch übersetzte Stelle berichtigt worden wäre; es wäre das gewiß im Sinne Luthers gewesen. Das ist aber leider nicht geschehen. Es sind sehr viele starke Übersetzungsfehler stehen geblieben. Ebenso wie Ps. 8, bedarf auch Ps. 19 einer Berichtigung. Der Anfang dieses Liedes schildert die wunderbare Sprache der Natur, die uns Gottes Herrlichkeit verkündet. Da heißt es Vers 4: „Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Ihre Schnur gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende.“ Das ist nicht

zu verſtehn. Es ſollte heißen: „Es iſt keine Sprache noch Rede (nämlich dieſe Sprache der Natur), deren Stimme nicht vernommen würde. Ihr Klang geht aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende.“ Doch hierüber ließe ſich vielleicht noch ſtreiten. Ohne allen Zweifel falſch überſetzt iſt aber Pſ. 84, 7: „Die durch das Jammerthal gehen und machen daſelbſt Brunnen. Und die Lehrer werden mit viel Segen geſchmückt.“ Von Lehrern ſteht nichts im Grundtext. Richtig hat de Wette überſetzt: „Ziehend durch das Thränenthal, machen ſie es quellenreich, und mit Segen bedeckt es der Spatregen.“ Die Stelle hat man nicht zu ändern gewagt, weil ſie ſich in das Gemeindegedächtnis eingebürgert habe. Aber wenn man bekannte Weisſagungen auf den Meſſias, wie z. B. Haggai 2, 8 von dem „Troſte der Heiden,“ um der Wahrheit willen veränderte, ſo iſt es doch ſonderbar, warum gerade die Lehrer mit Segen geſchmückt bleiben müſſen. Auch der an und für ſich ſchöne Spruch: „Denn allein die Anfechtung lehret aufs Wort merken“ (Jeſ. 28, 19), eine freie Überſetzung nach der Septuaginta (*μάθετε ἀκούειν στενοχωρούμενοι*), iſt unverändert geblieben. Nach dem Grundtext aber heißt es: „Schrecken ſchon iſt es, das Gerücht zu vernehmen.“ Auch Jeſ. 52, 15: „Alſo wird er viel Heiden beſprengen“ iſt nicht berichtigt worden, obgleich es heißen muß: „Alſo wird er viele Völker in Staunen ſetzen“ (wörtlich: aufſpringen machen). Die viel bekanntere Weisſagung im neunten Kapitel desſelben Buches, noch dazu die Epiſtel am Chriſttage, iſt ſehr verändert worden. Die Stelle Pſ. 118, 27: „Schmücket das Feſt mit Maien bis an die Hörner des Altars“ hat man wohl als eine allerdings kühne Verdeutſchung um der lieblichen Pfingſtſitte willen gelaſſen. Freilich heißt es eigentlich: „Bindet die Feſtopfer mit Stricken an die Hörner des Altars.“ In dem berühmten Kapitel von der Liebe 1. Kor. 13 lautet Vers 5 jetzt: „ſie rechnet das Böſe nicht zu,“ früher: „ſie trachtet nicht nach Schaden.“ Aber im vorhergehenden Verſe ſteht immer noch: „die Liebe treibt nicht Mutwillen“; *οὐ περπερεύεται* bedeutet aber: ſie prahlt nicht. Die Weiſen aus dem Morgenlande kommen, um den neugebornen König der Juden „anzubeten,“ und der Ausſätzige bei Matthäus wie der Blindgeborne bei Johannes „beten Chriſtum an“; *προσκυνεῖν* bedeutet hier aber ohne Zweifel nur die fußfällige Huldigung. Kein Jünger hat Chriſtum bei ſeinen Lebzeiten angebetet. Jeſ. 38, 17 ſteht fettgedruckt zu leſen: „Siehe, um Troſt war mir ſehr bange,“ während der Grundtext ſagt: „Siehe, zum Heil ward mir das Leiden.“ Jer. 17, 9, gleichfalls ein Kernſpruch, lautet: „Es iſt das Herz ein trotzig und verzagt Ding; wer kann es ergründen?“ Gewiß ein ſehr treffendes Wort, aber ein Wort Luthers, kein Bibelwort. De Wette hat überſetzt: „Trugvoll iſt das Herz, mehr denn alles, und verderbt iſt es: wer mag es kennen?“ Nur eine Stelle ſei noch erwähnt, weil ſie die Halbheit der Reviſion recht deutlich zeigt. Anerkannt falſch iſt Luthers Überſetzung von Pſ. 39, 13: „Denn ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie

alle meine Väter." Es muß aber heißen: „Denn ein Fremdling bin ich bei dir, ein Gast, wie alle meine Väter." Die Stelle ist in Luthers Fassung sehr bekannt, und der schöne Gedanke von dieser Doppelstellung des Frommen als eines Pilgrims und eines Bürgers ist manchem Christen lieb geworden. Man hat daher den Spruch, obgleich er falsch übersetzt ist, stehen lassen. Aber doch nicht unverändert! Es fehlt das Wort: „beides." Warum? Offenbar sollen durch diese Änderung die beiden Begriffe Pilgrim und Bürger nicht mehr so deutlich als Gegensatz, sondern dem Grundtext entsprechend mehr als verwandte Begriffe erschienen. Aber die Schönheit des Gedankens, den Luther ausdrücken wollte, liegt ja gerade in dem Gegensatz. Wollte man nicht ändern, dann mußte man Luthers Übersetzung ganz unverändert lassen. Man sieht hier, wie das wissenschaftliche Gewissen der Kommission mit der Pietät gegen Luther in Konflikt geraten ist. Beides läßt sich nun einmal nicht vereinigen. Eins muß entscheiden, entweder ist die Wahrheit maßgebend, oder die Pietät. Soll die letztere entscheiden, dann durfte man bekannte Stellen überhaupt nicht ändern. Man hat gegen viertausend sachliche Veränderungen vorgenommen, warum hat man dann nicht jede falsch übersetzte Stelle berichtigt? Luther konnte mit gutem Gewissen sagen, daß er sich bewußt sei, nicht einen Buchstaben absichtlich unrichtig verdolmetscht zu haben. Es wäre im Sinne Luthers gewesen, wenn die Kommission wissentlich auch nicht eine wirklich falsch übersetzte Stelle unverändert gelassen hätte. Die Wahrheit mußte unbedingt entscheiden.

(Schluß folgt)

Mozarts Bild nach hundert Jahren

Von Arnold von Senfft

Die Gedächtnisfeier der ersten Aufführung von Mozarts Zauberflöte, wie die seines Todestages ist 1891 in den Ländern deutscher Zunge überall in würdiger Weise begangen worden und hat für die ewige Jugend seiner Werke von neuem Zeugnis abgelegt. Feiner empfindende Seelen wenden zwar gegen die Hervorhebung solcher Erinnerungstage ein, daß sie der Zufälligkeit des Datums unverdiente Ehre erweise und der gleichmäßig fortwirkenden Bedeutung des gefeierten Gegenstandes nicht entspreche. Vielleicht wird eine derartige Betrachtungsweise einmal berechtigt werden, wenn wirklich unser Volk wieder auf der geistigen Höhe steht, deren Vorgefühl dem Verfasser des bekannten Rembrandt-

buches die Feder geführt hat. Das heutige Geschlecht bedarf gar sehr der äußern Anlässe, um auch nur vorübergehend sein geräuschvolles Tagewerk zu unterbrechen und im Reiche des Schönen Einkehr zu halten.

Am 30. September 1791 erlebte die Zauberflöte ihre erste Aufführung, und am 5. Dezember desselben Jahres schloß der Schöpfer des Werkes die Augen. „Am schönsten stirbt der Zweig, der unter der Schwere seiner eignen Früchte erliegt.“ Besser, als es eine lange Abhandlung vermöchte, erschließt uns dieses Wort Friedrich Hebbels die Erkenntnis, daß der zeitliche Zusammenhang zwischen der Vollendung jenes Werkes und Mozarts Tod kein zufälliger war. Denn mag sich auch dem freien Geschmack des einzelnen diese oder jene von den Opern des Meisters besser anpassen: mit dem Maßstabe gemessen, den Mozarts eigne künstlerische Individualität hergiebt, erscheint die Zauberflöte als sein reifstes Werk. Und das ist doch der einzige Weg, der in dem Gebiete des Kunstverstandes aus dem Wirrwar sich kreuzender Geschmacksäußerungen auf den festen Boden des Urteils hinüberführt: das einzelne Kunstwerk in dem Rahmen der Gesamtthätigkeit des Künstlers und die Gesamtthätigkeit des Künstlers in dem Rahmen der geschichtlichen Entwicklung seiner Kunst zu betrachten.

Der nachstehende Versuch einer kurzen Würdigung Mozarts sieht in der Entwicklung der Musik bis zu seinem Tode eine aufsteigende Linie und will diese auch innerhalb der eignen Entwicklung Mozarts an seinen drei Hauptwerken verfolgen. Da fragt es sich denn vorweg, was unter der aufsteigenden und der absteigenden Entwicklung einer Kunst verstanden werden soll.

An jedem Kunstwerk unterscheiden wir Erfindung und Ausführung; und in der Thätigkeit des schaffenden Künstlers entsprechen diesen beiden Seiten seines Werkes die beiden Elemente des Anschauungs- und des Gestaltungsvermögens, oder anders ausgedrückt, der Einbildungskraft und der Ausbildungskraft. In dem Gebiete jeder einzelnen Kunst ist die Geschichte des Verhältnisses dieser beiden Elemente zu einander die Geschichte der betreffenden Kunst.

Die Abwandlung dieses Verhältnisses nimmt innerhalb der verschiednen Künste stets den gleichen, offenbar also einen streng gesetzmäßigen Verlauf. Ausnahmslos beginnt sie mit einer starken Überlegenheit der Anschauung über die Darstellung. Nicht bloß in der Entwicklung des einzelnen Künstlers, auch in der einer ganzen Kunst bilden mehr oder weniger unbeholfne Versuche die ersten Äußerungen der erwachenden Phantasie. Aber in dem Ringen mit den anfangs spröden Stoffen erstarkt die Gestaltungskraft, wird sie je länger desto völliger der Einbildungskraft ebenbürtig; und dieses ihr Wachstum beherrscht den Abschnitt in der Geschichte einer Kunst, der zwischen ihren Anfängen und ihrer Reife liegt.

Das Zeitalter der Reife wird durch eine vorwaltende Abtönung zwischen

Anschauung und Gestaltung bezeichnet. Die behandelten Stoffe haben noch nichts von der Größe und Ungezwungenheit der ersten Periode eingebüßt; aber sie lasten nicht mehr auf einer sie mühsam bewältigenden Darstellung: diese ist zur vollen Beherrschung ihrer Mittel gelangt und jedem Vorwurf gewachsen. Bedeutsamkeit des Gegenstandes und Schönheit der Form reichen auf gleicher Stufe einander die Hand und führen die Kunst ihrer Vollendung zu.

Wie jedoch große Gebirgszüge nur selten eine einzige höchste Erhebung aufweisen, die unbestreitbar den Scheitelpunkt der ganzen Kette darstellt, vielmehr die meisten von ihnen zu einer aus mehreren Gipfeln gebildeten krönenden Gruppe hinansteigen, so erreicht auch die einzelne Kunst die höchsten Grenzen ihres Leistungsvermögens nicht oft in den Werken eines einzigen Künstlers. Und selbst wo dies der Fall ist, pflegt diesen einzigen eine krönende Gruppe von Kunstgenossen in örtlich und zeitlich nahen Grenzen zu umgeben.

Dann aber neigt sich die Linie abwärts. Es ist wenig daran gelegen, den Punkt zu bestimmen, wo der Verfall beginnt; denn diese Bestimmung muß nach dem verschiednen Standorte der Beschauer verschieden ausfallen. Wäre es möglich, in mathematischer Weise die höchste Erhebung zu ermitteln, so würde in ihr auch der Punkt gefunden sein, wo die Senkung einsetzt. So buchstäblich wahr ist es, wenn man sagt, daß jede höchste Kraftentfaltung den Beginn des Verfalls in sich schließe. Allein eben die mathematische Ausmessung eines Scheitelpunkts ist geistigen Hervorbringungen gegenüber unausführbar. Der geschichtlichen und somit auch der kunstgeschichtlichen Betrachtung sind solche mechanische Feststellungen unbekannt.

Ein Mißverhältnis zwischen Inhalt und Form zu Ungunsten der Form kennzeichnet den Anfang jeder Kunst. Dieses Mißverhältnis nimmt mit geringen Schwankungen stetig ab, bis in der Ausgleichung zwischen Form und Inhalt die Kunst ihre Blüte entfaltet. Beide Elemente der Entwicklung — Inhalt und Form, wenn die Wirkung, Anschauung und Darstellung, wenn die Ursache benannt werden soll — treffen in der Blüteperiode zusammen, ohne in ihrem Gange innezuhalten oder die bisherige Richtung ihrer Bewegung aufzugeben, und müssen folglich nach einer mehr oder weniger kurzen Vereinigung wieder aus einander gehn. An der Stelle, wo ihre Trennung in den Kunstwerken des Zeitalters von neuem zu Tage tritt, liegt der Übergang von der Blütezeit, der sogenannten Klassizität, zur Periode des Verfalls. Mit andern Worten: ebenso wie die Anfänge, wird auch der Verfall einer Kunst durch ein Mißverhältnis zwischen Inhalt und Form gekennzeichnet. Nur besteht es hier zu Ungunsten des Inhalts, und während es sich mit der fortschreitenden Entwicklung zum Scheitel hin allmählich verringerte, nimmt es nunmehr mit wachsender Entfernung vom Scheitel — selbstverständlich durch mannichfaltige Schwankungen unterbrochen — im ganzen doch stetig zu. Dort sahen wir

eine unzulängliche Darstellung an bedeutenden Stoffen heranreifen; jetzt paßt eine vollkommen ausgebildete Technik jeden Gegenstand dem Bedürfnisse der vorteilhaftesten Entfaltung ihrer Mittel an. Die souveräne Beherrschung dieser Mittel erzeugt die Neigung, mit ihnen zu spielen und ihre Elastizität an Aufgaben zu erproben, die nur oder doch vorzugsweise nach ihrer Tauglichkeit für diesen Zweck ausgewählt werden. Das Verlangen, die Leistungsfähigkeit einer Mache auszunutzen, die den Erfahrungsschatz von Jahrhunderten verarbeitet, gewinnt die Oberhand über die zarte Rücksicht auf die Grenzen des betreffenden Kunstgebietes, die einst, als nie versagende Fühlung mit diesen Grenzen, das kostbarste Besitztum der Blüteperiode bildete. So regelmäßig, daß auch hier jede Annahme eines Zufalls ausgeschlossen ist, sehen wir jene Mache sich mit Vorliebe in der Farbengebung bethätigen und die Linienführung vernachlässigen. Die Malerei übertönt die Zeichnung, die Harmonik die Melodie; im Roman erdrückt das „Milieu" die Erzählung, und das Drama fällt in eine Reihe von Bildern aus einander, die im Gewande von „geschichtlich treuen" Kostümen und „naturwahren" Kulissen an uns vorüberziehen, eine Bahn, in deren Verfolgung das Schauspiel nach und nach auf die Stufe des Wandelpanoramas hinuntersinkt.

Mit diesem zunehmenden Hervortreten der Technik steht in solchen Zeiten einer sinkenden Kunst das gleichzeitige Erlahmen des Erfindungsvermögens in deutlicher Wechselwirkung. Behauptete dieses Vermögen seine frühere Höhe, so würde es zu der aufstrebenden Technik immer noch ein entsprechendes Gegengewicht bilden und sie dadurch vor Ausschreitungen bewahren, die nicht zuletzt dem Bedürfnis entstammen, die Lücken der versiegenden Erfindung weniger fühlbar zu machen. Und umgekehrt. Die Gabe der Erfindung, der innern Anschauung läßt sich, wenn sie nicht angeboren ist, mit keinen Mitteln, auch durch das ernsteste Streben nicht, erwerben. Anders das Darstellungsvermögen. Bis zu einem recht ansehnlichen Grade ist es der Durchschnittsbegabung und dem Fleiße zugänglich, kann es ohne die Voraussetzung einer schöpferischen Anlage erlernt werden. In demselben Maße also, wie dieser Bestandteil der künstlerischen Thätigkeit in der künstlerischen Produktion eines Zeitalters das Übergewicht erlangt, erweitert sich unmittelbar der Kreis derer, die zur Ausübung der betreffenden Kunst imstande sind; und in demselben Verhältnis senkt sich notwendigermaßen das Niveau der künstlerischen Erzeugnisse. Les dieux s'en vont, das Zeitalter der Epigonen bricht herein. Wohl treten anfangs noch vereinzelte hervorragende Erscheinungen auf, um Hauptesläuge über die Mitstrebenden hinauswachsend und an die entschwundnen Götterbilder gemahnend. Dann geht aber auch ihre Zeit vorüber. Die Talente schießen wie Pilze aus dem Boden, und sie bestätigen alsbald die alte Erfahrung: so blind das Genie für seinen Vorteil war, so gut versteht sich das Talent auf den seinigen. Denn seht nur — wie mag es doch zugehn? —: ein Haufe von Schaulustigen um-

steht die Schöpfungen der neuen Männer, wie er nie zuvor den Tempel der Kunst gefüllt hat. Oder sind es etwa nicht mehr die Wände des alten Tempels? Ist es nur eine freche Nachbildung von bemalten Holzwänden, in die wir uns verirrt haben? Auch die Züge der Priester erscheinen durchaus verändert. Sattes Behagen oder Hunger nach Gold spricht aus ihren Mienen. Und das Bild der Göttin? Es zeigt noch ihre Züge; aber wir brauchen nur hinanzutreten, um alsbald die dreiste Fälschung zu erkennen und uns mit Zorn und Trauer abzuwenden.

Die Geschichte der Musik beginnt in dem christlichen Zeitalter. Das Altertum kann musikalische Kunstwerke nicht hervorgebracht haben, denn nichts von solchen ist auf uns gekommen, während uns von allen Kunstzweigen, die von der vorchristlichen Menschheit gepflegt wurden, die Früchte wenigstens in Bruchstücken überliefert sind. Zwar ist uns wohl bekannt, daß auch im Altertum Musik gemacht worden ist. Seine Schriftsteller erzählen uns von den Gesängen der Krieger, von musikalischen Aufführungen, die ihre Gottesdienste, ihre Schauspiele, ihre Gastmähler und Tänze begleiteten. Musikalische Kunstwerke werden aber nicht in Erzählungen von Schriftstellern, sondern in Tonzeichen, Noten überliefert. Hätte die Musik der Alten Erzeugnisse von selbständigem Wert hervorgebracht, so würden sie diese aufgezeichnet haben; und diese Aufzeichnungen würden ebenso vollständig oder unvollständig erhalten worden sein, wie alle übrigen Schöpfungen des antiken Geistes. Aus dem Mangel an nennenswerten Aufzeichnungen von Tonstücken des Altertums also schließen wir getrost, daß seine Tonstücke einen eigentlichen Kunstwert nicht gehabt haben. Und wie sollten wir uns darüber wundern, nachdem wir soeben gesehen haben, daß die Musik nicht als selbständige Kunst von den Alten ausgeübt wurde? Sie kannten die Musik; aber sie kannten sie nicht als eine selbständige Kunst, in gleichem Maße wie ihre Schwestern befähigt und berufen, die Schönheit darzustellen. Sie kannten von ihrer Wirkung nur den elementaren Bestandteil des Nervenreizes, den Bestandteil also, der in dem Eindruck des wirklichen Kunstwerkes nicht mehr unterschieden wird, weil die gleichzeitig leidende und thätige, sinnliche und geistige Aneignung des Tonbildes den Nervenreiz in sich aufgenommen und dadurch überwunden hat. Mit dem Freibriefe des Kindes, dem das Perlenhalsband der Mutter ein willkommner Schmuck für seine Puppen ist, benutzten deshalb die Alten die Musik zur Förderung nichtmusikalischer Zwecke: als gottesdienstliches und militärisches Beiwerk, als gefällige Zuthat bei festlichen Veranstaltungen, durchgängig also zur Erzeugung oder Steigerung gewisser Gemütsverfassungen — eine Absicht, in der die Wehrlose ja auch heute noch so oft mißbraucht wird. Wie wenig solche möglichen Nebendienste der Tonkunst mit ihrem Wesen zu thun haben, und wie wenig sie dieses ihres Wesens würdig sind, hat allen modernen Böotiern zum Trotze Eduard Hanslick mit seiner Empfindung und klarem Verstande nachgewiesen;

und dieser Nachweis ist darum nicht weniger unwiderleglich, weil er die Böotier nicht in Athener umgewandelt hat. Scheint für sie doch auch die große Entdeckung Lessings verloren zu sein, daß nicht alle Künste dasselbe, nämlich alles darstellen sollen, sondern daß jede Kunst ihr eignes, durch ihre besondern Darstellungsmittel vorgezeichnetes Gebiet hat, dessen Grenzen sie stets nur zu ihrem Schaden überschreitet.

In den einfachen Tonweisen der Hirten, der Landsknechte, der Spiellente, auf die das Volkslied zurückführt, geschieht der ursprünglichste Ausbruch des musikalischen Empfindens, aus dem sich die Musik, die wir kennen, entwickelt hat. Ganz getrennt von dieser tiefgründigen Quelle nehmen wir ein andres Rinnsal wahr, das wir bis in die frühesten Jahrhunderte der christlichen Kirche hinauf verfolgen können: den anfangs einstimmigen, dann vielstimmigen Kirchengesang. Nicht dem individuellen Gemüt, sondern der starken Gesamtempfindung einer Gemeinschaft Ausdruck gebend, ist er zur Ausprägung und Fortbildung fester musikalischer Formen seinem Wesen nach gezwungen und befähigt. So suchen sich seine Wasser ihren Weg schon zwischen Ufern von Granit, während die Quellen des Liedes noch im Walde des Volkstums zwischen dessen Stämmen und Wurzeln bald hier bald dort hervorsickern. Wir fühlen: eine Tonkunst wird nur dann, wird aber auch unmittelbar entstehn, wenn sich die beiden Wasser zusammenfinden.

In dem Kirchenliede des sechzehnten Jahrhunderts werden wir die erste Vereinigung erblicken dürfen. Aber noch Palestrinas Musik nennen wir streng, und die Tanzkompositionen seiner Zeitgenossen erscheinen uns steif und gefühllos. Drei große Namen bezeichnen die nächste Entwicklungsstufe der Tonkunst; mit vollem Bewußtsein fügen wir hinzu: die Vorstufe ihrer Vollendung. Der Kirchengesang ist zu Händels Chören ausgereift; dem religiösen Einzelempfinden löst Sebastian Bach die Zunge; die italienische Kastratenoper überwindet Gluck mit einer weihevollen Musik, der Begleiterin einer ernsthaften Handlung.

Erinnern wir uns an dieser Stelle der beiden Elemente alles musikalischen Schaffens: Empfindung und Gestaltung, so liegt die Annahme nahe, daß innerhalb jenes gleichzeitigen Dreigestirns teils die Form und teils die Empfindung vorgeherrscht habe. Statt dessen finden wir die Thatsache, daß in den Werken aller drei Meister die Form überwiegt, und zwar so ausgesprochen, daß es schwer ist, zu sagen, für welchen von ihnen das am meisten gilt. Von Gluck, der zuerst seine Musik einer dramatischen Handlung anzupassen strebte, ist es einleuchtend, daß in seiner Anlage der formengewaltige Verstand das Gefühl überragt haben muß; denn nur einer solchen Begabung behagt und gelingt es, die Eingebungen der Phantasie einem gegebnen Gedankengange unterzuordnen. Den großen Kantor der Leipziger Thomaskirche charakterisirt das Wort, er habe das protestantische Dogma in Musik

gesetzt. Nun entspringt aber das Dogma nicht der Liebe, sondern dem Glauben, nicht dem Bedürfnis des Herzens, sondern wiederum dem Verstande und dem Willen. Mag sich deshalb immerhin in Bach wie in manchem guten Christen mit der Betonung des Bekenntnisses eine große Wärme der religiösen Empfindung vertragen haben, so geschieht doch dem Meister der Fuge sicher kein Unrecht, wenn man den Schwerpunkt seines Schaffens in die Ausbildung der musikalischen Formen verlegt. Händels Tonweisen endlich rufen in dem Hörer Empfindungen wach, die am besten dem Eindrucke ragender Säulenhallen verglichen werden. Um das feste Gefüge der großen und einfachen Linien rankt sich ein prächtiger Schmuck von Arabesken. Die nahe Verwandtschaft der Musik mit der Baukunst tritt in den Werken dieses Meisters besonders deutlich in die Erscheinung. Wer aber solchen architektonischen Stil begreift und bewundert, der wird auch nicht verkennen, daß Händels Stärke in dieser stilistischen Eigentümlichkeit liegt, in der überlegnen Disponirung über die klingenden Massen, aus denen er seine Werke auftürmt.

Es ist schwer, sich vorzustellen, wohin eine Fortentwicklung der musikalischen Form über diese Männer hinaus hätte führen sollen. Wenn der Gipfel der Tonkunst nicht schon erreicht war, konnte ihre Weiterbildung nur in einer andern Richtung liegen: auf der Seite der Empfindung. Die Empfindung Bachs war vielleicht nicht der Vertiefung, aber der Erweiterung fähig; und sicherlich hatten Glucks und Händels Kompositionen die ganze Innigkeit und Fülle des deutschen Gemüts noch nicht erschlossen. Die Werke dieser Männer sind kunstvoll, prächtig, heroisch; eine erhabne Strenge waltet in ihnen; aber unverkennbar sind sie einer Kunst entsprossen, die noch als Zunft betrieben wurde. Der unergründlich tiefe und unvergleichlich frische Quell des Volkstums sprudelt nicht in ihnen. Kein Meister durfte sich vermessen, es jenen dreien noch in irgend einem Stücke zuvorzuthun. Nur ein Kind vermochte ihnen die Palme zu entwinden.

So betrachten wir Mozart.

Von seinen großen Vorgängern unterscheidet ihn nach unserm Gefühl am deutlichsten eine größere Freiheit. Nur ein stumpfes Ohr kann das Gemessene und Gebundne in Bachs und Händels Rhythmen überhören. Von Händel darf man sagen: der Taktstock des Dirigenten ist in seiner Hand zum Kommandostab des Heerführers geworden; und Meister Bachs Wohltemperirtes Klavier ist nur das getreue Abbild des wohltemperirten Mannes. Auch wo sie lyrisch werden, schreiten beide aus dem festen Umkreise ihres Wesens nicht heraus. Bei dem einen tritt dann an die Stelle des Marschtakts der zierliche Schritt des Menuetts; den andern verläßt noch im Liebesliede nicht die unverwüstliche Ehrbarkeit des deutschen Hausvaters. Wir befinden uns bei diesen alten Herren in einer überaus ehrwürdigen und liebenswürdigen Gesellschaft. Wir können ihnen immer von neuem mit Bewunderung und mit

dankbarer Freude zuhören. Aber wir ahnen dabei, daß jenseits ihres Gesichtskreises noch eine andre Welt liegt, die sie nicht entdecken, die aber darum der Kunst, dieser umfassendsten Bethätigung des Menschengeistes, ganz sicher nicht verschlossen bleiben wird.

Kein einzelner Künstler vermag die Fülle der Gestalten des Lebens in seine Werke zu bannen. Auch Mozart hat es nicht gethan. Zwar spiegelt sich die Welt, die hinter dem Horizont eines Bach und eines Händel begann, die Welt der menschlichen Leidenschaft, bereits in Mozarts Werken. Allein er verliert sich noch nicht in der Ausmalung ihrer einzelnen Erscheinungen, und niemals läßt er sie so nahe auf sich eindringen, daß sie seinen Blick vollständig ausfüllte. Das Bild, das er von ihr auffängt und verarbeitet vor uns hinstellt, bewahrt von ihr nur die der Musik erreichbaren Grundlinien; und seinerseits ist es ausnahmslos einem größern Bilde eingeordnet. Das sind ja die beiden Wege, auf denen wir Land erblicken können, das hinter den Grenzen unsers Gesichtsfeldes liegt. Wem es um Einzelheiten zu thun ist, der macht sich auf und betritt den gesuchten Boden. Wer dagegen einen Überblick und ein Gesamtbild erhalten will, wird versuchen, eine Höhe zu gewinnen und von dort aus die erweiterte Fläche in sich aufzunehmen. Dies ist bildlich beschrieben der Weg des Künstlers, den die wachsende Kraft der Anschauung zu immer freiern Höhen emporträgt.

Auch Mozart durchläuft, wie es von seinem künstlerischen Ebenbilde Rafael bekannt ist, im ersten Zeitraum seines Schaffens die Bahnen seiner Vorgänger. Er durchläuft sie spielend; das heißt, er übt und steigert an ihren Formen seine Gestaltungskraft. Allein sein innerstes, ihm selbst verborgnes Wesen erschließt sich hier noch nicht, wiewohl es sich an vereinzelten Stellen ankündigt. Auf dieser Stufe übertrifft oder vielmehr erreicht er darum auch nicht die ältern Meister. Er kann noch nicht oder er mag noch nicht sein Bestes geben. Er bewegt sich in einer Umgebung, in der er sich nicht heimisch fühlt. Es ist der Instinkt des Genius, der ihn das Feld seiner Herrschaft höher suchen läßt; von diesem Instinkt getrieben, eilt er vorwärts.

In Figaros Hochzeit ist das Gebiet der zünftigen Musik verlassen. Die Kunst wie der Künstler haben in diesem Werke die Fesseln der Schule abgestreift; jedes Stück des Tonsatzes sagt uns: mich schuf ein Meister. Gleich einem Feuerstrom von Lebenskraft und Lebensfreude rauscht die Musik an uns vorüber, im freiesten, übermütigsten Spiel der Töne noch das klare Ebenmaß bewahrend und so nur neue bis dahin ungekannte Erscheinungen der ewig einen musikalischen Schönheit heraufführend.

Im Sommer des Jahres 1879 veranstalteten zur Freude des musikliebenden Leipzigs ehemalige Mitglieder der Gesangsbühne des Neuen Theaters ein mehrtägiges Gastspiel im Carola-Theater. Eines Abends führten sie nach einander Händels Almira und Mozarts Figaro auf. Der heldenhafte Schritt

des Streichorchesters, mit dem die einfache Begleitung des Händelschen Werkes einsetzte, ist mir unvergeßlich; und dieser Wirkung entsprach der Gesamteindruck. Als der Vorhang fiel, meinte ein neben mir sitzender Freund, so kraftvolle Musik sei doch nach Händel nicht mehr geschrieben worden. Unmittelbar darauf hob Mozarts Ouvertüre an. Der Vergleich war unvermeidlich; und wir begegneten uns in der Wahrnehmung, daß diese Musik das Element der Kraft eben so wenig vermissen wie es als etwas gesondertes hervortreten lasse. Ohne Kraft keine Schönheit; aber in der Harmonie der höchsten Schönheit verschwinden ihre Bestandteile. Der Held war von dem Kinde überwunden.

Auch zwischen Glucks heroischer Oper und Figaros Hochzeit liegt ein deutlicher Abschnitt. Wenige Jahre vor dem Entstehen des Werkes hatte Mozart während seines Aufenthalts in Paris in dem die musikalischen Kreise bewegenden Streit zwischen Gluck und Piccini mit Entschiedenheit für Gluck Partei ergriffen. Uns Heutigen, die wir die Entwicklung der Musik bis zu Richard Wagners Tod überblicken, muß jene Stellungnahme Mozarts, theoretisch betrachtet, inkonsequent erscheinen. Wenn, wie es vonseiten Glucks geschehen war, die Frage so gestellt wurde, ob in der Oper dem Text oder der Musik die herrschende Rolle gebühre, so hätte unstreitig Mozart mit Piccini gegen Gluck den Vorrang der Musik verfechten müssen, sofern nämlich unsre jetzige Erkenntnis von der Stellung, die er selbst in der Geschichte der Tonkunst einnimmt, maßgebend für ihn gewesen wäre. Besteht doch für unser Urteil zwischen dem Text und der Musik aller Mozartschen Opern ein Mißverhältnis zu Ungunsten des Textes, über dessen Größe die, die es für einen glücklichen, und die, die es für einen unglücklichen Umstand halten, annähernd einverstanden sind. Dennoch entstammte Mozarts Parteinahme für Gluck demselben sichern Instinkt, der all sein künstlerisches Thun wie das keines Musikers vor und nach ihm beherrschte. Was ihn zu solcher Parteinahme veranlaßte, war keine Theorie, sondern ein deutliches Gefühl davon, in welcher Richtung die damalige Tonkunst eine Weiterbildung verlangte oder vielmehr allein noch vertrug. Wir haben bereits gesehn, daß es nicht die Seite der Form war. Der Inhalt, der Empfindungsgehalt des musikalischen Schönheitsbegriffs jener Zeit bedurfte der Erweiterung, der Vertiefung. Das Streben nach solcher war ein Drang nach größerer Wahrheit. Er beseelte Gluck, ihn empfand auch Mozart. Hatte er in Glucks philosophischem Geiste das Feuer des Reformators entzündet, so brannte er in Mozarts Künstlerseele gleich der nie erlöschenden Opferflamme im Innersten eines Tempels. Wie diese nicht jedem sichtbar ist, so ist auch der hier berührte Zug in Mozarts Wesen in das von ihm umlaufende Charakterbild nicht übergegangen. Um ihn aber wahrzunehmen, brauchen wir uns nur an einen bekannten Vorfall zu erinnern, der uns den musikalischen Ernst des Künstlers in seiner Wirkung auf eine entgegengesetzte Geschmacksrichtung zeigt. Als Mozarts Titus zum erstenmal

in der Mailänder Oper aufgeführt wurde, lief nach dem großen Schlußchor des ersten Akts durch die Reihen der enttäuschten Italiener das unwillige Gemurmel: Das ist nicht mehr Musik, das ist Philosophie.

Wir haben uns unter Piccini sicherlich nicht den oberflächlichen Vertreter des musikalischen Schäferspiels vorzustellen. Sein theoretischer Standpunkt war, wie schon angedeutet, vermutlich „musikalischer" als der seines Gegners. Bewußt oder unbewußt bekämpfte er in Gluck das störende Eindringen des ernsten und groß umrissenen Schönheitsideals in die zierliche und lustige Formenwelt des Romanen, dessen bescheidner zugeschnittne Seele gern mit den Brocken des Kunstgenusses vorlieb nimmt, die von dem Tische der schmausenden Sinne fallen. Der nachmalige Schöpfer der Zauberflöte konnte nicht auf diese Seite treten.

Erst nachdem wir uns so überzeugt haben, daß sich Glucks und Mozarts Schaffen in der gleichen Richtung bewegt, wird es möglich, in der Verschiedenheit der Opern des jüngern und des ältern Meisters einen Fortschritt der Musik zu erkennen. Die Klage des Orpheus um Eurydice ist gewiß nicht weniger seelenvoll als die der Gräfin Almaviva um die verlorne Liebe ihres Gatten. Aber wo finden wir bei Gluck das Vorbild Cherubins? Selbst die heitre Kunst der Hellenen ist nicht auf diese unwiderstehlich reizvolle Gestalt verfallen; denn dem Bilde des Ganymed fehlt jede Spur ihrer Schalkheit, ihres tollen Übermuts, ihrer grenzenlosen Verliebtheit. Oder in welchem Tonwerk hätte es Gluck verstanden, die Wirkung seiner Idealgestalten durch den Gegensatz des Komischen zugleich zu mildern und zu steigern, wie es Mozart thut, wenn er im Figaro den eigentlichen Trägern der Handlung das unvergleichliche Dreiblatt Bartolo, Basilio und Marzelline gegenüberstellt? Wir werden uns weiterhin noch mit der Frage beschäftigen, wo im Gebiete der Charakterzeichnung die Grenzlinie zwischen den Verdiensten des Textdichters und denen des Komponisten läuft. Hier genügt es, uns zu erinnern, daß die Musik jeder einzelnen Rolle in Mozarts Oper ihren besondern festgehaltnen Grundzug aufweist, der es auch dann erlaubt, von musikalischen Charakteren zu sprechen, wenn sie den Gestalten des Textbuchs ihr Dasein verdanken. In der Bildung solcher Charaktere also hat Mozart nicht nur die größere Vielseitigkeit, sondern namentlich auch die größere Lebendigkeit und Lebenswahrheit vor Gluck voraus.

Auf dem Wege von Gluck zu Mozart entledigt sich die Musik des antiken Kothurns. Sie fühlt ihre Schwingen stark genug, um nicht mehr auf künstlichem Untersatz einherschreiten zu müssen. Sie steigt vom Boden empor, und mit freierem und weiterem Blick denn je bemächtigt sie sich alsbald der Mannichfaltigkeit des wirklichen Lebens.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Deutsche Kunst und Wiener Kritik. Unter der Aufschrift „Erinnerungen an Anselm Feuerbach“ ist vor kurzem in der Frankfurter Zeitung ein Aufsatz von Dr. Albert Ilg in Wien erschienen, worin von dem Vorrecht der Tageskritik, ungründlich zu sein, in einer so ausgiebigen Weise Gebrauch gemacht ist, daß eine Berichtigung um so gebotner erscheint, als auch der Ton, in dem die Ausführungen gehalten sind, dem Geiste rein sachlicher Kritik wenig entspricht. Der Verfasser wendet darin unter dem Scheine der Unparteilichkeit die wohlbekannte Taktik an, mit Hilfe gelegentlich eingestreuter vager Lobesspenden seinem Tadel eine um so eindringlichere Wirkung zu sichern, verwickelt sich aber dabei in allerlei seltsame Widersprüche, die auf seine Logik wie auf sein Wissen ein bedenkliches Licht werfen. Er verwahrt sich feierlichst dagegen, an dem Haß des Altösterreichertums den Eingewanderten gegenüber teil zu haben, und führt eine Reihe von ruhmreichen Namen Fremder auf, Schwaben und Schweizer, Franken und Sachsen, Italiener, Franzosen und Spanier, die der Kultur seines Heimatlandes zum Segen gereicht hätten und schließlich zu guten Österreichern geworden wären. Anders aber sei es mit Feuerbach, dessen „Stammesart“ eine so vollkommen fremde gewesen sei, daß sie ihn nie wirklich zum Österreicher habe werden lassen. Wie ist uns doch? war denn Feuerbach von Geburt ein Chinese, oder war er nicht vielmehr zu Speyer am Rhein geboren? Bei näherm Zusehen stellt sich heraus, daß der Kritiker, indem er von der Stammesart Feuerbachs spricht, in Wirklichkeit die Geistesart des Künstlers darunter versteht: die Leistungen Feuerbachs haben ihn immer kalt gelassen; die Art dieses Meisters war ihm niemals sympathisch; folglich verträgt sie sich nicht mit der eigentümlichen Stammesart des althistorischen Österreichs, denn nach Dr. Ilg giebt es Gegensätze, die sich ihrer ganzen Art und Wesenheit nach mit diesem — wie er sich geschmackvoll ausdrückt — Lokalgeruch nicht vereinbaren lassen. Als ein solcher Gegensatz gilt ihm Feuerbach: „Ein bei mancherlei Schwächen“ zwar auch für ihn „unleugbar hochbedeutsamer Künstler,“ „ernst, tief, geistvoll, gebildet,“ „von überlegnem Werte,“ „aber der Arme geriet krank und weltunkundig, mit der Aufgabe, die Akademie zu reformiren [reformiren zu sollen, schreibt der Verf.], in das ihm völlig fremde Wien; der Sohn eines Philosophen, als Maler selber mehr Philosoph als Maler, in der Keuschheit kleindeutscher Provinzverhältnisse aufgewachsen und nun mit einemmale in das Babel der europäischen Großstadt geworfen, das er nicht verstand, und das ihn nicht verstand, das er verachtete, und dem er lächerlich vorkam, mit krankem Leibe und mit sieher Seele, die ihn zwangen, die angenommne Stelle alsbald wieder zu verlassen, um einsam zu sterben.“

Wer so taktvoll ist, jemand seine unverschuldete Herkunft vorzuwerfen, sollte sich wenigstens über diese gehörig unterrichtet zeigen. Feuerbach der Sohn eines Philosophen, als Maler selber mehr Philosoph als Maler? Herrn Dr. Ilg ist es also unbekannt, daß nicht der Philosoph Ludwig Feuerbach der Vater des Malers Feuerbach war, sondern dessen ältester Bruder, der geniale und geistvolle Archäologe und Ästhetiker Anselm Feuerbach, der seinem Sohne brauchbareres für seine Kunst zu vererben hatte als Philosophie. Mit welchen Augen muß man überhaupt diesen Künstler gesehen haben, um ihn philosophisch zu finden? Die einzigen

Mittel, die der bildenden Kunst ermöglichen, die Philosophie in den Bereich ihrer Darstellungen zu ziehen, Symbolik, Allegorie und Mystik, sie alle drei sind Feuerbachs Kunst so gut wie vollständig fremd geblieben.

Aber nicht allein die Philosophie stand nach Dr. Ilg dem Künstler hinderlich im Wege; zu seinem Unglück war er, der „Professorssohn," auch noch in der Keuschheit kleindeutscher Provinzverhältnisse aufgewachsen. Das große Kontingent der Professoren, dem die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts anvertraut ist, mag sich bei unserm Kritiker hierfür bedanken, für ihn ist offenbar nicht nur die Philosophie, sondern Bildung überhaupt vom Übel. Diese ist gut für die „da draußen in den deutschen Kleinstädten," in Wien braucht man sie nicht.

Wir beneiden niemand um die Segnungen eines großstädtischen Babels, besonders nicht um den Vorzug, sie schon mit der Muttermilch eingesogen zu haben, möchten aber doch bezüglich Feuerbachs bemerken, daß ihn sein Lebensweg über Düsseldorf und München nach Antwerpen und Paris, dann nach Venedig, Florenz und Rom, somit doch wohl nicht ganz unvorbereitet in das Babel an der Donau geführt hatte. War er gleichwohl für „Wiens heiße Scholle" zu weltkundigen Sinnes, so wollen wir es ihm zugute halten um Mozarts, Beethovens, Schuberts und Grillparzers willen, die in und trotz Wien verlassen und einsam lebten und starben.

Mit ganz besonderm Nachdruck muß gegen die Annahme protestirt werden, Feuerbach habe sein Amt in Wien als bereits kranker Mann angetreten. Ich habe fünfundzwanzig Jahre bis zu seinem Tode das Glück gehabt, dem Künstler nahe zu stehen, und habe ihn nur gesund gekannt, bis ihn sein Unstern nach Wien führte, in dessen verrufnem Klima der halb zum Südländer gewordne allerdings schwer erkrankte; aber dieser Erkrankung waren zwei Jahre gewissenhafter und angestrengter amtlicher Wirksamkeit vorausgegangen. Daß diese kurze Spanne Zeit unmöglich ausreichen konnte zu einer durchgreifenden Reorganisation der tiefverrotteten Zustände an der Wiener Akademie, liegt auf der Hand, um so mehr, als Feuerbach keineswegs in herrschender Stellung, sondern nur in der Eigenschaft als Vorstand einer zu gründenden Schule für Historienmalerei an die Anstalt berufen worden war. Thatsache ist dennoch, daß die seiner Leitung anvertraute Klasse im zweiten Jahre ihres Bestehens die ersten Preise, der Lehrer selber aber die unbegrenzte Verehrung seiner Schüler davontrug, wie es auch Thatsache ist, daß nach seinem Weggang alles wieder in den alten Schlendrian zurücksank.

Nicht viel unterrichteter als in den allgemeinen Personalien, erweist sich Dr. Ilg der letzten Schöpfung Feuerbachs, dem Titanensturz gegenüber, dem großen Plafondgemälde, das seit kurzem die Decke der Aula der neuen Akademie der bildenden Künste in Wien schmückt, und das für Ilgs Kritik (denn eigentliche „Erinnerungen" sind es nicht) den Anlaß und Ausgangspunkt lieferte. Hören wir ihn selbst, es ist Feuerbachs „Vermächtnis," aus dem er zitirt, ohne es genau gelesen zu haben: „Als Feuerbach im Juli 1874 Hansens Entwurf zu der Decke des Saales zu sehen bekam, für welche er den malerischen Schmuck zu schaffen hatte, da schrieb er: »Er könnte auch einem Wartesaal erster Klasse angehören.«" Obwohl er also mit Gemütsruhe voraussetzt, er habe es in der nunmehr ausgeführten Decke mit eben dieser Hansenschen Deckeneinteilung zu thun, und nicht weiß (obschon es im „Vermächtnis" zu lesen ist), daß Hansen mit echt künstlerischer Selbstverleugnung zu Gunsten von Feuerbachs imposantem Deckenplan auf seinen eignen Verzicht leistete, kann er doch nicht umhin, die Gesamtwirkung als eine entschieden monumentale und großartige zu bezeichnen. Daß von den acht Nebenbildern des

Titanensturzes vier von Feuerbachs Hand herrühren, nämlich der gefesselte Prometheus mit den klagenden Ozeaniden, die liegende Venus und die Gestalten des Uranos und der Gäa, weiß Dr. Ilg ebenso wenig. Ohne Blick und Gefühl für die sinnfälligen Stilunterschiede läßt er sie alle acht von Tenschert und Griepenkerl hinzukomponirt sein.

Die Frage, wie wohl das Urteil über einen Kritiker lauten würde, der sich erlauben wollte, über einen Meister der Vergangenheit in ähnlicher Weise zu schreiben, möge sich jeder selber beantworten. Ich fühle keine Verpflichtung, eine kritische Arbeit dieser Art als das Ergebnis einer sachlich ernsten Untersuchung zu behandeln.

Dr. Ilg hofft das Heil für Altösterreichs, wie er selbst zugesteht, „tief gesunkne Kunst" von einem gewaltigen, elementar wirkenden, impulsiven, ja eruptiven Genie, das die Masse, ob sie nun unterrichtet sei oder nicht, mit sich fortzureißen und urmächtig nach deren Art zu erregen verstehe. Man muß zugeben, das heißt nicht schüchtern fordern; denn eine Kunst, die auf alle, gleichviel ob unterrichtet oder nicht — mit andern Worten also gebildet oder nicht gebildet — in derselben Weise hinreißend wirkte, gab es nie, giebt es nicht und wird es nie geben, selbst dann nicht, wenn diese Kunst in ihren Wirkungen auf die Grenzen Altösterreichs oder Wiens beschränkt bleiben und für das Volk im Reich draußen — Kaviar sein sollte. Wer eines Erlösers in diesem Sinne wartet, der darf des Wartens nicht müde werden, während sich der alte Spruch dabei erfüllen dürfte: Das Bessere ist der Feind des Guten.

München J. A.

Lex Huene, lex Heinze und Staatspolitik. Mir wird immer ganz übel und weh, wenn ich in den Spalten unsrer erleuchteten Tagespresse den Ausdrücken lex Huene und lex Heinze begegne. Als ich noch auf der Bank einer der altehrwürdigen württembergischen Klosterschulen saß, bekam meine Klasse einmal nach gutem altem schwäbischem Brauch, der die Stoffe zur lateinischen Komposition aus Himmel und Erde zusammenholt, einen Abschnitt aus Schopenhauer zum Übersetzen auf, der eine zornige Klage des Philosophen enthielt, daß der Stil der Deutschen immer liederlicher würde und als Grund dafür anführte, daß die heutigen Zeitungsschreiber kein Latein und folglich auch kein Deutsch mehr lernten. (Es war das notabene vor der 1891er und 1892er Schulreform!) An diese Klage wird man erinnert, so oft man von der lex Huene und der lex Heinze hört, deren Urahn übrigens lex Kwitschala hieß und in der Wiener Judenpresse durch generatio aequivoca erzeugt wurde. Kwitschala war — oder ist — ein Professor der tschechischen Hochschule zu Prag, der das Gesetz über die sogenannte Utraquisirung der böhmischen Schulen einbrachte. Der Ausdruck lex Huene wäre so weit in Ordnung, als in der That die Römer die Gesetze nach den Antragstellern bezeichneten. Aber sie nahmen dazu nicht den Familien-, sondern den Geschlechtsnamen (nomen gentile oder nomen schlechtweg) und sprachen also von einer lex Julia, wenn beispielsweise ein gewisser Gains Julius Cäsar ein Gesetz beantragt hatte, oder von einer lex Sempronia, wenn ihr Urheber z. B. Tiberius Sempronius Gracchus hieß. Da wir Modernen nun überhaupt das römische Geschlecht, die gens, nicht mehr haben, so haben wir auch keine Geschlechtsnamen im römischen Sinne mehr; wenn der Herzog fällt, so muß der Mantel bekanntlich nach. Folglich können wir den römischen Sprachgebrauch mit lex Julia überhaupt nicht nachahmen — lex Huenia wäre zwar nicht solches Ignorantenlatein wie lex

Huene, aber immer noch schlecht genug, und das ist auch gar kein Schade, weil überhaupt kein Mensch, der sich noch seinen gesunden Verstand bewahrt hat, einsehen kann, wozu gewisse Preßbengel ihren Lesern erst noch beweisen müssen, daß sie weder Latein noch Deutsch gelernt haben, und weshalb man nicht einfach sagen soll: das Huenische Gesetz. Das wäre freilich für ein hochpreisliches Publikum gar zu schlecht und recht; drum lebe die lex Huene und unsre Barbarei!

Noch bedeutend dümmer ist freilich der neueste Wechselbalg, die lex Heinze. In diesem Fall ist der Name nicht Subjekt, sondern Objekt des Gesetzes — eine Ausdrucksweise, von der die Römer keine Ahnung hatten; die erwähnten Preßdeutschen aber wissen auch davon so wenig, wie vom alten Rom überhaupt; sie erinnern sich höchstens, daß sie einst selbst Objekte von lex waren, als ihnen lex, legis, legi, legem mit dem Stab Wehe eingebläut wurde, und so stellen sie lex Heinze getrost mit ihrer durch keine Sachkenntnis getrübten Fixigkeit neben lex Julia, den sumpferzeugten Berliner Zuhälter neben den Erneuerer Roms. Piget, pudet, poenitet, taedet atque miseret horum nos scriptorum!

„Da ich einmal das Wort habe," pflegte ein verflossener schwäbischer Landbote zu sagen, so möchte ich gleich noch einen Unfug besprechen, der daraus entstanden ist, daß unsre Preßheroen natürlich noch viel weniger Griechisch als Latein verstehen. Daher rühren nämlich die immer üppiger ins Kraut schießenden Zusammensetzungen mit Politik, wie Kirchenpolitik, Eisenbahnpolitik, Finanzpolitik. Politik, meine Herren, kommt her von dem Worte *πόλις*, das in der Sprache der Griechen Stadt und Staat bedeutete, und *πολιτική* (zu ergänzen *τέχνη*) bedeutete soviel als Staatskunst. In Politik steckt also schon ein objektiver Genitiv, und es ist deshalb schon sehr bedenklich, von Kirchenpolitik d. h. von Kirchenstaatskunst zu reden. Wenn man aber auch temporum ratione habita — ich bitte im kleinen Meyer oder Brockhaus nachzuschlagen, was das heißt — ein Auge zudrücken und die drei genannten Politiken passiren lassen wollte als die Staatskunst, die sich auf die Kirche, die Eisenbahnen und die Finanzen bezieht — manchmal auch wohl richtiger beziehen sollte —, so ist doch ein ganz unerträgliches Schandwort, das mit jedem Mittel zu vertilgen ist, das Wort Staatspolitik, das ich vor so und so viel Jahren „erstmalig" in der „Post" gelesen habe, das aber seitdem, wie alles Unkraut, fröhlich emporgedeihen ist und jetzt in Zeitungen aller Farben, die sich sonst auf den Tod hassen, gleichermaßen Bürgerrecht genießt. Dieses haarsträubende Erzeugnis der Unwissenheit ist nämlich bei Lichte besehen nichts andres als — Staats-Staatskunst!

Wie Strepsiades dem Sokrates auf die Strümpfe gekommen ist, da dringt er auf ihn ein und schreit: *βάλλε, βάλλε, παῖε, παῖε*! wirf ihn, wirf ihn, hau ihn, hau ihn! Nun, so werft und haut auch sie, die erwähnten Wechselbälge, hinaus aus unsern Tagesblättern, hinaus aus unsrer Sprache!

Allerdings. In einem vor kurzem gedruckten Aufsatz des zu der bekanntlich „zielbewußten" sozialdemokratischen Partei gehörigen Ed. Bernstein, überschrieben „Der neueste Vernichter des Sozialismus," werden die Halbheiten verurteilt, die schwächlichen „freilich" mit ihren hinterhertrabenden „indessen, dennoch." In Frau von Suttners „berühmtem" Roman „Die Waffen nieder" kommt ein Herr vor, der gegen die bekanntlich noch „zielbewußtere" Logik der Friedensschwärmer immer Einwände hat, und den „wir," wie Frau von Suttner sagt, nur deshalb den „Herrn von Allerdings" nannten.

Es ist nun merkwürdig, bei welcher Gelegenheit der Vorwärts, das soge-

nannte „Zentralorgan," in seiner Nummer vom 22. Januar 1893 ein „allerdings" (er führt das Wort übrigens auch sonst gern im Munde) durchaus nicht vermeiden kann. Auch der Vorwärts gedachte wie andre Blätter, „pietätvoll" nach seiner Art, der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten am 21. Januar „des denkwürdigen und ereignisreichen Jahres 1793 — des großen Jahres der großen Revolution." Ludwig war „nicht unschuldig," ihn ereilte eine „wohlverdiente" Strafe, der Konvent fällte ein gerechtes Urteil, es wäre eine Geschichtsfälschung, Ludwig als Opferlamm für die Sünden seiner Vorfahren hinzustellen; „wenn die Todesstrafe überhaupt (!) für zulässig erachtet wird, dann war sie jedenfalls (!) diesem Monarchen gegenüber angebracht."

Dann heißt es weiter: „Unsre Reaktionäre, Konservative wie Liberale, sehen in den vielen Schicksalsfällen, die Frankreich erfahren [hat], eine Strafe für die Hinrichtung des Königs. In diesen hundert Jahren hat Frankreich allerdings (da haben wirs: allerdings!) oft seine Regierung gewechselt; der Despotie, dem Militarismus, der Bourgeoisie ist es verfallen." Und nun folgen Redensarten, die dieses fatale „allerdings" bemänteln sollen, „die mystische Weihe des Gottesgnadentums ist gründlich ausgerottet," „um Kopfeshöhe ist das Volk gewachsen."

Es ist doch wunderbar, daß auch der Vorwärts seine Erinnerungen an den Tod des unglücklichen Ludwig nicht ohne dasselbe „allerdings" geben kann, das ihm die „bürgerlichen" Blätter anzufügen hatten: allerdings hat in diesen hundert Jahren Frankreich oft seine Regierung gewechselt. Sehr richtig, Herr Vorwärts, Herr von Allerdings!

Der edle Jude. In einer Zeitung entdeckten wir dieser Tage unter dem „Vermischten," in das jetzt allerlei unauffällig hineingesteckt wird, was in dem hellern Lichte der Leitartikelseite anstößig sein könnte, eine rührende Anweisung: „Wie man Rothschild wird." Wie interessant! Wer möchte nicht gern Rothschild sein, auch wenn ers sich so „sauer" wie die Rothschilds werden lassen müßte, um den Grundstein zu einem riesigen Vermögen zu legen! Aber es ist gar nicht so schwer, steinreich zu werden. Der ältere Baron Rothschild in London hat nämlich in seinem Büreau einen Aufschlag — „selbstredend" mit Goldrahmen eingefaßt — hängen, worauf es steht, wies gemacht werden muß, und zum Überfluß fehlt auch die anspornende Überschrift nicht: „Zur Nachahmung empfohlen." Unter den guten Lehren, die man nachzuahmen hat, um Rothschild gleich zu werden, heben wir als besonders nützlich folgende heraus: „Verwende deine Zeit stets gut" (natürlich! denn, sagt der Engländer, time is money). „Bezahle deine Schulden prompt" (natürlich! denn wie ich dir, so du mir). „Sei tapfer im Kampfe ums Dasein" (denn Geldmensch sein heißt ein Kämpfer sein). „Scheue Spirituosen" (besonders die von schlechtem Spiritus). Schluß: „Arbeite hart, und der Erfolg wird dir im Leben nicht ausbleiben" (Beweis: Sieh mich an, wie ich mich abgearbeitet habe, und der Erfolg ist mir im Leben nicht ausgeblieben. Also gehe hin und thue desgleichen, und du wirst ein ebenso edler, weiser und reicher — Jude werden, wie ich, Rothschild, es bin).

Litteratur

Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin der klassischen Zeit Weimars. Nebst Anhang: Briefwechsel Anna Amalias mit Friedrich dem Großen. Von F. Bornhak. Berlin W, Fontane u. Co., 1892

Schade um den schönen Stoff, um die vielen, nicht uninteressanten Zeugnisse, vor allem aber um die Person, um den edeln, bedeutenden Charakter der Fürstin selbst! Denn dieses Buch giebt nichts weniger als eine würdige Darstellung ihres Lebens und Wirkens: es besteht aus lose aneinander gereihten Briefen und Briefstellen, bald französisch, bald in deutscher Übersetzung, bald in ungeschickten entstellenden Auszügen in indirekter Rede mitgeteilt (S. 26 soll Anna Amalias Vater der Tochter geschrieben haben, Wert und Verdienst seiner Leute aus dem Grunde zu kennen sei „eine Schwierigkeit, die ihm aus Erfahrung bekannt und die nur in langer Zeit zu erwerben sei!"), umwuchert von Redensarten voll unklarer Bewunderung für „eine" Anna Amalia, und geschrieben in einem ungewöhnlich geschmacklosen Deutsch, das durch einen Beisatz von affektirter Bescheidenheit (nichts ist, alles mag und darf nur sein) nicht besser wird. Nur drei Beispiele, um die stilistische und logische Bildung der Verfasserin — wir haben es nämlich mit einer Dame zu thun — zu kennzeichnen. S. 99: „Man thut Blicke in eine Geisterwelt, die grenzenlos Standesunterschiede, Besitz oder Armut überbrückt und einen geistigen Sozialismus jener Zeit darstellt, nach dem man sich heute vergeblich sehnen möchte"; S. 102: „Und doch ringen die Schranken alter Zeit, Zopf und äußerer Tand mit den Geistesspuren neuen Leben [man stelle sich vor, wie Schranken mit Spuren ringen!], so daß (!) es sich schwer verstehen läßt, wie eine Anna Amalia, deren Haus, Hof und Herz (!) der Geistesfunke eines Verses zu öffnen vermochte, um sich nie wieder schließen zu dürfen, (!) sich Sonntags ihrem Volke auf der Esplanade in aller möglichen Umgrenzung fürstlicher Formen zeigte"; S. 167: „der Ärmste geriet in wahre Tobsucht, die zwar das nachfolgende Souper etwas besänftigte, aber lange unvergessen blieb."

Inhalt und Einteilung sind in der Hauptsache dieselben, wie in dem Buche von Beaulieu-Marconnay: Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch, das wir in jeder Beziehung dem vorliegenden Buche vorziehen. Einiges neue hat das großherzogliche Archiv in Weimar, einiges die Sammlung des Weimarischen Archivdirektors Burkhardt geliefert. Der Briefwechsel mit Friedrich dem Großen, der übrigens nicht vollständig mitgeteilt wird, besteht zum größten Teil aus höflichen Redensarten, doch bezeugt er die Teilnahme der Nichte an den Thaten ihres großen Oheims. Zu Anfang des Jahres 1786 wird die Möglichkeit eines Besuchs Friedrichs in Weimar ins Auge gefaßt, aber bald wieder fallen gelassen. Sollen wir es beklagen, daß es zu keiner persönlichen Berührung zwischen dem alten König und dem lebensfrohen Weimarer Hofe gekommen ist?

Ludwig Ganghofer, Fliegender Sommer. Berlin, Verein der Bücherfreunde, 1892

Seit dem August 1891 haben wir in Deutschland einen „Verein der Bücherfreunde." Schön ist der Name gerade nicht; glücklicherweise auch nicht ganz richtig, denn der Verein bezweckt nach dem ersten Paragraphen seiner Satzungen „die Vereinigung aller Freunde einer feineren litterarischen Unterhaltung und stellt sich

zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Litteratur zum billigsten Preise zugänglich zu machen." „Hervorragende" Werke für Freunde einer „feinern" litterarischen Unterhaltung? Darin scheint uns ein Widerspruch zu liegen, der wahrscheinlich auf Kosten der Güte der Schriften zu lösen sein wird; denn die Bezeichnung der Mitglieder als Freunde einer „feinern" litterarischen Unterhaltung wird wohl richtig sein, wenn anders der Verein auf zahlreiche Teilnahme rechnet.

Die vorliegende Sammlung novellistischer Skizzen von Ganghofer rechtfertigt das Vorurteil, das wir eben begründet haben. Die kleinen Erzählungen ragen inhaltlich jedenfalls nicht hervor, sie sind geschickt aufgebaut, fast alle mit einer guten Dosis Romantik und Sentimentalität versetzt und im Ganzen flott, bisweilen auch etwas salopp geschrieben. Am besten gelungen sind einige Bilder aus der Alpenwelt; freilich darf man sie nicht mit Rosegger vergleichen. In andern Stücken hat der Verfasser nicht einmal eine einheitliche Färbung durchgeführt: ein norddeutscher „Käpte" mit einem Anflug von Platt wird schwerlich seine im Winde durcheinander singenden Wanten, Stage und Pardunen mit den „Chorbuben, wenn sie aus dem Takt kommen," vergleichen und ganz gewiß nicht immer ausdrücklich von Seemeilen und der Seekarte reden, wenn er auf dem Wasser schwimmt.

Medizinische Märchen. Von Philander. Stuttgart, Levy und Müller, 1893

Diese Märchen hat ein hübscher Gedanke entstehen lassen, und hübsch ist er auch ausgeführt. Es sind medizinische Wunder, die hier Dichterkünste uns wahr zu machen versuchen. Ein orthopädisches Märchen aus dem Lande der Pharaonen beginnt die Reihe der zehn Geschichten, und ein physikalisch-diagnostisches aus dem zwanzigsten Jahrhundert schließt sie ab: in dem ersten wird die regelrechte Massagekur eines kniewunden Ägypters in der duftigen Hülle eines orientalischen Märchens erzählt, im letzten, wie die gütige Frau Elektra den braven Doktor Redlich mit einer wunderbaren Spende beglückt, von deren Leuchtkraft alle Körper durchsichtig werden. Anklänge an bekannte Märchen scheinen zum Teil absichtlich geschaffen worden zu sein: das Gegenstück zu der berühmten Geige, bei deren Klängen alles munter umhertanzt, ist der Knopf in der Geschichte von Antonio Spumante — Knopf und Geige sind Geschwister der Pfeife Saids —, vor einer Drehung dieses Knopfes versinkt jeder in tiefen Schlaf, sogar der feuerspeiende Drache erliegt der Zaubergewalt dieser Hypnose (siehe Parseus mit dem Gorgonenhaupte). Antonio tötet das schlafende Untier mit leichter Mühe, wird als Retter des Landes gepriesen und erhält — nun was kann ein Drachentöter im Märchen anders erhalten als die Hand der Prinzessin? Die Figur Rumpelstilzchens hat wohl bei dem kleinen Wüterich, dem Warzenkönig, Modell gestanden, von dem uns der Dichter in einem „dermatologischen Märchen aus den Tagen der Sympathie" erzählt.

Der Verfasser schließt sein Vorwort mit dem Wunsche für seine Märchen: „Mögen sie den Beweis liefern, daß auch die Medizin nicht aller Poesie bar ist, daß auch in dem Garten des Arztes die blaue Wunderblume blüht, deren Duft so manche grämliche Stunde des Alltagslebens vergessen läßt." Wir halten diesen Beweis für geliefert.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Juden und Judengenossen

Wie vorauszusehen war, zieht nicht nur die antisemitische Agitation, sondern von ihr nur mittelbar oder gar nicht beeinflußt die antisemitische Gesinnung immer weitere Kreise und greift immer tiefer. Das beredteste Zeugnis dafür liefert die Debatte vom 28. Januar im preußischen Abgeordnetenhause. So etwas ist in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus wohl noch nicht dagewesen. In früherer Zeit wurde jede abfällige Äußerung über das Judentum in jeder deutschen parlamentarischen Versammlung als ein Zeichen mittelalterlicher Unduldsamkeit mit tiefster sittlicher Entrüstung zurückgewiesen, und wer etwas derart vorbrachte, der befand sich von vornherein in hoffnungsloser Defensive. Und jetzt? Der Angreifer und der unbestrittne Sieger in der Redeschlacht war Herr Stöcker, weil er allein die Sachkenntnis und den Mut hatte, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, und selbst dem nationalen Hauptredner, Herrn Hobrecht, entschlüpfte das Geständnis, daß eine gewisse Abneigung gegen manche Eigentümlichkeiten der Juden weit verbreitet sei, daß es also eine Judenfrage gebe. So weit sind wir schon! Was Stöckers Gegner sonst vorbrachte, macht entweder den Eindruck der Vogel-Strauß-Politik, hinter der sich nur die völlige Ratlosigkeit verbirgt, wie man die Stellung zur Judenfrage mit dem beschwornen Parteiprogramm in Enklang bringen soll, ohne daß dies darüber in die Brüche geht, oder es läuft auf zwei Beweise hinaus, die beide gleich fadenscheinig sind. Der eine lautet: man darf das, was „einzelne“ Juden — immerhin recht viele „einzelne“ — sündigen, nicht dem Judentum überhaupt anrechnen und also nicht den ganzen Stamm dafür verantwortlich machen. Das darf man aber ganz gewiß, es geschieht auch überall und ist immer geschehen. Was eine Regierung, also einzelne, allerdings die leitenden Kreise, fehlen, das wird oft genug am Volke heimgesucht nach dem alten Satze:

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Nicht die gesamte französische Nation hat 1870 den Krieg gewollt, sondern eine Minderheit, aber diese Minderheit gab den Ausschlag, und nicht nur sie, ja sie vielleicht am wenigsten, hat dafür gebüßt, sondern das ganze französische Volk. Die schweren Vorwürfe, die sich in der Reformationszeit gegen die sittliche Haltung der katholischen Geistlichkeit richteten, trafen gewiß sehr viele unverdient, und doch hat die Vergeltung den ganzen Stand ereilt. In beiden Fällen mit Recht, denn wenn die Gesamtheit Vorteile zieht von den hervorragenden Eigenschaften und Leistungen einzelner Mitglieder, so ist es auch billig, daß sie die Folgen ihrer Sünden trägt. Die Juden rechnen sich doch die Verdienste eines Spinoza und Mendelssohn zum Ruhme an, da mögen sie auch die Schmach der Schurkenstreiche eines Herz, Arton und Reinach tragen. Es giebt nur ein Mittel, sich dem zu entziehen: die Ausstoßung solcher räudigen Schafe, die energische Lossagung von ihnen. Aber in der jüdischen Presse ist davon herzlich wenig zu sehen. Der zweite Satz ist der, daß nicht die Abkunft oder „Rasse“ über die politischen Rechte u. dgl. entscheiden dürfe. Das darf und muß sie aber ganz gewiß und hat es auch immer gethan, nur weichlicher Humanitätsdusel kann das verkennen. Es ist im christlichen Mittelalter den Deutschen, die die Slawen und Littauer unterwarfen, nicht im Traume eingefallen — wenige Ausnahmen abgerechnet —, den Besiegten gleiche politische Rechte zu gewähren, obwohl diese doch das Christentum annahmen und arischer Rasse waren, und um bei der neuesten Zeit zu bleiben, es wird auch dem begeistertsten Lobredner der „Humanität“ nicht in den Sinn kommen, unsre afrikanischen Neger oder auch nur die dortigen doch viel höher stehenden Araber als gleichberechtigte Reichsgenossen anzuerkennen. In Nordamerika ist die farbige Bevölkerung seit etwa dreißig Jahren befreit und spricht längst englisch, aber von einer thatsächlichen Gleichberechtigung mit den Weißen ist bekanntlich gar keine Rede, und den Chinesen, die schon zu vielen Tausenden in Kalifornien leben, die Bürgerrechte einzuräumen, daran denken die freien Amerikaner gar nicht, einfach deshalb nicht, weil sie wissen, daß sonst in wenigen Jahrzehnten die Staaten am Großen Ozean chinesisch sein würden. Solange die natürlichen Unterschiede in der Menschheit dauern, so lange wird es keine politische Gleichberechtigung aller Menschen geben.

Nun sind allerdings die europäischen Juden keine Neger und keine Mongolen, sie leben seit vielen Jahrhunderten unter uns, haben ihre eigne Sprache längst verlernt und sich die Sprachen der Völker, unter denen sie leben, angeeignet, sie haben die politische Gleichberechtigung erlangt, und viele von ihnen sind in den Geist unsrer europäischen, d. h. christlichen Kultur ehrlich eingegangen. Aber die ungeheure Mehrzahl ist jüdisch geblieben, und zwar keineswegs nur der Religion nach. Die Emanzipation der Juden beruht auf der ersten Voraussetzung, daß sie in uns aufgehen, nicht auf der zweiten, daß sie etwas besondres über uns sein wollen, und am allerwenigsten hat sie der jüdischen

Minderheit das Recht zu der nicht ganz selten unter dem Aushängeschilde der Duldung erhobnen dreisten Forderung einräumen wollen, daß das Volk, unter dem sie lebt, sich nach ihren Anschauungen und Bedürfnissen richte. Gleichzeitig einem einzelnen europäischen Volke anzugehören und doch wieder einem besondern Volke, das sich von allen andern unterscheidet, das ist ein innerer Widerspruch. Es giebt nur zwei Möglichkeiten: entweder die Juden gehen vollständig und vorbehaltslos in unserm Volke auf, oder sie wollen ein besondres Volk bleiben. Ist dies letzte der Fall, dann mögen sie irgendwo einen eignen Staat bilden und alle die Arbeiten und Kämpfe, die ein solcher einer Nation auferlegt, übernehmen, denn für ein Schmarotzervolk giebt es im heutigen Europa keinen Raum. Freilich wird ihnen das Aufgehn erschwert durch den nationalen Charakter ihrer Religion, die gerade damit beweist, daß sie einer überwundnen Entwicklungsstufe angehört, sie bildet nämlich eine Vorstufe zum Christentum, durch das sie äußerlich und innerlich längst überwunden ist. Zur Staatenbildung aber haben die Juden zu keiner Zeit besondre Begabung bewiesen. Wie dem auch sei: die Judenfrage ist da, hervorgerufen durch die Juden selbst, sie wird immer brennender, sie muß also gelöst werden, entweder durch die Juden selbst oder durch uns. In welcher Weise, das wird sich finden, sobald nur die Notwendigkeit allgemein anerkannt worden ist; aber es ist unvermeidlich, die Juden immer und immer wieder vor diese Wahl zu stellen.

Bibelrevision und Bibelübersetzung

(Schluß)

Eine gewisse Halbheit zeigt sich auch bei der sprachlichen Revision. In den Grundsätzen der Revision heißt es:

§ 2. Bei der Herstellung eines praktisch brauchbaren Bibeltextes stehen das religiöse Bedürfnis und die Forderungen der Schule in erster Linie. § 3. Das religiöse Bedürfnis fordert, daß das Verständnis der Bibel nicht ohne Not erschwert werde. Die Schule muß wünschen, daß das Hauptlesebuch des Volkes sich möglichst der Sprache anschließe, welche die Schule für den schriftlichen Gebrauch zu lehren und einzuprägen hat. § 4. Auf der andern Seite darf durch diese Forderungen das Wesen des ursprünglichen Textes nicht zerstört werden. Denn die Kraft und Schönheit der Sprache giebt Luthers Bibel auch für Kirche und Schule ihren unschätzbaren Wert. § 5. Aus dem Gesagten ergiebt sich die Linie, welche die Herstellung eines praktisch brauchbaren Bibeltextes einzuhalten hat. Sie wird sich mit

möglichster Treue an Luthers Worte anschließen und sich nur insoweit davon entfernen, als die § 3 aufgestellten Forderungen verlangen.

Darnach sollte man erwarten, daß die Sprache der neuen Ausgabe bei möglichstem Anschluß an die Sprache Luthers erstens durchaus verständlich und zweitens durchaus schulgerecht sei. Verständlichkeit ist doch wohl bei jeder Stelle wünschenswert, und die Sprachrichtigkeit nützt der Schule doch nur dann, wenn sie vollständig durchgeführt ist. Unmöglich kann man doch die Kraft und Schönheit der Sprache Luthers, wenn sie für Kirche und Schule wertvoll sein soll, in unverständlich oder unrichtig gewordnen Ausdrucksweisen finden. Davon bekommt man doch jetzt nicht den Eindruck der Kraft und Schönheit, sondern nur den der Unklarheit und Fehlerhaftigkeit, besonders dann, wenn es nicht die alte Lutherbibel des sechzehnten Jahrhunderts ist, die so redet, sondern eine vielfach veränderte Ausgabe mit der Orthographie des neunzehnten Jahrhunderts. Trotzdem steht es leider so, daß immer noch ohne Not das Verständnis vieler Stellen erschwert wird, und daß die Sprache der neuen Bibel sehr häufig den Regeln der Schule widerspricht.

Viele unverständlich gewordne Ausdrücke sind allerdings verändert worden, viele aber sind auch geblieben. Wenn man z. B. Krebs in Panzer, Gelte in Krug, Zeug in Heer, Kreuel in Gabel verwandelte, so ist nicht einzusehen, warum man nicht auch Wörter wie löcken, Kogel, Teiding, Schnur (= Schwiegertochter), Tappe, zerlechen, geilen (= betteln), Tüttel, Scheuel, wegen (= bewegen), sich leiden (= mit leiden), feuchtig u. a., die doch jetzt ebenso unverständlich sind, geändert hat. Man hat ferner Wörter, die jetzt eine andre Bedeutung haben als zu Luthers Zeit, verändert. Fast ist durch sehr, endelich durch eilends, ehrlich durch vornehm, enthalten durch erhalten, Bein durch Gebein, Leichnam durch Leib, beleidigen durch beschädigen, wenn es der Sprachgebrauch forderte, ersetzt worden. Warum hat man dann nicht auch einfältig in einfach, schlecht in schlicht, Schalk in böse, Zukunft in Ankunft, anders in sonst, ohne in außer, Hölle in Unterwelt, ärgern in Anstoß geben, blicken in blinken, einig in einzig verwandelt? Hat man doch sogar das „Männlein und Fräulein" bei der Schöpfung in „Mann und Weib" verwandelt! Wenn wir auch gern zugeben, daß das Verständnis der Bibel durch die Revision wesentlich erleichtert worden ist, so bleibt doch in dieser Beziehung noch manches zu wünschen übrig.

Die Rücksicht auf die Schule vollends, die man zu nehmen versprach, ist viel zu kurz gekommen. Zunächst fallen die vielen archaistischen Formen auf, man kann kaum eine Seite der neuen Bibel lesen, ohne einer zu begegnen. In der poetischen Sprache sind ja nun archaistische Formen berechtigt. Aber die revidirte Bibel macht diesen Unterschied nicht; auch in der Prosa wimmelt es von veralteten Formen. Das kreucht und fleugt, zeucht und fleucht,

fleußt und geußt, ſchleußt und verdreußt, gebeut und dräuet, fähet und empfähet nach wie vor. Allerdings fehlt es nicht an Abwechslung. Bei der Schöpfung kreucht das Gewürm, bei der Sintflut kriechet es; im Paradieſe fließt der Fluß, aber im Lande Kanaan fleußt Milch und Honig, der Herr ſagt zu Jakob: „Zeuch gen Beth-El," aber Iſaak befiehlt ihm: „Zieh nach Meſopotamien." In mancher Beziehung iſt die Sprache der Bibel durch die Reviſion ſogar altertümlicher geworden, als ſie vorher war. So ſind z. B. die Formen hub und ſtund, die aus der Canſteinſchen Ausgabe ſchon verbannt waren, wiederhergeſtellt worden. Und wie oft kommen gerade dieſe Formen vor! Durch die ganze Bibel klingt es: hub, aufhub, erhub, ſtund, entſtund, verſtund! Für geworden, gekommen, geblieben ſind die verkürzten Formen worden, kommen, blieben hineinkorrigirt worden; nackend iſt wieder zu nacket, klarer zu klärer geworden; eine Neuheit iſt das Wort etwo für Luthers etwa, das ſoviel wie irgendwo bedeuten ſoll: „O, hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge und etwo bliebe!" (Pſ. 55, 7). „Soll die Schuljugend — heißt es in den Grundſätzen der Reviſion (§ 13) — und ſoll das Volk Tag für Tag eine unzählbare Menge von veralteten Formen leſen, welche die Schriftſprache der Gegenwart aufgegeben hat?" Auf dieſe Frage der Reviſion iſt ihr Werk eine ſeltſame Antwort. Einzelne Formen, die jetzt als Sprachfehler gelten, wie preiſete, meidete, unterweiſete, genennet, ſahe u. a. ſind allerdings geändert worden. Formen wie trunk, ſunk, bunden, furchte, reuchſt u. ſ. w. hat man nicht wieder aufgenommen, obgleich ſie ebenſo berechtigt ſind wie hub und ſtund, zeucht und fleucht. Auch rufte iſt nur an ein paar Stellen (Matth. 22, 3; 1. Makk. 13, 50; Luk. 13, 12) wieder hineinkorrigirt worden. Aber im allgemeinen iſt doch die Sprache der Bibel recht altertümlich geblieben, es iſt nicht unſre Sprache, wenn wir da leſen: ſo für welcher oder wenn, ſintemal und dieweil, desſelbigen gleichen, herdurch, hinnieder, anher; auch ruchtbar, thörlich, frevellich und mordlich, Kohlfeuer und Räuchwerk, niedrigen und ringern und noch viele andre Ausdrücke, die „weiland" gebräulich waren! Da wird die Sünde noch immer „gerochen," und der König Darius kommt „ungegeſſen" zur Löwengrube Daniels. Da wird eine Schlacht „gethan" und „eine Faſte" geheiligt. Da kehrt ſich Saul „von dem Nachjagen Davids," obgleich doch David der Verfolgte iſt, und Abigail iſt „ein Weib guter Vernunft." Da ſoll man keinen „Greuel" eſſen, und die falſchen Propheten predigen „loſe Teidinge." Kurz die Reviſoren haben nach meinem „Gedünken" ſo viel Veraltetes „überlaſſen," daß man nicht weiß, „was Nutzes" die ganze Reviſion haben ſoll. So redet oder ſchreibt jetzt niemand mehr, auch der Geiſtliche auf der Kanzel würde ſich lächerlich machen, wenn er dieſe Sprache reden wollte. Man ſagt, die Altertümlichkeit verleihe der Bibelſprache den feierlichen Klang, der ſie von der gewöhnlichen Tageslitteratur unterſcheide.

Wir glauben nicht, daß jemand, der sonst keine Achtung vor der Bibel hat, durch diese altertümliche Sprache zur Andacht gestimmt werden wird. Eher wird er den Eindruck einer veralteten Sache bekommen. Von der gewöhnlichen Tageslitteratur wird sich die Bibelsprache hinlänglich unterscheiden, wenn sie durchweg edel, rein und richtig ist. Der Eindruck, den die Wahrheit des Wortes Gottes auf die Herzen macht, wird sich eher verstärken, wenn es die lebendige Sprache der Gegenwart, wenn es unsre Sprache ist, die wir da hören. Die Propheten und Apostel haben ja auch nicht eine veraltete Sprache gebraucht, sondern in der Sprache ihrer Zeit das Wort Gottes verkündet und niedergeschrieben. Überdies hat diese altertümliche Sprache auch kein geschichtliches Recht. Es ist ja doch nicht die unverfälschte Sprache Luthers, auch nicht eine Sprache, die sich in natürlicher Entwicklung gebildet hat, sondern ein künstliches und willkürliches Gemenge von veralteten und modernen Formen. So hat man z. B. in tausenden von Verbalformen das tonlose e vor der Endung, das der Sprache Luthers einen altertümlichen Klang verleiht, gelassen: Du glaubest, er hoffet, sie erbebeten, die verkehreten Menschen! Aber die Form: du weißest, die die Probebibel wiederbrachte, hat man doch ausgemerzt. Freilich hat das e in gehest und stehest, wo man es gelassen hat, ebenso wenig Berechtigung. Überdies hat man ja doch viele Formen verändert. Luther hat für das schwache Präteritum drei Formen, z. B. hörte, hörete und verkürzt: höret. Diese dritte Form, die allerdings nicht mehr verwendbar ist, hat man regelmäßig durch die jetzt gewöhnliche Form hörte ersetzt. Das ist aber Willkür, da ja höret aus hörete abgekürzt ist und diese breitern Formen sonst sehr häufig vorkommen. Ferner hat man unserm Sprachgebrauch entsprechend verkürzt, wenn der Endung eine unbetonte Silbe vorausgeht, und z. B. verkündigten für Luthers verkündigeten geschrieben. Endlich wird öfters, wenn sich der Stammvokal bei der Flexion des Präsens verändert, das tonlose e ausgeworfen, z. B. du hilfst, du trittst, er stößt, er fällt; bei diesen Zeitwörtern haben ja die vollern Formen jetzt einen besonders fremdartigen Klang. Trotzdem hat man diese Änderung nicht durchgeführt. Sehr häufig lesen wir Formen wie: er stirbet, wächset, stößet, drischet, du verrätest, schläfest, brichest, stiehlest. Ebenso launenhaft sind die Verkürzungen, die man sich hie und da besonders bei nachfolgendem Vokal gestattet hat. Es heißt: thu ich, hab ich, heb auf, erhalt mich, aber: stehe ab, sollte ich, höre ich, wache auf. Überhaupt ist die Revision von nichts so fern als von steifem Regelzwang. Das zeigt sich auch in Kleinigkeiten. So ist z. B., während sonst die neue Rechtschreibung durchgeführt ist, in der Schreibweise zusammengesetzter Zeitwörter beständiger Wechsel, bald wird getrennt, bald verbunden. Die jetzt nicht übliche Trennung ist besonders häufig bei Verbindungen mit hinauf, hinein, zusammen, hin, weg, durch: man soll hinauf steigen, hin gehen, weg nehmen, durch

brechen, zusammen kommen. Doch kommt bei denselben Wörtern auch nicht selten die andre Schreibweise vor.

Noch ein paar wichtigere Abweichungen von unsrer jetzigen Schriftsprache seien erwähnt. Daß man die überflüssige Negation, wie 2. Petr. 1, 19: nie keine Weissagung, die wenigstens noch volkstümlich ist, gelassen hat, nimmt nicht Wunder. Aber eine recht wunderliche Verwirrung herrscht beim Dativ des Reflexivpronomens, für den Luther ihm, ihr, ihnen braucht. Bei einigen Stellen hat man wirklich geändert. Adam und Eva z. B. machen nicht mehr ihnen Schürzen, sondern sich Schurze. In andern Stellen hat man die unrichtige Form gelassen, z. B. „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde." Endlich giebt es auch Stellen, wo man die falsche Form wieder hineinkorrigirt hat, z. B. Apostelg. 12, 11: „Und da Petrus zu ihm selber kam." Ähnlich ist die Verwirrung beim Gebrauch einzelner Zeitwörter. Helfen wird gewöhnlich mit dem Dativ verbunden, aber wo es unpersönlich gebraucht wird, hat man den Akkusativ gesetzt: was hilft mich's? (1. Kor. 15, 32). In der sehr bekannten Stelle Matth. 16, 26: „Was hülfe es dem Menschen" u. s. w. hat man deshalb den Akkusativ: den Menschen wieder hineinkorrigirt. Abweichend von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch wird rufen meist mit dem Dativ verbunden. So heißt es Hosea 11, 1: „und rief ihm, meinem Sohn, aus Ägypten." Aber dasselbe Wort lautet als Zitat Matth. 2, 15: „Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen." Kennen wird abwechselnd mit dem Akkusativ und dem Genetiv verbunden. Beides in einem Verse findet sich Joh. 8, 55: „Ich aber kenne ihn. Und so ich würde sagen: Ich kenne sein (früher: ihn) nicht, so würde ich ein Lügner sein, gleich wie ihr seid. Aber ich kenne ihn, und halte sein Wort." Sehr häufig steht überhaupt der Genetiv bei Zeitwörtern, die wir jetzt anders verbinden. Einer Sache fehlen, verwundern, fürchten, jemandes wollen (Ps. 81, 12: „Israel will mein nicht") und ähnliche Verbindungen sind jetzt ungebräuchlich. Übrigens ist auch der häufige Genetivus partitivus uns jetzt oft fremdartig. So heißt es: viel falscher Zeugen traten auf; in viel thörichter und schädlicher Lüste; was Nutzes; aus was Ursache. Aber auch hierin wird beständig abgewechselt: ein wenig Honigs (1. Sam. 14, 43), aber viel feines Gold (Ps. 19, 11), einer Elle hoch (Hes. 43, 13) und im nächsten Verse eine Elle breit. Einige Zeitwörter werden abweichend vom jetzigen Gebrauch als Transitiva betrachtet, z. B. bringen: die Liebe bringet uns (2. Kor. 5, 14), das Volk drang ihn (Luk. 8, 42); schweigen: der schweige seine Zunge (1. Petr. 3, 10); forschen (1. Kor. 10, 25); trachten (Spr. 3, 29); ebenso steht klagen mit dem Akkusativ der Person (Luk. 8, 52). Auch der Gebrauch und die Verbindung der Präpositionen ist öfter dem Bedürfnis der Schule nicht angepaßt. Einzelnes ist zwar auch hierin geändert worden. Paulus z. B. reist nicht mehr in, sondern gen Hispanien, aber er reist noch immer durch

die Römer dorthin, als wenn ſie die Mittel zu dieſer Reiſe gewähren ſollten (Röm. 15, 28). Von Salomo heißt es, daß in vielen Heiden kein König ihm gleich geweſen ſei (Neh. 13, 26). Der böſe Simei wirft mit Steinen nicht nach David, ſondern zu ihm (2. Sam. 16, 13). Gott bewahret Gnade in tauſend Glieder und ſucht die Miſſethat der Väter heim auf Kinder und Kindeskinder (2. Moſ. 34, 7). Ismael wird gegen allen ſeinen Brüdern wohnen (1. Moſ. 16, 12), und Nebukadnezar preiſt Gott, gegen welchem alle auf Erden nichts ſind (Dan. 4, 32). Simſon ſucht Urſache an die Philiſter (Richt. 14, 4), und in Nineve wird aus Befehl des Königs gefaſtet (Jon. 3, 7). Am ſchlimmſten geht es der Präpoſition über. Sehr häufig ſteht dabei der Dativ, wo wir jetzt den Akkuſativ gebrauchen. So heißt es z. B. gewöhnlich: ſich wundern, ſich entſetzen, ſich freuen über einer Sache. Freilich ſchließt das nicht aus, daß gelegentlich auch der Akkuſativ geſetzt wird. Jeſ. 62, 5 z. B. heißt es: Er freuet ſich über der Braut; Heſek. 25, 6 dagegen: daß du über das Land Israel dich gefreuet haſt. Überhaupt entſpricht der Gebrauch, den Luther von dieſer Präpoſition macht, häufig nicht mehr dem jetzigen Sprachgebrauch. Wir ſagen jetzt nicht mehr: jemand loben oder anklagen über einer Sache, und ebenſo wenig: kämpfen, rein ſein, ſich verunreinigen, Zeuge ſein über einem Dinge, wie es in der revidirten Bibel ſo häufig vorkommt.

Am Satzbau iſt wenig geändert worden. Luk. 21, 26 heißt es allerdings nicht mehr: „Denn auch der Himmel Kräfte ſich bewegen werden," ſondern: „werden ſich bewegen." Aber an andern Stellen hat man die Wortſtellung nicht geändert. Röm. 8, 21 ſteht immer noch: „Denn auch die Kreatur frei werden wird" und Weish. 13, 6: „Denn auch ſie wohl irren können" und 14, 3: „Denn du auch im Meer Wege giebſt." Doppelt anſtößig iſt der Satzbau 1. Theſſ. 2, 13: „Darum auch wir ohne Unterlaß Gott danken, daß ihr, da ihr empfinget von uns das Wort göttlicher Predigt, nahmet ihrs auf" u. ſ. w. Im erſten Satz iſt die Wortſtellung falſch, und der Satz mit daß iſt nicht richtig zu Ende geführt. Das letztere kommt öfter vor. Röm. 2, 14 hat man deshalb verändert, aber Phil. 2, 6 heißt es trotzdem: „welcher, ob er wohl in göttlicher Geſtalt war, hielt ers nicht für einen Raub" u. ſ. w. Sehr häufig werden Nebenſätze wie Hauptſätze behandelt, z. B. Apoſtelg. 16, 3: „ſie wußten alle, daß ſein Vater war ein Grieche geweſen," ebenſo 16, 19; 17, 3 und an vielen andern Stellen. Kurz, dieſe ſyntaktiſchen Veränderungen, „in welchen ſind etliche Dinge ſchwer zu verſtehen" (2. Petri 3, 16), hätte man lieber ganz laſſen oder folgerichtig durchführen ſollen. Denn was ſoll die Schule, um in der Reviſionsſprache zu reden, hiezu ſagen? Soll ſie ſich freuen über dieſem Werke, darinnen man lieſet eine Sprache, ſo nie keine Schule gelehret hat? „Niemand flicket einen Lappen von einem neuen Kleid auf ein alt Kleid, wo anders, ſo zerreißet er das neue, und der Lappen vom neuen reimet ſich nicht auf das alte."

Aber wenn auch noch vieles zu wünschen übrig bleibt, anerkannt muß werden, daß die neue Bibel das Verständnis vieler Stellen wesentlich erleichtert und manchen Fehler der Übersetzung Luthers beseitigt hat, und hierin ist jeder Fortschritt mit Freuden zu begrüßen. Hoffentlich wird in nicht allzu ferner Zeit durch eine neue Revision das Werk vollendet werden. Die Lutherbibel wird von ihrer Kraft und Schönheit nichts verlieren, wenn sie, von allen Übersetzungsfehlern befreit, in unsrer Sprache zu uns redet. —

Da die neue Lutherbibel die Ansprüche auf Richtigkeit und Verständlichkeit, die man an eine Übersetzung stellen muß, nicht genügend befriedigt, so ist es um so erfreulicher, daß diesem Bedürfnis neue Bibelübersetzungen in unsrer Zeit entgegenkommen.

Für das Neue Testament haben wir die vortreffliche Übersetzung von D. Carl Weizsäcker, deren neu bearbeitete fünfte Auflage vorm Jahre bei Mohr in Freiburg i. B. erschienen ist. Das ist eine streng wissenschaftliche Übertragung in einem wenn auch nicht mustergiltigen, so doch verständlichen Deutsch, bei der die Ergebnisse der modernen Kritik und Exegese gewissenhaft verwertet worden sind, ohne Zweifel wissenschaftlich die beste Übersetzung des Neuen Testaments, die wir bis jetzt haben. Zu Grunde liegt der griechische Text Tischendorfs, doch hat der Verfasser auch die Ergebnisse eigner Forschungen verwertet. Durch den Druck sind die Stichwörter einzelner Abschnitte, die Zitate aus dem Alten Testament und Worte, die als Zitate aus andern Quellen aufzufassen sind, hervorgehoben und unterschieden. Die Vers- und Kapitelteilung ist an den Rand gesetzt.

In der neuen Auflage ist eine textkritische Veränderung von einiger Wichtigkeit. Luk. 3, 22 lautete bisher: „Du bist mein geliebter Sohn; an dir habe ich Wohlgefallen." In der neuen Auflage hat Weizsäcker eine andre Lesart vorgezogen: „Du bist mein Sohn; ich habe dich heute gezeugt." Ob die Bevorzugung dieser Lesart, die allerdings gut belegt ist, gerechtfertigt ist, muß hier unentschieden bleiben. Jedenfalls zeigt diese Lesart, daß die Prophezeiung im 2. Psalm in der alten Kirche auch auf die Taufe Christi bezogen wurde, sodaß sie als die Zeugung des Messias aufgefaßt wurde.

Was die Richtigkeit der Übersetzung betrifft, so versteht es sich von selbst, daß bei sehr vielen Stellen eine andre Auffassung möglich ist. Im allgemeinen wird man aber der Übersetzung Weizsäckers zugestehen müssen, daß sie fern von exegetischen Künsteleien ohne Voreingenommenheit den wirklichen Sinn des Textes, wie ihn Wortlaut und Zusammenhang fordern, zu erschließen sucht. Bisweilen ist sie allerdings von der hergebrachten Auffassung, die man aus der Lutherbibel gewohnt ist, sehr verschieden. Im Weihnachtsevangelium lautet der Lobgesang der Engel nach dem jedenfalls richtigern Texte Tischendorfs: „Preis sei in der Höhe Gott, und auf Erden Frieden unter den Menschen des Wohlgefallens." Das bekannte Wort Christi, das er bei der Hochzeit

zu Kana an seine Mutter richtet: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ verliert seine Härte, wenn Weizsäcker übersetzt: „Was willst du von mir, Frau?“ Doch scheint diese Milderung des Ausdrucks dem Texte (*τί ἐμοὶ καὶ σοί, γύναι*;) nicht ganz zu entsprechen. Das Wort des Pilatus: „Sehet, welch ein Mensch!“ (*ἰδοὺ ὁ ἄνθρωπος*) verliert bei Weizsäcker den Ausdruck des Mitleids. Es lautet einfach: „Hier ist der Mensch.“ Der berühmte Anfang des Johannisevangeliums, über dem Goethe seinen Faust sinnen läßt, lautet auch in der revidirten Lutherbibel noch: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbige war im Anfang bei Gott.“ Hier ist erstens der Satz: „Gott war das Wort“ dem Texte: *θεὸς ἦν ὁ λόγος* nicht entsprechend, da Gott Prädikat, nicht Subjekt ist, und zweitens erscheint der Satz: „dasselbige war im Anfang bei Gott“ als überflüssige Wiederholung. Weizsäcker übersetzt: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott. Und das Wort war Gott, solchergestalt war es im Anfang bei Gott.“ Der Taufbefehl Christi: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ u. s. w. lautet bei Weizsäcker: „Gehet hin und werbet alle Völker, durch die Taufe auf den Namen“ u. s. w. Die revidirte Bibel übersetzt, allerdings nur in der Anmerkung: „Gehet hin, und machet zu Jüngern (*μαθητεύσατε*) alle Völker, indem ihr sie taufet“ u. s. w. Diese Übersetzung ist wohl vorzuziehen, der Ausdruck „werben“ ist nicht glücklich gewählt. Das berühmte Kapitel von der Liebe (1. Kor. 13) schließt bei Luther mit den Worten: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“ Dem Zusammenhang nach wird aber die Liebe im Gegensatz zu andern Gaben als etwas Dauerndes betrachtet, dieser Gedanke tritt in Luthers Übersetzung nicht deutlich genug hervor. Weizsäcker übersetzt daher: „Nun, bleibend ist Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei: die Liebe aber ist das größte unter ihnen.“ Bei der vierten Bitte des Vaterunsers dagegen hat Weizsäcker auch in der neuen Auflage die gewöhnliche Auffassung beibehalten: „Unser nötiges Brot gieb uns heute.“ Richtiger scheint die von andern Auslegern vertretne Übersetzung: „Unser Brot für morgen gieb uns heute.“ Dadurch wird das allerdings schwierige Wort *ἐπιούσιος* besser erklärt, und das Wort „heute“ erhält eine klare Beziehung.

Weizsäckers Sprache hat hie und da durch ihren modernen Klang Anstoß erregt. Darin hat sich auch in der neuen Auflage nichts geändert. Der „Kommandant“ des Tempels nimmt die Apostel gefangen; Johannes der Täufer wird „verhaftet“ und dann „geköpft“; Lukas schreibt an den „hochgeehrten“ Theophilus; der Vater des Publius liegt an Fieber und „Dysenterie“ darnieder; Jakobus und Johannes sind die „Kameraden“ des Simon, und Paulus vergleicht sich im zweiten Brief an die Korinthier mit „den Extraaposteln“; die Athener sind nach der Meinung des Paulus sehr „religiös“; dem Titus rät

Paulus, mit den Kretern, die nach Epimenides „böse Bestien" genannt werden, „kurzen Prozeß zu machen"; den Juden in Thessalonike, die den Paulus anfeinden, gesellen sich „einige schlechte Subjekte, Pflastertreter," bei, und Jason stellt dann für Paulus „Kaution"; die klugen und thörichten Jungfrauen „nicken ein." Doch kommen solche Ausdrücke doch nur vereinzelt vor, und sie treffen zum Teil den Sinn schärfer, als andre Ausdrücke, die vielleicht der Würde des Neuen Testaments besser entsprächen.

Eine besondre Vorliebe hat Weizsäcker für kühne Wortbildungen. Wir finden Wörter wie: Samengründung, Aufruhrklage, Streitkünstler, meisterlos, wahrheitsbloß, Sündenfleischesbild, Geisteswesen, Fleischesleib, Ruhmeszeugnis, Sinnesverkehrtheit, Gotteswidersacher. Die deutsche Sprache ist ja in dieser Beziehung sehr entgegenkommend, aber verschönert wird sie durch solche Bildungen nicht. Geradezu häßlich sind die vielen substantivirten Infinitive wie: das Abgestorbensein, das Übersehen, das Nichtsehen, das Ausziehen, das Mißhandeln, das Gottgleichsein und gar das Gottesanrufen! Schwer verständlich ist ein Ausdruck wie: „der seelische Mensch" oder „die seelische Weisheit," wo Luther ψυχικός richtig und verständlich mit „natürlich" wiedergegeben hat. „Ihr Ruhm ist in ihrer Scham," statt „Schande" (Phil. 3, 19) ist undeutsch, „ich achte es für Abraum," statt „Kot" (Phil. 3, 8) nicht allgemein verständlich. Die Redeweise: „mir entleidet es nicht" (Phil. 3, 1) ist jedenfalls ungewöhnlich, es müßte wohl heißen: mir wird es nicht verleidet. Schweigen wird 1. Petri 2, 15 transitiv gebraucht: „Durch Gutesthun zu schweigen die Unwissenheit der sinnlosen Menschen."

Überhaupt ist bei dem Streben Weizsäckers nach einer möglichst getreuen Übersetzung die deutsche Sprache oft schlecht weggekommen. Besonders unschön macht es sich, wenn ein längerer Satz durch Präpositionen zusammengeheftet, um nicht zu sagen zusammengeflickt wird. So heißt es z. B. Eph. 1, 5 und 6: ‚indem er (Gott) uns vorausbestimmte zur Sohnschaft, durch Jesus Christus bei ihm, nach dem Gutdünken seines Willens, zum Lobe der Herrlichkeit seiner Gnade, mit welcher er uns begnadigt hat in dem Geliebten." Das ist zwar wörtlich übersetzt, aber nicht deutsch. Man muß sich mühsam zusammensuchen, wohin die Präpositionen eigentlich dem Sinne nach gehören. Die deutsche Sprache fordert hier unbedingt Nebensätze. Der Sinn bleibt doch derselbe, wenn man übersetzt: indem er nach seinem ihm wohlgefälligen Willen vorausbestimmte, daß wir durch Jesum Christum seine Söhne würden, damit wir priesen die Herrlichkeit seiner Gnade, die er uns in dem Geliebten geschenkt hat. So hat Luther häufig griechische Substantiva in Nebensätze verwandelt, um der deutschen Sprache gerecht zu werden. Röm. 3, 26 z. B. heißt es bei Weizsäcker: „Da Gott seine Langmut walten ließ im Absehen auf die Erweisung seiner Gerechtigkeit in der Jetztzeit [Jetztzeit!]," Luther dagegen übersetzt: „welche bis anhero geblieben war unter göttlicher Geduld,

auf daß er zu diesen Zeiten darböte die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt." Allerdings hat die wörtlichere Übersetzung den Vorzug, daß sie ein treueres Bild von dem Stil des Schriftstellers giebt, und Weizsäcker ist von diesem Gedanken bestimmt worden. Aber dieses Bild wird doch durch allzu getreue Nachahmung verzerrt, da das Deutsche nun einmal eine andre Behandlung fordert. Wer die Eigentümlichkeit eines Schriftstellers genau kennen lernen will, muß ihn doch im Urtext lesen.

Für das Alte Testament war bisher de Wettes Übersetzung die beste. Die letzte (vierte) Auflage ist beinahe vergriffen. An die Stelle dieser Übersetzung, die im wesentlichen noch auf dem Standpunkt von 1838 steht, soll nun nach dem Wunsche der Verlagsbuchhandlung (ebenfalls Mohr in Freiburg) eine neue Übersetzung treten. Sie wird von D. Emil Kautzsch in Verbindung mit einer Reihe andrer namhaften Gelehrten herausgegeben. Der erste Halbband ist 1892 erschienen.

Der Name des Herausgebers läßt von vornherein eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges erwarten. In dieser Erwartung wird man auch nicht getäuscht. Diese neue Übersetzung erstrebt, ganz im Geiste Luthers, eine richtige, dem Sinn (nicht dem Buchstaben) entsprechende Wiedergabe des Textes in einem durchaus klaren und verständlichen Deutsch. Die Ergebnisse der Textkritik und der Texterklärung der letzten fünfzig Jahre sind dabei aufs gewissenhafteste berücksichtigt worden. Eine für viele jedenfalls wertvolle Zugabe ist die Bezeichnung der verschiednen Quellen, aus denen die geschichtlichen und prophetischen Bücher hervorgegangen sind, durch Buchstaben am Rande. Mit den beigefügten kurzen Erklärungen ermöglichen sie einen Einblick in die Ergebnisse der neusten alttestamentlichen Quellenforschung, wie sie im wesentlichen durch Wellhausen bestimmt worden sind. Auf Unfehlbarkeit machen diese Angaben selbstverständlich keinen Anspruch.

Gleich das erste Kapitel der Bibel zeigt deutlich den Unterschied zwischen dieser Übersetzung und der Lutherbibel, auch der revidirten. Da ist es nicht „finster auf der Tiefe," wobei man sich von der „Tiefe" keine rechte Vorstellung machen kann, sondern „Finsternis liegt auf dem Ozean." Die Veste ist nicht mehr ein „Unterschied" zwischen den Wassern, sondern eine „Scheidewand." Am dritten Tag sammelt sich das Wasser nicht „an besondere Örter," sondern „an einen Ort." Nicht „Gras und Kraut," sondern „junges Grün und samentragende Pflanzen" läßt die Erde aufgehn, und die Fruchtbäume haben nicht den Samen „bei sich selbst," sondern sie erzeugen Früchte, „in denen sich der Same zu ihnen befindet!" Die Lichter am Himmel, die bei Luther „Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre geben," sind hier „Leuchten," und „sie sollen dienen zu Merkzeichen [zur Bestimmung von] Zeiträumen und Tagen und Jahren." Luther läßt das Wasser „sich erregen mit webenden und lebendigen Tieren"; hier heißt es: „es wimmle das Wasser von Gewimmel leben-

diger Wesen." Am sechsten Tage entstehen nach Luthers Übersetzung: „Vieh, Gewürm und Tiere auf Erden"; hier sind diese Tiere auf Erden genauer als „wilde Tiere" bestimmt. Den Menschen endlich erschafft Gott nicht „ihm zum Bilde," sondern „nach seinem Bilde." Das alles sind Kleinigkeiten, durch die der wesentliche Inhalt des Stückes nicht berührt wird. Aber wie ein Gemälde, das schon vollendet zu sein scheint, durch ein paar Striche des Künstlers noch bedeutend gewinnen kann, so hat auch unsre Erzählung durch diese Kleinigkeiten bedeutend an Klarheit und Schönheit gewonnen und ist dem Original viel ähnlicher geworden.

Doch giebt es auch Stellen, deren Verständnis durch die richtige Übersetzung nicht bloß erleichtert, sondern eigentlich erst ermöglicht wird. Von einiger Wichtigkeit ist die Stelle, wo Gott seinen Namen dem Mose verkündet und erklärt (2. Mos. 3, 14—15). In der Lutherbibel wird trotz der Revision der Name Gottes, um den es sich handelt, gar nicht genannt. Luther hat nämlich das Wort Jahve, für das die Juden später in ihrem Gesetzeseifer Adonai (d. i. Herr) einschoben, regelmäßig mit „der Herr" übersetzt. Infolgedessen ist aus dem Texte gar nicht zu ersehen, welcher Name eigentlich dem Mose geoffenbart und erklärt wird. Die Erklärung des nicht genannten Namens: „Ich werde sein, der ich sein werde" ist aber auch falsch. In Kautzschs Übersetzung wird der Name Jahve genannt und richtig erklärt: „Ich bin, der ich bin." Der Name bezeichnet den über alle Vergleichungen erhabnen Gott. Auch die wichtige Stelle 5. Mos. 6, 4 ist trotz der Revision in der Lutherbibel schwer zu verstehn. Es heißt da noch immer: „Höre, Israel, der Herr unser Gott, ist ein einiger Herr." Richtig und verständlich ist allein die Übersetzung: „Höre, Israel! Jahve ist unser Gott, Jahve allein!" Die herrliche Weissagung Jes. 11, die allerdings durch die Revision wenigstens teilweise verbessert worden ist, lautet bei Luther von Vers 3—5: „Und sein Riechen wird sein in der Furcht des Herrn. Er wird nicht richten, nach dem seine Augen sehen, noch strafen, nach dem seine Ohren hören. Sondern wird mit Gerechtigkeit richten die Armen, und mit Gericht strafen die Elenden im Lande; und wird mit dem Stabe seines Mundes in die Erde schlagen und mit dem Odem seiner Lippen den Gottlosen töten. Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Lenden sein, und Glaube der Gurt seiner Nieren." Wie vieles ist da dunkel! Die richtige Übersetzung mag für sich selber sprechen: „An der Furcht Jahves wird er sein Wohlgefallen haben und wird nicht nach dem richten, was seine Augen sehen, noch nach dem, was seine Ohren hören, urteilen, sondern über die Geringen mit Gerechtigkeit richten und über die Elenden des Landes in Geradheit urteilen und die Gewaltthätigen mit dem Stocke seines Mundes schlagen und mit dem Hauche seiner Lippen die Gottlosen töten. Und Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Hüften, und die Treue der Gurt seiner Lenden sein."

Wie aber die wissenschaftliche Treue und Genauigkeit dieser Übersetzung die größte Anerkennung verdient, so auch die Behandlung der deutschen Sprache. Was die Revision wollte, aber nicht erreicht hat, eine Verdeutschung der Bibel im Sinne Luthers, eine Bibel, die wirklich unsre Sprache redet und durchaus verständlich ist, wird hier geboten. Ein paar Beispiele werden genügen. In der revidirten Bibel sagt die Schlange zu Eva: „Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?" Der eigentliche Sinn ist hier verwischt, es klingt, als ob die Schlange von manchen Bäumen redete. Aber die Schlange stellt es absichtlich so dar, als ob den Menschen alle Bäume des Gartens verboten wären. Kautzsch übersetzt: „Hat Gott wirklich gesagt: ›Ihr dürft von keinem Baume des Gartens essen‹?" Über den Weissagungen der Propheten finden wir trotz der Revision in der Lutherbibel häufig die seltsame Überschrift: „Dies ist die Last" z. B. über Ägypten. Wer soll das verstehen? Hier erfahren wir, was gemeint ist, wenn übersetzt wird: „Ausspruch über Ägypten." Wie schwer verständlich ist folgende auch durch die Revision nicht veränderte Stelle. Gott gebietet dem Mose mit dem Pharao zu reden. Da antwortet Mose: „Siehe, ich bin von unbeschnittenen Lippen; wie wird mich Pharao hören?" Der Herr sprach zu Mose: „Siehe, ich habe dich einen Gott gesetzet über Pharao, und Aaron, dein Bruder, soll dein Prophet sein." Das ist kein Deutsch. Was unbeschnittene Lippen sind, kann höchstens ein Jude verstehen, und wozu Mose, der doch wahrhaftig selbst ein Prophet war, seinen Bruder als einen Propheten braucht, ist unverständlich. Aber selbst de Wette hat diese Ausdrücke beibehalten. Die neue Übersetzung wird dem Sinn des Textes wie der deutschen Sprache gerecht. Die Stelle lautet hier: „Mose aber sprach vor Jahve: Ich bin ja unbeholfen im Reden; wie wird der Pharao auf mich hören? Jahve aber erwiderte Mose: Ich will dich für den Pharao [wie] zu einem Gotte machen; dein Bruder Aaron aber soll dein Sprecher sein." Häufig wird auch in der revidirten Bibel noch der Begriff „Seele" gebraucht, wo unser jetziger Sprachgebrauch einen andern Ausdruck wie „Leben" oder „Person" fordert. 5. Mos. 19 ist z. B. die Rede von einem Bluträcher, der einem andern „die Seele schlägt," ja „der ihm seine Seele totschlägt." Einen ganz falschen Sinn hat dadurch die bekannte Stelle 1. Mos. 32, 31 erhalten, wo Jakob nach dem Gebetskampf mit Gott ausruft: „Ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen." De Wette hat übersetzt: „und meine Seele ward errettet." Ganz deutlich wird der Sinn erst durch die Übersetzung Kautzschs: „Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und kam doch mit dem Leben davon." Jes. 8, 9 heißt es in der revidirten Bibel: „Rüstet euch, und gebt doch die Flucht." Jemand „Flucht geben" heißt ihm Raum verschaffen. Der Sinn des Textes ist aber: „Rüstet euch nur, ihr sollt doch verzagen!"

Von einer guten Bibelübersetzung verlangen wir aber nicht bloß eine ge-

treue Wiedergabe des Sinnes in gutem, verständlichem Deutsch, der Übersetzer muß es auch verstehen, die Poesie der Bibel wiederzugeben, wie es Luther, der selbst ein Dichter von Gottes Gnaden war, in einziger Weise verstanden hat. Auch in dieser Beziehung läßt die neue Übersetzung, soweit man es bis jetzt beurteilen kann, nichts zu wünschen übrig. Als Probe mag eine Stelle aus dem Propheten Jesaia dienen. Jesaia weissagt im 14. Kapitel den Untergang Babels durch die Meder. Von großartiger Schönheit ist die Schilderung von dem Sturze des babylonischen Königs. In unsrer Übersetzung heißt es da:

Dann aber, wenn dir Jahve Ruhe verliehen hat von deiner Qual und Unruhe und der harten Knechtschaft, zu der du gekuechtet wurdest, wirst du dieses Spottlied auf den König von Babel anstimmen und sprechen:

Wie hat der Bedrücker geendet, geendet die Mißhandlung! Zerbrochen hat Jahve den Stab der Gottlosen, den Stock des Tyrannen, der Nationen im Grimme schlug mit unaufhörlichem Schlagen, der Völker im Zorn unterjochte mit schonungsloser Unterjochung. Es ruhet, es rastet die ganze Welt: sie brechen in Jubel aus! Selbst die Cypressen haben ihre Schadenfreude über dich, die Cedern des Libanon: Seitdem du daliegst, steigt keiner mehr zu uns herauf, um uns zu fällen. Die Unterwelt drunten geriet deinetwegen in Aufruhr, deiner Ankunft entgegen; sie jagte um deinetwillen die Schatten auf, alle Führer der Erde, ließ von ihren Thronen aufstehen alle Könige der Völker. Sie alle heben an und sprechen zu dir: Auch du bist schwach geworden wie wir, bist uns gleich geworden? In die Unterwelt ist dein Stolz hinabgestürzt, das Rauschen deiner Harfen. Unter dir ist Verwesung ausgebreitet, und Würmer sind deine Decke. Wie bist du vom Himmel gefallen, du strahlender Morgenstern! Wie bist du zu Boden gehauen, der du Völker niederstrecktest! Du freilich gedachtest bei dir: Zum Himmel will ich emporsteigen, hoch über die Sterne Gottes empor will ich meinen Thron setzen und auf dem Götterberge mich niederlassen im äußersten Norden. Ich will zu Wolkenhöhen emporsteigen, dem Höchsten mich gleichstellen! Aber in die Unterwelt wirst du hinabgestürzt, in die tiefunterste Grube!

Unsre Nachkommen mögen getrost hebräisch studiren und alles besser machen, hat Luther gesagt. Es hat lange gewährt, bis sich dieser Wunsch erfüllt hat. Aber ob man nun die alte Lutherbibel verbessert oder eine neue Bibelübersetzung herstellt, beides kann nur glücken, wenn es im Sinn und Geiste Luthers geschieht, der ein- für allemal den Weg zu einer guten Verdeutschung der Bibel gezeigt hat.

Das Journal von Tiefurt

n dem heißen Sommer des Jahres 1781 ging die Herzogin Anna Amalia zum erstenmale zu einem längern Aufenthalte nach Tiefurt. Prinz Konstantin, ihr jüngerer Sohn, war nach Italien gereist. Das ländliche Haus in dem von Knebel geschaffnen stillen Park von Tiefurt empfing in der Fürstin seine neue Herrin. Es waren zwar keine Zaubergärten, wie Wieland die Pflanzungen des guten Knebel einmal nennt, eher ist es eine Idylle, dieser schattige Park am Ufer der Ilm mit seinen gewundnen Gängen und dem schlichten Landhause; einem Lautenzug unter den sonst schreienden englischen Anlagen vergleicht Jean Paul das „sanfte" Tiefurt. Aber die Stille und die ländliche Einfachheit des Orts waren der Fürstin eben willkommen. Sie wollte „rustizizen," deshalb hatte sie außer ihrer Thusnelda, dem Fräulein von Göchhausen, nur zwei Diener mit sich genommen. Tiefurt bot ihr die Ruhe, nach der sie sich sehnte, und zugleich die Gelegenheit, den Verkehr mit dem heitern und geistvollen Hofe zu Weimar, den sie nicht entbehren mochte, nach Belieben zu unterhalten. Bald weilte sie in der nahen Stadt, bald die weimarische Gesellschaft bei ihr in Tiefurt, so auch am 11. August zum Erntefeste, das mit einer Beleuchtung des Parks abschloß. „Illumination und Dekoration — so wird berichtet — thaten außerordentliche Wirkung, und machten dem Geschmack des Erfinders viel Ehre."

War Goethe der Erfinder? Er war am Abend vorher bei der Herzogin gewesen. Da hatte sie wohl das Fest mit ihm vorbereitet und vielleicht noch einen andern Plan mit ihm besprochen, für dessen Ausführung sie ebenfalls auf seine Mitwirkung rechnete. Um den Kreis heitrer und anmutiger Geselligkeit noch fester zu schließen, sollten sich die Freunde und Freundinnen des weimarischen Hofes zur Abfassung einer Wochenschrift nach Art des Journal de Paris vereinigen, doch sollten die Beiträge nicht im Druck, sondern nur in Abschriften verteilt werden, und die Verfasser sollten ungenannt bleiben. Am 15. August 1781 wurde das Avertissement, das einzige gedruckte Stück des Tiefurter Journals, ausgegeben: „Es ist eine Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern, Poeten und Staatsleuten, beyderley Geschlechtes, zusammengetreten, und hat sich vorgenommen alles was Politik, Witz, Talente und Verstand, in unsern dermalen so merkwürdigen Zeiten, hervorbringen, in einer periodischen

Schrift den Augen eines sich selbst gewählten Publikums, vorzulegen. Sie hat beliebt gedachter Schrift den allgemeinen Tittel: Journal oder Tagebuch von Tieffurth zu geben, und selbige in ihrer Einrichtung dem bekannten und beliebten Journal de Paris vollkommen ähnlich zu machen; nur mit dem Unterschied, daß davon nicht von Tag zu Tag, sondern nur wöchentlich ein Bogen ausgegeben, auch darauf nach Willkühr, entweder mit baarem Geld — das auf das mindeste ein Goldstück seyn muß — oder mit beschriebenen Papier als Beiträgen, abonnirt werden kann. Zu Ende der izt laufenden Woche wird der erste Bogen ausgegeben. Tieffurth den 15 August 1781."

Schon den Tag darauf, den 16. August 1781, konnte das erste Stück des Tiefurter Journals „in Groß-Median-Quart in fein Pappier" zusammengestellt werden. Etwa drei Jahre später, im Juni 1784, verzeichnete Knebel in seinem Tagebuche den Empfang des letzten, des neunundvierzigsten Stücks. Das Journal, das schon bei seiner Begründung aus einem „Journal" zu einer Wochenschrift geworden war, mußte sich zuweilen sogar zu einer Monats- und Vierteljahresschrift umwandeln, wenn es an Stoff mangelte — die Zeiten sind klemm, klagte dann Thusnelda — oder wenn die Herzogin Anna Amalia verreist war. Sie, die Begründerin, blieb auch die Seele des Unternehmens. Sie trug die Kosten der Abschriften, und unter ihrer Leitung besorgte ihr Kammerherr Friedrich Hildebrand von Einsiedel die Redaktion der Beiträge und die Herstellung der Abschriften, wobei ihm die Göchhausen mit ihrer mobilen Feder zur Seite stand. Die Zahl der Abschriften war gering. Burkhardt, der (im 30. Jahrgange der Grenzboten) zum erstenmale die handschriftliche Überlieferung des Tiefurter Journals ausführlicher besprach, konnte nur elf vollständige Abschriften nachweisen. Vier davon sind noch in Weimar, eine fünfte ist aus Herders Nachlaß in die königliche Bibliothek zu Berlin gekommen. Diese fünf Abschriften und eine von Burkhardt aus dem Nachlasse der Herzogin Anna Amalia zusammengestellte Sammlung von Originalmanuskripten einzelner Beiträge bilden die Grundlage des Textes, den Bernhard Suphan und Eduard von der Hellen im siebenten Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft herausgegeben haben.*) Es ist ein stattlicher Band, würdig des Tages, zu dessen Feier die Herausgeber beitragen wollten: der goldnen Hochzeit des Herrscherpaares zu Weimar. Die schönste Zierde

*) Die frühern sechs Bände brachten: 1. Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Weimar, 1885. 2. Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder. 1886. 3. Goethe, 22 Handzeichnungen. 1810. Herausgegeben von C. Ruland 1888. 4. Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe. 1889. 5. Zur Nachgeschichte der italienischen Reise. Goethes Briefwechsel mit Freunden und Kunstgenossen in Italien 1788—1790. Herausgegeben von Otto Harnack. 1890. 6. Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle. 1892.

des Buches ist das Bild der Fürstin, die Tiefurt zu einer klassischen Stätte erhoben hat. Weitere Beigaben bringen die Örtlichkeit, das „Schloß" und den Park von Tiefurt zur Anschauung. Dem Texte selbst, der gegen 350 Seiten umfaßt, geht eine Einleitung B. Suphans voran, die die Begründung des Tiefurter Journals und die Mitwirkung der Beitragenden schildert. Kritische und erläuternde Anmerkungen des Herausgebers Eduard von der Hellen beschließen den Band und weisen, soweit dies möglich ist, für die einzelnen Beiträge die Verfasser nach.

„Die Verfasser sind Hätschelhanz, Wieland, Herder, Knebel, Kammerherr Seckendorff und Einsiedel — schreibt Anna Amalia in einem Briefe vom 23. November 1781 an Goethes Mutter —, der Frau Räthin weltberühmte Kennerschaft wird ihr leicht die Stücke von jedem Autor errathen lassen." Außer den hier genannten hatten schon damals Herzog Karl August und Merck zum Tiefurter Journal beigesteuert. Die spätern Stücke brachten noch Beiträge des Prinzen August von Gotha, des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg und des Statthalters von Erfurt Karl Theodor von Dalberg. Durch Goethes Vermittlung wurden einige Gedichte von Lenz und wohl auch ein Beitrag des Schweizers Georg Christoph Tobler aufgenommen. Unter den Mitarbeiterinnen ist an erster Stelle die Herzogin Anna Amalia zu nennen, die fleißigste Feder führte die Göchhausen, einzelne Beiträge gaben Frau von Schardt und Frau von Werthern.

In der Reihe dieser Namen stehen Goethe, Wieland und Herder obenan. Ihre Beiträge haben auch zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf das Journal gelenkt, sie sind zum größten Teile schon seit Jahren in die gesammelten Werke dieser Dichter aufgenommen worden. Den ersten Beitrag Goethes bringt das fünfte Stück, es ist der schon 1780 gedichtete Hymnus an die Phantasie (Meine Göttin): „Welcher Unsterblichen soll der höchste Preis sein?" Im nächsten Stücke folgen die „Nachtgedanken": „Euch bedaur' ich, unglückselge Sterne," im Tiefurter Journal „Nach dem Griechischen" überschrieben, eine Maske, unter der Goethe auch den „Becher" — „Einen wohlgeschnitzten vollen Becher hielt ich drückend in den beiden Händen" — ins Journal gegeben hat. Dagegen ist das Gedicht „An die Heuschrecke, aus dem Griechischen" eine wirkliche Übersetzung des reizenden kleinen Anakreontischen Liedes. Perlen Goethischer Dichtung sind ferner das Gedicht „Auf Miedings Tod" und die ohne Überschrift ins vierzigste Stück aufgenommne Ode: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut." Außerdem lernen wir Goethe hier auch als Sammler von Volksliedern kennen. Das achtundzwanzigste Stück enthält unter der Überschrift: „Ein christlicher Roman" das Lied von der schönen Jungfrau „Im Ungarland zu Großwardein," die am Tag ihrer Hochzeit mit einem ungeliebten Mann in den Himmel entrückt wird und erst nach hundert Jahren, die ihr wie ein Augenblick vergangen sind, zu einem sanften Tod auf die Erde

zurückkehrt. Das Lied ist nach einem Briefe der Göchhausen „aus dem Munde einer sehr alten Frau in Ettern, bei Belvedere, nachgeschrieben worden." Neben den edelsten Gaben der Goethischen Muse steht freilich auch geringeres. Der „Beitrag zur Kalenderkunde" — „Invocavit wir rufen laut" — ist eine niedliche Spielerei, doch haben Goethes Worte an Frau von Stein: „Beikommendes bitte als ein Geheimnis zu verwahren, es ist ein lächerliches Werk, und besser ausgeführt als gedacht" wohl keine Beziehung darauf; man könnte eher davon sagen, es sei besser gedacht als ausgeführt. Auch das „Todeslied eines Gefangenen" und das „Liebeslied eines amerikanischen Wilden" sind kleine Spielereien, Übersetzungen aus dem Französischen des Montaigne oder vielmehr Nachdichtungen nach der deutschen Übersetzung des Montaigne von Joh. Dan. Titius, wobei sich Goethe aufs engste an sein Vorbild angeschlossen hat; die Anfangsworte des zweiten Gedichts — Schlange, warte, warte, Schlange — stehen wörtlich so bei Titius. Witzig ist das Epigramm „Entschuldigung," von dem die Göchhausen am 10. November 1783 an Knebel schreibt: „Gestern Abend war Goethe bei mir und kam mit folgendem bon mot in meiner Stube nieder:

Entschuldigung.
Du verklagest das Weib, sie schwanke von einem zum andern;
Tadle sie nicht, sie sucht einen beständigen Mann."

Dagegen ist das auf Klopstock gerichtete Epigramm „Er und sein Name," das nun also doch Goethe zugeschrieben werden muß, matt im Inhalt und in der Form; der erste Hexameter — „Bei allen Musen und Grazien sagt an mir, ihr Deutschen!" — ist nicht der einzige darin, der dem Metriker eine harte Nuß zu knacken giebt. Ein Mißgriff, nur durch die Klemme der Zeiten zu verstehen, ist endlich das einzige prosaische Stück, das Goethe geliefert hat: „Der Hausball," geschrieben im engsten Anschluß an eine echte Wiener Posse, deren Goethe selbst bald überdrüssig geworden zu sein scheint, denn mit der ersten Fortsetzung bricht seine Arbeit ab.

Ein zweites Prosastück, das „Fragment" über die Natur, ist Goethe wunderlicherweise schon von Knebel zugeschrieben worden. Die darin ausgesprochnen Gedanken könnten zwar von Goethe ausgegangen sein und sind wahrscheinlich auch von ihm beeinflußt worden, aber die Ausdrucksweise ist alles andre als Goethisch. Trotzdem hat auch noch Burkhardt das Fragment für Goethe in Anspruch genommen. Erst Rudolf Steiner weist in einem Anhange zum Tiefurter Journal nach, daß der Aufsatz nach Goethes eignem Zeugnis nicht von ihm herrührt, Frau von Stein nennt den Schweizer Tobler, der im Sommer 1781 in Weimar war, als Verfasser. Und doch möchte auch Steiner noch möglichst viel für Goethe retten, er denkt sogar an ein unmittelbares Diktat Goethes oder einen mehr oder weniger wörtlichen Bericht aus dem Gedächtnis, denn zwischen den Gedanken des Aufsatzes und der Form,

in der sie ausgesprochen sind, bestehe eine „ganz eigenartige Harmonie"; das seien keine umgeformten Gedanken, sondern solche, die ganz, wie sie sind, „konzipirt" sein müßten, und da der Aufsatz seinem Inhalt nach eine Vorstufe zu Goethes Entwicklung bedeute, könne Tobler keine andre Rolle dabei gespielt haben, als die eines Berichterstatters, der sich möglichst genau an den Wortlaut des gehörten gehalten habe. Aber läßt sich diese Behauptung Steiners mit der Ausdrucksweise des Fragments vereinigen? Es beginnt mit den Worten: „Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hinein zu kommen." Dann werden die Sätze immer schärfer: „Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder — Alles ist neu und doch immer das Alte." So geht es drei Seiten lang weiter, in knappen, kurz gebundnen Sätzen, bis zum Schluß: „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch hinausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst." Ist das der Goethe von 1781?

Früher als Goethe, hatte Wieland seinen ersten Beitrag geliefert, eine Besprechung des von Bruder Lustig (dem Kammerherrn von Seckendorff) gedichteten Schattenspiels Minervas Geburt, das zur Feier von Goethes Geburtstag am 28. August 1781 abends „im petit Colisée" in Tiefurt oder, wie Wieland sagt, „im neuerbauten T . . tischen Hof- und Wald-Theater" aufgeführt wurde. Den ganzen Wieland verrät die Klage über den Anzug der Venus, „welcher dem Negligé einer Wäscherin oder Gras-Nymphe ähnlicher sah als dem einzigen Putz, der sich für die Göttin der Schönheit ziemt." Er wünscht, „daß bey etwa künftigen dergleichen Vorstellungen das Decorum oder Costum der Venus, welche außer ihrem Gürtel mit keinem andern fremden Schmuck beladen seyn darf, besser beobachtet werden möchte. An Schönen, welche zu dieser Rolle tauglich sind, kan es an einem der Schönheit des Frauenzimmers wegen so berühmten Ort nicht fehlen; und wollte ich allenfalls (jedoch andere an ihren Ansprüchen und allenfallsigem nähern Recht ohnbeschadet) die wohlbekannte Jungfer N. N. welche als Artemisia bereits viel Eindruck auf das Publicum gemacht hat, unmaßgeblich dazu vorgeschlagen haben." Das Schattenspiel selbst muß drollig genug gewesen sein, es hat auch den Herzog Karl August zu einer Besprechung begeistert, worin er Goethe „für einen unserer besten und gewiß mit Recht für den weisesten Schriftsteller" erklärt, zugleich aber mit witzigen Worten auf den Faust anspielt, „ein Stück von einem Stücke, welches das Publicum immer nur als Stück zu behalten leider befürchtet." Von Wieland stammen ferner noch die Beantwortung einer Preisfrage, die schon im ersten Stücke des Journals gestellt worden war: „Wie ist eine unoccupirte Gesellschaft für die Langeweile zu bewahren?" und ein „Erster Ver-

such über die Frage: Was wirkt am stärksten auf des Menschen Seele, Malerei oder Musik?" Auch hat Wieland der Herzogin Anna Amalia bei der Übersetzung des anmutigen Märchens von Amor und Psyche aus dem Italienischen des Agnolo Firenzuola beigestanden. Seine Beiträge scheinen besonders der schönern Hälfte der Tiefurter Gesellschaft gefallen zu haben, die Göchhausen rühmt von ihm, er habe die Bilder der Grazien aufgestellt. In einem Zauberspiegel läßt sie in ihrem „Ritter Eckbert von Tiefurt" den Helden ihrer Erzählung sehen, „wie Amalia in Tiefurt an ungesehenem stillem Ort denen Musen einen kleinen Tempel errichtet. Wie Sie Selbst Psychen und Amor aufstellt. Wie Göthe das Bild der Phantasie und Wieland die Bilder der Gratzien darinne aufstellten. Wie Herder das Bild der Weisheit und Tugend hingießet (denn Liebe, Weisheit und Gratzien sind mit einander verschwistert), auch sahe er wie Herder denen Musen ihren Platz im Tempel vorzeigte. Dann sah er wie der kleine Tempel durch Herders holde Gattin, Printz Augusten, Seckendorf und Einsiedel mit sanftem Gefühl, Geist, Laun und Witz ausgeschmücket wurde, und auch wie Dalberg einige minder schöne Blumen, doch voll guten Willens, hinbringt."

Es ist wohl nur ein Zufall, daß die Göchhausen bei dieser Übersicht über die „Tiefurter Journalisten" am längsten bei Herder verweilt, es entspricht aber der Thatsache, daß Herder einer der fleißigsten Mitarbeiter gewesen ist. Außer mehreren Aufsätzen hat er zahlreiche Gedichte geliefert, wie die „Jubel-Ode auf die Erfindung der Buchdruckerey," ferner „Aurora. Nach dem Spanischen" und „Morgenröthe. Nach dem Spanischen," „Der Vorhang. Nach dem Alt-Französischen," „Der Gewinn des Lebens. Nach dem Englischen," „Das Roß aus dem Berge. Eine böhmische Geschichte," „Der Morgenbesuch. Ein Lettisches Lied," „Der Hagestolze. Ein esthnisches Lied" und „Ein tartarisches Liedchen." Diese Musterkarte aus fremden Sprachen wird noch ergänzt durch Knebels Übersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen und Italienischen, durch ein „Persisches Trinklied" Seckendorffs und durch ein Lied des Prinzen August, das „Aus dem Malabarischen" überschrieben ist. Hierin können wir wohl eine gewisse Einwirkung Herders erkennen. Einen noch größern Einfluß hat Goethe ausgeübt. Unter dem Eindruck des Goethischen Hymnus an die Phantasie hat die Frau von Schardt eine Ode „An die Erinnerung" gedichtet, die auch Goethes Aufmerksamkeit erregte. Sie beginnt:

Du, der namenlosen Wonne,
Des tiefen Schmerzens sanftere Gespielin,
Komm von den Ufern des Lethe,
Wo du nachdenkend sitzest,
Indes die bläulichen Fluten
Still vorüber dir gleiten

und schließt mit den Worten:

Du, Treue, verläſſeſt
Keinen, der lieb dich hält.
Iſt alles fliehend und täuſchend,
So biſt du doch wahr und beſtändig.

Ein andres Gedicht unter der Aufſchrift „Nach dem Griechiſchen" — der Verfaſſer iſt unbekannt — verbindet mit großer Schlichtheit faſt Goethiſchen Wohllaut:

Lieben oder ohne Liebe
Leben, beides iſt nichts leichtes;
Aber ſchwerer iſts als beides,
Gegenlieb um Liebe finden.
Amor achtet nicht auf Adel,
Achtet nicht auf Kunſt noch Tugend,
Gold iſts bloß, worauf er ſiehet.
Übel mög es dem bekommen,
Der zuerſt das Gold geliebet!
Denn des Goldes wegen giebt es
Weder Brüder mehr noch Väter,
Zwietracht, Fehden, Mord und Totſchlag
Stammen bloß aus dieſer Liebe,
Und, was ſchlimmer iſt als alles,
Um des leidigen Goldes wegen
Gehn wir Liebende zu Grunde.

Und von der Bewunderung, die dem Goethiſchen Fauſt entgegengebracht wurde, zeugt im Journal nicht nur jene Anſpielung des Herzogs Karl Auguſt, ſondern auch das von Seckendorff gedichtete „Zauberſpiel," deſſen „Prologus" den erſten Monolog Fauſts parodirt!

Derartige kleine Seitenhiebe auf den oder jenen Mitarbeiter, ſcherzhafte Anſpielungen und Neckereien waren unter den „Journaliſten in Tiefurt" beliebt. Am meiſten hatte die kleine Göchhauſen darunter zu leiden. Schon im zweiten Stücke wird für ſie, die eifrige Mineralogin, der berühmte, aber bekanntermaßen äußerſt ſeltne Stein der Weiſen geſucht, wofür „allmöglicher" gebührender Dank, „jedoch ihren jungfräulichen Ehren in allewege unbeſchadet" verheißen wird. Die Jungfrau N. N. in Wielands Beſprechung des Schattenſpiels „Minervens Geburt" ſoll wohl ebenfalls die Göchhauſen ſein, die freilich mit ihrer etwas verwachſenen Geſtalt wenig Ähnlichkeit mit der „mediceiſchen Venus" beſaß. Faſt zu weit gehn die Neckereien und Anzüglichkeiten, die Einſiedel gegen ſie richtet, doch darf man nicht vergeſſen, daß ſich die Göchhauſen gern necken ließ, und daß vor hundert Jahren die Grenze des Erlaubten weiter geſteckt war als jetzt. Auch der „ſchöne" Wedel muß ſich in einer Charade auf ſeinen eignen Namen durchhecheln laſſen, und Wieland mit ſeinem Teutſchen Merkur bekommt ebenfalls nicht bloß erfreuliches zu hören. Um ſo mehr wird ihn folgende Charade geſchmeichelt haben, deren Verfaſſer

der Prinz August ist: „Die erste Silbe ist eine Frage; die zweite ist das Gegenteil vom Wohnsitze Neptuns; das Ganze hat seine Stelle auf dem Parnaß."

Zuweilen kann man die Beziehung auf eine bestimmte Persönlichkeit nicht mehr nachweisen, wie bei der Grabschrift auf Junker Hans:

Hans der Junker liegt allhier;
Kaum verließ er Charons Nachen,
Fragt er schon bei Plutos Thür:
Muß man nicht Visiten machen?

Leider ist auch der Verfasser dieses Epigramms, das durch seine meisterhafte Kürze und Schärfe auffällt, nicht nachweisbar. Auf ein andres Mitglied des Weimarischen Hofes geht das von Seckendorff gedichtete Leben des Herrn von Gicks zum Gackelstein: „Auf Erden lebt kein Mensch so fein, als Herr von Gicks zum Gackelstein." Er bringt den ganzen Tag mit Essen, Trinken und Schlafen im dolce far niente hin und „schränkt in der Welt sich ganz allein auf den beliebten Grundsatz ein: in seiner Haut vergnügt zu sein." Man erinnert sich bei diesem Gedicht unwillkürlich jenes Kammerherrn, dem es nach Goethes Worten beschieden war, unaufhörlich zu faulenzen, doch läßt sich keine bestimmte Persönlichkeit nennen. Unklar ist es auch, auf wen die folgende Charade Einsiedels zielt: „Die erste Silbe ist eine Ausrufung, die zweite und erste ist der Name eines Wildgeschlechts, die dritte ist ein Teil des menschlichen und tierischen Körpers: das Ganze ist ein Narr, den man nicht einsperrt, weil ihn einige Schönen in Schutz nehmen."

Charaden wurden offenbar gern aufgenommen und gern gelöst. Schon im ersten Stück mußten sich die „Journalisten" selbst in eine Charade einkleiden lassen, und im fünfundzwanzigsten feuerte Einsiedel „zur Erhaltung unsers Journals" einen „Notschuß" ab. Neben Einsiedel brachte die meisten Prinz August, der seinen ersten Beitrag unter dem Pseudonym Löschenkohl eingeschickt hatte. Auch die Preisfragen fanden zuweilen eine witzige oder sinnige Beantwortung. Auf die Frage, wie eine unotkupirte Gesellschaft vor Langeweile zu bewahren sei, war von Seckendorff die Antwort eingelaufen: „Die im letzten Journal von Tieffurth aufgegebene Preis Frage ordentlich zu beantworten, wollen zwar meine currente Arbeiten, als da sind Essen, Trinken, Schlafen, Reiten, Fechten und Tanzen — nicht verstatten; da ich aber so eben bey der großen Bild Säule des güldenen Neptuns gegenwärtiges Manifest der Langenweile angeschlagen gefunden habe und es mich dünkt, daß nach dem Grundsatz des großen Friedrichs in seinen Avis à ses Generaux das beste Mittel den Feind zu besiegen, sich blos darauf einschränkt Alles das zu wollen was der Feind nicht will; so nehme ich keinen Anstand besagtes Manifest mit dem wohlmeynenden Rath zu übersenden, schnurstraks dagegen zu handeln. In dieser Rücksicht dürfte Endes Unterschriebener durch die Bekanntmachung

einer so wichtigen Schrift sich vielleicht schmeicheln wo nicht den Preis doch wenigstens ein beträchtliches Accessit zu erhalten. Von Hause den 20. August 1781. Bruder Lustig." Und das „Manifest der Langenweile" schließt mit den Unterschriften: „Jeremia Prinzessin der Langenweile. — Hatscha! Kanzler. — Gotthelf! Sekretarius. — publicirt durch den Gerichts-Knecht Auweh!" Auch Wielands Antwort hatte gefallen, sodaß im neunten Stück eine neue Frage gestellt wurde mit den Worten: „Preiß Frage. Dieser Artikel ist noch immer eine Zierde unserer Wochenschrift gewesen, und hat uns wichtige meisterhafte Beyträge verschafft; wir wünschen daher noch mehr belehrt zu werden, und fragen ferner: Welche Eindrücke und Empfindungen sind wahrer und zuverlässiger, die des Verstandes oder die des Herzens? Aus Gründen bitten wir die Beantwortungen, nach den bey den Preißfragen derer Akademien üblichen Art, verschlossen mit einer devise einzusenden." Beantwortungen kamen diesmal eine von Herder und eine von Karl Theodor von Dalberg in einem „Gespräch zwischen Louise Gräfin von Werthern und Karl von Dalberg. Sogleich niedergeschrieben. Neuntheiligen den 25. Octobr. 1781."

Einsiedels „Notschuß" war nicht die erste Klage über die geringe Beteiligung an dem Journal. Schon am 19. September 1781 spielte „Musophilus" Wieland darauf an, daß es „dem Verlauten nach in dem Bureau des Journals von T. ziemlich an Materialien gebrechen" solle, und im Oktober des nächsten Jahres schrieb Karl August an Merck: „Von Tiefurt sind ganz betrübte Nachrichten eingelaufen. Man sagt nemlich, daß die amateurs, Kenner und gens de lettre so karg würden, daß sie auf 30 Meilen weit einen Geruch von sich gäben. Adieu!" Vergebens strengte Einsiedel alle Kraft an. Seine Preisfrage im fünfunddreißigsten Stück fand schon keine Beantwortung mehr. Im zweiundvierzigsten Stück brachte er noch sein hübsches Trinklied:

Reiche mir den vollen Becher,
Daß sie weichen, meine Sorgen;
Denn wer bürgt mir: ob ich morgen
Trinken noch und singen kann?

Fülle jede hohle Flasche!
Gram und Kummer zu besiegen
Soll die letzte Drachme fliegen —
Euch ihr Erben lach' ich an.

Trinkend soll mich Epheu kränzen,
Lorbeer, sing' ich, mich umschlingen:
Reime wird der Rausch mir bringen,
Schwung der Sterne Sonnenbahn.

Mag der Parze Faden reißen!
Wo Silen und Bacchus zechen,
Wirds an Trauben nicht gebrechen;
Froh besteig ich Charons Kahn!

Aber es war der Grabgesang des Tiefurter Journals. Die Beiträge wurden immer geringer. Die beiden letzten Stücke sind ganz von Einsiedels Hand, und endlich durchschnitt die Parze den drei Jahre lang hindurch fortgesponnenen Faden.

„Es ist ein kleiner Scherz, den ich mir diesen Sommer gemacht habe und der so gut reussiret hat, daß es noch bis jetzt continuiret wird; vielleicht wird es Ihnen auch einige gute Stunden machen," hatte die Herzogin Anna Amalia Ende November 1781 an Goethes Mutter geschrieben, als sie ihr durch Wieland „ein ganz paquet von Tiefurther Journals" schicken ließ. In diesen Worten der Fürstin ist zugleich eine gerechte Beurteilung und Würdigung des Unternehmens enthalten. Es war ursprünglich nur ein Scherz, dies zeigt auch ein Blick auf das erste Stück, das unter den Aufschriften „Schöne Wissenschaften, Künste, Schauspiele, Musik, Außerordentliche Begebenheiten, Politik, Kräuterkunde" über die kleinen Vorkommnisse in Tiefurt berichtete: über das Ernteseſt, über ein Perlhuhn, das neulich zwanzig Eier legte, und über den allhiesigen Hof- und Lustgärtner Eisenhut, der eine sehr interessante Schrift unter der Feder habe, worinnen er deutlich zu beweisen und auseinanderzusetzen gedenke, daß die zeitherige Meinung der Botaniker, als ob es bei Bäumen und Pflanzen ebenfalls so wie bei den belebten Creaturen zweierlei Geschlechter gäbe, nicht allein höchst unnatürlich und gotteslästerlich, sondern auch vorzüglich grundfalsch und ein bloßes Hirngespinst der Gelehrten sei. Fast ebenso harmlos ist das zweite Stück. Erst durch die Beiträge Goethes, Wielands und Herders wurde das Journal gehoben. Von ihnen ging dann gleichsam eine geheime Kraft aus, die sich auch auf die andern übertrug; an Wielands Seite trat die Herzogin Anna Amalia, während Frau von Schardt Goethes Spuren und Karoline Herder ihrem Gatten folgte. So wurde Mercks Wunsch erfüllt, die Leserinnen möchten den Grazien öfter ein Opfer bringen und ihren Mund den Gesängen und Liedern der Musen öffnen. Wenn auch manche geringere Gabe neben die Schöpfungen der Meister gestellt wurde, so schloß doch der Reiz der gemeinsamen Arbeit den frohen und ungezwungnen Kreis der Tiefurter Gesellschaft noch fester und wirkte auch über die Grenzen des Journals hinaus. Der bleibende Wert dieser Blätter liegt darin, daß sie uns in die von den Frauen veredelte Geselligkeit Weimars einführen, und sie bieten soviel treffliches, daß sie dem Leser auch jetzt noch „einige gute Stunden machen" können.

Mozarts Bild nach hundert Jahren

Von Arnold von Senfft

(Schluß)

Der Leser wird es entschuldigen, daß ich bei der Betrachtung der einen unter Mozarts Opern, die ihn zuerst von allen seinen Vorgängern kenntlich scheidet, verhältnismäßig lange verweilt habe. Er wird sich erinnern, daß wir darauf ausgegangen sind, uns Mozarts Eigentümlichkeit zu vergegenwärtigen. Es ist klar, daß sie sich an der Stelle, wo sich der Weg des Künstlers von den vor ihm betretenen Bahnen trennt, auf dem Hintergrunde, den die abgeschlossenen Werke der Vorgänger bilden, besonders deutlich abhebt.

Wenn erst die Stufe der Meisterschaft erreicht ist, pflegen sich die Früchte des Schaffens rasch zu folgen. Selten aber findet sichs, daß sie trotzdem im Vergleich mit einander noch eine eben so starke Weiterentwicklung erkennen lassen wie die mehr oder weniger mühsamen Errungenschaften der Lehr- und Wanderjahre. Über Mozart hat einer seiner Biographen die schöne Bemerkung gemacht, man empfange von der Reiseperiode seines Schaffens den Eindruck, als hätte der frühe Abschluß seines Lebens den sonst auf Jahrzehnte verteilten Inhalt einer Künstlerlaufbahn in wenige Jahre zusammengedrängt. So entstand auch die Musik zum Don Juan ungefähr ein Jahr nach der Komposition zu Figaros Hochzeit; und dennoch ist die Verschiedenheit beider Werke, von denen jedes für sich seinen eignen, die einzelnen Stücke durchdringenden und zusammenhaltenden Charakter trägt, ganz auffallend, ohne daß übrigens dieser Verschiedenheit im Charakter der Musik ein gleicher Abstand in ihrem Werte entspräche. Immerhin: wie der Gehalt der Handlung tiefer, so ist auch der Wurf der musikalischen Erfindung im Don Juan größer als in Figaros Hochzeit. Den Inhalt bildet, kurz gesagt, die menschliche Leidenschaft. Die Kraft, mit der sie dargestellt wird, erreicht den höchsten Grad, der mit dem obersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze des Ebenmaßes, vereinbar ist. Spätere haben sich über diese Grenze mit Bewußtsein hinweggesetzt und in der Behandlung der Leidenschaft mit nichtmusikalischen Mitteln stärkere, wenn auch ebenfalls nichtmusikalische Wirkungen hervorgebracht — nicht zum Schaden

jenes künstlerischen Gesetzes, sondern zuletzt doch zum eignen Schaden ihrer Werke. Mir ist kein Tonwerk bekannt, das durch rein musikalische Mittel die Liebe wie den Haß, die beiden Pole derselben Leidenschaft, mit gleicher Kühnheit und Schönheit vergegenständlichte wie Mozarts Don Juan. Fast möchte ich in dieser Beziehung den weiblichen Rollen der Oper vor der des Helden noch den Vorzug geben. In der musikalischen Charakteristik Don Juans stehen dank der naiven Anschauung des Komponisten nicht der dämonische Zug der bis zur Selbstvernichtung vorwärts drängenden Genußsucht, sondern der bestrickende Zauber und der tolle Übermut des Verführers im Vordergrunde. Aber die Rollen der Anna und der Elvira durchweht die lodernde Glut der Leidenschaft. Daneben bringt auch diese Oper in den Gestalten Leporellos, Zerlinens und Masettos die an Cervantes und Shakespeare gemahnende Vorliebe Mozarts für den Kontrast zum Ausdruck — eine von der Vielseitigkeit anscheinend unzertrennliche Neigung. Sie verrät zugleich den ausgebildeten Instinkt des Künstlers für die Grenzen der Aufnahmefähigkeit des Hörers oder Zuschauers. Das ungemischte Pathos ermüdet immer, den feinen Geist noch schneller als den stumpfen. So ließen die Alten auf ihre Tragödie das Satyrspiel folgen; und die fortschreitende Technik späterer Jahrhunderte flocht beide in einander.

Vergebens sah sich nach der Vollendung des Don Juan der Künstler in der Außenwelt nach einem größern Stoffe um. Noch aber lag in der Tiefe seines Innenlebens ein unentdeckter Goldschacht.

Hinsichtlich des Textes war schon im Don Juan der Boden der vollen Wirklichkeit, auf dem sich Figaros Hochzeit bewegte, verlassen und mit einer entschiednen Wendung das Reich der Phantasie betreten worden. Der Stoff des Figaro war einem zeitgenössischen Lustspiele, der des Don Juan der Sage entlehnt, einer Sage, die man, wohl ohne Anwendung von Gewalt, als die Faustsage der romanischen Welt bezeichnet hat. Der Weg des Künstlers von der Wirklichkeit zur Sage führt in gerader Fortsetzung in das Märchenreich zurück. Ihm entstammen die Gestalten der Zauberflöte.

Uns Deutschen ist es eine längst vertraute und lieb gewordne Vorstellung, daß sich in der traumhaften Wunderwelt des Märchens die ursprünglichsten, heimlichsten Bilder der Volksseele wiederspiegeln. Als sich Mozarts Künstlerhand des Märchenstoffes der Zauberflöte bemächtigte, war die Vereinigung der beiden Ströme vollzogen, mit deren Bilde wir versucht haben uns die Entwicklung der Tonkunst aus dem Elemente der Form und aus dem der Empfindung zu veranschaulichen. Und gleichzeitig hatte Mozarts Eigentümlichkeit den höchsten und freiesten Raum für ihre Entfaltung gewonnen.

Es wird gut sein, vor weiterm Eingehen auf die Zauberflöte die herkömmliche Auffassung von dem Verhältnis zwischen Musik und Text in Mozarts Opern kurz ins Auge zu fassen.

Die Masse des Publikums ist auch in dieser Frage schnell mit ihrem Urteil fertig. Ohne Rücksicht auf den lauten Widerspruch ihres ganzen Wesens wird die Oper in den Begriff des einheitlichen Kunstwerks hineingezwängt und alles Ernstes als ein „Drama mit Musik" genossen und beurteilt. Was auf der Bühne vorgeht, ist die Hauptsache, das Auge das Organ, mit dem das Werk hauptsächlich wahrgenommen wird. „Sie sitzen schon mit hochgezognen Brauen gelassen da und möchten gern erstaunen." Das arme Ohr ist gerade gut genug, die auf der Bühne gesungnen Worte in Empfang zu nehmen und nach Erhebung eines billigen Entgelts für die Weiterbeförderung, den das stumpfe Organ den eindringenden Gesängen in Gestalt eines unbestimmten Kitzels abnimmt, sie ihrem vermeintlichen Bestimmungsorte, dem Verstande, zuzuführen. Von der eigentlichen musikalischen Verrichtung des Gehörwerkzeugs, dem Aufnehmen und Festhalten der Tonfolge und des Akkords als der musikalischen Linie und Farbe, die zusammen das Tonbild herstellen, von solcher Verrichtung bleibt die Mehrzahl der Opernbesucher gänzlich unangefochten. Kein Wunder, wenn das Beste, was sie von Mozarts Opern zu sagen wissen, auf die stereotype Bemerkung hinausläuft: die Musik ist ja sehr nett; wenn nur die Texte nicht so albern wären.

Denn das ist freilich mit Händen zu greifen, daß einunddieselbe Handlung in wesentlich verschiedne Formen gegossen werden muß, wenn sie den Stoff eines Dramas bilden, und wenn sie die Unterlage zu der Komposition eines Tonwerks hergeben soll. Wem daher die Möglichkeit des letztern Zwecks: die selbständige, insbesondre vom Drama unabhängige Bedeutung der Oper als einer nicht poetischen, sondern musikalischen Kunstform überhaupt noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, der muß sicherlich, indem er an den Operntext den Maßstab einer dramatischen Dichtung anlegt, im Ganzen wie in den Einzelheiten zu wunderlichen Ergebnissen gelangen. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, daß die Erfordernisse eines Dramas und eines Operulibrettos in weitem Umfange von gegensätzlicher Beschaffenheit sind. Wir begnügen uns mit der bescheidnern Feststellung, daß beide ihrem Wesen nach nicht gleich sein können; sowenig wie dramatische Dichtung und Musik gleich sind. Wo sich immer die Musik mit der Poesie verbindet, wird sie sich mit Vorliebe dem Gebiete der Lyrik zuwenden; denn aus der Einzelempfindung schöpft Musik wie Lyrik ihre letzte Kraft. So auch umgekehrt: wo die besondern Bedürfnisse des Dramas am vollsten befriedigt sind, ist jeder Gedanke an eine Steigerung des Eindrucks durch eine musikalische Begleitung ausgeschlossen. Wenn in der ersten Szene des Faust der Held den tötlichen Trank zum Munde führt, so möchten wir die Worte, die ihn Goethe sprechen läßt, weder in einer Mozartschen, noch in einer Wagnerschen Tonweise gesungen hören. Keine Szene dieses Stücks vollends würde sich einem Kompositionsversuche gegenüber spröder verhalten als gerade sein dramatischer Höhepunkt: der Zweikampf Fausts mit Valentin. Und wes-

halb endlich hat noch keinen Musiker die Aufgabe gereizt, Shakespeares Königsdramen, seinen Lear, seinen Hamlet, seinen Julius Cäsar oder etwa Schillers Wallenstein in Musik zu setzen? da doch nach der Meinung des Publikums ein „gediegner Text" für den Komponisten den höchsten Wert besitzen muß?

In Figaros Hochzeit ist der Text unter dem Gesichtspunkte der musikalischen Anforderungen so ungünstig gewählt wie nur möglich. Eine satirische Sittenkomödie mit politischer Tendenz. Ich erkläre mir das Wagnis ihrer Komposition aus dem überschäumenden Kraftgefühl und dem unbezähmbaren Schaffensdrange des dreißigjährigen Mozart. Solcher Begabung in solchem Alter konnte die Wahl des Stoffs nebensächlich erscheinen. Ihr genügte jeder Gegenstand, der den Geist und durch seine Vermittlung die musikalische Einbildungskraft anregte. War er nicht dankbar für eine musikalische Behandlung, um so verlockender mochte einer grenzenlosen Genialität die Aufgabe erscheinen, die Gesetze ihrer Kunst dem Widerstrebenden aufzuerlegen. Es ist bekannt, wie verändert Beaumarchais Gestalten aus dem Stahlbade der Mozartschen Komposition hervorgegangen sind. Von Lyrik, dem, wie wir gesehen haben, unentbehrlichen Element der Oper, ist in dem Lustspiel des Franzosen keine Spur zu finden. In Mozarts Oper fällt der Wiederschein des lyrisch ernsten Charakters der Gräfin nicht auf die Gestalten Susannens und Cherubins, sondern in hervortretenden Zügen auch auf die Figaros und des Grafen. Ja die Hoheit dieser Gestalt bannt in dem erhebenden Schlußchor selbst die komischen Figuren in ihren Kreis und wird so thatsächlich zum Mittelpunkt und Schwerpunkt des Stückes, ohne den seine ausgelassene Handlung in ein unkünstlerisches Chaos auseinanderfallen würde. Und wodurch ist diese Überlegenheit der Oper über das Lustspiel „Figaros Hochzeit" erreicht? Da Pontes Textbuch mit seinen mittelmäßigen Reimen steht ganz gewiß nicht über, sondern unter Beaumarchais Prosa. Wenn also trotzdem die Charaktere der Oper vertieft und plastischer geworden sind, so können das einzig und allein die Tonweisen bewirkt haben, die sich wie Schwingen an die Reden der handelnden Personen heften und sie in die Region einer höhern Schönheit entführen.

Wie sollen wir uns aber diesen Vorgang denken? Muß nicht das höchste Maß, das der Komponist in der Kunst der Charakterisirung erreichen kann, in der getreuen Auffassung und musikalischen Wiedergabe der von dem Verfasser des Textes gezeichneten Charakterbilder gesucht werden? Wie verträgt sich denn damit die souveräne Umgestaltung dieser Bilder, die ich Mozarts Melodien zuschreibe?

Die Auflösung des scheinbaren Widerspruchs liegt in der gänzlichen Verkehrtheit der in dem vorstehenden Einwurfe zum Wort gelangenden Meinung. Je sklavischer der Komponist den Einzelheiten seines Textes nachhängt, je gebundner er folglich arbeitet, um so spärlicher wird ihm der Quell der musikalischen Erfindung fließen. Je mehr er dagegen die Textdichtung als Ganzes

auf sich wirken läßt, um so lebensvoller wird sich ihr Abbild in seiner Phantasie gestalten. Gewiß wird dieses Abbild in dem Maße neu und eigenartig ausfallen, wie die Individualität des aufnehmenden Subjekts, des Komponisten also, eine ausgeprägte und selbständige ist. Wenn aber dann in dem neuen Werke, der Oper, die einzelnen Charaktere veränderte Züge aufweisen, so werden sie darum sicher nicht weniger aus einem Gusse geformt sein; und was sie an genauer Übereinstimmung mit den ursprünglichen Charakteren des Textes eingebüßt haben, wird niemand gegen den Vorzug eintauschen wollen, daß sie die Werkstatt des Komponisten nicht als musikalische Abstraktionen, sondern als lebendige, vollsaftige Gebilde verlassen haben. Es liegt zwischen solcher Komposition und der, die ich als sklavische Nachbildung bezeichnet habe, dasselbe Wertverhältnis vor wie zwischen einem von Meisterhand gemalten Porträt und einer wenn auch noch so vortrefflichen Photographie. Das Wertverhältnis zwischen einer Dichtung und der nach ihr verfaßten Oper aber hängt ganz davon ab, ob der Dichter oder der Musiker der größere Künstler war. Beaumarchais war im Gebiete des Lustspiels nicht, was Mozart auf dem der Musik ist. Darum hat sich nicht das Lustspiel, sondern die Oper „Figaros Hochzeit" lebensfähig erhalten. In Bellinis Romeo und Julia, in Gounods Margarete haben wir Beispiele des umgekehrten Verhältnisses: Shakespeare und Goethe werden ihre Komponisten überleben.

Aus dem Gesamteindrucke einer Dichtung also empfängt der Tonkünstler den Anreiz, ihr nun in ihm lebendes Bild in das Gewand seiner eignen Kunst zu kleiden. Er faßt den Entschluß, eine Oper, d. h. einen zusammenhängenden Tonsatz zu schreiben, dem die Dichtung, wie ich es schon einmal ausgedrückt habe, als Unterlage dient. Nun erst entsteht nach der theoretisch richtigen Reihenfolge das Textbuch oder Libretto. Es wird regelmäßig schon unter beständiger Rücksicht auf die Bedürfnisse der musikalischen Einkleidung ausgearbeitet, gleichviel ob der Musiker seine Abfassung selbst in die Hand nimmt oder mit einem „Fachmann" in Verbindung tritt. In beiden Fällen vermag die Verteilung der ursprünglichen Dichtung in Gesangstücke nicht mehr dem Musiker die Charaktere einzugeben. Diese standen schon wenigstens in den Umrissen fertig vor seinem Künstlerauge, als der Gedanke, die Oper zu schreiben, zum Entschluß reifte. Also die Dichtung ist das erste, die Komposition das zweite, das Libretto das dritte. Die Fabel, mit Einschluß der Charaktere, wie sie in ihr erscheinen, gehört dem Verfasser des dramatischen oder sonstigen Originalwerks, die Worte des Textbuchs gehören dem Librettoschreiber — der mit dem Komponisten oder auch mit dem Dichter eine Person sein kann —, die Oper als musikalisches Ganze — und ein andres Ganze ist die Oper nicht — gehört einschließlich der musikalischen Charaktere dem Komponisten. Man spricht nicht von da Pontes, sondern von Mozarts Don Juan, wie von Rafaels Madonnen oder von Goethes Faust; und dieser Sprachgebrauch hat Recht.

Kaum einem der mir bekannten Operntexte gegenüber ist die Unterscheidung zwischen dem Stoffe selbst und seiner zum Operntexte zugeschnittnen Gestalt so notwendig, aber auch so leicht wie gegenüber dem wunderlichen Text der Zauberflöte. Nur muß man, um zu der richtigen Unterscheidung zu gelangen, die zufällige Komplikation aus dem Spiele lassen, daß Schikaneder während der Bearbeitung die ihm ursprünglich vorliegende Handlung willkürlich veränderte. In ihr war Sarastro der mächtige Zauberer und Herrscher im Reiche der Nacht; die ihrer Tochter beraubte Mutter und der von ihr gerettete Königssohn Tamino standen ihm als Vertreter des Lichts, des guten Prinzips gegenüber. Mit einer höfischen Verbeugung vor Kaiser Joseph dem Zweiten, seinem aufgeklärten Absolutismus und seinem Freimaurertum stutzte Schikaneder den bösen Unhold Sarastro zu dem „göttlichen Weisen" der Oper zurecht, in dessen Gestalt die Züge des ägyptischen Isispriesters mit denen des Großmeisters einer modernen Freimaurerloge zu einem barocken Gesamtbilde zusammenfließen. Sollte dann wenigstens der Grundgedanke der Fabel, der Sieg des Lichts über die Finsternis, die brutale Umformungsprozedur überleben, so mußte notwendig die hilfesuchende Mutter die umgekehrte Verwandlung in die rachesinnende Nachtgöttin durchmachen. Das Mechanische der ganzen Operation tritt stellenweise in auffallenden Widersprüchen zu Tage. Daß Tamino der Königin der Nacht gegenüber sowohl sein Gelübde wie die Pflicht der Dankbarkeit für seine Lebensrettung verletzt, wird ebenso wenig gerechtfertigt, wie die gewaltthätige Entführung Paminens durch Sarastro und seine Weigerung, sie der Mutter zurückzugeben.

Sehen wir aber von der willkürlichen Umgestaltung des Textes durch Schikaneder ab, so gewinnen wir als reinen Vergleichsgegenstand ein tiefsinniges Märchen einerseits und seine Einkleidung in die seichten Verse eines mittelmäßigen Litteraten der Aufklärungsperiode andrerseits. So verstanden, erscheint dann in der That die Unterscheidung zwischen der Fabel und dem Libretto ebenso leicht wie notwendig. Die von dem Libretto der Fabel entlehnten Charaktere sind durchaus in den allgemeinen Umrissen gehalten und mit den phantastischen Zuthaten ausgestattet, die dem Märchen eigentümlich sind. Der zur Befreiung einer geraubten Schönen auszichende Königssohn und der im Walde hausende weltfremde Vogelfänger mit der Lockpfeife, selbst ein Mittelding zwischen Vogel und Mensch, beide umgeben von bösen und guten Genien, die plötzlich erscheinen und verschwinden, im Hintergrunde der männliche und der weibliche Zauberer, die als freundliche und feindliche Schicksalsmächte den Helden in ihren Kreis zu ziehen suchen — sie alle sind uns von unsrer Kindheit her bekannte Gestalten. Die Bedeutung dieses in den verschiedensten Verkleidungen wiederkehrenden Märchenvorwurfs ist längst gewürdigt. Wir sehen das Spiegelbild des Menschenlebens in der Kindesseele des Volks. Das Märchen setzt die in unserm Innern streitenden Kräfte, deren Auseinandersetzung unter

sich und mit den uns umdrängenden Außendingen den Inhalt unsers Lebens bildet, außerhalb von uns und personifizirt sie. Es sieht sie als selbständige Wesen plastisch vor sich und stellt sie so vor uns hin. Als Dichtung des Volkes gleicht auch hierin das Märchen nur den großen Dichtungen größter Dichter, die ja diesen Ehrennamen selbst nur um deswillen tragen, weil sich die Anschauung ihres Volks in ihrer Anschauung verdichtet und in ihren Werken Gestalt gewonnen hat. „Im Geistigen wie im Physischen hat die Natur nur einen höchsten Prozeß: den der Verdichtung," sagt der schon einmal genannte Hebbel. Tasso und Antonio in Goethes Drama als Verkörperungen der beiden Seiten im Wesen des Dichters, die zur Zeit der Entstehung des Stückes mit einander im Kampfe lagen, sind in der neuern Litteratur das bekannteste Beispiel für jene Art von Verdichtung, d. h. Vergegenständlichung innerer Vorgänge, die wir so oft auch im Märchen finden. Aber die unwillkürliche Neigung großer Dichter, die Zwiespältigkeit ihrer eignen Sinnesart, die in jedem Erdensohne zusammengeschmiedete Doppelgestalt des geistigen und des natürlichen Menschen auf die einfachste und deutlichste Weise darzustellen, indem sie beide Seiten personifiziren und ihren Helden sei es genußfrohe, sei es positiv thätige, stets aber beschränkte Verstandesmenschen an die Seite oder gegenüber stellen, diese Neigung scheint immer wiederzukehren. Wir finden sie in der Heraklessage und in Homers Odyssee wie in Goethes Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meister. Don Quixote und Sancho Pansa, Don Juan und Leporello, Prinz Heinrich und Falstaff, Götz und Weislingen bezeichnen im wesentlichen den gleichen Gegensatz. An keinem dieser Paare tritt er reiner in die Erscheinung, als an Tamino und Papageno. Während Tamino die Probe des Fastens und Schweigens durchmacht, fragt Papageno die beiden Priester, die seinem Herrn Mut zusprechen, ob Rede, Speise und Trank auch ihm versagt seien. Nur wenn er wie Tamino in den Kreis der Eingeweihten aufgenommen werden wolle, lautet die Antwort. Papageno ist keinen Augenblick im Zweifel, wofür er sich entscheiden soll. Den Kreis der Eingeweihten kennt er nicht; aber von Speise und Trank hat er sehr deutliche Vorstellungen. Es ist besser so für ihn — und für den Kreis der Eingeweihten. Das ganze Geschöpf in seinem Federkleide ist die denkbar naivste, lebendigste und liebenswürdigste Darstellung des Sinnenmenschen. Der schalkhafte Übermut der Unschuld hat sie geschaffen. Auch seine Liebesepisode steht im folgerichtigsten Gegensatze zu der des Helden der Handlung. In Tamino entsteht die Liebe beim Anblick des Bildes Paminens. Er liebt also individuell, wie denn dem wachen, nicht im tierischen Schlafe dahinlebenden Menschen eine andre Empfindung jenes Namens nicht beschieden ist. In Tamino wird diese Liebe zur Kraft, die ihn fortan beherrscht und zur Überwindung der härtesten Prüfungen stählt. Papageno liebt als reine Kreatur, ohne einen bestimmten Gegenstand seiner Neigung. Ein unbegrenztes Verlangen nach einer holden Gefährtin

seines Daseins treibt ihn umher, und ohne irgend welche Anstrengung oder auch nur Thätigkeit erlangt er sein Glück. Er hat Papagena nie zuvor gesehen und weiß nichts von ihr; er fühlt bei ihrem Anblick nur: das ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Sie ist in der That, was auch ihr Name bezeichnet, nur die weibliche Ergänzung Papagenos, mehr Gattungswesen als Individuum. Die luftige Körperlichkeit beider vervollständigt das Bild des an keine Persönlichkeit gebundnen frei umherflatternden Naturtriebes.

Menschen vom Schlage Mozarts bestätigen in geistigen Dingen dieselbe Schärfe der Unterscheidung, die in Bezug auf Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung an Naturvölkern und an allen von Berufs wegen im Freien lebenden Menschen, wie Landwirten, Förstern, Seeleuten, Soldaten, beobachtet wird. Die ursprüngliche Fabel der Zauberflöte, das echte Metall ihres symbolischen Gehalts, wirkte auf Mozarts empfänglichen, unverbildeten Sinn durch die Verballhornung des Schikanederschen Textes hindurch mit mächtiger Anziehungskraft. Die kindliche Einfalt des Märchens begegnete einem verwandten Zuge in der Seele des Komponisten. Dies ist die Wahrheit an dem einmal aufgestellten und immer wieder gedankenlos nachgesprochnen Satze von der „albernen" Handlung der Zauberflöte, die nur durch Mozarts Musik „in das Reich des Ideals emporgehoben" werde. Woher denn in aller Welt der zündende Funke der Gestaltungslust in die Brust des Meisters gefallen sein soll, wenn nicht aus dem Eindruck eben jener angeblich albernen Handlung — bis zu solchen doch wahrlich naheliegenden Erwägungen pflegen die Nachtreter jener Weisheit ihre Gedankengänge nicht auszudehnen. Die Kunstgeschichte kennt Beispiele genug davon, daß sich große Künstler an unbedeutenden Stoffen versucht haben; immer aber fallen diese Versuche in die Periode ihrer Lehrjahre. Sie wird ja gerade im Leben ungewöhnlicher Menschen besonders häufig durch derartige Irrungen gekennzeichnet; und ganz allgemein darf man sagen, daß die Bedeutung der Gegenstände, von denen sich jemand innerlich erfüllen läßt, den zuverlässigsten Maßstab für den Grad seiner Reife abgiebt. In der Beleuchtung dieses Satzes aber enthüllt sich uns der ganze Widersinn der Annahme, daß sich ein auf der Höhe des Schaffens stehender Künstler eines schalen Stoffes mit Hingebung bemächtigen und ein unvergängliches Kunstwerk aus ihm formen könnte. Denn so stellt sich die Frage in Betreff der Zauberflöte. Ich habe soeben den Ausdruck Hingebung gebraucht, und wer die völlige seelische Hingebung Mozarts an sein letztes Bühnenwerk nicht aus dessen Tonweisen heraushört, der darf wohl an die bekannte Thatsache erinnert werden, daß der Künstler während der Komposition der Priesterchöre von wiederholten Ohnmachten befallen wurde. Die tiefgehende Ähnlichkeit zwischen den Gesetzen der leiblichen und der geistigen Zeugung bildet ja heutzutage den Gegenstand einer stetig vordringenden Forschung. Hier sehen wir, wie eine

in ihrer Einfachheit und Tiefe vielleicht ohnegleichen daſtehende künſtleriſche Hervorbringung ſich von dem ſchaffenden Organismus unter vollſtändig wehenartigen Erſchütterungen losringt. Kein Gedanke aber an derartige Erſcheinungen, wo nicht der Künſtler mit ſeinem Stoffe verwachſen iſt, wo vielmehr eine blinde Laune oder der Zwang äußerer Umſtände ſeine Wahl beſtimmt haben.

Und ſo ſei es denn noch einmal geſagt: wenn die Kompoſition der Zauberflöte auf Mozarts Seite ein Fehlgriff war, dann hat er noch am Abſchluſſe im Scheitelpunkte ſeiner Entwicklung eine Unzuverläſſigkeit des Inſtinkts bewieſen, die weit weniger genialen Künſtlern beim Eintritt in die Jahre der Reife nicht mehr angehaftet hat. Im Scheitelpunkte ſeiner Entwicklung; zu dieſer Behauptung, von der ſie ausgegangen iſt, kehrt unſre Betrachtung nunmehr zurück. Wenn auch die Entſtehung der Zauberflöte und Mozarts Tod in ſein fünfunddreißigſtes Lebensjahr fallen, im Hinblick auf ſein Schaffen kann von einem vorzeitigen Tode nicht geſprochen werden. Das oft gehörte Wort: was hätte dieſer oder jener Mann noch leiſten können, wenn er nicht ſo früh der Menſchheit entriſſen wäre! iſt an ſich nicht eben ſinnreich; auf Mozart angewandt iſt es vollkommen verfehlt. Wenn von irgend einem Künſtler, ſo gilt von ihm, daß er alles geſpendet hat, was er empfangen hatte. Wer Mozarts Schaffen auch nur oberflächlich überblickt, wird den Eindruck nicht abweiſen können, daß dieſer unvergleichlich reichen Natur dennoch wie wenigen das beneidenswerte Glück beſchieden geweſen iſt, ſich in ihren Werken ganz auszugeben. Die aber von Mozarts Eigenart eine lebendige Anſchauung haben, werden mir insbeſondre darin zuſtimmen, daß er in der Zauberflöte ſein Letztes hergegeben hat. Das Letzte und das Beſte ſeiner Kunſt. Eine ſchönere und reinere Sprache, als ihnen in dieſem Werke verliehen iſt, konnte weder Mozart ſelbſt noch ein andrer die Töne lehren. Wohl ſtand der Muſik noch eine ausgedehnte Entwicklung in einer neuen Richtung bevor. Aber Mozart hätte eine weite Strecke des hinter ihm liegenden Anſtiegs zurückgehen müſſen, um den Weg zu dieſer neuen Richtung einzuſchlagen. Er hatte die Zauberflöte geſchaffen; er durfte ſterben.

Der Leſer kennt den Ausſpruch, daß Mozarts Muſik ein Lächeln unter Thränen ſei. In ſeiner Kürze bezeichnet er, wenn auch nicht den Umfang dieſer das ganze Gebiet ihrer Kunſt umſpannenden Individualität, ſo doch nach meinem Empfinden den beherrſchenden Zug in ihrem Bilde. Dem großen Publikum und dem hier einmal mit ihm übereinſtimmenden Rembrandt-Deutſchen gilt als dieſer Zug die ſonnige Heiterkeit. Aber den Verfaſſer des Rembrandtbuches, der unter dem Geſichtspunkte des heitern Glanzes mit Recht die Mozartſche und die Haydnſche Muſik neben einander ſtellt, hätte ſchon dieſe Zuſammenſtellung darauf führen ſollen, daß ſeine Anſicht von dem größten muſikaliſchen Genius einſeitig iſt. Mozart wäre nicht Mozart, wenn ſich ſeine Kunſt am

höchsten in einer Eigenschaft entfaltete, in der ihn Josef Haydn eher übertrifft als erreicht. Andre haben Mozarts Stärke in der spielenden Bewältigung umfassender und verwickelter Tongebilde gefunden, und sicherlich offenbart sich in manchen Ensemblesätzen seiner Opern wie in dem bekannten Finale der C-dur-Sinfonie eine napoleonische Verbindung größter Deutlichkeit mit größter Schnelligkeit einer Massenbewegung. Es ist nicht anders: auf den verschiedensten Gebieten weist doch das Genie dieselben Grundlinien des innern Baues auf. So fehlt auch jener Imperatorenzug in dem Bilde keines großen Künstlers. Unter den Musikern tragen ihn wie Mozart so Händel, Bach, Gluck, Beethoven und Wagner mehr oder weniger ausgeprägt an sich. Schiller, dessen Gedichte „Das Glück“ und „Der Genius“ seinem Volke als schönster Leitfaden zum Verständnis echter Größe dienen würden, wenn es die herrlichen Gedanken in ihrer mythologischen Verkleidung zu erkennen vermöchte, Schiller, der von solchen Dingen als ein Wissender, weil mit der Sehergabe des Dichters spricht, läßt nicht von ungefähr den Vater der Menschen und Götter seinen Lieblingen auch die herrschaftgebende Binde um die Stirn flechten. Wie aber in Schillers Gedicht diese Binde nur eines unter vielen Attributen des Helden ist, so ist auch in dem Bilde Mozarts die Gabe der Auseinandersetzung und Verknüpfung, der ruhigen Leitung lebhaft bewegter Figuren nur eine unter vielen Ausstrahlungen der einen und unteilbaren Schaffenskraft. Und ebenso verhält es sich mit andern Zügen, die andern als die hervorstechendsten erscheinen. Der Tautropfen bleibt derselbe, wenn auch sein Farbenspiel mit dem Standpunkte des Beschauers wechselt.

Mögen aber die Elemente der Schaffenskraft noch so einfach sein und sich gleichbleiben, so wird doch darum nicht weniger die Gesamtthätigkeit jedes Meisters der Kunst — und nicht bloß der Kunst — durch eine persönliche Färbung oder Grundstimmung gekennzeichnet. Auf diese Grundstimmung der Mozartschen Musik bezog es sich, wenn ich vorhin sagte, daß sie am treffendsten mit einem Lächeln unter Thränen verglichen worden sei. Wenn Mozart sein Bestes giebt, wenn er ganz er selbst ist, dann spricht aus seiner Musik eine Heiterkeit, der wir uns gern gefangen geben, weil sie nirgends versucht, uns über die Schmerzen des Erdendaseins hinwegzutäuschen, sondern allen Schmerz in sich aufgenommen und aufgelöst hat. Wenn diese Tonweisen in unaufhaltsamer Bewegung an uns vorüberziehen, so führen sie uns samt unsern Freuden und unsrer Trauer mit sich fort auf eine lichte Höhe; und wir empfinden die befreiende Wirkung des Anblicks unvergänglicher Kräfte in ihrer Überlegenheit über den lästigen Druck der vergänglichen Schranken alles Einzellebens.

Frau Jenny Treibel

ie neueste Schöpfung (oder sollen wir sagen Arbeit?) des greisen Theodor Fontane: Frau Jenny Treibel, Roman aus der Berliner Gesellschaft (Berlin, F. Fontane und Kompagnie) ist nach jeder Richtung hin ein Buch, des Lesens, des Nachdenkens und der Erörterung wert, ein Roman, der, was Schärfe des Blicks, Fülle der Beobachtung, Reife des Urteils, Mannichfaltigkeit des gespiegelten Lebens anlangt, wohl ein Meisterwerk genannt zu werden verdient, ein Lebensbild, dessen Treue nicht in Zweifel gezogen werden kann, wie es auch um seine poetische Wirkung stehen mag. Der Roman hat vor den Elendsschilderungen und den Genialitätsfratzen, die jetzt Mode sind, wenigstens das voraus, daß er seine Gestalten und Situationen Lebenskreisen abgewinnt, aus denen nach der Versicherung jüngster Ästhetiker nichts mehr zu holen ist, und daß er schlicht und ruhig die wunderlichen Verhältnisse darlegt, aus denen sich eine Art von Handlung und jedenfalls eine Reihe fesselnder Vorgänge ergiebt.

Wenn man will, kann man sagen, daß in diesem Berliner Gesellschaftsroman nichts weiter vorgehe als zwei Verlobungen einer Berliner Gymnasialprofessorstochter, von denen die eine still erwürgt und begraben wird, während die andre zur Heirat führt. Mit einem Diner, das die erste Verlobung vorbereitet, beginnt, mit einem Hochzeitsessen im Englischen Hause schließt der Roman, und dazwischen liegen nicht Mord noch Selbstmord, nicht Bankerott noch Verbrechen, nicht gewaltsame noch unheimliche Szenen, sondern lauter Alltäglichkeiten: ein gelehrtes Kränzchen im Hause des Gymnasialprofessors, ein paar Unterredungen zwischen dem alten und dem jungen Ehepaar Treibel, ein Ritt nach Treptow, eine Partie nach Halensee, einige Geständnisse der Professorstochter an die alte Haushälterin ihres Vaters, eine Auseinandersetzung zwischen Mutter und Sohn, zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter, zwischen der Titelheldin, ihrem Jugendfreunde und dessen Tochter, der Besuch eines neuernannten Oberlehrers bei seinem Onkel, eine Auseinandersetzung eines Vetters mit seiner von ihm geliebten Cousine — und doch ist eine Fülle von Menschenschicksal, eine bunte Musterkarte gut angelegter und durchgeführter Gestalten, eine außerordentliche Kenntnis des äußern und innern

Lebens der Reichshauptstadt in allen gesellschaftlichen Schichten in den paar hundert Seiten zusammengedrängt. Es würde nicht leicht sein, in dem Stil der Überschriften altitalienischer Novellen eine Aufzählung des Hauptinhalts zu geben.

Gleich im ersten Kapitel stellt sich die Titelheldin dar, Frau Kommerzienrat Jenny Treibel geborne Bürstenbinder, die nur in die Adlerstraße, wo der Materialwarenladen ihres Vaters gelegen hat, zurückkehrt, um Fräulein Corinna Schmidt, die Tochter ihres alten Anbeters Professor Wilibald Schmidt, zu einem Diner in der Villa Treibel einzuladen und bei dieser Gelegenheit kundzugeben, daß sie im Gegensatz zu der heutigen jungen Welt noch immer den Sinn für das Ideale bewahrt habe. „Wenn mir nicht der Himmel, dem ich dafür danke, das Herz für das Poetische gegeben hätte, was, wenn es mal in einem lebt, nicht wieder auszurotten ist, so hätte ich nichts gelernt und wüßte nichts. Aber, Gott sei Dank, ich habe mich an Gedichten herangebildet, und wenn man viele davon auswendig weiß, so weiß man doch manches. Und daß es so ist, sieh, das verdanke ich nächst Gott, der es in meine Seele pflanzte, deinem Vater. Der hat das Blümlein groß gezogen, das sonst drüben in dem Ladengeschäft unter all den prosaischen Menschen verkümmert wäre." Sie deklamirt: „Ach, meine liebe Corinna, glaube mir, kleine Verhältnisse, das ist das, was allein glücklich macht." Aber sie sitzt breit und fest in ihrer Villa zwischen der Köpnicker Straße und der Spree und kann es nicht verwinden, daß ihr Gatte bei der Anlage des Hauses nicht für einen Nebeneingang gesorgt hat „für Küchenjungen und derart Leute," sie thront bei ihren vortrefflichen Diners nicht nur im Brokatkleide und mit Diamantohrringen, sondern auch mit aller Sicherheit und Liebenswürdigkeit einer gebornen Millionärin. Sie läßt sich beim Kaffee zum Vortrag ihrer Lieder auffordern und singt mit dünner Stimme und sentimentalem Ausdruck ein Lied, ihr Lied, das Wilibald Schmidt vor dreißig und mehr Jahren an sie gedichtet hat:

Geben, nehmen, nehmen, geben,
Und dein Haar umspielt der Wind,
Ach, nur das, nur das ist Leben,
Wo sich Herz zum Herzen find't!

Sie empört sich über die anmaßliche Tugend und Reinlichkeit ihrer Hamburger Schwiegertochter, sie betrübt sich über die mangelnde Genialität ihrer Söhne, aber alles, alles ist Schein und Phrase. Sie schmeichelt der anmutigen und klugen Corinna Schmidt und täuscht diese zwar nicht vollständig über ihren Charakter, aber flößt ihr doch den Mut zu der Erwartung ein, sie, die sentimentale Kommerzienrätin, zur Schwiegermutter erobern zu können. Denn Fräulein Corinna Schmidt ist zwar von Haus aus eine prächtige Natur, nach dem frühen Verlust der Mutter neben einem allzu zärtlichen Vater in zu

großer Unabhängigkeit erwachsen, emanzipirt, aber doch nicht im schlechten Sinne, gut gebildet, nicht verbildet, sie ist heiter ohne Albernheit, selbstbewußt ohne Überhebung, leider trotz aller dieser guten Seiten von der schlimmsten Krankheit der Zeit, dem Hang zum Wohlleben, zum äußerlichen Luxus ergriffen. Sie verkehrt mit so vielen reichen Leuten, daß ihr gleichsam unwillkürlich die Äußerlichkeiten ihres behaglich bürgerlichen Daseins widerwärtig geworden sind. „Ich halt es mehr mit Bonwitt und Littauer als mit einer kleinen Schneiderin, die schon um acht Uhr früh kommt und eine merkwürdige Hof- und Hinterstubenatmosphäre mit ins Haus bringt und zum zweiten Frühstück ein Brötchen mit Schlackwurst und vielleicht auch einen Gilka kriegt." Sie weiß sehr gut, daß ihr Vetter, der Oberlehrer Marcell Wedderkopp, eine ehrliche warme Neigung für sie hegt und für sich kein besseres Glück weiß, als sie zur Frau zu gewinnen, aber wie Marcell ganz richtig sagt: eine lichterlohe Leidenschaft kann er in ihr nicht entzünden. „Vielleicht ist sie solcher Leidenschaft nicht einmal fähig; aber wenn auch, wie soll ein Vetter seine Cousine zur Leidenschaft anstacheln? Das kommt gar nicht vor." Und so schlägt Fräulein Corinna, der natürlich Marcell Wedderkopp im Grunde viel mehr gilt, als der gutmütige aber schwache Leopold Treibel, die bescheidne Zukunftsaussicht in den Wind und jagt der Hoffnung auf eine Villa, eine Equipage und unbeschränkte Eleganz der Toilette nach. Ihr Vater, der alte Romantiker und vielseitige Philologe Wilibald Schmidt, weiß allerdings von vornherein ganz genau, wie die wunderliche Konstellation, unter der die Schicksale Marcells und Corinnas zu stehen scheinen, enden wird. Er ist der einzige, der die Treibels und jedenfalls seine Freundin und ehemalige Geliebte Jenny ganz genau kennt und mit unbarmherziger Kritik seinem Neffen Marcell erklärt: „Ich habe das Glück gehabt an mir selbst und zwar als Objekt und Opfer das Wesen meiner Freundin Jenny studiren zu können. Jenny Bürstenbinder, das ist ihr Vatersname, wie du vielleicht schon weißt, ist der Typus einer Bourgeoise. Es ist eine gefährliche Person und um so gefährlicher, als sies selbst nicht recht weiß und sich aufrichtig einbildet, ein gefühlvolles Herz und vor allem ein Herz „für das Höhere" zu haben. Aber sie hat nur ein Herz für das Ponderable, für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt, und für viel weniger als eine halbe Million giebt sie den Leopold nicht weg, die halbe Million mag herkommen, woher sie will. Und dieser arme Leopold selbst! So viel weißt du doch, der ist nicht der Mensch des Aufbäumens oder der Escapade nach Gretnagreen. Ich sage dir, Marcell, unter Brückner thun es Treibels nicht, und Koegel ist ihnen noch lieber. Denn je mehr es nach Hof schmeckt, desto besser. Sie liberalisiren und sentimentalisiren beständig, aber das ist alles Farce; wenn es gilt, Farbe zu bekennen, dann heißt es: Gold ist Trumpf, und weiter nichts."

Die Ereignisse geben dem gescheiten alten Herrn und behaglichen Egoisten

vollständig Recht. Zunächst bezaubert Corinna Schmidt „diesen armen Leopold" allerdings so, daß er bei der Rückkehr von einer Partie an den Halensee sich in aller Form mit ihr verlobt und ihr schwört, diesen Bund auch gegen den Widerstand seiner Mutter durchzufechten. Aber schon am Abend und als er seine Verlobung mit der Professorstochter erklärt, läßt die Kommerzienrätin jede Maske fallen. Man merkt, daß ihr nie auch nur im Traum der Einfall gekommen ist, ihr Sohn könne sich erkühnen, eine anmutige aber vermögenslose Frau ins Haus zu bringen. Sie, die eben noch zu sich selbst gesagt hat: „Kommerzienrätin, und immer wieder Kommerzienrätin. Es geht nun schon in das zehnte Jahr, und er rückt nicht höher hinauf trotz aller Anstrengungen. Und wenn es so bleibt, und es wird so bleiben, so weiß ich wirklich nicht, ob nicht das andre, das auf Kunst und Wissenschaft deutet, doch einen feinern Klang hat. Ja den hat es. Und mit den ewigen guten Verhältnissen! Ich kann doch auch nur eine Tasse Kaffee trinken, und wenn ich mich zu Bett lege, so kommt es darauf an, daß ich schlafe. Birkenmaser oder Nußbaum macht keinen Unterschied, aber Schlaf oder Nichtschlaf, das macht einen. Und auch die Kinder wären anders. Wenn ich die Corinna ansehe, das sprüht alles von Lust und Leben, und wenn sie bloß so macht, so steckt sie meine beiden Jungen in die Tasche. Mit Otto ist nicht viel, und mit Leopold ist gar nichts." Sie schäumt trotz alledem jetzt vor Erbitterung, nennt die Verlobung ihres Sohnes mit der vielbelobten Corinna einen Unsinn, einen Skandal, spricht von dem Undank Corinnas und von einer „gesellschaftlich heraufgezognen Person" und weiß auf einmal ganz genau, was die Fundamente sind, „die das Leben tragen, und ohne die es kein rechtes Glück giebt." Vergebens, daß ihr der eigne Gatte, der wackere Fabrikherr und Kommerzienrat Treibel, der sich ein Stück Herz, ein Stück unbefangnen gesunden Menschenverstandes ins Protzentum hinein gerettet hat, zu Gemüte führt: „Nimm dich in Acht, daß aus der bloß eingebildeten Blamage eine wirkliche wird. Du bist auf dem besten Wege, mich und dich in eine unsterbliche Lächerlichkeit hineinzubugsiren. Wer sind wir denn? Wir sind weder die Montmorencys, noch die Lusignans, wir sind auch nicht die Bismarcks oder die Arnims oder sonst was Märkisches von Adel, wir sind die Treibels, Blutlaugensalz und Eisenvitriol, und Du bist eine geborne Bürstenbinder aus der Adlerstraße. Bürstenbinder ist ganz gut, aber der erste Bürstenbinder kann unmöglich höher gestanden haben als der erste Schmidt. Und so bitt ich dich denn, Jenny, keine Übertreibungen." Aber die Frau Kommerzienrätin zeigt sich jeder Erwägung als der entscheidenden, daß Corinna keine halbe Million hat, völlig unzugänglich, und es ist das glänzendste Licht auf ihrem Charakterbilde, daß sie sich am nächsten Morgen in der Frühe hinsetzt und Fräulein Hildegard Munk aus Hamburg, die jüngere Schwester ihrer Schwiegertochter Helene, ins Haus Treibel lädt. Sie hat bis dahin über die „Hamburgerei" Helenens nur gespottet, hat sich

gegen deren Lieblingsgedanken, ihre junge Schwester mit dem Schwager Leopold zu verbinden, energisch gewehrt, hat erklärt, daß sie an einer solchen Schwiegertochter und einer solchen Enkelin gerade genug habe, und daß sie den armen Jungen, den Leopold, etwas passender als in der Familie Munk unterbringen möchte. Jetzt verbündet sie sich mit Helene gegen diese „schreckliche Person, diese Corinna" und stülpt dem Gemahl und dem Sohne ihren neuen Plan und die vernünftige Verbindung förmlich über den Kopf. Zwar irrt sie sich, wenn sie glaubt, daß sie Corinnas Vater „am Bändel" habe, und muß aus einer Redeschlacht im Hause des Professors, wo ihr Corinna mit berechtigtem Stolz entgegentritt, völlig geschlagen und ziemlich gedemütigt abziehen. Aber auch Corinna erfährt zur gerechten Strafe ihrer falschen Schätzung der Lebensgüter, daß Frau Jenny Treibel in der Burg ihrer Geldvergötterung so sicher und fest sitzt, wie ein Gläubiger in seinem Gottvertrauen.

Leopold Treibel ist ein viel zu wackrer junger Herr, um seinem gegebnen Wort untreu zu werden, und ein viel zu schwacher Pinsel, um seiner Mutter gegenüber zu einem Entschluß zu kommen. Er getraut sich nicht Corinna zu sehen und schreibt ihr nichtssagende Briefe, und sie — ist doch zu stolz, eine zu feine und ehrliche Natur, um alle Mittel anzuwenden, mit denen sie selbst den schwachen Mann festhalten könnte. Wie ihr Vater sagt: „Nach einer kurzen Abirrung ist ihr mit einemmale klar geworden, was es eigentlich heißt, wenn man mit zwei Familienporträts und einer väterlichen Bibliothek in eine reiche Familie hineinheiraten will. In eine Herzogsfamilie kann man allenfalls hineinkommen, in eine Bourgeoisfamilie nicht." Und da zum Glück Vetter Marcell, der kluge, brave und liebevolle, auf die Abirrung der Phantasie seiner schönen Base kein Gewicht legt, sich vielmehr von Herzen freut, daß sich Corinna auf sich selbst besinnt, Leopold abschreibt und damit natürlich zu ihm zurückkehrt, so giebt es am Ende eine fröhliche Hochzeit, die Neuvermählten reisen nach Oberitalien ab, und Frau Kommerzienrat Treibel samt Familie (Leopold natürlich ausgenommen) auch in pontificalibus, will sagen „mit dem Puffscheitel und den Diamantbommeln" (wie sich die den Chorus in diesem Familiendrama abgebende Haushälterin Schmidts, Frau Schmolke, ausdrückt) nimmt an dem glücklichen Abschluß der Sache huldvollst Anteil.

Die Meisterschaft Fontanes bewährt sich vor allem darin, wie er in diesen leichtgeschnitzten und einfachen Rahmen zwanglos eine Reihe von Gestalten hineingestellt hat, die fast alle Typen der mittlern Berliner Gesellschaft sind, alle mit großer Liebe und dabei doch mit einem Anflug von leiser und milder Ironie behandelt erscheinen. Frau Jenny Treibel allerdings fordert mit ihrer Herzenskälte, ihrem tief im Blute liegenden Protzentum und ihrer Selbstbelügung zur stärksten Satire heraus, allen übrigen Gestalten kommt ein gewisser Humor und die Billigkeit geistesreifer und lebensfrischer Altersanschauung zu gute. Das ganze Schmidtsche Haus und vor Vater und Tochter

noch die unbewußt verständige und überall den Nagel auf den Kopf treffende Frau Schmolke, eine humoristische Figur ersten Ranges, mit ihren steten Erinnerungen an ihren verstorbnen Gatten, den Schutzmann Schmolke, der gescheite und warmherzige Marcell Wedderkopp, dessen Oberlehrerbewußtsein durchaus nichts verletzendes und nichts beschränktes hat, und dem man eine noch warmblütigere Frau gönnen möchte, als er an Corinna gewinnt, die drei männlichen Treibels, Frau Helene Treibel, geborne Munk, die „sieben Waisen Griechenlands," die bei Schmidt Oberkrebse essen, Trarbacher trinken, und von denen wir auch die kennen lernen, die zufällig nicht da sind, selbst Episodenfiguren wie Fräulein Honig, der frühere Opernsänger und gegenwärtige Millionär Adolar Krola, der Leutnant a. D. Vogelsang und der Liverpooler Kaufmann Mr. Nelson stehen in voller Deutlichkeit vor uns. Und die Atmosphäre, in und aus der sie leben, wird mit wenigen sichern Strichen vor uns hingezaubert. Die Beobachtungsfülle und das Gruppirungstalent des Schriftstellers reichen sich die Hand, um ein scheinbar ganz absichtsloses Gebilde herzustellen, dessen Wirkung unbedingt gesichert ist.

Freilich läßt sich nicht verkennen, daß diese Wirkung eine doppelte, grundverschiedne sein kann. Denn der Gesamteindruck von „Frau Jenny Treibel" ist doch der einer Gesellschaft ohne Ideale, ohne Glauben, ohne tiefreichende Überzeugungen, die Philologen mit ihren Gesprächen über Schliemann und Mykenä, mit ihren Schulerinnerungen, ihren litterarischen Plaudereien sind die einzigen in ihr, die wirklich geistige über die Alltäglichkeit und den augenblicklichen Genuß hinausreichende Interessen haben. Man kann mit Wilibald Schmidt überzeugt sein, daß seinem Neffen und nunmehrigen Schwiegersohn Marcell die Universitätsprofessur künftig nicht fehlen wird. „Und sehen Sie, liebe Schmolke, das ist das, was ich eine gute Partie nenne." Man muß es auch wünschen, daß es so komme, denn wenn auch Corinna schließlich hat einsehen lernen, daß die Befriedigung ihres Sinns für Äußerlichkeiten „zu teuer erkauft werden kann," so wird sie doch ihren Gemahl vorwärts und in die Höhe drängen, und es ist jedenfalls ein Glück für ihn, daß er schon auf gutem Wege ist. Die auflackirten Nichtigkeiten, mit denen die meisten Menschen der hier gespiegelten Kreise ihre Tage verbringen, der Mangel an größern Gesinnungen und Zielen — wären es immerhin nur rein weltliche Ziele —, die seltsame Mischung von innerer Kälte und boshafter Nachrede über den Nächsten mit einem Restchen Gutmütigkeit wirkt auch in der halb ironischen, halb teilnehmenden Wiedergabe Fontanes nicht eben erquicklich. Man muß schon auf dem Standpunkte stehen, daß jede Wirklichkeit Befriedigung hervorbringe, um sich eines leisen Fröstelns erwehren zu können, das uns namentlich bei dem Nachklang, bei der letzten Szene im Englischen Hause überschleicht. Und dabei hegen wir nicht den leisesten Zweifel, daß Fontane der Mann ist, jeden Lichtstrahl, der ihm aus dieser Welt ins Auge fällt, mit besonderm

Wohlgefallen festzuhalten. Im großen und ganzen spürt man doch, daß nicht bloß bei Treibels Gold Trumpf ist.

Mit einem Schriftsteller, mit einem Dichter wie Fontane, der seine Entwicklung hinter sich hat und während dieser Entwicklung redlich bemüht gewesen ist, alles, was in ihm liegt, und wofür ihm die Natur den Blick und die innere Anziehungskraft gegeben hat, zur Vollendung zu bringen, läßt sich um Einzelnes schwer rechten. Der Weg, der von den Romanzen „Von der schönen Rosamunde“ über „Ellernklipp,“ „Grete Minde“ und „Vor dem Sturm“ bis zu diesen neuesten Berliner Romanen geführt hat, läßt sich mit Anteil, mit dem Gefühl verfolgen, daß es eine innere, künstlerische Notwendigkeit war und ist, die den Autor trieb. Die angeblichen Schüler des Meisters, die bei der „Adultera“ und „Frau Jenny Treibel“ anfangen, mögen nur zusehen, wie weit sie kommen. Aber selbst ein so ernster und talentvoller Schriftsteller wie Fontane entgeht auf diesem Wege den schlimmen Einflüssen der neuern Feuilletonschriftstellerei nicht. Die Berliner Dialektwendungen, die sich im Munde der Schmolke vortrefflich ausnehmen („Ich sage bloß, was Schmolke immer sagte: Manchen giebt es der liebe Gott im Schlaf. Du hast ganz unverantwortlich un beinahe schauderöse gehandelt un kriegst ihn nu doch. Du bist ein Glückskind!“ ruft sie Corinna zu, als die Verlobung mit Leopold Treibel gelöst und die mit Marcell Wedderkopp in Sicht ist) mögen unangefochten bleiben. Aber die Zitate, die litterarischen Anspielungen! Es ist schlechthin unerträglich, in einer doch leidlich objektiven Darstellung Sätze zu finden, wie etwa folgenden: „Wenn ihn (Leopold Treibel zu Roß auf dem Wege nach Treptow) dies im Sattelsein ohnehin schon an jedem Morgen erfreute, so besonders heut, wo die Vorgänge des vorausgegangnen Abends, am meisten aber die zwischen Mr. Nelson und Corinna geführten Gespräche noch stark in ihm nachwirkten, so stark, daß er mit dem ihm sonst wenig verwandten Ritter Karl von Eichenhorst wohl den gemeinschaftlichen Wunsch des Sich-Ruhe-Reitens in seinem Busen hegen durfte. Was ihm dabei equestrisch zur Verfügung stand, war freilich nichts weniger als ein Dänenroß voll Kraft und Feuer, sondern nur ein schon lange Zeit in der Manege gehender Gradibzer, dem etwas Extravagantes nicht zugemutet werden konnte.“ Wenn wir in diesen Stil voll litterarischer Anspielungen und Zitate*) zurückfallen wollen, so hätten wir bei Jean Paul bleiben und dabei etwas mehr Gemüt und quellenden Geist in Kauf bekommen können, als Jungberlin zu verspenden hat. Wir meinen dabei natürlich nur die von dem Erzähler selbst herbeigezognen Einfälle dieser Art; was sich im Munde der Gestalten findet, müssen wir ja unbeanstandet lassen, sind doch ein emeritirter Gymnasialdirektor, ein Professor vom Gymnasium zum heiligen Geist, drei Professoren vom Kur-

*) Und dazu die Sprache! Das Im-Sattel-sein! das Sich-Ruhe-Reiten! D. R.

fürstengymnasium, zwei Oberlehrer von einer höhern Töchterschule unter den Gestalten, den Kommerzienrat Treibel nicht mit gerechnet, der auch fürs Leben gern zitirt. Wir können Unrecht haben, aber wir meinen, die Grundstimmung, aus der „Grete Minde“ und „Vor dem Sturm“ hervorgingen, hätte derartige Geschmacklosigkeiten nicht gestattet.

Daß der Traum poetischer „Unsterblichkeit“ auf immer kürzere Fristen zusammenschrumpft, mag mit dem vielzitirten Ende des Jahrhunderts zusammenhängen, aber Geistreichigkeiten, die in zehn Jahren keiner mehr lesen kann, ohne den Mund bis an die Ohren zu verziehen, gönnen wir andern Schriftstellern, als dem prächtigen und tüchtigen Fontane. Im übrigen bleibt es gewiß: wenn einmal der Drang, bittere Wahrheiten zu sagen, die Lust an fröhlicherm Fabuliren verdrängt hat, so sind diese Wahrheiten der Menschengattung gegenüber am besten am Platze, der die Frau Kommerzienrätin Jenny Treibel angehört.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Ausstand der Bergleute geht uns von einem gut unterrichteten Mitarbeiter noch folgendes zu: Der Verfasser des Artikels in Nr. 5, dessen Bedenken gegen die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues ich teile, legt der ersten Hälfte seiner Ausführungen die Angaben der Bergbehörden zu Grunde. Um ein richtiges Urteil über das Ereignis zu gewinnen, müßte man aber auch den andern Teil hören. Das ist nun für den Fernstehenden einfach unmöglich. Beim großen Ausstand von 1889, wo sich der Kaiser persönlich der Bergleute annahm und die Zentrumspartei einerseits noch halb Oppositionspartei, andrerseits der Gefolgschaft der katholischen Bergleute noch sicher war und die Gelegenheit, die Partei der rheinischen Großindustriellen zu schwächen, willkommen hieß, da brachten die meisten großen Zeitungen die Beschwerden der Bergleute zur Kenntnis des Publikums. Diesmal waren die Streikenden von Gott und der Welt verlassen. Die Regierung hat eine Schwenkung halb rechts gemacht, die Zentrumspartei ist Regierungspartei geworden und ist außerdem empfindlich darüber, daß sich die heranwachsende „Kulturkampfjugend“ des Saarreviers nicht viel aus Pfarrern und Kaplänen macht, und so sind längere zusammenhängende Berichte, die den Verlauf der Sache im Sinne der Bergleute dargestellt hätten, in keinem den Ausstandsgebieten fernstehenden Blatte erschienen, nicht einmal im Vorwärts. Erst später hat das Hauptorgan der Sozialdemokraten angefangen, seine Leser durch Abdruck längerer Berichte und Aktenstücke aus Blättern der beiden Ausstandsgebiete etwas genauer zu unterrichten. Weder ein ultramontaner noch ein sozialdemokratischer Abgeordneter hat diese Ausstandsgebiete besucht, um die Lage mit eignen Augen zu prüfen. Die spottbillige Berliner Morgenzeitung, die in 140000 Exemplaren in allen Teilen Deutschlands verbreitet ist und mit demokratischem Köder für die Deutschfreisinnigen fischt, hat eine

Anzahl interessanter Zuschriften von Bergleuten und Bergmannsfrauen gebracht. Darin wurde u. a. behauptet: die von der Bergbehörde angegebnen Löhne seien zwar im Oktober noch gezahlt worden, seitdem aber nicht mehr; außerdem werde der nominelle Schichtlohn durch allerlei Abzüge um durchschnittlich eine Mark vermindert. Eine Bergmannsfrau behauptete, und einige arbeiterfreundliche Berichte, die sich trotz grundsätzlich ablehnender Haltung in die Zentrumsorgane eingeschlichen hatten, bestätigten es, daß die Löhne, die nach der neuen Arbeitsordnung den Schleppern und Lehrhäuern gezahlt werden sollen, kaum zu dem Unterhalt hinreichten, und daß die Eltern durch diese ihren Kindern auferlegte Lohnkürzung der Möglichkeit beraubt würden, die Schulden zu bezahlen, die sie gemacht haben, solange die Kinder klein waren. Ein Bergwerksdirektor entgegnete dann in einer sehr unklaren Zuschrift an die Berliner Morgenzeitung, die Leute hätten die Bestimmungen über die Lehrhäuer mißverstanden. Über diesen Punkt sowie über die andern angefochtnen Bestimmungen der neuen Arbeitsordnung und über den Sinn der Völklinger Beschlüsse, deren Wortlaut ich gelesen habe, ins klare zu kommen, ist auf Grund des bis jetzt vorliegenden Materials rein unmöglich. Man wird also, ehe man ein abschließendes Urteil fällt, den weitern Verlauf der Dinge, der hoffentlich die vollständige Aufklärung bringen wird, abwarten müssen.

Einstweilen steht soviel fest, daß die allgemeine gedrückte Lage, die die untersten Schichten natürlich am stärksten empfinden, einen wesentlichen Anteil an dem unklugen Entschlusse der Bergleute gehabt hat. In der Reichstagssitzung am 14. Januar sagte der Sozialdemokrat Dreesbach u. a.: „Es ist bekannt geworden, daß Herr von Stumm beim Handelsminister vorstellig geworden sei und eine Herabsetzung der Preise der Kohlen um 50 Pfennige pro Tonne gewünscht habe, andernfalls könne sein Werk nicht mehr bestehen, und er müsse es von Neunkirchen nach Lothringen verlegen. (Hört! hört!) Der Handelsminister ist auf die Forderung zwar nicht eingegangen, hat aber eine Herabsetzung [des Preises] der Kokskohlen um 50 Pfennige bewilligt. Mit dieser Herabsetzung ging eine Herabsetzung der Arbeitslöhne Hand in Hand, und da erfolgte der Streik. (Abg. Bebel: Stumm Aufhetzer!)“ Widerspruch ist gegen diese Angabe nicht erhoben worden. Der Staatssekretär von Bötticher erwähnte sie in seiner darauffolgenden Rede nicht, wenigstens den Zeitungsberichten nach. Diese verzeichnen am Schlusse der Sitzung: „persönliche Bemerkungen der Abgeordneten von Stumm, Hitze, Dreesbach und Bebel“; hätte Herr von Stumm die fragliche Angabe berichtigt, so würden das die Zeitungen schon mitgeteilt haben.

Die Gesellschaft. Die Grenzboten haben schon öfter ihr Urteil über die Bestrebungen und Leistungen des naturalistischen „jüngsten Deutschlands“ ausgesprochen. Sie gehören zu den Alten, denen das Schöne in Form, Gedanken und Sitte nicht als überflüssig oder gar als veraltet, sondern als das Wesen der Kunst erscheint. Und zwar nicht das Schöne einer gedachten Welt, sondern dieser wirklichen Welt, die davon jedem eine Fülle bietet, der nicht mit verdorbnem Geschmack kostet. Wir könnten die naturalistische Genossenschaft ruhig ihren Renommagen, Selbstberäucherungen, Messiashoffnungen und ihrem Katzenjammer überlassen und es ruhig abwarten, daß sie um so schneller abwirtschaften wird, je toller sie es treibt; aber es giebt Dinge, an denen man nicht ruhigen Blutes vorübergehen kann. Zu diesen Dingen gehört die neueste Nummer der „Gesellschaft.“ Wir wollen diesen raren Vogel aus Thor nageln.

Ohne die übrigen Mitteilungen des Heftes etwa billigen zu wollen, heben

wir drei Aufsätze hervor, die wir durchaus mißbilligen. Erstens: Niemand kann zween Herren dienen, evangelische Erzählung von M. G. Conrad. Hier wird der Druck der geistlichen und weltlichen Obrigkeit auf das arme jüdische Volk zur Zeit Christi geschildert. Der junge Rabbi tritt auf. Man fragt ihn: Haben die Recht, die dem Staate grollen, weil nun einmal nach der Ordnung der Dinge ihr Leben Sorge und Mühsal birgt? Der junge Rabbi aus Nazareth antwortet: Niemand kann zween Herren dienen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Dann folgt die bekannte Stelle aus der Bergpredigt, die vom Sorgen, von der Lilie auf dem Felde und dem Sperling unter dem Himmel handelt. Und die Menge der Hörer sperrt den Mund auf, denn sie ist bezaubert von der Musik dieser poetischen Rede. Ja, ruft ein Pharisäer, ist es Recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? Dann folgt die Stelle aus dem 22. Kapitel des Matthäus, wo sich Christus die Zinsmünze geben läßt und gebietet: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. Das Volk bewundert den Witz der Antwort und giebt jubelnd das Schlagwort weiter. Die Pharisäer gestehen, daß sich der junge Nazarener überaus fein aus der Schlinge gezogen habe, und dieser verschwindet spurlos. Am Abend aber tritt ein Unzufriedner auf den Marktplatz und verkündet allen, die es hören wollen: das sei nicht der rechte Nazarener gewesen, sondern ein Betrüger, der das arme Volk mit schönen Sprüchen und geistreichen Witzen täuschen wolle. Aber niemand glaubt ihm.

Der Sinn der Geschichte ist der: Jesus war ein Betrüger, da er sich zwar volksfreundlich stellte, aber die bestehende Staatsform anerkannte, da er zwar sagte, niemand könne zween Herren dienen, aber neben Gott doch den Kaiser als Herrn bestehen lassen wollte. Eine solche Auffassung, eine solche Mißhandlung geschichtlicher Personen ist nur innerhalb des sozialdemokratischen Gedankenkreises möglich.

Was hier der Herausgeber im Bilde andeutet, spricht er weiterhin in einem Gedichte mit der Überschrift: „Horch wir toben!“ unverhüllt aus. Man lese folgende Stelle:

Zinssklave ist der Arme oder Höriger der Industriellen.
Grundlos, wie fliegende Spreu, hängt in der Luft
Das Leben des auf der festen Scholle Geborenen,
Schnappend nach kargem Erwerb, ein elend Dasein zu fristen,
Von der Hand in den Mund.
Was bestürmt ihr Gott mit bitteren Klagen und Fragen
Und schreit zum Himmel?
Kehret zur Erde zurück, zum heiligen Boden,
Kämpft bis aufs Blut um der Urväter Besitz,
Um die Reinigung der entweihten Scholle,
Daß eine neue Gemeinschaft (!) auf Erden euch sichere
Trautes Heim und tägliches Brot in Freuden und Ehren.

Dies also ist der politische Standpunkt der Gesellschaft: die Sozialdemokratie. Der Herausgeber wird es vielleicht ablehnen, Sozialdemokrat zu heißen, und sich Bodenreformer nennen. Aber das ist hier dieselbe Couleur in Grün.

Sehen wir uns nun den künstlerischen Standpunkt an. Zum Exempel diene „Der Selbstmörder“ von Hans Fischer. Die Geschichte fängt mit dem Ende an. Es ist so gekommen, wie es kommen mußte. „Er hat sie geschwängert.“ Er ist Chemiker, ein roher Patron, der flucht und schimpft und sich etwas darauf zu gute thut, mit fünfundzwanzig Jahren kein Kapaun zu sein. Wer sie eigentlich ist, erfährt man nicht, man kann es aber aus folgender Liebesszene schließen: Immer wieder strich sie über seine Hand. „Ja, Fritz, Elsbeth is mutig, furchtbar mutig.“ Er küßte sie schweigend auf die Stirn. Er konnte nicht sprechen. Sie küßte seine

Hand, und mit einem schwachen Versuche zu lächeln fragte sie: „Was is Elsbeth?“ Stürmisch preßte er sie an sich. „Mein Alles! Alles!“ — „Mehr?“ — „Mein Engel.“ — „Noch mehr!“ — „Mein Herzensschatz!“ — „Un mein?“ — „Mein Liebling!“ — „Un? . . .“ — „Mein Weib!“ Da blickte sie froh auf. „Bitte, noch mal!“ — „Mein Weib, mein liebes, liebes Weib.“ Er küßte sie, daß ihr der Atem verging. „Noch!“ Er küßte sie wieder.

Nicht wahr, prachtvoll, ein Realismus — großartig! Darauf geht sie ihren Eltern durch, sucht ihren Chemiker in dessen Wohnung auf, und dort schießt er sie und sich tot, weil er nichts gelernt hat, um sie zu ernähren, und weil er den Widerspruch seiner Eltern fürchtet.

Der Selbstmord spielt eine große Rolle im Haushalt der Materialisten und Deterministen. Da eine Änderung im Laufe der Dinge unmöglich ist, da es einen Willen, eine Verantwortung nicht giebt, so bleibt eigentlich nichts weiter übrig, als „den Satz ablegen,“ der nicht geraten ist, und zu erwarten, daß die Natur später einmal einen bessern Satz liefern werde. Dieses Lied hat seiner Zeit Schopenhauer vorgesungen, jetzt singen sie es im Chore nach. Künstlerisch ist der Selbstmord nur schwer zu verwerten, er ist nur dann erträglich, wenn er die einzig mögliche Lösung darstellt, wenn der Held den letzten Rest seiner Kraft verwendet hat. „Hedda Gabler“ schießt sich tot, weil sie in unlösliche Schlingen gefallen ist, und weil ihr ihre Selbstachtung verbietet, weiter zu leben. Das verkehrte dabei ist, daß in dem Ibsenschen Stücke dem Selbstmorde der Schein der Schönheit gegeben werden soll. Der Selbstmord bleibt stets häßlich. Der Selbstmörder Fischers ist ein dummer Junge, der nicht einmal den Versuch macht, die Folgen seines Leichtsinns auf sich zu nehmen. Erst wird gedankenlos die Dummheit begangen, und dann wird ebenso gedankenlos das Leben weggeworfen. Solche Dinge kommen allerdings vor. Quartaner haben sich erschossen; weil sie nicht versetzt wurden, andre sind ins Wasser gelaufen, weil sie sich geärgert haben, noch andre haben sich aufgehängt, um andre zu ärgern. Aber ist man berechtigt, jede Dummheit zum Gegenstande einer Dichtung zu machen? Photographische Treue genügt nicht einmal zu einer Photographie, viel weniger zu einem litterarischen Bilde, das den Anspruch erhebt, künstlerisch zu sein. Auch bei realistischer Zeichnung muß das Allgemeingiltige die Grundlinien bilden. Der Leser muß sich und seine Welt in dem Bilde wiederfinden können. Was geht uns die Geschichte eines Knoteus wie dieses Selbstmörders an, die frivol anfängt und brutal endigt?

Und nun die sittliche Stellung der „Gesellschaft.“ Das nächste Stück des Heftes trägt die Überschrift „Erotika,“ Skizze von Valentin Traudt. Was auf diesen zwei Seiten geschrieben ist, ist unerhört, es ist das abscheulichste, was je zu Papier gebracht worden ist. Es ist unmöglich, die Sache auch nur anzudeuten. Und so etwas darf jetzt gedruckt und auf den Markt geworfen werden! Der gute Zola mit seinen Unzweideutigkeiten wird unsittlich genannt, seine Bücher werden verboten. Wir wollen den Schmutz, den er aufrührt, nicht loben, aber das ist unverkennbar, Zolas Art verhält sich zu dieser wie die — Unbefangenheiten des Arztes zu denen des Wüstlings. Die Kunst darf hier nicht als Beschützerin angerufen werden. Wir merken nicht eine Spur von Kunst, nicht einmal die einer geschickten Verschleierung. Die Naturalisten halten es für erlaubt, solche Dinge zur Sprache zu bringen, sie sind ja natürlich. Ja sie rühmen sich ihrer, als wenn es Äußerungen urwüchsiger Kraft wären. Wir sind nicht dieser Meinung. Wir finden in diesem ewigen Sichwälzen in lüsternen Phantasien nicht die Zeichen gesunder Natur, sondern die der Entartung, nicht männliche Kraft, sondern Krankheitserschei-

nungen, die in das große Kapitel der Hysterie gehören. Aber hat man denn keine Scham, kein Gewissen mehr? Nein. Man befindet sich „jenseits von gut und böse.“ Es giebt ein solches Jenseits, aber es ist nicht das Gebiet höhern Menschentums, es ist das Gebiet des Tierreichs.

Mit solchen Dingen beglückt uns die „Gesellschaft.“ Schöne Gesellschaft!

Romandeutsch. Die Ansprüche, die man in Bezug auf Richtigkeit und Schönheit der Sprache an die Mehrzahl unsrer illustrirten Wochenschriften stellt, sind nicht eben groß. Man bescheidet sich damit, daß der Leserkreis, an den sie sich meist wenden, selbst nicht immer besonders feinfühlig ist und, wie es das Bedürfnis nach flüchtiger Unterhaltung mit sich bringt, in der Regel über Verstöße hinwegliest. Das „Daheim,“ der Name sagt es ja schon, will aber überall heimisch sein, es ist auch thatsächlich und teilweise mit Recht beliebt in vielen Kreisen, und da sollte doch die Redaktion etwas sorgsamer bestrebt sein, wenigstens grobe Verstöße auszumerzen. Daß sie das nicht thut, zeigt die Nr. 14 ihres Blattes, die mit einem neuen „Roman“ eines Herrn Joachim von Dürow (Verfasser von „Auf Befehl seiner Hoheit“ und „Juchhe“) beginnt. Wir übergehen eine Reihe leichterer Versehen und führen nur folgende an, die gleich die ersten zwei Spalten (die Einleitung) verunzieren:

Spalte 1, Zeile 4 und 5: als der Kurfürstenhut noch die Stirn der Könige deckte.

Der Hut (be=?) deckte also die Stirn, nicht den Kopf; es war der Kurfürstenhut, der die Stirn der Könige noch bedeckte; Könige waren sie also bereits, aber sie mußten sich noch mit dem Hute der Kurfürsten begnügen.

Spalte 1, Zeile 9 und 10: die Fassade des Herrenhauses mit den zahlreichen in Blei gefaßten Fensterscheiben.

Man pflegt wohl von zahlreichen Fenstern, von langen oder vielen Fensterreihen zu sprechen, zahlreiche Fensterscheiben aber sind in diesem Zusammenhange etwas neues. Da es vermutlich die runden Butzenscheiben sein sollen, so wäre ihre große Zahl überdies nicht eben verwunderlich.

Spalte 1, Zeile 17: Um das Jahr 1827, dem Beginn unsrer Erzählung.

Spalte 1, Zeile 23: samt seiner vier Vorwerke.

Spalte 1, Zeile 24 und 25: vor der die Hüte physisch und moralisch am tiefsten gezogen wurden.

Eine ganz neue Art, diese physischen und zugleich moralischen Hüte. Oder war der Zug moralisch und physisch? Selbst dem geistreichen Verfasser dieses Unsinns wird die Wahl schwer werden.

Spalte 1, Zeile 26 bis 28: Als die Mutter eines .... Sohnes u. s. w. hätte man erwarten dürfen, daß sie —

Spalte 2, Zeile 1 bis 3: Sowohl dem Familiengebrauche, wie der eigenen fast fanatischen Hinneigung zum Militärstande entsprechend, hatte man —

Hoffentlich neigte nicht die Mutter selbst so fanatisch zum Militärstande.

Spalte 2, Zeile 8: so hatte doch der Grundbesitz wenig materiellen wie moralischen Werth.

Inwiefern der Grundbesitz in Ostpreußen Anspruch auf moralischen Wert zu erheben berechtigt ist, vermögen wir nicht zu ergründen.

Mit dem Beginn der eigentlichen Geschichtserzählung bessert sich die Schreibweise des Verfassers. Ist Joachim von Dürow nur der bilderreichen und beschreibenden Darstellung, wie sie gewöhnlich für die Einleitung solcher Erzählungen gewählt wird, nicht ganz mächtig?

Meterzentner, was ist das für ein Ding? Vielleicht ein Zentner, der einen Meter lang, breit und hoch ist? Die in der Mechanik üblichen Ausdrücke Fußpfund und Kilogrammmeter haben ihren guten Sinn; sie bezeichnen eine Arbeitsleistung, bei der ein Pfund, ein Kilogramm einen Fuß, einen Meter hoch gehoben wird. Aber das darnach gebildete Wort Meterzentner, das hundert Kilo bedeuten soll, hat weder Sinn noch Berechtigung. Die meisten deutschen Zeitungen haben es denn auch längst mit dem richtigen Worte Doppelzentner vertauscht; nur die Österreicher, die es für etwas besonders feines zu halten scheinen, gebrauchen es pietätvoll weiter.

Schwarzes Bret

Der Kaiser traf in bestem Wohlsein aus Rauden hier ein. Während der gestrigen Morgenstunden arbeitete der Kaiser zunächst längere Zeit allein und erledigte Regierungsangelegenheiten. Am Vormittage um elf Uhr empfing der Kaiser zum Vortrage den Chef des Generalstabes Grafen v. Schlieffen II sowie daran anschließend (!) General v. Hahnke. Später nahm der Kaiser alsdann (!) noch eine Reihe militärischer Meldungen entgegen.

In solchem Deutsch berichten die Zeitungen täglich über unsern Kaiser. Ihn einmal durch ein persönliches Fürwort zu bezeichnen, scheinen sie für Majestätsbeleidigung zu halten.

Fremdwörter sind unter Umständen selbst in der Politik bedenklich, obwohl sich diese als die höchste Weisheit unsrer Tage über solche Kleinigkeiten oft ungestraft hinwegsetzen kann. Vor einigen Tagen lasen wir im Vorwärts eine wohlverdiente Abfertigung, die sich die „hochoffiziöse, bezw. freiwillig gouvernementale" Norddeutsche Allgemeine Zeitung gefallen lassen mußte. Der Vorwärts druckte folgenden netten Satz der Norddeutschen ab: „Konstanz und Weiterentwicklung der modernen Kultur hängen wesentlich davon ab, ob und wie lange der Technik das erforderliche Brennmaterial zur Verfügung stehen wird, um die bewegende Kraft zu erzeugen." Dazu bemerkte er: „Also hebt Pindters neuester Leitartikel an. Wer versteht's? Wir ahnen bloß, daß gegen die arme Stadt Konstanz irgend etwas Fürchterliches geplant wird."

Die Herren thäten gut, der bösen Sozialdemokratie die Arbeit nicht so leicht zu machen!

Roman von zwölf Autoren
Ein poetisches Werk von zwölf Autoren? — Es machten
Kein poetisches Werk all die Autoren bis jetzt!

* * *

Sage, wie würdest du, Freund, das volkswirtschaftlich bezeichnen?
Ich? Als Makulaturgroßbetriebsassoziation.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die politische Lage auf den hawaiischen Inseln

Ende Januar kam nach Europa die Nachricht, daß am 16. die Regierung auf den hawaiischen Inseln gestürzt worden sei. Die Kunde kam dem nicht im geringsten überraschend, der sich in letzter Zeit ein wenig um dieses herrliche Inselland, dieses Paradies der Südsee, gekümmert hatte; schon längst mußte man eine derartige Nachricht erwarten.

Am 20. Januar 1891 wurde König Kalakaua auf einer Vergnügungsreise plötzlich in San Franzisko vom Tode überrascht. Derselbe amerikanische Kriegsdampfer Charleston, der den Lebensfrohen kurz zuvor abgeholt hatte, brachte den toten König in die Heimat. In seiner Hauptstadt Honolulu fand ein glänzendes Begräbnis statt. Die Kanaken, Chinesen und Japaner betrauerten ihn herzlich, denn in den kostspieligen, stets bar bezahlten Neigungen ihres Herrschers erblickten sie die schönste Eigenschaft eines auf das Volkswohl bedachten Landesvaters. Die Thronfolgerin war die Schwester des Königs, die Prinzessin Lilinokolani, eine fromme Dame im Alter von zweiundfünfzig Jahren. Gleich damals wurde vorausgesagt, daß es ihr schwer werden würde, mit ihrer tugendhaften Einfachheit den Glanz der Krone zu erhalten. Um die Achtung der Unterthanen zu gewinnen, müßte sie sich zu einer kostspieligern Lebensweise entschließen.

In der That hat denn auch seit ihrem Regierungsantritt auf diesen glücklichen Eilanden nur selten Ruhe geherrscht. Es stehen hier schon seit längerer Zeit zwei Parteien ziemlich schroff einander gegenüber: die eingebornen Farbigen und die eingewanderten Weißen. Schon am 30. Juli 1889, noch bei Lebzeiten Kalakauas, machten die Eingebornen unter Führung des Mischlings George Wilcox einen Aufstand, allerdings erfolglos. Durch fünf Deutschamerikaner, die den Regierungstruppen zu Hilfe kamen und sich der

Dynamitpatronen bedienten, wurden die Aufständischen im Gartenhause der Königin Kapiolani zur Ergebung gezwungen.

Im November 1891 kam von San Franzisko die Nachricht, daß der Kriegsdampfer Charleston nach Honolulu abgegangen sei, da der Aufstand weitere Ausdehnung annähme, und daß dieser den Auftrag habe, im Notfalle die Hauptstadt im Namen der Vereinigten Staaten zu besetzen. Im April 1892 wurden von neuem Unruhen gemeldet, und am 6. Mai 1892 wurde im Ausschusse für auswärtige Angelegenheiten in Washington auf Veranlassung des Staatssekretärs die Frage erörtert, ob man die hawaiischen Inseln dem amerikanischen Staatsverbande einverleiben solle. Die Frage sei von Hawaii aus bei der Regierung angeregt worden. Die leitenden Mitglieder sollen sich günstig über den Plan ausgesprochen haben. Als Hauptgrund wurde angeführt, daß die Inseln von San Franzisko innerhalb einer Woche zu erreichen seien, und daß es wünschenswert sei, einen so wichtigen strategischen Punkt im Besitz der Vereinigten Staaten zu wissen. Besonders aber wurde hervorgehoben, daß man diese Inseln nicht in den Besitz von England gelangen lassen dürfe, was bei dem jetzigen unsteten Zustande der Inseln leicht möglich sei.

Die Königin neigte mehr und mehr den Engländern zu. Schon als es sich um den Abschluß des Gegenseitigkeitsvertrags mit Amerika handelte, erklärte sie in einer Unterredung, wie die New York Times seiner Zeit mitteilte: wenn der amerikanische Staatssekretär Blaine den geplanten Handelsvertrag abweisen sollte, würde der amerikanische Handel am meisten darunter leiden, und Hunderte von Amerikanern würden ihre auf Hawaii angelegten Gelder verlieren. Käme der Vertrag nicht zu stande, so würde der Handel wesentlich in englische Hände übergehen. Wie hoch sie auch von den Amerikanern dächte, so zöge sie doch die Engländer vor, in deren Mitte sich ihre wärmsten Freunde befänden. Von englischer Seite hofft denn auch die Königin wieder in ihre Rechte eingesetzt zu werden.

Dieselbe ausgesprochne Freundschaft für England bezeigt auch die zukünftige Thronfolgerin, die Prinzessin Viktoria Kaweliu, die gewöhnlich Miß Cleghorn genannt wird. Sie ist in England erzogen worden, vorzüglich gebildet und dem Hause des frühern preußischen, jetzt italienischen Konsuls Schäfer nahe befreundet.

Die Führerschaft der Weißen haben die auch an Zahl überlegnen Amerikaner. Was Wunder also, wenn sie noch die letzten Tage der gerade in ihrer äußern Politik so schroff auftretenden republikanischen Regierung benutzten, um womöglich die so wichtige Inselgruppe mit ihrem Heimatlande zu verbinden! Von der demokratischen Regierung, die ja in nächster Zeit das Staatsruder ergreifen wird, dürfte ihnen vielleicht weniger Entgegenkommen gezeigt werden. Es handelt sich also um einen lange vorbereiteten Streich der Amerikaner.

Die Handhabe gaben nach den amerikanischen Zeitungen folgende Umstände. In der hawaiischen Kammer wurde am 10. Januar ein Lotteriegesetz angenommen, wonach gegen eine jährliche Steuer von einer halben Million Dollars einer Gesellschaft von sechs Personen das Recht zugestanden werden sollte, eine Lotterie einzurichten. Zu diesem Gesetze verweigerten die Minister die Unterschrift, da es nur die Stimme eines Weißen bekommen hatte, während von den leichtlebigen Eingeborneu fünfundzwanzig dafür gestimmt hatten. In der Sitzung vom 12. Januar drückten nun eben diese Leute dem Ministerium ihr Mißtrauen aus, und die Minister reichten ihre Entlassung ein. Diesen Umstand wollte die Königin benutzen, um das, was der Bruder schon einmal vergeblich versucht hatte, zu erreichen: die Macht der Krone durch eine Verfassungsänderung zu stärken. Am 15. Januar legte sie den neuen Ministern die neue Verfassung vor, die allen Fremden das Wahlrecht nahm. Diese weigerten sich, darauf einzugehen; es kam zu lebhaften Auseinandersetzungen, die schließlich zum offnen Aufstande führten.

Am Abend des 15. wurde noch ein Wohlfahrtsausschuß gebildet. Am nächsten Morgen wurden von dem amerikanischen Kreuzer Boston 300 Matrosen ans Land gesetzt, die zwar zunächst das Konsulat besetzten, sich aber nicht auf den Schutz des Konsulats und der amerikanischen Bürger beschränkten, sondern alsbald für die stellvertretende Regierung Partei ergriffen und mit zwei Kanonen die Straßen durchzogen. Desselben Tags fand auch im Zeughause eine Versammlung der Weißen statt, die von 1200 bis 1500 Personen besucht war. Diese tadelte die Handlungsweise der Königin und ermächtigte den Wohlfahrtsausschuß, alles für die öffentliche Sicherheit nötige vorzubereiten.

Die Königin zog sich auf ihr Landgut zurück, legte aber am 17. Januar gegen das Verfahren der Amerikaner Verwahrung ein. Sie erklärte, sie weiche nur der überlegnen Gewalt der Vereinigten Staaten — deren Gesandter, Mr. John L. Stevens, ließ nämlich Truppen in Honolulu landen, um die stellvertretende Regiernng zu unterstützen —, und sie hoffe zuversichtlich, bald in die ihr als der verfassungsmäßigen Herrscherin zustehenden Rechte wieder eingesetzt zu werden.

Am 19. Januar fuhr auf dem Dampfer Claudine eine Abordnung, die aus Lorin Thurston, William Wilder, William Castle, Charles Carter und Joseph Masden bestand, nach San Franzisko, um die Bitte um Einverleibung des Inselreichs in die Vereinigten Staaten in Washington vorzutragen. Von diesen Abgeordneten ist besonders der frühere Minister Carter bekannt, der noch vor Abschluß des Gegenseitigkeitsvertrages wegen offen ausgesprochner amerikanischer Interessenpolitik seine Entlassung hatte nehmen müssen.

Nach diesen Berichten, die allerdings amerikanischen Quellen entstammen und daher gefärbt sein können, ist der Aufstand von den Weißen ausgegangen,

denen das Wahlrecht entzogen werden sollte. Bisher lag die Verwaltung, wie die Namen der Minister ergeben, in den Händen von Vertretern des germanischen Stammes. Es kann nicht bestritten werden, daß ein Ausschließen der Weißen, des gebildetern und an Zahl den Kanaken nur wenig nachstehenden Teiles der Inselbevölkerung, nicht geduldet werden durfte; denn nach der Zählung vom 28. Dezember 1890 besteht die Bevölkerung aus 34000 eingebornen Kanaken, 6000 Mischlingen, 21000 Weißen, 15000 Chinesen, 12000 Japanern und 600 Südseeinsulanern. In einigen Jahren wird sich das Verhältnis zu Ungunsten der Kanaken noch viel mehr verschoben haben, denn, wie bekannt, geht dieser geistig begabte, schön gebildete Volksstamm leider seinem Untergange entgegen. Der schreckliche Aussatz, andre eingeschleppte Krankheiten und der geringe Kindersegen sind der Grund davon, während sich die Familien der Eingewanderten, auch der Deutschen, zahlreicher Nachkommenschaft erfreuen und die Mischlinge rasch anwachsen.

Unter den Weißen stehen an Zahl obenan die Portugiesen, die 8600 Köpfe aufweisen, meist Leute von Madeira und den Azoren, dann folgen 1928 Amerikaner, 1344 Engländer, 1034 Deutsche, 227 Norweger, 70 Franzosen, 419 Angehörige andrer Nationen und 7495 Kinder von Weißen. Die Portugiesen kommen, was öffentliche Angelegenheiten anlangt, nicht in Betracht, da sie meist dem Arbeiterstande angehören; ebenso wenig die Franzosen, deren Vertreter fast nur Missionare sind.

Anders steht es mit den Angehörigen des germanischen Stammes, mit den Deutschen, Engländern und Amerikanern. Die Deutschen sind, wenn auch an Zahl, so doch keineswegs an Ansehn die geringsten. Das Deutschtum nimmt im Handel und Wandel des ganzen Landes eine hohe Stelle ein. 1872 zählte man im Königreiche der Hawaiian Islands nur 224 Deutsche. 1878 waren es schon 272, davon lebten in Honolulu allein 139. 1890 belief sich die Kopfzahl schon auf 1034, und jetzt beträgt sie ungefähr 1600. Davon sind 800 in den deutschen Zuckerrohrpflanzungen und Zuckerfabriken thätig; 800 befinden sich in der Hauptstadt selbst. Die größten Handelshäuser sind deutsche Firmen, oder Deutsche haben wenigstens an ihnen teil. Die deutschen Kaufleute Hackfeld (Glade, Müller und Hackfeld jun.), Schäfer, Bolten, Märtens (Hofschläger u. Co., früher Hofschläger und Stapenhorst) beherrschen mit dem Deutschamerikaner Klaus Spreckels, dem kalifornischen Zuckerkönig, der als armer hannoverscher Bauerjunge nach San Franzisko kam, die Zuckerausfuhr, die alljährlich mehr als 100 Millionen Mark ins Land bringt. Einem deutschen Forstmann ist die Verwaltung der arg vernachlässigten Waldwirtschaft übertragen worden, denn die Sandelholzwaldungen, die früher den Reichtum des Landes ausmachten, sind längst verschwunden. Ein Deutscher unterrichtet die Hawaiier im Gartenbau. In deutschen Händen ist eine Einrichtung, in der bisher Hawaii noch unübertroffen dasteht, die Ver-

wendung der Telephonie im öffentlichen wie privaten Verkehr. In Honolulu, einer Stadt von 20000 Einwohnern, vertritt das Telephon die Stadtpost. Alle Einladungen, Bestellungen, Anfragen werden mündlich gemacht. Der Unternehmer hatte 1882 davon monatlich einen Gewinn von ungefähr tausend Dollars. Ein ehemaliger preußischer Offizier ist Oberaufseher der königlichen Herden. Außerdem finden wir die Deutschen als Gewerbtreibende in allen Berufszweigen, auch als Polizisten, und zwar leben sie meist in sehr geordneten Verhältnissen. Für das Ansehn der Deutschen spricht auch das, daß 1891 ein biedrer Thüringer, H. A. Wiedemann, von der Königin zum Finanzminister ernannt wurde. Er hatte diese Stellung schon früher einmal unter dem König Kalakaua bekleidet. Wiedemann ist schon geraume Zeit im Lande und ist mit einer einheimischen Fürstentochter vermählt. Sein Schwiegersohn ist der Kapellmeister Berger, der einst im zweiten Garderegiment zu Fuß diente. Schon seit Anfang der siebziger Jahre leitet er die königliche Militärmusik, die die Freude aller Fremden und der Stolz der Einheimischen ist, da sie ausschließlich aus Kanaken besteht, die gute musikalische Anlagen haben. In den wundervollen, mondscheinhellen Nächten spielen sie auf dem Thomas- und Emmasquare. Manchmal singen sie auch in ihrer äußerst wohllautenden Sprache Lieder, die Berger nach alten Volksweisen in Musik gesetzt hat. Auch hebt es das Herz jedes Deutschen, wenn er die hübschen kaffeefarbigen Soldaten in ihrer weißen Uniform, nach preußischem Schnitt, mit unsrer Infanteriemütze einhermarschieren sieht. Eine zweite Kapelle hat Berger aus Knaben der kanakischen Besserungsanstalt gebildet. Es war eine Freude, mit anzusehen, mit welcher Lust, Präzision und feurigen Kraft die braunen Gesellen drauflos bliesen, flöteten, trommelten und paukten — so erzählt der Marinepfarrer Heims, der 1882 mit der Kriegskorvette Elisabeth Honolulu besuchte. Auch eine deutsche Schule ist auf den Inseln entstanden. Ihr Leiter ist ein Schleswig-Holsteiner, Georg Jörgens, der nun schon zehn Jahre da draußen wirkt. Die Königin ließ sich bald nach ihrem Regierungsantritt, am 8. Juli 1891, aus hundert deutschen Kinderkehlen die preußische Nationalhymne mehrstimmig vorsingen.

Es ist erfreulich, daß auch diese Deutschen in der weichen Luft der Südsee, unter den majestätischen Fächerpalmen und den herrlichen Mangobäumen ihr Deutschtum nicht vergessen haben. Wie sehr unsre Landsleute am Vaterlande hängen, bewies die reiche Spende, die sie zum Bismarckdenkmal herübersandten. Der deutsche Verein in Honolulu hat, in herrlichem Gartengrün verborgen, umgeben von tropischer Blumenpracht, sein eignes Heim, in dem schon mancher brave Deutsche ein freundliches Willkommen gefunden hat. Eine deutsche Kirche hat die Hauptstadt noch nicht. (Auch bezeichnend!) Dagegen ist auf Kauai, der nordwestlichen Insel der Gruppe, bei der Lutherfeier 1883 eine deutsch-lutherische Gemeinde zu Lihue gebildet worden, die sich

eine Kirche im gotischen Stile erbaut hat. Die Mitglieder stammen meist aus Hannover und zwar aus der Gegend von Nienburg. Von dieser Muttergemeinde sind drei Tochtergemeinden zu Kilauka, Koloa und Kekaha gegründet worden. Das Deutschtum verteilt sich hauptsächlich auf die beiden Inseln Oahu und Kauai; doch auch unter den Unglücklichen, auf der Insel der Aussätzigen, auf Molokai, fehlt deutsche Hilfe nicht. Hier wirkt seit 1890 ein ehemaliger Hamburger Assistenzarzt, Dr. Karl Lutz, den die Regierung für das Studium der schrecklichen Krankheit gewonnen hat.

Das Mitgeteilte wird beweisen, daß das Deutschtum auf diesen Inseln erfreulich blüht, und daß wir im Mutterlande allen Anlaß haben, unser Augenmerk den Vorgängen in Honolulu zuzuwenden. Es ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß auch unsre Regierung bei der Neuregelung der Verhältnisse in Honolulu ein Wort mitreden wird.

Der Handel des Reichs fällt fast ganz auf die Vereinigten Staaten, und zwar betrug dieser Teil 1887 91 Prozent; auf England kamen 4,28, auf Deutschland 1,27 und auf Australien und Neuseeland 1,12 Prozent. Das meiste amerikanische Geld ist in den Zuckerpflanzungen angelegt. Der hawaiische Zucker geht daher auch fast nur nach San Franzisko. Neben dem Zucker ist Ausfuhrgegenstand die köstliche Frucht der Banane, die in wunderschönen Hainen planmäßig angebaut wird. Der Wunsch der Amerikaner, ihrem Staate diese Inselgruppe einzuverleiben, die ihrem Erdteile am nächsten liegt, mit ihnen die regste Handelsverbindung unterhält und durch einen auf Zollfreiheit gegründeten Gegenseitigkeitsvertrag mit ihnen verbunden ist, ist daher sehr erklärlich, zumal da die Bedeutung der Inseln immer mehr zunimmt. Die Inseln liegen im Kreuzungspunkte der großen Verkehrsstraßen, die von Amerika durch die Südseeinseln nach Australien und nach Ostasien führen. Von Honolulu aus pflegen auch die Walfischfänger ihre Fahrten in das Beringsmeer zu nehmen. In kurzer Zeit werden die hawaiischen Inseln auch der Mittelpunkt für die großen unterseeischen Kabel werden, die Amerika mit den Südseeinseln und Australien, mit Japan und China verbinden sollen. Hat doch schon im Februar 1891 der Senat in Washington den Präsidenten ermächtigt, den Betrag von 50000 Dollars für Tiefenmessungen im Großen Ozean aufzuwenden. Auch durch den Bau des Nicaraguakanals, der jetzt kräftig in Angriff genommen ist, werden die Inseln an Bedeutung gewinnen. Sie werden dadurch auch Europa um ein beträchtliches näher gerückt werden, sodaß dann auch der deutsche Handel hier ein Feld der Thätigkeit finden könnte, zumal da wir seit dem Jahre 1879 die Rechte der meistbegünstigten Nation haben.

Was wird nun aus diesen Inseln werden? Jedenfalls wird Amerika die acht Eilande nicht ohne weiteres seinem Staatsverbande einverleiben. Erstens steht dem ein Abkommen entgegen, das früher zwischen den Vereinigten Staaten, England, Frankreich und Belgien geschlossen wurde, und in dem ausdrücklich

die Unabhängigkeit der Inseln anerkannt wird. Dann würde sich das auch gar nicht mit der Monroelehre vertragen, die Regierung der Vereinigten Staaten würde damit ganz neue Bahnen betreten. Eine Einverleibung würde sicher auch den Anlaß zu Parteikämpfen geben, die den Wohlstand der blühenden Inseln zerstören würden. Außerdem möchte wohl England dazu seine Zustimmung versagen, da durch die Besetzung der hawaiischen Inseln von Amerika der Weg Englands über Kanada nach Hongkong und Indien sehr gefährdet werden würde. Gerade auf diesen Weg legt man in England in neuer Zeit besondres Gewicht. Plant doch auch England ein unterseeisches Kabel über diese Inseln von Kanada nach Neuseeland, nach Japan und China. Denn nur so kann es gelingen, die weitgetrennten Länder der britischen Krone zusammenzubringen. Das Kriegsschiff Egeria war mit den Tiefenmessungen zwei Jahre lang (1889 bis 1891) beschäftigt. Bei einem etwaigen Seekriege, in den England, Frankreich, Nordamerika, Rußland, China und Japan verwickelt werden könnten, ist Honolulu von der größten Bedeutung. England wird jedenfalls seine Zustimmung nur zu einer Schutzherrschaft erteilen. Von einer gemeinsamen Schutzherrschaft, die, wie auf Samoa, von Amerika, England und Deutschland geübt würde, wird man jedenfalls absehen infolge der traurigen Erfahrungen, die man dort gemacht hat. Vielleicht könnte aber unsre Regierung jetzt von Amerika Zugeständnisse erlangen in Betreff der Samoainseln, denn daß der deutsche Handel dort bald wieder festen Fuß fassen würde, daran zweifeln wir keinen Augenblick. Auch würden unter deutscher Schutzherrschaft dort sehr bald die Fehden unter den Eingebornen aufhören, die jetzt nur durch den Neid unsrer Nebenbuhler genährt werden.

Der Schutz des Privateigentums zur See

Von Georg Wislicenus

Am 1. Dezember 1892 sagte Dr. Buhl im Reichstage: „Wir leben in einer ernsten Zeit, aber seien wir nicht pessimistisch, sondern uns bewußt, daß wir alle Veranlassung haben, den Dingen ins Gesicht zu blicken, wie sie wirklich sind.“ Das ist ein wahres Wort, und wenn alle Menschen nicht nur so dächten, sondern auch darnach handelten, so sähe es auf unserm kleinen Planeten anders aus: wenn auch Bellamys Traum nicht verwirklicht wäre, bessere Zustände, als jetzt, hätten wir sicherlich. Aber mit eignen Augen sehen können leider noch immer nicht alle Menschen. Die geistige Kurzsichtigkeit scheint noch häufiger

vorzukommen, als die körperliche. Wie wäre es sonst möglich, daß man immer wieder Versuche macht, dem Seekrieg eine seiner wirksamsten Waffen, das Seebeuterecht, zu nehmen? Während auf der einen Seite durch die Technik die Seekriegsmittel aufs äußerste verschärft werden, will man auf der andern durch Verträge die großen Seemächte zu bestimmen suchen, zu Gunsten derer, die zur See schwach sind, auf eine Kampfweise zu verzichten, die, so lange es eine Seefahrt giebt, großen Einfluß auf den Kriegsverlauf gehabt hat. Wie würden wir lachen, wenn von England bei allen Mächten der Antrag gestellt würde, im feindlichen Privatbesitz befindlicher Grund und Boden, Gebäude, Schlösser, Dörfer u. s. w. dürften von den kriegführenden Heeren unter keinen Umständen besetzt werden! Darnach kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wie die Engländer gelacht haben müssen, als sie lasen, daß schon zum zweitenmale im deutschen Reichstage ganz ernsthaft der Antrag auf Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See gestellt worden ist.

Alles, was das Seewesen betrifft, ist dem Deutschen noch immer eine ziemlich unklare Sache. Aus Prachtwerken hat er einige, meist sehr oberflächliche Kentnisse von der Kriegsflotte, dem Kriegsschiffsdienst und der Einrichtung der Küstenverteidigung gewonnen. Aber Torpedo und Torpedoboote, diese beiden Begriffe verwechselt er schon sehr häufig. Von der gesteigerten Bedeutung des Kreuzerkrieges weiß er sicher so gut wie nichts. Ähnlich steht es mit seiner Kenntnis des Seerechts und der Seebräuche. Der Zweck des Seekrieges ist doch offenbar die Niederlegung der feindlichen Seemacht im vollsten Sinne des Worts. Dazu gehört aber die möglichste Schädigung der feindlichen Handelsflotte. Warum? Weil die Handelsflotte dem Feindeslande Zufuhr an Menschen (Schiffsbesatzung), Lebensmitteln, Kohlen u. s. w. bringt. Bekanntlich wird auch der belagerten Festung vom Belagerer jede Zufuhr abgeschnitten. Ist nun etwa ein von Feinden umgebues, teilweise vielleicht schon vom Feinde besetztes Land nicht in ähnlicher Lage?

Für den Einschluß einer Küste durch feindliche Seestreitkräfte, die sogenannte Blockade (deutsch würde man wohl besser „Blockung“ sagen), sind am grünen Tisch freilich eine Anzahl Bestimmungen ausgeklügelt worden, aber die Machthaber haben sich je nach den Umständen darüber hinweggesetzt und werden sich stets darüber hinwegsetzen, wenn es ihr Vorteil ist. So erklärte z. B. Napoleon in dem Dekret vom 21. November 1806: Le droit de blocus, d'après la raison et l'usage de tous les peuples policés, n'est applicable qu'aux places fortes, trug aber dabei, wie Perels bemerkt, selbst kein Bedenken, von der Blockade einen so ausgedehnten Gebrauch zu machen, wie es nie zuvor geschehen war.

Bei der wirksamen Blockade wird der ganze Schiffsverkehr — Einfuhr und Ausfuhr — gehemmt. Wie bedenklich ein solcher Zustand für Deutschland im Falle eines europäischen Krieges sein würde, hat Kapitän Stenzel

in seiner Schrift: „Die deutsche Flotte und der Reichstag“ ausführlich dargelegt. Daß unsre Kriegsflotte, abgesehen von dem Schutze der deutschen Küsten, auch darnach streben muß, wenigstens die Hauptpunkte unsers Handelsverkehrs für den Seeverkehr offen zu halten, wird jedem klar sein, der bedenkt, wie wichtig gerade im Kriegsfalle Zufuhr mancherlei Art ist. Welche Verteuerung des Brotes würde eintreten, wenn wir mit dem Getreidekauf nur auf Österreich und die Niederlande angewiesen wären, oder wenn gar die Bahnverbindung mit einem von diesen Ländern unterbrochen wäre! Wie schwer und verantwortlich die Aufgabe unsrer Kriegsflotte in einem Kriege gegen die ganze russische und die halbe französische Flotte wäre, darüber hat man sich in Deutschland bisher immer noch nicht genug Gedanken gemacht. Die Erfolge der bisherigen Landkriege haben Deutschland so verwöhnt, daß man infolge dessen die Bedeutung des Seekriegs ganz falsch beurteilt. Und doch sollten die Ansichten unsrer frühern und vielleicht auch zukünftigen Gegner zum Nachdenken Grund geben. So sagt der Admiral Réveillère in der Vorrede zu dem Werke Les guerres navales de demain: Dans toutes les grandes guerre la victoire et les profits sont toujours restés à la puissance ou à la coalition de puissances maîtresse de l'océan. Malgré les apparences, ce n'est point dans les flammes de Moscou que s'est évanouie la fortune de Napoléon Ier: elle s'est engloutie dans les eaux de Trafalgar .... En vain les victoires succéderont aux victoires; tous les triomphes du continent ne le sauveront pas: le héros a été blessé à mort d'une blessure secrète. Ce sont les vaisseaux de l'Angleterre qui ont vaincu à Waterloo. Il n'y aurait pas eu de Blücher, s'il n'y avait pas eu de Nelson. Si la France, en 1871, a pu prolonger sa résistance, ce fut grâce à sa liberté d'action du côté de la mer. Dans la prochaine guerre, le jour où la Russie entrera en jeu, la nation la plus patiente et la plus riche, à la condition de s'alimenter à la mer, est sûre de vaincre. La marine, dans la Méditerranée, décidera du sort de la Triple Alliance.

Der Kerngedanke des Admirals ist unzweifelhaft richtig, wie zahlreiche Beispiele der Geschichte zeigen. Die Beherrschung des Meeres giebt Kraft und Macht. Man braucht nur an die Blütezeiten Spaniens, Hollands und Schwedens zu denken. Selbst Rußland, die Landmacht par excellence, erlangte erst Bedeutung, d. h. Macht, als ihm Peter der Große eine Flotte schuf. Wer sich ernsthaft über die Bedeutung der „Seegeltung“ belehren lassen will, der lese die Werke unsers Marinehistorikers, des Vizeadmirals Batsch.

Wenn die deutsche Flotte nicht gar zu stiefmütterlich vom Reichstage behandelt wird, so darf man nach menschlichem Ermessen annehmen, daß sie in einiger Zeit stark genug sein wird, die deutschen Küsten vor feindlicher Blockade zu bewahren. Trotzdem wird der Feind zuversichtlich alles aufbieten, um die deutsche Schiffahrt zu schädigen. Das geht klar und deutlich aus

den Vorbereitungen und Kriegsübungen aller großen Seemächte hervor. In England ist eine große Zahl der besten Schnelldampfer für den Dienst als Hilfskreuzer mit besondern Einrichtungen versehen. Die großen englischen Flottenübungen haben sich mehrmals ganz allein mit der Brandschatzung offner Küstenplätze und mit der Wegnahme feindlicher Handelsschiffe, das heißt mit der Kaperei größten Maßstabes befaßt. Die durch den Admiral Aube ins Leben gerufne neuere französische Seestrategie will geradezu die Zerstörung des feindlichen Privateigentums zum Hauptmittel der Seekriegführung machen. Gabriel Charmes, der Apostel des Admirals Aube, predigt den Kreuzerkrieg in der schärfsten Form. Nach ihm soll die Kaperei über die Handelsfreiheit zur See entscheiden. Wenn auch die Beschränkung des feindlichen Seehandels für die Beherrschung des Meeres nicht den Ausschlag geben kann, so muß sie doch ohne Zweifel einen großen Einfluß auf den ganzen Verlauf des Kriegs haben. Wie ernst die Franzosen die Kaperei von Staats wegen ins Auge fassen, geht daraus hervor, daß schon in Friedenszeiten eine große Zahl der Dampfer der Messageries maritimes, sowie der Compagnie transatlantique ihre vollständige Kriegsausrüstung mit sich führt. Die Kapitäne dieser Dampfer sind entweder aktive oder Reserveoffiziere der französischen Kriegsmarine. Beim Empfang der Depesche von der Kriegserklärung ist auf den Dampfern weiter nichts zu thun, als die im Laderaum verstauten Schnellfeuergeschütze gefechtbereit an Deck zu stellen und den Kriegswimpel zu heißen; denn die französische Kriegs- und Handelsflagge ist ein und dieselbe. Gleichviel, ob sich die Schiffe in der Heimat, in den ostasiatischen, australischen oder westindischen Gewässern befinden, sie sind zum Dienst als Hilfskreuzer bereit und können sofort den Kaperkrieg beginnen. Ganz ähnlich ist die Einrichtung der sogenannten freiwilligen Flotte in Rußland; auch deren Handelsdampfer verwandeln sich im Augenblick der Kriegserklärung in kriegerische Hilfskreuzer. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Italien sind ebenfalls darauf vorbereitet, eine Anzahl von Handelsdampfern zu bewaffnen. Wer Augen hat zu sehen, muß aus diesen Vorbereitungen erkennen, daß vorläufig keiner der Seestaaten daran denkt, die wirksame Kampfweise des Kaperkrieges aufzugeben. Vizeadmiral Batsch sagt in seinen „Nautischen Rückblicken" (Berlin, 1892): „Die Freiheit des Privateigentums zur See wird immer noch geraume Zeit zu den frommen Wünschen gehören, und unser Zeitalter der Verschärfung der Kriegsmittel ist kaum dazu angethan, einen so edeln Gedanken zu verwirklichen. Und so lange das nicht geschieht, wird der Handelsdampfer gezwungen sein, mit einigermaßen gewaffneter Hand sein Cargo*) zu beschützen, sofern er oder sein Reeder den patriotischen Ehrgeiz hat, der eignen Flagge treu zu sein. Wer dies verneint, kann nur die bestimmte Absicht haben, im

*) d. h. seine Ladung.

Kriegsfall die Flagge zu wechseln, und es hat Zeiten gegeben, wo dies vom kaufmännischen Standpunkte als das einträglichste befunden wurde."

Mit dem Seebeuterecht hat es folgende Bewandtnis. Solange es eine Schiffahrt giebt, gilt die Regel, daß alles feindliche Gut auf See der Wegnahme durch die Kriegsmacht unterworfen ist. Dieses Seebeuterecht erstreckt sich auf das Schiff, auf die Ladung und auf die Besatzung. Jahrhunderte hindurch handelten die englischen Admirale nach dem Befehle, to sink, burn and destroy, was ihnen an schwimmendem Gut in die Hände fiele. Nur die äußere Rechtsform hat im Laufe der Zeiten eine Änderung erfahren. Ursprünglich war zwischen Kauffahrer, Kriegsschiff und Seeräuber überhaupt kein Unterschied; es kam eben nur auf die Gelegenheit an. Diese Form ist noch heute bei den chinesischen Dschonken erhalten. Diese führen ihre Geschütze und sonstigen Waffen unter dem Vorwande, sich gegen Seeräuber schützen zu müssen. Können sie aber auf See ungestraft einen Schwächern überfallen, so erfüllen die Waffen erst ihren eigentlichen Zweck. Zu den Freibeutern auf eigne Rechnung und Gefahr gehörten die Vitalienbrüder oder Liekendeeler, die edeln Weltumsegler Drake und Cavendish und eine fast unzählbare Menge kühner Ostindienfahrer der niederländischen und der englischen Flagge. Als die ständigen Kriegsflotten aufkamen, war die Kaperei nur solchen Kauffahrern gestattet, die einen staatlichen Gewerbeschein, den Kaperbrief, erlangt hatten. Ohne diesen wurden die Freibeuter als Seeräuber behandelt. Diese Art der Kaperei ist in Europa zwar durch den Pariser Vertrag von 1856 abgeschafft. Heute muß jedes zum Prisemachen berechtigte Schiff eine Besatzung von der Kriegsflotte haben. Aber es genügt, wenn einige von den Schiffsoffizieren der Reserve der Marine angehören. Thatsächlich ist also die Sache genau wie früher geblieben. Daß es die Vereinigten Staaten gar nicht für der Mühe wert erachten, diesem fadenscheinigen Vertrage beizutreten, beweist die berühmte Alabama.

Nicht ohne Grund ist der streitbare Sankt Georg von Alters her der Schutzpatron der Ritter und der Seefahrer; das Beutemachen war zu Wasser und zu Lande ein gar ehrbares Gewerbe, bei dem es freilich ebenso wie heutzutage beim Börsenspiel nicht an verbrecherischen Ausschreitungen fehlte. Während die Raubzüge zu Lande meist einzelne betrieben, denen von höhern Gewalten bald das Handwerk gelegt werden konnte, beteiligten sich am Seeraube meist ganze Städte, Inseln, ja oft genug ganze Staaten. Man betrachte nur die Geschichte Frankreichs: welche große Rolle hat dort jahrhundertelang die Kaperei, d. h. der privilegirte Seeraub, gespielt! Insbesondre verdanken die Städte Dünkirchen, Calais, Dieppe und Saint-Malo ihre ruhmreiche Vergangenheit und ihre Blütezeiten den wackern Freibeutern. Haben doch, wie neuerdings nachgewiesen worden ist, die von den Engländern, Spaniern und Portugiesen gefürchteten Seefahrer aus Dieppe schon unter der Herrschaft

Karls des Fünften (1364 bis 1380) an der Küste von Guinea Niederlassungen gegründet. Der berühmte Reeder Jean Augo, der König von Dieppe genannt, betrieb im sechzehnten Jahrhundert die Kaperei im großen. Er rüstete ganze Flotten aus, erklärte auf eigne Faust dem König von Portugal den Krieg und blockirte Lissabon, bis sich die Portugiesen durch eine Entschädigung loskauften. Später bestanden in Dieppe sieben Gesellschaften, die Schiffe für die Freibeuterei ausrüsteten; derselbe Hafen war die Heimat der Flibustier, deren Tapferkeit und deren zersetzende Einwirkung auf die spanische Weltmacht genügend bekannt ist. Das berühmteste Freibeuternest des siebzehnten Jahrhunderts war Dünkirchen; es genügt, daran zu erinnern, daß Jean Bart ein Dünkirchner war. Der größte Seeheld aller Zeiten, der Admiral Michiel de Ruiter, erwarb sich seine Tüchtigkeit in den harten Kämpfen mit jenen Kaperern. Die Prisengelder der Dünkirchner sollen sich während der Kriege Ludwigs des Vierzehnten auf 22 Millionen Franken belaufen haben. Unter den Freibeutern von Saint-Malo zeichnete sich Duguay-Trouin durch bewunderungswürdige Kühnheit aus. Die Malouenser rüsteten auf eigne Kosten ganze Geschwader aus, unter denen sich Schiffe von 50 bis 60 Kanonen befanden. Zuweilen nahm auch der Staat an diesen Unternehmungen teil. Als Ludwig dem Vierzehnten die Gelder zur Erhaltung der Kriegsflotte ausgingen, übergab er die Kriegsschiffe in Pacht an Unternehmer, die mit ihnen die Kaperei betrieben. 1709 konnte Saint-Malo dem Staate 30 Millionen vorschießen, und überdies waren die ausgedehnten Festungswerke auf städtische Kosten erbaut worden. La Bourdonnais vernichtete durch seine Kaperzüge, die er im Dienste der indischen Gesellschaft während des Erbfolgekrieges ausführte, den englischen Seehandel im Indischen Ozean. Madras fiel in französische Gewalt, und die englische Flotte mußte sich nach Ceylon zurückziehen. Ile de France (jetzt Mauritius genannt) war der Kriegshafen der Gesellschaft; vergeblich versuchten die Engländer 1746 ihn zu nehmen. Die indische Gesellschaft hatte innerhalb von fünfzig Jahren nicht weniger als 131 Linienschiffe, 61 Fregatten und viele kleinere Schiffe, zusammen eine Flotte von 300 Segeln erbaut und ausgerüstet. Lorient wurde durch ihren Einfluß zu einem Platze ersten Ranges. In den Revolutionskriegen spielten wieder die Freibeuter eine Rolle; bis 1794 hatten sie den Engländern 410 Fahrzeuge genommen. Als Napoleon der Erste die Herausgabe Maltas forderte, antwortete England damit, daß es auf allen Meeren französische und holländische Schiffe wegnahm, im ganzen 1200. Kann man es einer Seemacht wie Frankreich, die mit Stolz auf eine so ruhmreiche Freibeutergeschichte zurückblickt, verdenken, daß sie auch heute noch, wenn einmal Krieg geführt werden soll, nicht auf eine Waffe verzichtet, die ihr so vielen Nutzen gebracht hat, und die ihr bei der heutigen Art der Kriegführung noch größere Vorteile verspricht?

Deutschland hat als Seemacht noch keine Vergangenheit, keine Geschichte,

das ist wohl der Grund, daß man so wenig Verständnis für die Wichtigkeit des Kaperkriegs hat. Und doch sollte man sich an die kühnen Freibeuterzüge der kurbrandenburgischen Fregatten unter dem wackern Klaus van Beveren gegen die spanischen Silberflotten erinnern; mehrere reich beladne Gallionen wurden mitten in spanischen Gewässern, im Golf von Mexiko, dem übermächtigen Feinde abgejagt. Das scharfe Auge des Großen Kurfürsten erkannte die Wichtigkeit des Kaperkriegs ebenso gut, wie die Bedeutung des Seehandels und die Notwendigkeit, ihn durch eine kraftvolle Seemacht zu schützen. Wie kläglich benahm sich dagegen die Bundesgewalt bei dem Kriege gegen Dänemark im Jahre 1848! Welche Rolle spielte die Seemacht Dänemarks in den Kämpfen um die schleswig-holsteinischen Herzogtümer! Wie ohnmächtig waren die gesamten deutschen Bundesstaaten gegen die Störung des Seehandels durch den unbedeutenden Feind, gegen die Wegnahme zahlreicher Handelsschiffe! Wer sich überzeugen lassen will, kann aus Batschs Werk: „Deutsch Seegras, ein Stück Reichsgeschichte“ lernen, wie schwere Folgen es haben kann, wenn in der Reichsvertretung das Verständnis für das Seewesen fehlt. Schon damals (1848) schlug man vor, Schritte zu thun, um durch Verträge das Privateigentum auf See zu schützen, und ließ sich dabei, wie Batsch bemerkt, in „humanem“ Abscheu vor dem sogenannten „privilegirten Seeraub“ geduldig das Fell über die Ohren ziehen. Darin sind wir aber heute leider noch nicht um einen Zoll weiter. Wieder sehen wir eine Phalanx von Handelsdoktrinären, die mit pergamentnen Verträgen die feindlichen Kreuzer und Hilfskreuzer bekämpfen wollen. Ob auch sie erst durch Schaden klug werden wollen? Man muß leider annehmen, daß sie die traurigen Erfahrungen, die Deutschland im Kampfe gegen das kleine Dänemark gemacht hat, vergessen haben.

Unter den Fachleuten, d. h. den Seeleuten, werden sich wenige Gegner des Seebeuterechts finden, weil ihnen die Bedeutung dieses Kriegsmittels klar vor Augen liegt. Die Juristen dagegen möchten diesen „barbarischen“ Unfug meist in die historische Rumpelkammer werfen. Unser berühmtester Kenner des Seerechts, Admiralitätsrat Perels, sagt in seinem Werke „Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart“: „Auch heute noch gehen die Ansichten der hervorragendsten Publizisten über die Aufrechthaltung oder Beseitigung des Rechts der Seebeute aus einander. Unter den Verteidigern, die es vorzüglich in England und Frankreich findet, sind zu nennen: Phillimore, Twiß, Hautefeuille, Ortolan, Carron, während viele andre, wie Wheaton, de Cussy Cauchy und Calvo, die meisten deutschen Autoritäten der Völkerrechtswissenschaft, insbesondre Heffter, Bluntschli, Geßner, von Holtzendorff u. v. a., für die Beseitigung eingetreten sind. Auch das Institut de droit international hat sich im Prinzip mit Stimmenmehrheit für die Beseitigung des Seebeuterechts ausgesprochen, indem es im Jahre 1877 die Resolutionen annahm: 1. Das Privateigentum, neutrales oder feindliches, ist unverletzlich unter neutraler oder feind-

licher Flagge. 2. Doch sind der Beschlagnahme unterworfen die für den Krieg unmittelbar dienlichen oder bestimmten Sachen und solche Handelsschiffe, die an den Feindseligkeiten teil genommen haben oder für diese Teilnahme unmittelbar bestimmt sind, oder die eine wirkliche Blockade verletzt haben." Perels spricht es ebenfalls, unter Berufung auf Bluntschli, aus, daß „der Glaube an das Seebeuterecht bereits gründlich erschüttert" sei, aber er führt doch auch die Gründe seiner Verteidiger auf, von denen wohl der schwerste immer der bleiben wird, den die größte Seemacht, England anführt. Im Jahre 1860 erklärte Lord Palmerston den Abgeordneten des britischen Handelsstandes, die die Bremer Resolution vom 2. Dezember 1859 auf Abschaffung des Seebeuterechts zur Annahme empfahlen: seines Erachtens hänge die Existenz Englands davon ab, daß es die Herrschaft über die See besitze, und zu diesem Zweck sei es notwendig, die Gewalt, die Schiffe fremder Mächte wegzunehmen und namentlich die auf diesen Schiffen dienenden Matrosen gefangen zu nehmen, nicht aus den Händen zu geben. Der Krieg sei ein furchtbares Übel; dennoch sei es zuweilen notwendig, um der Selbsterhaltung willen Krieg zu führen, und eine Seemacht wie England dürfe sich keines Mittels entäußern, ihren Feind zur See zu schwächen. Wenn England nicht die Matrosen des feindlichen Staats an Bord der Handelsschiffe gefangen nehme, so würde es diese Matrosen bald an Bord der Kriegsschiffe zu bekämpfen haben. Auch Ortolan und Hautefeuille vertreten nachdrücklich diesen Standpunkt.

Als Kuriosum sei erwähnt, daß ein Hamburger Blatt vor einiger Zeit die Behauptung aufstellte, das Seebeuterecht würde längst aufgehoben sein, wenn nicht die Seeoffiziere ein besondres Interesse daran hätten. Für den Fachmann wirkt ja nun solche Unkenntnis einfach erheiternd, aber der Laie wird leider dadurch irre geführt und erhält durch solche Äußerungen ein ganz schiefes Bild von der Sache. Die Behauptung des Hamburger Blattes bezieht sich darauf, daß den Offizieren und Mannschaften der Kreuzer für jede Prise ein Teil des Wertes als Belohnung zukommt. Diese Prisengelder werden in gleicher Höhe für die Wegnahme feindlicher Kriegsschiffe gezahlt; sie sind Prämien zur Anspornung des Unternehmungsgeistes und der Wachsamkeit der Schiffsbesatzungen. Vom Standpunkte der höchsten Moral sind ja nun Lohnversprechungen für gute Dienste vielleicht überflüssig; vom rein menschlichen Standpunkte aber sind diese Prisengelder ebenso zweckmäßig wie andre Versprechungen. Jener Hamburger befindet sich in dem Wahne, die Ansammlung von Prisengeldern sei der Zweck des Seebeuterechts. Da liegt der Trugschluß. Die Seebeute diente allerdings in frühern Zeiten lediglich zur Bereicherung des Einzelnen, des Freibeuters. Und doch wurde sie auch damals schon ein staatliches Kampfmittel, weil sie eine Schwächung des Gegners herbeiführte. Über die Zeiten, wo Kriege zum Zwecke der eignen Bereicherung geführt wurden, sind wir aber doch seit etwa einem Jahrhundert hinaus. Heut-

zutage wird im Kriege nur deshalb gemordet, geraubt und gekapert, um die feindlichen Hilfsmittel zu zerstören, um überhaupt dem Feinde jeden erdenklichen Schaden zuzufügen, und zwar um selbst dadurch Vorteil, Übergewicht zu bekommen. Unser Hamburger hätte ebenso gut die Behauptung aufstellen können: „Kriege würden überhaupt nicht mehr geführt werden, wenn nicht die Soldaten ein Interesse daran hätten" — nur mit dem Unterschiede, daß jeder Laie hier das Abgeschmackte sofort gesehen hätte.

In seinen „Nautischen Rückblicken" sagte Vizeadmiral Batsch: „Die großen Seemächte haben sich aus sehr einleuchtenden Gründen in der Frage (über die Freiheit des Privateigentums zur See) immer kühl verhalten; sie wissen, daß mit dieser Frage ein Hauptkriegsmittel auf dem Spiel steht. Durch die Ausdrücke des Abscheus, denen man in unserm sogenannten humanen Zeitalter in der Presse begegnet, lassen sich ihre Strategen nicht sonderlich inkommodiren. Sie finden, daß, wenn man den privilegirten Mord des Krieges für christlich und zulässig hält, man vor dem verschrienen privilegirten Seeraub nicht Halt zu machen braucht. Sie legen dem fünften Gebot genau so viel Wichtigkeit bei wie dem siebenten, und der Begriff des Schwertes, welches die Vorsehung der Obrigkeit in die Hand drückt, ist großer Ausdehnung fähig. Dazu finden sie es seltsam, daß die Frage meistens aufgeworfen wird von denen, die zur See mehr oder minder wehrlos sind. Wer aber in Ermanglung der Kanonen Lehrsätze der Humanität ins Gefecht führt, hat schwerlich auf Beifall, noch schwerer auf Erfolg zu rechnen. Tötung und Plünderung sind einmal Geschwisterkinder; wer die erstere privilegirt, die letztere als Todsünde hinstellt, wird nur die überzeugen, denen gerade diese Überzeugung Nutzen bringt."

Man kann auf Felix Dahns männlichem Standpunkt „Die Waffen hoch!" stehen, also den Dingen ins Gesicht blicken, wie sie wirklich sind, und kann doch Verständnis haben für den weiblichen Wunsch „Die Waffen nieder!", für den die Baronin von Suttner mit allerhand schönen Gründen eingetreten ist. Dagegen wird man sich bei einiger Kenntnis der wirklichen Verhältnisse staunend fragen müssen: wie ist es möglich, daß sich einige Laien in Deutschland einbilden, gegen die Ansichten der alten Seemächte unsern Gegnern auf friedlichem Wege eine für uns freilich besonders gefährliche Kriegswaffe aus den Händen winden zu können? Man mache sich doch nur klar, daß, ganz abgesehen von England, für die Franzosen und Russen das Seebeuterecht lediglich Vorteile gewährt. Sobald diese, unsre wahrscheinlichsten Gegner, ihre besten Dampfer in Hilfskreuzer verwandelt haben, sind ihre Handelsflotten nur noch von ganz untergeordnetem Werte im Gegensatz zu der großen Summe von Nationaleigentum, das Deutschland beim Ausbruch eines Krieges auf allen Meeren schwimmen hat. Frankreich und Rußland haben beide beim Kaperkriege wenig zu verlieren und viel zu gewinnen; wie thöricht wäre es von ihnen, wollten

sie sich dieses Vorteils freiwillig berauben! Mit dem idealen Grundsatz von der Unverletzlichkeit des Privateigentums, der übrigens hier doch sehr an den Fuchs erinnert, dem die Trauben zu hoch hingen, kommt man einem Feinde gegenüber, dessen kriegerische Lehrmeister den Kaperkrieg in der ausgedehntesten Form — la guerre à outrance — predigen, nicht weit.

Grollend sahen Englands alte Admirale die Erfindung und Vervollkommnung der Torpedowaffe. Ihr ritterliches Gefühl sträubte sich gegen die heimtückische Kampfweise mit dieser gewaltigen Waffe des Schwachen. Aber sie erkannten sofort, daß der Wert ihrer mächtigen Flotte denen andrer Nationen gegenüber durch den neuen Störenfried herabgedrückt wurde, und sie waren viel zu stolz und viel zu klug, sich ein testimonium paupertatis durch einen Antrag auf Ausschluß der Torpedowaffe vom Seekriege zu geben. Nein, England suchte auch im Torpedowesen alle andern Flotten zu übertreffen, und das war der einzige vernünftige Ausweg angesichts der Dinge, wie sie wirklich waren.

Merkwürdigerweise betonen die Gegner des Seebeuterechts besonders dessen „inhumane" Seite. Ganz abgesehen nun davon, daß der Begriff Humanität ohnehin nicht recht zu den modernsten Kriegswaffen passen will, läßt sich leicht zeigen, daß hier wieder ein Trugschluß vorliegt. Durch die Kaperei, oder wie man sie heute nennen muß, den Kreuzerkrieg, soll der Gegner nach Möglichkeit geschwächt, also eher zum Friedensschluß gezwungen werden. Man bedenke wohl, daß die Zeit der dynastischen und diplomatischen Kriege vorüber ist. Heutzutage handelt es sich nur um Volkskriege, bei denen ganze Völker in Waffen einander bekämpfen. Jedes Volk und jeder Einzelne setzt dazu Gut und Blut ein; wenigstens muß man das von jedem, der Vaterlandsgefühl und Stolz besitzt, voraussetzen. Mit welchem moralischen und humanen Grunde soll es nun da zu verteidigen sein, daß man das Gut einzelner — das Privateigentum zur See — auf Kosten des Blutes andrer schonen will? Weil die Fachleute den Kreuzerkrieg für ein wirksames, d. h. den Krieg unter Umständen verkürzendes Streitmittel halten, darum müßten doch alle Freunde wahrer Humanität mit Freuden für das Seebeuterecht stimmen, da es die Aussicht bietet, daß durch Wegnahme des Gutes in künftigen Kriegen am Blut gespart werden kann. Ganz anders liegt die Sache für das Privateigentum am Lande; seine Wegnahme, Beschädigung oder Zerstörung wird nur in bestimmten Fällen auf den Kriegsverlauf von Einfluß sein. Treten aber solche Fälle, wie z. B. bei Beschießungen und bei Belagerungen ein, so machte bisher der Kriegführende stets rücksichtslosen Gebrauch von dem Rechte des Stärkern.

Einer der beliebtesten juristischen Spielbälle ist der Begriff der Kriegskontrebande. Am klarsten ergiebt sich nach fachmännischer, nicht juristischer Ansicht dieser Begriff wohl dann, wenn man das Feindesland als eine be-

lagerte Festung ansieht (eine von den modernen, mit vorgeschobnen, zerstreut liegenden Werken, wenn man will). Je weniger Zufuhr man durchläßt, desto schneller wird eine Abnahme der Kampflust eintreten. Daraus folgt doch nun gleich zuerst, daß alle Handelsschiffe des feindlichen Landes Kriegskontrebande enthalten — nämlich die Mannschaft. Alle die kräftigen, waffenfähigen Seeleute, die im Frieden die Heimat verlassen haben, werden die feindliche Seemacht verstärken, wenn sie nicht zurückgehalten werden. Und wer auf das Völkerrecht pocht, nach dem sich die Kriegführung nur gegen die Kriegsmacht des Gegners richtet, dem sei die Frage vorgelegt, ob ein einberufner Reservist als Zivilist zu betrachten sei oder nicht — er wird sie wohl verneinen müssen. Die zurückkehrenden Seeleute sind nun meist einberufne Reservisten. Um diese Reservisten nicht zur feindlichen Kriegsmacht gelangen zu lassen, müssen die feindlichen Handelsschiffe zurückgehalten werden. Macht die Zurückhaltung der Schiffe Schwierigkeiten, so wird sie der Gegner unter Umständen vernichten. Sollte es jedoch wider Erwarten dem Gegner auf die „Handvoll" Leute nicht ankommen — von deutschen Seeleuten werden vielleicht rund 15000 Mann beständig außerhalb der Heimat sein, d. h. ein nicht zu unterschätzender Teil der besten Leute der Kriegsbesatzung unsrer Kriegsflotte —, dann muß er sich zunächst sagen, daß jedes Handelsschiff zu irgend einem kriegerischen Zweck verwendbar ist. Selbst das älteste Segelschiff kann vorzügliche Kriegsdienste thun, wenn es mit Steinen oder dergleichen gefüllt an bestimmter Stelle eines Fahrwassers als Hindernis versenkt wird; die mannichfaltigen Zwecke aber, denen jeder Handelsdampfer in Kriegszeiten dienen kann, braucht man selbst dem Laien nicht erst einzeln aufzuführen. Soviel wird wohl jedem einleuchten, daß auf dem Lande der Feind keinen Eisenbahnzug, selbst wenn sämtliche Wagen Privatbesitz einzelner Gesellschaften wären, freiwillig dem Gegner überlassen wird. Mit den Handelsschiffen ohne Ausnahme ist es dieselbe Sache. Nur das Seefischereigewerbe ist nach jahrhundertealtem Brauch bisher von der Wegnahme ausgeschlossen geblieben; und da spielt wohl lediglich das gute Herz des Seemanns eine Rolle, der dem wackern Seefischer, der neben dem Bergmann wohl das härteste und lebensgefährlichste Gewerbe auf Erden betreibt, sein bischen Habe und Verdienst nicht rauben will.

Der Begriff der Kriegskontrebande kommt nach diesen Betrachtungen überhaupt erst in Frage bei Schiffen der neutralen Mächte, die für feindliche Häfen Ladung führen. Hier handelt es sich wieder darum, alles zurückzuhalten, was der feindlichen Kriegsmacht dienen kann; dahin gehören natürlich Waffen und Munition, doch auch Lebensmittel aller Art und Kohlen. So wurde von dem französischen Blockadegeschwader im letzten Kriege gegen China Reis als Kontrebande angesehen; murrend mußten sich die Neutralen das gefallen lassen. Kohlen würden der Kriegsflotte zu gute kommen; Tuchstoffe, wollene

Decken, Woll- und Baumwollwaren könnten zur Uniformirung verwendet werden; Wein und Tabak sind Genußmittel, die dem Heere zu gute kommen könnten. Für Rohstoffe verschiedenster Art, wie Salpeter, Erze, Salz, Häute u. s. w., läßt sich, wenn man will, ein unmittelbarer oder mittelbarer Kriegszweck annehmen. Hat der Gegner die Macht, so wird es ihm trotz aller bestehenden internationalen Verträge so ziemlich frei stehen, jede Ladung, wenn sie nicht gerade aus Klavieren und Damenhüten besteht, für Kriegskontrebande zu erklären.

Solange die „ethischen Kultur"-Bestrebungen nicht aus den Kinderschuhen heraus sind, und das kann noch eine gute Weile dauern, solange sind Heere nötig und Flotten, um allen internationalen Verträgen den gehörigen Nachdruck zu geben. Betreibt ein Volk Seehandel, so kann es diesen nicht durch ein noch so großes Landheer schützen. (Man denke nur an das Huhn, das die Enteneier ausgebrütet hatte.) Vorläufig also und für das kommende Jahrhundert ist das einzige wirksame Mittel zum Schutze des Privateigentums zur See eine genügende Seemacht. Man öffne nur die Augen und blicke zurück in die Geschichte, so wird man stets finden, daß die Entwicklung des Seehandels die Aufstellung einer entsprechenden Seekriegsmacht zur notwendigen Folge hatte. Wo dies versäumt wurde, oder wo die Seemacht zerstört wurde, da sank auch der Seehandel schnell. So ging die alte mächtige Hanse zu Grunde, weil sie keine Stütze durch eine Reichsflotte fand. Ähnliche Beispiele findet man in der Geschichte Spaniens, Hollands und Frankreichs.

Zum Schlusse wiederholen wir unsre schon in der nautischen Zeitschrift Hansa ausgesprochne Ansicht: Man kann nur wünschen, daß die Herren, die beim Reichskanzler den Schutz des Privateigentums auf See durch Verträge zu erlangen suchen, nicht durch die Praxis der Zukunft darüber belehrt werden, daß sie besser gethan hätten, um den Bau und die Ausrüstung einer Flotte von Kreuzern und Hilfskreuzern zu bitten, groß genug, den Feinden die Lust, oder richtiger gesagt, den Vorteil der Wegnahme unsrer Handelsschiffe gründlich zu nehmen.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

9

Sterblichkeit, Pauperismus, Arbeitslosigkeit — diese drei Schattenseiten des Lebens bieten den Sozialisten eine Fülle von Agitationsstoff dar, und es ist daher selbstverständlich, daß sich Wolf nach Kräften bemüht, sie unter den leuchtenden Farben seines optimistischen Kulturbildes verschwinden zu lassen. Leichtes Spiel hat er im ersten Punkte. Die Bevölkerung aller Staaten Europas mit Ausnahme Frankreichs, das in neuester Zeit fast stationär geworden ist, hat seit etwa 150 Jahren in einem weit stärkern Grade zugenommen, als im Altertum und namentlich als im Mittelalter; und diese stärkere Bevölkerungszunahme beruht teils auf einer Vermehrung der Geburten, teils auf Erhöhung des durchschnittlichen Lebensalters durch Verminderung der Sterblichkeit. Es versteht sich, daß diese beiden „Faktoren" in verschiednen Zeiten und Ländern ungleich groß sind, hie und da der eine sogar gänzlich verschwindet. Die Frage nun, ob diese stärkere Volksvermehrung als ein Beweis für zunehmende Volkswohlfahrt anzusehen sei, wollen wir nach unsrer eignen Einsicht beantworten, ohne für jeden einzelnen Punkt die Autoritäten anzuführen, die etwa früher schon dieselbe Meinung ausgesprochen haben.

Bei einer der Parlamentsenqueten, die in England zur Begründung der Arbeiterschutzvorschläge angestellt wurden, machte ein Arzt die Bemerkung, aus der Abnahme der Sterblichkeit dürfe man keineswegs auf Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen schließen; die akuten Krankheiten eines kräftigen Geschlechts hätten eben den schleichenden, langsamer tötenden eines schwächlichen und ausgemergelten Platz gemacht. Wenn man sich erinnert, wie alt häufig schwächliche, immer kränkelnde Personen bei geordneter Lebensweise werden, und wie viele kräftige vollblütige Männer vom Schlage oder von Entzündungskrankheiten vorzeitig weggerafft werden oder bei halsbrechenden Wagnissen umkommen, so wird man sich nicht darüber wundern, daß im Mittelalter, wo Unmäßigkeit im Essen und Trinken allgemein war und noch dazu das Blut durch eine unvernünftige Menge von Gewürzen erhitzt wurde, und wo bei dem gänzlichen Mangel an Komfort und bequemen Verkehrsmitteln die

Mehrzahl der Männer wenigstens zeitweise auf gefahrvollen Reisen, Pilgerschaften und Kriegszügen begriffen war, daß da die Menschen durchschnittlich jünger starben, als ein schlesischer oder sächsischer Leineweber, der nicht aus seiner Bude herauskommt, und dessen Organismus sich den kärglichsten Existenzbedingungen angepaßt hat. In dieser Anpassung vorzugsweise liegt das Geheimnis der überraschend langen Lebensdauer vieler Proletarier. Das gilt sowohl von der Ernährung wie von der Luft und den übrigen Daseinsbedingungen. Der Mensch ist nicht dazu geschaffen, gleich der Ratte ohne Sonnenlicht zu leben und Kloakenduft zu atmen. Wenn aber große Arbeitermassen in kloakenähnliche Räume eingesperrt werden, so bleiben schließlich eine Anzahl übrig, die die neue Spezies homo cloacinus fortpflanzen. Man hat in jüngster Zeit öfter davon gesprochen, daß die Weber das Hungern als Kunst betrieben. Allein über diese Stufe sind sie längst hinaus: ihnen ist spärliche Ernährung bereits zur andern Natur geworden. Wolf selbst führt als klassischen Zeugen dieser Thatsache Rechenberg an, der 1870 eine Abhandlung über „die Ernährung der Handweber in der Amtshauptmannschaft Zittau“ geschrieben hat. Darin heißt es: „Die Männer sind schwächlich, zuweilen so sehr [ob nicht „meistens“ oder „ganz allgemein“ richtiger wäre als »zuweilen?«], daß sie zu einer mehr Muskelkraft erfordernden Arbeit, z. B. zu Tagelöhnerarbeit auf dem Felde nicht fähig sind. Immerhin reichen die Kräfte des Webers zu seiner im Sommer dreizehn- bis fünfzehnstündigen, im Winter vierzehn- bis sechzehnstündigen Arbeit aus; die kinderlose Familie verdient durch solche Arbeit im Jahre 397 Mark.“ Seitdem, bemerkt Wolf dazu, allerdings weniger, infolge der Webernot. Daß die Leute bei dieser Einnahme überhaupt noch leben können, verdanken sie der Umsicht, mit der sie „in Übereinstimmung mit den Regeln der Wissenschaft“ aus den billigsten Nahrungsmitteln ihre Kost so zusammensetzen, daß der Körper genau das zur Erhaltung des Lebens notwendige erhält, freilich auch nicht ein Quentchen darüber. Dabei wird noch zu beachten sein, daß diese Leute wahrscheinlich ihre eignen ererbten Häuschen bewohnen, also weder Geld auf teure Mietwohnungen brauchen, noch in arbeitsloser Zeit auf das Straßenpflaster geworfen werden können. Wolf scheint diese Erfindung oder Entdeckung der billigsten Lebensweise für ein Glück anzusehen. Er schließt die Anmerkung, in der er sie mitteilt, mit dem Satze: „Was aber jene Beschränkung auf sogenannte Kartoffel-, thatsächlich Kartoffel- und Mehlkost wirtschaftlich bedeuten will, geht aus folgenden Daten deutlich hervor.“ Und nun folgt eine Tabelle, aus der man ersieht, daß ein Stück Rindfleisch zwanzigmal (Rindslende fünfunddreißigmal) so teuer ist als eine Kartoffelmasse von demselben Nährwert. In England haben Männer wie Adam Smith, Buckle, John Stuart Mill klar erkannt, daß ein Volk verloren ist, wenn es sich, gleich den Irländern und Indern, unter fortdauerndem Druck dazu bequemt hat, von den denkbar billigsten Nahrungs-

mitteln zu leben. Ein solches Volk verliert seine Energie, büßt jede Möglichkeit ein, seine Lage zu verbessern, und in einer wirtschaftlichen Krisis findet es keine tiefere Stufe der Lebenshaltung mehr unter sich, auf die es hinabsteigen könnte: es muß verhungern.*) Die Pest auf eine mit der Nahrungsmittelchemie verbündete Nationalökonomie, die uns lehren will, wie wir mit 400 Mark Familieneinkommen anständig leben können! Mögen diese Weber immerhin zufrieden, mögen sie sehr achtungswerte Staatsbürger und fromme Christen sein! Der ist des deutschen Volkes grimmigster Feind, der ihm eine Entwicklungsbahn empfiehlt, auf dem es ein Volk von Schwächlingen werden soll, das weder den Pflug, noch den Schmiedehammer, noch die Muskete, noch das Schwert des Geistes zu führen vermöchte und nur eben noch dazu tangen würde, einem Nachbarvolke als Fabrikklaven zu dienen! Wäre ein mittelalterlicher Mensch auf einen heutigen Weberwochenlohn heruntergebracht worden, so würde er ihn am Sonntage aufgezehrt haben und dann vor Ablauf der Woche verhungert sein. Die Leute lebten damals für gewöhnlich in Fülle, nach einer Mißernte aber starben die Ärmern den Hungertod sans phrase. Heute sterben die Menschen, wie Rogers sagt, zollweise, nach und nach Hungers.

Eine Hauptursache der hohen Sterblichkeit im Mittelalter haben wir schon erwähnt: die unglaubliche Unsauberkeit bei dem gänzlichen Fehlen irgendwelcher Gesundheits- und Reinlichkeitspolizei. Was das bedeutet, hat uns letzten Sommer Hamburg gelehrt. Nach den amtlichen Berichten kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Elbe, die bei so niedrigem Wasserstande die ihr zugeführten Abfall- und Auswurfstoffe nicht fortzuschwemmen vermochte, der eigentliche Seuchenherd gewesen ist. Sie hat, wie Augen- und Nasenzeugen berichten, bis oberhalb der Schöpfstelle der Wasserwerke „geblüht" und gestunken, und das Gift ist nicht allein durch die Luft, sondern auch durch das Trinkwasser verbreitet worden, selbstverständlich zunächst durch die zunächst gelegnen Stadtteile, und da das die ärmsten sind, wo die Wohnungen am ungesundesten sind und die Widerstandskraft der Bewohner gegen Ansteckung am schwächsten ist, so ergab sich das übrige von selbst. Der Bazillus und die deutsche Wissenschaft in Ehren — allein es trifft sich immer so, daß unter gesundheitswidrigen Verhältnissen Seuchen entstehen, auch wenn gar keine Bazilleneinfuhr nachgewiesen werden kann, daß dagegen solchen Menschen, die unter günstigen Verhältnissen leben, alle Bazillen Bengalens nichts anhaben können, mögen sie auch zu wissenschaftlichen Zwecken übelweise eingeführt werden. Bedenkt man nun, daß es in allen mittelalterlichen Städten jahraus

*) Drum ist es eine höchst bedenkliche Erscheinung, wenn man Mais und Lupinen als Volksnahrungsmittel empfiehlt, wenn die Pferdeschlächtereien zahlreich und sogar schon Hundeschlächtereien errichtet werden.

jahrein ungefähr so duftete wie in den Hamburger Proletariervierteln diesen Sommer, so wird man sich nicht wundern, zu vernehmen, daß in ihnen die Zahl der Sterbefälle regelmäßig größer war als die der Geburten, und daß sich ihre Bevölkerung nur durch steten Zufluß vom Lande erhalten und vermehren konnte. Auf dem Lande schadet die Unreinlichkeit weniger, weil die giftigen Stoffe mehr Platz haben, sich durch Ausbreitung zu verdünnen; ganz unschädlich ist sie natürlich auch dort nicht. Was endlich die Heilkunde anlangt, so war der mittelalterliche Arzt gewöhnlich ein Doktor Eisenbart, der die Leiden des Kranken zwar für den Augenblick vermehrte, sie aber dafür durch ein kräftiges Tränklein, einen forschen Schnitt oder einen reichlichen Aderlaß bedeutend abkürzte.

Mit der Verminderung der Sterblichkeit ging vom sechzehnten Jahrhundert ab, hie und da allerdings durch verheerende Kriege zeitweilig unterbrochen, die Vermehrung der Geburten Hand in Hand. Ihre planmäßige Förderung gehörte mit zu jenem System der innern Politik, das unter dem Namen Merkantilsystem bekannt ist. Nicht mehr in dem Sinne, wie die auf Ackerbau gegründete Feudalwirtschaft, sondern vorzugsweise zu dem Zweck, Geld in den Staatsschatz zu schaffen, wurde die „Population" befördert. Wo, wie in Preußen, zugleich auch das Bedürfnis nach einem tüchtigen stehenden Heere bestand und die Industrie zu unentwickelt war, um viel Geld ins Land bringen zu können, traf diese Politik in ihrer wohlthätigen Wirkung auf den Bauernstand mit der alten Naturalwirtschaft zusammen. Man hieß alles willkommen, was Mensch war, mochte es im Inlande oder im Auslande, ehelich oder unehelich geboren sein. Am besten wird die Anschauung der damaligen Herrscher charakterisirt durch einen Ausspruch Friedrichs des Großen, den Ludwig Elster in seiner umfassenden Arbeit über das Bevölkerungswesen (Handbuch der Staatswissenschaften Band 2 S. 474) anführt. Im Jahre 1741 schrieb der König an Voltaire: Je les (les hommes) regarde comme une horde de cerfs dans le parc d'un grand seigneur, et qui n'ont d'autre fonction que de peupler et remplir l'enclos. Da sich in neuerer Zeit der Zweck der Volksvermehrung unter der anständigern Fürsorge für die Volkssittlichkeit zu verbergen pflegt, so kann nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, die uneheliche Vermehrung begünstigt werden.

Gerade in dem mit der Industrie so innig verbundnen Pauperismus nun erwuchs jener Politik ein mächtiger Bundesgenosse. Bekanntlich pflegt die Kinderzahl der Familien im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Vermögen zu stehen. Die drei Hauptursachen dieser Erscheinung sind nicht schwer zu entdecken und längst und vielfach ausgesprochen worden. Erstens wird durch reichliche gute Kost und scharfe alkoholhaltige Getränke die Zeugungskraft geschwächt, die bekanntlich nicht ganz dasselbe ist wie die Fähigkeit zur Befriedigung des Geschlechtstriebes. Was die starken Getränke anlangt, so nehmen

viele reiche Leute, die durchaus nicht für unmäßig gelten, davon mehr zu sich als schnapstrinkende Proletarier. Ein Mensch, der nur eine Mehlsuppe im Magen hat, torkelt schon von einem Gläschen Branntwein; ein starker wohlgenährter Herr kann bei einem Diner bequem zwei Liter kräftigen Wein trinken, ohne etwas im Kopfe zu spüren. Auch anhaltende geistige Beschäftigung, also einseitige Entwicklung des Gehirns, ist der Entwicklung des Zeugungssystems meistens nicht günstig. Zweitens heiraten die Proletarier in der Zeit, wo der Zeugungstrieb am stärksten ist, zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre, und zwar näher dem zwanzigsten als dem dreißigsten, die Männer der höhern Stände dagegen erst, wenn die von der Natur für diesen Zweck bestimmte Blütezeit vorüber ist, nach dem dreißigsten Jahre. Endlich sind die Proletarier im großen und ganzen noch nicht auf den Gedanken verfallen, die Kinderzahl absichtlich zu beschränken. Wie weit diese Absicht Mitursache der durchschnittlich geringern Kinderzahl der Besitzenden ist, läßt sich natürlich nicht ermitteln. Thatsache ist, daß sie auch außerhalb Frankreichs vorkommt, und daß sogar schon viele deutsche Bauern die schmutzigen Künste der Franzosen erlernt haben. Unter den Proletariern also, nur darauf kommt es uns hier an, herrscht das Gegenteil dieser „Vorsicht," daher bedeutet jede Vermehrung des Proletariats und die entsprechende Verminderung des Standes der Besitzenden zugleich eine Verstärkung der Tendenz zur Volksvermehrung. Zwar wird der proletarische Zuwachs durch die ungeheure Kindersterblichkeit der untern Klassen einigermaßen gehemmt, aber der Überschuß bleibt trotzdem bedeutend. Schon in diesem Sinne hat Engels Recht, wenn er meint, ohne die Maschinen, die ja die Entstehung oder wenigstens Vermehrung des englischen Proletariats so sehr begünstigt haben, würde dieses in so großen Massen gar nicht vorhanden sein. Dazu kommt dann noch, daß erst die heutige Verkehrstechnik die Ernährung ungeheuer zusammengehäufter Menschenmassen möglich gemacht hat. Daraus, daß sie möglich ist, folgt natürlich nicht, daß sie auch gut sein müsse.

Unter Pauperismus soll hier nur die Erscheinung verstanden werden, daß eine unverhältnismäßig große Anzahl von Menschen von Almosen lebt. Wolf kann sich nun darauf berufen, daß in England und Wales die Zahl der Paupers, d. h. der Personen, deren Unterstützungsbedürfnis amtlich anerkannt ist, in den Jahren 1855 bis 1889 von 4,7 auf 2,8 Prozent der Bevölkerung zurückgegangen ist. Zum Teil mag diese Besserung auf Rechnung der bei andrer Gelegenheit beschriebnen Vermehrung des Volkswohlstandes in den fünfziger und sechziger Jahren kommen. Der Hauptgrund aber ist die barbarische und schimpfliche Behandlung der Unglücklichen in den Armenhäusern, in die sie gesperrt werden, und durch die sich die Obrigkeit ihre Aufgabe ungemein erleichtert. Wer noch einen Funken von Ehr- und Freiheitsgefühl im Leibe hat, der kommt lieber hilflos auf einem Kehrichthaufen um

oder stürzt sich in die Themse, als daß er ins Armenhaus ginge. Im Arbeitshause werden Mann und Weib, Eltern und Kinder von einander getrennt, die empörendsten Mißhandlungen sind an der Tagesordnung, und die „Arbeit" an der Tretmühle regt selbst in dem Stumpfsinnigsten noch einen Rest von Widerstand auf, weil sie gar keine Arbeit ist, sondern nur eine Muskelanstrengung zu dem einzigen Zweck, den Armen zu quälen. Wie raffinirt die dem Götzen Mammon dienende englische Obrigkeit den Unglücklichen das Leben zu einer Hölle zu machen, alles, was der Natur widerstrebt, auf sie zu häufen, alles, was sie begehrt, ihnen zu rauben versteht, mag man aus dem Umstande schließen, daß im Arbeitshause zu Herne, das in einer der schönsten Gegenden Kents liegt, alle Fenster in den Hof gehen, sodaß keiner der Insassen von Gottes schöner Natur etwas zu sehen bekommt. Der Berichterstatter, der das, nach Engels, in einer illustrirten Zeitschrift erzählt, bemerkt dazu: „Wenn Gott den Menschen für Verbrechen so bestraft, wie der Mensch den Menschen für die Armut straft, dann wehe den Söhnen Adams!" Döllinger handelt in dem von uns öfter erwähnten Buche auch von der englischen Armenpflege und sagt u. a.: „Hier wird mit einem Aufwande von sechs Millionen Pfund soviel erreicht, daß die Armen lieber in den härtesten Entbehrungen und im greulichsten Schmutze leben, als daß sie das Armenhaus aufsuchen." Wolf bringt, ohne die frühere Behandlung der Insassen der Armenhäuser zu schildern, einige Zeugnisse bei, nach denen sich die Behandlung in neuerer Zeit gebessert haben soll. Vielleicht sind die Behörden gegen die körperlichen Mißhandlungen eingeschritten, aber das Entehrende der Einrichtungen ist geblieben, wie man aus den Angaben eines Buches über die sozialen Zustände Londons ersieht, das ein Namensvetter des Generals der Heilsarmee voriges Jahr herausgegeben hat. Es ist nur natürlich, daß das Widerstreben gegen solche Behandlung in dem Maße zunimmt, als die englische Arbeiterschaft durch Schulbildung, Agitation, Organisation und Teilnahme am öffentlichen Leben das Bewußtsein ihrer Menschenwürde wiedergewinnt. Zudem haben die seit vierzig Jahren blühenden Gewerkvereine und Genossenschaften den organisirten Teil der Arbeiter der Gefahr überhoben, bei vorübergehender Arbeitslosigkeit oder dauernder Arbeitsunfähigkeit der Armenpflege zu verfallen.

Der „Reservearmee der Arbeitslosen," die in der Beweisführung wie in der Agitation der Sozialdemokraten eine so bedeutende Rolle spielt, bestreitet Wolf einfach das Dasein. Er sucht statistisch nachzuweisen, daß, was in einigen Berufszweigen an Arbeitsgelegenheit verloren geht, durch das Aufblühen neuer Berufszweige reichlich ersetzt werde; er weist auf die Vagabundenheere früherer Zeiten hin, mit denen verglichen die heutigen unbedeutend seien; er meint, solches Gesindel, wie es in den Großstädten zu allen Zeiten zusammenströme, spiele in der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage eines Volks keine Rolle, und er schreibt schließlich: „Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei

wiederholt, daß wir gegen die Thatsache des Pauperismus und zeitweiliger Arbeitslosigkeit vieler sowie dauernder Arbeitslosigkeit einer gewissen Zahl nichts weniger als blind sind. Was wir leugnen, nicht sehen können, ist bloß das, daß jene Gesellen, die arbeitsuchend von Herberge zu Herberge ziehen, diese »armen Reisenden,« die elementare Kraft bedeuten sollen, die über Sein oder Nichtsein, und zwar im Sinne dieses letztern, entscheidet, unsre Gesellschaft aus den Angeln hebt." Wenn Wolf deutsche Zeitungen liest, so wird er mittlerweile erfahren haben, daß außer jenen „armen Reisenden" doch auch noch andre Leute in Betracht kommen. So z. B. die mehr als 3000 Kandidaten des höhern Lehramts und die 1827 Assessoren (nebst 2973 Referendaren), die in Preußen der Anstellung harren, die studirten Proletarier, die bereits auf Anstellung verzichtet haben und sich als Zeitungsreporter oder sonstwie durchzuschlagen suchen, die „jungen Gelehrten aus guter Familie," die sich „studienhalber" in Berlin aufhalten und eine Hauslehrerstelle „gegen Mittag- und Abendessen" suchen. Er wird außerdem von den Notstandsarbeiten gelesen haben, die manche Städte, wie Lübeck und Halle, unternehmen, nur um der drohenden Arbeitslosigkeit vorzubeugen. Daß es nicht bloß arbeitsscheues Gesindel ist, das von Herberge zu Herberge „walzt," kann er u. a. aus dem Bericht über den 21. Bundestag der deutschen Barbierinnungen ersehen, wo mitgeteilt wird, daß 5616 Barbiergehilfen keine Stelle erhalten können. Man denke sich die entsprechenden Zahlen in den übrigen Gewerben zusammengezählt!*) Er wird vielleicht den (auch in den Grenzboten schon erwähnten) Aufruf des Landesverbands der sächsischen Naturalverpflegungsstationen gelesen haben, der zur Gründung weitrer solcher Stationen mahnt unter dem Hinweis darauf, daß „Nachrichten aus allen Teilen Deutschlands ein stetiges Anwachsen der Zahlen wandernder erwerbsloser Arbeiter melden." Selbstverständlich bezeugt dieser Aufruf wie alle solche Kundgebungen zwar inniges Mitleid mit dem unter der Vagabundenplage leidenden armen Publikum, aber nicht mit dem „Strolche." Daß diese Strolche Menschen sind, daß ihr Schicksal das schrecklichste ist, das man sich denken kann, daß also sie es vor allem sind, die Mitleid verdienen, daran denkt ja eine „gut bürgerliche Gesellschaft" von heute nicht mehr. In Wirklichkeit giebt es in alten und mittlern Zeiten nichts, was sich dem Elend der heutigen „Strolche," die mindestens zur Hälfte im Anfang ihrer Wanderschaft ganz ehrliche arbeitsuchende Handwerksburschen gewesen sind, vergleichen ließe. Die beiden Übel, die zu allen Zeiten als die

*) Seitdem dies geschrieben ist, haben wir die holländischen Arbeiterunruhen, die Versammlungen der Arbeitslosen in England und Deutschland und die Notstandsdebatte im deutschen Reichstage erlebt. Nur eine Ziffer wollen wir anführen. Zu den wenigen Ortsobrigkeiten, die sich der Pflicht, für ihre Arbeitslosen zu sorgen, nicht entzogen haben, gehört die des Berliner Vororts Rixdorf. Der dortige Gemeindevorstand hat Umfrage gehalten und 2500 arbeitslose Ortseinwohner ermittelt.

größten nach der Schuld gegolten haben: Hunger und Obdachlosigkeit, und die in frühern Zeiten den Betroffnen zu einem Gegenstande des Mitleids und der Ehrfurcht machten — dem Zeus gehörte im Altertum der mittellose Fremdling, und Christum sah das Mittelalter nach Matth. 25, 35 im Bettler —, diese beiden größten Übel zu Verbrechen zu stempeln, den ihnen Verfallnen als Auswurf der Menschheit, als Ungeziefer zu behandeln und ihn gleich einem wilden Tiere zu hetzen, sodaß er hungrig, halb erfroren und mit wundgelaufnen Füßen auch noch das verkörperte böse Gewissen sein muß, das vor jedem Stück grünen, blauen und roten Tuches erschrickt und jedem gut gekleideten Menschen scheu aus dem Wege geht, dieser Kulturfortschritt ist unsrer humanen Zeit vorbehalten geblieben. Vor fünfzig Jahren war der „arme Reisende" noch nicht zum Ungeziefer herabgewürdigt. Die vornehmen Leute hielten sich ihn wohl auch damals schon vom Leibe, aber der biedere Handwerker, der Kleinbürger hielt sein Näpfchen mit Pfennigen für ihn bereit, die Bauersfrau schnitt ihm einen Ranft Brot ab, und ein freundliches „Gsegns Gott" und „Vergelts Gott" begleitete Spendung und Annahme der Gabe.

Diesem schrecklichen Schicksal können sich nur solche Wanderburschen entziehen, die entschlossen mit der Gesellschaft, die sie verstoßen hat, brechen, ihr offen den Krieg erklären und in die Armee der großstädtischen Verbrecher einspringen. Hier können sie, wenn ihnen das Glück günstig ist, und wenn sie Frechheit mit Geschick verbinden, einige Jahre ein vom Bestienstandpunkte aus genußreiches Leben führen, und fallen sie schließlich der Obrigkeit in die Hände, so leben sie im Zuchthause immer noch angenehmer, als „auf der Walze." im Asyl, in der Arbeiterkolonie, im Korrektionshause. Indem die bürgerliche Gesellschaft das lustige Vagantenleben des Mittelalters, das in dem Räuberleben einiger südlichen Länder noch einige Spätlinge treibt, vollständig zerstörte und das Los des Beschäftigungslosen so schrecklich machte, hat sie es ja wirklich erreicht, daß mit verschwindenden Ausnahmen jeder Mittellose jede Arbeit, die er nur irgend zu leisten vermag, unter jeder Bedingung übernimmt, die man ihm stellt. Diesem Umstande allein verdanken alle jene Industrien ihr Dasein, die entweder nur durch überlange Arbeitszeiten bestehen können, oder die eine ganz außerordentlich widerwärtige Beschäftigung, zum Teil in unerträglicher Temperatur, erfordern, und von denen manche, wie die Fabrikation der Anilinfarben, den Arbeiter binnen wenigen Jahren so gründlich vergiften, daß er zeitlebens siech bleibt. Die Sache steht also derart, daß wir mindestens zehnmal so viel Arbeitslose in Deutschland haben würden, als wir haben, wenn im deutschen Volke der germanische Geist jener alten Römerbezwinger noch lebendig wäre, die sich eher an den Mauern eines Gefängnisses den Kopf einrannt, als in ein solches Joch gefügt haben würden. Die Ziffern der sächsischen Statistik, mit denen Wolf zeigt, wie herrlich der Industriefortschritt für

das Unterkommen der steigenden Bevölkerung sorge, beweisen das aufs schönste. Die Zahl der in dem gesündesten aller Gewerbe, im landwirtschaftlichen, beschäftigten Personen nimmt ab, während die chemischen, die polygraphischen, die Papierindustrien und ähnliche immer größere Mengen von Arbeitern aufnehmen. Um den starken Zuwachs der Arbeiter „in künstlerischen Betrieben für gewerbliche Zwecke" (von 1849 bis 1875 über 400 Prozent) erfreulich zu finden, müßte man erst genauer wissen, was alles unter dieser Bezeichnung zusammengefaßt wird. Erfreulich ist in dieser Zusammenstellung, die wir nicht vollständig mitteilen können, nur das Wachstum der Verkehrsgewerbe, der Metallverarbeitung und der Baugewerbe. Das starke Wachstum der Veranstaltungen „für Beherbergung und Erquickung" erinnert uns daran, wie viel tausend Menschen, zum Teil starke gesunde Menschen, dem Schicksal, zu den Berufslosen gerechnet zu werden, dadurch entgehen, daß sie ein „Geschäft" betreiben, das keine Arbeit ist: als überzählige Kneipwirte, als Krämer, Hausirer, Drehorgelspieler, Plakatausträger, Winkeladvokaten, Faktotums und sonstige Schmarotzer. Was die Erfolge der sehr löblichen Vereine und Anstalten, die sich um den Arbeitsnachweis bemühen, unter Umständen wert sind, dafür hat der Berliner Zentralverein für Arbeitsnachweis in seiner Oktoberübersicht ein lehrreiches Beispiel gegeben. Er rühmt sich, in den ersten drei Vierteljahren des laufenden Geschäftsjahres ausgezeichnete Erfolge gehabt zu haben, was um so erfreulicher sei, als bekanntlich (dieses „bekanntlich" mögen sich die Schönfärber zu Herzen nehmen) der Arbeitsmarkt sehr darniederliege. Das „sehr günstige" Ergebnis besteht nun darin, daß von 9000 arbeitslosen Personen 6000 untergebracht wurden. Wo und wie? erfährt man aus dem Vorwärts, dessen Kritik unangefochten geblieben ist. So z. B. wurden einige hundert zu einem Bahnbau nach Mecklenburg geschickt. Davon befanden sich acht Tage später drei Viertel wieder auf der Fußwanderung nach Berlin, und die Mecklenburger spotteten oder räsonnirten darüber, daß man ihnen Goldarbeiter, Uhrmacher und Advokatenschreiber geschickt habe, die sich freilich nicht zum Erdekarren eigneten. Daß es thatsächlich unmöglich ist, allen Arbeitsuchenden Arbeit zu verschaffen, beweisen die Arbeiterkolonien. Diese von den Behörden unterstützten und geförderten Anstalten verfügen natürlich über ganz andre Mittel, das Angebot der Nachfrage anzupassen, sich Aufträge zu verschaffen und ihre Erzeugnisse zu verwerten, als der einzelne arme Arbeiter. Wenn nun auch die Pfleglinge dieser Anstalten als heruntergekommne oder von Haus aus wenig taugliche Menschen nicht für voll genommen werden können, und man von ihnen nicht erwarten wird, daß sie genug verdienen werden, eine Familie zu ernähren, so sollte man doch meinen, sie müßten unter der eisernen Disziplin dieser Anstalten wenigstens ihren eignen Lebensunterhalt vollständig verdienen. Das ist aber nicht der Fall; diese Anstalten brauchen, so viel wir wissen, sämtlich Zuschüsse aus den Provinzialhilfskassen oder von Wohlthätern.

Es ist also wenig Bedarf für die Erzeugnisse dieser Anstalten, und die darin angelegte Arbeit ernährt den Arbeiter nicht. Man hebt den Sozialdemokraten gegenüber immer den sittlichen Wert der Arbeit hervor, wir selbst haben es wiederholt gethan, und niemand kann diesen Wert höher schätzen, als wir es thun. Allein mit dem wirtschaftlichen Werte der Arbeit schwindet auch ihr sittlicher Wert; wer etwas schlechthin überflüssiges thut — und in die beiden Klassen des Überflüssigen und des Schädlichen gehören die Arbeiten vieler modernen Industrien, die Scheinbeschäftigungen der Schmarotzer und solche sogenannte Notstandsarbeiten, die wirklich nur zu dem Zwecke ausgeführt werden, die Leute nicht unbeschäftigt zu lassen —, der hat nicht das Bewußtsein, eine sittliche Forderung zu erfüllen. Spielen ist noch sittlicher als solche „Arbeit," weil es, mit Maß betrieben, dem vernünftigen Zwecke der Erholung dient. Der geniale Kunsthistoriker Ruskin, über dessen volkswirtschaftliche Ansichten Schulze-Gävernitz berichtet, sagt vollkommen richtig, die Güter hätten der Erhaltung des menschlichen Lebens nach seiner physischen, intellektuellen und ästhetischen Seite zu dienen, daher sei jede Hervorbringung unwirtschaftlich, die nicht das Leben nach einer dieser drei Seiten hin fördere. Die Hauptfrage sei daher nicht, wie viel Arbeit ein Volk leiste, sondern wie viel Leben es durch seine Arbeit möglich mache. Wenn aber Ruskin meint, wir Heutigen seien in der Wirtschaftlichkeit fortgeschritten, weil wir nicht mehr so viel Arbeit an Edelsteine und andern unnützen Schmuck verschwendeten wie unsre Vorfahren, dagegen weit mehr Arbeit auf die Beschaffung so notwendiger Dinge wie Luft, Licht und Reinlichkeit verwendeten, so hat er nur halb Recht. Wir verwenden, das ist wahr, weit mehr Arbeit auf Reinlichkeit, auch auf Luft und Licht — für die obern Klassen; ist doch, mit Hamerling zu reden, der Fortschritt in der Reinlichkeit der einzige unzweifelhaft wertvolle unter allen Kulturfortschritten. Aber wir haben auch vollauf genug Zeit und Arbeitskraft für diese Zwecke, und wir hätten Arbeitskraft genug, auch den Allerärmsten diese und andre wertvolle Güter zu spenden, wenn es nicht das Getriebe unsrer heutigen Wirtschaft geradezu verböte und die Verschwendung ungeheurer Massen von Arbeitskraft an Überflüssiges erzwänge, zum Teil nur um den Schein zu erzeugen, als sei Arbeitsgelegenheit genug vorhanden. Von dieser Scheinarbeit haben wir nur noch einen Schritt zur Tretmühle des englischen Arbeitshauses, nach dem schon so mancher „konservative" Strafrichter und Gefängnisinspektor hinüberschielt. Als ein Ereignis, das „allgemeine Heiterkeit" erregt habe, wurde neulich in vielen Blättern erzählt, wie in Moabit eine Frauensperson, die wegen Obdachlosigkeit angeklagt worden war, ob ihrer Freisprechung in ein Jammergeschrei ausgebrochen sei und mit aller Gewalt ins Gefängnis zurückgewollt habe. Wie viele Obdachlose im Herbst „Strafthaten" begehen — neuerdings sind Majestätsbeleidigungen beliebt —, nur um Unterkunft im Gefängnis zu bekommen, ist ja bekannt. Die berühmte „lex

Heinze" schlägt für diesen Fall körperliche Züchtigung vor, um den Leuten die Sehnsucht nach dem Gefängnisse zu vertreiben. So gelangen wir allmählich zu der englischen Praxis, jedem Armen, der nicht unter jeder ihm zugemuteten Bedingung arbeitet, oder der schlechterdings keine Arbeit bekommt, das Leben zur Hölle zu machen und dadurch den Schein zu erwecken, als sei er ein Verbrecher, der sehr wohl arbeiten könnte, aber nur nicht wolle.

Die statistischen Angaben, die zur Beleuchtung des Grades der Arbeitslosigkeit hie und da beigebracht werden, sind wertlos. Es giebt keine Statistik der Arbeitslosen, und obwohl man sich jetzt von verschiednen Seiten um eine solche bemüht, werden wir doch noch lange vergebens darauf warten. Denn sobald einmal offenkundig geworden ist, daß — sagen wir eine Million — Einwohner des Staates keine Gelegenheit mehr haben, sich ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verschaffen, erwächst daraus für den Staat die furchtbare Aufgabe, diese Schwierigkeit zu lösen. Davor fürchten sich aber alle Staatsmänner so sehr, daß sie den Thatsachen gegenüber Augen und Ohren verschließen und von einem statistischen Nachweise nichts wissen wollen. In England ist man in dieser Hinsicht nicht ganz so feig. Freilich drängen sich dort auch den Augen die Thatsachen mehr auf. An den Thoren der Docks sah es zur Zeit des großen Streiks noch genau so aus, wie es Engels vor fünfzig Jahren beschrieben hat: jeden Morgen harrten Tausende dort in banger Erwartung; beim Öffnen und schon vorher entwickelte sich der Kampf ums Dasein im buchstäblichen Sinne des Wortes und in seiner abschreckendsten Gestalt, jeder suchte sich nach vorn vorzudrängen; war die gerade erforderliche Menge abgezählt — natürlich waren nur die stärksten und rücksichtslosesten so glücklich, dranzukommen —, so hatten diese auf einige Stunden Arbeit und für diesen Tag Brot; die Thore aber wurden geschlossen, und die übrigen mußten traurig oder ingrimmig von dannen ziehn. Die erste Forderung der Dockarbeiter beim Streik war bekanntlich auf gleichmäßige Verteilung der Arbeit gerichtet. Aber da nun einmal das Angebot von Arbeit größer ist als die Nachfrage, so hat auch die Gewerkvereinsbildung die Schwierigkeit nicht zu lösen vermocht, und vor etwa anderthalb Jahren meinte daher die konservative Saturday Review, da es offenbar unmöglich sei, allen armen Bewohnern Londons Arbeit zu verschaffen, so solle man die Zahl der Arbeitslosen ermitteln und diesen Armengeld zahlen; das sei noch nicht so schlimm wie ewige Arbeiterunruhen.

Auch die Abnahme der Verbrechen endlich pflegen Optimisten als einen schlagenden Beweis für das Wachstum des Wohlstands in den untern Schichten anzuführen; in England und Wales kommen nach Wolf 1855 nicht weniger als 79 überführte Verbrecher, 1889 nur 37 auf je 100000 Einwohner. Über diesen letzten Punkt können wir uns kurz fassen. Wie alle Welt weiß, hören die Konservativen nicht auf, über die zunehmende Kriminalität zu jammern,

und um dem Übel zu steuern, empfehlen sie die Wiedereinführung der Prügelstrafe und andre Strafverschärfungen. Mit diesen Herren mögen sich die Bewundrer der heutigen Gesellschaftsordnung auseinandersetzen, und wenn ihre Verhandlungen die Sache ins Reine gebracht haben werden, können wir dann den Faden weiterspinnen. Für heute nur die Bemerkung, daß es unter allen Arten von Verbrechen nur eine einzige giebt, die als zuverlässiger Maßstab für die ab- und zunehmende Not der Armen verwendet werden kann: das sind die gewöhnlichen kleinen Diebstähle. Dieser Maßstab hat sich bis in die jüngste Zeit bewährt: wie in allen frühern Zeiten, so ist auch im Jahre 1891 die Zahl dieser Diebstähle mit den Kornpreisen gestiegen. Im allgemeinen ist die Kriminalstatistik zur Beurteilung des Volkswohlstandes wie der negativen Sittlichkeit schon deswegen unbrauchbar, weil die Zahl der Anklagen und Verurteilungen weit mehr von der Zahl und dem Eifer der Polizisten, von den Gesetzen, ihrer Interpretation und ihrer Anwendung als von der Beschaffenheit und den Zuständen des Volkes abhängt. Wir haben vor dreißig und vierzig Jahren aus eigner Anschauung blühende Dörfer gekannt, in denen sehr vieles von dem unanstößiger Brauch war, was heute, in einzelnen großen Städten wenigstens, als Vergehen gegen das Eigentum, als Sittlichkeitsvergehen, grober Unfug, Majestätsbeleidigung u. s. w. bestraft zu werden pflegt. Wären die Bauern jener Dörfer damals — wie es heute dort aussieht, wissen wir nicht — mit diesem strengen Maßstabe gemessen worden, so würden sie, anstatt dem Vaterlande Prachtweizen, Prachtkühe und Prachtjungen zu liefern und den Steuersäckel zu füllen, das ganze Jahr hinter Schloß und Riegel gesessen haben, und mit den ihnen unbekannten Schutzleuten würde auch noch der Widerstand gegen die Staatsgewalt bei ihnen eingezogen sein.

Was nun England anlangt, das Wolf zunächst im Auge hat, so ist dessen Statistik nicht zuverlässiger als die unsre, wie man z. B. aus den beinahe spaßhaften Schwankungen der Angaben über den Umfang der Trunksucht sehen kann. Vor etwa fünfzehn Jahren machte eine Statistik die Runde um die Welt, nach der in England auf je eine Seele, die Weiber und Kinder einbegriffen, anderthalb Trunkenbolde kämen. Vor zwei Jahren wurde dann die Welt mit einer Statistik des Alkoholverbrauchs überrascht, aus der sie mit Staunen ersah, daß in keinem Lande der Welt eine so geringe Menge dieses Gifts auf den Schlund komme wie in England. Vorigen Sommer erfuhren wir dann wieder aus einer Artikelreihe des Daily Telegraph und aus einem Vortrage, den eine Nichte Gladstones, Lady Cavendish, auf dem Kirchenkongreß zu Folkestone gehalten hat, daß das weibliche Geschlecht, auch das der höhern Stände, der Trunksucht in früher unerhörtem Maße fröhne. Worauf dann wieder verschiedne Zeitungen meinten, die Sache sei doch wohl nicht so arg, man sehe in London weit weniger Betrunkne im Gerinne liegen wie vor einigen Jahren, dank der strengern Bestrafung solches öffentlichen Ärgernisses.

aber eben diese größere Strenge habe eine größere Anzahl von Verurteilungen zur Folge, und diese erzeuge den Schein einer Zunahme der Trunksucht. Von der größern Strenge des Gesetzes werden doch wohl die Damen, die nach der Versicherung der Lady Cavendish nach der Mahlzeit mit den Herren im Rauchzimmer rauchen und kneipen, nicht betroffen.

Die Abnahme der Straffälle in England ist nun allerdings eine Thatsache. Wahrscheinlich gebührt das Hauptverdienst darum jener Verbesserung des Armenwesens und der Strafrechtspflege, deren einen Urheber, Barwick Lloyd Baker, uns Franz von Holtzendorff in seinem reizenden Büchlein „Ein englischer Landsquire" so lebendig vor Augen führt. Es könnte gerade in unsern Tagen nichts schaden, wenn denkende Männer von Einfluß dieses im Jahre 1877 erschienene winzig kleine aber gehaltvolle Buch, das die leider täglich mehr schwindende Lichtseite des englischen Lebens schildert, noch einmal durchläsen. Wir wollen hier nur zwei Anekdoten daraus mitteilen, die den Geist ahnen lassen, der jene Reform beseelt hat. Ein Lord S. wurde von Wilddieben überfallen. Nachdem er sich ihrer glücklich erwehrt hatte, traf er am Saume des Waldes einen Konstabler auf der Lauer, der höchst verdrießlich darüber war, daß die Kerls den Lord lebendig hatten entwischen lassen. Er habe um das Komplott gewußt, gestand er dem Lord ganz offen, sich aber weislich gehütet, ihn zu warnen. Denn wäre der Bedrohte tot geschlagen worden, so hätte er, der Konstabler, dann die Diebe festgenommen und wäre belohnt worden. Hätte er aber den Lord vor der Gefahr gewarnt, so würden seine Vorgesetzten darin keinen Beweis seines Diensteifers erkannt haben. „Der berufsmäßige Polizist, fügte Sir Baker dieser kleinen Erzählung bei, wird nicht bloß in Frankreich, sondern auch in England angeklagt, die armen Teufel aus dem Standpunkte des Sports zu betrachten. Wie es die Pflicht des Jagdhüters ist, seinem Grundherrn im Herbst so viel Fasanen als möglich vorzustellen, damit diese geschossen werden können, so ist es die Pflicht eines regelmäßigen Berufspolizisten, seiner Würdigkeit, dem Richter, die möglichst große Anzahl von Angeklagten vorzuführen, damit diese verurteilt werden können." Ziehen wir daraus eine kleine Nutzanwendung durch Verallgemeinerung und sagen wir: dem Polizisten, dem Ankläger und dem Strafrichter von Beruf liegt nichts an der Verminderung und Verhütung von Verbrechen, kann gar nichts daran liegen; ist doch deren Vermehrung für ihren Stand Lebensfrage. Bei einer andern Gelegenheit erzählt Baker eine Anekdote aus der Zeit der Hexenprozesse. Ein ausgezeichneter und verständiger Richter unter Jakob dem Zweiten, Sir John Powel, fragte ein armes altes Weiblein, das man der höllischen Kunst des Fliegens beschuldigte: Können Sie fliegen? Ja wohl, Mylord, antwortete die Angeklagte. Nun, dann fliegen Sie nur nach Hause; ich kenne kein Gesetz, das das Fliegen verböte. Holtzendorff bemerkte dazu: „Wie viel Weisheit liegt in dieser kleinen Anekdote. Sie

ist wirklich wert, erhalten zu werden zum Nutzen mancher gelehrten Herren und manches Staatsgerichtshofes. Wenn z. B. bei uns ein Hochverratsprozeß spielt und der Angeklagte befragt wird: Sie wollen also den Staat über den Haufen rennen und Gebietsstücke gewaltsam losreißen? so könnte man einem Geständigen zuweilen auch wie der alte Powel sagen: Nun, stürzen Sie nur den Staat, und reißen Sie ein Stück ab. Vor der Hand gehen Sie nach Hause."

Das Ergebnis unsrer Untersuchung ist: in der Frage der Arbeitslosigkeit haben die Sozialisten gegen die Lobredner der heutigen Gesellschaft Recht; was die andern drei Punkte anlangt, so mag immerhin die Sterblichkeit und die Zahl der aus öffentlichen Kassen unterstützten Armen, vielleicht auch die Zahl der Verbrechen stetig abnehmen, aber zu Gunsten des heute herrschenden Kapitalismus und Industrialismus läßt sich daraus nichts folgern.

Unsre Volksschulbildung

Allgemeine Volksaufklärung, geistige Befreiung der Massen, Beteiligung aller an den Errungenschaften des geistigen Fortschritts, Popularisirung der Wissenschaften, Hebung des Volksschulunterrichts — so lauten einige jener bestechenden Schlagwörter, mit denen sich die in unsern Tagen herrschenden sozialpolitischen Lehren und Gemeinwohlfahrtsbestrebungen einladend zu schmücken lieben. Man spricht sie mit der gläubigen Verehrung aus und nach, die einem unantastbaren Dogma gebührt. Wenn sich ein Andersdenkender dabei auf einem skeptischen Wimperzucken betreffen ließe oder sich gar so weit vergäße, es als einen sozialpolitischen Mißgriff zu beklagen, die untern Volksklassen mit einem Maß von Wissen und Bildung auszustatten, das über die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen dieser Klassen hinausgeht, so thäte er es auf die Gefahr hin, von der öffentlichen Meinung zum mindesten als wüster Reaktionär, wenn nicht gar als Volksfeind und Volksverräter gebrandmarkt zu werden. Daher hat es uns, deren Herz sich von derartigen ketzerischen Regungen keineswegs frei weiß, mit aufrichtiger Genugthuung erfüllt, vor einiger Zeit ein hochangesehenes Organ der liberalen Presse, die Hamburger Nachrichten, einem allmächtigen Vorurteil Trotz bietend, für eine Vereinfachung des Volksschulunterrichts eintreten zu sehen, und zwar nicht etwa deshalb, weil ein auf eine zu hohe Stufe der Ausbildung abzielender Schulplan eine Vereitlung des darin vorgesehenen Unterrichtszwecks besorgen lasse, also nicht aus pädago-

gischen Rücksichten, sondern, wohlgemerkt, aus der nicht genug zu beherzigenden sozialpolitischen Erwägung, daß ein Übermaß der Volksschulbildung den Angehörigen der untern Stände Unzufriedenheit mit ihrer Lage einflößt, sie der Sozialdemokratie zuführt und dadurch Gefahren heraufbeschwört, die dem Fortbestande der staatlichen Ordnung verhängnisvoll zu werden drohen.

Wir können es uns nicht versagen, zunächst aus einem in der genannten Zeitung (am 17. März v. J.) unter der Überschrift „Der ländliche Volksschulunterricht" veröffentlichten Aufsatz die uns besonders charakteristisch erscheinenden Sätze wiederzugeben und dabei auf ihre Tragweite hinzuweisen, sollte sich auch der Verfasser des Aufsatzes selbst durch seinen politischen Parteistandpunkt behindert sehen, sie in vollem Umfange anzuerkennen.

Der Verfasser bekennt sich als Gegner des damals eben gefallenen Schulgesetzentwurfs, erklärt aber in einem Punkte die Anschauungen der Widersacher des Entwurfs nicht zu teilen, und zwar in Bezug auf den ländlichen Volksschulunterricht. Er will der landläufigen Ansicht, je mehr Fächer der Unterricht umfasse, desto mehr Nutzen habe Staat und Volk davon, keine höhere Bedeutung zugestehen als die einer schönklingenden Phrase, der die Wirklichkeit widerspreche. „Wir halten es — sagt er — für schädlich, die Dorfschulkinder mit einem Maße von geistiger Bildung auszurüsten, das ihnen die Existenz, die sie ihrer Mehrzahl nach später im landwirtschaftlichen Betriebe (als Knechte, Mägde u. dergl.) zu führen haben, verleiden muß, sie mit ihrem Schicksal unzufrieden macht und sie dazu bringt, sich für die Arbeit hinter dem Pfluge und im Stalle für zu gut zu halten."

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß dieser von der ländlichen Volksschule handelnde Satz seinem Grundgedanken nach auch auf ihre städtische Schwester zutrifft, denn die Nachteile, die aus dem gerügten Mißverhältnis der Schulbildung zu der spätern Lebensstellung des Volksschülers entspringen, müssen sich unfehlbar auch bei den Zöglingen der städtischen Volksschule geltend machen. Nun aber wird die Zahl derer unter ihnen, denen später eine Lebensstellung beschieden ist, die in Betreff ihres Bedarfs an Schulbildung mit dem gewöhnlicher ländlicher Arbeiter auf einunddersselben Stufe steht, eine sehr beträchtliche sein, auch dann noch, wenn man die Nachkommenschaft jenes Teils des städtischen Proletariats nicht mit in Rechnung zieht, der sich, nach der weitern Darlegung des Verfassers, aus der ländlichen Arbeiterbevölkerung rekrutirt, die durch die Einflüsse des Dorfschulunterrichts, mit ihrem Geschick entzweit, in zahlreichen Scharen den großen Städten zuströmt. So trifft auch die städtische Volksschule der Vorwurf, vielen ihrer ehemaligen Zöglinge „ihre Existenz zu verleiden und sie mit ihrem Schicksal unzufrieden zu machen." Ist dem aber so, woran wir nicht zweifeln, so folgt daraus, daß der Volksschulunterricht überhaupt in seiner heutigen Verfassung einem ansehnlichen Bruchteil unsrer Bevölkerung zum Unsegen ausschlägt.

Diese Thatsache sollte hinreichen, uns über das Bedenkliche der herrschenden Theorie und Praxis, die Volksschule in den Dienst der Volksaufklärung quand même zu stellen, die Augen zu öffnen. Das Übel trägt aber nicht bloß einen privaten Charakter an sich, wenn diese Bezeichnung überhaupt da statthaft ist, wo die Einzelexistenzen, die es bedroht und trifft, nach Millionen zählen, sondern es hat zugleich eine ernste öffentliche Gefahr zur Folge. Der Verfasser der angeführten Aufsatzes hat sich damit begnügt, die daraus erwachsenden großen „Kalamitäten" im allgemeinen anzudeuten, „die nicht nur das Erwerbsleben der Nation bedrohen, sondern auch gegen das Staatsinteresse verstoßen, das an die Beschränkung der Zahl der Unzufriednen und der sozialistischen Massen in den großen Städten gebunden ist," allein zu überhören ist der Anklang nicht, den diese Andeutung enthält an die bekannte Mahnung: Videant consules!

Noch deutlicher läßt sich dieser Warnungsruf vernehmen aus der eingehenden Betrachtung, die die Hamburger Nachrichten vom 31. März v. J. den „Verschiebungen" widmen, in denen „die zwischen Volkskraft und Wehrkraft bestehenden untrennbaren Beziehungen" zur Zeit begriffen sind. Ihr Gedankengang, der unsern eignen Anschauungen durchaus entspricht, ist in der Kürze folgender. Das stärkste, ja das einzig haltbare Bollwerk, das dem Staat und der Gesellschaft gegen die Wogen des Umsturzes Schutz zu bieten verspricht, ist das Heer. Die soziale Frage ist, wie Fürst Bismarck sich vor einigen Jahren ausdrückte, eine militärische Frage. Die Widerstandsfähigkeit dieser Schutzwehr aber beruht wesentlich auf der Zuverlässigkeit des Gehorsams, auf dem guten Geist, auf der Disziplin, die in den Reihen des Heeres herrschen. In alledem ist der Wert des aus der städtischen Bevölkerung hervorgehenden Rekruten weit geringer, als der des ländlichen, denn bei ihrer Schätzung kommen die sittlich und politisch zersetzenden Einflüsse in Anschlag, denen der städtische Wehrpflichtige bis zu seinem Eintritt ins Heer ausgesetzt war, vor denen der in relativ gesunden Verhältnissen aufgewachsene ländliche Wehrpflichtige bis dahin bewahrt blieb. Eine Zunahme der städtischen Bevölkerung auf Kosten der ländlichen muß somit, abgesehen von der den ländlichen Wehrpflichtigen in höherm Maße eignen physischen Tüchtigkeit, unfehlbar eine Schwächung der moralischen Zuverlässigkeit des Heeres mit sich bringen und ist daher mit einer Erschütterung der Grundlage, auf der die Sicherheit der öffentlichen Ordnung in erster Linie beruht, gleichbedeutend. Reihen wir diesen Folgerungen den Gedanken an, dem der Aufsatz der Hamburger Nachrichten vom 17. März Ausdruck giebt, nämlich „daß die heutige Gestaltung des ländlichen Volksschulunterrichts den massenhaften Wegzug der ländlichen Jugend in die Großstadt und das Anwachsen des städtischen Proletariats in der Hauptsache mit verschuldet," so ergiebt sich als Schlußsatz von selbst, daß die ländliche Volksschule ihre gemeingefährliche Wirksamkeit mittelbar auch in der besondern

Richtung bethätigt, daß durch sie das Heer in seiner Brauchbarkeit als „Instrument des Staatswohls und der Staatssicherheit“ starken Abbruch erleidet. Daß es die städtische Volksschule dabei an ihrer Mitwirkung nicht fehlen läßt, wird keiner Auseinandersetzung bedürfen, ein Hinweis auf die schon gekennzeichnete Unzufriedenheit mag genügen, die ein unzweckmäßiger Volksschulunterricht sowohl in der Stadt als auf dem Lande bei einer großen Zahl seiner ehemaligen Empfänger zu erzeugen geeignet ist und thatsächlich erzeugt, und auf den Vorschub, der dadurch unheilvollen Einflüssen, namentlich sozialpolitischer Natur unvermeidlich geleistet wird.

Aber dürfen wir nicht der Haltbarkeit jenes Bollwerks, auf dem unsre Hoffnungen ruhen, ohne Sorge vertrauen? Würden wir uns nicht entgegengesetzten Falles der Schwarzseherei schuldig machen? Liegt der Zeitpunkt nicht jedenfalls in unabsehbarer Ferne, wo der Geist des deutschen Heeres die Mannszucht — um mit den Hamburger Nachrichten zu reden — nicht mehr ertragen und vertragen wird? Man hüte sich, diese Fragen allzu zuversichtlich zu bejahen! Zu dieser Stunde zwar ist der Boden, in dem die Mannszucht unsers Heeres wurzelt, noch von hinreichender Festigkeit, um auch die im Heere sich bergenden der staatlichen Ordnung widerstrebenden Elemente zu zügeln. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sozialistisch-anarchische Ideen und Grundsätze auch im Heere in unmerklichem, aber stetigem Fortschritt begriffen sind. Wer sich des Gedankens getrösten zu dürfen glaubt, daß es schon früher in der Geschichte Zeiten gegeben habe, wo die staatliche Autorität durch revolutionäre Mächte aufs äußerste bedroht war und sich dennoch siegreich behauptete, der läßt es sicherlich an der vollen Würdigung eines Umstandes fehlen, der nicht selten die Wagschale des Sieges zu Gunsten der bestehenden Autorität gesenkt haben mag: vielleicht fiel ihr der Sieg nur deshalb zu, weil die thatsächliche Überlegenheit des Stärkern keineswegs allein ausreicht, den Schwächern zu überwinden, sondern weil es dazu auch der darauf abzielenden Anwendung der überlegnen Kraft bedarf, und weil diese wieder voraussetzt, daß sich der Stärkere seiner Überlegenheit bewußt geworden ist. Wo dieses Bewußtsein mangelt, gehorcht auch das kraftvolle Haustier selbst widerwillig dem um so vieles schwächern Menschen. Und so mag es auch geschehen sein, daß die Autorität der einmal bestehenden staatlichen Ordnung trotz der thatsächlichen Überlegenheit ihrer Gegner aufrecht erhalten blieb, weil diese nicht dazu gelangten, sich unter einander ihres gegenseitigen Einverständnisses zu versichern, weil sie infolge dessen in ihrer mehr oder weniger ausgeprägten Vereinzelung verharren mußten und daher der Möglichkeit beraubt wurden, sich zu dem einheitlichen Auftreten und Handeln zu organisiren, dessen Nachdruck ihrer wirklich vorhandnen Machtfülle entsprochen haben würde. Die Kompensation der materiellen Inferiorität durch das geistige Element der Autorität aber kann nur so lange fortwirken, als es gelingt, das gegenseitige Einverständnis der Un-

botmäßigen hintanzuhalten. Sobald diese Hemmung aufhört, ist der Nimbus der Autorität dahin, und die Wagschalen der Macht regeln sich nach ihrem materiellen Inhalt. Diese an sich triviale Betrachtung hat für die Gegenwart eine besondre Bedeutung, denn jener Prozeß der Kompensation des geringern materiellen Vermögens durch die Autorität ist heutzutage weit ungünstigern Bedingungen unterworfen, als jemals zuvor; die Pathologie der Funktionsstörungen, denen die Autorität ausgesetzt ist, hat in unsern Tagen mit einer Komplikation zu rechnen, die sich mit gleichem Nachdruck in keinem frühern Abschnitt der Geschichte geltend gemacht hat. Wir meinen den Verkehr, „in dessen Zeichen unsre Zeit steht," und zwar den Verkehr in des Wortes weitestem Sinne. Wir meinen vor allem den geistigen Verkehr, der durch seine regsamste Vermittlerin, durch die Presse, unterhalten wird, die mit dem Staube unter andern Eigenschaften auch die Fähigkeit gemein hat, der strengsten Abschließung zum Trotz in die sorgfältigst gehüteten Räume einzudringen; wir bringen auch die Behendigkeit mit in Anschlag, womit heutzutage die persönliche Fortbewegung der Menschen von statten geht, und die man durch Fahrpreisermäßigung und Zonentarife noch zu steigern strebt; wir meinen insbesondre das nie bis zu solcher Entwicklung wie gegenwärtig gediehene Vermögen der Massen, mit einander in unmittelbare persönliche Verbindung zu treten, sich zu sammeln, sich zu verständigen, sich zu verschwören. So sehen wir Vereinigungen der Angehörigen aller möglichen männlichen und weiblichen Berufsklassen und Interessengruppen trotz aller Hindernisse, die ihnen der Staat in den Weg legt, sich anbahnen und sich ins Werk setzen, um durch die Macht ihres Zusammenwirkens ihren Bestrebungen andern Kreisen der Gesellschaft gegenüber Nachdruck und Förderung zu verleihen, Vereinigungen, wie sie frühern Zeiten in solcher Art und in solcher Ausdehnung, mit solcher Schnelligkeit hergestellt, vollkommen fremd waren. Man wird uns daher keiner Schwarzseherei zeihen können, wenn wir uns angesichts dieser Vorgänge des modernen sozialen Lebens und angesichts der stets wachsenden Schwierigkeit, das Heer ihnen gegenüber abzuschließen, nicht gleichgiltig die Leichtigkeit vergegenwärtigen, mit der sich einst die Mobilisirung der staatsfeindlichen Kräfte vollziehen wird, wenn ihre Leiter den Zeitpunkt für einen Versuch gekommen erachten werden, die staatliche Autorität über den Haufen zu stoßen.

„Daß der Zug der Zeit — sagen die Hamburger Nachrichten am Schluß ihres zweiten Aufsatzes — und die Konsequenzen der modernen Kultur unleugbar auch gleichzeitig die Keime in sich tragen, selbst wieder kulturfeindlich zu wirken, ist eine Erscheinung, die sich jedem aufdrängt, dessen Blick nicht an der Oberfläche der Dinge haften bleibt." Ohne Zweifel ist dem so. Aber daß damit alles gesagt sei, meinen wohl auch die Hamburger Nachrichten nicht. Oder sollte damit auch gesagt sein, daß wir dieser „kulturfeindlichen modernen Kultur" Beifall klatschen, und das Unheil, das aus ihr erwächst, widerstandslos

über uns ergehen lassen sollen, nur um human scheinenden Theorien Geltung zu verschaffen? Enthält nicht vielmehr jene Erscheinung eine beredte Mahnung, von der Kultur nicht allzu vertrauensvoll das Heil der Menschheit zu erwarten und uns in dem rücksichtslosen Bestreben, sie mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern, einiges Maß aufzuerlegen? Wir glauben diese Frage bejahen zu müssen. Wir glauben uns auch keiner Übertreibung schuldig zu machen, wenn wir Staat und Gesellschaft, die sich als Vollstrecker sogenannter liberaler Doktrinen die Aufklärung der Massen angelegen sein lassen, jenem Unbesonnenen vergleichen, der geschäftig ist, den Ast, auf dem er selber sitzt, in aller Sorglosigkeit abzusägen.

Wir haben uns nie dazu überreden lassen, in die Verherrlichung des deutschen Schulmeisters als angeblichen Siegers von Sadowa und Sedan einzustimmen, wohl aber haben wir längst in der Volksschule eine Mitschuldige an der Entstehung und dem Umsichgreifen jener nüchternen, gemüt- und religionslosen Halbbildung im deutschen Vaterlande erblickt, die zunächst der Unzufriedenheit und dem Neid einen fruchtbaren Boden bereitet und in der Folge die Irrlehren der Sozialdemokratie zu üppigem Gedeihen befördert hat und noch tagtäglich befördert.

Das Odium einer Auflehnung gegen die modernen Doktrinen der Volksbeglückung nehmen wir aber um so getroster auf uns, als uns vergönnt ist, es mit einem hervorragenden Organ des Liberalismus ungefähr zu gleichen Teilen zu tragen. Denn, wie die Hamburger Nachrichten wieder mit Recht hervorheben, „wir leben nicht von Doktrinen, sondern haben mit den Thatsachen zu rechnen.“ Zu den Thatsachen aber, die wir bei keinem sozialpolitischen Rechenexempel außer Acht lassen dürfen, gehört auch die erst vor kurzem von uns in diesen Blättern betonte, daß sich nun einmal die Verschiedenheit in den Lebensverhältnissen der Menschen nicht aus der Welt bannen läßt. Der Menschenfreund wird sich dabei der durch die Erfahrung nicht minder bewährten Thatsache getrösten, daß nicht nur der Besitz, der den Menschen am nachhaltigsten beglückt, die Einfalt des Herzens und der Friede des Gemüts, sondern daß auch Lebensfreude und Lebensgenuß in bescheidnen Verhältnissen gedeihen, ja häufig sogar in höherm Maße als in den Kreisen, denen an den äußern Lebensgütern, materieller oder geistiger Art, ein reicherer Anteil zugefallen ist. Wir können uns nicht enthalten, hier im Vorbeigehen auf die von dem Aufklärungsphilister so häufig bemitleidete Heimat des Analphabetentums, das südliche Italien, hinzuweisen, von dessen Zuständen die unklare Brille besagten Philisters zwar ein abschreckendes Bild liefert, wo aber trotz mancher der Beseitigung unleugbar bedürftigen Mißstände der unbefangne Beobachter in den untern Volksschichten anstatt des durch die Halbbildung eingepflanzten und durch die Sozialdemokratie großgezognen Mißvergnügens zufriednen und heitern Lebensgenuß herrschen sieht, im Verein mit Sparsamkeit, Genügsamkeit

und Arbeitsamkeit,*) Eigenschaften, die unsern „aufgeklärten" Arbeitern mehr und mehr abhanden kommen, und wo Verbrechen allerdings in der aufgeregten Phantasie nervöser und furchtsamer Touristen zur Tagesordnung gehören, in Wirklichkeit sich aber selbst in den Großstädten doch bei weitem nicht so häufig wie in unsern eignen Bevölkerungsmittelpunkten ereignen. Stellen wir uns aber einmal auf den Standpunkt, daß wir in der Ungleichheit, die den Menschen gesetzt ist, eine Härte erkennen, so wird doch der wahre Menschenfreund und Patriot darauf bedacht sein, Einflüsse fern zu halten, die dazu beitragen, den Druck eines parteiischen Geschicks noch unerträglicher zu machen, er wird es einer Versündigung an seinen Mitmenschen und am Gemeinwesen gleichachten, solchen Einflüssen Thür und Thor zu öffnen, selbst dann, wenn sie unter Berufung auf Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit Einlaß begehren.

Er wird daher auch der Volksschule gegenüber den entsprechenden Forderungen einsichtiger Humanität und Vaterlandsliebe Gehör zu verschaffen suchen, ohne sich durch die Theorien selbst wohlmeinender Idealisten beirren zu lassen, die sich als Patrioten und Philanthropen gutgläubig brüsten, aber vergessen, daß jedes Ding zwei Seiten hat, und nicht bedenken, daß es unter allen Umständen weise ist, von zwei Übeln das kleinere zu wählen; er wird dahin streben, daß die Volksschule dem Anspruch entsage, während einer Lehrzeit, die ohne Rücksicht auf die Schranken bemessen ist, in denen sich die künftige Lebenslaufbahn des Zöglings bewegt, ihre Aufgabe darin zu suchen, diesen mit einer möglichst großen Masse von Wissensstoff zu beladen; er wird ihr als obersten sozialpolitischen wie pädagogischen Grundsatz empfehlen, ihr Rüstzeug für das praktische Bedürfnis der ihr anvertrauten heranwachsenden Menschen und Staatsbürger einzurichten und dabei über der Pflege des Verstandes nicht das Herz, über der Pflege der geistigen nicht die der noch wichtigern leiblichen Gesundheit zu vernachlässigen. Er wird sie endlich daran erinnern dürfen, daß ihr eine doppelte Verantwortung erwächst durch den bestehenden Schulzwang, diese vielgepriesene Errungenschaft eines falschen Liberalismus, auf die wir unsrerseits ohne allzu großes Widerstreben Verzicht leisten würden, eingedenk des ehrwürdigen Rechtsspruchs: Beneficia non obtruduntur, dessen Weisheit, soweit er hier überhaupt anwendbar ist, wir auch heute noch keineswegs als veraltet betrachten. Im übrigen aber wird der echte Volksfreund niemandem Anlaß geben, ihn in seinen Ansprüchen an die Leistungen der Volksschule der Unbescheidenheit zu zeihen.

Haben wir uns bisher auf eine hervorragende Stimme der liberalen weltlichen Presse berufen können, so sehen wir uns zum Schluß in die angenehme Lage versetzt, auch einen Ausspruch der liberalen kirchlichen Presse für uns

*) Die mißverstandne Mythe vom trägen Lazzarone hat bekanntlich schon Goethe abgelehnt.

anzuführen. Die „Kirche," ein „protestantisches Sonntagsblatt," knüpft in einer ihrer vorjährigen Nummern an die Mitteilung über eine zu Gießen abgehaltne Gerichtsverhandlung, in der dreizehn Gymnasiasten wegen Diebstahls zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden, die Frage: „Wie ist etwas derartiges möglich? Was sind das für Erziehungsfrüchte?" und erteilt dann auf diese Frage selbst die Antwort: „Das ist es eben, daß viele unsrer heutigen Schulen zwar viel unterrichten, aber zu wenig erziehen. Hier mangelt die christliche Liebe, die nicht nur gelehrte und »gebildete,« sondern vor allem sittlichreine und glückliche Menschen erziehen will." Das ist uns aus der Seele gesprochen!

Heinrich Heine und die Kleinen von den Seinen

ären die Grenzboten nicht, wie es ihr Beruf mit sich bringt, anspruchslose Leute, so könnten sie dann und wann eine hohe Meinung von ihrem Einfluß bekommen. So in einem Falle neuesten Datums. Ganz kürzlich haben wir gewissen Zeitungen nahegelegt, sie möchten sich als Organe des Judentums bekennen, und schon geht uns eine Nummer eines „führenden" Blattes jener Art zu, deren Inhalt zu verraten scheint, daß die Redaktion einsieht, wie berechtigt jenes Ansinnen war. Den Hauptinhalt bildet nämlich 1. der Leitartikel: ein langes Wehegeschrei über eine dem Andenken eines Juden verweigerte Huldigung. Über diese Leistung sprechen wir nachher. 2. ein Feuilleton, überschrieben „Ein rundes Leben." Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem Leben des österreichischen Geschichtsforschers Arneth und beginnt: „Wie in der Wüste die vielen Kameelgerippe auf die Irrwege einer Karawane hinweisen, so deuten die vielen gestürzten Ministerien auf die verfehlten Bahnen Österreichs." Später „stürmt Ranke ins Staatsarchiv, klein, verwachsen, mit einem riesigen Haupt und grauem Haarwald, ein Hofzwerg der Geschichtsregentin Klio." Und am Schlusse heißt es: „An der Wirtstafel in Nürnberg fragte Albrecht Dürer die Kunstgenossen, welches Ding das einfachste und dennoch das schwierigste sei und sich sogleich probiren lasse? Während sie hin und her rieten, ergriff er eine Kreide und zog mit freier Hand einen Kreis auf die dunkle Tischplatte. Nun untersuchten die Genossen diesen Kreis mit dem Zirkel und fanden ihn tadellos richtig. Ein so rundes Leben gleich Dürers Kreide ohne Falsch und Fehl liegt hier vor uns ausgebreitet." Quod erat demonstrandum. Der Verfasser, vermutlich derselbe ausgezeichnete Stilist, der einmal Herrn von

Arneth mit einem Grönlandfahrer verglich, der durch Ausgießen seines Thrans die stürmischen Wellen glättete, nennt sich nur mit seinen Anfangsbuchstaben. Allein es unterliegt keinem Zweifel, daß es einzig ein Zögling der Talmudschule zu solcher Höhe der Geistreichigkeit zu bringen vermag. Das Wort Geistreichigkeit ist nicht schön, doch wissen wir kein bezeichnenderes für die krankhafte Sucht, durch Verschrobenes, Verrenktes und unpassende Gleichnisse dem Leser ein Ah! des Staunens auszupressen.

3. folgt nach Mitteilungen von allgemeinerem Interesse „Antisemitisches aus dem Altertum." In Lykien ist eine Tafel mit einer Beschwerde des Volkes von Pamphilien und Lykien über die durch Duldung der Christen bewirkte Schädigung der den Göttern schuldigen Verehrung und mit dem die Bittsteller belobenden kaiserlichen Reskripte aufgefunden worden. Dazu hat Professor Theodor Mommsen nachstehende Nutzanwendung gemacht. „Die Antisemiten — Christus war ja auch ein Semit — hatten es also vor anderthalb Jahrtausenden weiter gebracht, als ihre heutigen Gesinnungsgenossen. Unsre offenbaren Antisemiten haben bis jetzt noch nicht erreicht, daß ihre Petitionen um Semitenhetze von Regierungs wegen in jeder kleinen Landstadt angeschlagen werden, und die hochgestellten Kryptoantisemiten, die eigentlichen Schuldigen, stehen nicht minder weit zurück hinter der Leistung des Kaisers Maximinus. Einen Fortschritt der Kultur auf diesem Gebiete wird der Menschenfreund also gern registriren." Herr Mommsen ist bekanntlich, leider etwas spät, zu der Einsicht gelangt, daß ihm auf dem Boden der Politik keine Lorbeern grünen. Aber wenn die geliebten Juden in Frage kommen, gestattet er sich gern einen Rückfall, und es ist nur auffallend, daß er die Gelegenheit nicht benutzt hat, auch den verhaßten Landbebauern einen Hieb zu versetzen. So wären denn die Christenverfolgungen, die bisher nur von den Ultramontanen zitirt wurden, glücklich auch zu einem Rüstzeug der Philosemiten geworden. In seinem Eifer hat der Gelehrte nur zwei kleine Unterschiede übersehen. Die Christen wurden verfolgt, weil sie nicht an die alten Götter glaubten, während den heutigen Juden niemand verbieten will, zum Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs zu beten. Und die Christen waren arm, konnten weder Zeitungen noch Aktiengesellschaften gründen, noch Geld für Wahlzwecke spenden, noch die Regel: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" in der jetzt vielfach üblichen Weise befolgen.

Nun aber der Leitartikel! Die Weigerung der Stadtverordneten von Düsseldorf, einen Platz für ein Denkmal Heines zu bewilligen, hat den Verfasser außer Rand und Band gebracht, und er sprudelt Schimpfwörter in einer Fülle aus, daß Börsenjobber, die einander in die Haare und Bärte geraten, beschämt die Segel streichen können. Zu den edelsten Gütern eines freien Volks gehört, wie männiglich bekannt, das Vorrecht der Presse, zu lästern, zu verunglimpfen, zu verdächtigen, so weit es die brutalen Strafgesetze nur irgend

ermöglichen. Aber Heine die Reverenz versagen, der mit Rothschild und Sir Moses Montefiore zu den großen Propheten gehört, das ist „eine Schmach für alles, was der deutsche Genius einst ruhmvoll hervorgebracht hat," das „heftet dem deutschen Volke einen unaustilgbaren Makel an," das ist „Entartung" u. s. f. Denn Heine ist „der berühmteste Sohn Düsseldorfs." Armer Peter Cornelius! Aber es geschieht dir ganz Recht, weshalb mußtest du von Ariern abstammen? Heine „wurde im Exil von der Sehnsucht nach der deutschen Heimat verzehrt." Merkwürdig, in das „Exil" war er freiwillig gegangen, weil ihm, wie so vielen Juden, nur in Paris wohl war, und als er zu Anfang der vierziger Jahre Deutschland die Ehre eines Besuches erwies, legte ihm keiner etwas in den Weg; er hätte also seine Sehnsucht recht gut befriedigen können.

Wir kennen den Wortlaut des Beschlusses der Düsseldorfer Stadtverordneten nicht, wissen nicht, ob überhaupt das Judentum Heines als Grund angegeben worden ist, ob man keinen Platz hatte für den Juden oder für den Juden. Sollte das letztere der Fall sein, so könnte kein Deutscher dagegen etwas einwenden. Denn die Zeit ist glücklicherweise vorüber, wo es die Deutschen kitzelte, wenn der Pensionär des Königs der Franzosen alles Deutsche schmähte, und sie es demütig hinnahmen, daß der „Hellene" aus Palästina sie Nazarener und Menschenkehricht schimpfte. Wenn es den Juden unangenehm ist, daß man Heine als charakterlosen, verlotterten Menschen kennt, so mögen sie dafür weniger „die Pamphlete eines Julian Schmidt und eines Treitschke mit ihren elenden Argumenten" verantwortlich machen, als seine Stammesgenossen und Bewunderer, die alle seine Briefe, jeden Papierfetzen aus seinem Nachlaß ans Licht gezogen haben. So frech er war, er hätte sich wohl gehütet, alle die Bekenntnisse einer unsaubern Seele zu veröffentlichen.

Daß Heine der talentvollste von den in deutscher Sprache dichtenden Juden ist, kann unbedingt zugegeben werden, aber weiter braucht man nicht zu gehen. Sollte jedem Dichter, der einmal der Liebling seiner Zeit war, ein Standbild errichtet werden, wo wollte man den Platz dazu hernehmen? Auch Hölty ist vergessen und war mehr als er, wenn er auch keinen Witz hatte. Die Juden halten allerdings Heines Schriften für unsterbliche Werke. „Schafft sie fort, wenn ihr könnt, aus dem nationalen Geistesschatze des deutschen Volkes, die Lieder Heines, die Reisebilder, das Wintermärchen und den Atta Troll, verschüttet, wenn ihr könnt, die Melodien, zu welchen die besten deutschen Tonsetzer durch Heines Verse begeistert worden sind, entfernt aus der deutschen Sprache die leuchtenden Spuren, welche in derselben (!) die Prosa Heinrich Heines hinterlassen hat!" Darauf ist zu antworten, daß die meisten dieser Forderungen zu spät kommen. Denn wer kümmert sich noch um die Mehrzahl der genannten Erzeugnisse? Was die Lyrik anlangt, hat Xanthippus

unwiderleglich Heine als den geschäftsgewandten Nachtreter Brentanos und Eichendorffs gezeigt; fortleben werden allerdings durch die Melodien zahlreiche Gedichte von ihm, wie noch viel unbedeutendere, zu denen z. B. Franz Schubert in Ermangelung von bessern gegriffen hat; aber für gesucht saloppe Reimereien von erlognen „großen Schmerzen“ hat die Gegenwart gottlob keine Empfänglichkeit mehr, und den „leuchtenden Spuren“ seiner Prosa begegnet man höchstens noch in witzelnden Feuilletons. Und von Thaten zu reden, die Heine an der Spitze des jungen Deutschlands für das — deutsche Bürgertum verrichtet haben soll, ist ein solcher Unsinn, daß jedes Wort darüber zuviel wäre. Die tüchtigen Leute aus jener Schriftstellergruppe haben in reifern Jahren ganz andre Wege eingeschlagen, als ihr angeblicher Führer.

Die Herren ärgern sich über den Düsseldorfer Beschluß: das ist ihr Recht. Sie bereiten durch ihre Wutausbrüche wahrscheinlich dem „antisemitischen Pöbel, Janhagel, Gesindel“ u. s. w. helle Freude: das ist sehr menschenfreundlich von ihnen. Aber um zweierlei möchten wir sie bitten, erstens, sich keine Sorgen um die Ehre der deutschen Nation zu machen, und zweitens, den übrigens schon abgenutzten Kniff der Verkoppelung Heines mit Lessing endlich ruhen zu lassen. Lessing und Heine! Bedürfte es noch eines Beweises, daß diese Sorte von Juden unfähig ist, sich in den deutschen Geist hineinzudenken, so würde ihn diese Nebeneinanderstellung „erbringen.“

Die Reichstagsverhandlungen über den Zukunftsstaat

Die fünftägige Debatte über den Zukunftsstaat im Reichstage gehört unstreitig zu den bemerkenswertesten Zeichen der Zeit. Es liegt uns fern, über sie spotten und sie als unfruchtbares Gerede bezeichnen zu wollen, obwohl nichts weiter dabei herauskommen ist und herauskommen konnte, als was man von vornherein wußte, daß nämlich am Ende jede Partei, ohne von der andern überzeugt worden zu sein, genau auf dem Punkte stand, wie vorher, und jede behauptete, die andre im Ringen der Geister zu Boden geworfen zu haben. Nein, wir wissen die Bedeutung derartiger Geisteskämpfe wohl zu würdigen, und wir erkennen mit Freuden in ihnen den tiefen und fruchtbaren Geist unsers deutschen Volkes, das die menschlichen Dinge von jeher ernster und gründlicher erfaßt hat, als irgend ein andres Volk. Dieser scheinbar so ganz theoretische Kampf giebt uns die sichre Zuversicht, daß das Volk, das der Welt den Segen der

Reformation in schweren geistigen Kämpfen errungen hat, seine geistige Spannkraft bewahrt hat, und daß, wenn überhaupt eine Rettung aus den Sorgen und Nöten der Gegenwart möglich ist, das deutsche Volk der Welt die Wege weisen wird. So ernst und gewitterschwül die Gegenwart auch ist, wir glauben an diese Rettung, und wir hoffen mit dem Dichter, daß „am deutschen Wesen endlich mög die Welt genesen," und in dieser Hoffnung werden wir auch durch jenen echt deutschen Redekampf bestärkt, der in Berlin getobt hat. Aber andrerseits bitten wir doch die, die sich zu den Politikern der staatserhaltenden Parteien zählen, den unmittelbaren praktischen Wert dieses Redekampfes nicht zu überschätzen. Gewiß, die Sozialdemokratie hat manche bittere Wahrheit zu hören bekommen, aber zerschmettert ist sie nicht. Das, was im Reichstage gegen sie gesagt worden ist, ist schon unzählige male gesagt worden von Männern der Wissenschaft und des praktischen Lebens, und dennoch sind in jedem Jahre neue Massen zu ihr übergegangen, und wir fürchten, daß, wenn demnächst wegen der Militärvorlage der Reichstag aufgelöst und eine Neuwahl vorgenommen werden sollte, eine weitere starke Zunahme der sozialdemokratischen Wähler die Richtigkeit unsrer Ansicht beweisen würde. Immer wieder muß es gesagt werden, denn immer wieder wird es vergessen: die Stärke der Sozialdemokratie liegt nicht in ihrem positiven Programm für eine zukünftige Gesellschaftsordnung, nicht in jener sogenannten, ein Sonderdasein führenden „Wissenschaft," die demokratische, republikanische und grob materialistische Gedanken in wunderlicher Weise auf die größte wissenschaftliche Errungenschaft der Neuzeit, auf den Gedanken des Sozialismus, gepfropft hat, und die, ohne zu erkennen, daß der Sozialismus nur praktisch, auf aristokratischer, monarchischer und idealistischer, religiös-sittlicher Grundlage durchführbar ist, jene Fratze des Sozialismus geschaffen hat, der Herr Richter den Spiegel vorgehalten hat. Die Stärke der Sozialdemokratie liegt vielmehr in ihrer Kritik der bestehenden Ordnung, in den unleugbaren Schwächen und Mängeln dieser Ordnung, auf die sie hinweist. So lange diese Mängel bestehen, wird auch eine Partei bestehen bleiben, die sich zum Organ aller Unzufriedenheit gemacht hat; in demselben Grade, wie diese Mängel zunehmen, wird auch diese Partei zunehmen. Eine Kritik der positiven Bestrebungen dieser Partei vermag wohl auf die positiven Gedanken der Partei einzuwirken, aber die Existenz der Partei berührt eine solche Kritik nicht.

Es ist der verhängnisvolle Fehler der bürgerlichen Parteien, daß sie die Grundlage der sozialdemokratischen Macht verkennen, daß sie die Bedeutung des sozialdemokratischen Programms für diese Macht überschätzen, die Bedeutung der Sozialdemokratie als Anzeichen unterschätzen. Deshalb fürchten wir in der That — so seltsam das auch klingen mag —, daß diese Reichstagsverhandlungen gerade deshalb von Nachteil sein werden, weil in ihnen die Sozialdemokratie so entschieden unterlegen ist. Wir fürchten, daß dadurch

weite Kreise in dem Wahne noch werden bestärkt werden, daß man die Sozialdemokratie mit sogenannten „geistigen Waffen" überwinden könne, und daß die Aufmerksamkeit und die Energie der Gegner der Sozialdemokratie von jenem Kampfe werde abgelenkt werden, der doch in letzter Linie der entscheidende ist: von dem Kampfe gegen die Übelstände, denen die Sozialdemokratie ihre Entstehung und ihr Wachstum verdankt.

Die Sozialdemokratie hat aber noch eine Machtquelle, die mit ihrem Zukunftsprogramm nicht verwechselt werden darf, und die nicht versiegen wird, wenn man auch ihr ganzes Pragramm für jeden gewöhnlichen Arbeiter kenntlich ihr in Fetzen vor die Füße geworfen hätte, und wir finden es in hohem Grade betrübend, betrübend im Interesse der Versöhnung und des sozialen Friedens, daß von keiner Seite auf diese Machtquelle hingewiesen worden ist. Man mag das Zukunftsbild, wie es den führenden Männern der Sozialdemokratie in unklaren Umrissen vorschwebt, utopistisch, widersinnig, widernatürlich, dem Sittengesetze zuwiderlaufend oder warum immer sonst verwerflich finden, im innersten Keime enthält es doch eine Wahrheit, bedeutet es doch geradezu ein Ideal. Diese Wahrheit ist die, daß wir Menschen in allmählich fortschreitender Entwicklung zu immer höhern und bessern Formen des Daseins gelangen, daß immer größere Teile des Volks an den Gütern der Kultur, der Gesittung und der freundlichen Gestaltung des Lebens teilhaftig werden, und das Ideal ist das, daß diese höhern und bessern Formen des Lebens auch edlere sein werden, edlere im Verhältnis des Einzelnen zum Einzelnen, edlere in Bezug auf die Aufopferungsfähigkeit des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit des Volks und der Menschheit. Die Sozialdemokratie meint zwar, daß sie dies Ziel erreichen könne durch rein wirtschaftliche Maßregeln, durch eine wirtschaftliche Umwälzung, die sich vollziehen soll nicht nur ohne eine religiös-sittliche Umwälzung, sondern sogar im Widerstreite gegen diese. Sie beweist damit ihre gänzliche Unkenntnis in Bezug auf das, was sie vor allem zu kennen vorgiebt, in Bezug auf den Gang und die Gesetze der Weltgeschichte, in der wirtschaftliche Umwälzungen von jeher nur dann fruchtbar gewesen sind, nur dann etwas andres gebracht haben als Zerstörung, wenn sie Hand in Hand gegangen sind mit einer religiös-sittlichen Volkserneuerung. Aber vermag das etwas an der Thatsache zu ändern, daß sie, wenn auch noch auf Irrwegen begriffen, doch einem Ideale zustrebt, dem Ideale der Erlösung der darbenden Menschheit? Welche Partei strebt diesem Ideale mit der gleichen Hoffnungsfreudigkeit und der gleichen Begeisterung zu? und wer wagt sie dafür zu tadeln, daß sie nicht anders ist, wie sie ist, wenn sie vonseiten der sogenannten Gebildeten, statt auf den richtigen Weg zur Erreichung dieses Zieles verwiesen zu werden, mit Tadel, Spott und Hohn überhäuft wird und ihr mit vornehmer Geringschätzung nichts weiter vorgehalten wird, als daß sie „nichts habe, nichts könne und nichts wisse."

Evangelische Christen, wie überhaupt alle wahrhaft menschenfreundlichen Männer, sollten so nicht kämpfen gegen sie, sie sollten erkennen, daß, wie es Thomas Carlyle einmal so herrlich ausgesprochen hat, „sie etwas doch meinen im Grunde ihres verwirrten und aufgeregten Herzens, und im Grunde auch etwas Wahres," und sie sollten, jeder an seiner Stelle und nach dem Maße seiner Kräfte, dafür wirken, daß aus Zöllnern und Sündern Sendboten der Wahrheit und der Gerechtigkeit werden. Wenn derartige Gedanken des Friedens und der Liebe, solche wahrhaft christliche Gedanken mehr Eingang und Anklang gefunden hätten in den Kreisen unsrer Gebildeten, dann stünden wir nicht da, wo wir jetzt stehen, gegenüber einer riesenhaft von unten herauf drängenden, von halbgebildeten Autodidakten geleiteten und von einer dilettantischen, einseitigen Scheinwissenschaft befruchteten Bewegung, die uns nicht versteht, und für die wir kein Verständnis haben, und die sich ebenso streng abschließt von dem sonstigen Geistes- und Gemütsleben der Nation, wie wir uns ängstlich von ihr abschließen; dann hätte auch jener Kampf der Geister im Reichstage nicht geendet mit einem schrillen Mißklang, mit der Feststellung, daß man sich doch nie verstehen und verständigen werde, sondern dann wäre er ausgeklungen in dem Tone der Versöhnung und des Friedens.

Die Ausführungen des Abgeordneten Bebel boten wahrlich in dieser Beziehung der Anknüpfungspunkte genug, und hätte man sich nicht auf den Gedanken festgebissen gehabt, daß man im Fraktionsinteresse, zumal mit Rücksicht auf die befürchtete Reichstagsauflösung, einmal gründlich mit der Sozialdemokratie abrechnen wollte, so hätte man diese Berührungspunkte sehr wohl erkennen können.

Wer die beiden großen Reden des Herrn Bebel nicht in den verstümmelten Parlamentsberichten der Parteipresse, sondern in dem amtlichen stenographischen Bericht gelesen hat, der wird, wenn er nicht in der Hitze des Parteikampfes sein unbefangenes Urteil ganz verloren hat, zunächst zwei Dinge zugeben müssen, die für uns freilich schon längst kein Geheimnis mehr waren. Herr Bebel hat an nationalökonomischer Kenntnis und Erkenntnis, namentlich an praktischer Erfahrung entschieden gewonnen, er hat, dank seiner Führerstellung in einer immer mächtiger anwachsenden, immer weitere Berufe und Stände umspannenden Partei, seinen Blick nach allen Richtungen hin erweitert; und er hat, was damit aufs engste zusammenhängt, an Ruhe und Mäßigung in seinem Urteil und in seiner Sprechweise wesentlich zugenommen. Er hat die Einwände seiner Gegner in sich aufgenommen und verarbeitet, er hält sie zwar teils für verfehlt, teils für nicht entscheidend, aber er bespricht sie im Tone ruhiger Widerlegung, er weist nicht alles a limine zurück, er „pfeift" nicht mehr auf alle andersdenkenden. An Stelle des polternden, von lächerlichem Unfehlbarkeitsdünkel erfüllten Scheltens sind sachlich und formell ruhige Erörterungen getreten. Es läßt sich mit ihm reden. Das allein ist schon ein

ganz gewaltiger Fortschritt, und es ist bedauerlich, daß niemand auf diese in die Augen springende Thatsache hingewiesen hat.

Aber das Wichtigste und Erfreulichste an den Bebelschen Ausführungen ist das, was man am meisten getadelt und verspottet hat: seine Erklärung, daß er ein fertiges Bild der Zukunftsgesellschaft nicht geben könne, daß die Sozialdemokratie nicht auf ein im einzelnen unabänderliches, festes Ziel hinstrebe, sondern eine Partei sei, die sich in beständiger „geistiger Mauserung" befinde, daß das, was sie zu thun habe, sich nach den jeweiligen Umständen und Bedürfnissen richte, und daß daher, ebensowenig wie die andern Parteien, die Sozialdemokratie zu sagen vermöge, was sie auch nur in den nächsten Jahren zu thun gedenke. Hiermit im engsten Zusammenhange steht das, was Herr Bebel über die unbedingte Notwendigkeit der Mitarbeit der Sozialdemokratie an der Gesetzgebung des bestehenden Staates und an der Beseitigung der auf ihrem Boden erwachsenen Übelstände sagte. Was Herr Bebel in dieser Beziehung als berufner Vertreter der Partei ausführte, deckt sich völlig mit dem, was auf den beiden letzten Parteitagen über die Taktik der Partei beschlossen worden ist: das Schwergewicht ist, wie wir dies wiederholt ausgeführt haben, von den Endzielen hinweg auf die praktische Mitarbeit verlegt. Herr Bebel verwahrt sich gegen die „Thorheit," zu verlangen, daß die Sozialdemokratie im einzelnen angeben solle, was sie wolle, da sie doch gar nicht wisse, wann sie zur Macht kommen werde. Das werde sich finden, wenn man so weit sei. Die Sozialdemokratie sage sich, ebenso wie die andern Parteien: „Wir wissen nicht, was für Verhältnisse eintreten werden; die jeweiligen Verhältnisse können die schönsten Pläne, die wir heute fassen, über den Haufen werfen; wir müssen warten, wie sich die Zustände gestalten, und dann werden wir nach Lage der Umstände handeln."

Daß die Sozialdemokratie dieses „thörichte" Verlangen selbst hervorgerufen hat, indem sie so thöricht war, für die allernächste Zeit den allgemeinen Umsturz, der sie zur Herrschaft bringen sollte, zu prophezeien und die Lehre, die sie jetzt den „Jungen" allein in die Schuhe schieben möchte, zu verkünden, nach der die gesetzgeberische und parlamentarische Mitarbeit nicht nur nichts nütze, sondern für die Erreichung der Endziele geradezu schädlich sei, das ist allerdings richtig. Aber an der Thatsache, daß sie diese Lehre, nachdem sie verschiedne „geistige Mauserungen" durchgemacht, jetzt aufgegeben hat, so weit aufgegeben hat, daß Herr Bebel im Anschluß an eine Äußerung Delbrücks in den Preußischen Jahrbüchern seinen sozialdemokratischen Zukunftstraum mit den unklaren Einheitsträumen der deutschen Patrioten im Anfange dieses Jahrhunderts auf eine Linie stellte, an dieser Thatsache wird dadurch nicht das mindeste geändert. Daß diese geistige Umbildung der Sozialdemokratie noch einmal im deutschen Reichstage vor aller Welt und in einer selbst für den besorgtesten Philister erkennbaren

Weise festgestellt worden ist, war gewiß gut und nützlich. Unnütz und schädlich war es aber, sie wegen des Mangels eines positiven Zukunftprogramms in demselben Augenblicke zu verhöhnen, wo sie mit aller Deutlichkeit erklärte, daß sie praktische Politik treiben wolle, und daß sie sich davon überzeugt habe, daß, weil sich die menschlichen Dinge langsam und organisch entwickeln, sie wohl Zukunftshoffnungen und Zukunftsideale, nicht aber bestimmte Zukunftspläne habe und haben könne.

Halten wir die Sozialdemokratie an dieser richtigen, von allen übrigen Parteien geteilten Ansicht fest, unterlassen wir die nachträglichen, verbitternden Vorwürfe über Dinge, die — hoffentlich! — für immer der Vergangenheit angehören, und beweisen wir, daß auch wir Hoffnungen und Ideale haben, indem wir in ernster, nimmer rastender Arbeit an der Besserung der Zustände und an der Erlösung der Armen und Elenden die Sozialdemokratie zu übertreffen suchen. Das ist gegenüber der Sozialdemokratie, wie sie heute ist, die allein würdige, allein gerechte und auch allein fruchtbringende Kampfesweise. Und doch ist gerade von dieser Kampfesweise in den Reichstagsverhandlungen, in denen die überlegne Dialektik Eugen Richters den Ton angab, wenig oder gar nichts zu spüren gewesen.

Es ist bedauerlich, aber es ist wahr: die alten Parteien haben nichts gelernt und nichts vergessen. Sie schlagen mit verrosteten Klingen auf die Stelle los, auf der die Sozialdemokratie vor zehn bis zwölf Jahren stand, und haben es nicht bemerkt, daß sie inzwischen längst ein gutes Stück Wegs fortgeschritten ist, und daß alles, was sie früher gesagt haben, jetzt gar nicht mehr paßt. Wenn es so noch einige Zeit fortgeht, so kann der Sieg der Sozialdemokratie nicht ausbleiben, und die, die auf eine uns fördernde, segenbringende Zukunft hoffen, müssen ihre Hoffnung darauf setzen, daß sich innerhalb der Sozialdemokratie nach dem Beispiele Vollmars, in dem Maße, wie sie anwächst, mehr und mehr gemäßigte und konservative Bestandteile geltend machen werden, die, wenn auch bei dem Gedanken des Sozialismus verharrend, doch wieder an Stelle der vernichteten alten Parteien auf den Boden des bestehenden Staats treten. Wünschenswert wäre für jeden Anhänger der geschichtlichen Fortentwicklung eine solche Umwälzung in den Parteiverhältnissen nicht, aber sie wird und muß eintreten, wenn sich die bisherigen Parteien ferner so unfähig erweisen, die Entwicklung der Sozialdemokratie schrittweise zu verfolgen und zu verstehen, wie sie dies in der Reichstagsdebatte über den „Zukunftsstaat“ bewiesen haben. Discite moniti!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Weiteres zur Sozialistendebatte. Da hätten wir ihn denn erlebt, den „Zusammenschluß aller staatserhaltenden Parteien," vollständiger, inniger, imposanter, als ihn je ein staatsfrommes Gemüt zu träumen gewagt hätte! Das großartigste an Unwahrhaftigkeit hat dabei wohl der Zentrumsabgeordnete Bachem geleistet, der doch gewiß die katholische Litteratur kennt und weiß, daß die sozialpolitischen Autoritäten seiner Kirche vom Bischof Ketteler angefangen bis auf den Dominikanerbruder Albert Maria Weiß (dessen ausgezeichnetes Werk „Soziale Frage und soziale Ordnung" vorm Jahre erschienen ist) in der Verurteilung der bestehenden Gesellschaftsverfassung mit den Sozialdemokraten einig sind, zum Teil bis auf die kleinsten einzelnen Punkte mit ihnen einig sind. Solche Punkte, deren einige auch von Anhängern der übrigen Parteien unter vier Augen zugestanden werden, hätten nun zur Grundlage einer fruchtbaren Erörterung der wirtschaftlichen Lage gemacht werden können. Einer der Reichsboten hätte etwa folgendermaßen sprechen können: „Meine Herren, ein Alp lastet auf unserm Volke. Niemand ist mehr zufrieden. Daß es die Leute nicht sind, die nichts zu essen haben, wäre nun nicht weiter zu verwundern, aber daß deren Zahl so groß ist, fordert doch zum Nachdenken heraus. Und wie kommt es, daß ein ganzer brandenburgischer Wahlkreis plötzlich toll wird und unter Führung seiner Landräte und Pastoren einen anrüchigen Menschen wählt, der soeben wegen Beleidigung verurteilt worden ist und beinahe wegen Landesverrats in Anklagezustand versetzt worden wäre? Wie kommt es, daß ein großer Gutspächter in der Kreuzzeitung einen Aufruf erläßt, worin es heißt: wir müssen samt und sonders unter die Sozialdemokraten gehen? Wie kommt es, daß sich der Eisenbahnminister aufs Sparen verlegen muß, daß alle Handelskammern über elenden Absatz jammern, daß sich die Großindustriellen nur noch mit Syndikaten zu helfen wissen, daß das Handwerk seinen Untergang beklagt, und die hohen Häuser des Landtags und Reichstags sehr häufig einem mit Klageweibern gefüllten orientalischen Trauerhause gleichen? Geschieht das alles bloß zum Zeitvertreib, dann soll doch gleich der Staatsanwalt mit dem Unfugparagraphen dreinfahren; steckt aber Ernst dahinter, dann würden wir doch besser thun, der Sache einmal auf den Grund zu gehn. Wie kommt es, daß unsre Handelsbilanz von Jahr zu Jahr negativer wird, und daß überhaupt bloß noch alles wächst, was negativ ist, namentlich die Bankerotte, die Verbrechen, die Prostitution, die Staats- und Reichsschulden? Lassen wir einmal die lex Heinze, die leges Ackermann und sonstigen unnützen Zeitvertreib liegen, und beschäftigen wir uns mit diesem Gegenstande, bei dem es sich um Sein und Nichtsein unsers Volkes handelt! Ergründen wir die gemeinsamen Ursachen jener Erscheinungen! Oder vielmehr, da sie nicht ergründet zu werden brauchen — sie liegen so offen zu Tage, daß sie ein Blinder sieht —, seien wir endlich einmal so ehrlich, sie einzugestehen, weil es ohne offne Anerkennung der Ursachen des Übels keine Möglichkeit der Heilung giebt!" So ungefähr würde ein verständiger, ehrlicher, von Vaterlandsliebe erfüllter Abgeordneter gesprochen haben, wenn sich einer in der hohen Versammlung befunden hätte.

Statt dessen haben sich die Herren Reichsboten das kindliche Vergnügen gemacht, den Sozialdemokraten die Pistole auf die Brust zu setzen mit dem Rufe:

Nun heraus mit euerm Zukunftsstaat! Obwohl, wie Bebel richtig bemerkt, keiner der „staatserhaltenden“ Herren, wenn er darum gefragt würde, anzugeben vermöchte, wie unser jetziger Staat nach zehn, ja nach fünf Jahren aussehen wird. Nur daß er anders aussehen wird als heute, steht ziemlich fest. Denn daß Europa die Spannung seiner Kriegsbereitschaft, die durch jede weitere Vermehrung des Militärs erhöht wird, noch zehn Jahre zu ertragen vermöchte, glaubt doch kein Mensch, und wie sich nach der Revision der Landkarte, die der große Krieg zur Folge haben wird, die innern Angelegenheiten der Staaten gestalten werden, das kann niemand voraussehen. Aber die Herren mußten zu dieser Verlegenheitsauskunft greifen, weil sie ihre Gründe haben, die Debatte über Sein und Nichtsein unsers Volks um jeden Preis zu vermeiden. Und wie denn Heuchelei, Lüge und Feigheit die Hauptcharakterzüge des modernen öffentlichen Lebens sind, so traten sie auch in jeder Einzelheit der großen Sozialistendebatte hervor.

So z. B. waren die Redner aller Parteien einmütig im Preise der Sparsamkeit und erhoben wiederum die alte Anklage gegen die Sozialdemokratie, daß sie diese wichtigste und Grundtugend den Arbeitern verleide. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Sparens, das unter Umständen eine individuelle Tugend, als allgemeine Gewohnheit aber der Tod der Industrie und in keinem Falle die Quelle des Volksvermögens ist, haben wir so oft, so ausführlich und so deutlich auseinandergesetzt, daß es eine Beleidigung für die Grenzbotenleser wäre, wenn wir die alte Litanei noch einmal ableiern wollten. Daher heute nur eine kurze Bemerkung. Es giebt unter allen Landwirten, Kaufleuten und Großindustriellen Deutschlands kaum einen, der nicht bei dem Gedanken, das Volk könnte der Einladung zur Sparsamkeit folgen, bis ins Mark der Knochen erbebte. Wenn sich der gemeine Mann das Bier- und Schnapstrinken und das Tabakrauchen abgewöhnt, so bedeutet das nicht allein den Bankerott unsrer Reichsfinanzen, sondern auch den Ruin der Landwirtschaft, nicht der alten gesunden Landwirtschaft, sondern der von den Agrariern unter Beihilfe des Staates mit Schutzzöllen und Steuervergünstigungen großgezognen modernen. Wenn die Burschen, Mädchen und Frauen aus dem Volke auf Putz und Flitterkram verzichteten und statt jährlich drei bis vier Saisonanzüge anzuschaffen sich mit Kleidern aus derber Hausleinwand und derbem Tuch ausstatteten, die viele Jahre lang halten, so müßten ein paar tausend Firmen ihre Fabriken und Geschäfte schließen, und die Zahl der Arbeitslosen würde plötzlich zu so ungeheurer Größe anschwellen, daß keine Regierung und kein Parlament die Arbeitslosigkeit zu leugnen vermöchte. Wir haben seiner Zeit dargelegt, wie das Sparen an schädlichem und überflüssigem Luxus nur dann durchgeführt werden könnte, wenn zugleich Zug um Zug die Ausgaben der kleinen Leute auf notwendige und nützliche Dinge stiegen, sodaß die Produktion nicht ins Stocken geriete, sondern nur aus schädlichen in nützliche Industrien übergeleitet würde. Allein um dies ermöglichen zu können, müßten alle Arbeitslöhne verdoppelt und verdreifacht werden; denn reine Luft, Licht und Sonnenschein, ein behagliches Heim samt Garten, kräftige Nahrung aus Fleisch, gutem Brot, Milch und Eiern sind heutzutage bei uns viel teurer als Kneipendunst, Tabaksqualm, Fusel und Flitterstaat. Ja man würde den Arbeitern, wenn sie den Umbildungsprozeß in die Hand nehmen wollten, gar nicht gestatten, ihn einzuleiten. Vor einiger Zeit machte folgende Anekdote die Runde durch die Zeitungen. Konsistorialrat Wichern besucht einen schlesischen Großgrundbesitzer. Dieser zeigt ihm seine prächtigen Ställe. Wie sie zu den Arbeiterwohnungen kommen, sagt er: „Hier kann ich Sie nicht hinaufführen, die Arbeiter wohnen bedeutend schlechter als meine Schweine.“ Und auf

die Bemerkung des Konsistorialrats, das müßte geändert werden: „Das kann nicht geändert werden, sonst würden alle schlesischen Arbeiter rebellisch.“ Die Arbeiter müssen also beim Fusel und in einer „schweineunwürdigen“ Wohnung festgehalten werden! Nur einige wenige Unternehmer giebt es, die ihre eignen Arbeiter ohne Heuchelei zur Sparsamkeit ermahnen können, weil sie nicht vom Massenkonsum abhängen, sondern den Staat zum Abnehmer haben; Kanonen und Eisenbahnschienen kauft der Fabrikarbeiter oder die Dienstmagd freilich nicht.

So liegt die Sache mit dem Sparen. Nun sind zwei Fälle möglich. Entweder die Herren Reichsboten vermögen diesen einfachen Zusammenhang nicht zu begreifen, dann ist es ein entsetzliches Unglück, daß das Schicksal des deutschen Volks in ihren Händen liegt. Oder sie begreifen ihn zwar, wollen ihn aber nicht verraten und die wirtschaftlichen und sozialen Nöte des Volks ohne dessen Wissen und Zuthun im Geheimen kuriren, dann sind sie nicht viel klüger. Denn die Insel Cypern annektiren oder sonst einen Diplomatenstreich ausführen, das kann man allerdings hinter den Kulissen, und je besser das Geheimnis gewahrt wird, desto leichter geht es. Aber die Gütererzeugung und den Verbrauch leiten oder umbilden, etwa den Leuten das Branntweintrinken abgewöhnen und das Häuserbauen angewöhnen und die Rittergutsbesitzer des ostelbischen Preußens zu einer entsprechenden Änderung ihres Wirtschaftsbetriebes bewegen, das kann man nicht hinter dem Rücken der Beteiligten mit Aktenstücken, die „in den Tiefen der Archive schlummern.“

Der lachende Reichstag. In der großen Verhandlung über die Sozialdemokratie und ihre Ziele, die sich sonderbarerweise an die Beratung über den Punkt: Reichsamt des Innern, Gehalt des Staatssekretärs anschloß, ist viel gelacht worden. Die ganze Skala des parlamentarischen Lachmessers ist durchlaufen worden, der Zeiger wies oft auf Heiterkeit, oft auf große Heiterkeit, und aus der großen wurde zuweilen sogar lebhafte, selbst stürmische Heiterkeit, ja es kam bis zu dem höchst seltnen Grade der andauernden stürmischen Heiterkeit. Wenn also die Sozialdemokratie durch Reden und Lachen ausgerottet werden könnte, so wäre es jetzt um sie geschehen.

Trotzdem sind wohl alle Zeitungen der verschiednen Parteien, trotzdem ist wohl so gut wie alle Welt darüber einig, daß die Sozialdemokratie durchaus nicht vernichtet ist. Es ist schon viel, wenn einige die leise Hoffnung zu äußern wagen, daß die Partei Nachteil erlitten habe, und daß eine Anzahl von Anhängern von ihr abfallen werde. Andre versprechen sich von der großen Redeschlacht gar keinen Nutzen, besonders wenn man ihn nach Stimmen bei der nächsten Reichstagswahl bemessen wollte. Herr von Stumm sprach es kurz nachher von derselben Tribüne, von der Herr Eugen Richter eben noch die Sozialdemokratie so gründlich abgeführt hatte, gelassen aus, daß er nicht zu denen gehöre, die die Sozialdemokratie durch die letzte Debatte vernichtet glauben; wenn zuerst Herr Richter, meint er, die Sozialdemokratie vernichtet und darauf Herr Hirsch solche Reden hält, dann sollten wir uns doch lieber solche Debatten schenken. Die Sozialdemokraten aber gestehen keineswegs zu, daß sie eine Niederlage erlitten haben, sie rechnen sogar auf einen erneuten Zuwachs ihrer Gefolgschaft, sie gehn so weit, in der Verhandlung eine „kolossale Dummheit“ zu erblicken!

Wer Recht hat, das wird die Zukunft entscheiden. Soviel ist gewiß, daß Richters gedruckte „Zukunftsbilder“ bis jetzt der Sozialdemokratie keinen sichtlichen Abbruch gethan haben. Es ist also recht zweifelhaft, ob die gesprochnen witzigen

Worte eine größere Wirkung ausüben werden. Man hört oft die Meinung aussprechen, solche Mißerfolge lägen daran, daß gegnerische Schriften und Worte gar nicht bis an das Ohr der Genossen drängen, da sich die Sozialdemokratie alle Mühe gebe, ihre Verbreitung in den Arbeiterkreisen zu verhüten. Nun, die Sozialdemokratie wird natürlich nichts dazu thun, ihren Gegnern die Last und die Kosten der Propaganda abzunehmen, aber im übrigen ist diese Meinung durchaus irrig. Der Vorwärts hat, wie immer, die Reden der Redner aller Parteien verhältnismäßig ausführlich abgedruckt, er hat es sogar nicht unterlassen, gewissenhaft die Zusätze „Heiterkeit“ und „Stürmische Heiterkeit“ wiederzugeben. Es scheint also, als ob sich die Sozialdemokraten nicht davor fürchteten, ausgelacht zu werden.

Wie oft schon sind die Sozialdemokraten von wißbegierigen Leuten nach dem Zukunftsstaate gefragt worden, ohne daß ihnen ihre Weigerung, nähere Auskunft darüber zu geben, das geringste geschadet hätte! Hat man Gründe, anzunehmen, daß ihnen die Frage gegenwärtig besonders unbequem sei? Die Antwort, die sie immer geben, haben sie auch diesmal gegeben, sie haben nämlich mit der Gegenfrage geantwortet: Wie ist denn der heutige Staat, der Gegenwartsstaat beschaffen? worauf man ihnen auch keine nähere Auskunft erteilt hat. Und doch sollte man sich nicht darüber täuschen, daß — leider! — gerade diese Retourkutsche völlig genügt, der Sozialdemokratie alle ihre Parteigenossen zu erhalten. Denn die Unzufriedenheit, sei sie berechtigt oder nicht, mit den heutigen Zuständen ist thatsächlich vorhanden, keineswegs bloß unter den Sozialdemokraten, nur daß diese den meisten Gewinn daraus ziehen. Der Braunschweiger Volksfreund schreibt kaltlächelnd: „Thatsache ist, daß sich Millionen in der kapitalistischen Gesellschaft unzufriedner denn je fühlen, daß diese Millionen und mit ihnen die Unzufriedenheit wachsen, und diese Thatsache allein schon genügt, die Sozialdemokratie zu legitimiren.“

Umsomehr muß man sich über die Einmütigkeit wundern, womit alle Parteien, auch die konservativen, Herrn Eugen Richter Beifall geklatscht haben, womit sie seine Methode, die Sozialdemokratie zu bekämpfen, an der er keinen berechtigten Kern anerkennen will, bejubelt haben. Wir erlauben uns sehr zu bezweifeln, daß Richters Art des geistigen Kampfes die richtige sei. Wenn sie es auch nicht beabsichtigt, so verbreitert doch diese Kampfesweise die Kluft zwischen den uneinigen Klassen der Gesellschaft, sie vermehrt den Klassenhaß, anstatt zu versöhnen. Die guten Wirkungen der kaiserlichen Sozialreform werden wieder zu nichte gemacht. Durch die augenblickliche Stimmung hätte man sich nicht verleiten lassen sollen, auf den Zwischenruf Bebels: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ mit „andauernder stürmischer Heiterkeit und Bewegung“ zu erwidern. Dies kann nur den Haß zwischen Arbeit und Kapital, den freilich schon der Zwischenruf selbst verrät, erhöhen. Erbitterung wird die Folge sein. Oder glaubt man, daß die Sozialdemokratie dergleichen bei ihrer Agitation nicht „zielbewußt“ ausnutzen werde? Wer das glaubt, der kennt sie wahrhaftig nicht.

Im Reichstage scheint man übrigens oft bei Gelegenheiten zu lachen, wo es zweifelhaft ist, ob es nicht besser wäre, nicht zu lachen. Im Vorwärts vom 9. Februar steht zu lesen, daß, wenn Ahlwardt aufgerufen wird, die Linke, bloß die Linke lacht. Es ist wohl anzunehmen, daß dies Gelächter weniger der genannten Person als dem Antisemitismus gilt. Ob der sich leichter totlachen läßt, als die Sozialdemokratie, lassen wir dahingestellt. In demselben Blatte heißt es: „Jede namentliche Abstimmung des Reichstags bringt einen stereotypen und elementaren Heiterkeitsausbruch. Und zwar bei Aufrufung des Namens: Fürst von Bis-

marck. Sehr schmeichelhaft ist das für einen Säkularmenschen nicht. Und bezeichnenderweise wird auf der Rechten noch lauter und respektwidriger gelacht, als auf der Linken." Da wir in der That nicht wissen, was wir dazu sagen sollen, so schweigen wir, lachen aber nicht.

Historikerdeutsch. In einem Aufsatz der Deutschen Revue ist vor kurzem wieder einmal beiläufig die Fabel aufgewärmt worden, die Kaiserin Katharina von Rußland sei eine Tochter Friedrichs des Großen gewesen. Dieser abgeschmackten Fabel geht Sybel in dem neuesten Hefte der Historischen Zeitschrift zu leibe, und zwar so siegreich und überzeugend, daß man sie wohl damit als endgiltig beseitigt ansehen darf. Leicht macht es einem Sybel freilich nicht, seiner Beweisführung zu folgen. Der eine Satz seiner Darstellung, auf den, wenn auch nicht alles, so doch sehr viel oder das meiste ankommt, ist infolge der Unbeholfenheit des Ausdrucks von einer so ungewöhnlichen Unklarheit, daß wir es uns nicht versagen können, ihn hier vor unsern Lesern zu zergliedern.

Die Hauptquelle für die angeführte Fabel ist folgende Stelle aus einer Correspondance politique et anecdotique über die Jahre 1780 bis 1789: „Man weiß, daß diese Monarchin für die Tochter des Königs von Preußen gilt. Als dieser vom Berliner Hofe entfloh, ging er an den Hof der Fürstin von Anhalt und befand sich dort genau neun Monate vor der Geburt der nordischen Semiramis!" Hierzu bemerkt Sybel: „Hat der Briefschreiber den berühmten Fluchtversuch Friedrichs im Sinne, so ist weltbekannt, daß derselbe (!) nicht nach Anhalt ging, und nicht ein Jahr vor Katharinas Geburt, sondern ein Jahr nach derselben (!) stattfand. Geht aber die Meinung des Schreibers auf einen gelungnen heimlichen Ausflug Friedrichs aus Wusterhausen im Jahre 1728, so steht dem die Thatsache entgegen, daß [nun aufgepaßt!] die Fürstin, welche damals in Anhalt-Zerbst Hof hielt, nicht Katharinas Mutter war, sondern die Gemahlin des regierenden Fürsten, während Johanna Elisabeth, die Frau eines Vetters jüngerer Linie, der als preußischer Offizier in Stettin seine Garnison hatte, dort in schmalen Verhältnissen lebte."

Man kann wohl getrost einen Preis von 1000 Mark drauf setzen, wenn jemand diesen Satz aufs erste mal versteht. Also die Fürstin, die damals in Anhalt-Zerbst Hof hielt, war nicht Katharinas Mutter, sondern sie war die Gemahlin des regierenden Fürsten. Denn jeder Leser muß doch zunächst annehmen, das Subjekt des Satzes sei Fürstin, das Prädikat Gemahlin, ein zweites Prädikat Mutter. Dann entsteht aber offenbarer Unsinn. Den Sinn des Satzes enträtselt man erst, wenn man endlich dahinter kommt, daß Fürstin das Prädikat des Satzes ist, Mutter und Gemahlin aber die Subjekte sind. Nun aber Johanna Elisabeth! Wer war denn das? War das noch eine dritte Person? Nein, das war eben Katharinas Mutter. Das muß man sich von drei Seiten vorher, wo sie einmal mit ihrem Namen genannt worden ist, gemerkt haben. Aber worauf bezieht sich nun das „dort"? Auf Anhalt-Zerbst oder auf Stettin? Dem ganzen Satzbau nach kann es sich nur auf Anhalt-Zerbst beziehen; denn nach dem ganzen Satzbau ruht kein Ton auf „dort," der Ton ruht vielmehr auf den Worten „in schmalen Verhältnissen." Der Ton soll aber auf „dort" ruhen, auf das „dort" kommt alles an, und das „dort" soll sich auf — Stettin beziehen! Es liegt also hier der Schnitzer vor, daß das Hauptsinnwort statt in den Hauptsatz in einen Nebensatz gebracht und im Hauptsatz durch ein tonloses Surrogat, hier ein Adverbium, ersetzt worden ist.

Der ganze, überaus unbeholfne Satz würde sofort verständlich werden, wenn er so lautete: „Dem steht die Thatsache entgegen, daß nicht Katharinas Mutter die Fürstin war, die damals in Anhalt-Zerbst Hof hielt, sondern die Gemahlin des regierenden Fürsten. Katharinas Mutter aber, Johanna Elisabet, war mit einem Vetter des Fürsten von Anhalt-Zerbst vermählt und lebte in Stettin, wo ihr Gemahl als preußischer Offizier seine Garnison hatte."

Auch sonst ist dieser Aufsatz Sybels gerade keine sprachliche Musterleistung. An einer Stelle heißt es, Sugenheim sei ein Historiker, „der nach sittlicher Entrüstung über das verderbte Treiben der politischen Welt mit unermüdlichem Eifer die Beispiele dieser Nichtswürdigkeit aus allen Winkeln zusammengesucht" habe. An einer andern Stelle: „Sollen wir es für wahrscheinlich halten, daß Friedrich mehrere Tage lang hätte verschwinden können, denn soviel wäre doch nötig gewesen, und mit einer fernen Prinzessin ein Liebesverhältnis anzuknüpfen, Erzeuger ihres Kindes zu werden, und dann unbemerkt sich wieder in Wusterhausen einzuschleichen?" An der ersten Stelle muß es statt nach unbedingt aus heißen, an der zweiten muß entweder das und getilgt werden oder das dreifache zu. Sybel schreibt auch „selbstrebend" (!), „einen Beweis erbringen," „Katharina ist geboren" (statt: war geboren), „allerdings aber," „Anfangs 1762" (statt: Anfang 1762), „am folgenden Tage, dem 10. Juli" u. s. w. — lauter ganz gewöhnliche Zeitungsschnitzer, und der Unsitte, alle sogenannten Hilfszeitwörter wegzuwerfen und es der Gefälligkeit des Lesers zu überlassen, ob er sich die Gegenwart oder die Vergangenheit, den Indikativ oder den Konjunktiv ergänzen will, ist er rettungslos verfallen. Diese eingebildete Stilschönheit teilt er freilich mit Ranke, Maurenbrecher u. a.

Das Ende der Wagnerei. Vor einigen Tagen wurden die Leipziger zur Abwechslung wieder einmal durch die Götterdämmerung beglückt. Ein Musikschreiber jammert darüber in der Tagespresse: „Die Aufführung sollte als ergreifender Hinweis auf die zehnmalige [er meint wohl: zehntmalige!] Wiederkehr jenes Tages aufzufassen sein, welcher der Welt den großen Meister des musikalischen Dramas entrissen hat. Leider wurde diese pietätvolle Absicht nur wenig von Seiten unseres musikalischen Publikums unterstützt. Vielleicht hatte es seine Kunstbegeisterung am vorgestrigen Abend an der wunderbaren Pudelquadrille erschöpft, sodaß für die Götterdämmerung nichts übrig geblieben war. Sei es darum! Wagner wird bei der Teilnams[nahms!]losigkeit unseres Publikums sicher nicht kleiner, und den Schaden wird nur Leipzigs Ruf als Kunststadt zu tragen haben, wenn es sich herausstellen sollte, daß eine die Schaulust herausfordernde Aufführung mehr Anziehungskraft auszuüben vermöchte, als ernste Kunstwerke. Dann wären allerdings alle Bemühungen um die Hebung des Kunstgeschmacks und zur Erweckung des Interesses an dichterischen Meisterwerken verlorene Liebesmüh!" Dann folgt noch eine lange Jammerei über die schlechte Aufführung.

Daß es so kommen würde, haben wir in den Grenzboten schon vor zehn Jahren vorausgesagt. Dem musikalischen Publikum Leipzigs Vorwürfe wegen gesunknen Kunstgeschmacks zu machen, ist entweder eine Albernheit oder eine Frechheit. In denselben Tagen, wo die Götterdämmerung vor halbleerem Hause aufgeführt wurde, wurde in einem der „Akademischen Konzerte" in der Alberthalle bei vollem Hause eine Symphonie von Brahms gespielt und erregte solchen Jubel, daß ein Satz wiederholt werden mußte! Auch das haben wir in den Grenzboten schon vor zehn Jahren vorausgesagt.

Die angeblichen Verehrer Wagners bestehen zu neunzig Prozent aus ganz unmusikalischen Leuten, die in ihrem Leben nie ein Lied von Schubert oder Schumann gehört haben, die heute ebenso urteilslos Mascagni nachlaufen, wie gestern Wagner und vorgestern — Neßler. Die übrigen zehn Prozent, die musikalischen, sind entweder verrannte Fanatiker, oder sie leben von der Wagnerei, oder sie sind durch ihre Stellung zur Vorsicht genötigt und dürfen ihre wahre Meinung nicht sagen. Nun hat doch der wirkliche Musiker vollständig genug, wenn er die Götterdämmerung einmal gehört hat. Er sagt sich beim Hinausgehen: Einmal, und nie wieder! Die andern neunzig Prozent aber haben doch die Götterdämmerung gerade genug abgesessen. Öfter als siebenmal oder elfmal kann man es doch selbst dem „begeistertsten Wagnerverehrer" nicht gut zumuten. Wir kennen Leute, die das wirklich fertig gebracht haben. Es sind natürlich dieselben, die auch siebenmal oder elfmal im Trompeter und in der Cavalleria rusticana gesessen haben. Sollen sie wirklich noch ein achtes oder zwölftes mal hineingehen? Vor lauter „Pietät"?

Das deutsche Publikum ist nun seit Jahren von den Kapellmeistern in so unverständiger Weise mit Wagnerscher Musik überfüttert worden, daß es ein wahres Wunder ist, daß sich der Überdruß nicht schon längst gezeigt hat. Vor allem hat die Militärmusik das Publikum endlos damit geödet. Wenn man Sonntags bei der „Wachparade" vorbeiging, wo der Ladenjüngling und die Konfektionelle auf- und abwandeln, was hörte man? Wagner, Wagner, und immer wieder Wagner! Wenn die Regimentsmusik dem Herrn Major oder der Frau Oberstleutnant zum Geburtstag das übliche Morgenständchen brachte — ich habe jahrelang in einem Offizierviertel gewohnt und kenne diese Ständchen —, was hörte man? Erst einen abgehetzten Choralvers, dann aber gewiß gleich die Tannhäuserouvertüre, man denke: früh um halb acht Uhr in frischer Morgenluft die Tannhäuserouvertüre! Was blieb einem weiter übrig als in weitem Bogen drum herumzugehen und still für sich zu denken: Pustet nur zu! Pustet es, so oft ihr könnt! Je öfter ihrs pustet, desto eher bekommens die Leute satt! Nun tritt dieser längst vorauszusehende Augenblick endlich ein, und da jammert man heuchlerisch über Pietätlosigkeit und gesunkenen Kunstgeschmack!

In Wien hat ein gewisser Herr Österlein ein „Wagnermuseum" zusammengebracht. Er hat wohl gehofft, später einmal ein gutes Geschäft damit zu machen. Nun wird es schon seit Jahren ausgeboten. Anfangs wurden 100000 Mark dafür gefordert, später ist die Forderung auf 90000 Mark herabgesetzt worden. Aber es beißt niemand an, weder ein Privatmann, noch eine Gemeinde, noch ein Staat. Neuerdings macht man uns damit gruselig, es sei „Gefahr," daß das Museum nach Amerika gehen werde. Einige gutherzige Leute haben den Einfall gehabt, die 90000 Mark durch 90 Spenden zu je 1000 Mark aufzubringen, und es dann durch Abstimmung einem der Spender — irgend einer Stadtgemeinde — zuzusprechen. Aber die Spender finden sich nicht. Es ist eben — zu spät.

In Leipzig haben die Wagnerfanatiker seit Jahren gebohrt und gedrängelt, es möchte eine Straße nach Wagner benannt werden. Leipzig — hieß es — die Geburtsstadt des „Meisters," und keine Wagnerstraße! Da es aber bis jetzt nicht erdrängelt worden ist, so ist wohl nun auch keine Aussicht mehr dazu. Wie jammert unser Musikschreiber? „Den Schaden wird nur Leipzigs Ruf als Kunststadt zu tragen haben." Schrecklich, schrecklich!

Hochwohlgeboren. Wie sehr die preußischen Gymnasiallehrer seit dem Herbst des verflossenen Jahres in den Augen des Publikums gewachsen sind, lehrt

folgendes. Ein Kollege des Ostens hat einige Monate vor und kurze Zeit nach der Verleihung des Oberlehrertitels von einer westdeutschen Firma Wein bezogen. Er erhält jetzt die neue Preisliste und zwar in zwei Exemplaren; der eine Briefumschlag hat nur die schlichte Aufschrift: Herrn Dr. N. N., Gymnasiallehrer, Wohlgeboren, der andre dagegen ist an Herrn Dr. N. N., Königl. Gymnasialoberlehrer, Hochwohlgeboren gerichtet. Gott Lob, daß der preußische Gymnasiallehrer endlich die Stufe des Sekondeleutnants erklommen hat! Titel, nicht bloß Kleider machen Leute.

Im engern Kreise bleibt es natürlich beim alten: das Provinzialschulkollegium oder der Direktor wird nach wie vor den Oberlehrer als einen schlechthin wohlgebornen betrachten; und das ist hübsch, es zeugt von väterlicher Vertraulichkeit. Wie steif geht es dagegen bei den Juristen zu, wo der Oberpräsident u. s. w. den ihm unterstellten Amtsrichter gewöhnlich mit dem förmlichen Hochwohlgeboren beehrt. Doch das ist Nebensache, bleiben wir bei den Philologen. Den Progymnasialdirektoren soll nach den neuen Bestimmungen der persönliche Rang der Räte vierter Klasse verliehen werden (auch einem Teil der Professoren). Die Erfüllung dieser Bestimmung läßt vorläufig noch etwas auf sich warten (ebenso wie die sogenannte Funktionszulage bei vielen Oberlehrern, die der ersten Hälfte angehören). Wie hilft man sich nun inzwischen aus der peinlichen Verlegenheit, einen Progymnasialdirektor zu benennen, der als Direktor eigentlich hochwohlgeboren, zunächst aber nur noch wohlgeboren ist? Höchst einfach. Man bildet einen neuen Begriff und schreibt an die Progymnasialdirektion(!), unter Vermeidung alles Gebornen, was wenigstens ein Vorzug dieser angenehmen Neuerung ist.

Das Ganze ist im einzelnen und im allgemeinen lehrreich. Das hübsche Zöpfchen, daß wir uns besonders seit dem letzten Jahrzehnt wieder mit dem Wohlgeboren und Hochwohlgeboren lustig haben wachsen lassen, kann bald einmal zu ernsthaften Streitigkeiten im Parlament führen. Die bisher nur Wohlgeboren titulirten, aber sich Hochwohlgeboren fühlenden Berufsarten kommen um das ihnen bis jetzt schmählich vorenthaltene Hochwohlgeboren ein. Frackgeschmückte Abgeordnete erscheinen zu feierlicher Audienz beim Herrn Minister Exzellenz — sie drehn sich links, sie drehn sich rechts, der Zopf hängt ihnen hinten.

Schwarzes Bret

Die erste Nummer der „Landwirtschaftlichen Tierzucht“ richtet in ihrer Beilage eine ausführliche und von vielen hervorragenden Vertretern der deutschen Landwirtschaft unterzeichnete Frage an die Regierung, die zugleich eine Mahnung an die deutschen Landwirte sein soll. Die Hauptschäden, an denen unsre Landwirtschaft krankt, werden lebhaft und gut erörtert. Wir wollen hier nur einen Punkt hervorheben, die Klage über den Bureaukratismus und das Juristenunwesen. Giebt denn, heißt es auf der zweiten Seite, das Studium des römischen Rechts allein die Fähigkeit zur Verwaltung, zur richtigen Beurteilung der praktischen Verhältnisse? Wäre es nicht viel besser, man ließe den Referendar oder Assessor eines der Jahre,

die er jetzt bei einer Behörde totschlägt, auf das Studium des Wirtschaftslebens in der Praxis verwenden? Haben wir außer der Generalkommission heute überhaupt noch eine Behörde, die die ländlichen Verhältnisse kennt, und kann man den Beamten aus dieser Unkenntnis einen Vorwurf machen? Nein, gewiß nicht, aber das fordert den Vorwurf heraus, das reizt und erbittert, daß der jüngste Assessor alles sehr viel besser weiß als der erfahrene Praktiker. Er ist unfehlbar, und so arbeitet er seine Verfügungen nach dem Schema F.

Auch andre Berufsarten können ähnliche Klagen führen, weil sie oben eine ganz unzureichende Vertretung haben oder weil die Vorgesetzten ihrer Vorgesetzten, also ihre eigentlichen Häupter, Juristen sind, die eben alles verstehen. Wann wird der Tag kommen, wo diesen vor ihrer Gottähnlichkeit bange wird? Und ist der Jurist wirklich das einzige Öl der Staatsmaschine?

Dem Verfasser des Artikels: Verunstaltung deutscher Lieder (Heft 46 der vorjährigen Grenzboten) ist aus dem Lesebuch des Geheimrats Bock ein weiterer Beleg für Verballhornungskünste mitgeteilt worden. Die zweite Strophe von „Deutschland, Deutschland über alles“ lautet bekanntlich:

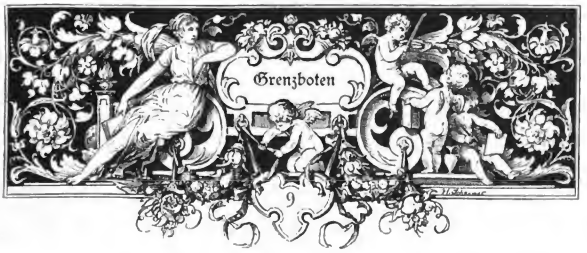
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang.

Was soll sich aber ein Kind in der Volksschule bei deutschen Frauen und deutschem Wein denken? Daß seine Mutter genau genommen auch zu den deutschen Frauen gehört, ist Nebensache; weiß man doch, daß solche Frauen aus dem Volke häufig zwar einen alten, aber keinen schönen Klang haben. Und nun gar der Wein! Ganz abgesehen davon, daß geistige Getränke nicht in die Schule gehören, dürfte die Nennung des Weines nur zum Klassenhaß führen, weil das Kind aus dem Volke das Getränk der Reichen nie zu sehen bekommt, außer in den Schaufenstern. Also weg mit den Frauen, und weg mit dem Wein! Singen wir einfach und schön:

Deutsche Sitte, deutsche Treue,
Deutscher Mut und deutscher Sang
Sollen in der Welt u. s. w.

Vorsicht! Seit einer Woche werden Tag für Tag der deutschen Presse Alarmnachrichten aus Italien zugesteckt über einen angeblich unerhörten, noch nie dagewesenen, „sensationellen“ Erfolg einer neuen Verdischen Oper: Falstaff. Unzweifelhaft beginnt hier — nur daß es das blöde Federvieh nicht merkt! — dasselbe Preßmanöver, wie damals, wo wir mit der Mascagnischen Wasserflut überschwemmt wurden. Unzweifelhaft ist auch der Herd, von dem alles ausgeht, derselbe. Das Textbuch der neuen Oper ist natürlich schon wieder in alle europäischen Sprachen übersetzt, die Platten bis herab zum elendesten Potpourri gestochen, die Pressen in voller Thätigkeit, und es gilt nun, wieder den großen allgemeinen Gimpelfang in ganz Europa in Szene zu setzen. Also Vorsicht! damit wir uns wenigstens in Deutschland, dem Lande Mozarts und Beethovens, nicht wieder eine so unauslöschbare Blamage zuziehen, wie mit der Cavalleria rusticana!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Soldat und Schulmeiſter

Soldat und Schulmeiſter! Schon dieſe Überſchrift wird manchem Leſer die Unbefangenheit nehmen. Ich höre ſchon die murrende Frage: Warum nicht Schulmeiſter und Soldat? Gewiß, auch ſo könnte die Überſchrift lauten, denn keiner wird Soldat, wenigſtens heutzutage in unſerm Vaterlande, der nicht vorher unter der Fuchtel des Schulmeiſters geſtanden hätte. Aber ich frage dagegen: Wer war früher? der Schulmeiſter oder der Soldat? Wahrſcheinlich wird es heißen müſſen: der Soldat, und damit mag der Wortlaut der Überſchrift gerechtfertigt ſein. Aber ich höre weiter fragen: Warum das Wort „Schulmeiſter“? Nun, weil ich darin die Bezeichnung finde, die viel deutlicher ausdrückt, was mir vor der Seele ſteht, als wenn ich „Lehrer“ ſagte oder gar das fremde Wort „Pädagog“ gebrauchte, das die Schulmeiſter ſelbſt mit beſondrer Vorliebe gebrauchen. Wer ein Meiſter in der Schule iſt — vor dem den Hut ab! Das Wort ſollte den übeln Beigeſchmack, der ihm nach dem Sprachgebrauch jetzt anhaftet, gar nicht länger tragen; unſre Sprache hat keinen Ausdruck, der beſſer anzuwenden wäre, um die Achtung vor dem Stande durch die Benennung zu bezeichnen. Soviel, um etwaigen irrigen Schlüſſen aus der Faſſung der Überſchrift vorzubeugen.

Und nun noch eine Erwiderung auf einen Einwurf, den gewiß mancher im ſtillen macht. Wer urteilt hier über das Verhältnis von Schulmeiſter und Soldat? Iſt es ein Soldat? Iſt es ein Schulmeiſter? Das Urteil wird in jedem der beiden Fälle einſeitig und darum ſchief ausfallen. Ohne Anmaßung: ich glaube, ein zutreffendes Urteil in dieſer Sache fällen zu können; bin ich doch jahrelang Soldat und Schulmeiſter zu gleicher Zeit geweſen und bin beides in gewiſſem Sinne noch heute. Ich habe ſelbſt mit der Waffe in der Hand gedient, ich habe jahrelang wöchentlich zehn Stunden an einer

Schule unterrichtet, in den Klassen Quinta bis Prima; und als Soldatenpastor vollends galt es Soldat zu sein, gegenüber dem Soldaten hoch an Rang und Stellung nicht minder, als dem Unteroffizier und dem gemeinen Soldaten gegenüber. Vielleicht ist es mir darum erlaubt, in einer Sache mitzusprechen, die aus mancherlei unten näher bezeichneten Gründen der eingehenden Erörterung durchaus wert ist.

Soldat und Schulmeister haben sehr viele Berührungspunkte. Ja in manchen Punkten wird es schwierig sein, zu sagen, wo der eine aufhört und der andre anfängt. Man darf natürlich ihre Aufgaben nicht zu eng fassen. Der Soldat in seiner Stellung als Vorgesetzter soll doch nicht bloß ein gewisses Maß von Fertigkeiten in die Truppe hineinarbeiten, sondern er soll sie für Leben und Dulden und Kämpfen erziehen. Und der Schulmeister soll doch nicht bloß eine gewisse Menge von Kenntnissen in die Köpfe bringen, sondern er soll für das Leben und seine Arbeiten und Kämpfe erziehen. Darin liegt das Gemeinsame von beiden. Wenn ein Schulmeister, der seine Klasse von sechzig Jungen in bester Ordnung hat, unsre Achtung in hohem Maße verdient, sollen wir sie etwa dem Hauptmann, der hundertundfünfzig Männer im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren ebenfalls in guter Zucht und Ordnung hält, nicht auch zu teil werden lassen? Wenn vorher der Schulmeister seine Pflicht gethan hat, so merkt das der Hauptmann, und stehen die Schützenlinien des Offiziers im feindlichen Feuer, ohne zu wanken, so ist das auch mit ein Verdienst des Schulmeisters, der den Geist der Vaterlandsliebe, des Gehorsams und der Pflichttreue seinen Jungen einzupflanzen gewußt hat. Wo davon der Hauptmann gar nichts in den Rekruten vorfindet, da sieht es traurig aus um seine Kompagnie; er steht vor einer unerfüllbaren Aufgabe. Diese einfache Erwägung legte dem Fürsten Bismarck die berühmte Äußerung in den Mund: Der preußische Schulmeister war es, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hat, ein Wort, das unheilvoll gewirkt hat, weil es nicht richtig verstanden wurde. Auf der einen Seite schien es den Ruhm denen zu nehmen, die ihn mit ihrem Blut erkämpft, auf der andern Seite schien es ihn denen zu geben, die ihn nicht verdient hatten; dort regte sich Unzufriedenheit, hier Dünkel, eins so schlimm wie das andre. So wahr das Wort ist, vielleicht wäre es besser im Busen tief begraben geblieben. Sollte doch alles vermieden werden, was irgend dazu beiträgt, zwei so wichtige Stände wie den des Soldaten und des Lehrers gegen einander einzunehmen.

Was ist vor dem Ausland unser größter Ruhm? Die Tüchtigkeit unsers Heeres und unsrer Schule, die Schärfe unsrer Waffen, wie sie Soldaten und Männer der Wissenschaft führen; und die Männer der Wissenschaft sind zum größten Teile Schulmeister, da zu ihnen im weitern Sinne eben auch die Professoren gehören, die vor der akademischen Jugend lehren. Zum Ruhme dieser Männer, einschließlich — es sei das noch besonders gesagt! — der Volksschullehrer

und der Unteroffiziere, braucht kein Wort gesagt zu werden; er steht in der Geschichte über jeden Zweifel erhaben da. Aber ohne Zweifel ist eine gewaltige Kluft vorhanden, die sich gerade zwischen diesen beiden Ständen trennend öffnet. Was mag das für Ursachen haben? Innere Gründe können es nicht sein. Des Vaterlandes Wohl, des Volks Erziehung ist beider gemeinsame große und wichtige Aufgabe. Aber wer wollte bezweifeln, daß Gegensätze vorhanden sind! Man denke nur, um bei den niedern Schichten zu beginnen, an den entschieden vorhandnen Gegensatz zwischen dem Unteroffiziersstand und dem Stande des Volksschullehrers. Es ist heutzutage geradezu eine Plage für die Zeitungsleser, aller Augenblicke von Mißhandlungen zu lesen, die von Unteroffizieren den Schulmeistern zugefügt werden, die ihrer Dienstpflicht genügen. Sicher kommen derartige Übergriffe vor, denn das vaterländische Kriegsheer ist bei noch so großer Vollkommenheit seiner Einrichtungen doch eben eine menschliche Einrichtung, und so lange menschliche Einrichtungen bestehen, werden sie an Unvollkommenheit leiden. Also Mißandlungen, oder sagen wir lieber Übergriffe — denn es handelt sich doch in den allerseltensten Fällen um mehr als Schimpfworte — kommen im Heere vor und werden darum auch Volksschullehrern im Soldatenrocke gegenüber Anwendung finden, aber wahrscheinlich weniger als andern Soldaten gegenüber. Jeder Regimentskommandeur wird besonders sorgfältig das Personal auswählen, dem die Ausbildung der Schulmeister übertragen wird, denn er kennt seine Pappenheimer; er weiß, daß ein einziges unbesonnenes Wort des Offiziers, der für die Besichtigung drillt, hier besonders schwer wiegt; und ein Bericht — natürlich gehörig gefärbt, d. h. entstellt — in der soldatenfeindlichen Presse, wie unangenehm oft für den Regimentskommandeur! Es steckt wirklich nicht viel dahinter, aber es sieht sehr böse aus, denn es ist gehässig dargestellt. Aus der Mücke ist ein Elefant geworden. Ein einzelner Fall wird verallgemeinert, das allerschlimmste bei der Sache. Und das haben wieder, so heißt es, auch wenn seit Menschengedenken kein ähnlicher Fall im Truppenteil vorgekommen ist, die ver..... Schulmeister gethan! Ist ein schuldiger Unteroffizier da, so wird er vom Oberst, der sich geärgert hat und „ein Exempel statuiren" will, scharf bestraft. Das macht böses Blut. Wehe den Schulmeistern, die im nächsten Jahre wieder die Garnison beglücken. Kein Wort fällt, das verboten ist, aber der Dienst wird ihnen höllisch sauer gemacht. Und die Schulmeister nehmen aus dem Heere Bitterkeit, ja Haß in ihre Schulen und Lehrerkonferenzen mit hinaus — eine böse Saat! Und das ist ein Spiel, das nun seit Jahren geht und nachgerade einen wirklichen Riß zwischen dem Stande der Unteroffiziere und dem der Volksschullehrer geschaffen hat. Die größte Schuld liegt hier entschieden an der gewissenlosen Presse, die von — sagen wir getrost — gewissenlosen Lehrern genährt wird.

Ein Zug aus dem Leben sei hier berichtet. Im Sommer 1879 exerzierte

ich in Breslau auf dem Platze vor dem königlichen Palais. Ein Unteroffizier drillte gleichzeitig die Schulmeister. Wir standen im Rühren und sahen den Kameraden zu. Da entschlüpften einem sonst wirklich vortrefflichen Unteroffizier die Worte: Hätte ich ein einziges mal die Schulmeister, wie wollte ich die schleifen! Ich fragte: Warum gerade die Schulmeister noch mehr, als das schon andern geschieht? (Als Einjährigfreiwilliger, der Unteroffiziersdienste that, konnte ich mir die Frage erlauben.) Es folgte ein Augenblick des Stutzens, der Gefragte suchte sichtlich nach einem stichhaltigen Grunde, dann kam die außerordentlich befriedigende, den Gegenstand völlig erschöpfende Antwort: Nun weil sie Schulmeister sind! Dieser Unteroffizier ist in seiner Anschauung unzählig oft vertreten. Daß es so ist, ist ein Unglück und läßt sich nicht mit einem Schlage ändern; aber die Schuld liegt hauptsächlich an einer, man kann fast sagen, geflissentlich getriebnen Verhetzung. Die Kosten trägt der Lehrerstand, und weil seine Leistungsfähigkeit ein Grundpfeiler des Vaterlandswohles ist, in letzter Linie das Vaterland.

Aber reicht der erwähnte Gegensatz nur hinauf bis zum Feldwebel und zum Volksschullehrer, oder ist er auch vorhanden in dem Verhältnis zwischen Offizier und akademisch gebildetem Lehrer? Leider ja! Und vielleicht ist das in unsern Tagen als größeres Übel zu betrachten, als der Gegensatz in den entsprechenden niedern Stellungen.

Ein berechtigter Grund für solchen Gegensatz dürfte auch hier nicht vorhanden sein. Schon darum nicht, weil auch hier zutrifft, was schon allgemein ausgesprochen wurde; denn der Offizier und der akademisch gebildete Lehrer sind in hervorragendster Weise Erzieher gerade derer, die doch am allerersten die staatserhaltenden Glieder sein sollen.

Es kann und wird wahrscheinlich erwidert werden, ein solcher Gegensatz sei nicht vorhanden. Aber man täusche sich ja nicht! Immer wird es ja einzelne geben, die in beiden Ständen, die Allgemeinheit überragend, solchen Gegensatz für sich nicht gelten lassen. Aber die Ausnahme bestätigt nur die Regel. Am meisten fällt es in die Augen, daß Offizier und akademisch gebildeter Lehrer gesellschaftlich einander so gut wie gar nicht berühren. Man denke beispielsweise an die Geselligkeit, wie sie sich heutzutage in einer mittlern Garnisonstadt gestaltet. Findet da, sei es im Kasino der Offiziere oder in dem der Zivilgesellschaft, eine gemeinsame Festlichkeit statt, so sind sicherlich am allerwenigsten — meist gar nicht — die Lehrer der höhern Schulen dabei vertreten. Regierungs-, Forst-, Verkehrs-, Gerichts-, Baubeamte, Ärzte, Kaufleute sind da; warum fehlt der akademisch gebildete, also auf gleicher Bildungsstufe wie die erwähnten Beamten stehende Lehrer? Der Grund mag häufig das liebe Geld sein, sie habens nicht dazu; aber noch häufiger ist er darin zu suchen, daß sich der akademisch gebildete Lehrer in den Offizierskreisen nicht wohl und behaglich fühlt. Er weiß, daß in diesen Kreisen seine Stellung,

um diesen Ausdruck zu gebrauchen, nicht für „voll“ angesehen wird. Leider kann hier der Offizier nicht von Schuld freigesprochen werden. In welchem Ton bei jüngern Leuten vom „Pauker“ gesprochen wird, weiß jeder, der auch einmal zu diesen „jüngern Leuten“ gehört hat, aus eigner Erfahrung. Das studentische Wesen ragt in dieser Beziehung hinein in das Leben des jungen Juristen, Arztes u. s. w., aber es dürfte nicht hineinragen in das Leben von Offizieren, die es schon bis zum Hauptmann und Major gebracht haben; denn haben sie es da noch nicht abgelegt, so werden sie es nie los.

Wie jener vorhin erwähnte Unteroffizier den Dorfschullehrern gegenüber dachte, so jener Major — ich denke auch hier an einen bestimmten selbst erlebten Fall —, der, als er seinen Platz an der Festtafel zu Kaisers Geburtstag suchte, sich neben den Gymnasialdirektor gesetzt fand und sagte: „Neben dem A.... pauker kann ich doch nicht sitzen!“ Er sagte es freilich nur scherzweise zu einem Kameraden, mit dem er eben beim Frühschoppen aus reinem Patriotismus einen guten Schluck genommen hatte; aber — in vino veritas! — das Wort bezeichnete doch deutlich, was das Herz dachte.

Hier liegt das Unrecht aufseiten des Offiziers. Und ebenso wenn von ihm der Gymnasiallehrer für Verhältnisse verantwortlich gemacht wird, die er nicht verschuldet, und die zu ändern ihm gar nicht möglich ist, ja unter denen auch er empfindlich zu leiden hat. Es handelt sich hier um gewisse Übelstände im höhern Schulwesen, die sich am unangenehmsten gerade dem Offizier bemerkbar machen. Die höhern Lehranstalten sind sehr verschieden in ihren Einrichtungen. Man denke nur z. B., daß ein Offizier mit vier oder fünf das Gymnasium besuchenden Söhnen aus dem Norden des Vaterlandes nach dem Süden versetzt wird. Bisher hatte für die Jungen das Schuljahr zu Ostern angefangen, jetzt liegt der Anfang Mitte September. Vier Jungen verlieren je ein halbes Jahr. Nach einer Reihe von Jahren — sagen wir nach vier Jahren — wird derselbe Offizier wieder nach einer Garnison im Norden versetzt. Derselbe Übelstand! Außerdem mußten beidemale vielleicht für 100 bis 150 Mark neue Lehrbücher angeschafft werden. Ein nicht besonders befähigter Junge kam in den neuen Verhältnissen überhaupt nicht mit fort. Da giebt es Ärger über Ärger in der Familie. Und wer trägt die Schuld? In Wirklichkeit die freilich sehr der Verbesserung bedürftigen Einrichtungen; aber der erbitterte Vater schiebt sie der Lehrerschaft in die Schuhe. Im Kasino wird das mit den Kameraden besprochen; die haben zum Teil dieselben Erfahrungen gemacht. Die Sache wird vielleicht noch etwas schwärzer dargestellt, als sie ist. Der arme Lehrer ist an allem Unheil schuld!

Und nun gar wenn die leidige Privatstundenangelegenheit mit hineingezogen wird! Ein Junge kann vielleicht noch das Ziel erreichen, wenn er die Stoffe, die bereits durchgenommen worden sind, als er noch nicht anwesend war, bis zu einem bestimmten Zeitpunkte nachholt. Das kann er aber nur

unter Anleitung eines Sachverständigen. Der Direktor empfiehlt den Klassenlehrer für diese Stunden, und die Stunde ist mit je drei Mark zu bezahlen. Haben die Stunden Erfolg, so mag es noch hingehen; bleibt aber der Junge doch sitzen, so fällt manches harte Wort gegen den vielleicht ganz schuldlosen Lehrer. Der Preis von drei Mark für eine Privatstunde ist keineswegs zu hoch. Man denke doch, was dem Rechtsanwalt, dem Arzt eine Stunde Arbeit einträgt! Nennt der Offizier den Preis zu hoch, so drückt er dadurch den Stand des Gymnasiallehrers herab. Vielleicht erscheint das als eine Kleinigkeit; aber genau so gestalten sich nur zu oft die Verhältnisse, sodaß sich thatsächlich dadurch ein Riß bildet, der doch zwischen den beiden in Frage kommenden Ständen nicht vorhanden sein sollte.

Ob es nicht zum Heil des Lehrerstandes wäre, wenn den Lehrern Privatstunden ganz verboten würden, soll hier nicht erörtert werden. Aber dieser Punkt bringt uns auf die Geldfrage. Und sie ist hier der nervus rerum, wie so oft. Offizier und akademisch gebildeter Lehrer würden sich nicht so häufig fremd sein, sich besser verstehen, wenn die Besoldung des Lehrers besser wäre. Ein Lehrer ohne eignes Vermögen kann mit dem Offizier nicht gesellig verkehren, weil der Offizier bei seiner Geselligkeit zu hohe Ansprüche macht. Das ist ein Krebsschaden in der heutigen Gesellschaft. Das unleugbar vorhandne eckige Wesen vieler Lehrer als Folge davon, daß sie selten eine Reise machen, wenig oder keine Geselligkeit pflegen können, die sie mit Vertretern andrer Stände in Berührung brächte, die daraus folgende Unbeholfenheit, ja sogar die nicht seltene Nachlässigkeit im Äußern hängt meist mit der niedrigen Besoldung zusammen. Hier sind Schäden vorhanden, die, je länger sie dauern, um so größer werden müssen. Ein Auseinandergehen von Elementen, die zusammengehören, ist immer gefährlich.

Wer kann es bessern? Die Beteiligten selbst, aber nur wenn der Staat kräftig hilft. Unsre Parlamentarier haben leider nicht Zeit genug, sich mit solchen Dingen, die sie vielleicht ungerechterweise untergeordnete Dinge nennen, zu beschäftigen. Aber sie müssen auf solche Schäden hinweisen. Gelingt es nicht, beim erstenmale dafür Interesse zu erwecken, dann vielleicht beim zweiten oder dritten. Aber Schweigen ist hier nicht einmal Silber, Reden sicherlich Gold.

Wohl im Bewußtsein der schroffen Scheidewand, die verkehrterweise den Lehr- und den Wehrstand von einander trennt, hat man mit bitterm Hohn den jüngst im Militärwochenblatt gemachten Vorschlag begrüßt, diese beiden Stände wenigstens in ihren untern Schichten einander näher zu bringen. Das genannte Blatt verlangt die Wiedereinführung der unter Friedrich dem Großen geübten Sitte, die Lehrer, vor allem die an Landschulen, aus gedienten Unteroffizieren zu nehmen. Namentlich aus Lehrerkreisen ist diesem Vorschlage bittrer Spott entgegengebracht worden. So besonders durch die Preu-

ßische Lehrerzeitung. Diese weist auf die Kabinetsordre von 1779 hin, der zufolge solche Invaliden, „die lesen, rechnen und schreiben konnten," als Schulmeister auf dem Lande angestellt werden sollten, und erzählt, daß 1844 Friedrich Wilhelm der Vierte durch Kabinetsordre vom 16. Mai dem Unteroffizier Krohn Urlaub erteilt habe, damit es ihm möglich sei, in einem Seminar zu hospitiren; auch seien die Behörden ermächtigt, andre Unteroffiziere, „die zwölf Jahre dienen und wenn sie für das Schulamt Neigung und Fähigkeit zeigen," zu diesem Zwecke zu beurlauben. In einem der ernsten Sache durchaus unangemessenen Tone sagt die genannte Zeitung dann wörtlich: „Diese Unteroffiziersschulmeister hatten in der That große Vorzüge: erstens war keine Gefahr vorhanden, daß sie den Kindern überflüssige reglementswidrige Bildung beibringen würden; zweitens brauchte Geheimrat Eilers (die rechte Hand des Ministers) nicht zu fürchten, daß sie die »destruktiven Elemente der Presse« vermehren würden, wie die »seminarisch gebildeten Schulmeister mit Nr. 1«; drittens waren sie in ihren Gehaltsansprüchen bescheiden; und endlich waren diese Leute gewöhnt, nur den einen Ausdruck zu haben: »Zu Befehl!« Mit dieser Maßregel schien also endlich die Schulfrage glänzend gelöst zu sein!" Wie traurig, daß so etwas in einer Zeitung stehen kann, die sich Preußische Lehrerzeitung nennt! Welch grenzenloser Dünkel spricht hier aus jedem Worte! Wäre das der Geist des gesamten preußischen Volksschullehrerstandes, es sähe wahrlich traurig aus um die Zukunft unsers Vaterlandes; wir wären sicher viel eher auf dem Wege nach einem neuen Jena als nach Ehrentagen wie Königgrätz oder Sedan! Männern, die so denken wie die Herausgeber der genannten Zeitung, muß ohne weiteres die Fähigkeit abgesprochen werden, vaterländische Geschichtsstoffe vor Schülern der Volksschule zu behandeln.

Mag jener Vorschlag des Militärwochenblattes zuerst vielleicht befremdlich angemutet haben, Ausführungen wie die der erwähnten Lehrerzeitung können nur dazu veranlassen, daß nunmehr in ernsteste Erwägung gezogen wird, ob nicht doch vielleicht der Unteroffiziersstand geeignetes Material abgiebt, den Volksschullehrerstand gründlich umzugestalten.

Es verrät eine vollständige Verkennung unsers Unteroffiziersstandes, wenn behauptet wird, in ihm seien keine Elemente vorhanden, die zum Volksschullehrer tauglich wären. Wer selbst Soldat gewesen ist und das Glück gehabt hat, unter einem Feldwebel zu dienen, der es verstand, seine vielen Pflichten gehörig zu erfüllen, wird nicht ohne hohe Achtung von diesen Männern sprechen. Die Zeiten sind längst vorüber, wo der leichten Dienst hatte, der am häufigsten bei der Frau Feldwebel mit einer großen Wurst „antanzte," wie doch — zur Ehre der Volksschullehrer wollen wir es annehmen — die Zeiten ebenfalls vorüber sind, wo der Junge am besten abschnitt, der die gleiche Rolle der Frau des Lehrers gegenüber spielte.

Daß unsre Unteroffiziere zum größten Teil die sittliche Tüchtigkeit haben,

die für das Amt des Lehrers die unerläßlichste Forderung ist, kann nicht bezweifelt werden. Freilich muß in Frage gestellt werden, ob das Maß ihrer Kenntnisse ausreicht. Das wird oft nicht der Fall sein. Der Unteroffizier selbst und sein Kompaniechef werden gewiß meist hierüber ein richtiges Urteil fällen und bei mangelnden Kenntnissen das Streben nach einem Amt als Lehrer von vornherein als aussichtslos erkennen. Aber auch der, der sich für ein solches Amt eignet, wird leicht zu erkennen sein. Zu allererst wird die Handschrift, die Fähigkeit, sich in der deutschen Sprache schriftlich gut auszudrücken, das Alter und die früher genossene Schulbildung in Betracht zu ziehen sein. Öfter, als man allgemein denkt, findet man unter den Unteroffizieren solche, die das Gymnasium bis zur Sekunda zurückgelegt haben. An musikalischer Bildung sind unstreitig viele Unteroffiziere, die in der Regimentsmusik gedient haben, dem Lehrer überlegen. Vor allem muß bedacht werden, daß die Unteroffiziersvorschulen und Unteroffiziersschulen einen Unterricht geben, der entschieden eine spätere Verwendung des Unteroffiziers als Lehrer zuläßt. Gerade die aus solchen Schulen hervorgegangnen Unteroffiziere wären als künftige Lehrer ins Auge zu fassen; denn sie sind auch nach zwölfjähriger Dienstzeit oft noch lange nicht dreißig Jahre alt. Ein Seminarkursus von der Dauer eines Jahres, zu dem nach sorgfältiger Prüfung natürlich nur wirklich befähigte zuzulassen wären, könnte bei genügender Vorbildung und wirklichem Eifer der Lehrenden und Lernenden tüchtige Volksschullehrer aus Unteroffizieren schaffen. Die Hauptsache müßte hier die Praxis des Unterrichts sein; die Kenntnisse dürften nur ergänzt werden.

Die Frage, wie die vielen Unteroffiziere, die ihren Versorgungsschein erdient haben, zu beschäftigen sind, ist eine brennende Frage, während der Mangel an Lehrern in vielen Gegenden groß ist. In Westpreußen, Posen, Oberschlesien, wo die deutsche Schule noch besonders große und wichtige Aufgaben zu lösen hat, müssen patriotische Männer als Lehrer wirken! Da würden sicher einstmalige tüchtige Unteroffiziere, die wirklich gelernt haben „zu Befehl!" zu sagen und darnach zu handeln, viel segensreicher wirken als Männer nach dem Herzen der Preußischen Lehrerzeitung.

Und würde nach dem Urteil maßgebender Männer davon abzusehen sein, ehemalige Unteroffiziere im allgemeinen als selbständig dastehende Lehrer anzustellen, warum nicht an Schulen, wo mehrere Lehrer erforderlich sind, wenigstens für bestimmte Fächer! Wie schön ist oft die Handschrift eines Unteroffiziers, der jahrelang in einer Schreibstube geschrieben hat! Wie gediegen ist oft die musikalische Bildung, die ein tüchtiger Kapellmeister zu geben verstand! Wie tüchtig ist mancher Unteroffizier im Turnen! Und der Unterricht im Rechnen, sollte er für Schüler im zweiten oder dritten Schuljahr wirklich nicht von einem einstigen Unteroffizier erteilt werden können?

Die preußische Volksschule braucht sich ihrer Vergangenheit wahrlich nicht

zu schämen. Darum ist es falsch, wenn über den Schulmeister, der früher Soldat war, gespottet wird. Schulmeister und Soldat sind geborne Freunde, denn beide verfolgen ein großes Ziel. Daß sie entzweit sind, beruht auf Mißverständnissen. Möchten diese je eher je lieber als solche erkannt werden.

Wer diese Ausführungen liest, mag er sich nun zu denen rechnen, die wir mit dem ehrenvollen Namen „Schulmeister" bezeichnen, oder zu denen, die den Rock des Königs tragen, der frage sich, ob er nicht auch mit seinen Standesgenossen einen Teil der Schuld trägt an dem Riß, der zwischen Lehr- und Wehrstand besteht, und nehme sich vor, das Seine dazu zu thun, daß sich dieser Riß nicht erweitere, sondern schließe. Er dient damit dem Vaterlande.

Zur Judenfrage

Den kürzlich in diesen Blättern erschienenen Aufsatz „Juden und Judengenossen" möchten wir noch durch einige Betrachtungen ergänzen.

Auch wir stellen die Thatsache an die Spitze, daß sich der hochachtbare nationalliberale Redner, der jüngst im preußischen Abgeordnetenhause als Bekämpfer des Antisemitismus auftrat, zu dem Geständnis bequemen mußte: „Ich will nicht leugnen, daß eine gewisse Art antisemitischer Gesinnung sehr weit unter uns verbreitet ist; vielleicht in allen Parteien wird eine gewisse Abneigung gegen einzelne, besonders bei Juden wiederkehrende Eigenschaften nicht überwunden durch unzweifelhafte Vorzüge und Tugenden." Der Redner meinte aber, daß man solche Antipathien überwinden müsse, zumal da die Juden alles thäten, um an ihrer Besserung mitzuwirken, sie sich auch den Deutschen ganz besonders angeschlossen und an deren Ehre und Ruhm mitgearbeitet haben. Ein andrer, zu den Freisinnigen gehörender Redner sagte: „Seit Moses Mendelssohns Zeit ist es das Bestreben der Juden, deutsch zu sein. Sie wollen deutsch sein, und nur an ihrem Bekenntnis festhalten. Können Sie behaupten, die jüdische Religion widerspreche unsrer modernen Kultur und Sittlichkeit? Das ist unmöglich." (Wir entnehmen diese Anführungen den Berichten der Nationalzeitung.)

Richtig in diesen Bemerkungen ist, daß das Emporkommen der Juden, das zu ihrer heutigen Stellung geführt hat, aus der Zeit Moses Mendelssohns, d. h. aus der Periode der sogenannten Aufklärung datirt. Durchdrungen von dem „Humanitätsprinzip," aber ohne jedes nationale Bewußt-

sein, glaubte man damals in dem Juden nur den Menschen erblicken zu dürfen. Weder in dem Umstande, daß der Jude nicht an die Erlösung durch Christum glaubt, noch in den Eigentümlichkeiten des Juden sah man einen Grund, daß dieser nicht ein ebenso guter Staatsbürger sein könne, wie jeder Deutsche. Diese Anschauungen haben sich dann auf den Liberalismus übertragen, wie er sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entwickelt hat, und sie haben dahin geführt, daß in den meisten deutschen Ländern und schließlich auch im deutschen Reiche die Juden in allen bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechten den Deutschen gleichgestellt wurden. Dabei ging man noch besonders von folgender Annahme aus. Man sagte: seit Jahrhunderten sind die Juden unterdrückt und verfolgt worden. Nur dadurch haben sie die absonderliche Stellung bekommen, die sie zur Zeit einnehmen. Geben wir sie frei, und erklären wir sie für gleichberechtigt! dann werden sie ihre Sonderstellung aufgeben und gute Deutsche werden. Der Verfasser dieses Aufsatzes erinnert sich, daß auch er, als in seinem Heimatlande (noch vor 1848) die Juden freigegeben wurden, diese Ansichten gehegt und vertreten hat.

Hat sich diese Annahme nun verwirklicht?

Um uns die Stellung der Juden in unserm Volksleben klar zu machen, ist es am besten, wenn wir einen Vergleich ziehen. Vor zweihundert Jahren sind zahlreiche französische Familien vor dem Religionsdruck aus Frankreich geflohen und haben sich bei uns niedergelassen. Sie haben auch noch längere Zeit an manchen Orten ein gewisses Sonderleben geführt, namentlich dadurch, daß sie besondre Kirchengemeinden gebildet haben. Nun ist der echte Franzose von kelto-romanischem Typus von dem Deutschen kaum minder verschieden als der Semit. Was ist aber aus diesem fremden Volksstamm geworden? Noch heute begegnen wir zwar den französischen Namen, die sich in dem männlichen Geschlechte fortgeerbt haben. Aber ihre Träger sind echte Deutsche geworden, die sich in nichts von den übrigen Deutschen unterscheiden. Etwas ähnlichem begegnen wir in den östlichen Ländern Deutschlands, wo zahlreiche Namen auf slawischen, namentlich polnischen Ursprung hinweisen. Und doch sind auch deren Träger in nichts von den Deutschen zu unterscheiden.

Diese Erscheinungen haben einen sehr natürlichen Grund. Der Charakter jedes Volkstums erhält sich durch Vererbung. Wenn der Angehörige eines fremden Volksstammes eine Deutsche heiratet, so wird in den Nachkommen das fremde Element nur abgeschwächt auftreten. Und wenn sich diese Nachkommen wiederum mit deutschem Blute vermischen, so wird in dem nachfolgenden Geschlechte das fremde Element kaum noch erkennbar sein, und in den weitern Geschlechtern wird es vollends verlöschen. Man kann es hiernach als ein allgemeines Naturgesetz bezeichnen, daß ein kleines Stück fremden Volkstums, wenn es in einem größern Volke Aufnahme findet, von diesem aufgesogen wird und als fremdes verschwindet, vorausgesetzt, daß — es sich von dem

größern Volke nicht abschließt, vielmehr fortgesetzt Verbindungen mit ihm eingeht, aus denen die weitern Geschlechter hervorwachsen. So haben es die bei uns ansässigen Franzosen und Slawen gehalten.

Wie aber ist es mit den Juden? Sie sitzen nun fast zweitausend Jahre inmitten fremder Völker; aber sie haben sich überall, namentlich auch bei uns, als ein fremdes Volk erhalten. Der natürliche Grund dafür ist, daß sie Ehen nur unter einander eingehen. In frühern Zeiten hat man sie freilich dazu genötigt. Die Ehe zwischen Christen und Juden war verboten. In neuerer Zeit ist das aber anders geworden. Seit dem Jahre 1848 ist wohl in den meisten deutschen Staaten eine solche Ehe erlaubt gewesen. Haben nun die Juden von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht? Keineswegs! Es kommt wohl vor, daß, wenn ein vornehmer Herr, der seine Vermögensverhältnisse aufbessern will, um eine reiche Jüdin freit, der Vater sie ihm hingiebt, damit seine Tochter eine vornehme Frau werde. Sicherlich würde aber auch manches deutsche Mädchen, wenn ein wohlhabender Jude um sie würbe, ihm keinen Korb geben. Kommt es nun vor, daß ein Jude eine Deutsche heiratet? Nein. Der Jude heiratet nur eine Jüdin. Es lassen sich ja dafür religiöse Gründe anführen. In den Büchern Moses (II. 39. 6, V. 7. 3 und 4) ist in der That den Kindern Israel untersagt, Weiber aus einem fremden Volke zu nehmen. Aber unter den heutigen Juden sind doch unzählige zu „aufgeklärt," daran Anstoß zu nehmen, wenn es sonst ihrem Interesse entspräche. Sie thun es aber nicht. Und daraus ergiebt sich, daß sie nicht Deutsche sein *wollen*; daß sie sich nicht an das deutsche Volk anschließen, sondern von ihm abschließen wollen. Hand in Hand mit dieser Abschließung geht das feste Zusammenhalten der Juden unter einander.

Wenn also die Juden sagen: „Wir wollen Deutsche sein," so heißt das nichts andres als: „Wir wollen alle Rechte der Deutschen genießen." Daneben aber wollen sie ein abgesondertes Volk bleiben, mit allen den Eigentümlichkeiten, kraft deren sie sich als das auserkorne Volk Gottes betrachten.

Man kann ja das ganz verständlich finden. Im Judentum sind eine Reihe guter Eigenschaften stark entwickelt. Die Juden sind klug, betriebsam, mäßig, sparsam, haben einen lebhaften Familien- und oft auch religiösen Sinn. Was sie aber doch vorzugsweise charakterisirt, ist ihr höchst ausgebildeter Erwerbssinn, und zwar der Sinn für einen Erwerb, der nicht auf harter Arbeit, sondern auf kluger Berechnung beruht. Man kann annehmen, daß es gerade die letzte Eigenschaft ist, die sich die Juden durch Festhaltung ihres Stammes bewahren wollen.

Indem sich aber so die Juden ihr Volkstum abgeschlossen erhalten haben, haben sie darauf verzichtet, sich die Liebe der Völker, in deren Mitte sie leben, zu erwerben. Durch die ganze fast zweitausendjährige Geschichte der in der Zerstreuung lebenden Juden geht wie ein roter Faden der Haß und die Miß-

achtung, die sich gegen die Juden richteten. Nicht selten hat sich dieser Haß in lebhaften Ausbrüchen, in Verfolgungen oder gar in Vertreibungen der Juden Luft gemacht. Aber auch wo diese Empfindungen zeitweise nicht zu Tage traten, haben sie nicht aufgehört, sondern nur geschlummert. So ist es auch in Deutschland gewesen. Die ganze Periode des Liberalismus, während derer kein Wort gegen die Juden offen gesagt werden durfte, war nichts andres als eine künstliche Unterdrückung des Volksgefühls. Und wenn man die achtbaren Männer, die heute noch als Verteidiger der Juden auftreten, auf ihr Gewissen fragte, so würden sie im stillen eingestehen, daß auch ihnen die Juden — nicht jeder einzelne, aber das Volk als ganzes — herzlich zuwider seien. Daß daneben die Juden auch noch Lobredner andrer Art finden, kann bei ihrem Reichtum und dem Einfluß, den sie schon gewonnen haben, nicht Wunder nehmen.

Der Grund der Abneigung unsers Volks gegen die Juden liegt nicht in dem Gegensatz der Religion. Wohl mag es eifrige Priester gegeben haben und noch geben, die den Juden um seiner Religion willen hassen. Die große Menge unsers Volkes aber ist viel zu duldsam, als daß sie daraus einen Grund des Hasses entnähme. Wenn auch über den Talmud der Juden allerhand gehässige Gerüchte umgehen, so kennt ihn doch niemand so genau, um daraus Folgerungen ziehen zu können. Solche Gerüchte sind weit mehr Anzeichen als Gründe des Hasses. Das, was den Juden dem deutschen Volke widerwärtig macht, ist sein ganzes eigentümliches Wesen und die Art und Weise, wie er dieses Wesen bethätigt.

Unter diesem Wesen der Juden haben jedoch die verschiednen Teile Deutschlands nicht in gleicher Weise zu leiden, da die Verbreitung der Juden sehr verschieden ist.*) In einem großen Teile Norddeutschlands, in Thüringen und Sachsen, in der Oberpfalz und Altbaiern giebt es nur wenig Juden. In diesen Gegenden sammeln sie sich nur in den größern Städten. Berlin hat 4,36 (jetzt wohl 5), Hamburg 4,07 (dagegen Bremen nur 0,38) Prozent Juden. In Sachsen sind sehr wenig Juden, mit Ausnahme von Dresden und Leipzig. Stark vertreten (in der Zahl von 2 bis 3 oder 3 bis 4 Prozent der Bevölkerung) sind sie in zwei Ländergruppen von Deutschland; zunächst in den früher polnischen Landesteilen, und sodann in einem Striche des westlichen Deutschlands, der sich aus den beiden Hessen, Nassau, Unterfranken, der Pfalz und dem Elsaß bildet. In diesen Gegenden sitzen die Juden nicht bloß in den großen Städten, sondern sie sind durch das ganze Land verbreitet. Dort muß man die Juden beobachten, um zu erkennen, was sie für unser Volksleben bedeuten.

*) Die nachfolgenden Angaben sind aus dem Buche von R. Andree „Zur Volkskunde der Juden“ entnommen. Seitdem haben sich wahrscheinlich die Verhältnisse etwas verschoben. Im wesentlichen werden sie aber noch dieselben sein.

Wo die Juden in dieser Weise durch das Land verbreitet sind, haben sie einen großen Teil des Verkehrs mit der ländlichen Bevölkerung an sich gerissen. Gewiß giebt es unter diesen Landjuden auch ordentliche Menschen, die nur nach redlichem Gewinn streben. Nicht selten sind sie aber wahre Blutsauger. In der Regel hat jeder Jude seinen bestimmten Bezirk, den er begeht. Überall späht er die Verhältnisse aus. Er kennt alles, wo sich irgend ein Geschäft machen läßt. Vor allem versteht er es, die wirtschaftlichen Schwächen der Menschen auszukundschaften. Wo sich eine solche zeigt, stürzt er sich darauf, um sie auszubeuten. Wehe dem Bauer, der sich in solcher Lage mit dem Juden einläßt! Er wird nach und nach ausgesogen und geht unfehlbar zu Grunde. Freilich rächt sich der Bauer dadurch, daß er den Juden mit souveräner Verachtung behandelt. Er nennt ihn nur mit dem Vornamen und heißt ihn „du." Vor Gericht — natürlich kommt es zu unzähligen gerichtlichen Händeln — wird er nur „der Jude" genannt. Während dessen hat aber der Jude vielleicht schon dem Bauer den Strick um den Hals geworfen, und er braucht ihn nur zuzuziehen, um den Bauer zu erdrosseln.

Wenn eine Landbevölkerung solche Dinge stets vor Augen hat, ist es da ein Wunder, wenn sie bei den Wahlen dem ersten besten ihre Stimme giebt, der verspricht, sie von dieser Plage zu erlösen?

Bei den Juden, die in den größern Städten leben, vielleicht schon einige Geschlechter hindurch gelebt haben, tritt das jüdische Wesen mehr abgeschliffen auf. Man begegnet dort unter den Juden sehr begabten und gebildeten Menschen. Manche von ihnen haben sich wissenschaftlicher oder künstlerischer Thätigkeit hingegeben. Sie streben nicht bloß nach Gelderwerb, sondern vor allem auch nach Macht. Sie beherrschen einen großen Teil der Presse. Sie gewinnen Stellung in der Volksvertretung. Sie suchen auch im öffentlichen Dienste Stellung zu gewinnen. Aber immer bleibt doch ihr eigentliches Lebenselement der Handel und das Geldgeschäft. Den Erfolg bezeugen die ungeheuern Reichtümer, die sie angesammelt haben. Auch bei den höher gebildeten Juden wird man stets an einzelnen feinern Zügen den Juden wiedererkennen. Nur selten treten bei ihnen die jüdischen Eigentümlichkeiten auch in gröbern Erscheinungen zu Tage. Wer hätte z. B. in Frankreich, wenn nicht der Panamaschwindel schließlich zum Durchbruch gekommen wäre, eine Ahnung davon gehabt, welche verhängnisvolle Rolle zwei vornehme Juden in dieser Angelegenheit gespielt haben?

Trotz dieser Stellung, die das Judentum einnimmt, halten wir es aber doch für übertrieben, wenn die Politiker, die sich „Antisemiten" nennen, die Sache so darstellen, als ob das Judentum die Quelle alles Übels in Deutschland sei. Es wäre deshalb auch nicht nötig gewesen, zur Bekämpfung des Judentums eine besondre Partei zu bilden. Wohl aber erkennen auch wir

an, daß in dem Überwuchern des Judentums eine ernste Gefahr für Deutschland liegt. Die Zustände in östlichen Ländern (z. B. in Rumänien) bilden ein warnendes Beispiel. Weit weniger bedroht als Deutschland sind unsre westlichen Nachbarländer. In Frankreich und auch in England sind insgesamt noch nicht so viele Juden, wie in Berlin allein.

Man sagt nun: um die Auswüchse des Judentums zu beseitigen, müßten die bessern Elemente unter den Juden mit aller Entschiedenheit gegen die schlechtern Front machen, dann würden jene Auswüchse schwinden. Vergebliche Hoffnung! Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

So lange sich die Juden von dem Deutschtum physisch abschließen, werden sie auch Juden bleiben. Ihre Eigentümlichkeiten würden nur verschwinden, wenn sie sich entschließen könnten, durch Eheschließungen im Deutschtum aufzugehen. Ob sie dann noch ihre Religion beibehielten, wäre ziemlich gleichgiltig. Die jüdische Religion, die ja nur eine Vorstufe der christlichen ist, hat nur Sinn, so lange die Juden als gesondertes Volk fortbestehen.

Nun fragt man freilich: Welche praktischen Ziele kann denn der Antisemitismus verfolgen wollen? Wir sind nicht in die Anschauungen derer, die sich Antisemiten nennen, eingeweiht. Ohne Zweifel aber liegt bei ihnen der Gedanke zu Grunde, daß die Juden nicht als Deutsche, sondern als Fremde behandelt werden sollen. Damit würden sie natürlich nicht aller Rechte entkleidet werden. Nach den Gesetzen aller gebildeten Völker genießen auch Fremde auf privatrechtlichem Gebiete gleiches Recht mit den Einheimischen. Ein wichtiges Recht, das jeder Staat den Fremden gegenüber auszuüben befugt ist, daß er sie nämlich in ihr Heimatsland zurückweisen kann, würden wir freilich den deutschen Juden gegenüber nicht ausüben können, da sie kein Heimatsland außerhalb Deutschlands haben. Wir müssen sie also behalten. Aber eins brauchten wir doch, wenn wir sie als Fremde betrachten, nicht zu thun: wir brauchten sie nicht an der Herrschaft in unserm Lande teilnehmen zu lassen. Das thun wir aber, indem wir ihnen obrigkeitliche Stellen übertragen.

Das Reichsgesetz vom 3. Juli 1869, das den Juden auch alle „staatsbürgerlichen“ Rechte einräumt, erläutert dies noch besonders dahin, daß auch die Befähigung zur Bekleidung öffentlicher Ämter vom religiösen Bekenntnis unabhängig sein soll. Ob nun die Nachweisung der Befähigung jedem Staatsbürger auch ein Recht darauf giebt, daß ihm ein öffentliches Amt übertragen werde, darüber ließe sich wohl sprechen. Die Übertragung eines Amtes ist ein Vertragsschluß zwischen der Staatsgewalt und dem Bewerber, und man sollte denken, daß ein solcher im beiderseitigen freien Willen stehe. Thatsächlich sind auch in Preußen, soviel wir wissen, bei gewissen Zweigen des öffentlichen Dienstes Juden so gut wie ausgeschlossen. Nur zu einzelnen Dienstzweigen, namentlich zum Richteramte, hat man sie zugelassen. Ob damit im Sinne

unsers Volks gehandelt ist, dürfte sehr zweifelhaft sein.*) Wenn wir z. B. denken, daß ein hessischer Bauer, der mit einem Juden einen Prozeß hätte, vor den Richter träte und in diesem einen Juden erkennen müßte, so würde er glauben, daß sich die Welt umgekehrt habe.

Praktisch würde freilich mit der Ausschließung der Juden von öffentlichen Ämtern nicht sehr viel erreicht sein. Sie würden noch immer ihren Einfluß behalten in der Presse, in den Volksversammlungen, im Handelsbetrieb u. s. w. Aber es wäre damit doch wenigstens ausgesprochen, daß wir Deutschen Herren im eignen Hause bleiben und uns nicht ein fremdes Volk über den Kopf wachsen lassen wollen. Die Abschließung, die die Juden dem Deutschtum gegenüber üben, wäre dann mit gleicher Münze bezahlt.

Man hat neuerdings den Antisemitismus mit dem Bimetallismus verglichen. Beide aber haben nicht das geringste gemein, es sei denn die Thatsache, daß sie beide unsern Regierungsmännern unbequem sind. Der Bimetallismus ist eine künstlich aufgebauschte Bewegung, die keine Wurzel im Volke hat. Die antisemitische Bewegung hat unverkennbar ihre Wurzel tief in der Volksseele. Ihr Ausbruch ist hervorgerufen worden einerseits durch die Überhebung, zu der das Judentum im Laufe der letzten Jahrzehnte im deutschen Reiche gelangt war, andrerseits durch das erhöhte nationale Bewußtsein unsers Volks. Es ist ja möglich, daß zur Zeit die Bewegung ohne praktischen Erfolg bleibt. Dann wird sie aber immer wiederkehren, solange die Juden Juden bleiben und das deutsche Volk sich seiner Nationalität bewußt ist.

Feldzugsbriefe

I. Aus dem Feldzuge in Schleswig-Holstein

5

Auenbüll, 30. Juni 64.

Lieber Onkel, Alsen ist genommen! ich habe dir gestern eine telegraphische Depesche geschickt; ob sie bei dem furchtbaren Trubel und großem Verkehr auf dem Telegraphenbüreau angekommen ist, weiß ich nicht. Dienstag den 28. abends kam ich von Gravenstein und hörte, daß der General von Göben (26. Infanteriebrigade) unsre Eskadron um einen Ordonnanzoffizier gebeten hätte. Bülow hatte mich erst fragen wollen, ob ich dieses Kommando haben wollte, und als ich seiner Ansicht nach nicht früh genug zurückwar, hat der Leutnant von dem Knesebeck dazu

*) Ebenso damit, daß man Juden als Volksvertreter und Universitätslehrer zuläßt. Aber die guten Deutschen schicken sie in Landtag und Reichstag und lassen sich ihre Gesetze von

kommandirt. Ich ärgerte mich natürlich, daß mir diese Gelegenheit, etwas mitzumachen, wieder entgehen sollte, und da Kniesebeck noch nicht fort war, so eilte ich zu ihm, um ihn zu bitten, das Kommando mir zu überlassen. Er that es auch bereitwillig, und so habe ich denn diesen glänzenden Sieg an der Tete der rechten Flügelkolonne mitgemacht. Um zwölf Uhr ungefähr bekamen unsre Boote und das ganze Ufer das erste Feuer von Alsen her; wir standen in einem Holz, auf welches die Wallbüchsen von drüben und die Geschütze mit Kartätschen ein heftiges Feuer eröffneten; die Äste knatterten und fielen um uns, doch wurde hierbei niemand getroffen. Jetzt ging die Brigade von Röder über; unter starkem Feuer wurde die Landung glücklich ausgeführt, und die Brigade nahm den linken Flügel. Brigade Göben folgte. Der General mit uns (die Adjutanten und ich) in einem Boot an der Tete; wir nahmen den rechten Flügel. Beide Brigaden gingen in einer Höhe gegen Sonderburg vor. Zwei Brigaden in Reserve. Unsre Pferde kamen glücklich über. Die Brigade Röder hatte vom Rolf Krake kein Feuer bekommen, da er in der Augustenburger Föhrde lag und erst heizte. Als wir übergingen, kam er angedampft und beschoß uns mit Granaten und Kartätschen, bekam aber von unsern schweren Batterien wirksames Feuer, sodaß er plötzlich an zu rauchen fing und nach Augustenburg zurückfuhr. Nachher, als wir alle drüben waren, kam er wieder, und es fand zwischen ihm und unsern Batterien ein langer ergebnisloser Geschützkampf statt. Der General von Göben, ein Held, wie man sie nur im Altertum kennt, war mit uns stets bei der Spitze oder am Knick, wo seine Leute den dänischen Schützen beim nächsten Knick gegenüber lagen. (Der Uebergang hat nicht viel gekostet; ich höre von sieben Ertrunkenen und einigen Erschossenen. Der Hauptmann von Radowitz wird dabei vermißt; hoffentlich ist er nicht ertrunken und stellt sich wieder ein.)

Wir nahmen bis Sonderburg eine Position nach der andern — ich habe nicht geglaubt, daß man so starkes Feuer bekommen könne. Wenn es zu toll wurde, stiegen wir vom Pferde, und meine brave Fuchsstute, die von abends neun Uhr bis gestern Nachmittag fünf Uhr gesattelt war und nichts zu fressen und zu saufen bekam, hat mich überall glücklich durchgetragen und folgte mir an der Hand ins tollste Feuer. Rechts von mir, Knie an Knie, wurde dem General von Göben sein Pferd unter dem Leibe erschossen, er suchte sich kaltblütig ein Beutepferd aus; links neben mir, auf zwei Schritt, wurden dem Major von Bernuth, beide Kandarenzügel, durchschossen und die Kugel ging dem Pferde in die Schultern. Bei einem Knick, wo der Kampf zu heftig war, hatte ich mich, da andre Offiziere dasselbe thaten, einen Augenblick hinter ein Knick gesetzt. Als Göben, auf und ab gehend, an mir vorbei kam, stand ich auf. Er sagte: Bleiben Sie ruhig sitzen, die Deckung ist erlaubt, wir sind eigentlich hier gar nicht am Platz. Er verschmähte es aber, die geringste Deckung zu nehmen. Als wir mit Hurras, tambour battant gegen das Knick vorgingen, setzte sich Göben mit gezognem Degen an die Spitze des ersten Bataillons, ich folgte an seiner Seite, die Stute an der Hand; links und rechts um uns fielen die Leute, aber wir nahmen die Position. Ich habe im heftigsten Feuer reiten müssen, um Befehle zu überbringen, und kann nur Gott danken, daß mir nicht das geringste geschehen ist.

Als wir Sonderburg genommen hatten, ging unsre Brigade auf Hörup Haff.

---

ihnen machen, sie räumen ihnen ein Universitätskatheder nach dem andern ein und lassen ihre Söhne von ihnen über Karl den Großen und Friedrich den Großen, über Dürer und Holbein, über Goethe und Schiller belehren! D. R.

die Brigade Röder, von Norden kommend, ebenfalls. Auf diesem Vormarsch fanden im Holz und an den Knicks noch Schritt für Schritt kleine Gefechte statt, und schließlich wurde bei Hörup Haff ein ganzes Bataillon gefangen genommen. Die Schiffe waren fort, die Regimenter eingeschifft, und auf Alsen ist jetzt kein dänischer Soldat mehr vorhanden. Die Landungsbrücken sind von uns sofort in Brand gesteckt worden, es sind bedeutende Vorräte an Bier, Wein, Syrup, Brot u. s. w. erbeutet, ein ganzer Wagentrain ist in unsre Hände gefallen; ob viel Fourage, weiß ich nicht. Die Pulvermagazine hatten die Dänen teilweise in die Luft gesprengt. Etwa zweitausend Gefangne und einige zwanzig Offiziere sind in unsre Hände geraten, natürlich mit allen Waffen und sämtliche schweren Geschütze der Batterien. Unser Verlust soll zwei- bis dreihundert sein an Toten und Verwundeten; ich höre, darunter sind ungefähr zehn Offiziere. Es war ein herrlicher Sieg, und ich gebe den Tag für nichts in der Welt. Du hättest unsre Leute sehen sollen beim Übersetzen! Mit einer Freudigkeit bis an den Leib ins Wasser gegangen, die Kähne auf dem Rücken und dann im Fahrwasser erst flott gemacht, nachher das unaufhaltsame Vordringen, es war rührend, mit welcher Bravour sich die Truppen schlugen. Von verwundeten Offizieren sind dir wohl nur E. Witzleben und der kleine Häseler bekannt; beide leicht, doch soll E. Witzleben bei seiner geschwächten Gesundheit mehr Besorgnis erregen.

Wir werden Alsen behalten; bei Sonderburg und Hörup Haff werden Batterieen gebaut und die Sonderburger Brücke hergestellt; ich denke, man wird es nicht wagen, uns daraus vertreiben zu wollen. Mein Rappe hat im Strick gesessen, mein Schimmel ist stark erkältet, meine Fuchsstute augenblicklich meine einzige Stütze. Es ist möglich, daß unser Regiment nach Jütland geht. Tausend Grüße an alle!

6

Nübel im Sundewitt, 18. Juli 64

Hier giebts nicht viel Neues. Vom 20. d. M. bis zum 1. August ist Waffenruhe, und man ist, glaube ich, auf die dänischen Anträge nicht sofort eingegangen, um den berüchtigten Kapitän Hammer noch zu fangen. Der Leutnant von Rochow vom 2. Dragoner-Regiment, beim Prinzen Ordonnanzoffizier, hat neulich den bestimmten Befehl an die dort liegenden österreichischen und preußischen Schiffe bringen müssen, den pp. Hammer zu entern, d. h. seine Schiffe.

Sehr streng soll der Prinz den Oberst Kaufmann neulich empfangen haben, in seiner kurzen Redeweise: Sie bitten um Frieden — ich kann nichts dazu thun — vor drei Wochen haben Sie unsre Anerbietungen abgeschlagen — ich habe Sie mit Absicht ohne verbundne Augen hierher führen lassen, damit Sie meine Truppenaufstellung sehen — in zwei Tagen kann ich auf Fünen sein — Sie und Ihre Armee hindern mich nicht daran u. s. w. Der arme Oberst soll am ganzen Leibe gezittert haben.

Gestern hatten wir eine recht hübsche militärische Feier auf den Ruinen der Schanze 4. Der Prinz war selbst gekommen, um den Leuten, die durch Wahl aus den Sturmkompagnien bestimmt waren, die Ehrenzeichen eigenhändig anzuheften. Das Ehrenzeichen 1. Klasse ist ein einfaches silbernes Kreuz. Der Prinz sagte, daß nie ein König von Preußen seine Truppen für eine gewonnene Schlacht in dem Maße dekorirt hätte, wie unser gegenwärtiger gnädigster Herr u. s. w. Liebe, Anhänglichkeit daher bis in den Tod, und schloß mit einem dreimaligen Hurra! auf unsern König. General H. v. B. erlaubte sich darauf noch einige passende Worte und schloß mit Hurra auf den Prinzen. Nachher Parademarsch vor den

Dekorirten, vor denen der Prinz und die Offiziere standen. Und denke Dir, da die Musketiere wegen der Granatlöcher nicht Tritt halten konnten, hat der brave General v. W., den niemand seiner Leute jemals im Gefecht sah, befohlen, daß in den Kompagnien täglich Parademarsch geübt werden sollte.

H. v. B. hat übrigens den Plan zur Eroberung Alsens nicht entworfen, sondern unser Chef des Generalstabs, der jetzige General von Blumenthal. Nach Jütland sind wir, Gott Lob, nicht gekommen, der Prinz hat durchaus sein Leibregiment, Zieten-Husaren, dort haben wollen; die sind nun aber auch nicht bis dorthin gelangt. Meine Pferde sind glücklich alle wieder auf den Beinen, der Schimmel frißt wie ein Wolf und nimmt täglich zu.

Ich schicke dir einige Stereoskopen; wie sie sind, weiß ich nicht, da hier kein Instrument vorhanden ist. Sie sind aufgenommen, als die Dänen Sonderburg noch inne hatten, von einem Photographen, den sie aus Kopenhagen engagirt hatten, um uns zu photographiren in dem Augenblick, wo wir beim Übergang alle im Alsensund ertrinken würden. Der Mann war von uns arretirt worden, ist aber jetzt als unverdächtig nach Kopenhagen entlassen. Leider waren alle Ansichten vom Innern Sonderburgs vergriffen. Mit herzlichem Gruß an alle stets dein gehorsamer Neffe.

7

Wusterhausen, 26. April 1865

Lieber Onkel, als ich deinen Brief mit den hübschen Stereoskopen erhielt, war ich gerade im Begriff, mich zur Düppelfeier nach Berlin zu begeben. Die Festlichkeiten bei der Grundsteinlegung kennst du aus den Zeitungen; nur ist es ein fürchterlicher Humbug, wenn diese von reger Beteiligung der Einwohner und lebhaften Begrüßungen unsrer Prinzen sprechen. Es waren einige hundert Einwohner dort, die sich aber sehr passiv verhielten. Unser Transport auf dem Extrazuge und namentlich auf Sr. Majestät Flotte grenzte an die Art und Weise, Sklaven zu transportiren; von neun Uhr früh, wo wir in Kiel an Bord gingen (ich auf die höchst langsam fahrende Arkona), bis dreieinhalb Uhr in Sonderburg, bekamen wir nichts zu essen, nicht einmal etwas kaufen durften wir auf den Kriegsschiffen. Unterwegs, schon auf der Eisenbahn, hatte man fast nur mit dem Säbel in der Hand ein Kotelett erobern können, für unsern Komfort war in keiner Weise gesorgt. Der Kontreadmiral Jachmann wollte für jeden Offizier 15 Silbergroschen haben, um uns ein Frühstück zu geben, was aber das Kriegsministerium abgeschlagen hat. So macht man Demonstrationen vor ganz Europa und spart 300 Thaler, um die Offiziere beinahe Hungers sterben zu lassen. Es war eine allgemeine Entrüstung. Indessen war die Sache ganz nett, und namentlich ist sie es in der Erinnerung.

2. Aus dem böhmischen Kriege

1

Neustadtl in Mähren, den 10. Juli 1866

Lieber Onkel, deinen Brief habe ich erhalten. Was uns betrifft, so ertragen wir Strapazen, gegen die der dänische Krieg ein Kinderspiel war. Augenblicklich bin ich bei der Avantgarde unsers Korps. Die Schlacht bei Königgrätz oder Sadowa habe ich noch in der 2. leichten Kavalleriebrigade (vom Kavalleriekorps des Prinzen Albrecht) mitgemacht. Diese Brigade ist jetzt zur Avantgarde unter Herzog Wilhelm von Mecklenburg gekommen. Meine Erlebnisse sind folgende.

Als wir in Böhmen eingerückt waren, stand die Brigade einmal im Granat-

feuer, den Ort habe ich vergessen; unsre Artillerie brachte die feindlichen Geschütze zum Schweigen. Bei Podol hatte ich abends vor dem Gefecht noch die Feldwache; wir hatten uns den ganzen Tag mit den ungarischen Husaren herumgeschossen, sie hielten nicht und gingen, wenn wir anritten, stets zurück. Über die Gefechte bei Podol und Gitschin wirst du gelesen haben. Die Österreicher haben sich brav geschlagen, aber ihre gefangnen Offiziere sagen, daß gegen unsre Zündnadelgewehre nicht anzukommen sei. Am 3. dieses Monats hatten wir eine große Schlacht bei Königgrätz. Zuerst ein hartnäckiger Geschützkampf. Die Österreicher verloren eine Position nach der andern. Die Kavalleriedivision Hann von Weyhern wurde vorgenommen, wir mußten unter heftigem Granatfeuer zu dreien auf ganz aufgeweichtem Lehmwege vorgehen. Meine Lordstute stürzte mit mir auf einer Brücke; ich fiel auf das Säbelgefäß und lahmte einige Tage. Das Pferd brachten mir meine Leute wieder. Links und rechts, hinten und vorn schlugen die Granaten ein. Wenn es nicht so aufgeweicht und naß war, hätte jedes Regiment ein Drittel verloren, sagen Artillerieoffiziere. So haben wir fast gar keinen Schaden gehabt. Nun trabten wir hinter eine Deckung. Der König kam mit seiner Suite — Bismarck in Kürassieruniform. Während dessen ging der Artilleriekampf weiter. Wir warteten alle sehnlichst auf den Heranmarsch des Kronprinzen. („Ich möchte, es wäre Abend, oder Blücher käme," hörte man sehr oft.) Endlich kam der Kronprinz. Die österreichischen Batterien schwiegen mehr und mehr; die Kavallerie ging vor. Als wir aufmarschierten, kamen uns die dritten Dragoner entgegen, zurückgeworfen von Prinz Karl- und Wrangel-Kürassieren. Unser Regiment griff diese Brigade an. Es war ein Durcheinander, von dem ich nicht allzuviel weiß. Unsre Lanze wirkte schrecklich; ich sah mich um, und hinter mir griff eine feindliche Kürassiereskadron an. Es war schon Appell geblasen, was ich nicht gehört hatte. Meine Stute bekam einen Streifschuß ins rechte Ohr und ging zum zweitenmale mit mir kopfüber. Als ich aufstand und im Roggen zu der aufmarschierten Eskadron lief, schoß ein Kürassieroffizier sechsmal seinen Revolver nach mir ab, ohne mich zu treffen. Bei der Eskadron setzte ich mich zuerst auf ein österreichisches Offizierpferd; als dieses durch Schuß bei der Hüfte umfiel, auf einen Schwadronsgaul, und weil der schlecht sprang, auf das Pferd meines verwundeten Burschen. Der hatte den auf mich schießenden Kürassieroffizier erstochen, dabei aber einen Revolverschuß abbekommen.

Ich habe selbst niemand erstochen oder erschlagen, mich nur meiner Haut gewehrt, ein Kürassieroffizier, der nach mir schlug, und dessen Hieb ich parirte, wurde sofort von unsern Leuten vom Pferde gestochen. Die feindliche Brigade hatte Kehrt gemacht und kam in ein mörderisches Feuer unsrer Infanterie, sodaß nicht viel von ihnen übrig geblieben sein muß. Wir gingen zur Verfolgung. Ich hatte den vierten Zug der vierten Eskadron, den ich ausfallen ließ und auf diese Weise eine Menge Gefangne machte, einen Offizier holte ich persönlich. Nachher verloren wir noch einige Pferde und Leute durch Kartätschenfeuer oder von unsrer eignen Infanterie. Auf einmal sah ich meine Stute unter einem Kerl der dritten Eskadron; ich holte sie mir wieder, er hatte bereits meine Feldflasche ausgetrunken. Wir biwakirten auf dem Schlachtfelde. Vor und hinter uns zwei Gräben, angefüllt mit Leichen und Verwundeten, die bis zum andern Morgen lagen. Massenhaft Pferde tot und verwundet. Das Schlachtfeld sah ganz schrecklich aus. Unser Regiment hat vier Tote und einige Verwundete, unter denen Rittmeister von Helldorf (Lazarett), von Troschke, von Hagen (beim Regiment). Die österreichische Armee soll sehr demoralisirt sein. Wir haben über hundert Geschütze und Tausende

von Gefangnen. Wenn wir nur erst die sächsischen gezognen Geschütze wieder hätten, die wir vor Jahr und Tag den Sachsen geliefert haben, die haben uns viel Schaden gethan.

Seit Juli haben wir fast immer Regen und biwakiren beständig, seit wir in Böhmen sind. Wir haben alle genug Ruhm und sehnen uns nach Frieden. Heute habe ich zufällig Gelegenheit, an dich zu schreiben, da ich mit dem Zahlmeister hierher geritten bin, um von der Kriegskasse 3000 Thaler Löhnung zu holen; die Kasse ist aber noch nicht da, und da habe ich wieder einmal von einem Porzellanteller gegessen und ein Glas österreichischen Landwein getrunken. Meine Frau bekommt, seit wir in Böhmen sind, nur Briefe mit Bleistift geschrieben, ich habe seit dem 26. Juni keine Nachricht von ihr.

Ich will, wenn ich in diesem Kriege fallen sollte, daß meine Frau mein ganzes Eigentum erbt, auch soll ihr für die Kinder kein Vormund gesetzt werden. Ich richte die Bitte an dich, dich in diesem Falle meiner Kinder anzunehmen und meiner Frau als Ratgeber beizustehen. Gott wird ja wohl geben, daß wir alle ein frohes Wiedersehen feiern.

Wir scheinen auf Wien zu marschieren. Unsre Märsche bei der Avantgarde sind sonst sehr harmlos; vorgestern brachte ich mit meinem Zug eine feindliche Kavallerriepatrouille zurück.

Nun lebe wohl, verzeih die schlechte Schrift. Ich bin jetzt ganz ungewohnt mit Tinte zu schreiben, müde und konfus vom Marsch. Macht es sich so, und giebt es etwas neues, so schreibe ich dir noch einmal.

NB Wir leben nur von Requisitionen — heulende Weiber und Kinder, verlassene Dörfer, verwüstete Felder bezeichnen unsre Wege. Bei dem rapiden Vorgehen können die Kolonnen zur Verpflegung nicht herankommen.

2

Wolfirz bei Datschitz in Mähren, den 9. August 1866

Lieber Onkel, gestern habe ich deinen Brief vom 31. v. M. erhalten, du siehst also, daß unsre Postverbindung noch immer nicht sehr glänzend ist; ein Brief von Kaulitz an mich war gerade einen Monat und drei Tage unterwegs gewesen.

Seit dem 10. v. M., wo ich dir schrieb, sind keine besonders wichtigen Sachen vorgegangen; wir waren mit den zweiten Gardedragonern und dritten Husaren bis zum Anfang der Waffenruhe in der Avantgarde unter Herzog Wilhelm, haben aber außer unbedeutenden Gefechten von Patrouillen nichts erlebt. Die Kavallerie mit ihrem europäischen Ruf drückte sich, wo wir ankamen, stets mit Zurücklassung einzelner Gefangnen und Bentepferde. Strapazen haben wir genug gehabt; abgesehen davon, daß wir sechzehnmal biwakirt haben, davon vierzehnmal hinter einander, wurde uns durch frühes Ausrücken und ewig langes Marschieren bei Hitze ohne regelmäßige Verpflegung der Dienst besonders erschwert. Hafer haben wir bis jetzt nur ausnahmsweise und nie genügend bekommen, sodaß stets auf dem Felde Hafer gemäht wird. Am 15. gingen wir durch die Thaya bei Muscha, wo die Brücke abgebrochen und verbrannt war. Das Wasser war ziemlich reißend, und unser Major von Trotha, den du auch kennst, und der dich grüßen läßt, kam bis unter die Arme ins Wasser. Prinz Hohenlohe, der mir jedesmal Grüße an dich aufträgt, hatte vorher elf Eggen aus dem Fluß fischen lassen.

Am 16. lagen wir in Eisgrub, einem fürstlich Liechtensteinischen Gute. Ich quartierte mich beim fürstlichen Gärtner ein. Zuerst machte er ein saures Gesicht, da schon zwei Infanterieoffiziere dort lagen, schließlich gab er mir ein Bett in seiner

Stube, seine Töchter bewirteten uns aufs beste, und er trat sogar mit einer Flasche Sekt an.

Ich habe nie eine reizendere Besitzung als Eisgrub gesehen. Ein gothisches Schloß, ein herrlicher Park und an der Thaya ein türkisches Badehaus, was natürlich von uns allen benutzt wurde. Leider mußten wir am andern Morgen um halb fünf Uhr wieder abrücken.

Ich habe noch vergessen, dir zu schreiben, daß wir am 12. in Brünn lagen; wir biwakirten auf dem Marktplatz und mußten gesattelt und aufkantart halten, bis endlich gegen neun Uhr abends der Befehl kam, daß wir in der Stadt blieben. Die erste Eskadron, die ich seit Eisgrub führe, verlor in Brünn allein fünf Pferde; entweder hatten sie zuviel Roggen gefressen, oder das Halten mit dem Gepäck in der Hitze war ihnen zu Kopfe gestiegen. Der Rittmeister von Helldorff hat bei Königgrätz, wie ich dir wohl schon schrieb, einen Hieb auf den Schädel bekommen; es sind einige Knochensplitter heraus genommen worden, auch hatte er die Rose, sodaß der Prinz Hohenlohe mir als ältestem Premierleutnant die Eskadron übergab, da vorläufig Helldorff wohl nicht zurückkehrt. Unsre andern verwundeten Offiziere sind alle beim Regiment und hergestellt.

Hohenlohe ist stets von großer Liebenswürdigkeit gegen mich und giebt sich alle Mühe, mich zum Rittmeister ernennen zu lassen. Da ich bis zur Übernahme der ersten Eskadron immer den vierten Zug der vierten Eskadron führte und mit diesem wohl am meisten zu thun gehabt, namentlich aber das Glück gehabt habe, bei Königgrätz auf der Verfolgung eine feuernde feindliche Tirailleurkette gefangen zu nehmen (den Offizier kaufte ich mir persönlich), so hat er mich zum Kronenorden und zur Beförderung eingegeben. Ich betrachte das aber noch als sehr unwahrscheinlich und rechne auf nichts, um nachher nicht getäuscht zu sein.

Vom 17. kamen wir in die echte Landweingegend. Er ist nicht übel, doch sehnt man sich oft nach Bordeaux, der bei der hier spukenden Cholera das beste Präservativ ist.

Die letzte Waffenthat der Avantgarde und insbesondre unsers Regiments war eine Rekognoscirung meiner Eskadron der Dörfer Bockflüß, Wagram und Adlersklau vor Wien. Die Kavallerie zog sich wie gewöhnlich zurück, hinderte uns nicht einmal, Süßenbrunn auszuforagiren, und rückte erst mäßig nach, als wir am 22. v. M. gegen zwölf Uhr den Befehl bekamen, hinter den Nußbach zurückzugehen, da Waffenruhe abgeschlossen war. Wir lagen bis zum 1. August in Deutschwagram. Wien konnte man mit unbewaffneten Augen sehen und vom Kirchturm aus mit einem Glase sogar die Floridsdorfer Verschanzungen. Von diesem alten Turm, an den die Kirche angebaut ist, soll schon Attila nach Wien gesehen haben! Es war in Wagram eine mäßige Kneipe; sonst mußten wir uns mit dem Gedanken trösten, auf klassischem Boden zu sein, der jedoch für mich noch den Vorteil hatte, daß er mit Hasen und Hühnern bevölkert war. Mit einer geborgten Flinte, freilich ohne Hund, habe ich denn auch öfter dort gejagt. Wir waren übrigens nicht böse, als wir Befehl zum Abmarsch bekamen, haben aber bis jetzt meist scheußliche Quartiere gehabt. Gestern z. B. in Bonnowitz, bei einem armen Bauer, habe ich buchstäblich die ganze Nacht vor Flöhen kein Auge geschlossen.

Heute liegen wir hier beim Pfarrer, eine wahre Erholung, und morgen haben wir Ruhetag. Ob sich das Gerücht bestätigen wird, daß unsre Division nach Kurhessen oder Frankfurt geht, müssen wir abwarten.

Bei der großen Heerschau vor Sr. Majestät auf dem Marchfelde nahmen wir die Front nach Wien, wie Prinz Friedrich Karl befohlen hatte.

Am 7. fuhr ich nach Böttau, einer Besitzung des Grafen Daun, eines Urenkels des Cunctator. Der Graf war mit Hohenlohe zur Jagd gefahren; wir besahen uns aber das ganze Schloß und namentlich eine herrliche Waffensammlung. Das Schloß, mitten im Walde an der Thaya gelegen, ist burgartig gebaut, hat auch noch einen ganz alten Teil, der Zrinyi gehört hat, und liegt einer Ruine, dem Zornstein gegenüber; ich habe selten so etwas großartig romantisches gesehen.

Hoffentlich werden die zwanzig Millionen bald bezahlt, und wir gehen nach Preußen. Wir haben es alle herzlich satt. Der Krieg heißt übrigens der siebentägige. Es wird dunkel, ich sehe die Linien kaum mehr und schließe, mit der Bitte, daß du, lieber Ohm, mir bald einmal schreibst.

Meine Pferde sind wohl, die Lordstute hält sich stets am besten.

Wie Ludwig Pietsch Schriftsteller wurde

Von Adolf Rosenberg

Der Mann, der im Herbst vorigen Jahres die Freunde seiner Person und seiner schriftstellerischen Thätigkeit mit der Schilderung eines Ausschnitts aus seinem viel und seltsam verschlungnen Lebenspfade erfreut, viele sogar überrascht und erst zu inniger Teilnahme an seinem Wesen und zu dessen völligem Verständnis erweckt hat,*) ist mehr als eine litterarische Ortsberühmtheit. Er selbst würde in seiner immer alles Lob und alles „Gethue“ ablehnenden Bescheidenheit, die nie etwas Gemachtes oder Gewolltes an sich hat, sondern, wenn ich ihn recht verstehe, das Erzeugnis einer allmählich des Widerspruchs müde gewordnen Resignation ist, sagen, daß er über „alles Verdienst und Würdigkeit“ hinaus diese ziemlich vereinzelte Stellung unter seinen journalistischen Mitstreitern und Zeitgenossen erlangt habe. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, bisweilen Gelegenheit gehabt hat, Ludwig Pietsch in der Ausübung seines journalistischen Berufs im Auslande zu begegnen, wird die Beobachtung gemacht haben, daß kein zweiter deutscher Journalist überall — in Paris, in London, in Italien, in Petersburg, in Bukarest u. s. w. — so bekannt ist, so herzlich von eingewanderten Deutschen wie von Einheimischen begrüßt und aufgenommen wird, wie Ludwig Pietsch. Diesen für einen Journalisten unschätzbaren Vorzug verdankt er aber nicht etwa einer Koketterie mit einer in den Wolken thronenden Internationalität oder gar einer Verleugnung seines Volkstums. Es ist sogar

*) Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren von Ludwig Pietsch. Berlin, F. Fontane u. Co.

anzunehmen, daß die meisten seiner ausländischen Verehrer und Freunde nur wenig oder gar nichts von den Erzeugnissen seiner fleißigen Feder gelesen haben. Ich glaube vielmehr, daß vor allem der Zauber seiner Persönlichkeit, die sich durch keines der von ihm zahllos erlebten Kümmernisse in ihrer optimistischen, immer sich in rückhaltloser Offenheit entfaltenden Stimmung stören oder trüben läßt, sein litterarisches oder doch journalistisches Ansehn im Auslande begründet hat.

Wie er zu diesem Ansehn gekommen ist, erfahren wir zum Teil aus seinen „Erinnerungen aus den fünfziger Jahren," die zuerst langsam und mit einem Stück wenig hoffnungsvoller Selbstbiographie, einer Kleinmalerei voll von Elend, Drangsalen und kleinlichen Lebenssorgen anheben, bald aber mit einer fröhlichen Schilderung von Berliner Zigeunerleben in abenteuerlichen oder romantischen Wohnungsgelegenheiten fortfahren und dann zu einer Galerie berühmter oder bekannter Zeitgenossen werden, deren Bildnisse mit jenen scharfen, fast kaustischen Zügen umrissen sind, aus denen man am deutlichsten erkennen kann, wie viel Pietsch von dem als nutz- und ergebnislos aufgegebnen Berufe des Zeichners und Malers mit in sein zweites Lebenswerk hinübergenommen hat.

Was ich an dem, was Pietsch geschrieben hat und noch schreibt, immer am meisten bewundert habe, ist die unerschöpflich sprudelnde Fruchtbarkeit seines Stils, sein unabläßiges Streben, die Fülle der sinnlichen Eindrücke auch in eine schriftstellerische Form zu zwängen, die mindestens die Wirkungen von drei Künsten in sich vereinigen will, der Malerei, der Plastik und der Musik. Obwohl er auch für die Schöpfungen der Architektur dasselbe lebendige und steter Begeisterung fähige Interesse hat, wie für die Schöpfungen der übrigen bildenden und musischen Künste, so hat doch die Architektur den geringsten Einfluß auf die Bildung seines litterarischen Stils geübt. Seine reich verschlungnen Perioden, seine kunstvollen Schachtelsätze, seine staunenswerte Freigebigkeit mit schmückenden, erläuternden, analysirenden Beiwörtern spotten jeder Ausgleichung durch Richtscheit und Winkelmaß. Wer sich aber einmal in diese Satzbildung, in diese zuerst seltsam anmutende Ausdrucksweise eines ursprünglich bildnerisch angelegten Geistes vertieft, wer mit angesehen hat, welche unendliche Mannichfaltigkeit sinnlicher Eindrücke Pietsch in Worten auszudrücken sucht, der wird mit steigendem Interesse das Ringen eines Schriftstellers verfolgen, der jeder von ihm erfaßten Nüance des Tons, jeder Schwingung, jedem Reflexe des Lichts, jedem schnell vorüberhuschenden Farbenschauspiel im heißen Bemühen mit Worten gerecht zu werden sucht. Pietsch wäre einer der größten Koloristen unsrer Zeit geworden, wenn die Fertigkeit seiner Hände mit der Empfänglichkeit seiner Augen gleichen Schritt gehalten hätte. In dieser Empfänglichkeit ist er sogar seiner Zeit und seinen Zeitgenossen immer vorausgeeilt. Er war der erste, der das Farbengenie Makarts mit begeistertem Munde einer Welt von Zweiflern, Widersachern und Verächtern gegenüber

gepriesen und verteidigt und ihm mit zu einem Siege verholfen hat, der heute freilich schon vergessen ist. Makarts Kunst ist mit ihm selbst gestorben; aber der unverwüstliche Optimismus, der die Erinnerungen von Ludwig Pietsch zu einer so erquicklichen Lektüre macht, wird ihren Verfasser auch über diese Enttäuschung, die übrigens seinem guten Herzen und seiner Begeisterung Ehre macht, längst hinweggeholfen haben.

Daß die Begeisterung des Menschen bester Teil ist, lehren uns seine Erinnerungen in jeder Zeile, in jedem Bilde, das er von einem der merkwürdigen Menschen gezeichnet hat, mit denen er zusammengetroffen oder in Verkehr getreten ist. Bei solchen Charakterzeichnungen ist kritiklose, jugendliche Begeisterung für den besonnenen Leser und noch mehr für den Kulturhistoriker wertvoller, als eine kritische Analyse, bei der vielleicht Mißgunst, Neid, Geringschätzung und Haß mitgewirkt haben. Ein enthusiastisch übertriebnes Bild kann von dem kühler denkenden auf seine richtigen Konturen zurückgeführt werden, nicht aber ein durch Neid und Haß entstelltes.

Der junge Künstler, der zu Ende der vierziger Jahre ohne die geringste materielle Grundlage, nur im Vertrauen auf die Verwertung seiner künstlerischen Gaben eine Ehe geschlossen hatte, war in heißem Ringen um das tägliche Brot, in der unaufhörlichen Jagd nach einem bescheidnen Erwerb darauf angewiesen, jede Aufgabe anzunehmen, wie lästig auch die dabei gestellten Bedingungen, wie geringfügig auch das zu erwartende Honorar sein mochte. Dabei hatte er noch das niederdrückende Gefühl, daß seine technische Ausbildung seinen Absichten auch nicht entfernt entsprach, daß seine Hand dem Schwunge der Phantasie nicht zu folgen vermochte, und daß sich bei seiner Lebenslage und unter den damaligen künstlerischen Verhältnissen Berlins ihm auch keine Aussicht eröffnete, daß er jemals die technischen Schwierigkeiten überwinden würde. Vielleicht täuschte er sich auch selbst über seine Begabung. Zu einer wirklich schöpferischen Thätigkeit auf künstlerischem Gebiete ist er niemals gelangt, wenigstens nicht vor der Öffentlichkeit, und auch in späterer Zeit, als sein gesegneter schriftstellerischer Erwerb längst die Sorgen von seiner Thür gescheucht hatte, ist er nur gewesen, was er im Anfange seiner Laufbahn war: ein Zeichner und Illustrator mit nicht sehr umfangreichen Ausdrucksmitteln, ein Künstler, der das, was er mit leiblichen oder geistigen Augen gesehen hatte, mit der liebenswürdigen Galanterie wiedergab, die eine der Haupteigenschaften des Schriftstellers geworden und geblieben ist.

Bei der Beurteilung seiner künstlerischen Anlagen und Leistungen, bei der wir ohnehin schon den von der neuesten Zeit gebotnen Maßstab angelegt haben, darf man übrigens nicht vergessen, daß Pietsch, auch wenn er nicht fast gänzlich Autodidakt gewesen wäre, zu Anfang der fünfziger Jahre jede reproduzirende Technik gleichsam auf eigne Hand von neuem zu erfinden oder doch für die gestellten Aufgaben geschmeidig zu machen hatte. Er selbst erzählt uns

in seinen Erinnerungen, wie wehrlos damals der Zeichner gegenüber dem Holzschneider war, der des Zeichners beste Absichten fast immer verdarb, weil man die scheinbar so einfache Methode, unmittelbar auf den Holzstock zu zeichnen, noch nicht erfunden hatte. Noch schlimmer war es mit der Technik der Radirung bestellt. Von seinen Radirversuchen sagt Pietsch nur wenige Worte, und doch verdienen sie vor der Vergessenheit bewahrt zu werden, nicht wegen ihres künstlerischen Wertes, sondern wegen der naiven Freudigkeit, mit der Pietsch um die Mitte der fünfziger Jahre eine Kunst übte, deren höchste Blüte er dann gesehen und mit beredter Zunge oft gepriesen hat. Seine Radirversuche erschienen in dem von Fr. Eggers herausgegebnen „Deutschen Kunstblatt," der erste noch ohne den Namen oder das Monogramm des Urhebers (im Jahrgang 1853 das von Bläser geschaffne Standbild des Bürgermeisters Franke für Magdeburg), vermutlich aus begründeter Scheu, weil sich die Technik ausschließlich auf die Wirkung der reinen Nadelarbeit ohne jede Beihilfe des Druckers verlassen mußte und dazu schon eine sehr geübte Hand nötig war, um wenigstens etwas einigermaßen Erträgliches und Erfreuliches zustande zu bringen. Auf den folgenden Radirungen nannte sich schon der Künstler, der sich inzwischen auch durch gemalte und gezeichnete Bildnisse und Bildnisstudien bekannt gemacht und aus ihrem Erlös eine Besserung seiner wirtschaftlichen Lage errungen hatte. Ein warmes Geleitswort auf den Weg künstlerischen Schaffens hatte ihm Wilhelm Lübke im Jahrgang 1854 des „Deutschen Kunstblattes" mitgegeben, zur größten Überraschung und Beschämung des Künstlers, der auf solche Ehre nicht gefaßt war. In seinen Erinnerungen berührt Pietsch diese Episode seines Lebens nur kurz. Vielleicht hat er vergessen, was Lübke damals über ihn geschrieben hat, und doch sind es gewissermaßen prophetische Worte, die freilich nicht der Maler, aber der Schriftsteller erfüllt hat. Ein in Öl gemaltes weibliches Porträt und das in Kreide gezeichnete Bildnis einer jungen Mutter mit einem Säugling an der Brust bestimmten Lübke zu dem Urteil, „daß der Künstler, der sie entworfen, ein offnes Auge, einen scharfen Blick für jenen tiefern Inhalt des Lebens hat, der sich oft in anspruchsloser Hülle birgt, und daß er, weit entfernt durch das Anstreben einer gewissen Niedlichkeit, die so oft den Erscheinungen ihre charakteristische Spitze abbricht und sie dadurch flach und in schlimmer Weise verallgemeinert darstellt, gerade umgekehrt mit vollem Bewußtsein und entschiednem Erfolge das Individuelle in der tiefsten Eigentümlichkeit seines Wesens betont."

Auch in den spätern Radirungen nach Schöpfungen der in fröhlichem Aufblühen begriffnen Berliner Bildhauerschule, die Pietsch für das „Deutsche Kunstblatt" gefertigt hat, ist er der Technik nicht Herr geworden. Er konnte die Härten der Modellirung nicht überwinden, und zu einer gefälligen malerischen Wirkung ist er niemals gelangt. Um so ansprechender und wirksamer waren dagegen seine Steinzeichnungen. Den letzten Jahrgang des „Deutschen

Kunstblattes" (1858) ziert als Titelblatt eine Lithographie des „Löwenbezwingers" von Albert Wolff, die alle Radirungen von Pietsch übertrifft. Daß die rege Thätigkeit in den Berliner Bildhauerwerkstätten gerade in die Zeit fiel, wo er verzweiflungsvoll nach Arbeit umherlief, hat nicht nur seiner eignen künstlerischen Thätigkeit die ersten Wurzeln, sondern auch den ersten Anlaß zu dem Versuch mit der Feder gegeben. Als Pietsch durch seine Zeichnungen und Radirungen nach den Gruppen für die Berliner Schloßbrücke mit den Bildhauern, die in den Werkstätten in der Münzstraße an diesen und an andern Aufgaben arbeiteten, mehr und mehr vertraut wurde, obwohl sich manche spröde Natur nur langsam dem Bittenden und Gedrückten erschloß, kam ihm in einem Augenblicke höchster Not der Gedanke, einmal eine Zeichnung nach einer solchen plastischen Arbeit, einem von Wilhelm Wolff modellirten Tafelaufsatz, von einem erläuternden Texte begleitet, an die Webersche Illustrirte Zeitung nach Leipzig zu senden. Dieser erste schriftstellerische Versuch fand nicht nur wohlwollende Aufnahme, sondern auch die Aufforderung zu fernern Sendungen ähnlicher Art, und diese Verbindung zwischen Ludwig Pietsch und der ältesten illustrirten Zeitung Deutschlands hat sich, soweit der Schriftsteller in Betracht kommt, bis auf den heutigen Tag erhalten. Zu einer regelmäßigen schriftstellerischen Thätigkeit aber kam Pietsch erst sechs Jahre später, im Herbst 1858, durch die Vermittlung Lübkes, der sich auch außerhalb seines Machtbereichs im „Deutschen Kunstblatt" des jungen Künstlers durch Zuwendung von Aufträgen annahm. Lübke schrieb damals die Kunstkritiken für die Spenersche Zeitung, und da er im August 1858 eine Studienreise nach Italien antreten wollte, schlug er Pietsch als seinen Stellvertreter vor, der zunächst über die akademische Kunstausstellung des Jahres berichten sollte. Pietsch erschrak anfangs über diese Zumutung, da er zunächst an seine „eignen künstlerischen Schwächen und Unvollkommenheiten" dachte; „aber, so erzählt er selbst, ich war mir andrerseits auch wieder bewußt, manches, dank meiner Eigenschaft als ausübender Künstler, in den Kunstwerken besser und richtiger sehen, auffassen und gerechter würdigen zu können, vielleicht auch vertrauter mit dem Entwicklungsgange, mit den Werken und den Meistern der modernen bildenden Kunst zu sein, als die Mehrzahl der für unsre Zeitungen schreibenden Herren Kunstrezensenten." Bei der Schilderung dieses Wendepunkts in seinem Leben spricht Pietsch auch die Grundsätze aus, die ihn seitdem in seinen kunstkritischen Arbeiten geleitet haben. „Ich habe, sagt er, in jenen ersten, wie in allen seitdem von mir geschriebnen Kunstausstellungsbesprechungen mich stets gehütet, mir das Ansehen eines an künstlerischer Weisheit den Künstlern selbst überlegnen Richters zu geben, sie gleichsam vom Katheder des ästhetischen Dozenten her abzukanzeln. Ebenso fern lag es mir immer, meine Leser auf Kosten der ausgestellten schwächern Werke lachen zu machen, meinen satirischen Humor und Witz an diesen zu üben. Auf das Große, Aufrichtige, Gute,

Tüchtige, Gesunde, wo es sich mir in den Arbeiten der neuen, aufstrebenden noch unbekannten Künstler, wie der bekannten Meister auf irgend einem künstlerischen Gebiete zeigte, gleichviel ob es der Menge gefiel oder nicht, energisch hinzuweisen, über das Unbedeutende lieber stillschweigend oder mit wenigen nicht absichtlich kränkenden Worten hinweg zu gleiten, der anspruchsvollen, leeren, von der Reklame aufgebauschten, prunkenden Nichtigkeit, der sich spreizenden Modethorheit aber rückhaltlos zu Leibe zu gehen, bin ich dafür jederzeit nach bester Einsicht und bestem Vermögen ehrlich bemüht gewesen."

Dieses schöne Selbstbekenntnis, das die kunstkritische Thätigkeit Pietschs wirklich treffend charakterisirt, wird besonders die beschämen, die dafür nur noch ein mitleidiges oder gar verächtliches Achselzucken übrig haben: „Pietsch lobt alles." Gerade die künstlerischen Erscheinungen der letzten Jahre haben dem greisen Kämpen, der hart vor der Schwelle seines siebzigsten Lebensjahres steht, mehr als reichliche Gelegenheit geboten, den wahren idealistischen Grundzug seines Wesens auch in der Abwehr des Leeren und Nichtigen hervorzukehren. Wie oft hat ihm nicht der Hexensabbath der Naturalisten, der malenden wie der schreibenden, die Galle in die Feder getrieben, und wie treffende, scharf satirische Worte und Wendungen hat er gefunden, um den tollen Spuk zu verscheuchen und in sein Nichts aufzulösen!

Viel tröstlicher als die künstlerische Gegenwart mag ihn der Rückblick auf die Vergangenheit stimmen, deren Schilderung er leider nur — zuletzt auch nur in großen Zügen — bis in die Mitte der sechziger Jahre fortführt. Im Anfang dieser Schilderung treten natürlich die künstlerischen Persönlichkeiten in den Vordergrund, mit denen er durch seine Zeichnungen nach ihren Werken bekannt wurde, namentlich die Bildhauer der Rauchschen Schule, deren kenntnisreichster und zuverlässigster Chronist Pietsch geworden ist — in Wort und Bild. Außer den in Kunstblättern und illustrirten Zeitungen veröffentlichten Holzschnitten, Radirungen und Lithographien, zu denen er die Vorlagen geliefert hat, giebt es noch einen Cyklus von etwa sechzig Bleistiftzeichnungen seiner Hand, die ebenso viele, jetzt zum Teil weit zerstreute Bildhauerwerke der Berliner Schule wiedergeben. Ein überaus wertvolles Material zur Kenntnis des Entwicklungsganges der Berliner Plastik, das sich jetzt im Besitz der Nationalgalerie befindet! Sehr bald wuchs aber Pietsch über die künstlerischen Kreise hinaus und in das geistige Leben Berlins hinein, das in den fünfziger und sechziger Jahren einen seiner Mittelpunkte in dem gastlichen Hause des Verlagsbuchhändlers und fortschrittlichen Abgeordneten Franz Duncker hatte, dessen geistvolle Gattin dem jungen, schüchternen, immer noch durch enge Verhältnisse bedrückten Künstler manchen Stein aus dem Wege rückte.

Nicht viel weniger stark als das künstlerische Interesse war aber bei Pietsch von jeher das litterarische gewesen. Es ist rührend, wenn man in

seinen Erinnerungen liest, mit welchem Jubel er den Erwerb von Goethes Werken begrüßte, deren Kosten er sich von einem Buchhändler, der ihm Aufträge zu kleinen Illustrationen gab, nach und nach von seinen kärglich bemessenen Honoraren abziehen ließ. Was er auf diese Weise an Büchern erwarb, ist ihm durch fleißiges Lesen auch wirklich zum Besitz geworden. Noch heute ist die Kraft seines Gedächtnisses staunenswert, das über einen stets bereiten Zitatenschatz von beträchtlichem Umfange gebietet. Seine Belesenheit erstreckt sich über die gesamte Weltlitteratur. Er weiß im klassischen Altertum so genau Bescheid, wie in dem modernen Frankreich und Rußland, und niemals erinnere ich mich — und ich glaube, aus ziemlich eingehender Kenntnis seiner Schriften urteilen zu können —, daß er, der Autodidakt, der Jahre hindurch ein Leben voller Entbehrungen, gewissermaßen ein Zigeunerleben mit Weib und Kindern zu führen gezwungen war, sich in irgend einem Gebiete menschlichen Wissens eine Blöße gegeben hätte.

Nicht minder liebevoll als die hervorragendsten oder aus irgend einem Grunde merkwürdigen Künstler Berlins hat Pietsch bei so lebendigem Interesse an allen Erscheinungen des Kulturlebens Dichter, Schriftsteller, Musiker, Politiker, sonderbare Virtuosen, gesellschaftliche Originale, excentrische Persönlichkeiten u. a. m. gezeichnet, oft mit Enthusiasmus, bisweilen auch mit feinem Humor oder mit leichten satirischen Strichen. Turgenjew, zu dessen ersten und leidenschaftlichsten Bewunderern er gehörte, seine Freundin, die Viardot-Garcia, Lothar Bucher, Ferdinand Lassalle, Bruno Bauer, der Diogenes des neunzehnten Jahrhunderts, ein Musterbild entbehrungsfähigen und -freudigen Starrsinns, Adolf Stahr, der Freihändler Prince-Smith, sein Gesinnungsgenosse Julius Faucher, die Gräfin Hatzfeldt, Gottfried Keller, Theodor Storm, Paul Heyse, Titus Ulrich treten aus dieser Galerie in besonders scharfen Umrissen hervor. Man bedauert nur die Beschränkung, die sich der Verfasser auferlegt hat. Denn die sechziger und siebziger Jahre, die Zeit seiner ausgedehnten Reisen, haben ihn mit einer noch größern Zahl von bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung gebracht, die wir doch auch von seiner Feder gezeichnet zu sehen wünschten. Aber auch für die verhältnismäßig kleine Gabe schulden wir ihm großen Dank. Sie ist, weil aus eigner Personen- und Sachkenntnis herausgeschrieben, wertvoller als eine systematische Geschichte des geistigen Lebens in Berlin, die etwa ein gelehrter Geschichtschreiber aus abgeleiteten Quellen zu konstruiren versuchte.

Coriſande

Von Charlotte Nieſe

Ehemals hatten ſich die Leute in der kleinen Stadt darüber gewundert, daß die alte Gräfin noch lebte. Nun wunderten ſie ſich nicht mehr, denn einmal im Leben hört das Wundern auf, ſelbſt bei den verwunderlichſten Dingen. Vor Zeiten, wenn irgend eine böſe Krankheit in die Stadt kam, oder wenn ein ſtrenger Winter Stein und Bein gefrieren machte, da ſagten die Bewohner des Städtchens zu einander: Nun wird wohl die alte Gräfin auch draufgehen! Aber ſie ging nicht drauf, und ſchon ſeit Jahren hieß es, daß die alte Dame nicht ſtürbe, weil ſie nicht ſterben könne. Aus welchem Grunde ſie das nicht könne, wußte kein Menſch anzugeben, und ſchließlich war es den fernerſtehenden auch gleichgiltig, wohl darum, weil beim Leben und Sterben doch kein Menſch mitzureden hat.

Jedenfalls konnte ſich niemand das alte Haus in der ſtillen Straße ohne die Gräfin denken, zumal die Kinder. Denn gegen die war die alte Dame am freundlichſten. An warmen Frühlingstagen, oder wenn der Herbſt noch goldigen Sonnenſchein brachte, ſaß ſie am geöffneten Fenſter, das nach der Straße ging, und ſah den Kindern zu, die vor dem Hauſe ſpielten. Sie hatte nichts dagegen, daß in ihrem kleinen Vorgarten Ball und Kreiſel geſpielt wurde, und wenn ſich die Jungen prügelten, ſo lachte ſie und klatſchte in die Hände. Daher ſagten auch die meiſten vernünftigen Leute, der Verſtand der Gräfin ſei nicht mehr ganz in Ordnung, und das mochte wohl auch der Fall ſein, obgleich darüber nichts gewiſſes erkundet werden konnte. Denn ihre Geſellſchafterin, Fräulein Ahlborn, gehörte zu den ſtillen alten Jungfern, von denen es ja noch immer etliche in der Welt giebt. Sie ſprach niemals über ihre Herrin, und ſelbſt die neugierigſte Kaffeebaſe des Städtchens hatte es aufgegeben, mit ihr in Verkehr zu kommen. Wer alſo etwas von der Vergangenheit und den Schickſalen der alten Gräfin wiſſen wollte, der mußte ſich an ſie ſelbſt wenden. Die Auskunft aber, die dann erteilt wurde, befriedigte nicht alle Frager. Denn meiſtens klagte dann die Dame ſehr über ihre Geſellſchafterin, die ſie nach alter Sitte nur bei ihrem Vatersnamen nannte.

Ahlborn war nach ihrer Beschreibung ein junges, dummes und sehr unbrauchbares Geschöpf, das lauter unnütze Dinge im Kopfe habe und deshalb auch nächstens weggeschickt werden würde. Sie habe große Anlage zur Trägheit, sitze am liebsten den ganzen Tag im Lehnstuhl und sei neulich so frech gewesen, von ihrem Testament zu sprechen. Ihr Testament! Die Gräfin ereiferte sich. Es sei ihr unbegreiflich, wie ein so junges Mädchen auf diesen trübseligen Gedanken kommen könne! Es sei entschieden besser, daß Ahlborn bald heirate, dann würde auch ihre Stimmung besser werden.

So redete die alte Dame, und der neugierige Besucher saß da mit unheimlichen Gefühlen. War ihm doch bekannt, daß Fräulein Ahlborn fünfundsiebzig Jahre zählte, daß sie also vielleicht ein kleines Recht darauf hatte, an ihren letzten Willen zu denken. Gehörte der Besucher dem geistlichen Stande an, wie es meistens der Fall war, so begann er wohl unter einigem Räuspern davon zu sprechen, daß es vielleicht nicht übel sei, gelegentlich den Tod, der ja alle Menschen einmal ereile, ins Auge zu fassen. Aber weiter kam er nicht mit seiner Bemerkung, denn die Gräfin wurde sehr böse. Es sei unpassend, sagte sie, in anständiger Gesellschaft vom Tode zu sprechen. Man müsse immer thun, als gäbe es keinen Tod, dann komme er auch nicht zu einem. So halte man es bei Hofe, und so wünsche sie es auch zu halten.

Wenn sich der vorlaute Besucher kopfschüttelnd entfernt hatte, dann pflegte die Gräfin Fräulein Ahlborn rufen zu lassen und ihr in wenigen raschen Worten zu kündigen. Sie passen nicht für mich! Sie sind zu jung für Ihre Stellung, zu unbedacht! sagte sie dann in ihrer kurzen Weise. Dann nickte Fräulein Ahlborn ruhig, denn sie kannte diese Kündigungen seit mehr als fünfzig Jahren und wußte, daß sie die Gräfin nach einer Viertelstunde wieder vergessen hatte.

So war es denn auch. Wenn die alte Dame den Kopf in die Kissen ihres Lehnstuhls gedrückt und fünf Minuten geschlafen hatte, so wußte sie nichts mehr von ihrem Ärger über Fräulein Ahlborn und sah wieder nach den Kindern aus, die auf der Straße spielten. Sie verlangte Leben und Geräusch, und wenn die Kinder zu still waren, dann mußte Fräulein Ahlborn Kuchen unter sie verteilen. Dann versammelte sich eine große Schar vor der Hausthür; es gab Geschrei und Gelächter, Danksagungen und auch wohl ein gelegentliches Geheul, wenn sich jemand benachteiligt glaubte, aber die alte Gräfin freute sich über alles. Manchmal sah sie dann allerdings mit einem merkwürdig forschenden Ausdruck die Straße hinab, als erwartete sie noch jemanden. Wenn aber niemand kam, so horchte sie wieder auf die Kinderstimmen.

Sehr viel Besuch kam nicht in das stille Haus. Hin und wieder einige jüngere Aristokraten, die der Gräfin flüchtig die Hand küßten, über das Wetter sprachen, in dem dunkeln Eßzimmer einige Gläser Portwein tranken und sehr gnädig gegen Fräulein Ahlborn waren. Sie brachten ihr wertvolle

Geschenke, klopften sie auf die Schulter und versicherten sie ihrer unauslöschlichen Dankbarkeit. Diese dankbaren Menschen waren die Enkelkinder der alten Dame, und für einen Fremden mußte es etwas rührendes haben, wie sehr sie sich über das lange Leben ihrer Großmutter freuten.

Fräulein Ahlborn aber war keine Fremde und daher auch nicht gerührt. Sie wußte ganz genau, daß diese zärtliche Liebe nur der großen Pension galt, die die Gräfin aus einem Nachbarstaate bezog, und die fast ganz ungeschmälert unter die Enkelkinder verteilt wurde. Es war eine bedeutende Summe, die halbjährlich zur Auszahlung kam, und die Nachkommen der Gräfin konnten sie gut brauchen. Wenn aber die Gräfin starb, so versiegte die Einnahmequelle.

Nur viel Champagner, liebes Fräulein Ahlborn! flüsterte die hübsche kleine Baronin, die Enkelin der Gräfin. Und vergessen Sie die Austern nicht!

Die Verwandten saßen in dem kühlen Eßzimmer und warteten auf die Verteilung der Pension.

Großmama muß auch etwas geistige Anregung haben, meinte ein junger Mann, der nachdenklich den dunkelroten Wein in seinem Glase betrachtete. Sie hat doch etwas abgenommen in den letzten sechs Monaten. Als ich ihr heute erzählte, daß es geregnet habe, sah sie mich ganz fassungslos an!

Wahrscheinlich haben Sie ihr diese Bemerkung schon öfter gemacht, meinte Fräulein Ahlborn. Sie müssen ihr etwas Heiteres, Lustiges erzählen, das regt sie an!

Etwas Lustiges? Du lieber Gott! Die kleine Baronin schauderte. Sie kommt mir gar nicht lustig vor, eher leichen- und gespensterhaft! Weißt du, Arwed — sie wandte sich an ihren Gatten, einen ältern Herrn, der noch kein Wort gesagt hatte —, weißt du, daß mir Mama einmal erzählte, Großmama könne nicht sterben, weil sie nicht wolle? Sie wartet noch auf jemand, den sie vorher sprechen muß!

Dummes Zeug! murmelte der Baron. Er hatte schon vorhin sehr mißmutig ausgesehen; nun wurde sein verlebtes Gesicht noch verdrießlicher.

Ihr Männer sagt immer: Dummes Zeug! wenn wir euch etwas interessantes erzählen, schmollte die Baronin. Mama hat es mir gesagt, und sie mußte etwas davon verstehen, wenn sie auch nicht allzuviel mit ihrer Mutter verkehrt hatte. Ich glaube, die Großeltern haben getrennt gelebt. Nun einerlei, ich gönne Großmama von Herzen einen stillen Tod.

Baron Arwed fuhr auf und warf seiner Gemahlin einen strengen Blick zu. Schweig! sagte er heftig; wie kann man so gottvergessen sein und einem menschlichen Wesen, noch dazu seiner eignen Großmutter, den Tod wünschen? Er fuhr sich mit der Hand über den kahlen Kopf und räusperte sich laut. Ich für meine Person danke der Vorsehung täglich, daß sie uns das teure Leben deiner Großmutter erhalten hat. Möge sie es uns auch noch ferner erhalten!

Einige der Anwesenden murmelten eine Zustimmung; dann wurde noch etwas Wein getrunken, und Fräulein Ahlborn brachte die heute eingetroffne Pension. Gewissenhaft wurde sie verteilt, und als die kleine Baronin ein dickes Packet Banknoten in der Tasche ihres Mannes verschwinden sah, empfand auch sie große Dankbarkeit gegen die Vorsehung. Das hinderte sie aber nicht, während sie Fräulein Ahlborn beim Abschiede noch Austern und Champagner für die Gräfin empfahl, im stillen den lieben Gott zu bitten, sie selbst doch nicht so entsetzlich alt werden zu lassen.

Als sich die Verwandten alle schnell verabschiedet hatten, saß die Gräfin am Fenster und sah den Davoneilenden nach.

Ahlborn, sagte sie verwundert, sollten das Lolos Kinder gewesen sein?

Ja, Ihro Gnaden; es waren die Kinder von Komteß Lolo!

Wie alt kommen die mir vor! Es scheinen keine Kinder mehr zu sein.

Die Frau Baronin ist doch erst fünfunddreißig! erlaubte sich Fräulein Ahlborn zu bemerken.

Die alte Dame erhob abwehrend die Hände. Sprechen Sie nicht von so abscheulich hohen Zahlen, Ahlborn! Ich will es nicht wissen, wie alt die Menschen sind, es regt mich auf! Sie mit Ihrer jugendlichen Unbedachtsamkeit passen nicht für mich, Ahlborn. Sie müssen heiraten, das ist die beste Lösung für Sie. Ich werde mich nach einer Partie für Sie umsehen, dann können Sie mich verlassen. Haben Sie mich verstanden?

Gewiß, Euer Gnaden; ich werde gehen.

Da kommen die Kinder aus der Schule! sagte die Gräfin, und über ihr welkes Gesicht glitt ein flüchtiger Freudenstrahl. Bringen Sie doch den Kleinen Kuchen, und sorgen Sie dafür, daß sie morgen Schokolade bekommen!

Dann schlief sie ein.

Wenn die heißen Sommertage kamen, so saß die Gräfin in ihrem Garten. Dort war es kühl und schattig, und da an der einen Seite ihres Besitztums ein kleiner Landsee lag, so fehlte es ihr auch nicht an einer gelegentlichen Abwechslung. Hier flogen die Möwen über den glatten Wasserspiegel, aus dem Schilf flatterten wilde Enten, und hin und wieder glitt ein Schiffchen vorbei. Die Kahnfahrer sangen auch, manchmal lustige, manchmal traurige Lieder. Dann hob die alte Gräfin den Kopf und lauschte. Sie summte wohl auch selbst ein Liedchen, bis sie die Melodie vergaß und sich mit einem suchenden Blick umsah. Aber die Melodie kam nicht wieder, und endlich schlief die Gräfin ein. Aber auch unter den blühenden Büschen des Gartens sehnte sie sich nach Jugend und nach lachenden Gesichtern, und wenn es Fräulein Ahlborn gelang, einiger jungen Mädchen habhaft zu werden, so war ihre alte Herrin sehr erfreut. Sie kamen nur nicht gern, diese jungen, eben erblühten Mädchenknospen, und wenn sie konnten, verschwanden sie schnell wieder. Sie behaupteten, es sei ihnen bange vor der gespenstischen Gräfin, und Fräulein Ahlborn hatte ihre liebe

Not, daß sie doch wenigstens etwas Schokolade und Kuchen genossen und sich eine Weile von den tiefliegenden Augen der alten Dame anstarren ließen.

Sie hatte eine besondre Art, diese jungen Gesichter anzusehen; etwa so, als wenn sie jemand suchte und nicht finden könnte. Dann murmelte sie unverständliche Worte vor sich hin, schüttelte den Kopf und sah grenzenlos traurig aus. So traurig, daß selbst das junge Volk, das doch sonst mit dem Alter wenig Mitleid hat, eine Art Rührung empfand und Fräulein Ahlborn fragte, was denn die Gräfin suche? Worauf die Gesellschafterin allemal einen tiefen Seufzer ausstieß und antwortete: Was sie sucht, Kinder? Ich kann es euch nicht sagen, und ihr würdet die Geschichte auch nicht verstehen. Denn ihr versteht noch nicht alles, was in dieser argen Welt vorgeht. Wenn ihr aber einmal alt werden solltet, dann will ich euch nur wünschen, daß ihr niemals so suchen mögt, wie es meine arme Herrin thut!

Über diese kleine Rede lachten die Jungen immer sehr. Schon deswegen, weil es ihnen ganz unfaßlich schien, daß sie jemals alt und traurig werden könnten. Dann huschten sie davon und kamen lange nicht wieder.

Eines Tags war die alte Gräfin sehr unruhig gewesen und hatte Fräulein Ahlborn heftig gescholten. Sie langweile sich, behauptete sie mit weinerlicher Stimme. Es sei unerträglich, wenn man jung und schön sei, seine Jugend so in der Einsamkeit zu vertrauern. Sie wolle Abwechslung haben, Besuch, heitere Gäste, sonst gehe sie ins Wasser und suche Vergessenheit. Da sie inzwischen der Gesellschafterin auch wieder kündigte und ihr ihre thörichte Jugend vorhielt, so hatte diese keinen leichten Stand. Und als die Gräfin auf ihrem Rollstuhl in den Garten hinausgefahren war — denn es brütete ein heißer Sommertag über der kleinen Stadt —, da stellte sich Fräulein Ahlborn an die geöffnete Thür ihres Hauses und blickte seufzend auf die menschenleere Straße.

Plötzlich fuhr sie zusammen, als wenn sie einen Geist sähe. Und doch war es kein Geist, sondern ein junges Mädchen, das dicht vor ihr stand und nachdenklich einen blühenden Rosenbusch betrachtete, der im Vorgarten wuchs, und dessen schneeweiße Blüten einen feinen Duft ausströmten. Einen Augenblick stand die Gesellschafterin unter dem Banne eines großen Erstaunens. Dann aber atmete sie wie erleichtert auf, pflückte einige Rosen von dem Strauch, bot sie der Fremden und stammelte eine Einladung, in den Garten zu kommen. Auch sah sie so freundlich, so vertrauenerweckend aus, und das Haus war so einladend kühl, daß sie nicht lange zu bitten brauchte.

Im Garten saß die alte Gräfin und hatte die Augen halb geschlossen. Sie war ruhiger geworden, nur ein sehnsuchtsvoller Zug lag auf ihrem Gesicht, und manchmal fuhr sie empor und lauschte in die Ferne. Ein mit Champagner gefülltes Glas stand neben ihr; manchmal führte sie es mit zitternden Händen an die Lippen und trank einige Tropfen. Wenn ein Vogel besonders

laut ſang, ſo öffnete ſie wohl die Augen und blickte nach oben. Dann ſah ſie auch den blühenden Jasminbuſch, unter dem ſie ſaß, und atmete ſeinen Duft ein.

Plötzlich hörte ſie Schritte neben ſich, und als ſie neugierig den Kopf wandte, richtete ſie ſich gerade in die Höhe. Einen Augenblick war ſie ſtumm, dann ſtieß ſie einen Laut des Entzückens aus.

Coriſande! Du biſt es! Ach, ich wußte es ja, daß du heute kommen würdeſt! Ich wußte es!

Liebkoſend ſtrich ihre welke Hand über das geſenkte blonde Haupt der jungen Fremden.

Ich wußte es! wiederholte ſie noch einmal triumphirenden Tones. Wenn meine Coriſande zwei oder drei Tage verſtreichen läßt, ohne mich zu beſuchen, dann finde ich es ganz entſetzlich. Ich kann es nicht aushalten, Kleine, gerade jetzt nicht. Du weißt, meine Nerven haben gelitten durch die böſen Träume der letzten Zeit! Die böſen Träume!

Sie ſeufzte und winkte dann. Ahlborn, einen Stuhl für das gnädige Fräulein!

Gehorſam ſetzte ſich das Mädchen auf einen Seſſel, den die alte Geſellſchafterin eilig herbeiholte, ſah aber ängſtlich um ſich.

Fräulein Ahlborn legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm und flüſterte: Ihro Gnaden halten Sie für Coriſande, für Fräulein Coriſande. Lange ſchon verlangte ſie nach Ihnen!

Wie überwältigt vor Freude hatte ſich die alte Gräfin wieder in ihren Stuhl zurückgelegt. Die letzten Worte Fräulein Ahlborns hatte ſie gehört, und ſie nickte eifrig. Ja, Kleine, ich verlangte nach dir; obgleich Ahlborn noch ſo jung und unerfahren iſt, ſo hat ſie doch für meine Sehnſucht ein wenig Verſtändnis gezeigt. Aber du wirſt mir darin beiſtimmen, daß ich ſie bald entlaſſe. Sie paßt nicht für mich. Meine Geſellſchafterin muß eine geſetztere Perſon ſein!

Haſtig griff die Gräfin nach dem Champagnerglaſe und that einen kräftigen Zug. Wo iſt Coriſandens Glas, Ahlborn? rief ſie ungeduldig. Sie wiſſen doch, daß ſie gern Champagner trinkt, wenn auch nicht ſo gern wie ich. Nun ja, wenn man Braut iſt und jünger als ich, dann muß man die Dehors wahren! Sieben Jahre biſt du jünger als ich, nicht wahr, Kleine? Deshalb habe ich auch immer verſucht, dich zu behüten und zu bemuttern!

Die Gräfin lachte plötzlich. Nun, ſehr viel Anlage habe ich eigentlich nicht zum Vernünftigſein. Mein Herz — ſie machte eine Bewegung, als wenn ſie körperlichen Schmerz empfände, dann lachte ſie wieder und hielt ihr leeres Glas der Geſellſchafterin hin.

Euer Gnaden ſollten nicht ſo viel ſprechen, ſagte dieſe, indem ſie die Flaſche aus dem Eiskübel nahm und vorſichtig das Glas füllte.

Seien Sie nicht so vorlaut! schalt die Gräfin. Das Mädchen kennt ihre Stellung gar nicht! seufzte sie, zu ihrem Besuch gewandt. Ich denke, daß ich bald einen braven Mann für sie finde, vielleicht einen Gutspächter. Aber lassen wir das. Du siehst reizend aus, Corisande! Sie sah das junge Mädchen mit strahlenden Augen an.

Habe ich es nicht immer gesagt, daß du sehr hübsch aussehen könntest? Deine Mutter behauptet, du hättest nur beauté de diable, aber das ist nicht wahr. Wenn du wie heute ein helles Kleid trägst, dazu an der Brust frische Rosen, dann finde ich dich entzückend. Prinz Christian hat mir neulich etwas ähnliches über dich gesagt, und er ist ein feiner Kenner von Frauenschönheit. Auch Alfred findet dich hübsch, obgleich er erst ein wenig zweifelhaft war. Jetzt aber hat er sich sehr entschieden darüber ausgesprochen. Ganz gewiß, Kleine, er findet dich hübsch!

Die Gräfin schwieg und sah nach den weißen Jasminzweigen über ihrem Haupte.

Alfred war der Verlobte von Fräulein Corisande, sagte die Gesellschafterin leise zu der Fremden, die sich hilflos umsah, als wäre sie eine Gefangne.

Wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, Ahlborn, dann packen Sie noch heute Ihren Koffer! rief die Gräfin aufgeregt. Sobald sie aber wieder in das junge Gesicht neben sich blickte, nahmen ihre Augen wieder einen zärtlichen Ausdruck an.

Weißt du noch, Kleine, daß du ihn auch zuerst nicht besonders gern hattest? Nun, solche abgeredete Partien sind nicht immer angenehm; von ihrer Notwendigkeit bin ich aber doch überzeugt. In unserm Stande muß man sich hüten, von seinem Herzen zu sprechen, man könnte sentimental werden, und das schickt sich nicht für uns. Auch du, Corisande, dachtest nicht darüber nach, ob du den Mann liebtest, den dir deine Eltern bestimmten. Schweigend thatest du, was sie von dir verlangten, dein Herz schlug nicht höher, als du Braut wurdest. Was ist denn überhaupt die Liebe?

Die Gräfin lachte laut.

Die Liebe — sie wiederholte das Wort noch einmal — ist ein Rausch, eine Idee, manchmal nur eine Gedankenlosigkeit. So, Kleine, sprachen wir über sie, und du sahst mich immer so unschuldsvoll mit deinen blauen Augen an, weil du von der Welt und ihrer Arglist nichts verstandest. Bewahre dir deine Unschuld, denn bei uns giebt es auch keine Liebe. Vielleicht findet man sie bei den ganz gewöhnlichen Menschen, die nicht zu Hofe kommen und den ganzen Tag nichts zu denken haben. Bei diesen Leuten kann die Liebe wohl vorkommen, bei uns nicht. Du siehst doch auch, Corisande, daß ich meinen Gemahl nicht liebe, und daß er sich aus mir nicht das geringste macht. So ist es immer in unsern Kreisen, und es ist gut so. Mein Gemahl ist ein hübscher Mann, und ich weiß genau, daß er irgendwo in der Vorstadt ein

Häuschen hat, wo — ach, was erzähle ich dir da, Kleine! Ich bin nicht eifersüchtig, ich freue mich vielmehr, daß sich seine Exzellenz der Graf manchmal von dem Zusammenleben mit mir erholt. Früher habe ich allerdings gehofft, er würde etwas freundlicher gegen mich werden — ich war sehr jung und fühlte mich einsam. Allmählich aber habe ich mich an seine Kälte gewöhnt. Er ist eben Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle und kann nicht heucheln. Aber er verlangt auch nicht, daß ich mich seinetwegen genire. Deshalb führen wir jetzt eine sehr glückliche Ehe, eine Musterehe.

Die Gräfin lachte wieder, aber etwas wehmütiger, und Fräulein Ahlborn redete ihr leise zu: Euer Gnaden sollten sich nicht aufregen!

Lassen Sie sich sofort Ihren Lohn auszahlen! rief die Gräfin. Was sollte mich aufregen? Spreche ich nicht alle Tage mit meiner Corisande? Allerdings — sie sah nachdenklich in den Himmel —, es kommt mir vor, als hätte ich die Kleine eine Woche lang nicht gesehen. Oder ist mir nur die Zeit so lang geworden? Weshalb kamst du nicht, Kleine? Oder hatte ich so viel zu thun? Da war der Ball beim Erbprinzen, das Fest beim österreichischen Gesandten, die Ausfahrt mit den Engländern, und dann die große Gesellschaft dir zu Ehren. Da sah ich dich doch auch! Du und dein Alfred, ihr waret ja die Hauptpersonen! Der Graf ist eine liebenswürdige Erscheinung, und es hat den Anschein, als wenn du an ihn ein kleines Stück deines Herzens verloren hättest. Nur kein großes Stück, liebe Kleine! das wäre nicht gut und würde dir nur Schmerzen machen. Das Leben aber ist zu kurz, sich mit Grämen aufzuhalten. Weine also nicht, Corisande, wenn Alfred einmal andre Wege geht, als du denkst. Mein Gott, es braucht kein Häuschen in der Vorstadt zu sein. Aber er ist eigentümlich angelegt, und es wäre schon möglich — erschrick nicht, es wäre ja möglich —, daß er sein Herz verschenkt hätte, ohne dich zu fragen. So etwas kommt vor, Kleine, und du wirst dich auch trösten. Bedenke doch, wie lustig wir in der Residenz leben, und wie schön die Feste beim Erbprinzen sind! Auch der alte König, wenn er auch schlechte Manieren hat, so verdirbt er doch niemandem die Freude. Ahlborn, ein Glas Champagner!

Gehorsam brachte die Gesellschafterin das frischgefüllte Glas an den zitternden Mund der Gräfin, und diese trank hastig. Dann ließ sie es ruhig geschehen, daß ihr Fräulein Ahlborn den Kopf in die Kissen drückte. Sie war müde geworden. Einmal noch griff sie nach den Jasminblüten, die von den Büschen herabhingen, dann schloß sie die Augen und schlief fest ein.

(Schluß folgt)

Konservative Mobilmachung

Es ist ein seltnes Schauspiel, das der deutsche Reichstag und der preußische Landtag gegenwärtig bieten. Zuerst platzten die Geister über den „Zukunftsstaat“ auf einander, dann schütteten die „Agrarier“ hier wie dort die ganze Schale ihres Zorns über die vorjährige wie über die zukünftige Handelspolitik aus, und schließlich wird im Landtag auch noch die Judenfrage geritten. Dabei stehen im Vordergrunde der parlamentarischen Aufgaben die Heeresreform und der Abschluß der Reform der direkten Steuern!

Und welche wunderbaren Gruppirungen haben sich dabei ergeben! Bei dem „Zukunftsstaat“ standen die Parteien samt und sonders zusammen gegen die Sozialdemokratie. In der handelspolitischen und zugleich landwirtschaftlichen Frage erhebt sich die gesamte konservative Rechte nicht gegen die Linke, sondern — gegen den Reichskanzler und die Regierung überhaupt, während die Linke als freiwillige Hilfstruppe die Regierung eifrig unterstützt; in der Militärfrage wiederum steht die äußerste Linke an der Spitze einer vielgestaltigen Opposition; die Judenfrage führt ein fortwährendes Handgemenge zwischen rechts und links herbei, während die Kraft der Opposition der Linken in der Steuerreformfrage zusehends erlahmt, sodaß der Regierung hierbei bald die reifen Früchte in den Schoß fallen werden.

Aber nicht bloß diese schwer vereinbaren gegensätzlichen Gruppirungen sind es, die Verwundrung erregen; mehr noch ist dies der Fall mit der Zähigkeit und Leidenschaft, die sich in den parlamentarischen Kämpfen zeigt. Die konservative Partei hat seit den Tagen der Grundsteuer, der Kreisordnung und des beginnenden Kulturkampfs noch nie ein solches Übermaß der Unzufriedenheit mit der Regierung, noch nie eine solche Energie und Erbitterung in der Vertretung ihrer Interessen und Überzeugungen an den Tag gelegt wie jetzt in der handelspolitischen und landwirtschaftlichen Frage, zum Teil auch in der Judenfrage. Auch in die Judenfrage mischt sich eine gewisse Gegnerschaft gegen die Regierung, seitdem der Reichskanzler den agitatorischen Antisemitismus oder wenigstens seine demagogische Spielart gebraudmarkt hat; wenigstens wird diese Stellungnahme des Reichskanzlers der Regierung mit aufs Kerbholz geschrieben, und die Energie und Leidenschaftlichkeit der gegen

die Regierung gerichteten Angriffe erklärt sich zum Teil auch aus deren Stellungnahme in der Judenfrage. Bei der Linken sind wir ja die erbitterte Art der Führung eines Kampfes, wie er jetzt wieder in der Militärfrage ausgefochten wird, gewohnt; aber billig muß man fragen, was die konservative Partei veranlaßt hat, der Regierung gegenüber diese Kampfweise anzunehmen und eine der schärfsten Frontstellungen einzunehmen in dem Augenblick, wo ihr die Frage der Heeresreform das Gebot auferlegt, alle ihre Kräfte anzuspannen, um ihrerseits dazu beizutragen, daß das Ansehen der Regierung ebenso wie deren Forderung keinen Schaden erleidet. Denn daß die konservative Partei trotz einzelner abweichenden Ansichten bezüglich der zweijährigen Dienstzeit und trotz einzelner überflüssigerweise vorgebrachten Drohungen, in dieser Frage Vergeltung für die der Landwirtschaft zugefügten Nachteile üben zu wollen, für die Heeresreform einsteht, versteht sich von selbst.

Graf Caprivi hat die Frage aufgeworfen, was hinter diesem Frontangriff zu suchen sei. Denn die Frage des mit Rußland abzuschließenden Handelsvertrags ist es nicht allein, um deretwillen die Konservativen mobil gemacht haben. Er nahm an, daß es auf seinen Sturz abgesehen sei. Darüber kann sich nun wohl der Reichskanzler beruhigen. Freilich wird sich ein ähnlicher Eindruck auch in weitern Kreisen verbreiten, wo man parlamentarische Erscheinungen nur von dem Gesichtspunkt aus zu beurteilen gewöhnt ist, ob sich dahinter die Absicht eines Ministersturzes verberge oder nicht. Aber eine solche Absicht hätte dem konservativen Angriff sicherlich keine solche Kraft zugeführt. Der Grund liegt tiefer.

Die konservative Partei — oder nennen wir sie mit dem Reichskanzler „Agrarier," weil augenblicklich landwirtschaftliche Interessen bei ihrem Verhalten die Hauptrolle spielen —, also die „Agrarier" sehen ihre wirtschaftliche wie politische Macht schwinden und machen nun alle ihre Kräfte mobil, um in der Regierung und im Parlament den Einfluß wiederzugewinnen, den sie thatsächlich in der Gesetzgebung seit dem Bestehen des deutschen Reichs nicht mehr gehabt haben, der ihnen aber bei der thatsächlichen Bedeutung der Landwirtschaft im Volks- und Staatsleben zukommt. Auch unter dem Fürsten Bismarck haben sie ihn nicht gehabt. In dem Aufrufe zur Begründung eines Bundes der Landwirte, der am 1. Februar in der Kreuzzeitung veröffentlicht wurde, sind die Beschwerden, die der Landwirtschaft auf dem Herzen liegen, aufgezählt: die Zollherabsetzung für Getreide von 5 auf $3^1/_2$ Mark, das Aufhören der Zuckerexportprämien, das Fehlen eines Wollzolles, das Branntweinsteuergesetz, die Erhöhung des Spirituszolls in Spanien, die Kosten der sozialen Gesetzgebung, ungenügende Transportmittel (Eisenbahnen) für die Versendung ihrer Produkte im Osten, die Maul- und Klauenseuche, die Steuergesetzgebung. Nur die beiden erstgenannten Klagen können sich auf die gegenwärtige Regierung beziehen, alles andre — mit Ausnahme der Maul- und Klauenseuche — fällt.

wenn überhaupt jemand dafür verantwortlich gemacht werden könnte, dem Fürsten Bismarck zur Last, und was die Steuergesetzgebung betrifft, so sind die ersten Miquelschen Gesetze beinahe einstimmig jedenfalls von den Konservativen angenommen worden, und die jetzigen Miquelschen Steuervorlagen bringen dem Grundbesitz sogar eine große Erleichterung durch den Verzicht auf die staatliche Grundsteuer. Was aber die Zollherabsetzung und die Aufhebung der Zuckerexportprämien betrifft, so ist der Beweis nicht gebracht, daß diese die Landwirtschaft ruiniren werden, wenn es auch hundert- und tausendmal behauptet worden ist. In jedem Falle genügen diese beiden Abweichungen von der Bismarckschen Wirtschaftspolitik nicht, eine Sehnsucht nach dem alten Kurse zu begründen, und was die andern Beschwerden betrifft, so stellen sie ebenso die Bismarcksche wie die Caprivische Politik unter Anklage. In keinem Falle kann daher der Ansturm der Konservativen als die Absicht, den Grafen Caprivi zu stürzen oder eine Lanze zu Gunsten des Fürsten Bismarck zu brechen, aufgefaßt werden.

Vielmehr gilt auch hier: den Sack schlägt man, aber den Esel meint man. Der Esel ist der immer weiter um sich greifende demokratisch-freisinnige Liberalismus, der da hofft, daß bei einer Auflösung des Reichstags sein Weizen blühen werde. Die Agitationskunst des Freisinns, der mit seiner Sucht zu kritisiren, gedankenlose Kreise fast ebenso, wie es die Sozialdemokratie thut, immer mehr gefangen nimmt und mit seiner einseitigen Kritik der Militärvorlage — als die offiziöse Presse noch schweigen mußte — selbst auf gut konservativ gesinnte Kreise nicht ohne Einfluß geblieben ist, erscheint in der That als eine dringende Gefahr, wenn ihr nicht beizeiten ein Damm entgegengesetzt wird. Dies kann freilich nicht durch das Mittel der Gutmütigkeit, des Wohlverhaltens gegenüber der Regierung erreicht werden, vielmehr bedarf es einer Aktion, die die Geister ergreift und beherrscht; nur so kann den Wahlen, ob sie nun früher oder später vollzogen werden, mit Hoffnung auf Erfolg entgegengesehen werden. Freilich brechen die Konservativen oder die „Agrarier" damit keineswegs eine Lanze für die Regierung: sie wollen gar nicht mehr als eine — wie der Freisinn immer spöttisch bemerkt — von der Regierung kommandirte und abhängige Hilfstruppe erscheinen; sie wollen durch die Mobilmachung ihrer Scharen das konservative Schwergewicht im Parlament verstärken, um mit diesem Gewicht auch die Politik der Regierung zu beeinflussen und diese Politik in eine Richtung zu lenken, die die Interessen der Landwirtschaft energisch vertritt und fördert.

Damit ist von neuem der alte Gegensatz von Liberalismus und Konservatismus, den man durch die praktische nationale Politik Bismarcks und die „Kartellpolitik" für gemildert und beseitigt hielt, in seiner ganzen Schärfe ausgesprochen. Aber es wäre thöricht, nunmehr eine „Reaktion," „mittelalterliche Zustände," „Junkerherrschaft" u. s. w. vorauszusagen; auch ist der mit

schlechtem Beigeschmack versehene Ausdruck „Agrariertum," mit dem man diese Bewegung verdächtigen möchte, nicht angebracht. Allerdings will sie ihre Kraft aus der Landwirtschaft nehmen, aber Sonderinteressen hat sie nicht im Auge; sie will nur den überhandnehmenden Einfluß der im letzten Grunde demokratischen Theorien in der Politik wie in der Volkswirtschaft abwehren und zerstören und richtet zugleich ihre ganze Kraft auf die Stärkung des monarchischen Ansehens wie auf die Verdrängung der — allerdings noch nicht vorhandnen, sich aber bei fortgesetztem Anwachsen des liberalen oder demokratischen Elements leicht von selbst ergebenden — Übermacht des Parlamentarismus. Die Herren vom Freisinn spotten dieser Bewegung, zumal da sie das Judentum als Verbündeten haben und soeben noch die Genugthuung hatten, für die Handelspolitik der Regierung eintreten zu können. Aber selbst ihre demonstrative Stellungnahme gegenüber dem „Zukunftsstaat" wird ihnen nichts nützen; sie werden sich mit ganz andern Waffen rüsten müssen, wenn sie der konservativen Bewegung Herr werden wollen. Sie werden es sicher nicht, wenn sie in der Militärfrage die Politik der Konfliktszeit treiben: an dieser Klippe werden sie jetzt wie damals scheitern.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Panamaprozeß. Die Neue Freie Presse meint, nach dem Urteile über Ferdinand von Lesseps brauche man sich über die Ketten im Sarge des Kolumbus nicht mehr zu wundern. Einverstanden! Wenn sie aber weiter schreibt, der Haß gegen das Unternehmertum und gegen das Unternehmergenie habe dieses Urteil diktirt, so irrt sie entweder oder will das Publikum irre führen, seine Aufmerksamkeit von ihren lieben Freunden und Stammesgenossen ablenken, die bei der Sache die Hauptschuld tragen. Wie kämen die französischen Richter dazu, einen genialen Unternehmer zu hassen? Die Sache liegt doch sehr einfach: ihnen fiel die für gewissenhafte Richter gewiß äußerst peinliche Aufgabe zu, die Schuld der eigentlich Schuldigen, der frühern Minister, der Deputirten und der Gönner dieser Herren in der hohen Finanz zu verdecken. Die Schuld von Lesseps besteht, wie es scheint, nur darin, daß er sich als Greis an ein Unternehmen wagte, das vielleicht auch für seine frühere Manneskraft zu schwierig gewesen wäre. An gehörige Überwachung des Baues war bei der ungeheuern Entfernung nicht zu denken. Das Geld wurde also größtenteils vertrödelt, und als es ausging, that Lesseps, was jeder ehrgeizige Unternehmer in solchem Falle thut, er suchte mehr Geld zu erlangen. Um das Gebahren der dafür nötigen Geldleute hat er sich gewiß nicht gekümmert. Regierung und Deputirte wußten, wie es in Panama stand, sie mußten

also entweder die Genehmigung für die letzte Emission verweigern oder den Kanalbau selbst in die Hand nehmen und von Staatswegen überwachen. Sie zogen das leichtere und vorteilhaftere vor und teilten sich mit den Finanzmännern in die Beute. Um das Unternehmen fortführen zu können — so hat Karl von Lesseps in einem seiner Verhöre ausgesagt —, sei es eben unumgänglich notwendig gewesen, „durch das kaudinische Joch der Finanzleute zu kriechen.“ Diese Lage der Dinge mußte verhüllt und darum der geniale Unternehmer als der eigentlich Schuldige hingestellt werden.

Zur Logik der Weltgeschichte. In einem angesehnen Blatte begegneten wir vor einiger Zeit folgender Mitteilung: „Nach einem in England lange anerkannten Prinzip bilden in den Kohlenzechen die Kohlenpreise die Grundlage für die Gestaltung der Löhne, in der Art, daß entweder in der Form der gleitenden Skala oder der Unterhandlung zwischen Vertretern der Arbeiter und der Unternehmer der Lohn der Arbeiter mit dem Gewinn der Unternehmer steigen oder (und!) fallen soll. Nun waren seit 1887 die Kohlenpreise bedeutend gestiegen; doch trat mit dem Jahre 1890 eine rückläufige Bewegung ein. Bei diesem Rückgange der Preise mußten die Arbeiter einer Lohnermäßigung entgegensehen; und um dieser zu entgehen, beschloß die Föderation der Grubenarbeiter, eine hauptsächlich in den mittlern Grafschaften vertretne Vereinigung, durch eine allgemeine Arbeitseinstellung eine Verminderung der Förderung und einen Verbrauch der Vorräte zu veranlassen, um durch das derart eingeschränkte Angebot einem weitern Rückgange der Preise vorzubeugen.“

Dieser Vorgang zeigt in engem Rahmen, wie die Weltgeschichte arbeitet. Das Herkommen oder Übereinkommen, kraft dessen der Arbeiterlohn mit dem Unternehmergewinn stieg und fiel, bildete — gleichviel, ob es auf ausdrücklicher oder auf langjähriger stillschweigender Anerkennung beider Teile beruhte — zwischen ihnen geltendes Recht. Dieses geltende Recht enthielt jedoch ein materielles Unrecht; nämlich an der Stelle, wo es unterließ, zwischen der steigenden und der fallenden Preisbewegung einen Unterschied zu Gunsten der Arbeiter festzusetzen. Denn thatsächlich bedeutet der Lohn für den Arbeiter etwas andres als der Gewinn für den Unternehmer: der Arbeiter verspürt die fallende Bewegung auf der Haut, der Unternehmer erst am Rock. Ihr gegenüber hätte also der Arbeiter günstiger gestellt werden müssen als der Unternehmer, wenn die Teilung nicht scheinbar, sondern wirklich gerecht sein sollte.

Aber die Thatsache, daß eine Lohnverminderung den Arbeiter empfindlicher trifft als eine Gewinnverminderung den Unternehmer, war damit, daß sie in dem erwähnten Herkommen oder Übereinkommen keine Berücksichtigung gefunden hatte, nicht aus der Welt geschafft. Und es gewährt einen merkwürdigen Anblick, mit welcher Folgerichtigkeit diese schwache Stelle in dem anscheinend so vortrefflichen Balkengefüge, das die Kunst zwischen Unternehmern und Arbeitern überbrücken sollte, bei der ersten außergewöhnlichen Anspannung seiner Tragfähigkeit zu Tage tritt. Die Arbeiter suchen der fallenden Preisbewegung durch an sich erlaubte, im gegebnen Falle aber vertragswidrige Mittel entgegenzuwirken: sie begehen nunmehr ein formelles Unrecht auf demselben Punkte, wo die Unternehmer das materielle Unrecht begangen hatten.

Man sieht hier unter anderm, wie wenig Ereignisse dieser Art von den zufällig führenden Personen hervorgerufen werden. Durch die Köpfe der Menschen hindurch geht die Geschichte ihren gesetzmäßigen Weg. Ist in ihnen eine Frage

reif zur Lösung, so beginnt der Lösungsprozeß ganz unabhängig von dem Wollen der Einzelnen und vollzieht sich. Denn der Mensch ist das Geschöpf, das denkt; darum folgen die menschlichen Dinge dem Gesetze der Ursächlichkeit wie einem höhern Zwange.

Noch eine andre Seite an dem hier mitgeteilten Vorgange verdient Beachtung. Die Arbeitseinstellung erfolgt nicht zu dem Zwecke, von den Unternehmern irgend eine neue Bewilligung zu erzwingen, sondern in der Absicht, die Produktion, das Angebot zu vermindern und dadurch die Preise und mit diesen die Löhne in die Höhe zu schrauben oder auf ihrer Höhe zu halten. Das Ziel der Bewegung ist also nicht eine für die Arbeiter vorteilhafte Änderung ihres Arbeitsvertrags, sondern eine für die Unternehmer wie für die Arbeiter vorteilhafte Beeinflussung des Kohlenmarktes. Insofern liegt hier einer der immer zahlreicher vorkommenden Fälle vor, wo man sich unter der Voraussetzung eines vollständiger ausgebildeten Einvernehmens zwischen Unternehmern und Arbeitern sehr wohl ein Zusammengehen beider Teile an Stelle der von den Arbeitern auf eigne Hand unternommnen Bewegung denken könnte. Und endlich läßt die Berechnung, die zu dieser Bewegung geführt hat, erkennen, wie praktisch bereits die englischen Arbeiter die theoretischen Errungenschaften der Nationalökonomen zu handhaben verstehen. Wir wollen „Ihrer Majestät Regierung“ wünschen, daß sie auch derartigen Zeiterscheinungen die gebührende Aufmerksamkeit schenke; sonst könnte es sich leicht ereignen, daß sie sich in kurzem einer Home Rule-Partei von einem ganz neuen Schlage gegenüber sähe.

Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik. Die Kriminalstatistik wird gewöhnlich von den Parteien dazu mißbraucht, die sittliche Güte der Völker und Zeiten, denen sie wohlwollen, und die sittliche Schlechtigkeit der ihnen widerwärtigen Volksstämme, Konfessionen und Zeitabschnitte zu beweisen. Diese Beweisführungen sind meistens nichts wert. Einmal ist es nur die negative Sittlichkeit, worüber die Kriminalstatistik Auskunft giebt, während man von ihr über die Tugenden und die guten Thaten der Menschen nichts erfährt, sodann ist diese Auskunft sehr unvollständig, weil viele sehr böse Dinge nicht strafbar sind, manche ziemlich harmlose aber strafbar sind, und weil von den im Gesetz verbotnen Handlungen immer nur ein Teil vor den Richter kommt. Endlich hängt die Zu- und Abnahme der Kriminalfälle mindestens in demselben Grade von der Änderung der Gesetze und der polizeilichen Aufsicht, wie von der der Menschen ab. Wenn sich an einem Orte ein Augenarzt niederläßt, dann wimmelt es dort sofort von Augenkranken, und wenn ein Polizist mehr angestellt wird, so wächst die Zahl der Übertretungen, d. h. die Zahl derer, die bemerkt und angezeigt werden.

Weit brauchbarer als zur Beurteilung des Wachstums und der Abnahme der Sittlichkeit ist die Kriminalstatistik zur Beurteilung des Volkscharakters. Wenn in einer Gegend viel gerauft, wenig gestohlen und gar nicht betrogen wird, so wissen wir, daß wir es mit einem urwüchsig kräftigen, offnen und ehrlichen Volke zu thun haben. Wenn anderwärts gar keine Gewaltthaten, aber viel Betrügereien vorkommen, so haben wir ein habsüchtiges und verschmitztes Volk vor uns, zu dessen Haupttugenden die Tapferkeit nicht gehört. Das Urteil wird um so zuverlässiger und begründeter sein, wenn die zwei Volksstämme, um die sichs handelt, mit einander untermischt unter denselben Gesetzen und derselben Obrigkeit leben. Von diesem Gesichtspunkte aus hat W. Giese in seiner Schrift: Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1893) das statistische

Material der deutschen Strafrechtspflege geprüft und die Volksmeinung über den jüdischen Charakter bestätigt gefunden. Das beigebrachte Zahlenmaterial ist so reichlich und vollständig, so vortrefflich geordnet, und seine Sprache so überzeugend, daß es den deutschen Juden schwer fallen dürfte, ihm gegenüber ihre Behauptung aufrecht zu erhalten, sie seien Deutsche wie die andern Deutschen.

Reisehandbücher für die Türkei und Griechenland. Wie ein goldführender Strom überschwemmt die Menge unsrer bildungs- und vergnügungsüchtigen Groß- und Kleinstädter alljährlich zweimal zur „Saison“ den sonnigen Süden. Immer weiter rückt das Ziel hinaus. Venedig, Florenz, Rom, Neapel und Sizilien liegen vielen Wanderlustigen schon zu nahe, ihr Zug geht über Korfu oder Konstantinopel nach Griechenland, Kleinasien, Palästina und Ägypten. Dort, wo unsre Zugvögel überwintern, halten auch diese Wandervögel kürzere oder längere Rast, je nachdem sie zu den großen Gattungen der Stand-, Strich- oder Zugvögel gehören. Die einen werden auch in der Fremde gewissermaßen zu Standvögeln. Sie reisen einzeln, paarweise, zu dritt, zuweilen auch in kleinern Gesellschaften, aber nie in Schwärmen. Ihr Flug hat etwas bedächtiges, sie rasten bald da bald dort, und am Ziel ihrer Wanderung lassen sie sich wochen-, ja monatelang nieder, durchforschen alles und werden bald heimisch. Allein oder in kleinern Gesellschaften wandern gewöhnlich auch die Strichvögel, aber ihr Flug hat etwas unstetes. Sie hasten von Ort zu Ort, finden nirgends Ruhe, verweilen auch am Ziele nur wenige Tage und eilen dann wieder rückwärts. Mit ihrer Ruhelosigkeit scheuchen sie manchen beschaulichen Standvogel auf, doch sind sie immer noch harmloser als die in Schwärmen fliegenden Zugvögel. Diese vereinigen mit der Ruhelosigkeit der vorigen Gattung ein geräuschvolles Auftreten. An ihrer Spitze fliegt als Führer ein kräftig beschwingter und laut zwitschernder Leitvogel. Sie erscheinen plötzlich und verschwinden ebenso rasch wieder. Ihr lärmendes und anspruchsvolles Wesen bleibt jedem, an dem ihr Zug einmal vorbeigerauscht ist, ebenso unvergeßlich wie die Hast, womit sie unter den gewaltigen Trümmern des Altertums und in den Prachtsälen der Schlösser und Museen die vorgeschriebne kunstgeschichtliche Atzung aufpicken.

Die Gesellschaftsreisen sind recht eine Schöpfung unsrer zugleich ruhelosen und bequemen, bildungstolzen und dabei oberflächlichen Zeit. Bequem genug ist es freilich, in ein fremdes Land zu reisen, ohne daß man auch nur ein Wort seiner Sprache versteht, und in den Tag hineinzuleben, ohne daß man sich um irgend etwas zu kümmern braucht. Der Führer sorgt ja für alles, er ist der Dolmetsch der Reisenden, er bringt sie zur Bahn und ans Schiff, ins Gasthaus und zu allen Sehenswürdigkeiten, an den gedeckten Tisch und schließlich ins Bett. Aber ist diese Bequemlichkeit wirklich wert, daß man sich deshalb wochenlang seiner Selbständigkeit entäußert und mit wildfremden Menschen von Stadt zu Stadt hetzen läßt — in fünfunddreißig Tagen durch Italien bis Korfu oder gar in vierunddreißig Tagen bis nach Athen! Kann bei solchen Frühlings- und Herbstjagden wohl mehr herauskommen, als das für viele allerdings erhebende Gefühl des „Dajewesenseins“? Der Zauber des ewigen Roms und seiner Umgebung wird sich dem nie erschließen, der nicht auch einmal als einsamer Wandrer durch die Einsamkeit der Campagna streift. Und die Anmut und erhabne Größe der griechischen Kunst kann sich dem nie offenbaren, der in einem Tage durch die Sammlungen Athens jagt und mit einem Besuche der Akropolis sein „Programm“ erledigt hat. Ebenso wie die Hast des Reisens beeinträchtigt den Genuß die Un-

kenntnis der Landessprache. Für einen Gebildeten, der auf der Schule Lateinisch und Griechisch getrieben hat, ist es doch wahrhaftig nicht zu schwer, das Italienische und Neugriechische soweit zu erlernen, daß er sich mit einem gedruckten Sprachführer weiter helfen kann. Die im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erschienenen Meyerschen Sprachführer — für das Italienische von Kleinpaul, für das Neugriechische von Mitsotakis bearbeitet —, die auch einen kleinen grammatischen Anhang enthalten, sind sehr brauchbar, bequem und handlich, übersichtlich und dabei reichhaltig und zuverlässig. Mit den Anfangsgründen der Sprache im Kopf und mit einem solchen Büchlein in der Tasche kann man sich getrost in die Fremde wagen.

Und wie bald wird man da heimisch werden, wenn man vorher den Plan der Reise nach einem unsrer bewährten Reisehandbücher genau entworfen hat. Das kostet zwar ein klein wenig Zeit und Mühe, aber sind nicht die Vorbereitungen und die Freude auf die Reise fast ebenso genußreich wie das Reisen selbst? Es kann einem auch kaum leichter gemacht werden, als uns durch unsre Reisehandbücher, die allen Ansprüchen genügen, und die dem Forscher, der den Süden zu längerm Aufenthalt aufsucht, ebenso sicher die Wege weisen wie dem Laien, dem sein Beruf oder seine Geschäfte nur eine beschränkte Zeit gewähren. Jener und überhaupt jeder, der in Griechenland mehr sucht als einen flüchtigen Genuß, wird wohl stets zum Bädeker greifen. Der Bädeker für Griechenland, von Lolling meisterhaft bearbeitet, wurde zum erstenmale 1883 ausgegeben. Schon fünf Jahre später wurde eine zweite Auflage nötig, die außer zahlreichen neuen „Routen" — Cephalonia, Ithaka, Delos und andre — eine Anzahl vortrefflicher Karten hinzubrachte, wie die Umgebung von Korinth und die Pläne von Eleusis, Delos, Delphi, Epidauros, Sparta und Messene. Zur Zeit wird die dritte Auflage vorbereitet. Was Bädekers Handbücher für Italien so brauchbar und wertvoll gemacht hat, die Verbindung des Praktischen mit dem Wissenschaftlichen, ohne daß dabei das Lehrhafte in lästiger Weise vorträte, das zeichnet im höchsten Maße das Handbuch für Griechenland aus. Es ist ein Werk deutschen Fleißes und deutscher Gewissenhaftigkeit. Die Kenntnisse, die in diesem starken Bande enthalten sind, hätte vielleicht auch ein Engländer oder ein Franzose besessen, die Gewissenhaftigkeit aber, womit auch das Kleinste berücksichtigt wird, und die Bescheidenheit, mit der der Gelehrte hinter dem Verfasser des Reisehandbuchs zurücktritt, sind deutsche Eigenschaften. Sie geben dem Buche einen größern Wert, als ihn ein Reisehandbuch sonst hat. Viele, die Griechenland noch nicht gesehen haben und vielleicht kaum die Hoffnung hegen, es noch besuchen zu können, besitzen und schätzen doch den Bädeker für Griechenland, denn auf manche Frage findet man hier am leichtesten eine zuverlässige Antwort.

Schon ein Jahr vor dem Bädeker waren vom Bibliographischen Institut in Leipzig Meyers Reisehandbücher für die Türkei und für Griechenland ausgegeben worden. Sie liegen jetzt in vierter Auflage vor, zwei handliche Bändchen, von denen das erste die untern Donauländer und die Türkei, das zweite Kleinasien und Griechenland behandelt. Die Meyerschen „Orientführer" sind weniger für solche Reisende geschrieben, die man unter den Wandervögeln die Standvögel nennen kann, als für die Strichvögel: wie das Vorwort sagt, für die Reisenden, „die nicht in rein wissenschaftlichem oder geschäftlichem Interesse das Morgenland besuchen, sondern durch das Verlangen nach neuen und originellen Reisezielen, oder um dem nordischen Winter zu entgehn, nach dem Orient geführt werden, die weniger studiren und lesen, aber desto mehr schauen wollen." Dieser Unterschied

zwischen dem Bädeker und dem Meyer tritt schon in der Zeiteinteilung hervor. Während Bädeker zum Beispiel für Athen und seine Umgebungen wenigstens acht bis zehn Tage verlangt, rechnet Meyer schon mit einem Aufenthalte von vier bis fünf Stunden, läßt einen Tag „zur Not" genügen und erledigt bei einem mehrtägigen Aufenthalt alles in acht Tagen. Da Meyer ferner nur zu den Hauptsehenswürdigkeiten geleiten will, läßt er Gebiete, die den Hauptstraßen fern liegen oder nur zu wissenschaftlichen Forschungen bereist werden, unberücksichtigt. Daß trotzdem alle wichtigen Landschaften besprochen werden, zeigt schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis, nur eine Straße vermißt man wirklich: die von Athen über Platää nach Theben und weiter über Orchomenos in den Thermopylenpaß. Zu diesen von der Geschichte geweihten Stätten muß ein Reisehandbuch für Griechenland den Weg weisen, und zu Gunsten des Buches selbst muß man wünschen, daß diese Lücke in der nächsten Auflage ausgefüllt werde. Der Raum dazu wird sich leicht finden, wenn im zweiten Bändchen der vierundsechzig Seiten starke Anhang mit den Reklamen wegfällt. Was sollen in einem Reisehandbuch, das möglichst handlich sein will, und noch dazu in einem Führer nach Griechenland Anzeigen der Stollwerckschen Schokolade und der „Chocolat Suchard" oder Empfehlungen von Gasthäusern in Christiania, London und Lyon? Die nächste Auflage wird auch ein paar leichte archäologische Irrtümer tilgen müssen (z. B. Seite 168: Pyrros; Seite 173: die Athene Promachos „mit erhobner Lanze"; Seite 160: die Bemerkung über das Lysikratesdenkmal als „ältestes Bauwerk korinthischen Stils," während doch schon der Tholos in Epidauros korinthische Säulen hat). Abgesehen von solchen kleinen Ausstellungen verdient auch der Meyer alles Lob. Er ist in seiner Art ebenso vortrefflich wie der Bädeker. Reisende, die nur zum Vergnügen nach dem Osten gehn, können keinen bessern Führer finden, und auch die, die den Bädeker schon besitzen, können den Meyer nicht entbehren, da sie in Konstantinopel auf seine bisher einzig dastehende, mustergiltige Führung angewiesen sind. Eine besonders wertvolle Zugabe sind die Abschnitte „Land und Leute in der Türkei" und „Land und Leute in Griechenland"; die „Einleitung zur Orientreise" giebt eine Anzahl beachtenswerter Lehren. Man wird diese Seiten nicht nur vor der Reise, sondern auch in mancher stillen Stunde in Konstantinopel oder Athen gern lesen und bleibenden Nutzen davon haben.

Litterarischer Bismarckschwindel. Unter dem Titel Prince de Bismarck, Carnet de Jeunesse, und geschmückt mit einem Jugendbildnis Bismarcks, das wir schon aus dem Prachtwerke F. v. Köppens kennen, ist soeben in Paris bei Ernest Flammarion ein Büchlein erschienen, dessen ungenannter Verfasser entweder ein betrogner Schlaukopf oder ein ganz abgefeimter litterarischer „Macher" ist. Er erzählt in der Vorrede, er habe im Winter 1890 in dem Kasseler Archiv geschichtliche Studien betrieben. Bei diesem Aufenthalt in Kassel sei ihm von seinem Freunde, dem Kustos an der Kasseler Bibliothek, Ruprecht Moschenroß, ein Tagebuch aus Bismarcks Jugend zur Durchsicht anvertraut worden. Mit der Herkunft dieses Tagebuchs habe es folgende Bewandtnis gehabt. Bismarck habe 1835 als junger Auskultator mit einem ihm befreundeten Grafen Sch..... nach der Sitte jener Zeit Tagebücher ausgetauscht mit dem gegenseitigen Versprechen, ein Jahr lang jeden Tag etwas hineinzuschreiben und nach Jahresfrist die Bücher wiederum auszutauschen. Das von Bismarck angefüllte Buch habe sich in der Familie des Grafen Sch..... erhalten, und dieses sei es, das ihm, dem Herausgeber, 1890 anvertraut worden sei. Er habe sich damals eine genaue Abschrift davon gemacht,

zunächst nur für sich. Da aber die Familie Sch..... neuerdings das Original vernichtet habe, so trage er nun kein Bedenken, seine Abschrift, ins Französische übersetzt, zu veröffentlichen.

Um den Schein der Echtheit zu bewahren, hat der Verfasser zu einigen Aussprüchen, deren Sinn nicht ganz klar ist, Anmerkungen gemacht, worin er sich auf das deutsche Original bezieht, das zuweilen schwer übersetzbare Germanismen enthalten habe. Der französische Leser wird diese Mystifikation kaum merken, der deutsche aber spürt sofort, daß hier unter der Flagge des Fürsten Bismarck echt französische Ware auf den litterarischen Markt geschmuggelt werden soll. An einer Stelle heißt es nämlich in Bismarcks Tagebuch: Le jour où je fis ma déclaration à cette chère Ernestine, mon cœur battait si fort qu'elle se tourna vers la porte et dit: „Entrez!“ Dazu macht der Herausgeber folgende Anmerkung: La personne ici désignée par son prénom, est Mlle. Ernestine Taugenichts, fille d'un conseiller de justice, que le futur chancelier honora d'une cour assidue pendant tout l'été de 1835, et qui, mariée depuis au célèbre professeur Schafskopf, garda toujours pour son patito de jeunesse un souvenir attendri.

Abgesehen von dieser litterarischen Täuschung gestehen wir gern, daß uns das Lesen des Buchs ein paar angenehme Stunden bereitet hat. Der Verfasser hat sich, wie es scheint, die Maximen und Reflexionen Rochefoucaulds zum Muster genommen; einige Aussprüche erinnern auch an Stellen aus Schopenhauers Parerga und Paralipomena. Durch schlagende Kürze und überraschende Einfälle zeichnen sich fast alle aus. Folgende Beispiele mögen die Art der angeblich Bismarckschen Spruchweisheit zeigen: Gegen das Unwetter des Lebens ist die Philosophie ein Regenschirm, die Religion ein wasserdichter Mantel. — Die Sitten wechseln mit den Einnahmen, die Gefühle mit den Ländern, die Meinungen mit der Lektüre, und die Grundsätze mit den Jahren. — Die Hölle stelle ich mir sehr deutlich vor; sie wird die gegenwärtige Welt sein, aber ohne die Phantasie. — Die größte Gnade, die der Himmel unsern Bitten erweisen könnte, wäre die, sie nicht zu erhören. — Der Atheismus ist eine rabenschwarze Nacht, der Pantheismus eine Zauberlaterne, der Spiritualismus eine Wachskerze, der Skeptizismus ein Irrlicht, und der Positivismus ein Gaslicht. Der erste hindert uns zu sehen, der zweite läßt uns falsch sehen, der dritte stimmt uns traurig, der vierte bringt uns vom Wege ab, und der fünfte zwingt uns, die Augen zu schließen. — Um die Reife gewisser Früchte zu beschleunigen und ihnen mehr Geschmack zu geben, bringt man ihnen eine Wunde bei. So verbessert sich auch unser Herz; es wird weicher durch die Eindrücke des Kummers. — In der Freundschaft wie bei jedem Verkehr ist das Monopol der Ruin. — Ich habe einen verbohrten Gelehrten gekannt; wenn der durch einen Wald voll uralter Eichen spazieren ging, so pflegte er nichts weiter zu denken als: wieviel schöne Katheder könnte man daraus noch schneiden! — Alle diese Aussprüche könnte Bismarck allenfalls gethan haben, wenn auch nicht als zwanzigjähriger Mensch. Wo aber der Verfasser auf die Frauen, auf die Liebe und die geschlechtlichen Verhältnisse zu sprechen kommt, da geht doch der gallische Geist mit ihm durch. Manche Betrachtungen auf diesen Gebieten scheinen geradezu aus dem Journal amusant zu stammen; z. B. Die Frau bedeckt sich gern mit Blumen. Thut sie das als Opfertier oder als Siegerin? — Wenn die Frau sieht, daß ihr Gatte die Cigarrentasche oder seine Pfeife hervorzieht, so kann sie sich sagen, daß seine Liebe abnimmt. Sie ist ganz verschwunden, sobald er raucht. — Alcibiades wollte von sich reden machen und begnügte sich damit, seinem Hunde den Schwanz abzuschneiden. Man muß gestehen, daß er sich viel weniger verschwenderisch gezeigt

hat als Origenes (der sich bekanntlich selbst kastrirte). Andre Aussprüche lassen sich nur französisch wiederholen, z. B.: L'honneur des femmes est comme les fauxvols, dont toute la vitalité réside dans la boutonnière. — Le mariage élève le niveau général d'une société, mais impose à chaque couple en particulier une position horizontale.

Diese und andre geistvolle Gemeinheiten werden dem zwanzigjährigen Bismarck untergeschoben! Hoffentlich decken die französischen Kritiker den Schwindel sofort auf.

Neuerkrankungen. Wenn man eine besondre Monatsschrift gründen wollte, die sich die Aufgabe stellte, auch nur die schlimmsten Sprachschnitzer zu sammeln, die in neu erschienenen Büchern und in der Tagespresse vorkommen, und alle Dummheiten, die, heute von eiteln oder gedankenlosen Pfennigschreibern in die Sprache hineingeworfen, morgen schon von der ganzen gedankenlosen Sippe nachgebraucht werden, man könnte jeden Monat ein stattliches Heft damit füllen. Einige Tage lang wurde aus Nietleben und andern Choleraherden nicht mehr von neuen Erkrankungen berichtet, sondern nur noch von „Neuerkrankungen," sogar von „weitern Neuerkrankungen." Was ist denn eine Neuerkrankung, was kann es vernünftigerweise nur sein? Doch nur wenn ein Mensch, der krank gewesen und wieder gesund geworden ist, von neuem (oder wie der Österreicher so schön sagt, „neuerdings") erkrankt. Die Zeitungsschreiber meinten aber Menschen, die gesund gewesen und nun erkrankt sind; und wenn da alle Tage neue Fälle vorkommen, so sind das eben „neue Erkrankungen" oder „weitere Erkrankungen," aber doch keine „weitern Neuerkrankungen."

Sollte wieder der Telegraph, dieser entsetzliche Verwüster unsrer Sprache, seine Hand im Spiele haben? der Telegraph, bei dem es immer gilt, aus zwei Wörtern scheinbar eins zu machen, wobei natürlich darauf gerechnet wird, daß der Empfänger, in diesem Falle der Zeitungsredakteur, so verständig sein werde, aus dem einen Worte wieder zwei zu machen? Da kennt man den Redakteur schlecht. Der giebt das Telegramm mit allem Unsinn in die Druckerei.

Litteratur

Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse. Von Hermann Oeser. Zweite Auflage. A. Reich in Basel, vormals C. Detloffs Buchhandlung, 1893

Wir freuen uns, daß sich dies köstliche kleine Buch schon nach Jahresfrist in neuer Auflage bei uns einfindet, und wir möchten es unsern Lesern aufs neue warm empfehlen. Es enthält gleichsam die Auslese aus einem reichen geistigen Leben. Tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens vereinigt sich hier mit feiner Beobachtungsgabe und freundlichem Humor. Über die Schäden und Verirrungen unsrer Zeit, vor allem des kirchlichen Lebens, schwingt der Verfasser kräftig die Geißel. Mit kurzen, treffenden und witzigen Vergleichen und Bildern trifft er oft

eine ganze Reihe von Schwächen und Untugenden. So heißt eine Regel für eine „Gesindeordnung der Diener Gottes“: Gehe nicht mit deinem innern Leben hausiren. Er drückt es noch kräftiger aus: Du sollst keinen Nudelteig ausrollen. Zu dem Gebot: Du sollst dich nicht eins hinaufsetzen, fügt er die Erklärung: Es giebt eine Art, von sich zu erzählen, es giebt eine Art, sich zu demütigen, es giebt eine Art, von andern zu reden, durch die man „eins hinauf kommt.“ Du verstehst mich. Thue das nicht!

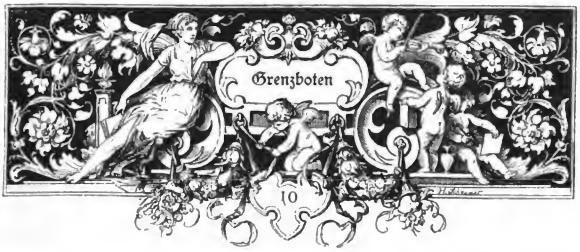
Oft geht ein bitterer, pessimistischer Zug durch die Gedanken des Herrn Archemoros, so, wenn er das Leben gewöhnlicher Menschen mit dem der großen vergleicht: „Ich sage dir, zehn haben als ganze Menschen edel gelebt, damit zehn Millionen Viertelsmenschen eine noble Gesinnung und effektreiche Gedanken sich leihen könnten. Die geistige Welt ist eine Leih- und Bestehlanstalt! Nur daß dem Verleiher das Herz blutet, während der Leihende sein Liedchen trällert!“ Herr Archemoros hat wohl Schopenhauer gelesen. Sehr schön sind seine Gedanken über die Imponderabilien, über den Gentleman, über die sogenannten „Charaktere,“ über den Weiterschieber, der das Problem eine Station weiter zurückschiebt und dann meint, es damit gelöst zu haben.

Mit diesen „Gedanken“ hat der Verfasser eine Reihe kleiner Skizzen und Erzählungen vereinigt, von denen einige wahre Kabinetstücke der novellistischen Kunst sind. Eine der besten ist die Geschichte von dem jungen Gelehrten Philippus, dem das eifrige Bücherstudium den Sinn für die äußern Erscheinungen der Welt geraubt hat, und dem erst als Soldaten auf einsamer Wacht dieser Sinn wieder in seiner ganzen Beglückung aufgeht. Am nächsten Tage bemerkt er, was er noch nie gesehen hat, an seinem Freunde und Nebenmann in Reih und Glied, daß dieser ein braunes und ein blaues Auge hat. Wir haben selten eine so feine psychologische Erzählung und darin eine so packende farbenreiche Naturschilderung gelesen, wie diese Geschichte vom Herrn Philippus, der entdeckt, daß sein Freund Ludwig zweifarbige Augen hat.

Schwarzes Bret

Mercedes hat kurze Beine! Heinrich von Anzenberg verrät es im Januarheft der „Deutschen Revue“ in seiner „Geteilten Liebe“ — einer blühenden Wiese für Stilbotaniker. Dort heißt es S. 28: „Platonische Liebe hält erfahrungsmäßig nicht lange Stand, und wenn die Liebe eine einseitige ist — Mercedes hatte damals doch nur eine aufrichtige Zuneigung zu mir —, dann hat sie ganz kurze Beine.“ Oder hätte platonische Liebe, wenn sie einseitig ist, so kurze Beine, daß sie nicht standhalten könnte? Ein unheimlicher Zweifel! Wer hat wirklich kurze Beine, Mercedes oder die Liebe? Ob das mit „beiderseitiger Geduld“ (S. 30) herauszubringen wäre? Vor einen noch verblüffendern Zweifel stellt uns Herr von Anzenberg auf S. 27, wo ein Jüngling sein eignes Kind zu sein scheint: „In seiner Großmut nimmt er einen talentvollen Jüngling zur Ausbildung in sein Haus auf und behandelt ihn wie ein Kind desselben.“ Und der arme Jüngling muß sich diese Behandlung gefallen lassen!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der Bund der Landwirte

Seitdem der Kladderadatsch den „Zug des Todes," das bekannte Bild Spangenbergs, durch einen „Zug der Nörgler" travestirt hat, sind die Scharen der Nörgler im deutschen Reiche erschreckend gewachsen, und dem von Unsicherheit, Sorge, Mißgunst, Neid, Genußsucht und Überhebung gedüngten Boden unsrer Gesellschaft entsprießen gar wundersame Blüten. Frau Sorge klopft an manche Thür, und nicht am leisesten an die Thüren der deutschen Landwirte. Das neunzehnte Jahrhundert hat diesen neben vielem Guten auch ein Danaergeschenk gebracht: die Eisenbahnen und die Dampfschiffe, mit deren Hilfe die Entfernungen zusammengeschrumpft und die Staaten, die Erdteile einander näher gerückt sind. Der Riese „Konkurrenz" hat seine gewaltige Faust auch auf die Landwirtschaft gelegt, und durch diesen sich von Jahr zu Jahr steigernden Druck ist schon so mancher Schwache zerquetscht worden. Allerdings hat auch Faulheit, Unwissenheit und Verschwendung oft selbstverschuldeten Untergang mit ihm zu entschuldigen versucht. Nur die Klugen, Starken und Sparsamen halten noch Stand, aber auch sie fühlen ein Unbehagen, das sie nicht zum ruhigen Genuß des Lebens kommen läßt. Dazu geht überhaupt durch unsre Zeit ein Zug der Unzufriedenheit, der sich nicht bloß bei der Sozialdemokratie, sondern auch bei den Agrariern, besonders in den letzten Jahren, sehr bemerkbar gemacht hat.

Dem Landwirt, der im allgemeinen kein großer Rechenmeister ist und sich ungern mit Abschlüssen oder gar mit Anschlägen beschäftigt, ist stets von allen Seiten gepredigt worden: Rechne, rechne! Du rechnest nicht genug! Nun ist in Preußen das neue Einkommensteuergesetz gekommen, drückt ihm alle Jahre mit Gewalt, unter Androhung höherer Einschätzung, die Feder in die Hand und verlangt von ihm eine Selbsteinschätzung, noch dazu zur Winterszeit, die so wie so schon zum Grübeln und Rechnen mehr einladet als der erste Juli,

wo der Landwirt sonst seine Bücher abschließen soll. Der Landrat, der landwirtschaftliche Verein, das Fachblatt, alle rufen dem Landwirt zu: Erkenne dich selbst! Und das, worin bisher am meisten auf dem Lande gesündigt worden ist, die Selbsteinschätzung, beginnt allerorten mit Hochdruck zu arbeiten. Die Vogelstraußpolitik gegenüber der eignen Vermögenslage muß notgedrungen aufgegeben werden, und an der Hand des Musters 1 für die Steuererklärung werden plötzlich Gedanken geboren, die früher dem einfachen Landwirt sehr fern gelegen haben. Er kommt zu dem Ergebnis: Mein steuerpflichtiges Einkommen beträgt 1. aus Kapitalvermögen an Zinsen, Renten, Dividenden, Ausbeuten — nichts! Im Gegenteil, die Zinsen und die Renten muß ich aufbringen und an die zahlen, die auch die Dividenden, Ausbeuten u. dergl. einsacken! 2. aus Grundvermögen: Betrieb der Landwirtschaft u. s. w. einschließlich des Mietwertes der Wohnung und des Geldwertes der im Hause verbrauchten Wirtschaftserzeugnisse — auch nicht viel! Im Durchschnitt der letzten zehn Jahre habe ich nichts erspart, und die paar Groschen, die auf der Sparkasse lagen, sind draufgegangen, ich habe also aus Grundvermögen so gut wie nichts eingenommen. Und wenn ich nun noch das bischen Leben und Wohnung als Einnahme versteuern soll, so ist das doch die höhere Schinderei; dafür zahle ich doch die Grundsteuer, bekleide dem Staat alle Ämter umsonst, muß ins Schöffengericht, oft wochenlang ins Schwurgericht, ohne einen Pfennig außer den dürftigen einmaligen Reisekosten zu erhalten, muß in der fremden Stadt ganz auf meine Kosten leben, muß meine Pferde, selbst die zum Kriegsdienst ganz untauglichen, stets dem Militärfiskus zur Verfügung stellen, muß Schulen erhalten, Kirchen bauen, Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenbeiträge zahlen, Wege und Brücken bessern. Ist das noch nicht Steuer genug? Aber das sind ja keine Steuern für den Staat — sagt der Finanzminister —, das sind ja Gemeindeabgaben, die dir unmittelbar wieder zu gute kommen, die darfst du von deiner Einnahme nicht abziehen. Nur die Staats-, Grund- und Gebäudesteuer, die Feuerversicherung und allenfalls eine mäßige Amortisation für deine Gutsgebäude, die kannst du abziehen. Nun, da wollen wir doch sehen, was wir in dem vorzüglichen Wirtschaftsjahre 1892/93 aus dem Grundvermögen einnehmen. Geerntet habe ich 11 Zentner Weizen und 10 Zentner Roggen vom Morgen, also 3 Zentner Weizen und 4 Zentner Roggen mehr als bei der Mißernte von 1891. Zum Verkauf blieben 1891: 1000 Zentner Weizen zu 12 Mark und 400 Zentner Roggen zu 12 Mark = 16 800 Mark; 1892: 1600 Zentner Weizen zu 7 Mark und 1200 Zentner Roggen zu 6 Mark = 18 400 Mark, also 1600 Mark mehr. Ja, wenn die Preise nicht so gefallen wären, dann hätten wir ein gutes Jahr gehabt, bei den vorjährigen Preisen 16 800 Mark mehr; da hätte man einmal etwas zurücklegen oder Schulden bezahlen können. Dazu ist wegen der großen Futternot außer ein paar tausend Zentnern Zuckerrüben und Kartoffeln nichts

zu verkaufen, und der Ertrag der Milch ist durch die Maul- und Klauenseuche um 3000 Mark zurückgegangen; Schafe giebts nicht mehr, Schweine aufzuziehen oder zu mästen ist nicht mehr möglich. Also, Herr Minister, die Rechnung ist leicht: Gewinn am Getreide gegen 1891 1600 Mark, Verlust an Vieh 3000 Mark, mithin Minderertrag 1400 Mark. Das ist das gesegnete Jahr 1892. Die Zuckerfabriken werden auch nicht mehr lange in der Lage sein, uns Rüben abzunehmen, gerade wie die Brennereien schon heute zwei Drittel weniger Kartoffeln verarbeiten, als vor dem neuen Steuergesetz! Man schlachtet uns die Kuh ab und verlangt dann, daß wir noch Milch liefern sollen. Und wer ist an all dem Elend schuld? Die Regierung mit ihren ewigen neuen Gesetzen und Zollermäßigungen. Auf die Grenzen paßt sie auch nicht auf — woher bekommen wir denn all die Seuchen, wenn nicht aus Österreich und Rußland! Was nutzt es, daß man sich die größte Mühe giebt, seine Scholle zu verbessern, wenn am grünen Tisch in kurzsichtigster und schädlichster Weise eingegriffen wird? Das ist doch geradezu, um sozialdemokratisch zu werden! Zu Bismarcks Zeiten, da wars ja auch nicht immer schön, der hatte aber doch ein Herz für die Landwirtschaft, war selbst Gutsbesitzer und räumte endlich mit dem wahnsinnigen Freihandel auf! Die Männer aber, die heute an der Spitze stehen, verachten ja geradezu die Landwirtschaft, kennen sie auch gar nicht, reisen erst im Lande umher, um sie vom Kupeefenster aus kennen zu lernen, und urteilen von der Güte des Rotweins ihrer hochadlichen Gastfreunde auf den Zustand der Landwirtschaft. Und unsre landwirtschaftlichen Abgeordneten — schöne Herren! Schweigen wir lieber darüber. Wenn sie den Mund aufthun, blamiren sie sich, verstehen die Sache nicht genügend, über die verhandelt wird, oder können sie nicht klar darstellen und lassen sich von den Städtern über den Löffel barbieren. Der Herr Minister aber, der mit dem langen Titel, ist kein Landwirt, sondern ein Jurist so gut wie seine Räte!

In diese Stimmung nun, die jetzt mit wenig Ausnahmen auf dem Lande herrscht — es ist das mit Leichtigkeit aus Briefen, aus dem Ton, in dem in Privatgesellschaften wie öffentlich über die preußische und die Reichsregierung gesprochen wird, nachzuweisen —, platzte zu Neujahr ein Kriegsgeschrei, das in ganz Deutschland wie der Schuß aus einer Lärmkanone wirkte. Aus Bunzlau, von Alters her berühmt durch seine braunen Kaffeekannen, kam der Ruf. Dort erscheint die „Landwirtschaftliche Tierzucht, illustrirtes Fachblatt für rationelle Viehhaltung, Milchwirtschaft und Futterbau," neuerdings auch für Politik. Diese Zeitung brachte zuerst den Alarmartikel, der dann mit unglaublicher Schnelligkeit in alle Welt, einschließlich der Kreuzzeitung und des Reichstags geflogen ist. „Ein Vorschlag zur Verbesserung unsrer Lage" — so hat ihn Herr Ruprecht, Pächter des zweitausend Morgen großen Stadtgutes Ransern bei Breslau, getauft. Groß ist die Zahl der Zuschriften, die der Verfasser,

wie die Redaktion der „Tierzucht“ aus den verschiedenartigsten Gegenden erhalten hat; Pächter und Besitzer von kleinen, mittlern und größern Gütern im bunten Durcheinander, Leute der verschiedensten politischen Richtung, der verschiedensten Lebensstellung, vom Prinzen bis zum kleinsten Bauern, haben ihre Zustimmung und ihren Beifall ausgesprochen, mit verschwindenden Ausnahmen sind alle einig in der Anerkennung des Mutes, den Herr Ruprecht bewiesen hat, und in der Bewunderung des neuen Kolumbuseies. Vom Bodensee bis nach Memel ist der Alarmschuß gehört worden und findet lauten Wiederhall, setzt sich sogar in That um! Sehr wunderbar, zumal wenn man den für gewöhnlich doch schwer aufzurüttelnden konservativen Charakter unsrer landwirtschaftlichen Bevölkerung berücksichtigt. Wie sich überhitztes Kesselwasser durch eine Erschütterung plötzlich mit rasender Gewalt in Dampf verwandelt und alle Fesseln sprengt, so explodirt jetzt auf dem Lande der lange aufgesammelte Unmut.

Sehen wir uns den Aufsatz einmal an — er ist nicht lang, was für einen Weckruf sehr praktisch ist, und so können wir es wohl wagen, ihn hier noch einmal abzudrucken.

Ein Vorschlag zur Verbesserung unsrer Lage.

Bei dem Erblicken der Überschrift dieses Artikels werden die meisten Leser ein neues Rezept, wie es uns Landwirten so oft schon von Berufnen und Unberufnen gegeben worden ist, erwarten, vom Schlage der verflossenen Sojabohne, der Waldplatterbse, der alleinseligmachenden Gründüngungs- oder viehlosen Wirtschaft. Nichts von alledem,mein Vorschlag bewegt sich auf ganz anderm Boden und enthält zum Teil so ketzerische Ideen, daß es mir noch sehr fraglich erscheint, ob er je das Licht der Welt in den Spalten einer landwirtschaftlichen Zeitung erblicken wird, denn wer je schon für den Druck geschrieben hat, weiß, wie unbarmherzig der Blaustift des Herrn Redakteurs oft die besten Pointen und Wendungen vernichtet, wenn die Möglichkeit vorliegt, daß man irgendwie anstoßen könnte. Ich schlage nichts mehr und nichts weniger vor, als daß wir unter die Sozialdemokraten gehn und ernstlich gegen die Regierung Front machen, ihr zeigen, daß wir nicht gewillt sind, uns weiter so schlecht behandeln zu lassen, wie bisher, und sie unsre Macht fühlen zu lassen. Es muß endlich einmal öffentlich mit dürren Worten gesagt werden und der berechtigten Unzufriedenheit Ausdruck gegeben werden, die man laut werden hört, wenn Landwirte zusammenkommen, deren Blick über die Grenzen der heimatlichen Kartoffel- und Rübenfelder hinausreicht, einer Unzufriedenheit, der man in unsern landwirtschaftlichen Fachblättern nur in der vorsichtigsten und zaghaftesten Weise begegnet.

Sind wir Landwirte wirklich die Quintessenz des deutschen Michels, die Landwirtschaft die melkende Kuh für das ganze Volk, die nicht bloß ihre Milch hergiebt, sondern sich auch noch die Haut abziehen läßt, damit andre, besser situirte Berufszweige ihren Nutzen davon haben? Soll uns unsre diesjährige bessere, aber doch durchaus nicht großartige Ernte bei den ruinösen Preisen noch schlechtere Gelderträge bringen, und sollen wir neue Schulden machen, obwohl wir die in den letzten erbärmlichen Jahren gemachten Schulden noch nicht bezahlt haben? Soll es mit der Aufbürdung von Lasten, wie sie uns durch die Alters- und Invaliditätsversicherung, durch Unfall- und Berufsgenossenschaften u. s. w. auferlegt

worden sind, so weiter gehen? Sollen unsre landwirtschaftlichen Industrien, die Zuckerfabriken und Brennereien, die durch eine weise und maßvolle Gesetzgebung früherer Zeiten groß und blühend geworden waren, gänzlich zu Grunde gerichtet werden durch immer neue Anziehung der Steuerschraube und fortwährende Änderungen in dem Besteuerungsmodus? Sollen jetzt auch noch die Schutzzölle gegen Rußland herabgesetzt werden, damit nicht allein der Weizenpreis noch niedriger, sondern auch der gegen Weizen relativ hohe Roggenpreis durch die Überflutung mit billigem russischem Roggen noch weiter herabgedrückt wird?

Deshalb müssen wir uns ermannen und aufhören zu klagen, denn alle unsre Klagen, die wir als Petitionen an das Parlament und das Ministerium gesandt haben, sind in den Papierkorb geworfen worden. Wir müssen aufhören zu klagen, damit die von einem vielsagenden Lächeln begleitete Redensart der Städter aufhört: „Die Landwirte klagen immer“ — als ob unsre Klagen deshalb weniger berechtigt wären, weil wir uns so oft und über so vieles zu beklagen haben. Wir müssen aufhören zu klagen, wir müssen schreien! Wie vor kurzem Fürst Bismarck sagte: „Wenn mich jemand auf den Fuß tritt, so schreie ich nicht bloß, damit er merkt, daß er mir weh gethan hat, sondern damit er sich auch hütet, mich weiter zu treten.“ Wir müssen schreien, daß es das ganze Volk hört, wir müssen schreien, daß es bis in die Parlamentssäle und Ministerien dringt — wir müssen schreien, daß es bis an die Stufen des Thrones vernommen wird!

Aber wir müssen, damit unser Geschrei nicht auch unbeachtet verhallt, gleichzeitig handeln. Wir müssen handeln, indem wir aufhören, was wir bis jetzt immer für selbstverständlich hielten, für die Regierung in unsern Bezirken die Wahlen zu machen; wir müssen alle Ehrenämter u. s. w. ablehnen, zu denen wir nicht gesetzlich gezwungen werden können, wir müssen es dahin bringen, daß unsre Herren Landräte nach oben berichten: In den Kreisen der Landwirte herrscht die größte Unzufriedenheit, sodaß ihre früher so regierungsfreundliche Gesinnung in das Gegenteil umgeschlagen ist. Wir müssen aus den Statuten unsrer landwirtschaftlichen Vereine den Paragraphen streichen, daß keine Politik getrieben werden darf, denn wir müssen Politik und zwar Interessenpolitik treiben; haben wir doch den Mut, den Namen „Agrarier,“ den uns die landwirtschaftsfeindliche Presse so oft unberechtigt gegeben hat, nun mit Recht zu tragen, denn nur dadurch, daß wir rücksichtslose und ungeschminkte Interessenpolitik treiben, kann vielleicht die Existenz der heutigen Landwirte, die mit verschwindenden Ausnahmen aus Geschlechtern hervorgegangen sind, die sich von Alters her mit der Bewirtschaftung der Scholle befaßt haben, gerettet werden! Wollen wir wirklich ohne Kampf unsern Platz jenen Vertretern des häufig auf recht wenig ehrenvolle Weise erworbnen Großkapitals räumen, um als deren Inspektoren und Schaffner oder als Versicherungsagenten unser Leben zu fristen? Darum müssen wir aufhören, liberal, ultramontan oder konservativ zu sein und zu wählen, vielmehr müssen wir uns zu einer einzigen, großen agrarischen Partei zusammenschließen und dadurch mehr Einfluß auf die Parlamente und die Gesetzgebung zu gewinnen suchen. Wir müssen Männer als Abgeordnete wählen, die nicht mit einem Auge auf ihre Wähler und mit dem andern auf ihre Söhne, Brüder und Vettern schielen, und die sich, um deren Laufbahn als Offiziere und Beamte nicht etwa zu erschweren, nach oben hin „schnistern.“ Nicht solche Leute, die, wie jener niederschlesische Abgeordnete, es fertig bringen, zu ihren ländlichen Wählern zu sagen: „Meine Herren, ich habe ein Herz für die Landwirtschaft, aber Rücksichten höherer Art bestimmten mich, für die Handelsverträge zu stimmen.“ Wir müssen solche unabhängige und mutige Männer zu

unsern Vertretern wählen, wie jenen schlesischen Grafen, der, weil er das, was er im Parlament straflos hätte aussprechen dürfen, in einer Zeitung zu veröffentlichen wagte, als Gesandter a. D. disziplinarisch gemaßregelt wurde; an der Spitze unsrer Partei müssen Leute stehen, die es gelegentlich auch unternehmen, einmal die höchsten Beamten zu stellen, wie jene Vertreter der chemischen Industrien, denen gegenüber der Minister kleinlaut erklären mußte, daß es den Vertretern des großen mächtigen Deutschlands der kleinen Schweiz gegenüber nicht gelungen sei, die von ihnen geforderten Bedingungen zu erlangen, sondern daß sie sich mit den von der Schweiz thatsächlich gewährten, die chemischen Industrien aufs schwerste schädigenden Bedingungen hätten begnügen müssen. Gründen wir ein großes Blatt für die Partei mit möglichst billigem Abonnement, damit es auch in die bäuerlichen Kreise Eingang finde, unterstützen wir es durch Abonnements und besonders durch unsre Inserate, setzen wir den Redakteuren die höchsten Gehalte aus, damit wir die besten Federn und die hellsten Köpfe für unser Blatt gewinnen können.

Um das alles durchzuführen, müssen wir aber auch in unsre Taschen greifen und uns für diesen Zweck eine Selbstbesteuerung auferlegen. Wenn jeder größere Landwirt für den Morgen Fläche jährlich nur zehn Pfennige für Parteizwecke bezahlt, so kommen Summen ein, mit denen die Partei und ihre Presse großes leisten könnte. Wir bezahlen für Futtermittel, künstlichen Dünger, Versicherungen, Maschinen und fremdes, teures Zuchtvieh alljährlich Summen, gegen die diese Abgabe für Parteizwecke verschwindend klein ist, die sich aber hundertfach bezahlt machen würde. Aber obwohl diese Abgabe gegen andre notwendige Wirtschaftsausgaben geringfügig ist, werden sich alle die Landwirte dagegen sträuben, die ihr Heil in der ängstlichen, oft ganz falsch angebrachten Sparsamkeit sehen, die noch nicht zu der Überzeugung durchgedrungen sind, daß aus nichts auch nichts werden kann, und die glauben, daß ungedüngter Acker und schlecht gefüttertes Vieh dieselben Erträge geben könne, wie reichlich ernährte Tiere und stark gedüngter Boden.

So mancher alte Landwirt wird den Kopf schütteln über den Vorschlag des jugendlichen Heißsporns. Ja, ihm geht es auch noch nicht so an die Nieren wie uns „Jungen," er kann noch eine Weile von dem Fett früherer, besserer Jahre zehren. Ein andrer prinzipientreuer, eingefleischter Parteimann wird meinen Vorschlag mit Entrüstung als einen ihm zugemuteten Abfall von seiner geliebten Partei zurückweisen, und endlich, der Kluge, Selbstsüchtige wird erst abwarten wollen, wie die Karre geht; muß ihm doch ohne eigne Mühe und Opfer der eventuelle Nutzen so wie so in den Schoß fallen. Aber vielleicht findet sich doch eine Schar Männer zusammen, die die hier gegebne Anregung in die Hand nimmt und weiter ausführt, dann wäre der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Worüber klagt also Herr Ruprecht? 1. Über die Last der verschiednen Arbeiterversicherungen. 2. Über die Beunruhigung der landwirtschaftlichen Industrien und ihre wachsende Besteuerung. 3. Über die Herabsetzung der Schutzzölle auf Getreide und Vieh und über die Aussicht auf einen Handelsvertrag mit Rußland. Den Arbeitermangel, an dem ein Teil der alten preußischen Provinzen krankt, erwähnt er nicht, vermutlich weil ihm diese Sorge nicht zu schaffen macht; auch die vielumstrittne Währungsfrage fehlt in der Liste, doch haben dies die Freunde des Herrn Ruprecht später nachgeholt.

Wir müssen zugeben, daß die Summe, die durch die Arbeiterversicherungen von den landwirtschaftlichen Arbeitgebern aufgebracht werden muß, empfindlich

drücken kann, denn in manchen Betrieben erreicht sie fast die Höhe der Grundsteuer; nebenbei ist sie in ihrer Form höchst lästig. Ob sich die ganze Einrichtung im weitern Verlauf bewähren wird, ist heute noch nicht mit Bestimmtheit vorauszusagen; jedenfalls kann man sie nicht dem neuen Kurs in die Schuhe schieben, und jetzt das großartige letzte Werk Kaiser Wilhelms durch unsinniges Geschrei in der Entwicklung zu stören, erscheint uns doch eines ernsten Mannes nicht würdig. Gerade die Landwirte Schlesiens haben lange Jahre hindurch so viel an ihren guten, willigen Arbeitern gesündigt — wir erinnern nur an die Gesindehäuser, an die mangelhafte Kost und den niedrigen Lohn —, daß sie sich heute am wenigsten beschweren dürfen, wenn sie das Gesetz mit heranzieht zum Beitrag für die verschiednen Arbeiterversicherungen.

Aber die Klage über die zu wenig liebenswürdige Behandlung der landwirtschaftlichen Industrien, d. h. nur der Zuckerfabrikation und Brennerei (die zahlreich in Deutschland vertretnen Stärkefabriken tragen keine Extrasteuer), hat zweifellos ihre Berechtigung. Es ist wahr, daß alle andern Nationen, namentlich Frankreich und Rußland, ganz anders als Deutschland durch Exportprämien und sonstige Entschädigungen für das Gedeihen ihrer Zucker- und Spiritusindustrie sorgen; sie haben jetzt den alten preußischen Grundsatz angenommen, der scheinbar vor dem großen Geldbedürfnis des Staates bei uns hat weichen müssen. Die deutsche Landwirtschaft hat in den letzten dreißig Jahren folgende schwer zu ersetzende Verluste gehabt: der Ölfruchtbau ist fast ganz durch die Einführung des russischen und amerikanischen Petroleums verdrängt, die Wollschafzucht durch Australien und Südamerika zu Tode gebracht, die Viehmast durch die hohen Zollschranken Frankreichs, die Absperrung Englands und die Konkurrenz Amerikas und Australiens sehr herabgedrückt worden. Noch bleibt die Rübenzuckerfabrikation gewinnbringend — soll auch sie, diese große Arbeitgeberin und Futterlieferantin unrentabel werden? Infolge des letzten Spiritussteuergesetzes und des schwindenden Exports verarbeitet eine große Zahl der Brennereien des Ostens nur noch ein Drittel der Kartoffelmenge, die früher eingemaischt wurde; die Brennereigüter können mit der heute erzielten Schlempe nur noch einen verkleinerten Viehstand erhalten, und die ausgedehnten Mastungen haben fast ganz aufgehört. Zwei Industrien, die der allgemeinen landwirtschaftlichen Kultur so viel nützen und genützt haben, dabei so bedeutende Steuersummen schon aufbringen (1890/91 Zucker 75759800 Mark; Spiritus im alten Branntweinsteuergebiet 123269400 Mark, zusammen 199029200 Mark), sollten mit größerer Freundlichkeit vom Herrn Finanzminister behandelt oder vom Landwirtschaftsminister besser in Schutz genommen werden. Soll doch selbst die Ameise ihren Milchkühen, den Blattläusen, zu einer guten Weide verhelfen, um sie bei Gesundheit und Steuerfähigkeit zu erhalten. Fabula docet. Du sollst der einzigen Milchkuh nicht den Hals umdrehen, des biblischen Ochsen, der da drischt, gar nicht zu gedenken! Der Vorteil des Kartoffelbaues

in Verbindung mit Brennerei für die magern Provinzen Preußens im Osten der Elbe ist schon so oft auseinandergesetzt worden, daß wir hier auf weitere Ausführungen verzichten können. Für die, denen die Steuerlast der Brennereien noch immer nicht groß genug erscheint, sei nur darauf hingewiesen, daß landwirtschaftliche Brennereien in Ost- und Westpreußen, die in den letzten Jahren durch Feuer zerstört wurden, von ihren Besitzern als unrentabel nicht wieder aufgebaut worden sind!

Wir kommen zu den Handelsverträgen, dem Hauptstück der heute zu Tage getretnen Unzufriedenheit. Man schimpft auf dem Lande laut über den österreichischen Vertrag, der mit einem Schlage die Schutzzölle auf Weizen und Roggen aus allen andern Ländern mit einziger Ausnahme Rußlands von 5 Mark für 100 Kilo auf 3,50 Mark herabgesetzt hat. Man hängt die Namen der Landwirte, die als Reichstagsabgeordnete dem Vertrage zugestimmt haben, an den Pranger und schmäht diese Männer ob ihrer thörichten Unterwerfung unter die Regierung und ihres Verrats an der heimischen Landwirtschaft. Dabei verläßt die Schreier gänzlich das Gedächtnis. Sie haben, wie es scheint, keine Ahnung mehr davon, daß in der Zeit, wo dieser Handelsvertrag abgeschlossen wurde, das Reich sich in einer Zwangslage befand, daß namentlich die Hauptnahrung der Armen, der Roggen, einen so hohen Preis erreicht hatte, wie ihn auch die verbissensten Schutzzöllner früher nie mit einem Schutzzoll für vereinbar gehalten hatten, und der zu den traurigsten Verhältnissen bei einem sehr großen Teil der Arbeiterbevölkerung, nicht bloß in den Städten und Industriebezirken, sondern nachweisbar auf dem Lande selbst geführt hatte. Herr Ruprecht wirft den Abgeordneten, die nach ihrem besten Wissen und Gewissen für die Herabsetzung des Zolls gestimmt haben, die gröbsten Beleidigungen ins Gesicht und geberdet sich, als ob er und seine Gesinnungsgenossen ganz allein im deutschen Reiche hausten. Vielleicht die größere Hälfte der deutschen Landwirte, billig denkende, ernste Männer, werden einen solchen krassen Egoismus verwerfen und werden zugestehen, daß ein aller Wahrscheinlichkeit nach auf längere Zeit festgelegter Zoll von 3,50 Mark auf Brotgetreide ein ausreichender Schutz der deutschen Landwirtschaft sei. Augenblicklich richtet sich der Kampf mit Wut gegen den Abschluß eines Handelsvertrags mit Rußland auf gleicher Grundlage, und es wird der Regierung mit erhobner Faust gedroht, wenn sie gewillt sei, auch hier den Zoll herabzusetzen. Der Artikel des Herrn Ruprecht hat, wie schon erwähnt, eine große Zahl von Landwirten zu lautem Beifallsjubel fortgerissen, ein Komitee ist zusammengetreten, hat ein Programm aufgesetzt, das die „Forderungen der rechten Agrarier“ enthält, und diese Schrift in Tausenden von Exemplaren an alle landwirtschaftlichen Vereine Deutschlands und an alle bedeutenden Zeitungen gesandt, um Anhänger zu werben. Dieses Programm schließt sich im wesentlichen den Forderungen Ruprechts an, begründet sie eingehend und erweitert sie in einigen Punkten.

Die Vorstände der landwirtschaftlichen Vereine haben fast in allen Teilen Deutschlands die Angelegenheit weiter aufgenommen, und in den letzten Wochen sind zahlreiche außerordentliche Versammlungen abgehalten worden, in denen die Zustimmung ausgesprochen und beschlossen wurde, Abgeordnete nach Berlin zu einer gewaltigen Massenversammlung am 18. Februar zu entsenden, um dort unter dem Namen eines „Bundes der Landwirte" die große landwirtschaftliche Partei zu begründen, jedenfalls aber eine Demonstration gegen die Regierung in Szene zu setzen. Auf den landwirtschaftlichen Versammlungen, wie auch in den Zuschriften, die von der „Tierzucht" veröffentlicht wurden, tauchten Ansichten auf, die für die Beurteilung der ganzen Bewegung nicht ohne Interesse sind. Die Welfen verwahren sich gegen die preußischen Konservativen, Konservative wollen nur von der Bewegung wissen, wenn sie unter die konservative Fahne trete, Bauern machen den Rittergutsbesitzern wegen schlechter Behandlung der Kleingrundbesitzer Vorwürfe und warnen vor der Betonung der Not der Zucker- und Spiritusfabrikanten, einer will Bismarck an die Spitze der Bewegung stellen, ein andrer schiebt gerade Bismarcks Politik einen Teil der Not in die Schuhe, ein dritter will durch eine gewaltige und jeden Zweifel beseitigende Einigkeit appelliren de imperatore male informato ad imperatorem melius informandum. Ein Oberschlesier verlangt Getreide- oder besser Brotmonopol, am maßlosesten aber geht der Sprecher eines großen mittelschlesischen landwirtschaftlichen Vereins vor, der eine staatliche Tilgung der Hypothekenschulden und Ausgabe von unverzinslichen Landbons, dazu ein ausgedehntes Heimstättenrecht und das Spiritusmonopol als Ziel der Forderungen hinstellt. Daß auch die Abschaffung der Goldwährung und der Freizügigkeit nicht fehlt, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Trotz der nebelhaften Ziele und der vielfach sich kreuzenden Wünsche — in einem sind die Landwirte einig: „Der Notstand ist groß, wird immer unerträglicher, durch eigne Kraft können wir unsre Lage nicht verbessern, daher muß der Staat gezwungen werden, uns mehr als bisher gegen Konkurrenz jeder Art im In- und Auslande zu schützen."

Kommen wir nun zu den Zwangsmaßregeln, die Herr Ruprecht in Vorschlag bringt, um den Willen der neuen politiklosen Agrarpartei bei der Regierung und den Parlamenten durchzusetzen. Wir müssen schreien, sagt er, daß uns der Kaiser hört, wir müssen die regierungsfreundlichen Wahlen nicht mehr unterstützen und die Ehrenämter ablehnen. Die landwirtschaftlichen Vereine müssen zu agrarpolitischen Wahlvereinen werden, liberale, ultramontane, konservative u. s. w. Rücksichten müssen aufhören, und ein einzig großes Volk agrarischer Brüder muß Einfluß auf die Gesetzgebung gewinnen. Unabhängige, mutige Männer müssen wir wählen. Eine große landwirtschaftlich-politische Zeitung, von den besten Köpfen redigirt, müssen wir schaffen. Und damit das alles durchgeführt werden kann, muß sich jeder selbst besteuern. Die Presse

soll die Bewegung im Fluß erhalten. Aufklärung in Schloß und Hütte tragen, den Städtern die Augen öffnen über die Berechtigung der landwirtschaftlichen Forderungen, hauptsächlich aber die Abgeordneten kontrolliren — eine angenehme Aussicht für die mutigen und unabhängigen Männer, denen Herr Ruprecht auf einer großen Versammlung mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ihr trauriges Los verkündete, wenn sie einmal nicht richtig stimmen sollten.

Einige bescheidne Bemerkungen zu diesem Programm werden wohl gestattet sein. Über das Schreien wollen wir schweigen; im allgemeinen pflegen schreiende Männer den Mangel an starken Beweisgründen durch starke Lungen zu ersetzen. Unterstützen wir die Wahlmänner der staatserhaltenden Parteien nicht, so werden die Sozialdemokraten mit Vergnügen die Erbschaft antreten; versagen wir dem Staat und seiner Ordnung die Hilfe, so untergraben wir uns selbst unsre mitratende und mitthatende Stellung im großen Gemeinwesen. Ein Niederlegen aller Ehrenämter ist ja möglich, aber erstens ist kein Mensch unersetzbar, und dann hat der Staat für die Ablehnung der meisten Ehrenämter Zwangsmaßregeln, Erhöhung der Steuer u. dergl. zur Hand — schließlich ist es unter den heutigen Verhältnissen, wie ja überhaupt im Leben, immer besser, Hammer als Ambos zu sein. Die Wirkung der preußischen Kreisordnung wird nur der recht würdigen, der noch in den alten Verhältnissen Gutsbesitzer gewesen ist und ihre großen Schattenseiten sich ins Gedächtnis zurückrufen kann. In manchen Gegenden mag ja das Bedürfnis zur Abschaffung der Gutspolizei und der an dem Rittergut klebenden Kreisvertretung nicht so groß gewesen sein, aber im ganzen Osten Preußens mit seinen ausgedehnten Kreisen war die neue Ordnung eine Wohlthat und der Amtsvorsteher wie die gerechtere Vertretung im Kreistage eine Notwendigkeit. Die Gutspolizei war eine abgestorbne Form, der Landrat regierte nur durch seine Gensdarmen, er war nicht imstande, zumal wenn er an einem Ende des Kreises wohnte, für eine gedeihliche Ordnung in seinem ganzen Bezirke zu sorgen. Heute ist es in Beziehung auf Wege, Armenpflege, Gesundheitsverhältnisse, Feuerpolizei und dergleichen sehr viel besser geworden als früher, und nur in den seltensten, in ganz abnormen Fällen kann dabei von einer Überlastung der Amtsvorsteher gesprochen werden. Mit Hilfe einer Schreibkraft, die in dem Schullehrer meist leicht gefunden und für die aus Staatsmitteln genügende Entschädigung gewährt wird, sind die heutigen Aufgaben eines Amtsvorstehers ohne Überlastung zu bewältigen. Wem das Amt zu viel wird, kann es ja nach einer gesetzlichen Frist niederlegen; Amtsvorsteher und Standesbeamter braucht niemand zu gleicher Zeit zu sein, und die andern Nebenämter in den Berufsgenossenschaften u. s. w. sind keine Zwangsämter. Daß sich immer noch genügende Kräfte zur Übernahme der Ämter gefunden haben, kann auch als Beweis dafür dienen, daß sie nicht so drückend sind, als behauptet wird.

Die Vertretung der Landwirtschaft in den Parlamenten soll ungenügend

sein, das Verständnis für ihre Sonderinteressen dort fehlen. Nun, von den vierhundert Reichstagsabgeordneten sind etwa 32,4 Prozent von Profession Landwirte, Gutsbesitzer oder Pächter, nicht gerechnet die zahlreichen Landräte, die doch auch ein Verständnis für die Sache haben müssen. Nebenbei bemerkt halten wir die Wahl von Landräten nicht für erwünscht, die gehören in ihre Kreise und nicht ins Parlament. Bürgermeistern soll es ja begegnet sein, daß sie von ihren Stadtverordneten höflichst ersucht wurden, ein Mandat abzulehnen; von den Kreisausschüssen haben wir entsprechende Forderungen noch nicht vernommen. Im preußischen Abgeordnetenhause ist die Landwirtschaft sogar mit 43 Prozent ausschließlich der Landräte vertreten. Sollte das nicht genug sein? Die Gründung einer großen Agrarpartei in beiden Parlamenten unter Freigebung des sonstigen Parteistandpunktes in nicht agrarischen Fragen erscheint allerdings für den Landwirt auf den ersten Blick sehr verlockend und aussichtsvoll; geht man aber der Sache auf den Leib, so ergiebt sich die Schwierigkeit, ja fast die Unmöglichkeit sofort. Im Reichstage sitzen heute an Landwirten etwa 45 Konservative, 9 von der Reichspartei, 33 Zentrumsmänner, 12 Polen, 11 Nationalliberale, 9 Freisinnige, 2 von der Volkspartei und 10, die bei keiner Fraktion eingeschrieben sind. Im Abgeordnetenhause ist die Zahl der Landwirte etwa folgende: 95 Konservative, 30 Freikonservative, 29 vom Zentrum, 24 Nationalliberale, 6 Polen und 3 Freisinnige. Sollten all diese Männer gar kein Verständnis für ihre eigensten Interessen haben und so wenig „Rückgrat," daß sie wie eine tollgewordne Hammelherde ins Feuer rennen, nur wenn die Regierung winkt? Sollte es in den großen Wirtschaftsfragen bei ihnen an jeder ernsten Abwägung zwischen Staatsinteresse und Landwirtschaftsinteresse gefehlt haben? Die Verfasser des Programms vergessen eins vollkommen: daß es sich heute nicht bloß um Preußen allein, sondern um das ganze deutsche Reich handelt, und daß der Reichstag die Interessen des Ganzen abzuwägen hat. Und nun fragen wir weiter: gehen denn die Interessen aller Landwirte Deutschlands immer einen Weg? Nein, viel häufiger, als man denken sollte, gehen sie auseinander. Die einzelnen Staaten, die einzelnen Provinzen, selbst die einzelnen Kreise stehen einander in manchen landwirtschaftlichen Fragen schroff gegenüber. In demselben Augenblick, wo der „Bund der Landwirte" alle unter einen Hut bringen will: Konservative, Ultramontane, Liberale, Polen, Welfen, Altpreußen, Süddeutsche — beantragen die sächsischen und westfälischen Landwirte bei dem „Deutschen Landwirtschaftsrat" die Aufhebung der Staffeltarife, dieser Frachtbegünstigung für ostdeutsches Getreide, die sich die Landwirtschaft im Osten der Elbe nach jahrelanger zäher Arbeit erst vor kurzem unter dem Druck der letzten Teuerung erkämpft hat. Die Ost- und Westpreußen, deren Wohl und Wehe eng mit ihren Handelsplätzen Königsberg und Danzig verbunden ist, verlangen seit Jahren stürmisch die Aufhebung des „Identitätsnachweises" für das aus den Transitlagern ver-

schiffte Getreide. West- und Süddeutschland haben sich bisher dagegen schroff ablehnend verhalten, und die Regierung ist auf ihre Seite getreten. Die Oberschlesier möchten die ganze Freizügigkeit beseitigen, verlangen mindestens von dem Eisenbahnminister eine Erschwerung des Transports der Sachsengänger, die Zuckerrübenbauer in Sachsen haben ganz andre Ansichten. Im Reichseisenbahnrat stehen die landwirtschaftlichen Mitglieder von Ost und West stets kampfbereit einander gegenüber. Die Maul- und Klauenseuche kommt nicht immer aus Rußland und Österreich, in Schlesien bezichtigt man auch Baiern dieser Missethat und verlangt Sperre gegen bairische Ochsen. Wer kauft denn die magern amerikanischen Ochsen und schimpft heimlich über den hohen Einfuhrzoll? Wer hat denn so lange Zuchtböcke nach Australien und Amerika mit hohem Verdienst verkauft, bis sich die Schafzüchter dort auf eigne Füße gestellt haben und Deutschland mit Wolle überschütten? Die Landwirte, die deutschen Landwirte! Wer schimpft über den Zwischenhandel und zieht ihn doch selbst künstlich groß? Vom Nachbar kauft man ungern, man schickt ihm den Händler zu, der kauft billiger. Egoismus und Mißgunst, das Erbteil des alten deutschen Bauern überall! Es wäre herrlich, wenn das Jahr 1893 hierin eine Besserung brächte und der neue „Bund der Landwirte“ nicht bloß eine Summe von Egoismen bedeutete. Vorläufig ist sein erstes Ziel der Kampf gegen jede weitere Herabsetzung der Kornzölle; die andern Wünsche, nein Forderungen kommen dann der Reihe nach zur Erledigung. Wo diese Reihe aufhört, das ist heute schwer zu ahnen, aber es beschleicht uns eine gewisse Furcht, daß, wenn diese landwirtschaftliche Partei zur Herrschaft gelangt, das deutsche Reich sehr leicht in die Fußstapfen Chinas geraten und die große Mauer nicht mehr lange auf sich warten lassen würde; haben sich doch schon die oberschlesischen Landwirte aufs heftigste gegen den von Handel und Industrie so lange ersehnten Donau-Oder-Kanal ausgesprochen. Glücklicherweise bewegen wir uns vorläufig noch in der Diagonale der Kräfte, und das ist gut; selbst über den Handelsvertrag mit Rußland und die Herabsetzung des Zolles für russisches Brotgetreide auf den sonst allgemeinen Satz von 3,50 Mark für 100 Kilogramm herrscht bei den Landwirten kein Einverständnis; je nach der geographischen Lage scheint man über den Nutzen und Schaden ganz anders zu denken. Hie und da gewinnt auch die nüchterne Meinung derer Boden, die die österreichischen Handelsverhältnisse in den Grenzländern näher kennen, daß das russische Getreide sehr leicht die Wege finden werde, um zu dem billigern Zollsatz nach Deutschland zu gelangen. Wer will es selbst bei strenger Durchführung der Ursprungsnachweisung hindern, daß Holland, Schweden und Galizien ihre ganze Ernte nach Deutschland werfen und ihren Bedarf aus Rußland beziehen? Die Fracht, namentlich zur See, ist heute erstaunlich billig. Dieser Kampf, sagen die nüchternen Geschäftsleute, ist also ein Kampf gegen Windmühlen, ein Einrennen offner Thüren.

Man sieht, der neue deutsche Bund hat so viele Keime zu Zwistigkeiten in sich, daß seine Begründer bald, wenn der erste allgemeine Rausch verflogen sein wird, mit Ausgleichen, Kitten, Zusammenkleben und Flicken genug zu thun haben werden.

Zum Schluß möchten wir noch auf einen Punkt etwas näher eingehn: auf die jetzt so stürmisch verlangten „Landwirtschaftskammern." Wie ist denn die Landwirtschaft bisher im preußischen Staatskörper außerhalb der Parlamente vertreten gewesen? Im Kreise sitzen in den Kreistagen und den Kreisausschüssen neben einem oder zwei Vertretern der kleinen Städte fast nur Landwirte, und in der Provinzialverwaltung haben sie die Mehrheit. Die einzelnen auf ganz freier Grundlage gebildeten landwirtschaftlichen Fachvereine, von denen es in manchen Kreisen mehrere giebt, sind seit vielen Jahren, z. B. in Schlesien seit 1843, zu provinziellen oder Regierungsbezirks-Zentralvereinen verbunden. Alljährlich einmal oder häufiger treten die frei aus den Vereinen gewählten Abgeordneten aller Kreise zu einem Zentralkollegium zusammen, um über technische und volkswirtschaftliche Fragen zu verhandeln, über die Verwendung der für landwirtschaftliche Zwecke vom Staat überwiesenen Gelder zu beschließen und Mitglieder für die beratenden Staatskörperschaften, das Landesökonomiekollegium, den deutschen Landwirtschaftsrat, den Bezirks- und Reichseisenbahnrat u. a. m. zu wählen. Diese Zentralkollegien mit ihrem Vorstand und ihrem Generalsekretär haben einen halboffiziellen Charakter und bilden die Verbindung zwischen dem „Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten" und den landwirtschaftlichen Kreisvereinen. Statt der Zentralvereine werden nun provinzielle Landwirtschaftskammern gefordert mit dem Recht, einen mäßigen Steuersatz von allen Groß- und Kleingrundbesitzern ihres Bezirks zu erheben. Man erwartet von ihnen einen ganz bedeutenden Einfluß auf die Regierung, denn „ihre Ansichten und Gutachten müssen, wie die der Handelskammern, gehört werden." Gehört worden sind die Wünsche der Handelskammern von der Regierung auch, aber durchaus nicht immer erhört — Bismarck hat ihnen als Handelsminister sogar ziemlich kräftig den Kopf zurechtgesetzt, als ihre Ansichten mit den seinigen nicht übereinstimmten. Der Einfluß der Handelskammern steht so ziemlich auf derselben Stufe wie das Interesse des Kaufmannsstandes an ihrer Zusammensetzung. „Bei den letzten Wahlen zur Breslauer Handelskammer waren von 2991 Wahlberechtigten nur 154 oder etwa fünf Prozent an der Wahlurne erschienen," so berichtete die Schlesische Zeitung im November 1892! Dabei wohnen diese Leute beisammen und haben nur eine kleine Strecke bis zur „Wahlurne" zu gehen. Sapienti sat. Auch die Industriellen haben mit ihren Vertretungen nicht viel Glück, sie klagen darüber, daß sie gar nicht oder erst post festum gehört würden. Da werden auch wohl die jetzt als alleinseligmachend gepriesenen Kammern der Landwirtschaft ebenso wenig auf die Beine helfen. Heute „schreit" man nach

ihnen und einem Minister, der mehr als bisher die Interessen der Landwirte wahrnähme; vor zwei Jahren hat sich im Auftrage des Ministers der Geheime Oberregierungsrat Dr. Thiel die größte Mühe gegeben, die Kammern, die wohl ein kleines Steckenpferd dieses Herrn sind, den Landwirten mundgerecht zu machen. In dem weitverbreiteten landwirtschaftlichen Kalender von Mentzel und Lengerke erschien damals ein eingehender Artikel Thiels, der sehr warm für die Sache eintrat; in allen Vereinen Preußens wurde darüber verhandelt. Umsonst! Nur mit wenig Ausnahmen lauteten die Antworten ablehnend. „Wir wollen nicht, wir haben keine Lust, für eine solche Vertretung ein paar Groschen mehr zu zahlen, uns sind die drei bis sechs Mark, die wir alle Jahre für Vereinszwecke ausgeben, schon viel zu viel; für neue Kammern könnten wir möglicherweise zwanzig oder gar dreißig Mark hergeben müssen!“ Heute bringen alle Vereine einer Provinz kaum so viel zusammen, um ihrem einzigen Generalsekretär einen Gehalt von sechstausend Mark zu gewähren, geschweige denn Gelder für andre notwendige Einrichtungen, die den Landwirten ganz allein zu gute kommen. Nehmen sie doch in einzelnen Provinzen sogar Geld von den Düngerfabrikanten, um ihre eignen chemischen Kontrollstationen zu erhalten, die sie vor Übervorteilung durch ihre Gönner schützen sollen!

Der Gerechtigkeit wegen sei erwähnt, daß die schlesische Landwirtschaft ihre Institute aus eignen Mitteln erhält, und daß der Zentralverein der Provinz Sachsen die Umgestaltung in eine Kammer verlangt, um über mehr Geldmittel verfügen zu können. Das Königreich Sachsen hat bereits seit längerer Zeit eine ähnliche Einrichtung mit Besteuerungsrecht und wird in Beziehung auf seine Landwirtschaft vorzüglich behandelt, wie denn überhaupt dieses Gewerbe im Königreich auf einer sehr hohen Stufe steht. Namentlich verstehen die Leute, die sich dort der Landwirtschaft widmen, ihr Geschäft besser, sie lernen es gründlicher als so viele, viele der heutigen Unzufriednen aus den preußischen Ostprovinzen, die oft eine militärische oder juristische Laufbahn für die beste Vorbereitung zur Verwaltung eines Gutes halten.

Herr Ruprecht hat auf das Beispiel der Sozialdemokraten hingewiesen, den Streik der Regierung, den Boykott den unbotmäßigen Abgeordneten gegenüber verkündet, nun fehlte bloß noch der „Gleichtritt der Massenbataillone“ auf dem hauptstädtischen Asphalt, und auch der ist nicht ausgeblieben.

Am 18. Februar hat in Berlin eine Massenversammlung von Landwirten stattgefunden, wie sie überhaupt wohl noch nicht dagewesen ist; acht- bis zehntausend Männer aus allen Teilen Deutschlands, allerdings meist aus Ostdeutschland, zum Teil freiwillig, zum Teil als Abgesandte landwirtschaftlicher Vereine waren erschienen, um ihrem Unmut weithinschallenden Ausdruck zu geben über den Rückgang der deutschen Landwirtschaft und die ihrer Ansicht nach schädlichen Maßregeln der Regierung. Trotz der riesenhaften Menschenzahl haben die Verhandlungen einen verhältnismäßig ruhigen, ernsten Verlauf

genommen und Zeugnis dafür abgelegt, daß es sich hier thatsächlich um eine sehr tiefgehende soziale Bewegung handelt. Aber die Forderungen, die von der Versammlung einstimmig und unter rauschendem Beifall angenommen wurden, kann man doch nur als in vieler Beziehung maßlos und nebelhaft bezeichnen. Daß sie die innerste Überzeugung aller Anwesenden ausdrückten, muß bestritten werden; den Beweis dafür wird die Zukunft bringen. Sowohl die elf Forderungen als auch die Resolution waren von dem vorbereitenden Komitee vorher festgestellt und wurden auf dringenden Wunsch der Leiter en bloc und ohne jede Besprechung, die ja auch bei einer solchen Massendemonstration überhaupt unmöglich ist, angenommen. Die Redner sprachen sich nur über die Lage der Landwirtschaft, ihre Beschwerden und die verschiednen Sünden extra muros aus. Von den Sünden intra muros haben wir nichts vernommen.

Die Forderungen lauten:

1. Genügenden Zollschutz für die Erzeugnisse der Landwirtschaft und deren Nebengewerbe. Deshalb 2. keinerlei Ermäßigung der bestehenden Zölle, keine Handelsverträge mit Rußland und andern Ländern, die die Herabsetzung der deutschen landwirtschaftlichen Zölle zur Folge haben, und eine entsprechende Regelung unsers Verhältnisses zu Amerika. 3. Schonung der landwirtschaftlichen, besonders der bäuerlichen Nebengewerbe in Beziehung auf die Steuern. 4. Absperrung der Vieheinfuhr aus seuchenverdächtigen Ländern. 5. Einführung der Doppelwährung als wirksamsten Schutzes gegen den Rückgang des Preises der landwirtschaftlichen Erzeugnisse. 6. Gesetzlich geregelte Vertretung der Landwirtschaft durch Bildung von Landwirtschaftskammern. Genossenschaften. (Zwangsgenossenschaften?) 7. Anderweitige Regelung der Gesetzgebung über den Unterstützungswohnsitz, die Freizügigkeit und den Kontraktbruch der Arbeiter. Innere Kolonisation. 8. Revision der Arbeiterschutzgesetzgebung, Beseitigung des Markenzwanges und Verbilligung der Verwaltung. 9. Schärfere staatliche Beaufsichtigung der Produktenbörse, um eine willkürliche, Landwirtschaft und Konsum gleichmäßig schädigende Preisbildung zu verhindern. 10. Ausbildung des privaten und öffentlichen Rechts, auch der Verschuldungsformen des Grundbesitzes und der Heimstättengesetzgebung auf Grundlage des deutschen Rechtsbewußtseins, damit den Interessen von Grundbesitz und Landwirtschaft besser als bisher genügt werde. 11. Möglichste Entlastung der ländlichen Organe der Selbstverwaltung.

Die Resolution hat folgenden Wortlaut:

Die heute hier versammelten Vertreter der Landwirtschaft aus allen Teilen Deutschlands erklären: Wir verlangen, daß die Grundlagen, auf denen die Stärke unsers Vaterlandes beruht, unversehrt bleiben. Von diesem Verlangen beseelt und überzeugt, daß uns nach außen nur eine starke Militärmacht den Frieden, dessen wir bedürfen, erhalten kann, sind wir zu jedem Opfer bereit, das hierfür verlangt wird. Wir sind aber von der festen Überzeugung durchdrungen, daß die dauernde und sicherste Grundlage für unsers Vaterlandes Macht und Größe in dem Gedeihen der Landwirtschaft beruht. Die Gesetzgebung der letzten Jahre verbunden mit den abgeschlossenen Handelsverträgen hat aber diese Grundlage so gewaltig erschüttert, daß die Existenzfähigkeit der deutschen Landwirtschaft gefährdet erscheint. Wir erkennen namentlich in der drohenden Gewährung weiterer Einfuhrvergünstigungen an das Ausland eine unerträgliche Schädigung unsers Gewerbes. Wir richten

daher an den hohen Reichstag die dringende Bitte: er wolle allen weitern Handelsverträgen, soweit sie eine Herabsetzung der bestehenden Zölle enthalten, unbedingt seine Zustimmung versagen und auf eine Förderung auch der landwirtschaftlichen Ausfuhr Bedacht nehmen, damit die deutsche Landwirtschaft blühen könne zum Segen des gesamten Vaterlandes.

Die große „unpolitische“ Partei der Landwirte Deutschlands ist also am 18. Februar 1893 mit Gewalt geboren worden. Ob sie lebensfähig ist, hat sie jetzt zu beweisen. Wir wünschen den deutschen Landwirten von ganzem Herzen sonnigere Tage, als sie in den letzten Jahrzehnten gehabt haben; aber wenn sie nicht ebenso hohe Ansprüche an sich selbst wie an ihre nichtlandwirtschaftlichen Mitbürger stellen, werden auch alle Massenversammlungen sie nicht retten.

Berufung und Schöffengericht

Die Zeitungen haben von einer Umfrage des preußischen Justizministers berichtet, ob es genügen werde, die Strafkammern der Landgerichte in Zukunft nur mit drei, statt wie jetzt mit fünf Richtern zu besetzen. Zugleich verlautet, daß die Bundesregierungen geneigt seien, dem Andrängen des Reichstags nachzugeben und die Berufung gegen die Urteile der Strafkammern einzuführen. Man darf sich daher darauf gefaßt machen, daß eine Gesetzesvorlage, die um den Preis der Herabsetzung der Richterzahl von fünf auf drei die Berufung gegen die Urteile der Strafkammern gewährt, die Zustimmung des Reichstags finden werde. Da scheint es denn geboten, in letzter Stunde noch einmal zu prüfen, was durch diese Neuordnung gewonnen würde, und ob sie nicht am Ende den Teufel durch Belzebub austriebe.

Augenscheinlich sollen die einzuführenden Berufungskammern oder Berufungssenate mit fünf gelehrten Richtern besetzt werden. Ist aber der Vorteil, den eine wiederholte Prüfung der Anklage bietet, wirklich so groß, daß sie, obwohl von einem nicht besser besetzten Gerichte vorgenommen, als es gegenwärtig das erstinstanzliche ist, den Nachteil aufwiegen könnte, der dadurch entsteht, daß die erste Entscheidung in die Hand eines weniger gut besetzten Gerichts als bisher gelegt wird? Oder werden nicht gerechtere Urteile ergehn, wenn sie gleich von vornherein von dem bessern Gerichte der fünf Richter gefunden werden?

Es ist schon oft betont worden, daß die nach Verlauf oft recht langer Zeit zur Nachprüfung schreitende zweite Instanz regelmäßig minder frische und zuverlässige Beweismittel zur Unterlage ihrer Entscheidung hat, als die erste. Diese Erwägung und der Umstand, daß das Berufungsgericht regelmäßig wieder neuen Beweis erheben muß, hat denn auch in den sechziger Jahren dazu geführt, die Berufung in großen deutschen Reichsgebieten aufzuheben. Auf der andern Seite wird entgegengehalten, der Angeklagte werde häufig durch das Urteil überrascht, er merke erst hinterher, worauf es ankommt, und wie er sich hätte verteidigen sollen. Ob diese Fälle wirklich so häufig sind, insbesondre wenn eine gerichtliche Voruntersuchung vorausgegangen und der Angeklagte von einem Rechtskundigen verteidigt worden ist, mag dahingestellt bleiben. Wenn man freilich in reichsgerichtlichen Entscheidungen, die von der Tagespresse wiedergegeben werden, wiederholt als Grund für Verwerfung der Revisionen liest: der Angeklagte habe ja in der ersten Instanz gar nicht behauptet, daß ihm das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit gefehlt habe; er habe sich ja nicht auf den Schutz des bekannten § 193 des Reichsstrafgesetzbuchs bei Beleidigungen berufen u. s. w., so möchte man allerdings den Einwand nicht für unbegründet halten. Kommen aber solche Fälle vor, so trifft die Schuld doch vorzugsweise das erkennende Gericht, den die Verhandlung leitenden Vorsitzenden und die beisitzenden Richter, wenn auch immerhin der Unverstand des Angeklagten, seine Befangenheit vor dem Gerichtshofe, das Ungeschick und die Unlust des Verteidigers dabei eine Rolle spielen und die Schuld des Gerichts mildern mögen.

Die Hauptsache bleibt jedenfalls die Art und Weise, wie sich das erkennende Gericht in der Hauptverhandlung die Unterlagen für sein Urteil verschafft. Ist diese mangelhaft auch bei dem Berufungsprozesse, so ist alle Einführung der Berufung vergeblich. Glaubt man aber Grund zur Unzufriedenheit mit der Rechtsprechung des jetzigen Fünfergerichts zu haben, wenn es in erster Instanz urteilt, welchen Unterschied wird es dann machen, wenn derselbe Gerichtshof in zweiter Instanz Recht spricht?

Wichtiger als alle Instanzeneinrichtung ist die Schaffung von Gerichten, die in sich selbst die Gewähr einer guten Rechtsprechung tragen. Gleichwohl ist die Zulässigkeit der Berufung gegen die Urteile der meisten Strafgerichte berechtigt. Bringt sie auch in vieler Beziehung Nachteile mit sich, und wäre es zweifellos besser, wir könnten sie entbehren, so wird sie doch geradezu notwendig um der Unmöglichkeit willen, alle Strafsachen sofort von dem als besten erkannten Gerichte aburteilen zu lassen. Wäre es denkbar, daß alle Strafsälle schon in erster Instanz von dem höchsten Gerichte entschieden werden könnten, käme jede Übertretung von vornherein von den Strafsenaten des Reichsgerichts zur Aburteilung, so bliebe für eine zweite Instanz von selbst kein Raum. Daß dies nicht durchführbar ist, liegt auf der Hand. Man muß also

die unendliche Fülle der Strafsachen, um ihre Erledigung überhaupt zu ermöglichen, Gerichten überlassen, die schon durch ihre geringere Mitgliederzahl nicht die gleiche Gewähr für einen gerechten Spruch geben, wie das am reichsten und besten zusammengesetzte höchste Gericht. Und dies darf um so unbedenklicher geschehen, als die Schwierigkeit der Untersuchung nicht in allen Strafsällen gleich groß ist, sondern im großen und ganzen mit der Schwere des Falls in gleichem Verhältnis steht. Wünschenswert bleibt aber stets, daß das Gericht so gut wie möglich besetzt sei. Die Berufung findet deshalb ihre Rechtfertigung in erster Linie nicht darin, daß eine Nachprüfung des Urteils erster Instanz wünschenswert ist, sondern darin, daß einem besser besetzten Gerichte die Urteilsfindung ermöglicht wird, dem sie richtiger von vornherein übertragen worden wäre, und dem sie nur aus praktischen, namentlich aus finanziellen Gründen zunächst entzogen war, weil man hoffte, mit einem minderwertigen Gerichte auszukommen.

Es liegt daher der Gedanke nahe, den Beschwerden über die Strafrechtspflege, die dem Rufe nach Wiedereinführung der Berufung heute einen so starken Wiederhall geben, lieber dadurch abzuhelfen, daß man gewisse schwierigere und verwickeltere Strafsälle, die jetzt von Gerichten niedrer Ordnung abzuurteilen sind, sofort dem Gerichte höherer Ordnung zuwiese oder zuzuweisen gestattete. So sind umgekehrt schon jetzt die Strafkammern ermächtigt, gewisse einfachere Strafsachen dem Schöffengericht, also dem Gericht niedrer Ordnung, zur Entscheidung zu überlassen. Man denke z. B. an Strafsälle, deren Untersuchung so umfangreich ist, daß jede Wiederholung der Beweisaufnahme nur Verschleierung des wahren Sachverhalts bedeuten würde, und die zugleich die öffentliche Meinung so stark aufregen, daß sie eine neue öffentliche Verhandlung einfach nicht ertragen. In solchen Fällen wird jedermann einverstanden sein, daß der Augiasstall einmal ausgeräumt werde und gründlich, aber dann nicht wieder!

Liegt also der Schwerpunkt der Berufung in der Möglichkeit, die Sache vor einem besser besetzten Gerichte zur Aburteilung zu bringen, so ergiebt sich von selbst, daß uns die von der Regierung geplante Einführung der Berufung um keinen Schritt weiter bringt, da sie die zukünftigen Berufungsgerichte nicht besser macht, als unsre jetzigen Strafkammern sind. Die bessernde Hand ist deshalb an einem andern Punkte anzulegen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß mit der Rechtsprechung, wie sie durch die mit fünf gelehrten Richtern besetzten Strafkammern geübt wird, Unzufriedenheit herrscht. Wenn aber diese Unzufriedenheit mit der Rechtsprechung von Gerichten, auf denen nach unsrer Gerichtsverfassung das Hauptgewicht der Rechtspflege ruht, weite Kreise des Volks und keineswegs nur Laien ergreift, so ist es Pflicht der Regierung und aller Wohlmeinenden, einer so besorglichen Erscheinung auf den Grund zu gehen. Denn eine Rechtspflege,

die das volle Vertrauen des Volks genießt, bildet eine feste Stütze des innern sozialen Friedens und bringt dauerndere Wirkungen hervor, als Flinten und Kanonen. Dauernd aber dürfte dieser Unzufriedenheit kaum damit abgeholfen werden, daß man die Richterzahl der Strafkammern verringert und die Berufung an ein wieder mit fünf gelehrten Richtern besetztes Gericht einführt. Wir fürchten, die Freude über die Berufung wird dann sehr kurz sein, und bald werden die Klagen gegen die erstinstanzlichen Urteile der drei Richter, wie nicht anders zu erwarten, verstärkt, die gegen die Urteile der Berufungsgerichte aber in gleichem Maße wiederkehren.

Der Grund der Unzufriedenheit mit den Urteilen der Strafkammern der Landgerichte liegt eben ganz wo anders. Dies wird erkennbar, wenn man beobachtet, welches Vertrauen im Gegensatz zu den Strafkammern allgemein die Schöffengerichte genießen. Man behauptet, daß die Urteile der Strafkammern nicht selten das natürliche Rechtsgefühl verletzten. Wir wollen nicht untersuchen, inwieweit dieser Tadel begründet ist, auch nicht, wieviel davon auf Rechnung von Rechtsansichten kommt, denen das höchste Gericht huldigt, und dessen Aussprüche bei den Strafkammern — sehr mit Unrecht! — heute Gesetzeskraft genießen. Solange z. B. nicht allgemein anerkannt wird, daß man das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit einer Handlung gehabt haben muß, um für ihre vorsätzliche Begehung Strafe zu erleiden, werden immer wieder Entscheidungen vorkommen, die mit dem natürlichen Rechtsbewußtsein in schroffem Gegensatze stehen. Herrscht aber einmal ein Mißtrauen gegen die Strafurteile von Gerichten, die nur mit Rechtsgelehrten besetzt sind, und ist auch keine Aussicht, daß sich dieses Vertrauen von selbst bald wieder befestigt, so ist nur dadurch zu helfen, daß man die gelehrten Gerichte in solche verwandelt, die das erforderliche Vertrauen genießen: daß man sich entschließt, auf den ersten Entwurf einer Reichsstrafprozeßordnung des Ministers Friedberg vom Jahre 1873 zurückzugreifen und an Stelle der Strafkammern Schöffengerichte einführt.

Die Vorzüge der Schöffengerichte sind oft genug auch in diesen Blättern erörtert worden. Sie bestehen, kurz zusammengefaßt, in der aus ihrer Verfassung sich ergebenden Notwendigkeit, den Gang der Verhandlung zu mäßigen und damit eine erschöpfendere Erörterung des Sachverhalts zu gewährleisten, sie machen eine haarspalterische, dem starren Buchstaben des Gesetzes nachgehende Rechtsprechung unwahrscheinlich, und sie entsprechen dem Grundsatze der Selbstverwaltung, die heute auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens durchgeführt ist. Schon in einem Schreiben vom 24. Oktober 1870 an den Bundesrat urteilt das sächsische Ministerium über die damals seit mehreren Jahren in Sachsen eingeführten Schöffengerichte: „Die beinahe übereinstimmende Ansicht aller geht dahin, daß die Einrichtung des Schöffengerichts einen wesentlichen Fortschritt enthalte, daß das Vertrauen zu den Sprüchen der Schöffen-

gerichte täglich mehr steige, und daß die Art und Weise, wie die Schöffen ihren Beruf auffassen und erfüllen, ohne jeden Zweifel lobenswert sei. Das Vertrauen zu den Erkenntnissen der Schöffengerichte ist auch offenbar in den Kreisen vorhanden, in denen häufig die Richtersprüche rechtsgelehrter Richter mit Mißtrauen aufgenommen werden. Ebenso ist die Sympathie der Schöffen selbst mit dem neuen Institute offenbar im Wachsen begriffen." Wir wüßten nicht, weshalb dieses Urteil nicht heute noch gelten sollte.

Wenn gleichwohl in dem dritten Entwurf einer Reichsstrafprozeßordnung von der allgemeinen Durchführung der Schöffengerichte wieder abgesehen worden ist, so beruhte das nicht auf einer veränderten Ansicht über den Wert der Schöffengerichte, sondern ausschließlich auf der angeblichen Schwierigkeit, in einzelnen östlichen Provinzen Preußens die erforderliche Anzahl von Schöffen zu finden. Diese partikularistische Rücksicht entzog dem ganzen Deutschland ein vortreffliches Gericht. Seiner Wiederholung muß man aber doch beizeiten ernstlich entgegentreten.

Entschließen sich die Bundesregierungen, die Strafkammern in Schöffengerichte umzuwandeln und gegen deren Urteile zugleich die Berufung an ein größeres Schöffengericht zu gewähren, so haben sie einen großen Trumpf in der Hand. Diesen Trumpf sollten sie aber nun so viel als möglich zu verwerten suchen und in unsrer Zeit der politischen „Kompensationen" nicht ohne eine angemessene Gegenleistung ausspielen. Daß wir dabei eine Gegenleistung im Auge haben, die gleichfalls eine der fruchtbarsten Verbesserungen unsers Strafprozesses sein würde, versteht sich von selbst. Es ist die Umwandlung der Schwurgerichte in große Schöffengerichte.

Wenn irgend jemals, so ist jetzt der geeignete Zeitpunkt, diesen falschen Edelstein, den uns 1848 die Franzosen in die Krone der Göttin der Gerechtigkeit gesetzt haben, mit dem echten des Schöffengerichts zu vertauschen. Wohl niemals wieder wird die Regierung in der Lage sein, für die Abschaffung der Schwurgerichte so gewichtige „Kompensationen" bieten zu können, wie jetzt durch Einführung der Berufung und der Beteiligung der Laien in allen Strafgerichten mit Ausnahme des Reichsgerichts. Dem gegenüber muß der Vorwurf verstummen, als sei es auf einen Angriff auf die „Freiheiten des Volks" abgesehen, der ja stets laut erhoben wird, wenn von Abschaffung des Schwurgerichts die Rede ist.

Daß aber die Beteiligung des Laienelements in der Strafrechtspflege, sobald man sie überhaupt für wünschenswert hält, bei weitem vorzuziehen ist, wenn sie in der Form der Schöffengerichte erfolgt, darüber besteht unter sachlich urteilenden kaum noch eine Meinungsverschiedenheit. Die Vorteile des Schöffengerichts vor dem schon durch seine Fragstellungen ungemein verwickelten und Zufälligkeiten aller Art ausgesetzten Geschwornengerichte mit seiner Trennung in Richterbank und Geschwornenbank sind zu einleuchtend. Und wenn

man das Übergewicht der rechtsgelehrten Richter im Schöffengericht, trotz der selbstverständlichen Überzahl der Schöffen, oft als Nachteil gegenüber dem Geschwornengericht anführt, so können wir nur sagen, daß Schöffen, die so wenig Einsicht und Charakterfestigkeit haben, daß sie sich einfach von den gelehrten Richtern ins Schlepptau nehmen lassen, jedenfalls noch schlechtere Geschworne abgeben. Besser, sie lassen sich vom unparteiischen Richter leiten, als sie sind ein Werkzeug in der Hand eines geschickten Staatsanwalts oder Verteidigers.

Man greife also auch hier wieder auf den Friedbergschen Entwurf zurück und setze an Stelle der fremdländischen Einrichtung des Geschwornengerichts das deutsche Schöffengericht.

Die Gerichtsverfassung aber, die jetzt das bunteste und verworrenste Aussehen hat, wird dann eine einheitliche, einfache Gliederung gewinnen. Ein Gericht gleicher Art wird an die Stelle von Gerichten vierfach verschiedner Arten treten — vom Reichsgericht abgesehn —, und zwar ein Gericht, das nach menschlichem Ermessen und nach den bisherigen Erfahrungen die größte Gewähr einer gerechten Rechtsprechung bietet: das Schöffengericht, abgestuft in großes, mittleres und kleines lediglich durch die Anzahl der mitwirkenden gelehrten und ungelehrten Richter.

An diese drei Schöffengerichte würde sich dann mit Leichtigkeit das Rechtsmittelverfahren anschließen, und es ergäbe sich von selbst, daß das mittlere Schöffengericht die Berufungsinstanz für das kleine, das große Schöffengericht aber die Berufungsinstanz für das mittlere, in erster Instanz urteilende Schöffengericht bildete. Denn ist man wirklich der Überzeugung, daß das Schöffengericht das beste seiner Art sei, so muß man es auch als Berufungsgericht urteilen lassen.

Werden, wie wir annehmen, dem großen Schöffengerichte die schwersten Straffälle in erster Instanz zugewiesen, so hat unter der weitern Voraussetzung, daß die großen Schöffengerichte überhaupt die denkbar beste Zusammensetzung richterlicher Kräfte besitzen, gegen deren Urteile nach unsrer oben entwickelten Ansicht eine Berufung allerdings keinen Raum. Wir glauben auch, daß den Mängeln, die eine zweite Prüfung zu erfordern scheinen, durch eine sorgfältig geführte gerichtliche Voruntersuchung und Verteidigung recht wohl abgeholfen werden kann.

Auch ist es dann keineswegs nötig, über jede Art von Rechtsmitteln die Schöffengerichte urteilen zu lassen. Es giebt Rechtsmittel, die rein prozessuale, der Kenntnis des Laien weniger geläufige Bestimmungen betreffen. Über solche könnten die gelehrten Richterkollegien des mittlern oder großen Schöffengerichts recht gut allein entscheiden. Beschwerden dagegen, die die Feststellung des Thatbestands, seine Unterordnung unter die Vorschriften des Gesetzes und Zumessung der verdienten Strafe angreifen, richten sich gegen das Wesentliche

der Urteilsfindung selbst, und dieses Wesentliche neu festzustellen darf nur das Gericht berufen sein, das vermöge seiner Besetzung eine gerechte Urteilsfindung gewährleistet.

Eine Rechtsbeschwerde freilich, die nur falsche Gesetzesauslegung rügt, wird auch in Zukunft an das Reichgericht gegen die Urteile der großen Schöffengerichte, gleichviel ob sie in erster oder in zweiter Instanz entscheiden, gegeben werden müssen; denn sie ist das Mittel, die Einheitlichkeit in der Rechtsprechung aller deutschen Gerichte zu wahren. Die Gestaltung im einzelnen lassen wir als juristisch-technische Frage hier beiseite.

Bei den angedeuteten Beschränkungen der Rechtsmittel würden fast mit der bisherigen Geschwornenanzahl die mittlern und größern Schöffengerichte unsrer Schätzung nach besetzt werden können. Weiter würde allein die hier vorgeschlagne strenge Durchführung der Schöffengerichte die Einführung der Berufung auch gegen die Urteile der mittlern Strafgerichte, wie sie jetzt geplant ist, ermöglichen, ohne eine größere Anzahl beamteter Richter zu erfordern. Denn eine stärkere Besetzung der mittlern Schöffengerichte als mit drei und der großen Schöffengerichte als mit vier gelehrten Richtern dürfte kaum nötig sein. Vielleicht sind schon zwei und drei Richter mit drei und vier Schöffen genügend. Dazu kommt, daß die mittlern Schöffengerichte grundsätzlich nicht bei den Landgerichten, sondern bei mittlern und selbst kleinern Amtsgerichten errichtet werden können. Es stünde auch nichts im Wege, die mit mehreren Richtern besetzten Amtsgerichte zu dem Dreirichterkollegium der mittlern Schöffengerichte zu vereinigen; ja diese Kollegien würden sich sogar aus Richtern verschiedner, nahe benachbarter Amtsgerichte zusammensetzen lassen. Eine derartige Dezentralisation der Rechtspflege, die ja auch für die Zivilsachen angestrebt wird, hätte manchen Vorteil: die Zeugen wohnten näher dem Sitze des Gerichts, die Arbeitskraft mancher nicht hinreichend beschäftigten Richter kleinerer Gerichte könnte mehr ausgenutzt werden, und das zeitweilige gemeinsame Arbeiten wirkte anregend auf die Thätigkeit und wissenschaftliche Fortbildung des Einzelrichters.

Erweiterte man endlich noch die Zuständigkeit der kleinen Schöffengerichte, was sehr gut möglich wäre, so würde trotz der einzuführenden Berufung gegen die Urteile der mittlern Schöffengerichte sogar eine geringere Richterzahl als jetzt erforderlich sein. Dann könnte die Justizverwaltung nicht nur eine strengere Auslese unter den geeigneten Personen halten, sondern es bestünde auch endlich einmal für Preußen die Aussicht, wenigstens die notwendige Richterzahl zu erlangen und das eines großen Staates nicht würdige und durchaus gegen den Geist des Gerichtsverfassungsgesetzes verstoßende übermäßige Wirtschaften mit unbesoldeten und nicht fest angestellten, darum in ihrer Unabhängigkeit gefährdeten Hilfsrichtern aufzugeben.

Höher als alles aber steht, daß wir eine Rechtsprechung erhalten würden,

die volkstümlich wäre und nach menschlichen Begriffen die größte Gewähr für Gerechtigkeit böte, sowie daß durch die Schöffen die Kenntnis vom Rechte in weite Kreise des Volks getragen und dessen Rechtsgefühl gekräftigt werden würde.

Ein Kapitel von deutscher Lyrik

2

Nicht besser und behaglicher als die lyrische Dichtung im engern Sinne ist heute die lyrisch-epische Poesie mit ihren mannichfachen Untergattungen und Mischungen gestellt. Um die schulmeisterlichen Ästhetiker, die noch immer versichern, daß die große Epopöe die einzige reine Form sei, braucht sich allerdings der moderne erzählende Dichter nicht zu kümmern, und selbst die naturalistischen Apostel, die nach und nach entdeckt haben, daß allein der moderne Roman und die Novelle eine Art von Berechtigung besitzen, haben nicht hindern können, daß noch in jüngster Zeit ein paar lyrisch-epische Gedichte von Robert Hamerling, J. V. Scheffel, Rudolf Baumbach und leider auch von Julius Wolff große Verbreitung gefunden haben. Schlimmer für die wirklichen Dichter dieses Gebiets ist es schon, daß ihre Aussicht, von der Masse der Dilettanten und blöden Nachahmer unterschieden zu werden, noch geringer ist als bei den Lyrikern im engern Sinne. Die gleichen Zeilen kritikloser Reklame oder geringschätzigen Lobes werden in unsern Zeitungen an die besten Schöpfungen, wie an die kläglichsten Stümpereien verspendet; „Ha, fürwahr, das ist etwas, das reimt sich, oder reimt sich beinahe“ soll Lord Bacon zu irgend einem unglücklichen Versifex gesagt haben, und nach diesem Vorbilde scheint sich die neueste Kritik poetischer Werke zu bilden. Für die Besprechung lyrisch-epischer Dichtungen sind zwei oder drei Rezepte vorhanden, je nachdem klassisches Epos mit antikem Hintergrund und Neigung für Epopöe, zu Scheffelscher Beweglichkeit mit burschikosem Ton oder Hinneigung zu lyrischer Romantik à la Roquette und Baumbach vorausgesetzt wird. In jener von vornherein feststehenden Überzeugung, daß es sich bei allen diesen Erzählungen in Versen niemals um eine dichterische Individualität, nirgends um einen selbständigen und eigentümlichen Wert handle, liegt eine so tiefe Geringschätzung, daß eben die ganze naive Kindlichkeit oder Eitelkeit angehender Dichter dazu gehört, um sich auch an solcher Anerkennung noch zu erquicken. Die Gedankenlosigkeit

gewisser Verleger und die Druckbedürftigkeit noch gedankenloserer Poeten wirft freilich Gedichte auf den Markt, die nicht einmal „solcher" Anerkennung wert sind.

Schier unglaublich ist es, was alles an Stoff und wunderlichen Einfällen in den zierlichen Bändchen steckt, die sich ein Sang vom Schwarzwald, von der Ostsee oder aus der Lüneburger Heide betiteln. Dem Referenten gehts hier manchmal wie Peter Schlemihl, als er im Hause des Herrn John den bewußten „stillen, dünnen, hagern, länglichten, ältlichen Mann" aus der Schoßtasche seines grautaffetnen altfränkischen Rocks „drei Reitpferde, ich sage drei schöne große Rappen mit Sattel und Zeug herauszuziehen sah; man denke sich um Gottes willen drei gesattelte Pferde noch aus derselben Tasche, woraus schon eine Brieftasche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Lustzelt von derselben Größe und alle dazu gehörigen Stangen und Eisen herausgenommen waren." Was alles wird nicht besungen und gestaltet, ohne daß in den meisten Fällen empfunden oder erraten werden könnte, wo die Gaben der Phantasie mit dem innern Leben ihres Verfassers zusammenhängen, oder welchen Anspruch der Darstellende darauf hat, daß wir die Welt mit seinem Auge sehen sollen.

Von den Dichtern des ältern Geschlechts, die ihren Namen auf dem Felde episch-lyrischer Dichtung errungen haben, begegnen wir zunächst Otto Roquette, von dem ein Bändchen „Erzählende Dichtungen" (Berlin, F. Fontane, 1892), das nach der voranstehenden Ul von Haslach betitelt ist und außer dem so benannten Einleitungsgedicht noch die poetischen Erzählungen „Der fahrende Schüler," „Spindel und Thyrsus," „Ambrogios Beichte," „Paris der Bessere" enthält, die alten Freunde seiner Muse, die sich an „Hans Heidekuckuck" und „Gevatter Tod" erfreut haben, zu erneuter Teilnahme einlädt. Ehrlich gesprochen, erscheinen uns diese neuesten Dichtungen, obgleich sie natürlich gewisse alte Vorzüge Roquettes aufweisen, minder frisch und lebendig, auch minder einfach und überzeugend als frühere poetische Erzählungen des Dichters. Die alten Schwänke „Ul von Haslach" (bei Hans Sachs „Der Roßdieb von Füssing") und „Der fahrende Schüler" lassen sich doch mit geringen Abänderungen in der derben Sprache des sechzehnten Jahrhunderts unmittelbar lesen, ohne daß es der Modernisirung wie hier bedürfte. Den bedeutendsten Anlauf nimmt Roquette in dem Gedichte „Spindel und Thyrsus," in dem sich einige Oktaven von so schöner Bildlichkeit und Plastik finden, daß sie in Goethes „Geheimnissen" stehen könnten, das aber im ganzen an einer gewissen Unklarheit der Erfindung leidet und gegen den Schluß den Eindruck erweckt, als ob es auf einen größern Roman in Versen angelegt gewesen wäre, bei dem schließlich der Atem oder die Geduld ausgegangen ist, sodaß der fünfte Abschnitt nur wie der eng zusammengedrängte andre Teil dieses Romans aussieht. Das hübscheste in diesem kleinen Buche scheint uns die gleichfalls in Oktaven geschriebne humoristische Erzählung „Paris der Bessere" mit ihren

grausigen drei Tanten, der astronomischen, der poetischen und der musikalischen, von denen die letzte, die den ganzen Freischütz für Guitarre gesetzt hat, als die bedrohlichste gelten muß. Alles in allem hat an diesen Gedichten poetisches Spiel stärkern Anteil als poetisches Leben, und wir haben fast verlernt, uns an bloßem poetischem Spiel genügen zu lassen.

Zwei größere Erzählungen aus der Zeit des deutschen Bauernkriegs: Joß Fritz, der Landstreicher, ein Sang aus den Bauernkriegen von Richard Nordhausen (Leipzig, Carl Jacobsen) und der Bauernjörg von Eduard Eggert (Stuttgart, Josef Rothsche Verlagsbuchhandlung) stehen in einem eigentümlichen Gegensatz zu einander. Die erstere, umfangreichere ist von wilder Begeisterung für den grimmigen Sturm des Jahres 1525 erfüllt, die andre verherrlicht Jörg Truchseß, den schwäbischen Bundeshauptmann, und daraus ergiebt sich natürlich das wundersame Gegenspiel, daß in „Joß Fritz" der Volksheld, nachdem er verschiednen Leuten auf der Fürsten- und Ritterseite die Schädel eingeschlagen hat, vor der unbarmherzigen Verfolgung der siegreichen Feinde durch ein wildes Nervenfieber hindurch in einen glückseligen Mimme- und Ehehafen gerettet wird, während es im „Bauernjörg" gilt, eine adliche Schönheit aus den Klauen der blutigen Bekenner der zwölf Artikel zu reißen. Im „Joß Fritz" findet der verräterische Mönch Martin (wie er in häßlich tendenziöser Anspielung auf den Reformator Luther genannt ist), der von der Bauernsache abgefallen ist, den verdienten Lohn, im „Bauernjörg" hängt am Ende der verräterische Pfaffe Florian, der die Bauernerhebung nur zum Deckmantel seiner persönlichen Rache genommen hat, verdienterweise am Galgen. Trotz dieser Gegensätze haben beide Gedichte gewisse unerfreuliche Ähnlichkeiten mit einander: die Abhängigkeit von dem seit Scheffels „Trompeter" modisch gewordnen Aufputz der poetischen Erzählung mit Liedersträußen, das Überwiegen und Überwuchern der Beschreibungen, in deren Farbenfülle alle klaren und festen Linien des eigentlich epischen Teils verschwimmen, das gelegentliche Herabsinken des erhöhten Tones in die Plattheit, die Stillosigkeit willkürlich wechselnder Rhythmen. Das bedeutendere, von einem stärkern und ausgiebigern Talent herrührende Gedicht von beiden ist übrigens (sehr hübscher Bilder und Einzelheiten im „Bauernjörg" unbeschadet) doch „Joß Fritz." Es ist zugleich eine Probe sozialdemokratischer Epik, Herr Richard Nordhausen sieht in den Greueln des großen Bauernkriegs die Prophetie heraufdämmernder ähnlicher Tage:

Der Bauernkriege wildprächtige Zeit
Voller Maiglanz und Lerchenlieder,
Und der Bauernkriege Furchtbarkeit
Kehrt prächtiger und furchtbarer wieder!

er schwelgt in dem Rot des rinnenden Blutes, des Weines und des leuchtenden Morgens, er thut sich in Kampf- und Aufruhrszenen (vor denen sein

Gegenfüßler Eggert das Kreuz schlägt) eine Güte, er leiht den Bauernscharen die Heldeneigenschaften, die in dem wirklichen Bauernkriege nur vereinzelte Haufen bewährten. Auf alle Fälle legt der Dichter des „Joß Fritz“ ein energisches und echtes Talent an den Tag, das Gedicht weist einige Prachtbilder voll anschaulicher Kraft und bestrickender Stimmungsgewalt auf; es hat fortreißendes Pathos und im ganzen sprachlichen Fluß und lebendiges Sprachgefühl, von denen die einzelnen Unebenheiten, schwülstige Stellen und Plattheiten rasch überwältigt werden. Obwohl das Ganze einen tendenziösen Untergrund hat, der stark an gewisse Gedichte aus den vierziger Jahren erinnert, denen Hussitenkriege und Albigenserkämpfe dienen mußten, um der eignen Revolutionslust und Revolutionshoffnung Luft zu machen, und obwohl die damals beliebten Phantasiestücke hier bis zum Tüpfelchen auf dem i wiederkehren, so wirkt doch die Frische und Lebendigkeit der Bilder aus dem Bauernkriege gewinnend. Ob die Gesinnungsgenossen des Dichters mit der Wendung einverstanden sein werden, daß der herrliche „Führer und König der Revolution“ (wie Joß Fritzens Mutter, sehr aus dem Stil des sechzehnten Jahrhunderts fallend, ihren Sohn nennt) am Ende ein Ritterfräulein zum Gemahl davonträgt, wissen wir nicht, der charakteristische Zug gemahnt ein wenig an die amerikanischen Rothäute, die auch auf dem Kriegspfade mit Vorliebe weiße Frauen erbeuten.

Den Gesängen aus dem schwäbischen Bauernkriege schließt sich eine breitangelegte „Schwarzwaldnovelle in Versen“ an, die Wilhelm Jensen mit einem empfehlenden Vorwort begleitet, und die sich Um den Wildsee von Wilhelm Arminius (Dresden und Leipzig, E. Pierson) nennt. Auch hier ist der Bauernaufstand der Hintergrund, und zwar der Teil der zersplitterten Bewegung, der sich in der Ortenau und der Markgrafschaft Baden abspielt. Das Kloster Allerheiligen und die Schwarzwaldlandschaft ringsumher bilden die Szenerie des mit Einsiedler- und Zigeunerromantik und der Märchenpoesie, die aus Wald und Wasser das Verborgne liest, allzureichlich ausgestatteten Gedichts. Aus dem Wechsel träumerischer Naturschilderung, lyrischen Tones und derb realistischer, holzschnittartiger Darstellung erwächst eine Stillosigkeit, die beinahe schon dilettantisch ist und jedenfalls die Novelle in Versen ihrer einheitlichen Wirkung beraubt. Die „unverkennbare Anlage zu dichterischer Sprache, zu oft treffender und schöner Ausdrucksweise,“ die Jensen in seinem Geleitwort rühmt, schützt den Verfasser leider nicht vor äußersten Trivialitäten; ja gelegentlich sinkt der Erzählungston zu vollständiger Biedermeierei herunter:

Da wird noch einmal vorgenommen
Die segensvolle Wundermär,
Daß Peter doch zurückgekommen
Nach zwanzig langen Jahren wär,
Und daß, weil sehr verschieden strebe

Des Krieges Fahne nach dem Wind,
Es besser sich doch friedlich lebe
Im Hof mit Weib und Ingesind.

Dergleichen schnöder Basel sollte einem doch nicht zugemutet werden, am wenigsten in einer immerhin anspruchsvollen, breit angelegten Dichtung.

Um mit dem Schwarzwald, in dem sich die episch-lyrischen Poeten mit Vorliebe zu ergehen scheinen, fertig zu werden, sei hier gleich noch Die Pfingstfahrt, ein lustiger Sang aus dem Schwarzwald in sechs Abenteuern von Emil Engelmann (Stuttgart, Paul Neff, 1893) angereiht. In diesem Gedichte sind wir aber auf dem Boden der Gegenwart, in der zum Glück die Schwarzwaldtannen noch so stattlich zum Himmel ragen, die Bäche noch so frisch zu Thale rinnen, wie in den Tagen des Bauernkrieges. Der Stoff der „Pfingstfahrt" würde im vorigen Jahrhundert zu einem kleinen komischen Epos im Stil von Popes „Lockenraub" gedient haben, heute wird mit eingeschobnen Liedern und Balladen, mit gedehnten Schilderungen und Reflexionen die unbedeutende, über eine alltägliche Novelle nicht hinausreichende Erfindung zu sechs Gesängen verwertet. Natürlich fehlt es nicht an hübschen Stellen, ein paar poetischen Bildern und Wendungen, das Ganze aber verdient kein Lob und erweist nur, wie schwer es ist, Erlebnisse und kleine Wirklichkeitszüge, wenn sie auch noch so hübsch sind, zu einer einheitlichen Wirkung zu erheben. Leider sind unsre jungen Dichter mehr fürs Dichten als fürs Verdichten der Dinge eingenommen.

Von Gebilden dieser Art zum reinen unverfälschten Dilettantismus ist es nur noch ein Schritt. Doch abseits von der Art Poesie, die lediglich von Reminiszenzen lebt und den gesunden Menschenverstand mit dem Schall schlechter Verse übertäubt, findet sich eine Reihe von Versuchen schulmäßiger Dichtung, die schwer zu beurteilen sind, und bei denen sich nur das eine mit Sicherheit sagen läßt, daß sie schlechthin wirkungslos auch auf die wenigen Leser, die sie etwa finden werden, bleiben müssen. Die Besonderheit dieser Versuche liegt darin, daß sie in ihrer Weise vortrefflich angelegt und durchgeführt sein können, ohne doch andre poetisch zu erfassen oder auch nur zu berühren. Es fehlt ihnen das eigenste, aus der Ergriffenheit oder der unmittelbaren Phantasie des Dichters stammende Leben, es sind Wiederholungen und Erneuerungen für poetisch geltender und in ältern Gestaltungen auch poetisch gewesener Motive. Sie beruhen auf der irrigen Vorstellung, daß es nur der Heraufbeschwörung alter Klänge und Bilder bedürfe, um die gleichen Wirkungen zu erwecken, während bekanntlich ein neues, dem Dichter allein eignes Element hinzutreten muß. Eine gute Probe schulmäßiger Dichtung, die dies vergißt, haben wir in dem kleinen Epos Gerswind, einer Mär aus Altsachsenland von Paul Robitzsch (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag) vor uns. In gut gefügten Nibelungenversen, mit entschiedner Kenntnis des Grundtons der Heldensage, mit Ernst und künstle-

rischem Gleichmaß wird hier die Geschichte eines von Karl dem Großen besiegten und bekehrten Sachsenfürsten erzählt, der zu den alten Heidengöttern zurückfällt und darüber seinen Untergang findet. Wenn man will, ist von all den Dichtungen, die uns vorliegen, „Geriswind" die, die am strengsten den echt epischen Stil einhält, und fände sich das Abenteuer als Episode in der Herstellung eines halbverlornen Stückes Heldensage, so würde es mit allen Ehren neben den Simrockschen und ähnlichen halb poetischen, halb wissenschaftlichen Nenbelebungen altgermanischer Poesie stehen können. Als selbständige Dichtung von heute, die lebendige Teilnahme heischt, erscheint sie zu akademisch, zu eng an die Überlieferung angeschlossen.

Freilich, im Vergleich mit so wohlgemeinten und doch so unsäglich schwachen Produkten, wie sie zahlreich veröffentlicht werden und zwar kein Publikum, aber doch lobende Beurteiler finden, muß „Geriswind" und müssen auch die ungleichartigen und vielfach unerquicklichen Italischen Vignetten von M. E. delle Grazie (Leipzig, Breitkopf und Härtel) noch als respektable Leistungen gelten. Auch die letztgenannten enthalten einzelne wirklich anschauliche Bilder und Gestalten, aber noch mehr wüste und geschmacklose Einfälle, die nicht poetisch gesteigert, sondern rhetorisch aufgebauscht sind, wenn sie auch nicht ohne Phantasie und Schilderungsgabe sind. Der Verfasserin fehlt ein entschlossener Kritiker, der ihr deutlich machte, wo sich ihre Empfindungen und ihre Bilder nicht decken, ihr Wortreichtum die etwa zu Grunde liegende Stimmung nicht klar und rein ausdrückt, ihre Form mit den Gedanken geradezu in Widerspruch steht, ein andrer Friedrich Hebbel, der seine Schüler ermahnte: „Zeichnen Sie die Lichtschere, nur die Lichtschere, nicht den Leuchter, der daneben steht, und nicht die Person, die von dem Lichte beschienen wird." Aber solche Kritik kann nur nützen, ehe Dichtungen in die Öffentlichkeit treten, nicht wenn sie veröffentlicht sind.

Einem völlig andern Gebiete gehört die Sammlung Lachende Lieder, neue Dichtungen von Richard Schmidt-Cabanis (Berlin, N. Bolls Verlag, 1892) an, Kladderadatschlyrik und -Epik, die im Berliner Stil zwar manches parodirt und ironisirt, was zunächst erst einmal ernster Betrachtung und Empfindung wert wäre, die aber daneben eine ganze Reihe großstädtischer und gesellschaftlicher Unsitten, modernster Geschmacklosigkeiten, alberner Überhebungen mit gutem Recht ins Lächerliche zieht. Humor und Satire, zu Zeiten auch etwas schnoddriger Witz lösen sich in diesen „Lachenden Liedern" ab; die Formgewandtheit, die geistige Beweglichkeit Schmidts, die jeden poetischen Stil zu treffen und für ihren Zweck zu verwerten versteht, erinnern an Ernst Dohms außerordentliches Talent, wenn sie es auch nicht erreichen. Zu den hübschesten Stücken der Sammlung gehören „Hundstägliche Variationen auf das seltene Thema eines 1888er Sommersonnenstrahles," der „Jubelhymnus, dem Erfinder des mechanischen Klaviers in stummer Dankbarkeit gewidmet," der

„Jammerschrei eines brotneidischen Konzertunternehmers," „Kasimir und Adelaide, oder das verhängnisvolle Doppeldreirad," „Aus König Bells Liebesliedern," „Des Vaters Hoffen, neuzeitliches Familiengemälde," „Das höllische Hotel," „Das Reisefeuilleton," auch einiges aus der „Neuesten Zoolyrik" und „Urvolapük."

Als ob es nicht genug wäre an der bunten Mannichfaltigkeit einheimischer lyrisch durchhauchter Epik, die sich zur Abwechslung in eine episch angehauchte Lyrik verwandelt, sind auch Übersetzer und Bearbeiter fremder erzählender Dichtungen fleißig bei der Arbeit. Das bedeutendste neuere Zeugnis dieses Übersetzerfleißes ist die provençalische Dichtung Mirèio von Frederi Mistral, deutsch von August Bertuch (Straßburg, Karl J. Trübner), ein umfangreiches erzählendes Gedicht des hervorragendsten Vertreters der neuprovençalischen Poesie. So viel sich beim ersten Überblick des formell vollendeten Gedichts (das auch eine formschöne und sprachlich vollendete Übertragung erfahren hat) erkennen läßt, einigen sich in Mistral und namentlich in dessen „Mirèio" Einwirkungen Homers und Dantes, altprovençalischer Romantik, volkstümlicher Märchenpoesie mit unmittelbaren Eindrücken des ländlichen und des kirchlichen Lebens der heutigen Provence zu einem wundersamen Ganzen, dessen tiefere Bedeutung und dessen rein künstlerischer Gehalt sich erst bei eingehender Beschäftigung mit der eigentümlichen Vorstellungswelt des Dichters ergründen lassen werden. Jedenfalls steht die Empfindung, die Phantasie und die Darstellungsweise dieses Provençalen in einem Gegensatz zur Pariser Sitte und zur französischen Normalkultur, der um so überraschender ist, als er mit dem südfranzösischen Ultramontanismus keineswegs schlechthin zusammenfällt. Das Schönste scheinen uns die prächtigen, farbensatten Schilderungen aus dem Volksleben der Provence, über denen das helle Licht des Südens glänzt; wer den Gang des alten Körbebinders mit seinem Sohne Vincen zum Ziegelhof mitgeht, wer die Farandole der Schnitter am Schlusse des siebenten Gesanges tanzen sieht, ja wer nur die schönen Eingangsstrophen des Gedichts liest, der weiß, daß Frederi Mistral ohne Frage ein Dichter im tiefern Sinne des Wortes ist. Die Übertragung ist Paul Heyse, „dem Hochmeister des erlauchten Bundes deutscher Dichtkunst und romanischer Sprachwissenschaft," gewidmet; wir haben Ursache, zu fürchten, daß die Teilnahme für Mistral auf die Kreise der romanischen Sprachkundigen beschränkt bleiben wird. Und in der That, wie soll zuletzt auch der Teilnehmendste, der poetisch Empfänglichste dem Ansturm der Erscheinungen standhalten, von dem selbst dieses eine Kapitel von deutscher Lyrik Zeugnis ablegt!

Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen

1

Altes, altväterisches Berlin von dazumal, wer vermag sich dich noch ganz deutlich vorzustellen, mit den schnurgeraden, breiten Straßen, in deren Mitte man ungefährdet spazieren konnte, mit Häusern von wenigen Geschossen, zu deren unterstem oft eine Freitreppe mit Sitzplätzen führte, wo der Hausherr am „erquickenden, labenden Abend“ seine Pfeife schmauchen durfte, mit den Droschken, deren armselige Gäule unter dem russischen Bügel so nachdenklich einhertrotteten, daß ein fremder Kutscherkollege gesagt haben soll: Wir stehen rascher, als ihr fahrt! — mit den Bäuerinnen, die unter unglaublichen Strohhüten hervor „Eeerdbeeeren!“ und andre Leckereien ausboten u. s. w.

Ja, die Ausländer, die Berlin seiner Ausdehnung ungeachtet kleinstädtisch fanden, hatten wohl Recht. Es machte den Eindruck eines ehrsamen Philisters, der seine Geschäfte ordentlich, ohne Überstürzung besorgt, einfach und bescheiden lebt und dabei sein Schäfchen ins Trockne bringt, aber der „Provinz“ gegenüber gern die Überlegenheit des Hauptstädters fühlen läßt. Auch das Verhältnis zum königlichen Hofe hatte in der Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten einen patriarchalischen Charakter. Der fortgeschrittne Berliner mag mitleidig über die Zustände von einst lächeln, dennoch kann auch er nicht leugnen, daß seine Stadt, „so sehr sie auch pochet und prachert,“ oder vielmehr eben deswegen, immer nur an den über Nacht reichgewordnen erinnert, der meint, fortwährend mit seinem Gelde klappern und die Manieren großer Herren nachäffen zu müssen. Die bürgerliche Baukunst verdiente den Namen kaum; dessen wurde man vor dreißig Jahren inne und schuf einen der Lage und dem Klima angemessenen Villenstil. Den scheint aber die Gegenwart zu anspruchslos zu finden, denn von den abgeschmackten Vierpalästen angefangen, begegnet uns fast auf Schritt und Tritt ein Protzenwesen, das mit aller Farben- und Goldverschwendung doch so oft das unechte Material nicht verbergen kann. Gefahren wird jetzt schneller, aber durchaus nicht gut, und merkwürdig: die sonst so achtsame und strenge Berliner Polizei hat keine Augen für das wirre Jagen von Fuhrwerken auf Kreuzungspunkten, das wohl in Neapel, aber

weder in London, noch in Paris, noch in Wien geduldet werden würde. Die dereinst verrufne Berliner Küche hat sich merklich gebessert, man scheint sich im allgemeinen kräftiger zu nähren, doch wird man hierzu kaum das unmäßige Biertrinken, noch den Aufwand und die Üppigkeit bei „Diners“ — wie der gebildete Deutsche natürlich sagen muß! — rechnen dürfen. Einst setzten die Gelehrten ihren Stolz nicht darein, es im Verbrauch von Champagner und Austern den Börsenleuten gleichzuthun.

Doch wohin gerate ich? Von der Hauptstadt des neuen deutschen Reichs wollte ich gar nicht sprechen, sondern von der preußischen, und zwar aus einer Zeit, in der diese wohlgezählt zwei politische Zeitungen besaß. Dieser Unterschied zwischen damals und jetzt ist vielleicht der allerauffallendste. Doch konnte sich Berlin gegen Dresden immer noch in die Brust werfen, denn das hatte gar keine. Zwar gab es überall eine Menge von Blättern, die eigentlich keine Zeitungen oder doch keine politischen waren, aber nebenher, sozusagen inkognito Politik trieben. Das Bedürfnis der Leser und der Schreiber machte sich über die Grenzen der Privilegien hinaus Luft, und die Behörden drückten ein Auge zu, wenn nur keine staatsgefährlichen Tendenzen verfolgt wurden. Nur einmal nahmen sie die Sache übel. Monatsschriften bedurften in den vierziger Jahren keiner Konzession. Nun verbündeten sich vier Verleger, jeder eine Monatsschrift herauszugeben, die jede unter eigner Redaktion und anderm Titel sich in den Stoff nach Disziplinen und auch in den Monat derart teilen sollten, daß der Abonnent aller vier Monatsschriften thatsächlich eine Wochenschrift erhielte. Die Redakteure gehörten dem Kreise an, aus dem später die Nationalzeitung hervorging, mehr links stand Karl Nauwerck, der 1848 in das deutsche Parlament gewählt wurde und schließlich in Zürich mit Cigarren handelte. Aber so offenkundig wollte sich die hohe Obrigkeit doch nicht eine Nase drehen lassen, und die vierfache Monatsschrift kam nicht über die Probenummern hinaus. Desto größeres Aufsehn machte es, als 1846 Gustav Julius, der in der damals die Gemüter erregenden Bankfrage für die Regierung das Wort ergriffen hatte, mit Geldern der Seehandlung ein neues Tageblatt herausgeben durfte. Es war die mit einem gleichnamigen Leseinstitut verbundne Zeitungshalle, die im März 1848 mit vollen Segeln in das äußerste Fahrwasser steuerte und dann im Belagerungszustande scheiterte. Die beiden Alten, Tante Voß und Onkel Spener, waren natürlich vorsichtiger gewesen. Wer ihnen zuerst diese Spitznamen angehängt haben mag, das wird wohl nicht festzustellen sein; so gute Witze werden in der Regel dem Herrn Volkswitz zugeschrieben. Beide haben sich bis in ihr hohes Alter jener Bezeichnungen würdig erhalten. Der Onkel, 1740 geboren, immer etwas pedantisch, steif, immer für die Legitimität, wo sie auch in Frage kommen mochte, an jedem allerhöchsten Geburtstage ein wohlgereimtes Gedicht vortragend, geriet leider vor zwanzig Jahren auf den sonderbaren Einfall, liberale Sprünge zu ver-

suchen, und das konnte dem alten Herrn nicht gut bekommen. Die viel ältere Tante hingegen hat weislich in ihren Gewohnheiten nie etwas geändert. Stets redselig, sich und ihren Lesern den Kopf nicht beschwerend, immer achtsam auf den herrschenden Wind, ist sie nach wie vor in allen Hinterstuben und Vorzimmern wohlgelitten, und man verzeiht ihr wegen der sonstigen Tugenden die großstädtische Lust an unschädlichem Frondiren, liebt sie vielleicht deshalb umsomehr.

Die andern Zeitschriften, in denen sich manchmal die mißvergnügte Jugend hatte vernehmen lassen — so benutzten Junghegelianer gelegentlich eine Modeuzeitung als Organ! —, widerstanden dem Märzsturme nicht. Es war eine bunte Gesellschaft, und bunt genug, wie gesagt, ihre Mannschaft selbst. Da war z. B. der „Freimütige" mit dem Kopfe Ulrichs von Hutten als Vignette. Gegründet hatten dieses Blatt Garlieb Merkel und Kotzebue zu Anfang des Jahrhunderts; da beide das Talent hatten, sich mit aller Welt zu verfeinden, so hielten sie es um so weniger mit einander aus, und die Busenfreundschaft verwandelte sich in herzlichste Feindschaft. Nach dem Kriege, der dem „Freimütigen" das Lebenslicht ausgeblasen hatte, rief es Merkel mit dem Holzschneider und vielseitigen Schriftsteller Gubitz wieder ins Leben, bewährte aber auch da seine unglückliche Gabe. Von seinen Nachfolgern in der Redaktion ist mir aus den dreißiger Jahren erinnerlich Adolf Glaßbrenner, der so rücksichtslos nach allen Seiten um sich schlug, daß der Verleger die Entrüstung der Getroffnen durch Berufung des sanftern Kletke zu beschwichtigen suchte. Glaßbrenners Hauptopfer war ein Herr Joel Jacoby, der sich überhaupt großer Beliebtheit erfreute. Wurde in der Konditorei von Stehely in der Charlottenstraße, wo sich die „Litteraten" versammelten, wie die Offiziere bei Kranzler (eigentliche Kaffeehäuser entstanden ja in Berlin erst viel später), ein Lokalblatt gefordert, so flüsterte gewöhnlich der Kellner mit verschmitztem Gesichte: Herr Joel Jacoby sitzt darauf — ein Beweis, daß sich das Blatt mit ihm in nicht gerade schmeichelhafter Weise beschäftigt hatte. In späterer Zeit soll er in der offiziösen Presse sehr thätig gewesen sein. Als sich Gubitz 1817 von Merkel trennte, schuf er sich sein eignes Organ, den „Gesellschafter," der bis 1848 ein anspruchsloses Dasein geführt hat, und dann, ebenso wie andre belletristisch-kritische Blätter vormärzlicher Zeit, plötzlich von Lesern und Mitarbeitern verlassen wurde. Holtei und Gubitz selbst haben in ihren Erinnerungen mit aller Umständlichkeit die Periode geschildert, in der das Theater fast das ganze Interesse des gebildeten Berlins für sich in Anspruch nahm; und wenn sich auch, wie erwähnt, in den vierziger Jahren die Kritik sehr lebhaft noch mit andern Dingen, z. B. mit Kirche und Staat, beschäftigte, so blieb für die Zeitschriften alten Stils das Auftreten von Jenny Lind, Liszt oder auch einer Soubrette, die irgend einer „Juste" oder dergleichen eine neue Seite abgewann, viel wichtiger als alle Politik. Um so überraschender war

die Häutung mancher ihrer Getreuen im März. Arthur Müller, Herausgeber der Schriften Gaudys, August Braß, in sehr viel späterer Zeit Gründer der von Genf nach Berlin verpflanzten Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, und andre bisher ziemlich harmlose „Litteraten" traten als Herausgeber der verwegensten Straßenlitteratur, der „Ewigen Lampe," des „Krakehlers" u. s. w. auf.

Im Oktober wurde in Berlin ein demokratischer Kongreß abgehalten, auf dem man alle „Entschiednen" kennen lernen konnte. Es war eine schwüle Atmosphäre. Windischgrätz stand vor Wien, und am Horizont von Berlin tauchte Papa Wrangel auf. Wie hätte eine Versammlung nicht aufgeregt sein sollen, die von Rechts wegen die Republik hätte proklamiren müssen! Denn aus allen Teilen Deutschlands erschienen Boten mit der Versicherung, daß die Bevölkerung nicht länger damit gewartet wissen wolle. Jeder neue Redner nannte größere Ziffern als sein Vorgänger. Marschirte hinter Ludwig Bamberger ganz Rheinhessen, so sprach Gottfried Kinkel im Namen Rheinpreußens bis an die belgische und holländische Grenze; leistete Berlepsch, der später brauchbare Reisehandbücher geliefert hat, den Schwur für den Thüringerwald, so übertrumpfte ihn sofort ein Wiener, indem er der deutschen Republik Österreich vom Adriatischen Meere bis zum Böhmerwalde einverleibte. Die Begeisterung machte sich so stürmisch Luft, daß der erste Präsident der Versammlung, der alte, mit den Gefängnissen der meisten Länder Europas vertraute „Demagoge" Georg Fein, trotz der Drohung, man werde sagen, daß es auf dem demokratischen Kongreß zugehe wie in der Paulskirche, die Massen nicht zu beherrschen vermochte. Daß ein Redner zur Ordnung gerufen worden sei, weil er aus Versehen „Meine Herren" gesagt hatte, war übrigens eine verleumderische Ausstreuung. Auch wurde die Versammlung dünner und stiller, nachdem sie vernommen hatte, daß Deutschland mehr Republikaner als Einwohner zählte, und allerlei trockne Dinge, wie Aufhebung der Gülden u. dgl., an die Reihe kamen. Als sich die Debatte in die Forderungen des vierten Standes verwickelte, meinte ein Nüchterner, das Thema werde sich bis zur Essenszeit wohl nicht erledigen lassen. Aber mit funkelnden Augen erhob sich ein kleiner Herr mit rotem Krauskopf und schleuderte das Wort in den Saal: Die soziale Frage muß gelöst werden, und sollten wir bis in die Nacht tagen! Das Wort ist berühmt geworden, aber dem Autor ist der verdiente Ruhm vorenthalten worden. Er hieß Moses May, wurde zur Zeit des „Kondominiums" als Anhänger des Prinzen von Augustenburg oft genannt, nahm sich dann desselben Bundestages in seinen letzten Stunden an, den er auf dem besprochnen Kongreß „an seiner eignen Schmach und Schande zu Grunde gehen lassen" wollte — zur Abstimmung wurde, so viel ich mich erinnere, der Antrag nicht gebracht —, und zuletzt soll er an der Wiener Börse gesehn worden sein, wo er vermutlich noch die soziale Frage studirte.

Doch wer nennt, ja wer kennt noch all die ehemaligen oder zukünftigen

Größen? Held z. B. war allbekannt als Gründer der „Lokomotive," des ersten der kleinen Wochenblätter zu zehn Neugroschen das Vierteljahr. In neuerer Zeit hatte er sich bei der Partei verdächtig gemacht und sollte zum Kongreß nicht zugelassen werden. Da erschien er mit einer Leibgarde von Maschinenbauern und forderte mit schmetternder Stimme, gewohnt, das souveräne Volk unter freiem Himmel zu apostrophiren, männiglich zum Zungenkampf auf Tod und Leben heraus. Sein Freund und Mitverfasser einer Illustrirten Weltgeschichte, Otto von Corvin-Wierzbicki, fehlte nicht. Er war unbehelligt trotz seiner Teilnahme an Herweghs berüchtigtem Freischarenzuge, trat etwas theatralisch auf, hat sich aber dann in Baden und in Nordamerika als ein tüchtiger Mann bewährt. Da war der „kleine D'Ester," neben Waldeck Führer der „entschiednen Linken" in der preußischen Nationalversammlung. Er nahm die Wahl zum Präsidenten der demokratischen Partei an, seinen Vorbehalt jedoch, sich der Sache widmen zu wollen, soweit es seine Pflichten als Abgeordneter gestatten würden, nahm ein Teil der Anwesenden mit Murren auf: was hatte denn die Nationalversammlung zu bedeuten neben diesem souveränen Konvent? Die beiderseitigen Interessen sind übrigens nicht in Konflikt geraten. D'Ester erfreute sich des Rufs ganz besondrer Gefährlichkeit, und noch als er sich nach der Erhebung in Süddeutschland in die Schweiz gerettet hatte, erfuhr er den ausdauernden Haß seiner politischen Feinde. Er wollte sich wieder dem ärztlichen Berufe widmen, den er vorher ausgeübt hatte, und kam bei der preußischen Regierung um Abschriften der ihm verloren gegangnen Zeugnisse über seine Staatsprüfungen ein, erhielt jedoch den Bescheid, die Regierung fühle sich nicht veranlaßt, einem flüchtigen Hochverräter die Mittel zum Erwerb zu liefern. Dennoch war er bald in den Alpen, wie früher an der Mosel, als geschickter Arzt von aufopfernder Pflichttreue beliebt und geehrt. Neben dem kleinen D'Ester stand der lange Saß, „Flottensaß," weil er schon 1842 seine Stimme für die Gründung einer deutschen Flotte erhoben hatte, damals eine Stimme in der Wüste. Da war ferner Arnold Ruge, der seinen Sitz in Frankfurt aufgegeben hatte, um in Berlin die „Reform" zu redigiren, sein Mitredakteur Oppenheim, ein ungewöhnlich häßlicher Mann, der mit heftigen Worten den Kongreß zu einer „That" aufforderte, nämlich zur Annahme der Menschenrechte von 1793 en bloc. Da war der Schneider Weitling, einer der ersten Propheten des Kommunismus, aber schon halb vergessen und nur noch durch seine große Schirmmütze zwischen all den Kalabresern auffallend, der Professor Virchow, bereits mit vielem Selbstbewußtsein um sich blickend — doch, wie gesagt, wer zählt die Völker, nennt die Namen! Die eigentlichen Führer der Straßenbewegung freilich mußte man mit Ausnahme Helds auch auf der Straße oder unter den Zelten im Tiergarten suchen, den ehrwürdigen Vater Karbe, seines Zeichens Konditor, Herrn „Lindenmüller" mit dem weißen Cylinderhute, einen ehemaligen Kaufmann Müller,

der zu der angebornen Berliner „Unverfrorenheit“ etwas von der kritischen Manier der von Marx in seiner „Kritik der kritischen Kritik“ verhöhnten Bauerschen Schule angezogen hatte und das souveräne Volk ironisirte, indem er ihm schmeichelte. Ebenso hielten sich die Brüder Bauer selbst fern.

Dagegen brachte mich derselbe Oktober mit Männern zusammen, deren Namen nicht mit der Geschichte des Tages in Vergessenheit geraten werden. Auf einem Ausflug nach Belgien mit einem Freunde machten wir in Antwerpen die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der sich als verfolgter Freiheitskämpfer vorstellte und daher mit großer Hochachtung von uns behandelt wurde. Er empfahl uns, in Brüssel den Doktor Breuer, einen Berliner Flüchtling aus den dreißiger Jahren, aufzusuchen. In Brüssel wies man uns in ein Estaminet, in dem der Arzt jeden Abend zu treffen sei, aber wir wurden von der ganzen Gesellschaft mit eigentümlichen Gesichtern empfangen, als wir uns auf den Antwerpner beriefen. Bald kam heraus, daß der Mann mehr Fechter als Kämpfer sei und in Brüssel in übelm Geruche stehe. Doch ließ man uns die schlechte Empfehlung nicht entgelten. Breuer war gewiß einer der liebenswürdigsten Menschen, und man konnte sich vorstellen, daß er ein wesentliches Stück des ärztlichen Rüstzeuges, die Gabe, des Kranken Vertrauen zu gewinnen, in hohem Grade besäße. In dem Kreise von Belgiern und Geächteten von den Frankfurter Pfingstweidentagen her, in dem er damals verkehrte, fiel ein scheinbar blutjunger Mann auf, den seine Freunde Haas nannten. Er hieß aber Friedrich Kapp, war Referendar in Hamm gewesen und hat sich in spätern Tagen einen diesseits und jenseits des Ozeans gleich geachteten Namen als Geschichtschreiber und guter Deutscher gemacht. Nach vielen Jahren sind wir uns wieder begegnet, er mit demselben gewinnenden Wesen und immer noch jugendlich in der Erscheinung, obwohl er den Sechzigern nicht mehr fernstand.

Auf der Rückreise in Köln suchte ich Karl Marx, den ich im Sommer kennen gelernt hatte, in seiner Redaktion auf. Er übergab gerade dem Metteuren-pages das letzte Manuskript für das nächste Morgenblatt. Der murrte ein wenig über die Menge. Doch ging er lachend seiner Wege, als ihm der Redakteur zurief: In Berlin und Wien schlagen sie sich vielleicht, und ihr wollt nicht einmal setzen? Selbstverständlich gehörte auch das Druckereipersonal der „Neuen Rheinischen Zeitung“ zur Partei, und für Marx vollends wären sie wohl auch ohne dessen gebietende Persönlichkeit durchs Feuer gegangen. Befand sich doch das Manifest der kommunistischen Partei bereits in den Händen aller Arbeiter am Rhein. Gleich nachher wurde dasselbe Thema in andrer Weise angeschlagen. Nachdem die schöne Frau Marx, bekanntlich eine Schwester des nachmaligen Ministers v. Westphalen, einige Worte mit ihrem Manne gewechselt hatte, erschien ein schlanker junger Mann mit scharfgeprägten Zügen und dem eigentümlichen Blond der Juden: Herr Doktor Lassalle. Der Name

war durch den Kassettenprozeß und Lassalles, des „intellektuellen Urhebers" des Diebstahls, glänzende Verteidigungsrede in Düsseldorf schon zur Genüge bekannt, daß ich ihn mit gespanntem Interesse betrachtete, und bald fesselte mich seine mit größter Lebhaftigkeit fließende Rede. Er wollte wissen, wie im kommunistischen Staate die Drohnen zur Thätigkeit gebracht werden würden; denn es gäbe doch unleugbar Menschen, die einen nicht durch Familientraditon und Sorgenfreiheit angewöhnten, sondern angebornen unüberwindlichen Abscheu vor jedweder Arbeit hätten. Die Diskussion wurde leider nicht zu Ende geführt, weil die Stunde eines Banketts schlug, aber ich nahm den Eindruck mit, daß sich Marx dem scharf inquirirenden gegenüber ausweichend verhalten habe.

Das Bankett fand zu Ehren Freiligraths statt, der kürzlich in Düsseldorf wegen seines Gedichtes „Die Toten an die Lebenden" vor den Geschwornen gestanden hatte und freigesprochen worden war und nun in die Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung" eintrat. Die bedurfte allerdings der Arbeitskräfte, da die meisten Redakteure, die „Jungen von der Rheinischen," wie die Kölner sie nannten, nach dem Putsch vom 25. September über die Grenze gegangen waren. Was für Reden bei dem Festmahle gehalten wurden, läßt sich denken. Durch einen Zufall erregte ich Freiligraths Aufmerksamkeit: er fand, ich sähe Gutzkow ähnlich, und so kam ich mit ihm ins Gespräch. Sein behagliches und wohlwollendes Wesen hätte in ihm alles eher als den Dichter des Ça ira u. s. w. vermuten lassen, und ich gestehe auch, daß meine sehr angenehme Erinnerung an ihn sich besser mit dem Rübezahl, den Auswanderern und der Trompete von Vionville verträgt. Als Lassalle auf allgemeines Verlangen „Die Toten u. s. w." mit der Energie eines gebornen Rhetors vorgetragen hatte, fuhr ihm der Dichter lächelnd mit der Hand über das kurzgeschnittne Haar und begrüßte ihn als seinen ins Blonde übersetzten Mohrenfürsten, „über den Heine so viel Freude gehabt hat!"

Corisande

Von Charlotte Niese

(Schluß)

Das junge Mädchen, das in halber Betäubung neben der Gräfin gesessen hatte, wollte hastig aufstehen; aber ein flehender Blick Fräulein Ahlborns hielt sie zurück. Die alte Dame hatte so freundliche Augen, und diese baten so dringend: bleibe! daß die Fremde keine Betrübnis erregen wollte. Auch war es noch erfrischend kühl unter den Büschen, während die heiße Luft auf dem Wasser zu zittern schien und kein Vogel zu hören war. Da war es nicht allzu schwer, den bittenden Augen der Gesellschafterin nachzugeben.

Sie wird gleich aufwachen und weiter mit Ihnen sprechen, flüsterte Fräulein Ahlborn. Sie hat sich so lange Jahre nach Ihnen gesehnt, sie wird ruhig werden, wenn sie Ihnen alles erzählt hat!

Wie kann sie sich nach mir sehnen? ich bin neunzehn Jahre alt, sagte die Fremde verwirrt.

Die Gesellschafterin lächelte flüchtig. Ich will Ihnen später ein Bild zeigen, Sie werden sich wundern, wie es Ihnen gleicht! Es stellt die wirkliche Corisande vor, die Corisande —

Bei diesem Namen erwachte die Gräfin wieder.

Corisande! Wo bist du? rief sie angsterfüllt. Als sie aber das junge Antlitz wieder erblickte, atmete sie beruhigt auf. Der minutenlange Schlaf hatte sie erfrischt. Sie setzte sich höher in ihrem Rollstuhl und griff nach der Hand des jungen Mädchens.

Du darfst nicht so bald fortgehen, Kleine, wie du es jetzt manchmal thust. Als wenn wir uns gar nichts mehr zu erzählen hätten! Ehemals stand dein Mündchen nicht still, so viel wußtest du mir zu berichten, und nun sprichst du oft kein Wort. Ich muß dir doch erzählen, was mir neulich träumte. Ein dummer, thörichter Traum, in dem Alfred vorkam und auch du! Warte einen Augenblick und gieb mir deine Hand, dann fällt mir alles wieder ein. Deine Hände habe ich immer so gern angefaßt, sie sind so schlank gebaut, es sind vornehme Hände! Mein Gemahl sagte einmal von dir, du würdest nie etwas häßliches, unreines damit festhalten. Das war nun ganz hübsch gesagt, aber ich ärgerte mich doch über seine Worte, weil er mich dabei so besonders ansah. Auf mich kann er seine Bemerkung doch nicht beziehen, denn bis jetzt hat mir noch jedermann gesagt, ich wäre eine Schönheit. Und unrein — pah, das ist ein sehr geschmackloses Wort! Seine Exzellenz der Graf hat aber manchmal eine sehr unangenehme Art mit mir zu sprechen, eine Art, die mich verletzt. Deshalb mag er meinetwegen in sein Vorstadthäuschen gehen! Zieh deine

Hand nicht weg, Kleine; ich weiß, du wirst betrübt, wenn ich etwas über meinen Mann sage. Vielleicht denkst du, daß es mit Alfred und dir einmal eben so wird, wie mit uns beiden. Gräme dich aber nicht darum! Das ist der Lauf der Welt, und schließlich findet man andre Freuden.

Die Gräfin hatte wieder sehr schnell gesprochen. Jetzt nickte sie und murmelte einige unverständliche Worte.

Inzwischen war die Sonne verschwunden. Bleigrauer Nebel stieg am Horizont auf, und über das Wasser kam hin und wieder ein Windstoß, der einige welke Blätter von den Bäumen schüttelte. Dann wurde die Luft wieder ganz still.

Die Gräfin zog mit einer Hand ihr Tuch über den Schultern zusammen. Wie unheimlich still ist es hier! sagte sie. Manchmal friert mich, nicht weil ich kalt bin, sondern weil es so still um mich ist. Das kommt alles von diesem dummen Traum, der mich verfolgt und quält. Er handelte meistens von Alfred. Du weißt, Kleine, eine Braut in unserm Stande darf nicht sentimental sein. Du weißt auch, daß ich Alfred schon länger kannte. Aber erschrick nicht; es ist ja nur ein Traum!

Die Gräfin streichelte die Hand des jungen Mädchens.

Ich liebte deinen Alfred zuerst gar nicht; wir hatten uns als Kinder gesehen, und da kennt man sich zu genau, um sich nachher zu lieben. Er hatte immer von mir gesagt, ich nähme das Leben mit seinen Pflichten nicht ernst genug, und diese Äußerung nahm ich ihm übel. Mein Gott, sind wir denn erschaffen, damit wir uns durchs Leben langweilen sollen? Ahlborn, geben Sie mir zu trinken, daß mir der Ärger nicht schadet!

Die alte Gräfin trank hastig, dann fuhr sie fort, zu sprechen.

Ich hatte mich also schon früher über Alfred geärgert, und wie er nun als dein Verlobter kam, da ignorirte ich ihn. Er merkte das und lachte über mich. Weshalb that er das? und weshalb küßte er dich so zärtlich in meiner Gegenwart, da ich doch wußte — ja Kleine, ich wußte es! —, daß er dich heiraten mußte, wenn er Ordnung in seine Finanzen bringen wollte. Nimm mir meine Offenheit nicht übel; wir haben ja nie Geheimnisse vor einander gehabt, und du darfst auch nicht ganzu blindlings in die Ehe gehn. Alfred beschäftigte mich; ich dachte viel an ihn, und dann konnte ich auch nicht umhin, ihn anziehend zu finden. Es lag etwas kaltes in seinen stahlblauen Augen, das mich beinahe ärgerte. Ich dachte unwillkürlich darüber nach, ob dieser kühle Blick jemals aufflammen, ob dieser trotzig geschnittne Mund wohl thörichte Worte stammeln könnte. Ich sah, daß er dich küßte; aber seine Augen blieben kühl — konnte er nicht warm werden? Solche Gedanken sind dumm, nicht wahr, Kleine, ich habe sie auch nur geträumt. Aber selbst Träume können uns quälen, wenn sie immer wiederkehren. Und diesem Traum folgte ein andrer!

Die Gräfin ruhte einen Augenblick und atmete den Jasmindust ein.

Denke dir: Ich bin im Garten, und der Jasmin blüht. Es ist Abend, und Hunderte von Sternen funkeln. Ganz allein sitze ich in der Laube und träume vor mich hin. Schon mehrere Tage habe ich meinen Gemahl nicht gesehen, ich denke auch nicht an ihn, ich denke an Alfred und an seine kalten Augen. Plötzlich steht er vor mir, und seine Lippen reden thörichte Worte. Dann hält er mich in seinen Armen und küßt mich heiß. Der Jasmin duftet wie zuvor, die Sterne funkeln, und wir sind selig, lächerlich selig für diese Welt!

Die Stimme der Gräfin klang verschleiert, eine Weile schwieg sie, dann atmete sie tief auf.

Aber es war ein Traum, Kleine, ein kurzer Traum! Alfred sagte, er wolle die Rose pflücken, so lange ihn ihr Duft beglücke, und ich genoß die schönen Augenblicke. Einige male kamen die seligen Minuten wieder — im Traum —, wir schrieben uns thörichte Sachen — alles im Traum. Später, Kleine, wollte ich dir alles erzählen, jetzt nicht; du hättest dich aufregen können, und das war ja nicht nötig. Wenn du und Alfred verheiratet wäret und als vernünftige Eheleute neben einander herginget, dann solltest du alles wissen, wir wollten darüber lachen. Nein, noch konnte ich dir nichts sagen; du warst zu ernsthaft und auch zu jung. Da nimmt man das Leben zu tragisch, gerade so wie es Ahlborn thut!

Die Gräfin lachte flüchtig und spöttisch. Sie saß aufrecht in ihrem Stuhl, jede Spur von Müdigkeit war aus ihrem Antlitz gewichen.

Die Gesellschafterin sah sie ängstlich an. Euer Gnaden sollten heute nicht mehr sprechen, Fräulein Corisande kommt morgen wieder!

Schweigen Sie! sagte die Gräfin gebieterisch. Was wissen Sie davon, ob das gnädige Fräulein morgen kommen kann? Sie wird keine Zeit dazu haben, denn ihre Hochzeit findet in diesen Tagen statt: ihre Hochzeit mit Graf Alfred. Ein großes Fest! Der ganze Hof erscheint; die Majestäten und Prinz Christian. Corisande wird bezaubernd aussehen in ihrem weißen Brokatkleide und dem Brautschleier aus Valenciennesspitzen. Der Schleier ist mein Geschenk, das ist seit langer Zeit verabredet! Der Schleier —

Die Gräfin sprach das Wort zögernd, und ein Schatten flog über ihr Gesicht. Was war es nur mit dem Schleier? auch von ihm hat mir geträumt. Es ist merkwürdig, wie mich die Träume quälen, ich muß etwas für meine Gesundheit thun. Ich schickte dir den Schleier, Corisande — wann war es doch? — richtig, den Morgen darauf, nachdem du bei mir gewesen wareſt. Du überraschteſt mich damals so, Kleine, denn du gestandeſt mir errötend und unter Thränen, daß du Alfred liebteſt. Alfred, der fast täglich vor mir auf den Knieen lag und sein Haupt in meinen Schoß legte, Alfred, den ich vergötterte! Nun liebteſt du ihn mit einemmale, und in dir, dem kindereinfältigen Geschöpfe, war das Herz erwacht! Alfred gehörte von Rechts wegen dir; wie du mit mir sprachſt und in abgebrochnen Sätzen dein Bekenntnis stammelteſt, da stand es plötzlich vor meiner Seele, daß er dein sei. Und ich haßte dich, Kleine, aber es war nur im Traume. Ich vergaß plötzlich, daß ich dich schon lange, lange liebte, und ein ohnmächtiger Zorn kam über mich, den ich nur mühsam verbarg. Du mußteſt meine Verstimmung merken, denn du blickteſt mich bekümmert an, küßteſt mich und flüſterteſt: Bleibe mir gut! Als ich deine Wange an der meinen fühlte, wurde mein Zorn etwas gelinder, und nachdem du gegangen wareſt und ich noch einmal deine Umarmung gefühlt hatte, blieb mir Zeit zum Nachdenken. Mir fielen die Stunden ein, liebe Kleine, wo wir zusammengewesen waren. Du sahſeſt immer zu mir herauf, als der Älteren und Erfahreneren. Mehr als einmal behaupteteſt du, ich wäre viel beſſer als du, und wenn ich dazu lachte und den Kopf schüttelte, dann wurdeſt du böſe. Kein Menſch, sagteſt du, könne dir den Glauben an mich nehmen, und wenn alle Leute von mir sagten, ich wäre ſchlecht, so würdeſt du das ſo wenig von mir glauben, als wenn jemand behauptete, die Sonne würde nicht mehr ſcheinen. Ja ſelbſt, wenn ich geſtohlen oder ſonſt

etwas Böses gethan hätte, nie würdest du an mir zweifeln und lieber selbst schlecht werden als von mir lassen. Das war jugendliche Schwärmerei, und ich lachte dich aus; aber im Grunde meines Herzens liebte ich dich doppelt für diese süße Tollheit. Manche Leute sagen, daß Frauen einander nicht wahrhaft lieben und die Treue einander nicht bewahren könnten. Das mag sein; ich verstehe nicht viel von diesen Dingen und habe auch wenig darüber nachgedacht. Du warst aber treu und ohne Selbstsucht, und ich wollte es wenigstens sein. Ich kämpfte lange mit mir, und darüber brach die Nacht herein. Diesen letzten Tag hatte ich Alfred nicht gesehen, und bleischwer waren die Stunden dahingegangen. Nach dieser Nacht sollte wieder ein langer Tag kommen ohne seine Liebe, und so sollte es nun weitergehen, das ganze Leben lang. Ich war allein; mein Gemahl befand sich wieder in der Vorstadt, und so konnte ich mich ungehindert auf den Fußboden werfen und mir die Haare ausraufen. Niemand hörte mich, und niemand konnte mir helfen. Und in all dieser Verzweiflung siegtest du doch, Corisande, und die Liebe zu dir war stärker als die andre. Nein, ich wollte ihn dir nicht nehmen; lieber wollte ich selbst langsam innerlich absterben, als dir deine süße Unschuld, deine Liebe verderben! Ich schrieb an Alfred. In den Romanen steht, daß Leute mit ihrem Herzblut schrieben. Ich weiß nicht, wie das ist. Mein Herz fühlte ich nicht mehr, es war gestorben. Aber ich schrieb ihm, daß ich ihn nie wieder sehen, daß ich versuchen wollte, ihn zu vergessen. Dann erzählte ich ihm, daß du ihn liebtest, und ich bat ihn, gut gegen dich zu sein. Und um mich von allem zu trennen, was mich wieder in Versuchung führen könnte, schickte ich ihm zugleich seine Briefe wieder, von denen er mir so viele geschrieben hatte. Es standen nur thörichte Liebesworte darin: aber niemand hatte mir bis dahin Worte der Liebe geschrieben, und ich fand nicht die Kraft, diese Blätter selbst zu vernichten. Trennen aber mußte ich mich von ihnen; sonst wäre ich vielleicht wieder schwach geworden. In ein zweites Päckchen legte ich den Brautschleier, der für dich bestimmt war. Bis jetzt hatte ich gezögert, ihn dir zu schicken, nun aber wollte ich alle, alle bittern Gefühle überwinden. Ja, liebe Kleine, ich wollte mein wildes Herz zur Ruhe bringen. Und als der Morgen nach der schrecklichen Nacht kam, da gab ich beide Päckchen dem Diener, damit er sie sobald wie möglich besorgte.

Die letzten Sätze hatte die Gräfin flüsternd gesprochen. Ihre sonst so matten Augen glänzten, und ihre Finger umschlossen fest die Hand der Fremden.

Der Himmel war noch grauer geworden und die Hitze noch drückender. Mit ängstlichem Schrei flogen die Möwen über die glatte Wasserfläche, und im Schilf begann es leise zu zittern.

Fräulein Ahlborn beugte sich zu ihrer Herrin herab. Es wird ein Gewitter geben, sagte sie, darf ich Euer Gnaden nicht ins Haus fahren?

Die Gräfin machte eine abwehrende Bewegung. Gehen Sie mit Ihren taktlosen Fragen, Ahlborn! Haben Sie Ihren Koffer schon gepackt? Gewiß sehr unordentlich? Sie sind noch in diesen Jahren! Komm Corisande, laß mich dir meinen Traum zu Ende erzählen, wer weiß, wann ich dich wieder sehe. Ach, die Zeit wird mir oft recht lang, und wenn ich nicht wüßte, daß ich jung wäre, ich würde mir einbilden, alt zu sein. Ja, solche Träume machen alt und müde, müde zum Sterben. Aber ich kann nicht sterben, denn ich muß vorher Corisanden alles erzählen, und sie muß mir sagen, daß alles nur ein Traum war!

Die Gräfin ſchauderte leicht zuſammen, und ihre Augen blickten wieder erloſchen. In Wirklichkeit kann ſo etwas doch nicht vorkommen, du und ich konnten uns doch nicht ſo im Zorn begegnen, und du durfteſt mir doch keine bittern, kalten Worte ſagen! Was wußte ich davon, daß ich in der entſetzlichen Aufregung die Adreſſen der beiden Päckchen verwechſelt hatte, daß du meinen Brief an Alfred, ſeine Liebesworte an mich erhieltſt!

Der Atem der Gräfin ging ſchwer, und ihre Stimme klang ängſtlich.

Es war ein häßlicher Traum, Kleine. Du ſtandeſt vor mir wie eine Richterin. Stolz maßeſt du mich mit deinen Blicken, und als ich nach deinen Händen greifen wollte, entzogſt du ſie mir mit einer Bewegung der Verachtung. Du wollteſt mich nicht mehr anfaſſen. Und wo war der ſüße Klang deiner Stimme, als du mir ſagteſt, du wolleſt Alfred mir überlaſſen! Für dich ſei er geſtorben, und ich auch. Dann gingſt du, und ich blieb allein, ganz allein, und du warſt für mich tot!

Die alte Gräfin machte eine Bewegung, als ob ſie fröre, und ſah mit ſtarren Augen in den grauen Himmel.

Der Traum iſt mir ſehr lang vorgekommen, Kleine, er wollte gar kein Ende nehmen. Ich lebte noch, aber es kam mir vor, als wäre ich innerlich tot, und als ſähe die Welt anders, ganz anders aus. Es kamen böſe Stunden. Das Gemunkel der Welt, die eiſige Verachtung meines Mannes und im Herzen das entſetzliche Gefühl der Leere und Einſamkeit — wie kann man in wenig Augenblicken ſo viel erleben? Man ſagt, ein Traum daure höchſtens einige Minuten; ich kann es mir nicht denken. Und doch iſt es ſo. Vor wenig Tagen biſt du bei mir geweſen, und heute ſchon kommſt du wieder, weil du weißt, wie ſehr ich nach dir verlangte. Jung ſind wir beide, und das Leben liegt noch ſonnig vor uns — nicht wahr? Und alles, was ich dir erzählt habe, war ein Traum — nicht wahr? Sage es mir ſelbſt! ſage es mir ſo, daß ich es nie wieder vergeſſe!

Ja, es war alles ein Traum, erwiderte die junge Fremde, und ihre Stimme zitterte vor Mitleid.

Die Gräfin ſeufzte tief auf, und ein Ausdruck wunderbarer Erleichterung trat in ihr altes Geſicht.

Ach, ich wußte es, ich wußte es, du konnteſt mir nicht zürnen! Komm, küſſe mich noch einmal, Coriſande! — Die friſchen Lippen des Mädchens berührten leiſe die welke Wange der Greiſin, und dieſe nickte ſchläfrig. — Ich bin ſo müde geworden, ſo müde und ſo ruhig. Es war ein Traum — ein Traum!

In dieſem Augenblick begannen die Abendglocken zu läuten. Die alte Gräfin hob ein wenig den Kopf.

Deine Hochzeitsglocken, Coriſande. Eile dich. Auch ich komme bald — ſehr bald!

Da fielen plötzlich große Regentropfen nieder, und der Donner grollte. Die alte Gräfin aber ſchlief feſt, als ſie ins Haus gefahren wurde.

Wenige Minuten ſpäter ſtand die Geſellſchafterin mit der Fremden vor einem großen Bilde. Es war mit einem Vorhang verhüllt; Fräulein Ahlborn zog ihn zur Seite — in dieſem Augenblick zuckte ein Blitz und beleuchtete geiſterhaft einen ſchön gemalten Kopf, der lebensvoll aus dem Rahmen blickte. Die junge Fremde ſtieß einen Ruf der Überraſchung aus, und die Geſellſchafterin nickte ein wenig.

Ja, Sie ſehen ihr ſehr ähnlich. Es muß Ihnen ſein, als ſähen Sie ſich im Spiegel. Die Natur ſpielt merkwürdig. Wie dieſelben Roſen wiederkehren, ſo iſt es auch mit den Menſchen. Ein Geſchlecht, auch zwei werden überſchlagen; dann aber kehrt plötzlich die Geſtalt, das Geſicht wieder, das längſt in Staub verfallen iſt. Während ſie ſprach, ſah die alte Dame aufmerkſam in das Geſicht ihres Gaſtes, als erwarte ſie eine Antwort, und als dieſe kam, nickte ſie, als habe ſie alles ſchon im voraus gewußt.

Das junge Mädchen ſprach zögernd, als ſteige nur allmählich ein halb verſchwommnes Bild in ihrer Seele auf. Meine Großmutter hatte eine ſehr viel ältere Schweſter. Sie hieß Coriſande, und ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß Großmutter von ihr erzählte. Nicht viel — wenigſtens weiß ich es nicht mehr. Der Name gefiel mir ſo gut, und ich war betrübt, daß man mich nicht ſo nannte. Denn unter den Namen, auf die ich getauft bin, ſteht auch Coriſande. Es hieß aber, der Name brächte kein Glück: die Großtante, die ihn geführt hätte, ſei einſam und traurig geſtorben —

Das alte Fräulein hatte ſich geſetzt und blickte wieder von dem Bilde auf das vor ihr ſtehende Mädchen. Hin und wieder huſchten Blitze über die zwei einander ſo ähnlichen Geſichter, der Donner grollte, und der Regen rauſchte hernieder.

Ja, ſie iſt jetzt lange tot, ſagte die Alte eintönig. Ich habe ſie nicht ſo jugendfriſch gekannt, wie ſie hier abgebildet iſt. Als ich ſie kennen lernte, war ſie ſchon Kloſterdame und trug das rote Band mit dem goldnen Ordensſtern. Sie war ſehr hochmütig geworden und hatte eine ganz beſondre Art, über die Menſchen hinwegzuſehen, die ſie nicht mochte. An meiner Herrin ſah ſie immer vorbei. Zweimal hat die Gräfin verſucht, ſich Fräulein Coriſande zu nähern, aber ſie wurde mit ſo eiſiger Kälte behandelt, daß ſie es ſpäter nie wieder wagte. Das gnädige Fräulein öffnete auch keinen Brief, den ihr meine Herrin ſchrieb!

Die Geſellſchafterin ſchwieg und verſenkte ſich wieder in beide Geſichter, das gemalte und das lebende. Dann ſprach ſie weiter: Ich meine immer, Fräulein Coriſande hätte meiner Gräfin verzeihen können. Ich weiß es wohl, es war ein entſetzliches Schickſal, das damals urplötzlich über ſie hereingebrochen war. Aber die Gräfin wollte ja alles wieder gut machen. Sie iſt wohl leichtſinnig, aber niemals ſchlecht geweſen. Auch wurde ſie von ihrem Manne ſo vernachläſſigt, daß ihre Fehler wohl zu entſchuldigen waren. Und ſie hat die kurzen Stunden des Glücks bitter büßen müſſen. Coriſandens Zorn, ihre Verachtung haben ihr das Herz gebrochen und ihren Verſtand in den Zuſtand gebracht, den Sie eben beobachtet haben. Sie glaubt, noch jung zu ſein und ihr ganzes Leben nur geträumt zu haben. Nur nach Coriſande hat ſie ſich geſehnt, und dieſe Sehnſucht begleitet ſie durch alle ihre Träume. Nun wird ſie ſich wohl nicht bald ſehnen —

Das Fräulein hatte die Hände in den Schoß gelegt und ſah noch immer zu dem Bilde empor, über das vereinzelte Blitze zuckten.

Und er?

Das junge Mädchen fragte es zögernd nach einer langen Pauſe.

Fräulein Ahlborn fuhr aus ihrem Schweigen auf. Er? Sie meinen Graf Alfred? Er hat damals die Stadt verlaſſen und iſt in die Ferne gegangen. Als er wiederkehrte, war er verheiratet. Er ſah noch immer gut aus, und man ſagte, er ſei ein ausgezeichneter Diplomat geworden. Solange ich im Hauſe der Gräfin bin, hat er es nie betreten. Jetzt iſt er lange tot!

Das junge Mädchen schauerte leicht zusammen, und Fräulein Ahlborn lächelte leise. Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie in dieses düstre Haus gelockt habe, wo Sie in eine Gesellschaft von Toten gekommen sind. Denn die Gräfin und ich sind auch tot; wenigstens für die Welt, und bald — bald —

Weiter sprach sie nicht. Aber auf ihrem Gesicht lag die Freude einer schönen Hoffnung.

Der Regen hatte inzwischen aufgehört. Als die Freunde auf die Straße trat, war die Luft von Blumenduft erfüllt, und in den Jasminbüschen des Gartens begann die Nachtigall zu schlagen.

Einige Tage waren seitdem vergangen; da geschah etwas wunderbares und allen Menschen sehr unerwartetes. Die alte Gräfin war plötzlich eingeschlafen, um nie wieder zu erwachen. Anfangs wollte niemand an die Nachricht glauben, weil es allen ganz unnatürlich schien, daß die Gräfin sterben könnte. Es war aber doch so.

Die Kinder trauerten sehr über diesen Todesfall. Sie sahen nach dem Fenster hinauf, wo die Gräfin so oft gesessen hatte, und erzählten sich, wie oft sie Kuchen von ihr bekommen hätten. Und da jeder behauptete, das größte Stück bekommen zu haben, so prügelten sie sich schließlich und machten dabei soviel Lärm, daß sich die alte Dame sehr gefreut haben würde, wenn sie es hätte hören können. Aber sie lag mit gefalteten Händen und friedlichem Lächeln auf einem weißen Atlaskissen, und ihre Enkelin, die Baronin, stand vor ihr und betrachtete nachdenklich die feingeschnittnen, wachsbleichen Züge. Dann sah sie zu dem Bilde Corisandens empor, das unverhüllt zu Füßen des Lagers hing und mit sonnigem Lächeln auf die Tote herabblickte.

Die Baronin hatte eine Ahnung von der Geschichte Corisandens; weil sie aber nichts darüber zu sagen wußte, so begnügte sie sich damit, mehreremale zu seufzen. Denn sie hatte Gefühl und sah es gern, daß andre Leute das merkten. Als nun ihr Mann neben sie trat, erzählte sie ihm flüsternd, was sie von der verstorbnen Corisande wußte, und wie die Großmama so sanft eingeschlafen sei, weil sie eine junge Corisande gesehen, die ihr nicht gezürnt hätte.

Die Stimme der Baronin klang bewegt, denn auch in ihrer leeren Seele war eine Saite aufgespannt, die erklingen konnte, wenn sie nur richtig berührt wurde.

Der Baron aber lächelte griesgrämig und sagte, er glaube nicht an Märchen. Dann ging er ins Eßzimmer, um Portwein zu trinken und sich zum letztenmale mit den übrigen Verwandten in die Pension der Gräfin zu teilen. Er ahnte nicht, daß Leben und Tod beides Märchen sind — immer dieselben Märchen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Hawaii. Über die Lage in Hawaii gehen uns von andrer Seite noch folgende Mitteilungen zu: Um die Stellung der Vereinigten Staaten im Hawaiischen Archipel zu verstehen, muß man sich an die frühern Verträge erinnern, die zu

einer Zeit abgeschlossen wurden, wo keine europäische Macht, außer England, dort etwas suchte. Die Vereinigten Staaten erwarben sich durch sie, indem sie die Zuckereinfuhr aus Hawaii erleichterten — Zucker ist schon seit vierzig Jahren das einzige nennenswerte Erzeugnis der Inseln und geht ausschließlich nach San Franzisko —, verschiedne Vorrechte, die besonders ihrer Schiffahrt zu gute kamen, unter andern eine Schiffstation in der Mündung des Pearl Flusses. Die Japaner sagen, der Walfisch habe die Amerikaner an ihre Gestade geführt; die Männer von Hawaii könnten das gleiche Bild gebrauchen. Noch vor der Anlage großer Kapitalien in hawaiischen Pflanzungen begründete das Übergewicht der amerikanischen Segelschiffahrt und besonders der Walfischfänger im Stillen Ozean, für die Honolulu der ozeanische Sammelpunkt war, einen starken Einfluß der Amerikaner, der langsam den Englands zur Seite schob. Er war schon vor sechzig Jahren so stark, daß England die verpaßte Gelegenheit der Annexion nicht wiederfinden konnte. Als der Stille Ozean für europäische Politiker noch kaum ein politischer Gegenstand war, waren die Staatsmänner in Washington, die mit größern Maßen rechnen gelernt haben, bereits entschlossen, keine fremde Macht sich zwischen Amerika und Asien einschieben zu lassen. Man erinnere sich daran, wie sie in der Erschließung Japans mit dem Pearryschen Vertrag von 1852 vorangingen und 1867 Alaska erwarben, was nichts andres als die Halbirung des nördlichen Stillen Ozeans bedeutete. Der frühere Gesandte in Peking, Russel Young, war so thöricht, in der Öffentlichkeit die Theorie einer Ausdehnung der Monroe-Lehre über den Stillen Ozean hin bis Japan und Korea zu vertreten. Damit würden, meinte dieser diplomatische Dilettant, die Vereinigten Staaten den Einfluß in Ostasien wiedergewinnen, der ihnen durch ihre hochmütige Rassenpolitik verloren zu gehen droht. Sie würden gewissermaßen die ostasiatische Schutzmacht werden. Wahr ist an dieser Phantasie nur das Übergewicht der wirklichen Interessen der Vereinigten Staaten im nördlichen Stillen Ozean, wie sie durch Blaine, damals schon Staatssekretär unter Präsident Arthur, 1881 zum erstenmale amtlich entwickelt worden sind. Unsern Politikern ist die Depesche vom 1. Dezember 1881 an den amerikanischen Gesandten bei Kalakaua nicht mehr in der Erinnerung, was wir sehr begreiflich finden. Es wird aber gut sein, gerade jetzt auf sie hinzuweisen, wo das Vorgehen der Vereinigten Staaten bei uns ganz falsch, wie ein plötzliches Gelüste oder ein annexionistischer Anfall aufgefaßt wird. Blaine bezeichnet den hawaiischen Archipel als die Stelle, von der aus der nördliche Stille Ozean beherrscht werde. „Hawaii ist der Schlüssel zur maritimen Beherrschung der Pacifikstaaten, wie Cuba den Schlüssel zum Golf bildet. Den materiellen Besitz Hawaiis wünschen die Vereinigten Staaten so wenig wie den Cubas. Aber unter keinen Umständen können sie dulden, daß ein Besitzwechsel eins oder das andre von dem amerikanischen System losreiße, zu dem sie beide notwendig gehören.“ Blaine bespricht den Gang früherer Erwägungen, die öfter auf den Plan eines Protektorats geführt hätten, aber immer sei die unabhängige Existenz Hawaiis mit einer engen Handelsverbindung wünschenswerter erschienen.

Die Lage der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean hat sich seitdem nur verbessert, und der interozeanische Kanal wird sie in einer Weise stärken, die noch gar nicht zu berechnen ist. Als pacifische Übermacht teilen sie nur mit Rußland die räumliche Nähe — sie sind Japan um dreißig Tage näher als England —, aber sie haben den Vorsprung der pacifischen Bahnen, von denen sie drei fertig haben, während Rußland an der seinen mindestens noch zehn Jahre arbeiten wird, und der blühenden wirtschaftlichen Entwicklung. San Franzisko

ist die unbestrittne Hauptstadt des nördlichen Stillen Ozeans für Geld und Geist, Handel und Genuß. Als Stadt ist sie 45 Jahre alt, und doch geht ihre Bewohnerzahl in das vierte Hunderttausend. England hat in Hawaii das Recht der Entdeckung und das geschichtliche Verdienst der Vorarbeit auf allen Gebieten, sowohl im Ruin der Kanaken durch Branntwein und Venerie als in der Mission. Aber längst ist es von Amerika in den Hintergrund gedrängt. Die deutschen Interessen in Hawaii stehen hinter den einen und den andern zurück. Sie sind gewichtig genug, und wir wollen ihr Gewicht gewiß nicht herabsetzen. Aber der Politiker, der mit Thatsachen rechnet, kann nicht übersehen, daß es Interessen der Einzelnen, schwankende Thatsachen des Handels und der Einwanderung sind. Der Handel Deutschlands mit Hawaii ist in Ein- und Ausfuhr der vierzigste Teil von dem der Vereinigten Staaten. Es fehlt uns der physische Boden, auf dem die Vereinigten Staaten als nordpacifische Macht stehen, und der geschichtliche, den England einnimmt. Unser Boden ist nicht günstig für eine selbständige politische Aktion, in der offenbar England den Vortritt hat. In Berlin hat man privaten Anfragen gegenüber an amtlicher Stelle auf die Entwicklung verwiesen, die die Angelegenheit erfahren müsse. Man habe abzuwarten, was die Vereinigten Staaten eigentlich wollen. Außerdem sind wir aber in der unangenehmen Lage, auch noch auf das zu sehen, was England beabsichtigt. Daß zufällig hier die drei Schutzmächte ins Spiel kommen, die in Samoa so unglücklich aneinandergeschmiedet sind, lenkt ja unsre Gedanken sofort nach der vielgenannten Inselgruppe im südlichen Stillen Ozean. Fügt sich England den Wünschen der Vereinigten Staaten in Hawaii, dann wird Deutschland schwerlich in Samoa etwas von den Vereinigten Staaten erlangen können, und weniger noch von England, das nicht auf zwei wichtigen Punkten zugleich zurückweichen wird. Wir glauben aber nicht, daß das amerikanische Protektorat so ohne weiteres durchgehen wird. Es hat auch in den Vereinigten Staaten noch einige parlamentarische Schleusen zu passiren, und gerade die Übereilungen in der auswärtigen Politik sind dort öfter angehalten worden. Man erinnere sich an den einst anscheinend ganz fertigen Verkauf des dänischen St. Thomas. Kommt es zu Verhandlungen, dann kann und soll Deutschland die Gelegenheit finden oder suchen, sich in Samoa Raum zu schaffen. Denn es ist zwar die jüngste der pacifischen Mächte, aber unter den europäischen die nächste nach Rußland und England und hat für seinen Anteil am Welthandel eine festere Stellung in dem mittlern Stillen Ozean nötig, als das samoanische Kondominium gewährt.

Wenn unsre Regierung nicht so rasch vorgeht, wie es heißblütige Leute in Leipzig und Köln wünschen, so wird sie hoffentlich andre Gründe haben als den Mangel einer klaren Einsicht in das, was Deutschland im Stillen Ozean frommt. Auch wir wünschen für Deutschland nicht einen platonischen Kolonialbesitz, wie ihn Frankreich auf Tahiti und den Markesas mit der Eifersucht eines Liebhabers hütet, aber wir sind sicher, daß unsre Stellung in dem größten Ozean, der das Meer der Zukunft ist, an irgend einer günstigen Stelle verankert werden muß. Und das ist eben Samoa, von dem wir auch dann nicht weichen dürfen, wenn wir jahrelang keinen Schritt vorwärts kommen und nur Unbequemlichkeiten davon haben sollten.

Judentum im antisemitischen Hauptquartier. Die Haltung, die die Grenzboten dem Antisemitismus gegenüber einnehmen, enthebt uns wohl der Notwendigkeit, in Fällen, wo wir auf unbegreifliche Vorgänge und Erscheinungen im Lager der Deutschsozialen hinzuweisen haben, die gute Absicht zu betonern.

Einen solchen ungereimten Fall bietet die in Leipzig erscheinende Neue Deutsche Zeitung, das Hauptorgan der Antisemiten in Sachsen. Der Musikreferent dieses sonst gut redigirten Blattes hat sich in einem Bericht über ein Konzert eines groben Irrtums schuldig gemacht und, darauf hingewiesen, weder den Mut noch die Ehrlichkeit zeigt, dies den Lesern oder auch nur seiner Redaktion gegenüber einzugestehen. Dafür ist er von einer hiesigen Musikzeitung etwas unsanft auf die Finger geklopft worden und erwidert nun dieser in einer sehr empörten und wortreichen Entgegnung. Ihr Inhalt ist für Fernerstehende gleichgiltig. Nur ein Punkt verdient Aufmerksamkeit. Der Referent spielt als den höchsten Trumpf gegen die Musikzeitung die Mitteilung aus, daß zu den Leuten, mit denen sie in Unfrieden geraten ist, auch ein „hochverdienter hiesiger (d. i. Leipziger) Kritiker" gehöre, dem der Referent ein besondres Maß „historischer Bildung" und „gereiften Geschmacks" nachsagt. Dieser ausgezeichnete Mann ist der bekannte Musikreferent der Leipziger „Signale," Herr Eduard Bernsdorf. Gebildete Leser brauchen diesen Namen nur zu hören, um zu wissen, woran sie sind. Er umschließt eine solche Summe von Unbildung, Beschränktheit und Gehässigkeit, wie sie in der deutschen Musikkritik zur Zeit nicht zum zweitenmale in einer Person vereinigt ist. Selbst den vornehmen und ruhigen Spitta hat einmal der Gedanke an diesen Mann in eine ungewöhnliche Erbitterung versetzt. (Vergl. die Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft, 1889, S. 220). Bernsdorf hat der deutschen Musik im allgemeinen, der Leipziger (an erster Stelle dem Gewandhaus) im besondern, sehr viel geschadet und gehört unter die Figuren, deren sie sich zu schämen hat.

Und dieses Muster eines jüdischen Skribenten der niedrigsten Sorte wird in einer antisemitischen Zeitung auf eine Ehrensäule gestellt, der Referent der Neuen Deutschen Zeitung segelt nachweislich im Schlepptau jenes „hochverdienten Kritikers." Die Behauptung z. B., daß die Akademischen Konzerte in Leipzig ihren Erfolg und ihren Anhang einer „Clique" verdankten, ist ein echt Bernsdorfscher Streich.

Wir wissen, daß in Tageszeitungen die Grundsätze des politischen Teils und des Feuilletons sehr oft nicht übereinstimmen. Wir wollten aber in diesem Falle die Redaktion, von deren gutem Willen wir überzeugt sind, auf eine Blöße aufmerksam machen, die den von dem Blatte vertretnen Absichten auf die Dauer Abbruch thun muß.

Theatervorhänge. In den Dresdner Nachrichten vom 22. Februar steht groß und fett gedruckt, fast eine halbe Seite füllend, folgende im schönsten Wiener Judendeutsch verfaßte Anzeige: „Die internationale Unternehmung künstlerisch auszuführender Bühnenvorhänge mit Reklamen, repräsentirt durch den Patentinhaber M. Stern in Wien, I. Grünangergasse Nr. 2, offerirt den P. T. Theaterdirektionen künstlerisch ausgeführte Bühnenvorhänge kostenfrei und franko loko Theater funktionsfähig beigestellt und zahlt überdies (Variétébühnen ausgenommen) eventuell eine Pachtsumme für die Benutzung zu Reklamezwecken von 500 bis 2000 Mark jährlich.

Das System dieser in allen Staaten patentirten, im deutschen Reiche mit Gebrauchsmusterschutz versehnen Bühnenvorhänge, wobei die Reklame nur in bescheidenster Weise auftritt, indem nur zehn Prozent des Gesamtumfanges den Reklamen gewidmet ist, und Annoncen in beschränktem Maße aufgenommen werden, sind bereits eingeführt und erfreuen sich des ungeteiltesten Beifalles im k. und k. priv. Karltheater in Wien, im k. und k. priv. Theater in der Josefstadt in Wien, im Ausstellungstheater (der letzten Ausstellung) in Wien, in der Musikhalle (der letzten Ausstellung) in Wien, in Danzers Orpheum in Wien, im Apollotheater in

Berlin, im Wintergartentheater in Berlin, im Reichshallentheater in Berlin, im Karl Schultzetheater in Hamburg, im Stadttheater in Czernowitz, im Ungarischen Volkstheater in Budapest, in Felds Sommertheater in Budapest, in Somossys Orpheum in Budapest.

Im Residenztheater in Dresden und im Viktoriasalon in Dresden wird gegenwärtig an der Herstellung der Vorhänge vom k. k. Hoftheatermaler Burkhart in Wien gearbeitet, und sind noch einige Annoncenflächen auf dieselben zu vergeben. Reflektanten hierauf belieben an den zur Zeit hier weilenden Repräsentanten der Unternehmung (M. Stern) im Hotel Stadt Gotha behufs Bestellung schriftliche Mitteilung zukommen zu lassen."

Deutlicher, als es durch diese Anzeige und die darin mitgeteilten Thatsachen geschieht, kann wohl kaum ausgedrückt werden, wie tief das deutsche Theaterwesen gegenwärtig gesunken ist. Also so weit sind wir gekommen, daß der Bühnenteil, zu dessen Schmückung sonst die Kunst eingeladen wurde, und über den auch oft genug die größten Künstler das Füllhorn ihrer Phantasie ausgeschüttet haben: der Theatervorhang, zu einem riesengroßen Inseratenblatt herabgewürdigt wird, mit dem sich das verehrungswürdige Publikum in den Zwischenakten über die besten Bezugsquellen von Handschuhen, Schokolade, Seife und Hühneraugenringen belehren soll. Pfui!

Man sage nicht, der Vorhang sei eine Äußerlichkeit des Theaters, die mit den Kunstleistungen auf der Bühne nichts thun habe. Der Theatervorhang als Plakattafel stimmt vollständig zu dem, was hinterm Vorhang jetzt geleistet wird. Kunststätten sind ja unsre Theater schon längst nicht mehr; im besten und harmlosesten Falle sind es Vergnügungsanstalten, in jedem Falle — Geschäftshäuser. Der Theatervorhang als Plakattafel spricht das endlich unverblümt aus. Es fehlte nur noch, daß statt der Namen großer Dichter und Musiker, wie sie in manchen Theatern an Plafonds und Brüstungen angebracht sind, in Zukunft Namen wie Stollwerck, Mey & Edlich, Blumenschmidt, Lingner & Kraft, Matheus Müller, A. Wasmuth & Co. erschienen. Vielleicht kommt das auch noch.

Schwarzes Bret

Aller zwei Wochen muß eins der Bismarckischen Blätter gegen andre Blätter erklären, daß der frühere Reichskanzler seine Meinung über öffentliche Angelegenheiten abgebe, ohne dabei besondre Ämterpläne für sich oder andre zu haben. Sind wir wirklich schon so weit in Deutschland, daß es eine gangbare Überzeugung ist: wer sich eifrig um das Vaterland kümmert, der suche nur sein Profitchen? Selbst wenn er zu Deutschland in einem doch nicht ganz zu leugnenden Vaterverhältnis steht?

Welch glänzender Kreis „edler" und „geheimer" Herren sich zu der Trauerfeier für den verstorbnen Herrn Gerson Bleichröder versammelt hatte, haben gewiß alle Leser mit der gleichen freudigen Überraschung wie wir aus den Zeitungen vernommen. Nur eins fanden

wir nicht hübsch, die Mitteilung, daß gleichzeitig in den Räumen des Bleichröderschen Palastes unter Leitung eines Herrn von Meerscheidt-Hüllessem Kriminalbeamte aufgestellt gewesen seien, „um Eigentumsverwechslungen zu verhindern.“ Mit diesem Zeitungsnotizchen hätte man ein paar Tage warten sollen, bis die Leser vergessen hatten, wer alles von edeln Namen, Stern bei Stern, dagewesen war. Sehr zu loben dagegen ist wieder der schonende Ausdruck „Eigentumsverwechslungen.“ Ja ja, Zartgefühl haben sie immer, die Herren — Berichterstatter.

Einen gewaltigen „Goethekenner“ hat die Wiener „Deutsche Zeitung“ unter ihren Mitarbeitern. In der Nummer vom 24. Februar berichtet sie wörtlich: „Frau Ferry ist eine Elsässerin, sie ist die Urenkelin von Friederike Brion von Sesenheim, des (!) Urbildes der Lotte aus dem Werther. Sie entstammt der großen Mülhausener Familie Scheuren-Kestner.“ Also die Sesenheimer Friederike und die Wetzlarer Lotte zu einer Gestalt verschmolzen!

Übrigens: „von des“ ist auch nicht ohne, kommt freilich „in die“ feinsten „deutschen“ Zeitungen vor.

Also Grün ist Trumpf. In Grün will ich mich kleiden, singt Franz Schuberts schöne Müllerin, in Grün soll, muß, will und werde ich mich kleiden, können jetzt die deutschen Frauen und Mädchen unisono singen, wenn es nach dem Kopfe derer geht, die die Mode machen. Vor etwa anderthalb Jahren spotteten einmal die Grenzboten in einem Aufsatze, worin sie sich über alberne Sprachmoden lustig machten: Wenn es heute einem einfiele, eine froschgrüne Halsbinde zu tragen, so würden sich sofort Narren finden, die das nachmachten. Schneller, als es der Verfasser geahnt haben mag, ist das, was er damals scherzweise als Beispiel einer ganz undenkbaren Sache angeführt hat, zur Wahrheit geworden: in den Schaufenstern unsrer Modeläden liegen sie schon, die froschgrünen Halsbinden, und nicht bloß Halsbinden, auch froschgrüne Seidenbänder, grüne Kleiderstoffe in allen Abstufungen, und grüne Hüte; und gestern, an dem ersten schönen Frühlingssonntag, huschte es schon wie von vereinzelten Lazerten auf der Promenade: hier ein giftgrün aufgeputzter Hut, da eine papageigrüne Busenschleife, dort ein grünspangrünes Tirolerhütchen, ja sogar der erste jägergrüne Regenmantel hatte sich schon herausgewagt. Nur grüne Handschuhe und Sonnenschirme waren noch nicht zu sehen, aber sie werden unzweifelhaft auch noch kommen. Die Natur braucht sich dieses Jahr gar nicht zu bemühen, in vier Wochen wird unser weibliches Promenadenpublikum aussehen — grün wie eine Wiese. Warum? Weil sich ein paar Hanswürste von Fabrikanten das Wort gegeben haben: Grün ist Trumpf! Da haben die deutschen Frauen und Mädchen natürlich nichts eiligeres zu thun, als Farbe zu bekennen.

Was uns dabei freut, ist nur eins: daß nun endlich auch einmal die Grenzboten in die Mode kommen werden. Denn wenn die Mode Logik hat, nur eine Spur von Logik, so muß ja die Abonnentenzahl unsrer grünen Hefte dieses Jahr auf 100 000 steigen. Grün sticht!

Das Leipziger Tageblatt schreibt:

Die Tagelöhnersfrau K. hatte gegen ein Urteil des Schöffengerichts, das ihr wegen Kartoffeldiebstahls 5 Tage hinaufbrummte (!), Berufung eingelegt.

Der Zusammentritt (!) der 42. Versammlung (!) deutscher Philologen ist auf Pfingsten festgesetzt.

Der König nahm (!) heute im Residenzschlosse einige Audienzen (!) entgegen (!).

Und ähnliches jeden Tag zum Vergnügen aller Proleten. Der „Vierstöckige“ merkt natürlich nichts davon.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Direkte und indirekte Wahl

Nicht die Erörterung über direkte oder indirekte Wahl, die kürzlich im preußischen Abgeordnetenhause stattgefunden hat, veranlaßt uns, diese Frage zu behandeln. Denn diese Erörterung hat gerade gezeigt, daß in Preußen noch niemand ernstlich darauf hofft, die indirekte Wahl für das Abgeordnetenhaus zu beseitigen. Ja selbst die Klassenabteilung der Wähler, die jetzt im Anschluß an die Steuerreform abgeändert wird, hat nicht so viel Gegner im Lande, daß sie bedroht erscheinen könnte.

Was uns hier treibt, ist der Stand der Wahlrechtsfrage in Baden. Wir müssen also in unsern Betrachtungen anknüpfen an die badischen Verhältnisse und an die Erörterungen, die in Baden stattgefunden haben. Dennoch hoffen wir, auch bei einem weitern Leserkreise Interesse für den Gegenstand zu finden, denn in den meisten deutschen Staaten, die die indirekte Wahl für ihre Volksvertretung haben,*) hat die direkte Wahl für den Reichstag eine gewisse Begier im Volke erweckt, auch zum Landtage direkt wählen zu dürfen, und so ist fast allenthalben die Frage aufgeworfen, wenn sie auch, wie in Preußen, nicht eben als brennend betrachtet wird.

Von der zweiten Kammer des badischen Landtags wurde in der letzten Session fast einstimmig ein Beschluß gefaßt, der der großherzoglichen Regierung empfahl, die direkte Wahl einzuführen. Dieser Beschluß kam zustande

*) Sachsen hat das direkte Wahlrecht, aber nicht das allgemeine, in Württemberg bilden die aus dem direkten Wahlrecht hervorgegangnen Abgeordneten nur einen Teil der Kammer; Baden hat indirekte Wahlen, aber das allgemeine Stimmrecht, während die andern deutschen Staaten (außer einigen der kleinsten) neben der indirekten Wahl meist noch andre Gegengewichte gegen das allgemeine Stimmrecht oder Einschränkungen dieses Stimmrechts haben.

als Kompromiß zwischen den verschiednen Parteien, von denen jede dabei andre Ziele im Auge hatte.

Den Sozialdemokraten erschien die Beseitigung der indirekten Wahl als ein Schritt zur Zerbröckelung der heutigen Staatsordnung und somit als ein Schritt auf dem Wege zu ihrem Zukunftsstaat. Den Demokratisch-Deutschfreisinnigen erschien sie als notwendige Folgerung aus der von ihnen verfochtnen Volkssouveränität und als ein Mittel, dem parlamentarischen System und gleichzeitig der Abschaffnng der ersten Kammer näher zu kommen. Den Zentrumsmännern schwebte lediglich die Hoffnung vor, durch das direkte Wahlrecht mehr Sitze in der Kammer zu bekommen und dadurch künftig ihre Sonderbestrebungen kräftiger fördern zu können. Gemeinsam war diesen Parteien allerdings das, daß sie das direkte Wahlrecht unbedingt verlangten, d. h. ohne gleichzeitige Bestimmungen, die seine Nachteile mildern könnten. Hierin unterschieden sie sich von der nationalliberalen Mehrheit, die das direkte Wahlrecht zwar verlangte, weil es nun einmal eine alte liberale Forderung ist, die aber aus den Reichstagswahlen nachgerade ihre Lehre gezogen hat und deshalb meinte, daß bei Durchführung der direkten Wahl doch gewisse Vorkehrungen getroffen werden müßten, um unliebsamen Folgen dieser Änderung vorzubeugen.

Es ist erklärlich, daß bei dieser verschiednen Auffassung des Gewünschten der Kammerbeschluß an sich schon nicht die Bedeutung beanspruchen konnte, die er gehabt hätte, wenn ihn alle beteiligten Parteien auch in gleicher Weise verstanden hätten. Da nun auch Staatsminister Dr. Turban im Laufe der Debatte deutlich zu erkennen gegeben hatte, wie wenig die Regierung geneigt sei, auf die Forderung der unmittelbaren Wahl einzugehen, und endlich auch die erste Kammer, der Gelegenheit zur Äußerung gegeben wurde, sich — wie zu erwarten — entschieden ablehnend aussprach, so durfte man die ganze Sache als begraben betrachten. Aber sie wurde wieder aufgeweckt durch einige in den letzten Wochen erschienene Broschüren,*) und es ist sicher zu erwarten, daß sich die Kreise, von denen im vorigen Jahre die Bewegung ausging, diese Auferweckung zu nutze machen und ihr Ziel weiter verfolgen werden.

Betrachten wir uns also einmal die Sache.

*) Karl Ernst Baer (ehemaliges Mitglied des Reichstags und des badischen Landtags), Geschichte und Kritik der Verfassungsrevisionsfrage, sowie der gegenwärtigen Parteiverhältnisse im Lande Baden. Lörrach, 1892. Giebt die Nachteile des allgemeinen und direkten Wahlrechts zu, will aber die indirekte Wahl beseitigen, weil sie gegen diese Nachteile keinen Schutz biete, dagegen höchst unpopulär sei.

Julius Katz, Die politische Lage in Baden. Karlsruhe, 1893. Widerlegt in glücklicher Weise die Behauptungen Baers, läßt sich aber schließlich doch zu der Erklärung herbei, daß unter Voraussetzung gewisser Gegenmaßregeln die indirekte Wahl beseitigt werden dürfe.

Oskar Muser (Landtagsabgeordneter), Die politische Lage. (Gedruckte Reden.) Offenburg, Selbstverlag. Tritt vom deutschfreisinnigen Standpunkte unbedingt für die direkte Wahl ein.

Der Wanderprediger der demokratisch-deutschfreisinnigen Partei in Baden, Rechtsanwalt und Landtagsabgeordneter Muser, wirft den Gegnern der direkten Wahl vor, ihre Abneigung gehe im Grunde nicht gegen diese, sondern gegen das allgemeine Stimmrecht selbst. Der Vorwurf kann hingenommen werden. Das allgemeine Stimmrecht wurde geboren in einer Zeit ungewöhnlich hoher nationaler Begeisterung, und seine ersten Ergebnisse schienen zu guten Hoffnungen zu berechtigen, wiewohl unsre namhaftesten Staatsrechtslehrer (so Bluntschli, Schulze) stets ihre Bedenken gegen die Verleihung des Stimmrechts an die politisch blinden geltend machten. Und daß durch das allgemeine Stimmrecht weite Kreise mit politischem Einfluß ausgestattet werden, die thatsächlich politisch blind sind, das hat auch Fürst Bismarck nie bestritten. Nie ist es ihm eingefallen, zu behaupten, daß das deutsche Volk bis zum letzten Proletarier hinunter politisch so reif sei, daß jeder seiner Abstimmung eine eigne politische Überzeugung zu Grunde legen könnte. Er verkannte nie, daß stets ein großer Teil der Wähler unter dem Einfluß andrer stimmen würde, aber er glaubte, daß sich die verschiednen Beeinflussungen gegenseitig ausgleichen oder daß, wenn dies nicht der Fall wäre, doch der Vorteil auf Seiten der gebildeten und begüterten Klassen, also wesentlich der staatserhaltenden Parteien sein würde. Er konnte ja nicht voraussehen, welche Macht die staatsfeindlichen Parteien gewinnen würden.

Welche Schattenseiten an dem direkten und allgemeinen Stimmrecht bei der Reichstagswahl im Laufe der Zeit hervorgetreten sind, das ist in den Grenzboten wiederholt dargelegt worden, sodaß es hier nicht noch einmal ausgeführt zu werden braucht.

Daß der Einzelne — trotz der allgemeinen Wehrpflicht und andrer allgemeinen Pflichten — kein Recht auf Mitwirkung an der Gesetzgebung (mittels des Wahlrechts) besitze, das ist ein Satz, den wohl jeder anerkennen wird, der nicht noch in der irrigen und veralteten Idee des Vertragsstaates befangen ist.

Die heutige Wissenschaft betrachtet den Staat als einen lebenden Organismus, dessen Leben so gestaltet werden muß, wie es ihm an sich frommt, nicht wie es der Mehrzahl der augenblicklich in ihm enthaltnen Einzelwesen nach ihren Sonderinteressen gut dünkt. Für seine Privatinteressen hat jeder einzelne selbst zu sorgen, und er hat ein Recht, sie auch dem Staate gegenüber zu vertreten. Aber die Parlamente sind nicht dazu da, ihm hierzu ein Mittel zu geben. Sie dienen lediglich dem Gemeinwohl, dem Staatswohl, sie gehen den einzelnen eigentlich gar nichts an. Deshalb soll nur dem, von dem man voraussetzen kann, daß er geneigt sein werde, das Gemeinwohl zu fördern, und fähig sein werde, zu beurteilen, wodurch es gefördert werden kann, eine Mitwirkung im politischen Leben gewährt sein. Wer das nicht gelten lassen will und alle heranziehen will, die am Gemeinwohl beteiligt sind, der muß vor allem auch den Frauen das Stimmrecht geben; aber er

muß es auch den Minderjährigen geben, ja den Blödsinnigen, und selbst für die Ungebornen müßte er durch Vertreter abstimmen lassen. Eine vernünftige Begründung des allgemeinen Stimmrechts, wie wir es bei den Reichstagswahlen haben, wäre nur möglich, wenn man behaupten könnte, daß alle die, die es heranzieht, nach menschlichem Ermessen fähig und willig wären, durch ihre Abstimmung bei den Wahlen das Gemeinwohl zu fördern. So führt unsre Untersuchung dazu, daß wir unser Urteil über das „allgemeine" Wahlrecht ruhig auf dessen thatsächliche Ergebnisse stützen dürfen, und die sind, wie gesagt, schlecht genug.

Also weg mit dem allgemeinen Wahlrecht?

Nein! O. Bähr hat im vorigen Jahrgange der Grenzboten ganz richtig bemerkt, daß das Kämpfe heraufbeschwören würde, für die man nicht wohl die Verantwortung übernehmen könnte, und daß nur allenfalls nach glücklicher Überwindung einer schweren innern Krisis an eine Änderung der Reichstagswahl gedacht werden könnte. Das heißt mit andern Worten: nach Niederwerfung eines sozialdemokratischen Aufstandes. Wir pflichten dem vollständig bei. Das direkte und allgemeine Reichstagswahlrecht ist eine Leidensquelle für unser Volk; aber es wird besser sein, daß wir uns mit dieser Leidensquelle weiter schleppen, als daß wir sie durch eine lebensgefährliche Operation beseitigen.

Wenn wir nun das allgemeine Wahlrecht, wo es besteht, nicht beseitigt haben wollen, obwohl wir es verurteilen, so ziehen wir doch aus unsrer Verurteilung unmittelbar den Schluß, daß alles, was den Nachteilen des direkten Wahlrechts als Gegengewicht dienen kann, aufrecht erhalten werden sollte, so weit das irgend möglich ist. Ein solches Gegengewicht ist aber die indirekte Wahl in Baden und in andern Bundesstaaten, und dieses Gegengewicht ist in Baden von um so größerer Bedeutung, als es das einzige ist.

Daß die indirekte Wahl nur ein schwaches Mittel ist, den Gefahren des allgemeinen Stimmrechts zu begegnen, das geben wir gern zu, und namentlich geben wir es für Baden zu, wo sich die Übung gebildet hat, daß die Wahlmänner in der Regel schon auf den Namen eines bestimmten Abgeordneten gewählt werden, und es dem Wahlmann von den Urwählern bitter übel genommen wird, wenn er sich untersteht, seinem guten Rechte gemäß für einen andern Abgeordneten zu stimmen, als vorausgesetzt worden ist. Gleichwohl kommen Wahlmänner, die ihr Amt so auffassen, wie es gemeint ist, nämlich so, daß die Abgeordnetenwahl von den Urwählern vertrauensvoll der durchschnittlich bessern Einsicht der Wahlmänner anheimgestellt sei, noch häufig genug vor. Wäre dies nicht der Fall, so vermöchte man ja auch gar nicht zu begreifen, weshalb sich die Gegner der indirekten Wahl so gewaltig ereifern. Also besser als nichts ist die indirekte Wahl selbst dann noch, wenn sie gehandhabt wird wie gegenwärtig in Baden. Wenn ein Mann zum Schutze gegen

den Sturm einen noch so schlechten Mantel hat, und er wirft ihn weg, ehe er einen Ersatz dafür weiß, so hält man ihn für einen Narren. Das ists, was wir denen zu sagen haben, die die Gefahren des allgemeinen Wahlrechts anerkennen und unbegreiflicherweise dennoch das indirekte Wahlverfahren preisgeben wollen, ohne an einen Ersatz zu denken, oder wenigstens ohne mit sich selbst darüber im Reinen zu sein, wie dieser Ersatz beschaffen sein müßte.

Sehen wir einmal zu, ob und wie die Wirkungen der indirekten Wahl durch anderweitige Vorkehrungen zu ersetzen wären.

Vor allem wird die Stärkung des Einflusses der ersten Kammer empfohlen. Es läßt sich leicht voraussehen, wohin dieser Weg führen würde. Die aus direkten Wahlen hervorgegangne zweite Kammer würde in ihren Anschauungen regelmäßig der ersten Kammer weit ferner stehen, als die jetzige. Die erste Kammer aber würde pflichtmäßigen Gebrauch von ihrer erweiterten Macht machen und auf Schritt und Tritt der zweiten hinderlich werden. Endlose Konflikte der beiden Kammern würden die Folge sein; das Volk würde die Beschulmeisterung der zweiten Kammer durch die erste als eine ihm selbst angethane Beleidigung auffassen, und das Ende vom Liede wäre wohl das, daß der übermächtige Volkswille die Abschaffung der ersten Kammer durchsetzen würde. Freilich wird auch der Gedanke erörtert, die erste Kammer in solcher Weise zu reformiren, daß sie einer aus direkten Wahlen hervorgegangnen zweiten Kammer nicht in so schroffer Weise gegenüberstehen würde, wie wir es eben angenommen haben. Das hat nun gar keinen Sinn. Wenn man die erste Kammer derart demokratisiren will, daß sich voraussetzen läßt, sie werde so ziemlich in allem mit der zweiten übereinstimmen, so hat sie überhaupt keinen Zweck mehr, und jedenfalls hat es keinen Wert, sie mit erweitertem Einfluß auszustatten. Und wenn man nicht so weit gehen will, so wird die Reform außer stande sein, die erste Kammer vor schweren Konflikten mit der zweiten und vor Unpopularität im Lande zu bewahren. Die Wahrheit ist eben, daß das Zweikammersystem nur da auf festen Füßen steht, wo die zweite Kammer in gewöhnlichen Zeiten nicht zu radikal ist, den Wert der ersten zu würdigen. Wenn eine kleine Abschweifung erlaubt ist, so möchten wir betonen, daß wir namentlich dann, wenn die indirekte Wahl zur zweiten Kammer beibehalten wird, eine Reform der ersten in gewisser Richtung wohl für wünschenswert halten. Gewisse Kreise des öffentlichen Lebens, denen wohl eine Berücksichtigung in der Zusammensetzung der ersten Kammer gebühren würde, wurden bisher nur dadurch gelegentlich herangezogen, daß der Großherzog das Recht hat, acht Mitglieder der Kammer nach seinem Gutdünken zu ernennen, und daß dieses Recht nach Möglichkeit dazu benutzt wurde, die Lücken auszufüllen, die die verfassungsmäßige Zusammensetzung der Kammer aufweist. Diesen Kreisen möchte in der That gesetzlich und dauernd Raum in der Kammer geschaffen werden. Wenn aber behauptet

wird, daß dann das Recht des Großherzogs zur Berufung von Mitgliedern wegfallen könnte, so müssen wir dem entschieden widersprechen. Ebenso ist es uns unbegreiflich, weshalb das Verlangen aufgetaucht ist, daß der Großherzog die von ihm zu berufenden Mitglieder nicht, wie es bisher üblich*) war, nur für die Dauer der Legislaturperiode, sondern lebenslänglich ernennen solle. Wir legen gerade auf das Ernennungsrecht des Großherzogs und auf die Art und Weise, wie es bisher ausgeübt worden ist, großen Wert. Denn es soll möglich sein, hervorragende Männer, deren Urteil im gegebnen Augenblick wichtig ist, jederzeit heranzuziehen, und das kann nur geschehen, wenn ihre Berufung durch den Landesfürsten und auf kurze Dauer erfolgt.

Doch genug von der ersten Kammer. Betrachten wir uns nun einen zweiten Vorschlag, der die Gefahren der direkten Wahl mindern soll. Er lehnt sich an die württembergischen Verhältnisse an und verlangt (wie er von Katz formulirt wird) „Heranziehung der Organe der Selbstverwaltung, der wirtschaftlichen Verbände u. s. w., die jahraus jahrein die geistigen und wirtschaftlichen Interessen weiter Volkskreise zu fördern berufen sind, zur parlamentarischen Mitarbeit neben den im direkten Wahlverfahren gewählten." Wir müssen gestehen, daß dieser Vorschlag weit mehr praktischen Wert hat als der zuerst angeführte, und daß wir uns wohl mit ihm befreunden würden, wenn die indirekte Wahl wirklich nicht mehr zu halten wäre. Aber er hat doch den Nachteil, daß er den Streit der Interessen, der *vor* dem Parlament stattfinden und *in* dem Parlament nur, wenn es erforderlich wäre, seinen unparteiischen Richter finden sollte, noch mehr als bisher *in* das Parlament verlegen würde.

Es scheint uns also besser, daß Baden und mit ihm die andern Staaten, die die indirekte Wahl haben, sie auch behalten, so lange es geht. Und geht es denn in Baden wirklich nicht? Von dem offenbaren Willen der großherzoglichen Regierung, die indirekte Wahl aufrecht zu halten, wollen wir ganz schweigen, wiewohl dieser doch auch von Wichtigkeit ist. Im Volke, behauptet man, sei die indirekte Wahl höchst unpopulär. Für die Städte können wir das nicht bestreiten. Bezüglich des Landes aber steht Behauptung gegen Behauptung. Von den Rednern, die sich seinerzeit im Landtage darüber aussprachen, scheint uns der Abgeordnete Klein bei weitem der beste Kenner der badischen Bauern zu sein, und dieser bestritt, daß der Wunsch nach direkten Wahlen auf dem Lande allgemein verbreitet sei. Er führte aus, der Bauer gebe sich darüber keiner Täuschung hin, daß es ihm bei dem Druck seiner Sorge um das tägliche Brot nicht möglich sei, auch noch der Politik seine Aufmerksamkeit zu schenken, und daß er deshalb gern Wahlmännern, die er persönlich kennt, und denen er vertraut, die Abgeordnetenwahl überlasse. Wir

*) Die Verfassung setzt die Amtsdauer dieser Mitglieder nicht fest.

können nach bestem Wissen dieser Ansicht nur beipflichten. Aber wir verkennen nicht, daß unter dem Einflusse einer Agitation, die mehr einseitige Parteiinteressen als das gemeine Wohl im Auge hat, die Abneigung gegen die indirekte Wahl einen bedrohlichen Umfang annehmen kann.

Läßt sich nichts thun, dieser Gefahr die Spitze abzubrechen? Vielleicht doch. Was ist es denn eigentlich, das der gewöhnliche Mann an seinem Stimmrecht schätzt? Der winzige Bruchteil, den er zur Bildung des Staatswillens beiträgt? Der verschwindend kleine Anteil an der „Volkssouveränität," der ihm nach gewissen Volksrednern als ein privates und nutzbares Recht zustehen soll? Das wolle man uns doch nicht einreden! Der gewöhnliche Mann will nur in dem Abgeordneten ein Sprachrohr für seine Wünsche und Beschwerden haben. Er faßt die Sache oft geradezu als Geschäft auf. „Der Abgeordnete ist ein ehrgeiziger Mann oder ein Mann, der gewisse politische Ziele verfolgt, die ich nicht kenne, und die mir gleichgiltig sind. Ich gebe ihm meine Stimme, und dafür muß er mir dankbar sein und muß meine Wünsche und Klagen vor das Parlament bringen, wenn mich irgendwo der Schuh drückt." Bei dieser Auffassung gewinnt die direkte Wahl an Wert. Die Wähler glauben einen viel nähern Anspruch auf Dank und Dienste bei dem Abgeordneten zu haben, der sein Mandat unmittelbar aus ihrer Hand empfängt, als bei dem, der durch Wahlmänner gewählt ist und vielleicht nicht so sicher weiß, ob ihn die Urwähler auch gewählt haben würden.

Also das Bedürfnis nach der Vertretung von Sonderinteressen — geistigen und materiellen, berechtigten und unberechtigten —, das ist es, was der Agitation für das direkte Wahlrecht ihre Kraft giebt; es ist überhaupt das, was alle Vorkehrungen bedroht, die in Baden wie in andern Staaten getroffen sind, dem Übergewicht der politisch gleichgiltigen und unfähigen Massen zu steuern.

Läßt man den Bestrebungen, die aus diesem Bedürfnis hervorgehen, freien Lauf, so werden sie allmählich die Parlamente zu Vertretungen der Gruppen umgestalten, in die das Volk durch die verschiednen Privatinteressen der einzelnen zerfällt. Das gemeine Wohl wird in diesen Vertretungen keine Rolle mehr spielen. Im Grunde sind wir nicht weit davon entfernt, und wenn Fürst Bismarck einmal den Gedanken hatte, diesen thatsächlichen Zustand zu einem rechtlichen zu machen, so hatte das in gewissem Sinne etwas für sich. Es ist für eine Regierung ohne Zweifel von Wert, wenn ihr der Egoismus all der verschiednen Gruppen ganz ungeschminkt gegenübertritt. Aber der Beschluß der „Interessenvertretung," ein Beschluß, der nur auf Betrachtung der Dinge von dem Privatstandpunkte der einzelnen beruht, hat nicht den Anspruch, auf den Staatswillen mitbestimmend einzuwirken, wie ein Parlamentsbeschluß, der auf der Betrachtung der Dinge vom staatsbürgerlichen Standpunkte, also vom Standpunkte des Gemeinwohls beruht (oder doch beruhen sollte). Der

Interessenvertretung gegenüber müßte entweder zu der absoluten Monarchie zurückgekehrt werden, oder es müßte über der Interessenvertretung nochmals ein eigentliches Parlament geschaffen werden, das ihre Beschlüsse vom Standpunkte des Gemeinwohls nachprüfte.

Unterbunden darf ja die Interessenvertretung nicht werden, aber wenn unsre Parlamente ihrer eigentlichen Aufgabe erhalten bleiben sollen, so muß sie — aus den Parlamenten hinaus vor deren Schranken! Das ist unser Vorschlag. Er soll den Sonderbestrebungen der einzelnen Gruppen, Stände, Bezirke zu dem verhelfen, was sie brauchen, ohne daß die Pflicht der Parlamente, lediglich das Gemeinwohl im Auge zu behalten, verletzt wird, ohne daß die Vorkehrungen, durch die die Erfüllung dieser Pflicht der Parlamente gesichert werden soll, beseitigt werden.

Wir denken uns die Sache so, daß jede beliebige Korporation (mag sie die Einwohner eines Bezirks oder sonst irgend einen Verband vertreten), wie auch jede sonstige, etwa nur ad hoc zusammengetretne Interessentengruppe berechtigt sein sollte, Wünsche und Beschwerden durch einen in ganz beliebiger Weise gewählten oder ernannten Wortführer vor dem Parlament in lebendiger Rede vertreten zu lassen,*) und zwar, je nach der Wichtigkeit der Sache, vor dem Plenum oder vor einer Kommission. Ob dieses Recht auch Einzelpersonen einzuräumen wäre, lassen wir dahingestellt.

Klar ist es, daß neben der Interessenvertretung vor dem Parlament nicht auch ferner noch eine solche im Parlament hergehen dürfte. Dafür müßte durch die Geschäftsordnung nach Möglichkeit gesorgt werden. Es könnte sich sogar fragen, ob es nicht Abgeordneten, die an einer Sache ein besonders großes Privatinteresse haben, verwehrt sein sollte, über diese Sache mit abzustimmen. Wir fürchten nur, daß es schwierig sein würde, feste Regeln aufzustellen, wo diese Bestimmung anzuwenden wäre. Denn der Willkür der Mehrheit dürfte es doch nicht überlassen bleiben, unbequeme Gegner von der Abstimmung auszuschließen. Auf ein wertvolles Mittel, den Abgeordneten ans Herz zu legen, daß sie nur vom Standpunkte des Gemeinwohls aus ihre Urteile zu fällen und keine Sonderinteressen zu vertreten haben, verweist uns die bairische Verfassung von 1818, die die Abgeordneten ausdrücklich schwören ließ, sich „nur des ganzen Landes allgemeines Bestes ohne Rücksicht auf besondre Stände und Klassen“ als Richtschnur dienen zu lassen. Allerdings genügt diese Form des Eides nicht, denn der Gedankengang liegt zu nahe: Meine Partei oder mein Stand ist so wichtig für das gemeine Beste, daß ich

*) Das konstitutionelle Staatsrecht kennt derartiges bis jetzt in keinem Lande. Doch ist ihm ein unmittelbarer mündlicher Verkehr mit der Außenwelt an sich nicht fremd. Wo eine parlamentarische Körperschaft gerichtliche Befugnisse hat (wie z. B. das englische Oberhaus), ist er nicht zu umgehen; ebenso wenig bei parlamentarischen Untersuchungskommissionen, wie sie z. B. Artikel 82 der preußischen Verfassungsurkunde vorsieht.

vor allem diese Partei oder diesen Stand fördern muß. Der Abgeordnete müßte also in seinem Eide versprechen, jede Sache nur darnach zu beurteilen, wie sie an sich, d. h. durch ihren eignen Inhalt, das Gemeinwohl beeinflußt, und er müßte ferner geloben, das gewonnene Urteil auch seiner Abstimmung zu Grunde zu legen und es nicht preiszugeben, um dagegen für sich, seine Partei oder seinen Stand von Andersdenkenden Vorteile auf andern Gebieten einzutauschen. Man wende nicht ein, daß dies Versprechen nur leere Form bleiben würde. Es wäre das wohl möglich unter den heutigen Umständen, da der Interessenvertretung nur das papierne Petitionsrecht zur Verfügung steht. Aber wenn unser Vorschlag durchgeführt wäre, so würden dessen beide Teile — die Interessenvertretung vor den Schranken und das Versprechen in der Eidsformel der Abgeordneten — zusammenwirken, den Abgeordneten den Gedanken, daß sie Sonderinteressen vertreten dürften, allmählich so fremd zu machen, wie dem Richter der Gedanke fremd ist, in einem vor ihn gebrachten Prozeß Partei zu ergreifen.

Wir haben unsern Vorschlag nur kurz dargelegt, weil eine nähere Ausführung mehr Raum in Anspruch nehmen würde, als uns hier zur Verfügung steht,*) und doch nur Wert hätte, wenn sich zeigen sollte, daß weitere Kreise grundsätzlich mit uns einverstanden wären. Bei Parteipolitikern werden wir jedenfalls keine Liebe für unsre Anschauung finden.

Daß die Bestrebungen, den ungebildeten Massen die politische Macht vollends zu überantworten, aufhören würden, wenn nach unserm Wunsch das private Recht der Interessenvertretung von der staatsbürgerlichen Pflicht, zur Bildung des Staatswillens beizutragen, deutlich getrennt würde, das träumen wir selbst nicht. Aber viel von ihrer Kraft würden sie jedenfalls einbüßen.

Zum Schluß möchten wir noch darauf hinweisen, daß es auch da, wo keinerlei nennenswerte Beschränkungen des allgemeinen Wahlrechts mehr bestehen und zu schützen sind, wie beim Reichstage, dennoch gut sein würde, die Interessenvertretung vor die Schranken des Hauses zu verweisen. Das Ansehen und der Wert jedes Parlaments würde dadurch nur gewinnen.

*) Einige weitere Andeutungen findet der Leser in der Schrift des Verfassers „Die Wirkungen der Gleichheitsidee und der Lehre vom Vertragsstaat auf das moderne Staatsleben." Berlin, Karl Habel, 1886.

Wucher und Abzahlung

Sei, wie das geht! Die soziale Gesetzgebungsmaschine ist frisch geölt, an jedem Rad steht ein geheimer Rat und dreht die Speichen in fieberhafter Eile. Und die Räder schwirren, daß es eine Lust ist. Oben legt man das rohe Material hinein, und unten fallen, dank dem neuesten Beamtenmechanismus, die fertigen Entwürfe, gleich paragraphenweise geordnet, heraus. Es giebt zwar Leute, die sich die Entwicklung der sozialen Fürsorge in Deutschland etwas anders gedacht hatten, die namentlich den Kriminalrichter nicht als den richtigen Sozialreformer anerkennen wollen, und die den heutigen Stand der sozialen Gesetzgebung als gleichbedeutend mit einer Bankerotterklärung der vor einem Jahrzehnt begonnenen Sozialpolitik halten. Aber das sind ja Narren. Der Staat hat doch die heilige Aufgabe, dem wirtschaftlich Schwachen zu Hilfe zu kommen..

Da haben Leute im „Abzahlungsgeschäft" Waren gekauft. Sie haben die bedungnen Raten zur festgesetzten Zeit aus Not nicht entrichten können oder aus Leichtsinn (oder auch aus Ärger über den Schund, der ihnen geliefert worden ist, und der zerfällt, ehe er halb bezahlt ist. D. R.) nicht entrichten wollen. Sie haben infolgedessen das angezahlte Geld verloren und müssen außerdem die Ware zurückgeben. Diese Leute sind augenscheinlich wirtschaftlich Schwache. Das Gesetz muß sie daher mit seiner Aufmerksamkeit beehren, es muß dafür sorgen, daß der Arme auch ohne Geld Waren erhalten und Waren behalten darf. Darum hat der neue Entwurf über die Abzahlungsgeschäfte, ohne irgend welche offiziellen Erhebungen abzuwarten, ohne irgend welche statistischen Angaben an der Hand zu haben, den ebenso scharfsinnigen wie einfachen Ausweg gefunden, der berüchtigten „Verfallklausel" das Lebenslicht auszublasen. Wenn der Käufer mit einer Teilzahlung im Rückstande bleibt, und der Verkäufer deshalb die Rückgabe der Sache fordert, so soll der Käufer befugt sein, gegen Rückgabe der Sache auch alle von ihm geleisteten Teilzahlungen zurückzuverlangen und sich damit auch von der Restschuld zu befreien. Dem Verkäufer soll es dann freistehen, eine angemessene Vergütung für die Benutzung und etwaige Beschädigung der Sache geltend zu machen. Doch darf auch diese Vergütung nicht im voraus vertragsmäßig festgesetzt werden.

Daß mit dem Inkrafttreten dieser Vorschriften den Abzahlungsgeschäften im allgemeinen, gleichviel ob ehrlich oder unehrlich, ein Streich versetzt wird, der geeignet ist, sie für immer ihrer Lebenskraft zu berauben, das hat man sich wohl im Bundesrat nicht recht überlegt. Die Sicherheit, die jetzt dem Verkäufer gewährt ist, wäre damit verloren, der Nutzen, den er für sein enormes Risiko beansprucht, wäre niemals zu gewinnen. Der Verkäufer soll also dem Käufer alle geleisteten Teilzahlungen zurückerstatten, verliert seine weitern Kaufgeldforderungen und erhält dafür einen Gegenstand zurück, der durch den Gebrauch nicht gerade gewonnen hat. Wäre es ein Wunder, wenn der Käufer, sobald ihm die gekaufte Sache nach längerer Abnutzung nicht mehr behagt, sie auf die bequemste Art dadurch loszuwerden suchte, daß er mit den weitern Zahlungen im Rückstande bliebe? Der Verkäufer wird dann, um nicht mit einem empfindlichen Verlust auszugehen, die Ware zurückfordern, der Käufer sie ihm auch senden, aber gleichzeitig als Prämie seines unredlichen Verhaltens die Anzahlungen zurückverlangen. Allerdings soll ja der Verkäufer das Recht haben, den Käufer wegen Abnutzung und Beschädigung der Sache in gerichtlich zu bestimmendem Maße ersatzpflichtig zu machen. Wer aber die Annehmlichkeiten derartiger Schadenprozesse kennt, der wird es wohl begreiflich finden, wenn der Kaufmann, statt zum Richter zu gehn, lieber auf jede Entschädigung verzichtet. Und um auch einer Umgehung des Verbots zuvorzukommen, wird vorsorglich bestimmt, daß eine vorherige Abrede über eine Vergütung schlechthin nichtig sein soll.

Nun lehrt ein Blick auf die vielen Vertragsarten des täglichen Lebens, daß die Verfallklausel der Abzahlungsgeschäfte durchaus keine vereinzelte Erscheinung bildet, daß sie vielmehr bei zahlreichen andern Geschäften eine ebenso allgemein übliche wie unbeanstandete Form des Erfüllungszwangs ist. Wir erinnern nur an die durchaus ähnlichen Miet- oder Versicherungsverträge. Ein in Berlin vielbenutztes Mietvertragsformular enthält die gedruckte Bestimmung, daß der geringste Verzug in der Mietzahlung — und wenn auch nur um Stunden, vielleicht Minuten — den Vermieter zur Aussetzung berechtigt, wobei der Mieter noch, so lange der Kontrakt dauert, für die Miete haftet. Auch die Versicherungsbedingungen vieler Versicherungsgesellschaften haben den Satz, daß die Versäumnis auch nur einer Prämienrate den Versicherten um alle seine Rechte bringt, gleichviel wie lange er bereits die Prämie bezahlt hat.

Warum also gerade gegen die Verfallklausel der Abzahlungsgeschäfte vorgehen? Handelt es sich hier um einen vereinzelten Notstand, gegen den man mit einem Ausnahmegesetz zu Felde ziehen muß? Liegt für den Gesetzgeber ein Grund vor, jeden Käufer gerade beim Abzahlungsgeschäft unter irgend einen besondern Rechtsschutz zu Ungunsten des Verkäufers zu stellen und ihm schlechthin gegen ein derartiges Geschäft zu helfen? Es ist wahrlich nicht bloßer

Doktrinarismus, wenn man auch in unsrer Privatrechtsordnung das wirtschaftliche Leben möglichst aus allgemeinen Grundsätzen heraus rechtlich gestaltet wissen will, wenn man das kasuistische Flickwerk, eins ohne Zusammenhang mit dem andern, als schädlich abweist.

Was ist der Kampf gegen die Abzahlungsgeschäfte anders als ein Teil des großen Kampfes gegen wucherische Ausbeutung der Vertragsfreiheit? Warum soll er also vereinzelt geführt werden? Zu gleicher Zeit mit dem Gesetzentwurf über die Abzahlungsgeschäfte ist der Entwurf eines neuen Wuchergesetzes vorgelegt worden. Wozu also über einen Teil etwas besondres bestimmen, wenn man das Ganze zu treffen gedenkt? Gegen das Abzahlungsgeschäft ist ein Einschreiten des Gesetzgebers nur dann notwendig, aber auch nur dann zulässig, wenn und insofern es einen Wucher enthält. Den Wucher mag der Richter in der unmäßigen Höhe des Kaufpreises, er mag ihn auch bloß in der Verfallklausel finden — in beiden Fällen ist ein Vorgehen gegen den Verkäufer gerechtfertigt. Durch die Schablone des vorliegenden Abzahlungsgesetzes aber wird ein in gedeihlichem Werden begriffner Verkehrsteil mechanisch erstickt, während es durch die Verweisung auf den Wucherbegriff möglich gewesen wäre, dem Einzelfall gebührend Rechnung zu tragen.

Freilich mag wohl der Bundesrat, in richtiger Erkenntnis der Beschaffenheit seines Werks, selbst Bedenken getragen haben, das Anwendungsgebiet des neuen Wuchergesetzes noch zu erweitern. Auch hier hat sich wieder das Bestreben, als bevormundender Beschützer des angeblich „Geschädigten" zu erscheinen und ihn vor der Vergewaltigung des „Schädigers" zu schützen, unangenehm bemerkbar gemacht und hat gezeigt, wie ein im Grunde gesunder Gedanke durch eine verfehlte Ausführung zu einer das Wirtschafts- und Rechtsleben bedrohenden Gefahr werden kann, ohne dabei auf der andern Seite der sozialen Friedensidee zu Hilfe zu kommen. Die Unzulänglichkeit der bestehenden Vorschriften gegen den Wucher ist seit Jahren bekannt, und die unliebsamen Erscheinungen, die insbesondre bei dem Wucher auf dem Lande, dem Warenwucher und dem namentlich in Mittel- und Westdeutschland in erschreckender Weise überhandnehmenden Miet- und Viehwucher zu Tage getreten sind, mußten es allmählich auch dem verbohrtesten Manchestermann zum Bewußtsein bringen, daß die allmächtige Zauberformel, es solle jeder Kraft ihr freier Spielraum zur ungestörten Entfaltung gelassen werden, hier auch die Gläubigsten im Stiche läßt, daß der Staat die Verpflichtung hat, mit seiner öffentlichen Gewalt hier einzuschreiten. Mag auch, wie die Motive richtig hervorheben, der Wucher im allgemeinen als eine Folge bereits vorhandner wirtschaftlicher Gebrechen erscheinen, als da sind die Notstände in den Erwerbs- und Absatzverhältnissen, die Zwerggüterwirtschaft, der Mangel an gesundem Kredit, der Hang der Bevölkerung zu übermäßigen Ausgaben, mangelnde Thatkraft und Intelligenz, mag auch daher eine wirksame Bekämpfung des

Übels vor allem in der Beseitigung jener Mißstände zu erblicken sein, in der weitern Entwicklung der Vereins- und Genossenschaftsthätigkeit, in der Förderung der wirtschaftlichen Verhältnisse, in der Hebung von Bildung und Gesittung in den vom Wucher heimgesuchten Gegenden, so wird doch der Gesetzgebung die Hauptarbeit an der Erreichung jener Ziele zufallen, freilich nach einer andern Richtung, als sie es jetzt in willkürlicher Weise versucht hat.

Das Reichsgesetz über den Wucher vom 24. Mai 1880 hat den Wucherbegriff dahin definirt, daß es ihn als die „Ausbeutung der Notlage und des Leichtsinns und der Unerfahrenheit eines andern" bezeichnet und als Thatbestand erfordert, daß „nach den Umständen des Falles die (zugesicherten oder gewährten) Vermögensvorteile in auffälligem Mißverhältnis zu der Leistung stehen." Daß das Gesetz in wirtschaftlicher Hinsicht die segensreichen Wirkungen geäußert habe, die man von ihm erwartete, das es den Darlehns- und Stundungswucher, auf den es sich beschränkt, stark zurückgedrängt oder vermindert habe, das wird durch die Zahlen aufs bündigste widerlegt. Die Zahl der seit dem Bestehen des Gesetzes zur Verhandlung gekommnen Anklagen wegen Wuchers ist nur sehr gering, der Prozentsatz der Freisprechungen unverhältnismäßig hoch gewesen. In den rechtskräftig entschiednen Strafsachen wegen Wuchers betrug:

im Jahre	die Zahl der Angeklagten	der Verurteilten	der Freigesprochnen
1882	176	98	78
1883	155	93	61
1884	132	61	70
1885	99	37	62
1886	104	42	62
1887	81	36	45
1888	82	36	45
1889	96	41	55
1890	64	22	42

So deutlich diese Zusammenstellung auch zeigt, wie wenig die Gerichte, selbst bei größter Ausdehnung der im Gesetze enthaltenen vagen Begriffe, in den Stand kommen, dem sittlich verwerflichen und verderblichen Treiben der Wucherer Schranken zu ziehen, so hat sich die jetzt vorliegende Novelle doch nicht gescheut, mit denselben Mitteln weiterzuarbeiten und den ohnehin genügend dehnbaren Vorschriften eine Fassung zu geben, daß selbst die Kölnische Zeitung, der man doch wahrlich nicht manchesterliche Neigungen nachsagen kann, nach Abwägung des Schadens und des Nutzens, den ein solches Gesetz anstiften kann, zu dem Schluß kommt, daß die Vorteile, die man von dieser neuen Vorschrift hofft, zu den mit Sicherheit für den ehrlichen Handel und Verkehr zu erwartenden Nachteilen in einem „auffälligen Mißverhältnis" stehen würden.

Bisher wurde bestraft, wer sich „für" ein Darlehen oder die Stundung einer Forderung wucherische Vermögensvorteile versprechen oder gewähren

läßt. In Zukunft brauchen diese nur „mit Bezug auf" ein Darlehen oder die Stundung einer Geldforderung oder auf ein andres zweiseitiges Rechtsgeschäft, das „denselben wirtschaftlichen Zwecken dienen" soll, versprochen oder gewährt zu sein. Ahnt der Leser, was auf Grund dieses formellen Opfers materiell gewonnnen werden soll? Nicht? Nun er tröste sich mit uns. Auch uns haben erst die Motive und die Erklärung des Regierungsvertreters über diese fatale Begriffsbestimmung aufklären müssen. Die Änderung ist zur Vermeidung einer zu engen (!) Auffassung des Gesetzes gemacht; denn häufig, namentlich wenn es sich um Stundungen handelt, werden die Vorteile in Geld oder Geldeswert nicht gleichzeitig mit der Darlehns- oder Stundungsgewährung oder bei den Verhandlungen darüber verlangt oder versprochen, sondern der Schuldner gewährt sie vorher oder nachher in seiner Bedrängnis und in dem Gefühl seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Gläubiger, um einer ihm sonst bevorstehenden Kreditentziehung vorzubeugen. Sehr menschenfreundlich gedacht. Nur schade, daß der Richter nicht nach den Motiven und Kommissionsprotokollen, sondern nach dem Wortlaut des Gesetzes Recht zu sprechen hat, und daß aus den ominösen drei Wörtchen diese Gedanken unmöglich herauszulesen sind.

Mit dem vorgeschlagnen Zusatze „oder auf ein andres zweiseitiges Rechtsgeschäft, das denselben wirtschaftlichen Zwecken dienen soll," wird, nach den Motiven, eine Ausdehnung der bisherigen Strafvorschrift auf Wucherformen bezweckt, die jetzt strafrechtlich nicht faßbar sind, weil es sich dabei eben nicht um ein Darlehns- oder Stundungsgeschäft handelt. Insbesondre soll damit dem „Cessionswucher" zu Leibe gegangen werden, der darin besteht, daß ausstehende sichere, aber nicht sogleich realisirbare oder erst später fällig werdende Forderungen von den dringend geldbrauchenden Besitzern gegen eine weit unter dem Wert stehende bare Valuta dem Käufer abgetreten werden. Das ist wieder ein Irrtum. Denn es wird niemand behaupten wollen, daß ein solches Geschäft denselben wirtschaftlichen Zwecken diene wie ein Darlehns- oder Stundungsgeschäft. Der Darlehns- oder Stundungswucher ist ein Kreditwucher. Es handelt sich da um die Benutzung einer Geldsumme, die vom Schuldner späterhin zurückzuzahlen ist. Beim Cessionswucher dagegen kommt die Rückerstattung von Geld nicht in Frage. Vielmehr entzieht der Wucherer dem Geldbedürftigen durch ein definitives Geschäft Wertobjekte, für die er eine zu geringe Vergütung gewährt. Die Bestimmung trifft also nicht das Gewollte, kommt aber im übrigen den Herren Wucherern sehr zu statten. Denn während das bisherige Wuchergesetz den mit einer verschärften Strafe bedroht, „der sich oder einem dritten die wucherischen Vermögensvorteile verschleiert versprechen läßt," wird durch den neuen Zusatz ein großer Teil dieser den Wucher verdeckenden und darum doppelt gefährlichen Geschäfte künftig unter die mildere Strafbestimmung des einfachen Wucherthatbestands gestellt werden.

Die einschneidendste Neuerung aber will der Entwurf dadurch einführen, daß er nicht nur bei Darlehns- und sonstigen Kreditgeschäften, sondern ganz allgemein bei allen Rechtsgeschäften, bei denen der versprochne oder gewährte Vermögensvorteil in auffälligem Mißverhältnis zur Leistung steht, eine strafbare wucherische Ausbeutung annimmt. Bereits bei der Beratung des bestehenden Wuchergesetzes war angeregt worden, den Wucherbegriff über den Kreis der Kreditgeschäfte hinaus zu erweitern. Man nahm davon Abstand, als der sächsische Bevollmächtigte, Generalstaatsanwalt von Schwarze, in seinem Berichte bei aller Anerkennung des Schutzbedürfnisses der Bevölkerung entschieden hervorhob, daß es unzulässig erscheine, in die Freiheit der Preisbestimmung einzugreifen, wie dies durch die Ausdehnung des Wuchergesetzes auf alle Verträge geschehe. Aber auch abgesehen von diesem gewichtigen Bedenken, welch unabsehbarer Schaden wird gerade dem ehrlichen Handel und Verkehr zugefügt, wenn dem böswilligen Schuldner bei jedem Geschäft die Möglichkeit gewährt wird, sich seinen Verpflichtungen, wenigstens vorläufig, durch die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft zu entziehen? Wenn der Richter durch das Gesetz die Ermächtigung erhält, bei jedem Rechtsgeschäft zu prüfen, ob zwischen den Vermögensvorteilen und der Leistung ein auffälliges Mißverhältnis bestehe, so bestimmt in Wahrheit er die Vergütung für eine Leistung, und nicht mehr der Wille der Parteien.

Und fragen wir uns offen: Besitzt der deutsche Durchschnittsrichter — alle Achtung vor seinen juristischen Kenntnissen! — wirklich die Fähigkeit, über diesen wichtigen Punkt eine befriedigende Entscheidung abzugeben? Ist er mit den Preisbildungen und Absatzverhältnissen auf den einzelnen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens, ist er überhaupt mit den Grundsätzen der modernen Wirtschaftslehre vertraut genug, um auch nur annähernd beurteilen zu können, wo die „Verhältnismäßigkeit" des Gewinnes aufhört, wo das „Mißverhältnis" anfängt? Es giebt Leute, die das zu bezweifeln wagen.

Die Regierung selbst kann sich dieser Einsicht nicht verschließen. Sie meint, mit der Sicherheit des Verkehrs werde es kaum vereinbar sein, „jede rücksichtslose Ausbeutung günstiger Umstände, jede Erzielung ungewöhnlicher Geschäftsgewinne, mag sie selbst im einzelnen sittlich verwerflich erscheinen, ohne weiteres strafrechtlicher Verfolgung auszusetzen." Aber sie läßt diese Verfolgung ohne Rücksicht auf die Sicherheit des Verkehrs zu, sobald die „rücksichtslose Ausnutzung günstiger Umstände" gewerbs- oder gewohnheitsmäßig geschieht. Was kann da alles unter den Wucherthatbestand fallen! Welche Triumphe kann jetzt staatsanwaltliche Strebsamkeit und richterliche Kurzsichtigkeit feiern! Wer könnte es nach dem neuen Gesetz verhindern, wenn ein Hotelwirt, der bei Überfüllung der Stadt mit Fremden die Preise für seine Zimmer bedeutend steigert, wegen Wuchers angeklagt und verurteilt würde? Wenn ein Kaufmann aus dringender Veranlassung sein Warenlager

um einen unverhältnismäßig niedrigen Preis losschlüge, wer wollte den Käufer vor der Strafe des Wuchers bewahren? Die wirtschaftlichen Ringe, die durch künstliche Preissteigerung die Notlage der Konsumenten ausbeuten, würden auf die einfachste Weise aus der Welt geschafft werden können, indem man ihre Teilnehmer einfach ins Gefängnis setzte. Herr Friedmann würde sich bei der Verteidigung auch der kühnsten Börsenjobber mit dem gesetzlichen Honorarsatz von zwanzig Mark begnügen müssen. Und dreht sich nicht so mancher Landrat, der jetzt im Parlament mit Eifer für den Regierungsentwurf gegen Unredlichkeit und Unsittlichkeit eintritt, selbst seine Schlinge, da ja gerade diese Beamten einen Gehalt beziehen, der in einem auffallenden Mißverhältnis zu ihren Leistungen steht?

Was man zum mindesten hätte fordern können, das wäre doch eine präzise Fassung des Gesetzes gewesen, um aus ihr die Fälle herauslesen zu können, für die das Wuchergesetz seine neue Anwendung finden soll, um zu verhindern, daß um einer Hand voll Wucherer die ganze Geschäftswelt unter Polizeiaufsicht gestellt wird. Es ist doch tiefbetrübend, wenn man von einem sittlich so ernsten, in seinen Folgen so schweren Gesetz mit einer Variation des bekannten Kautschukparagraphen sagen soll:

Was man nicht anders fassen kann,
Das sieht man jetzt als Wucher an.

Mit sozialpolitischer Quartanerweisheit löst man selbst in amtlichen Motiven keine sozialen Probleme. Der gewichtige sozialpolitische Grund, der ein Einschreiten der Gesetzgebung gegen wucherisches Treiben rechtfertigt und notwendig macht, das ist keineswegs die unverhältnismäßig hohe Übervorteilung des Schuldners, es ist vielmehr die dauernde wirtschaftliche Abhängigkeit, in die der Bewucherte von dem die Schlingen fester und fester ziehenden Wucherer gelangt. Hier liegt die große soziale Gefahr, hier aber auch der große, von dem Entwurf nicht gewürdigte Unterschied zwischen den Kreditgeschäften und den andern zweiseitigen, Zug um Zug zu erfüllenden Rechtsgeschäften. Nur der Kreditgeber zeigt diesen wirtschaftlichen Erfolg des Wuchers; dem Kauf- oder Tauschvertrag ist, mag auch das Verhältnis zwischen Leistung und Gegenleistung noch so auffallend sein, die dauernde Abhängigkeit fremd.

Die einzige Schranke, die, von der Regierung selbst errichtet, übermäßiger Willkür vorbeugen sollte, nämlich das Erfordernis, daß, außer in den frühern Fällen des Darlehns- und des Stundungswuchers, die wucherische Ausbeutung gewohnheits- oder gewerbsmäßig erfolgen müsse, ist, wie bei der Besprechung im Plenum des Reichstags vorauszusehen war, in der Kommission schon gefallen. Der Weg liegt also frei, unbehindert von allen lästigen Hemmnissen werden Kriminalrichter und Staatsanwalt auf den Flügeln des Wucherthatbestands den „Notleidenden," „Leichtsinnigen" und „Unerfahrenen" die neuen Segnungen bringen können.

Der Herr Reichskanzler hat an die Mitglieder des Bundesrats eine Broschüre verteilen lassen, die einen sich in interessante Namenlosigkeit hüllenden bekannten Berliner Richter zum Verfasser hat, und in der, in amtlichem Auftrage, als „einfacher Weg zum Ziel“ ein verfehlter Vorschlag gemacht wird, um das immer mächtiger hervortretende Verlangen nach Einführung der Berufung in Strafkammersachen durch einen motivirten Eröffnungsbeschluß zu ersetzen, gegen dessen Gründe das Rechtsmittel der Beschwerde zulässig sein soll. Es ist sehr erfreulich, daß der Herr Reichskanzler anfängt, den Erzeugnissen der juristischen Litteratur sein Augenmerk zuzuwenden. Darum wagen wir es, seine Aufmerksamkeit auf eine kleine Schrift zu lenken, die, wenn auch bereits einige Jahrzehnte alt, sich doch gerade in dem jetzigen Zeitpunkte zur Verbreitung an alle Gesetzgebungsmaschinisten eignen würde. Es lebte einmal ein Jurist, ein gewisser Savigny, der hat außer mehreren größern und kleinern Gesetzbüchern auch eine Arbeit veröffentlicht, die den Namen führt „Über den Beruf unsrer Zeit zur Gesetzgebung.“ Ein tieferes Studium der in dieser Schrift enthaltnen Gedanken wird — des sind wir gewiß — wie ein Eisumschlag auf den fiebernden Kopf unsrer gesetzgebungswütigen Körperschaften wirken. Allerdings würden dann einige Geheimräte etwas weniger zu thun, einige Volksboten etwas weniger zu reden, einige hungernde Privatdozenten etwas weniger zu schreiben, einige verständige Praktiker etwas weniger zu schimpfen haben. Aber das wäre doch gewiß kein Unglück.

Ein Blick in die französische Volksschule

Von E. Kannegießer

Um Völkerpsychologie zu studiren, muß man das nationale Leben nicht bloß auf seinen Höhen in den Kreisen der Gebildeten, sondern auch in seinen Niederungen bei den großen Massen aufsuchen. Das ist aber nicht leicht. Die Beobachtung des einzelnen reicht nicht weit und bleibt oft vom Zufall abhängig. Als ein Mittel nun, die Einzelbeobachtung zu ergänzen und eine objektive Grundlage der Beurteilung zu gewinnen, dürfte sich u. a. ein Blick in die Volksschule des betreffenden Landes empfehlen, und zwar nicht sowohl in die amtlichen „Programme“ und Unterrichtsvorschriften, als vielmehr in ihr thatsächliches Leben, in ihren wirklichen Betrieb. Ein solcher Einblick lehrt zunächst, welcher Art die Bildung ist, die bei den verschiednen Nationen dem „Volke“

überliefert wird, welchen Inhalt man dort dem, was wir Volksbildung nennen, zu geben sucht, welcher Geist diese Bildung beherrscht, welche Ziele damit verfolgt werden. In dem Inhalt, in dem Geist, in den Zielen dieser Volksbildung spiegelt sich aber die Seele des Volkes mehr oder minder deutlich wieder. Davon habe ich vor einigen Jahren bei einem Besuche italienischer Volksschulen in Norditalien und in Rom einen lebendigen Eindruck erhalten.

Es ist aber nicht nötig, die Schulen des Auslandes in Person zu durchwandern, um diese Eindrücke zu gewinnen. Man kann sich die Sache leichter machen. Um den Charakter einer Schule bis auf einen gewissen Grad kennen zu lernen, braucht man nur die Lehrbücher, die in ihr gebraucht werden, zu durchmustern. Keines dieser Lehrbücher aber zeigt ein so treues Bild von dem Geiste der Schule, dem sie dienen, als das Volksschullesebuch. Will man die Volksschule eines Landes kennen lernen, so schlage man die in ihr üblichen Lesebücher auf. Sie sind in hohem Grade bezeichnend für die Bildung, die die geistig führenden Kreise den Massen zuzuwenden bestrebt sind, denn sie enthalten nicht bloß zum guten Teil die Lehrstoffe, die in der Volksschule betrieben werden, sie zeigen auch, in welchem Sinne diese Stoffe für die Fassungskraft der Jugend zubereitet werden, welches Maß von geistigem Leben, welcher Umfang von geistigen Interessen der Volksseele durch die Volksschule eingepflanzt werden soll und auch der Hauptsache nach thatsächlich eingepflanzt wird.

Ich habe mich ein wenig mit den Volksschulbüchern der verschiednen Nationen Europas zu beschäftigen angefangen, und obgleich mich dabei zunächst pädagogische Fachinteressen geleitet haben, so bin ich doch dabei noch zu einem andern Gesichtspunkte gedrängt worden, den ich den der Völkerpsychologie nennen möchte. Einige Mitteilungen von diesem Gesichtspunkt aus werden den Lesern dieser Blätter vielleicht willkommen sein. Ich beschränke mich dabei des Raumes wegen auf die französische Volksschullesebuchlitteratur der Gegenwart, wie sie sich auf Grund der heutigen Unterrichtsgesetzgebung in Frankreich ausgebildet hat.

Es ist ein merkwürdiger Gegensatz, in dem diese französische Lesebuchlitteratur zu der bei uns üblichen steht. Während die deutschen Lesebücher seit vierzig bis fünfzig Jahren einen entschieden idealen, ästhetischen, ja litterarischen Charakter an sich tragen, werden die französischen durchaus von einem praktischen Geiste beherrscht. Auch bei uns haben sie sich anfänglich geraume Zeit in dieser Richtung bewegt, aber das ist längst aufgegeben.

Bei der Entstehung unsrer Lesebuchlitteratur stand diese praktische Richtung unter den Einflüssen des Philanthropismus. Der Vater dieser Litteratur in Deutschland, und damit der gesamten Lesebuchlitteratur der Welt, ist bekanntlich der märkische Edelmann Eberhard von Rochow auf Rekahne bei Brandenburg. Er ist es gewesen, der in edelstem Bemühen um das geistige

und leibliche Wohl seiner in Unwissenheit und Aberglauben versunknen Gutsunterthanen in dem bösen Hunger- und Krankheitsjahre 1772 das erste Lesebuch geschrieben hat, gewiß ohne zu ahnen, wieviel Tausende und Abertausende von ähnlichen Schriften für die Bildung des gemeinen Mannes in allen Kulturvölkern der Erde seinem ersten bescheidnen Versuche nachfolgen würden. Sein Grundgedanke bei der Abfassung seines „Bauernfreundes," wie er sein erstes Volksschullesebuch nannte, war ein ganz praktischer. Er wollte den Kindern der Dorfschule einen Lesestoff bieten, der auf ihre unmittelbaren Lebensverhältnisse einginge, der ihnen insbesondre die sittlichen Pflichten, die ihnen im täglichen Leben obliegen, die Tugenden, die sie zu üben, die Laster, die sie zu meiden haben, vorhalten und zugleich gewisse gemeinnützige Kenntnisse zur Weckung des Nachdenkens, zur Bekämpfung des Aberglaubens verbreiten sollte. Damit sollte die Kluft „zwischen Fibel und Bibel" — einen andern Lesestoff kannte die damalige Volksschule nicht — ausgefüllt werden. Diese praktische Richtung blieb, wie gesagt, bei seinen zahlreichen Nachfolgern längere Zeit hindurch in Deutschland maßgebend, wurde aber endlich verlassen, da man fand, daß die ewigen „moralischen" Geschichten nicht bloß langweilig für die Jugend wurden, sondern auch, daß die Art von Moral, die sie enthielten, doch gar zu oberflächlich und äußerlich und deshalb für eine tiefer gehende Erziehung ungeeignet war.

So kam eine andre Richtung auf, von der man wohl sagen kann, daß sie in ihren Vorzügen und ihren Einseitigkeiten dem deutschen Charakter mehr entsprach. Diese hat bis zur Stunde die Herrschaft behauptet. Sie geht davon aus, daß sittliche und geistige Erziehung, d. h. Emporhebung zu einem höhern sittlichen und geistigen Lebensgehalte nur dann möglich ist, wenn Geist und Gemüt, wenn insbesondre das gesamte Empfindungsleben der Schüler bereichert, vertieft, veredelt wird, wenn die sittlichen Güter, Familie, Vaterland, religiöse und allgemein menschliche Gemeinschaft ihnen ihrem Werte nach zum Bewußtsein gebracht werden, wenn man sie nicht durch die allernächst liegenden Nützlichkeitsgründe zum sittlich tadellosen Betragen anhält, sondern ihnen vielmehr das Gute und Edle in Erscheinungen, die das Gemüt ergreifen, vor Augen stellt, und wenn sie lernen, zu dem Guten und den Guten mit Ehrfurcht aufzublicken. Durch geschichtliche Lebensbilder soll in den Kindern die Verehrung für die großen vaterländischen Heldengestalten geweckt werden, edles Empfinden für Gott, Natur und Menschenleben soll ihnen nahe gebracht werden. Selbst die sogenannten realistischen Stoffe, insbesondre die naturkundlichen und geographischen, sollen nicht als Hilfsmittel zur Aneignung der erforderlichen materialen Kenntnisse geboten werden, sondern der Vertiefung dienen, die Phantasie, das Nachdenken anregen, kurz der allgemeinen Geistesbildung — wir würden im Sinne einer neuern pädagogischen Schule sagen können: der Weckung einer gewissen Vielseitigkeit geistiger Interessen zu gute kommen. Um

das zu erreichen, sollen die Lesestoffe aus dem Besten unsrer klassischen und populären Litteratur, soweit sie dem Verständnis der Kinder zugänglich ist, ausgewählt werden. Der praktischen Richtung tritt also hier eine ideale, und da sie insbesondre durch Gaben der schönen Litteratur geweckt werden soll, eine ästhetische entgegen. Da durch das Lesen der bewährten litterarischen Musterstücke zugleich eine gewisse Bekanntschaft mit der nationalen Litteratur — man glaubt, daß der nationale Geist in der Volksschule durch die Einführung in die nationalen Litteraturschätze eine besondre Stärkung erhält — bewirkt werden soll, können wir diese Richtung auch eine litterarische nennen. So das deutsche Volksschullesebuch der Gegenwart.

Es ist ein hoher, idealer Geist, der es durchweht; aber freilich, es fragt sich, ob dieser Geist den praktischen Bedürfnissen, die durch die Volksschulbildung befriedigt werden sollen, ausreichend entspricht, und ob unser deutsches Volksschullesebuch nicht Grund hat, seinen idealen Flug ein wenig zu mäßigen.*)

Ein ganz andres Bild gewähren uns die gegenwärtigen französischen Lesebücher. Der am meisten in die Augen springende Unterschied besteht darin, daß sie keine litterarischen Sammlungen oder Blumenlesen sein wollen, wie unsre deutschen. Sie folgen nicht wie bei uns der Regel, daß nur solche Stücke aufgenommen werden dürfen, die von „bewährten," womöglich klassischen Autoren herrühren. Ihre Verfasser glauben nicht, daß der Grundsatz, für die Jugend sei das Beste eben gerade gut genug, dazu nötige, von allen eignen Arbeiten abzusehen und den Stoff ausschließlich, wenn auch zum Teil nur bruchstückweise, der Nationallitteratur zu entlehnen. Die französischen Lesebücher haben deshalb einen mehr einheitlichen Charakter, ihr Inhalt ist mehr aus einem Gusse, von den Herausgebern selbst verfaßt, und zwar in einem für das Bedürfnis der Jugend unmittelbar berechneten Tone. Deshalb verschmähen sie auch die bei uns noch immer beliebte Art der äußern Anordnung des Stoffs. Bei uns reiht man nach dem Vorgange von Philipp Wackernagel die einzelnen Lesestücke meist in buntester Abwechslung an einander, ohne die sachlich zusammengehörenden zusammenzustellen. Es entscheidet der Grundsatz Varietas delectat — je bunter, desto besser. Wackernagel berief sich zur Rechtfertigung dieser Art von Anordnung oder Unordnung auf das Bild einer an anmutigen Abwechslungen von Szenen reichen Gartenanlage, womit er zugleich zu erkennen gab, daß er es in seinem Lesebuch nicht auf sachliche Belehrung und auf Grund von sachlicher Belehrung auf sprachliche Übung und Bereicherung absah, sondern vielmehr auf allgemeinere geistige, insbesondre ästhetische Anregung. Die französischen Bücher dagegen halten

*) Eine eingehendere Kritik würde mich hier zu weit führen; ich verweise auf meine soeben im Verlage von Ferdinand Hirt in Leipzig erschienenen „Vorlesungen über den erziehenden Unterricht," worin ich meine Wünsche in Bezug auf eine praktischere Richtung unsrer Volksschulbildung und so auch unsers Volksschullesebuchs vorgetragen habe.

sich in ihrer Anordnung streng an das Sachliche. Ihre einzelnen Abschnitte behandeln zusammenhängend gewisse Hauptgedanken. Es ist keine Frage, daß dadurch die Lesebücher übersichtlicher werden, daß sich die Schüler leichter zurecht finden und sich besser selbständig und im Zusammenhange aus ihnen belehren können.

Der Hauptunterschied aber liegt natürlich im Inhalt selbst. Dieser Inhalt ist einesteils von moralischer, anderenteils von gemeinnütziger Art und erinnert deshalb an unsre Lesebücher der frühern Zeit. Aber die Moral hat hier einen wesentlich freiern Gesichtskreis. Sie beschränkt sich nicht auf die Belehrungen über die Tugenden und Fehler, die guten und übeln Angewohnheiten der Kinder, obgleich auch solche namentlich in den Büchern für die Anfänger nicht fehlen, sondern sie faßt einen weiteren Umkreis sittlichen Handelns ins Auge. Der Unterricht der Volksschule soll hier vor allem die Vorbildung des Zöglings zum bürgerlichen und sozialen Berufsleben zur Aufgabe haben. Die nationalen Interessen sollen dem Kinde nahegebracht werden, und zwar nicht sowohl durch Schilderungen aus der Vergangenheit, als vielmehr durch Einführung in das nationale Leben der Gegenwart. Die nationalen Grundeinrichtungen werden deshalb nach ihrem Bestande und ihrem Werte geschildert. Die sittliche und soziale Bedeutung der Familie und der Berufsarbeit wird den Kindern verständlich gemacht. Es sind deshalb auch hier höhere Lebensziele, die des idealen Gehalts keineswegs entbehren, aber diese Lebensziele sind zugleich praktischer Art. Diese praktischen Ziele treten auch bei den Belehrungen naturkundlicher, geographischer, geschichtlicher Art in den Vordergrund.

Zur Veranschaulichung des gesagten will ich aus der großen Zahl von französischen Lesebüchern, die mir vorliegen, nur eins herausheben. Es ist ein Buch des Generalinspektors des Volksschulwesens im Unterrichtsministerium, des Herrn Jost, das dieser in Verbindung mit dem Sous-Directeur de l'École Alsacienne in Paris, Herrn Bräunig, herausgegeben hat: Lectures pratiques (zu deutsch etwa: Praktisches Lesebuch), im Verlage von Hachette & Cie. in Paris erschienen. Dieses Buch besteht aus elf Abschnitten mit folgenden Überschriften: 1. Das leibliche Leben des Menschen (l'homme physique). 2. Das geistige Leben des Menschen (l'homme moral). 3. Das gesellschaftliche Leben (l'homme dans la société). 4. Das Heer. 5. Weibliche Beschäftigungen. 6. Das Vaterland. 7. Der öffentliche Unterricht. 8. Die Rechtspflege. 9. Die Steuern. 10. Gemeinnütziges. 11. Geographisches. Jeder dieser Abschnitte enthält kurze, inhaltlich zusammenhängende und ein Ganzes bildende Lesestücke, an die sich ein Denkspruch (maxime) und einige auf das Lesestück bezügliche Fragen sachlicher und sprachlicher Art unter der Überschrift: Übungen für den mündlichen und schriftlichen Ausdruck (exercices oraux et écrits) anschließen.

In der Vorrede berufen sich die Verfasser auf ein Wort Montaignes:

„In der Schule sollen die Kinder lernen, was sie wissen müssen, wenn sie erwachsen sind (ce qu'ils doibvent sçavoir estants hommes.)“ „Das Kind muß also sich selbst kennen lernen, seinen Leib und die Hauptthätigkeiten des menschlichen Organismus; seinen Geist, sein Gewissen, seine Vernunft, alles, was es zu einem geistig-sittlichen Wesen, zu einem Geschöpfe höherer Ordnung macht. Es muß ferner die Gesellschaft kennen, in der es zu leben bestimmt ist, seine Pflichten und Rechte als Bürger, das Vaterland und seine Institutionen; es muß wissen, was man unter Gemeinde und Departement versteht, wie die Wahlen vor sich gehen, wie das Steuerwesen, die Rechtspflege, der öffentliche Unterricht, mit einem Worte, wie die Verwaltung des Landes eingerichtet ist. Alle unsre Zöglinge sollen Soldaten werden. Wir zeigen ihnen deshalb die Einrichtung unsers Heeres und unsrer Marine, die Landesgrenzen und unsre Mittel zu ihrer Verteidigung und bringen ihnen so die ersten militärischen Begriffe bei, die kein Franzose heutzutage entbehren kann. Wir haben auch die Stellung des Mädchens nicht vergessen. In dem Kapitel »Weibliche Beschäftigungen« ist eine Reihe von Lesestücken den weiblichen Pflichten gewidmet, von den Pflichten der Dienerin und Arbeiterin bis zu denen der Lehrerin. Die neun ersten Kapitel enthalten also in einer Form, die nach unserm Dafürhalten dem Verständnis des Kindes angepaßt ist, jene sittliche und staatsbürgerliche Belehrung, die das Gesetz von dem Volksschulunterricht (enseignement primaire) fordert. Die Abschnitte über »Gemeinnützige Kenntnisse« sollen das Kind zur Beobachtung seiner Umgebung und zum Nachdenken über die Vorgänge veranlassen, die sich alltäglich vor seinen Augen abspielen. Reisen und Forschungen im Auslande haben stets einen besondern Reiz auf die Jugend ausgeübt. Wir wünschen, daß die Lehrer ihren Schülern recht oft Mitteilungen dieser Art machen möchten; um sie dazu anzuregen, haben wir einige geographische Lesestücke hinzugefügt. Endlich haben wir um der Ermüdung vorzubeugen zwischen die Prosaabschnitte einige Gedichte von Dichtern der Gegenwart eingeschaltet. Die Verfasser haben uns zu dieser Veröffentlichung freundlich ermächtigt, um auf diese Weise zu unserm Erziehungs- und Unterrichtswerke einen Beitrag zu liefern.“

Es käme nun darauf an, aus dem Buche einige Proben zu geben. Ich wähle zunächst aus dem ersten Abschnitt ein Stück unter der Überschrift „Die verdorbne Luft.“ Es mag zugleich als Beispiel für die Anschaulichkeit der Darstellung, für die Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, für die zweckmäßige Abgrenzung und die praktische Verwertung des naturkundlichen Stoffes dienen:

Haucht eine Fensterscheibe an, das Glas wird trübe und bedeckt sich mit kleinen Wassertropfen; blast auf eine andre Fensterscheibe mit einem Blasebalg, und ihr werdet keine Veränderung bemerken. Daraus könnt ihr abnehmen, daß die Luft, die aus unsern Lungen kommt, der Luft nicht gleich ist, die uns umgiebt. Sie enthält Wasserdampf, und wenn dieser Wasserdampf mit dem kalten Glase in

Berührung kommt, verwandelt er sich in Wasser. Die Luft, die wir einatmen, enthält keine oder nur eine sehr geringe Menge Wasser, die jedoch genügt, dem Luftkreise über uns oder der Atmosphäre ihre himmelblaue Farbe zu geben.

Wir wollen noch einen andern Versuch machen. Das hier ist Wasser, in das ich einige Stückchen Kalk geworfen habe. Ich habe es nachher durchgeseiht, um es klar zu machen. Es ist Kalkwasser. Blast in dies Kalkwasser mit dem Blasebalg. Es verändert sich nicht. Blast mit dem Munde durch einen Federkiel hinein, so wird das Wasser erregt und setzt Flocken von Kreide ab.

Die Luft, die wir ausatmen, enthält Kohlensäure. Diese Kohlensäure verbindet sich mit dem Kalk, der im Wasser aufgelöst ist, und bildet kohlensauern Kalk, der nichts andres ist als Kreide.

Dieser zweite Versuch bestätigt den ersten. Die Luft, die wir ausatmen, hat nicht mehr die Eigenschaften der Luft, die wir einatmen. Ein Teil des Sauerstoffs ist durch Kohlensäure ersetzt; die Luft ist dadurch verdorben und taugt nicht mehr für unsre Lungen. Es ist ungesund, sie einzuatmen. Wir öffnen deshalb Thür und Fenster während der Freiviertelstunden und lüften das Schulzimmer auf diese Weise. In jeder Jahreszeit, selbst bei strengem Frost, muß man wenigstens am Morgen und Abend einige Zeit lang die Fenster auffperren. Man muß sich nicht davor scheuen, daß dabei ein wenig Wärme verloren geht; die Gesundheit gewinnt dabei. Nach den Grundsätzen der Gesundheitslehre muß das Schulzimmer fünf Kubikmeter Luft für jeden Schüler enthalten. Die Erfahrung beweist uns, daß wir diese Menge von Luft nötig haben, um bequem zu atmen. Auch hierbei ist es nötig, daß die Zimmerluft fortwährend erneuert werde. Im Jahre 1857 wurden hundertundsechsundachtzig englische Soldaten, die von den indischen Truppen gefangen genommen waren, in ein Gefängnis gesperrt, in das die Luft nur durch zwei kleine Fenster Zutritt hatte. Als der orientalische Despot, der sie hatte einsperren lassen, nach acht Stunden das Gefängnis öffnen ließ, waren hundertundachtzehn von diesen Unglücklichen an Erstickung gestorben.

Wir wollen noch bemerken, daß die Luft, die uns umgiebt, zu einem Fünftel aus Sauerstoff und zu vier Fünfteln aus Stickstoff besteht.

In dieser Weise werden praktische Winke mit den Belehrungen über den menschlichen Körper und die Thätigkeit seiner Organe verbunden.

In dem Abschnitte „Das geistige Leben des Menschen" (l'homme moral) werden psychologische und ethische Begriffe mit derselben Anschaulichkeit behandelt. Ich hebe als Beispiel das Lesestück über „Vergleichen und Urteilen" (la comparaison et le jugement) heraus.

In unsrer letzten Geographiestunde haben wir die Räume, die auf der Karte von den verschiednen Ländern eingenommen werden, unter einander verglichen. Wir haben gefunden, daß Europa achtzehnmal so groß ist als Frankreich; daß zwei andre Länder, China in Asien und die Vereinigten Staaten in Nordamerika, ziemlich denselben Flächeninhalt haben wie Europa. Ich habe euch dann gesagt, wie vielmal kleiner Frankreich ist als jedes dieser beiden Länder.

Heute Morgen haben wir bei der Besprechung des Laufes der Loire die Lage der Städte, die sich an dem Strome befinden, verglichen. Wir haben die Karte von der Wand genommen und sie auf dem Tisch ausgebreitet, um den Irrtum zu vermeiden, als stelle der obere Teil der Karte ein höher gelegnes Land dar. Wir haben gefunden, daß Roanne höher liegt als Orleans, und Orleans höher als Nantes, das an der Mündung der Loire liegt. Die Steinkohlenlager in der

Umgebung von Roanne, die geringe Entfernung, die den nördlichsten Punkt der Loire von der Hauptstadt trennt, die Tiefe des Flusses, der bis Nantes für große Schiffe befahrbar ist, haben uns sodann den Wohlstand dieser drei großen Städte erklärt.

Vorhin haben wir folgenden Satz gelesen: „Das Gold ist selten, es ist glänzend, es rostet weder an der Luft noch im Wasser; die Schmucksachen aus Gold sind Luxusgegenstände: das Gold ist ein edles Metall. Das Eisen hat keinen Glanz, es rostet leicht, man bearbeitet es in den Eisenhütten, die Werkstatt des Schmiedes ist voll von altem Eisen, das man zu sehr geringem Preise kaufen kann: das Eisen ist ein unedles Metall." Da stellte ich die Frage an euch: Welches von den beiden Metallen ist nützlicher?

Jetzt will ich die Frage an euch richten: Welche von den beiden Handlungen, von denen wir in der vorigen Woche Zeugen gewesen sind, ist verdienstvoller?

Ein Pferd ging in unserm Flecken durch. Jeden Augenblick fürchtete man, der Wagen werde umwerfen und in Trümmer gehen. Unser braver Polizeidiener war gerade auf der Straße. Er springt dem Pferde entgegen, ergreift es mit fester Hand an den Zügeln und bringt es zum Stehen. Er hatte sein Leben auf das Spiel gesetzt, um das der Personen im Wagen zu retten.

Ein etwas gar zu harter Eigentümer, der sich an sein strenges Recht hielt, hat einem Arbeiter, der — vielleicht durch eigne Schuld — die Miete nicht hatte zahlen können, seine Möbel pfänden lassen. Am Tage darauf schlug der Blitz im Hause des Eigentümers ein, und es brach eine große Feuersbrunst aus. Die Treppe war eingestürzt. Derselbe Arbeiter, der am Tage vorher aus dem Hause gejagt worden war, setzte sein Leben aufs Spiel, um das einzige Kind des Mannes zu retten, der ihn so hart behandelt hatte.

Um auf meine Frage zu antworten, habt ihr euch besonnen, habt über den Gegenstand, der uns beschäftigte, nachgedacht. Ihr habt verglichen, habt überlegt und endlich eine bestimmte, begründete Meinung geäußert. In jedem dieser Fälle habt ihr bei der Mitteilung des Ergebnisses eurer Vergleichung ein Urteil gefällt, und ihr habt dies Urteil ausgedrückt durch einen Satz. Ihr sagtet: Frankreich ist achtzehnmal so klein als China. Orleans liegt niedriger als Roanne. Das Eisen ist nützlicher als Gold. Die Handlung des Arbeiters war verdienstvoller als die des Polizeidieners.

Wer sich daran gewöhnt hat, gut zu beobachten, zu vergleichen, zu überlegen, kommt dazu, bestimmte und richtige Urteile zu fällen. Das Urteil setzt also eine Vergleichung, eine Beziehung zwischen zwei Dingen oder Begriffen voraus.

Um ein Urteil auszusprechen, sind wenigstens zwei Worte oder Ausdrücke nötig: das Subjekt und das Attribut, und ein drittes Wort, das die beiden verbindet, das Verb.

Wie hier der Begriff von Vergleichen und Urteilen erläutert wird, so in andern Stücken andre psychologische Begriffe, z. B. Aufmerksamkeit, Beobachtung, Phantasie, sittliches Gefühl, Gewissen. Eingeschaltet und in Verbindung mit diesen Belehrungen gesetzt sind historische Rückblicke auf das Leben im Mittelalter, das mit dem der Gegenwart verglichen wird. Besonders ansprechend ist z. B. das Stück: Das Dorf im Mittelalter und heutzutage.

Eine sehr eingehende Besprechung wird dem Heerwesen gewidmet. Die gesetzlichen Bestimmungen über den allgemeinen Heeresdienst werden auseinander-

gesetzt und nach ihrer innern Bedeutung erklärt. Lebendige Schilderungen z. B vom Ausmarsch eines Regiments wechseln ab mit der Beschreibung der einzelnen Waffengattungen. Auf diese folgt eine genaue Beschreibung der Grenzen des Landes und ihrer militärischen Sicherung, der Häfen und der Marine. Das Lesestück: „Die Kompagnie" diene als Probe:

Die Kompagnie ist eine Vereinigung von 250 Soldaten, die von einem Hauptmann zu Pferde kommandirt werden. Diese Soldaten bilden gewissermaßen eine Familie, deren Vater der Hauptmann ist. Sie leben in steter Gemeinschaft, teilen alle Anstrengungen, alle Gefahren, alle Ehren. Der Soldat, der sich durch seine Sicherheit beim Schießen, seine Pünktlichkeit, seine Ordnungsliebe, seine gute Haltung auszeichnet, also der Mustersoldat, wird zum Soldaten erster Klasse (Gefreiten?) ernannt; man erkennt ihn an einer rotwollnen Borte am Unterarm. Fünfzehn Mann bilden eine Korporalschaft, die vom Korporal geführt wird. Der Korporal trägt zwei rote Borten auf den Ärmeln seines Rockes, seiner Tunika und seiner Kapote. Zwei Korporalschaften bilden zusammen eine Halbsektion, von einem Sergeanten kommandirt. Der Sergeant trägt eine goldne Borte. Er ist ein Unteroffizier.

Franz, der Sohn des Ziegelstreichers, ist Sergeant geworden. Das beweist, daß er sich gut geführt hat, daß er die Arbeit liebt, und daß er sich nach der so gut durchgemachten Schulzeit weiter gebildet hat. Seine Mutter hat ihn gestern in der Stadt besucht. Auf der Straße erweisen die Soldaten dem jungen Unteroffizier die militärischen Ehren. Die Mutter war stolz auf ihren Sohn.

Zwei Halbsektionen bilden eine Sektion, zwei Sektionen ein Peloton, zwei Pelotons eine Kompagnie. Die Sektionen werden von einem Unterleutnant der Reserve, einem Adjutanten, einem Unterleutnant und einem Leutnant kommandirt. Die Kompagnie kommandirt der Hauptmann. Ihm zur Seite steht der Feldwebel (sergeant-major), der das Rechnungswesen besorgt, der Sergeant-Fourrier und der Korporal-Fourrier, denen die Schreibarbeiten obliegen, die mit der Verpflegung zu thun haben, und die den Mannschaften auf dem Marsche als Quartiermacher vorausgehen. Die acht Sergeanten, der Korporal-Fourrier, der Sergeant-Major und der Adjutant sind die Unteroffiziere der Kompagnie. Die beiden Unterleutnants, der Leutnant und der Hauptmann sind ihre Offiziere.

Sehr praktisch sind die Lesestücke in dem Abschnitt über die weiblichen Beschäftigungen. Was da von den Arbeiten des Mädchens im Elternhause, von dem Dienst auf dem Lande und in der Stadt gesagt wird, dürfte sich mit den entsprechenden Änderungen recht gut auch für die weibliche Jugend in unsern Volksschulen wie in unsern höhern Mädchenschulen zum Lesen eignen. Die Besprechungen über das Waschen, Nähen, Stricken u. s. w. verbinden in sehr glücklicher Weise naturkundliche Belehrungen mit praktischen Anweisungen. Daß es bei diesen Belehrungen aber überhaupt weniger auf die Einzelkenntnisse abgesehen ist, die dadurch erzielt werden sollen, als vielmehr auf die Weckung des Interesses für diese Thätigkeiten und des Nachdenkens, mit dem sie ausgeübt werden sollen, liegt auf der Hand.

Endlich hebe ich noch die Abschnitte über die bürgerlichen Pflichten hervor. Sie nehmen fast die Hälfte des ganzen Buches ein. Wir haben in Deutsch-

land eine gewisse Scheu vor der Hineinziehung dieses Stoffes in den Schulunterricht. Ich glaube, daß diese Scheu mehr einem gewissen Ungeschick oder einem Mangel an Würdigung der Wichtigkeit der Sache entspringt, und daß auch wir über kurz oder lang dahin kommen werden, anstatt ausführlicher geschichtlicher Darstellungen, die in die weiteste Vergangenheit zurückführen, und für die die Anknüpfung an gegenwärtige Interessen bei den Schülern der Volksschule so schwer ist, auf diese so nahe liegenden Dinge einzugehen. „Das Kind soll in der Schule lernen, was es als Erwachsener im Leben zu wissen nötig hat." Eine Mitteilung von Proben muß ich mir hier versagen. Nach meinem Dafürhalten sind die betreffenden Abschnitte äußerst anschaulich, lebendig und faßlich geschrieben. Trockne Aufzählung gesetzlicher Bestimmungen ist durchaus vermieden. Die Ausführungen sind aus dem Leben geschöpft und für das Leben berechnet.

Ich habe diesen Aufsatz überschrieben: Ein Blick in die französische Volksschule. Diesen Blick können wir mit Hilfe unsers „Praktischen Lesebuchs" noch dadurch vervollständigen, daß wir den Abschnitt über den öffentlichen Unterricht einer Durchsicht würdigen. Er giebt dem Schüler ein Bild von der Kleinkinderschule, der Volksschule (école primaire), der gehobnen Schule (école primaire supérieure), ja von den Lycees und Colleges bis zur Universität. Der Schüler soll von dem großen Zusammenhange der Bildungsarbeit, in der auch er steht, wenn er auch nur der Primärschule angehört, wenigstens eine Vorstellung gewinnen, und zwar nicht bloß um des Wissens willen, sondern auch wohl zu dem Zwecke, daß die Begabteren zur Benutzung wenigstens der nächst höhern Anstalten angeregt werden, und daß sie später im Leben, auch wenn sie über die Primärschule nicht hinauskommen, wenigstens einigermaßen die Bedeutung der höhern Schulen zu würdigen imstande sind.

Aber ich muß meine Mitteilungen hier abbrechen. Wer sich näher für die Sache interessirt, den verweise ich auf eine eingehendere Darstellung, die in den „Pädagogischen Blättern" (Gotha, Thienemann) erscheinen wird.

Leopold von Gerlach

Von Otto Kaemmel

Ueber die geschichtliche Bedeutung der Regierung Friedrich Wilhelms IV. gehen die Meinungen noch immer aus einander. Während Ranke der Ansicht ist, daß das Wirken des Königs den Grund zu den glänzenden Erfolgen seines Nachfolgers gelegt habe, wollen ihm andre eher eine hemmende und störende, als eine fördernde Bedeutung für die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse beimessen. Ohne

Widerspruch wird die Auffassung bleiben, daß die Wichtigkeit seiner Regierung in dieser Beziehung auf zwei Dingen beruht, nämlich auf dem Widerstande, den sie der Idee der Volkssouveränität entgegengesetzt hat, und auf der Ablehnung aller Versuche der Westmächte, Preußen und damit Deutschland in den Krimkrieg zu verwickeln. Durch das erste ist die Erneuerung des deutschen Reichs auf monarchischer Grundlage vorbereitet oder wenigstens ermöglicht worden, durch das zweite die wohlwollende Neutralität, die Rußland während der deutschen Einheitskriege bewahrt hat, und die der preußischen Politik so wesentlich zu statten gekommen ist. Unter allen Umständen hat Sybel namentlich in Bezug auf diese beiden Punkte völlig Recht, wenn er am Schlusse seiner glänzenden Charakteristik des Königs sagt: „Die geschichtliche Verantwortung für alle wesentlichen Akte seiner Regierung gebührt ihm, und ihm allein."

Um so wichtiger wird es sein, alles zu sammeln, was über diesen eigentümlichen, vielfach scheinbar rätselhaften Charakter Aufschluß geben kann. Vieles hat hier Ranke geleistet, der in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" zwar kein gleichmäßig ausgeführtes Lebensbild Friedrich Wilhelms IV., aber doch eine grundlegende Darstellung über seine Erziehung und über die Berufung des Vereinigten Landtags gegeben hat. Tief in die eigentümliche Gedankenwelt des Königs führt auch der ebenfalls von Ranke veröffentlichte Briefwechsel des Königs mit J. v. Bunsen ein, andres bringen die „Denkwürdigkeiten" Roons und die ersten Bände der Erinnerungen des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha. Mehr noch, namentlich von Briefschaften, mag noch verborgen liegen, wie z. B. zahlreiche an den Prinzen Johann von Sachsen gerichtete Schreiben in Dresden. Von allem, was bisher veröffentlicht worden ist, nehmen nun ohne Zweifel die „Denkwürdigkeiten des Generals Leopold von Gerlach" den ersten Rang ein.*) Denn Leopold von Gerlach, der Bruder des bekannten „Rundschauers der Kreuzzeitung," Ludwig von Gerlach († 1877), und des um die Seelsorge Berlins hochverdienten Otto von Gerlach († 1848), hat dem König während seiner ganzen Regierung von allen Menschen, vielleicht seine Gemahlin, Königin Elisabeth, ausgenommen, am nächsten gestanden und auf seine Regierungshandlungen einen großen Einfluß ausgeübt, soweit Friedrich Wilhelm überhaupt einen solchen auf sich wirken ließ. Es erklärt sich das erstens aus der amtlichen Stellung des Generals, sodann aber und vor allen Dingen aus der innern Verwandtschaft der Weltanschauung beider.

Gerlach stammte aus einer Familie, die nach der Überlieferung im Mittelalter aus den Niederlanden eingewandert war, sich in der jetzt preußischen Oberlausitz um Görlitz angesiedelt und von König Sigismund 1433 Ritterrechte und Wappen — ein aus dem Feuer springendes Pferd — erhalten hatte.

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. 2 Bände (mit einem Bildnis), 848 und 788 S. Berlin, Wilhelm Hertz, 1891. 1892.

Im preußischen Staatsdienst erscheinen Mitglieder des Geschlechts erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, damals erwarb es auch ansehnlichen Grundbesitz in Pommern. Einen Teil davon verkaufte K. Fr. Leopold von Gerlach (geb. 1757) wieder, um dafür ein Haus in Berlin und 1805 das Gut Rohrbeck in der Neumark zu erwerben. Er war damals (schon seit 1796) Präsident der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer und vertrat als solcher bei der französischen Okkupation die Interessen Berlins und der Landschaft so entschieden und erfolgreich gegen Davoust, daß er, nachdem er seinen Abschied aus dem Staatsdienste genommen hatte, 1808 in Berlin zum Stadtverordneten, 1809 zum Oberbürgermeister der Hauptstadt gewählt wurde. Gestorben ist er am 8. Juni 1813. Ein Mann von klassischer Bildung und streng religiöser Gesinnung, war er ein entschiedner Gegner der Gesetzgebung Steins und Hardenbergs, die er in der Versammlung der Notabeln 1811 lebhaft bekämpfte, und bei aller preußisch-monarchischen Gesinnung ein warmer deutscher Patriot. Aus seiner glücklichen Ehe mit einer gebornen von Raumer (seit 1786) gingen vier Söhne hervor: Wilhelm, Leopold, Ludwig und Otto.

Ludwig Friedrich Leopold von Gerlach, geboren am 17. September 1790 in Berlin, besuchte 1799 bis 1803 das Joachimsthalsche Gymnasium, dann die Académie militaire, wo er seines Lehrers Ancillon Interesse und Neigung gewann. Beim Ausbruche des Krieges von 1806 trat er am 9. Oktober ins Heer ein, machte als blutjunger Mensch die Schlacht bei Jena mit und geriet schon am 15. Oktober bei der Übergabe von Erfurt in Kriegsgefangenschaft, wurde aber sehr bald ausgewechselt und kehrte Ende Oktober nach Berlin zurück. Nach dem Friedensschluß wollte er 1808 seinen Abschied nehmen, um zu wissenschaftlichen Studien überzugehen, doch der König erteilte ihm nur Urlaub. Diesen benutzte er, um in Göttingen und Heidelberg Geschichte und Rechtswissenschaft zu studiren, und knüpfte dabei mit den Führern der romantischen Schule Verbindungen an, sah auch Tieck in München, Jean Paul in Bayreuth und trat 1811, nachdem er seine Prüfung glänzend bestanden hatte, als Referendar bei der Regierung in Potsdam ein. Aber mehr als die Amtsgeschäfte fesselte ihn die Politik. Mit gleichgestimmten jungen Männern folgte er gespannt dem Gang der Ereignisse und trat sofort wieder (wie seine beiden ältern Brüder) in die Armee ein, als die Abreise des Königs nach Breslau im Januar 1813 den bevorstehenden Krieg ankündigte. Mit voller Begeisterung warf er sich in Breslau in die hochgehenden Wogen des öffentlichen Lebens und hatte das Glück, sehr bald eine Stellung zu finden, die ihn so recht in den Mittelpunkt der Ereignisse versetzte. Er wurde dem General Scharnhorst zugeteilt, somit dem Stabe Blüchers. Am 21. März ging er ins Feld. Bei Groß-Görschen war er an Blüchers Seite, als dieser bei einem Reitergefecht stürzte, und gab ihm sein eignes Pferd, bei Bautzen holte er sich das eiserne

Kreuz. Nach dem Ablaufe des Waffenstillstands verhandelte er dann im Auftrage Blüchers mit Bernadotte über die gemeinsamen Operationen und machte den weitern Feldzug bei der schlesischen Armee mit Auszeichnung mit. Im Gefecht bei Wartenburg am 3. Oktober veranlaßte und leitete der dreiundzwanzigjährige Offizier den entscheidenden Angriff zweier preußischen Husarenregimenter. Während des Feldzugs von 1814 war er Adjutant des Generalstabschefs Müffling und hatte als solcher regelmäßig die auszugebenden Dispositionen Blücher vorzulegen und mit ihm zu besprechen. Während der hundert Tage wurde er vom General Kleist zu nähern Erkundigungen über die Lage der Dinge nach Paris geschickt, sah dort den heimgekehrten Napoleon und gelangte nicht ohne mannichfache Gefahren nach Aachen zurück. Im belgischen Feldzuge von 1815 wurde er bei Waveren leicht verwundet und erhielt unter gleichzeitiger Beförderung zum Hauptmann das eiserne Kreuz erster Klasse. Auch nach dem Kriege kehrte er, was er oft bedauert hat, niemals in den wirklichen Frontdienst zurück. Zunächst trat er in den Generalstab der zwölften Brigade ein, 1821 in den des dritten Armeekorps, dessen Befehl 1824 Prinz Wilhelm übernahm. Zwei Jahre später wurde er des Prinzen persönlicher Adjutant und blieb das bis 1833, wo er in den großen Generalstab versetzt wurde. Vier Jahre lang, 1838 bis 1842, bekleidete er dann die Stellung des Generalstabschefs im dritten Armeekorps, nahm daher seinen Wohnsitz in Frankfurt a. O., kehrte aber als Kommandeur der Gardelandwehrbrigade nach Berlin zurück, wurde 1844 zum Generalmajor, 1849 zum Generalleutnant befördert und gewann eine persönliche Vertrauensstellung beim König, die sich noch befestigte, als er 1850 an Stelle Rauchs Generaladjutant wurde.

Gerlachs Laufbahn ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig, vor allem, weil sie die engste Verbindung militärischer, wissenschaftlicher und politischer Interessen aufweist, ihn in sehr jugendlichem Alter zu einer höchst bevorzugten und wichtigen Stellung führt und in die nächste Nähe der Mitglieder des Herrscherhauses bringt, sodaß die militärischen Aufgaben mehr und mehr zurücktreten. Es war das sicherlich eine Schule, aus der eher ein Staatsmann als ein Heerführer hervorgehen konnte, und die Aufzeichnungen eines solchen Mannes müssen schon an sich außerordentlich viel Interessantes bringen. Leider teilt der erste Band nur in der Einleitung einiges Wenige aus der Jugendzeit Gerlachs mit, z. B. über seine Beobachtungen in Breslau 1813; und doch würde man über seinen merkwürdigen Bildungsgang wie über seine Erlebnisse während der Kriegszeit gern mehr erfahren. Es scheint auch, als ob in seinem Nachlaß aus dieser Zeit weit mehr vorhanden wäre, als uns geboten wird. Es möge deshalb die Frage erlaubt sein, ob, wenn diese Voraussetzung zutrifft, die Herausgeberin, die sich durch die Veröffentlichung dieser Denkwürdigkeiten den Dank des Geschichtsforschers in hohem Grade erworben hat, nicht ergänzende Mitteilungen aus der frühern Zeit ihres Vaters zu

geben geneigt wäre. Denn es handelt sich hier um einen der denkwürdigsten und wichtigsten Abschnitte aus der verwickelten Bildungsgeschichte unsers Volks, um die Zeit, wo sich im schärfsten Gegensatze zu der „Aufklärung," die im Napoleonischen Weltreiche ihre größte praktische Leistung vollbracht hatte, die „romantische" oder „christlich-germanische" Auffassung vom Staatsleben bildete, die in Friedrich Wilhelm dem Vierten ihren mächtigsten, in seinem treuen „Diener" Leopold von Gerlach einen ihrer geistvollsten und überzeugtesten Vertreter gefunden und dann wieder ihren Gegensatz in der ganz realistischen und doch durchaus nationalen und monarchischen Staatskunst Bismarcks hervorgetrieben hat.

Aber halten wir uns hier an das Gebotene. Die „Denkwürdigkeiten" Gerlachs bestehen aus seinen Tagebüchern, die er zunächst zu eigner Belehrung aufgezeichnet hat, die daher die Eindrücke und Stimmungen des Augenblicks wiedergeben und eine ganz ungeschminkte, mitunter sehr scharfe Sprache, namentlich über Persönlichkeiten, führen. Sie zerfallen in drei wesentlich von einander verschiedne und ihrem Umfange nach sehr ungleiche Teile. Der erste umfaßt die Aufzeichnungen Gerlachs über die drei Reisen nach Rußland, die er im Gefolge des Prinzen Wilhelm von Preußen 1826, 1827/28 und 1832 mitmachte, der zweite einzelne Tagebuchblätter über die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms des Vierten 1840 bis 1847, der dritte, umfassendste und wichtigste die Tagebücher aus den Jahren 1848 bis zum Tode des Königs am 2. Januar 1861, dem der Tod des treuen Vasallen schon am 10. Januar desselben Jahres folgte. Gerlach hat seine Notizen nicht jeden Tag eingetragen, faßt vielmehr oft die Erlebnisse mehrerer Tage zusammen und bringt gelegentlich die verschiedensten Dinge bunt durcheinander, ergänzt sie auch später oder berichtigt einzelnes. Die Hauptmasse bilden die eignen Beobachtungen des Verfassers; gelegentlich schiebt er aber auch eigne und fremde Briefe, Auszüge aus amtlichen Aktenstücken, namentlich aus den Protokollen der Staatsministerialsitzungen ein. So bildet das Ganze allerdings eine ungesichtete Stoffmasse, die durchzuarbeiten weder leicht noch immer erquicklich ist. Wie weit die dabei von der Herausgeberin vorgenommnen „zweckmäßigen Kürzungen" reichen, ist leider nicht angegeben. Jedenfalls ist alles, was sich auf Gerlachs Familienverhältnisse bezieht, mit ganz wenigen Ausnahmen weggelassen, was ebenso begreiflich wie bedauerlich ist, da man den Mann doch auch als Menschen und nicht nur als Staatsmann gern etwas näher kennen lernte. Er hat seine Beobachtungen zunächst für sich selbst, zu seiner eignen Belehrung und Erinnerung aufgezeichnet und wohl erst später daran gedacht, daß sie einmal Leser finden könnten. Es hängt damit zusammen, daß er gar nicht darauf ausgeht, anschaulich zu schildern; im Gegenteil, an Anschaulichkeit fehlt es im Ganzen, und zusammenhängende Charakteristiken von Personen sind sehr selten und dann nichts weniger als objektiv, um so häufiger kurze, charakterisirende Be-

merkungen, namentlich über den König. Der Kreis, den Gerlachs Interessen umspannen, ist verhältnismäßig beschränkt, denn er ist aus der persönlichen Umgebung des Königs seit dessen Regierungsantritt nur wenige Jahre entfernt gewesen und hat in seinen reifern Jahren so gut wie niemals im praktischen Volksleben gestanden, hat sich auch, wie es scheint, mit der Verwaltung seines Familiengutes Rohrbeck wenig abgeben können. Wie es im Lande aussieht, weiß er deshalb eigentlich nicht, es scheint ihn das auch nicht sonderlich zu interessiren. Von den ungeheuern wirtschaftlichen Umwandlungen, deren Zeuge er war, lassen seine Tagebücher nur ahnen, daß sie stattfanden; sichtbar werden sie kaum in etwas anderm als darin, daß sich die Verkehrsmittel ändern, deren er sich bedient, und der Zollverein wird nur ein paarmal und flüchtig erwähnt. Auch von der litterarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung sieht man wenig oder nichts. Im Vordergrunde des Interesses stehn die kirchlichen und die politischen Vorgänge im Innern wie außerhalb Preußens, und selbstverständlich die Persönlichkeiten des Königshauses und des Hofes. Auf sie fällt oft ein sehr helles Licht; darin, daß die Denkwürdigkeiten in Beziehungen hineinblicken lassen, die oft genug entscheidend gewesen sind und doch in den Akten gar nicht oder nur verhüllt zum Vorschein kommen, liegt die hervorragendste Bedeutung des Werks, dessen geschichtlicher Wert im Einzelnen erst allmählich und in eindringender Arbeit wird gewürdigt werden können.

Alles aber betrachtet und beurteilt Gerlach von einem ihm unverrückbar feststehenden Standpunkte aus. Vom Beginn seiner Aufzeichnungen an erscheint er als eine festgeschlossene, in sich unveränderliche Persönlichkeit, auf deren Grundsätze die Beobachtung des wirklichen Lebens keinen wesentlichen Einfluß mehr übt. Mit sechzig Jahren erklärt er zu alt zu sein, noch Erfahrungen zu machen. Während Bismarck, der von ähnlichen Grundlagen ausging, mit beiden Füßen stets auf dem festen Boden der Wirklichkeit steht und nicht aufgehört hat zu lernen, ist Gerlach Zeit seines Lebens ein starrer Doktrinär gewesen und geblieben. Er mag darin durch seine Laufbahn verstärkt worden sein, aber begründet war es in seinem Bildungsgange. Gerlach wuchs auf in dem Bewußtsein des schärfsten Gegensatzes zu den augenblicklich siegreichen Grundsätzen der französischen Revolution, also der „Aufklärung“ des achtzehnten Jahrhunderts, und diese Feindschaft erhielt eine theoretische Grundlage durch seine wissenschaftlichen Studien. Schon als junger Referendar in Potsdam hatte er eifrig gegen „Willkür und jedes sogenannte philosophische Prinzip im Staate, das sich außerhalb der Geschichte bilden will,“ gestritten, und der Befreiungskrieg erschien ihm in erster Linie als ein Prinzipienkrieg der geschichtlichen und legitimen Ordnung gegen die Revolution. In den ersten Friedensjahren begeisterte er sich mit seinen Freunden für Hallers „Restauration der Staatswissenschaft“ (seit 1816), das politisch-theoretische Hauptwerk

dieser Zeit, und sagte einmal, keiner von ihnen dürfe in einer Gesellschaft sein, ohne wenigstens ein Zeugnis für Haller abzulegen. Später wandte er sich mehr der geistvollen Weiterbildung dieser Lehre zu, die Julius Stahl, seit 1840 in Berlin, in seiner „Philosophie des Rechts“ (zuerst 1829 und 1838) entwickelt hatte. Der Staat entsteht nicht durch Vertrag, überhaupt nicht durch Gesetz, sondern ist von Gott gegeben, ist daher ein Postulat des sittlichen Willens im Menschen. Die menschliche That ist das zweite, und sie besteht darin, daß sich der Mensch dies übermenschlich gegebne innerlich aneignet und es vor etwaigen menschlichen Zuthaten und Entstellungen schützt oder von ihnen befreit. Es wird also gewissermaßen der religiöse Grundsatz der Reformation von der gläubigen Aneignung der Erlösungsthat Christi auf das politische Leben übertragen. Diese an sich tiefsinnige und manches Wahre enthaltende Anschauung mußte praktisch zur Lähmung der menschlichen Thatkraft und zur Dogmatisirung einer bestimmten Staatsverfassung führen, also zugleich unbrauchbar machen zu frischem Handeln und unfähig zu unbefangner Würdigung der politischen Wirklichkeit.

Auf dem Boden dieser Theorie steht Gerlach, nur daß er nicht allen ihren praktischen Folgen unterlegen ist. Die Aufgabe der Regierung ist, „den christlichen Staat dem mechanischen Staat, die christliche Freiheit der fleischlichen Freiheit entgegenzusetzen.“ Er beruht also auf dem Glauben, und er kann sich nur behaupten, wenn die Regiernug „mit gläubiger Anerkennung ihrer göttlichen Einsetzung feststeht,“ sonst wird die Regierung zur Tyrannis, und wenn in den Massen der Glaube lebt, „der durch irdische Mittel, durch irdische Einrichtungen nicht ersetzt werden kann.“ Eine „Kodifikation“ ist daher nicht nur wertlos, sondern geradezu verderblich, denn sie ist „gebaut auf die Lehre, daß das Recht ein Menschenwerk ist,“ und daraus folgt „Rebellion, Volkssouveränität.“ Welches ist denn nun aber dieser „christliche Staat“? Für Gerlach ist er die Monarchie von Gottes Gnaden, die da Obrigkeit ist „zur Bändigung des Fleisches,“ und die beruht auf dem „königlichen Priestertum,“ wie es aus der protestantischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben folgt. Aber dies Königtum ist keineswegs unumschränkt. Im Gegenteil fällt Gerlach schon 1832 über die Unsicherheit der russischen „Autokratie“ und „Despotie,“ die überall die guten Absichten des Kaisers Nikolaus hemmt und verfälscht und „den Staat außerhalb des Volkes gestellt“ hat, sehr scharfe Urteile; später nennt er die Regierung des Fürsten Schwarzenberg in Österreich kurzweg ein „Pandurenregiment,“ und noch 1851 ereifert er sich über den „Götzendienst mit der fürstlichen Gewalt,“ findet sogar einmal „die Erbärmlichkeit der [deutschen] Fürsten inkalkulabel.“ „Man ist nur mächtig, wenn man mit der Freiheit regiert,“ schreibt er im Jahre 1838. Was versteht er aber unter „Freiheit“ und einem Regieren durch Freiheit? Nicht eigentlich der mittelalterliche, sondern der ständisch-territoriale Staat des sechzehnten Jahr-

hunderts ist sein Ideal, ist ihm der „christliche Staat“ schlechtweg, also auch der sittlich allein berechtigte Staat. Die Büreaukratie, das „Offiziantentum,“ ist ihm mit ihrem „Liberalismus“ durchaus widerwärtig. Vielmehr soll der König von Gottes Gnaden umgeben sein von kleinern „Obrigkeiten,“ die ihre Gewalten von ihm zu Lehen tragen, demnach ebenfalls von Gottes Gnaden sind und in ihrem Kreise mit einer gewissen Selbständigkeit walten, also von den Gutsherren und Stadtobrigkeiten über Bauernschaften und Zünften. Gleichwohl erklärt er 1847 einmal die Patrimonialgerichtsbarkeit für „sehr gefährlich,“ doch wohl nicht grundsätzlich, sondern nur wegen der damaligen Gesinnung der „Junker,“ die selbst zum „Revolutioniren“ bereit seien. Diese „Obrigkeiten“ sind nun auch die natürlichen Vertreter des Volks, weil sie seiner natürlichen Gliederung entsprechen und auf der christlichen Grundlage des Staats beruhen. Als „Stände“ sollen sie dem König beratend zur Seite treten. „Stände sind der Gerechtigkeit und Politik nach notwendig,“ erklärt Gerlach 1829. „Ein kräftiger Regent müßte sich durch Stände, wir durch Reichsstände gegen die Revolution stärken,“ schreibt er 1830. Höchst abfällig äußert er sich daher im Juni 1848 über die ganze Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten seit 1807, besonders über die Gesetzgebung Steins und Hardenbergs, und darin mag die Gesinnung seines Vaters nachklingen. „Durch die Agrargesetze war das Land kommunistisch revolutionirt, die Achtung vor dem Eigentum hatte aufgehört. Durch die Städteordnung hatte alle Autorität, alle Obrigkeit in den Städten aufgehört. Die Landwehr hatte ein populäres Prinzip in die Armee eingeführt, über das der alte militärische Geist im Lande wohl Herr geworden war, das sich aber doch bei vielen Gelegenheiten in einer sehr bedenklichen Weise geltend machte. Die Justiz war durch Kodifikation und andre falsche Doktrinen ganz vertrocknet und ohne alle Würde und Anerkennung im Lande, dem bevorstehenden Kampfe mit der aus revolutionärer Vorliebe konservirten rheinischen Justiz gar nicht gewachsen.“ Was dem ständischen Staate zuwiderläuft, ist demnach unberechtigt, ist „Revolution.“ Liberalismus und Konstitutionalismus fallen ihm unter diesen Begriff, da sie auf dem „Unsinn der Volkssouveränität“ beruhen, sie sind ihm „absurd“; er sieht in den Konstitutionen „ein chemisch zersetzendes Element,“ er billigt Hallers Satz von den Fürsten, die selbst die Konstitution eingeführt hätten, es sei in der Wirkung dasselbe, ob man sich selbst vergifte oder von andern vergiftet werde, und stellt die konstitutionelle, also gewählte Volksvertretung als eine „mechanische“ der „organischen“ durch Stände gegenüber. Nach ihm hat Preußen die Aufgabe, als ständischer Staat die wahre Freiheit gegen den Absolutismus auf der einen, den Liberalismus auf der andern Seite zu vertreten. Die „heilige Allianz“ mit Österreich und Rußland gilt ihm allerdings für ein „Wall gegen die Revolution“ und muß deshalb festgehalten werden, aber er weiß sehr wohl, daß Preußen von beiden Mächten innerlich durch den Absolu-

tismus und von Österreich außerdem noch durch den Katholizismus getrennt ist (1840), und daß Rußland nicht eher wirklich europäisch werden kann, „bevor nicht die Kirche daselbst mit den unsrigen in eine lebendige Gemeinschaft getreten ist“ (1829).

Daß ein Mann von solchen Anschauungen eine tief religiöse Natur sein mußte, versteht sich von selbst. Nach der Rückkehr aus dem Kriege hatte sich Gerlach besonders unter dem Einflusse seines jüngern Bruders Otto einem streng positiven Christentum von pietistischer Färbung zugewandt. Christentum und Pietismus fallen ihm beinahe zusammen; wer gegen diesen ist, ist auch gegen jenes. Eifrig verfolgt er die Erscheinungen des kirchlichen Lebens, auch z. B. in Rußland, führt gern Gespräche über Gegenstände dieser Art, liest täglich in der Bibel und sucht sich in den Wirren des Jahres 1850 Trost in Hengstenbergs Kommentar zur Apokalypse. Mit der „auswendigen Union“ der preußischen Landeskirche ist er daher gar nicht einverstanden, und er tadelt es scharf an der Regierung Friedrich Wilhelms III., daß während dieser Zeit die Kirche alle Selbständigkeit verloren habe, daß man mit Strafen gegen die separirt lutherischen Pastoren vorgegangen sei und den Hegelianismus an den Universitäten und Schulen begünstigt habe.

(Fortsetzung folgt)

Das Fräulein

Von G. von Beaulieu

Wir müssen eine Person ins Haus nehmen, Mändel, sagte Frau Rose Sobernstädt zu ihrem Gatten. Ich kann mich nicht immerfort um die Kinder kümmern und auch nicht mit ihnen spazieren gehen. Und wenn Tante Eusebia kommt, braucht sie öfter des Nachts Bedienung, du weißt — bei ihrem Asthma.

Du hast ja ein Kindermädchen, Herzchen, wandte Fritz Sobernstädt schüchtern ein.

Höre mich nur zu Ende, Mändel. Die Anna will ich eben entlassen, weil Tante Eusebia ihr Zimmer bekommen soll. Die Kinder nehmen wir zu uns, und die Neue müßte auf dem Sofa im Wohnzimmer schlafen, neben Tantens Stube, damit sie es hört, wenn die alte Frau des Nachts klingelt.

Das könnte aber doch die Anna auch.

Wo denkst du hin, Fritzel! Einem Dienstmädchen kann ich nicht zumuten, auf dem Sofa zu schlafen und des Nachts öfter aufzustehen; dazu muß ich ein Fräulein annehmen, eine gebildete Person.

Lieber Himmel, die wohl gar bei Tische mitißt?

Wenn wir allein sind, ja. Einen Vorteil muß doch die Person von ihrer

Bildung haben. Ich brauche etwas feineres, denn ich will nicht, daß die Kinder im zoologischen Garten berlinisch reden, was bei Dienstmädchen nicht zu vermeiden ist. Es macht sich auch vornehm, wenn ich sagen kann: Wir haben jetzt ein Fräulein, unser Fräulein kann die Bestellung überbringen u. s. w. Eine Französin würde natürlich noch feiner sein, aber die wäre zu teuer und anspruchsvoll, und so muß ich mit einer Deutschen fürlieb nehmen. Glaube mir, mein Süßel, das Fräulein wird deinen Kredit heben. Jeder wird sagen: Sobernstädt muß gut stehen, denn er hält seiner Frau jetzt ein Fräulein.

Fritz Sobernstädt hatte die Rede seiner bessern Hälfte geduldig über sich ergehen lassen, wie es so seine Art war. Zu Hause wollte er Frieden und Ruhe haben, gab es doch schon im Geschäft Ärger und Verdruß genug.

Wie hätte er Rosen auch etwas abschlagen können? Hatte er nicht die reizendste Frau in ganz Berlin? In dem koketten Morgenhäubchen (aus seinem Weißwaren- und Bandgeschäft auf dem Alexanderplatze) und der „Matinee" von gelblichen Spitzen mit dem Einsatze von lachsfarbner Seide sah sie heute wieder bezaubernd aus.

Die „schöne Breslauerin" nannte man sie allgemein. Sie war aus Schlesien gebürtig, Fritz hatte sie ihrer Vaterstadt entführt, als sie siebzehn Jahre alt war. Die Väter, Geschäftsfreunde, hatten die Partie oder vielmehr das Geschäft abgeschlossen. Aber Fritz hatte diese Vernunftheirat, die Vereinigung der beiden befreundeten Firmen, nicht zu bereuen gehabt. Er war noch ebenso verliebt in seine schöne Rose, wie damals, als er sie in Breslau zum ersteumale gesehen hatte, nachdem der Hauptpunkt, die Geldfrage, zur Zufriedenheit beider Väter erledigt worden war.

Fritz hatte vor seiner Hochzeit das Weißwarengeschäft seines Vaters übernommen. Der hatte nicht mehr lange Freude an der reizenden Schwiegertochter gehabt, er war bald gestorben. Jetzt lebte von den Sobernstädts älterer Jahrgänge nur noch die Schwester des Vaters, die Witwe Eusebia Mismann. Diese wurde nun erwartet.

Fritz begab sich in sein Geschäft. Sein Kosename „mein Süßel" paßte eigentlich nicht recht zu ihm, denn er war ein kleiner wohlbeleibter Mann, hatte ein rotes Gesicht mit Hängebacken und einen ziemlich kahlen Kopf. Rosa dagegen hatte üppiges blauschwarzes Haar, das sie stets nach der neuesten Mode trug, und eine Haut wie Milch und Blut.

Frau Sobernstädt betrachtete sich eben in dem Spiegel ihres mit rosa Seidenstoff und weißem Battist bezognen Toilettentisches. Sie tupfte ein wenig Puder auf ihre frischen Wangen, weil ihr die plebejisch erschienen. Wenn sie im Lessing- oder im Residenztheater Baroninnen oder Gräfinnen auf der Bühne sah, so hatten die immer eine interessante Blässe und bemalte Brauen. Rot durfte höchstens an der Ohrmuschel erscheinen und auch da nur als ein leichter rosa Schimmer. Diesen berühmten Mustern folgend, färbte Frau Sobernstädt ihre reizende kleine Ohrmuschel ganz zart mit Rot; den Brauen brauchte sie nicht nachzuhelfen, die wölbten sich von Natur scharf und schwarz über den dunkeln Augen. So war sie denn dem aristokratischen Ideal des Residenztheaters erheblich näher gerückt. Wirkliche Gräfinnen und Baroninnen kannte sie ja nicht, nur die Talmivornehmheit der Bühne.

Ach! seufzte sie. Sie hatte nur eine Furcht im Leben: dick zu werden. Jeden Morgen maß sie ihre Taille. Es war das der wichtigste Augen-

blick des Tages. Von dem Ergebnis der Messung hing ihre Stimmung für den ganzen Tag ab.

Jetzt stürmten die Kinder, zwei niedliche Mädchen, herein und wollten die Mutter umarmen. Aber diese wehrte ängstlich ab: Elsa, Isolde, ihr verderbt mir die ganze Toilette! Sie hätte richtiger gesagt: die Malerei, aber Toilette klang feiner, taktvoller. Anna, sagte sie dann zu dem Kindermädchen, gehen Sie mit den Kleinen spazieren, ich habe jetzt Geschäfte vor.

Die Geschäfte bestanden darin, daß Frau Rose eine Annonce in Bezug auf das besprochne Fräulein in die Expedition des „Allgemeinen Anzeigers" brachte. Sie besuchte Zeitungsexpeditionen gern. Die jungen Leute dort waren immer so zuvorkommend, Frau Rose imponirte ihnen durch ihre kostbare Kleidung und ihre auffallende Schönheit. Rose annoncirte deshalb häufig, bald hier, bald da. Es giebt ja immer etwas zu wünschen. Bald hatte sie eine Brosche verloren, bald wollte sie ein Sofa alt kaufen, bald suchte sie einen Papagei und ein „fast neues Messingbauer." Heute handelte es sich um etwas ziemlich uninteressantes, um das Fräulein.

Doch auch durch diesen Gegenstand, der anfangs wenig versprochen hatte, sollte Frau Rose Abwechslung und Zerstreuung haben. Sie bestellte die Bewerberinnen zu einer bestimmten Stunde in ihr Haus, während ihr Mann im Geschäft war. Dann nahm sie, in den gewähltesten „Kostümen" auf dem Sofa sitzend, die jungen Mädchen an, wie eine Fürstin, die Audienz erteilt. Scharen von jungen Mädchen meldeten sich. Frau Rose fühlte sich durch diesen Ansturm gehoben; sie glaubte, er gelte der Ehre, in ihr Haus kommen zu dürfen. Sie wußte nicht, daß es Not und Elend war, was die armen Mädchen von Thüre zu Thüre trieb.

Rose hatte nie die Not kennen gelernt. Hätte man ihr erzählt, daß die Leute kein Brot hätten, so würde sie wohl ebenso naiv wie einst Marie Antoinette gefragt haben: Warum essen sie denn keinen Kuchen? Sie mußte sich zwar manchmal ein neues Kleid versagen, wenn es dem geduldigen Süßel der Ausgaben zu viele wurden, aber einen andern Notstand, als „nichts anzuziehen zu haben," eine andre Entbehrung, als einen Hut etwas länger als drei Monate tragen zu müssen, hatte sie nie kennen gelernt.

In Bezug auf die Wohnung waren Sobernstädts, wie alle Berliner Geschäftsleute, sehr anspruchslos und verlangten das auch von andern. Aber sonst versagten sie sich nichts.

Frau Rose hielt eine „perfekte" Köchin, deren Tyrannei sie sich geduldig fügte. Sie ging niemals in die Küche; ihre zarten Händchen mit den spitzen, rosigen Nägeln verrichteten nie eine andre Arbeit als in einem Roman zu blättern, dem Süßel den Bart zu streicheln oder, wenn sie besonders guter Laune war, ihm beim Nachtisch die Orange oder die Birne höchstselbst zu schälen. Zuweilen, bei Quartalsabschlüssen, wenn besonders viel im Geschäft zu thun war, half sie auch ihrem Manne bei den Fakturen und dem Führen der Bücher, und zwar mit einer Geschicklichkeit, die ihrem Geschäftssinn alle Ehre machte. In den Zwischenzeiten aber verfiel sie wieder in ihr süßes Zeittotschlagen.

Die Wahl unter den Bewerberinnen bereitete Frau Rose großes Vergnügen. Endlich entschied sie sich aber doch; denn das ewige Klingeln an der Korridorthür machte sie nervös. Sie wählte ein blasses, hageres Mädchen, Minna Dallwitz mit Namen. Es geschah dies aus zwei Gründen: erstens

war die Dallwitz „eigentlich“ adlich, obgleich sie ihrer Armut wegen ihr „von“ unterdrückte, und zweitens sah die lange Person unscheinbar, ja häßlich aus. Die blonde adliche Hopfenstange, meinte sie, würde eine gute Folie für ihre üppige brünette Schönheit abgeben.

Wieder pilgerte Frau Rose zur Expedition des „Allgemeinen Anzeigers,“ diesmal mit einer Annonce, die besagte, daß „die Stelle besetzt“ sei. Die jungen Leute im Büreau hofften jedoch, daß die Sache nicht von Dauer sein und gnädige Frau bald wieder inseriren würde. Sie lächelte liebenswürdig verheißungsvoll.

Minna Dallwitz trat ihre Stelle an. Sie bekam hundertundfünfzig Mark Gehalt jährlich, dreißig Mark weniger als das Kindermädchen, neunzig Mark weniger als die Köchin. Manche Fräuleins treten ganz umsonst in Familien, hatte Frau Rose zur Dallwitz gesagt, aber ich bin nicht so. Geschenkt nehme ich nichts, ich gebe ordentliches Gehalt, mache dafür aber auch Ansprüche. Daß Sie nach dem Abendessen die Wäsche und die Kleider der Kinder ausbessern, darf ich doch wohl annehmen?

Minna Dallwitz fühlte sich anfangs sehr unglücklich in dem Hause der Alexanderstraße. Ihr Vater, ein unbemittelter Beamter, war vor kurzem gestorben. Als die älteste Tochter, hatte sie schon seit einer Reihe von Jahren — seitdem die Mutter tot war — die Wirtschaft geführt und für die jüngern Geschwister gesorgt. Nun, da auch ihr Ernährer gestorben war, wurden die Kinder in alle Winde verstreut. Die größern suchten einen Broterwerb, die kleinern wurden von Verwandten aufgenommen.

Minna hatte nichts besondres gelernt, nur eine „höhere Töchterschule“ besucht. Das Lehrerinnenexamen zu machen, dazu hatte sie weder Zeit noch Geld gehabt. So mußte sie jetzt die erste Stellung annehmen, die sich ihr bot.

Sie vermißte das fröhliche Familienleben, die Geschwister. Vor allem fühlte sie sich unglücklich in ihrer Nomadenexistenz: bei ihrem Biwak auf dem Sofa des Wohnzimmers. Um sechs Uhr früh mußte sie aufstehen, sich ankleiden und dann jede Spur von sich im Zimmer entfernen. Ihre paar Habseligkeiten bewahrte sie in einer Kommode auf dem Korridor und in einem Hängeboden über der Speisekammer auf. Von früh bis spät mußte sie „standesgemäß“ gekleidet sein, fertig frisirt und gestiefelt, als sollte sie in der nächsten Sekunde auf der Eisenbahn abreisen. Um sieben Uhr standen die Kinder auf, die mußte sie anziehen, waschen, dann die Witwe Mismann frisiren und ihr Zimmer reinigen. Um neun Uhr, wo das Ehepaar im Eßzimmer erschien, mußte sie den Theetisch fertig haben.

Mit Herrn Sobernstädt kam sie gut aus. So sehr er sich auch vor ihr als vor einer Störung seiner Ruhe und Ordnung gefürchtet hatte, so wenig störte sie ihn. Geräuschlos und schattenhaft that sie ihre Pflicht; immer stand Fritzels Tasse auf dem richtigen Platze, dazu Eier und Schinken und was er sonst liebte. Man lebte nämlich nach englischer Art, wie es wohlhabende Kaufleute gern thun.

Mit den Damen hatte es Minna nicht so leicht. Hatte Rose ihren guten Tag, das heißt war die Taillenmessung nach Wunsch und die Malerei beider Ohrchen hübsch rosig und nicht zu rot ausgefallen, so stand das Stimmungsbarometer auf schön Wetter, und Rose lachte und plauschte mit dem Fräulein, oft mehr als dem lieb war. Gerieten aber die beiden wichtigen Unterneh-

mungen nicht nach Wunsch, dann quälte Rose ihr Fräulein in wahrhaft raffinirter Weise. Sie war groß in der Kunst, der Dallwitz allerlei unter die Nase zu reiben, wie sie sich ausdrückte.

Tante Eusebia dagegen wirkte immer unangenehm. Sie war die verkörperte Verdrießlichkeit; sie ging den ganzen Tag umher und spähte nach Mängeln. Ich habe es mir ja gleich gedacht — das habe ich ja gleich gesagt — das waren ihre Lieblingswendungen, wenn sie endlich etwas zu tadeln, gefunden hatte. Am häufigsten aber wandte sie diese freundlichen Sätze auf das Fräulein an: Das hat Fräulein wieder verkehrt gemacht, ich habe es mir ja gleich gedacht.

Die schwerste Stunde des Tages war die, wo Tante Eusebia frisirt wurde. Ihre spärlichen Haare so zu ordnen, daß sie sich voll ausnahmen und die Kopfhaut nicht durchschimmerte, war keine leichte Kunst. Doch auch das wurde überstanden, und dann ging das Fräulein mit den Kindern spazieren.

Da es schönes Sommerwetter war, ließ sich Minna auf einer Bank des Alexanderplatzes nieder und beschäftigte sich mit einer Näharbeit für Frau Rose, während die Kinder vor ihr im Sande spielten. Auf die Rasenplätze und die Blumenrabatten traten sie nicht; Elsa und Isolde waren Großstadtkinder und wußten, wie man sich in städtischen Anlagen, die „dem Schutze der Bürger empfohlen" sind, benehmen muß.

Um halb ein Uhr war „Lunch," und dann fuhr das Fräulein mit den Kindern auf der Stadtbahn nach dem zoologischen Garten. Wenn Minna allein mit den Kindern dort sein konnte, fühlte sie sich ganz behaglich. Die Kleinen waren artig, Minna hatte es verstanden, sich ihre Liebe zu erwerben. Sie ging mit ihnen umher, erklärte ihnen, was sie von den Tieren wußte, erzählte ihnen Märchen, machte aus abgefallnen Blättern Hüte für die Puppen und verkaufte allerlei Güter in Blätterdüten, freilich in Wirklichkeit nur Sand und Erde. Oder man spielte kochen und verfertigte schöne Kuchen und Puddings in den kleinen buntlackirten Blecheimern, die man mitgenommen hatte.

Eines Tags gab es unverhofft einen Kameraden beim Spielen. Ein hübscher, flott aussehender Herr in Uniform trat auf Minna zu, schüttelte ihr die Hand und sagte: Wie geht es dir? Famos, daß ich dich endlich mal sehe!

Als Minna am Abend nach Hause kam, schickte sie Frau Rose wie gewöhnlich zu Tante Eusebia, um die Kinder ungestört über ihre Erlebnisse aushorchen zu können.

Nun, wie wars, meine Herzchen?

Ach reizend, Mama! riefen Elsa und Isolde wie aus einem Munde.

Wieso, Engelchen?

Ach, denke dir, Mama, wir hatten immerzu Besuch.

Frau Rose verzog unwillig den Mund: Hat Fräulein mit andern Fräuleins gesprochen? Das soll sie doch nicht.

Bewahre, Mama! rief Elsa, die ältere, schnell. Bloß Onkel Kurt war da. Ach, und er hat so reizend mit uns Kaufmann gespielt! Er hatte so reizende Knöpfe, wo ich mich drin spiegeln konnte, ganz von Gold waren sie —

Ich mich auch, rief Isolde eifersüchtig dazwischen.

Ach bewahre, du bist noch zu klein, du konntest ja gar nicht ranreichen.

Wohl konnte ich ranreichen. Und dann nahm mich Onkel Kurt so wie so auf den Schoß, und dann —

Ich bin aber doch größer! rief Elsa, in ihrem Ehrgeiz als Älteste gekränkt.

Frau Rose schnitt den Anciennitätsstreit kurz ab: Still! Erzählt lieber, wie der Onkel aussah.

O reizend! Er hatte einen kleinen blonden Schnurrbart und einen Waffenrock —

Nein, einen Überrock!

Er sagte, Waffenrock!

Nein, Überrock!

Zankt euch doch nicht immer. Was sagte er denn zu Fräulein?

Was er sagte? wiederholte Elsa nachdenklich. Na, er sagte: Liebe Minna, da bist du ja endlich! Famos!

Liebe Minna, da bist du ja endlich? Famos? Soooh? — Wurde denn Fräulein rot, als sie ihn sah?

Die Kinder blickten sich ratlos an. Dann bemerkte Elsa: Rot? Solde, war sie rot?

Rot wie eine Pute, erwiderte Isolde, die sich freute, endlich einmal mehr gesehen und mehr bemerkt zu haben als die ältere Schwester.

Soooh? Also auch rot? Na gute Nacht, Herzchen.

Am Abend hielt Frau Rose mit ihrem Süßel eine feierliche Beratung. Sie erzählte ihm das schreckliche Abenteuer. Also ein Soldat, ein Offizier oder ein Einjähriger! schloß sie ihre Erzählung. Die Person entblödet sich nicht, womöglich mit einem gemeinen Soldaten anzubinden. Und er nennt sie schon du, und sie wird rot, wenn er kommt.

Vielleicht war es ihr Bruder, sie hat ja so viele Geschwister, wandte das Süßel schüchtern ein.

Ihr Bruder und Offizier? Geh, die sind ja so arm, daß sie nichts zu beißen haben, und da Offizier? Und warum wurde sie denn rot? Über Brüder braucht man doch nicht rot zu werden.

Du sagtest doch eben, es sei ein gemeiner Soldat gewesen.

Mit dir ist überhaupt nicht zu reden, Fritzel, du hast deinen schlechten Tag. Ich werde die Sache in die Hand nehmen. Mische du dich nur um Gottes willen nicht ein. Du bist eben kein Diplomat, Mändel, du könntest die ganze Geschichte verderben.

In Wahrheit hatte Frau Rose ihren schlechten Tag, denn die Taillenmessung am Morgen hatte einen Centimeter mehr ergeben. Sie hatte infolge dessen feierlich gelobt, nie wieder süße Speise zu essen, hatte auch beim Mittagmahl diese Entsagung geübt. Aber da sie ein Leckermäulchen war, wurde ihr die Kasteiung schwer, und ihre Laune stand unter Null.

Am andern Morgen zog Rose die Tante Eusebia ins Geheimnis. Diese hatte sich die ganze Geschichte natürlich gleich gedacht. Ich habe es ja gleich gesagt, das Fräulein taugt nichts. Solche Personen überhaupt! Auf nichts sind sie aus, als auf den Männerfang. Wenn du wüßtest, Röschen, was für Toilettenkünste die gebraucht! Raffinirt, sage ich dir, raffinirt! Na, ich habe es mir ja gleich gedacht! Aber daß sie die unschuldigen Kinder zu Zeugen ihrer Schamlosigkeiten macht, na, gedacht habe ich es mir ja auch, aber schrecklich bleibt es doch.

Toilettenkünste sagst du? — Von dem ganzen langen Erguß hatte auf

Frau Roſe nur dieſes eine Wort Eindruck gemacht. — Wirklich? Aber wo macht ſie die? Sie hat doch keinen Winkel für ſich in der Wohnung.

O, es giebt allerhand Orte, entgegnete Tante Euſebia geheimnisvoll. Der Sorte kommt es nicht darauf an, wo ſie ſich pudert und ſchminkt.

Sie ſchminkt ſich auch?

Alles, bekräftigte Euſebia.

Schrecklich!

Ich habe es ja gleich geſagt.

Der Sache muß auf den Grund gegangen werden.

Muß es auch.

Aber wer ſoll es thun?

Ich!

Nein, ich werde mir den Offizier anſehen.

Ein Offizier? Ich denke, ein Gemeiner?

Na, wenn ſie ſich ſchminkt, muß es doch ein Offizier ſein. Und den ſehe ich mir an.

So ſehr auch Tante Euſebia die Miſſion erſehnte, Roſe blieb Siegerin. Was ſie ſich einmal in ihren Kopf geſetzt hatte, das ſetzte ſie durch.

Minna gegenüber verbarg ſie ihren Groll, damit ſie nicht etwa Verdacht ſchöpfe und das Stelldichein mit dem militäriſchen Verehrer abbeſtelle. Sie ließ auch das Fräulein wie gewöhnlich allein mit den Kindern nach dem zoologiſchen Garten fahren. Dann kleidete ſie ſich ſehr gewählt und elegant an und kutſchirte den Schuldigen nach.

Sie ſuchte ſie durch den ganzen Garten, und da ſie, dem Offizier zuliebe, ſehr zierliche, aber auch ſehr enge Stiefelchen angezogen hatte, wurde ihr das Suchen recht ſchwer. Endlich fand ſie die drei vor dem Affenhauſe, wo ſich die Kinder an den drolligen Sprüngen und dem komiſchen Gebahren der Affen ergötzten. Von buntem Tuch war nichts in der Nähe. Das Schauſpiel, das ſich ihr bot, war ſo harmlos, daß es Frau Roſen förmlich empörte. Wozu hatte ſie ſo Toilette gemacht? Doch nicht für die albernen Affen und für das dumme Fräulein?

Ihre Enttäuſchung war groß. Doch ließ ſie ſich nichts merken, ſie ſagte nur in gereiztem Tone: Warum ſind Sie nicht bei der Muſik, Fräulein? Warum habe ich meine Töchter Iſolde und Elſa genannt? Doch nur, weil wir für Wagner ſchwärmen. Und Kinder ſollen ihr Ohr rechtzeitig ſchulen. Deshalb wünſche ich, daß Sie ſich in der Nähe der Muſik mit ihnen aufhalten. Sonſt bezahlt man das teure Abonnement, und es verfehlt ſeinen Zweck.

Ich dachte, die Tiere würden den Kindern Spaß machen.

Zum Spaß ſind aber die Menſchen nicht auf der Welt, ſie ſollen ſich belehren. Vielleicht faſſen Sie das Leben ſpaßhaft auf, wir nicht.

Dabei richtete ſie ihr kleines dickes Perſönchen ſo hoch empor, wie ſie nur konnte, und rauſchte der Läſterallee, dem Promenadenwege zwiſchen den beiden Orcheſtern, zu. Dort nahm ſie Platz. Aber wenn auch Uniformen genug hier auf- und abwandelten, zu dem Fräulein ſchienen ſie keine Beziehung zu haben.

Tag für Tag wiederholte nun Frau Sobernſtädt ihren Überfall mit einer Beharrlichkeit, die einer beſſern Sache würdig geweſen wäre. Doch ſtets ohne Erfolg. Der Offizier — oder der Gemeine, was er nun ſein mochte — blieb verſchollen. Aber das beſtärkte Frau Roſen nur in ihrem Verdacht. Sie

sind im Geheimen im Einverständnis, öffentlich zeigen sie sich nicht mehr mit einander, meinte sie.

Sie fragte die Kinder, aber die wußten auch nichts von Onkel Kurt. Nach und nach wurden ihr die vergeblichen Anstrengungen langweilig, und sie gab sie auf. Eines Tages aber, gerade als sie am wenigsten an die dumme Geschichte dachte, sollte sie für ihre Mühen belohnt werden. Es war der Geburtstag von Tante Eusebia, und Rose wollte Blumen holen, aus der Markthalle natürlich, weil sie dort billiger als im Laden zu haben sind.

Wie sie über den Alexanderplatz kommt, sitzt da das Fräulein auf einer Bank mit einer Näharbeit beschäftigt, und vor ihr spielen die Kinder im Sande. Wer aber steht neben dem Fräulein? Ein junger Avantageur in schneidiger Haltung, mit kleinem blondem Schnurrbart.

Er wandte sich — wie es schien, auf ein Wort Minnas — sofort zu Frau Sobernstädt, legte grüßend die Hand an die Mütze, und Minna stellte ihn vor (mit einer Sicherheit, als ob sie eine Salondame wäre, sagte Rose nachher zu ihrem Manne): Erlauben Sie, gnädige Frau, mein Vetter Kurt von Dallwitz.

Die Wirkung, die der geheimnisvolle „Onkel" auf die schöne Frau übte, war ganz anders, als es sich Tante Eusebia gedacht hätte. Ich habe es ja gleich gedacht, hätte sie diesmal sicher nicht sagen können. Frau Rose lächelte holdselig und forderte den flotten Avantageur auf, sie bald zu besuchen. Und als sich der junge Mann verabschiedete, reichte sie ihm gnädig die Fingerspitzen.

Auf das Fräulein fiel ein Abglanz dieser Huld. Rose versuchte in den nächsten Tagen, Minna über ihren Verwandten auszuforschen, erhielt aber nur sehr einsilbige Antworten. Sie erfuhr nur so viel, daß der Vetter beim Alexanderregiment als Junker eingetreten sei, daß er der Sohn des Onkels sei, der in der Nähe von Berlin ein Landgut besitze, wo Minnas zwei jüngste Schwestern erzogen würden.

Frau Rose entfaltete nun der Dallwitz gegenüber eine große Liebenswürdigkeit. Ihrem Süßel und Tante Eusebien sagte sie, daß die Geschichte mit der Begegnung im zoologischen Garten ganz harmlos und anständig zusammenhinge, und daß der Vetter des Fräuleins ein vornehmer junger Mann sei. Weißt du, Fritzel, berichtete sie, er steht beim Alexanderregiment und wird nächstens Offizier. Er wird uns seinen Besuch machen, und wir werden ihn zur Gesellschaft einladen. Es wird sich nobel ausnehmen, eine Uniform unter unsern Leuten zu haben. Worauf Fritzel nichts sagte, aber ein wenig seufzte.

In den nächsten Wochen wurde nun Sonntags vormittags der Salon besonders sorgfältig aufgeräumt, und Frau Rose that ein besonders kostbares Kleid an. Doch Kurt von Dallwitz kam nicht. Als zwei Monate in vergeblichen Vorbereitungen vergangen waren, verschwand Frau Roses Liebenswürdigkeit und machte wieder einer gereizten Stimmung gegen das Fräulein Platz.

Minna erkannte recht wohl den Grund; sie kannte auch den Vetter und wußte, daß er nicht kommen würde. Eines Morgens erhielt sie ein wappengeschmücktes Briefchen folgenden Inhalts:

Liebes Bäschen!

Ich habe zwar deiner schwarzen Germanin meine Reverenz gemacht, als sie mich bat, euch zu besuchen. Aber — na du weißt ja, daß ich zu den Leuten nicht gehen mag und kann. Als wir uns im Sommer zufällig im Zoo trafen,

sagtest du, ich möchte thun, als ob du gar nicht in Berlin wärest. Du bist immer so vernünftig, du hattest auch da wieder Recht, und ich folgte ja auch deinem Wunsche und machte nicht den Versuch, dich wiederzusehen. Nun muß mir der Teufel deine Alte in den Wurf bringen und sie mich gleich kapern wollen. So was ist ganz versessen auf einen Waffenrock.

Sei mir nicht böse, Bäschen, wenn dir vielleicht mein Ausbleiben Verlegenheit bereitet; aber wenn ich käme und von der Leber weg redete, wäre es noch schlimmer. Uebrigens wäre mein Kommen auch ausgeschlossen — wegen des Regiments. Mach also eine Ausrede, welche du willst. Daß ich scheußlich viel Dienst habe, ist nebenbei bemerkt wahr.

Den kleinen Mädchen gehts famos, wie Vater schreibt.

Mit herzlichen Grüßen

Dein

Vetter Kurt.

Das Briefchen mit dem Wappen war nicht unbemerkt geblieben. Als Frau Rose einige Andeutungen deshalb machte, sagte Minna einfach: Mein Vetter Dallwitz läßt sich bei der gnädigen Frau entschuldigen, er hat seine Aufwartung nicht machen können, weil er sehr viel Dienst hat.

Frau Rose war klug genug, das zu verstehn. Aber am ersten des nächsten Monats kündigte sie dem Fräulein. Als Grund der Kündigung gab sie in dem Zeugnis, das sie Minna Dallwitz ausstellte, an: „Ihre gesellschaftliche Bildung genügte nicht meinen Ansprüchen."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom naturphilosophischen Schriftenmarkte. Ob der Zug nach rechts, der unser öffentliches Leben in Politik und Kirche, sowie in Geschichte und Staatswissenschaften beherrscht, durchweg gesund ist, wollen wir dahingestellt sein lassen, aber daß er sich jetzt auch auf einem Gebiete bemerkbar macht, auf dem alles Alte die letzten Jahrzehnte hindurch förmlich verfehmt war, auf dem naturphilosophischen, ist mit Genugthuung zu begrüßen. Wie wir aus einem bunt zusammengewürfelten Bündlein Schriften sehen, das der Zufall bei uns anschwemmt, ist es Lehrern der Naturwissenschaften heute nicht mehr verboten, an Gott zu glauben und an Häckel zu zweifeln, und wenn die alten Wahrheiten von den Zünftigen in der Broschürenlitteratur wieder zugelassen werden, so werden sie demnächst wohl auch in der liberalen Tagespresse wieder schüchtern ihr Haupt erheben dürfen. Dr. Hermann Klein giebt in seinen bei E. H. Mayer in Leipzig in dritter Auflage erschienenen angenehm zu lesenden Kosmologischen Briefen dem gebildeten Laien erschöpfende Auskunft über den Bau unsers Planetensystems und die Beschaffenheit der Weltkörper vom heutigen Standpunkte der Forschung. Besondres Gewicht legt er dabei auf die Frage nach der Bewohnbarkeit der Weltkörper. Er hält es zwar für nicht unwahrscheinlich, daß es in andern Sonnensystemen ebenfalls Planeten giebt, die von Menschen oder menschenähnlichen Geschöpfen bewohnt sind, findet aber in unserm Planetensystem die Daseinsbedingungen für höhere Organismen nur auf

unsrer Erde und auf keinem andern Planeten, auch nicht auf dem Mars. Er schließt auf Seite 308 mit dem Satze: „Erhaben über die Vergänglichkeit der Erde und der Sonne, wie des Firmaments, das nächtlich über unserm Haupte seine Kreise zieht, bleibt die menschliche Seele, der wir eine ewige Dauer zumessen können, denn, wie Paracelsus sagt, Gott ist in ihr.“ — Noch einen Schritt weiter geht Dr. Dutoit-Haller, Privatdozent und Arzt am Bürgerspital in Bern. Sein akademischer Vortrag: Schöpfung und Entwicklung nach Bibel und Naturwissenschaft (Basel, R. Reich, 1892) enthält eine Rechtfertigung der mosaischen Schöpfungsgeschichte und eine kurze, klare, schlagende Widerlegung des Darwinismus. — Der Titel: Grundlegung einer Kosmobiologie von F. Ritter von Feldegg (Wien, A. Hölder, 1891) täuscht einigermaßen, da die Schrift weit mehr erkenntnistheoretischen als kosmobiologischen Inhalts ist und sich vorzugsweise mit dem Wesen von Zeit und Raum beschäftigt. Aber sie gehört hierher, weil der Verfasser zu dem Ergebnis kommt, daß Natur und Geist zwei verschiedne, „inkommensurable“ Ordnungen seien, die sich jedoch in dem menschlichen Ichgefühl „kreuzen,“ und daß der „biologische Weltprozeß“ auf eine höhere Entwicklungsform, auf eine „unsre eigne Art weit übersteigende rein geistige Wesenheit“ hinweise. Es ist erfreulich, zu sehen, wie diese alten Wahrheiten nun auch in algebraischen Gleichungen und mit Asymptoten bewiesen werden, die uns noch mehr imponiren würden, wenn sie nicht öfter (Seite 71 dreimal) Assymptoten gedruckt wären. Das schöne Wort „Apodictizität“ empfehlen wir zur Verwendung in Reichsgerichtsentscheidungen. Man sieht übrigens, Karl du Prel hat nicht so ganz Unrecht mit seinem von Feldegg zitirten Scherz: die alten Weiber behielten am Ende immer Recht, die Gelehrten immer Unrecht. — Zum Nationalismus des vorigen Jahrhunderts steuert C. Andresen sein mit Schätzen modernster Errungenschaften beladnes Schifflein zurück in dem Buche: Die Entwicklung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung, zweite veränderte und erweiterte Auflage (Hamburg, Verlagsanstalt A.-G., 1892). Es ist etwas viel, was er auf 222 Seiten bietet, nämlich Natur- und Geschichtsphilosophie, Theologie und Sozialwissenschaft, aber es ist alles lesbar, und die sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Brocken verraten eine gesunde Grundansicht. In der Philosophie und Theologie haut und sticht er nach rechts und nach links gegen Klerikalismus und Materialismus und stellt mit löblicher Entschiedenheit sein Glaubensbekenntnis auf. Es besteht in dem einen Dogma: „Ich glaube, daß Christus der Gesandte des lebendigen Gottes ist.“ Wie weit wir jedoch trotz aller Mühe unsrer Vermittlungstheologen und -philosophen von der erstrebten Einigung der Geister entfernt bleiben, wird uns auch bei diesen Schriften wieder klar. — Während Andresen die Dogmen von Erbsünde und Erlösung und von den Wirkungen der Taufe ganz entschieden verwirft, sucht G. J. Bock, den Spuren des tiefsinnigen Drummond folgend, in einer geistvollen Broschüre, die einer kleinen, aber desto andächtigern Gemeinde zur Erbauung dienen wird, diese drei Dogmen als Lebensgesetze der Geisterwelt, die in den Naturgesetzen ihre genaue Analogie fänden, zu erweisen (Naturwissenschaft und Bibel. Nur ein Gesetz in Natur und Schrift. Naturwissenschaftlich-theologische Studie nach Drummond. Leipzig, A. Deichert, 1892). — Ohne Beziehung auf die höchsten und letzten Fragen geschrieben ist das Büchelchen: Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte von J. A. Stähely (Leipzig, Otto Wigand, 1892). Der Verfasser vertritt — ob mit neuen Gründen, vermögen wir nicht zu beurteilen — die auch abgesehen von Thales nicht neue Hypothese, daß alle Wärme, alle Bewegung, alles

Leben aus der wechselnden Verbindung und Trennung der Wasserstoff- und Sauerstoffatome des Weltalls und zunächst unsrer Sonne entspringen.

Acta Borussica. Im Frühjahr 1887 stellten die Mitglieder der Königlichen Akademie der Wissenschaften v. Sybel, Schmoller und Lehmann auf Anregung des erstgenannten in der philosophisch-historischen Klasse den Antrag, die Akademie möge beschließen, auf ihre Kosten und durch eine Kommission aus ihrer Mitte als Ergänzung der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen eine umfassende Veröffentlichung über die innere Staatsverwaltung Preußens im achtzehnten Jahrhundert in Angriff zu nehmen. Die Akademie schloß sich der Ansicht der Antragsteller an, daß eine solche Publikation wünschenswert sei; da sich jedoch ergab, daß ihre Mittel dafür nicht ausreichten, so wurde ein Gesuch um Unterstützung an den Kultusminister gerichtet. Darin wird gesagt, daß sich die geplanten Veröffentlichungen auf die Zeit von 1713 bis 1786 beschränken sollen. „Damals ist der preußische Beamtenstand und die preußische Armee, die preußische Steuer- und Domänenverwaltung, die preußische Justiz entstanden; die preußische Sozial-, Gewerbe- und Landeskulturgesetzgebung hat wie das preußische Recht in den damaligen Leistungen seine Wurzeln; die Aufgaben der Förderung geistiger und materieller Kultur wurden von keinem Staate Europas im achtzehnten Jahrhundert so energisch erfaßt wie in Preußen." Folgende Verwaltungszweige sollen zunächst berücksichtigt werden: 1. die Militärverwaltung, 2. die Münzverwaltung, 3. die Zoll- und Accisenverwaltung, 4. die Pflege der wichtigsten Industrien. Es handelt sich dabei, heißt es am Schluß, „um eine große patriotische That, um ein Unternehmen, welches das Staatsgefühl und die Anhänglichkeit an die Dynastie in außerordentlicher Weise zu stärken imstande ist." Nachdem der Minister die Unterstützung bewilligt hatte, wurde nach einem von ihm genehmigten Statut die Kommission gewählt, der die geplante Arbeit obliegt. Sie beschloß, mit der Geschichte der preußischen Seidenindustrie zu beginnen, weil der Stoff dafür schon größtenteils gesammelt war, von Professor Schmoller; Dr. Hintze, dem diese Arbeit übertragen wurde, ergänzte und verarbeitete das Material.

So sind denn 1892 bei Paul Parey in Berlin die ersten drei Bände der Acta Borussica erschienen unter dem Titel: Die Preußische Seidenindustrie im achtzehnten Jahrhundert und ihre Begründung durch Friedrich den Großen. Die ersten beiden Bände enthalten die von G. Schmoller und O. Hintze bearbeiteten Akten aus der Zeit von 1687 bis 1807, der zweite Band außerdem noch eine Sammlung statistischer Belege, Akten zur Entwicklung der Krefelder Seidenindustrie und vortreffliche technische Erklärungen in alphabetischer Reihenfolge sowie ein sehr vollständiges Register. Der dritte Band enthält die Erzählung und Darstellung der Ergebnisse nebst vorausgeschickter kurzer Geschichte der Seidenindustrie in Europa. In der Sitzung der Akademie am 21. April 1892 hat Schmoller über die Publikation berichtet und dann seinen Bericht in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Er sagt darin, daß der dritte Band natürlich eine individuelle wissenschaftliche Arbeit sei und nur mit Einschränkung als Veröffentlichung der Akademie bezeichnet werden könne, daß aber er für seine Person alles wesentliche darin für richtig und objektiv dargestellt halte.

Es trifft sich nun sonderbar, daß gerade diese erste Veröffentlichung wenig geeignet erscheint, „das Staatsgefühl und die Anhänglichkeit an die Dynastie zu stärken." Während nämlich die von den holländischen Gebrüdern von der Leyen in Krefeld begründete Seidenindustrie, die von den Behörden weder unterstützt

noch bevormundet worden ist, heute noch blüht — vergebens hat sich Friedrich der Große Mühe gegeben, die Herren von der Leyen zur Übersiedlung eines Teils ihres Geschäfts nach dem Osten zu bewegen —, ist die von dem großen König mit einem Aufwande von zwei Millionen Thalern und einem gewaltigen büreaukratischen Apparat in Berlin und Potsdam begründete und großgezogene Seidenindustrie nach seinem Tode verfallen und heute spurlos verschwunden. Hintze und Schmoller suchen den Folgerungen vorzubeugen, die die Männer des laissez faire daraus schon gezogen haben und nach Veröffentlichung der Akten erst recht daraus ziehen werden. Wenn wir nun aber auch unterschreiben, was Schmoller über die zeitweilige Notwendigkeit des absolutistischen Großstaats im allgemeinen sagt, so vermag er uns doch mit seiner Rechtfertigung der Gewerbepolitik Friedrichs des Großen nicht völlig zu überzeugen. Die Thatsache bleibt bestehen, daß, abgesehen von Krefeld, die Seidenindustrie der von niemand unterstützten und bevormundeten italienischen Kleinstädter den Weltmarkt dreihundert Jahre beherrscht hat und, alle politischen Wechselfälle, alle Revolutionen und alles Elend überdauernd, heute noch blüht, während die künstliche Schöpfung in Berlin kaum hundert Jahre bestanden hat, obwohl der große König seine ganze gewaltige Willensenergie und seine Macht, und seine erleuchtete Büreaukratie all ihre Kunst daran gesetzt hat. Zum Beweise dafür, daß auch die berühmte französische Seidenindustrie eine Schöpfung des Staates sei, genügen die von Hintze mitgeteilten Angaben nicht; daß die Seidenweberei schon vor Ludwig dem Elften, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in Frankreich geblüht habe, sagt er ja selbst. Der Satz: „aber dauernden Bestand hat das Gewerbe nicht gewonnen; es handelte sich im fünfzehnten Jahrhundert um eine völlige Neubegründung" ist mit nichts belegt. Jedenfalls geben wir Sully Recht gegen Heinrich den Vierten, wenn er in der übertriebnen Ausbreitung von Luxusindustrien eine Gefahr für die Landwirtschaft, sowie für die Gesundheit der sozialen und politischen Verhältnisse sah. „Mit richtigem Blicke — sagt Hintze S. 20 des dritten Bandes nach einem Bericht über die Hamburger Seidenindustrie — haben Hamburger selbst vor allem die Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen für den Verfall ihrer Industrie verantwortlich gemacht. Wiederum ein charakteristisches Beispiel für die Überlegenheit der staatlichen über die städtische Wirtschaftspolitik." Ja, daß der Große den Kleinen, der Staat die Stadt tot treten kann, wenn er will, daran zweifelt ohnehin kein Mensch; aber für den Beruf und die Befähigung der großstaatlichen Büreaukratie, lebensfähige Industrien zu schaffen, ist damit nichts bewiesen, wenn es auch selbstverständlich zu den Aufgaben des Staats gehört, die auf natürlichem Wege entstandnen zu fördern und zu schützen.

Schmoller meint, man müßte die von Friedrich begründete Seidenindustrie nicht für sich allein, sondern im Zusammenhange mit dem gesamten Wirtschaftsleben des preußischen Staats betrachten. Er sagt: „Die zwei Millionen sind als eine Schulaufwendung, als ein Erziehungsgeld anzusehen, das Berlin und dem Osten die Kräfte und Fertigkeiten, die Sitten und Gewohnheiten einimpfen half, ohne welche ein Industriestaat nicht bestehen kann. Es fehlte in diesen feudalen Territorien mit ihren verarmten Ackerstädten und Handwerkern ebenso an den Unternehmern, wie an den Arbeitern, wie sie für die feineren Industrien, für den Weltmarkt unentbehrlich sind. . . . Das Wichtigste war, daß Berlin im Jahre 1800 eine technisch hochstehende Arbeiterschaft und ein fähiges kapitalkräftiges industrielles Unternehmertum hatte, und diese Thatsache blieb, ob die Seidenindustrie fortdauerte oder nicht, das große Resultat der friedericianischen Politik."

Darüber urteilen zu können, wie weit die gegenwärtig in den östlichen Provinzen Preußens — deren einige übrigens heute noch so rein agrarisch sind wie vor hundert Jahren — und namentlich in Berlin blühende Industrie eine Frucht der Erziehung des Arbeiterstandes durch die damalige Seidenweberei sei, dazu würde eine so umfassende und gründliche Kenntnis der preußischen Gewerbegeschichte erforderlich sein, wie sie außer Schmoller selbst vielleicht niemand besitzt. Wir wollen ihm daher aufs Wort glauben. Und der gute Wille des Königs sowie die Arbeitsmühe, die er auch in dieser Hinsicht zum Wohle des Volks auf sich genommen hat, sind selbstverständlich über jedes Lob erhaben.

Nicht minder preiswürdig ist die unablässige Fürsorge für die Arbeiter, die er dabei bekundete. Durch zünftlerische Einrichtungen schützte er sie gegen Konkurrenz und Lohndruck. An Streitigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern fehlte es nicht; wegen der Frauen- und Kinderarbeit kam es 1786 sogar zu Tumulten. „Die Tumultuanten wurden natürlich streng bestraft, aber dem Justizminister Carmer, der einseitig für die Fabrikanten eintrat, antworteten die Herren vom Generaldirektorium mit einer Erinnerung an den Prozeß des Müllers Arnold." Das Koalitionsrecht besaßen die damaligen Arbeiter freilich nicht; aber sie brauchten es auch nicht, weil ihnen die Regierung Löhne sicherte, wie sie unsre heutigen Arbeiter mit allen ihren modernen Scheinrechten nirgends zu erzwingen vermögen.

Ja, das wars ja eben, daran mußte diese Industrie zu Grunde gehen! werden unsre heutigen Industriellen triumphirend ausrufen, die zwischen löblichen und tadelnswerten Einmischungen des Staats in Gewerbesachen unterscheiden. Nun, auf diese schwierige Frage können wir hier nicht eingehen. Jedenfalls ist es interessant und lehrreich, einer der merkwürdigsten Regierungsthätigkeiten des großen Königs an der Hand der Aktenstücke auf Schritt und Tritt nachgehen zu können. Die weitern Veröffentlichungen der neuen Kommission werden uns hoffentlich mit Gegenständen bekannt machen, bei denen das Ergebnis der Regierungsthätigkeit Friedrichs weniger leicht angefochten werden kann.

Der Deutschenhaß in Frankreich. Zur Ergänzung, teilweise auch zur Widerlegung der Anschauungen in dem Grenzbotenartikel (Nr. 6): Der Deutschenhaß bei unsern Nachbarn, teile ich den Lesern einen mir soeben zugegangnen Brief aus Frankreich mit. Er stammt aus der Feder eines der angesehensten französischen Professoren, dem man irgend welchen Chauvinismus vorzuwerfen nicht berechtigt ist, und giebt unverhüllt die Stimmung wieder, die dort in den akademisch gebildeten Kreisen gegen Deutschland herrscht.

Zur Erklärung des Briefes seien folgende Bemerkungen vorausgeschickt. Die preußische Regierung hat eine Reihe von Stipendien für die Lehrer der neuern Sprachen ausgesetzt, damit auch die weniger bemittelten in der Lage wären, zuweilen einige Wochen im Auslande zuzubringen und sich dort in der praktischen Beherrschung der fremden Sprache zu vervollkommnen und zu befestigen. Die Versuche vieler Neuphilologen, in Genf diese Studien zu betreiben, waren wenig erfolgreich. Es mußte also Fühlung mit Paris gesucht werden. Aber in Paris einen festen Mittelpunkt für unsre Neuphilologen zu schaffen, ist, wie der folgende Brief zeigt, leider gescheitert:

Monsieur et cher Collégue, J'ai réfléchi longuement à votre proposition de créer à Paris une sorte d'institution où les boursiers du gouvernement allemand pourraient venir séjourner en Août et Septembre pour s'exercer à la pratique

de la langue française. Presque en même temps M. le Dr. Waetzold de Berlin m'écrivait dans le même sens.

Après en avoir conféré avec plusieurs collégues, nous avons reconnu que la chose était impossible du moins d'ici quelque temps.

Un maître isolé, recommandé par vous recevra toujours un excellent accueil et pour ma part, je me ferai un plaisir de me mettre entièrement à sa disposition.

Quant à une réunion quasi officielle, il ne faut pas y songer.

La disposition d'esprit est telle en France, que l'on verrait de très mauvais œil des réunions de ce genre. C'est regrettable, mais c'est comme cela.

Il faut ajouter, que les neuf dixièmes des professeurs d'allemand sont originaires d'Alsace-Lorraine et tous très mal disposés pour l'Allemagne. D'abord, par suite de l'annexion et ensuite des procédés vexataires et stupides auxquels ils ont été et sont souvent encore exposés quand ils se rendent dans leur famille. Pendant des années, l'Ambassade d'Allemagne m'a refusé l'autorisation d'aller voir mes parents en Alsace. Je vous cite des faits personnels; la même chose est arrivée au plus grand nombre de me collégues. Même en cas de maladie grave ou de décès survenu dans une famille, l'entrée en Alsace-Lorraine nous était rigoureusement interdite. Une de mes sœurs était mourante, il y a trois ans; à force de démarches j'ai obtenu un permis. A mon arrivée, ma sœur était morte, sans que j'aï pu la revoir une dernière fois. Ce sont de choses que l'on n'oublie pas. Il y a des milliers de fait de ce genre.

De plus quelques Allemands habitant Paris ont su et savent se rendre insupportables par leur raideur, leur morgue, leur esprit de dénigrement. Il y a quelque temps seulement il m'a fallu une patience impossible pour ne pas flanquer à la porte un Berlinois qui s'était présenté chez moi et qui pendant une demiheure n'a fait que récriminer contre l'ignorance et la vanité des Français en général et des professeurs en particulier. C'était écœurant.

J'entre dans tous ces détails pour bien vous démontrer l'impossibilité de réaliser la création demandée. Nous ne le pouvons pas et nous ne le voulons pas. Et cela durera longtemps. C'est une de conséquences de la guerre de 1870 et surtout de l'annexion. Je vous le répète: toute personne qui viendra de votre part, individuellement, sera bien reçue et je serai tout à ses dispositions. Mais pas de réunion, pas d'institution officielle ou officieuse.

Der unverkennbare und leicht erklärliche Groll der gebildeten Gesellschaft Frankreichs gegen Deutschland wird manchem unsrer Neuphilologen einen Strich durch die Rechnung machen. Zweiundzwanzig Jahre sind nun seit dem deutsch-französischen Kriege verflossen, aber diese lange Zeit hat die Gegensätze und Verstimmungen noch nicht beseitigt; im Gegenteil, sie sind durch die oft rücksichtslos ausgeübte Grenzsperrung und nicht zum geringsten Teil durch das oft flegelhafte Auftreten der Deutschen in Paris von Jahr zu Jahr verschärft worden. Die Franzosen kommen immer seltner zu uns. In Leipzig, wo sie früher in großer Zahl studirten, schmilzt ihre Zahl immer mehr zusammen. Dasselbe ist in Berlin und in andern Universitätsstädten der Fall. Sie gehen, um ihre deutschen Sprachstudien zu betreiben, am liebsten nach der Schweiz. Es wird also auch unsern Neuphilologen nichts weiter übrig bleiben, als sich wieder auf den neutralen Schweizer Boden zu begeben. E. G.

Schwarzes Bret

Als eine schlagende Bestätigung des Vorwurfs, den wir kürzlich hier gegen gewisse Militärkapellen erhoben haben, daß sie in ihren Groschenkonzerten das unmusikalische große Publikum, anstatt ihm gute Musik zu bieten, in sündhafter Weise mit Wagner überfüttern, kann das Programm eines Konzerts dienen, das der Musikdirektor des 107. Regiments für den 9. März im Krystallpalast in Leipzig angekündigt hat. Er nennt das Konzert geradezu einen „Wagnerabend," und das Programm lautet (übrigens in einem wunderbaren Deutsch, das wahrscheinlich „schneidig" klingen soll, in Wahrheit aber ein lächerliches Gestammel ist) wörtlich: Ouverture Rienzi. Waldweben. Tonbilder Walküre. Trauermarsch. Kriegsfanfaren und Königsgebet. Kaisermarsch. Vorspiel Parsifal. Ouverture Tannhäuser. Paraphrase Meistersinger. Fantasie Fliegender Holländer.

Wenn ein musikalischer Mensch dieses Programm von Anfang bis zu Ende anhören wollte, so würde er das Konzert nicht nur in geistigem und gemütlichem, sondern geradezu in körperlichem Unwohlsein verlassen. Ganz unmusikalische Menschen werden es ja vielleicht aushalten. Kann es aber der Beruf unsrer Militärkapellen sein, Nerven und Magen eines arglosen Konzertpublikums auf eine derartige Probe zu stellen? Armes Volk!

Das Berliner Tageblatt (3. März, Abendausgabe) schreibt: „Man sieht, die Kommission ist noch lex Heinzelscher, um dieses vielleicht noch neue Objektivum einmal anzuwenden, als die Regierung selbst."

Ist der Zwischensatz ein leiser Anfang jener Selbstironie, die großen Geistern so gut steht, oder soll er dem Leser sagen: Wir können uns noch immer selbst übertreffen, wir können noch schöneres „Deutsch" schreiben, als mans ohnehin von dem Organ der Intelligenz gewohnt ist?

Geburtsanzeige

Soeben ist Frau Amts-Schrift-Sprache, meine Gemahlin, ebenso schwer wie glücklich von einem Töchterchen entbunden worden, und haben wir beschlossen, demselben den Namen

Fahr-Preis-Anzeiger-Droschke

zu geben.

Skythopel, 1. März 1893 Papierowisch, Polizeioberst

An den Kritiker der N. D. Z.

Guter Freund, du dünkst dich wichtig?
Geh! Dich lassen wir in Ruh.
Wer nicht wahr ist, ist uns nichtig.
Lebe wohl und schnattre zu!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Aussichten der Militärvorlage

Bedeutet die Stille, in der die Galeere der Militärvorlage nun schon seit Monaten segelt, glückliche Fahrt oder Stille vor dem Sturm? Wer von den politischen Wettermachern getraute sich, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten! Hat doch selbst die vorläufige Ablehnung der Vorlage durch die Militärkommission die Wellen nur erst leicht gekräuselt. Dazwischen geht die Zeit doch „aufrecht unter ihrer Last.“ Sie hat auch in eine Reihe anfangs hart umstrittner Fragen Klärung gebracht. So tritt, abgesehen von gelegentlichem wehmütigem Grollen der Kreuzzeitung, heute niemand mehr für Beibehaltung oder richtiger Wiederherstellung der dreijährigen Dienstzeit ein. Das Quinquennat hat keine ernsten Gegner. Die Formel, die zweijährige Dienstpflicht der Fußtruppen für die Dauer der neuen Friedenspräsenz auch gesetzlich festzulegen, ist so gut wie gefunden. Die Frage, ob Deutschland imstande sein werde, alljährlich ein Mehr von 60000 wehrfähigen Rekruten aufzubringen, hat sich auf den fast inhaltslosen Streit darüber zugespitzt, was unter Schönheitsfehlern und was unter leichten, die Dienstuntauglichkeit keinesfalls aufhebenden Gebrechen zu verstehen sei. Die Verantwortung dafür, wie die neuzugründenden Stellen der 2138 Offiziere und 11857 Unteroffiziere besetzt werden sollen, ist man geneigt, ausschließlich der Regierung zu überlassen. Endlich haben auch die finanziellen Berechnungen der Militärverwaltung dem scharfen Frageseuer des großen freisinnigen Rechenmeisters Stand gehalten. Es bleibt mithin bei den rund 64 Millionen dauernden Mehrausgaben, wenn auch offen eingeräumt worden ist, daß die Kasernirung der neuen Truppenteile und die Steigerung des Pensionsetats auf eine Reihe von Jahren hinaus beträchtliche Mehraufwendungen erfordern werden. Die Kommissionsberatungen haben also, obschon sie äußerlich

das fast einzig dastehende Beispiel einer von den Feinden wie von den Freunden der Vorlage einmütig betriebnen Verschleppungstaktik boten, immerhin ein positives Ergebnis gehabt: sie haben die technische Durchführbarkeit der Vorlage so gut wie außer Zweifel gestellt, sodaß die Frage, entkleidet von allem untergeordneten Beiwerk, in ihrem Lapidarstil wieder lauten kann: Soll die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres und wie weit soll sie erhöht werden? Kann und will das deutsche Volk die damit verbundnen Lasten tragen?

Freilich diese Fragen an Eugen Richter und seine nächsten Getreuen oder gar an die Sozialdemokraten zu stellen, hieße wohl beide beleidigen. Auf ihr „unentwegtes," männerstolzes Nein! das von der Reichsverfassung an nun schon unter so vielen für Deutschland notwendigen und segensreichen Gesetzen prangt, kann man sich sicher verlassen. Merkwürdig und — wenn die Frage nicht so ernst wäre — belustigend ist nur, daß alle Welt hinter dem mindestens ebenso kräftig und pathetisch ausgesprochnen Nein! des Dr. Lieber und der Zentrumsoffiziösen doch immer wieder ein schüchternes Ja, wenn —! herauszuhören glaubt. Vergegenwärtigt man sich, daß das Zentrum mit seinem Anhang von Polen und Welfen über mindestens 140 von den 397 Stimmen des Reichstags verfügt, denen die ehemaligen Kartellparteien zusammen nur etwa 130 gegenüberzustellen haben, während die freisinnige Partei rund 70 Stimmen zählt, so muß man, wenn man gerecht sein will, eins zugestehn: es ist für den Grafen Caprivi eine starke Versuchung, die Militärvorlage, von deren gebieterischer Notwendigkeit für Deutschland er im Innersten überzeugt ist, aus der Hand des Zentrums anzunehmen. Und wenn das Zentrum einmal bewilligt, dann wird es auch nicht knauserig sein. Für die etwa abzukommandirenden Zentrumsdemokraten würden die Konservativen gern auf die Schanzen treten. Ganz nüchtern betrachtet, würde Graf Caprivi ohne Frage ein glänzendes Geschäft machen, wenn er dies günstige Ergebnis durch Preisgebung des Jesuitengesetzes erreichen könnte. Die Grenzboten haben sich über den Wert dieses Gesetzes schon vor Jahren, ehe noch an die Möglichkeit zu denken war, es als einen Handelsgegenstand zu verwerten, sehr kühl ausgesprochen. Der Befugnis, einen Deutschen bloß deshalb, weil er der „Gesellschaft Jesu" angehört, kraft des Gesetzes aus bestimmten Bezirken auszuweisen oder auf einen bestimmten Bezirk zu beschränken, wird immer das Odium der Gesinnungsverfolgung und des Gewissenszwanges ankleben. Wir verdenken es unsern katholischen Mitbürgern nicht, daß sie die Beseitigung dieses Bannrechts fordern, nachdem dasselbe Unrecht gegenüber der Sozialdemokratie jetzt gesühnt worden ist. Das Recht, jesuitische oder nichtjesuitische Ausländer aus dem Landesgebiete zu weisen, wenn sie lästig fallen, das Recht, Ordensniederlassungen zu verhindern und ihnen Korporationsrechte zu verweigern, bleibt den einzelnen Bundesstaaten ohnedies als unbestrittnes, auf dem Verwaltungswege auszuübendes Hoheitsrecht. Das Reich hat keinen Grund und

verfassungsmäßig auch keinen Beruf, den Einzelstaaten die Last dieser Verantwortung abzunehmen. Übrigens ist von der Ausweisungsbefugnis und dem Bannrecht während der zwanzig Jahre, daß das Gesetz besteht, so gut wie kein Gebrauch gemacht worden, und doch weiß jedermann, daß es während der ganzen Zeit an deutschen und ausländischen Jesuiten in Deutschland nie gefehlt hat. Daß der jetzt eben entfachte Petitionssturm gegen Wiederzulassung der Jesuiten nur äußerst matt verläuft, müssen selbst die zugeben, die hierin die unverfälschten Regungen der Volksseele zu erblicken geneigt sind. Wir wiederholen also, daß wir vom Standpunkte der Gerechtigkeit und einer nüchternen Realpolitik aus dem aufgehobnen Jesuitengesetz keine Thräne nachweinen würden. Trotzdem wäre es höchst bedauerlich, wenn die Reichsregierung ihre Militärvorlage von dem Zentrum gegen das Jesuitengesetz einmarkten müßte. Wir Deutschen sind nun einmal keine business-men. Es widerstrebt unsrer idealen Anschauungsweise, dem Quell unsrer Schwäche wie unsrer Stärke, Dinge, die mit Religion, Glaubensfreiheit, mit unsern heiligsten Gefühlen in einem wenn auch vielleicht nur eingebildeten Zusammenhang stehen, gegen Geld und Soldaten hinzugeben. Es geht zugleich gegen unsre besten nationalen Empfindungen, die Sicherstellung des Reichs am Ende der freundlichen Vermittlung einer außerdeutschen geistlichen und doch recht weltlichen Macht verdanken zu müssen. Kann aber, wie die Dinge nun einmal liegen, diese Notwendigkeit überhaupt noch vermieden werden? An ein Zurückziehen oder Vertagen der Vorlage ist nicht zu denken. Das Ansehen der Regierung ist diesmal doch noch ganz anders damit verknüpft, als mit dem Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurf. Zahlenmäßig betrachtet, bliebe zwar noch die Möglichkeit, das Gesetz mit Hilfe der Konservativen, Nationalliberalen und — Freisinnigen durchzubringen. Aber daß von den Freisinnigen „die um Richter“ unter allen Umständen auszuscheiden wären, haben wir schon erwähnt. Sich auf eine Spaltung der Freisinnigen zu verlassen, wäre trotz der in den letzten Tagen drohend gewordnen Sezession des Hinze-Rickertschen Flügels gewagt. So gern auch ein ansehnlicher Teil der Partei dem Grafen Caprivi entgegenkommen würde, so ist es doch klüger, damit zu rechnen, daß die unseligen Fraktionsinteressen auch diesmal wieder die Oberhand behalten werden. Zudem müßte, um diesen Weg auch nur einigermaßen gangbar zu machen, die Vorlage sehr stark, wahrscheinlich noch bis unter die Grenze der Bennigsenschen Vermittlungsvorschläge beschnitten werden. In der That eine verzweifelte Lage, aus der, wir fürchten es, nur die Auflösung des Reichstags herausführen kann.

Sind denn aber für diesen Fall die Aussichten der Regierung wirklich so hoffnungslos? Wir glauben: nein, wenn sie aus der Geschichte der letzten Monate zu lernen verstanden hat. Diese Geschichte lehrt, wie uns scheint, folgendes.

Die Vorlage ist in ihrer bisherigen Gestalt nicht, auch nicht mit Hilfe schwerer Opfer an das Zentrum zu retten. Das Motto: Aut Caesar aut nihil hat bisher nicht verfangen und wird es bei Neuwahlen erst recht nicht. Zudem hat man aus manchem beredten Schweigen und andern Anzeichen schon zu deutlich herausgehört, daß die Militärverwaltung die Sicherheit und Stärke Deutschlands schließlich auch bei einer geringern Friedenspräsenzstärke als 492068 Mann und 78809 Unteroffiziere für gewährleistet hält. Dann ist aber unerläßlich, spätestens in der Auflösungsbotschaft diese untere Grenze klipp und klar zu bezeichnen. Der neukandidirende regierungsfreundliche Abgeordnete ist dann in der taktisch wertvollen Lage, seinen Wählern zu sagen, daß er allzu schwere Lasten von ihnen abgewendet habe. Mit um so größerer Überzeugungskraft wird er dann für das unumgängliche Minus eintreten können. Die Frage ist dann auch der großen Masse leicht verständlich, wie sie auch 1887 einfach auf Septennat oder jährliche Bewilligung gestellt war. Wir möchten persönlich glauben, daß die Regierung zufrieden sein könne, wenn sie die vierten Bataillone, offenbar das eigentliche Rückgrat des ganzen Reformplanes, und die ihr kaum ernstlich streitig gemachten Vervollständigungen gewisser Spezialwaffen durchdrückt; im übrigen möge sie sich mit einem mäßigen Ausgleich der Etatsstärke der Infanterieregimenter begnügen. Die Hauptsache eines guten Wahlprogramms, das Vertrauen zur Regierung, steht freilich überhaupt nicht auf Papier geschrieben. Immerhin darf daran erinnert werden, daß Professor Delbrück, vielleicht der unerschrockenste Vorkämpfer der Militärvorlage, schon vor ihrer Einbringung das nötige Entgegenkommen der Militärverwaltung gegen gewisse, sehr berechtigte Empfindungen des auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht geeinten Nation vermißte. Dahin gehört z. B. der fast einstimmige Ruf nach einer Strafprozeßordnung für das Heer, die wenn nicht die Öffentlichkeit, so doch die Mündlichkeit und einige andre fast selbstverständliche Bürgschaften eines gerechten Strafverfahrens bietet. Niemand bezweifelt ferner den ernsten Willen aller obern militärischen Stellen, die immer wieder auftauchenden Soldatenmißhandlungen auszurotten. Aber man erinnert sich, daß, wo ein Wille ist, auch ein Weg sein muß, und ihre Ohnmacht, einen solchen Weg zu finden, wird gerade die Militärverwaltung doch nicht bekennen wollen. Man fragt auch, ob der vortreffliche kaiserliche Erlaß vom April 1890, der auf einfachere Lebenshaltung des Offizierkorps drang, der innerhalb und außerhalb der Armee, namentlich auch von den Vätern der Leutnants, Fähnriche und Einjährigfreiwilligen aufs freudigste begrüßt wurde, und von dem man sich einst die heilsamsten Wirkungen auch gegenüber dem Luxus der bürgerlichen Kreise versprach, nicht auf dem Papier stehen geblieben ist. Man findet es billig, daß angesichts einer Vorlage, die für die Armee vom ganzen Volke neue schwere Opfer und Einschränkungen auch der Wohlhabenden fordert, die Armee selbst mit einer ernsten und be-

scheidnen Lebenshaltung vorangehen sollte. Die Empfindung, daß Nähr- und Lehrstand von dem Wehrstand in materiellen und sogar gesellschaftlichen Dingen mehr, als ein vaterlandliebendes, zur Lösung hoher Kulturaufgaben berufenes Volk zugeben darf, überwuchert werden, ist in recht breiten und recht gutgesinnten Schichten der Bevölkerung verbreitet. Endlich ist es selbstverständlich, daß eine Wahlpropaganda nach dem Muster des Militärwochenblatts die Dinge schließlich ins hoffnungslose verbösern müßte. Die verunglimpfte Landwehr, die in einem künftigen Wahlfeldzuge doch die Kerntruppen für die Militärvorlage zu stellen haben würde, wartet immer noch auf eine wirkliche Genugthuung. Alles das und andres mehr sind Ponderabilien und Imponderabilien, mit denen bei einem soldatenfreundlichen und auch der jetzigen Vorlage im Grunde nicht abgeneigten Volke, wie dem deutschen, Wahlen gemacht oder — verdorben werden.

Daß die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Nation — wohlverstanden, diese als Ganzes betrachtet — hinreichen würde, die Kosten der neuen Vorlage zu tragen, darf heute als ausgemacht gelten, nachdem sie volkswirtschaftliche Autoritäten aller Parteirichtungen bejaht haben. Nur ist bei all den vergleichenden Betrachtungen mit der Belastung andrer Nationen und bei den Steuerprozenten, die jetzt die Zeitungen füllen, das eine regelmäßig vergessen worden, daß dabei alles auf die Art der Verteilung der Steuern ankommt. Deshalb wollen Durchschnitte nach der Kopfzahl der Bevölkerungen an sich recht wenig besagen. Bedenkt man, daß die Einkommensteuerpflicht z. B. in Sachsen schon bei 300 Mark, in Preußen bei 900 Mark, in England erst bei 3000 Mark Einkommen beginnt, daß ferner in Deutschland etwa drei Viertel aller an sich steuerpflichtigen Personen weniger als 900 Mark Einkommen haben, so ist klar, daß die Fähigkeit, die erhöhten Lasten zu tragen, doch nur bei den wenigen hohen Einkommen, dort aber auch sicher vorhanden ist. Die Regierungen müssen deshalb unbedingt den Entschluß finden, den geforderten Mehraufwand ausschließlich auf diese kräftigern Schultern zu legen. Sind es doch dieselben Klassen, denen die von der Armee geschaffne Sicherheit des Erwerbs absolut und relativ auch am meisten zu gute kommt. Man sollte deshalb die ohnedies hoffnungslose Bier- und Branntweinsteuer gar nicht erst wieder vorlegen. Das Rechenexempel mit dem halben Pfennig auf den Liter erinnert doch sehr an den alten Scholastenstreit über den Begriff des acervus: wieviel Sandkörner dazu gehören, bevor von einem Haufen geredet werden könne. Die kinderreichen untern Klassen sind ohne Zweifel auch bei uns von der indirekten Besteuerung reichlich genug erfaßt, und einmal muß in Tausenden von Familien der Punkt kommen, wo auch ein Mehr von einem halben Pfennig täglich das Maß überlaufen läßt. Die Branntweinsteuer lieber nicht anzurühren, dazu sollte schon der neuentbrannte agrarische Streit mahnen. In so heikeln Steuerfragen sind die bestehenden Zustände häufig schon deshalb die besten, weil sie

nun einmal bestehen. Der Börsensteuer wünschen wir den besten Erfolg. Aber sicher ist, daß sie den notwendigen Bedarf allein nicht aufbringen kann. Was dann? Das Reich ist in der glücklichen Lage, seinen Mehrbedarf allezeit von den Einzelstaaten einfordern zu können. Der Verzicht auf die Bier- und Branntweinsteuer würde also unmittelbar zur Folge haben, die einzelnen Bundesstaaten zur stärkern Anspannung ihrer direkten Besteuerung zu zwingen. Für jede einzelstaatliche Steuerreform ist aber, wie heute die Dinge liegen, durch die technisch ausgezeichnete und eminent gerechte Steuerpolitik des preußischen Finanzministers Miquel ein für allemal der Weg gewiesen. So würde mittelbar die Militärvorlage auch ein Stück ausgleichender Sozialpolitik nach sich ziehen. Und dann brauchten, darin stimmen wir der vortrefflichen kleinen Broschüre Jastrows bei, die Deutschen auch nicht mehr zu fürchten, daß andre wichtige, unter dem Zeichen des Mars jetzt über Gebühr vernachlässigte Kulturinteressen dauernd zurückgesetzt werden müßten.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

10

Wir haben in einer Reihe von Aufsätzen die Entwicklung der englischen und der deutschen Arbeit und ihre Ergebnisse skizzirt. Aus dieser Skizze hat sich ein Gesetz ergeben: dem ärmern Volke, also der Masse des Volkes, geht es wohl, so lange reichlich freier Grund und Boden vorhanden ist, oder anders ausgedrückt, so lange es dem Boden an Händen fehlt; kehrt sich das Verhältnis um, fehlt es den Händen an Boden, gleichviel ob infolge wirklicher Übervölkerung oder weil dem Volke durch Gewaltthat, die sich meist in Gesetze verkleidet, sein Land gesperrt wird, so ist das Volk elend. Außerdem haben wir eine für die Beurteilung der heutigen Lage wichtige Thatsache gefunden. Im Mittelalter entsprangen die Leiden der nordeuropäischen Völker der unvollkommen beherrschten Natur in einem kalten Klima. Sofern diese Völker solche Bequemlichkeiten entbehrten, die dem Menschen nicht an sich, sondern nur durch Gewohnheit oder Verwöhnung Bedürfnis sind, wurde solche Entbehrung gar nicht als Leiden empfunden. Was aber so empfunden wurde, z. B. die Winterkälte, für deren Abwehr man trotz großen Holzreichtums sehr unvollkommen gerüstet war, daraus entsprang kein sozialer Gegensatz, weil die Reichen diese Unbequemlichkeiten so gut zu tragen hatten wie die Armen, und weil die Zahl

der Bequemlichkeiten und Genüsse, die die einen vor den andern voraus hatten, äußerst gering war. Die Lage des heutigen Armen ist weit schlimmer als die des mittelalterlichen, seine Wohnung ist oft schlechter, als die schmutzige Hütte eines leibeignen Knechtes war, oder er irrt obdachlos und ohne die Aussicht, am Abend im Kloster ein freundliches Obdach zu finden, auf der Landstraße oder zwischen städtischen Palästen umher und muß dabei einen Luxus, eine Bequemlichkeit und einen Lebensgenuß der Reichen sehen, die das äußere Glück aller frühern Geschlechter überbieten und von dem eines spätern kaum werden überboten werden. Wird doch zu Gunsten des Reichen die Natur so vollkommen gebändigt und ausgenutzt, daß für ihn der Winter, der grimmigste Feind der Armen, die genußreichste aller Jahreszeiten ist, die saison κατ' ἐξοχήν. Große Volksnöte endlich, wie Seuchen und Teuerungen, erschienen im allgemeinen so deutlich als Wirkungen der Natur oder, wie man es damals auffaßte, als Strafen Gottes, daß die Einrichtungen von Staat und Gesellschaft nicht dafür verantwortlich gemacht wurden, nur allenfalls gegen die Juden schöpfte das Volk Verdacht; auch gingen mit ihnen selbst ihre Leiden rasch vorüber, während nicht selten gute Wirkungen, wie Steigerung des Arbeitslohns, zurückblieben. Daher gerieten die Massen niemals dauernd in eine gefährliche Stimmung wie heute, wo die schwächern Seelen unter den Armen schlapp und stumpf werden und ohne Gegenwehr in den Sumpf versinken, die kräftigern ohne Ausnahme von grimmigem Haß gegen die bestehende Ordnung und gegen die Reichen erfüllt sind; sondern wie bei Kindern, die zwar weinen, wenn sie Schläge bekommen, aber gleich darauf wieder lachen, war auch bei ihnen mit dem Ende der Plage sofort die fröhliche, lebenslustige und thatkräftige Stimmung wieder da.

Die Frage nun, ob das moderne Elend mit dem modernen Reichtum nicht allein im Kontrast, sondern auch im ursächlichen Zusammenhange steht, ob unsre Armen eben darum so arm sind, weil unsre Reichen so reich sind, ist eigentlich in jenen Aufsätzen schon mittelbar beantwortet worden, sie muß aber doch noch besonders beleuchtet werden, weil auch in diesem Punkte die Versäumnis klarer Unterscheidung den Streit darüber unfruchtbar und endlos gemacht hat. An sich ist der Satz, daß der Reichtum der einen die Armut der andern sei, falsch. Denn da die Produktivität der Arbeit durch Arbeitsteilung erhöht wird, Differenzirung der sozialen Lage und der Vermögen aber eine unabwendbare Folge der Arbeitsteilung ist, so läßt es sich recht gut denken und kommt in Wirklichkeit oft genug vor, daß solche Differenzirung alle ohne Ausnahme bis zum ärmsten hinab bereichert. Obwohl der niederschlesische Bauernknecht nicht den zehnten Teil so reich ist wie sein Bauer und nicht den hundertsten Teil so reich wie der gnädige Herr im Dorfe, so ist er doch viel reicher und lebt nicht allein menschlicher, sondern auch sinnlich angenehmer, als der Häuptling einer Indianerhorde, deren Mitglieder sämtlich

gleich arm sind. Aber die Anhäufung großer Privatreichtümer ist unter gewöhnlichen Umständen ohne einen Stand von Notleidenden nicht möglich, und sollen sie entstehen, so muß vorher ein Teil des Volks elend gemacht werden. Der Beweis dieser Behauptung bildet eigentlich den Kern des „Kapitals" von Marx. Der scharfsinnige Grübler hat nun den Gegnern des Sozialismus den großen Gefallen erwiesen, dem Elende der Philosophie, das er an Proudhon verspottet,*) selbst zu verfallen. Vielleicht darf er mit seinem Meister Hegel sagen: Nur einer hat mich verstanden, und dieser eine hat mich mißverstanden. Die beiden Hauptwahrheiten, die er entwickelt, sind eigentlich Gemeinplätze. Die eine sagt, daß der Arbeiter nicht den vollen Wert seiner Arbeitsleistung empfängt, sondern dem Brotherrn einen Teil abtreten muß. Das ist selbstverständlich. Kein Mensch würde ein solcher Narr sein, ein Rittergut zu bewirtschaften, wenn er den Leuten, die die Arbeit leisten, dem Inspektor, den Knechten, Mägden und Tagelöhnern, den gesamten Ertrag überlassen müßte; für einen Rittergutsbesitzer, der selbst nichts leistet, auch nicht in der Leitung und Beaufsichtigung, und solche giebts ja, würde nicht einmal ein Bissen Brot abfallen. Die praktisch wichtige Frage ist also nicht, ob der Arbeiter einen Abzug erleide, sondern ob dieser Abzug ungebührlich groß sei. Die zweite Wahrheit ist bei Lichte besehen keine andre, als die von Angebot und Nachfrage, oder genauer, daß das Gesetz von Angebot und Nachfrage auch für die beiden Waren: Arbeit und Boden gilt. Da außer diesen beiden Gesetzen noch andre Umstände in unbestimmbarer Menge und in beständigem Wechsel einerseits auf den Arbeitslohn, andrerseits auf den Preis des fertigen Produkts und den Profit des Fabrikanten einwirken, so ist der von Marx unternommne Versuch, das Verhältnis dieser drei Größen in einer allgemein giltigen mathematischen Formel auszudrücken, von vornherein aussichtslos und gewinnt auch dadurch nicht an Aussicht auf Erfolg, daß die Sache an einem andern Zipfel angegriffen wird. Marx stellt nämlich in den Mittelpunkt seiner Untersuchung die Begriffe des Werts und des Mehrwerts, d. h. des Wertteils, den der Arbeiter dem Fabrikat zum Vorteil des Fabrikanten zusetzt, indem er z. B. nicht bloß die sechs Stunden, in denen er seinen Lohn verdient, sondern zwölf oder mehr Stunden arbeitet. Wir bestreiten durchaus nicht, daß Marx durch seine theoretischen Untersuchungen die ökonomische Wissenschaft gefördert und

*) Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends" von Karl Marx. Deutsch von E. Bernstein und K. Kautsky. Mit Vorwort und Noten von Friedrich Engels. Zweite Auflage. Stuttgart, J. H. W. Dietz, 1892. — Die erste Auflage ist 1847 erschienen. Das Buch enthält nicht, was der Titel vermuten läßt, sondern nur die Kritik einiger Sätze des genannten Werkes von Proudhon. Angehängt sind eine Kritik des von John Bray, Proudhon und Rodbertus empfohlnen Arbeitsgeldes, das Marx für utopisch erklärt, und eine im Jahre 1849 zu Brüssel gehaltne Rede über den Freihandel, worin die englische Antikornzolliga erbärmlich schlecht wegkommt.

u. a. auch Adam Smith in mehreren Punkten berichtigt habe. Aber Smith hat außer der größern Vollständigkeit vor Marx voraus, daß man ihn leicht versteht, und daß daher jeder unbefangne Leser auch die Schnitzer, die er macht, leicht bemerkt. Daher kann das Werk Smiths heute noch als Grundlage für das volkswirtschaftliche Studium empfohlen werden, während das „Kapital" dazu schlechterdings nicht geeignet ist. Aus Smiths Werke kann auch der heutige Staatsmann das hauptsächlichste von dem, was uns in volkswirtschaftlicher Beziehung not thut, erfahren; dagegen müßten wir die zur Beseitigung wirtschaftlicher Notstände erforderlichen Maßregeln bis zum jüngsten Tage verschieben, wenn wir damit warten wollten, bis die Gelehrten Marxens Lehre vom Mehrwert ins Reine gebracht haben werden.

Dennoch hat sich Marx auch um die Praxis verdient gemacht, und zwar indem er seine Theorie durch eine sehr reichliche Beispielsammlung illustrirt. Wir haben einiges davon zur Veranschaulichung des Prozesses der Kapitalansammlung benutzt, und für unsre heutige Untersuchung finden wir eine ganz vortreffliche Grundlage in dem, was er am Schlusse des ersten Buches aus dem 1833 erschienenen Werke England and America von Wakefield anführt. Roscher nennt diesen Nationalökonomen „den geistvollen Theoretiker der Kolonisationsfrage." Dagegen sagt Marx: „Die wenigen Lichtblicke Wakefields über (?) das Wesen der Kolonien selbst sind vollständig antizipirt durch Mirabeau père, die Physiokraten, und noch viel früher durch englische Ökonomen." Aber er schreibt ihm ein andres Verdienst zu, und das ist in der That bedeutend: nämlich als Vertreter des Kapitalismus dessen Wesen erkannt und — ausgeplaudert zu haben. In den Kolonien hat Wakefield die Entdeckung gemacht, daß Geld und Maschinen an sich für den Eigentümer noch kein Kapital sind, sondern erst durch Arbeiter solches werden. Herr Peel, so erzählt er, nahm Produktionsmittel im Werte von 50 000 Pfund aus England mit an den Swan River in Neuholland; er war allerdings auch noch so vorsichtig, außerdem 3000 Menschen der arbeitenden Klasse, Männer, Weiber und Kinder, mitzunehmen. Aber als die Karawane am Bestimmungsort angelangt war, liefen ihm die Leute sämtlich fort; nicht einmal einen Burschen, der ihm sein Bett gemacht und aus dem Flusse Wasser geholt hätte, vermochte er zu halten. Damit war sein ganzes Kapital entwertet — kein Kapital mehr. Ähnlich, meint Wakefield, sind die Verhältnisse in den Kolonien überall. Das vorhandne Kapital ist als Eigentum vieler kleinen Besitzer zersplittert, und wer durch Sammlung kleiner Kapitalien Großkapital anhäufen, reich werden will, der kann die für diesen Prozeß notwendigen Arbeiter nicht bekommen oder wenigstens nicht festhalten. Denn weil es an Arbeitern fehlt, steht der Arbeitslohn natürlich hoch; so spart der Mann rasch eine kleine Summe, und kaum hat er sie, so läuft er davon, um von dem spottbilligen Lande ein Stück zu kaufen. So kommt es, klagt Wakefield, daß das amerikanische Volk größtenteils aus

wohlhabenden, unternehmenden, gebildeten Bauern besteht, die außer der Landwirtschaft auch noch eine Menge Nebengewerbe betreiben, um sich mit dem Nötigen möglichst selbst zu versorgen und von der Industrie unabhängig zu bleiben, während das englische Volk größtenteils aus Arbeitern besteht und der Arbeiter a miserable wretch ist. „In welchem Lande — ruft Wakefield entrüstet aus — außer in Nordamerika und einigen neuen Kolonien übersteigen wohl die Löhne der ländlichen Arbeiter wesentlich das Existenzminimum? Werden doch in England die Ackerpferde, die ja wertvolle Besitzstücke sind, viel besser genährt als die Bebauer des Landes!" Um dieser traurigen Verfassung der Kolonien, wo Kapital nichts nützt und niemand rasch reich werden kann, gründlich abzuhelfen, macht er folgenden Vorschlag. Die Regierung soll das noch nicht okkupirte Land mit Beschlag belegen und einen künstlichen, von Angebot und Nachfrage unabhängigen Preis dafür machen, der die Arbeiter zwingt, längere Zeit zu arbeiten, ehe sie die zum Ankauf von Land erforderliche Summe zusammensparen. Mit den Verkaufsgeldern soll ein Fonds gegründet werden, aus dem die Kosten für Übersiedlung besitzloser Arbeiter aus England zu bestreiten wären. So soll durch Landverteuerung und gleichzeitige Vermehrung der Hände der Kapitalist in den Stand gesetzt werden, sein totes Kapital lebendig zu machen. Mit andern Worten: es soll Volkselend erzeugt werden, damit Privatreichtümer entstehen können, deren Gesamtheit dann mit dem schönen Worte „Nationalreichtum" bezeichnet zu werden pflegt. Da hätten wir also den von einem Vertreter des Kapitalismus geführten klaren und unwiderleglichen Beweis dafür, daß der Nationalreichtum im modernen Sinne gleichbedeutend ist mit Volkselend, ohne dieses gar nicht entstehen kann! Marx bemerkt hierzu noch, daß die englische Regierung den schlauen Rat eine Zeit lang befolgt habe, ohne andern Erfolg jedoch, als daß dadurch die englische Auswandrung von den englischen Kolonien in die Vereinigten Staaten abgelenkt worden sei. In diesen haben dann, wie bekannt, die Schutzzollpolitik, die Landverschenkungen an die Eisenbahngesellschaften und der fortwährende Zufluß besitzloser Auswandrer zusammengewirkt, das kapitalistische Ideal einigermaßen zu verwirklichen. Doch ist immerhin des fruchtbaren und auch an Mineralschätzen reichen Bodens noch so viel vorhanden, daß Kolossalreichtümer aufgehäuft werden konnten, ohne die Arbeiter bis zum englischen Elend herabzudrücken. Dazu kommt, daß trotz aller Erbärmlichkeit der politischen Verhältnisse die Demokratie doch noch kein leerer Schein und die Masse nicht ganz ohne Einfluß auf die Gesetzgebung ist. Demnach ist in den letzten Jahren die Einwandrung europäischer „Paupers" wesentlich erschwert worden, und man geht sogar, um den stetigen Fall der Arbeitslöhne zu hemmen, mit dem Plane um, die Einwandrung Mittelloser vorläufig auf fünf Jahre oder auch nur, unter dem Vorwande der Weltausstellung, auf ein Jahr ganz zu verbieten. Man denke! In einem Reiche, wo sieben Einwohner auf den Quadratkilometer

kommen! während zu derselben Zeit bei uns, die wir einundneunzig Einwohner auf den Quadratkilometer haben, die mecklenburgischen und pommerschen Junker die Auswandrung erschweren oder womöglich verhindern möchten!

Um vollkommen klare Einsicht zu erlangen, müssen wir uns den Prozeß, der uns beschäftigt, im einzelnen vergegenwärtigen. Denken wir uns einen von lauter Kleinbauern bewohnten Gau, deren jeder zwanzig Morgen besitzt, dazu Anteil an der Gemeindetrift und am Gemeindewald hat; in der Mitte des Gaues eine Stadt, die das Landvolk mit gewerblichen und Handelsartikeln versorgt. Die zwanzig Morgen reichen hin, einerseits die Arbeitskraft der Bauernfamilie vollständig zu beschäftigen, andrerseits sie und eine städtische Familie mit Nahrung und Kleiderstoffen zu versorgen. Die Bauernfamilie genießt demnach aus der eignen Wirtschaft reichliche, gesunde und hinlänglich mannichfaltige Nahrung, denn außer dem Nötigsten fehlen weder Hühner, Tauben und Eier, noch Kraut und Rüben, ferner aus dem Gemeindebesitz das Material für Wohnung und Stallung, endlich aus dem Erlös ihres halben Arbeitsprodukts mannichfache Würze der Kost, Kleidung und Hausrat (wovon übrigens einiges aus eignen Rohstoffen daheim angefertigt wird) und das Geld für Steuern und außergewöhnliche Fälle; eine Kleinigkeit wird erspart werden können. Sämtliche Familien erfreuen sich also der Freiheit, Selbständigkeit und genügenden Behagens.

Denken wir uns nun die Besitzverhältnisse im Gau — vielleicht infolge verschiedner Tüchtigkeit und Umsicht der Besitzer — in der Weise verschoben, daß immer auf einen Bauer von hundertundzehn Morgen sechs Häusler von je fünf Morgen kommen. Weder kann der Bauer seinen Acker mit seiner Familie allein bewirtschaften, noch reicht eine Ackerhäuslerstelle zur Ernährung der Familie und zur Verwendung ihrer Arbeitskraft aus. Die Häuslerfamilien werden demnach auf dem Banergute tagelöhnern, und ihre Söhne und Töchter werden als Gesinde darauf dienen. Denken wir uns ihre Leistungen nach Ackerflächen eingeteilt, so wird vielleicht die Arbeitsleistung jeder einzelnen Familie so groß sein wie vorher. Nämlich jede Häuslerfamilie wird außer ihrem eignen Felde noch fünfzehn Morgen des Baueracders bestellen und abernten, und der Bauer wird die übrigen zwanzig Morgen besorgen. Es ist aber klar, daß der Häusler nicht den ganzen Ertrag der fünfzehn Morgen in Geld oder in Früchten mit nach Hause nehmen darf, sodaß er soviel Einkommen hätte, als gehörten ihm noch alle zwanzig Morgen — da würde ihm der Bauer lieber die fünfzehn Morgen gleich schenken; sondern er muß dem Bauer einen Teil seines Arbeitsertrages abtreten. Von dem Mehr nun, das seinem eignen Arbeitsprodukt die Abzüge von den Arbeitserträgen der sechs Tagelöhnerfamilien hinzufügen, kann sich der Bauer sein Haus größer und schöner bauen, es schöner ausstatten, einen Kutschwagen, allen Familiengliedern bessere Kleider, seinen Weibsleuten einigen Schmuck anschaffen, ab und zu ein

Glas Wein trinken und einen Sohn studiren lassen. Die sechs Tagelöhnerfamilien sind in zwei Stücken schlechter dran als früher; sie sind nicht mehr alle 365 Tage im Jahre freie Leute, und ihr Einkommen hat sich um einige Prozente vermindert. In der Kost braucht diese Verminderung noch nicht zum Ausdruck zu kommen, beim Bauer alten Schlages haben Tagelöhner und Gesinde reichlich und gut zu essen; aber im übrigen wird man sich einschränken müssen, und namentlich der Sparpfennig wird kleiner ausfallen. Vorausgesetzt nämlich, daß das Ehepaar tüchtig und ohne eigne Verschuldung (z. B. durch Erbteilung) um Dreiviertel des angestammten Besitzes gekommen ist. Dann wird es diese Versetzung in eine tiefere soziale Klasse auch schmerzlich empfinden. Für einen schlechten Wirt dagegen oder einen dummen Menschen ist die Verringerung des Besitzes sogar ein Vorteil; denn als selbständiger Wirt würde er in Schulden geraten und seine Familie ins Elend stürzen, während er unter der Leitung des Bauern vielleicht ganz gut arbeitet und seine Familie versorgt ist.

Denken wir uns endlich eine dritte Stufe erreicht: einige Bauerngüter und einige Ackerhäuslerstellen sind zu einem Rittergute verschmolzen — daß auf diese Weise für gewöhnlich keine Rittergüter entstehen, wissen wir natürlich —, die frühern Besitzer sind besitzlose Tagelöhner geworden und finden ihren Lebensunterhalt beim Rittergutsbesitzer. Einige mögen ja auch dem Bauer frohnden, aber wir nehmen lieber den gnädigen Herrn vor. Denn der durchschnittliche Bauer denkt zu christlich, fühlt sich seinem Mitarbeiter zu menschlich nahe und hat sich noch zu wenig in die Rolle des kaufmännischen Unternehmers eingelebt, um seine Übermacht über den besitzlosen Arbeiter völlig auszunutzen. Der durchschnittliche Rittergutsbesitzer von heute thut das; er gewährt dem Arbeiter nicht einen Pfennig Lohn und nicht ein trocknes Stück Brot mehr, als er nach der Lage des Arbeitsmarktes gewähren muß. Es ist nun klar, daß der Besitzlose die angebotne Arbeit unter jeder Bedingung annehmen muß. Der Ackerhäusler hat sein Haus, seine Kartoffeln im Keller, seine Kuh und seine Speckseite in der Kammer, er kommt nicht gleich um, wenn er einmal ein paar Monate keine ihm zusagende Arbeit findet; der besitzlose Einlieger gerät gewöhnlich schon nach wenigen Wochen der Arbeitslosigkeit in die äußerste Not. Er kommt also durchschnittlich billiger zu stehen als der Ackerhäusler, oder was dasselbe ist, der Rittergutsbesitzer schlägt aus seinen Tagelöhnern mehr heraus als der Bauer aus den seinigen. Der hohe Ertrag also, den das Gut dem Rittergutsbesitzer abwirft, ihm selbst oder seiner anspruchsvollen Frau oder dem Herrn Sohne, der das Geld verkneipt, verspielt u. s. w., oder seinen Gläubigern, dieser hohe Ertrag also ist lediglich dem Umstande zu verdanken, daß es besitzlose, also elende Menschen im Lande giebt.

Trotzdem ist ein Rittergut, auf dem bloß Landwirtschaft betrieben wird,

noch kein Platz, auf dem man schnell reich wird. Nach heutigem Maßstabe reich kann man überhaupt nicht drauf werden. Der Unterschied zwischen heute und dem Mittelalter besteht nur darin, daß die Besitzlosigkeit der ländlichen Arbeiter zusammen mit den höhern Lebensmittelpreisen, die wiederum die Not der industriellen Bevölkerung bedeuten, den potentiellen Reichtum des Landgutes aktuell gemacht haben. Der mittelalterliche Graf konnte zehn Quadratmeilen besitzen und doch bei bester Wirtschaft vielleicht nicht soviel Geld herausschlagen, als zum Bau eines schönen Schlosses oder auch nur zu einer Reise nach Italien erforderlich war; heute wirft manchmal schon eine Zehntelquadratmeile soviel ab. Man kann sich nicht mit Landwirtschaft ein Rittergut erarbeiten, sondern muß es schon haben, um das, was es abwirft, genießen zu können. Aber sobald der Gutsbesitzer zugleich Großindustrieller wird, kann er rasch reich werden.

Ein Beispiel aus der Wirklichkeit: Vor ungefähr fünfzig Jahren kaufte ein — sagen wir Geschäftsmann mit sehr mäßigen Mitteln ein kleines Dominium. Hier gründete er eine Spiritus- und Preßhefenfabrik. Da er die Konjunkturen auszunutzen verstand — namentlich spielten dabei die bedeutenden Exportprämien, also Unterstützungen aus dem Staatssäckel, eine bedeutende Rolle —, so sammelte er schnell ein bedeutendes Vermögen, das er teils in anderweitigen Industrien, teils in dazu gekauften Landgütern anlegte. Aus ihnen bildete später sein Sohn einen Fideikommiß und kaufte außerdem in einer andern Gegend noch eine Magnatenherrschaft, sodaß er seinen beiden Kindern zwei große Herrschaften hinterlassen konnte. Es ist klar, daß dieses große Vermögen nicht hätte begründet werden können, wenn es nicht besitzlose Arbeiter gegeben hätte, denn Leute, die Grund und Boden zu eigen haben, arbeiten nicht in einer Spiritusfabrik. Denken wir uns in der Nachbarschaft eines heutigen Rittergutes mit oder ohne Industrie durch ein Wunder etliche tausend Morgen Land frei werden, so geht es dem Besitzer wie Herrn Peel: alles läuft ihm fort und siedelt sich an; ihm bleibt weder ein Knecht, noch ein Tagelöhner, noch ein Brennereiarbeiter. So entstehen heute Magnatenherrschaften. In ältern Zeiten sind sie bekanntlich durch Eroberung, durch Konfiskationen, Bauernlegen u. s. w. entstanden.

Mit diesem Beispiele haben wir bereits in die zweite Klasse der großen Vermögen übergegriffen, die industriellen, bei denen wir uns nach dem, was wir über England gesagt haben, kurz fassen können. Alle Fabrikarbeit ist mehr oder weniger unangenehm, und fänden alle Menschen als Bauern oder Handwerker ihr Fortkommen, so hätte niemals eine Fabrik entstehen können. Nur die furchtbarste Not hat die englischen Handweber so weit bringen können, daß sie sich endlich zur Arbeit in den Spinn- und Webfabriken bequemt haben, und die sächsischen und schlesischen Handweber leisten der Nötigung zur Preisgebung ihrer Selbständigkeit bis auf den heutigen Tag heroischen Widerstand.

Schon sehr heruntergekommen muß eine Bevölkerung sein, wenn eine Zuckerfabrik, eine Cellulosefabrik, eine Anilinfarbenfabrik, eine Galmei- oder Arsenik- oder Quecksilbergrube Arbeiter findet. Wo nicht schreckliche Not herrscht, kann niemand eine solche Industrie begründen, also auch nicht reich darin werden. Schon in ein Kohlen- oder Eisenbergwerk wird sich niemand ohne Not begraben. Im Mittelalter stand es anders um die Sache; da waren die Bergleute die Besitzer der Grube und durften durch ihre Arbeit wohlhabend oder gar reich zu werden hoffen. Da verlockte also die Habsucht den Bauer, den Pflug und das himmlische Licht mit der Arbeit in schauerlicher Nacht zu vertauschen.

Aber keine Regel ohne Ausnahmen. Es kommen Fälle vor, wo ein Mann, der Erfinder- und Unternehmergenie verbindet, durch Schaffung eines neuen oder Pflege eines jungen Industriezweiges Reichtümer erwirbt, ohne des Elends zu bedürfen oder Elend zu erzeugen, ja vielleicht Tausenden zu bessern Arbeitsbedingungen verhilft, als sie bisher genossen. Das kommt jedoch nur bei Industrien vor, die hochbezahlte Artikel von hohem Gebrauchswert herstellen und zugleich starke, gesunde und intelligente Arbeiter erfordern. Die bekanntesten Vertreter dieser Art von Reichtumsbildung sind Borsig, Krupp und Edison. Heute können es beim Lokomotivenbau weder Unternehmer noch Arbeiter mehr so weit bringen, wie es Borsig und seine Leute gebracht haben, denn vor vierzig Jahren kostete eine Lokomotive 20000 Thaler, heute nur noch die Hälfte. Die Erzeugnisse der Herren Krupp, Armstrong und Bange sind, nebenbei bemerkt, trotz ihrer stark fühlbaren Körperlichkeit mysteriöser Natur. Wenn nämlich den Beteuerungen aller europäischen Regierungen, daß die Kriegsrüstungen nur die Erhaltung des Friedens zum Zweck haben, zu glauben ist, dann besteht ihr Gebrauchswert darin, durch ihr schreckliches Aussehen und Gekrach ihrem wirklichen Gebrauch vorzubeugen. Übrigens erscheinen auch jene Industrien, in denen die Arbeit unangenehm und der Lohn niedrig ist, zuweilen als ein Glück für die Bevölkerung, wenn nämlich die Lage der Landarbeiter sehr elend oder vielleicht sogar überhaupt keine Arbeit zu haben ist; sie erretten dann viele vom Hungertode und erhöhen durch die Konkurrenz den ländlichen Arbeitslohn.

Im Großhandel sind zu verschiednen Zeiten auf sehr verschiedne Weise große Vermögen entstanden. Dem gemeinen, mit Mord und Brand verbundnen Raub ist erst in unsrer Zeit durch die völkerrechtliche Abschaffung der Kaperei ein Ende gemacht worden. Im Altertum und Mittelalter kamen Handelsgewinne von 10000 Prozenten vor, ohne daß irgend jemand das Recht gehabt hätte, sich über Ausbeutung zu beklagen. Wenn dem Kaufmann im Altertume Bernstein, im Mittelalter Gewürz mit dem Hundertfachen des Einkaufspreises bezahlt wurden, so handelte es sich um Waren, die niemand unbedingt brauchte, und die man ohne die Findigkeit, Ausdauer und Kühnheit

einzelner Seefahrer nicht hätte bekommen können. Beim heutigen Importhandel, namentlich dem mit Rhederei verbundnen, steht die Sache so, daß ihn niemand betreiben kann, der nicht schon reich ist, und wenn ein solcher Kaufmann seinem Kapital mehr als die landesüblichen Zinsen abgewinnt, so hat er das durch die hervorragende geistige Thätigkeit, die zur Leitung eines solchen Geschäfts nötig ist, und durch die Wohlthat, die er seinem Volke erweist, reichlich verdient. Die Thätigkeit des Exporteurs ist in Ländern, die größtenteils Industrieerzeugnisse ausführen, aufs engste mit der des Fabrikanten verbunden; sind doch häufig beide ein und dieselbe Person. Hier nun beruht der Gewinn um so mehr auf dem Volkselend, je weniger es sich um Luxuswaren handelt, zu deren Anfertigung persönliche Kunstfertigkeit und Kunstgeschmack erforderlich sind, oder um die oben erwähnten Erzeugnisse der höhern Metalltechnik, sondern um Artikel des Massenverbrauchs, die bloß Räder und Hände erfordern. Wir haben bei andrer Gelegenheit bereits den Umstand hervorgehoben, daß die „Blüte" der englischen Baumwollenindustrie, die einen so bedeutenden Teil des englischen Reichtums geschaffen hat, nicht allein das Elend des englischen, sondern noch das mehrerer andern Völker zur Voraussetzung hatte. Zuerst mußten durch billige Fabrikhände die englischen Handweber ausgehungert und zum Eintritt in die Fabrik gezwungen, gleichzeitig die Irländer und die Bewohner der Kolonien durch Gewaltmaßregeln an der Konkurrenz gehindert, dann alle Länder mit billigem Kattun überschwemmt und ihre Handweber ums Brot gebracht werden. Dr. Bowring, nicht etwa ein Sozialist, sondern ein Führer der Manchesterleute, den Marx (Elend der Philosophie, S. 180 ff.) zitirt, führte 1838 in einer Parlamentsrede Einzelheiten aus einem Bericht des Generalgouverneurs von Ostindien an. Eine sehr große Zahl von Webern des Distrikts von Dakka, heißt es darin, sei im Elend umgekommen. Der ob seiner Schönheit und Festigkeit in der ganzen Welt berühmte Musselin von Dakka sei verschwunden; in der ganzen Geschichte der Industrie dürften kaum ähnliche Leiden zu finden sein, wie die der indischen Handweber. Wahrscheinlich ist es derselbe Bericht, worin der Satz vorkommt, den wir einer andern Schrift entnehmen: „Die Knochen der (verhungerten) Baumwollenweber bleichen in den Ebnen Indiens." Im soliden Inlandshandel, der nach Adam Smith unendlich wichtiger und segensreicher ist als aller Auslandshandel, werden keine großen Reichtümer erworben. Vielleicht macht der Getreidehandel, der jedoch Inlands- und Auslandshandel zugleich ist, eine Ausnahme, seitdem er börsenmäßig betrieben wird, aber eben der Spielcharakter, der ihm dadurch aufgedrückt wird, scheint es mit sich zu bringen, daß die darin gewonnenen großen Summen schnell wieder zerrinnen.

Was das reine Geldgeschäft anlangt, so sagt Wolf:*) „Die am frühesten

*) S. 537. Es ist der Anfangssatz einer sehr guten Skizze: „Aus der Geschichte der

auftretende Form des Erwerbs von Großvermögen ist die durch Auswucherung von Stammesgenossen." Mit Beziehung auf die großen Vermögen, die heute an der Börse gewonnen werden, gesteht er zu: „Auch die eigentliche Konjunktur, d. h. das divinatorische Erkennen einer herannahenden günstigen Preisstellung, ist die reguläre Quelle mindestens der Kolossalvermögen an der Börse nicht gewesen, sondern es war entweder eine Aktion, die den Thatbestand des Wuchers nach moderner Auffassung in sich trägt, oder die Berichtigung des Kurses mit den Mitteln, sie durchzusetzen." Da nun aber der Wucher nichts andres ist, als die Ausnutzung der Not des Nächsten zu eignem Vorteil, so folgt aus dieser Charakteristik dieser Art von Vermögensbildung, daß sie die Not voraussetzt; hat der Spekulant für seine Zwecke die Notlage erst zu schaffen — um so schlimmer für diese Vermögen!

Auf die schwierige Frage, ob die Haute Finance, deren wahres Wesen in der deutschen Gründerei von 1871 bis 1873 und in dem französischen Panamaskandal auch dem Blindesten offenbar geworden sein muß, eine für Volk und Staat notwendige Funktion ausübe, um deren willen man sich die von ihr untrennbaren Auswüchse gefallen lassen müsse, gehen wir hier nicht ein. „Die städtische Grundrente, sagt Wolf, ist die in gewissem Sinne höchststehende Varietät des Konjekturaleinkommens, weil sie die Gefahr der Niete weit mehr ausschließt als jede andre Konjunktur." Als Beispiele für die durch steigende städtische Grundrente erworbnen oder sozusagen von selbst gewordnen Kolossalvermögen führt er die Astors an und den Herzog von Westminster, von dem es heißt, „daß er demnächst auf ein Jahreseinkommen von 25 Millionen Franken werde rechnen können. Das ihm gehörige Land, im Herzen Londons, wird heute den Hauseigentümern zu horrenden, aber den Verhältnissen angemessenen Preisen vermietet." Von allen Arten Wucher, das unterläßt Wolf zu sagen, ist dieser wohl der schlimmste. Viele tausend Familien zwingen, den dritten Teil ihres kärglichen, ungewissen und sauer, zum Teil durch körperlich und sittlich schmutzigen Erwerb verdienten Einkommens für eine Wohnung zu zahlen, die oft gar keine menschliche Wohnung mehr ist, was kann es niederträchtigeres geben? Aber, wird ein solcher Herr sagen, wer zwingt sie denn? Ich doch nicht! Sie gebens ja freiwillig, sie reißen sich drum. Ja freilich, nachdem man das Volk in eine Lage versetzt hat, wo es „freiwillig" die unglaublichsten Entbehrungen erdulden muß. Vortrefflich hat Luther den Wucherer charakterisirt, indem er ihn dem Cacus, diesem Bösewicht, vergleicht, der die geraubten Rinder rücklings in seine Höhle zieht; „also will der Wucherer auch die Welt äffen, als nütze er und gebe der Welt Ochsen, so er sie doch zu sich

Groß-, insbesondre der Kolossalvermögen." Leider hat der Verfasser in seiner Übersicht der Endergebnisse gerade den wichtigsten Punkt: den ursächlichen Zusammenhang zwischen Kolossalreichtum und Volkselend übergangen, obwohl ihn schon gleich sein oben angeführter erster Satz gewissermaßen mit der Nase darauf gestoßen hatte.

allein reißt und frißt.“ Sollte diese Charakteristik nicht auf die ganze Haute Finance, auf die Vorschußvereine und viele andre „gemeinnützige und wohlthätige“ Geldanstalten passen?

In einzelnen Fällen setzen Natur und Glück einen Menschen in den Stand, rasch reich zu werden ohne die mindeste Schädigung andrer und auf eine Weise, die nicht Elend, sondern Reichtum voraussetzt. Wer ein großes Weingut im Rheingau ererbt hat, dem schüttet die Natur Reichtümer in den Schoß. Denn die echte Blume des Johannisberges läßt sich nicht künstlich erzeugen, und wenn es viele reiche Leute giebt, die sie genießen wollen, so treibt ihr konkurrirendes Angebot den Preis des nur in beschränkter Menge vorhandnen edeln Getränks in die Höhe. Jede große Sängerin ist nur in einem Exemplar vorhanden, weder teilbar noch künstlich zu vervielfältigen, und die reichen Leute verschiedner Städte, die sie hören wollen, überbieten einander natürlich; verkauft sie ihre Stimme den Meistbietenden, so begeht sie an keinem ein Unrecht, und von Not ist überhaupt keine Rede. Insofern allerdings stehen die hohen Einnahmen berühmter Künstler und Künstlerinnen mit der Not einigermaßen im Zusammenhange, als die großen Vermögen der Personen, die für Gemälde und Eintrittskarten Phantasiepreise bezahlen, zum Teil aus der Not des Volks geflossen sind. Übrigens gehören die ansehnlichen Vermögen, die einige berühmte Maler, Schriftsteller und Opernsängerinnen gesammelt haben, nach heutigem Maßstabe noch nicht zu den großen.

Wir sehen, um den Zusammenhang zwischen Volkselend und Nationalreichtum zu erfassen, bedarf es weder der Hegelschen Philosophie noch der höhern Mathematik, sondern nur eines Blicks ins Leben. Will man die Rechenkunst zu Hilfe nehmen, so genügt es, sich das Volksvermögen, oder lieber noch das Volkseinkommen, unter die Volksgenossen auf verschiedne Weise verteilt zu denken. Stellt man sich zuerst vor, daß alle gleich viel haben, und läßt man dann größere Einkommen durch Abzüge an den Einkommen der übrigen entstehen, so ist es doch klar, daß ich, je mehr ich die Reichtümer einzelner will anschwellen lassen, die Zahl derer, denen abgezogen wird, und die Abzüge selbst desto größer machen muß. Daß die durch solche Verteilung verminderten Einkommen an sich zum Leben zu klein, ihre Inhaber also elend seien, ist nicht unbedingt notwendig. Der Nationalreichtum kann so groß sein, daß nur Einschränkung des freien Erwerbs, noch nicht positives Elend zur Bildung von Kolossaleinkommen erfordert wird. Das ist jedoch nur möglich, wo, wie in Nordamerika, die Natur den größern und die menschliche Arbeit den kleinern Teil des Einkommens liefert. Wo dagegen, wie in England und bei uns, die menschliche Arbeit allein den Reichtum liefern muß — durch Schaffung von Industrieartikeln für die Ausfuhr —, da können die Privatreichtümer nur aus dem Volkselend gezogen werden.

Man sieht also: die Landfrage bleibt die Kernfrage. Zwar kann ein Volk

infolge seiner Untüchtigkeit auch bei reichlichem Landbesitz elend bleiben, wie wir am russischen sehen, aber fehlt es einem Volke an Land, so hilft ihm alle Tüchtigkeit nichts, es kann dem Elend nicht entrinnen, und mag es auch durch Knechtung und Aussaugung andrer Völker großen Nationalreichtum aufhäufen. Adam Smith, der alle Lebensverhältnisse, so weit sie zu seiner Zeit bestanden, mit gesundem Blick durchschaute, und was er erkannt hatte, mit unbestechlicher Wahrheitsliebe kund that, äußert sich darüber u. a. folgendermaßen: Zwar ist England reicher als Nordamerika, aber trotzdem befindet sich das Volk in Nordamerika wohler als in England, weil dort das Land billig und der Arbeitslohn hoch ist. Und die Sache von einer andern Seite fassend, sagt er: Nicht die reichsten Völker befinden sich am wohlsten, sondern die reicher werdenden, die fortschreitenden; ein fortschreitendes Volk lebt glücklich, ein stagnirendes fühlt sich gedrückt, eins, das wirtschaftlich zurückkommt, befindet sich elend. Wirkliche Fortschritte im Wohlstand kann aber ein Volk nur bei hinreichendem Boden machen. Rogers drückt die Sache so aus: Am glücklichsten lebt ein Volk, wenn der Boden keine Grundrente abwirft. Über das Sinken der Grundrente klagen, heißt über die Verminderung der Reibung im Räderwerk der Gesellschaft klagen. Gegen die Natur kämpfen, ist stets Wahnsinn, Landrente ist aber nur in dem Sinne Natur, wie Schmutz, Krankheit und Elend Natur sind. Die höchste Rente liefern die Unwissenheit und das Laster, und der (englische) Großgrundbesitzer, der diese Übel befördert und ausbeutet, ist der unverschämteste aller Heuchler. Dieselbe Auffassung finden wir bei dem Italiener Loria. „So lange sich freier Boden vorfindet, ist das Einkommen mit der Arbeit verbunden, und es wird unter die Arbeiter nach der Menge der von jedem verrichteten Arbeit geteilt; wenn der freie Boden aufhört, wird es von der Arbeit getrennt, der Arbeiter muß sich mit dem Lohne begnügen, und das Einkommen fällt dem Nichtarbeiter zu.“*) Marx endlich, der trotz seines Hegeltums bei der Beurteilung praktischer Verhältnisse gewöhnlich den Nagel auf den Kopf trifft, meint: „Grundrente entsteht, wenn sich der kleine Souverän in einen gewöhnlichen Wucherer verwandelt“ (Elend der Philosophie S. 146).

*) Die theoretische Nationalökonomie Italiens in neuester Zeit von Dr. Hermann von Schullern-Schrattenhofen (Leipzig, Duncker und Humblot, 1891) S. 140. Die Schrift ist solchen zu empfehlen, die sich über die im neuen Königreich sehr rege Thätigkeit auf diesem Gebiete unterrichten wollen. Selbstverständlich bleibt es auch dort bei der Theorie; wirkliche Volkswirtschaft giebts im modernen Italien so wenig wie im modernen England oder im modernen Deutschland, sondern nur Finanz- und Geldwirtschaft auf Kosten des Volks.

Leopold von Gerlach

Von Otto Kaemmel

(Fortsetzung)

erlach war also in erster Linie ein gläubiger Christ und ein christlicher Staatsmann, erst in zweiter Linie Preuße. Das altpreußische Wesen, das sich nach ihm besonders in der Armee erhalten hatte, war ihm offenbar nur insofern wertvoll, als es sich dem ständischen Staate fügte, und in Frankreich sah er weniger den nationalen Erbfeind, als die Vertretung des revolutionären Prinzips. Ja er verstieg sich 1844 in den Debatten über die Berufung des vereinigten Landtags dem Prinzen Wilhelm gegenüber zu der merkwürdigen und jedenfalls ganz unpreußischen Äußerung, Preußen habe gar nicht die Bestimmung, wie Frankreich und England eine kompakte Monarchie zu sein; Preußen bestehe aus Fragmenten des deutschen Reichs und könne erst eine Einheit in der Vereinigung mit Deutschland werden. Eine nationaldeutsche Aufgabe Preußens erkennt er also gewissermaßen an, aber immer unter der Voraussetzung einer ständischen Gestaltung Preußens, durch die es sich „an die Spitze des gesamten Reiches stellen würde," und er sieht einen großen Schritt dazu schon 1840 im Zollverein. Er erkennt auch an, daß der Gedanke der deutschen Einheit „in allen kleinen Ländern eine reale Basis habe," und daß das (alte) deutsche Reich „mit großem Recht und in ehrenwerter Tradition in einem großen Teile Deutschlands immer noch sehr wohlbegründete Sympathie als Gegensatz gegen die schändliche Rheinbundsouveränität, gegen die Wiener Seelenkäuferei hat"; aber die Erkenntnis, daß das deutsche Volk ein uraltes Recht auf politische Einheit besitze, und diese hergestellt werden müsse, kommt ihm nicht, und über die Art, wie eine organische Verbindung zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland hergestellt werden könne, und was sich daraus für Österreich ergeben würde, hat er schwerlich jemals ernsthaft nachgedacht; jedenfalls hat er sich eine Einheit Deutschlands ohne Österreich nicht vorstellen können. Das preußische Staatsgefühl und das deutsche Nationalgefühl tritt bei ihm eben durchaus zurück hinter seiner politischen Doktrin und wird von ihr oft geradezu erstickt oder wenigstens überwuchert.

Wenn Ludwig von Gerlach äußerte, der Gegensatz der Prinzipien sei viel stärker als der der Nationalitäten, so wird er damit auch die Meinung seines Bruders Leopold getroffen haben, wie das Stahls Sätzen entspricht.

Nun ist es sehr merkwürdig, zu sehen, wie diese Weltauffassung, der Gerlach mit solcher Überzeugung huldigt, eigentlich mit seinem ganzen innern Wesen in Widerspruch steht und es niemals vollkommen überwältigen kann. An sich war er nichts weniger als ein Doktrinär, sondern sehr befähigt und geneigt, die Wirklichkeit scharf aufzufassen. Er beobachtete vortrefflich. Die kurze Schilderung des kaum Dreiundzwanzigjährigen von den verschiednen Strömungen, die sich im Frühjahr 1813 in Breslau kreuzten, ist von erstaunlicher Schärfe, seine Bemerkungen über russische Verhältnisse treffen den Nagel auf den Kopf, und seine historischen Rückblicke sind, wenn nicht immer unbefangen, doch immer geistvoll, wie z. B. die innere Entwicklung Preußens von 1815 bis 1840 mit so kurzen Worten schwerlich besser charakterisirt werden kann, als es Gerlach 1845 thut: „1815 bis 1820 Herrschaft des Hardenbergschen Offiziantenliberalismus [der liberalen Büreaukratie], 1820 bis 1830 Stagnation, großes Ansehen und große Popularität des Königs, 1830 bis 1840 allmählicher Verfall und Auftauchen der liberalen Partei.“ Aber allmählich scheint ihm seine Doktrin diese Fähigkeit und Neigung immer mehr beschränkt zu haben. Das, was an der Bewegung von 1848/49 berechtigt war, hat er niemals auch nur zu verstehn versucht, mit Männern, die sie vertraten, sich auseinanderzusetzen, hat er, Radowitz ausgenommen, niemals den Trieb verspürt; diesem gegenüber sagt er einmal 1850, er danke Gott, daß er ihn „vor jeder Berührung mit der Revolution in dieser schweren Zeit bewahrt“ habe. Dagegen widerstrebte seine tapfre und thatkräftige Natur im Innersten jener Thatenscheu, jenem „Quietismus,“ der aus der Stahlschen Staatsauffassung an sich folgt. Es fällt ihm gar nicht ein, die Entwicklung der Dinge ruhig abzuwarten, er ist namentlich in den Bewegungsjahren unermüdlich gegen die „Revolution“ thätig und wird schließlich, wie er meint, ganz gegen seine Natur, zum anerkannten Parteihaupt. Freilich empfindet er den Widerspruch fortwährend, und seine staatsmännische Wirksamkeit macht ihm deshalb gar keine Freude. Überaus bezeichnend ist in dieser Beziehung der Ausruf: „Welch trauriger Beruf ist der eines Staatsmannes; man gelangt in das Amt und muß überall den Umständen und den Personen seine Grundsätze zum Opfer bringen“ (1845). Den nüchternen Satz Bismarcks, daß die Politik die Kunst sei, in jedem Augenblick das Zweckmäßigste oder doch das am wenigsten Schädliche zu thun, würde er gar nicht verstanden haben. Daher sind Äußerungen des Überdrusses über seine politische Beschäftigung, die er doch nicht lassen kann, nicht selten, und zuweilen macht er sich geradezu Vorwürfe, daß er sich noch für Politik interessire.

Nicht die Verwandtschaft des Charakters hat nun das enge Verhältnis

Gerlachs zu Friedrich Wilhelm IV. begründet, dessen geistvolles, aber phantastisch-romantisches, thatenscheues und gänzlich unpolitisches Wesen vielmehr von der Art Gerlachs sehr abstach, sondern die Gemeinschaft der Weltanschauung hat das Band zwischen beiden geschlungen, das schon um 1821 geknüpft war und sich erst mit dem Tode 1861 lösen sollte. Es war bei Gerlach eine eigentümliche Verbindung von christlicher Fügsamkeit in das Wort der Schrift, daß man seinem König „wie Christo" dienen und auch den „wunderlichen Herren" unterthan sein müsse, und von echt germanischer Mannentreue. Er will nicht einem „ideellen Königtume" dienen, wie sein Bruder Ludwig, sondern dem König ganz persönlich, denn er hat praktisch eingesehen, daß „die persönliche That des Königs dringend nötig ist," und er hat „eine große Liebe zu dem Herrn, auch eine recht persönliche." Aber er ist weit davon entfernt, dem König in allen Stücken zuzustimmen oder ihm gar blinden Gehorsam zu leisten; er sieht vielmehr den Gehorsam darin, daß er dem Herrn rät nach seiner besten Überzeugung und ihm gerade heraus widerspricht, wenn er ihn auf einem falschen Wege zu sehen glaubt. Immer trägt er den Kopf aufrecht, und wenn man auf dem vorzüglichen Bildnis, das dem zweiten Bande beigegeben ist, das stark entwickelte breite Kinn, den festen Mund und die ruhigen, dunkeln Augen unter der hohen, breiten Stirn mit dem aufstrebenden, noch dichten weißen Haar betrachtet, so sieht man auf den ersten Blick, daß dieser Mann wohl ein treuer Vasall, aber niemals ein Höfling gewesen ist. Wohl steht er kirchlich und politisch auf dem Boden derselben Weltanschauung wie der König, doch er teilt keineswegs dessen romantische Ansichten von der Neugestaltung Deutschlands; das sind ihm „Phantasien," „Träume," „ideologische Feldzüge." Ebensowenig billigt er das Verhalten des Monarchen gegen seine Minister. Schon 1842 findet er, daß der König gegen die Menschen in seiner nächsten Nähe „eine gewisse Gleichgiltigkeit" habe, „nicht als Personen, aber als notwendige Diener," auf deren Art er seine Maßregeln berechnen müsse, und immer wiederholt sich daher die Klage, der König sei mit seinen Ministern innerlich gar nicht einig, und diese verstünden ihn nicht. Der aber wolle „ohne Menschen regieren" und meine die Verantwortung selber tragen zu können, sein „größter Fehler."

Diese in dem Wesen und noch mehr in der Doktrin des Königs begründete Anschauung hat nun Gerlach dazu gedrängt, eine vermittelnde Stellung zwischen seinem Herrn und den Ministern einzunehmen und zu behaupten, das zu bilden, was er selbst ganz unbefangen, ohne irgend welchen Nebengedanken, die „Camarilla" nennt (zuerst 1843). Schon 1821 gehörte er zur „clique des Kronprinzen," und bei der Huldigung 1840 konnte ihm sein Schwager, der General von Grolmann, sagen: „Alles, was der König Schlechtes an sich hat, verdankt er dir und deinesgleichen"; so viel galt Gerlach nach der Meinung andrer schon damals bei Friedrich Wilhelm. Während der ersten Regierungsjahre

behauptete er diese Vertrauensstellung, seit dem März 1848 nahm sie festere Formen an. Unter dem 30. März verzeichnet er kurz als Thatsache: „Erster Versuch zur Gründung eines ministère occulte," seitdem begegnet der Ausdruck Camarilla häufiger. Am 26. September versagt dem König nicht allein sein Ministerium, sondern auch seine Camarilla, am 5. November tritt die Camarilla bei dem neuernannten Ministerpräsidenten, dem Grafen Brandenburg, zusammen. Im Februar 1849 sieht sich Gerlach genötigt, wieder eine „Camarillathätigkeit" zu beginnen, am 9. Februar ist „die alte Camarilla wieder vollständig beisammen"; Ende März stehen „die Dinge leider so, daß der Zusammentritt der Camarilla nötig geworden ist." Zu ihr gehörten in diesen Jahren, abgesehen von Gerlach, ihrem anerkannten Haupte, sein Bruder Ludwig, Regierungspräsident in Magdeburg, der Generaladjutant des Königs v. Rauch, an dessen Stelle Gerlach 1850 trat, der Intendant der königlichen Gärten von Massow, später Minister des königlichen Hauses, zugleich Mitglied des Staatsrats, gelegentlich, nur bei besondern Veranlassungen auch die frühern Minister v. Canitz und v. Alvensleben, Konsistorialpräsident Graf Voß, der Sohn des frühern Ministers, die Abgeordneten v. Bismarck und Kleist-Retzow, Stahl und der Historiker Heinrich Leo in Halle; zuweilen taucht auch „der kleine Ranke" auf, und der russische Gesandte Baron Meyendorf steht bis zu seinem Abgange nach Wien im Mai 1850 in regen Beziehungen zu Gerlach. Ende Dezember 1849 ist die Camarilla so zusammengeschmolzen, daß Gerlach den Namen nicht mehr gelten lassen will, sondern nur noch von einem „Kabinet" (mit Rauch und Niebuhr) spricht, aber im Februar 1850 taucht wieder „die militärische Camarilla" auf, die Sache blieb doch immer dieselbe.

Daß diese „Camarilla" von den verantwortlichen Ratgebern des Monarchen im ganzen nicht mit sehr günstigen Augen angesehen wurde, versteht sich. Schon 1843 gesteht Gerlach den „Ärger der Hofleute und Geschäftsmänner" über seine Vertrauensstellung zu; 1848 beklagt sich das liberale Märzministerium über den „fremden Einfluß" auf den König; im Februar 1849 nennt der frühere Minister von Thile die Camarillathätigkeit rund heraus „Hochverrat," und ähnlich hatte er sich schon im November 1848 ausgesprochen. Gerlach selbst empfindet das „halbe Verhältnis" mitunter schmerzlich, findet schon 1843, „wie wenig bei dem Camarillaeinfluß herauskommt," und kommt im Januar 1850 sogar zu dem merkwürdigen Geständnis, man müsse die Minister entweder stürzen oder gewähren lassen. Und doch ist er überzeugt, daß es „formell unverantwortliche Ratgeber immer gegeben habe und immer geben werde," und daß er die natürliche Aufgabe habe, zwischen dem König und seinen Ministern zu vermitteln, weil er den König genau kenne und alle seine „ideologischen Feldzüge mit durchgemacht habe." Befriedigung freilich gewährt ihm diese Thätigkeit eigentlich nicht; „es ist eine eigne Stellung, zwischen der Phantasie des Königs und der Trägheit der Minister mitten inne

zu stehen," klagt er im Juni 1850. Trotzdem blieb Gerlach in dieser Stellung; der sehr naheliegende Gedanke, Minister zu werden, tauchte wohl zuweilen auf, aber niemals trat er ihm näher; „ich bin kein Richelieu, kein Mazarin," versichert er einmal, und man muß hinzufügen, er wollte es auch gar nicht sein, er wollte weiter nichts sein, als der treue persönliche Diener seines Königs. Thatsächlich war er freilich das anerkannte Haupt einer Partei geworden; schon 1849 sprach alles von einer „Partei Gerlach," in der „Kreuzzeitung," die Ludwig von Gerlach beherrschte, schuf sie sich ihr Organ, und im Juli 1850 konnte Gerlach schreiben: „Das Geheime Kabinet, Rauch, ich, Niebuhr, vielleicht bald Manteuffel, sind eine Macht im Lande geworden."

Gleichwohl würde man völlig irre gehen mit der Meinung, Gerlach habe den König beherrscht. Friedrich Wilhelm IV. ließ sich weder von der Camarilla, noch von irgendwem sonst beherrschen. Wenn sie etwas ausrichtete, so geschah das nur, weil und soweit sie auf dem Boden derselben Weltanschauung stand und den König in seinen eigensten Anschauungen gegen andre Anschauungen bestärkte. Daß Friedrich Wilhelm die Männer der Camarilla geistig übersah, wußten diese sehr wohl. „Im Vergleich mit Radowitz und Bunsen — sagte einmal Rauch zu Gerlach — hält der König uns für Rindvieh," und Gerlach selbst hatte einen ähnlichen Eindruck, wenn er später äußerte: „Der König hält uns für Esel und Bunsen und Radowitz für große Staatsmänner."

Trotzdem darf man aber den Einfluß Gerlachs und seiner Camarilla auch nicht niedrig anschlagen. In sehr wichtigen Angelegenheiten haben sie den Ausschlag gegeben, indem sie den König gegen andre Richtungen unterstützten und in seiner eignen innersten Überzeugung, die er nicht immer genügend zum Ausdruck zu bringen wußte, bestärkten. So haben sie sich zu den herrschenden Strömungen der Zeit entweder hemmend oder geradezu ablehnend verhalten und sie aufs entschiedenste bekämpft.

Die wichtigste Frage während der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. war die Berufung des Vereinigten Landtags, also die Fortbildung der 1823 auf besondres Betreiben des Kronprinzen ins Leben gerufnen Provinzialstände zu Generalständen, zu einem Reichstage, der den ständischen, also den christlich-germanischen Staat vollenden sollte, gewissermaßen das Probestück der Doktrin. Für solche hatte sich schon 1830 der Kronprinz ausgesprochen, und es war seine Absicht als König, sofort bei der Huldigung 1840, von den dazu versammelten Provinzialständen zweiunddreißig Abgeordnete wählen zu lassen, die dann mit derselben Anzahl von Mitgliedern des Staatsrats die Reichsstände bilden sollten. Damals war Gerlach mit den meisten Ministern gegen den Plan, sodaß ihn der König fallen ließ. Aber er fühlte sich vor allen an das königliche Edikt vom 17. Januar 1820 gebunden, das die Aufnahme von Anleihen an die Bewilligung der Reichsstände knüpfte, und die acht selbständigen Provinziallandtage, bei denen die Regierung

als solche gar nicht vertreten war, drohten der Staatseinheit gefährlich zu werden. Andrerseits standen Rußland und Österreich der Sache durchaus feindselig gegenüber. Der König rief nun im Oktober 1842 wenigstens die Ausschüsse der Provinzialstände zusammen, obwohl Gerlach davon abriet, weil er in diesem Augenblicke darin ein Zugeständnis an den Liberalismus sah, und hielt an seinem Grundgedanken mit der ihm eignen Zähigkeit fest. Freilich meinte Gerlach, der darin mit Savignys Gutachten übereinstimmte, die Generalstände dürften niemals die Hauptsache werden, weil damit der preußische Einfluß auf Deutschland verloren gehe, und sie dürften nur beratende Stimme erhalten, weil sonst die königliche Gewalt eingeschränkt werde. Auch wollte er sie nicht ohne Not berufen. Schließlich nahm Graf Arnim-Boytzenburg, mit dem der König seine Absichten zunächst durchzusetzen versuchte, im Mai 1845 seinen Abschied, weil er sich mit dem Monarchen nicht vereinigen konnte, und an seine Stelle trat Bodelschwingh. Unter seinem Vorsitze wurde eine Kommission zur Beratung des königlichen Entwurfs gebildet. In dieser war der Prinz von Preußen zunächst ein grundsätzlicher Gegner der Reichsstände als einer Vereinigung der acht Provinziallandtage; er wollte nur eine Deputirtenversammlung, und zwar auch diese ohne die Vertretung der Städte und Universitäten. Gerlach betrachtete es als seine Aufgabe, ihn von dieser grundsätzlichen Gegnerschaft abzubringen, aber der Prinz gab erst nach, als neben der Dreiständekurie der Ritter, Bürger und Bauern noch eine Herrenkurie als Vertretung des hohen Adels bewilligt wurde. So fiel endlich die Entscheidung für die Reichsstände in einer gemeinschaftlichen Sitzung der Kommission und des Staatsministeriums unter dem Vorsitz des Prinzen am 11. März 1846. Gerlach fand, das ganze „Experiment" sei zwar „gefährlich," aber unvermeidlich, da man dem Konstitutionalismus entgegentreten müsse, und unter allen Umständen trete Preußen damit in eine neue Periode ein, nach der sich das Urteil über die Regierung des Königs dereinst bilden werde. Die Vorlagen für den Vereinigten Landtag, der nun durch das königliche Patent vom 3. Februar 1847 berufen wurde und am 11. April wirklich zusammentrat, hielt Gerlach freilich für sehr bedenklich. Doch urteilte er nach dem Ende der bekanntlich ziemlich ergebnislosen, aber sehr erregten Verhandlungen: „Der Landtag ist besser abgelaufen, als ich erwartete," weil er das ständische Prinzip des Königs anerkannt und kleine Klagen gegen die Verwaltung oder die Armee erhoben hatte.

Nach dem gesagten ergiebt sich Gerlachs Stellung zu der Bewegung von 1848/49 von selbst. Sie war ihm schlechtweg gleichbedeutend mit „Revolution," ohne daß er dabei irgend einen Unterschied zwischen den doch weit von einander abweichenden Richtungen oder auch nur den leisesten Versuch gemacht hätte, den Standpunkt derer zu verstehen, die an der Spitze der Bewegung standen, und ohne zu beachten, daß ein guter Teil der deutschen In-

telligenz auf dieser Seite war und um die Verwirklichung der teuersten nationalen Hoffnungen rang. Niemals ist bei ihm die ganze starre Härte des doktrinären Parteimanns stärker hervorgetreten als in diesen Jahren. So lange die Bewegung im Aufsteigen war und selbst den König mit sich fortriß, hat Gerlach keine irgendwie bedeutende Rolle gespielt. Während der verhängnisvollen Märztage war er in Berlin in der nächsten Umgebung des Monarchen und widmete ihnen von Tag zu Tag ausführliche Aufzeichnungen, die Sybels Darstellung durchweg bestätigen oder ergänzen, aber befragt wurde er in entscheidenden Augenblicken nicht. Hatte er schon die mit so vielem Jubel begrüßten Erlasse vom 18. März als „unselige Edikte" bezeichnet, so mußte ihm die Nachgiebigkeit des Königs seit dem 19. und vollends der berufne Umritt am 21. März, den der König nachmals selber als den schrecklichsten Tag seines Lebens bezeichnete, als der Gipfel des Unheils erscheinen. Gesehen hat er ihn nicht, weil er schon vorher nach Potsdam gegangen war, um den Oberbefehl der Gardelandwehrbrigade zu übernehmen, und auch die befremdliche Rede des Königs an seine Offiziere am 25. März hörte er nicht mit an, ließ sich aber dann von einem Ohrenzeugen einen ausführlichen Bericht erstatten, den er mitteilt. Er mußte sich in dieser Zeit damit begnügen, die höchst aufgeregten und tief erbitterten Gardeoffiziere zu beschwichtigen. Er fand bei ihnen „Grimm und Nichtachtung gegen den König vorherrschend." Noch im September, als es sich um den Waffenstillstand mit Dänemark handelte, sagte selbst der König: „Ich kann ihr [der Armee] nicht verdenken daß sie, wenn sie glaubt, daß ich sie hier preisgebe, Wilhelm auf den Thron setzt." Über die liberalen Märzminister fällte Gerlach natürlich die herbsten Urteile. Er findet sie „unverantwortlich feige" gegenüber dem Berliner Pöbel und den „Fremden," spricht von „völliger Unfähigkeit, Mutlosigkeit und Kriechen vor dem Pöbel." Besonders entschieden trat er ihnen zur Unterstützung des Königs entgegen, als sie nicht übel Lust bezeigten, den Polen zuliebe den Krieg mit Rußland zu beginnen und sich mit dem republikanisirten Frankreich zu verbinden. Man sprach sogar schon von der Errichtung eines besondern polnischen Korps. Nur der feste Entschluß des Königs, keinesfalls mit Rußland zu brechen und sich keinesfalls mit Frankreich zu verbinden, verhinderte nach Gerlachs Versicherung damals im April 1848 den Krieg, der nach seiner Ansicht „unser Ende" gewesen wäre. Die preußische Einmischung in Schleswig hielt er für höchst bedenklich, weil er in der Erhebung Schleswig-Holsteins so gut wie in dem polnischen Aufruhr nur eine „traurige Episode," eine Empörung gegen den rechtmäßigen Landesherrn sah; daher widmete er den dortigen Kämpfen weiter kein Interesse und schrieb unbefangen am 1. Mai: „Die Niederlage der Freischaren durch die Dänen [des Kieler Turner- und Studentenkorps, der Blüte der gebildeten schleswig-holsteinischen Jugend in dem Heldenkampfe bei Bau am 9. April] war eine Freude für die [preußischen] Truppen." Dem Austritt

einiger liberalen Minister im Juni stimmte er lebhaft zu: „Lassen Sie sie laufen — sagte er zum König —, der eine ist ein Verräter, der andre vollständig unfähig"; er warnte namentlich vor jeder Nachgiebigkeit gegen die Berliner Nationalversammlung und beklagte aufs tiefste den wunderlichen Verzicht des Königs auf jedes thatkräftige Handeln, der sich freilich weniger aus Charakterschwäche erklärt, als vielmehr aus seiner ganzen politisch-geschichtlichen Doktrin mit einer gewissen Notwendigkeit folgte. „Jetzt machen die Minister alles," sagte der Monarch am 13. Juni, und später, am 12. August, äußerte er sich noch viel bezeichnender zu Gerlach: „Ich regiere jetzt gar nicht und kann auch nicht eher wieder regieren, bevor die Revolution nicht bewältigt ist." Kein Gedanke daran, daß es seines königlichen Amtes war, sie zu bewältigen! Gerlach sah in diesem Verhalten weniger eine Folgerung aus seiner eignen Theorie, als einen Mangel an Mut, wobei dem König freilich nichts anders übrig bleibe, als sich seinen liberalen Ministern blind zu fügen und auf einen deus ex machina zu hoffen.

(Fortsetzung folgt)

Zwei erfolglose Dichter

Die herrschenden Götter des Tags dulden keine andern Götter neben sich, sie sind strenger und unbarmherziger als der Gott des alten Bundes, sie wollen weder in verborgnen Tempeln noch von wenigen Gläubigen angebetet sein, sie thronen auf Markt und Gassen und fordern ihre Opfer von allen, die in dem Bereich ihrer Macht sind. Unter sämtlichen Göttern oder Götzen unsrer Zeit aber ist keiner anspruchsvoller als der, der „Erfolg" heißt, und dessen Gottheit in hundert verschiednen Bildern — von der Kolossalstatue bis zum Hampelmann — verkörpert, aber in jedem Bilde knechtisch angebetet wird. Für den echt modernen Menschen unterliegt es gar keinem Zweifel, daß der Erfolg schlechthin Zwecke wie Mittel heilige, daß er unentbehrlich sei, daß er auf jedem Wege erstrebt werden müsse, daß Erfolglosigkeit nicht etwa ein Mißgeschick, sondern geradezu Gottlosigkeit und Unsittlichkeit sei. Hunderttausenden ist der Erfolg so sehr zum Maßstab alles Thuns und Lassens geworden, daß sie zu der einfachen Wahrheit, der Erfolg könne auch zu teuer erkauft werden, ungläubig den Kopf schüttelu.

Es liegt auf der Hand, daß diese Anschauung, diese bis zum Wahnsinn

gesteigerte Erfolganbetung auf keinem Gebiete so zerstörend und vergiftend wirken muß, als auf dem der Litteratur und der Kunst. Der Streber, der im Staatsdienst aufwärts will und das Jahr für verloren hält, das ihm weder eine Beförderung noch einen Orden bringt, kann dabei ein vorzüglicher und einsichtiger Beamter sein; der Tintenfabrikant, der eine Millionentinte erfindet, die so schön blauschwarz ist, daß mit ihr im Wettkampfe keine andre mehr aufkommt, kann ein höchst zuverlässiger und peinlich rechtlicher Geschäftsmann bleiben; der Zirkus„artist," der in Kirchturmshöhe an einem Bindfaden hängt, sodaß die Leute vor Bewunderung nicht mehr jubeln, sondern brüllen, versündigt sich nicht gegen die Grundbedingungen und Aufgaben seines gefährlichen „Berufs." Aber der Dichter, Schriftsteller oder Künstler, der den Erfolg um jeden Preis sucht, der den Glauben teilt, daß seine ganze Berechtigung ausschließlich im Erfolg liege, der nichts nach Vortrefflichkeit, nach innerer Wahrheit, nach Leben und künstlerischer Vollendung seiner Schöpfungen und vollends nichts nach den Schranken seiner Begabung fragt, der Tag und Nacht nur von der äußern Wirkung träumt, für die ihm jedes Mittel recht ist, bringt sich von vornherein um das Glück, das im Schaffen selbst liegt, um jede reine Entwicklung, um die höchsten Ziele, um die Anerkennung derer, auf deren Anerkennung es doch zuletzt allein ankommt. Und dennoch ist die Durchschnittswelt und auch die Durchschnittsmasse der Schriftsteller und Künstler heute zu dem jammervollsten Götzendienst des Erfolgs geneigt. Eine schlimmere Losung noch, als die des vortrefflichen Kapitalisten, der den Ausruf that: „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million, der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!" giebt die Presse aus, die jeden für einen Narren oder gar für einen Idioten erklärt, der „keinen Erfolg hat." Ohne zu unterscheiden, welche Art des Erfolgs bei grundverschiednen Bestrebungen und Leistungen überhaupt möglich sei, behandeln neun Zehntel unsrer Zeitungen den ausgezeichnetsten Musiker oder Kupferstecher mit souveräner Verachtung, und stehn mit enthusiastischer oder auch neidischer Bewunderung dem seiltänzerischen, im innersten Kern unmusikalischen Virtuosen, dem brutalsten Sudler, der eine Leinwand mit Farben wie mit Mauerkalk bewirft, gegenüber. Es ist vergeblich, die Organe der „öffentlichen Meinung" wieder und wieder daran zu mahnen, daß sich eines nicht für alle schickt, und daß der Erfolg sehr oft der schlechteste und immer der unsicherste Maßstab für Wert und Bedeutung wirklicher Kunst ist, sie beharren dabei, nur erfolgreiche und erfolglose Schöpfungen zu kennen, sie sind unerschütterlich gewiß, daß die einen jederzeit die höherstehenden, die andern die untergeordneten sein müssen, daß Börsenmäkler und Seifensieder die ausschlaggebenden Beurteiler des Tragikers, Zitherdilettanten und Männergesangvereinstenöre die berufnen Richter des Komponisten bleiben. Sie betrachten jeden Künstler, der bewußtermaßen einen andern als den Nadauerfolg wünscht und sucht, als den Fuchs, der die unerreichbaren Trauben sauer

nennt, und haben eine Verwirrung über die Begriffe Erfolg und Erfolglosigkeit zuwege gebracht, wie sie nicht größer und ärger sein kann. So giebt es zur Zeit unter uns Hunderte von Malern, Musikern und Schriftstellern, die jede Wirkung, deren ihr Talent fähig ist, und die sie bei richtiger Selbstschätzung erwarten durften, vollständig erreicht haben, die auch völlig mit ihrem mäßigen Erfolg zufrieden sein würden, sich aber bei jedem Anlaß als „Erfolglose" brandmarken und hinter die hohlsten und schnödesten Gesellen zurücksetzen lassen müssen. Viele andre aber, die in gesünderer Zeit ruhig ihres Weges gegangen wären, werden durch die unsinnige, immer erneute Forderung des großen, des entscheidenden Erfolgs mit der Nervosität erfüllt, die eine der unerfreulichsten Erscheinungen im modernen Kunstleben ist. Sie lassen sich aus ihren natürlichen Bahnen treiben, sie wollen der Geringschätzung entgehen, die jeden trifft, der nicht den staunenden Blick der Massen auf sich ziehen kann. Bis in die Kunst- und Litteraturgeschichte hinein erstrecken sich die Einflüsse dieser Erfolganbetung und Erfolgüberschätzung; das Pflichtgefühl, künstlerische Leistungen nach ihrem innern Gesetz zu prüfen und nach ihrem innern Wert zu beurteilen, kommt mehr und mehr abhanden. Auch wo das Wort Erfolg nicht gebraucht wird, spielt doch der Begriff seine Rolle hinter den Kulissen. Wie selten ist ein Urteil geworden, das die scheinlose Größe und die echte Einfachheit (vor der anlackirten ziehen sie ja alle den Hut ab) aus ihrem Schatten ans Licht rückt! Wer die Summe des Jammers verkörpert haben will, der zähle vergleichend die paar Spalten, die vor ein paar Monaten dem Nachruf und der Würdigung eines Musikers wie Robert Franz gewidmet, und die andern, die gleichzeitig mit der fortgesetzten Reklame für Mascagnis „Bauernehre" bedruckt worden sind, ein Werk, für das kein deutscher Theaterdirektor einen Finger gekrümmt hätte, wenn es von einem Deutschen geschaffen worden wäre!

Auch ehrliche und warm empfängliche Litteratur- und Kunstfreunde im besten Sinne des Worts werden durch diese Erfolgshetze in ihrem Genuß gestört, in ihrem Urteil und ihren Grundanschauungen beirrt. Natürlich nicht, wenn und wo es sich um einen Fall wie den eben bezeichneten handelt; wer in bessern Tagen zu Ruf und Geltung gekommen ist, verliert sie nicht, weil ihn die Zeitungsfeuilletons mit einer Notiz von dreißig oder fünfzig Zeilen begraben. Aber frage sich doch jeder unsrer Leser selbst, wie oft ihm unter der Einwirkung der herrschenden Vorstellungen ein neuer Name, den er ohne Pauken und Trompeten nennen hört, unbequem gewesen ist, wie vielemal er sich auf der Überzeugung ertappt hat, etwas Rechtes werde er unfehlbar bemerken und kennen, wie widerstrebend er sich zu der Einsicht verhalten hat, daß es ganze Reihen vorzüglicher und guter Schöpfungen giebt, von denen er nie ein Wort gelesen, nie einen Ton gehört hat? Die zugleich brutale und kindische Vorstellung, daß es nur einen Erfolg, den des Massenjubels gebe, daß es gleichsam eine sittliche Pflicht sei, diesen Erfolg zu haben und zu er-

zwingen, wacht jedesmal auf, so oft es die Würdigung einer Erscheinung gilt, die im Sinne des Tages erfolglos, sonach auch unberühmt ist. Sie kann im einzelnen Falle widerlegt und zerstreut werden, aber sie kehrt unfehlbar wieder, da sie eben mit zu der Atmosphäre der Gegenwart gehört.

Aus wie grundverschiednen Ursachen der Massenbeifall tüchtigen Bestrebungen und einem an sich ganz fruchtreichen Dichter- oder Künstlerleben fehlen kann, ergiebt sich wieder einmal gegenüber der Erscheinung zweier Dichter, von denen der eine, Franz Nissel, am Abend seiner Tage zum erstenmale eine bescheidne ausgewählte Sammlung seiner in drei Jahrzehnten entstandnen und aufgeführten Dramatischen Werke veranstaltet, der andre, der im Jahre 1891 verstorbne Ludwig Eichrodt, kurz vor seinem Tode seine Gesammelten Dichtungen veröffentlicht hat.*) Weder Nissels noch Eichrodts Name gehört zu denen, die unsre Feuilletonisten „klangvoll" nennen. Auch Leute, die sich etwas besser um die neuere deutsche Litteratur kümmern, als die Wackern, bei denen Blumenthal Herrn Paul Lindau und Sudermann Herrn Oskar Blumenthal abgelöst hat, kennen weder den einen noch den andern Dichter, den zweiten vielleicht in der Maske des „Biedermaier," die er jahrelang in den Fliegenden Blättern getragen hat, den ersten sicher nicht oder nur dann, wenn sie zufällig einmal der Aufführung eines seiner Dramen beigewohnt haben.

Denn Franz Nissel ist ein Dichter, der es mit der Anschauung, daß der dramatische Dichter nur die Bühne und keinesfalls die Litteratur im Auge haben soll, sehr ernst genommen hat, und der heute, wo er mit vier seiner Dramen vor das Publikum der Litteratur tritt, sich selbst eingestehen muß: „Schon wiederholt hab ich es schmerzlich empfunden, welchen Nachteil es mir gebracht hat, daß ich es versäumt habe, meine Dramen in Buchform erscheinen zu lassen. Es würde sie das gleich nach ihrer Vollendung, einige, wie die Schauspiele »Ein Wohlthäter« und »Heinrich der Löwe,« das Trauerspiel »Perseus von Macedonien« nach ihren mehr oder weniger erfolgreichen Aufführungen gewiß allgemeiner bekannt gemacht haben, ja es hätte ihnen, auch nachdem sie von den Repertoiren verschwunden waren, noch eine bescheidne Existenz fortfristen und manchen neuen Freund gewinnen können."

Man reibt sich unwillkürlich die Augen, ob man auch recht gelesen hat. Was? Ein Dichter, der mit einem Trauerspiel („Agnes von Meran") den vielumworbnen und vielbestrittnen Schillerpreis König Wilhelms des Ersten errungen, der ein Volksstück „Die Zauberin vom Stein" am Wiener Burgtheater zu zwanzig und mehr Aufführungen gebracht hat, spricht von sich selbst in so bescheidnem, zurückhaltendem Tone, erklärt sich nicht für den verkannten

*) Ausgewählte dramatische Werke von Franz Nissel. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. — Gesammelte Dichtungen von Ludwig Eichrodt. 2 Bände. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp.

Messias des ernsten und höhern Dramas, führt die „stupide" Gleichgiltigkeit des deutschen Publikums nicht auf sein Österreichertum zurück? Er hat, wie es scheint, den Mephistospruch: „Und wenn ihr euch nur selbst vertraut, vertrauen euch die andern Seelen," vollständig vergessen, er entbehrt zwar nicht eines berechtigten Selbstgefühls, aber es ist nur das Selbstgefühl des ehrlich strebenden, des Mannes, der seine Kraft, so weit sie eben reicht, im Dienst einer künstlerischen Überzeugung eingesetzt hat, und der des altväterischen Glaubens lebt, daß es Ziele gebe, hinter denen man mit allen Ehren zurückbleiben könne. Er scheint im ganzen ein resignirtes, wenig beglücktes Leben geführt zu haben und sendet nun am Abend seiner Tage seine Werke hinaus, „noch einmal zu kämpfen für sich und ihren Dichter. Er selbst, leider nie eine Kampfnatur, kann nicht mehr hinaus in die Welt, ihn fesseln nun wohl Alter und Krankheit fortan an seine stille Klause, bis die noch stillere, engste ihn auf immer umschließen wird. Für sein Glück ist es zu spät — nicht für seine Geltung." Es ist etwas in alledem, was von vornherein für den Dichter einnimmt, auch wenn man keineswegs wie Meister Jacques in Kellers „Züricher Novellen" der Meinung ist, daß „bescheiden sein halb gemalt, halb gemeißelt, halb gegeigt und halb gesungen sei." Der schlichte Ernst dieses Vorworts weicht von dem Ton, in dem sich neuerdings die Dramatiker und Romanschriftsteller vernehmen lassen, ebenso sehr ab, wie sich die Stoffe, an deren Gestaltung Nissel sein Leben hingegeben hat, von den gegenwärtigen allein üblichen und wirksamen unterscheiden.

Natürlich entscheidet diese Abweichung nicht über den Wert oder Unwert der Dichtungen. Die vier in dem Bande mitgeteilten Dramen „Perseus von Macedonien," „Heinrich der Löwe," „Agnes von Meran" und „Eine Nacht Corvins," deren Entstehungszeit in die siebziger und sechziger Jahre fällt, ja bis 1857 zurückreicht, sind ernente Zeugnisse von dem besondern, in seiner Art einzigen Einflusse, den das Wiener Hofburgtheater auf eine lange Reihe von Dramatikern seit den Tagen Ayrenhoffs und seit denen der Gebrüder Collin gehabt hat. Keine zweite deutsche Bühne hat so entschieden und erkennbar die Thätigkeit zahlreicher Dramatiker erweckt und in eine bestimmte Richtung gelenkt, hat einen bestimmten Stil in dem Aufbau einer Handlung und in der rednerischen Aussprache leidenschaftlicher Seelenvorgänge so begünstigt, wie die Bühne der Wiener Hofburg. Zu einer Zeit, wo es im übrigen Deutschland mit der Anerkennung des größten deutsch-österreichischen Dichters, Franz Grillparzers, noch recht mißlich aussah, hat Grillparzer in Wien die Wirkungen und die Geltung eines klassischen Meisters gehabt, hat eine Gruppe oder vielmehr Folge von Schülern gefunden, die auf ihren Zusammenhang, auf die Gemeinsamkeit ihrer Welt- und Menschendarstellung, ihres dramatischen Stils und wiederum auf ihre naturgemäßen Verschiedenheiten noch nicht betrachtet und gewürdigt worden ist. Zu diesen Schülern,

und zwar, wie wir gleich hinzufügen wollen, zu den besten, männlichsten und selbständigsten Schülern, zu den wenigen, für die der Höhepunkt von Grillparzers Entwicklung in „König Ottokar“ und „Ein treuer Diener seines Herrn“ liegt, zählt auch Franz Nissel. Man muß freilich zwischen der Anlage und Gliederung eines Dramas und der Einzelausführung, der subjektiven Belebung unterscheiden. Hauptsächlich die erstere ist es, in der Nissel in den Spuren Grillparzers weitergeht, die letztere ist bei ihm mehr rhetorisch als lyrisch, und selbst in dem besten und bedeutendsten von Nissels Dramen, dem Trauerspiele „Agnes von Meran,“ macht sich eine gewisse Sprödigkeit und Trockenheit geltend. Nissel hätte entschieden in einer der Kunstperioden auftreten sollen, in denen, nach langer Schwelgerei und Übersättigung in Farben, die strengen Linien, die durchdachten verständig klaren Entwicklungen aus einem entwicklungsfähigen Grundgedanken wieder zu ihrem Recht kommen. Ohne Zweifel werden solche Perioden wiederkehren; im Augenblick, wo auf allen Gebieten nicht bloß die richtige Schätzung, sondern schon eine raffinirte Überschätzung des Kolorits herrscht, wird man den Verdiensten dieses „Perseus von Macedonien“ und dieser „Agnes von Meran,“ der beiden besten Anläufe Nissels, nirgends vollkommen gerecht werden. Die Handlung in beiden Tragödien fesselt und interessirt offenbar mehr als ihre Träger, die uns nicht in voller psychischer Deutlichkeit aufgehen. Die Konflikte und Hauptmotive in beiden Tragödien sind echt dramatisch: im „Perseus von Macedonien“ der letzte vergebliche, ohne schwere Verschuldung nicht mehr zu führende Kampf des macedonischen Königshauses und Volkes gegen das alles verschlingende und vernichtende Rom, in „Agnes von Meran“ die verhängnisvolle zweite Ehe, die Philipp August von Frankreich mit der deutschen Herzogstochter schließt, während sich Rom und die Kirche seiner Scheidung widersetzen und ihm über Agnes Leiche hinweg die ungeliebte Ingeburg von Dänemark wieder aufzwingen, um die Heiligkeit und Unlöslichkeit der echten Ehe zu erweisen. Ohne daß man sagen könnte, „Agnes von Meran“ sei ein Tendenzdrama, zieht die Tragödie doch den immer wiederkehrenden, seit über einem Jahrtausend währenden Kampf zwischen dem Anspruch der Kirche auf Weltherrschaft in allen sittlichen Fragen und zwischen der jeweiligen Empörung der Staaten und der Individuen gegen diesen Anspruch in ihren Kreis, und es läßt sich ganz gut begreifen, daß Nissels Werk als eine Kulturkampfstragödie angesehen worden ist. So hat die Berliner Preiskrönung dem Dichter wenig geholfen, seine Dichtung ist erst viel später und, wie es scheint, mit unzulänglichen Mitteln zur Aufführung gelangt. Ihre Veröffentlichung wird ihr schwerlich zu stärkerm Leben verhelfen, es müßte denn eine oder die andre virtuose Darstellerin die Rolle der Agnes oder der Ingeburg als ein Vehikel ihrer Künste ansehen.

Der Dichter gehört, wie gesagt, zu denen, die durch die Anlage, den Umfang ihrer Schöpfungen die höchsten Forderungen an geistigen Gehalt, an

poetische Lebenswärme auch bei dem Leser wecken, und so sehr er uns auf der einen Seite mit günstigem Vorurteil für den großen Zug in seiner Erfindung, für die Bedeutung seiner Handlung erfüllt, so unbefriedigt läßt er auf der andern das Bedürfnis nach quellender Unmittelbarkeit der Charakteristik und nach dem natürlichen Reiz warmer Lebensfülle im einzelnen. Trotzdem darf Nissel die Teilnahme ernster Freunde der Dichtung für diese Dramen fordern, ihre Vorzüge wie ihre Mängel sollten diese Freunde sich nicht bloß vom Kritiker und vom Litterarhistoriker berichten lassen, sondern sie selbst prüfen und gegen einander abwägen. Möglich, daß eine Zeit kommt, die um der Vorzüge willen die Mängel geringer anschlägt, möglich endlich, daß bei guter Aufführung die Mängel zurück-, die Vorzüge leuchtend hervortreten. Die Leistungen wie die Schicksale des Dichterlebens, das in den dramatischen Werken dieses Bandes gespiegelt ist, lassen Franz Nissel wohl im Sinne des Tages als einen „erfolglosen" Dichter erscheinen. Aber Wert und Zukunft unsrer Litteratur beruhen darauf, daß es jederzeit Dichter seines Gepräges, seines Ernstes in Verfolgung künstlerischer Ziele gebe. Und da es besser ist, anzuerkennen, wie einer mit seinem Pfund gewuchert hat, als zu betonen, daß ihm nur ein und nicht zehn Pfunde verliehen worden sind, so wollen wir schließlich dem Wiener Dichter noch eine Reihe jener bescheidnen Genugthuungen wünschen, die für ihn und seinesgleichen Erfolge sind.

Ist Franz Nissel der deutschen Leserwelt unbekannt geblieben, weil diese Leserwelt nur in den seltensten Fällen dramatische Dichtungen liest, und weil der Dichter, immer nur die Bühne im Auge, es sogar selbst verabsäumt hat, die Möglichkeit, gelesen zu werden (die darum noch lange keine Wahrscheinlichkeit ist), durch Herausgabe seiner Dramen vorzubereiten, so steht es bei dem zweiten unsrer erfolglosen Dichter anders. Ludwig Eichrodt, der Lyriker, hat längst vor der Sammlung seiner Dichtungen, die zum Abschluß seines Schaffens überhaupt wurde, und seit der Herausgabe seiner „Gedichte in allerlei Humoren" das meiste, was ihm die Muse in guter Stunde gegönnt hatte, in die Öffentlichkeit geschickt. Sein kleines Drama „Die Pfalzgrafen" und manches andre ist schon vor Jahrzehnten erschienen, ohne über einen engen Kreis hinauszudringen. Die Erklärung dafür liegt nahe genug, und die Sammlung der Dichtungen giebt sie mit ihrer Einteilung selbst. Von den zwei stattlichen Bänden nennt sich der erste, der die ernstgemeinten Gedichte Eichrodts bringt, „Lyra," der zweite, aber ans humoristischen, satirischen, ironischen und parodistischen Liedern, Balladen und Phantasiestücken zusammengesetzt, heißt „Kehraus" und stellt den lustigen Ludwig Eichrodt, den jeder kennt, der je ein Kommersbuch in den Händen gehabt, wieder vor Augen. Die „Deutschen Strophen," das „Buch Biedermaier," die „Lyrischen Karrikaturen" und „Sauser und Satiren" sind volkstümlich geworden, ihre hübschesten Stellen und Wendungen haften in dem Gedächtnis von Tausenden,

deren Gedächtnis den Namen Eichrodts nicht bewahrt. Und es scheint, als ob man in dieser Blütezeit der Spezialität einem Dichter, der die „Winterfreuden" und das „Kartoffellied" Biedermaiers, die „Elegie an Griechenland" des Buchbinders Treuherz und die „Große deutsche Litteraturballade" gesungen hat, kein eignes Gefühl und keinen ernsten Ausdruck desselben zugetraut hätte. Keine oder fast keine unsrer Anthologien hat einige der eigentlich lyrischen Gedichte des lebensfrohen Badners in größere Kreise getragen, und doch braucht man den „Lyra" überschriebnen Band nur aufzuschlagen, um sofort zu sehen, daß es an innigen und frischen Gedichten, die eine höchst liebenswürdige Natur offenbaren, nicht fehlt. Eichrodt ist eine so durchaus klare, männlich tapfere Natur, daß er den Zug seiner eignen Seele zum Träumerisch-Elegischen unterdrückt und besiegt, wir haben sogar den Eindruck, als ob er mit dem Humor und der schalkhaften Trivialität seiner Spottgedichte gelegentlich gegen sich selbst ebensowohl wie gegen das falsche Pathos andrer Dichter angekämpft habe. Das hindert freilich nicht, daß eine Reihe seiner schönsten Gedichte doch den träumerisch elegischen Klang hat, der forttönen wird, so lange es eine deutsche Lyrik giebt. „Abendstern," „Weiher," „Still ists im weiten Waldrevier," ein paar von den Liedern am Bodensee, auch eine und die andre der Balladen könnten Eichrodts Namen bewahren, wie heute Dichternamen bewahrt werden. Bessern Gewinn werden die wenigen davontragen, die sich entschließen, sich in die „Gesammelten Dichtungen," die ernsten wie die heitern, hineinzulesen. Der Dichter hat keine große gestaltende Kraft, keine zwingende Phantasie gehabt, aber die warme, leicht flüssige, poetische Stimmung, die das Leben zu begleiten versteht. Und so hat er jeder Situation, seinen Wanderfahrten, seiner Liebe, seinen Freundschaften, allen Eindrücken einen echt poetischen Nachhall geben können. Einmal ist dieser Nachhall stark und künstlerisch rein, ein andermal leise und ungewiß zitternd, immer aber empfindet man, daß es gelebte und nur in seltnen, unerfreulichen Fällen gemachte Gedichte sind, die Eichrodt giebt. Das Blättern in diesen Gedichten befreundet uns mit einem liebenswürdigen, durch und durch gesunden Menschen, der sich von der „Erfolglosigkeit" keine gute Stunde hat verderben lassen. Freilich soll man keinen vor dem Ende glücklich preisen, das helle Jauchzen, mit dem der vaterländisch gesinnte und vaterländisch stolze Dichter den Hymnus „Zum Einzug in Straßburg" und das „Lied auf Bismarck" gesungen und Deutschland zugerufen hat:

Laß leuchten deine Völkerkrone
Von nun auf ewig unverhüllt!

hat verstummen müssen, und selbst im „Kehraus" hat Eichrodt, der so gern froh war und andre froh machte, seine spätern Empfindungen nicht satirisch offenbaren mögen. Doch selbst wenn er es gethan hätte, würde das kaum etwas an dem Gesamtbilde des oberrheinischen, wein- und sangfrohen Dichters

ändern, der mit Recht auch noch in späten Tagen sein „Altheidelberg“ gepriesen hat:

Es bleibt ihm sitzen im Gemüt,
Und es verläßt ihn nie:
Der Rauschefluß, die Mandelblüt,
Des Schlosses Poesie.
Den Gläserklang, den Schlägerklang
Hat er im Ohr sein Leben lang!

In den Erinnerungen eines vollen und echten Jugendlebens hat der lyrische Dichter immer wieder den Jungbrunnen auch für seine Poesie gefunden, und unverkennbar war bei ihm, wie bei Scheffel, ein Rest studentischen Humors die Triebkraft für alle übermütigen und tollen Einfälle seiner lyrischen Karrikaturen und seiner lustigen Gedichte überhaupt. Wer diese durch die Fliegenden Blätter weit umhergetragnen Schwänke mit der Lyrik von Eichrodts „Lyra“ vergleicht, der nimmt leicht wahr, daß es zwei Äste eines Baumes sind, ja er kann leicht die Stelle finden, wo beide in einander übergehen. In andern Tagen als den unsern wäre es niemand eingefallen, den einen um des andern willen für unecht und aufgepfropft, für dürr und blätterlos zu erklären.

Für Eichrodt wie für Nissel ergiebt sich schließlich das gleiche: sie sind begrenzte Talente, die dennoch ein Recht haben, nicht bloß im engen Freundeskreise Dichter zu heißen. Eine deutsche Litteraturgeschichte, die sich nicht bloß mit den knappsten Umrissen begnügt, nicht ausschließlich die Spitzen sieht, hat beiden Erfolglosen — nach Verdienst, nicht aus Mitleid — einen bescheidnen Platz zu gönnen, den sie mehr als einem Erfolgreichen der Gegenwart — wiederum nach Verdienst — energisch wird versagen müssen.

Wir hören im Geiste die Erwiderung der Modernen, daß Dichter oder Schriftsteller, die sich nicht großer, überwältigender Erfolge rühmen können, wären es auch nur Erfolge des Augenblicks, überhaupt kein Lebensrecht hätten. Die Anerkennung der wenigen, der im Geist verwandten, der künstlerisch gebildeten, ist laut des Kodex der Brutalität ein veraltetes Vorurteil und eine Thorheit dazu, durch die nur Unberechtigte ermutigt werden, in den litterarischen Wettbewerb einzutreten. Wer nicht den Genius, oder um es modern auszudrücken, den „starken unbeugsamen Geist“ in sich fühlt, den Massenjubel hervorzurufen oder ihn „unentwegt“ so lange zu fordern, bis er auch widerwillig gewährt wird, der soll um den Kranz des Dichters fürder nicht ringen. Wenn einer nicht einmal selbst wagt, sich für den ersten Dichter seit Shakespeare, für den tiefeingreifendsten Reformator seit Rousseau zu erklären, wie sollen die andern eine Meinung von ihm bekommen? Die erste Bedingung des modernen Erfolgs — „Kraft“ vorausgesetzt — ist die, seinen Vorgänger für einen Tropf und seinen Mitstrebenden für einen seichten Schönredner zu erklären; wo diese Bedingung nicht erfüllt wird, können die Ergebnisse nur kläglich sein. Warten wir denn ruhig ab, welche Ergebnisse die geschwollnen Ta-

lente von gestern, die alle „ersten Ranges“ sind, für sich und die Litteratur erzielen werden, und beharren wir einstweilen dabei, von Zeit zu Zeit auf Natnren und Bestrebungen hinzuweisen, die außerhalb des Hexenkessels der Erfolgsjagd gediehen und nach Vermögen gereift sind.

Lehrstand und Wehrstand

Die Grenzboten haben in Heft 9 einen Aufsatz unter dem Titel „Soldat und Schulmeister“ gebracht, worin die Ansicht ausgesprochen wird, daß zwischen den Unteroffizieren und Elementarlehrern einerseits und zwischen den Offizieren und Oberlehrern andrerseits ein gewisser Gegensatz bestehe, der schon oft Reibereien zur Folge gehabt habe. Das Militär scheint, nach jenem Aufsatz, eine gewisse Freude daran zu haben, die Lehrer zu verspotten und zu schikanieren, wofür sich diese dann wieder durch Anklagen in der Presse und durch Feindschaft gegen den Wehrstand rächen.

Es ist klar, daß es höchst beklagenswert wäre, wenn sich die Sache wirklich so verhielte.*) Ich weiß nicht, wo der Verfasser jenes Aufsatzes, ein Militärgeistlicher, seine Erfahrungen gesammelt hat; jedenfalls scheinen sie mir ungebührlich verallgemeinert zu sein, und es sei mir deshalb gestattet, zunächst Erfahrung gegen Erfahrung zu setzen.

Ich bin zwölf Jahre Reserveoffizier, habe bei meinen Übungen mehrere Regimenter kennen gelernt und habe ganz entgegengesetzte Erfahrungen gemacht. Von meinem Kollegium gehört die größere Hälfte dem Offizierstande an — und ein ähnliches Verhältnis besteht bei sehr vielen Lehrerkollegien —, wir sind größtenteils über die gesetzliche Zeit im Reserveverhältnis verblieben, keiner ist zur Landwehr zweiten Aufgebots übergetreten, obwohl mehrere dazu schon lange berechtigt gewesen wären, und alle sind mit Leib und Seele Soldat. Mit den Offizieren der betreffenden Regimenter stehen wir in dem besten kameradschaftlichen Verhältnis, nicht bloß während der Übungen, sondern auch in der Zwischenzeit. Im Kasino sind wir gern gesehene Gäste, und wo wir in öffentlichen Lokalen zusammentreffen, entwickelt sich leicht und ungezwungen der angenehmste Verkehr. Freilich muß ich zugeben, daß dieser Verkehr nicht so häufig ist, wie zwischen andern Ständen und dem Militär; aber daraus auf irgend einen Gegensatz zwischen Lehrern und Offizieren schließen zu wollen, wäre doch falsch. Die Gründe dafür sind ganz wo anders zu suchen. Es mag ja sein, daß viele Lehrer pekuniär nicht in der Lage sind, die Geselligkeit in der Weise zu pflegen, wie das bei andern Beamtenklassen der Fall ist. Doch ist das in den meisten Fällen nicht der eigentliche Grund; die Geldopfer

*) Wir geben gern auch diesen Ausführungen Raum, obwohl der Verfasser manche Dinge mindestens um eben so viel Grad zu rosig sieht, als sie der Verfasser des frühern Aufsatzes vielleicht zu schwarz gesehen hat.

sind auch bei der Teilnahme an Kasinogesellschaften gar nicht so bedeutend. Der Hauptgrund ist vielmehr der, daß die Lehrer nicht die Zeit dazu haben, sich an dem gesellschaftlichen Leben reger zu beteiligen. Das wird manchem wunderbar klingen, namentlich wenn er bedenkt, daß die Lehrer doch meistens nur vier Stunden täglich geben. Allenfalls wird von dem großen Publikum noch zugegeben: Ja, die Lehrer haben ja auch die Schülerhefte zu korrigiren, und das raubt viel Zeit; diese Auffassung unsrer Hauptarbeit tritt uns so oft entgegen, daß wir es schon fast aufgegeben haben, noch irgend etwas darüber zu erwidern. Nun ist es gewiß wahr, die Korrektur der Hefte raubt viel Zeit — so langweilig, wie man gewöhnlich glaubt, ist die Arbeit übrigens nicht, denn wir haben doch das regste Interesse für jeden einzelnen Schüler, sind gespannt darauf, ob er der Aufgabe gewachsen gewesen ist oder nicht —, aber unsre Hauptarbeit ist die Vorbereitung für die Stunden. Denn selbst wenn man den Gegenstand mehrere Jahre hinter einander behandelt, so ist doch nie eine Klasse der andern gleich; selbst die Durchschnittsbegabung der Klassen ist oft sehr verschieden, noch mehr aber weichen oft die Vorkenntnisse der Schüler von einander ab. Und bei jedem Lehrer, der es mit seinem Fach ernst nimmt, und das dürfte doch wohl wenigen bestritten werden, erfordert die Vorbereitung viel Zeit, wenn er seine Schüler wirklich fördern, wenn er bei einem neuen Stoff immer an das anknüpfen will, was bei ihnen schon vorrätig ist, nicht bloß aus den Stunden des betreffenden Fachs, sondern auch der andern Fächer. Daß z. B. in dem deutschen Unterricht alle übrigen Fächer gleichsam gipfeln sollen, dürfte doch wohl bekannt sein; aber auch in der Geschichte ist auf alles, was die Schüler gelesen haben, in der Geographie wieder auf ihre geschichtlichen und naturgeschichtlichen Kenntnisse Rücksicht zu nehmen, und ähnliches gilt für alle Fächer. Vor allem soll jede Stunde so eingerichtet sein, daß die Schüler möglichst zur Selbstthätigkeit genötigt, Verstand, Phantasie und Gemüt möglichst angeregt werden.

Das ist der eine Grund, warum sich der Lehrer oft gesellschaftlichen Verpflichtungen entziehen muß. Dazu kommt aber noch ein zweiter, der mindestens eben so schwer wiegt. Der Lehrer muß, um seine Aufgabe erfüllen zu können, körperlich und geistig frisch sein. Das ist aber nicht der Fall, wenn man z. B. nachts bis zwei oder drei Uhr munter gewesen ist und womöglich — sagen wirs nur grade heraus — „Kater“ hat. Dann ist man unlustig, mürrisch, übelgelaunt, und das ist der Fluch alles Unterrichts. Unlust wirkt ja in jedem Beruf schädlich, aber in keinem so wie im Lehrstande. Nirgends ist ein „dicker Schädel“ so furchtbar wie in einer vollen Klasse. Den gewaltigen Unterschied zwischen den verschiednen Berufsarten lernte ich erst würdigen, als ich nach einem fröhlichen Abend bei Beendigung meiner letzten militärischen Übung am nächsten Morgen meine Kameraden fröhlich an mir vorbeimarschieren sah, während ich auf drei Stunden in die engen vier Wände hinein mußte. Wie gern hätte ich dafür auf dem Exerzierplatz sechs Stunden Dienst gethan! Noch schlimmer als mit den späten Abendgesellschaften steht es mit dem Frühschoppen. Wie man über ihn in Lehrerkreisen denkt, dafür nur ein Beispiel. Als ich ein Jahr in einer kleinen Gymnasialstadt thätig gewesen war und beim Beginn der Ferien nach der Provinzialhauptstadt zurückkehrte, richtete ein mir befreundeter Direktor über mein Kollegium nur die eine Frage an mich: „Habt ihr einen Frühschoppen bei euch eingeführt?“ Als ich das verneinte, antwortete er: „Nun, dann seid ihr ein tüchtiges

Kollegium." Und seien wir doch ganz offen: auch das Publikum würde keineswegs sehr eingenommen sein, wenn es sähe, daß ein Lehrer fast täglich, wie das bei andern Ständen zu gewissen Zeiten der Fall ist, in Gesellschaften gefunden würde. Eine gewisse Zurückhaltung in dieser Beziehung ist für den Lehrstand sehr angemessen. Aus dieser Zurückhaltung aber nun irgend einen Gegensatz zu andern Beamtenklassen erblicken zu wollen, scheint mir doch unberechtigt. Wie sollte das auch bei uns möglich sein, die wir doch fast täglich Gelegenheit haben, unsern Schülern zu zeigen, wie auf dem Heere die Größe unsers Staates beruht, der Beamtenstand mit seiner Pflichttreue eine Hauptsäule des Staates bildet?

Bei den wiederholten Versetzungen der Offiziere und höhern Beamten sollen die Privatstunden, die dann oft notwendig werden, viel böses Blut machen und die Lehrer in falschem Licht erscheinen lassen. Daß unsre Schulen trotz aller Gleichmacherei vielfach doch noch recht verschieden sind, gebe ich zu, und es kommt auch oft vor, daß Schüler an einer neuen Schule zurückbleiben, während sie an der alten vielleicht mit fortgekommen wären. Aber — und ich kann mir doch nicht denken, daß mein Kollegium darin allein stehn sollte — wir haben solchen Schülern, wenn ihre Lücken nicht gar zu groß waren, schon wiederholt privatim nachgeholfen, ohne dafür irgend eine Entschädigung zu beanspruchen, denn meine Kollegen geben fast alle für Geld überhaupt keine Privatstunden. Und die wenigen, die das zuweilen anders halten, geben wenigstens einem Schüler in ihren eignen Fächern Privatunterricht. Die Eltern aber sind meistens sehr froh, wenn sie eine solche Hilfe erlangen können. Ein Erfolg kann ihnen natürlich nicht im voraus verbürgt werden, die Stunden werden auch sofort eingestellt, wenn sich die Sache als zu wenig aussichtsvoll erweisen sollte. Wie man bei dieser Sachlage den Lehrern solche Vorwürfe machen kann, ist mir unklar; wenn gar kein Lehrer mehr Privatstunden geben wollte, würden die Klagen der Eltern noch viel lauter ertönen.

Nun aber zu den Unteroffizieren und Elementarlehrern. Daß der Elementarlehrer zuweilen beim Militär, namentlich bei den Unteroffizieren, ein Gegenstand des Spottes ist, weiß auch ich sehr wohl. Aber steht denn dieser Stand darin allein da? Wer hätte nicht während seiner Dienstzeit von den Unteroffizieren unzählige spöttische und höhnische Anspielungen auf die verschiedensten Berufsarten gehört? Und wer nicht gedient hat, braucht nur einmal die Fliegenden Blätter auf die „Kasernenhofblüten" hin zu durchblättern — wenn auch nicht immer wirklich geschehn, sind sie doch immer gut erfunden —, und er wird von dieser Vorliebe der Unteroffiziere die nötige Vorstellung bekommen. Ich diente als Einjähriger zusammen mit einem Theologen aus dem ersten Semester, seine Jugend hinderte aber den Unteroffizier nicht, ihn stets mit „Herr Pfarrer" anzureden und alle seine etwaigen Versehen unmittelbar mit seinem Beruf in Zusammenhang zu bringen. Ebenso ging es einem jungen Mediziner und uns andern allen, wo sich nur eine passende oder unpassende Gelegenheit dazu fand. Man wird sagen: Aber bei den Schulmeistern geschieht das besonders häufig und auch gehässiger als bei andern. Nun, wenn das der Fall ist, so steht ja den Lehrern das Recht der Beschwerde zu, und bekanntlich machen sie davon auch ausgiebigen Gebrauch; wer sich von den militärischen Vorgesetzten zu einer „Verbalinjurie" — andre kommen ja nicht vor — hinreißen läßt, soll und wird ja auch streng bestraft werden. Aber darüber können wir uns doch keiner Täuschung hin-

geben: ganz wird jene Neigung der Unteroffiziere kaum auszurotten sein, denn der Kontrast, der zwischen den verschiednen Berufsarten und der militärischen Stellung ihrer Vertreter besteht, ist zu groß, als daß er nicht die Spottsucht eines echten Naturkindes, wie es doch der Unteroffizier ist, herausfordern sollte. Und wie sollte er dazu kommen, daß er gerade beim Lehrer, der — wie er selbst meist noch kurz zuvor zu seinem Leidwesen erfahren hat — in seiner Klasse den Höchstkommandirenden mit unumschränkter Machtvollkommenheit zu spielen liebt, seinem Witz Zügel anlegte? In Privatgesprächen habe ich denn auch gefunden, daß verständige Elementarlehrer sich einer solchen Einsicht nicht verschlossen; sie waren weit von irgend einer Verbitterung gegen das Militär entfernt, ja die meisten dachten mit Vergnügen an ihre sechswöchentliche Übungszeit, hatten sogar von ihren paar militärischen Kenntnissen eine höhere Vorstellung, als mir begründet zu sein schien.

Nun zu dem Dünkel, der sich nach den Ausführungen des erwähnten Aufsatzes bei den Elementarlehrern zuweilen geltend machen soll. Wer möchte es bestreiten, daß darin viel Wahres liegt, wenn er liest, welche Themata z. B. bei den allgemeinen Lehrerkonferenzen gestellt und besprochen werden! Da scheint nichts zu hoch und nichts zu tief, das nicht vor dieses Forum gezogen würde. Die berufensten Weltverbesserer glaubt man vor sich zu haben, über alles und noch einiges reden sie, und über alles in der aufgeblasensten, von Fremdwörtern strotzenden Sprache. Man kann nicht anders glauben, als: So wird die kranke Zeit geheilt. Der würdige Direktor meines Gymnasiums, der, wie für so vieles andre, so auch hierfür einen feinen Blick hatte, pflegte die Herren in Leute mit und ohne erweiterten Horizont einzuteilen, die letztern aber, setzte er hinzu, seien ihm lieber und seien auch meist die Tüchtigeren.

Aber an solchen Tüchtigeren fehlt es doch wahrhaftig nicht. Man braucht sich durch die Vertreter des Standes in der Presse nicht irre machen zu lassen, die meisten Elementarlehrer — und ich habe in meinem Leben sehr viele kennen gelernt — sind durchaus verständige und bescheidne Leute.

Ja, heißt es aber, als ihnen die Aussicht eröffnet wurde, daß wieder ausgediente Unteroffiziere in ihre Reihen kommen würden, haben sie das mit Spott und Hohn zurückgewiesen. Darin haben sie aber doch ganz recht gethan. Es heißt die Vorbildung dieser Männer, ihre ganze pädagogische Kunst völlig verkennen, wenn man sich darüber wundert, daß sie den Vorschlag des Militärwochenblattes mit Hohn und Spott begrüßt haben. Die frühern Zeiten sind für die unsrigen nicht maßgebend, es hieße alle Errungenschaften auf dem Gebiete der Elementarschule preisgeben, wenn man wieder Unteroffiziere zu Lehrern einsetzen wollte. Erstens haben die Unteroffiziere bei weitem nicht die notwendigen Kenntnisse. Wie schwer fällt es oft schon dem Hauptmann, unter seinen Unteroffizieren einen mit den nötigen Kenntnissen zum Feldwebel zu finden! Ich habe beim Militär selbst genug Äußerungen und Schriftstücke von Unteroffizieren kennen gelernt, um meines Urteils ganz gewiß zu sein. Als Student habe ich selbst einen Bauernsohn meines Heimatdorfes für die Unteroffizierschule einigermaßen zugestutzt; wie mangelhaft waren seine Kenntnisse, und doch wurde er unbeanstandet aufgenommen. Dagegen bedürfen auch die besten Volksschüler gewöhnlich noch einer besondern Vorbereitung, um nur auf die Präparandenanstalten aufgenommen zu werden. Von da gehen sie erst nach zwei Jahren auf die Seminare über, wo sie dann noch einen dreijährigen Kursus durchzumachen haben. Eine andre Frage ist

es, ob diese Anforderungen nicht schon viel zu weit gehen, aber das haben wir hier nicht zu erörtern. Sicher wäre es ein ganz verkehrtes Mittel, durch Einschieben von Unteroffizieren die Bildungsstufe der Lehrer herabdrücken zu wollen. Aber wenn selbst einmal ein Unteroffizier die nötige Bildung haben sollte, so wäre auch dann bei ihm an eine Verwendung als Lehrer nicht zu denken. Erstens stehen ihm nach Beendigung seiner Dienstzeit so viel einträglichere Zivilstellen offen, daß es ihm gar nicht einfallen wird, einen bescheidnen Lehrerposten anzunehmen. Er wäre aber auch gar nicht zum Lehrer geeignet. Denn es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, daß jemand das, was er selbst kann, nun auch andern lehren könne. Der geübte Lehrer würde jedem Laien bei seinen Unterrichtsversuchen fortwährend grobe Verstöße gegen die elementarsten Regeln der pädagogischen Kunst nachweisen können, sei es nun in Bezug auf die Behandlung des Lehrstoffes, die Vortragsweise, die Fragestellung oder auf die Ansprüche an die Fassungskraft und Leistungsfähigkeit der Schüler. Es ist eben wirklich eine Kunst, so vorzutragen, wie es dem Standpunkte des Schülers angemessen ist. Der Leser versuche es doch einmal, z. B. etwas aus der Sagengeschichte einem Kinde zu erzählen, und sehe sich nachher an, wie das die Meister dieser kindlichen Erzählungskunst, Niebuhr, Schwab, Becker u. a. gemacht haben. Oder hat etwa der Leser Lust, einem Kinde die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben oder Rechnen beizubringen? Gewiß, es wird ihm auch mit der Zeit gelingen, aber es wird für ihn selbst und für das Kind eine Plage sein. Die meisten pädagogischen Fragen entscheidet der Lehrer am besten, wenn er sich ihre Lösung auf sein eignes Fleisch und Blut angewandt vorstellt, und da muß ich gestehen, es überläuft mich ein Gruseln, wenn ich daran denke, daß meine Jungen bei einem Unteroffizier Lesen und Schreiben lernen sollten. Wenn man dagegen sieht, mit welchem Geschick unsre Elementarlehrer ihre Methode handhaben, so kann man nur sagen: Es ist eine Freude, zuzusehen. Wie gewandt wird da z. B. ein Anschauungsbild, ein Lesestück behandelt! Der Gegenstand ist sofort durch die Thätigkeit der Kleinen selbst in seine Bestandteile zerlegt, für jeden Abschnitt ist auch gleich eine Überschrift zur Hand, geschickt werden die einzelnen Teile zu einander in die verschiedensten Beziehungen gebracht, an bekanntes wird angeknüpft, zu neuem wird hinübergeleitet, es ist eine Lust, die Kleinen so bei der Arbeit zu sehen. Und das alles sollte ein ausgedienter Unteroffizier leisten? Seine Thätigkeit beim Militär in hohen Ehren, die Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit, Strammheit des Standes kann hier gar nicht hoch genug angeschlagen werden, aber zu Lehrern für unsre Kleinen — ich sage unsre, denn es wird doch hoffentlich niemand zwischen den Volksschülern und den Kindern der höhern Stände einen Unterschied machen wollen — sind sie in Grund und Boden verdorben, eben durch ihre zwölfjährige Dienstzeit, bei der ganz andre Verhältnisse vorlagen, bei der sie mit einem ganz andern, viel gröbern Material gearbeitet haben, bei dem eine stramme, oft auch eine derbe Behandlung ganz angebracht war. An dieser Sachlage kann auch ein einjähriger Seminarkursus für Unteroffiziere nichts ändern. Beim Militär ist die Disziplin, der unbedingte Gehorsam, der nie versagt, auch in den furchtbarsten Augenblicken der modernen Schlachten nicht, das erste Erfordernis; bei dem Kinde heißt es, sein Interesse in der Weise rege zu machen, daß eine nachhaltige Wirkung auf seinen Willen zum Guten, zur Sittlichkeit ausgeübt wird, sodaß dieser Wille vorhält lange noch, nachdem das Kind die Schule verlassen hat.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals der Bund der Landwirte. Der Verfasser des Aufsatzes „Der Bund der Landwirte“ im vorigen Hefte der Grenzboten hat offenbar nicht viel Zutrauen zu der Sache. Ja er scheint der Ansicht zu sein, daß der Landwirtschaft überhaupt nicht zu helfen sei, wenn man auf der „Diagonale der Kräfte“ bleiben, eine chinesische Zollmauer vermeiden, das Freizügigkeitsgesetz unangetastet lassen wolle. Die Notlage der Landwirtschaft erkennt er an. Er verhehlt sich nicht, daß der Landwirtschaft wichtige Einnahmen durch das Eingehen des Baues der Ölfrüchte und der Wollzucht verloren gegangen seien, daß sie durch Spiritus- und Zuckerzölle schwer belastet werde, daß der Riese „Konkurrenz“ seine gewaltige Faust auch auf die Landwirtschaft gelegt habe, und daß durch diesen sich von Jahr zu Jahr steigernden Druck schon mancher zerquetscht worden sei. Allerdings habe sich auch Faulheit, Unwissenheit und Verschwendung bei selbstverschuldetem Untergange bisweilen mit der Konkurrenz entschuldigen wollen. Nur die Starken, Klugen und Sparsamen hielten noch Stand, aber auch sie fühlten ein Unbehagen, das sie nicht zum ruhigen Genusse des Lebens kommen lasse. Nun, wenn das so ist, dann ist es allerdings hohe Zeit, die Landwirtschaft vor dem Untergange zu schützen. Denn sie darf nicht untergehn, sie darf nicht durch eine Ackerindustrie ersetzt werden. Die Lage ist in der That so, daß nur die Starken noch den gegenwärtigen Druck aushalten. Der Landwirt, der bei geringerem Boden und hohen Produktionskosten arbeiten muß, oder dessen Besitz durch Schulden belastet ist, geht unmittelbar dem Untergange entgegen. Der Zentner Weizen 7 Mark und der Zentner Roggen 6 Mark, das sind Preise, die nicht einmal die Produktionskosten decken. Deutschland lebt bei solchen Preisen von seinem Kapital. Was die Landwirte verlangen, ist nichts andres, als Schutz vor der erdrückenden Konkurrenz durch eine nicht chinesischere Mauer, als die ist, die sich das freie Amerika gestattet. Statt dessen taucht die begründete Furcht auf, daß auch der Kornzoll an der russischen Grenze fallen werde. Der Verfasser deutet an, der Kampf für die Ausschließung des russischen Getreides sei ein Kampf gegen Windmühlen, da das russische Korn doch über Galizien oder die Niederlande ins Land ströme. Ist dies der Fall, dann haben die Landwirte begründete Veranlassung, den Reichsboten und besonders den Landwirten unter ihnen wegen ihrer Kurzsichtigkeit schwere Vorwürfe zu machen. Bismarck sagte: Der österreichische Handelsvertrag war ein schwerer Fehler. Das lernt man jetzt einsehen.

Aber wir wollen hier nicht die wirtschaftliche, wir wollen die politische Seite der gegenwärtigen agrarischen Bewegung beleuchten. Der Verfasser des Aufsatzes im vorigen Hefte scheint doch den Ernst der Bewegung zu unterschätzen.

Noch nie hat eine einfache Vereinsbildung ein solches Aufsehen erregt, wie die des Bundes der Landwirte. Jedermann fühlte, daß diese Versammlung keine künstlich gemachte Sache sei, sondern die Erhebung von Leuten, die unter dem Zwange der Not handelten. Der deutsche Michel, dem die schlechte Behandlung, die man ihm so lange hat angedeihen lassen, endlich durch sein dickes Fell gedrungen ist, hat sich gerührt. Wenn sich aber der deutsche Michel anfängt zu rühren, so giebt das eine „elementarere“ Bewegung, als die Preisbildung des Weltmarktes ist.

Das Ereignis war auch von großer politischer Bedeutung. Es warf seinen Schatten vor sich her bis in den Reichstag. Graf Caprivi hat gleichsam die Ouverture zu dem Stück geredet, eine Leistung, die in allen den Kreisen, die sonst die Stütze der Regierung zu sein pflegten, Befremdung und tiefes Bedauern hervorgerufen hat. Die Rede Caprivis ließ erkennen, daß dieser Staatsmann einen Kornring vor sich zu haben glaubte, dem gegenüber er die Aufgabe habe, zu Gunsten der Nichtbesitzer, zu Gunsten des Zehrstandes, zu dem von jeher das Heer und das Beamtentum gehört, die ausgleichende Gerechtigkeit wirken zu lassen. Daß es sich um die Existenz eines wichtigen Teiles des Volks, um den Schutz der Grundlagen des Staates, ja seiner eignen Politik handle, schien er nicht zu erkennen. Graf Caprivi sagte: „Ich muß gestehen, daß ich kein Agrarier bin. Ich besitze kein Ar, keinen Strohhalm und weiß nicht, wie ich dazu kommen sollte, ein Agrarier zu werden.“ Hierzu bemerkte die Post vom 21. Februar: Diesem Bekenntnis hätte der Redner zufügen können: „Ich besitze nur meinen Säbel und bin durch und durch Soldat. Ich weiß nicht, wie ich dazu kommen sollte, etwas andres zu werden.“ Die Lage hätte dadurch bedeutend an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen.

Es dürfte noch nicht dagewesen sein, daß dem ersten Beamten des Reichs von konservativer — und zwar nicht extrem-konservativer Seite aus — das gesagt worden ist, was die Post dem Grafen Caprivi gesagt hat. Sie steht aber keineswegs allein, die gesamte konservative Presse wendet sich mehr oder weniger verhüllt gegen den Reichskanzler. Und die Hamburger Nachrichten werfen die Frage auf, ob Caprivi noch konservativ sei. Daß er es früher gewesen sei, stehe fest, aber gegenwärtig würden seine Ausführungen nur noch von dem lebhaftesten Beifall der Linken begleitet.

Es ist aufs tiefste zu bedauern, daß unsre innere Politik auf solche Wege geraten ist. Die Folgen werden nicht auf sich warten lassen. Nachdem sich die Aussichten für die Militärvorlage gebessert hatten, hat sich jetzt die Lage zu ihrem Ungunsten verändert. Wenn die konservativen Parteien sich mehr und mehr bereit finden ließen, die Vorlage anzunehmen, so geschah es doch auch in der Absicht, eine Auflösung des Reichstags zu vermeiden. Jetzt ist diesen Parteien eine Auflösung beinahe wünschenswert geworden. Das Vertrauen zur Regierung ist ernstlich erschüttert. Man fängt an, die Summa zu ziehen von dem, was die letzten drei Jahre an Gutem gebracht haben, und fragt sich, ob das so weiter gehen dürfe. Das Zentrum lehnt einstweilen alles ab. Es hält sich trotz der Behauptung des Dr. Lieber, man wolle ohne Rücksicht auf etwaige Geschäfte die Vorlage objektiv prüfen, zurück, wie ein Geldverleiher, der erst im letzten Augenblicke den Beutel öffnet, um einen möglichst hohen Nutzen zu haben. Vielleicht fordert es die Staatsklugheit oder das Wohl des Staates, das Zugeständnis des Zentrums teuer zu bezahlen und ein schleichendes Gift als Gegengift zu nehmen, wo man doch die Krankheit hätte vermeiden können. Und die Linke verhält sich durchaus unzugänglich. Aber vielleicht wird man wieder einmal Opfer bringen „für die schönen Augen“ von Leuten, die, wenn es notthäte, dann nicht zu haben sind. Der Reichskanzler, der seiner Zeit geäußert hat, wenn er von der Linken Beifall erhalte, so glaube er, nicht auf rechtem Wege zu sein, bereitet sich durch seine Reden täglich den Beifall der Linken, der Partei mit der geschlossenen Hand, während der Teil der Bevölkerung, der für Kaiser und Reich mit Gut und Blut einzutreten und für die Wehrhaftigkeit Opfer zu bringen erklärt, schlecht behandelt und in eine Lage gebracht wird, die zum erbitterten Widerstande führen muß.

Wenn trotz alledem die Militärvorlage durchgeht, so wird es der Reichskanzler nicht seiner Staatskunst, sondern dem Patriotismus der konservativen Parteien und dem Zwange der Not zu danken haben.

Die Bewegung der Landwirte befindet sich erst in ihrem Anfange. Sie hat naturgemäß in den Gegenden begonnen, wo die Landwirtschaft unter dem härtesten Drucke steht, aber sie wird sich unzweifelhaft weiter verbreiten; es bedarf nur eines Rufes, um auch die Landwirte auf die Beine zu bringen, die noch etwas zuzusetzen haben. Sie wird auch nicht innerhalb der ackerbautreibenden Bevölkerung stehen bleiben, sondern mehr oder weniger alle produzirenden Stände ergreifen. Sie wird sich schwerlich gegen den Ackerbauminister wenden, der achselzuckend erklärt, die Landwirtschaft müsse es eben tragen, und über den man längst zur Tagesordnung übergegangen ist, sondern gegen den Reichskanzler, der bei seinem Amtsantritt erklärt hat, die Landwirtschaft werde nicht länger geschützt werden, der selbst leider gar kein Landwirt ist, und der auch jetzt noch kein zutreffendes Urteil von der Lage der Sache hat; sie wird sich gegen die Regierung wenden, die die Landwirtschaft durch eine Reihe von Maßnahmen, durch ihren Widerstand in der Währungsfrage, durch die Alters- und Invalidenversicherung, die Handelsverträge, die Öffnung der Grenze für Vieh, Fleisch und Seuchen, die Zuckersteuer schwer belastet und geschädigt hat, und die sich anschickt, durch die Branntweinsteuer und Braunsteuer und den in Aussicht stehenden Handelsvertrag mit Rußland und Rumänien den Druck bis zur Unerträglichkeit zu steigern. Denn das steht außer Zweifel, die Kosten dieser Verträge hat ausschließlich die Landwirtschaft zu tragen.

Der Bund der Landwirte will nicht demonstriren oder petitioniren, sondern für bessere Wahlen sorgen. Und das ist klug. Er will sich die Abgeordneten darauf ansehen, ob von ihnen eine Vertretung landwirtschaftlicher Interessen zu erwarten ist. Unzweifelhaft kann die ländliche Bevölkerung einen großen Einfluß auf die Wahlen ausüben, wenn sie ihre Kraft erkannt hat, und wenn sie sie anwendet. Natürlich hat man versucht und wird weiter versuchen, diese Kraft politischen Parteien nutzbar zu machen. Die Landwirte aber haben erklärt, sich keiner Partei anschließen, vielmehr ihre Lebensfrage den politischen Fragen voranstellen zu wollen. Sie stehen darin übrigens nicht allein. Die Neigung, ein nicht politisches, kirchliches oder wirtschaftliches Interesse den politischen Interessen voranzustellen, findet man auch beim Zentrum und bei den Antisemiten. Wir erblicken hierin ein Zeichen für die beginnende Auflösung der politischen Parteien und ihre Ersetzung durch Interessengemeinschaften. Die Entwicklung greift zurück in die Zeit vor 1848 mit ihren Ständevertretungen, die im Grunde Interessenvertretungen waren. Obwohl es nun keineswegs ein gesunder Fortschritt sein würde, wenn an die Stelle des allgemeinen Nutzens der Nutzen einzelner Bevölkerungsschichten gestellt würde, so ist doch auch kein Grund vorhanden, den zerfallenden politischen Parteien Thränen nachzuweinen. Unser politisches Parteiwesen ist alt geworden. Man hat sich zu lange gewöhnt, die Dinge durch die Parteibrille anzusehen, und dabei das Verständnis für das wirkliche Aussehen und den wirklichen Wert der Dinge verloren. Die Parteiwagen schleppen an den Rädern zu viel von dem Boden des Weges mit sich, auf dem sie gekommen sind. Daß ein Parteiführer durch einen andern ersetzt wird, daß ein Punkt eines Parteiprogramms dazugethan oder gestrichen wird, wird nicht viel helfen. Nachgerade sieht man ein, daß der Inbegriff der Seligkeit nicht in Verfassungsparagraphen, Schlagworten und Gerechtsamen liegt. Am Ende gehen die Brotfragen den Staatsfragen vor. Die Welt ist enger geworden. Enger als zuvor stoßen sich die Dinge im Raume. Der Gegensatz, der sich bildet, liegt

weniger in der Meinung über die beste der Staatsformen, als in dem Widerstreit der Interessen der produzirenden und der konsumirenden Bevölkerung.

Das Unternehmen des Bundes der Landwirte bewegt sich parallel dem der antisemitischen Bewegung. Die Antisemiten glauben sicher nicht, daß alles gut und schön in der Welt sein würde, wenn es gelingen sollte, alle Juden nach Palästina oder auf den Mond zu bringen; aber sie bezeichnen den Juden als den Feind, weil er der Träger und Förderer eines Verfahrens ist, bei dem der Produzent durch den Konsumenten ruinirt wird. Ebenso wendet sich die Landwirtschaft nicht gegen den Konsumenten an sich — für den arbeitet er ja —, sondern gegen den Juden, womit nicht bloß der jüdische Mann gemeint ist, sondern das Verfahren, worin der Jude Meister ist, bei dem dem Produzenten das Brot genommen und dem Konsumenten — nicht gegeben wird. Das Barometer der Judenschaft, die jüdische Presse, das mit Halleluja anfängt und mit Kreuzige endigt, steht gegenwärtig auf „Spott und Hohn." Die Presse weist auf die kraftstrotzenden Gestalten der Landwirte, denen man keine Not ansehe. Gott sei Dank, daß wir noch solche Leute haben. Die eben muß sich der Staat erhalten, damit erhält er sich selbst. Wenn es so weiter geht, wie man es jetzt treiben möchte, wenn wir erst krummbeinige Landwirte haben, dann freilich wird eine Versammlung der Landwirte einen weniger imposanten Eindruck machen. Dann wird aber natürlich, was man heute als Raubrittertum bezeichnet, auf allen Gassen gepredigt werden, daß der Staat die heilige Pflicht habe, die Landwirtschaft und den Besitz der „Edelsten der Nation" zu schützen.

Die Gründung des Bundes der Landwirte ist an sich von keiner großen Bedeutung. Sie wird von einem Führer der Bewegung weit überschätzt, ja verkannt, wenn er meinte, die Sache müsse so eingerichtet werden, daß man in Berlin nur auf den Knopf zu drücken brauche, um die Landwirte mobil zu machen. Gelänge das, dann wäre es eine künstlich gemachte Sache, ein wohlorganisirter Ring. Bismarck hat einmal gesagt, es sei sehr schwer, den Bauer auf die Beine zu bringen, und das ist auch richtig. Daß diese so schwer zu bewegende Bauerschaft jetzt aufspringt wie ein Mann, giebt der Sache ihre Bedeutung und läßt erkennen, daß es der Bauerschaft unterm Sitze brennt. Daß die Landwirte nicht als politische Partei, sondern als selbständige politische Macht auftreten, das ist das bedeutende an der Bewegung.

Die Konkurrenz der Offiziere a. D. Schon seit längerer Zeit taucht in deutschen Zeitungen ab und zu eine Anzeige auf, überschrieben: „Warenhaus für Armee und Marine — Deutscher Offizierverein" (dann folgt genaue Adresse), durch die bekannt gemacht wird, daß diese Genossenschaft „Behörden, Großgrund- und Fabrikbesitzern, Großkaufleuten u. s. w. Offiziere a. D., im Verwaltungsdienst und [in der] Buchführung vorgebildet (!), zu Vertrauensposten jeglicher Art" unentgeltlich nachweist.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein Offizier a. D. das Recht hat, sich seine Staatspension durch irgend einen Nebenerwerb aufzubessern. Auch soll nicht geleugnet werden, daß der deutsche Offizier durch eine vorzügliche Schule der Charakterbildung geht, deren Einfluß sich hauptsächlich in der Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten im Heere äußern wird. Aber man darf mit gutem Grunde fragen, ob namentlich die schon in jüngern Jahren verabschiedeten Offiziere durch diese Schule mit solchem Erfolge gegangen sind, daß sie, obgleich ihnen die Fachkenntnisse bürgerlicher Berufe fehlen, bloß um ihrer Charaktereigenschaften willen

einen Vorrang vor den Beamten, Kaufleuten, Landwirten u. s. w. von Fach, die nicht vorher die Soldatenlaufbahn eingeschlagen und dann verlassen haben, beanspruchen dürfen. Aus der Anzeige des deutschen Offiziervereins klingt die Bejahung dieser Frage nicht gerade leise heraus, und sicher wird eine große Zahl von Arbeitgebern der Annahme zuneigen, die „Vertrauensposten," die sie zu vergeben haben, möchten durch Offiziere a. D. besser besetzt werden können als durch „Zivilisten." Zwar glauben wir, daß Versuche, die man in dieser Richtung machen wird, nur in seltnen Fällen diese Annahme bestätigen werden; besonders werden gewisse Äußerungen des soldatischen Selbstgefühls bei geringern Fachleistungen das ersprießliche kollegiale Zusammenwirken des Personals eines kaufmännischen oder gewerblichen Unternehmers sicher ungünstig beeinflussen. Aber es werden doch vielfach solche Versuche gemacht und durch sie eine entsprechende Anzahl von Fachleuten aus ihren Stellungen gedrängt oder am Einrücken in derartige „Vertrauensposten" gehindert werden.

Das ist ein volkswirtschaftlicher Nachteil von großer Bedeutung. Denn erstens wird der Offizier a. D. einen ungefähr um den Betrag seiner Staatspension niedrigern Gehalt beanspruchen können, also die Gehalte im allgemeinen herunterdrücken; zweitens wird er die aus ihren guten Stellungen gedrängten Fachleute in die Zwangslage bringen, sich fortan mit Stellungen zweiten und dritten Ranges zu begnügen, um nur überhaupt unterzukommen. Und von diesem Gedanken aus, dessen Richtigkeit man kaum wird bestreiten können, ist die Frage an alle Arbeitgeber wohl berechtigt, ob sie die Hand dazu bieten dürfen, daß ein großer Teil ihrer dienenden Berufsgenossen unverschuldeterweise aus ihrer Stellung geworfen werde durch eine sich aufdrängende Konkurrenz, der das Vorurteil, der Offizier sei unter allen Umständen der bessere Mann, die Wege ebnen hilft.

Wenn die Offiziere a. D. mit ihren Staatspensionen nicht auskommen können oder nicht unthätig bleiben wollen, so werden sie Gelegenheit genug haben, bei Staatsbehörden, in Hofämtern, bei Staatsbergwerken, Staatseisenbahnen, auch als Schriftsteller u. s. w. Beschäftigung und Nebenverdienst zu finden. Es kann nur zu einer Verschärfung der ohnedies schon gespannten wirtschaftlichen und sozialen Zustände unsers Vaterlands führen, wenn Staatspensionäre den ungeschützten Erwerbsständen das Brot wegnehmen und die Zahl der Unzufriednen um eine neue Klasse vermehren.

Ein angeblich Goethischer Vers. Viele unsrer Leser werden sich noch der Aufsätze erinnern, die in den Jahren 1887 bis 1889 unter der Überschrift „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen" in den Grenzboten gestanden haben. Niemand wußte damals, wer der Sonntagsphilosoph war. Heute ist es kein Geheimnis mehr. Seit er selbst einige dieser Tagebuchblätter in seine „Gesammelten Aufsätze und Vorträge" (Leipzig, 1890) aufgenommen hat, ist es bekannt, daß der Verfasser dieser schönen, tiefgehaltvollen Aufsätze Rudolf Hildebrand war, der Altmeister unsrer Germanistik, der Wörterbuchshildebrand, als der er auch in weitern Kreisen wohl am bekanntesten ist.

Einer jener Aufsätze nun (Grenzboten 1887, IV. S. 80 fg.) — er ist auch in die Sammlung mit übergegangen — war überschrieben „Ein nicht anerkannter Vers von Goethe." Die bekannte, oft angeführte Schlußstrophe eines Gedichts aus dem Westöstlichen Diwan:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!

Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde

findet sich nämlich auf einem besonders eingesetzten Blatte des alten Fremdenbuchs der Massenmühle bei Elgersburg unter der Überschrift „Von Goethe“ mit einer zweiten, vorausgehenden Strophe zu einem Ganzen verbunden. Diese zweite Strophe lautet:

Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach!
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach!

Beide Strophen so vereinigt sind auch wiederholt — augenscheinlich nach jenem Fremdenbuche — als Goethisch zitirt worden, und der Hildebrandische Aufsatz ging nun darauf aus, auch die zweite, die in Goethes Werken fehlt, mit äußern und innern Gründen als echt Goethisch nachzuweisen.

Bald darauf erschien der Divan in der neuen Weimarer Goetheausgabe (Band 6). Aber der Herausgeber, Konrad Burdach, hatte sich nicht entschließen können, die „sonst unbekannte“ Strophe mit aufzunehmen; nur in den Anmerkungen hatte er ihr ein Plätzchen gegönnt. Sie ist auch wirklich nicht von Goethe; ich habe vor kurzem zufällig den Dichter gefunden.

Der ehemalige Professor der Medizin (!) in Leipzig, Johann Christian August Heinroth († den 26. Oktober 1843), hat von 1818 bis 1827 unter dem Pseudonym Treumund Wellentreter vier Bände „Gesammelte Blätter“ herausgegeben. Dort findet sich im ersten Bande (1818), der die Poesien Heinroths enthält, Seite 143 unter andern kleinen spruchartigen Gedichten, die als „Worte religiöser Stimmung“ zusammengefaßt sind, auch der Spruch:

Gewinn

Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich geb ich nach!
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Sollte nicht dieser Nachweis unsern „Sonntagsphilosophen,“ der ohnehin in den grünen Heften schon viel zu lange geschwiegen hat, wieder einmal zu einem „Tagebuchblatt“ veranlassen? G W

Herr Minor. In einer Ecke der „Sprachdummheiten“ hatte auch Herr Jakob Minor ein wohlverdientes Plätzchen erhalten wegen seines unsinnigen und offenbar ahnungslosen „Welcherns.“ Statt sich nun zu schämen oder mitzulachen, schrieb er „Allerhand Sprachgrobheiten, eine höfliche Entgegnung“ (zuerst in drei Nummern der Wiener Zeitung erschienen, dann in Buchform bei Cotta), worin er sich hauptsächlich mit der und welcher beschäftigt. Hierzu hatten ihm Wiener Studenten „ein Material zur Verfügung gestellt, das sich über ein Jahrhundert deutscher Prosa (1750 bis 1850) erstreckt und vollständiger ist, als was je einem andern zu Gebote stand.“ Die ganze Anmaßlichkeit dieser Behauptung ist erst jetzt klar geworden, wo er dieses Material in einer gelehrten Zeitschrift (den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur XVI, 477 bis 99) vorgelegt hat.

Bei einer Handvoll Schriften des angegebnen Zeitraums hat Minor die Nebensätze der ersten Bogen durchzählen lassen. Auf 3603 Nebensätze kamen 1743 Relativsätze, darunter 924 mit der, 448 mit welcher. Manche Schriftsteller bleiben

mit der untern Durchschnitt (Winckelmann in der Kunstgeschichte 1 : 4), andre gehn drüber hinaus (Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren 7 : 1). Der, der ist im allgemeinen nicht beliebt, die, die noch weniger, ganz vereinzelt die die und die diesen. Dagegen sagt sogar Lessing derjenige, welcher!

Studenten pflegen mit beiden Händen zuzugreifen, wenn sie der Lehrer an seiner Arbeit teilnehmen läßt. Sie fühlen sich dadurch gehoben und gefördert. Und sie können wohl auch bei rein statistischen Arbeiten etwas lernen, erstens: daß es ohne mühsame Vorarbeiten nirgends geht, und zweitens: daß es mit dem bloßen Sitzefleisch nicht gethan ist. Herrn Minors Studenten waren in beiden Beziehungen übel genug beraten. Das stolze Material, „vollständiger, als was je einem andern zu Gebote stand," ist von einer kläglichen Dürftigkeit. Was sind zweitausend Relativsätze in der gesamten deutschen Prosa von 1750 bis 1850? Was will ein Dutzend Schriften dieses Zeitraums zur Beurteilung einer Spracherscheinung, deren Geschichte mindestens drei Jahrhunderte weiter zurückzuverfolgen war? Und was ist eine Geschichte des deutschen Prosastils ohne Herder, ohne Goethes Werther, ohne Ludwig Tieck? Die nächsten zweitausend Relativsätze, die Minor hier gewonnen hätte, würden das Thatsachenbild ja völlig verschoben haben! Was soll uns eine so willkürliche Statistik?

Aber freilich, auch mit einem vollständigern Material würde Herr Minor nichts rechtes anzufangen gewußt haben. Immer wieder würde sein Schluß lauten: Kein großer Schriftsteller hat das Relativum welcher ganz entbehren können, geschweige denn ich, Jakob Minor! Unser gelehrter Gegner weiß auch was von Mundarten: warum hat er nicht da zweitausend Relativsätze sammeln lassen? Den Thatbestand zu deuten, hätte er ja andern überlassen können. Aber wer bejaht, der beweise. Nur komme er uns nicht mit seinen Wiener Fiakern, am wenigsten mit dem „Vorstand-Stellvertreter der Genossenschaft"!

Herr Minor nennt seine Entgegnung höflich; eine, aus der man das geringste hätte lernen können, wäre uns lieber gewesen.

Litteratur

Das deutsche Reich als Staat. Eine geschichtsphilosophisch-politische Studie von Dr. Ritter. I. Entstehung bis 1871/91. Dessau und Leipzig, Rich. Kahle.

In unsrer Zeit wüster Klassen- und Interessenkämpfe ist es eine Erquickung, an der Hand eines Kundigen den Spuren der göttlichen Vernunft nachzugehen, die in dem scheinbaren Chaos politischer und sozialer Kämpfe verborgen waltend, hie und da durch ein hoffnungerregendes Gebilde ihren Zweck verrät. Dr. Ritter ist ein solcher kundiger Führer, der uns eine Fülle überraschender Einblicke in die Bedeutung und den Zusammenhang der wichtigsten Ereignisse unsrer vaterländischen Geschichte eröffnet. Ein begeisterter Apostel des Hegelschen Glaubenssatzes, daß der Staat die Wirklichkeit der sittlichen Idee sei, schließt er sein Vorwort mit einem Ausdrucke kühner Hoffnung. „Die Entwicklung der Staaten, d. h. die Geschichte [zu dieser Definition von Geschichte machen wir ein ?] mag sich ausnehmen wie eine Rennbahn, auf der viele vom Stande auslaufen, aber einer nur an das

Ziel gelangt. Wenn das deutsche Volk dieser eine wäre? Es wäre sein weltgeschichtlicher Triumph, aus dem Glauben an die sittliche Idee immer wieder die Kraft des Entschlusses geschöpft zu haben, während es die weltgeschichtliche Tragik der Mitkämpfer wäre, auf der Bahn aus Unglück oder Verzagtheit näher oder ferner vom Ziel den Kampf aufgegeben zu haben." Allen Freunden sinniger historischer Betrachtung und allen guten Patrioten sei dieser Versuch des Verfassers, sowie seine schon früher erschienene völkerpsychologische Studie Nationalität und Humanität bestens empfohlen. Im zweiten Teile wird er nachzuweisen versuchen, „daß das Reich denjenigen empirischen Staat darstelle, der der Idee des Menschentums am meisten teilhaftig ist." Möge es seinen Beweis, ehe er damit fertig wird, nicht zu Schanden machen!

Schwarzes Bret

Nicht jeder, der Neapel gesehen hat, stirbt gleich, und das ist ja auch gut, aber jedenfalls gab es bisher den Spruch: Vedi Napoli e poi muori. Nun kommt aber ein weiser Mann, der in der Deutschen Romanzeitung darlegt, und dem es alle Zeitungen nachdrucken: ein sentimentaler Deutscher von schlechten Sprachkenntnissen müsse das zuerst falsch verstanden und herumgebracht haben, denn es heiße ursprünglich: Vedi Napoli e poi Mori (Sieh dir erst Neapel an und dann Mori), und zwar, wie er weiter anzugeben weiß, weil Neapel Gasbeleuchtung habe und Mori nicht!

Nächstens kommt vielleicht einer, der darlegt, in dem Spruche: Wer in Rom gewesen ist und den Papst nicht gesehen hat u. s. w., sei mit dem Papst etwas ganz andres als der heilige Vater gemeint.

Die Abgeschmacktheit, auf Büchertiteln seinen Vornamen wegzulassen, greift (wie alle Abgeschmacktheiten, sobald sie einmal losgelassen sind) immer weiter um sich. Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß, wenn jemand die Absicht hat, sein Buch im Handel wie auf öffentlichen Bibliotheken geradezu zu verstecken, zu vergraben, ganz unzugänglich und wirkungslos zu machen, die Verschweigung des Vornamens der sicherste Weg dazu ist. Wenn einer auf den Titel seines Buches schreibt: „von Dr. Ritter," so kommt das Buch in den Buchhändlerkatalogen wie in den Bibliothekskatalogen mit den Büchern andrer Ritter, die auch keinen Vornamen haben, bunt durch einander auf einen großen Haufen. Aus diesem Haufen ist es aber entweder sehr schwer oder gar nicht wieder herauszufinden. Zu finden sind immer nur Bücher, deren Verfasser einen Vornamen haben. Merkts euch, ihr Autoren! Und merkt ihrs euch vor allem, ihr Verleger! Jeder Verleger sollte, ehe er ein Buch in Verlag nimmt, die Bedingung stellen, daß der Verfasser auf dem Titelblatt seinen Vornamen nennt. Thut er das nicht, so schadet er damit nur sich selbst und dem Buche. Auf Besuchskarten und in Verlobungsanzeigen mag es jeder halten, wie er will. Eine Abgeschmacktheit bleibt es aber auch da, seinen Vornamen wegzulassen. Wo die Feinheit stecken soll, ist unbegreiflich.

Den klassischen Philologen scheint eine gefährliche Konkurrentin in einem Fräulein Natalie Köhler zu erwachsen. Diese Dame „interpretirt" nämlich öffentlich die Tragödien des Sophokles, und zwar in unglaublich kurzer Zeit. Nachdem sie an einem Abend der vorigen

Woche in Leipzig die Antigone „interpretirt“ hat, „interpretirt“ sie an einem Abend dieser Woche den Ödipus in (oder vielmehr auf) Kolonos. Wie sie das anfängt? Ja, das wissen wir nicht. Jedenfalls sollten sich die Leipziger Gymnasiallehrer, die ein ganzes Semester dazu brauchen, ihren Primanern eine sophokleische Tragödie zu interpretiren, das Kunststück einmal ansehen. Der „Ödipus auf Kolonos“ ist übrigens „die Tragödie der Todessehnsucht und von der reinsten, ergreifendsten Lyrik durchfurcht.“ Alle diese interessanten Dinge entnehmen wir dem Leipziger Tageblatt vom 12. März.

Wie ein einzelner Buchstabe entstellend auf den Sinn und die Schönheit eines Liedes einwirken kann, das zeigt Wilhelm Müllers überall bekanntes und gesungenes Lied: „Im Krug zum grünen Kranze.“ In allen bekannten Kommersbüchern beginnt die zweite Strophe:

Ein Glas ward eingegossen,
Das wurde nimmer leer.

Wie aber die Handschrift des Dichters zeigt (vergl. Leixners Litteraturgeschichte, Seite 885), soll es heißen:

Ein Glas war eingegossen,
Das wurde nimmer leer,

d. h. der Wandrer saß schon vor Eintritt des zweiten Gastes trübsinnig vor dem vollen Glase, ohne zu trinken, während es nach der ersten Lesart scheint, als ob erst nach dem Eintritt des zweiten Gastes das Glas gefüllt worden sei. Es wird jedem denkenden Leser sofort klar sein, daß durch diese Änderung der Sinn vollständig entstellt wird.

Für Liszts Faustsymphonie scheint nun endlich die Zeit des Verständnisses gekommen zu sein.

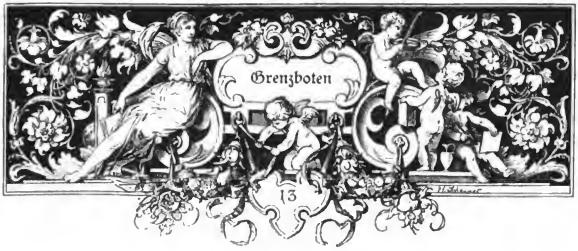
So berichtet einer von den Musikschreibern des Leipziger Tageblatts. Der muß es ja wissen.

Wahrhaft rührend ist es, zu sehen, wie unsre jüdischen Mitbürger für die Ausstattung unsrer christlichen Konfirmanden besorgt sind; in ihren Schaufenstern giebt es jetzt nur noch Konfirmandenanzüge, Konfirmandenstiefel (oder vielmehr -stiefeln!), Konfirmandenhüte, Konfirmandenhandschuhe, Konfirmandenuhren u. s. w. Habt Dank, ihr Edeln! Was sollte aus unsern Konfirmanden werden, wenn ihr nicht wäret!

In den Leipziger Pferdebahnwagen steht seit kurzem angeschlagen: „Aus Rücksicht für Mitfahrende ist das Spucken in den Wagen untersagt.“

Der Anschlag nützt natürlich nicht das geringste, und das ist eine Schande. Daß er aber überhaupt nötig gewesen ist, ist eine noch größere Schande. Freilich berührt er nur eine einzelne aus einer ganzen Reihe von Unsitten, die mit der eigentümlichen Verbindung von Landsknechtswesen und Geckentum in der deutschen Männerwelt, die man mit dem Modewort „schneidig“ bezeichnet, aufgekommen sind. „Schneidig“ ist eben nichts weiter als „roh,“ mit etwas Firnis darüber.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Laiengedanken über die Steuerreform in Preußen

1. Die Ergänzungssteuer

Der Berg hat gekreißt und Drillinge geworfen. Die Landtagskommission schwitzt über Herrn Miquels Entwürfen, die Kommunalvertreter grübeln über die neuen Steuerquellen, die ihnen freundlich eröffnet sind, und der Kapitalist und Grundbesitzer schilt über die „Ergänzungssteuer." Nicht das Mehrbluten macht diese Steuer verhaßt, denn das Kindchen verlangt nur einhalb vom Tausend, sondern die drohende neue Inquisition, nachdem kaum der Schrecken der ersten Selbsteinschätzung überwunden ist.

Die Deklaration von 1892 war ein harmloses Befühlen der Rocktaschen, und ein geschickter Mann konnte aus diesen etwas in die Hosen hinüberretten. Herr Miquel besorgt, daß sich allzuviel geschickte Leute diese Freiheit genommen haben, und er leitet diesmal die Sonde bis an die kitzlichsten Punkte des Steuerkörpers. Der preußische Steuerzahler wird künftig wie ein aufgeschlagnes Buch vor dem Schätzungsausschuß liegen. Auch vor dem Feinde, wenn ihn uns Gott nicht vom Halse hält. Wir selbst sind ja nach dem Militärwochenblatt zu schwach dazu.

Vom 1. April 1895 ab will und wird der Staat alles wissen, was du dein nennst. Ob es dir Nutzen bringt oder nicht, ist seiner Neugierde gleichgiltig. Du hast dir vielleicht ein Gärtchen angelegt, oder dir ein Erbbegräbnis bauen lassen, um einst bequem zu ruhen. Bisher konntest du dich dieser unnützen Dinge steuerfrei erfreuen. Das ist vorbei. Deine größte Sorge muß von nun an sein, ein Vermögenskataster für den Staat zu führen, damit dich der Steuerausschuß nicht unvermutet überfalle und als fahrlässigen Steuerbetrüger aus Paragraph soundsoviel entlarve.

Der Finanzminister ist stolz auf die Millionen, die seine Einkommensteuer aus den Taschen der Wohlhabenden hat springen lassen. Der Alte in Friedrichsruh hätte das auch thun können; gescheit genug ist er dazu. Es hat sogar eine Zeit gegeben, wo ihn drei Viertel der Deutschen für weise hielten. Er hat es merkwürdigerweise nicht gethan. Warum nicht? Es lohnt, die Frage zu beantworten.

Gewiß, Bismarck hat den Besitz außerordentlich geschont. So auffallend, daß die Nachfolger im Regiment das Steuer umlegen mußten; die Not zwang dazu. Der alte Kurs mit den überhohen Zöllen führte die Arbeiter in die Arme der Sozialdemokratie. Den Gegenwert der sozialen Gesetze haben die wissenden Arbeiter als ein Linsengericht beiseite geschoben, und die unwissenden haben ihn nicht verstanden.

Der neue Kurs züchtet die Unzufriedenen aus den Besitzenden. Und das ist schlimm für ihn und den Staat. Der sozialistische Staat verliert seine Schrecken, wenn man sieht, was der monarchische kann.

Man mißverstehe mich nicht. Der Staat steht nicht auf den mißvergnügten Leuten, die unter der alten Einkommensteuer Hunderte und Tausende unter ihrem Vermögen steuerten, oder auf denen, die jetzt erst schreien, wo das Verheimlichen wirklich schwer und gefährlich wird. Diese Jammermänner bilden kein Staatsfundament. Aber sie sind glücklicherweise in der Minderheit. Der Hauptstamm, der Mittel- und Kleinbesitz, war und ist noch ehrlich gegen den Staat. Und an diesem guten Stamm nörgelt der Staat unverantwortlich herum.

Wenn der Cigarrenarbeiter die Fabrik verläßt, durchsucht ihm ein Aufseher die Taschen, ob er Tabak entwendet hat. In die Rolle dieses Arbeiters drückt das Ergänzungssteuergesetz die Bürger herab. Und was hat der Kleinkaufmann, der Handwerker, der Bauer, der von der Hand in den Mund lebt, groß zu verbergen? Die Leute werden unnötig beunruhigt und gequält.

Man kennt oben den Mißmut, den das Klebegesetz in allen Kreisen erregt, aber man überhört ihn und züchtet weiter Mißvergnügte, bis die Reichstagswahl mit brutalen Ziffern sprechen wird.

Triumphirend rechnet der Finanzminister die Milliarden vor, die er aus der Selbsteinschätzung und allerhand Katastern als Vermögen der preußischen Steuerzahler ermittelt hat. Uns schwindelt vor den elftelligen Zahlen. Der Finanzminister will beweisen, daß seine Ergänzungssteuer sicher 35 Millionen bringen wird. Sie wird viel mehr bringen. Das Staatsdefizit ist dadurch für einige Jahre beseitigt, aber wem fällt der eigentliche Nutzen zu? Dem lachenden Dritten, der Sozialdemokratie.

Der Alte in Friedrichsruh hätte solche Zahlen nicht veröffentlicht. Er hätte dem Sozialismus diese furchtbare Waffe nicht in die Hand gegeben. Wie? Hundert oder hundertundfünfzig Milliarden Vermögen in Preußen, und

für Hunderttausende nicht satt zu essen? Dank der Zwangsschulbildung kann der Ärmste rechnen, und die Führer werden nicht versäumen, ihm nachrechnen und nachdenken zu helfen.

Der neue Kurs giebt sich redliche Mühe, gegen die Steuerzahler gerecht zu sein; nur böser Wille kann das leugnen. Der alte Kurs war vielleicht ungerecht, aber geschickter. Fürst Bismarck widersetzte sich der Deklaration: sie mußte die ungeheuerliche Verschiebung des Güterbesitzes offenkundig machen. Die Riesenziffern müssen den Riesenappetit der besitzlosen Massen wecken. Mit der Offenlegung tritt die Unhaltbarkeit der Verschiebung zu Tage; ihre Beseitigung kann in einem Lande des allgemeinen Wahlrechts nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden.

Wird der monarchische Staat stark genug sein, den Ausgleich in friedliche Bahnen zu leiten? Die Zeit wirds lehren.

2. Die Aufhebung der Realsteuern

Der preußische Staat arbeitet mit Unterbilanz. Kein Wunder: der Verkehr stockt, die Eisenbahnen entwickeln sich ungünstig; Heer, Kirche, Schule, Beamte sind ewig mehr fordernde Kostgänger. Da muß es hapern. Hätte der Staat in so kritischer Zeit keine sicher eingehenden Realsteuern, er müßte sie erfinden. So könnte der Laie meinen. Der Finanzminister des neuen Kurses denkt umgekehrt: es ist die beste Zeit, Staatseinkünfte zu verschenken. Wirklich, eine erstaunliche Reform, die das Staatsdefizit um hundert Millionen erhöht! Der nachdenkliche Steuerzahler wird sich sagen: Herr Miquel ist ein kluger Kopf; er schenkt nicht umsonst. Er fischt mit kleinen Fischen nach den großen.

Die preußischen Gemeinden haben die Einkommensteuer zum Teil mit unerträglichen Zuschlägen bepackt. Einzelne sind am Ende des Finanzalphabets. Der Finanzminister will ihnen helfen und sich auch. Er sagt den Herren vom Rate: Da habt ihr die Realsteuern; aber mir laßt die Einkommensteuer! Die dürft ihr nur mit geringen Zuschlägen belegen, und die Vermögenssteuer, die ich außerdem haben muß, gar nicht.

Das ist der Kern! Herr Miquel will eine bewegliche Einkommen- und Vermögenssteuer. An diesen soll die Staatssteuerschraube befestigt werden. Die Vermögenssteuer ist für den Anfang so niedrig geplant, daß sie gut das Dreifache bringen kann.

Der Plan ist geschickt. Nur werden die Realsteuerzahler — einige ganz große ausgenommen — kaum einen Nutzen haben. Es kann ihnen gleichgiltig sein, ob Staat oder Gemeinde die Steuer einstreicht, wenn sie die Last nicht los werden.

Bald werden wir also in Preußen den sonderbaren Zustand haben, daß der Staat Millionen von Steuern — Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer —

veranlagt und das Beamtenheer dazu hält und besoldet, nicht für sich, sondern um den Gemeinden neue Zuschlagskataster zu schaffen. Das ist eigentümlich; aber die Reform wird noch stärkere Eigentümlichkeiten zeitigen.

Wenn eine Steuer in Preußen reformbedürftig ist, so ist es die Grundsteuer. Ihre Einschätzung vor dreißig Jahren entspricht nicht annähernd den heutigen Erträgen. Der Staat selbst hat das anerkannt, indem er den Landschaftsbanken gestattete, den Bodenwert bis zum fünfunddreißigfachen Reinertrage anzunehmen und dann noch Zuschläge zu machen. Diese unzulängliche Steuer soll nun endlos festgelegt werden; ja noch mehr: durch die Rückforderung der Grundsteuerentschädigungen für ehedem befreite Güter wird die Verbesserung künftig unmöglich gemacht.

Die geplante Rückgewähr muß böses Blut machen. Warum soll die Entschädigung nur zurückgezahlt werden, wenn das Gut im Familienbesitz geblieben ist? Der Käufer hat die Grundsteuer notgedrungen bei der Wertberechnung mit angeschlagen und vom Preise gekürzt; wenn die Rente fällt, muß er das Kapital heimzahlen. Wozu die schwächliche Schonung, wenn der seßhaft gebliebne Besitz nicht geschont wird? Der Staat hat nichts zu verschenken; siehe das Defizit!

Die Aufhebung der Befreiungen ist vor dreißig Jahren als ein Akt der Gerechtigkeit empfunden worden. Mit Heimzahlung der Entschädigungen sind wir glücklich wieder auf dem Punkte vor 1861 angekommen; es wird Hunderttausende von Hektaren in Preußen geben, die der Staat künftig rechtlich nicht besteuern darf.

Und derselbe Finanzminister, der die persönlichen Befreiungen der Standesherren aufhob, stellt die Realprivilegien wieder her! Warum das? Und warum behält der Staat nicht seine beste und sicherste Steuerquelle?

Der Grundsteuerverzicht wird Herrn Miquel kaum aus vollem Herzen kommen. Aber seit Jahren wird die Grundsteuer als ungerecht im Landtage verschrieen; die Überweisung ist als Heilmittel für die kranken Kommunen unablässig angepriesen und in gewissem Sinne populär und Parteiprogramm geworden. Auf den vollen Steuerverzicht wagte allerdings niemand zu hoffen, nur auf die Hälfte. Der Finanzminister macht ganze Arbeit. Wird die Zukunft sie loben? Oder wird der preußische Landtag von 1893 das Staatssteuerrückgrat in Preußen zerbrechen?

3. Die Kommunalsteuerreform

Hundert Millionen Steuern frei für die Gemeinden! Eine stolze Zahl. Leider gehörte eine Null dahinter, um dem Aufsaugungsvermögen der modernen Gemeinden näher zu kommen.

Der Finanzminister weiß das, und er eröffnet deshalb „neue Steuerquellen." Eine gute Aussicht. Der Steuerzahler sieht sich die „Gebühren

und Beiträge" des Gesetzentwurfs näher an. Wie ist uns denn? All die Plackereien der Pfennigfinanzkunst, die wir seit dem Norddeutschen Bunde abgethan glaubten, leben wieder auf. Wer einen Baukonsens braucht, zahlt eine Gebühr — ob 1 Mark oder 1 Mark 20 Pfennige, wird der Regierungspräsident bestimmen; wer ein Tänzchen wagen will, löst einen Erlaubnisschein für 50 Pfennige u. s. w. Wir Ältern haben das noch erlebt und uns kindlich gefreut, als der Zopf abgeschnitten wurde. Wir haben uns geirrt, er hängt uns wieder hinten, und es wird von der Findigkeit des Bürgermeisters abhängen, wie lang wir ihn künftig tragen werden.

Auch die Schlachtsteuer unberühmten Angedenkens ersteht von den Toten. Denn was anders bedeutet die Erhöhung der Schlachthausgebühr?

Nicht Steuerquellen sind es, die den Gemeinden eröffnet werden, nein Quellchen und kümmerliche Rinnsale. Ein Nichts werden sie liefern gegenüber dem Massenverbranch der heutigen Gemeinden, aber eine Menge Schreibereien, Kontrollkosten und Kraftverzettelung der Beamten. Die einzige Steuer mit tüchtiger Ertragfähigkeit wäre eine Bierabgabe; aber „sie ist durch das Reichsgesetz beschränkt." Die wirklichen Quellen behalten eben Reich und Staat für sich.

Nun, die hundert Millionen müssen doch erklecklich helfen? Gewiß, aber wem? Die armen Landstriche mit geringem Boden zahlen geringe Grundsteuern; die Gebäudesteuer ihrer Häuschen rechnet nicht, und von Gewerbesteuer ist beim Kleinbetriebe kaum die Rede. Die reichen Gegenden haben hohe Grundsteuern, die Mietpaläste der Großstädte enorme Nutzungswerte. So erläßt der Staat den armen Landstrichen winzige Beträge, und den reichen Gegenden, voran Berlin, das es gar nicht braucht, werden Millionen geschenkt. Wer da hat, dem wird gegeben.

Der Leser sieht ein, daß die Reform ungerecht wirken wird, und doch schüttelt er vielleicht den Kopf. Wie anders soll denn den Gemeinden geholfen werden? Denn krank sind sie doch.

Behauptet wird das allerdings bis zum Überdruß, aber darum braucht es noch nicht wahr zu sein. Und in der Allgemeinheit wenigstens trifft es nicht zu. Gott sei Dank, es giebt noch viel gesunde Gemeinden in Preußen. Da sind eine Reihe Städte in durchaus nicht hilfloser Lage; andre, namentlich im Westen, gesunden zusehends, jetzt wo die Wohlhabenden besser ihre Steuerpflicht erfüllen müssen. Da sind die meisten Kreise und die Bauergemeinden auf guten Füßen. Andre stehen schlecht, sehr schlecht, einige sind mehr als übel daran. Aber woher kommt das? Sie verschulden es selbst. Die kleinen Städte haben Großstadtpolitik getrieben, eine es der andern zuvorthun wollen. Sie haben Gymnasien gegründet, die leer stehen, Volksschulpaläste gebaut, zu Kunststraßen, Bahnprojekten u. s. w. mit vollen Händen Geld gegeben. Und das alles nicht langsam bessernd, sondern fortschritt-

haftend, nicht aus gefüllten Kassen, sondern mit Schulden, mit nichts als Schulden, die noch Kind und Kindeskinder belasten werden. Jetzt kommen sie und „schreien" nach Staatshilfe.

Der Staat ist die Gesamtheit aller Steuerzahler. Er schafft einen bedenklichen Vorgang, wenn er die Fehler einzelner Stadtverwaltungen aus Staatssteuermitteln decken hilft. Durch Zuschüsse bessert man überdies keinen Verschwender. Wenn der Staat heute hundert Millionen giebt, werden die Gemeinden neue Ausgaben ersinnen und nach etlichen Jahren wiederkommen: Väterchen, mehr! Der Verschwender muß sparen lernen, und der Staat muß die Gemeinden dazu anhalten. Erst wenn diese lernen, sich wieder nach der Decke zu strecken, werden sie gesunden. Leider ist der Staat mitschuldig an der übeln Lage vieler Gemeinden: er hätte ihnen das unsinnige Schuldenmachen nicht gestatten sollen.

Nun giebt es in Preußen auch Gemeinden, die ohne eignes Verschulden kranken. Das sind die leistungsunfähigen, armen Gemeinden. Leider hilft diesen der Weg des Reformplans so gut wie gar nicht. Wird ihnen die Armenlast durch einen größern Verband und die Schullast abgenommen, so können sie gesunden. Die Schullast mag der Staat nehmen; die thatsächliche Leitung der Schule hat er den Gemeinden ja schon abgenommen. Mit etlichen Millionen ist da schon viel zu erreichen.

Wozu nun der Lärm der Überweisungen? Die Millionen, auf die der Staat verzichtet, fallen zum Teil in den Abgrund, zum andern Teil stopfen sie Löcher zu, die gar nicht da sind. Der Finanzminister hatte keine glückliche Stunde, als er Staats- und Gemeindesteuerreform verquickte.

Der neue Kurs führt ein löbliches, aber verhängnisvolles Vermächtnis des alten fort. Er will allen Leuten von Staats wegen helfen und aller Welt Wünsche erfüllen. Mit Landwirtschaft, Handwerk, Arbeitern ist es hintereinander versucht worden, jetzt wird es mit den Gemeinden versucht. Der Finanzminister mag seinem Reformplan Gesetzeskraft verschaffen; mit der Zufriedenstellung wird er scheitern, wie der alte Kurs gescheitert ist. Und unter diesem hatten wir eine übermächtige Persönlichkeit, die den Fehlschlag deckte und die Autorität der Regierung unerschüttert ließ. Aber was ist dem deutschen Volke Herr Miquel?

Ein Hauptmittel, die Leute zufriedenzustellen, ist, sie in Ruhe zu lassen. Und das bringt der neue Kurs nicht fertig. Er erstickt uns mit Reformen. Ein unverdaulicher Entwurf folgt einem noch unverdauten Vorgänger, und so fort. Und der Kern aller Reformen ist: mehr Lasten!

Landtag, werde hart, damit nicht im Herbste deine Wähler hart werden!

4. Schluß

Die Steuerreform nach Herrn Miquels Entwürfen wird Gesetz werden, aber

ein dauerndes Werk wird sie nicht sein. Der hippokratische Zug haftet ihr, wie allen Gesetzesschöpfungen unsrer Zeit, deutlich an. Es sind Fabrikerzeugnisse.

Immerhin wird ein Gewinn zu verzeichnen sein: die bessere Heranziehung des Kapitals zu den öffentlichen Lasten. Das Kapital müßte noch mehr bluten, aber die Wege des Finanzministers behagen uns nicht.

Zum ersten soll aller Besitz gleichmäßig steuern, die Baustelle wie der Park und wie die Konsols. Die Ungerechtigkeit liegt auf der Hand. Die Baustelle ist ein Wert mit ruhendem Zins, der Park verzehrt Geld, und die Konsols bringen fortdauernden Zins. Das muß doch berücksichtigt werden. Das Vermögen muß bei der Rente gepackt werden, bei der werbenden, nicht bei der schlummernden Kraft.

Zum zweiten soll das Vermögen durch eine maßlose Inquisition ermittelt werden. Giebts keinen andern, als diesen häßlichen Weg?

Baustellen, Wildpark u. s. w. sind durch eine verbesserte Grundsteuer leicht zu fassen. Im übrigen möchten wir das nicht werbende Vermögen verständiger Schonung empfehlen. Es muß in Preußen noch etliche andre unbesteuerte Dinge geben, als die Luft.

Und wie wäre es, wenn der Staat die Zinsrente nicht wie bisher in den hunderttausend Einzeltaschen ermittelte und besteuerte, sondern an ihrer Quelle? Wenn er sich gar nicht darum kümmerte, wer die Rente empfängt, sondern wer sie zahlt? Kurz und gut, er kürze die Zinsen seiner Anleihen gleich um die Kuponsteuer. Die Landschafts- und Rentenbanken, Aktiengesellschaften u. s. w. behalten die Staatssteuer ihrer Zins- und Dividendenscheine gleichfalls ein und liefern sie dem Finanzminister in einer Summe ab. Der erspart eine Unzahl Veranlagungskosten und Beamte und hat noch das Vergnügen, daß auch die Ausländer von ihren inländischen Papieren steuern müssen. Für die fremden Papiere in inländischem Besitz wird die Steuer für den ganzen Kuponbogen gezahlt. Ohne den Steuerstempel sind sie nicht umlaufsfähig.

Die Börse wird schreien und behaupten, das gehe nicht. Es geht doch. Und es ist besser, ein paar hundert Börsianer schreien, als daß das ganze Land unter einer ewigen Besitzinquisition seufzt.

Für Hypotheken und Schuldscheine geht es ebenso gut. Der Versuch des Gläubigers, den Steuerabzug auf den Schuldner abzulasten, muß mit entehrenden Wucherstrafen belegt werden. Das wird schon helfen. Man wende nicht ein, der Kredit würde leiden. Die Kapitalisten müssen ihr Geld unterbringen und können der Zinssteuer nirgends entschlüpfen. Einige doch: die Millionäre mit fremden Werten in ausländischen Banken. Aber die Wackern, die das thun, werden auch bei der Deklaration die Unwahrheit sagen und die Veranlagungsbehörden noch gröber täuschen.

Der preußische Staat besteuert jetzt das Arbeitseinkommen bis zu vier

Prozent. Er kann dem mühelosen Erwerb aus Zinsen unbedenklich fünf Prozent auflegen. Dann bekommt er ohne Zweifel so viel Geld ein, daß er die Einkommen bis 3000 Mark von aller direkten Steuer befreien und den Gemeinden überlassen kann. Dann ist denen geholfen.

Und was für kurze, klare Steuerlisten erhält der Staat dann! Sie enthalten nur leistungsfähige Leute, deren Einkommen aus Gehalt, Pension, Gewerbe und Grundbesitz der Landrat vortrefflich übersehen und einschätzen kann.

Wenn aber die ungeheuern Zinsrenten aus den persönlichen Steuerlisten verschwinden, regelt sich das Wahlrecht nach dem Dreiklassensystem von selbst. Der jetzt von der Regierung unternommene Versuch, die Wahlfrage zu lösen, befriedigt niemand und rettet die Dreiklassenwahl nicht.

In die Kommunalsteuerlisten würden alle reinen Rentner mit einer festen, für den Ort festgesetzten Summe einzutragen sein. Sie zahlten dadurch gleiche Gemeindesteuern, was bei gleichem Rechte an den Gemeindeeinrichtungen nur billig ist.

Die Besteuerung der Rente an der Quelle würde die kleinen Zinsempfänger natürlich mittreffen. Die Härte ist aber nur scheinbar, da der Staat sie von jeder andern direkten Steuer befreit hat. Nur Wohlthätigkeitsanstalten müßten berücksichtigt werden. Sie müßten die Steuer auf obrigkeitliches Attest zurückerhalten.

Das sind Grundzüge, auf denen Dauerndes aufgebaut werden könnte. Die Finanzmänner des neuen Kurses mögen es versuchen. Wir glauben, sie würden damit bestimmt so viel Steuern einbekommen, daß nicht nur das Staatsdefizit verschwände, sondern auch noch ein Sümmchen zur Schuldentilgung übrig bliebe. Und das ist etwas, was Preußen mit seinen sechs Milliarden Schulden not thut. Jede Schuldentilgung vermindert die Ungleichheit der Güterverteilung, und jede Schuldenvermehrung verschärft die Verschiebung zu Ungunsten der Besitzlosen und zum schließlichen Nutzen der Sozialdemokratie.

Ich bin am Schlusse. Ich habe unnütze Arbeit geschrieben, ich weiß es. Diese Anschauungen passen in kein Programm unsrer Parteien, und in das Programm der lieben Börse erst recht nicht. Aber vielleicht blüht ihnen eine Zukunft. Das möchte ich ein klein wenig hoffen.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

11

as Elend ausrotten wollen, wäre utopisch. Aber das Massenelend ausrotten wollen, ist nicht utopisch, weil dieses Übel keineswegs mit Notwendigkeit aus der Natur der Erde und des Menschengeschlechts hervorgeht, sondern außer dem übervölkerten China nur die modernen Kulturstaaten drückt. Wir sind, von vielen verschiednen Seiten in die Frage eindringend, überall auf die Übervölkerung — natürliche oder künstlich erzeugte — als die eigentliche Ursache der Massennot gestoßen und haben damit keine neue Weisheit entdeckt, denn vom Anbeginn der Kultur bis ans Ende des Mittelalters haben alle Völker und Regierungen gar wohl gewußt, daß Massenelend unvermeidlich ist, wenn man einem Lande mehr Einwohner zu tragen zumutet, als es bequem ernähren kann, und haben jedesmal dem Beginn des Übels durch Kolonisation gesteuert; nicht durch solche Spielerei, wie wir sie heute unter dem Namen Kolonisation betreiben, sondern durch wirkliche Verpflanzung eines Viertels oder Drittels der Bewohnerschaft in ein fremdes Land. Bei uns ist schon der Gedanke an wirkliche Kolonisation, das heißt an das einzige mögliche Mittel, unser Massenelend zu beseitigen, verpönt, und die förmliche Aufforderung dazu würde mit den härtesten Strafen geahndet werden. Das ist ganz natürlich. Denn, wie wir gesehen haben, die Anhäufung großer Vermögen hat das Massenelend zur Voraussetzung, und daher dürfen die reichen Leute, die ja selbstverständlich den größten Einfluß im Staate haben, jenen Gedanken in der öffentlichen Meinung nicht aufkommen lassen. Selbstverständlich suchen sie die Wahrheit so gut wie möglich zu verstecken, und am geeignetsten scheinen ihnen für diesen Zweck solche allgemeine Redensarten, wie daß der Kulturfortschritt Opfer erfordre, und daß man für die Segnungen der Kultur ihre Übel mit in Kauf nehmen müsse. Das Truggewebe dieser Redensarten gedenken wir im nachfolgenden zu zerreißen.

Es hieße Holz in den Wald tragen, wollten wir die in unsern Betrachtungen schon mehrfach erwähnte Thatsache ausführlich erörtern, daß die höchsten Blüten der Geistes-, Gemüts- und Herzenskultur aus einer mittlern Lebenslage erwachsen sind, die gleich weit entfernt war von großem Reichtum wie

von bettelhaftem Elend. Diese Kultur, die allein den Namen Kultur verdient, hat weder den Geheimen Kommerzienräten noch den Fabrik- und Grubenarbeitern etwas zu verdanken; sie ist Jahrtausende vor beiden dagewesen, und man sieht nicht, daß sie in unsrer Zeit durch diese neuen Mächte irgendwie gefördert würde. Es ist richtig, daß die größten Gedanken und Entschlüsse, die erhabensten Charaktere aus tiefstem Weh geboren werden, aber dem stinkenden Elend des Proletariats ist noch keine Kulturblüte entsprossen. Nicht dieses war es, was die tiefen Kontraste von Verzweiflung und Himmelsseligkeit in Beethovens Tondichtungen erzeugt hat, sondern Liebesleidenschaft und Taubheit, zwei allgemein menschliche und individuelle Übel, nicht Klassenleiden. Selbst die zwei großen Religionen, deren Ziel die Erlösung des Menschengeschlechts vom Übel ist, haben Zustände wie unsre modernen nicht zur Voraussetzung. Aus der Buddhalegende erfahren wir wohl, daß Gautamas Herz durch den Anblick von Krüppeln, Blinden und Leichen erschüttert worden sei, aber wir lesen nicht, daß er einer Versammlung von Arbeitslosen beigewohnt habe. Und die vier Evangelien sind, abgesehen von ihrem tragischen Schluß, ein Idyll, das in nichts an die häßlichen Bilder unsrer großstädtischen Lumpenviertel oder an eine Fabrik oder an die sklavenmäßige Arbeit auf einem modernen Dominium erinnert, und das von den großen christlichen Malern, wenn auch verklärt, so doch nicht unwahr dargestellt worden ist. Tagelang sehen wir da das arme Volk hinter Christus herziehen, und bald an einem Bergabhange, bald am Meeresstrande bequem gelagert, seinen Worten lauschen. Ab und zu wird ein wenig gearbeitet, z. B. das Fischernetz ausgeworfen, und die gar nicht arbeiten wollen oder können, betteln einfach. Christus und seine Apostel selbst leben, in der amtlichen Sprache unsrer Zeit ausgedrückt, vom Bettel; und nirgends eine Spur von gemütlichkeitstörender Polizei! Der Kulturzustand also, aus dem das Christentum geboren ward, ist jener Zustand der „Verlotterung und Unkultur," über den die reisenden Engländer und Deutschen so erbost sind, wenn sie in südlichen Ländern hie und da noch „Gesindel" finden, das „müssig herumlungert," singt, springt und lacht, d. h. sich auf eine wenig kostspielige Weise seines Lebens freut, da es doch von Rechts wegen Tag und Nacht in Fabriken eingesperrt und zu „produktiver" Thätigkeit gezwungen werden müßte. Blicken wir aber auf eine wirklich produktive Arbeit, die aus echter Kultur hervorgegangen ist und echte Kultur geschaffen hat, auf eine Kulturthat, die in mancher Beziehung als die größte der beiden christlichen Jahrtausende bezeichnet werden kann, die Eroberung der östlichen Länder durch den schwereren deutschen Pflug, wie Lothar Bucher es ausgedrückt hat, so ist sie ohne Großkapital vollbracht worden — das ganze Kapital bestand in der körperlichen und der durch keine büreaukratische Bevormundung gehinderten oder gebrochnen geistig-sittlichen Kraft deutscher Bauern —, und Elend hat sie gar nicht erzeugt, sondern nichts als Glück und Wohlstand.

Der Begriff Kultur muß daher, um mit den sozialen Zuständen unsrer Zeit irgendwie in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden zu können, auf den technischen Fortschritt beschränkt werden. Und das ist es wohl auch nur, was unsre Gegner meinen, wenn sie behaupten, das Massenelend sei nur der Schatten des Kulturfortschritts und von ihm unzertrennlich. Mit der eigentlichen und höchsten Kultur ist der technische Fortschritt insofern verknüpft, als jene fordert, daß alles dem Menschengeschlecht mögliche Wissen und Können im Laufe der Zeit wirklich werde, und daß es alle Gesellschaftsgestaltungen hervortreibe, deren es fähig ist; für beide Leistungen ist der technische Fortschritt nicht zu entbehren. Die Behauptung nun, daß dieser proletarische Zustände erfordre, hat einen mehrfachen Sinn. Zuweilen meint man damit, daß der technische Fortschritt des Großkapitals bedürfe, und da Großkapital ohne Massenarmut nicht entstehen kann, so wäre damit die Unentbehrlichkeit dieser allerdings erwiesen. Die Bedeutung des Geldkapitals nun für die Gütererzeugung hat Thorold Rogers in einigen kurzen Sätzen so überzeugend dargestellt, daß wir nichts bessers thun können, als seine Ausführungen hier wiedergeben. Sie finden sich in seiner Ausgabe von Smiths Wealth of Nations, und zwar in einer Anmerkung, die ins fünfte Kapitel des zweiten Buches (von den verschiednen Kapitalanlagen) einführen soll.

Für das Verständnis des Gegenstandes, sagt er, ist es außerordentlich wichtig, sich genau klar zu machen, worin eigentlich die Wirksamkeit des kapitalistischen Unternehmers besteht. Viele Nationalökonomen haben sich durch den Umstand irre führen lassen, daß die Arbeit eine Zeit lang (!) durch den vom Unternehmer vorgestreckten Lohn im Gange erhalten zu werden pflegt, haben die Lehre vom Betriebskapital (labour fund) ungebührlich aufgebauscht und die Bedeutung dieses Kapitals für die Lohnarbeiter übertrieben. In Wirklichkeit ist aber der kapitalbesitzende Unternehmer weiter nichts als ein Repräsentant der Arbeitsteilung (Representative ist kein ganz glücklicher Ausdruck; wie aus dem folgenden hervorgeht, ist Vermittler, Diener, Organ gemeint). Die Arbeit eines Arztes und eines Zimmermanns haben das gemein, daß sie beide Dienste sind, die in der Erwartung angeboten werden, man werde sie verlangen und vergelten. Die Vergeltung entspringt in beiden Fällen derselben Ursache, nämlich der Bereitwilligkeit des Publikums, in dem einen Falle von behauenem Holz, im andern von der Heilkunst Gebrauch zu machen. Dabei ist der Umstand ganz nebensächlich, daß dem Zimmermann ein Kapitalist die Arbeit vermittelt und zuteilt, dem Arzte nicht. Wenn es die Ärzte für vorteilhaft hielten, könnten sie mit einem Kapitalisten das Abkommen treffen, daß dieser ihnen festen Gehalt zahlte, dafür die ihnen zustehenden Gebühren einzöge, und sie so gegen die aus vorübergehender Arbeitslosigkeit entstehenden Verlegenheiten sicherstellte. Bei Anstellung von Armen- und Vereinsärzten geschieht das thatsächlich.

Der kapitalistische Unternehmer ist demnach weiter nichts als ein Vermittler. Er ist für den Arbeiter von großem Wert, indem er die Arbeit so lange fortsetzt, als Nachfrage dafür vorhanden ist, und dem Markte für das betreffende Erzeugnis eine gewisse Festigkeit verleiht, ähnlich wie der Getreidehändler sowohl die Landwirte wie die Brotesser vor Stockungen und übermäßigen Preisschwankungen bewahrt. Aber auf diese Funktion beschränkt sich der Dienst, den er dem Arbeiter leistet. Wenn dieser ihn loswerden, wenn er sich das zur Fortsetzung seiner Arbeit notwendige Geld auf einem andern Wege beschaffen kann, so ist es vielleicht vorteilhaft für ihn, sich ohne Unternehmer zu behelfen. Das versuchen die Produktivgenossenschaften; diese werden wahrscheinlich Erfolg haben, wenn sie einmal jene Mißgriffe vermeiden lernen, die aus der Unterschätzung der Dienste entspringen, die der Kapitalist bei der Leitung eines großen Unternehmens zu leisten pflegt. Wie der Unternehmer dem Produzenten — denn der Arbeiter ist der eigentliche Produzent — dadurch dient, daß er die Produktion in gleichmäßigem Gange erhält und übermäßige Schwankungen im Arbeitslohn verhütet, so dient er dem Konsumenten, indem er in dessen Versorgung mit Waren Stetigkeit bringt und, außer im Falle der Ringbildung, durch die Konkurrenz gezwungen wird, seine Ware zum niedrigsten Marktpreise anzubieten. Kurz: die Dienste, die der Kapitalist dem Arbeiter wie dem Konsumenten leistet, sind nur zeitweilig und vermittelnder Art. Abgesehen davon, daß er dem Arbeiter Vorschuß leistet, thut er weiter nichts, als daß er ihm sein Erzeugnis bezahlt; und sofern er dem Konsumenten nicht kreditirt, thut er für diesen weiter nichts, als daß er ihm die Mühe längern Suchens nach der fraglichen Ware erspart.

Die Art und Weise, wie man gewöhnlich von der wohlthätigen Wirksamkeit des Kapitalisten und seines Betriebskapitals spricht, ist alberne Übertreibung (absurdly exaggerated). Der Mann, der die Arbeit im Gange erhält, ist nicht der Kapitalist, sondern der Konsument. Der Kapitalist ist nur eine Bequemlichkeit für den Arbeiter wie für den Konsumenten. Diese Unterscheidung ist von höchster Wichtigkeit. Das Kapital des Kapitalisten dient dem Arbeiter nur vorübergehend. (So verstehe ich den Satz: there is no fund, except temporarily, between the capitalist and the labourer.) Beide empfangen Arbeitslohn, der eine für die Produktion, der andre für deren Verteilung (dieser hat außerdem auch oft noch für die Leitung welchen zu beanspruchen), und beiden wird ihr Lohn vom Konsumenten bezahlt. Die Lage des Arbeiters kann dabei allerdings von der des Konsumenten sehr verschieden sein. Der erstere kann mehr fordern, als der letztere zu zahlen vermag, und so einen ökonomischen Selbstmord begehen. Es kann aber auch vorkommen, daß der Arbeiter in der Lage ist, einen höhern Lohn zu erpressen, als der Konsument eigentlich zu zahlen schuldig wäre; in diesem Falle wird dieser

vielleicht seinen Bedarf einschränken. Der kapitalistische Unternehmer verliert in keinem der beiden Fälle.

So der Engländer. Fügen wir ergänzend hinzu, daß es sehr häufig nicht der Arbeiter, sondern der Unternehmer ist, der auf dem Wege entweder der Ringbildung und Monopolisirung oder der Steuer- und Zollgesetzgebung den Preis ungebührlich in die Höhe treibt, wie wir dies in den letzten Jahren an Brot, Fleisch, Zucker und Kohlen erlebt haben, wo die Arbeiter der betreffenden Produktionszweige an den Preiserhöhungen ganz unschuldig waren und gar nichts davon hatten.

Die hier ermittelte Bedeutung des Geldkapitals gilt nun für alle Fälle, gleichviel ob die Produktion zugleich auch noch den technischen Fortschritt fördert oder nicht. Wenn Großes geschaffen werden soll, müssen allerdings viele Kleine ihre Arbeit und ihre Arbeitsmittel vereinigen. Daß aber der Leiter des Unternehmens vor dessen Beginn schon reich sei, d. h. die Macht habe, Arbeiter und Arbeitsmittel selbst zu kaufen, ist ebenso wenig notwendig, als daß er dabei reich werde oder seinen Reichtum verdopple und verzehnfache. Nicht daran ist das Panamaunternehmen gescheitert, daß Lesseps für seine Person nicht die Mittel dazu hatte, sondern daß er beim Beginn schon zu alt war und weder die Schwierigkeiten und die Kosten richtig abzuschätzen, noch die richtige Verwendung der ungeheuern, von lauter kleinen Leuten gelieferten Geldmittel zu sichern vermochte. Der verstorbne Kardinal Lavigerie pflegte sich zu rühmen, daß er bei 15000 Franks Einkommen 1 200 000 Franks jährlich ausgebe, ohne Schulden zu machen. Diese Summen wurden größtenteils produktiv angelegt namentlich in der Urbarmachung der an die Sahara grenzenden Landstriche Algeriens. Wir haben da also eine großartige Vereinigung von Arbeitsmitteln zu produktiven Zwecken, ohne daß ein Kapitalist vorhanden wäre oder dabei entstünde. Wir könnten eine ganze Reihe solcher wohlthätigen Gründungen anführen, wie die Franckestiftung und das Rauhe Haus, haben aber gerade das „Werk“ Lavigeries genannt, weil es im materiellsten Sinne des Wortes produktiv ist.

Ist also der Unternehmer als Kapitalist zwar sehr wohl zu ersetzen, so kann er dagegen als Organisator und Oberleiter des Betriebes allerdings nicht ersetzt werden. Aber da es eben, wie wir gesehen haben, nicht nötig ist, daß er entweder von vornherein Kapitalist sei oder durch das Unternehmen Kapitalist werde, so braucht auch keine misera contribuens plebs geschaffen zu werden, die ihn durch ihre Entbehrungen zum reichen Manne macht.

Man wird nun vielleicht einwenden: mag sein, daß der Theorie nach alle Leistungen der modernen Großindustrie auch ohne Großkapitalisten denkbar wären, thatsächlich ist das Streben rühriger Privatleute nach Reichtum der Sporn gewesen, der sie ins Dasein zu rufen getrieben hat, und ohne diesen Sporn würden sie nicht vorhanden sein. Wir sind so kühn, diese Behauptung

für falsch zu erklären. Man muß unterscheiden zwischen Unternehmungen, die einen wirklichen Kulturwert haben, und solchen, die keinen oder nur einen scheinbaren haben. Unter den erstern nehmen Maschinenbauanstalten, Eisenbahnen, Schiffbau und Elektrotechnik den obersten Rang ein. Bei allen diesen Industriezweigen walten nun zwei merkwürdige Umstände ob: erstens der schon erwogne, daß sie trotz aller Kapitalskonzentration dennoch Arbeiterelend weder zur Voraussetzung haben noch erzeugen, zweitens daß sie wegen ihrer einleuchtenden Nützlichkeit, die auf einer gewissen Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung zur Notwendigkeit wird, von der Gesamtheit betrieben werden würden, auch wenn kein Privatkapitalist vorhanden wäre, der sich an ein solches Unternehmen wagen könnte. Wo persönliche Gewinnsucht die Entwicklung dieser Industriezweige über das augenblickliche Bedürfnis hinaus beschleunigt hat, ist der Gesamtheit durch gewaltsame Umwälzung der Arbeits- und Vermögensverhältnisse mehr Unheil als Segen daraus erwachsen. Und gerade die berühmtesten und verdientesten Privatunternehmer sind auf nichts weniger als aufs Geldmachen ausgegangen. Ein Borsig, ein Krupp, ein Werner Siemens haben freilich auch im Vermögen vorwärts kommen wollen. Allein die Sehnsucht nach Reichtum ist nicht die Triebfeder ihres Schaffens gewesen, und sie selbst haben sich, als sie anfingen, gewiß nicht träumen lassen, wie reich sie mit der Zeit werden würden. Was sie trieb, war lediglich jener Schaffensdrang, der überall entsteht, wo Genialität mit Tüchtigkeit des Charakters zusammentrifft. Gesellt sich diesen beiden auch noch die Gunst der Zeitumstände hinzu, so wachsen die Unternehmungen unter den Händen des Unternehmers von selbst solange, bis der von der Nachfrage abhängige Sättigungsgrad erreicht ist. Der reichtumbildende Unternehmergewinn fällt dabei als reines Accidens ab. Die Erben eines solchen Schöpfergenies pflegen dann freilich das Unternehmen nach rein kapitalistischen Grundsätzen weiter zu betreiben.

Die andre Klasse der Unternehmungen ist es, die Arbeiterelend zur Voraussetzung hat und erzeugt, derer nämlich, die keinen Kulturwert haben. Diese Klasse nun zerfällt in zwei Abteilungen. Gewisse Zweige der modernen Industrie schaffen Dinge, die zwar an sich notwendig sind, die man aber auch ohne sie haben könnte und gehabt hat; sie stellen sie nur in ungeheuern Massen und spottbillig her, und eben dieser Massenhaftigkeit und Billigkeit kommt kein Kulturwert zu oder gar ein negativer. Hauptvertreterin dieser Abteilung ist die Textilindustrie. Gewebe braucht man, aber man hat sie vor Erfindung der heutigen Spinn- und Webmaschinen in ausreichender Menge, Güte und Schönheit gehabt. Der Kulturwert der heutigen Massenproduktion ist nicht allein gleich Null, sondern negativ. Die Überproduktion macht den raschen Modewechsel zu Notwendigkeit; dieser trägt sehr wesentlich bei zur Notwendigkeit einer beständigen Steigerung der Einkommen, zum Wettrennen

aller Berufsstände um Einkommenerhöhung und ist schuld an dem wirtschaftlichen Untergange vieler Beamten, Geschäftsleute und Handwerker; er befördert die kommunistischen Ideen durch Zerstörung der Volkstrachten und äußere Uniformirung der Stände und der Völker. Hierdurch ist er zugleich der Tod der Ästhetik; macht er doch aus den Frauen und Mädchen unsers Volks jene mitleidswürdigen Fratzen, die man Damen nennt. Ein „Kostüm" mag der Pariser Mondaine oder Demimondaine, der es ursprünglich auf den Leib geschnitten war, sehr „chic" gesessen haben, aber die ehrwürdige Matrone aus dem Volke, die von schwerer Arbeit einen schwerfälligen Gang, eine ungeschickte Haltung und einen krummen Rücken bekommen hat, das ehrliche deutsche Gänschen, die verkümmerte Zwergin, der man am Gesicht ablieſt, wie unglücklich sie sich fühlt, die arme bucklige oder lahme Nähterin vermummt und verunehrt es. Dazu hat die Modenarrheit im Bündnis mit der europäischen Textilindustrie eine Menge schöner orientalischer Stoffe, wie die zarten indischen Musseline und die türkischen Umschlagetücher verdrängt, mit letztern zugleich eine Körperhülle, die schon in Schnitt und Faltenwurf sehr viel schöner war als glatt anliegende Überröcke oder der Mangel jedes Überwurfs. Der Kulturwert der modernen Textilindustrie beschränkt sich darauf, daß wir ihr die Kostümkarrikaturen der Fliegenden Blätter verdanken. Aber so unterhaltend die auch sein mögen, mit einigen Millionen verhungerter Handweber, geräderter und zu Tode geprügelter Fabrikkinder sind sie zu teuer erkauft. Der andre Zweig dieser Klasse umfaßt Industrien, deren Produkte auch nicht einmal an sich notwendig sind. Als Beispiele dafür können wir die Fabrikation der Cellulose und der Anilinfarben nennen. Die Arbeit in diesen Fabriken ist sehr ungesund und wird noch dazu schlecht bezahlt; ohne bettelarme elende Arbeiter, die sich zu jeder Bedingung verstehen müssen, könnten demnach diese Fabriken nicht bestehen. Und zu was sollten ihre Produkte nötig sein? Der einzige Nutzen des billigen und schlechten Holzstoffpapiers besteht darin, daß Zeitungen, deren Inhalt an Schlechtigkeit mit dem Papier wetteifert, durch ihre fabelhafte Billigkeit eine ungeheure Verbreitung erlangen und bessere Blätter verdrängen; an schönen und guten Farben aber ist auch ohne die Anilinindustrie kein Mangel. Der einzige Daseinszweck beider Stoffe ist die Bereicherung einiger Unternehmer, und das ist kein Kulturzweck.

Endlich weist man auf die ungeheure Verschiedenheit der geistigen Begabung hin, der die Verschiedenheit der Vermögenslagen entsprechen müsse. Die Verwirrung der Vorstellungen von diesem Zusammenhange zwischen Geisteskraft und Reichtum, zwischen Geistesschwäche und Armut ist so groß, daß man nicht recht weiß, an welchem Zipfel man den Knäuel beim Aufknüpfen anfassen soll. Nehmen wir den ersten besten. Der höchsten geistigen Kraft, der Schöpferkraft des Erfinders, des Entdeckers, des Künstlers, des Weltweisen fällt niemals der größte Vermögensanteil zu; weder Kolumbus, noch Kopernikus, noch

Kepler, noch Newton, noch Lavoisier, noch Kant, noch Schiller, noch Alexander von Humboldt, noch Professor Weber in Göttingen, der Erfinder des elektrischen Telegraphen, haben zu den reichen Leuten ihrer Zeit gehört, und Stephenson und Watt sind wenigstens nicht sehr reich gestorben. Nicht einmal die größten Staatsmänner pflegen die reichsten Leute ihrer Zeit und ihres Volkes zu sein, obwohl sich bei ihnen die Forderung, das Schicksal oder die Gesellschaftsverfassung müsse dem größten Talent oder Genie den größten Reichtum zuteilen, noch am ehesten begründen ließe, weil ja der leitende Staatsmann der mächtigste Mann im Staate ist, und Geld sowohl als Machtmittel wie als Frucht der Macht von dieser unzertrennlich erscheint. Niemand hält jedoch den Kardinal Mazarin deswegen, weil er unermeßlich reich gestorben ist, für größer als Richelieu, und dieser hätte unbeschadet seiner Erfolge und seines Ruhmes ärmer bleiben können, als er geblieben ist. Nicht die höchste geistige Begabung und Thätigkeit, sondern erst die zweithöchste, die des Unternehmers, pflegt zum Reichtum zu führen, und wenn wir diese wiederum nach der innern Schwierigkeit und dem Kulturwert ihrer Leistungen abstufen, so steht der dadurch erworbne Reichtum oft genug nicht im geraden, sondern im umgekehrten Verhältnis zu den verschiednen Stufen. Viele Papiermüller sind reich geworden, nur gerade der eine nicht, dem die epochemachende Erfindung des Leimens zu verdanken ist, M. F. Illig. In einzelnen Fällen wird das Verdienst schöpferischer Gründung, genialer Verbesserung und Leitung mit angemessenem Reichtum belohnt, im allgemeinen aber kommt der Spekulant rascher vorwärts und bringts weiter, als der verdienstvollste Fabrikant. Es heißt den Charakter der Arbeit wie der Nationen gründlich verkennen, wenn Wolf schreibt: „Wie bei den Kulturnationen eine unter Umständen nicht geringe Anzahl Arbeiter »mit schwachem Gelingen« zu verzeichnen sind, giebt es auch da ganze Nationen, die dieses Prädikat verdienen. Bereits dem Südeuropäer fehlt die kolossale Arbeitsenergie des Engländers, eine nicht mehr physische Eigenschaft, die dessen exekutive Arbeit als die in Wahrheit höchststehende charakterisirt.“ Es ist einfach nicht wahr, daß der englische Handarbeiter, denn dessen Leistung ist mit der exekutiven Arbeit gemeint, die höchste Arbeitsenergie bethätige; er besitzt nur die Fähigkeit, einseitiger als die Angehörigen aller andern Nationen zu arbeiten, reiner Automat zu werden, und diese Eigenschaft scheint ihm nicht von Haus aus eigen, sondern mit Hunger und Peitsche angedrillt zu sein, denn nach dem Zeugnisse der Shakespearischen Schauspiele muß der Engländer früherer Zeit ein so vollsinniger und vielseitiger Mensch gewesen sein wie der deutsche; hat er sich doch auch gegen die Art Arbeitsenergie, die man ihm beim Übergang zum Maschinenbetrieb andrillte, mit Mord und Brand gewehrt. Was aber die schöpferische und die dispositive Arbeit der Engländer anlangt, so zeichnet sich die erstere vor der der übrigen Völker dadurch aus, daß sie fast ausschließlich auf Dinge ver-

wendet wird, die Geld bringen, und ihrer dispositiven wird der Erfolg, das heißt wiederum der Geldverdienst, weit mehr durch die Energie gewissenloser Ausbeutung als durch die Energie eigentlicher Arbeit gesichert. Eben darum hat der vornehme Engländer Erfolg, weil er sich nicht zum Arbeitstier und zum Sklaven der Pflicht macht, sondern den Blick und die Zeit frei hält, umherzuspähen auf dem Erdenrund, wo irgend ein Gewinn zu ergattern sei, und weil ihm keinerlei Gewissensbedenken noch pedantische Gewohnheiten den Entschluß, im rechten Augenblick zuzugreifen, verzögern noch die brutale Ausführung behindern. Holtzendorff erzählt in dem schon erwähnten Schriftchen, er habe seinem Squire den scherzhaften Wunsch ausgesprochen, die Engländer möchten uns ein Stämmchen Squiresöhne ablassen, daß wir sie in unsern Schulen erziehen und mit diesem lebenskräftigen Element unser durch büreaukratischen Mechanismus träge gewordnes Blut auffrischen könnten; der Squire aber habe geantwortet, das würde uns nichts nützen, denn in deutschen Schulen hielten es englische Jungen nicht aus, sie würden alle fortlaufen. Auch dem Produkte nach kann die englische Arbeit nicht als höchststehende bezeichnet werden. In Ackerbau und Viehzucht, es ist wahr, sind die Engländer den übrigen Nationen eine Zeit lang vorangegangen; aber da sich ihre Reichen auf andre Weise mehr zu „verdienen“ wußten, so haben sie diesen wichtigsten aller Produktionszweige mehr und mehr eingeschränkt und sind bis hinter die Weisheit des Euripides zurückgegangen, der im Orestes einen der Ältesten von Argos mit den Worten loben läßt:

Die Stadt besucht er selten und des Marktes Rund,
Sein Feld bestellend, was allein das Land erhält.

Ein Engländer, es ist wahr, hat uns die verbesserte Dampfmaschine gegeben, aber nachdem der Franzose Papin die Maschine selbst hergestellt und den Dampf als bewegende Kraft in die Welt eingeführt hatte, war die Verbesserung nur eine Frage der Zeit, und hätte sie Watt nicht erfunden, so würde ein andrer, vielleicht ein Deutscher oder ein Amerikaner, darauf verfallen sein. Die Industrieprodukte Englands aber sind Erzeugnisse nicht der höchststehenden, sondern der am niedrigsten stehenden Arbeit, rein mechanischer Arbeit, an denen Geist, Phantasie, Kunstfertigkeit und guter Geschmack keinen Anteil haben, und indem dieses Volk mit den ungeheuern Massen seiner rohen Maschinenware die geschickte Hand, die künstlerische Phantasie und den guten Geschmack außer Thätigkeit setzte, hat es die echte und wahre Kultur zurückgeschraubt. Nicht die Menschheit mit neuen Kulturgütern zu beschenken, sondern zur Erzielung eines höhern Geldgewinnes einen Teil der alten Kulturgüter zu verdrängen, war Ziel und Erfolg der englischen Arbeit. Die hervorragende Stellung der Engländer in der Weltwirtschaft besteht nicht darin, daß sie mehr Güter lieferten als andre Völker, sondern daß sie andern Völkern mehr Güter auspressen; sie sind weit mehr Schmarotzer als Produzenten. Wer die Arbeit nach dieser

Art Erfolg abschätzt, der muß die der Juden noch höher stellen, weil sie mit einem noch geringern Aufwande von wirklich produktiver Thätigkeit und noch größerer Energie im Erraffen noch höhern Geldgewinn erzielen. In Wirklichkeit steht natürlich die englische höher, weil sie immerhin noch nützlicher ist. Aber was den Erfolg in dem angedeuteten Sinne anlangt, so hat uns der auf den Punkt gebracht, daß jetzt nicht mehr deutsche und russische Kanonen, nicht deutscher und französischer Geist, auch nicht der deutsche Pflug und der italienische Spaten, sondern englisches, amerikanisches und jüdisches Geld um die Weltherrschaft ringen.

Auf den Umstand, daß das Einkommen der verschiednen Arbeitenden im allgemeinen weder ihren verschiednen Begabungen noch ihren verschiednen Leistungen entspricht, gedenken wir nicht etwa eine Anklage gegen die bestehende Gesellschaftsordnung zu gründen. Im Gegenteil, die vollkommne Gerechtigkeit darf auf Erden nie und nirgends verwirklicht sein. In dem Augenblick, wo sie es wäre, und wo jedem der volle Lohn seiner Thaten, wozu auch der volle Arbeitsertrag gehört, mit naturgesetzlicher Notwendigkeit von selbst zufiele, gäbe es keine Möglichkeit mehr für den Menschen, seine sittliche Natur zu entfalten und zu bethätigen. Sondern wir haben diese Inkongruenz nur hervorgehoben, um die Folgerung abzuweisen, daß um der natürlichen Ungleichheit willen die Menschen von geringer Begabung und geringer Leistungsfähigkeit sich das allerelendeste und zum Teil ein geradezu unmenschliches und untermenschliches Dasein gefallen lassen müßten. Was dazu erforderlich wäre, um auch dem wenig Tüchtigen ein trauliches Nest und ausreichende Kost zu verschaffen, brauchte nicht dem wahren Verdienst entzogen zu werden, das in keiner zukünftigen Gesellschaftsordnung schlechter wegkommen wird, als es heute wegkommt, sondern nur solchen Menschen, die weit über Gebühr bezahlt werden; leistet doch selbst der ungeschickteste Erdarbeiter oder ländliche Tagelöhner für das Gemeinwohl weit mehr, als der geschickteste Couponabschneider oder Bankerotteur.

Und dann: ist es denn von vornherein ausgemacht, daß alle Menschen niedern Standes nur für die niedrigsten Verrichtungen befähigt sind? Wer sich in Volksschulen umgesehen hat, der weiß, daß es dumme und ungeschickte Jungen vornehmen Standes und talentvolle Tagelöhnerkinder giebt; dennoch werden, das steht im voraus fest, jene die höchsten und bestbezahlten gesellschaftlichen Stellungen einnehmen, und diese die untersten und schlechtest bezahlten, denn sich aus niedrigem Stande durch Talent emporzuschwingen, ist zwar zu allen Zeiten möglich gewesen, ist Sklaven und Hörigen gelungen; in unsrer Zeit der Freiheit und Gleichberechtigung aber, unter welchen schönen Namen sich die Alleinherrschaft des Geldes verbirgt, nahezu unmöglich geworden. Es ist unverantwortlich, wenn Wolf in seinem sehr ernsthaften und gelehrten Werke folgenden Äußerungen Kleinpauls eine gewisse Beweiskraft

beimißt: „Alle Hutmacher wissen, daß die kleinsten Köpfe den Arbeitern und Handlangern angehören, die Maurer im besondern haben den Kopf so klein, daß man in Paris von einem kleinköpfigen Individuum sprichwörtlich sagt: il a une tête de maçon. Daher auch die Hutmacher in den Arbeiterquartieren nur kleine Hüte auf Lager haben (52—53 cm). Umgekehrt die Huthändler im Schulenquartier brauchen große Hüte (58—60 cm)." Hat nicht Kant einen ungewöhnlich kleinen Schädel gehabt? Und sind denn die Pariser Maurer eine geschlossene Kaste? Und würde sich nicht manches Proletariers Schädel stärker entwickelt haben, wenn er, anstatt mit zwölf Jahren auf Handlangerarbeit zu gehen, auf Schulen gegangen wäre? Zufällig hat der Schreiber dieser Zeilen in früherer Zeit mehrfach mit Bauhandwerkern zu thun gehabt und ein paar Maurerpoliere kennen gelernt, die in Fällen, wo der Regierungsbaumeister mit seinem Latein zu Ende war, noch ganz vortrefflich Rat wußten. Auf unser Befragen haben uns Hutmacher versichert, daß sie zwischen dem vornehmen und dem geringen Stande keinen Unterschied fänden, in beiden kämen große wie kleine Köpfe vor.

Mit Wolf bezweifeln auch wir die Richtigkeit der Ansicht Ratzels, daß „der Begriff Naturvölker nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches in sich habe, sondern ein rein ethnographischer, ein Kulturbegriff" sei, und „daß Völker von jeder Rasse, von jedem Grade natürlicher Ausstattung entweder noch nicht zur Kultur fortgeschritten oder in der Kultur zurückgegangen sein können." Aber wenn wir dieser Auffassung gemäß glauben, daß unser Volk, das deutsche, zu höhern Leistungen als alle übrigen, ja zu den höchsten befähigt sei, dann ist es doch die ärgste Versündigung an der Natur, daß zwei Drittel dieses edeln, hochbegabten Volks in der Armut der Wilden schmachten, denn fünfhundert bis sechshundert Mark Familieneinkommen gewähren in Deutschland noch gar nicht einmal den Grad von Lebensgenuß, dessen sich der Wilde erfreut. Oder gehen vielleicht dem Deutschen dadurch, daß er in einer Tagelöhnerfamilie geboren wird, die anatomisch-physiologischen Eigenschaften seiner Rasse verloren? Wenn aus der natürlichen Ungleichheit der Rassen eine Folgerung für die Gestaltung der Gesellschaft gezogen werden soll, so kann es doch nur die sein, die vormals die Griechen, später unsre eignen Vorfahren und überhaupt alle herrschenden Völker gezogen haben, daß wir Deutschen zur schöpferischen und dispositiven Arbeit berufen, die unterworfnen oder zu unterwerfenden Barbaren aber zur exekutiven vorherbestimmt seien, demnach also unsre Sklaven sein müßten, im Herrschervolke selbst aber so ungeheuerliche Ungleichheiten der Berufsarbeit und des Einkommens nicht geduldet werden dürften.

Noch unhaltbarer ist der Hinweis eines andern Gegners der Sozialdemokratie auf die Verschiedenheit der Tiergeschlechter. Ein solcher Unterschied, daß die eine Gattung von Geschöpfen zum Genuß, die andre zum Leiden und

Entbehren in beständiger Dienstbarkeit bestimmt wäre, findet sich überhaupt nicht in der Natur. Nicht in den verschiednen Graden des Glücks und des Genusses, sondern in der verschiednen Organisation liegt aller Unterschied, und jedes mit Bewußtsein begabte Geschöpf genießt, von Fällen individuellen Unglücks abgesehen, das Glück, wozu es seine Organisation befähigt; demnach ist der Elefant nicht glücklicher als die Mans, und diese nicht glücklicher als die Mücke. Sollte dieses Naturgesetz für die Menschheit gelten, so müßten, persönliches Unglück abgerechnet, alle Menschen das gleiche Glück genießen. Oder soll der Unterschied der geistig-sittlichen Anlagen und Charaktere, der sich bei unserm Geschlecht innerhalb einer im ganzen gleichen leiblichen Organisation gebildet hat, eine Verschiedenheit in der Ausstattung mit Glücksgütern begründen, so könnte die Verteilung doch nur folgendermaßen gedacht werden. Die Kalibans, wie vor einiger Zeit die Arbeiter einmal in einem konservativen Blatte genannt wurden, jene Kerls, die nach Ansicht der Herrschenden nur zu gemeiner Arbeit taugen und für andre als sinnliche Genüsse nicht empfänglich sind, müßten mit den Mitteln ausgestattet werden, sich in einer Fülle sinnlicher Genüsse zu wälzen, demnach ein sehr bedeutendes Einkommen beziehen. Jene erhabnen Geistmenschen dagegen, die, wie sie versichern, kein andres Bedürfnis kennen als die Wahrheit zu ergründen und sich fürs Vaterland zu opfern, bedürften außer einem sehr anstrengenden und schwierigen Amte nichts als eine weißgetünchte Dachstube, eine Bibliothek, notdürftige Kleidung und ihre tägliche Portion Wasser und Brot. Die in der Mitte stehenden geistig-leiblichen, die ästhetischen Menschen, dürften etwas reichlichern Sinnengenuß und außerdem eine schöne Wohnung in schöner Gegend, Musikinstrumente und Eintrittskarten zu allen Konzerten, Theateraufführungen, Kunstsammlungen beanspruchen. „Nicht humaner als die Natur“ will Wolf sein; die Natur aber ist so human, jedem Wesen gerade den Lebensgenuß zu gewähren, dessen es fähig ist. Bebels Meinung, bei gleich günstigen Lebensbedingungen würden sich in allen Menschen annähernd gleiche Anlagen in reichster Fülle entwickeln, halten auch wir für phantastisch, schon aus dem Grunde, weil sich in vielen Fällen die scheinbar ungünstigsten Bedingungen als die günstigsten erweisen, und der große Charakter, oft auch das große Talent sich nur im Widerstande gegen Hindernisse entfaltet. Aber die heutigen Einkommenunterschiede und die Einkommenlosigkeit von vielen Tausenden mit dem Gefolge ihrer schrecklichen Leiden auf die Unterschiede der natürlichen Anlagen gründen wollen, das heißt sich zur aristotelischen Sklaventheorie bekennen und diese noch verschlechtern.

Endlich könnte man die Notwendigkeit des Massenelends noch damit begründen wollen, daß es den Armen zum Heroismus des Leidens und der Selbsthilfe, den Reichen zur Übung der Barmherzigkeit Gelegenheit darbiete. Allein für beides genügen schon die zahlreichen Fälle des persönlichen Elends,

an denen es niemals fehlt, und im Vergleich zu der ungeheuern Zahl von Menschen, die im Massenelend sittlich verkümmern und verderben, kommen die einzelnen Heldencharaktere, die es erzeugt, kaum in Betracht. Auch ist es nicht erlaubt, Übelstände, die man beseitigen kann, deshalb zu erhalten, weil Gutes daraus entspringt; was würde man von einem Menschen sagen, der die Ketzerverbrennung wieder einführen wollte, weil standhafte Glaubenszeugen eine Zierde der Menschheit sind?

Also wir sehen, weder durch die Gesetze der Natur noch durch die Ansprüche der Kultur läßt sich das Massenelend rechtfertigen. Nur ein Fall ist denkbar, wo es als notwendig erkannt werden müßte, nämlich wenn Karl Marx mit seiner Auffassung der sozialen und volkswirtschaftlichen Entwicklung das Richtige getroffen hätte. Wäre wirklich der Umschlag der kapitalistischen in die kommunistische Produktionsweise das nächste Ziel der Entwicklung, so wäre allerdings das Massenelend unumgänglich notwendig, einmal als die unvermeidliche Wirkung der Vermögenskonzentration, die zum Umschlage führen soll, und andrerseits als das unentbehrliche Mittel zur Vereinigung der Leidensgenossen, der Proletarier aller Länder, die die neue Ordnung aufrichten sollen. Behaupten, daß innerhalb der bestehenden Ordnung das Proletarierelend, die Massenarmut, unheilbar sei, das heißt, jene Ordnung verurteilen und sich zu Marx bekennen.*)

Leopold von Gerlach

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

In seiner Beurteilung der Bestrebungen für Berufung eines deutschen Parlaments und die Begründung einer deutschen Reichsverfassung kann sich Gerlach kaum genug thun in Ausdrücken der Verdammung und des Abscheus. Die Deutschen hätten, sagt er, die Vormundschaft ihrer Fürsten abgeworfen und sich dafür unter die der französischen Revolutionäre gestellt. Den Fünfzigerausschuß nennt er, nicht ganz mit Unrecht, „eine willkürlich zusammengestellte

*) Bemerkung der Redaktion. Da unsre Artikelreihe „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ nächstens als Buch erscheinen soll, ihres aktuellen Charakters wegen aber es nicht rätlich scheint, die Herausgabe des Manuskripts noch länger zu verzögern, so brechen wir die Veröffentlichung in den Grenzboten an dieser Stelle ab und verweisen die Leser für den Schluß auf das Buch. In den folgenden Kapiteln berührt der Verfasser die beiden einander bekämpfenden

Quintessenz der badisch-württembergisch-darmstädtischen Kammer, also recht eigentlich der alten Rheinbundsländer"; er spricht von dem „unsinnigen Treiben der Fünfziger" und den „kindischen Verfassungsentwürfen der siebzehn Vertrauensmänner"; der deutsche Erbkaiser (Dahlmanns) ist ihm „eine neue Blamage," die Reichsverfassung „der comble der Absurdität." Ob er den Entwurf wohl jemals gelesen hat? Es war derselbe Entwurf, den Prinz Wilhelm von Preußen damals „eine großartige Erscheinung unsrer Zeit" nannte und als Kaiser nachmals in seinen Grundzügen verwirklichte. Die Nationalversammlung in der Paulskirche, vielleicht die glänzendste Vertretung, die je ein Volk gehabt hat, nennt Gerlach mit Vorliebe die „Frankfurter Schwätzer"; der „kühne Griff" des „edeln" Gagern, der die Wahl des Reichsverwesers (29. Juni) entschied, ist ihm nicht etwa ein Mißgriff, was er war, sondern „eine elende Überlistung der gutgesinnten Partei." Nach seinem unzweifelhaft schlechten Rate sollte sich sein König jeder Initiative in der Sache dieser Reichsverfassung enthalten, „jeden Konflikt mit den Frankfurtern vermeiden, aber sie sich vom Leibe halten mit ihren Souveränitätsgelüsten."

Um so freudiger begrüßte er den Waffenstillstand von Malmö, den der König am 2. September 1848 bestätigte. „Das ist endlich einmal eine Realität," ruft er aus. Denn er sieht in ihm „die eigentliche Wendung" im Gange der Regierung Friedrich Wilhelms; „hier trat er der Paulskirche, der Singakademie [der preußischen Nationalversammlung] und seinen Ministern gegenüber zum erstenmale wieder als König auf." Seitdem ging in der That die Partei Gerlachs aus der Verteidigung zum Angriff über, die Camarilla organisirte sich fester. Als wegen des blutigen Zusammenstoßes in Breslau die Mehrheit der Nationalversammlung auch das bisher rein monarchische Wesen der Armee bedrohte, riet Gerlach bereits am 9. September dem König, den Grafen Brandenburg, den in Schlesien kommandirenden General, ins Ministerium zu berufen. Damals noch ohne Erfolg. Vielmehr vertraute der König die Leitung des Ministeriums zunächst dem General von Pfuel an, ernannte aber gleichzeitig den General von Wrangel zum Oberbefehlshaber aller Truppen zwischen Elbe und Oder („in den Marken"). Es war das in den Augen Gerlachs „der erste praktische Restaurationsversuch." Da sich nun das

---

Strömungen unsrer Zeit, von denen eine die Wiederherstellung der Hörigkeit zum Ziele hat, während die andre dem Kommunismus zustrebt, giebt dann eine Übersicht dessen, was von Staat und Kirche, von Privaten und Vereinen und vom Fortschritt der Technik zur Milderung der Not und zur Abschwächung oder Versöhnung der sozialen Gegensätze bisher geschehen ist oder geschehen könnte, um dann als das einzige Mittel, das uns aus dem furchtbaren Dilemma erlösen kann, wie die Leser nach dem bisher Veröffentlichten wohl schon geahnt haben werden, den Neuerwerb von Grund und Boden zu bezeichnen. Zuletzt entwickelt er die Aufgaben, die unsrer auswärtigen Politik aus dieser Sachlage erwachsen, und die Reformen, die einerseits bis zu dieser endgiltigen Lösung die sozialen Übel zu mildern, andrerseits das Werk der Lösung krönen sollen.

Ministerium Pfuel der Nationalversammlung gegenüber bald ebenso schwach und nachgiebig erwies, wie die Märzminister, indem es den Antrag, die Todesstrafe abzuschaffen, den der König als einen Eingriff in seine besondern Gerechtsame und als einen Angriff auf die göttliche Ordnung ansah, nicht entschieden genug zurückwies, trat die entscheidende Wendung ein, und Gerlach beförderte sie nach Kräften. Auf seinen am 6. Oktober wiederholten Rat sandte ihn der König sofort nach Breslau, um mit dem Grafen Brandenburg wegen Übernahme des Ministeriums zu verhandeln. Brandenburg, dessen „einfachen praktischen bons sens" Gerlach gegen den König rühmte, nahm nur zögernd „in Ermangelung eines Bessern" den Auftrag an, wollte aber noch bis zum Geburtstage des Königs (15. Oktober) in Breslau bleiben. Der Monarch geriet jedoch in immer größere Aufregung über seine Minister, da sie ihm drohten, ihre Entlassung zu nehmen, wenn er die Aufhebung der Todesstrafe nicht genehmigte, und wies das Zureden des Hofpredigers Strauß mit den scharfen Worten ab: „Ich weiß auch ohne Pfaffen, was meine Pflicht ist." Er beschloß deshalb am 11. Oktober, Brandenburg sofort zu berufen, und sandte Gerlach abermals zu ihm. Aber die Camarilla war gespalten. Rauch redete dem König zu, nachzugeben, während beide Gerlach entschieden davon abrieten. Sie wurden unterstützt durch die Verschärfung des Konflikts mit der Nationalversammlung, die aus dem königlichen Titel das „von Gottes Gnaden" strich und damit den Monarchen persönlich aufs tiefste verletzte. Es bedurfte jetzt kaum der Bemerkung Ludwig Gerlachs, es komme darauf an, festzustellen, ob der König oder die Nationalversammlung Herr im Lande sei; er wies jenen Beschluß am 15. Oktober gegenüber der Abordnung, die ihm zum Geburtstage ihre Glückwünsche überbrachte, was die Minister, beiläufig bemerkt, unterließen, aufs schärfste zurück und veranlaßte dadurch das Ministerium, seine Entlassung zu fordern. Am 17. Oktober empfing er den Grafen Brandenburg in Sanssouci und bevollmächtigte ihn auf seine Bitte, mit den Ministern zu unterhandeln, um den einen oder andern zum Bleiben zu bewegen; nur Pfuel sollte auf jeden Fall gehen. Wenige Tage später wollte der Graf „fast verzweifelnd" seinen Auftrag zurückgeben, indes Gerlach hielt ihn fest, schrieb ihm am 21. Oktober die bezeichnenden Worte: „Der Versuch, der Revolution Energie entgegenzustellen, ist noch nicht gemacht worden," und der König unterzeichnete an demselben Tage das Entlassungsdekret für Pfuel. Da auch vier andre Minister als Bedingung ihres Bleibens die Forderung stellten, der König möge den Grundsatz anerkennen, daß er nicht das Recht und die Macht habe, einem von der Nationalversammlung beschlossenen Gesetze die Bestätigung zu verweigern, so riet ihm die Camarilla einmütig, die Minister zu entlassen. Die eben eintreffenden Nachrichten von der bevorstehenden Niederwerfung des Aufstandes in Wien wirkten ermutigend, und am 31. Oktober war das Ministerium Brandenburg fertig.

Nun tauchte die neue Frage auf, ob es nicht rätlich sei, die Nationalversammlung, die gegen das neue Ministerium am 3. November geradezu Verwahrung einlegte, zu vertagen und zu verlegen. Die Camarilla sprach sich für beides aus, das Ministerium stimmte bei, wollte aber darüber hinaus die Versammlung ganz auflösen und auch noch die Verfassung einfach oktroyiren. Am 5. November war man über die beiden ersten Punkte einig, am 9. kündigte Brandenburg in einer überaus erregten Sitzung, die Gerlach drastisch schildert, die Vertagung und die Verlegung nach Brandenburg an, am 10. November rückte Wrangel in Berlin ein, verhängte den Belagerungszustand und löste die gesamte Bürgerwehr auf. Mit dieser Maßregel war Gerlach ebenso wenig einverstanden wie mit der Auflösung der Nationalversammlung; selbst der König wollte von einer solchen nichts hören, sagte aber dann in seiner sonderbaren Resignation, er wolle sich in nichts mischen, er liege jetzt auf der Bärenhaut. Gerlach hielt ebenfalls an seinem Standpunkte grundsätzlich fest und wollte höchstens ein Wahlgesetz, aber nicht die Verfassung oktroyirt wissen. Da jedoch die Minister fest blieben und der König nicht mit ihnen brechen wollte, so übersandte Brandenburg den Verfassungsentwurf, wesentlich in der Gestalt, wie ihn die Versammlung festgestellt hatte. „Das hätte ich Brandenburg nicht zugetraut!" ruft Gerlach bekümmert aus; der König aber war außer sich, nannte den Entwurf „ein belgisches, schlecht ins Preußische übersetztes Machwerk" und wollte ihn durchaus nicht unterschreiben, obwohl ihm Gerlach zuredete, es sei das mehr eine formale Sache, „eine papierne Verfassung," und da sei die eine so schlecht wie die andre. Er riet wenigstens zu dem Entwurfe Camphausens, aber Brandenburg blieb fest, hielt dem König vor, daß das alles nur die Konsequenz der Märztage wäre, und am 3. Dezember stand der Entschluß fest, die Nationalversammlung aufzulösen und die Verfassung zu oktroyiren. Beides geschah dann am 5. Dezember. Der König zeigte sich darüber „sehr betrübt," hatte also keineswegs das Gefühl des Siegers, Brandenburg dagegen war „sehr frisch und hatte guten Mut."

Um dieselbe Zeit drängten die Dinge in Frankfurt zur Entscheidung. Seitdem dort die Armee gesiegt und Fürst Felix Schwarzenberg das Ruder ergriffen hatte, trat es immer klarer hervor, daß Österreich an einer in Frankfurt festgestellten Reichsverfassung weder teilnehmen könne noch wolle, aber gleichwohl den Anspruch erhebe, daß sich Deutschland nach österreichischen Bedürfnissen einrichte, also bei einem losen Staatenbunde verharre. Die Paulskirche zog die Folgerung daraus mit ihrem Beschlusse vom 27. Oktober (§ 2 der „Verfassung des Deutschen Reiches" vom 28. März 1849), es dürfe ein deutsches Land, das mit außerdeutschen Ländern ein gemeinsames Staatsoberhaupt habe, mit den außerdeutschen Gebieten nur durch Personalunion verbunden sein; sie stellte also an die europäische Großmacht Österreich die Zumutung, sich in zwei Mittelstaaten aufzulösen, von denen der eine, der

deutsche, sich einer Reichsregierung unterwerfen sollte, die höchst wahrscheinlich ihren Sitz außerhalb Österreichs hatte, der andre, der außerdeutsche, nur die Wahl hatte, dasselbe zu thun, ohne doch auf die Reichsverwaltung Einfluß zu haben, oder seine eignen Wege zu gehen. Da weder Österreich die Frankfurter Forderung, noch Deutschland die österreichische annehmen konnte, so klaffte der Spalt weit auf, und es blieb nur die staatsrechtliche Trennung Deutschlands von Österreich. Diese aber führte geradeswegs zum Bundesstaate mit preußischer Spitze. In der Erkenntnis dieser zwingenden Notwendigkeit beschlossen die gemäßigten Parteien der Paulskirche, mit dem König von Preußen unmittelbar zu verhandeln. Damit wurde die Entscheidung der deutschen Frage von Frankfurt hinweg in das preußische Kabinet verlegt. So erschien Heinrich von Gagern mit Simson, Vincke, Bassermann u. a. am 26. November in Potsdam und setzte dort „durch seinen Bombeneinfall alles in Schrecken." Denn was war dem König und seiner Camarilla widerwärtiger als dieses „revolutionäre" Parlament und „der sentimentale, philanthropische Schwätzer" Gagern! Nur das eine tröstete Gerlach, die Erkenntnis nämlich, „die Frankfurter Geschichte pfeife auf dem letzten Loche," und es werde jetzt „wieder einmal ad hominem demonstrirt, daß die Frankfurter Versammlung nicht Herr von Deutschland ist." Der Antwort seines Herrn war er hier ganz sicher. Der König lehnte die Kaiserkrone, die ihm Gagern am 27. November anbot, rundweg ab mit den denkwürdigen, sein ganzes Wesen bezeichnenden Worten: „Der kleinste und unmächtigste meiner Mitfürsten hat dasselbe Recht wie ich. Frei werden die größern nimmermehr zustimmen, und ich will kein Usurpator sein. Der Plan ist, wenn Österreich bei Deutschland verbleiben soll, und wenn es ausschiede, in Hinsicht auf die Königreiche nicht ausführbar. Das Haus Habsburg steht voran, und ich bin persönlich nicht geeignet, will kein Friedrich I. noch ein Friedrich II., will nur sein, was ich sein kann, ein guter und gerechter König. Wenn Österreich ausschiede, so würde Deutschland ein geteiltes und gemindertes werden, und ich mag nicht, nach Herstellung des Kaisertums der erste Kaiser, eine verstümmelte Krone tragen. Ich würde auch die Leitung eines nur schwachen Reiches überkommen. Meine Krone würde schwach sein durch die Widerwilligkeit der unterworfnen Dynastien, durch die Macht so mancher unaustilgbaren Antipathien, der katholischen, der süddeutschen, durch die erregte Eifersucht und Mißgunst der auswärtigen Mächte, durch ihren Ursprung." Gewiß, ein Fürst mit solcher Gesinnung, der keineswegs eigentlich aus Mangel an Mut, sondern wesentlich aus Grundsatz die gebotne Krone zurückstieß, konnte die deutsche Einheit nicht begründen. Wer ihn näher kannte, wußte, daß mit diesem 27. November 1848 die verhängnisvolle Entscheidung thatsächlich bereits gefallen war, und es ist gewiß im höchsten Sinne tragisch, daß sich die Hoffnungen der deutschen Nation nur auf diesen einen richten konnten, und daß sich ihnen dieser eine

versagte und nach seinem innersten Wesen wie nach seiner ganzen Anschauung versagen mußte.

Diese Tragik hat freilich der König so wenig empfunden wie Gerlach, weil beide die Berechtigung der Frankfurter Bestrebungen nicht anerkannten. Und doch wollte auch Friedrich Wilhelm IV. in seiner Weise die Einheit Deutschlands mit dem Kaiser von Österreich als „römischem Kaiser" an der Spitze und mit einer mächtigen Stellung für sich selber als „teutscher König," „Reichserzfeldherr" oder dergleichen, d. h. Inhaber des militärischen Oberbefehls außerhalb Österreichs, aber er wollte dies durch friedliche Vereinbarung mit Österreich und den größern deutschen Fürsten erreichen und schlug deshalb zunächst in Wien vor, daß Österreich und Preußen mit den Königen zusammen ein „Königskollegium" bilden und dies als Inhaber der Souveränität dem Frankfurter Parlament gegenübertreten solle. Denn die Hauptsache war ihm gar nicht die Reichsverfassung, sondern „die Herstellung der Obrigkeit" (Schreiben an Brandenburg, 19. Januar 1849). Er übersah dabei freilich vollständig, daß weder Österreich noch die Könige das mindeste Interesse daran hatten, Preußen eine solche Machtstellung einzuräumen, und war nicht einmal mit seiner eignen Umgebung einig. Gerlach wollte von den „Phantasien" des Königs nichts wissen; er sagte ihm einmal rund heraus, die römische Kaiserwürde passe nicht für unsre Zeit, und der Prinz von Preußen, wie alle preußischen Offiziere sähen darin eine Demütigung für Preußen. Er selbst wünschte allerdings für Preußen den militärischen Oberbefehl über Norddeutschland und einen Teil Süddeutschlands, stand aber den österreichischen Plänen sehr mißtrauisch gegenüber und meinte in diesem Gedränge sogar, man müsse „die Paulskirche indirekt gegen Österreich aufrechthalten, ohne ihre Souveränitätsgelüste anzuerkennen," da sie ja unzweifelhaft in der Anerkennung der Fürsten eine rechtliche Grundlage habe, Ordnung geschaffen habe, „als die Fürsten völlig versagten," und wahrhaft „populär" sei. Auch Graf Brandenburg teilte das Mißtrauen gegen Österreich und riet, Preußen möge die Fürsten, die sich dazu erböten, unter seinen Schutz nehmen. So kam es zu der Zirkularnote vom 23. Januar 1849, die eine Wendung der preußischen Politik nach der Paulskirche hin bedeutet hätte, wenn der König innerlich damit einverstanden gewesen wäre. Aber er hatte sie weit mehr zugelassen als veranlaßt, klagte sehr bald wieder über seine Minister und sagte zu dem frühern Minister Canitz in Charlottenburg, er werde jetzt der Politik seiner Minister folgen, aber allen Regenten erklären, es sei nicht die seinige. Umsonst wies ihm Canitz nach, das sei ja ganz unmöglich, umsonst boten Gerlach, Rauch und Massow alles auf, ihn von solchen Gedanken abzubringen; der König erklärte, seine Minister wollten ihn mit Österreich nur „brouilliren," er dagegen wollte mit Österreich in Deutschland wieder eine Obrigkeit aufrichten. „Was ist doch der König für ein sonderbarer Herr!" ruft Gerlach

bei diesen wunderlichen Sätzen aus. Aber für eine Verständigung mit Österreich war er doch auch; lebhaft bekämpfte er Bunsen, der unausgesetzt auf den König in dem Sinne einer Vereinbarung mit Frankfurt wirkte, und sprach schließlich, in seinen alten Haß gegen das „revolutionäre" Parlament zurückfallend, die unbegreifliche „Hoffnung" aus, daß sich aus der angedrohten russisch-französischen Einmischung in Schleswig „eine neue Blamage für die Paulskirche" vorbereite!

So hatten sich der König und Gerlach dem Standpunkte der Frankfurter nicht um eines Haares Breite genähert, als sich die letzte Entscheidung in der Paulskirche vorbereitete, die Kaiserwahl (28. März). Der König sagte damals gelegentlich, ehe er seine Person mit der Kaiserkrone „kompromittire," wolle er abdanken, und Gerlach nannte sie „eine schmutzige, von Revolutionären überreichte, unten wenigstens rot gefütterte Narrenkappe, deren Parodie und Modell der arme Erzherzog Johann zur eignen Schmach trägt," und die Annahme der Kaiserkrone war ihm „eine Allianz mit der Revolution gegen Österreich und Rußland." Nicht überall freilich teilte man in Preußen an leitender Stelle diese Ansicht. Was Bismarck damals von patriotisch-preußischem, nicht von legitimistischem Standpunkte aus darüber urteilte, ist bekannt; aber ein Teil der Minister, darunter v. d. Heydt, und die Führer der Rechten in der zweiten Kammer, Vincke, Bodelschwingh u. a. waren für die Annahme. Dagegen that Gerlach mit der Camarilla alles, gegen solche Einflüsse den König in seiner ablehnenden Haltung zu bestärken, obwohl er ihm riet, er möge bei der Ablehnung doch sein Interesse für Deutschland zeigen und „eine definitive Antwort hintanhalten, bis sich alle Fürsten und Österreich erklärt hätten." Die letzte Entscheidung fiel darauf in diesem Sinne am 1. April in Charlottenburg in einer Beratung der „dieses mal vollständig besetzten Camarilla" (beide Gerlach, Rauch und Massow) mit dem König; die Sitzung der Minister am 2. April stellte nur die Form der Antwort fest. Dem Empfang der Kaiserdeputation im Rittersaale am 3. April wohnte Gerlach nicht bei, aber er erfuhr darnach, „daß alles gut stünde," und fand die Äußerung Simsons beim Prinzen von Preußen, die Antwort des Königs habe das Frankfurter Parlament „nullifizirt," „ganz richtig." Bekanntlich änderten auch die spätern Versuche, den König noch umzustimmen, nichts, das mühselige deutsche Verfassungswerk war gescheitert.

Freilich wollte der König, wie gesagt, auch in seiner Weise die Einheit Deutschlands und für Preußen eine hervorragende Stellung durch einen „engern Bund" innerhalb des weitern mit Österreich. In der innern deutschen Politik, und namentlich für den militärischen Oberbefehl, sollte Preußen die Hauptrolle spielen, in der äußern (des „weitern" Bundes) Österreich. Aber er meinte dies Ziel ohne Bruch mit Österreich und durch friedliche Vereinbarung mit den deutschen Fürsten, jedenfalls auf legitimem Wege und nicht

im Bunde mit der verabscheuten „Revolution" erreichen zu können. Deshalb gewann in dieser Zeit der General von Radowitz den entscheidenden Einfluß. Graf Brandenburg war im ganzen mit Radowitz einverstanden, obwohl er seine nationalen Gesichtspunkte kaum teilte und im Grunde damit zufrieden gewesen wäre, wenn sich Preußen auf einen engern Bund mit den kleinen Staaten in seiner Machtsphäre beschränkt hätte. Aus diesen Bestrebungen war schon die preußische Note an die deutschen Regierungen vom 3. April 1849, die sie zu einem solchen „engern Bunde" aufforderte, hervorgegangen, und ihnen entsprach das sogenannte Dreikönigsbündnis mit Sachsen und Hannover vom 26. Mai, die Grundlage der „Union." Gerlach dagegen wollte höchstens von einer völkerrechtlichen Verbindung etwas wissen, nicht von einem Verfassungsbündnis, das doch wieder an die verhaßte „revolutionäre" Frankfurter Reichsverfassung anknüpfen mußte. Für das Wichtigste hielt er auch die Verständigung mit Österreich; dann könne Preußen bei den Fürsten leicht das Nötige erreichen. Denn ohne Österreich gebe es keine deutsche Einheit, und Preußen allein könne Süddeutschland nicht schützen, werde dieses vielmehr, wenn sich Österreich von Süddeutschland trennte, einem neuen Rheinbunde zutreiben. Zwar verkannte er nicht, daß Österreich selbst jenen engern Bund nicht zulassen würde; er erwartete vielmehr schon zu Anfang Juli, Österreich werde, sobald es mit Ungarn und Italien fertig sei, den Bundestag wieder berufen, Preußen mit seiner Union einfach beiseite schieben und, mit Rußland und England im Einverständnis, es zu allem zwingen. In der That, wenn es Preußen um die deutsche Frage nicht auf einen Krieg ankommen lassen wollte — und am allerwenigsten wollte der König den Krieg —, dann hatte Gerlach mit seiner Politik durchaus Recht, und seine Prophezeiungen von den Folgen der schwächlichen Unionspolitik sind wörtlich eingetroffen. Er hat sie unermüdlich bekämpft und endlich den vollständigen Sieg seiner Anschauungen erlebt. Ganz und gar einverstanden war er natürlich damit, daß Preußen die Revolution in Sachsen, in der Rheinpfalz und in Baden mit Waffengewalt niederwarf; er selbst ging am 17. Mai nach München, um die Verabredungen über den preußischen Einmarsch in der Pfalz zu treffen und ein Bündnis gegen die Revolution mit Annahme des Verfassungsentwurfs (zum spätern Dreikönigsbündnis) anzubieten, das letzte sicherlich mit innerm Widerstreben und schon deshalb ohne Erfolg. Sein Verhältnis zum König wurde noch enger, als er im Juli, zunächst als Stellvertreter Rauchs, der nach Petersburg ging (erst nach dessen Tode im Juni 1850 endgiltig), Generaladjutant wurde; als solcher hatte er dem Monarchen jeden Morgen Vortrag zu halten, also hinreichend Gelegenheit, seine Anschauungen zur Geltung zu bringen, und wohnte auch gelegentlich den Sitzungen des Ministeriums bei. Einfluß auf die deutsche Politik gewann er allerdings zunächst wenig, da der König ganz „radowitzisirt" war, aber unermüdlich drang er auf eine Ver-

ständigung, in erster Linie mit Österreich, in zweiter mit Rußland, und wirklich gelang es, allerdings weniger durch ihn, als durch „die vier liebenswürdigen Pfalzgräfinnen Sophie [Erzherzogin von Österreich, Mutter Kaiser Franz Josephs], Elise [Königin von Preußen], Marie [Königin von Sachsen], Amalie [Gemahlin des Prinzen Johann von Sachsen]," nachdem vorher schon Canitz, Gerlachs Freund, nach Wien geschickt worden war, über die Köpfe der preußischen Minister hinweg am 7. und 8. September eine Zusammenkunft zwischen dem König und dem Kaiser in Teplitz herbeizuführen. Der König setzte seinem jugendlichen Neffen aufrichtig seine Politik aus einander und erklärte im Gewissen verpflichtet zu sein, es mit Österreich zu halten; der Kaiser ließ sich wenig auf Politik ein, bemerkte aber dann in Wien seinen Ministern kaltblütig: „Ich habe es nicht mit den Gedanken des Königs zu thun, sondern mit dem entschiednen festen Willen Preußens, sich Deutschlands zu bemächtigen." Im Sinne des Königs war also die Zusammenkunft thatsächlich fruchtlos, aber sie bestärkte ihn in seiner Selbsttäuschung. Um so mehr war er geneigt, den am 30. September 1849 abgeschlossenen österreichisch-preußischen Vertrag über die provisorische Übernahme der deutschen Zentralgewalt durch beide Großmächte bis zum 31. Mai 1850 zu genehmigen, obwohl Österreich nicht einmal die preußische Union anerkannte und Radowitz gar nicht einverstanden war. Gerlach triumphirte: „Radowitz merkt noch nicht, daß ihm der Königsbund unter den Beinen fortgezogen wird." Trotzdem war die Stellung des Generals unerschüttert, sodaß Gerlach gelegentlich an den „Rückzug" dachte und das horazische Beatus ille anstimmte. Aber das ging doch ganz und gar gegen seine Natur. Am 6. November kam er zu dem Schlusse: „Ich muß mich viel direkter einmischen." Als Anfang Dezember Österreich geradezu gegen die in Berlin beabsichtigte Berufung des Unionsparlaments nach Erfurt protestirte und Truppen gegen seine Nordgrenze vorschob, da ging Gerlach am 6. Dezember im besondern Auftrage nach Dresden und erklärte dort, sobald die Österreicher die sächsische Grenze überschritten, würden auch die Preußen einrücken. So entschiednes Auftreten verfehlte seine Wirkung nicht, aber Gerlach hielt doch die Politik des Ministeriums für so gefährlich, daß er am 17. Dezember schrieb: „Das Ministerinm muß gestürzt werden," und mit Rauch, der damals aus Petersburg zurückkehrte, „imbued mit aller Wut des Kaisers [Nikolaus] gegen die Radowitzische Politik," darin einig war, „daß man viel nachgiebiger gegen Österreich sein müsse." Das Ministerium zu stürzen, schien damals nicht so schwer, denn der König lag wieder im heftigsten Streit mit ihm, weil er den Eid auf die Verfassung nicht leisten wollte, den Stahl sogar mit dem Frieden von Tilsit verglich, und den auch die Königin bekämpfte. Da sich aber der Monarch von seinen Ministern nicht trennen wollte, weil er eben keine Minister in seinem Sinne finden konnte, so fügte er sich endlich und leistete am 7. Februar 1850 den Eid, worüber die Königin

„sehr betrübt" war. Gerlach hatte schließlich, den Umständen Rechnung tragend, vermittelt.

So begnügte er sich, die Berufung des Erfurter Parlaments zu bekämpfen, und als dies dennoch auf den 20. März 1850 berufen wurde, arbeitete er wenigstens nach Kräften dagegen, daß dort die Verfassung vom 26. Mai 1849 en bloc angenommen wurde, weil man dadurch nur noch tiefer „in den Schlamm der Revolution" gerate, und wollte namentlich die Frankfurter „Grundrechte," diesen „revolutionären Krebs," suspendirt wissen. Im Grunde seines Herzens wünschte er freilich „das Auseinanderfallen der ganzen Geschichte," war daher höchlich befriedigt über den Abfall Sachsens und Hannovers von der Union und mahnte den König, nach der Revision der Verfassung den Erfurter Reichstag zu schließen und den „Gothaern" zu zeigen, „daß die deutschen Fürsten Herren im Lande wären." Am 30. April konnte er in der That schreiben: „Erfurt ist gut zu Ende gebracht; die Gothaer jubeln nicht über ihre Majorität, sie sind niedergeschlagen, und man streitet nur, ob Preußen die Union aufgeben oder halten will." Er ging in dieser Zeit soweit, unter Umständen die Einmischung, sogar den Einmarsch der Russen zu wünschen, da die „Demokratie" überall ihr Haupt erhebe! Die einzige Rettung schien ihm die Zusammenberufung des Bundestags zur Revision der deutschen Verfassung. Freilich mißbilligte er es durchaus, als nun Österreich allein, nicht in Gemeinschaft mit Preußen und noch vor dem Ablaufe des Provisoriums für die Zentralgewalt (31. Mai 1850) für den 10. Mai die deutschen Fürsten zu Verhandlungen über die Neugestaltung des Bundestags nach Frankfurt a. M. entbot. Er erkannte recht wohl, daß ein Gegensatz zwischen Österreich und Preußen faktisch bestehe, da es Österreich in Deutschland zu nichts „Positivem" kommen lassen wolle, weil es den deutschen Einfluß auf seine Länder scheue und sein Ideal im Innern „der Superlativ der [revolutionären] Josephinischen Gesetzgebung" sei, aber Preußen habe durch seine Unionspolitik diesen Gegensatz sehr verschärft. Daher war er mit dem Unionsfürstentage, den Preußen im Mai 1850 nach Berlin berief, wenig einverstanden und kümmerte sich um die thatsächlich ergebnislosen Verhandlungen nicht besonders, sah vielmehr mit Befriedigung, wie die Union mehr und mehr zerbröckelte und im Juli in der That nur noch eine „Mansche" war. Einen Konflikt mit Österreich um ihretwillen wünschte er natürlich nicht; er riet daher dem König am 24. Juli, die Union aufzugeben und nur mit den treugebliebnen Fürsten einen engen Bund zu schließen, Baden aber zu räumen, und auch Radowitz erklärte dem König am 2. August rund heraus, die Unionspolitik sei ohne energische militärische Maßregeln unhaltbar; solche Maßregeln aber, die Mobilisirung des siebenten und achten Armeekorps, lehnte der Ministerrat am 2. August ab.

Trotzdem hielt der König an Radowitz fest und wollte ihn am 14. September zum Minister ohne Portefeuille ernennen. Die Entscheidung brachte

der kurhessische Verfassungsstreit. Da sich der Rumpfbundestag in Frankfurt (seit dem 2. September), den Preußen nicht anerkannte, des Kurfürsten gegen seine Unterthanen annahm und ihm Hilfe zusagte, so mußte auch Gerlach zugeben, daß ein Bündnis Preußens mit den „hessischen Rebellen" unvermeidlich sei, weil Preußen dieses wichtige Zwischenland mit seinen Etappenstraßen nicht in die Hände seiner Gegner fallen lassen konnte. Aber dieser Gedanke war ihm höchst widerwärtig, er sah jetzt seine Stellung wirklich für unhaltbar an und nahm Urlaub, um seinen Rücktritt vorzubereiten. Während dessen erfuhr er auf seinem Gute Rohrbeck, daß Radowitz am 24. September zum Minister des Auswärtigen ernannt sei, das Schlimmste, was in seinen Augen geschehen konnte.

Und doch war der Sieg seiner eignen Sache näher, als er selbst glaubte. Der König dachte gar nicht daran, sich von Gerlach zu trennen, und diesem kam die mächtigste Hilfe von Rußland her. An sich war ihm die Einmischung des Zaren nicht unbedingt willkommen; er äußert gelegentlich seine Freude darüber, daß Petersburg so außer aller Welt liege und Rußland daher gewöhnlich zu spät komme; aber in diesem Falle und in dieser Form hatte er gegen die russische „Vermittlung" nichts einzuwenden. Schon am 28. August hatte er von dem preußischen Gesandten in Petersburg, General von Rochow, die Aufforderung erhalten, für eine Zusammenkunft des Königs mit dem Zaren in Warschau zu wirken. Damals schrieb der König zunächst an die Kaiserin, seine Schwester Charlotte, die Verfassung (der Union) vom 26. Mai sei thatsächlich schon aufgegeben, und Ende September versicherte er dem Zaren brieflich, Preußen werde demnächst amtlich erklären, die Unionsverfassung sei unhaltbar, Deutschland müsse auf einem freien Kongreß der deutschen Staaten neu geordnet werden, und Preußen behalte sich auf Grund von Paragraph 11 der Bundesakte vor, mit den Fürsten, die sich durch den weitern Bund noch nicht genug gesichert glaubten, einen engern Bund zu schließen. Nach Warschau wollte er selbst nicht gehen, er schickte vielmehr den Grafen Brandenburg, der am 15. Oktober dahin abreiste. Wie Gerlach versichert, erschwerte das Mißtrauen des Zaren gegen Radowitz die Verhandlungen sehr. Jedenfalls kam Brandenburg am 31. Oktober mit dem festen Entschlusse zurück, den Frieden unter allen Umständen zu wahren, da die noch nicht verglichnen Punkte (ob Preußen seine schattenhafte Union förmlich aufheben solle oder nicht, und ob in Kurhessen und Holstein der von ihm nicht anerkannte Rumpfbundestag die Reaktion durchführen solle oder Preußen mit Österreich allein) des Krieges gegen zwei Großmächte und halb Deutschland nicht wert sei. In gleichem Sinne schlug Gerlach am 1. November dem Grafen vor, in Hessen die Etappenstraßen zu behaupten, Fulda und Hanau den angekündigten bairischen Exekutionstruppen einzuräumen, das Verfahren gegen Holstein bis zur Einigung über die deutsche Verfassung zu verschieben und Baden mit Rastatt „diplomatisch zu verkaufen," am Bundestage einen Wechsel des Präsidiums zwischen Preußen

und Österreich zu fordern und die Union dem Bunde unterzuordnen. Jedenfalls müsse Radowitz entlassen werden. Am 2. November nachmittags, unter dem Eindrucke der Nachricht von dem Einmarsch der Baiern in Hessen entschied sich der Ministerrat in Brandenburgs Sinne, und Radowitz gab seine Entlassung. Was Gerlach über Brandenburgs raschen Tod am 5. November berichtet, bestätigt durchweg Sybels nüchterne, die herkömmliche Legende zerstörende Darstellung. Nach diesem Siege über Radowitz war ihm „leichter ums Herz." Als aber nun der österreichische Gesandte von Prokesch-Osten die völlige Räumung Hessens forderte und die Baiern weiter vorrückten, ohne sich auf Verhandlungen einzulassen, da sprach sich Gerlach am 4. November beim König, der „im Zustande völliger Verzweiflung" war, für die sofortige Mobilisirung aus, setzte aber gleichzeitig durch, daß der preußische General von der Gröben Befehl erhielt, auf Hersfeld zurückzugehen. Am 6. November unterzeichnete der König die Mobilisirungsordre, die einen Sturm der Begeisterung durch ganz Preußen erweckte, weil man wähnte, die unwürdige Nachgiebigkeit sei nun zu Ende. Sie war freilich noch nicht zu Ende. Auf die Kunde von dem Zusammenstoß bei Bronzell am 8. November bot Preußen in Wien die formelle Aufhebung der Union und die Bundesexekution gegen Holstein an; nur die hessischen Etappenstraßen wollte es behaupten. Am 15. November gab der preußische Bevollmächtigte die entsprechende Erklärung im Fürstenrate der Union ab, die sich damit auflöst. Aber weiter wollte der König doch nicht zurück. Freilich „niemand hat den Mut, es zum Kriege mit Österreich kommen zu lassen," schrieb Gerlach an demselben Tage, und er selber fand, „daß wir völlig unfähig sind, einen Krieg gegen Österreich zu führen, ohne der Revolution in die Hände zu fallen." Dann blieb allerdings nichts weiter übrig, als alle Forderungen der Gegner, auch die neuen, sich immer steigernden: erst Durchmarsch der Baiern durch die Etappenstraßen, dann Räumung auch von Kassel, zu bewilligen. Allerdings mußte Gerlach erleben, daß sich selbst seine Parteigenossen Bismarck und Kleist-Retzow offen gegen die Räumung Hessens aussprachen; er wurde darüber „ganz heftig." Doch war dazu kaum ein Grund. Der König beschloß, den stellvertretenden Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel unmittelbar mit Österreich verhandeln zu lassen, um endlich ins Reine zu kommen, denn er war „eigentlich in seinem Herzen sehr friedlich gestimmt." So kam es zu der berufnen Zusammenkunft von Olmütz, zu der sich Fürst Schwarzenberg nur auf unmittelbaren Befehl seines Kaisers entschloß (28. und 29. November 1850).

Noch war Gerlach voll banger Sorge: „kein Ministerium, kein Armeekommando, eine unfertige Armee, die Kammern [seit 21. November] auf dem Halse, die lauernden Alliirten der Revolution und der Paulskirche. Nimmt der Herr nicht das Heft selbst in die Hand, so sehe ich nicht, was werden soll," so schildert er die Lage am 29. November. Aber am 30. kam Man-

teuffel mit den „Olmützer Punktationen“ zurück, und der König genehmigte sie auf Gerlachs Zureden noch am Abend. Freilich hatte er in der Bundesreformfrage gar kein sachliches Zugeständnis erreicht, sondern nur das rein formelle, daß darüber nicht in Frankfurt, sondern auf „freien Konferenzen“ in Dresden entschieden werden solle. Die holsteinische Sache sollte ebenso wenig vom Bundestage, sondern von einer preußisch-österreichischen Kommission geregelt werden, Kassel eine preußisch-österreichische Besatzung erhalten, die Exekution aber den Bundestruppen allein überlassen bleiben. Indem Manteuffel außerdem noch die sofortige Demobilisirung der preußischen Armee versprach und Gerlach die Einwilligung des Königs auch dazu schon am 4. Dezember, allerdings „mit Mühe,“ erlangt hatte, war Preußen völlig wehrlos gemacht. Aber Gerlach sah darin „wieder einen Schritt vorwärts.“ Voll Selbstgefühls hatte er schon am 12. November geschrieben: „Wir allein [die beiden Brüder Gerlach] haben Radowitz unabläßig bekämpft, vom Mai 1848 an, wir haben die Minister gegen ihn aufgehetzt, endlich Rochow und den Kaiser von Rußland; ja wenn man will, selbst Österreich,“ und am 23. November, kurz vor Olmütz: „Alles, was Ludwig von mir verlangt, ist jetzt vorhanden: eine selbständige Stellung gegenüber dem König als eine politische Macht, als Parteihaupt, von den Menschen anerkannt.“ Er fügt allerdings hinzu: „Wie traurig ist mir diese Lage, und wie sehne ich mich, mit ihr brechen zu können,“ und sagt ein andermal: „Ein Sieg über seinen König und Herrn ist doch eine schwere Sache.“ Aber daß der Sieg gewonnen ist, das erfüllt ihn trotzdem mit großer Befriedigung. Am 2. Dezember schreibt er: „Mir ist, nachdem der völlige Sieg [nämlich seiner Partei über die »Revolution«] erfochten ist, ganz so zu Mute, wie im Kriege nach einer großen Begebenheit, wo alles anfangs durch einander ist und sich dann erst allmählich zu entwirren anfängt.“ Am 7. Dezember nennt er Manteuffel gar einen „großen Diplomaten“ und findet: „Man sieht die Olmützer Punktationen für eine der gelungensten und für Preußen ehrenvollsten Negotiationen an“; später spricht er einmal von „wunderbaren Fügungen“ bei den Olmützer Verhandlungen. Und doch gesteht er, das Verhältnis zu Österreich sei auf die Dauer unhaltbar, freilich nicht etwa wegen der deutschen Frage, sondern wegen des Absolutismus, des „Panduurenregiments“ in Österreich, dem nun Preußen aber doch nicht widerstehen könne, „denn der Glaube [an die Göttlichkeit der ständischen Staatsordnung] fehlt, und der kann durch irdische Mittel, irdische Einrichtungen nicht ersetzt werden.“ Mit einem so trübseligen Ausblick in die Zukunft schließt er seine Aufzeichnungen über das Jahr 1850. Ob er nicht gemerkt hat, daß er damit den völligen innern Zusammenbruch seines ganzen „Systems“ mitten im vollsten „Siege“ eingestand?

Die nächsten beiden Jahre zogen nur die Folgerungen aus dieser Politik, die Preußen in geraden Widerspruch mit seiner natürlichen Bestimmung gebracht hatte, indem sie die nationalen Bestrebungen, weil sie nicht von den

Fürsten ausgingen, als „revolutionär" bekämpfte und doch in derselben Richtung schlechterdings nichts, auch gar nichts zu leisten vermochte. In den „freien Konferenzen" zu Dresden kehrte man einfach wieder zum Bundestage zurück, wodurch wenigstens der Eintritt ganz Österreichs in den Bund verhindert wurde, und in Frankfurt trat der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich immer schärfer heraus. Es war ein Verdienst Gerlachs, wenn im April 1851 Bismarck zur Unterstützung des Bundestagsgesandten von Rochow nach Frankfurt geschickt wurde und bald ganz an dessen Stelle trat, und mit Befriedigung verfolgte er das dortige energische Auftreten des werdenden Staatsmanns. Daß der Bonapartismus in Frankreich mit dem Staatsstreiche vom 2. Dezember 1851 abermals triumphirte, bezeichnet er als eine „furchtbare Schmach für Europa," war überhaupt mit der Entwicklung der europäischen und deutschen Dinge sehr wenig einverstanden, „in dieser elenden Zeit, wo alle Menschen versagen," und empfand daher im September 1852 noch einmal Lust, selbst Minister zu werden. Nur das beruhigte ihn, daß zu Ende 1851 das „Kabinet" zum Ministerium wieder etwa dieselbe Stellung einnahm wie 1849, und daß der König ernsthaft damit umging, den preußischen Staat in ständischer Weise umzubilden. Er wollte allerdings nicht etwa die verliehene Verfassung aufheben, weil er nun einmal den Eid darauf geleistet hatte, also sich daran gebunden hielt, aber wenn die Kammern darauf antragen sollten, so sagte er im Dezember 1851 zu Gerlach, dann würde er die Verfassung, „diesen Wisch," beseitigen und seinem Volke „einen Freibrief geben, einen Ausfluß der königlichen Macht, der mehr Freiheiten enthalten wird, als diese Verfassung." Im Mai 1852 kam er nochmals auf diesen Gedanken zurück. „Der Freibrief müsse das alte deutsche Recht verbürgen, daß die neuen Abgaben bewilligt werden müßten, ebenso die Teilnahme an der Gesetzgebung," müsse aber „durch die Kammern gehn." „Seitdem ich wieder ein Ziel für mein Handeln gefunden habe — fügt Gerlach hinzu — trage ich die Nase wieder höher." Die Umbildung der ersten Kammer in das „Herrenhaus" 1853 erscheint als die praktische Frucht dieser Bestrebungen nach ständischer Gestaltung des Staats.

Im ganzen wird man sagen müssen: die Bedeutung und das Verdienst einer Thätigkeit, wie sie Gerlach entwickelte, liegt nicht in dem, was sie geschaffen, sondern in dem, was sie verhindert hat. Daran, daß der Gedanke der Volkssouveränität in Deutschland keine Wurzel schlug, daß überhaupt gegenüber den unhistorischen Anschauungen des französirenden Liberalismus das gute Recht eigentümlich deutscher, geschichtlich gewordner Verhältnisse entschieden festgehalten wurde, daran hat Gerlach einen großen Anteil. Freilich, so lange sich in Deutschland die Ansichten über das Erstrebenswerte so schroff gegenüberstanden, wie er es zeigt, so lange war eine gedeihliche Gestaltung der deutschen Verhältnisse nicht zu hoffen. Und doch ist es kein Zufall, daß der gewaltige Staatsmann, der diese Gegensätze überwand, aus dem Kreise Ger-

lachs hervorgegangen ist, denn nur ein konservativer preußischer Edelmann, der deutsch empfand, konnte Deutschland neugestalten.

Mit dem Ende des Jahres 1852 schließt der erste Band der Denkwürdigkeiten. Ein zweiter Aufsatz soll später die Thätigkeit Gerlachs in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms IV. und unter der Regentschaft würdigen.

Die Grenzen der Rechtsprechung

Von O. Bähr

Vor etwa Jahresfrist habe ich in diesen Blättern einen Buchhändlerprozeß besprochen, dessen Entscheidung durch das Reichsgericht in den Kreisen der Buchhändler großes Aufsehen erregt hatte. Der Vorstand des Börsenvereins zu Leipzig hatte nach einem von dem Verein gefaßten Beschluß, wonach gegen die sogenannten Schleuderer im Buchhandel mit voller Strenge vorgegangen werden sollte, in einer Veröffentlichung die Berliner Firma Mayer und Müller als Schleuderer bezeichnet und die Mitglieder aufgefordert, dieser Firma keine weiteren Verlagsartikel zu liefern. Die genannte Firma verklagte darauf zwei in Berlin wohnende Vorstandsmitglieder auf Schadenersatz. Das Landgericht und das Kammergericht in Berlin wiesen die Klage als unbegründet ab. Das Reichsgericht aber, an das nunmehr die Sache kam, erklärte den Schadenersatzanspruch für begründet. In dem Urteil wird die Sache so hingestellt, als ob der Betrieb eines Gewerbes ein absolutes Recht, gleichsam ein Eigentum bilde, in das niemand, wenn er nicht ein besondres Recht dazu nachweisen könne, schädigend eingreifen dürfe. Darnach sind dann auch schließlich, nachdem der Prozeß sechs Instanzen durchlaufen hatte, die beiden Verklagten durch Urteil des Kammergerichts vom 25. November 1892 zur Zahlung von 2100 Mark Schadenersatz verurteilt worden.

Übereinstimmend mit dem größten Teile des Buchhändlerstandes konnte ich das Urteil des Reichsgerichts nicht dem Rechte für entsprechend halten und führte diese Ansicht in dem oben erwähnten Aufsatze aus. Bei dem auffallenden Widerspruch, in dem sich das Urteil zu allen bisher für maßgebend gehaltnen Rechtsgrundsätzen stellte, und bei der übermäßigen Ausführlichkeit seiner Begründung konnte man damals wohl schon ahnen, daß noch etwas tieferes dahinter stecke. Inzwischen hat nun Wiener (Senatspräsident beim Reichsgericht und vor Jahresfrist noch Mitglied des ersten Senats, der jenes Urteil gegeben hat) eine Verteidigung des Urteils unternommen und

diese in Goldschmidts Zeitschrift für Handelsrecht veröffentlicht. Darf man annehmen, daß das, was Wiener sagt, auch im Sinne des Gerichts der Entscheidung wirklich zu Grunde liege, so gewinnt man dadurch einen tiefern Einblick in die mit dem Urteil verbundne Absicht, die über den einzelnen Fall hinausreicht. Wiener sagt nämlich am Schluß seiner Abhandlung:

Bährs Erstaunen über die getroffne Entscheidung erklärt sich allein daraus, daß sein grundsätzlicher Standpunkt ein von dem des Reichsgerichts durchaus verschiedner ist. Heftige Kämpfe im Wirtschaftsleben mit Erscheinungen, wie Kartelle, Ringe, genossenschaftliche Versuche zur Bewältigung widerstrebender, sind in Deutschland verhältnismäßig jungen Datums. Vermöge der Züge, welche der hier zur Beurteilung gelangte Fall aufweist, stellte derselbe, wenn ihm auch die Eigenart des buchhändlerischen Gewerbebetriebes eine gewisse Besonderheit verleihen mag, den höchsten Gerichtshof unsers Wissens zum erstenmal vor die Frage, welche Grenzen dem Rechtsschutz für den einzelnen gegenüber solchen Erscheinungen nach dem bürgerlichen Recht gesteckt seien. Wer diesen Rechtsschutz des Individuums darauf beschränkt erachtet, daß ihm die Verträge gehalten werden, oder Angriffen auf Leib und Gut mittelst einer kriminalrechtlich zu ahndenden Handlung gewehrt wird, der muß freilich zum Schutz auch gegen die empfindlichsten Angriffe, wenn sie nur alles dieses vermeiden, immer ein besondres Einschreiten der Gesetzgebung fordern. Die in Deutschland geltenden Kodifikationen des bürgerlichen Rechts kennen aber einen Begriff der widerrechtlichen Kränkung und Beschädigung, der allgemein genug ist, um auch eine Schutzwehr gegen anders geartete Angriffe zu bieten. Auf solchen allgemeinen Gesetzesgedanken beruht die Entwicklungsfähigkeit des Rechts auch innerhalb der durch das Gesetz gegebnen Schranken. Sie befähigen den Richter — um bei dem vorliegenden Falle zu bleiben —, die richtige Stellung auch gegenüber neuen Erscheinungen des Interessenkampfes zu finden, bei denen sinnreiche Systeme zur Unterbindung aller natürlichen Lebensbeziehungen eines andern ein helleres Licht auf dasjenige, was unter dem Begriff der Persönlichkeit zu schützen ist, werfen und zugleich zu einer Prüfung der Art der gewählten Mittel herausfordern. Gewiß wird damit dem Richter eine der schwierigsten Aufgaben gestellt, und die Art ihrer Lösung wird im Beginn solcher Rechtsentwicklung immer Anfechtung erfahren. Es ist schwer, die Grenze prinzipiell zu bezeichnen oder auch nur im Einzelfalle richtig aufzufinden, an welcher die statthafte Bewährung der Kraft des einen in die unstatthafte Verletzung des andern umschlägt. Am wenigsten aber wird man der Aufgabe gerecht werden, wenn man, statt alle Einzelheiten des Falles genau in Betracht zu ziehen, andre Fälle, denen gewisse Züge des zu entscheidenden fehlen oder andre beigemischt sind, unterstellt und aus der Annahme, daß diese statthaft sein müssen — man braucht nur an die Fälle zu denken, daß der Oberst den Offizieren, der Arbeitgeber den Arbeitern aufgiebt, ein bestimmtes Lokal zu meiden —, die Statthaftigkeit des vorliegenden folgert. Betrachtet man in unserm Falle auch unter Absehen von dem gewollten Ziele, die Schleuderer aus der buchhändlerischen Gemeinschaft auszuschließen, die dazu gewählten Mittel, so waren es die öffentliche Schmälerung des Ansehens des Betroffnen durch die Kundgebungen und die Bedrohung aller Genossen mit den gleichen Maßregeln, falls sie die Sperre nicht vollzögen, die dem Reichsgericht unstatthaft erschienen.

Nach dieser Ausführung Wieners hat hier also das Reichsgericht zum erstenmale ein Urteil gegeben, das die Bestimmung hatte, in die sozialen

Kämpfe der Neuzeit in der Art einzugreifen, daß die Kämpfenden je nach der größern Gunst oder Ungunst, mit der sie das Gericht betrachtet, mit empfindlichen Verurteilungen zum Schadenersatz heimgesucht werden sollen. An den Buchhändlern sollte hier zuerst ein Exempel statuirt werden. Ob das Bewußtsein hiervon dazu beitragen wird, daß die davon betroffnen Männer, wie Wiener ihnen anrät, ihre Verurteilung mit nicht allzu großer Empfindlichkeit hinnehmen, lassen wir dahin gestellt sein. Wiener bezeichnet „Kartelle, Ringe und genossenschaftliche Verbände“ als die Gesellschaftsgruppen, gegen die ein Rechtsschutz gewährt werden solle. Man wird aber wohl nicht fehlgehn, wenn man annimmt, daß durch das Urteil vorzugsweise ein Vorgehen gegen die sogenannten Boykottirungen eingeleitet werden sollte.

Nun sind ja gewiß diese Boykottirungen höchst beklagenswerte Erscheinungen unsers sozialen Lebens. Aber wir halten doch die Justiz nicht für berufen, ein neues Recht dagegen zu erfinden. Das liegt auch nicht innerhalb der „Entwicklungsfähigkeit“ der Rechtswissenschaft. Wiener sagt, die in Deutschland geltenden Kodifikationen gäben einen genügenden Anhalt dazu. Wo sind denn die Bestimmungen dieser Kodifikationen, die das enthalten? Wo stellen die Kodifikationen einen so allgemeinen Begriff der „widerrechtlichen Kränkung und Beschädigung“ auf? Zu jeder „widerrechtlichen Kränkung“ gehört doch vor allem ein Recht, das gekränkt sein müßte. Wo ist denn nun aber das Recht der Schleuderer, das durch die Handlungsweise des Börsenvorstands gekränkt worden ist? Wiener sagt, der Begriff der Persönlichkeit müsse geschützt werden. Die Persönlichkeit giebt nicht einen solchen allgemein zu schützenden Begriff ab, sondern sie wird nur in bestimmten Beziehungen vom Rechte geschützt. Neben dem Anspruch auf Unversehrtheit des Körpers hat jeder kraft seiner Persönlichkeit Anspruch auf Schutz seiner Ehre. Daß nun das Vorgehen des Börsenvorstands ein ehrverletzendes sei, hat das Reichsgericht selbst nicht angenommen. Auch von andern Gerichten sind mehrfache Versuche der Schleuderer, jenes Vorgehen mit der Beleidigungsklage anzugreifen, abgewiesen worden. Welches weitere Recht der Persönlichkeit giebt es nun, das in unsern Rechten in der Art geschützt würde, daß jemand sagen dürfte: „Mir ist hier ein Schaden zugefügt worden, dadurch ist meine Persönlichkeit gekränkt. Folglich muß mir der Schaden ersetzt werden!“ Ein solches Recht der Persönlichkeit giebt es nicht.

Soll gegen die Boykottirungen vorgegangen werden, so muß sich die Gesetzgebung daran versuchen. Sie wird es aber schwerlich weiter bringen, als daß sie dabei vorkommende Ausschreitungen unter Strafe stellt, gerade so, wie auch die Gewerbeordnung die Ausstände der Arbeiter an sich zugelassen und nur die dabei vorkommenden Ausschreitungen (§ 153) mit Strafe bedroht hat.

Die Gerichte aber haben umso weniger den Beruf, hier mit einem neuen Rechte vorzugehen, als sie gar nicht imstande sind, dieses Recht folgerichtig

durchzuführen. Die Aufgabe ist nicht bloß, wie Wiener sagt, „eine der schwierigsten," sondern sie ist gar nicht zu lösen. Indirekte Zwangsmittel, um soziale Zwecke zu erreichen, werden heute von allen Seiten angewendet. Wiener selbst führt Beispiele an, die ihm vielleicht schon bei Beratung des Urteils in seinem Senat entgegengebracht worden sind. Er erwähnt die Fälle, daß ein Oberst seinen Offizieren, ein Arbeitgeber seinen Arbeitern den Besuch bestimmter Lokale verbietet. Noch jüngst ist im Reichstage über diese Dinge verhandelt und dabei erwähnt worden, daß sie namentlich auch in Leipzig eine Rolle spielen. Der Verlauf der Sache ist gewöhnlich folgender. Gewisse Gastwirtschaften öffnen den Sozialdemokraten ihre Räume. Dann verbietet der Regimentskommandeur nicht allein seinen Soldaten, diese Wirtschaften zu besuchen, sondern auch seiner Militärkapelle, in diesen Wirtschaften Konzerte zu halten. Natürlich werden dadurch die Wirte sehr geschädigt. Entziehen nun die Wirte den Sozialdemokraten ihre Räume, so boykottiren diese die Bierbrauer, von denen die Wirte ihr Bier beziehen, und fügen dadurch den Brauern und den Wirten den größten Schaden zu. So wird Boykott mit Boykott beantwortet. Müßte man nun nicht, wenn man die Arbeiter für die Boykottirung der Wirte ersatzpflichtig machen wollte, auch den Kommandeur, der durch sein Verbot die Wirtschaften geschädigt hat, für ersatzpflichtig halten? Nein! sagt Wiener; man muß alle Einzelheiten des Falles genau in Betracht ziehen und darnach unterscheiden. Wir können hier keinen Unterschied finden. Im Gegenteil: der Regimentskommandeur übt doch auf seine Untergebnen einen ganz andern Zwang aus, als der, der durch seine einfache Aufforderung auf andre einwirkt. Jener müßte also umso mehr zum Schadenersatz für verpflichtet gehalten werden. In ähnlicher Weise gestaltet sich das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern. Die Arbeitgeber verbieten den Arbeitern bei Strafe der Entlassung, bestimmte Wirtschaften zu besuchen oder bestimmte Zeitungen zu halten. Hat jeder Gewerbtreibende ein Recht darauf, daß ihm niemand durch Verbote u. s. w. seine Kundschaft entzieht, so müßte auch der Arbeitgeber den Wirten und den Zeitungsverlegern für ersatzpflichtig gehalten werden. Denn das Recht muß, wie Regen und Sonnenschein, für alle gleich sein.

Jedenfalls hat das Reichsgericht, wenn es auch seinerseits die von Wiener empfohlene Unterscheidung zwischen Schonung und Strenge zu machen beabsichtigen sollte, in dem Buchhändlerprozeß ein wenig glückliches Beispiel für die anzuwendende Strenge gewählt, wie dies auch der weitere Verlauf, den die Sache genommen hat, ergiebt.

Es ist nämlich nicht bei dem einen Prozesse geblieben. Ermutigt durch das Reichsgerichtsurteil, hat die Firma Mayer und Müller noch einen zweiten Prozeß gegen die übriggebliebnen vier Mitglieder des Börsenvorstands angestrengt und darin eine noch weit höhere Entschädigung (17000 Mark) berechnet. Die Sache ist in erster Instanz bei dem Landgericht in Leipzig

entschieden worden. In einem (wiederum höchst weitschweifig begründeten) Urteile spricht das Landgericht aus, daß allerdings in dem Verfahren des Börsenvorstands, objektiv betrachtet, eine unerlaubte, an sich rechtswidrige Handlung liege. Aber — den Verklagten habe das Bewußtsein der Widerrechtlichkeit gefehlt, und deshalb seien sie freizusprechen.

Diese Entscheidung kommt dadurch zu einem richtigen Ergebnis, daß sie dem Fehler des Reichsgerichts einen zweiten Fehler hinzufügt. Wäre wirklich das Verfahren des Börsenvorstands objektiv rechtswidrig, so würde ihn sein subjektiver guter Glaube von der Haftbarkeit nicht befreien können. Allerdings kann ein thatsächlicher Irrtum die Haftbarkeit für eine Schädigung fremden Rechtes ausschließen. Wenn jemand eine in seinem Besitze befindliche fremde Sache, die er für sein Eigentum hält, mutwillig zerstört, so kann nicht nachher der Eigentümer kommen und sagen: Du hast meine Sache zerstört; folglich mußt du mir Ersatz leisten. Der Zerstörer ist frei, weil er geglaubt hat, die Sache sei seine eigne. Denken wir uns nun aber folgenden Fall: Jemand schlüge einem andern die Fenster ein und sagte dann zu seiner Entschuldigung, der andre habe ihn beleidigt, und deshalb habe er geglaubt, ihm die Fenster einschlagen zu dürfen. Würde er damit durchkommen? Nein! Auch wenn er den bündigsten Beweis führte, daß er das wirklich geglaubt habe, würde er die Fenster bezahlen müssen. Das kann auch nicht anders entschieden werden, mag nun gemeines, preußisches oder sächsisches Recht zur Anwendung kommen. Es liegt in der ewigen Natur der Dinge. Ganz mit Recht hat deshalb auch das Reichsgericht in seinem Urteile die Frage des subjektiven Verschuldens völlig außer Acht gelassen. Gern aber nehme ich zu Ehren des Landgerichts an, daß seine Entscheidung in ihrem letzten Grunde auf dem natürlichen Rechtsgefühl beruhte, daß es ihm unmöglich erschien, Ehrenmänner — diesen Ausdruck gebraucht das Urteil — wegen einer in ihrem Berufe ausgeübten Thätigkeit zu verurteilen.

Nun kam die Sache an das Oberlandesgericht in Dresden. Auch dieses stellt in seinem Urteil die Doppelfrage: War die Maßregel an sich rechtswidrig, und traf die Verklagten dabei ein Verschulden? In der ersten Frage sagt das Urteil, daß die Rechtswidrigkeit „erheblichen Zweifeln unterliege," und daran knüpft es eine Ausführung, die auf eine Widerlegung der Gründe des Reichsgerichts hinausläuft. Dann aber sagt das Gericht, es komme auf diese Frage nicht an, wenn es an einem Verschulden der Verklagten fehle; und diese Annahme begründet es mit Bestimmungen des sächsischen Gesetzbuchs. Übereinstimmend mit dem Landgericht verneint es dann ein solches Verschulden und bestätigt darnach die Entscheidung der Vorinstanz. Auch dieses Urteil ist juristisch nicht ganz korrekt; aber es ist menschlich sehr wohl zu verstehen. Offenbar war das Gericht der Ansicht, daß in dem Handeln der Verklagten eine Widerrechtlichkeit nicht enthalten sei. Geht man hiervon aus, so kann man ja auch

sagen, daß ein Verschulden der Verklagten nicht vorliege. Indem nun **aber** das Gericht nur dieses letztere betonte, gab es eine Entscheidung, die es **vermied**, sich mit dem Reichsgerichtsurteil geradezu in Widerspruch zu setzen, **und** die zugleich dadurch, daß sie ausschließlich das sächsische Gesetzbuch zur **Grundlage** nahm, sich der weitern Revision durch das Reichsgericht entzog. **Die** Verklagten sind dadurch endgiltig freigesprochen. Auch hier hat also die **Ansicht** des Reichsgerichts eine Niederlage erlitten.

Mit seinem Urteile hat das Reichsgericht einen sehr bedenklichen **Weg** eingeschlagen. Gerade bei der Unabhängigkeit der Justiz sollte das **Reichsgericht**, über dem sich nur der blaue Himmel wölbt, vermeiden, neues **Recht** machen zu wollen, zumal auf Gebieten, die zu beherrschen es schwerlich imstande ist. Man muß daher nach der Erläuterung, die Wiener der **Sache** gegeben hat, das Reichsgerichtsurteil um so mehr beklagen.

Übrigens ist dieser Rechtsfall auch noch in andrer Beziehung sehr belehrend. Er läßt erkennen, welchen Gefahren richterlicher Willkür wir entgegenzusehen hätten, wenn die Begriffsbestimmungen für „unerlaubte Handlungen" so, wie sie in dem Entwurfe zum bürgerlichen Gesetzbuch (auch nach der zweiten Lesung) enthalten sind, Gesetz werden sollten.

Neuestes Litteratur-ABC

1. Conrad Alberti

Heil Alberti, der verbrochen
Manches auf dem „Sittenfeld,"
Heil Alberti, der gesprochen
Dann in Leipzig wie ein Held!
Will ihm auch kein Lorbeer treiben,
Keine Blume ihm erblühn,
Selber wird er sicher bleiben
Ewig jung und ewig grün.

2. Karl Bleibtreu

Großer Bleibtreu, Plagiator,
Aber doch in manchem neu,
Kühner Revolutionator,
Bleibe nur getrost dir treu!
Töte die verlognen Alten,
Halte deines Ruhmes Wacht!
Einer wird doch einmal halten
Dich für Shakespeare — bei der Nacht.

3. M. G. Conrad

Conrad, edler Bajuware,
Der ein Mann du wie ein Turm,
Flattern laß die blonden Haare
Als Panier im Zeitensturm!
Ja, bald steht die Welt in Flammen;
Schon versengt dein Geist uns schier.
Sollt' er nicht von Börne stammen,
Stammt er doch von Baierns Bier.

4. Die Dresdner

Steckt ein dicker Dichterklumpen
Wieder im Lakaiennest,
Weiber und poet'sche Lumpen,
Was der Teufel werden läßt.
Und kein Tieck kommt zum Gerichte,
Immer höher steigt der Schwall:
Heinzes Litteraturgeschichte
Macht sie ja unsterblich all.

5. Nataly von Eschstruth

Sag, wo bist du denn geblieben?
Nirgends finde ich dich mehr.
Hast du dich schon ausgeschrieben,
Lässest Schorern „freudeleer"? —
Wenn dir deine grüne Wiese
Auch nur Gänseblümchen trug,
Liebe, liebe Gänseliese,
Gänse giebt es doch genug.

6. Ludwig Fulda

Ludwig Fulda, Edler, Milder,
Stolz der koschern Ritterschaft,
Ahlwardt tobt jetzt wie ein Wilder —
Zeig ihm deines Geistes Kraft!
Greife herzhaft, o Poetlein,
Stracks die Judenfeinde an!
Bist ja doch Neufrankfurts Goethlein,
Hast ja auch den „Talisman."

7. Goethepfaffen

Hast du Kugeln zu versenden,
Nimm die Froitzheim auch aufs Korn;
Die da schnüffeln aller Enden,
Drehen hinten, zerren vorn.
Wo wir ahnen nur, da wissen,
Wo wir fühlen, wühlen sie —
Goethes Rock, der wird zerrissen,
Ganz bleibt ewig sein Genie.

8. Gerhart Hauptmann

Gerhart Hauptmann, Räuberhauptmann
Nennt dich das Philisterpack;
Unter deinen Freunden glaubt man,
Habest ein Genie im Sack.
Nun, es schwand dein erster Dusel;
Ist mein Glaube auch nur klein,
Daß zu Wein wird je der Fusel:
Echter Cognak stammt vom Wein.

9. Henrik Ibsen

1

Hoch im Norden fing zu tanzen
An ein großer weißer Bär.
Deutsche Litteratenschranzen
Liefen jubelnd hinterher,
Eilten, alles „groß" zu finden,
Fabelten von „Siegeslauf" —
Unsre Litteraten binden
Uns so manchen Bären auf.

2

Solneß, große Sonnennase,
Bring dich doch nicht „schwindelnd" um,
Birg die Nase tief im Glase,
Bis du im Delirium,
Komm dann her zu uns, du Hüne;
Wo die Stadt des Bären steht,
Fasle auf der Lessingbühne —
Und man jubelt: Ein Prophet!

10. Gustav Kadelburg

O, wie bist du doch bescheiden!
Ob dir vieles auch gedieh,
Zweiter bist du stets mit Freuden,
Edles deutsches*) Schwankgenie. —
Nun, wenn Blumenthal und Moser,
Schönthan auch, einst „drunter durch,"
Bleibst allein du übrig, loser
Schäker, Gustav Kadelburg.

11. Detlev von Liliencron

Ja, ein Dichter, doch ein irrer,
Nirgends recht Proportion;
Krauser wirst du stets und wirrer,
Niemals reif, o Liliencron.
Und die ewgen Schäferszenen,
Mit der Landmaid aufgeführt —
Kann ein Mann zu dichten wähnen,
Wenn er stammelnd renommirt?

*) deutsches? D. R.

12. Wilhelm Meyer

Meyer, Meyer, Wilhelm Meyer,
Meyer, der die „Chriemhild" schuf,
Meyer, Name mir so teuer,
Folgt ein Deutscher seinem Ruf,
Meyer, plagte dich der Teufel
Siegfried börsenwärts zu ziehn?
Siegfried Meyer, ohne Zweifel
Hast du Freunde in Berlin.

13. Neidhart

Neidhart bin ich selber. Grimmig
Schau ich in die schöne Welt,
Hör die Sänger tausendstimmig —
Wie das pfeift und schrillt und gellt!
Singen kann ich selbst, doch leider
Lauscht man meinen Tönen nicht,
Und so halt ich großer Neider
Jetzt ein fürchterlich Gericht.

14. Ossip Schubin

Auch du sollst mir nicht entgehen
Vornehm-stolz, Ossip Schubin.
Welch Mirakel doch, zu sehen
Keusche Jungfraun von Berlin,
Und die Künstler, wie sie leben
In Paris so genial —
Seelen, dreckig, daß sie kleben:
Das ist international!

15. Die letzten Plateniden

Was? Noch immer Plateniden?
Wenig Wolle, viel Geschrei!
Geht zu Bett und schlaft in Frieden!
Eure Zeit ist längst vorbei.
Glaubt nur nicht, ihr hättet Flügel,
Die ihr schwankt sponde'nbeschwert!
Brüstet euch nicht mit dem Zügel!
Jeder weiß, euch fehlt das Pferd.

16. Emil Rittershaus & Komp.

Festlich ward kein Glas geschwungen,
Wo nicht ich die Verse lieh.
Gute Magen, feine Zungen
Schätzen auch die Poesie.
Bourgeoisiebegeistrung lohte
Himmelhoch und — ward zum Spott;
Ringsum jubelt nun der rote
Pöbel: Alles bankerott!

17. Johannes Schlaf und Arno Holz

Seid gepriesen, Dioskuren,
Hannes Schlaf und Arno Holz,
Alle beide Kernnaturen
Und des jüngsten Deutschlands Stolz;
Dieser ging auf Geibels Spuren,
Jener war schon minder brav —
Seid gepriesen, Dioskuren,
Hannes Holz und Arno Schlaf!

18. Hermann Sudermann

Ehre, Heimat, Sodoms Ende,
Wechsel auf Unsterblichkeit,
Strapaziren tausend Hände,
Sudermann, zu dieser Zeit.
Sollte einst dein Werk entschwinden,
Schafft uns das nicht eben Qual:
Vieles läßt sich wieder finden
Bei Sardou und Blumenthal.

19. Heinz Tovote

Holder Liebling aller Damen,
Deren Stolz ihr Negligee,
Heinz Tovote, deinen Namen
Sprech ich aus und rufe: Weh!
Der verschämten feinern — Dirne
Unterhalter und Homer —
Schiller würf hinab die Treppe
Dich — und andre hinterher.

20. Dem großen Unbekannten

Schon seit Jahren würd' ich gerne
Dir errichten den Altar,
Doch du bist vielleicht uns ferne
Noch um mehr als hundert Jahr!
Überhaupt, wo steht geschrieben,
Daß ein Shakespeare kommen muß?
Wage jeder denn zu lieben —
In sich selbst den Genius!

21. Richard Voß

Nerven peinigst du wie Ohren,
Müdes Männlein, Richard Voß.
Daß in Pommern du geboren,
Scheint mir eine Mythe bloß.
In Berlin wars; die Soufflense,
Die mit dir ins Kindbett kam,
War hysterisch — und die böse
Kritik rief: Ein Melodram!

22. Ernst von Wildenbruch

Wildenbruch, ja, losgebrochen
Bist du jambisch wild genug;
Mancher Held ward totgestochen
Schon auf deinem Ritterzug.
Oft auch liegst auf märkischem Sande
Selber du, o Laureat —
Doch ist es des Reiters Schande,
Wenn sein Gaul den Koller hat?

23. Julius Wolff

Jedes Jahr zum Weihnachtsfeste
Reitet er in Deutschland um,
Bringt „das Neueste und Beste"
Treu dem lieben Publikum;
Epen sind es, goldgeschnitten,
Sonst von Pappe, wohl schon zwölf —
's wundert mich, daß er geritten
Sich nicht längst schon einen Wolf.

24. Emil Zola

Zola? Lange überwunden!
Rufts aus unsrer Dichterschar,
Wenn ein Pfützchen man gefunden,
Das von ihm vergessen war.
Zola? fort mit dem „Geschehen!"
Symbolismus, rücke an! —
Laßt den braven Kerl doch gehen!
Er ist wenigstens ein Mann.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Bund der Landwirte schreibt uns der Verfasser der Aufsätze „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" noch folgendes:

Wann wären die ostelbischen Rittergutsbesitzer — denn nur diese sind gemeint, wenn von der „Not der Landwirtschaft" die Rede ist*) — jemals mit der Regierung zufrieden gewesen! So wie gegen Caprivi durften sie freilich gegen Bismarck nicht auftreten, weil dieser sie bei den nächsten Wahlen einfach an die Wand gedrückt hätte. Sie nahmen jede ihnen von Bismarck gewährte „Liebesgabe" als Abschlagszahlung hin, um gleich darauf wieder so laut zu jammern und zu schreien wie vorher. Das neue Spiritussteuergesetz war ganz besonders zur

*) Vor zwanzig Jahren spottete ein Kundiger: Not der Landwirtschaft, das bedeutet in Preußen, daß der Junker Schulden machen muß, wenn er bei 10000 Thalern Einkommen 20000 Thaler ausgeben will.

Unterstützung der Herren ausgedistelt worden, und jetzt bildet es einen Hauptgegenstand ihrer Beschwerden. „Das Hauptgewerbe der armen Boden des Ostens, die Spiritusindustrie — hieß es in der Einladung zur Tivoliversammlung — ist durch die spanischen Zollerhöhungen und durch unsre neue Steuergesetzgebung mit dem berühmten Vierzigmillionengeschenk, sowie die dadurch herbeigeführte kolossale Konsumverminderung bei dem Mangel jedes Exports einfach erschlagen.“ Nebenbei bemerkt ist dieser Erfolg typisch für alle dergleichen künstlichen und gewaltsamen Mittel, mit denen man den Lauf einer natürlichen Entwicklung ablenken will, und erinnert außerdem auffallend an die zarte Weise, wie der Bär seinem guten Freunde, dem Einsiedel, die Fliegen versagt hat.

Daß die Bauerschaft jetzt aufgesprungen sei wie ein Mann, ist nicht richtig. Vor zehn Jahren habe ich verschiedne Bauern gefragt, wie sie über die Not und den drohenden Untergang der Landwirtschaft dächten, und sie haben gar nicht begriffen, was damit gemeint sei. In den landwirtschaftlichen Vereinen ist ihnen seitdem nach und nach klar gemacht worden, daß, wenn sie den Rittergutsbesitzern Gefolgschaft leisteten, sie ihre Einnahmen verbessern und ihre Ausgaben vermindern könnten, und das läßt sich ja jeder in Gottes Namen gern gefallen. Vor einigen Tagen fragte ich den anerkannt intelligentesten unter den „Rustikalen“ des Kreises, in dem ich wohne, wie er über die neueste stürmische Wendung der alten Bewegung dächte. Er antwortete: „Von den vorgeschlagnen Mitteln verspreche ich mir nicht viel; indes, was will man machen, man muß eben mitthun.“ Nicht aufgesprungen sind die Bauern, sondern jahrelang aufgestachelt worden. Übrigens haben sich sowohl Rittergutsbesitzer des Westens wie Bauern der östlichen Provinzen in großer Zahl ausdrücklich gegen den Bund erklärt,*) und der weitere Verlauf der Sache wird ja lehren, wie weit die Freunde der agrarischen Bewegung berechtigt sind, sie als eine Bauernbewegung hinzustellen.

Was die elf Programmpunkte sollen, da doch die durch und durch agrarische konservative Partei jeden Tag den kürzesten Weg beschreiten und ihren Inhalt in Gesetzentwürfe ausprägen kann, ist unverständlich. Die konservativen Abgeordneten brauchen für ein Programm, das von ihnen ausgeht, nicht erst gewonnen zu werden, und mit diesem Programm auch nur ein einziges konservatives Mandat mehr zu erobern, daran können sie unmöglich denken. Im Gegenteil wird es bei der nächsten Wahl die ländliche Arbeiterschaft den Sozialdemokraten und die Bewohnerschaft der kleinen Städte den Deutschfreisinnigen ins Garn treiben. Und selbst wenn es ihnen gelänge, den Kaiser persönlich dafür zu gewinnen — der Kaiser kann zwar durch seine Intervention ein geplantes Gesetz vereiteln, aber nicht ein von einer Minderheit gewünschtes Gesetz durchsetzen.

Nur ein einziger Erfolg ist denkbar: daß die Regierung, durch den Lärm eingeschüchtert, die Verhandlungen wegen des Handelvertrags mit Rußland abbräche. Nun, die Regierung kann warten; aber unser Volk wird nicht mehr lange auf die Erschließung des russischen Marktes für unsre Industrie warten können, und den russischen Roggen können wir zu keiner Zeit entbehren. Wenn der Verfasser des vorigen Aufsatzes meint, unsre Landwirte verlangten „eine nicht chinesischere Mauer, als die ist, die sich das freie Amerika gestattet,“ so übersieht er einen ganz kleinen Unterschied. Der Amerikaner sitzt in einem erstickenden Überflusse von Getreide, Obst, Fleisch und eßbarem Wassergetier drin und errichtet eine Schutz-

*) Wie nachträglich bekannt wird, hat das Direktorium des landwirtschaftlichen Kreisvereins zu Dresden geradezu vor den Bestrebungen des Bundes gewarnt.

wehr gegen unsre Perlmutterknöpfchen, Wolljäckchen und Maschinen, ohne die er ganz gut leben, und die er, wenn er sie wünscht, jederzeit selbst machen kann. Wir aber sitzen in einem erstickenden Überflusse von Hemdenknöpfchen, Wolljäckchen und Kattunläppchen, die uns niemand abnimmt, haben aber nicht genug Brot, sodaß, wenn die Kornausfuhr gesperrt oder erschwert würde, sieben Millionen einfach verhungern müßten, und nach zehn Jahren würden vierzehn Millionen in dieser Lage sein. Daher wird noch vor Ablauf der Handelsverträge die unerbittliche Not auch den Zoll von 3,50 Mark hinwegfegen, wenn nicht bis dahin der große Krieg das Antlitz von ganz Europa samt allen seinen Verträgen verändert. Industrielle Schutzzölle und Agrarzölle sind gar nicht mit einander zu vergleichen.

Was die Not der ohne persönliche Schuld überschuldeten Gutsbesitzer anlangt, so habe ich vor drei Jahren in den Grenzboten ihre Ursachen aufgedeckt und das einzige wirksame Heilmittel genannt. Noch einmal gedenke ich beides, sowohl die Krankheit als das Heilmittel, ausführlicher und gründlicher zu beschreiben in dem zweiten Teile der Artikelreihe „Weder Kommunismus noch Kapitalismus.“

Litteratur

Asien. Eine allgemeine Landeskunde. Von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1892.

Asien liegt zwar für uns Westeuropäer weit hinten und blickt uns zur Zeit nicht so drohend an, wie das junge Amerika, das uns Stirn an Stirn gegenüber steht. Aber das war nicht immer so, und es wird auch eines Tags wieder anders werden. Herder meinte die Geschichte des alten Germaniens nicht anders verstehn zu können, als wenn er es als einen herabgesenkten Teil oder eine Fortsetzung des innerasiatischen Hoch- und Steppenlandes auffaßte. Dieser Zusammenhang bleibt bestehn, wenn sich seiner auch die Völker jahrhundertelang weniger bewußt werden als zu der Zeit, wo Asien die Vorfahren der Arier Europas und ihre hunnischen, mongolischen, türkischen Bedränger und Nachdränger über diese große westliche Halbinsel ergoß, die wir Europa nennen. Was die unmittelbaren Beziehungen zu Asien in den letzten Jahrhunderten unterbrochen hatte, die Ausbildung des europäisch-asiatischen Zwischenlandes Rußland, dessen Lebensbedingung die Zurückdrängung Asiens von der Schwelle Europas war, wird zu viel innigern Beziehungen wieder Anlaß geben. Mit der Langsamkeit eines plump heranwachsenden Riesenkindes schafft sich Rußland Wege und Mittel engerer Verbindung mit Asien. Die zentralasiatischen und sibirischen Eisenbahnen ziehen die östliche Masse näher heran und gliedern ihre Einförmigkeit. Ein Gebiet nach dem andern erhält Ansiedler, individualisirt sich, wird produktiv und erscheint in dem Buche der Weltwirtschaft, um daraus nach alten Gesetzen in das der Weltgeschichte überzugehn. Statt einer Kluft zwischen europäischer Kultur und asiatischer Barbarei werden wir in einiger Zeit einen breiten Ein- und Übergang zu einem in der Kultivation begriffnen Asien sich entwickeln und Asien sich europäisiren sehn. Ob sich dann unsre asiatischen Zöglinge nicht reif fühlen werden, das eben Gelernte an Europa zu versuchen, wagen wir nicht vorauszusagen, aber jedenfalls auch nicht zu verneinen.

Zu gleicher Zeit werden sich die überseeischen Beziehungen Europas zu Indien, China, Japan immer mehr vertiefen. Die Einwanderung der Chinesen in das europäische Reich der Mitte fassen wir nicht wie eine Lohn- und Verköstigungsfrage, eine vergrößerte Sachsengängerei, sondern als die wohl zu beherzigende Drohung einer erneuten mongolischen Invasion auf. Sie wird sich nicht sobald verwirklichen, aber es ist bei uns so manches geistige Ackerfeld reif für die Aussaat chinesischer Ideen. Unsre Kunst hat von China und Japan lernen wollen; möge unsern Staaten erspart bleiben, sich aus alterskranken Ländern Belehrung holen zu müssen, wie man die Übervölkerung verwaltet und regiert.

Eigentlich müßte Asien in unserm Wissen und Lernen dicht hinter Europa kommen. Das ist aber bei den Europäern westlich von der Weichsel nicht so. Ein Zeugnis dafür ist der unvollkommne Zustand unsrer Beschreibungen Asiens. Wohl hat Karl Ritter das größte geographische Werk über Asien geschrieben. Aber wer zieht es aus dem Staube der Bibliotheken hervor? Mit einem gemischten Gefühl von Ehrfurcht und Schauder sieht man die lange Bändereihe der gelehrten Erdkunde Asiens auf den Bücherbrettern stehen.

Heute weisen wir unsre Leser auf ein Buch hin, das Asien in gefälligerer Weise nahe bringt. Professor Sievers hat das Altbekannte, aber nur von wenigen Gewußte und Verwertete mit der Masse neuer Belehrungen verschmolzen, die wir besonders russischen und englischen Reisenden verdanken. Die Legirung hätte zwar durch einen kräftigern Hauch selbständigen Geistes noch glatter und runder werden können, und vielleicht wäre die zusammenfassende Schilderung der Länder praktischer gewesen als die streng systematische Auseinanderhaltung in großen Kapiteln: Erforschungsgeschichte, Allgemeine Übersicht, Oberflächengestalt, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung, die fast drei Viertel des Buches einnehmen. Aber die Hauptsache ist die Zuverlässigkeit und Lesbarkeit des Gebotnen. In beiden Hinsichten, sowie in dem Bilder- und Kartenschmuck übertrifft Sievers Asien alle frühern populären Werke über diesen Erdteil. Das Buch ist ebenso wie sein Vorgänger „Afrika“ allen zu empfehlen, die über den Gegenstand Belehrung suchen.

Schwarzes Bret

Da lesen wir eben in der Zeitung von einer geizigen alten Jungfer in Hamburg, die beinahe verhungert wäre, während sie in ihrem Bett für 50000 Mark Wertpapiere versteckt hatte. Und zu den 50000 Mark ist wie erklärend (!) hinzugesetzt: 12000 Dollar. Himmelgottssakrament, wie weit sind wir in Deutschland schon geraten! Ist das nun traurigster Unverstand oder ist es schon Methode?

Ja, wenn es etwa amerikanische Papiere gewesen wären. Aber es waren russische. Die Zeitung, in der wir das lasen, ist die Badische Landpost vom 18. März. Diese sonst tüchtige und gut deutsche Zeitung hat es natürlich nur irgendwoher übernommen, wohl unmittelbar oder mittelbar von Hamburg her. Aber warum stutzen die Redakteure nicht in solchen Fällen — mit derselben Schere — diesen jüngsten Zopf des deutschen Michels, der ihm immer üppiger wächst?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1893

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1893. Zweites Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heerwesen, Unterrichtswesen

Zwei Bücher über Politik. S. 433.

Rückblicke und Ausblicke auf die soziale Frage. S. 97. 152.
Zur Jesuitenfrage. S. 193.
Die Zukunft der nationalliberalen Partei. S. 230.
Interessenvertretung und Bundesrat. S. 289.
Parlamentsreform. S. 337.
Herr Richter und die Reichsverfassung. S. 342.
Die herrschende Unzufriedenheit und ihre Gründe. S. 529.

Die politischen Beziehungen Chinas. S. 145.
Die politische Lage Europas. S. 241.
Die Erziehung zum Rachekrieg. S. 385.
Wo stehn die Wolken? S. 565.

Deutsche Handelskammern im Auslande. S. 49.
Innere Kolonisation. S. 244. 295.
Die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes und das ländliche Kreditwesen. S. 584.

Die Grenzen des ärztlichen Berufs. Von O. Bähr. S. 11.

Soldatennot. S. 1.
Unsre Einjährig-Freiwilligen. S. 107.
Die Militärvorlage und der Antrag Bennigsen. Von O. Bähr. S. 163.
Der Mangel an geschichtlichem Sinn. Ein Wort zur Militärvorlage. S. 481.
Zweijährige und einjährige Dienstpflicht. S. 577.

Der naturwissenschaftliche Unterricht auf unsern höhern Schulen. Von P. Harms. S. 202.
Die Beteiligung der Schule an den Aufgaben der Gegenwart. S. 534.

Geschichte und Biographie

Der alte Harkort. S. 55.
Theodor von Bernhardis Jugenderinnerungen. S. 252.
Die Familie Humboldt. S. 398.
Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis. Zwei Besuche am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha. 1. S. 494. — 2. S. 541.

Litteratur und Kunst

Proletarierdichter und Proletarierlieder. S. 27. 67.
Friedrich Hebbels Briefwechsel. Von A. Stern. S. 211. 258.
Iolanthes Hochzeit. S. 316.
Neue Novellen. S. 467.
Dichtende Frauen. S. 507.
Sadatiers Übersetzung des Faust. S. 605.

Laokoon, Kapitel 16. S. 591.

Denkmäler deutscher Tonkunst. Von Ph. Spitta. S. 16.
Friedrich von Flotow und Otto Nicolai. S. 363.

Verschiednes

Die Kunst zu siegen. S. 63.
Feldzugsbriefe. 3. S. 110.
Preußisch-Berlin und die deutsche Provinz. S. 119.
Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 1. Kansas City. S. 173. — 2. Beim Konsul. S. 223. — 3. Beim Kollegen. S. 304. — 4. Auf dem Weltfleischmarkte. S. 404.
Zur Naturgeschichte des Pessimismus. S. 346.
Die Versammlung deutscher Historiker in München. Von O. Lorenz. S. 356. 389.
Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen. 2. S. 414. — 3. S. 610.
Land und Leute in Ostfriesland. Von G. F. Gödel. S. 449.
Allerlei vom Reisen. S. 459. 519.
Die deutsche Philologenversammlung in Wien. S. 489.
Streifzüge auf dem Gebiete der Metapher. Von H. Blümner. 2. Metaphern aus der Geschichte und der Kultur des Altertums. S. 558.

Die Geschichte des Etatsrats. Von Ch. Riese. S. 35. 76.
Leopold Kümmerlich. Von dem Verfasser der Bilder aus dem Universitätsleben. S. 125. 182.
Leila die Katzenprinzessin. Ein Märchen von J. Haarhaus. S. 271. 323. 371.
Die Bornstädter Wurstaten. Von J. Dörr. S. 418.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die „Kosten" der Heeresvermehrung. S. 43. — Noch ein Wort zum Buchhändlerprozeß. S. 45. — Krieg und Frieden. S. 45. — Zweierlei Maß für Einjährige. S. 45. —

Vom Bücher. S. 84. — Eine neue Karte des deutschen Reichs. S. 86. — Berthold Auerbachs dramatische Eindrücke. S. 88. — Neue Novellen von Paul Heyse. S. 91. — Signorellis Bilder zu Dante. S. 93. — Die Führenden. S. 95. — Russisches. S. 133. — Währungsfragen. S. 135. — Single tax men. S. 138. — Von allerlei Narrheit. S. 139. — Die galoppirende Schwindsucht der philosophischen Fakultät. S. 141. — Deutschland, Deutschland über alles. S. 142. — Blumenlese aus Felix Dahns Leben. S. 190. — Der Bund der Landwirte. S. 234. — Carmen Sylva und Franz Liszt. S. 237. — Der Stammbaumeister. S. 279. — Die Ärzte und die Fremdwörter. S. 281. — Dreisprachige Dörfer. S. 283. — Ein neuer Kupferstich. S. 285. — Die Audienz im Vatikan. S. 330. — Antisemitische Stimmen im Zentrum und bei den Konservativen. S. 331. — Dienstbotenrecht. S. 332. — Zum Freiwilligenexamen. S. 334. — Demnächst und dereinst. S. 335. — Die Auflösung des Reichstags und die große Politik. S. 380. — Gute Philologen, schlechte Pädagogen. S. 382. — Nachtrag. S. 425. — Reichtum der Reichen und Volksvermögen. S. 425. — Zur Seelenkunde. S. 426. — Der Nord-Ostseekanal. S. 473. — Die Postagenten. S. 473. — Christentum und Staat. S. 475. — Vom Gemülte. S. 475. — Wer war Franz Schubert? S. 477. — Das Börsengeheimnis. S. 526. — Religion und Revolution. S. 527. — Mein wunderlicher Freund. S. 569. — Unsre Seefischerei. S. 571. — Die Eidesnot. S. 572. — Fremdenführer. S. 573. — Der russische Bauer. S. 614. — Lothar Buchers kleine Schriften. S. 618.

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*Deutsche Arbeiterdichtung. S. 27. 67.
Fr. Schmidt, G. E. Lessings Übersetzungen aus dem Französischen. S. 46.
Karl Mischke, Der fahrenden Schüler Liederbuch. S. 46.
A. und F. von Kunowski, Lehrgang der deutschen Kurzschrift. S. 47.
*L. Berger, Der alte Harkort. S. 55.
*K. Buttenstedt, Das Flugprinzip. S. 63.
O. Vogel, Karte des deutschen Reichs. S. 86.
P. Heyse, Aus den Vorbergen. S. 91.
W. Busch, England unter den Tudors. S. 143.
F. Gregorovius, Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur. S. 143.
H. Sittenberger, Die Wahrheit auf der Bühne. S. 144.
F. Dahn, Erinnerungen. S. 190.
*F. Bamberg, Friedrich Hebbels Briefwechsel. S. 211. 258.
Conrad, Elster u. a., Handwörterbuch der Staatswissenschaften. S. 239.
*M. Sering, Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland. S. 244. 295.
*Jugenderinnerungen Theodor von Bernhardis. S. 252. 494.
A. Foglar, Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. S. 287.
A. Müller-Guttenbrunn, Im Jahrhundert Grillparzers. S. 287.
A. Lichtenfeld, Grillparzer-Studien. S. 287.
*H. Sudermann, Iolanthes Hochzeit. S. 316.
F. Ulrich, Staatserhaltende Demagogie. S. 331.
Philippikus, Die jüdische Invasion. S. 331.
*L. Schemann, Schopenhauer-Briefe. S. 346.
*F. von Flotows Leben. S. 363.
*O. Nicolais Tagebücher. S. 363.
R. Löning, Die Hamlettragödie Shakespeares. S. 383.
*Gabriele von Bülow. S. 398.
Leitfaden zur Arbeiterversicherung des deutschen Reichs. S. 430.
*W. Roscher, Politik. S. 433.
*Th. Funck-Brentano, La Politique. S. 433.
*B. Mercator, Vier Novellen. S. 467.
*Villamaria, Überall dasselbe. S. 467.
*F. Wolff, Welke Blätter. S. 467.
*G. von Ompteda, Vom Tode. S. 467.
*J. Boy-Ed, Zuletzt gelacht und andre Novelletten. S. 467.
*G. Harrven, Rittmeister Ziegrimm. S. 467.
C. Beseke, Der Nord-Ostseekanal. S. 473.
G. Habermann, Christentum und Staat. S. 475.
H. Delff, Philosophie des Gemüts. S. 475.
R. Diez, Theorie des Gefühls. S. 475.
R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte. S. 478.
*M. Janitschek, Gesammelte Gedichte. S. 507.
*H. von Poschinger, Lieder der Waldfrau. S. 507.
*A. von Hörmann, Neue Gedichte. S. 507.
*A. von Puttkammer, Akkorde und Gesänge. S. 507.
*H. von Olfers, Gedichte. S. 507.
F. Kolk, Das Geheimnis der Börsenkurse. S. 526.
A. Solano, Der Geheimbund der Börse. S. 536.
G. Maisch, Religion und Revolution. S. 527.
*E. Tallichet, Zweibund oder Dreibund. S. 565.
v. Schrader, Zur Heilighaltung des Eides. S. 572.
Führer durch Leipzig. S. 573.
Th. Traub, Kürzere Arbeitszeit. S. 575.

Schwarzes Brett

S. 48. — S. 96. — S. 144. — S. 192. — S. 240. — S. 335. — S. 384. — S. 432. — S. 480. — S. 528. — S. 576.

Soldatennot

Ein Gebiet, das in Zeitungen und Zeitschriften die ausgiebigste Behandlung findet, ist das der Soldatenmißhandlungen. Es ist ungemein zu bedauern, daß gerade bei Erörterung dieses Gegenstandes nur allzu häufig Ruhe und Sachlichkeit vermißt wird. Das schadet der Sache. Die offenbaren Übertreibungen, zu denen die sittliche Entrüstung meist schon in der Auswahl der einleitenden Worte in einem derartigen Bericht greift, flößen dem besonnenen Leser schließlich auch Mißtrauen gegen die berichteten Thatsachen ein, und so ist schon mancher wohlwollende, ehrlich gemeinte Anlauf in dieser Sache vergeblich gewesen. Wie oft aber kann von Wohlwollen und ehrlicher Meinung bei derartigen Erörterungen gar keine Rede sein! Wie oft mangelt auch alles Verständnis für militärische Einrichtungen! Hat doch sicher ein großer Teil derer, die hier das Wort ergreifen zu müssen glauben, niemals das Innere einer Kaserne gesehen. Und doch ist gerade hier, um ein richtiges Urteil zu haben, eins erforderlich: Kenntnis des Soldatenlebens aus eigner Dienstzeit und Erfahrung im Umgange mit Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten. Was dem Fernerstehenden als Härte den Soldaten gegenüber erscheint, ist gewöhnlich nichts andres als ein wohl angebrachtes Mittel, dem vielleicht in seinem bürgerlichen Beruf verwöhnten und verweichlichten Menschen Eigenschaften beizubringen, die ihm eine wirkliche Widerwärtigkeit nötigen Falles als etwas nicht ganz Ungewohntes und Unerhörtes erscheinen lassen.

Übelstände sind ja thatsächlich vorhanden. Nur hüte man sich, den einzelnen Fall zu schnell zu verallgemeinern. Dieser Fehler aber wird selbst von Leuten begangen, von denen man das ihrer ganzen Bildung nach nicht erwarten sollte.

Unter den Zeitschriften, die bei Erörterung dieses Gegenstandes von An-

fang an die nötige Besonnenheit gezeigt haben, stehen die Grenzboten obenan. Sie warnten auch nach dem bekannt gewordnen Erlaß des Generalkommandos des zwölften Armeekorps, der ja dieser Behörde nur zur Ehre gereichen kann, in dem jungen Soldaten lediglich einen Märtyrer zu sehen. Und das war sehr angebracht. Unsre Zeit übertreibt gar zu gern da, wo es den Anschein hat, als müsse man sich der Unterdrückten annehmen. Bestrebungen auf andrem Gebiet als gerade dem des Heerwesens gehen von derselben Absicht aus. Was ist wegen der Überbürdung der Schüler geredet und geschrieben worden! Oft doch von Leuten, die gar nichts davon verstehen! Wie kommt es, daß gerade jetzt die Forderung achtstündiger Arbeit so ungestüm betont wird? Es kann ja nur theoretische Forderung sein, ist also im Grunde gar nicht so ernst gemeint, denn in Wirklichkeit kommt man weder oben noch unten mit acht Stunden aus. Auch die höhern Beamten, sagt man, seien überbürdet. Ja die sich häufenden Fälle des Wahnsinns in den höhern Ständen werden auf Überanstrengung zurückgeführt. Sollte nicht doch unser Geschlecht heute weniger geduldig im Ertragen von Arbeit und Mühsal geworden sein als früher, und sollte sich nicht daraus das vielfach vorhandne Unbehagen genügend erklären? Vielleicht ist manches von dem, was unter dem Schlagwort „Soldatenmißhandlungen“ jetzt modern ist, auf Rechnung der allgemeinen, nicht bloß bei Angehörigen des Heeres zu findenden Unfähigkeit, Widerwärtigkeiten zu ertragen, zu setzen. Bezeichnend hierfür ist der im Heere vielfach angewendete Ausdruck „Schlappheit.“ An allgemeiner Schlappheit leiden wir. Darum sind wir nicht fähig, zu ertragen.

Aber diese Erwägungen dürfen uns doch nicht abstumpfen für das, was der Besserung bedürftig ist. Mag auch in vielen sogenannten rein militärischen Fragen nur dem Berufnen ein Urteil zustehen, für viele Dinge innerhalb der Armee hat nicht bloß der Offizier volles Verständnis. Die lebhafte Teilnahme, die in allen Ständen unsers Volks für militärische Fragen herrscht, ist Ausfluß der Vaterlandsliebe. Sie ist ein edles Gewächs und heischt gewissenhafteste Pflege. Nörgelei wird leicht von berechtigtem Mitsprechen zu unterscheiden sein; es wird das keinem ernstgesinnten, wahrhaft vaterlandsliebenden Manne schwer fallen. Ohne daß also bestritten werden soll, daß Soldatenmißhandlungen leider immer noch auch im deutschen Kriegsheer vorkommen, soll doch von diesen, auch bei dem besten Willen der maßgebenden Personen nie völlig zu vermeidenden Ungehörigkeiten hier abgesehen werden. Was wir mit „Soldatennot“ bezeichnen, ist etwas andres. Es giebt Nöte, von denen tausende unsrer Soldaten betroffen werden, da sie eine Folge mangelhafter Einrichtungen in unserm Heere sind. Und hier kann Wandel geschafft werden. Auf solche mangelhafte Einrichtungen und die Mittel, sie zu beseitigen, soll im folgenden hingewiesen werden.

Am 8. November 1892, an einem Dienstag, brachte eine reichsländische

Zeitung ihren Lesern die kurze Mitteilung, daß am folgenden Tage über tausend Rekruten aus Breslau in Mülhausen im Reichslande anlangen würden, um in die dort stehenden Infanteriebataillone zum Dienst eingestellt zu werden. Diese Rekruten seien am Dienstag von Breslau abgereist. Die Angaben erwiesen sich als vollständig richtig. Es ist seit vielen Jahren Brauch, daß die im Bereich des sechsten Armeekorps (Regierungsbezirke Breslau und Oppeln) ausgehobnen Mannschaften zum Teil dem vierzehnten Armeekorps überwiesen werden; sodaß also die im äußersten Südosten des preußischen Staates geborenen Landeskinder zum großen Teil im äußersten Westen des Reiches ihrer Militärpflicht genügen müssen. Das ist gewiß aus mehrfachen Gründen für die davon betroffenen Soldaten ein Vorteil. Sie lernen ein Stück Welt kennen; ihr Gesichtskreis erweitert sich. Einen wirklichen Handwerksburschen, der das Land durchwandert, um sich durch Verkehr mit Zunftgenossen in andern Gegenden in seinem Handwerk zu vervollkommnen, sieht man heute gewiß nur noch äußerst selten. Die Einstellung in eine ferne Garnison schafft hierfür einigermaßen Ersatz. Auf diese Weise kommt auch der Sohn des Landmanns einmal in die Fremde, während er sonst fest an der Scholle klebt. Daß die Gebiete Oberschlesiens von dieser Maßregel in erster Linie getroffen werden, geschieht auch gewiß in der besten Absicht; denn das polnische Sprachgebiet muß besonders von unserm Heere im Frieden für das Deutschtum gewonnen werden. Hier ist ein Kampf im Frieden unausgesetzt nötig. Was die Schule nicht zuwege gebracht, was der Katholizismus durch die gefügigen Werkzeuge seiner Geistlichkeit zu hintertreiben gewußt hat, das muß das Heer fertig bringen. Hier ist die beste Schule für das Volk. Auf welch niedrigem Standpunkt geistiger Bildung die Rekruten aus rein polnischen Gebieten stehen, weiß nur der, der sie nicht bloß in die Garnison einrücken sieht, sondern dann auch mit ihnen zu thun hat. Aus ihnen etwas zu machen, ist wirklich keine Kleinigkeit. Haben doch viele von ihnen noch nie einen Soldaten gesehen, verstehen auch nicht ein Wort deutsch! Und doch ist es erstaunlich, wie schnell oft aus ihnen zunächst Menschen und bald auch tüchtige Soldaten gemacht werden.*) Es müßte also doch der Heeresverwaltung aufrichtiger Dank und warmes Lob dafür gespendet werden, daß sie in dieser Weise an dem Wohle des Volkes arbeitet. Wir wollen ihr diesen Dank und dieses Lob auch nicht vorenthalten. Aber leider laufen bei den erwähnten Maßnahmen Härten mit unter, die entschieden vermieden werden sollten und auch leicht vermieden werden könnten. In Schlettstatt erschoß sich vor einigen Jahren ein Soldat des 112. Regiments;

*) Als eignes Erlebnis sei hier berichtet, daß ein beim elften Regiment in Breslau eingestellter, des Deutschen zwar nicht mächtiger, aber sonst geweckter und anstelliger Rekrut, der nach etwa vier Wochen unter Begleitung eines Gefreiten an einem Sonntag ausgehen durfte, in dem ersten Schutzmann, den er auf der Straße erblickte, alles Ernstes den Kaiser zu sehen glaubte. Über den Namen unsers Kaisers wird ein polnischer Rekrut nur ausnahmsweise Auskunft geben können.

wie die Blätter mitteilten, weil ihn eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Heimat ergriffen hatte. Natürlich kann ja nun nicht jeder Soldat nach Hause geschickt werden, der Heimweh bekommt. Da würden besonders unmittelbar nach Einstellung der Rekruten die Kasernen bald leer sein. Aber Heimweh kann eine wirklich schwere Gemütskrankheit werden. 1870 haben viele Soldaten daran gelitten, die sonst durchaus — auch vor dem Feinde — ihre Pflicht gethan hatten, sie waren völlig unbrauchbar zum Dienst geworden; es wäre am besten gewesen, sie nach der Heimat zu beurlauben, was natürlich aus naheliegenden Gründen nicht möglich war. Es waren schwer kranke Leute. Solches Heimweh kommt aber auch im Frieden vor; es wird in vielen Fällen dadurch rege, daß sich die Soldaten sagen: Du kommst jetzt drei Jahre lang nicht wieder nach Hause! Ja, bekommt denn der Mann nicht Urlaub, um einmal nach Hause reisen zu können? O ja, er kann wohl Urlaub bekommen, aber der nützt dem armen Soldaten nichts. Die Heimat sieht er während seiner Dienstzeit nicht wieder, die Entfernung ist zu groß, für den armen Soldaten viel zu groß auch in unsrer Zeit, für die doch eigentlich Entfernungen ein überwundner Standpunkt sind. Mülhausen im Elsaß, eine Garnison, die besonders viel oberschlesischen Ersatz hat, ist in der Luftlinie von der Mitte Oberschlesiens etwa achthundert Kilometer entfernt; die kürzeste fahrbare Straße ist über tausend Kilometer lang, und der Eisenbahnweg, der über Frankfurt am Main—Leipzig—Breslau zu nehmen ist, ist noch viel länger; dem armen Soldaten ist er so gut wie verschlossen. Zwar ist der Fahrpreis für den Soldaten gering bemessen, aber wenn die Entfernung so bedeutend ist, doch immer noch viel zu hoch. Beträgt auch der Preis für eine Militärfahrkarte von Mülhausen im Elsaß nach Oppeln vielleicht nur etwa 20 Mark, so ist das doch für eine Urlaubsreise des Soldaten viel zu viel; er kann solchen Aufwand für eine Fahrt nach der Heimat, besonders da derselbe Betrag nochmals für die Rückreise nach der Garnison zu zahlen ist, nur in den seltensten Fällen machen; denn er muß ja etwa sechs Tage (Hin- und Rückreise gerechnet) unterwegs sein, da ihn nur die Personenzüge mitnehmen. Es ist traurig, daß noch keine Veranstaltung getroffen worden ist, den Soldaten, die in so fernen Garnisonen ihrer Dienstpflicht genügen müssen, die Möglichkeit zu geben, wenigstens einmal als Soldat die Heimat wiederzusehen. Vom militärischen Standpunkte liegt doch kein Bedenken dagegen vor. Im zweiten Dienstjahre können sehr wohl im Winter vierzehn Tage bis drei Wochen Urlaub gewährt werden. Und wie wichtig ist es, daß sich der Soldat einmal in Uniform in der Heimat sehen läßt! Es ist der größte Stolz des Landmanns, wenn er Sonntags mit seinem Jungen „in der Jacke“ zur Kirche gehen kann. Der Junge geht im Helm einher, ist er Gardist oder Grenadier, natürlich mit dem Haarschweif drauf. Selbstverständlich dürfte ein Urlaub von vierzehn Tagen bis drei Wochen nur dann erteilt werden, wenn er den Eltern des Soldaten erwünscht ist und ihre

Verhältnisse so sind, daß der Esser mehr im Hause für sie nicht etwa eine Last ist. In den armen Gegenden im Osten ist die arbeitslose Zeit im Winter, die vom dienstlichen Standpunkt die geeignetste Urlaubszeit ist, durchaus nicht die dazu geeignetste Zeit auch für das Elternhaus des Soldaten. Ob im einzelnen Fall nicht eine Heimreise des Soldaten aus den angedeuteten Gründen besser unterbleibt, wird der Truppenteil durch die Ortsbehörde leicht erfahren können. Aber jedenfalls sollte dem Soldaten als sein gutes Recht der Anspruch zustehen, wenigstens einmal während seiner Dienstzeit, nötigenfalls auf Kosten der Heeresverwaltung, vierzehn Tage lang der Heimat wiedergegeben zu sein. Sicherlich ist nicht etwa Engherzigkeit der Heeresverwaltung, sondern allein die Rücksicht auf das liebe Geld Ursache des Mangels einer derartigen gesetzlichen Bestimmung. Aber gerade hier ist Abhilfe leicht, denn die Eisenbahnen gehören doch zum größten Teil dem Staate. Immer finden sich — besonders in den durchgehenden Zügen — leere Plätze; ja es ist ein viel erörterter Übelstand, daß die Plätze bei den heute herrschenden Einrichtungen zu wenig ausgenutzt werden. Man könnte doch an Zügen, die sonst keine dritte Klasse führen, in der Weihnachtszeit, die für den Urlaub am meisten in Betracht käme, ein paar Wagen dritter Klasse einfügen und die so gewonnenen, der Anzahl nach streng begrenzten Plätze der Militärverwaltung zur Verfügung stellen. Das muß sich bei gutem Willen ermöglichen lassen. Bestimmte, im Verhältnis zu dem Raum, den sie einnehmen, wenig wertvolle Güter, z. B. Dungstoffe, bekommen ausnahmsweise billige Frachtsätze berechnet, da sonst der Transport nicht lohnt. Warum sollte nicht auch ein ganz billiger Frachtsatz für Menschen, die dem Staate dienen, auf Bahnen, die dem Staate gehören, eingerichtet werden können? Der einzelne Regimentskommandeur kann hier natürlich nicht viel thun. Er scheut einen besondern Antrag, wenn er es auch noch so gut mit seinen Soldaten meint und noch so fest überzeugt ist, daß hier eine dringende Notwendigkeit vorliege; bei dem augenblicklichen freilich sehr berechtigten und notwendigen Sparsystem weiß er den Bescheid vorher. Die ihm etwa zur Verfügung stehenden Kantinenersparnisse sind zur Kaisersgeburtstagsfeier und zu andern Zwecken zu notwendig, als daß zu Gunsten eines Teiles der Mannschaften Beihilfen zur Ermöglichung von Urlaubsreisen gewährt werden könnten. Und wenn schließlich ein einzelner Truppenteil den Anfang damit machte, seinen aus großer Ferne stammenden Mannschaften durch genügenden Zuschuß eine einmalige Urlaubsreise zu vermitteln, der nächste Kommandeur denkt vielleicht anders, und die Sache bleibt liegen.

Hier ist offenbar ein Stück Soldatennot. Wer zu ihrer Hebung an zuständiger Stelle — und das ist das Parlament und die Presse — seine Stimme erhebt, der wird sich den Dank vieler Soldaten, Väter, Mütter u. s. w. und nicht zum mindesten der Militärverwaltung selbst erwerben; denn diese wird eine Maßregel, durch die ihr die Mittel in die Hand gegeben werden, einem brennenden Bedürfnis abzuhelfen, mit Freuden begrüßen. Die Erörterung

des Geldpunktes könnte vielleicht dazu führen, an die Militärverwaltung das Ansinnen zu stellen, die ausgehobnen Mannschaften anders als bisher zu verteilen. Sollen die Polen in deutsche Umgebung kommen, gut! Warum müssen sie aber von der äußersten Grenze im Osten nach dem fernsten Westen gebracht werden? Warum können sie nicht in Pommern, Brandenburg, Niederschlesien, Sachsen, Thüringen, Hannover, Hessen untergebracht werden, und die in Mittel- und Westdeutschland dadurch überschüssig werdenden Rekruten in dem ihrer Heimat nicht gar so fernen Reichslande? Dann könnte niemand über Ungerechtigkeit klagen. Der höhere Offizier wird vielleicht erwidern: So kann nur ein Laie urteilen! Das wäre freilich leicht gesagt. Die Notwendigkeit aber zu beweisen, daß die Rekruteneinstellung gerade so und nicht anders eingerichtet werden müsse, dürfte viel schwerer sein.

Einige Übelstände, die die Einstellung des preußischen Ersatzes in die in den westlichen Teilen des Reichs liegenden Truppenteile zur Folge hat, seien hier noch nebenbei erwähnt. Die dem Ackerbau sich widmenden Gebiete im Osten klagen über den Mangel an Arbeitskräften. Der Zug nach dem Westen macht sich der Landwirtschaft schon seit langer Zeit schmerzlich fühlbar. Der im Reichslande dienende Soldat aus dem Osten bemerkt sehr wohl, daß der Arbeiter hier viel besser bezahlt wird als in seiner Heimat. Auch die Lebensweise des gemeinen Mannes ist im Westen viel besser als im Osten. Da läßt sich mancher zum Bleiben verleiten. So verliert der Osten manche Arbeitskraft, die er doch so nötig braucht. Und meistens sind es gerade die intelligentern Leute, die er auf diese Weise einbüßt. Man entgegne nicht, daß es doch immer nur einzelne seien, die in der Garnisonstadt bleiben. Nach Jahren giebt es eine große Zahl. Ein Beispiel dafür ist die Stadt Köslin in Hinterpommern. Dort ist ein Bataillon Infanterie in Garnison. Die Stadt ist von jeher protestantisch gewesen; neuerdings aber ist eine nicht unbedeutende katholische Gemeinde am Ort. Wo kommt sie in dem doch fast rein protestantischen Pommern her? Die Garnison hat sie gebracht. Das Bataillon hatte Ersatz aus katholischer Gegend. Der Ersatz gab Kapitulanten. Natürlich waren es meistens die tüchtigsten Leute. Es wurden Liebschaften angeknüpft, zuweilen folgte die Heirat; meistens gab es Mischehen. Da griff die reiche römische Kirche ein; sie hat ja immer Geld für ihre Gemeinden in der Zerstreuung. Köslin liegt im Sprengel des Fürstbischofs von Breslau. Wozu bezieht denn der die reichen Einkünfte von dem protestantischen Preußen? Er baut in der Diaspora Kirchen. So auch in Köslin. Ein geeigneter Geistlicher erhält die Diasporagemeinde, und sie wächst jedes Jahr. Wie hier, so ist es vielfach auch anderswo, nur daß es nicht so in die Augen fällt, weil die Bevölkerung von jeher konfessionell gemischt war. Sicherlich ist es nicht gut, wenn die an und für sich schon sehr geringe Seßhaftigkeit der Bewohner des Ostens durch den Heeresdienst noch geringer wird und sich jedes Jahr mehr lockert.

Lag das wesentlichste, was wir bisher als Soldatennot bezeichneten, darin, daß das Band, das den Soldaten mit der Heimat verbinden soll, zerrissen wird, so liegt eine weitere Not für ihn darin, daß ihm die Garnison im allgemeinen keinen Ersatz für die Heimat bietet. Natürlich muß in erster Linie der Dienst stehen; denn ihm gehört das Leben des Soldaten. Auch an Entbehrungen muß der Soldat durch den Dienst gewöhnt werden. Im Felde muß er auch die Heimat entbehren; und ihn zum tüchtigen Feldsoldaten heranzubilden muß alles Dienstes letztes und höchstes Ziel sein. Aber auch der Mensch im Soldaten muß doch berücksichtigt werden. Allzu scharf gespannt, platzt der Bogen. Auch der Mensch wird durch zu starke Anspannung seiner Kräfte eher Einbuße an Kraft als Stärkung erfahren. Wo ist für den seiner Dienstpflicht genügenden Bürger das Stück Ruhe und Behaglichkeit, das auch der Arme sein eigen nennt? Diese Ruhe und Behaglichkeit besteht vor allem darin, daß er die Möglichkeit hat, einmal allein und ungestört zu sein. Der Fabrikarbeiter erfreut sich dieses Alleinseins auch dann, wenn er sich — und sei es mit einer Schar von Kindern verschiednen Alters — des Abends fern von seinen Genossen findet, wenn ihn das Geräusch der Menschen, der Ab- und Zugehenden nicht stört. Es liegt viel wahres darin, wenn gesagt wird, ein gut Stück der sozialen Frage sei in der Wohnungsfrage des Arbeiters enthalten. Ist in der Arbeiterwohnung auch nur eine Spur von Behaglichkeit vorhanden, so ist dem unsteten Wesen des Arbeiters, dem Herumtreiben und aller damit verbundnen Gefahr gewehrt. Was hier der allgemeinsten Zustimmung begegnet — sollte nicht für den Soldaten in der Kaserne darin so manches zu wünschen übrig sein? Ist doch das Wort Kaserne an sich schon ein Schrecken! Der Einjährigfreiwillige, der sich nicht gut betragen hat, wird damit bestraft, daß er einige Wochen in der Kaserne wohnen muß! Das sagt genug. So schön sich auch neu erbaute Kasernen nach außen vielfach ausnehmen, im Innern entbehren sie des notwendigsten. Ein Blick in die Tageseinteilung der neu eingestellten Soldaten wird das am besten zeigen.

Zu früher Stunde wird aufgestanden, und es beginnt der Dienst. Gewöhnlich ist die erste Stunde der Instruktion gewidmet. Der weitere Dienst, aus Exerzíren, Turnen, Zielen bestehend, erstreckt sich, vielleicht mit einstündiger Unterbrechung, bis nahe an die Mittagsstunde. Dann wird mit Hast gegessen, denn es gilt „die Lumpen“ zum Nachmittagsdienst wieder in Ordnung zu bringen. Vielleicht ist dieser um vier Uhr beendet; aber dann giebt es noch Putz- und Flickstunde und zum Schluß noch einmal Instruktion. Den jungen Soldaten nimmt das so in Anspruch, er ist so ermüdet, daß er nicht daran denkt, etwa noch einmal auszugehen, um die Kaserne mit ihrem lauten, unruhigen Treiben wenigstens auf kurze Zeit los zu werden. Die Müdigkeit ist zu groß. Aber das wird ja anders nach der Einstellung in die Kompagnie. Zwar giebt es auch da täglich anstrengenden Dienst — und das ist in Ord-

nung —, aber nun giebt es doch auch eher einmal ein paar freie Abendstunden. Wo soll sie aber der Soldat zubringen? In der frischen Luft hat er sich gerade genug bewegt; in den Straßen der Stadt herumzulaufen wird ihm auch nur bei günstigem Wetter behagen und solange ihm die Verhältnisse und die Umgebung noch neu sind. Wohin aber, wenn schlechtes Wetter ist? In die Kneipe! Und Sonntags in den Tingeltangel, auf den Tanzboden u. s. w. Wir messen nicht alle Schuld hieran den Einrichtungen unsrer Kasernen bei, aber doch einen großen Teil. Wo soll sich der Soldat aufhalten, wenn er nicht durch seinen Dienst in Anspruch genommen ist? In der Mannschaftsstube ist kaum Platz für ihn. Die Betten und Schränke füllen sie so aus, daß zu irgend welcher Thätigkeit, die nicht Dienst ist, gar kein Raum vorhanden ist. Der Tisch ist meist von denen in Anspruch genommen, die Kleider und Waffen in Ordnung bringen. Ein Buch zu lesen oder gar einen Brief zu schreiben ist in den meisten Fällen so gut wie unmöglich. Gerade der letzte Umstand aber trägt dazu bei, die Verbindung mit der Heimat zu lockern. Und fest wird sie dann nur selten wieder. Man hat neuerdings sein Augenmerk darauf gerichtet, dem Soldaten guten Lesestoff in die Hand zu geben. Es geschieht viel in dieser Beziehung. Der Berliner Verein zur Verbreitung christlicher Zeitschriften hat Leistungen aufzuweisen, die beispiellos dastehen. Die „Kaisergabe“ wird in zahllosen Exemplaren im Heere verbreitet und sicherlich auch gelesen. Sie und die Mannschaftsbibliothek würden aber erst recht zur Geltung kommen, wenn der Soldat seine knapp zugemessene Zeit wenigstens zum Lesen verwenden könnte. Aber er hat keine Stätte dazu. Damit ist ein großer Notstand berührt. In einer gut eingerichteten Kaserne sollte es nicht an einem Raume fehlen, wo sich der gemeine Soldat als Mensch fühlen könnte. Es müßte eine Art Mannschaftskasino geben und in ihm ein Raum, wo der Soldat ohne Störung lesen und einen Brief schreiben könnte. Nichts aber kennzeichnet die Unzulänglichkeit der jetzigen Verhältnisse so deutlich wie der Umstand, daß der Militärgeistliche, der die vorgeschriebnen Kasernenabendstunden abhalten will, oft zurückgewiesen werden muß, weil kein Raum vorhanden ist, der eine nennenswerte Anzahl der Mannschaften fassen könnte. Oft wird Rat geschafft, indem eine Mannschaftsstube völlig ausgeräumt wird; aber das macht große Schwierigkeiten, denn wohin mit den Betten und Schränken? Es geht oft bei dem besten Willen der Vorgesetzten nicht. Es wird sehr schwer sein, hier Besserung zu schaffen. Aber nicht überall ist es unmöglich, dem Übel zu steuern. Und wo es geschehen kann, müßten es sich auch alle, die mitzusprechen berufen sind, zur Aufgabe machen, für Abstellung der Übelstände zu sorgen.

Wie schmerzlich diese Übelstände empfunden werden, geht daraus hervor, daß neuerdings vielfach mit der Einrichtung von sogenannten Soldatenheimen vorgegangen worden ist. Es scheint, als sei das namentlich von dem gegenwärtigen evangelischen Feldpropst ausgegangen, da namentlich die evan-

gelische Militärgeistlichkeit auf die Einrichtung von Soldatenheimen ihr Augenmerk richtet. In Freiburg in Baden und in Saarburg fing man damit vor einigen Jahren an. Andre Garnisonen folgten. Doch von einem wirklichen durchschlagenden Erfolg ist nichts bekannt geworden. Ja in einzelnen Garnisonen stirbt das Soldatenheim wieder eines langsamen aber sichern Todes. Das war auch vorauszusehen. Denn überall ist das Soldatenheim Privatunternehmen; es hängt ab von dem Wohlwollen des militärischen Vorgesetzten und dem Geschick des Leiters; beide aber sind morgen andre, als sie es heute und gestern waren. Das Soldatenheim kann dem Soldaten, wie ja der Name sagt, sehr wohl eine Art Heimat geben, eine Stätte, wo er sich selbst wiedergegeben ist, wo er sich einmal in erster Linie als Mensch fühlt, wo er ungestört lesen, schreiben oder sich mit Kameraden, die ihm zusagen, unterhalten kann. Aber dazu bedarf es doch einer angemessenen äußern Einrichtung. Am besten gewiß würde nicht ein Raum in der Kaserne, sondern ein Haus nahe bei der Kaserne gewählt. Die Wirtschaft müßte billige Speisen und Getränke liefern und jeden Tag zugänglich sein, der Lese- und Schreibsaal auch ohne daß etwas verzehrt wird. Die freilich nicht ganz zu entbehrende Aufsicht wäre nach Möglichkeit einzuschränken. Nur wenn die Einrichtungen so getroffen werden, daß sich der Soldat wohlfühlt, kann das Soldatenheim bestehen; kränkt es an geringem Besuch und darum an geringem Absatz von Speisen und Getränken, so ist es nicht lebensfähig. Vor allem glaube man nicht, durch pietistisch angehauchte, vielleicht einseitig vom evangelischen Geistlichen eingerichtete und beeinflußte und darum vom katholischen und den katholischen Soldaten mit Mißtrauen betrachtete und gemiedne Soldatenheime, die vielleicht noch dazu räumlich unzulänglich und durch private Wohlthätigkeit billig und schlecht eingerichtet sind, helfen zu können. Damit schadet man nur der Sache; denn ein Mißerfolg macht auf Jahre hinaus jeden neuen Versuch aussichtslos. Gerade in dieser Weise aber ist in den letzten Jahren viel gefehlt worden. Ohne einzelnen gewiß sehr wohlmeinenden Personen zu nahe treten zu wollen, sei nur auf das Saarburger Soldatenheim hingewiesen. Die Notwendigkeit, ein solches zu errichten, lag in dieser lothringischen Garnison dringender vor als anderswo, aber man fing es falsch an; und so ist das Saarburger Soldatenheim, wenn es augenblicklich überhaupt noch lebt, sicherlich nahe am Eingehen. Der Pfarrer, der es ins Leben gerufen hatte, ging in eine andre Stellung und überließ sein nicht lebensfähiges Werk andern Händen, die es beim besten Willen nicht halten konnten. Das Geschrei, das von der Sache in öffentlichen Blättern gemacht wurde, konnte die völlig unzulänglichen Mittel nicht ersetzen. Und wie dort, so ist es anderswo auch. Nur ist das, was in Saarburg geschah, anderswo noch nicht so weit entwickelt, weil eben die Einrichtungen noch nicht Zeit gehabt haben, dahinzusterben. Durchgreifend helfen könnte hier nur die Bewilligung aus-

reichender Geldmittel; aber dazu ist leider bei der augenblicklichen Finanzlage keine Aussicht.

Ein Notstand für den Unteroffizier und den gemeinen Soldaten ist in gewisser Beziehung auch dann vorhanden, wenn er das Unglück hat, krank zu werden. Nicht daß etwa die Einrichtung unsrer Militärlazarette, die Fähigkeit der darin thätigen Ärzte bemängelt werden soll; wenn in letztrer Beziehung noch immer manches bittere Wort im Volke gehört wird, so ist dazu wahrlich keine Berechtigung mehr vorhanden. Gewissenlose Ärzte wird es auch hie und da unter den Militärärzten geben, genau so wie es schlechte Juristen, Lehrer, Geistliche giebt; aber man verallgemeinere nicht, wenn ein einzelner Fall bekannt geworden ist. Ein Punkt aber wird nur zu sehr auch von sonst tüchtigen Ärzten übersehen: nämlich daß der Soldat nicht bloß einen Körper hat, der möglichst bald zur Leistung des Dienstes wieder gesund zu machen ist, sondern auch einen Geist, der Nahrung und Sättigung braucht. Zwar soll die Langeweile des Kranken nach weit verbreiteter Meinung ein günstiges Zeichen der nahenden Genesung sein; aber übertrieben darf sie sich nicht bemerklich machen. Etwas Lektüre sollte jedem Kranken im Lazarett, wenn nicht ganz bestimmte Gründe dagegen sprechen, unter allen Umständen ermöglicht sein. Und in dieser Beziehung spotten die Zustände in unsern größten Lazaretten jeder Beschreibung! Ich bin durch mein Amt oft in die Krankensäle geführt worden, fast ausnahmslos hatten die Soldaten nichts zu lesen. Auf die Frage, wie lange das schon der Fall sei, wurde sehr oft geantwortet: seit mehreren Wochen! Von zuständiger Seite wird hier ohne viel Besinnen erwidert werden: das ist nicht wahr! Aber ebenso bestimmt erwidere ich: es ist buchstäblich wahr! Eine Lazarettbibliothek ist allerdings vorhanden, denn die Friedenssanitätsordnung schreibt sie vor; aber es ist jammervoll, wie arm sie ist. Garnisonlazarette, die durchschnittlich hundert Kranke und mehr aufnehmen müssen, erhalten nicht mehr als dreißig, höchstens fünfzig Mark jährlich aus Staatsmitteln zugewiesen, um ihre Bibliothek zu erhalten und zu vermehren. Es liegt auf der Hand, daß dieser Betrag nicht ausreichen kann, wenn davon einige wenige periodisch erscheinende Blätter bezahlt und das Einbinden der schadhaft gewordnen Bände besorgt werden soll. Die Folge davon ist, daß ängstlich darauf geachtet wird, daß ja kein Buch beschädigt wird. Aber das ist doch nun einmal nicht zu vermeiden; denn das einzige Buch, das vielleicht einmal von einem barmherzigen Stationsunteroffizier oder Lazarettgehilfen einem Kranken gegeben wird, wandert dann von Bett zu Bett; nach acht Tagen sieht es natürlich schlimm aus! Der Lazarettgehilfe, der den Umtausch besorgt, wird vom Inspektor angefahren; die Folge haben die Kranken zu tragen; denn dieser Lazarettgehilfe hat seine Erfahrungen gemacht und sein Grundsatz heißt nun: von mir wird kein Buch wieder in Umlauf gesetzt. Schließlich steht die kleine vorhandne Bibliothek schön geordnet im Schrank,

und nun kann sie auch in Ordnung erhalten werden; die Mittel reichen aus, denn die nicht gelesenen Bände bleiben unbeschädigt. Der Chefarzt sagt sich: die Bibliothek ist in Ordnung! Der revidirende Generalarzt stimmt gern bei, wenn er überhaupt Zeit hat, auf die Bibliothek einen Blick zu werfen. Der Soldat aber leidet Not. Solche Not ist für den, der von vornherein geistig tot war — und solcher giebt es viele — nicht drückend, er fühlt sie gar nicht; aber um so schmerzlicher empfindet sie der, der gewöhnt ist, sich geistig zu beschäftigen. Mannschaftsbibliotheken sind fast allgemein eingeführt, die Kasernen werden mit patriotischen und erbaulichen Tagesblättern fast überschwemmt. Aber in der Kaserne hat der Soldat viel weniger Zeit, sie zu lesen, als in den Lazaretten, wo gewissenhaft dafür gesorgt wird, daß kein Halbgenesener entlassen wird, und wo darum die Gesundenden oft monatelang zubringen. In dieser Zeit bedarf der Soldat geistiger Nahrung; aber er bekommt davon im besten Falle wenig, meist so gut wie nichts. Als Ersatz wird dann von besuchenden Kameraden Hintertreppenlitteratur, zuweilen recht schlüpfrigen Inhalts, gebracht. Der hieraus folgende Schaden ist leicht ersichtlich. Auch hier darf mit Recht von Soldatennot geredet werden, und doch wäre hier mit geringen Mitteln so leicht zu helfen.

Die vorstehenden Ausführungen sind nicht im mindesten aus einer Gesinnung hervorgegangen, die durchaus tadeln will und darum mit Behagen auf kleine Mißstände hinweist und ihnen mehr Wichtigkeit beimißt, als sie haben. Der Verfasser dieser Zeilen hat aus seinen Erfahrungen geschöpft und ist gewiß einer der aufrichtigsten Bewunderer unsers großen Kriegsheers und dessen, was es zu des Vaterlandes Ruhm und Größe gethan hat. Aber der Glanz des Ganzen darf den Blick nicht blenden für kleine Schäden. Es gilt, die Hand zu regen, wo Bessermachen möglich ist. An einigen Stellen ist das leicht möglich. Soldatennot ist in Deutschland eine Not aller. Darum hilft allen, wer hier zur Besserung beiträgt — er dient damit dem Vaterlande.

Die Grenzen des ärztlichen Berufs

Von O. Bähr

Das deutsche Strafgesetzbuch bestimmt: „Wer vorsätzlich einen andern körperlich mißhandelt oder an der Gesundheit schädigt, wird mit Gefängnis oder Geldstrafe bestraft.“ Nun nehmen alltäglich Ärzte und Wundärzte Eingriffe in den menschlichen Körper vor, die sich der äußern Erscheinung nach als Körperverletzungen oder Gesundheitsstörungen darstellen. Gleichwohl fällt es nie-

mandem ein, den Arzt zur Strafe zu ziehen. Zur Erklärung dafür könnte man sagen, diese Eingriffe seien keine Mißhandlung und keine Schädigung der Gesundheit. Aber was heißt „Mißhandlung" und „Schädigung der Gesundheit"? Äußerlich betrachtet erscheinen doch die Eingriffe vielfach als solche. Nicht selten wird ein Kranker durch den Eingriff, den der Arzt vornimmt, nicht besser, sondern schlechter; oder er stirbt gar daran. Dennoch wird der Arzt nicht bestraft. Daß sich also mit jenen zweifelhaften Begriffen die Frage nicht erledigen läßt, liegt auf der Hand. Namentlich aber erweisen sich jene Begriffe als völlig unzureichend, wenn es sich darum handelt, die Grenze zu finden, bis zu der der Arzt mit seinen Eingriffen gehen darf. Über diese Frage hat kürzlich ein Professor des Strafrechts in Basel einen Vortrag veröffentlicht,*) und bei dem allgemeinen Interesse, das diese Frage in Anspruch nimmt, wollen wir hier auf den Inhalt dieses interessanten Schriftchens etwas näher eingehen und einige Betrachtungen daran knüpfen.

Ein früher nie geahnter Aufschwung der ärztlichen Kunst hat dahin geführt, daß in neuerer Zeit Wundärzte immer tiefer eingreifende Operationen an Kranken vornehmen, und Ärzte immer wieder neue Mittel zur Heilung von Kranken in Anwendung bringen. Selbst den Gesunden zieht der Arzt in den Bereich seiner Thätigkeit, sei es, um vorsorgend durch ärztliche Eingriffe für seine Gesundheit zu sorgen, sei es, um aus seinem Körper Mittel zur Heilung Kranker zu entnehmen oder auch um Versuche für die mögliche Behandlung Kranker an ihm zu machen. Worauf gründet sich nun das Recht zu dem allen?

Der Verfasser unsers Schriftchens prüft in dieser Beziehung die bereits von andern aufgestellten Ansichten. Manche wollen die Befugnisse zu solchen ärztlichen Eingriffen lediglich auf die Einwilligung dessen gründen, an dem sie ausgeübt werden. Auch der Verfasser erkennt an, daß eine Operation an einem Kranken allerdings nur mit dessen Einwilligung vollzogen werden dürfe. Als durchgreifenden Grundsatz für die ärztliche Thätigkeit verwirft er aber diesen Gesichtspunkt. Er weist darauf hin, daß man einen solchen, der Selbstmord versucht habe, auch ohne seine Einwilligung ärztlich behandle; daß ferner der Arzt einem Kranken auch ohne dessen Einwilligung selbst gefahrbringende Arzneimittel eingebe, wenn es die Natur der Krankheit erheische.

Eine andre Ansicht geht davon aus, daß es sittliche Pflicht des Kranken sei, sich Leben und Gesundheit zu erhalten, und daß in dem Umfange dieser Pflicht auch der Arzt das Recht habe, körperliche Eingriffe an dem Kranken vorzunehmen. Auch diesen Gesichtspunkt verwirft der Verfasser, weil man doch nicht jeden ärztlichen Eingriff auf eine sittliche Pflicht, sich ärztlich behandeln zu lassen, zurückführen könne.

*) Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen an Kranken und Gesunden. Von Dr. L. Oppenheim. Basel, Benno Schwabe, 1892.

Eine weitere Ansicht nimmt für das Recht des Arztes zu Eingriffen den ärztlichen Beruf zur Grundlage. Indem der Staat die Ausübung des ärztlichen Berufs billige, berechtige er dadurch den Arzt auch, alle Eingriffe vorzunehmen, die die ärztliche Wissenschaft verlange und gestatte. Auch diesen Gesichtspunkt läßt der Verfasser nicht gelten, weil unter Umständen auch einem Nichtarzte Eingriffe in das körperliche Befinden eines Kranken gestattet seien, wenn sie diesem nur zum Heile gereichen.

Wenn aber alle diese Versuche, das Recht des Arztes zu körperlichen Eingriffen zu erklären, nicht ausreichten, so bleibe nur noch ein Erklärungsmittel. Das sei das Gewohnheitsrecht. Es sei gewohnheitsrechtlich erlaubt, daß für ärztliche Zwecke auch Eingriffe in das körperliche Befinden eines Menschen geübt werden dürften.

Nun geht der Verfasser die einzelnen Verhältnisse durch, unter denen solche Eingriffe üblich seien. Für die Heilung von Kranken stellt er als Regel auf, daß, wenn der Kranke volljährig und geistesgesund sei, Eingriffe der erwähnten Art nur mit seinem Willen geschehen dürfen. Doch müßten Ausnahmen davon gemacht werden. Ein von einem schweren Unglücksfall betroffner, namentlich einer, der sich das Leben zu nehmen versucht habe, könne auch ohne seinen Willen sofort ärztlich behandelt werden. Dagegen erfordre jede Operation, so groß oder so gering sie sei, die Einwilligung des zu operirenden. Lebensgefährliche Operationen dürften überhaupt nur vorgenommen werden, wenn sich kein andres Heilmittel darbiete, wenn dem Kranken die Gefahr des Eingriffs zum Bewußtsein gebracht sei, und wenn bei der Operation alle möglichen Mittel zur Beseitigung der Gefahr getroffen seien. Unter diesen Bedingungen habe der Arzt selbst das Recht zu einem den Tod wahrscheinlich herbeiführenden Eingriffe.

Unter gleichen Bedingungen habe der Arzt auch das Recht zur Anwendung lebensgefährlicher Arzneimittel. Öfter kämen Arzneimittel in Frage, die wissenschaftlich empfohlen, aber doch noch nicht genügend erprobt seien, (wie z. B. das Tuberkulin kurz nach seiner Entdeckung). In einem solchen Falle sei der Arzt berechtigt, das Arzneimittel anzuwenden, wenn es nach glaubwürdiger wissenschaftlicher Forschung als zweckentsprechend betrachtet werden könne. Niemals aber dürfe der Arzt unsittliche Dinge als Heilmittel anwenden. Dies gelte namentlich auch von körperlicher Züchtigung als vermeintlichem Heilmittel.

Eingriffe in das körperliche Wohlbefinden Gesunder zur Heilung von andern Erkrankten kommen heutzutage namentlich vor bei Entnahme von Blut (Transfusion) oder zur Entnahme von Hautstücken (Transplantation). Zu solchen Eingriffen sei der Arzt berechtigt, wenn die betreffende Person ihre Einwilligung gebe, wenn ihr durch den Eingriff kein dauernder Schaden zugefügt werde, und wenn ihre Schädigung durch den Eingriff ein weit geringeres

Übel sei, als das Übel des Kranken, das dadurch geheilt werden solle. Ein Minderjähriger dürfe jedoch nur mit Einwilligung seines Vaters oder Vormundes zu einer solchen Kur benutzt werden.

Zur Linderung von Krankheiten dürfe sich der Arzt Eingriffe in die Gesundheit erlauben, wenn die Schwere und die Gefahr dieser Eingriffe durch die Größe des Leidens, das dadurch gelindert werden solle, überwogen werde. Darnach bestimme sich namentlich die Anwendung von narkotischen Mitteln, Chloroformirung und Morphiumeinspritzungen. Sie seien berechtigt, wenn damit eine Schmerzlinderung oder ein andrer ärztlicher Zweck erreicht werden solle, sonst nicht. Auch zur Erleichterung des Sterbens von unrettbar Kranken dürften solche Mittel angewendet werden. Manche Ärzte seien auch der Ansicht, sie dürften in einem solchen Falle durch große Gaben von Morphium das qualvolle Leben eines Kranken verkürzen und ihm einen schnellen, schmerzlosen Tod bereiten. Der Verfasser mißbilligt das entschieden, meint aber, die bloße Möglichkeit, daß dadurch der Tod beschleunigt werde, dürfe bei schwer Leidenden von der Anwendung narkotischer Mittel nicht abhalten.

Weiter zieht er die Zulässigkeit ärztlicher Eingriffe zur Vorbeugung gegen Krankheiten in Betracht. Dahin gehören die Impfungen, namentlich gegen Pocken und in neuerer Zeit auch gegen Tollwut. Auch solche Eingriffe erklärt er für zulässig, jedoch wo kein gesetzlicher Impfzwang bestehe, nur mit Einwilligung der betreffenden Personen.

Auch Eingriffe zur Beseitigung entstellender körperlicher Mängel dürften natürlich nur mit Einwilligung des davon betroffnen erfolgen. Leichte Eingriffe dieser Art seien stets, schwere dagegen nur dann berechtigt, wenn der zu beseitigende Mangel groß sei, auch der Eingriff regelmäßig nicht zu dauerndem Siechtum oder zum Tode führe.

Von großer Bedeutung ist endlich die Frage, inwieweit der Arzt Menschen zu Experimenten für ärztliche Zwecke gebrauchen darf. Der Verfasser stellt hier als Grundsatz auf, daß nie ein Mensch, weder ein gesunder noch ein kranker, ohne seine Einwilligung zum Gegenstand eines solchen Experiments gemacht werden dürfe. Dies gelte selbst bei unheilbar Kranken und bei einem zum Tode verurteilten. An einem Gesunden dürften auch mit dessen Einwilligung keine Versuche vorgenommen werden, wenn dieser dadurch einer großen Gefahr ausgesetzt würde. Bei unrettbaren Kranken sei es vielleicht nicht geboten, diese Schranken einzuhalten. Der Verfasser zeigt dann an Beispielen, wie Ärzte öfter in dieser Richtung fehlen.

Als Anhang zu seiner Schrift teilt er zwei gerichtliche Urteile mit, die in Fällen ergangen sind, wo Ärzte wegen Überschreitung ihres Berufs angeklagt worden waren.

Der erste Fall hat sich in Basel zugetragen. Um die Wunde einer Frau zu heilen, hatte der Arzt dem fünfzehnjährigen Dienstmädchen der Frau vier-

undzwanzig Stücke Haut aus Armen und Beinen geschnitten. Das Mädchen hatte sich auf Zureden des Arztes dazu verstanden. Ihr am Orte lebender Vater war aber nicht gefragt worden. Als die Hautstücke aus dem linken Arme genommen waren, hatte das Mädchen schon beim rechten Arme nichts mehr davon wissen wollen. Als ihm trotzdem noch aus den beiden Beinen sieben und sechs Stücke Haut weggeschnitten wurden, hat es fortwährend dabei geweint. Das Mädchen ist dann längere Zeit krank gewesen, was der Arzt darauf schiebt, daß es sich nicht genügend geschont habe. Nach der Aussage des Mädchens hat jedoch, nachdem es eine Zeit lang im Bett gelegen, seine Dienstfrau es aufstehn heißen, weil sein Zustand nicht gefährlich sei. Der Arzt ist wegen dieser Behandlung des Mädchens angeklagt worden. Das Basler Gericht hat ihn freigesprochen. Es hat angenommen, daß das Mädchen eingewilligt habe, und daß die Einwilligung seines Vaters nicht nötig gewesen sei, weil der Arzt „in guter Treue angenommen habe und habe annehmen können, daß das Mädchen die erforderliche Einsicht besitze." Der Verfasser tadelt diese Entscheidung, und gewiß mit Recht. Die erforderliche Einsicht, daß die Sache weh thue, besaß das Mädchen wohl. Besaß es aber auch die Einsicht und Willenskraft, dem gestellten Verlangen Widerstand zu leisten? Daß eine so abscheuliche Schinderei (bei der das arme Mädchen nicht einmal narkotisirt wurde) ungestraft hingehen konnte, beweist, daß es auch in der freien Schweiz nicht immer musterhaft hergeht.

Ein andrer Fall wurde von einem deutschen Gerichte entschieden. Eine hysterische Frau, die zu ihrer Heilung in die Nervenheilanstalt eines Arztes geschickt war, bekam öfter Schmerzanfälle, bei denen sie heftig schrie. Der Arzt hatte in solchen Fällen die Frau mehrfach körperlich gezüchtigt, erst mit Ohrfeigen, dann mit einem Stock, endlich sogar mit einer Reitpeitsche, sodaß die Frau blutunterlaufne Striemen davon aufzuweisen hatte. Der angeklagte Arzt verteidigte sich damit, daß dies zu Heilzwecken geschehen sei. Das Gericht verurteilte ihn jedoch zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe. Der Verfasser billigt dieses Urteil, und auch wir halten es für gerecht.

So weit der Inhalt dieses Schriftchens, das sehr geeignet ist, zum Nachdenken anzuregen. Vor allem muß sich der Arzt klar werden über die Grenzen, die er bei seiner Thätigkeit zu wahren hat. Es kann leicht kommen, daß sich ein Arzt im Eifer seines Berufs zu Schritten verleiten läßt, über die er sich vielleicht später Vorwürfe zu machen hat, oder die ihn gar in Berührung mit den Strafgerichten bringen. Das Schriftchen giebt einen sehr guten Überblick über die einschlagenden Verhältnisse. Aber sicherlich erschöpft es nicht die Fälle, die auf diesem zweifelhaften Gebiete liegen. Das erkennt auch der Verfasser selbst an, und er bittet im Vorwort um Mitteilungen, die seine Anschauungen ergänzen und zu einer Erweiterung der Lehre dienen können.

Für den Juristen ist das Schriftchen interessant, weil sich in den dar-

gestellten Verhältnissen ein Gebiet eröffnet, das recht augenscheinlich darthut, wie unzureichend das Gesetz ist, um aus ihm allein das Recht abzuleiten. Dabei kann man nicht einmal von einem Mangel des Gesetzes reden. Keine gesetzgeberische Kraft würde imstande sein, diese Lehre in einer Weise zu ordnen, daß man aus dem Gesetz allein das Recht entnehmen könnte. Es muß eben noch etwas andres hinter dem Gesetze stehn, was den öden Buchstaben mit lebendigem Geiste erfüllt. Was ist aber dieses andre?

Der Verfasser sagt: es ist ein Gewohnheitsrecht. Nun kann man ja sagen, daß es einer allgemeinen Rechtsüberzeugung in unserm Volke entspricht, wenn der Arzt für ärztliche Zwecke je nach Umständen Eingriffe in den menschlichen Gesundheitszustand vornimmt. Insofern kann man also von einem Gewohnheitsrechte reden. Aber dieses Gewohnheitsrecht läßt uns doch wieder völlig im Stich, wenn es gilt, die Grenzen dieser ärztlichen Befugnis zu bestimmen. Denn die Fragen stellen sich fast in jedem Falle anders, und es würde ganz unmöglich sein, für jeden Fall Vorgänge aufzuweisen, aus denen sich das im Volke lebende Rechtsbewußtsein erkennen ließe. Die Wissenschaft muß also noch eine andre Quelle haben, aus der das auf diesem Gebiet anzuwendende Recht zu schöpfen ist. Diese Quelle aber ist — man verzeihe uns, wenn wir kein andres Wort dafür wissen — das Vernünftige. Das, was vernünftig ist, muß die Wissenschaft auf diesem Gebiet als Recht anerkennen.

So bildet auch diese Lehre wieder einen Beweis dafür, daß die Rechtswissenschaft eine Wissenschaft des Vernünftigen ist oder — wenigstens sein sollte.

Denkmäler deutscher Tonkunst

Der Romantik wird es als Verdienst nachgerühmt, daß sie die wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Geschichte, Sprache und Litteratur neu belebt und in die Bahnen gewiesen habe, auf denen sie ihre tief eingreifenden und bewunderten Erfolge erzielt hat. Daß ihr auch zum größten Teile die Begründung der modernen Musikwissenschaft zu verdanken ist, hat man meines Wissens noch nicht hervorgehoben. Was diese zunächst auszeichnet, ist der nationale Zug. Die Arbeiten Forkels und, ein halbes Jahrhundert später, Kiesewetters sind universalhistorischer Art. Forkels „Allgemeine Geschichte der Musik“ reicht bis ins sechzehnte Jahrhundert, beschäftigt sich also mit dem, was man damals alte Musik nannte. Aber ein bahnbrechendes Werk wie Winkelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums“ ist sie nicht geworden. Sie konnte es

schon der Natur des Stoffes nach nicht werden, hätte auch Forkel einen größern Weit- und Scharfblick gehabt, wäre er auch imstande gewesen, einen höhern Ideenflug zu nehmen, als es wirklich der Fall war.

Für die deutsche Musikwissenschaft hat Karl von Winterfeld mit seinem „Evangelischen Kirchengesang" den Grund gelegt. Dem überwältigenden Eindruck, den dies große Werk zuerst machte, und der es anfänglich mit dem Charakter einer höchsten Autorität umkleidete, folgte eine Kritik, die, da sie im ganzen und einzelnen vieles zu beanstanden fand, Gefahr lief, nunmehr in der Unterschätzung zu weit zu gehen. Es ist daher wohl zeitgemäß, die positive Bedeutung der Arbeiten Winterfelds einmal wieder stark zu betonen. In der Durchdringung des Stoffes wird die Forschung weit über ihn hinauskommen und hat ihn bereits nach vielen Richtungen überholt. Die Grundgedanken, die das Ganze beherrschen, haben seine Nachfolger wesentlich einschränken, zum Teil geradezu als unrichtig erkennen müssen. Aber das eine wie das andre kommt auf Rechnung seiner Zeit, der Zustand seiner Quellen sowohl, die er bei riesigem Fleiße doch nicht völlig aus ihrer Verschüttung befreien konnte, als auch die patriotisch-religiöse Romantik, die ihm für gewisse geschichtliche Erscheinungen den Blick trübte. Die persönliche Leistung ist und bleibt bewundernswert. Käme auch einmal eine Zeit — sie ist sicher noch fern —, wo wir über alles, was Winterfeld bietet, besser Bescheid wüßten als er, seine Arbeiten würden dennoch ihren Wert behaupten durch ihr starkes persönliches Gepräge. Es würde sich wieder einmal zeigen, wie es auch bei durchschlagenden wissenschaftlichen Leistungen nur zum Teil die Sache selbst ist, die den Erfolg macht, zum andern Teil die Persönlichkeit des Verfassers und ihre Fähigkeit, die Geister anzuregen und keimkräftigen Samen in sie zu senken. Winterfeld hat dies in einem Maße gethan, das sich jetzt kaum schon abschätzen läßt. Er hat das Gebiet bestimmt, auf dem die deutsche Musikforschung seither vorzugsweise thätig gewesen ist, von dem aus sie sich zu weitern Entdeckungsreisen vorwagte, und wenn auch ein Jahrzehnt später durch Otto Jahn die Arbeit noch von ganz andrer Seite her in Angriff genommen wurde, das Übergewicht blieb doch bei den Forschungen, die von der evangelischen Tonkunst ausgingen.

Der Trieb, ältere geistliche Musik wieder auszugraben, hatte sich schon Jahrzehnte vor Winterfelds Auftreten in Deutschland geregt. Es war derselbe Trieb, der die Dichter und Litteraturforscher zu den Gedichten des Mittelalters zurückführte. So sehr laufen diese Bestrebungen parallel, daß man von mittelalterlicher Musik sprach, wenn man Kompositionen des sechzehnten Jahrhunderts meinte, und die aus dem Mittelalter geholten romantischen Stimmungen auf sie übertrug, obschon kaum eine ihrer Voraussetzungen für diese Kompositionen mehr zutraf. Im achtzehnten Jahrhundert ist von einem Zurückgreifen auf die Musik der Vorzeit bei uns kaum etwas zu bemerken.

Kirnbergers Ausgabe der Haßlerschen Psalmen und christlichen Gesänge (1777) ist eine vereinzelte Erscheinung, die nicht in der Stimmung der Zeit, sondern in der Laune der Prinzessin Amalie von Preußen ihren Grund hatte. Erst nach den Befreiungskriegen äußert sich das Bedürfnis stärker, die Tonkunst der Väter würdigen zu lernen. Es erscheinen Sammlungen älterer Musik mit geschichtlichen Notizen über ihre Verfasser. Unter den ersten, die solche veranstalten, befindet sich die Akademie der Künste zu Berlin, und auch die Fortsetzung dieser Bestrebungen hat immer in Berlin und in der preußischen Regierung einen ihrer festesten Stützpunkte gehabt. 1835 machte Rochlitz mit einem dreibändigen Sammelwerke einen Versuch in größerm Maßstabe, die Schätze der Vergangenheit zurückzugewinnen, und wenn uns dieser auch jetzt sehr mangelhaft erscheint, so beweist er doch, daß die Strömung zur Vergangenheit hin stärker zu werden anfing. Getragen von ihr, ist Winterfeld groß geworden. Seine ersten Arbeiten über Palestrina und Giovanni Gabrieli verraten die katholisirenden Neigungen unsrer Romantiker. In seinem Hauptwerke treten sie nicht mehr hervor, während die gründlichen und für damalige Anschauungen unerhört umfassenden Studien, die Winterfeld namentlich für Gabrieli gemacht hatte, auch der Darstellung des evangelischen Kirchengesangs sehr zu gute kamen. Aus welchem Geiste übrigens auch diese geboren war, beweist die Widmung an den Romantiker auf dem Throne, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Mehr als ein halbes tausend Tonstücke des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hat Winterfeld dem Werke über den evangelischen Kirchengesang beigegeben. Fast alle waren für seine Zeit etwas neues und von ihm zuerst aus den Quellen geschöpftes. Dem Zwecke seiner Arbeit gemäß konnten sie natürlich nur als Beweisstücke gelten für die Eigentümlichkeit der betreffenden Komponisten; diese oder auch nur einen unter ihnen in seinen Werken vollständig wieder hervortreten zu lassen, war Winterfelds Aufgabe nicht. Wohl aber hat er zu solchen Unternehmungen angeregt. G. W. Teschner würde nicht auf den Gedanken gekommen sein, Johannes Eccards Preußische Festlieder und Geistliche Lieder 1858 und 1860 vollständig in Partitur herauszugeben, wenn Winterfeld nicht den Komponisten gleichsam neu entdeckt und in seiner zarten Schönheit dem Herzen des deutschen Volks wieder nahe gebracht hätte.

Aber noch ehe diese Veröffentlichung gemacht wurde, war ein andres Unternehmen begründet worden, das an musikwissenschaftlicher Bedeutung den Arbeiten Winterfelds wenigstens gleichkommen sollte. 1850 entstand in Leipzig die Bach-Gesellschaft. Der Todestag Johann Sebastian Bachs sollte nicht zum hundertstenmale wiedergekehrt sein, ohne zu einer Gesamtausgabe seiner bis dahin größtenteils unbekannt gebliebnen Werke Veranlassung gegeben zu haben. Einem der größten und tiefsten deutschen Meister in seinen Werken

ein Denkmal zu errichten, war die Absicht der Bach-Gesellschaft. Sie hat diese Absicht ausgeführt; nur noch wenige Schlußsteine fehlen heute zur Vollendung dieses ältesten und vielleicht folgenreichsten „Denkmals deutscher Tonkunst." Daß man um die Mitte des Jahrhunderts hoffen durfte, eine Aufgabe zu bewältigen, deren Umfang sich am Beginn noch gar nicht übersehen ließ, und die auch ihrem Gedanken nach in Deutschland etwas ganz neues war, hat wieder seinen Grund in der durch die Romantik im geistigen Leben bewirkten Strömung, die auf musikalischem Gebiete länger als irgendwo anders im Zuge blieb. Zwar die richtige Wertschätzung der Musik Sebastian Bachs hat nicht erst mit ihr begonnen. Am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir sie aufdämmern und am Beginn des unsrigen rasch zunehmen. In der deutsch-patriotischen Gesinnung hatte sie ihre Wurzeln geschlagen, mit dem mehr und mehr sich hebenden Nationalgefühl erstarkte sie. Forkels beste und fruchtbarste Arbeit ist nicht seine große Geschichte der Musik, sondern die kleine Schrift „Über Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke" (1802). Gleicht er mit jener seinem Göttinger Kollegen Gatterer, so läßt er sich in dieser etwa neben Justus Möser stellen. Wenn man die allgemeine Schwunglosigkeit seiner Natur bedenkt, und damit die Frische und Begeisterung vergleicht, die aus der Vorrede dieser Schrift über Bach spricht, so hat man einen Gradmesser für die verjüngende Kraft, die das neu erwachte Nationalgefühl auch den trocknen Geistern zuführte. Die Schrift war zunächst bestimmt, der durch Hoffmeister und Kühnel in Leipzig vorbereiteten Ausgabe der Orgel- und Klavierwerke Bachs den Boden zu bereiten, die ein verdienstvoller Vorgänger der monumentalen Gesamtausgabe geworden ist und sich auf ihrem beschränktern Gebiete neben dieser auch heute noch behauptet. Aber um den Gedanken zu stützen, die ganze ungeheure Hinterlassenschaft Bachs, namentlich auch seine kirchlichen Gesangwerke der Welt darzubieten, dazu wäre vor neunzig Jahren bei uns das Interesse noch nicht stark genug gewesen. Erst als von Berlin aus und durch Mendelssohns mutige That die Wunderwelt der Passionsmusiken vor allem Volke aufgethan wurde, als sich in Schumanns Werken ein verwandter, an Bach genährter Genius offenbarte, war die Zeit gekommen. Die Häupter der jüngern Romantiker in der Musik haben sie herbeigeführt. Schumann war einer der Fünfmänner, von denen die erste öffentliche Anregung zu der Gesamtausgabe Bachs ausging. Unter den Gründern der Bach-Gesellschaft fehlte auch Winterfeld nicht.

Eine bedeutende That erstreckt ihre Wirkungen meist über das Gebiet hinaus, dem sie zunächst zu gute kommen sollte. Der Bachausgabe folgte neun Jahre später aus gleicher Veranlassung das Unternehmen einer Gesamtausgabe der Werke Händels: 1759 war Händel gestorben. 1885 wurde dann auch mit der Herausgabe der sämtlichen Werke von Heinrich Schütz begonnen; Schütz war 1685 geboren. Wie die Ausgabe Bachs, stehen auch diese beiden

heute unmittelbar vor ihrer Vollendung. So werden binnen kurzem drei Denkmäler errichtet sein, wie sie bisher nur das deutsche Volk hat zu stande bringen können. England hat zweimal einen Anlauf genommen, Händels Kompositionen zu veröffentlichen; beidemal ist es auf kurzer Wegstrecke stecken geblieben. In Sachen Händels von uns außer Kurs gesetzt, warf es sich auf den größten national-englischen Komponisten, Henry Purcell: 1878 erschien ein erster Band seiner Werke, und in fünfzehn Jahren hat man es glücklich bis auf drei gebracht. Die Franzosen, die auf unsern Gluck ein ähnliches Recht zu haben glauben, wie die Engländer auf unsern Händel, haben es mit einer Ausgabe Gluckscher Opern versucht: nur vier sind seit 1873 erschienen. In dem reichen Belgien gelingt es nicht, die Veröffentlichung der Werke Grétrys in gleichmäßigem Fortgang zu erhalten. Italien hat seinen Palestrina Deutschland überlassen müssen; Alfieris Publikationen aus den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts führten nicht zum Ziele, die Anregung aber, die in eben dieser Zeit König Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen gab, hat sich wirksam genug erwiesen, das Unternehmen in Deutschland, wenn auch nach manchen Unterbrechungen, siegreich durchzuführen. Auch Gesamtausgaben der Werke Mozarts, Beethovens und jüngerer Meister sind in Deutschland zu stande gebracht worden. Weil aber diese Werke in der Gegenwart noch ohne Unterbrechung weiterwirken, so sind Zweck und Bedeutung dieser Ausgaben nicht ganz dieselben.

Zelter sagt: „Bach ist eine Erscheinung Gottes, klar, doch unerklärbar. Er ist wie der Äther: allgegenwärtig, aber unergreiflich" — Worte, die sich immer aufs neue bewahrheiten, und in weit größerer Ausdehnung, als Zelter je geahnt haben mag. Bach, der bald nach seinem Tode vergessen schien, hat seit einem halben Jahrhundert einen Eroberungszug durch die Welt angetreten. Unwiderstehlich sieghaft dringt er überall vor, keine Schranke der Nationalität, der Konfession, des traditionellen musikalischen Geschmacks kann ihn dauernd aufhalten. In England ist er zu einer Macht geworden, die Händels anderthalbhundertjährige Suprematie ernstlich bedroht. Der Italiener ist längst in Bachs Klaviermusik heimisch und lernt mehr und mehr auch seine Kirchenkantaten begreifen und bewundern. Bach ist jetzt nächst Beethoven der verbreitetste deutsche Komponist. Daß hierzu die Gesamtausgabe seiner Werke sehr viel beigetragen hat, steht außer Zweifel, und welchen Einfluß seine Musik auf die weitere Entwicklung der Tonkunst aller Kulturvölker üben wird, ist gar nicht zu sagen. Den deutschen Herausgebern aber hatte Bach mit der Behandlung seiner handschriftlichen (und spärlichen gedruckten) Hinterlassenschaft eine neue Aufgabe gestellt, durch deren Lösung die Gewinnung einer festen Methode musikwissenschaftlicher Kritik angebahnt wurde. Die Kunst der Diplomatik, bisher nur an geschichtlichen und litterarischen Urkunden geübt, galt es auf ein neues Objekt anzuwenden. Die erste Vorbedingung zur Wiederbelebung

alter Musik haben wir zuerst an Bach erfüllen gelernt. Da es ein Hauptzweck der modernen Musikwissenschaft ist, an dieser Wiederbelebung zu arbeiten, kann man sagen, daß Bach eine ihrer wichtigsten Grundlagen bilde.

Andrerseits konnte nun bei Bach, Händel und Schütz der Welt zum erstenmale ganz augenscheinlich gemacht werden, wie unerläßlich für das geschichtliche Verständnis einer zurückliegenden künstlerischen Persönlichkeit die genaue und vollständige Kenntnis aller ihrer Werke ist. Das klingt so selbstverständlich, daß man Anstand nehmen möchte, es auszusprechen. Aber in Wirklichkeit glaubten die meisten ohne diese Kenntnis fertig werden zu können. Die ganze Musikgeschichtschreibung unsers Jahrhunderts krankt an diesem Grundübel. Forkel, Burney, Hawkins, der Padre Martini, diese Historiker des vorigen Jahrhunderts strebten doch nach Vollständigkeit und wollten schließlich nicht mehr gegeben haben, als sie hatten. Ihre Nachfahren aber — den einzigen Fétis und für einige Gebiete auch Kiesewetter ausgenommen — arbeiteten mit überlieferten, ungeprüften Meinungen, denen sie zerstreute und unmethodisch erworbne eigne Kenntnisse beimischten. Auch den reichbegabten Ambros trifft dieser Vorwurf; gerade er, der für das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert so manche langvererbte Irrtümer endgiltig beseitigt hat, hätte sehen müssen, daß eine allgemeine Musikgeschichte so lange nicht geschrieben werden kann, als man die Thaten der Männer nicht kennt, die die Geschichte gemacht haben. Liegen diese erst klar und vollständig vor Augen, dann lösen sich die irrigen Ansichten über sie von selbst in nichts auf. Wenn die Anschauungen über die genannten drei großen Meister jetzt wesentlich anders geworden sind, als zu Winterfelds Zeit, so ist das hauptsächlich den Gesamtausgaben ihrer Werke zu verdanken. Ist durch sie ein fester Grund für die Forschung gewonnen, so können von ihm aus auch die angrenzenden Gebiete ohne erheblichere Gefahr betreten werden; die Darstellung der einzelnen Persönlichkeit wächst sich aus in die ihrer Umgebung, Zeit und Vorzeit: das Licht, an einem Punkte hell entzündet, wirft seinen Schein in das ringsum lagernde Dunkel.

Wie hoch die Schätze vergangner deutscher Tonkunst überall aufgestapelt liegen, ist uns auf diese Weise erst deutlich zum Bewußtsein gekommen. Bachs und Händels Schöpfungen sind wie zwei hohe Berge, von denen das Auge gewahr werden konnte, wie weit, reich und blühend rings die Welt war. Sich wieder in den Besitz dessen setzen, was doch uns gehört und nur im Überfluß der Gegenwart leichtherzig vernachlässigt und vergessen worden war, erschien nicht nur als natürlicher Wunsch, sondern als nationale Pflicht. Hie und da wurde Hand angelegt. Es erschienen Dietrich Buxtehudes gesammelte Orgelwerke (1876), Haßlers „Lustgarten" deutscher mehrstimmiger Gesänge, Sammlungen von Liedern Ludwig Senfls, Heinrich Finks und andres. Aber der ungeheuern Stoffmenge gegenüber bedeuteten diese Förderungen wenig. Um etwas zu schaffen, was zu der Größe der Aufgabe nicht in allzu starkem

Mißverhältnis steht, war ein weit ausschauendes, auf das Zusammenwirken vieler Kräfte gegründetes Unternehmen eine Notwendigkeit. Ein solches ist nun im vergangnen Jahre in Anregung gebracht worden. Die preußische Regierung, die die Ausgaben der Werke Bachs und Händels unterstützt, die Schützausgabe durch ihre kräftige Teilnahme überhaupt erst ermöglicht hat, berief eine Kommission von Künstlern und Gelehrten, ließ einen Organisationsplan entwerfen und das vorläufig in Angriff zu nehmende Gebiet abstecken, versicherte sich der thätigen Mitwirkung der Verlagshandlung Breitkopf und Härtel in Leipzig und gab einen Probeband von Denkmälern deutscher Tonkunst heraus. Sie hat dies gethan in dem Vertrauen, bei ihrem Vorangehen von den übrigen deutschen Regierungen, von den deutschen Fürsten, den Musikvereinen, den Künstlern und Gelehrten, überhaupt allen, die imstande sind, ihr Interesse an nationaler Kunst zu bethätigen, nicht im Stiche gelassen zu werden. Dies Vertrauen wird sie hoffentlich nicht täuschen. Deutsche Komponisten des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sind es, deren Werke in möglichster Vollständigkeit veröffentlicht werden sollen. Gluck und Haydn bleiben ausgeschlossen; nachdem die größten, sie zeitlich umgrenzenden Meister vollständig haben herausgegeben werden können, werden sich Mittel und Wege finden, auch diese beiden in gleicher Weise durch selbständige Unternehmungen zu ehren. Auch sonst haben Beschränkungen stattfinden müssen, um über das zu bearbeitende Material eine vorläufige Übersicht zu gewinnen. Sie werden fallen, je mehr die Arbeit fortschreiten kann. Wenn bis zu drei Foliobänden im Jahre veröffentlicht werden, wird in fünfzehn bis zwanzig Jahren so viel geschafft sein, daß die höher gelegnen Gebiete deutscher Tonkunst wieder im Sonnenlichte allgemeiner Zugänglichkeit daliegen.

In weiten Kreisen der gebildeten Welt fehlt heute noch jede Vorstellung davon, wie reich an genialen schöpferischen Kräften die ältere deutsche Musik gewesen ist, wie hoch seit dem Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts die Stellung, die Deutschland unter den europäischen Völkern auf allen Gebieten der Tonkunst ohne Unterbrechung eingenommen hat, selbst in jener Zeit des Elends, die dem dreißigjährigen Kriege folgte. Kommt auf die großen deutschen Komponisten der Vergangenheit die Rede, so denkt man zunächst immer noch an Haydn, Mozart und Beethoven. Daß Händel und Bach unter sie einzubeziehen sind, daran hat man sich wohl allmählich gewöhnt. Aber in der allgemeinen Anschauung ragen sie auf wie Berge aus der Wüste. Nur ganz wenige haben Kenntnis von dem, was um sie her besteht, obschon die gewöhnlichste geschichtliche Erfahrung sagen müßte, daß diese Männer zu ihrer riesigen Größe nicht haben aufwachsen können, ohne daß mächtige Kräfte vor und neben ihnen thätig gewesen sind, die ihnen zu dieser Größe verhalfen. Der Griff um ein Jahrhundert weiter zurück zu Heinrich Schütz erschien der

Mehrzahl unsrer Musiker als eine antiquarische Thorheit, die sie nichts angehe, und wurde von vorsichtiger urteilenden wenigstens mit zweifelnder Verwundrung angesehen. Dennoch beginnt schon jetzt, kaum acht Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, eine andre Meinung sich langsam geltend zu machen. An das seltsam Fremdartige dieser Musik gewöhnt sich unsre Zeit am leichtesten, wo es, wie in den Motetten, in Formen hervortritt, die auch der Gegenwart noch einigermaßen geläufig sind. Daß Schützens evangelische Historien, Psalmen, geistliche Konzerte und andres sofort bereitwillig hingenommen oder gar mit Lust gesucht werden sollten, ist nicht zu erwarten; wir haben den Zusammenhang mit den Formen verloren, in denen sie erscheinen. Diesen wiederherzustellen ist nichts förderlicher, als wenn gezeigt wird, wie ein ganzes Jahrhundert in solchen und ähnlichen Formen musikalisch dachte, wie Schütz zwar unter den Zeitgenossen der größte war, aber doch mit ihnen an demselben Strange zog. Dann sondert sich von selbst das Typische vom Individuellen, jenes wird am leichtesten begriffen und auf der so gewonnenen Grundlage allmählich auch dieses verständlich und endlich vertraut. So setzt Schütz die Bekanntschaft mit Andreas Hammerschmidt, mit Johann Hermann Schein und Samuel Scheidt voraus, von denen wenigstens die beiden letzten der Stolz ihrer Zeit waren und nach einigen Geschlechtern auch wieder unser Stolz sein können. Wenn es in der Kunstgeschichte Erscheinungen giebt, denen eine überragende Größe einmütig zugestanden wird, so folgt daraus nicht, daß minder große Künstler für die Nachwelt entbehrlich wären. Mit gleichem Rechte könnte man um weniger höchsten Berge willen auf die ganze übrige Alpenwelt verzichten. War Sebastian Bach der gewaltigste Orgelkomponist der Welt, so lebten doch vor ihm Männer, deren Eigentümlichkeit und Bedeutung sein Übergewicht erträgt, ohne unter ihm zusammenzubrechen. Seit zwanzig Jahren erst weiß man wieder, wer Dietrich Buxtehude war, und wer möchte diesen wahrhaft genialen Mann jetzt neben Bach entbehren? Aber nicht nur er, sondern viele seiner nordwestdeutschen Landsgenossen, nicht minder die thüringischen und fränkischen Orgelmeister bis zurück zu Scheidt und seiner Tabulatura nova haben unvergängliches geschaffen; sie sprechen nur gleichsam ein altertümliches Deutsch, an das man sich aber leicht gewöhnt. Zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs besaßen wir an Johann Jakob Froberger einen nicht nur im Vaterlande, sondern auch in Italien, Frankreich und England berühmten Klaviermeister, dessen beste Werke ihre erste Veröffentlichung noch erwarten. Die Klavierkompositionen Johann Kriegers und Johann Kuhnaus, unmittelbar an die Zeit Sebastian Bachs angrenzend, sind von einer Anmut, Originalität und Gediegenheit, daß sie den Ansprüchen jeder Zeit genügen. Bedeutende Orchesterkomponisten hat das weit ausgebreitete Geschlecht Bachs hervorgebracht; seinen Sohn Emanuel fängt man schon jetzt an zu den Klassikern zu rechnen, obwohl die Welt nur den kleinsten Teil

seiner Klavierwerke kennt, von seinen übrigen Instrumentalschöpfungen gar nicht zu reden. Der größte deutsche Komponist aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, Hans Leo Haßler, der selbst vor Palestrina und Gabrieli nicht zurückzutreten braucht, ist heute nur in Bruchstücken bekannt, die kaum den dritten Teil seines hinterlassenen Lebenswerkes ausmachen. So könnte ich noch Seiten lang fortfahren, ohne wichtige andre Gebiete, wie das begleitete Lied und die Oper, auch nur zu streifen.

Wenn ein neues großes Unternehmen begonnen werden soll, so hat man nicht nur auf die gute Absicht zu sehen, auf den Fleiß und die Opferwilligkeit der Unternehmer, sondern auch darnach wird zu fragen sein, ob die geistige Schulung und Reife, ob die Ein- und Umsicht vorhanden ist, das Werk zweckentsprechend durchzuführen. Auf die Schultern eines einzelnen darf man eine solche Aufgabe nicht laden. Die Durcharbeitung und Veröffentlichung eines Komponisten kann allenfalls von einem geleistet werden: bei Händel und Schütz ist es geschehen, bei Bach wenigstens annähernd. Es kann aber selbst in diesem Falle der äußere Umfang des Stoffs so gewaltig sein, daß nur ausnahmsweise die Kraft und Lebensdauer eines Mannes ausreicht, ihn zu bewältigen. Wenn Friedrich Chrysander demnächst seine Händelausgabe mit dem hundertsten Foliobande abschließen wird, so ist ein Lebenswerk vollbracht, vor dem sich die Welt bewundernd zu neigen hat. Aber das Rüstzeug des Herausgebers ist doch dem einen Künstler gegenüber beschränkter, durch seine Zeit und Persönlichkeit hauptsächlich bedingt und kann unter normalen Verhältnissen ohne Schwierigkeiten erworben werden. Ein Unternehmen wie die „Denkmäler deutscher Tonkunst" kann nur durch das Zusammenwirken vieler gedeihen. Sind diese vorhanden, oder werden sie es sein, wenn das Werk in Fluß kommt, und sich immer größere Anforderungen an Arbeitskräfte erheben?

Die Frage setzt die Beantwortung einer andern voraus: wie ist der heutige Stand der Musikwissenschaft? Daß ein Arbeitsfeld, wie das hier neu aufzuthuende, nicht von Künstlern, sondern von Gelehrten bestellt werden muß, das dürfte wohl niemand ernstlich abstreiten. Je mehr der Künstler ist, was er sein soll: Selbstschöpfer, desto befangner wird er den Schöpfungen andrer gegenüberstehen, desto schwerer wird er sich in die abweichenden Kunstanschauungen vergangner Perioden einleben. In frühern Zeiten finden wir zuweilen Kunst und Wissenschaft scheinbar in einer Person vereinigt. Aber damals war Musikwissenschaft fast gleichbedeutend mit Musiktheorie, und diese gehört mit ihrer einen Seite der praktischen Musik zu. Männer, die auf das Gebiet der Geschichte und Urkundenwissenschaft übergriffen, waren selten. Aber wie sie sich auch bethätigten, die Erfolge als Gelehrte haben sie stets an ihrem Künstlertum gebüßt. Zarlino wäre nicht der große Theoretiker geworden, Mattheson nicht der einflußreiche Schriftsteller, wenn beide auch geniale Kom-

positionen hätten schaffen können. Jetzt, wo Aufgaben ihre Lösung fordern, von denen frühere Jahrhunderte nichts wußten, ist die Unmöglichkeit einer solchen Doppelthätigkeit klar geworden, und je reinlicher sich die Gebiete von einander scheiden, desto besser wird es für ihre Pflege sein, hüben wie drüben. Was der Musikgelehrte von der Kunst nötig hat, ist Einsicht in ihre Technik und die Gabe künstlerischer Nachempfindung. Durch praktische Übungen muß die eine erworben, die andre entwickelt und verfeinert werden. Aber sie sollen nicht dem Können dienen, sondern Mittel zum Wissen werden, und dieses Ziel setzt ihnen Grenze und Maß. Dagegen wird sich der Musikgelehrte auf historisch-philologischem, mathematisch-physikalischem, physiologisch-psychologischem Gebiete keinen Anforderungen entziehen dürfen, die die moderne Wissenschaft an jeden ihrer Jünger stellt.

Vor zehn Jahren habe ich einmal in diesen Blättern, gelegentlich eines kritischen Versuchs über C. F. Pohls Haydnbiographie, auf verschiedne Umstände hingewiesen, die der Entwicklung der Musikwissenschaft bis dahin im Wege gestanden hatten.*) Wer selbst mitten in einer Bewegung steht, kann über ihre Richtung und Stärke kaum ein unbefangnes Urteil haben. Dennoch täusche ich mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß seitdem manches anders geworden ist. Eine größere Anzahl jüngerer Männer hat sich an die Arbeit gemacht, geleitet von der Überzeugung, daß die Musikwissenschaft als eine selbständige Disziplin zu betrachten sei, die nicht mehr als Liebhaberei nebenher getrieben werden könne, sondern ihrer eignen, mit Ernst und Ausschließlichkeit zu besorgenden Pflege bedürfe. In weitere Kreise verbreitet sich die Einsicht, daß, wie das Objekt der Musikwissenschaft ein besondres ist, so auch sie selbst eine besondre Methode und eigentümliche Arbeitsmittel besitzt, und um diese richtig anzuwenden auch eine eigne Schulung voraussetzt, die so von keiner andern Disziplin geleistet werden kann. Ein planmäßiges, einheitlicheres Vorgehen läßt sich, scheint mir, nicht verkennen. Ich habe hier vor allem die geschichtlichen Bestrebungen im Auge. Die wichtigste Frage für den Historiker sind die Quellen und deren Beschaffenheit. Schriftliche Überlieferungen von wichtigen Ereignissen und Zuständen, Kunstregeln und Lehrsystemen sind Quellen, wie sie in gleicher oder ähnlicher Art auch andern Wissenschaften dienen. Der Musikgeschichte allein eigentümlich sind die Musikinstrumente und die in Tonzeichen fixirt hinterlassenen Kompositionen vergangner Zeiten. Daß sich auch aus jenen eine Fülle wissenschaftlicher Erkenntnis gewinnen läßt, wird durch die auf Sammlung alter Instrumente gerichteten Bestrebungen mit jedem Jahre klarer. Die Hauptquellen aber sind und bleiben die Kunstwerke selbst; daß hierüber jetzt völlige Klarheit herrscht, daß man die Kunstwerke als Urkunden auffaßt und mit allen Mitteln bestrebt sein will, sie ohne Rücksicht

*) Die Abhandlung ist neu gedruckt in meinen sechzehn Aufsätzen „Zur Musik." Berlin, 1892.

auf ästhetischen Genuß vor allem richtig zu lesen und zu deuten, darin sehe ich einen der wichtigsten Fortschritte der jüngsten Zeit. Und wenn sich mit der Erkenntnis dessen, was not thut, auch die Kraft des Vollbringens einzustellen pflegt, so darf man wohl hoffen, daß ein Unternehmen wie die „Denkmäler der Tonkunst" nicht in eine Zeit fallen werde, die ihm nicht gewachsen sei.

Ich sage: man will die Kunstwerke richtig lesen und deuten. Das letzte Wort schließt eine größere Schwierigkeit ein, als mancher mit vergleichendem Hinblick auf Sprachdenkmäler denken mag. Der Musik vollstes Wesen offenbart sich nur in dem sinnlich wahrnehmbaren Klange. Man muß also nicht nur darnach streben, sich vom Gelesenen ein inneres Bild zu machen, sondern es ins klingende Leben umzusetzen. Weil nun aber die Organe und die Art ihrer Verwendung unaufhörlichen Veränderungen unterworfen sind, so stößt man hier auf die größten Hindernisse. Keiner von den Unzähligen, die heute Bachsche Klaviermusik spielen und hören, hört sie so, wie sie sich der Komponist dachte, und wie sie seinen Zeitgenossen offenbar wurde. Denn er schrieb für Kiel- und Tangenten-Klaviere, die unsre Zeit nicht mehr benutzt, die aber im Klangcharakter von unsern Hammerklavieren verschieden waren und daher auch eine ganz verschiedne Seelenstimmung im Hörer hervorriefen. Nicht dem einfachsten vierstimmigen Gesange aus Schützens Zeit können wir mit unsern heutigen Mitteln ohne weiteres genügen, weil die Stimmklassen anders geordnet waren und für den Gesang in der Alltage Männerstimmen von jetzt ungebräuchlich gewordner Schulung verwendet wurden. Wenn Buxtehude auf seiner Marienorgel in Lübeck den E-dur-Dreiklang anschlug, so wird der schon der ungleich schwebenden Temperatur wegen einen ganz andern Charakter gehabt haben als heute; und wie verschieden waren außerdem nach ihrer Konstruktion und der Mischung unter sich die Orgelregister! Vollends war im siebzehnten Jahrhundert eine Gesangskomposition für Chöre und Einzelstimmen mit Instrumenten bezüglich der Besetzung der einzelnen Stimmen, der Art ihrer Kombination, der Verwendung der klanglich gleichartigen und ungleichartigen Massen etwas von unsern Chorwerken ganz verschiednes. Eine originalgetreue, den Absichten des Komponisten auch im Klange möglichst genau entsprechende Reproduktion herzustellen, bildet also ebenfalls eine Aufgabe musikalischer Urkundenforschung, eine Aufgabe, an der zugleich aufs deutlichste erkannt werden kann, wie eignen und teilweise unvergleichbaren Wesens die Musikwissenschaft ist.

Indem jede Art der Reproduktion zugleich eine gewisse schöpferische Thätigkeit in sich schließt, scheint diese notwendige Konsequenz musikwissenschaftlicher Arbeit schon in das Gebiet des Künstlers hinüberzuführen. Daß die Grenzen auf beiden Seiten genau erkannt und streng beachtet werden, ist für das Gedeihen der Sache notwendig. Doch wird es dem Gelehrten auf allen Gebieten gestattet sein, die Ergebnisse seiner Arbeit nicht nur als Selbstzweck zu be-

trachten. Ohne Nebenrücksichten soll er der Feststellung der Wahrheit nachgehen. Glaubt er sie gefunden zu haben, so muß ihm der Wunsch unverwehrt sein, sie zum Nutzen der Welt verwendet zu sehen. Es kann eine Reproduktion älterer Musik geben, die nur den Zweck des wissenschaftlichen Experiments hat. Daneben aber auch eine solche, die verloren gegangne Schönheitsideale wieder zu Ehren bringen und dadurch das geistige Leben der Zeit bereichern und erfrischen will. Oft wird es der Fall sein, daß das wissenschaftliche Experiment zur Wiederentdeckung eines solchen Ideals führt, daß der Kunstgelehrte findet, was der Künstler alsdann fruchtbar macht. Und damit treten wir auf die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart, auf der uns die Schätze der Musik unsrer Vorfahren zum vollsten Eigentum wieder zugeführt werden. Es ist notwendig, daß sich der Künstler ihrer bemächtigt und die durch die Kunstwissenschaft zu Tage geförderten Barren ausmünzt.

So ist es geschehen mit Bach und Palestrina, so wird es weiter geschehen mit allem Großen, was die Musikschachte vergangner Jahrhunderte noch für uns bergen. Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. Es gab eine Zeit, da fühlten sich die deutschen Musiker reich genug, von dem zu leben, was sie selber aufbrachten. Dies Selbstgefühl fängt an, wankend zu werden. Aber sie brauchen nicht zu verzagen; im Rücken liegt ihnen ein kostbares Erbe, an das sie sich lehnen können. Noch ahnen sie kaum, wie umfangreich es ist. Die „Denkmäler deutscher Tonkunst" werden helfen, seine Größe offenbar zu machen.

Berlin Philipp Spitta

Proletarierdichter und Proletarierlieder

Proletarier ist ein sehr unamtliches, wenn nicht gar ein unparlamentarisches Wort. Niemand wird von Amts wegen Proletarier genannt. Wenn man unter der „bessern Gesellschaft," die die Sozialdemokraten die „sogenannte" bessere Gesellschaft nennen, eine der beliebten modernen Abstimmungen veranstaltete über die Frage, ob es ein Proletariat gebe oder nicht, es wäre sehr zweifelhaft, ob sich die Mehrheit nicht gegen das Dasein des Proletariats entschiede. Was weiß die bessere Gesellschaft von den Proletariern? Anders wäre es, wenn das Wort mit einem amtlichen Stempel versehen wäre, vor dem natürlich jedermann die gebührende Hochachtung hätte. Vielleicht weckt jedoch das Wort in den Mitgliedern der „Gesellschaft" eine entfernte Erinnerung von der Schulbank her, die wenigstens halbamtlich ist. Dort haben sie bei Gelegenheit im Geschichtsunterricht die sechs Klassen der Verfassung des alten Servius lernen

müssen, vielleicht sogar auswendig lernen müssen, von denen die sechste und zahlreichste wunderbarerweise nur eine einzige Centurie gegenüber hundert und einigen neunzig andern bildete. In diese Klasse kamen alle die gemeinen Leute hinein, die nicht genug „Asse“ hatten, die „dem Staate nur mit ihrer Nachkommenschaft, nicht mit ihrem Vermögen dienten.“ Aber das ist auch fast die einzige passende Gelegenheit, wo das Proletariat in der Weltgeschichte unbedenklich allgemeine Anerkennung findet. Heute hört die „bessere Gesellschaft“ zwar wieder von Klassen und Proletariern, aber heute hat die Sache einen höchst unangenehmen unamtlichen Beigeschmack: die böse Sozialdemokratie hat sich des häßlichen Worts für ihre Parteizwecke bemächtigt, sie redet den Leuten ein, daß sie Proletarier seien, sie ist schuld an dem Wort. Auf ihre Fahne hat sie den Schlachtruf geschrieben, der am Ende des „Kommunistischen Manifests“ stand: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Aber wenn der Sozialdemokratie das fremde Wort gefällt, was geht das die „bessere Gesellschaft,“ die Geldgesellschaft, an? Es geht sie ebenso wenig etwas an, wie daß die Sozialdemokratie sie als „Bourgeoisie“ bezeichnet. Wenn man nach einer anerkannten Gesamtbezeichnung für die große Masse sucht, die ihre „Hände“ und etwas Münze hat, kommt man ebenso sehr in Verlegenheit, als wenn man sich nach einer solchen für die feinen Leute umsieht, die reichliche Mittel und wenig Händearbeit haben, die mit Leib und Seele Kapitalisten sind.

Nun, amtlich oder nicht, es giebt leider so etwas wie ein Proletariat und eine Bourgeoisie. Es giebt sie, obwohl arm und reich vor denselben Gerichten Recht erhalten, und obwohl alle „Staatsbürger“ je einen Stimmzettel bei strengem Verbot selbst von äußern unterscheidenden Merkmalen in die gleiche Wahlurne legen. Es giebt sie, obwohl der heutige Staat weder mit dem Proletariat noch mit der Bourgeoisie eins sein will, weil er ohne beide zusammen nicht leben kann. Er möchte die streitbare Gegnerschaft, in der sie sich gegenüberstehn, am liebsten gänzlich leugnen, weil sie ihm die recht unbequeme und manchmal recht undankbare Rolle des ehrlichen Vermittlers auferlegt. Es giebt eine arme Welt der Entbehrung und eine reiche Welt des Überflusses, die sich beide in vielen Stücken recht schlecht verstehen.

Das Proletariat hat einen Kopf, der sich den Mund nicht verbieten läßt, der redet, schreit und singt. Das Proletariat hat seine Redner, Schreier und Sänger. Das Proletariat hat auch seine Dichter, die ihm seine Lieder machen. Der Kopf — die Sozialdemokratie behauptet, dieser Kopf zu sein — sieht nicht immer schön aus, und die Lieder und Gedichte sind auch nicht durchweg schön. Aber sie sind nicht so schlecht, wie sie von der Gegnerin, der Bourgeoisie, gemacht werden. Man hat das Proletariat so lange sich selber überlassen, daß man sich nun nicht wundern darf, wenn es sich möglichst alles selbst zu schaffen unternimmt, seinen Staat, seine Ideale und seine Kunst. Der Proletarier ist nichts und sucht etwas zu werden. Die Sozialdemokratie

nimmt sich des armen Teufels von Anfänger an und hilft ihm bei seinen Erstlingsversuchen auf die Beine, er hat das Zeug sich zu vervollkommnen und erweist sich gegen seinen Beschützer dankbar, indem er die „Partei" unterstützt. So kommt es, daß die Sozialdemokratie und das Proletariat manchmal fast eins zu sein scheinen, so kommt es, daß sich die Sozialdemokratie zu der dreisten Behauptung versteigt, es sei unter den heutigen Verhältnissen nur eine einzige Art von Volksliedern möglich, nämlich die, die die Empfindungen der nach Befreiung ringenden letzten Klasse, der Proletarierklasse, wiedergeben, mit andern Worten, es seien nur noch sozialdemokratische Volkslieder möglich. Vielleicht haben nicht alle, die dazu berufen waren, genügend ihre Pflicht gethan, ein solches Ergebnis, wenn es uns bevorstehen sollte, zu verhüten.

Die Gedichte von einigen der sozialdemokratischen Genossen, die dichterisch thätig gewesen sind, sind jetzt gesammelt und herausgegeben worden. Es sind vor kurzem fünf Bände, vorläufig fünf, erschienen unter dem stolzen Titel: Deutsche Arbeiter-Dichtung,*) als ob auch Arbeiter und Sozialdemokrat dasselbe wäre. Vielleicht haben es die andern, die wahren Dichter auch versäumt, den „Arbeitern" ihre Lieder zu dichten, sodaß sich die sozialdemokratischen Dichter dieser Aufgabe ohne Mitbewerber unterziehen konnten. Die dichtende Sozialdemokratie hat nicht nur die Vertretung des Proletariats, sondern auch die der Arbeiterklasse übernommen. Man könnte glauben, und viele glauben es wohl schon, die drei, Arbeiter, Proletarier und Sozialdemokrat, seien ganz dasselbe, obwohl nicht nur unter den Arbeitern Proletarier zu finden sind. Es giebt auch „Proletarier im Frack."

Die Ausstattung dieser fünf Bände ist echt sozialdemokratisch. Die Sozialdemokratie kennt unsre an „Sensation" gewöhnte Zeit, sie weiß, wie schwer es hält, Eindruck auf die durch das ewige Zeitungslesen abgestumpften Gemüter zu machen. Darum hat sie auf den Einband ein Bild gemalt, das in ängstlichen Herzen blasse Furcht vor dem Zukunftsstaat erregen könnte. Rot ist die Farbe des sozialdemokratischen Staates, dem angeblich die Zukunft gehört. Welche Farbe der wirkliche Zukunftsstaat, der so gewiß wie die Zukunft selbst ist, haben wird, kann natürlich niemand wissen. Das Bild, die Verkündigung eines roten Staats, zeigt eine aufgehende rote Strahlensonne, auf der die Fasces, das Rutenbündel mit dem Beil, liegen, das alte römische Zeichen der Herrschergewalt, das die Liktoren ihren Obrigkeiten vorantrugen. Auf dem Beil hängt die rote phrygische Mütze, das Zeichen der letzten, der Proletarierklasse! Wird sie jemals an die Herrschaft gelangen, wird die „Diktatur des Proletariats" jemals zur Wahrheit werden? Es ist noch nicht zu spät, uns vor einer solchen Aussicht zu bewahren.

So wenig amtlich vorhanden wie das Proletariat im heutigen Staat,

*) Deutsche Arbeiterdichtung. Eine Auswahl Lieder und Gedichte deutscher Proletarier. Stuttgart 1892, J. H. W. Dietz.

so wenig vorhanden sind die sieben Dichter, die sich uns in diesen Bänden mit den Erzeugnissen ihrer proletarischen Muse vorstellen, in der zünftigen Litteraturgeschichte. Wer kennt ihre Namen, wer weiß etwas von den Schicksalen ihrer Träger? Ihre Namen sind in der Litteratur unbekannt oder werden höchstens, wenn ein Buch recht vollständig zu sein beabsichtigt, in einer abgelegnen Ecke mitgenannt. Die Partei mag ihr Verdienst in Ehren halten, aber das „Publikum," oder was man so nennt, hört und sieht sie kaum. Der eine, und zwar der bedeutendste unter den sieben, hat deshalb sogar darauf verzichtet, seinen Namen auf das Titelblatt zu setzen, er hat sich begnügt, das Vorwort mit den Buchstaben R. L. zu unterzeichnen. Der Gedanke — sagt er — habe ihm nie eine schlaflose Stunde bereitet, ob ihn die zünftige Litteraturgeschichte jemals in irgend einem ihrer vielen Fächer mit mehr als einer bloßen Namensnennung unterbringen werde, er möchte die „Perücken" selbst um dieses magere Vergnügen prellen. Er zeigt damit, daß er ein echtes Kind seiner Zeit ist; denn was ist heute ein Name! Selbst die Namen, die auf dem großen Markte des Gesellschaftslebens lärmend ausgeschrien werden und sich allbekannt machen, wie rasch fallen sie der Vergessenheit anheim! Wie schwer ist es, in einer Zeit, wo das Schwergewicht in der Zahl und in der Masse liegt, als einzelner etwas zu gelten! Überdies ist der namenlose Verfasser ein Proletarier, und ein Proletarier ist ohne Namen, weil er nichts als einer unter vielen ist.

Unbestreitbar sind aber auch die sechs, die sich nennen und von ihren Lebensschicksalen etwas verlauten lassen, echte und rechte Proletarier. In ihren Lebensläufen zeigen sich manche gemeinsame Züge. Sie stammen alle aus dem „Volke," sie haben alle ein Gewerbe gelernt, um sich mit ihrer Hände Arbeit durch die Welt zu schlagen. Sie waren selbst einige von den zahllosen „Händen," die das Riesenräderwerk der modernen Industrie beschäftigt. Ehe sie ans Dichten dachten, waren sie „Arbeiter": Hasenclever war Lohgerber, Frohme Maschinenbauer, Kegel Buchdrucker, Schen Vergolder, Audorf Schlosser und Lepp Cigarrenmacher. Die Verbindung von Dichter und Arbeiter wäre in keiner frühern Zeit möglich gewesen, und fürwahr, das allein genügt, die ganze Bedeutung des vierten Standes zu veranschaulichen. Alle sechs sind Autodidakten und haben das gemeinsam, daß sie einen andern „Beruf" ergriffen haben, aber was für einen? Sie sind berufsmäßige Sozialdemokraten, „Führer" des Proletariats geworden.

Wilhelm Hasenclever, ein Westfale, ist der einzige, der nicht mehr am Leben ist. Aus einem Lohgerber wurde er 1862 Redakteur, dann „Agitator," Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins und Reichstagsabgeordneter. Er starb geisteskrank in einer Heilanstalt zu Schöneberg bei Berlin im Jahre 1889. „Die Berliner Arbeiter — heißt es in seiner Biographie — ehrten ihn, indem sie ihn 15000 Mann stark zu Grabe geleiteten. Sein Bild

hängt heute in tausenden von Hütten." Karl Frohme, ein katholischer Hannoveraner, zog sich als Maschinenbauer eine schwere Verletzung zu, bildete sich während der aufgezwungnen Muße eifrig weiter, war bereits in seinem achtzehnten Jahre Schriftführer des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, redete, agitirte, redigirte und schriftstellerte, ist gegenwärtig Redakteur des „Hamburger Echos" und Reichstagsabgeordneter. Max Kegel, ein Dresdner, der Sohn einer armen Näherin, lernte während seiner Schuljahre und während seiner fünfjährigen Buchdruckerlehre alle Bitterkeiten der tiefsten Armut kennen, unterrichtete sich durch Selbststudium, wurde Mitarbeiter demokratischer Blätter und ist seit Anfang der siebziger Jahre „im Dienste der Sozialdemokratie" journalistisch thätig, gegenwärtig litterarischer Mitarbeiter der bedeutendsten Verlagsbuchhandlung und Mitredakteur des hervorragendsten Witzblattes seiner Partei. Andreas Scheu, ein Wiener, katholisch erzogen, machte eine vierjährige Lehrzeit in der Werkstätte eines Vergolders durch, wo er „Arbeit genug, aber wenig Unterricht" bekam, bildete sich in einer Gewerbeschule fort, wurde in einer Fabrik Zeichner und Modelleur, erhielt ein Stipendium zum Besuche der Pariser Weltausstellung, wurde in den Strudel der Arbeiterbewegung hineingerissen, vernachlässigte seine Geschäfte und widmete sich immer mehr den „Pflichten" des Parteikampfes, wurde Redakteur, wanderte, da er als Sozialdemokrat in Österreich kein Unterkommen mehr fand, nach England aus und ist jetzt Vertreter ausländischer Firmen in London, ohne jedoch im Auslande das Zielen seiner Partei im geringsten untreu geworden zu sein. Der sechste, Jakob Audorf, ist wieder ein Norddeutscher, ein Hamburger, der bekannte, d. h. den Arbeitern als solcher bekannte Verfasser der sogenannten deutschen Arbeitermarseillaise. Es ist ihm ähnlich gegangen wie den vorigen: er besuchte eine Armenschule, arbeitete in der Schmiede und am Schraubstock, erweiterte seine Kenntnisse im Hamburger Arbeiterbildungsverein und trat dann in die „Bewegung" ein. Nachdem er als Geschäftsreisender ganz Rußland kennen gelernt und eine Russin geheiratet hatte, ließ er sich in Hamburg nieder, um sich nur der journalistischen und litterarischen Thätigkeit zu widmen. Eifriger Sozialdemokrat, ist er doch „gut deutsch, ja gut norddeutsch" geblieben. Der Cigarrenmacher Lepp, den wir als siebenten und letzten nannten, ist wirklich von allen der letzte. Er ist der ärmste, ein Hungerleider, der sich selbst „als Proletar in des Wortes verwegenster Bedeutung" bezeichnet. Seine Selbstbiographie entrollt ein trauriges Bild von Proletarierelend mit dem ganzen Selbstbewußtsein des Elends. In einer Proletarierstraße zu Halberstadt ist er in dem Hungerjahre 1847 zur Welt gekommen, auf Lebenszeit „ein Mitglied des skrophulösen Gesindels." Er und so und so viel Geschwister verloren, als er neun Jahre zählte, den Vater; „freudlos war seine Kindheit." Mit seinem „von der Stubenatmosphäre entnervten Körper" mußte er den Kampf ums Dasein „in der großen Hetzjagd der bürgerlichen Gesellschaft" aufnehmen.

Er wurde, was sein Vater gewesen war, und suchte seine Natur „an die Ausdünstungen des feuchten Tabaks, sowie an die mit Tabaksstaub geschwängerte Luft" zu gewöhnen, „Übelkeit und Kopfschmerz verließen ihn nicht mehr." Stets ein höchst mittelmäßiger Arbeiter, kaufte er sich von seinen paar Spargroschen Bücher, las und erwarb sich so, geistig regsam, wie es manche dieser Skrophulösen sind, „das wenige Wissen, das er besitzt." Er fing an zu agitiren, zu schreiben, zu dichten. Er erlaubte sich, eine Familie zu gründen und das Elend fortzupflanzen, Krankheit und Nahrungssorgen waren der Lohn dafür. Ein Augenleiden verwehrte ihm die weitere Ausübung seines Berufs, er sah sich gezwungen, einen Wandergewerbeschein zu lösen. Den Tragkorb auf dem Rücken, einen seiner Knaben vor dem Bauche, schleppt er sich im Schweiße seines Angesichts durch die Dörfer und über die Landstraße, „ein germanischer Zigeuner!" Seine Gedichte aus dieser Zeit sind „so schauerlich, daß er Bedenken trägt, sie der Öffentlichkeit zu übergeben." Wahrscheinlich sind sie „polizeiwidrig" geworden. Wie könnten sie auch anders sein? Statt daß die Gesellschaft einem solchen Enterbten, der mehr als Cigarrenmachen versteht, unter die Arme griffe, stößt sie ihn von sich, sodaß er an Gott und Welt verzweifelt und ihr die paar Zähne zeigt, die er noch hat. Er fand keinen Verleger für seine Reimereien und entschloß sich, sein eigner Verleger zu werden. Einige Arbeiterzeitungen lobten ihn, die „gesamte Presse Deutschlands" schwieg ihn natürlich tot. Die Honoratioren seines Wohnorts holten sich sein Buch „zur Ansicht," damit sie im Kasino davon reden konnten, und brachten es — natürlich — unaufgeschnitten zurück; sie könnten doch, meinten sie, keinen ausgesprochnen Gegner unterstützen, der sie in seinen Gedichten heruntermacht.

Diese Lebensläufe sind nicht minder wichtig und interessant, als die von so manchen Angehörigen der Bourgeoisie, die unsre illustrirten Blätter füllen. Alle diese Dichter sind in gewisser Weise self-made-men, begabte Köpfe, die aus dem Proletariat hinausstrebten und dabei in die Arme der Sozialdemokratie gerieten. Warum sucht die Gesellschaft die wirklich befähigten unter den Proletariern nicht in ihren eignen Dienst zu nehmen und anständig zu belohnen?

Es ist merkwürdig, welchen gewaltigen Eindruck auf diese strebenden Geister die geniale Persönlichkeit Lassalles gemacht hat. Lassalle hat die Hasenclever, Frohme, Kegel, Schen und Lepp aufgeweckt. Das „Lied der deutschen Arbeiter," das Audorf auf ihn gedichtet hat, unter dessen Klängen jetzt die Arbeiterbataillone marschiren, wird nicht ganz richtig „Deutsche Arbeitermarseillaise" genannt; eher könnte es, wenn die Wortendung nicht so undeutsch wäre, Lassallaise heißen, denn sein Refrain lautet:

Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren all:
Der kühnen Bahn nur folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!

Aber, wird man fragen, sind diese Jünger Lassalles, diese Sozialdemokraten wahre und wahrhaftige Dichter? Der dichterische Wert ihrer Verse ist gewiß sehr verschieden. Einige Erstlingsgedichte sind bloße Übungen. Aber viele andre Stücke der Sammlung sind der Form wie dem Inhalt nach durchaus tadellos. Warum sollten auch Arbeiter und Arbeiterführer das Versemachen im Nebenamte nicht ebenso gut verstehen, wie so viele besitzende Dichter, die tagsüber bei den Akten, abends auf dem Helikon verweilten? Es ist aber bezeichnend, daß sich die beiden Welten des Proletariats und der Bourgeoisie nicht einmal auf dem doch, wie man denken sollte, neutralen Gebiete der Kunst vertragen können. Diese Proletarier lehnen, obwohl sie dichten können, den Titel Dichter ab! Lepp verschmäht „den ziemlich anrüchigen Titel," er will ein Volkssänger sein. Er hätte sich freilich nicht mit Anlehnung an Beranger den „deutschen Chansonnier" nennen sollen, denn mit Beranger kann er sich nicht messen. Auf alle Fälle aber sollten die bürgerlichen „Dichter" erkennen, wie nahe die Gefahr liegt, daß sie volksfremd und beim Volke unverstanden werden; der Papierkorb, in den das Volk die ungelesenen Erzeugnisse schleudert, ist riesengroß. Auch der „Namenlose," entschieden der formvollendetste und am tiefsten empfindende unter den Sieben, mag kein „Dichter" sein, er bestreitet entrüstet, „ästhetisch" erzogen worden zu sein.

Es hat kein Dichter dieses Buchs
Den Tonfall ängstlich abgewogen
Beim Wort des Zornes und des Fluchs.

Bürgerliche „Kollegen" haben ihm den Vorwurf gemacht, daß er „allzu eintönig" sei. Aber er weiß darauf zu antworten. Hört ihrs, fragt er die Verächter des Eintönigen, die ihr das Meer von eurer Saison im Seebade kennen müßt,

Hört ihrs nicht im Geiste wieder,
Das Donnern an der Düne Saum,
Das, monoton, wie unsre Lieder,
Euch aufgeschreckt aus süßem Traum?

Und

Eintönig, finster und gewaltig
Sind Zorn und Klage, Haß und Groll.
Stimmt eurer Instrumente Menge,
Gebt ein Konzert, doch glaubet mir:
Ihr kommt unrettbar in die Enge:
Denn Sturm und Brandung bringen wir!

Übrigens ist der Vorwurf der Eintönigkeit gegenüber dem Namenlosen wie gegenüber diesen Proletarierdichtern insgesamt gar nicht gerechtfertigt. Sie wissen auch andre Töne als die dem engen Parteiprogramm entlehnten anzuschlagen. Nur ein eingefleischter Bourgeois kann sich einbilden, daß ein Sozialdemokrat notwendig ein gefühl- und herzloser Mensch sein müsse. Audorf hat

ein warmes Herz für Familie, Freundschaft und Heimat, er ist auch nicht ohne schalkhaften Humor. Wie hamburgisch-gemütlich schließt zum Beispiel seine kleine Betrachtung über das beleidigende Wort „Kerl!" Ja bei dem Namenlosen findet sich sogar ein „patriotisches" Lied: Die Mädchen von Kolberg. Kurz, wenn auch der Grundton proletarisch ist, so fehlt es diesen Gedichten doch weder an Vielseitigkeit noch an Empfindung. Und es ist ein großes Glück, daß es so ist; es wäre schlimm, wenn erst beim Bourgeois der Mensch anfinge, es wäre schlimm, wenn Reich in seinem Buche „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen" ein Recht hätte zu sagen: „Menschen im wahren Sinn sind nur die kunstsinnigen Gebildeten und Besitzenden, nicht die wimmelnden Massen der kunstfeindlichen Barbaren des Proletariats."

Man kann in den fünf Bänden dieser Gedichtsammlung verschiedne Gattungen von Gedichten unterscheiden, die zum Teil nur unter Proletariern möglich sind. Zu den eigentlichen Parteigedichten gesellen sich vor allem solche, die das Leben, Sinnen und Treiben des Proletariers, sei es des gebildeten, der gerade wegen seiner Bildung der wahre Proletarier ist, sei es des arbeitenden und des arbeitslosen behandeln. Hieran schließen sich unter anderm die Mailieder, die Handwerksburschen- und Vagabundenlieder, sowie die — Gefängnislieder, eine sehr neumodische und zeitgemäße Gattung.

Sehen wir uns zunächst einmal den gebildeten Proletarier, wie er uns in diesen Liedern entgegentritt, etwas näher an. Er hat wie alle andern Menschen den Wunsch, glücklich zu sein. Es wäre ihm gewiß nicht schwer, glücklich zu werden, wenn er mit den bescheidensten Verhältnissen noch zufrieden sein könnte. Aber Proletarier und Zufriedenheit sind unverträgliche Begriffe. Der „verdammten Bedürfnislosigkeit" macht er sich nicht schuldig, er will ein „menschenwürdiges Dasein" führen oder keins. Einer der Wünsche, die dem nach Glück begehrenden Proletarier allzu menschlich in den Sinn kommen, ist der nach Liebesglück, nach Familie und nach einem eignen Herd. Aber darf ein solcher Habenichts ein Weib nehmen, kann er es verantworten, Wesen, die er liebt, in sein brotloses Dasein zu verstricken? Eines obrigkeitlichen „Konsenses" bedarf es ja nicht mehr, und ein ungebildeter Arbeiter würde am Ende darauflos heiraten, aber was sagt das Gewissen dem gebildeten und wissenden Mann, wenn er nicht zahlungsfähig genug ist? Wird ihn sein klarer Verstand über die natürlichen Neigungen siegen lassen? Ach, für den Proletarier scheint es am besten zu sein, auf Familienglück zu verzichten, „sich keiner zu vermählen."

Doch in dies Los ein zartes Weib verflechten,
Des Schmerz verdoppelt mir zum Herzen spricht?
Ich würde zittern, säh ich stumm sie leiden,
Verriete mir ihr Blick geheime Pein —
Gefaßt auf alles bin ich nur allein:
Da hast du, Kind, den Grund für dieses Scheiden!

Dem gebildeten Proletarier kommen malthusianische Gedanken, wenn es sich für ihn um Heirat und Ehe handelt. Sie beide, Mann und Weib, würden sich wohl durchschlagen, ohne daß er seine Überzeugungen auf dem häuslichen Herde zu opfern hätte, vielmehr könnte sie sein Trost und seine Freude werden, indem sie getreulich seine Armut mit ihm teilte. Aber was soll aus den Sprößlingen eines Proletariers gutes werden? Wer verpflichtet ihn, dafür zu sorgen, daß das Getriebe der Welt zusammengehalten wird?

Und wenn der letzte Proletar auf Erden
Mit einem Fluche in die Grube fährt,
Was kümmerts ihn, wer dann die Herrn ernährt?

Er fragt: „Warum uns selbst erneun in armen Kindern, die man gleich uns zeitlebens schert und melkt?“ Und: „Wer kann uns wehren, selbst uns zu vernichten?“ Ein andrer fragt:

Doch der einst sprach: „Mehrt eure Zahl,“
Hat er nur zu der Menschheit Qual
Uns diesen Trieb ins Herz gegraben?

Nicht als ob der Proletarier nicht ebensogut einer wahren, innigen Liebe fähig wäre, wie die Bourgeois, deren Ehen so oft bloße Geldheiraten sind. Aber ob er nun den ernsten Schritt thut und sich fürs Leben bindet, oder nicht, er wird seiner Partei nicht untreu werden; der vermehrte Druck, der auf ihn als einem Familienhaupte lastet, führt ihn denen zu, die „Befreiung“ versprechen. Wenn er das angeblich „freudlose Dasein“ eines einsamen Junggesellen vorgezogen hat, hat er umsomehr die Möglichkeit, seinen „Mitbrüdern“ seine Zeit und Kraft zu widmen. Als Junggeselle kann er dem Staat erst ordentlich zu schaffen machen, kann er offner unzufrieden sein, kann er „zielbewußt“ wie ein Mann kämpfen:

Du, darbend Arbeitsvolk, allein
Sollst all mein Sein und Denken haben!

(Schluß folgt)

Die Geschichte des Etatsrats

Von Charlotte Niese

Als der Etatsrat Peter Lauritzen sein Amt als Bürgermeister der Stadt Osterburg niederlegen mußte, da beschloß er nach Holstein zu ziehen. Dort, mitten im Lande und in der lieblichsten Gegend, lag das Städtchen, dessen Gymnasium er als Schüler besucht und wo es ihm immer so gut gefallen hatte. Er zog auch deshalb hin, weil die Stadt nur wenige tausend Einwohner zählte, es also

jedermann erfahren mußte, wenn ein wirklicher Etatsrat seinen Wohnort dorthin verlegte.

Peter Lauritzen war nämlich sehr durchdrungen von der Wertschätzung seiner eignen Person und hatte nicht die Absicht, seinen hoffentlich noch lang ausgedehnten Lebensweg unbeachtet oder gar vergessen zu wandern. In einer größern Stadt galten pensionirte Beamte nicht viel; er selbst hatte diese alten Herren, wenn sie ihm begegnet waren, stets sehr unliebenswürdig behandelt. Nun empfand er eine unwillkürliche Abneigung, die Vergeltung dafür an sich zu erproben.

Er reiste also mit seinem Koffer und seinem wertvollen Hausrat in die Stadt, wo es nach seiner Ansicht noch Leute gab, die von vornherein Respekt vor seinen Titeln und Orden haben würden. Erst als er angelangt war und nun mit vornehmer Bedächtigkeit durch die kleinen und engen Straßen schritt, fiel ihm etwas wunderliches ein: nämlich daß er in dieser Stadt nicht bloß die Schule besucht hatte, sondern auch verlobt gewesen war. Wer die würdevolle Gestalt des Etatsrats, wer seine dunkelblonde Perücke und seine falschen Vorderzähne sah, der konnte sich freilich nicht denken, daß er sich einst mit solchen Gewöhnlichkeiten, wie es das Verloben doch ist, abgegeben habe. Und doch war es so. Sogar zweimal war Lauritzen verlobt gewesen. Einmal als Primaner in dieser kleinen Stadt, und einmal mit einer reichen und in jeder Beziehung würdigen Witwe. Nach der letzten Verlobung war, wie man in Holstein zu sagen pflegt, „etwas gekommen"; d. h. der ehrbaren Verlobung war eine außerordentlich ehrbare Ehe gefolgt. Die Primanerverlobung dagegen hatte das Los aller leichtfertig eingegangnen Verbindungen gehabt: sie war sehr bald zu Ende gewesen.

Während der Etatsrat langsam durch die Baumreihen ging, die das Städtchen umsäumen, dachte er mit dem Wohlgefallen des Gerechten an die glückliche Lösung des leichtfertig geschlossenen Bundes. Natürlich war er damals verführt worden. Männer werden immer durch schlechte Weiber verführt, und wenn diese Weiber noch dazu graue Augen und blonde Haare haben und ganz junge, reizende Mädchen sind, dann wird die Schuld des männlichen Wesens, wenn man überhaupt von einer Schuld reden kann, noch kleiner.

Sie hieß Therese. Diese Worte sprach der Etatsrat plötzlich ganz laut, und dann wunderte er sich selbst so über sein gutes Gedächtnis, daß er sich setzen mußte. Es standen nämlich unter den Bäumen einige Ruhebänke, und wenn die leichtfertige Jugend des Städtchens dachte, diese Bänke wären nur dazu da, daß man auf ihnen im Mondenschein Hand in Hand mit jemand anders sitzen könnte, so war das natürlich ein Irrtum. Der Etatsrat saß fest und sicher auf der Bank und dachte nicht entfernt an den Mondenschein. Aber er dachte an Therese. Nicht voller Sehnsucht oder Rührung, sondern nur voller Zufriedenheit. Denn er hatte, nachdem er sich in einer erregten Stunde

mit ihr verlobt und ihr ewige Treue geschworen hatte, sich von ihr losgesagt, nachdem er Student geworden war.

Sie war wohl aus einer guten Familie gewesen, aber ganz arm. Als Primaner, wo man Schillersche Gedichte lernt, erscheint Armut der Liebe nicht hinderlich; als Student wird man schon vernünftiger. Bald nach seiner Immatrikulation war Peter Lauritzen die Unvernunft seiner Verlobung unheimlich klar geworden, und er hatte der reizenden Therese einen Abschiedsbrief geschrieben, an den er noch heute mit Stolz dachte. Dieser Abschiedsbrief war wie ein Schwamm gewesen. Er hatte alle Thorheit und Unvernunft, die sich möglicherweise noch in seinem Herzen befand, weggewischt und die Erinnerung an das Vergangne ganz ausgelöscht. Als er sich später mit der würdigen Witwe verlobte, wußte er gar nicht mehr, daß er ehemals ein frisches, unberührtes Lippenpaar geküßt hatte, und als seine Frau starb, und er sich darum sorgte, ob er auch so viel erben würde, wie er erwartet hatte, da fiel es ihm nicht ein, daß er schon einmal jemand begraben hatte, nämlich seine erste und einzige Liebe.

Mehr als dreißig Jahre mußten vergehen, ehe diese Erinnerung wieder aufstand und an sein Herz klopfte. Aber sie fand keine offne Thür. Der Etatsrat wunderte sich nur, daß ihm mit einemmale eine so alte Geschichte wieder einfallen konnte; dann freute er sich, daß er sich so vernünftig benommen hatte, und dann stand er auf und begab sich in selbstzufriedner Stimmung in seine Wohnung.

Er hatte sich durch seinen Gastwirt einige hübsche Zimmer mieten lassen, und derselbe gefällige Mann hatte ihm auch eine Haushälterin besorgt. Vor seiner Abreise von Osterburg hatte sich nämlich die bisherige Hausdame des Etatsrats plötzlich verheiratet, eine Handlung, die ihr das ungeheuchelte Mißfallen ihres Prinzipals eintrug. Daher nahm er Mamsell Reimers, seine neue Haushütze und eine kräftige Fünfzigerin, nur unter der Bedingung in seine Dienste, daß sie sich nie verheiraten würde.

Sie sah ihn ziemlich erstaunt an, als er ihr diese Bedingung stellte. Du liebe Zeit, Herr Etatsrat, wer sollte mir denn nehmen?

Ich kann es mir auch nicht denken, sagte Peter Lauritzen. Aber es giebt heutzutage viele Esel!

Hier in unser Stadt nich, versicherte die Mamsell treuherzig. Da müssen sie schon von auswärts kommen!

Der Etatsrat schüttelte den Kopf. Nach seiner Ansicht waren die meisten Menschen Esel; aber er hielt es für unter seiner Würde, sich mit einer Haushälterin in eine längere Unterhaltung einzulassen, und nahm sie an, nachdem er ihr noch einmal seine Abneigung gegen spätes Heiraten ausgesprochen hatte.

In wenigen Tagen waren die häuslichen Einrichtungen des Etatsrats in schönster Ordnung, und er konnte daran denken, sich den Einwohnern des

Städtchens nicht bloß als vornehmer Spaziergänger, sondern auch als Mensch zu zeigen. Dazu begab er sich in die Weinstube und dort an den Stammtisch.

In jeder kleinen Stadt giebt es natürlich eine Weinstube und darin einen Stammtisch. Nur daß heutzutage die Weinstube Bierhalle heißt, und daß die Mitglieder des Stammtisches aus großen Seideln ganz gewöhnliches Bier trinken. Als aber noch König Friedrich der Siebente als Herzog Holstein regierte, da war das bairische Bier ein plebejisches Getränk; wer etwas auf sich hielt, der trank jeden Abend sein Glas Punsch. Man konnte es auch Grog nennen, die Mischung war dieselbe.

Der Stammtisch, an den sich der Etatsrat eines Abends begab, hielt viel auf sich, und das konnte er auch. Denn er bestand fast nur aus pensionirten höhern Beamten, aus einigen adlichen Herren und aus einem schwarzen Schaf, das eigentlich nicht mitzählen sollte, aber doch immer da war. Dieses schwarze Schaf hatte ehemals der Geistlichkeit angehört und war nur ein Pastor emeritus, der allen Grund hatte, seine Pfennige zusammenzuhalten und keinen teuern Grog zu trinken. Daher richtete er es auch immer so ein, daß er verstohlen das Glas eines andern Stammgastes austrank. Das war nun nicht hübsch von ihm; aber da der Pastor hin und wieder eine ganz nette Geschichte erzählen konnte, und es doch keine Möglichkeit gab, ihn loszuwerden, ohne ihn totzuschlagen, was die alten juristischen Herren doch auch nicht gut konnten, so blieb er das schwarze Schaf des Stammtisches.

Man kann sich denken, daß dieser Stammtisch über die Ankunft des Etatsrates große Freude empfand. Ein Mann mit so hübschem Titel ist für jeden Stammtisch eine angenehme Bereicherung, und in der kleinen Stadt fühlte man gerade damals das Bedürfnis nach einer neuen Erscheinung. Als daher Peter Lauritzen mit seiner glattgekämmten Perücke und in tadellos würdiger Haltung in der Weinstube erschien, wurde er aufs freundlichste willkommen geheißen. Jeder der alten Herren stellte sich ihm vor, schüttelte ihm die Hand, gelobte ihm ewige Freundschaft und forderte ihn auf, ein Glas Punsch mit ihm zu trinken. Selbst der Pastor emeritus schwang sich zu dieser Einladung auf, da er hoffte, daß sie doch nicht angenommen werden würde, und so saß nun Peter Lauritzen mitten im Kreise der neuen Freunde und fühlte sich unmäßig glücklich.

Nicht des freundlichen Empfanges wegen — als Etatsrat dritter Klasse konnte er das beanspruchen —, sondern deswegen, weil mitten unter den andern Herren und gekleidet wie ein gewöhnlicher Mensch eine wirkliche, wahrhaftige Excellenz saß. Es war fast zu schön, um es zu glauben; aber es war doch so. Ein geheimer Konferenzrat mit dem Prädikat Excellenz saß mit ihm an einem Tische und sprach ganz freundschaftlich mit ihm!

Der Etatsrat hatte sein Leben lang große Sehnsucht nach hohen Titeln und

Würden gehabt, und diese Sehnsucht war nur zum Teil befriedigt worden. Früher hatte er oft daran gedacht, selbst Excellenz zu werden. Dazu war er nun freilich nicht gekommen. Desto mehr Ehrfurcht empfand er vor denen, die zu dieser schwindelnden Höhe emporgestiegen waren.

Die Excellenz war ein kleiner, sehr freundlicher Herr, der ihm gutmütig zutrank und durch diese Herablassung den Etatsrat fast zu Thränen rührte.

Gut, daß Sie hierher gezogen sind, lieber Etatsrat, sagte Excellenz behaglich. Unser Stammtisch ist gemütlich, aber er könnte manchmal unterhaltender sein. Wir sehnen uns nach Abwechslung. Sie erzählen doch auch Geschichten?

Geschichten? Lauritzen machte große Augen. Was verstehen Excellenz unter Geschichten?

Na, thun Sie mir den Gefallen und werfen Sie mir nicht immer die Excellenz an den Kopf! polterte der Geheimrat gutmütig. Wir sind hier unter uns; da braucht man keine Faxen zu machen! Er trank dem Etatsrat noch einmal zu, und diesem war es, als säße er im Himmel, und die Engel sängen ihm ihre süßesten Lieder vor.

Nun erzählen Sie mal was! sagte darauf jemand neben ihm. Es war der Emeritus, der sich an den Etatsrat herangemogelt, auch schon sein Glas einmal ausgetrunken hatte.

Das war ihm entgangen, denn wenn man selig ist, sind einem solche Dinge einerlei; aber da er gegen abgedankte alte Leute niemals freundlich war, so war er es auch nicht gegen den Emeritus. Ich weiß keine Geschichten! sagte er kurz.

Alle sahen ihn ziemlich erstaunt an. Ein neuer Stammgast, der keine Geschichten wußte — das war doch eigentümlich und nicht eben erfreulich.

Es wird Ihnen schon was einfallen! tröstete der alte Pastor. Sind Sie niemals verliebt gewesen?

Lauritzen wurde ganz rot. Er fand diese Frage nicht bloß unsittlich, sondern auch unbescheiden, was ja noch schlimmer ist.

Nein! sagte er scharf, und da er die blonde Therese in diesem Augenblick vollständig vergessen hatte, so sprach er gewissermaßen die Wahrheit.

Oho! lachten die andern Herren, und da der Pastor bereits das zweite Glas Punsch auf des Etatsrats Kosten getrunken hatte, so wurde er sehr zutraulich.

Dann werden Sie sich noch einmal verlieben. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden, sagt Goethe!

Ich bin nicht für Goethe! versetzte Lauritzen steif. Seit seiner Schulzeit hatte er keinen Band Goethe in der Hand gehabt. Er machte sich überhaupt nichts aus Dichtern.

Alle schwiegen, denn sie konnten wohl von Stadtneuigkeiten reden, aber nicht von Goethe. Nur der Geheimrat lächelte ein wenig und sagte: Denken Sie

ſich doch ein paar nette Geſchichten aus. Beim Glaſe Punſch kommen die guten Gedanken, und wir ſind dankbare Zuhörer. Unſer Punſch iſt beſſer, als der königliche Punſch in Flensburg.

Wieſo? fragte Lauritzen.

Der alte Herr rückte ſich im Stuhle zurecht. Er mußte doch dem Etatsrat zeigen, wie man eine Geſchichte erzählt.

Alſo der König, begann er, war in Flensburg und gab ſeinen Ständen ein Mittageſſen. Zu den Abgeordneten gehörten auch mehrere ſchleswigſche Bauern, die bei Tiſche mit großem Eifer aßen und kein Wort ſprachen. Majeſtät amüſirte ſich über ſie, und nach dem Eſſen trug er mir auf, ich ſollte mich erkundigen, wie es ihnen geſchmeckt hätte. Sie ſtanden nämlich in einer Ecke des Saals und machten ſo ernſthafte Geſichter, als ob ſie nicht ſo recht zufrieden wären. Nun, meine Herren — mit dieſen Worten ging ich auf ſie zu —, wie gefällt es Ihnen denn, an Seiner Majeſtät Tafel zu ſpeiſen? Sie ſahen mich alle ganz bekümmert an, und einer von ihnen, ein hübſcher alter Bauer, ſchüttelte den Kopf. Was das Eſſen war, mein guter Herr, ſagte er, da kann ich nix von ſagen. Das war allens in Ordnung. Abers der Punſch, den König ſein Punſch! Wenn der arme Mann jeden Tag ſon Punſch kriegt, denn thut es uns allen wahrhaftigen Gott leid! Und die andern Bauern nickten ſo betrübt bei dieſer Rede ihres Genoſſen, daß man ihnen anſah, wie ernſt ſie es mit ihrem Bedauern meinten. Es hatte aber beim Eſſen gar keinen Punſch gegeben!

Der Geheimrat ſchwieg und rührte ſeinen Punſch um, während der Paſtor haſtig einen Schluck aus dem Glaſe des Etatsrats nahm. Er konnte es ungeſtraft thun, denn Peter Lauritzen war ganz Ohr; ihm hatte noch niemals ein wirklicher Geheimrat eine Geſchichte erzählt.

Was hatten denn die Bauern als Punſch getrunken? fragte er.

Das parfümirte Waſſer in den Fingergläſern! Daher ihr Entſetzen und das Mitleid mit dem König. Er bedurfte dieſes Mitgefühls eigentlich nicht! ſetzte er leiſer hinzu, und alle Stammgäſte lachten; denn jedermann wußte, daß König Friedrich ſich doch noch beſſer auf Punſch verſtand, als ſeine Bauern.

Lauritzen hatte herzlich über die Erzählung des Geheimrats gelacht, und als nun die Unterhaltung weiter ging, da ſaß er nachdenklich in ſeinem Stuhl und dachte nach. So alſo erzählt man Geſchichten! Es war ein ganz hübſcher Zeitvertreib. Aber er, der Etatsrat, hatte doch eigentlich nicht nötig, andern Leuten die Zeit zu vertreiben. Als er ſich daher ſpäter von ſeinen neuen Freunden verabſchiedete, nahm er ſich gleich vor, ſelbſt keine Geſchichte zu erzählen.

Am andern Abend fand er ſich wieder rechtzeitig in der Weinſtube ein, und der Geheimrat nickte ihm wohlwollend zu.

Setzen Sie ſich zu mir, lieber Etatsrat. Heute wiſſen Sie doch eine Geſchichte?

Leider nicht, Excellenz! erwiderte Lauritzen.

Der alte Herr gähnte. Sie waren wohl nie verheiratet? fragte er unvermittelt.

Der Etatsrat beeilte sich, bejahend zu antworten. Es war ihm sogar ein Genuß, etwas von einem Menschen erzählen zu können. Sie war eine rei— eine Witwe, begann er und verschluckte hastig die zweite Silbe des Wortes „reiche." Aber er konnte an seine verstorbne Frau nicht ohne dieses Beiwort denken. Nun machte er ein feierliches Gesicht. Ihre Gesundheit war leider nicht die stärkste, und ich mußte sie bald verlieren!

Haben Sie Kinder gehabt?

Der Etatsrat sah etwas verdutzt aus. Nein, Excellenz! Meine Frau brachte eine Tochter mit in die Ehe, die jetzt mit einem Apotheker verheiratet ist. Ich verschaffte ihm den Titel eines Kriegsrats! setzte er in einem Tone hinzu, dem man das Bewußtsein der Pflichterfüllung anhörte.

Wie wurde es denn mit der Erbschaft? fragte der Pastor, der eben hereingekommen war und die Silbe rei— doch erschnappt hatte.

Meine Frau hatte ein sehr nettes Testament gemacht! erwiderte der Etatsrat gerührt. Er wurde immer gerührt, wenn er an dieses Testament dachte.

Da haben Sie aber Glück gehabt! rief das schwarze Schaf. In meiner frühern Gemeinde lebte ein Mann, der auch eine reiche Witwe heiratete. Aber als sie starb — und nun folgte eine lange und verwickelte Erbschaftsgeschichte. Der Pastor erzählte sie aber gut; alle Stammgäste hörten ihm zu, und der Etatsrat ärgerte sich. Denn obgleich er sich einbildete, alles zu können, so hatte er doch jetzt die unbestimmte Ahnung, daß er keine Geschichte erzählen könnte.

Mehrere Abende waren vergangen, und der Etatsrat wurde nicht mehr nach einer Geschichte gefragt. Selbst der Geheimrat fand sich allmählich darein, daß Peter Lauritzen ein Statist am Stammtisch sei, dem nur sein Titel seine angesehene Stellung verschaffte.

Aber der Etatsrat wollte natürlich von einer Statistenrolle nichts wissen. Wenn er sich auch hin und wieder darüber ärgerte, daß er nichts erzählen konnte, so war er doch viel zu sehr von seinem eignen Werte durchdrungen, als daß er nicht jeden glücklich geschätzt hätte, der mit ihm sprechen durfte.

In dieser wohlgefälligen, behaglichen Stimmung machte er seine Besuche bei den Honoratioren des Städtchens, unter denen sich viel Adel befand. Überall wurde er freundlich aufgenommen, besonders bei den drei Komtessen am Markt, die sich über jede Abwechslung freuten. Es waren das drei sehr beliebte ältere Damen, die allen Menschen ihre Teilnahme zuwandten und sich daher bei Lauritzen gleich nach dem Befinden seiner Eltern erkundigten.

Der Etatsrat geriet etwas in Verlegenheit, denn solange seine Eltern

lebten, hatte er ſie und ihre beſcheidne Lebensſtellung ſtets ſo vorſichtig verſchwiegen, daß es ihm einen Augenblick zweifelhaft wurde, ob ſie ſich überhaupt noch auf dieſer Erde aufhielten. Dann aber kehrte ſeine Faſſung zurück, und er murmelte etwas vom Himmel und von irdiſcher Trennung, Worte, die die älteſte Gräfin ſehr rührten. Sie war nämlich etwas ſentimental und jeden Augenblick bereit, Thränen zu vergießen.

Ihre jüngſte Schweſter dagegen konnte nicht ſo leicht weinen. Sie ſah den Etatsrat mit einem gutmütig-ſpöttiſchen Blick an und ſagte: Ich meine übrigens in meiner Jugend Ihren Namen gehört zu haben. Eine meiner liebſten Freundinnen hat mir von Ihnen erzählt!

Der Etatsrat fühlte, daß er blaß wurde. Ich weiß nicht, ſtotterte er, eine Ihrer liebſten Freundinnen?

Komteß Iſidore lachte. Erſchrecken Sie nur nicht! Ich glaube kaum, daß Thereſe noch Anſprüche an Sie machen wird. Sie iſt lange verheiratet!

Der Etatsrat ſeufzte erleichtert, und doch ärgerte er ſich im nächſten Augenblick, daß ihn Thereſe nicht dreißig Jahre unglücklich geliebt hatte.

Komteß Iſidore lächelte ihm aber freundlich zu. Jugend hat nun einmal keine Tugend, meinte ſie gutmütig. Aber es iſt luſtig, jung zu ſein, luſtiger, als mit jedem Tage dem Alter und dem Tode näher zu kommen! Nun, hoffentlich halten wir uns beides noch vom Leibe, lieber Etatsrat, und Sie beſuchen uns recht oft und erzählen uns hübſche Geſchichten!

Als der Etatsrat wieder über die Straße ging, ſtieß er leiſe einen Fluch aus, obgleich er einmal in einer chriſtlichen Zeitung einen heftigen Aufſatz gegen das Fluchen geſchrieben hatte. Seitdem er hier wohnte, kam er ſich gar nicht mehr ſo edel und ſo erhaben vor, wie er ſich angewöhnt hatte als Bürgermeiſter zu ſein. Auch war der Hauptzweck ſeines hieſigen Aufenthalts nicht erreicht. Er hatte ausruhen wollen von dem Verdruß, den ihm die Stadtverordneten von Oſterburg, das ſchlechte Straßenpflaſter und die ſchmutzigen Rinnſteine gemacht hatten, und nun fand er keine Ruhe. Er dachte immer nur an alberne Dinge, an Geſchichtenerzählen und an Thereſe. Es half ihm nichts, daß er ſich bemühte, an ſeine verſtorbne Frau und ihr nettes Teſtament zu denken; aus den kleinen Häuſern der Stadt hüpften überall boshafte Geiſterchen und flüſterten: Erzähle uns eine Geſchichte! und wenn ihm ein blondes Mädchen begegnete, ſo wandte er ſich nach ihr um und dachte an Thereſe, an Thereſe, die er verlaſſen hatte, weil ſie arm geweſen war.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die „Kosten" der Heeresvermehrung. In den Erörterungen über die deutschen Heeresvermehrungen, nicht erst die heurige, sondern alle seit der preußischen Konfliktzeit, spielt eine Hauptrolle die Abwägung der wirtschaftlichen Lasten, die die Regierung dem Volke ansinnt. „Preußen — so hieß es — Deutschland — so heißt es — giebt jährlich so und soviel Millionen für Verteidigungszwecke aus; der Kopf der Bevölkerung ist also mit so und soviel Mark für Heeresausgaben belastet!" Legt man das Zeitungsblatt weg, so spürt man ordentlich die „Belastung," an die man in gewöhnlichen Zeiten eigentümlicherweise gar nicht denkt. Freilich: die siebenstelligen Ziffern stehen schwarz auf weiß im Reichshaushaltplan, die Steuern werden auch erhoben, also muß es mit der „Belastung" doch seine Richtigkeit haben. Man hat sich so an diese Rechnungsart der Wirtschaftspolitik gewöhnt, daß viele Leute thatsächlich zu glauben scheinen, Deutschland gebe Geld aus für sein Heer. Gesagt worden ist es wenigstens oft genug: vom Regierungstische aus, von den Reichsboten, in der Presse, in den Volksversammlungen, und vollends am Biertische. Freunde und Gegner der Militärvorlage unterscheiden sich eigentlich nur darin, daß die einen schweren Herzens die neuen Lasten auf sich nehmen wollen, die andern sie leichten Herzens für unerträglich und überflüssig erklären.

Haben wir denn alle eine Kappe vor den Augen? Sehen wir denn nicht, daß in Wahrheit das Heer dem deutschen Reiche, das doch als ein wirtschaftlicher Körper betrachtet werden muß, gar kein Geld kostet? Die Sache ist ganz einfach. Was das Heer braucht: Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Pferde, Waffen, alles sind deutsche Erzeugnisse; ins Ausland wandern von den Etatmillionen nur ausnahmsweise kleine Beträge. Das Geld, das die Reichskassen an die Landesbewohner auszahlen, giebt Deutschland doch nicht aus; es wechselt wohl den augenblicklichen Besitzer innerhalb des Landes, das Land aber verliert es doch nicht! Es ist damit, wie mit dem Blutumlauf in unserm Körper; derselbe Bluttropfen pulsirt jetzt im Gehirn, nach kurzer Zeit im Herzen, in der Lunge, im Arm oder im Bein. Kreist das Blut zu langsam, so fröstelt uns; kreist es flott, so durchdringt den Körper wohliges Behagen. Das wirtschaftliche Blut des Landes ist das Geld; wandert es in lebhaftem Tempo vom Steuerzahler zur Reichskasse, von dieser zum Landwirt, Fabrikanten, Handwerker, so gedeihen Handel und Wandel. An wirtschaftlicher Fieberhitze haben wir erst einmal zu leiden gehabt, nach der unvorsichtigen Transfusion der französischen Milliarden; jetzt fröstelt uns.

Also die Frage, ob jährlich siebzig Millionen mehr für Heereszwecke in den Reichshaushaltplan eingestellt werden sollen, bedeutet nicht, ob die siebzig Millionen mehr ausgegeben werden, sondern ob sie mehr im Volke umlaufen sollen. Macht man sich die wohlthätigen Folgen des vermehrten Geldumlaufs klar, so verlieren die erhöhten Etatziffern nicht nur alles Schreckhafte, sondern erscheinen geradezu als eine Wohlthat für die wirtschaftliche Volksgesundheit.

Nun ist es ja richtig: der einzelne Steuerzahler giebt zunächst das Geld her; er weiß nicht, und niemand kann es ihm durch Rechnung beweisen, wann er es wiedersieht oder wieviel. Daß es aber einmal wieder zurückkommt, unterliegt gleichwohl keinem Zweifel; freilich bei dem einen früher und reichlicher als bei dem andern. Die gerechte Regelung ist Sache einer weisen Finanzkunst. Aber auch

bei Ungeschicklichkeiten und Mißgriffen in der Form der Besteuerung bleibt die Thatsache unanfechtbar: die Ausgaben des Staats sind Einnahmen des Volks; eine Zahl hebt die andre; mit andern Worten: Deutschland giebt für sein Heer kein Geld aus.

Der wirkliche Aufwand ist ein andrer: der an Arbeitskraft; die Mannschaften des Friedensheeres sind der sogenannten produktiven Arbeit entzogen. Ist nun das eine Minderung des Volkswohlstandes?

Stünde es um unser wirtschaftliches Leben so, daß Deutschland nicht Hände genug hätte, seine eignen Bedürfnisse oder die Nachfrage andrer Völker nach unsern Erzeugnissen zu befriedigen, dann würde der Ertrag dem Volksvermögen verloren gehn, den die unter der Fahne stehenden Männer in ihrem bürgerlichen Berufe hätten erarbeiten können. Aber so steht es doch nicht. Alljährlich wandern hunderttausende aus Deutschland aus, weil ihnen die Heimat keine befriedigende Arbeit bietet; andre hunderttausende Arbeitwilliger begehren vergeblich Beschäftigung; an zweihunderttausend Landstreicher sollen im Reiche umherziehen. Also zu viel, nicht zu wenig arbeitsfähige Hände sind da. Und alle jene Arbeitlosen leben, wollen und sollen leben, von der Mildthätigkeit, von der Unterstützung andrer! Ein Vagabund bettelt und stiehlt sich einen größern Anteil an den Erträgnissen der nationalen Arbeit zusammen, als die Verpflegung des Soldaten in der Kaserne beträgt. Also an Arbeitskräften fehlt es uns nicht; wir können viel mehr Soldaten einstellen als jetzt, ohne daß der erreichbare Gesamtertrag der deutschen Nationalarbeit irgendwie geschmälert würde.

Allerdings, die vermehrte Rekrutenaushebung trifft viele junge Männer, insbesondre Landleute, die Arbeit haben oder schwer abkömmlich sind; andre, die müssig gehen, bleiben militärfrei. Aber wie die richtige Verteilung der Steuern eine Kunst ist, so auch eine wirtschaftliche Gesetzgebung, die den Überfluß an Arbeitskräften aus den Städten wieder aufs Land zurückleitet, wo es an Händen fehlt.

Der Reichstag möge ruhig mehr Soldaten und mehr Steuern bewilligen, aber gerechte; alle düstern Prophezeiungen vom wirtschaftlichen Niedergange des Volkes, alle Redensarten von unerschwinglichen Lasten werden gerade so zu schanden werden, wie sie es seit den sechziger Jahren stets geworden sind, aus den eben erörterten ganz natürlichen Gründen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß man durch die Nebelwand der Etatziffern hindurch den Kern der Dinge sehen wollte. Dann würde die Sucht schwinden, „Ersparnisse“ zu machen, die wirklich eine Vergeudung sind. Da verweigert der Reichstag den Bau eines Kriegsschiffes, das als Ersatz für ein unbrauchbar gewordnes gefordert wird. Was ist die Folge? Die Arbeiter, die das Eisen dazu aus der Erde geholt, das Holz gezimmert, das Schiff gebaut haben würden, sie feiern; dennoch müssen sie in dieser oder jener Form vom Volke erhalten werden; ihre Arbeitskraft wird vergeudet. Statt des jetzt nicht gebauten Schiffes muß vielleicht dereinst, in der Not, eins im Auslande gekauft werden; das würde eine „Ausgabe“ sein, die dem Nationalvermögen verloren ginge. In Preußen streicht die Regierung ein Zehntel der Gelder für die Fortbildungsschulen, setzt Hilfslehrer in Lehrerstellen, Assessoren in Richterstellen, um zu „sparen.“ Als ob die gezahlten Gehalte nicht sofort als belebende Blutstropfen wieder zu den Steuerzahlern zurückströmten, von der Erbitterung der mißhandelten und vom Staate ausgebeuteten Beamten gar nicht zu reden!

Je „schlechter die Zeiten“ sind, desto mehr Geld müßte der Staat in Umlauf bringen, nehmend und gebend. Was ist eine wirtschaftliche Krise anders, als

ein Stocken des Geldumlaufs? Niemand mag Geld ausgeben, weil er fürchtet, daß es seine Arbeitgeber oder Schuldner ebenso machen; der Kaufmann bestellt beim Fabrikanten keine Ware, weil er befürchtet, daß seine geldklammen Kunden sie ihm nicht abnehmen werden. Wer kann da besser eingreifen als der Staat und durch umfassende öffentliche Arbeiten den stockenden Geldstrom wieder in Gang bringen? Statt dessen heißts: Bei diesen schlechten Zeiten muß der Staat „sparen," d. h. den langsamen Blutumlauf noch mehr verzögern. Doktor Eisenbart!

Doch das sind alles nur Geldfragen; die Militärvorlage, die jetzt die Gemüter bewegt, bedeutet mehr. Das Heer ist die Hochschule für die körperliche und Charakterbildung des Volkes. Wehe uns Deutschen, wenn uns die alte germanische Waffenfreudigkeit verloren gehen sollte!

Es wird keine andre Last verlangt, als von jedem wehrfähigen Deutschen zwei oder drei Jahre seines Lebens, Jahre, die so vielen dann in der Erinnerung als Lichtpunkte das spätere oft freudlose Dasein erhellen. Alles, was sich um diesen Kern der Militärfrage an Geld- und wirtschaftlichen Schwierigkeiten herumgeballt hat, ist blauer Dunst, den geschickte Hände in der wirtschaftlichen und Steuergesetzgebung und der gesunde Sinn des Volkes hoffentlich noch zerstreuen werden.

Noch ein Wort zum Buchhändlerprozeß. Das in Heft 13 besprochne Urteil des Reichsgerichts giebt noch zu einem fernern Bedenken Anlaß, dessen Bedeutung für unsre sozialpolitische Entwicklung nicht zu unterschätzen sein dürfte. Die Versuche einzelner Berufsstände, auf dem Wege der Selbsthilfe ihre Berufsehre dadurch zu wahren, daß die Genossen veranlaßt werden, den Geschäftsverkehr mit unwürdigen Berufsgenossen abzubrechen, würden dadurch gelähmt werden. Ein Beispiel für die doch gewiß zu billigenden Bestrebungen dieser Art ist wiederholt bei der Börsenenquete zur Sprache gekommen. Eine größere Anzahl Berliner Börsenfirmen haben sich zu einem Verein zusammengeschlossen, der auf dem Wege der Selbsthilfe gegen solche Börsianer vorgehn will, die sich mit den Angestellten bestimmter Firmen auf Börsengeschäfte einlassen. Der Verein will den Geschäftsverkehr mit den unsaubern Elementen abbrechen und diese dadurch möglichst unschädlich machen. Wenn nun aber der Vereinsvorstand diese unsaubern Elemente seinen Mitgliedern namhaft macht, so läuft er nach dem Reichsgerichtsurteil Gefahr, für schadenersatzpflichtig erklärt zu werden. Denn er greift in die „natürliche" Entwicklung des Geschäftsverkehrs ein, auf die, nach der Ansicht des Reichsgerichts, jeder Geschäftsmann ein Recht hat. Ist so etwas wohl zu ertragen?

Krieg und Frieden. Am 28. Juli 1892 wurde die Kabinettsordre erlassen, nach der das älteste Drittel der höhern Lehrer den Professortitel, die beiden andern den Oberlehrertitel erhalten sollten. Die bisherigen ordentlichen Lehrer bekamen ihre Ernennung am 26. September. Die Mitteilung hat also doppelt soviel Zeit erfordert als der österreichische Krieg bis zum Nikolsburger Waffenstillstande. Die Professoren haben ihre Ernennung am 23. März erhalten. Demnach hat die Division durch drei sechzehn Tage länger gedauert als der französische Krieg bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien am 26. Februar 1871. Da ging es im Zeitalter der Postkutsche doch noch schneller.

Zweierlei Maß für Einjährige. Während die Berechtigung zum einjährigen Dienst erst mit der Reife für Obersekunda erworben werden soll, kommt es in Städten, wo Departements-Prüfungskommissionen zusammentreten, nicht selten vor, daß sich Tertianer zur Prüfung melden, glänzend durchkommen und die Schule

ruhig weiter besuchen. Wenn die Jungen von selbst diesen kürzern Weg gefunden hätten, so verdiente ihre Schlauheit alle Anerkennung. Ganz anders aber sieht die Sache aus, wenn man erfährt, daß ihnen ihre Lehrer dazu raten, ja sogar helfen, und daß selbst die Aufsichtsbehörde nichts dagegen hat, daß auf derselben Bank zwei ganz verschiedne Klassen von Schülern sitzen, solche, die im Schweiß ihres Angesichts auf die Abschlußprüfung losarbeiten, und solche, die in dem Besitz der Berechtigung nur noch ein überlegnes Lächeln für diese Bemühungen haben. Schüler, die nicht in der Hauptstadt eines Regierungsbezirks wohnen, oder die den Weg hinten herum verschmähen, müssen sich über die Gerechtigkeit in der Schule ganz eigne Gedanken machen.

Litteratur

G. E. Lessings Übersetzungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaires. Im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Litteratur herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin, Wilhelm Hertz, 1892

Lessings Übersetzungen haben auch in der jetzt von Muncker besorgten Lachmannschen Ausgabe der Werke keinen Platz gefunden; hier erhält das litterarische Publikum nun wenigstens die Lessingsche Übersetzung von drei satirisch-politischen „Schreiben" Friedrichs des Großen und von einer Auswahl aus Voltaires Schriften. Der junge Schriftsteller bewegt sich als unmittelbarer Diener der beiden großen Geister ziemlich steif; meist übersetzt er breitspurig, selten verrät ein glücklicher knapper Ausdruck das scharfe, bündige Denken, das wir als Lessings Eigentümlichkeit bewundern.

Für die Genauigkeit der Wiedergabe des alten Drucks bürgt der Name des Herausgebers; die Ausstattung des Buches ist geschmackvoll wie immer, wenn der Hertzsche Verlag etwas auf den Markt bringt. Vorausgeschickt hat E. Schmidt ein kurzes, pikant geschriebnes, sachlich einführendes Vorwort, am Schlusse läßt er ein Verzeichnis von Lesarten und eines von „einigen Fremdwörtern" folgen, die Lessing umgangen hat. Das letzte leidet unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß alle Fremdwörter von 1892 auch 1752 geläufig gewesen seien, und so erhält der Übersetzer vom Herausgeber den Vorwurf einer „puristischen Neigung." Auch das scheint E. Schmidt nicht beachtet zu haben, daß unsre Fremdwörter gegenüber dem Gebrauch in ihrer Heimat oft einen beschränkten Sinn haben: Lessing redet ganz richtig und schön von der „Quelle" unsers mittelalterlichen Handels an Stelle des Voltairischen principe, das Fremdwort Prinzip gäbe einen ganz andern Sinn. Wozu also? fragen wir bei dieser flüchtigen Zusammenstellung in Bausch und Bogen; oder um seiner mit dem Herausgeber zu reden: ob sie einen Zweck hat, steht dahin.

Der fahrenden Schüler Liederbuch. Eine Auswahl der Vagantengesänge in modernen Übertragungen mit einer Einführung in das Wesen und die Poesie der „Fahrenden" von Karl Mischke. Berlin, P. Letto, 1893

Diese Übersetzungen sollen weitere Kreise mit den lateinischen Vagantenliedern der Stauferzeit bekannt machen, und diesen Zweck können sie wohl erfüllen. Der

Ton ihrer jugendfrohen Lebensluft ist glücklich wiedergegeben, dafür hat der Übersetzer allerdings frei, vielleicht manchmal zu frei mit dem alten Inhalt geschaltet. Kenner der Originale werden den gewaltigen Abstand der metrischen Form mit der Schwierigkeit der Übertragung der alten kunstvollen Strophensysteme entschuldigen; die Reime des Übersetzers muten aber auch einem ungeschulten Ohre etwas viel zu. Am besten sind die Lieder von Lenz und Liebe, am wenigsten epigrammatisches gelungen.

Die Einführung sollte eigentlich Ausführung heißen; denn sie faßt am Schlusse zusammen, was über Stimmung und Inhalt der voranstehenden Lieder zu sagen ist, und berichtet kurz über die geringen Ergebnisse der Forschung über die Verfasser der Lieder.

Lehrgang der deutschen Kurzschrift. Erster Teil: Lehr- und Verkehrsschrift. Von A. von Kunowski, Dr. med. und praktischer (sicher!) Arzt, und F. von Kunowski, Sekondeleutnant im vierten Garderegiment zu Fuß. Berlin, J. Klinkhardt, 1893

Zur Aufstellung eines neuen Stenographiesystems gehört heutzutage entweder sehr viel oder sehr wenig. Sehr wenig, wenn man sich damit begnügt, die Elementarzeichen der ältern Systeme gehörig durcheinander zu schütteln und ohne neue leitende Gedanken anders zu verteilen. Sehr viel, wenn man darauf bedacht ist, durch wirklich förderliche Neuerungen die Stenographie in ihrer Entwicklung ein Stück vorwärts zu bringen. Da das verfügbare Zeichenmaterial längst bekannt und seine Vermehrung durch neue Bestandteile nicht möglich ist, liegt der Schwerpunkt der stenographischen Entwicklung in der Ökonomie. Lautwissenschaftliche Gruppirung der Elementarzeichen einerseits und sorgfältige Rücksicht auf die Häufigkeit der Sprachelemente anderseits — das sind die Grundsätze, die dabei maßgebend sein müssen. Wo diese Regeln in Gegensatz zu einander treten, da hat der Urheber Gelegenheit, durch Abschließen des vorteilhaftesten Kompromisses Scharfblick und Klugheit zu bethätigen. Eine gediegne Leistung in dieser Richtung ist das Stenographiesystem von Dr. Julius Brauns (1888).

Auch die Herren von Kunowski haben eine tüchtige und förderliche Arbeit geliefert, die neben der von Brauns eine rühmliche Stelle einnimmt. Von gleichen Grundgedanken geleitet wie dieser, sind sie doch zu ganz verschiednen Schlußwerten gekommen, da sie einen ganz andern Weg eingeschlagen haben, als die frühern Stenographieschöpfer einschließlich Brauns. Sie verwerfen nämlich den bisher durch stillschweigendes Übereinkommen anerkannten Grundsatz, daß die Konsonanten als das derbere Element durch den absteigenden Grundstrich, die geschmeidigern Vokale aber durch den aufsteigenden Haarstrich zu bezeichnen seien; sie verfahren gerade umgekehrt. Und der vorliegende Lehrgang liefert den Beweis, daß dieser für ungangbar gehaltne Weg gar nicht so aussichtslos ist, sondern gleichermaßen und ebenso erfolgreich zum Ziele führt, wie die ausgefahrnen Gleise des alten Pfades. So recht natürlich will uns allerdings das neue Verfahren nicht erscheinen. Vernünftiger dürfte wohl Brauns gehandelt haben, als er es in der Auswertung von Auf- und Abstrich beim alten bewenden ließ. Dennoch bleibt das Kunowskische System eine hervorragende Schöpfung, die auf den Entwicklungsgang der deutschen Stenographie nicht ohne Einfluß bleiben wird; darum seien alle Freunde des Gegenstandes auf das neue Werk hingewiesen.

Schwarzes Bret

Aus Mannheim wird geschrieben: Wie die „Neue Badische Landeszeitung“ erfährt, ist die Dowesche Erfindung nunmehr finanziirt (!) und zwar durch ein Berliner Konsortium in Verbindung mit der hiesigen Firma Alfred Heinemann und Cie. Die Bedingungen sind (sind!) sehr geheim gehalten, doch verlautet so viel mit Sicherheit, daß Dowe einen sehr hübschen (!) Barbetrag erhalten hat und ihm außerdem ein gewisser (!) Gewinnanteil vertragsmäßig gesichert ist. Unstreitig kann es sich die oben genannte hiesige Firma zur Ehre (!) anrechnen, daß es ihr in Anbetracht der vielen Angebote, die dem Erfinder in den letzten zwei Tagen gemacht worden, gelungen ist (in Anbetracht gelungen ist!), zu bewerkstelligen, daß die Sache (!) wenigstens zum Teile in Mannheimer Händen bleibt.

Triumphirender als hier in der jüdisch-demokratischen Neuen Badischen Landeszeitung kann sich ein gewisser Kapitalismus, der alle und jegliche produktive Leistung andrer ausbeutet, wohl nicht ausdrücken.

Folgende schöne Probe von Wiener Kaufmannssprache wird uns zugesandt:

Ew. P. T.! Ich erlaube mir, die ergebne Anzeige zu machen, daß sämtliche Neuheiten meiner Spezialität „Wirkwaren“ angelangt sind und teile gleichzeitig mit, daß ich bemüht war, der zur Langmut gewordnen schwarzen Farbe, welche mit Recht, infolge ihrer Waschechtheit noch allgemein gekauft wird, einen Übergang zu kombiniren, darin bestehend, daß ich gestreifte Kinder-Kniestrümpfe arbeiten ließ, die wohl den Grundton „schwarz“ beibehielten, aber mit feinen, harmonisch zusammengestellten verschiedenfärbigen Streifen, versehen sind, sodaß die Abweichung der Gewohnheit, nicht zu auffallend erscheint, und doch damit Neues geschaffen ist, was allseits Beifall findet.

Weiters habe ich, die im Vorjahr, als Neuheit gebrachten „schottischen Fil d'ecosse“ Damen und Kinderkniestrümpfe, welcher Genre, seiner Neutralität wegen, viel gekauft wurde um bedeutende Kombinationen vervielfältiget, sodaß ich jeder Anforderung entsprechen kann.

Ebenso sind die allgemein bekannten und wegen ihrer besondern Kleidsamkeit beliebten sogenannten „Sockerlstrümpfe“ welche in meinem Geschäfte ihren Ursprung haben, durch zahlreiche Farbenzusammenstellungen bereichert worden.

Endlich sind Fantasie-Modestrümpfe, wie: färbiglanggestreift, färbigquarirt und gestickte Fil d'ecosse Damen und Kinderkniestrümpfe als Neuheit in großer Auswahl lagernd und bin ich gewiß, mit so zahlreichen Varianten, den Wünschen und dem Geschmacke meiner hochgeehrten P. T. Abnehmer zufriedenstellend, dienen zu können.

Mit der Versicherung, keine Mühe zu scheuen, das mir bisher geschenkte Vertrauen, auch fernerhin zu erwerben, bitte ich um die geneigten Aufträge und zeichne, im vorhinein bestens dankend Hochachtungsvoll u. Ergebenst Raimund Ittner.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Deutsche Handelskammern im Auslande

Bei dem immer heftiger werdenden wirtschaftlichen Konkurrenzkampf der Nationen, bei dem natürlichen Streben, auch den kleinsten Vorteil für die eigne Handelsbilanz andern Ländern gegenüber aufzuspüren und auszunutzen, muß es auf fallen, daß sich die deutschen Industriellen nicht entschließen können, für die Befestigung und weitere Ausdehnung ihrer ausländischen Handelsbeziehungen dieselben Wege einzuschlagen, denen England und Frankreich noch vielfach ihr Übergewicht im Handel verdanken. Deutschland hat noch immer keine tüchtige und zuverlässige Vertretung seiner Handelsinteressen im Auslande an Ort und Stelle.

Nachdem zuerst England den Gedanken, die Industrie des Mutterlandes durch geeignete ständige Selbstverwaltungsorgane im Auslande zu fördern, durch die Errichtung einer britischen Handelskammer in Paris verwirklicht hatte, folgten diesem Beispiel bald Frankreich, Belgien, Italien und Österreich nach, und auch Griechenland erkannte die Wichtigkeit der Sache, indem es heimische Handelskammern in Konstantinopel, Smyrna und Alexandria schuf.

Daß Deutschland in der Errichtung solcher Institute bisher zurückgeblieben ist, lag nicht zum wenigsten an der Unlust, die der deutsche Handelstag in seiner 16. Sitzung in Berlin dieser Frage gegenüber gezeigt hat, obwohl von berufenster Seite Fürsprecher der guten Sache erstanden und die „Handelskammer zu Mannheim“ wie das „Ältestenkollegium zu Magdeburg“ in größern Denkschriften die für die deutschen Handelsinteressen nur vorteilhaften Wirkungen darlegten.

Man ist nach dem kleinlichen Ergebnis, das diese Handelstagssitzung gehabt hat, von der Verfolgung des Gedankens mehr und mehr abgekommen. Dennoch wird man ihn heute bei den immer inniger werdenden Handels-

beziehungen der Nationen, die durch den Abschluß der Handelsverträge ihre Sanktion erhalten haben, wieder aufnehmen und von neuem auf die Notwendigkeit seiner Ausführung hinweisen müssen, da die Bedeutung dieser Auslandskammern als berufner Vertreterinnen der vaterländischen Volkswirtschaft mit der Entwicklung des internationalen Verkehrs nur wachsen kann. Wir wollen daher ihrem Zweck und ihrer Organisation eine kurze Besprechung widmen.

Bestimmungsgemäß haben sich die deutschen Konsuln in ihren Berichten an die heimische Oberbehörde durch eigne und womöglich unter dem Beirat zuverlässiger deutscher Firmen anzustellende Erhebungen über die einschlägigen Verhältnisse ihres Bezirks zu unterrichten. In dieser Bestimmung erblicken wir den nächstliegenden Hinweis auf die Thätigkeit von Auslandskammern; darnach hätte sie zunächst eine vorwiegend informatorische zu sein. Gerade weil die Mitglieder im fremden Lande dauernden Aufenthalt und dauernde Thätigkeit gefunden haben, werden sie am ehesten in der Lage sein, wenn nicht Konkurrenzbedenken oder sonstige Rücksichten hinderlich sind, durch Aufklärung über die Geschäftsverhältnisse des fremden Landes, durch geeignete Winke über die Konjunktur am dortigen Markte, durch Auskünfte aller Art, durch Aufmunterung ihrer heimischen Produktion zur Konkurrenz, durch Mitteilungen zweckmäßiger Einrichtungen des fremden Landes und sonstige Informationen ersprießlich zu wirken.

Unsre Konsuln werden geradezu überschüttet mit Anfragen über die Zahlungsfähigkeit von Firmen, über den geschäftlichen Charakter dieses oder jenes Hauses, über Adressen von tüchtigen Agenten u. s. w. Eine sichre, wahrheitsgemäße Beantwortung kann für die heimische Ausfuhr weittragende Bedeutung gewinnen, ist aber deshalb für die Konsularbeamten auch um so schwieriger und bedenklicher. Oft sind diese aber gar nicht in der Lage, zuverlässige Nachrichten geben zu können, oder es verbietet es geradezu ihre amtliche Stellung, derartige Auskünfte an Private zu geben, insbesondre über Kredit und Leistungsfähigkeit, schon wegen der Möglichkeit des Mißbrauchs. Noch schwerer ist es in den zahlreichen Fällen von Geschäftsverwicklungen, Rechtsstreitigkeiten, Beanstandungen der ausländischen Behörden und ähnlichen Fällen, jederzeit für den einzelnen einzutreten, ja es ist das in vielen Fällen von vornherein ausgeschlossen.

Anders steht die Sache bei den Auslandskammern; diese werden erstens viel eher in der Lage sein, über verschiedne Einzelheiten der Handels- und Produktionsverhältnisse Aufschlüsse zu geben, aber auch unbehindert zu Gunsten der privaten Firmen und Geschäftsleute, die sich an sie wenden, über Kreditverhältnisse u. dergl. Auskunft zu erteilen und, wenn es die Sachlage erfordert, in irgend welchen Rechtsstreitigkeiten, Zollkonflikten, Geschäftsverwicklungen oder Beanstandungen der Auslandsbehörden, kurz in allen Fällen, wo der

Kaufmann am fernen Platze eines sachkundigen Vertreters, einer hilfreichen Vermittlung bedarf, einzutreten. Dazu kommt aber noch, daß gewisse Dinge, die geschäftliche Fachkenntnisse erheischen, wie Aufklärung über Handelsgebräuche, über Aussichten eines Geschäftszweiges, Empfehlungen zur Anknüpfung von Beziehungen, Vermittlung geeigneter Verbindungen u. dergl. ohnehin nur von Personen mitgeteilt werden können, die selbst im Geschäftsleben stehen. Wozu also dann der Umweg über das Konsulat?

Außerdem würden den Auslandskammern noch weitere, mehr nebensächliche Aufgaben obliegen: insbesondre die Überwachung unzulässiger Nachahmung der Erzeugnisse des Inlandes, wie der Fälschung der Marken, ferner die schiedsrichterliche Thätigkeit zwischen Geschäftsleuten ihrer Nationen, soweit sie sich ihrem Schiedsspruche unterwerfen.

Die Kammern sollen also, im engen Zusammenhange mit den Aufgaben der Konsularämter, diese nicht etwa überflüssig machen, sondern sie wesentlich ergänzen und ihnen einen Teil der Arbeitslast abnehmen. Für die allgemeine Berichterstattung an die heimische Regierung würden sie am ehesten in der Lage sein, den Konsulaten die Unterlagen zu liefern, auch Warnungen wie Ratschläge für handelspolitische Maßnahmen und Erlasse zu geben. Durch thatsächliche Mitteilungen und durch Gutachten über Lage und Gang der Industrie sowie der finanziellen Verhältnisse ihres Bezirks würden sie den heimischen Behörden wesentliche Anhaltepunkte gewähren und insbesondre bei dem Abschluß von Handelsverträgen wertvolles Material liefern können, sodaß die Gefahr, vom Auslande übervorteilt zu werden, geringer wäre als gegenwärtig. Welche Bedeutung würde z. B. bei dem jetzigen wirtschaftlichen Konflikt zwischen Frankreich und der Schweiz eine deutsche Handelskammer in der Schweiz erhalten! Sie würde den deutschen Firmen den richtigen Weg zu schnellem und dauerndem Absatz ihrer Erzeugnisse weisen, der Schweiz mit der besten Auskunft über deutsche Bezugsquellen dienen können. Der große und immerhin umständliche Apparat der Handlungsreisenden und Zeitungsofferten übt unter den jetzigen Verhältnissen wahrscheinlich eine schwächere, jedenfalls eine unsicherere und langsamere Wirkung aus.

Ein Aufsatz in Nummer 10 des Exports vom 9. März d. J. weist in beherzigenswerter Weise auf die Entwicklung des deutschen Handels in Ostindien hin, dem bei dem immer mehr wachsenden Bedürfnis nach europäischen Erzeugnissen in diesen Ländern noch ein großes Feld der Wirksamkeit offen steht. Es wird aber auch zur weitern Erhöhung des deutschen Absatzes und zum Schutz gegen die immer noch übermächtige Konkurrenz Englands und auch Belgiens als eine Notwendigkeit bezeichnet, eine wirkungsvolle Einrichtung zur Hebung des deutschen Einflusses zu schaffen, und es werden zu diesem Zweck dauernde Musterlager deutscher Industrieprodukte vorgeschlagen. Wir meinen, daß die Veranlassung zur Gründung einer deutschen Handelskammer

für Ostindien, vielleicht in Kalkutta, nicht deutlicher ausgesprochen werden könne. Alle solche Einrichtungen, wie Musterlager, Ausstellungen und andre für die deutsche Industrie Propaganda machende Schöpfungen würden durch eine Auslandskammer, die behördlichen Charakter trägt, am zweckdienlichsten ins Leben gerufen und überwacht werden können. Die Versuche, die bisher von einzelnen deutschen Firmen zur Eroberung einer festen Stellung in diesem Konkurrenzkampf gemacht worden sind, stehen vereinzelt da und entbehren auch als Privatunternehmungen des festen Untergrundes, den eine staatlich unterstützte und privilegirte Körperschaft hat; nur in wenigen Fällen sind sie der englischen Konkurrenz gegenüber von Erfolg gewesen. Von Deutschland aus aber mit diesen fernen Ländern durch Reisende Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, fehlt es an der genügenden Kenntnis der lokalen Verhältnisse sowohl wie des Charakters der Bevölkerung, ganz abgesehen von den unverhältnismäßig hohen Kosten.

Die von uns befürworteten Auslandskammern würden also auch eine schöpferische Thätigkeit entfalten können. Denn die deutsche Handelswelt soll sich nicht damit begnügen, nur Fabrikate auszuführen und etwa Anleihen abzuschließen, sondern es wäre zu wünschen, daß sie, wie es namentlich England thut, ihr Augenmerk auch auf die Errichtung und den Erwerb dauernder Anlagen im fremden Lande richtete. Der Absatz eines Ausfuhrartikels ist stets mehr oder weniger von Konjunkturen abhängig. Im Vergleich zu dem Bau von Eisenbahnen, Tramways und Brücken, der Anlegung von Telegraphen, Beleuchtungs-, Wasser-, Hafen- und Kanalisationswerken u. s. w. bietet der Export von Einzelfabrikaten das Bild einer Augenblickserscheinung. Seine Dauer hängt vielfach von unberechenbaren Umständen, neuen Erfindungen, neuen Moden u. s. w. ab. Dazu kommt, daß sich in manchen überseeischen Ländern, die heute noch gute Absatzgebiete für unsre Fabrikate sind, die eigne Industriekraft zu regen beginnt. Bei dem Aufschwung der amerikanischen Staaten, Japans, auch Indiens verhehlen sich sachverständige Interessenten z. B. nicht, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, wie lange gewisse europäische Länder noch ausschließlich von den Produkten des europäischen Marktes abhängen. Angesichts dieser Wahrnehmungen lohnt es sich wohl, die Aufmerksamkeit des deutschen Kapitals, der deutschen Fabrikation und der deutschen Arbeitskraft besonders auch auf die Bedeutung und den Vorteil hinzulenken, die, wie das Beispiel Englands und Frankreichs lehrt, der Besitz bleibender Anlagen in fremden Ländern für das Heimatland zu haben pflegt. Derartige Unternehmungen gestalten sich weit produktiver als einmalige Geschäfte mit augenblicklichem Gewinn. Außer dem Unternehmervorteil sichern sie gewöhnlich dem Ursprungslande auf geraume Zeit den Bezug des erforderlichen Materials, gewähren fortlaufende Einnahmen, bieten bei ihrer Verwaltung überschüssigen Arbeitskräften Verwendung und eignen sich vorzüglich zum Ausgangspunkt,

um den finanziellen und kommerziellen Einfluß in dem betreffenden Lande zu behaupten, ihn auf verschiednen Gebieten auszunutzen und neue Verbindungen anzubahnen. Hand in Hand sollten Kapital und Industrie, wenn sie im Auslande Beschäftigung suchen, diesem Ziele zustreben. Wo sie es erreichen, wird sich voraussichtlich eine gewisse Stetigkeit in unsern Beziehungen zum Auslande bilden, deren Wert darin besteht, in weniger günstigen Zeiten ebenso für den vielfachen Schwankungen unterworfnen Exporthandel, wie für bloße Finanzgeschäfte, die ebenfalls stets von den jeweiligen Verhältnissen abhängen, Ersatz zu bieten.

Die Vertretung aller dieser Interessen ist bisher ausschließlich Aufgabe der Konsuln gewesen. Zwar hat das Bedürfnis, sich einander zu nähern und die Solidarität der Interessen der im Auslande lebenden Angehörigen eines Landes unter sich zu stärken, vielfach Landsmannschaften für wohlthätige und Klubs für gesellige Zwecke geschaffen. Wie natürlich, haben diese auch ihre gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen zum Gegenstande der Beratung gemacht, um sich für den Fall der Not zu schützen, sei es gegen bevorstehende Maßregeln der Lokalbehörden, sei es um Erleichterungen von der fremden oder von der Regierung des Mutterlandes zu erlangen. Aber die Konsuln haben es leider bisher nicht verstanden, sich dieser natürlichen Bildungen zu bedienen, einfach weil sie dazu keine Anregung oder keine Erlaubnis von ihrer Regierung erhielten.

Wenn der Ausschuß des Zentralverbandes deutscher Industriellen in seiner Sitzung vom 4. Februar dieses Jahres meinte, die Gründung derartiger Korporationen müsse den deutschen Kaufleuten im Auslande selbst überlassen bleiben, so scheint uns das nicht richtig zu sein; der Staat sollte die Sache in die Hand nehmen. England steht mit einer freiwilligen, von der Regierung unabhängigen Stiftung allein; Frankreich, Italien und Österreich haben nur staatliche Handelskammern im Auslande, teilweise allerdings mit einer gewissen Freiheit der eignen Verfassung.

Die Organisation der erstrebten Handelskammern würde sich, um auch davon noch ein kurzes Wort zu sagen, am besten nach dem Muster der österreichischen und italienischen, d. h. zwar in unmittelbarer Fühlung mit dem betreffenden Ministerium des Mutterlandes, im übrigen aber mit eigner Verfassung einrichten lassen. Ihr Schwerpunkt müßte stets in Deutschland liegen, wobei nicht ausgeschlossen wäre, daß sie mit der Wahrung der deutschen Interessen ihre eignen im Auslande pflegten und förderten.

Um amtlich anerkannt zu werden, wäre ihr Statut dem deutschen Konsul ihres Platzes zu unterbreiten, der auch eine Art überwachender Stellung einnehmen würde. Mit den Inlandskammern müßte unmittelbar Verkehr und Schriftwechsel bestehen, wie auch die ganze Organisation ein treues Spiegelbild der Inlandskammern abgeben müßte. Statt des Handelsregisters würde

bei der Frage des aktiven und passiven Wahlrechts am richtigsten die in § 12 des deutschen Reichsgesetzes vom 8. November 1867 betreffend die Organisation der Bundeskonsulate erwähnte Matrikel zu Grunde gelegt werden, daneben die Zugehörigkeit zu dem Handels- und Industriestand des betreffenden Platzes. Weiter müßte die Bestimmung gelten, daß nur Deutsche Mitglieder werden dürften; nur dann hätte man eine Gewähr dafür, daß sie nie etwas andres sein würden als Pflegstätten national-wirtschaftlicher Interessen und nationalen Geistes. Eine freie Vereinigung dieser Art würde sich ihres nationalen Berufs unter Umständen gar nicht bewußt werden. Welche Regierung, welcher Konsul vermöchte eine freie Vereinigung deutscher Kaufleute zu hindern, Engländer oder Spanier oder sonstwen aufzunehmen? Unabweisbar wäre auch die Forderung einer gesetzlichen Grundlage, die diese Interessenvertretungen mit öffentlichen Rechten und Pflichten ausstattet und mit dem behördlichen Charakter, der den Handelskammern eigen ist.

Von großer Bedeutung für die ganze Organisation ist natürlich die Kostenfrage. Auch hier geben uns die Auslandskammern andrer Länder Fingerzeige. Je größer die Zahl der deutschen Reichsangehörigen eines Konsulatsbezirks ist, je größer der Einfluß der einzelnen in dem betreffenden Bezirk selbst ist, und endlich je wichtiger dieser Verkehr mit Deutschland, desto lebhafter wird das Bedürfnis einer solchen Kammer sein, auch durch Heranziehung entsprechender Arbeitskräfte die ihr gestellten Aufgaben zu erfüllen, und desto leichter wird es einer solchen Kammer sein, durch Selbstbesteuerung die erforderlichen Mittel aufzubringen. Beispiele bieten die englische Handelskammer in Paris und die französische in London. Soweit es sich jedoch um Plätze handelt, wo die Zahl der deutschen Reichsangehörigen nur klein, aber das deutsche Handels- und Industrieinteresse sehr groß ist, bleibt nichts übrig, als durch Zuschüsse aus Kreis- und Zentralfonds die Kosten zu decken, wie es ja das Handelskammergesetz eines der deutschen Mittelstaaten ausdrücklich vorschreibt.

Damit haben wir in Kürze die Aufgaben deutscher Handelskammern im Auslande geschildert. Es könnten noch manche Einzelheiten über ihre Zweckmäßigkeit angeführt werden; doch wird schon das vorstehende genügen, ihre Bedeutung für alle mit fremden Ländern im Handelsverkehr stehenden Kreise zu zeigen.

Der alte Harkort

Fritz Harkort, geboren den 22. Januar 1793, gestorben den 6. März 1880, ist ein solches Urbild eines echten deutschen Mannes, daß wir es nicht versäumen dürfen, auf die unten genannte ausführliche Lebensbeschreibung*) hinzuweisen, wenn wir damit auch zu unserm großen Bedauern um drei Jahre zu spät kommen. Wer weiß, ob seine Familie nicht seit Widukinds Zeiten auf dem „stuhlfreien" Hofe Harkorten im Eunepethale zwischen Schwelm und Hagen sitzt; über drei Jahrhunderte befindet sich der Hof nachweislich in ihrem Besitz. Urwüchsig, und zwar ursächsisch, ist alles an ihr geblieben. Den Adel hat man ihr bis jetzt wohl nur darum nicht angeboten, weil man der Zurückweisung gewiß war. Von Fritzens ältestem Bruder, der als Familienhaupt Johann Kaspar V. hieß und wie der alte Vincke beim Ausgehen den blauen Kittel über den Kleidern trug, erfuhr die erstaunte Welt erst nach seinem Tode, daß er Kommerzienrat sei, und als Fritz nach der Krönung des Königs Wilhelm I. in Königsberg, gegen die er öffentlich Verwahrung eingelegt hatte, zu aller Welt Überraschung den Roten Adlerorden dritter Klasse bekam, hatte das Zurückschicken der Knopflochzier vierter Klasse seine Schwierigkeiten; nach langem Suchen wurde sie gefunden — in der Originalverpackung. Als jüngerer Sohn war Fritz nach westfälischem Gewohnheitsrecht darauf angewiesen, sich durchzuschlagen. Er lernte die Kaufmannschaft, fand aber kein Gefallen am Schreibstubenleben und stürzte sich, nachdem er die Franzosen hatte verjagen helfen, bis an sein Lebensende immer aus einer gewerblichen Unternehmung in die andre. Jüngst ist in diesen Blättern behauptet worden, daß der Fortschritt der Technik weder als Mittel noch als Anreiz großer Privatvermögen bedürfe. In Harkorts Leben und Wirken findet dieser Satz seine glänzendste Bestätigung. Keinem Manne verdankt die deutsche Industrie so viel wie ihm; und mit nichts hat dieser Mann angefangen, hat es zu nichts gebracht und

*) Der alte Harkort. Ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. Von L. Berger (Witten), M. d. A. Mit dem Bildnis Harkorts und Abbildungen seiner Grabstätte und des Harkortdenkmals. (Der Reinertrag ist zur Unterstützung notleidender Lehrerwitwen bestimmt.) Leipzig, J. Baedeker, 1890.

zu nichts bringen wollen; er hat immer nur für sein Volk und Vaterland gearbeitet, andern das Bett bereitet, worein sie sich legen konnten, nicht, wie St. Martin, den halben, sondern immer gleich den ganzen Mantel verschenkt. Hatte er in seinen Werkstätten unter unsäglichen Mühen etwas neues zustande gebracht, so zeigte er es jedermann und unterstützte die mit Rat und That, die es nachahmen wollten. Dem harten Tadel derer, die ihm sagten, er solle lieber, wie es seine Pflicht sei, für seine Familie sorgen, anstatt sich Konkurrenten groß zu ziehen, begegnete er mit den Worten: „Mich hat die Natur zum Anregen geschaffen, nicht zum Ausbeuten; das muß ich andern überlassen.“ Nicht auf Vernichtung, sondern auf Verbesserung der kleinen Betriebe ging er aus. „Man [ver]kümmere nicht den fleißigen Arbeitern ihren spärlichen Lohn; nein, man unterstütze sie mit Belehrung und guten Werkzeugen, und die Gewerbe werden sich blühend entfalten. Die Elemente liegen vor uns, es bedarf nur des Gemeinsinns, um sie zu ordnen.“ Er selber ward öfter als einmal das Opfer schamlosester Ausbeutung. Als er die ersten Rhein-Seedampfer baute, richteten ihn die Kölnischen Geldleute mit kalter Berechnung zu Grunde, um das epochemachende Unternehmen ganz allein ausbeuten zu können. Er, der nie ohne Not von sich selber zu sprechen gewohnt war, schrieb doch später über diese Angelegenheit an den oberschlesischen Großindustriellen Winkler, bei dem er damals vorübergehend Zuflucht gefunden hatte (auch der war ein selbstgemachter Mann; sein Schwiegersohn, der die Dynastie fortführt, heißt von Thiele-Winkler): „Im Jahre 1837 habe ich die Sorgen und den Kummer eines ganzen Menschenlebens erduldet.“ Bei keinem war die Entrüstung über den Gründungsschwindel vor zwanzig Jahren so aufrichtig wie bei ihm. Vergebens warnte er in der „Westfälischen Zeitung,“ als es noch Zeit war: „Das große Kapital bewegt sich klüglich außerhalb der Sphäre des Staatsanwalts und speist sehr behaglich das kleine Kapital mit Hilfe der erfindungsreichen Gründer auf“; die Leute nahmen keine andre Belehrung an als die durch eignen Schaden. Er selbst hatte schon lange vorher seine sehr soliden und gemeinnützigen Gründungen, seine Maschinenbauanstalt auf dem Wetter, seine Heimstätte auf dem Hombruch, wo er mit eigner Hand die Eichen gerodet hatte, eingebüßt; nur ein wunderschön gelegnes Eckchen hatte er sich auf dem Hombruch gerettet, auf dem er sich ein verfallenes Arbeiterhaus zur Wohnung einrichtete. Höchlichst erstaunt schauten die Deputationen, die ihn zum achtzigsten Geburtstag beglückwünschten, diese wunderliche Residenz; nur der alte Krupp, der ihn um dieselbe Zeit einmal besuchte, fand sie ganz in der Ordnung. Übrigens verhalf ihm in den allerletzten Jahren seines Lebens der glückliche Verkauf einiger erzhaltigen Grundstücke zu einem bescheidnen Wohlstande.

Eine kurze Aufzählung seiner wichtigsten Unternehmungen mag einen Begriff davon geben, was ihm das Vaterland verdankt. Im Jahre 1818 legte er auf der alten Burg zu Wetter die erste Maschinenfabrik an mit Hilfe von

Engländern, die zu bekommen sehr schwierig gewesen war. Ordentliche Leute waren zur Übersiedelung nach Deutschland nicht zu bewegen. „Ich habe damals — erzählte er später — verschiedne meiner Engländer sozusagen vom Galgen herunterschneiden müssen, um überhaupt welche zu bekommen.“ Er hat die ersten deutschen Dampfmaschinen und den ersten mechanischen Webstuhl gebaut. Nachdem er drei Jahre lang vergebens gesprochen und geschrieben hatte, um eine Aktiengesellschaft zur Einführung des Puddelverfahrens in Westfalen zustande zu bringen, weil die westfälischen Eisenwerke die Konkurrenz mit dem dreißig Prozent billigern ausländischen Puddeleisen nicht auszuhalten vermöchten, ging er 1826 zum zweitenmale nach England, holte wieder Werkmeister und Arbeiter herüber, schuf mit seinen unzulänglichen Mitteln das erste Puddel- und Walzwerk und verbesserte das Verfahren durch eigne Erfindungen. Schon vorher hatte er einen verbesserten Hochofen angelegt. Seine Bemühungen um Anlage einer Eisenbahn im westfälischen Industriegebiet — von 1825 an — blieben fast zwanzig Jahre lang vergeblich, doch hatte er die Freude, daß sein Bruder Gustav in Leipzig mit Hilfe seiner thatkräftigen Freunde Seyfferth, Dufour-Féronce und Lampe die von List vorgeschlagne Strecke Leipzig-Dresden in der Zeit von 1834—39 zustande brachte. Die Konzession zur Bergisch-Märkischen Bahn sowie für die von Harkort 1830 vorgeschlagne Bahn Köln-Minden wurde erst 1844 erteilt. Vom münsterländischen Adel zeichnete nur einer für die um dieselbe Zeit ausgeführte Zweigbahn Hamm-Münster. „Was? — soll ein Graf gesagt haben — wir sollten unser Geld für eine Eisenbahn hergeben? Da könnte ja jeder Bauer ebenso rasch fahren wie wir!“ Er empfahl auch zuerst die Einführung der in Amerika erfundnen Gitterbrücken und sagte schon 1840 voraus, daß man einst flüchtig gelegte transportable Eisenbahnen bauen werde. Bei solchem Eifer für die Eisenbahnen mahnte er doch zugleich anhaltend, die Wasserstraßen nicht zu vernachlässigen. Darum bereitete es ihm große Freude, daß er die Maschine für den ersten Weserdampfer herstellen durfte, der auf Vinckes Anregung in Duisburg gebaut wurde. Harkort selbst unternahm es, den fertigen Dampfer den Rhein hinab durch die Nordsee und in die Weser hinein zu steuern. Es war mitten im Winter — am 24. Januar 1836 wurden die Anker gelichtet — und wurde allgemein als kühnes Wagnis angestaunt. Nicht das größte zwar, aber das lächerlichste der Hindernisse auf dieser an Hindernissen reichen Fahrt war beim Dorfe Schweringen zu überwinden. Der hannoversche Fährpächter weigerte sich, das Fährseil herunterzulassen, weil er nur für Segelschiffe, nicht für Dampfboote dazu verpflichtet sei. Als alle gütlichen Vorstellungen nichts halfen, ließ Harkort seinen Dampfer gegen das Seil losfahren und es sprengen. Ein vom Fährpächter requirirter Gendarm ritt fluchend am Ufer nebenher und schwang vergebens die Verfügung, die die Weiterfahrt untersagte. Weit stärkere Seile waren auf der Fahrt von Köln

nach London zu sprengen. Harkort machte sich nämlich an den Bau eines Rhein-Seedampfers. Die Regierung aber untersagte den Weiterbau, weil die (neue) Bauart unsicher und der leitende Ingenieur kein geprüfter Seeschiffbaumeister sei. Harkort reiste nach Berlin und nahm seine Zuflucht zu dem ihm persönlich wohlwollenden Kronprinzen. Weitere Hindernisse bereiteten dann auf der Fahrt selbst die aus guten Gründen wütenden Holländer. Schließlich gelang es sogar noch, bei stürmischem Meere eine wilde Brandung zu passiren, vor der sich Schiffe alter Bauart fürchteten, und Harkort kam in London glücklich an und von da ebenso glücklich nach Köln zurück (Spätherbst 1837). Daß er zeitlebens auch für Gründung von Banken, gemeinnützigen Vereinen, Zeitungen und Zeitschriften thätig war, soll nur eben erwähnt werden; er gehört auch zu den Gründern der „Preußischen Jahrbücher."

Das wäre einiges von dem, was er selbst geschaffen hat oder hat schaffen helfen. Wahrhaft erstaunlich aber ist die Fülle dessen, was er angeregt und worauf er, seiner Zeit weit vorauseilend, zukünftige Anreger hingewiesen hat. Seine Begeisterung für den technischen Fortschritt und seine eigne rastlose Arbeit dafür machte ihn nicht blind gegen die Thatsache, daß dieser Fortschritt nur dann der Menschheit zum Heile gereichen kann, wenn ihn Weisheit, Gerechtigkeit und Nächstenliebe beherrschen. Man lese folgende Bruchstücke aus seinen im Jahre 1843/44 verfaßten „Bemerkungen über die Hindernisse der Zivilisation und Emanzipation der untern Klassen" und sage, ob wir Heutigen in diesen Dingen irgend etwas wissen oder leisten, was nicht der alte Harkort vor fünfzig Jahren schon gewußt und gewollt hätte.

Echt menschliche Kultur blieb den untern Schichten der Gesellschaft fremd. Unsre Staatsmänner erziehen die Proletarier und den Pauperismus in unheildrohenden Massen, die arm an geistigem und irdischem Gute, in Bildung und Reichtum nur den Feind und Dränger sehen. Betrachtet jene Millionen in England, Irland, Frankreich, in allen großen Städten, die bereit sind, die Welt in Brand zu stecken, da sie nichts zu verlieren haben: und unsre Warnung wird gerecht erscheinen. Das Gefühl der Not hat zur gemeinsamen Verteidigung die der öffentlichen Wohlfahrt so schädlichen Arbeiterassoziationen und sogar den Kommunismus hervorgerufen. Der Arme wird verhindert, Eigentum zu erwerben, deshalb denkt er an Teilung durch physische Gewalt. Wir machen Gesetze gegen die Zersplitterung der Güter, begünstigen die Majorate; blickt auf Irland und die Folgen! Um das Fundamentalgesetz der Staaten, die Heiligkeit des Besitzes zu sichern, muß allen die Laufbahn eröffnet sein, in gesetzlicher Weise ein Eigentum erwerben zu können, und [muß] die entgegengesetzte Schranke fallen.

Vom Staate verlangen wir, daß er nicht allein gebietend, sondern auch helfend und fördernd einschreite. [Demnach fordert er: unbedingtes Verbot der Beschäftigung von Kindern in Fabriken, eine Maximalarbeitszeit, Sorge für gute und billige Nahrungsmittel, niedrige Eisenbahnfahrtpreise für Arbeiter.] Als praktisch möchte es sich herausstellen, wenn man Arbeiterkolonien durch eigne Pferdebahnen mit den Hauptstädten verbände, die außer dem Personenverkehr zum Transport

von Baumaterial und Produkten dienten. Die Meile ist für 30000 Thaler zu bauen und bei Benutzung von Chausseen noch ungleich billiger zu legen. Solche Vorstädte brächten der Hauptstadt keine Gefahr; die Leute wären gesund an Leib und Seele, im Gegensatz zu der unbeschäftigten darbenden Hefe des Volks in den großen Städten.

Die Großindustriellen bilden eine mächtige Aristokratie, die sich gleich den englischen Pairs stets aus den Reihen des Glücks und der Kapazität ergänzt. Gleich den Condottieri des Mittelalters sammeln sie gegen Sold alt und jung aus allen Völkern unter ihre Fahnen, Gewinn und Verlust der Unternehmung wagend auf eigne Gefahr. Kapital und Talent des Unternehmers halten die lockere Schar zusammen, er verabschiedet oder wirbt, wie Glück oder Umstände es erheischen. Sold ist das einzige Band; wenn der Führer fällt, zerstiebt das Geleite. Dieses Gefolge der Industrie, häufig ohne feste Heimat, ohne Hoffnung oder Zukunft, heute vergeudend und morgen darbend, fängt an durch seine bedenklich wachsende Zahl der Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich zu werden. Den Fabrikherrn für den Unterhalt seiner Leute verantwortlich zu machen, erscheint unthunlich. Allein die Pflicht könnte dringend nahe gelegt werden, das System der wechselseitigen Unterstützung sowohl in Krankheitsfällen als wie Invalidität unter ihnen einzuführen und mit angemessenen Zuschüssen zu unterstützen. Sichert der Staat durch Zollschutz den Herrn, dann geschehe auch etwas für die Diener. [Auf seinen Werken hatte Harkort schon 1820 Krankenkassen eingeführt; 1853 sprach er im Abgeordnetenhause für staatliche Zwangskassen.] Auch sollte der Fabrikant seine Arbeiter zu einem Verein sammeln, der die notwendigsten Bedürfnisse in größerm Maße anschaffe und unter sich verteile. Er sollte ferner dem Arbeiter außer dem festen Lohne einen Anteil am Gewinn zugestehen. Vorläufig seien allerdings die Arbeiter für eine engere Verbindung mit dem Kapital zu roh. „Allein die Zeit wird kommen, wo unser Vorschlag Eingang findet; denn der schroffe Gegensatz von großem Überfluß und Mangel wird täglich bedenklicher.“ Dem Elend der großen Städte gegenüber seien die Kirchen, von denen manche Leute Hilfe erwarteten, ohnmächtig; unähnlich der Kirche der ersten Jahrhunderte, leisteten sie in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung so gut wie nichts. Was für die Schule in Berlin geschehe, sei kläglich. „Drei Musikdirektoren in Berlin beziehen jährlich 16000 Thaler; 200000 Thaler für die Erbauung eines Wintergartens; 150000 Thaler Zuschuß für Oper und Ballet — und 94000 Thaler für die Schulen? Wahrlich, der ›christliche‹ Staat ist noch weit von seiner Vollendung!“ Er verlangt endlich: eine allgemeine Krankenversicherung für die ärmern Klassen, Urbarmachung von Ödländereien durch Armenkolonien, Aufhebung der Leihhäuser und des Personalarrests, Verbot des Verkaufs der [gepfändeten?] unentbehrlichsten Gegenstände. „Sichert der Staat doch verschwenderischen Großen durch Majorate Millionen Eigentum, warum nicht mit demselben Fug dem Armen seine Hausgeräte und Kleidung, sowie die persönliche Freiheit?“ Außerdem noch: kostenfreie Schiedsgerichte für Bagatellsachen, Hebung des Sparkassenwesens, „unmittelbaren Miterwerb vereinigter kleinerer Arbeitskräfte bei Vergebung öffentlicher Arbeiten,“*) Abschaffung der Schlacht- und Mahlsteuer, keine Zünfte, sondern freie Vereine auf breiter Grundlage, hauptsächlich aber gründlichen Unter-

*) Also, wenn wirs recht verstehen, Staat und Gemeinden sollen öffentliche Arbeiten ohne Dazwischenkunft von Unternehmern „in eigner Regie“ von Arbeiterkompagnien ausführen lassen, wie es seit vorigem Jahre der Londoner Grafschaftsrat thut.

richt auch für den Armen. „Alle diese Dinge können aber nur dann wohlthätig auf die Massen einwirken, wenn alle Gebildeten im Geiste eines echten Christentums sich mit Aufopferung und Liebe dem großen Werke der Zivilisation widmen und nicht dem Armen gegenüber eine ausschließende Stellung behaupten, welche täglich gefahrdrohender erscheint. Mühen und Arbeit entfremden dem Gemeinwesen nicht; allein das unwissende Kind des Armen, welches am Weihnachtsabend hungernd und frierend durch die erleuchteten Fenster der Reichen schaut, wird nicht Friede machen mit der Gesellschaft."

Mit nicht geringerer Entschiedenheit wie den Reichen, sagte er aber in seinen zahlreichen Volksschriften, Gelegenheitsschriften, Arbeiterbriefen auch den Armen die Wahrheit und setzte den Arbeitern, wo er Trägheit, Unwirtschaftlichkeit, Unverstand, Anmaßung und utopische Träumereien bei ihnen traf, den Kopf gründlich zurecht. Er, der uneigennützige Volksfreund, konnte das, ohne höhnische Widerrede zu erfahren. Als ihm einmal entgegen gehalten wurde, die Arbeiter würden auf ihren Schnaps verzichten, wenn er auf seine Cigarren, Wein und Braten verzichtete, antwortete er: Tabak und Cigarren rauche ich nicht, auf meinem Tische steht nicht Wein, sondern Wasser, und wer bei mir Braten riecht, muß eine feine Nase haben.

In der angeführten Schrift von 1844 erörtert er ferner noch die Notwendigkeit von Kolonien, die Gründung einer deutschen Kriegsflotte und die Wiederbelebung des alten Handelsweges nach Asien. An die Donaumündung „lenke man den Strom unsrer Auswanderung, stelle jenseits des Eisernen Thores jene Kultur her, welche zur Römerzeit bestand, und werfe durch das deutsche Element ein Bollwerk auf gegen die Übergriffe der Slawen. Dann kann sich für Deutschland eine Zukunft entfalten, die tausendjährige Unbilden und Verluste mit Wucher ausgleicht — und Barbarossa erwacht in seinem Grabe." Fügen wir hinzu, daß er im Jahre 1852 einen vollständigen Flottengründungsplan entworfen, daß er den Jadebusen als Kriegshafen empfohlen, dringend zur Gründung einer großen Maschinen- und Schiffsbauanstalt in Swinemünde geraten hat, damit die deutschen Kriegsschiffe nicht im Auslande gebaut zu werden brauchten, daß er gegen den Sundzoll, für die Befreiung Schleswig-Holsteins agitirt und Kiel als den besten deutschen Kriegshafen bezeichnet hat, daß er für einen Rhein-Weserkanal gearbeitet, einen Nordostseekanal für notwendig erklärt, auf die Wichtigkeit Ostafrikas hingewiesen und 1851 beantragt hat, in Damaskus ein Konsulat zu errichten und eine direkte Packetfahrt nach Syrien ins Leben zu rufen, so wird das genügen, von dem Scharfblick des patriotischen Mannes und von dem Umfange seiner gemeinnützigen Bestrebungen einen Begriff zu geben.

Hätte er nicht dem Gemeinwohl in Vereinen, in der Kreis- und Provinzialverwaltung, im Parlament seine beste Kraft und den größten Teil seiner Zeit gewidmet, so würde er es vielleicht trotz seiner Uneigennützigkeit zu etwas gebracht haben. Allein er hat schon, da er als zwanzigjähriger Jüngling gegen

die Franzosen ins Feld rückte, seiner Braut unumwunden geschrieben, daß das Vaterland allem andern vorgehe, und diesem Grundsatze ist er bis zum letzten Hauche treu geblieben. Parteiführer mögen darüber streiten, ob Fritz Harkort ein Altliberaler oder ein Fortschrittsmann gewesen sei, der Patriot weiß, daß sich solche Männer nur deswegen einer Partei anschließen, weil sie doch eben für sich allein nichts durchsetzen können. Sein Liberalismus war jene mit Ordnungsliebe und streng gesetzlichem Sinn gepaarte altgermanische Freiheitsliebe, die mit irgend welchem modernem Parteiprogramm wenig zu schaffen hat. Bei Beratung der Städte- und Landgemeindeordnung für Westfalen 1856 rief er: „Montesquieu sagt: was je großes für die gemeine Freiheit erfunden worden ist, das kommt alles von den Sachsen! Wir Westfalen können uns rühmen, Nachkommen jener Sachsen zu sein; und diese Vorliebe für die gemeine Freiheit ist das zähe Band, das uns zusammenhält. Wir, die wir jetzt leben, haben noch den letzten Freischöffen gekannt auf roter Erde. Wir haben die frühere Gemeindeversammlung noch gekannt unter der Linde oder unter der Eiche. Wir haben es noch gesehen, daß der Bauer, der zehn Thaler Steuern zahlte oder vierzig Morgen Land besaß, den Erbentag oder den Kreistag besuchte." Selbst Sprößling eines uralten Bauernhofes und sachkundiger Landwirt, ward er von den Bauern der Mark nach Gebühr geliebt und geschätzt. Büreaukratie und Junkerherrschaft waren ihm gleicherweise verhaßt, und der Hartnäckigkeit, mit der er die Grundsteuerfreiheit der Rittergutsbesitzer bekämpfte, kommt nur seine Ausdauer im Kampfe für die Verbesserung des Volksschulunterrichts und für Aufbesserung der Lehrer gleich. Da er der Revolution wie der Reaktion mit gleicher Entschiedenheit Widerstand leistete, aus seiner Verachtung der „höhern" Kreise kein Hehl machte und im Mittelstande allein den Kern des Volkes sah, so teilten sich Pöbelführer und Kommunisten mit Höflingen und Staatsbeamten brüderlich in den Haß gegen den Volksmann.

Als Volksmann zeigte er sich nicht allein in seiner volksfreundlichen Wirksamkeit und in der packenden Sprache seiner Arbeiter- und Bauernbriefe, die von den Staatsanwälten so eifrig gelesen wurden, daß manchmal nichts davon an die Bauern kam, sondern auch im Parlament, wo er, von langen schönen Reden kein Freund, desto häufiger mit klar abgefaßten Gesetzvorschlägen und treffenden kurzen Bemerkungen eingriff. So sprach er, als bei Beratung der preußischen Verfassung die Steuerverweigerer, deren entschiedenster Gegner er selbst gewesen war, abwesend geschmäht wurden: „Es ist wahr, der Rumpf jener Nationalversammlung hat die Steuerverweigerung geboren in einer ungeheuer bewegten Zeit. Aber ich frage Sie, meine Herren: welche Strafe gebührt denen, die, in Titel und Orden, sich noch jüngst erkühnt haben, der Regierung einen Drohbrief zu schreiben, in dem sie aussprechen, daß sie bei etwaiger Einführung der Grundsteuer nur der Militärgewalt weichen würden?"

Als die Junker im Interesse der Fasanenjagd einen Paragraph 9 durchdrücken wollten, der lautete: „Perlhühner sind zu den Haustieren zu rechnen," da erklärte er, ihn nur dann annehmen zu wollen, wenn noch beigefügt würde: „Hühner, Enten und Gänse werden ebenfalls zu den Haustieren gezählt." Als die Regierung 1854 für „Unterstützung" der Lehrer ganze 40000 Thaler auswarf, da sagte er: „Für die Erziehung der Kinder haben Sie kein Geld; Sie ziehen es vor, Häscher zu besolden, um die ins Zuchthaus zu bringen, die in der Schule nichts gelernt haben." Als über die Bittschrift eines Invaliden zur Tagesordnung übergegangen werden sollte, weil der Instanzenzug noch nicht erschöpft sei, da rief Harkort: „Ich möchte nur wissen, wie ein armer Invalide, der kein Geld zu Porto hat, es machen soll, alle Instanzen zu erschöpfen, bei denen in der Regel doch nichts herauskommt!" Daß fürs Ballet stets, für seine alten Kriegskameraden niemals Geld vorhanden war, und daß die Futterknechte der Zuchthengste doppelt so gut besoldet wurden wie die besten und ältesten Lehrer, war ihm ein ewiges Ärgernis. In einen besonders erbitterten Kampf mit den Junkern wurde er noch einmal verwickelt, als diese, im eignen Interesse den unbeschränkten Freihandel ebenso rücksichtslos erstrebend wie heute einen übertriebnen Schutzzoll, die Eisenzölle abschaffen wollten, die Harkort für unbedingt notwendig hielt. Was die mancherlei wirtschaftlichen Nöte der östlichen Provinzen des preußischen Staates anlangt, so wies er auf den bedeutungsvollen Umstand hin, daß ihnen das Hinterland fehle. Daß Pommern durch den Großgrundbesitz entvölkert werde, beklagte er als ein ernstliches Unglück.

Die Kriegserklärung des Jahres 1870 überraschte den Alten auf seinem Hombruch, wie er gerade mit seinen Freunden Becker und Berger ein Wahlprogramm beriet: „Jetzt — rief er — haben wir einfache Arbeit; ein Programm in drei Worten: Haut die Franzosen!" Charakteristisch ist der letzte seiner Anträge im preußischen Abgeordnetenhause: Heizung der Kupees dritter und vierter Klasse im Winter und Einrichtung besondrer Frauenkupees in diesen beiden Klassen. Dem deutschen Reichstage gehörte er bis zum 24. Juni 1873 an. Von da ab blieb er, immer noch rastlos thätig, aber seine Thätigkeit auf einen engern Kreis beschränkend, in seinem Arbeiterhäuschen auf dem Hombruch.

Wie dem alten Vincke und dem großen Adoptivsohne Westfalens, dem Freiherrn vom Stein, so haben die Westfalen auch diesem dritten Volksmanne als Denkmal einen Turm gesetzt, und zwar auf dem alten Stamm, einer steilen Felswand im Ardeygebirge. Möge es dem Vaterlande an lebendigen Türmen, wie diese drei waren, niemals fehlen!

Die Kunst zu fliegen

Der Kaiser und die Kaiserin nebst den Prinzen und dem beiderseitigen Gefolge wohnten auf dem freien Platze hinter der physikalisch-technischen Reichsanstalt dem Aufstieg des zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmten, von dem deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt aufgelassenen Ballons „Humboldt“ bei. . . . . Der gestern in Gegenwart des Kaiserpaares aufgestiegne Luftballon „Humboldt“ hatte eine schwere Landung. Die Frau des mitaufgestiegnen Professors Aßmann erhielt ein in Varzin aufgegebnes Telegramm, das lautet: Landung bei Wussow bei Naugard, leider Bein verletzt. Komme daher morgen noch nicht.

Genau wie anno dazumal! Auf allen Gebieten haben die Herren Techniker in unsern Zeiten die großartigsten „Erfolge erzielt,“ das Wort „Ingenieur,“ in der Mitte des Jahrhunderts noch nicht höher geachtet als etwa das so ungerecht behandelte Wort „Schulmeister,“ prangt heute stolz auf Besuchskarten und Hausthüren! Aber doch nur auf allen Gebieten der terra firma und des Wassers, nicht im Reiche der Lüfte. Da steht der menschliche Geist noch am Anfang seines „Könnens“! Noch immer wird der riesige Luftballon erbaut, der — ein Spiel der Winde — dem Menschen keine Herrschaft im Reiche der Lüfte verleiht und nie verleihen kann. Auf dem Wege des Ballons mit seinen ungeheuern Angriffsflächen für jede noch so schwache Luftströmung ist kein Sieg in jenen „höchsten Regionen“ zu erwarten; König im Reich der Lüfte ist der Weih, und so lange sich der Mensch ängstlich oder blind gegen die Lehren der Natur verschließt, so lange er immer noch das Ungetüm des plumpen Kugelwesens für diese Zwecke erschafft, so lange kann und wird er nie das ersehnte Ziel erreichen. Das heiß ersehnte Ziel, es dem Vogel gleich thun zu können, zu Geistesflügeln auch den körperlichen Flügel zu erlangen.

Dädalos entfloh der Haft auf künstlichen Fittichen, erzählt die Mythe. Ja, muß es denn für alle Zeiten nur eine Mythe sein? Ist keine Möglichkeit denkbar, daß der Mensch es dahin bringt, die Mythe zur Wirklichkeit zu machen?

Wüßten wir nur erst ganz genau, wie es die Vögel eigentlich machen,

dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht auch fliegen könnten! Das ist so ungefähr die landläufige Ansicht. Man glaubt ziemlich allgemein, daß der Vogel irgend ein „Geheimnis" habe, das ihm an letzter Stelle den Flug eigentlich erst ermögliche. Wer wie der Verfasser dieser Zeilen von Kindheit an, schon angeleitet durch die Unterweisung des Vaters, den Flug der Vögel ganz genau beobachtet hat, wer immer mehr zu der Erkenntnis gelangt ist, daß dabei keinerlei Geheimnis obwaltet, daß sich vielmehr bis ins kleinste die Erscheinung des Fluges und des Schwebens an der Hand unsrer allgemein verbreiteten Lehren von der Schwerkraft erklären läßt, der muß sich billig wundern, wenn er sieht, wie seit Jahren die meisterhaften Untersuchungen eines schlichten deutschen Mannes auf diesem Gebiete fast spurlos an der Öffentlichkeit vorübergegangen sind. Es ist ein preußischer Bergbeamter, der sich das Studium des Fluges der Vögel zur Aufgabe gemacht und wiederholt die vortrefflichsten Abhandlungen darüber veröffentlicht hat. Aber weil man seinen Arbeiten anmerkt, daß es kein Schriftsteller vom Fach ist, der die Feder führt, weil jede Reklame dabei vermieden worden ist, so geht es natürlich mit der Verbreitung seiner Lehren sehr langsam, obgleich kein Geringerer als Helmholtz durch seine Zustimmung dabei Pate gestanden hat. Auch sonst fehlt es dem bescheidnen Forscher nicht an Anerkennung, aber im Publikum ist er völlig unbekannt geblieben.

Neuerdings hat nun dieser hochzuschätzende „ungelehrte" Gelehrte die Ergebnisse seiner Studien veröffentlicht unter dem Titel: Das Flugprinzip. Eine populär-wissenschaftliche Naturstudie als Grundlage zur Lösung des Flugproblems von Karl Buttenstedt. (Kalkberge-Rüdersdorf, bei Karl Blankenburg, 1892.) Dies Buch verdient die weiteste Verbreitung, nicht nur unter Fachleuten, sondern in allen Kreisen, wo man offne Augen für die Natur hat. Da aber nicht zu hoffen ist, daß sich nun viele Leser der Grenzboten beeilen werden, das kleine und doch so bedeutende Werk selbst kennen zu lernen, so soll hier der Versuch gemacht werden, den Hauptinhalt auch dem Laien klar zu machen.

Jeder, der es einmal mit angesehen hat, wie die Möve, um gleich eine Großmeisterin der Flugkunst zu nennen, spielend den ganz Tag auf und nieder segelt, hin und her schießt, ohne im geringsten vom Sturm belästigt zu werden, ohne Spuren der Ermüdung zu zeigen, der wird, nachdem das mörderische Blei des Sommerfrischlers das schöne Tier zu Tode gebracht hat, mit großem Erstaunen wahrnehmen, wie schwer der leblose Körper in seiner Hand wiegt, derselbe Körper, der soeben noch federleicht in der Luft schwebte! Wohl kann da der Glaube entstehen, daß der Vogel, so lange er lebte, sich beim fliegen habe „leicht machen" können, daß er in seinem Gefieder wohl gar ein rätselhaftes Gas zu seinen Diensten habe, das der Mensch nicht untersuchen könne, weil es in der Ruhe oder beim Tode des Tieres nicht vorhanden sei.

Da kommt nun Buttenstedt und belehrt uns: der Vogel fliegt so geschickt, nicht obgleich, sondern weil er so schwer wiegt. Erst das Gewicht, also die Anziehungskraft der Erde, ist das geheimnisvolle Etwas, das den ganzen Flugapparat wirkungsvoll macht; der unaufhörliche Kampf, der zwischen der Schwerkraft des Vogels und der Widerstandsfähigkeit der unter seinem Gefieder befindlichen wechselnden Luftschichten stattfindet, ist das A und das O des Fluges und des Schwebens. Der Vogel ist im Grunde ein lebendiger Fallschirm. Wie der wirkliche Fallschirm des in den letzten Jahren wieder in Mode gekommenen Absturzkünstlers erst dann zur Anwendung kommt, nachdem der Absturz begonnen hat, nachdem also belastete Luft dem Schirm die Form gegeben hat, die die größte je nach der Bauart erreichbare Tragfähigkeit darstellt, so erhält auch das Gefieder des Vogels erst dann die nötige Form, wenn das volle Gewicht des Tieres in den Flügeln hängt. Aber während der Fallschirm des Menschen ein traurig unbeholfnes Ding ist und bleibt, bietet das Gefieder ein technisch so hochvollkommnes Werkzeug, wie es eben nur Mutter Natur hervorbringen kann. Da ist es nun Buttenstedts Verdienst, mit großer Liebe und unendlicher Ausdauer schon vor Jahren, als noch niemand an Augenblicksbilder dachte, so scharf beobachtet zu haben, daß alle seine Beobachtungen später von den Anschützschen Augenblicksaufnahmen pure bestätigt worden sind.

Der Flügel des leblosen Vogels in unsrer Hand lehrt uns so gut wie nichts, wenn wir nicht imstande sind, uns im Geiste das Bild herzustellen, wie es im Leben und im Fluge gewesen ist. Da wird es uns dann klar, daß Flügel und Schwanz ausgebreitet und belastet so meisterhafte Trag- und Fortbewegungsmittel sind, daß der glückliche Besitzer, der Vogel, zunächst nichts weiter zu thun hat, als das ihm verliehne elastische Material auszuspannen. Die Ansprüche, die unter gewöhnlichen Umständen an seine Kräfte gemacht werden, sind höchst gering. Also nicht Kraftleistung, sondern angeborne Geschicklichkeit ist die Quintessenz des Schwebefluges! Die ganze Aufgabe ist: balanciren!

Ähnlich wie der Papierpfeil des Knaben in seiner schiefen Ebene vorwärts gedrängt wird, lange noch, nachdem die ihm ursprünglich von der Hand erteilte Schlenderkraft erstorben ist, so wird der Vogel durch die Schwerkraft infolge der Gesamtgestalt seines Gefieders vorwärts getrieben in der Richtung seines Kopfes. Aber damit ist es noch lange nicht genug. Nicht nur die Gesamtgestalt, nein die Beschaffenheit fast jeder einzelnen Feder wirkt mit zur Vorwärtsbewegung. Die Federn sind so angebracht, daß die lange Fahne stets nach hinten, die kurze Seite aber vor dem Kiel, also nach vorn sitzt; die Folge ist, daß die belastete Luft die lange Fahne in die Höhe biegt und sie somit von selbst zu einem Motor macht. Dies zeigt sich am deutlichsten bei den äußern Spitzen der Schwungfedern. Jede einzelne Federspitze nimmt

in der Luft durch die Schwerkraft des Vogels genau die allergünstigste Lage an, um den Flieger auch ohne Flügelschlag vorwärts zu bringen. In dem Buttenstedtschen Buche ist das durch eine Reihe von Augenblicksbildern und Zeichnungen noch besonders klar gemacht.

Daraus folgt, daß der Vogel, so lange er auf seinen Beinen steht, von seinen Flugwerkzeugen keinen vollen Gebrauch machen kann; er muß erst das Gewicht seines Leibes in seine Fittiche hängen. Mit andern Worten: er muß einen Sprung in die Höhe thun, erst dann leistet ihm sein Apparat den erforderlichen Dienst. Dementsprechend sehen wir die Krähen und Raben auf unsern Feldern niemals unmittelbar von der Erde auffliegen, sondern erst springen. Vögel, denen die Natur die Kraft der Beine zum Aufsprung versagt hat, sind daher völlig hilflos, wenn sie sich nicht von einem erhöhten Gegenstand frei in die Luft fallen lassen können. Es ist bekannt, daß der großartigste Segler der Lüfte, der Albatros, nicht imstande ist, vom Schiffsdeck emporzufliegen. Gerade er besitzt die vorzüglichsten Schwingen, die die Natur hervorgebracht hat, so meisterhafte Schwebemittel, daß er mühelos in den Lüften kreisend den Schiffen von Ozean zu Ozean folgen kann. Er ist gewohnt, sich von der Spitze der großen Meereswogen in den freien Luftraum des Wellenthales fallen zu lassen. Erst in dem Augenblicke, wo sein Gewicht das Gefieder belastet, das er wohl ausbreiten, aber nicht so spannen kann, wie die von unten drängenden Luftsäulen, erst in dem Augenblicke ist er der freie Herr seiner selbst. Genau so, wie der Mensch unfähig zum Gehen wäre, wenn er an einen Ort gelangte, wo die Erde keine Anziehungskraft mehr ausübte.

Alle Punkte der Buttenstedtschen Theorie auch nur anzudeuten, würde hier zu weit führen. Kurz erwähnt muß aber doch noch werden, daß der Flügelschlag nur eine Verstärkung der Flugkraft — nicht die Flugkraft selbst — ist, daß der eigentliche Motor immer und überall vorhanden ist, nämlich der unaufhörliche Wechsel der belasteten Luftsäulen unter dem elastischen Flugmaterial. Dem Müller fehlt der Wind oft lange Zeit; das Wasser seines Mühlteiches verschwindet in trocknen Sommern; die Kraft der belasteten Luft versagt nie, und sie gestattet es sogar dem geschickten Flieger, auch noch entgegenstehende, horizontale Winde mit Vorteil auszunutzen. Der große Raubvogel hebt sich ohne Flügelschlag bis in die höchsten Lüfte, wo er unsern Blicken verschwindet; er braucht nur sein Gefieder richtig einzustellen, so schraubt es seinen schweren Körper in dem Gewinde der stets erneuten Luftsäule empor.

Man wird sich nun die Frage vorlegen, woher es denn wohl kommen mag, daß all seine tausendjährigen Bemühungen dem Menschen noch immer keine praktische Schwebe- und Flugmaschine gegeben haben. Die Antwort lautet: weil sich die dem Vogel von der Natur verliehene Balancirkunst auf künstlichem Wege bisher nicht annähernd erreichen läßt. Es ist keine Frage,

daß das dem Fluggeschöpf angeborne großartige Feingefühl für das Gleichgewicht jeder andern Kreatur in solcher Vollendung für immer versagt bleiben wird. Abgesehen vom Fluge bekundet sich dies Balancirvermögen auch darin, daß der Vogel auf dünnem Aste, auf einem Fuße ruhend, zu schlafen vermag.

Aber auch den Menschen ist ein hervorragendes Gleichgewichtsgefühl mitgegeben; dafür ist schon der gewöhnliche, aufrechte Gang ein Beweis. Und wie sehr durch Übung diese Fähigkeit weiter entwickelt werden kann, sehen wir am Seiltänzer und am Radfahrer. Wer hätte es vor wenigen Jahrzehnten für möglich gehalten, daß sich Menschen auf „Stahlrossen“ mit der Schnelligkeit des Hirsches auf glatter Bahn vorwärts bringen würden? Alle andern Bedenken beiseite gesetzt, schon ein solches Balancirvermögen würde niemand dem Menschen zugetraut haben. Heute wissen wir, daß die Schwierigkeiten ziemlich leicht zu überwinden sind, ja daß das schnellrollende Rad sogar in sich selbst ein großes Kapital von Gleichgewicht bildet, so groß, daß der dahinsausende Reiter schon bedeutende Fehler machen kann, ohne das Rad zu Falle zu bringen.

So läßt sich denn heute vom nüchternsten Standpunkte sagen, daß Dädalos durchaus nicht für immer auf Erden eine Mythe zu bleiben braucht. Bei einem richtig hergestellten Apparat werden, um es nochmals zu betonen, die Ansprüche an die Muskelkraft sehr gering sein. Sobald es gelänge, einen blitzschnell wirkenden Kontakt zwischen dem Gleichgewichtsgefühl und den künstlichen Fittichen zu schaffen, würde der Mensch in der That fliegen können.

Ob das freilich zum Glücke der Menschheit beitragen würde?

Proletarierdichter und Proletarierlieder

(Schluß)

Von den andern Wünschen, die sich im Herzen eines Proletariers regen, ist der nach Bildung besonders lebendig. Er ist mit schuld daran, daß der Proletarier Bedenken trägt, sich zu verheiraten. Wenn nun sein Bube begabt und lernlustig wäre, „wie soll der Arme diesem Drang genügen?“

Wie könnt' ich je die Lehrer ihm bezahlen
Und all die Bücher, die er haben muß,
Dieselben Bücher, die zu tausend malen
Des Reichen Sohn verwünscht voll Überdruß!

Denn an die Überlegenheit der Bourgeoissöhne, die die höhern Schulen „frequentiren“ oder sich auf Universitäten „Studirens halber aufhalten,“ wollen

die Proletarier nicht glauben. Ihre eignen Söhne, die Plebejerkinder, werden „schneidig-scharf drei Jahre lang erzogen,“

Doch wer die Schnüre sich erfaß,
Der braucht nicht Fuchtel noch Kandare,
Der lernt — und noch dazu mit Spaß —
Den ganzen Kram in einem Jahre.

Es ist eben im Sinne der Proletarieranschauung nicht wahr, daß jedem, der lernen will und kann, die Gelegenheit zur Bildung geboten sei. Der Besuch der Bildungsstätten und die Anschaffung der Bildungsmittel ist kostspielig, das Schulgeld ist hoch, für den Armen unerschwinglich. Man fragt nicht nach den Neigungen und Anlagen der Schüler, sondern darnach, ob der Vater die Summen, die es kostet, für den Sohn bestreiten kann. Die Besitzenden haben die Bildung wie alles andre zu einem Monopol für den Besitz gemacht, sie ist eine Geldfrage. Es ist auch nicht wahr, daß die Beförderung in Amt und Stellung von dem Talent und der Würdigkeit abhänge. Die Höhe des Gehalts eines Beamten wird bestimmt durch seine „Vorbildung“ und durch sein „Dienstalter.“ Wer die vorgeschriebnen Berechtigungsscheine hat, wer den Nachweis von so und soviel Schul- und Universitätssemestern führen kann, wird zu der großen Staatsprüfung zugelassen, „definitiv“ oder „etatmäßig“ angestellt und rückt dann mit den Jahren auf; ein Unterschied zwischen den Arbeitsbienen und den Drohnen wird nicht genügend gemacht. „Den Ausschlag giebt — und das ist klar: Schablone.“ Es ist der reine Hohn, zu sagen, daß es nur dem gut gehe, der etwas Tüchtiges leistet.

Es ist auch nicht wahr, daß man durch Arbeiten und Sparen reich werden könne, man kann dadurch nicht einmal vermögend werden, man kann sich dadurch nicht zum Unternehmer, Eigentümer oder Grundbesitzer aufschwingen. Die Armut ist der größte Fehler, der einem Menschen anhaften kann; es ist eine Ausnahme, die die Regel bestätigt, wenn es jemand, der in der Wahl seiner Eltern und Schwiegereltern nicht vorsichtig gewesen ist, dennoch zu etwas bringt. Lepp ist „zur Strafe enterbt“ worden, weil er „so unpraktisch war, sich einen braven Proletar statt eines Millionärs zum Vater zu wählen.“ Kurz, es ist heutzutage nicht mehr wahr, daß jeder seines Glückes Schmied sei, das Kapital ist zu allmächtig, Geld geht vor Talent und Kunst, vor Wissen und Weisheit, vor Fleiß und Tugend.

Auch die vielgerühmte „freie Selbstbestimmung“ ist für den Besitzlosen nicht vorhanden. Für ihn gilt der „garstige Spruch“: „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing.“ Er wird gezwungen, vor dem Geldsack den Hut zu ziehen.

Geht doch mit euern Phrasen, geht, ihr Herrn,
Ihr tanzt den Reigen vor dem goldnen Kalbe!
Mit schönen Worten schmückt ihr stets euch gern,
Doch eure Freiheit ist nur eine halbe!
So lang ein jeder nach Besitz nur strebt,

Der doch zu teil wird wen'gen Auserwählten,
So lang das Kapital die Krallen gräbt
Ins Fleisch der Armut, der zu Tod gequälten,
So lange bleibt es nur ein leerer Klang,
Vom freien Selbstbestimmungsrecht zu sprechen.

Die ungehinderte Befriedigung des Bildungstriebes, sowie die gesellschaftliche Geltung der Persönlichkeit werden nicht von allen Menschen mit dem gleichen Ernst und Eifer begehrt; der gebildete Proletarier erhebt ganz andre Ansprüche als sein ungebildeter Mitbruder. Dagegen ist die wichtigste der sozialen Fragen dem einen wie dem andern verständlich, weil der erste aller Triebe der nach Selbsterhaltung ist. Die, die Proletarier sind, kämpfen alle um die Existenz, ringen um das liebe Brot und werden auf dem Boden des materiellen Interesses zusammengeführt, so verschieden sie auch sonst als Menschen sein mögen. Jeder strebt zunächst und vor allen Dingen für sich eine befriedigende Lösung der „Magenfrage" an. Kann diese wichtigste aller Fragen für die große Masse nicht ordentlich erledigt werden, so droht der Gesellschaft Gefahr, so wird den Führern des Proletariats das wirksamste aller Erregungsmittel, die Berufung auf den Hunger, in die Hand gegeben:

Was wir glauben? Dieser Frage
Wilde Kämpfe sind vergessen.
Dem, der hungert, scheint sie nichtig,
Ihm ist nur die Frage wichtig,
Nur die eine: was wir essen!

Panem et circenses — das ist es, was die Masse auch heute noch begehrt, wenn auch gemäß dem Fortschritt der Zeiten in einem höhern Sinne als ehemals. Panem — das spielt die Hauptrolle. Es ist wieder nicht wahr, daß, wie die Bourgeois behaupten, jeder, der arbeiten will, auch Arbeit und Brot bekommen könne. Mag sein, daß es für den stets Arbeit giebt, „der sich keiner Arbeit schent," aber der Arbeiter, und gerade der tüchtige am meisten, verlangt eine angemessene und lohnende Arbeit. Er will Arbeit in dem Fache, zu dem er gehört. Er will nicht heute in der Fabrik an der Maschine schaffen, morgen sich hinter dem Pflnge herschleppen und übermorgen Schnee schaufeln. Der „zielbewußte" Arbeiter weiß ganz genau, weil er es jeden Augenblick am eignen Leibe fühlen kann, sieht es besser ein als so mancher „Arbeitgeber" und so mancher hohe Beamte, daß die einseitige kapitalistische Wirtschaft die Unsicherheit seiner auf dem Arbeitslohn beruhenden Existenz bedeutet. Die Sozialdemokratie hat sich nicht vergebens die größte Mühe gegeben, ihn über das Wesen von Überproduktion, Depression und Krise aufzuklären. Wenn die Geschäfte schlecht gehen, fliegt er auf die Straße und tritt in die Reihen der „industriellen Reservearmee." Dieses Schicksal steht ihm immer vor Augen, sodaß er aus den Sorgen nicht herauskommt, die „wissenschaftliche Aufklärung" vermehrt noch seine Sorgen, indem er sich nun, wenn es ihm auch gut geht,

überflüssige Sorgen macht. „Es ist ein Leben sorgenschwer, ein Proletarierleben."

Aus diesen Verhältnissen sind die Elends- und Hungerlieder, wie man sie nennen könnte, hervorgegangen. „Der Hunger — meint Reich — giebt in allen seinen so unendlich mannichfaltigen Formen dem bildenden Künstler wie dem Poeten Gelegenheit zu vollster Bewährung seiner Meisterschaft," er ist „ein verhältnismäßig neues Thema." In jedem Winter macht die Not in einer Menge von Häusern ihre Besuche, die Mangel an Nahrung und Wärme mit sich bringen. Die „Winterbilder" der Proletarierdichtung sind samt und sonders Notstandsbilder. „Der Magen," meint im Winter 1889 der „namenlose" Proletarierdichter,

Der Magen wird den Sachverhalt erfassen,
Den dieser Winter kurz und klar ihm bot.

Die Winter sind im lieben Deutschland zuweilen recht lang und streng, und gerade bei andauernder Kälte ist die Arbeit am knappsten.

Im Winter der Verdienst wird klein,
Reicht nicht zu Brot und Salze.
Da schnallt der Bursch sein Werkzeug ein
Und macht sich auf die „Walze."

„Zweimalhunderttausend ziehn wie er auf Deutschlands Straßen." Vor dem „Fest," vor Weihnachten, mag es noch angehen, die Arbeit ist dann oft recht eilig, alle Hände haben bis in die Nacht zu thun, aber wenn diese hastige, drückende „Saisonarbeit" beendet ist, tritt um so tiefere Geschäftsstille ein. Weihnachten füllt so manchem Prinzipal den Beutel für das ganze Jahr und setzt so manchen Arbeiter vor die Thür. Nach sauern Wochen folgt ein trauriges Fest, das Arbeitslosigkeit bringt, und das nennt man christliche Weihnachten!

Wie schön sind die vier Jahreszeiten für die Geldmenschen, für die Bourgeoisie! Sommer und Winter sind ihnen gleich recht. Saison hier, Saison da, und diese Saison sieht ganz anders aus als die des arbeitenden Proletariats. Das Jahr des Reichen und das Jahr des Armen sind zwei sehr verschiedne Größen. Der Arme geht täglich „zur Arbeit am Morgen,"

Und Jahr dann um Jahr
Bleibt alles, wies war.

Für den Reichen heißt es: Variatio delectat:

Im Frühling nach Nizza,
Und später an Seen,
Auf Bergeshöhn,
Und dann kommt die Plage,
Die schwierige Frage:
Welch Bad ist zu wählen,
Die Nerven zu stählen?

Und wenn die Badegäste heimwärts gezogen sind, dann kommt neuer Zeitvertreib:

Nun wird an hohlem Zeitvertreib
Man in der Großstadt wieder naschen —
Man hat sich eben nur den Leib,
Man hat die Seele nicht gewaschen.
Man wollte ja an Sund und Haff
Nicht mit dem Ewgen sich vermählen,
Die Nerven nur, die müd und schlaff,
Zu kräftigem Genießen stählen.

In der Großstadt begegnen sich die schroffsten Gegensätze, der übertriebenste Luxus und die erbärmlichste Not, das Ostende jammert, das Westendviertel jubelt. In der Woche hat der Westen „keine Zeit," sich um das Elend des Ostens zu kümmern, weil er rechnen und verdienen muß, und am Sonntag will er sich seine Stimmung nicht verderben lassen, am Sonntag will er nichts vom Frieren und Hungern hören; darum weiß er vom Osten nichts, „und wenig frommt zu wissen auch, wie dorten man verkommt."

Besonders eindringlich versteht Andorf die Not der Ärmsten darzustellen. In einem epischen Gedicht von ihm „Mann über Bord" macht ein Trimmer, einer der Heizer, die in dem Maschinenraum der Schiffskolosse ein klägliches Dasein führen, seinem Leben durch einen Sprung über die Reeling ein rasches Ende; der Kapitän läßt die Boote nicht aussetzen, um nicht die kostbare Zeit „solchen Falles wegen" zu vertrödeln. In einem Gedicht „Die Barbaren" zieht er zwischen Russen und Deutschen einen Vergleich; er hat in Rußland nichts davon bemerkt, daß dort, wie die Sage geht, Talglichter verspeist würden, aber

Im gelobten germanischen Land,
Ohn zu verziehen die Miene,
Ernährt sich der schaffende vierte Stand
Von Talg, genannt „Margarine."

Und in den größeren Städten auch
Sind überall Roßschlächtereien,
Das ist bei uns schon lange so Brauch —
Wer sagt, daß Barbaren wir seien?

Bessere Behandlung und bessere Lebenshaltung also verlangt die Sozialdemokratie für das Proletariat. Eine andre Forderung von ihr ist die Feststellung eines Normalarbeitstages, damit der Arbeiter Zeit zur Ruhe und zum Lebensgenuß erhalte. Der Arbeiter kann den ihm zukommenden Anteil an den Circenses nicht erheben, wenn ihm durch die nervöse Hast der modernen Gewerbsthätigkeit alle freie Zeit verkümmert wird. Sehr schön ist der von Scheu gelegentlich angestellte Vergleich des Menschen von heute mit einer jagenden Lokomotive, „dem Wundergetier mit den ehernen Flügeln und Lungen."

Auf deinem Rücken, durch Feuer und Dampf —
Welch ein wildes, entzückendes Jagen! —
Du hättst mich hinaus in den wirbelnden Kampf
Um die Güter der Menschheit getragen!
Es brennet auch mir in den Tiefen der Brust
Ein gewaltig verzehrendes Feuer.

Die Sozialdemokratie will den Tag in drei gleiche Abschnitte zerlegen, von denen einer der Arbeit, einer der Erholung und dem Vergnügen und einer der Ruhe gewidmet sein soll. „Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Ruhe, acht Stunden Muße, acht Stunden Menschsein: ist es zu viel?" Sie hat den Achtstundentag auf ihre Fahne geschrieben und hat mit einem vom Standpunkte ihrer Agitation unstreitig glücklichen Griff den ersten Mai gewählt, um durch eine internationale Demonstration ihrer Forderung Nachdruck zu geben. Am ersten Mai feiert sie ihr „Frühlingsfest." „Der ganzen Welt gehört der erste Mai, die ganze Menschheit fordert: „Gebt uns frei!"

Dieser Agitation verdanken die Maienlieder der sozialdemokratischen Dichter ihr Entstehen. In dieser Art von Liedern ragt Schen hervor, von dem ein sehr kräftiges herstammt: „Juchhei, Achtstundentag!" Er ist auch Verfasser eines „Maifestspiels" in drei Aufzügen mit dem Titel „Frühlingsboten." Dieses Festspiel ist auch aus dem Grunde interessant, weil es ein ausgeprägtes Tendenzwerk sozialdemokratischer Richtung in Form eines Dramas ist, wie es deren bis jetzt noch fast gar nicht gegeben hat. Realistische Dramen giebt es in Hülle und Fülle, aber eine eigentliche „sozialdemokratische Dramatik" ist noch nicht da, sie könnte auch nur dadurch entstehen, daß die bürgerlichen Dramatiker und die Bühnen ihre idealen Pflichten fortgesetzt gröblich vernachlässigten. Die Hauptperson der Scheuschen „Frühlingsboten" ist der nach bürgerlichen Begriffen sehr romantisch angehauchte junge Erbe einer großen Fabrik, der sich in die Tochter eines Proletariers, seines Fabrikchemikers Streng, verliebt. Er giebt seine Eigenschaft als Unternehmer auf, verschenkt seine Fabrik an den Chemiker, den er des Besitzes für würdiger hält, als sich selbst, unter der Bedingung, „daß der neue Eigentümer seinen nunmehrigen Besitz im Geiste seiner Grundsätze und zum Wohle seiner Mitarbeiter weiter verwende," und tritt selbst in die neue Arbeitsgemeinschaft „als gleichberechtigter und gleichverpflichteter Genosse" ein. Von Streng glaubt er, daß er seinen Reichtum nicht ausschließlich für sich behalten, sondern ihn auch für seine Kameraden zu einer Quelle des Wohlseins und der Stärke, ja zu einem Befreiungsmittel seiner Klasse machen werde. Streng, der früher geäußert hat, „wenn die Fabrik sein Erbteil wäre, würde er alle seine Arbeiter zu Miteigentümern machen," kann jetzt seine Absichten ausführen, und seine Tochter, die Proletarierin, kann dem jungen Erben die Hand reichen, während sonst ein Connubium zwischen Unternehmer und Proletar so gut wie ausgeschlossen ist. Die ganze Handlung geht, mit Ausnahme einiger Auftritte, die vor Mitternacht spielen, am ersten Mai vor sich,

einer der Arbeiter hält eine Festrede über die Bedeutung des Tags, worin er alle willkommen heißt, deren Brust nur eine Sehnsucht bemeistert: der Drang nach freier, reiner Menschenliebe, und er schließt mit einem Hoch: „Der Arbeit Maientag, er lebe hoch!“ Charakteristisch für die wirtschaftliche Einsicht, die der Verfasser seinem Publikum zutraut (bei einem bürgerlichen hätte er kaum so vorsichtig zu sein brauchen), ist es, daß es die Arbeiter keineswegs sehr eilig haben, das Geschenk anzunehmen, sie denken, daß die Annahme „sehr wohl überlegt sein wolle.“ Die Fabrik sei von dem Erben durch die Schuld des Direktors Schinder nicht in arbeitsfähigem Zustande übernommen worden, es werde einer großen Summe bedürfen, um sie wieder in guten Stand zu setzen; „wozu sollen wir uns einer Produktivgenossenschaft zuliebe in Schulden stürzen?“ Sie lassen sich das Geschenk erst gefallen, nachdem auch diese Bedenken zerstreut worden sind.

Die mehr oder weniger berechtigten Wünsche der Arbeiter und Proletarier, deren Erfüllung auf sich warten lassen muß, sind es, aus denen die Partei der Sozialdemokratie ihre Nahrung saugt. Für gewisse rein politische Punkte des sozialdemokratischen Parteiprogramms hat die Masse weder Interesse noch Verständnis. An die paradiesischen Träume von einem ewigen Frieden auf Erden, von einem allgemeinen Glückszustand ohne alles Leid, ohne alle Mühe und Krankheit glauben sicherlich sehr viele Sozialdemokraten und die meisten Führer nicht. Es ist aber ein Beweis von der Überzeugungstreue, mit der die Führer ihre mehr praktischen Bestrebungen verfechten, und zugleich von der Dringlichkeit gewisser sozialer Verbesserungen, daß sie so fanatisch für ihre Ideen eintreten und, wenns notthut, leiden. Sie, die sich selbst Apostel nennen, müssen in ihrem Fanatismus durch die Verfolgungen bestärkt werden, denen sie ausgesetzt sind. Aus den Aposteln werden Märtyrer. Andre Mittel als endlose Bestrafungen, als der unablässige gerichtliche Kleinkrieg hätten vielleicht besser angeschlagen, zuweilen hätte es vielleicht mehr genützt, Milde zu üben und Entgegenkommen zu zeigen; in den schlimmsten Fällen hätte man eine um so strengere und wirksamere Strafe verhängen können, die Strafe sollte nicht die prima, sondern die ultimo ratia im sozialen Leben sein. Es ist kein Vergnügen, Sozialdemokrat zu sein. Auch die Dichter haben für ihre unbedachten Worte büßen müssen, es ist, scheint es, keiner unter den Sieben, der nicht angeklagt, verurteilt, bestraft oder ausgewiesen worden wäre, der nicht wüßte, was es in dieser „besten der Welten“ heißt, zwischen vier kahlen Wänden hinter schwedischen Gardinen als „gefangner Mann, armer Mann“ zu sitzen. Sie haben „gesessen“ wegen eines schnell hingeworfnen Worts in Versammlungen und Zeitungen, wegen Aufreizung, wegen Gewerbekontravention, wegen Verbreitung verbotner Schriften oder wegen sonstwas. Sie haben es so gewollt, und wir sind weit entfernt, Mitleid mit ihnen zu haben, das sie sich außerdem von uns gefälligst verbitten würden. Aber, worauf es ankommt, ist, daß sie dadurch bei ihren An-

hängern nicht an Ansehen und Einfluß verlieren, im Gegenteil daran gewinnen. Das Proletariat hat Mitleid mit diesen politischen Verbrechern, und das Mitleid — sagt Treitschke einmal in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts sehr richtig — ist „immer ein Zeichen ungesunder öffentlicher Zustände." Scheu, der unzweifelhaft gebildete Andreas Scheu, sah schon von ferne, als er zum „erwerbs- und besitzlosen Vagabunden" degradirt war, die Hallen des Arbeitshauses winken, bis er sich entschloß, nach England zu ziehen, wo ihn niemand nach seiner politischen Vergangenheit fragt. Der Staat erscheint diesen Dichtern als eine „finstre Sphinx": „Lang ist dein Arm, moderner Staat." Man kann sich vorstellen, wie schwer es ist, einen Mann wie den jetzigen Reichstagsabgeordneten Frohme mit den bestehenden Verhältnissen „auszusöhnen," wenn man erfährt, daß er, des Verbrechens des Hochverrats angeklagt, von dem er nachher freigesprochen wurde, einst „wie ein gemeiner Verbrecher, öfter mit solchen zusammengefesselt, aus einem Gefängnis ins andre transportirt wurde." Er mußte „den Weg von Bensheim nach Lorsch an der Bergstraße unter Gendarmeriebegleitung, mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt, zu Fuß zurücklegen, trotzdem, daß er an einer schweren Beinwunde krankte."

Aus Erlebnissen dieser Art ist die zweifellos „tiefempfundne" Gattung der Gefängnislieder hervorgegangen. Ach, und das Gefängnis bessert diese Thoren, diese Weltverbesserer nicht. Nicht einmal die Zeit wird ihnen da drinnen lang. Scheu überreicht „seiner Frau zum Neuen Jahre 1871" einige Sonette, worin er singt:

So wär ich nun zehn Monde schon gefangen?
Mir (!) deucht (!), daß es nicht halb so lange sei.

Eine solche Gleichgiltigkeit muß den größten Optimisten von Staatsanwalt zur Verzweiflung bringen. Das Gefängnis scheint diese kranken Leute, anstatt sie zu kuriren, unheilbar zu machen. Als Gefangne denken sie beständig an die schöne Freiheit, der all ihr Sinnen und all ihre Lieder gelten. Aus dem Gefängnis dichtet Scheu:

Die Fahne hoch! Wir harren aus! — Wir wissen doch, es kommt die Zeit,
Wo zu Triumph und Sieg sie führt die Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit!

Der Leib läßt sich in Banden legen, aber der Geist bleibt frei:

Sie schleppten mich endlich in Kerkers Hast,
Das konnte ich leicht ertragen,
Denn meines Geistes frische Kraft
War nicht in Fesseln zu schlagen.
Und ob auch mein Leib in Banden lag,
Mein Sinn war nimmer zu zäumen,
Noch meine Liebe, des Herzens Schlag,
Der hämmerte laut den langen Tag
Und Nachts in meinen Träumen.

Es liegt etwas Wahres in dem, was Reich sagt: „Die Wohlfahrt aller zu erzielen, ohne die Freiheit der einzelnen zu opfern: darin besteht eben das moderne Problem, dessen Lösung deshalb nicht so einfach ist, als sie manchen Parteien erscheint.“ Man begeht aber gewöhnlich den Fehler, die Freiheit in irgend einer politischen Form zu suchen, während sie unter allen Formen sowohl möglich als unmöglich ist, jede gute Regierung und Verwaltung kann und muß dem einzelnen ein nach den Umständen wechselndes beträchtliches Maß von Freiheit, einen Spielraum für seine besondern Neigungen und Fähigkeiten lassen; ein unwandelbares absolutes Maß giebt es überhaupt nicht, so wenig wie eine exakte wissenschaftliche Lösung des Problems. Auch der Sozialismus ist an sich nichts weiter als ein Name und ein Schall, er ist nur eine Form, das Wesentliche ist aber der Inhalt der Form.

Es ist sonderbar, daß man die Sozialdemokratie, die Vertreterin des Proletariats, fast immer des entsetzlichsten Materialismus und Atheismus bezichtigen hört. An dieser Auffassung ist nur der Umstand schuld, daß sich in der Partei sehr viele Bekenner der modernsten Philosophie befinden, aber solche giebt es doch in andern Parteien auch genug. Außerdem treibt die Sozialdemokratie ein gewisses Doppelspiel mit ihren religiösen und philosophischen Anschauungen, weil sie ihr nicht Hauptzweck sind, sie sieht ihre eigentliche Aufgabe in der Erringung der politischen Macht. Aber es ist nur Schein, wenn sich die Sozialdemokratie als ärgste Sünderin der Zeit, wenn sie sich so materialistisch und atheistisch wie möglich geberdet. Aus dieser Bewegung, die jetzt noch Verwirrung und Chaos ist, suchen sich neue Ideale emporzuringen und Form und Gestalt zu gewinnen. Die sozialdemokratischen Dichter sind nicht ohne Ideale, zwar singt der „Namenlose“:

Es ist im Reiche der Gedanken
Wie nie zuvor entbrannt der Streit,
Und auch die stärksten Säulen wanken
Am Glaubensbau der alten Zeit.

Aber die Menschheit würde ohne Glauben und Hoffnung zu Grunde gehen, auch der vierte Stand will seine Ideale haben.

Wer aber bricht bei diesem Ringen
Die Bahn in stolzem, treuem Mut?
Wer muß die schwersten Opfer bringen?
Der vierte Stand — die Vorderhut!

Er läßt im Winde rauschend wehen
Die heilge Fahne „Ideal.“

Ebenso ist es mit der angeblichen Feindschaft der Sozialdemokraten gegen das Christentum, die Sozialdemokratie ist nicht gänzlich unchristlich. Lepp will zwar ein Kind seines geliebten Proletariats sein und bleiben „bis an sein unchristliches Ende.“ Er hat seinen Gedichten das Motto vorgesetzt: „Wir haben

lang genug geliebt, wir wollen endlich hassen.“ Allein auch er ist nicht so religionslos, wie er sich stellt. Er verlangt, daß ihn der Herr Pastor mit seinem „Geschwätz“ in Ruhe lasse; weshalb? „Die Hölle ist schon auf Erden hier.“ Die Sozialdemokratie würde ohne das alte Zauberwort der Nächsten- und Menschenliebe keinen Eindruck auf die Massen machen. Sie will den Fluch bannen, der auf der Arbeit ruht, damit der Haß „zur heilgen Liebe“ werde. Scheu fragt:

Wer zieht als Apostel der Liebe durchs Land
Und predigt den darbenden Brüdern?

Anstatt der Ideallosigkeit kann man der Sozialdemokratie und ihren Dichtern eher eine Überspannung idealen Denkens und Strebens zum Vorwurf machen. Die Idee und die Wirklichkeit werden sich nie völlig decken. Aber ebenso wenig kann die Wirklichkeit der begeisternden Idee entbehren. Der Irrtum, daß man keinen Glauben und keine Ideale brauche, ist von andrer als sozialdemokratischer Seite gepredigt worden. Das Extrem, in das sich die Sozialdemokratie jetzt verrennt, bezeichnet nur die ingrimmige Reaktion gegen die ideallose Bourgeoisie, deren Götze der Mammon, deren König das Gold ist. Aus diesem Widerstreit wird, wie wir hoffen, endlich eine Mittellinie der Wirklichkeit hervorgehen, die weder Kapitalismus noch Kommunismus überschrieben ist. Das Volk sehnt sich nach Idealen, gebt ihm seine Ideale wieder!

Die Geschichte des Etatsrats

Von Charlotte Niese

(Schluß)

Er ist ein Rotürier! sagte Komteß Isidora von ihm zum Geheimrat; mir kam es vor, als ob er sich seiner Eltern schämte!

Die Excellenz zuckte die Achseln: Wenn er nur eine Geschichte wüßte!

Aber der Etatsrat wußte keine Geschichte, diese traurige Thatsache war bald stadtbekannt, und so begann sein Ansehen zu schwinden. Zwar wurde er zu Theegesellschaften bei den Komtessen und beim Geheimrat eingeladen, er führte auch immer eine sehr vornehme alte Dame zu Tische; aber er hatte doch auch da dieselbe Empfindung wie am Stammtisch der Weinstube, man hatte mehr von ihm erwartet. Das ist aber ein betrübendes Gefühl, und daher war es nicht zu verwundern, daß sich der Etatsrat nach einem Wesen sehnte, mit dem er sich einmal darüber aussprechen konnte. Da fand er aber niemand

anders, als seine Haushälterin, Mamsell Reimers. Die war zwar durchaus keine standesgemäße Person, aber er mußte doch einmal sein Herz ausschütten.

Er kam gerade vom Stammtische, wo der alte Pastor heute wieder das Wort geführt und förmlich eine Rolle gespielt hatte. Nicht bloß der Geheimrat und die andre Gesellschaft hatte über seine Schnurren gelacht; auch ein vornehmer Fremder, ein Baron, hatte sich am Tische niedergelassen und war voller Huld gegen den Emeritus gewesen.

Wenn ich nur wüßte, was die Leute an diesem gewöhnlichen Kerl finden! murrte der Etatsrat, als ihm seine Mamsell den Thee einschenkte. Er hat keinen einzigen Orden, ist bloß Emeritus und trinkt meinen Punsch aus!

Abers er veramüsirt die Herrschaften! sagte Mamsell Reimers bedächtig. Ein gewöhnlichen Mann is er ja natürlicherweise; sonstens würd ihm ja das Minesterium nich abgeswenkt haben, was ja beim Pastoren garnich leicht sein soll. Abers er kann was verzählen.

Er ist abgesetzt? fragte Lauritzen neugierig.

Seine Haushälterin nickte.

Ich hab ein Onkel, den sein Kasine war gerade Köchin in den Pastor sein frühere Gemeinde, als das nu nich länger mehr ging. Ein slechten Mann war er ja nich, und was die Predigt gewesen is, so konnt man da auch nix gegen sogen. Abers der Pastor war ein büschen slimm bei die Hochzeiten und Kindtaufens. Er nahm sich ümmer so viel Tortens mit, weil er so gern Kuchen mochte. So furchbar viel that das ja nun nich; die Leute wußten das alle und paßten auf, daß er nich gleich die allerbesten in die Fingers kriegte; abers als es nu auch an die Kalbsbratens ging und an die gekochten Schinkens, da mochten sie es nich mehr. Da ist es ja woll an das Minesterium geschrieben worden. Das war aber noch nich allens. Als der Pastor einmal aufn Ostersonntag predigte und das Evangelium von die Auferstehung lesen sollte, da vergriff er sich in die Papierens und las vor, daß sein Frau ihr gestiktes Taschentuch verloren hätt. Das war natürlich ein Irrtum, er hatt die Anzeige vorn Kirchengebet lesen wollen. Abers viele von die Gemeinde meinten doch, das wär doch kein rechte Predigt, wo das gestickte Taschentuch von die Frau Pastorn in vorkäme, wo sie alle hätten bei aufstehen müssen, gerade wie bein Evangelium. Da is das denn auch nach Kopenhagen geschrieben worden, und der Pastor mußt abgehen.

Mamsell Reimers konnte sehr behaglich erzählen, und wenn der Etatsrat klug gewesen wäre, so hätte er von seiner Haushälterin gelernt, wie man kleine Geschichten vorträgt. Aber er war nach seiner Ansicht schon viel zu klug, um noch etwas lernen zu können. Das einzige, was er der Mitteilung von Mamsell Reimers entnahm, war, daß er den Emeritus noch mehr als früher verachtete.

Peter Lauritzen war schon über ein halbes Jahr in der kleinen Stadt; da wurde er wieder einmal von den drei Komtessen zum Thee geladen. Er ging ungern hin, weil er seit mehreren Tagen angefangen hatte, sich eine Geschichte für den Stammtisch auszudenken. Aber er konnte es doch nicht übers Herz bringen, die Gelegenheit, mit drei Komtessen zusammen Thee zu trinken, leichtsinnig von der Hand zu weisen. So stellte er sich denn rechtzeitig ein, und seine Perücke war so glatt gebürstet, seine Haltung so feierlich, daß man ihm den Etatsrat der dritten Rangklasse schon auf weite Entfernung ansah.

Komtesse Isidore kam ihm, nachdem er ins Zimmer getreten war, freundlich entgegen. Sie war von Herzen gut und hätte gern der ganzen Welt öfter ein kleines Vergnügen gemacht; auch Peter Lauritzen, obgleich er ihr sonst nicht sympathisch war. Lieber Etatsrat, sagte sie, ich habe eine Überraschung für Sie! Kommen Sie, ich will Sie Frau von Ehrenberg vorstellen!

Erstaunt und etwas aus der Fassung gebracht verbeugte sich der Vorgestellte vor einer ältern, stattlichen Dame.

Frau von Ehrenberg streckte ihm lächelnd die Hand entgegen und sagte: Sie haben mich wohl ganz vergessen, Herr Etatsrat?

Er sah in ihre schönen grauen Augen, und plötzlich stockte ihm der Atem. Therese!

Also Sie erkennen mich doch? Ich beneide Sie um Ihr gutes Gedächtnis; ich glaube nicht, daß ich Sie erkannt haben würde!

Wer nach dreißig Jahren seine erste Liebe wiedersieht, der hadert gewöhnlich mit dem Schicksal, das auch noch diese Enttäuschung über ihn verhängt. Aber Lauritzen stand regungslos und blickte wie verzaubert in die lebhaften Züge Thereesens. Länger als dreißig Jahre hatte er keine Stunde an sie gedacht, und nun kam es ihm vor, als hätte er sie nie vergessen. Therese! flüsterte er noch einmal.

Frau von Ehrenberg zog die Augenbrauen etwas in die Höhe. Daß er sie das erstemal bei ihrem Vornamen genannt hatte, fand sie begreiflich; das zweitemal aber erschien es ihr überflüssig. Es freut mich, Sie einmal wieder gesehen zu haben, lieber Herr Lauritzen, sagte sie etwas herablassend, dann wandte sie sich schnell ab.

Sie sprach auch den ganzen Abend nicht wieder mit ihm. Nicht, weil sie ihn hätte absichtlich schlecht behandeln wollen, sondern weil er ihr gänzlich gleichgiltig war. Vor langen Jahren hatte sie einem frischen, jungen Menschen ihre erste Liebe geschenkt, und er brach ihr die Treue; das hatte auf ihre Jugend tiefe Schatten geworfen. Aber der Schmerz war längst verwunden, und daß jener steife alte Mann früher jung und lustig gewesen sei, das konnte sie sich gar nicht denken. Deshalb vergaß sie den Etatsrat auch in derselben Minute, wo sie sich von ihm wandte. Vielleicht hätte er es auch so gemacht,

wenn er noch ein beschäftigter Beamter gewesen wäre. Dann hätte ihm wohl die Sorge um die Stadt und um die tausend Kleinigkeiten, mit denen er sich zu quälen gehabt hatte, jeden andern Gedanken aus dem Kopfe getrieben. Aber er hatte nichts mehr zu thun und zu denken, als das, was ihm jetzt vor die Seele trat, und so dachte er denn an Therese. Nicht bloß diesen Abend, sondern noch viele Tage hinterher, sodaß die Stammtischgeschichte, an der er innerlich schon tagelang gearbeitet hatte, wieder seinem Gedächtnis entschwand.

Er versuchte sogar, Frau von Ehrenberg seine Aufwartung zu machen. Aber sie war ausgegangen, und da sie bald wieder abreiste, so sah er sie überhaupt nicht wieder. Aber das hinderte ihn nicht, sie zärtlich, glühend, leidenschaftlich zu lieben. Freilich nach seiner Weise. Stundenlang ging er einsam unter dem Baumreihen am Wasser spazieren und dachte der Zeiten, wo er nicht allein hier gegangen war. Hatte er wirklich selbst sein Glück leichtfertig verscherzt? fragte er sich. Und dann hörte er die breite Stimme des Emeritus sagen: Jede Schuld rächt sich auf Erden! Dann fluchte der Etatsrat; nicht auf sich, sondern auf den Pastor, und dann versuchte er an seine selige Frau zu denken, die ihm ein so schönes Vermögen hinterlassen hatte. Aber man muß in der Übung sein, wenn man recht nachdrücklich an jemanden denken will; der Etatsrat war gar nicht gewohnt, sich mit dem Andenken an seine Frau zu beschäftigen, und so flatterten seine Gedanken immer wieder zurück zu Therese.

Mich deucht, Sie essen man slecht! sagte Mamsell Reimers eines Tages zu ihm. Hab ich Sie die Enten nich zu Dank gebraten, denn müssen Sie mich das offen sagen, denn bis dahin hab ich all mein Herrschaftens zufrieden gestellt mit das Essen!

Der Etatsrat und seine Haushälterin saßen vor einem appetitlich duftenden Entenbraten, und Lauritzen hatte gut gegessen, wenn auch nicht mit dem alten Appetit. Nun schüttelte er den Kopf. Ich bin mit Ihnen zufrieden, Mamsell, sagte er feierlich. Sie sorgen gut für mich, und die Enten könnten gar nicht besser sein. Wenn man aber ein Herz hat — hier stockte er einen Augenblick, und dann begann er sein Leid zu erzählen. Es war eigentlich keine Geschichte für eine so ungebildete Person, aber er fühlte das Bedürfnis, sich einmal auszusprechen.

Mamsell Reimers hörte ihm still zu, während sie ihm eine Tasse Kaffee einschenkte. Als er geendet hatte, sagte sie: Nu nehmen Sie man einen Sluck Kaffee, und denn regen Sie sich nich auf. Man ümmer viel spazieren gehen, und denn zu Mittag ein guten Braten, denn geht es wieder über mit Ihren Herzen. Mich deucht, Sie sind ein büschen zu alt für die Liebe, und was die Frau von Ehrenberg is, die hatn Mann un sechs Kinners, und ich glaub nich, daß sie Ihnen nimmt!

Einen Mann und sechs Kinder hat sie? wiederholte der Etatsrat.

Mamsell Reimers nickte. Ich möchte Ihnen auch raten, ein klein Lüttenborger nach den Kaffee zu nehmen. Sonstens sind die Entens zu swer for Sie in Ihre gegenwärtige Verfassung!

Der Etatsrat nahm den Lütjenburger und fühlte sich wirklich besser darauf. Mamsell Reimers hatte Recht: er mußte sich Bewegung machen und gut essen, dann würde sein Seelenleiden schon vorübergehen.

Es geht doch nichts über das Aussprechen, dachte er, weil er nicht wußte, daß sein Schmerz nicht sehr tief gegangen war. Denn über große Schmerzen kann kein Mensch sprechen. Doch solche Schmerzen vermochte eine Natur, wie sie Peter Lauritzen hatte, gar nicht zu empfinden. Daher fiel der Zuspruch Mamsell Reimers auf fruchtbaren Boden, obgleich sich der Etatsrat selbst einredete, er habe Therese nur deshalb entsagt, weil sie einen Mann und sechs Kinder hatte.

Nach einigen Monaten war Lauritzen wieder ganz der Alte. Seine Zerstreutheit, seine einsamen Spaziergänge, sein schlechter Appetit waren verschwunden, und zu seiner vollständigen Zufriedenheit fehlte nur noch eins: eine Geschichte für den Stammtisch. Wenn ihm Therese nicht dazwischen gekommen wäre, so hätte er seine erste Geschichte schon lange vorgetragen. Nun ließ ihn aber sein Gedächtnis im Stich: von der ersten Geschichte wußte er nicht einmal mehr den Anfang. Dies ärgerte natürlich den Etatsrat sehr, und er beschuldigte nicht allein die ahnungslose Therese wegen seines schlechten Gedächtnisses; er benutzte auch diese Erfahrung, um das ganze weibliche Geschlecht tötlich zu hassen. So oft am Stammtisch von irgend einer Dame die Rede war, machte er ein Gesicht, als wäre ihm etwas entsetzliches von der Genannten bekannt, und Leute, denen Töchter oder Enkelinnen geboren wurden, betrachtete er stets mit aufrichtigem Mitleiden. Doch dieser Haß trug ihm nur den Ruf ein, daß er ungezählte Körbe bekommen hätte, aber keine Geschichte. Und doch mußte er eine erzählen. Je länger er am Stammtische saß, desto mehr sah er diese Notwendigkeit ein. Jeder der Herren besaß als unbestrittnes Eigentum vier oder fünf Geschichten, die er mehreremale in der Woche erzählte. Nur er erzählte nichts! Er hatte das deutliche Gefühl, bei den Tischgenossen als Etatsrat nur sehr notdürftig geachtet, als Gesellschafter aber geradezu verachtet zu sein. Das war schrecklich, und das mußte anders werden.

Die Bäume waren grün und dann auch schon wieder rotgelb geworden. Aber der Etatsrat hatte es kaum bemerkt, denn er arbeitete an seiner Geschichte. Sie wurde ihm schwer, dafür sollte sie aber auch wunderhübsch werden. Sie hatte einen Anfang, eine Mitte und ein langes, langes Ende — zwei Stunden dauerte sie mindestens. Da, hoffte er, würde die Excellenz doch zufrieden sein, und auch der Emeritus würde seinen Mund halten müssen.

Es war ein schöner, stiller Herbstabend, als der Etatsrat in die Weinstube trat. Der alte Geheimrat saß schon am Tische und sah in den dunkelnden Garten. Er war etwas wehmütig, denn er hatte Podagra, und wenn dazu noch die Blätter fallen, dann kommen selbst bei dem vergnügtesten Menschen allerhand schwarze Gedanken. Lauritzen merkte aber nichts von der Verstimmung des Alten. Er hatte seine Geschichte im Kopfe, und heute wollte er sie los werden. Die Excellenz aber dachte heute gar nicht an Geschichten, sondern an das Podagra, und da dem Geheimrat auch noch einfiel, daß schon sein Vater und sein Großvater, sein Onkel und sein Vetter an Podagra gelitten hatten, und er von jedem seiner Verwandten einen besondern und sehr eigentümlichen Fall und dessen Behandlung wußte, so konnte der Etatsrat seine Geschichte heute nicht los werden, obgleich er es wohl zwanzigmal versuchte.

An den folgenden Abenden erging es ihm aber ebenso. Es war damals gerade eine sehr lebhafte Zeit am Stammtische. Der Emeritus hatte nach reichlichem Genuß von Speckpfannenkuchen eine Nacht voll so entsetzlicher Träume erlebt, daß sie ihm für mehrere Wochen Stoff für den Stammtisch lieferte. An wunderbare Träume reihen sich bekanntlich immer Spukgeschichten; so folgte ein lebhafter Abend dem andern, und nach zwei Wochen war der Etatsrat noch nicht zu Worte gekommen. Und doch mußte er sprechen, denn sonst vergaß er seine Geschichte wieder. Sicherlich wäre er in dieser Zeit vor Aufregung krank geworden, wenn ihn nicht Mamsell Reimers durch Speise und Trank im Gleichgewicht erhalten hätte.

Heute war nun der fünfzehnte Abend, und als der arme Etatsrat die Weinstube betrat, that er einen Schwur, das Zimmer nicht eher zu verlassen, bis alle seine Geschichte angehört hätten. Leider schien auch heute gar keine Aussicht zu sein, daß eine Pause am Stammtisch eintreten würde, denn der abscheuliche Pastor hatte wieder das Wort und erzählte von einer Predigt, die er beinahe einmal vorm König gehalten hätte. Alle hörten ihm aufmerksam zu, und der Etatsrat sah sich wieder genötigt, beladen mit seiner halbvergessenen Geschichte nach Hause zu gehen.

Da überkam ihn plötzlich die Thatkraft der Verzweiflung. Er nahm sein volles Punschglas und warf es dem Emeritus in den Schoß. Dieser schrie laut auf, teils vor Kummer über den schönen Punsch, und dann auch wohl, weil ihm seine Hosen leid thaten.

Aber Lauritzen entschuldigte sich gar nicht. Er wandte sich ohne weiteres an die plötzlich still gewordne Gesellschaft und begann hastig: Bei diesem Punschglase fällt mir folgende Geschichte ein. An einem Regentage fuhr ich über Land, und —

Erlauben Sie! unterbrach ihn der Geheimrat. Kommt in Ihrer Geschichte ein umgeworfnes Punschglas vor?

Nein! versetzte Lauritzen kurz. Also ich fuhr an einem nassen Regentage —

Ein Regentag ist immer naß, und meine Hosen sind es auch! brummte der alte Pastor.

Der Etatsrat sah ihn wütend an: Wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, dann dürfen Sie nie wieder meinen Punsch austrinken! Denken Sie, daß ich Ihre Schliche nicht kennte?

Aber mein Lieber, sagte die Excellenz und fing an, etwas durch die Nase zu sprechen. In guter Gesellschaft muß man nicht so — so — so deutlich werden!

Ich weiß gerade so gut wie Sie, wie man sich in guter Gesellschaft zu benehmen hat! rief der Etatsrat, den die Angst, seine Geschichte nicht an den Mann bringen zu können, vollständig kopflos machte.

Man pflegt mich Excellenz zu nennen, bemerkte der Geheimrat. Wenn Ihnen diese Benennung ungewohnt ist, Herr Lauritzen, dann können Sie auch Herr Baron sagen. Es giebt zwar viele Barone, und ich bin auch gar nicht stolz auf meinen, nebenbei bemerkt, recht alten Adel, aber —

An einem warmen Regentage fuhr ich also über Land, schrie der Etatsrat. Er hatte ein Gefühl, als ob er geköpft werden sollte, vorher aber noch seine Geschichte erzählen müßte.

Da stand die Excellenz auf. Liebe Freunde, wir wollen uns an einen andern Tisch setzen, Herr Lauritzen wünscht allein zu sein! Herr Pastor, ich darf Sie wohl auf ein Glas Punsch einladen, damit Sie sich nicht erkälten!

Einen Augenblick saß der Etatsrat ganz allein in dem plötzlich leer gewordnen Zimmer, dann stand er auf und ging nach Hause.

Am andern Tage gab es vier Kaffeegesellschaften im Städtchen. Alle zu Ehren des Etatsrats und seiner Geschichte. Von dieser war allerdings wenig die Rede, kein Mensch hatte sie ja begriffen, jeder sprach nur von seinem plötzlichen Irrsinn. Denn irrsinnig mußte er geworden sein, nach den Berichten der Stammgäste. Komteß Isidora schrieb auch einen langen Brief an Frau Therese von Ehrenberg, worin folgender Satz vorkam: Denke dir den Etatsrat, diesen gleichgiltigen, gefühllosen Menschen, über den du noch kürzlich so lachtest, denke dir dieses arme Wesen im Irrenhause, wohin doch sonst nur die Klugen kommen! Hättest du ihm das zugetraut?

Aber der Etatsrat war nicht irrsinnig. Er lag im Bett, Mamsell Reimers packte seine Sachen, und eines Tages war er ohne Sang und Klang aus der kleinen Stadt verschwunden, die er so guten Mutes betreten hatte.

Eine Zeit lang beschäftigten sich die Menschen noch mit ihm, dann wurde er schnell vergessen. Nur Komteß Isidora dachte noch manchmal an ihn. Nicht weil sie ihn persönlich hätte leiden können, sondern weil sie sich noch der Zeit

erinnerte, wo ihre liebste Freundin bitter von ihm hatte leiden müssen. Und Freunde haben manchmal ein besseres Gedächtnis, als die Betroffnen selbst.

Deshalb horchte sie auch hoch auf, als eines Tags der Geheimrat seinen Namen nannte. Es waren einige Jahre seit dem geschilderten Ereignis vergangen, die Excellenz erzählte aber noch immer so gern Geschichten wie früher.

Da bin ich neulich in Hamburg und gehe auf dem Jungfernstieg spazieren, berichtete er. Wer begegnet mir da? Der Etatsrat Lauritzen mit einer Dame am Arm. Er sah sehr gut aus, und seine Frau, die frühere Mamsell Reimers, die mit der deutschen Sprache auf so gespanntem Fuße stand, gleichfalls; beide schienen auch sehr zufrieden, und Lauritzen war lebhafter geworden.

Die Komteß verstummte vor Entsetzen.

Erschrecken Sie nicht so, Gnädigste, sagte der Geheimrat mit leisem Spott. Die Vorsehung hat noch gut für Peter Lauritzen gesorgt und ihm gegeben über Bitten und Verstehen. Er gehörte zwar der dritten Rangklasse an, aber seine Seele war subaltern geblieben. Jedesmal, wenn ihr Gelegenheit gegeben war, sich aufwärtszuschwingen, sank sie nach kurzer Anstrengung wieder zurück. Ich habe den Mann beobachtet; glauben Sie mir, Mamsell Reimers paßt vortrefflich zu ihm! Und dann — dabei sah der alte Geheimrat ganz böse aus — er konnte nicht einmal eine Geschichte erzählen!

Aber er wollte es ja! rief die Komteß.

Er wollte Ihnen eine Geschichte erzählen, und Sie unterbrachen ihn so oft, daß er nicht dazu kam und halb verrückt darüber wurde!

Er wollte es — ja ja, das ist richtig! — Der Geheimrat stand auf und griff nach seinem Hut. Er wollte es, und ich — ich habe ihn nicht ausreden lassen! Wie ärgerlich!

Am Abend ärgerte sich der ganze Stammtisch mit dem Geheimrat, denn nun fiel es erst allen ein, daß der Etatsrat eine Geschichte hatte erzählen wollen. Aber der Ärger half nichts. Die Geschichte des Etatsrats ist verloren gegangen, denn als nach langem Besinnen der Stammtisch einmal in corpore an ihn schrieb, die Gäste wollten so gern die Geschichte von dem Regentage hören, da antwortete statt seiner die Frau Etatsrätin wieder und bemerkte nur mit wenigen Worten, daß ihr Mann von einer solchen Geschichte gar nichts wisse; und da sein Kopf sehr schwach würde, so bäte sie auch, ihm keine Briefe mehr zu schreiben, da er sie ja doch nicht zu lesen bekäme.

Der Etatsrat lebt noch; doch seine Geschichte ist tot. Vielleicht ersteht sie aber noch einmal aus seinen hinterlassenen Papieren. So hofft wenigstens der Stammtisch.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom Wucher. Der den Grenzbotenlesern wohl bekannte Dr. Leopold Caro in Lemberg hat bei Duncker und Humblot in Leipzig ein sehr gehaltvolles Buch herausgegeben: „Der Wucher, eine sozialpolitische Studie.“ In der Vorrede sagt er: „Mein Essay: »Die Judenfrage, eine ethische Frage« (Leipzig, Fr. W. Grunow, 1892), das [sic!] an Stelle des bisherigen Vertuschungssystems eine andre Methode der Bekämpfung des Antisemitismus vorschlug, die Methode strenger Wahrhaftigkeit und unnachsichtlicher Preisgebung der Schuldigen, wurde von den Juden mißverstanden und ich selbst mit niedrigen Schmähungen überhäuft; von den Antisemiten dagegen, deren offner aber loyaler Gegner ich stets war und bleiben will, wurde dieselbe Schrift meistens gelobt und zum Ausgangspunkte neuer, von mir gewiß unerwünschter [sic!] und unbeabsichtigter Angriffe gegen das Judentum im allgemeinen gemacht.“ Durch diese schlimme Erfahrung hat er sich jedoch nicht abhalten lassen, das in demselben Geiste geschriebne vorliegende Buch herauszugeben. Er untersucht darin Wesen und Begriff des Wuchers, indem er die vorhandnen Theorien mit vollständiger Beherrschung der Litteratur kritisirt, beleuchtet die Lehre vom Zins und die verschiednen Formen des Leihvertrages vom ethischen wie vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus, erzählt die Geschichte der Wuchergesetze und schildert den Wucher, wie er in unsrer Zeit betrieben wird. Dem „Wucher auf dem Lande in Galizien“ ist ein besondrer 108 Seiten starker Abschnitt gewidmet, dem das in einer vom Landesausschuß veranstalteten Umfrage gewonnene handschriftliche Material zu Grunde liegt.

Da in dieser kurzen Anzeige auf das Wesen des Übels natürlich nicht eingegangen werden kann, so beschränken wir uns darauf, bei dieser Gelegenheit ganz kurz unsre Ansicht über das geeignete Heilverfahren auszusprechen, und überlassen es dem Leser, zu prüfen, wie weit sie in dem Buche Caros ihre Begründung findet.

Das Hauptgewicht legen wir auf die verschiednen Arten von Wucher, zu denen die Nöte des Gewerbestandes, namentlich aber die des Kleinbauernstandes Anlaß geben. Ob und wie weit die Gesetzgebung den leichtsinnigen Lebemann vor den Folgen seiner eignen Thorheit und Gewissenlosigkeit zu schützen habe, ist eine Frage von sehr untergeordneter Bedeutung, selbst wenn es sich um Lebemänner im jugendlichen Alter handelt, denn so jugendlich unerfahren ist kein Student, daß er nicht wüßte, ein wie großes Unrecht es ist, hinter seines Vaters Rücken Schulden zu machen; das weiß jedes zwölfjährige Kind. Und um Postunterbeamte mit fünfunddreißig bis fünfundvierzig Mark Monatsgehalt vor der Wahl zu schützen, ob sie dem Wucherer in die Hände fallen oder der Versuchung zu einem Verbrechen unterliegen wollen, giebt es nur ein Mittel: Gehaltsaufbesserung. Das heutige Kreditbedürfnis des Bauernstandes nun, auf den sich unsre kurze Erwägung beschränken soll, entspringt daraus, daß er mehr und öfter bares Geld braucht als früher. Soll ihn dieses Kreditbedürfnis nicht schließlich Wucherern in die Hände treiben, so braucht er Darlehnskassen nach dem System Raiffeisen. Diese Kassen haben sich überall, wo sie bestehen, bewährt, wären aber vielleicht noch mancher zur Verwirklichung ihrer Idee erforderlichen Verbesserung fähig. Diese Idee besteht darin, daß sie nicht Geldinstitute zur Erzielung von Dividenden für kleine Kapitalisten sein sollen, sondern Genossenschaften zu wechselseitiger Hilfe, die darauf

beruhen, daß durch Einrichtung eines Sammelbeckens einerseits der zeitweilige Geldüberfluß des einen und der zeitweilige Geldmangel des andern, andrerseits Ebbe und Flut in der Haushaltungskasse eines und desselben Bauern ausgeglichen wird, ferner darauf, daß alle Teilhaber der auf eine einzige Gemeinde oder wenige kleine Gemeinden beschränkten Genossenschaft einander persönlich kennen, einander trauen können, der Notwendigkeit umständlicher Schreiberei, kostspieliger Verwaltung und riskanter Geldgeschäfte mit weit entfernten, ihnen unbekannten Personen überhoben sind. Erleiden doch viele Landleute auch bei gar nicht wucherischen Geschäften schon dadurch Verluste, daß sie sich bei Geldzahlungen keine Quittung geben lassen, weil sie das entweder nicht für nötig halten oder den Empfänger durch die Forderung einer Quittung zu beleidigen fürchten.

Solche Genossenschaften zu wechselseitiger Hilfe sind natürlich nur dort lebensfähig, wo die Gesamtheit wirtschaftlich stark genug ist, den einzelnen in Zeiten vorübergehender Schwäche zu tragen. Ist ein ländlicher Bezirk übervölkert, sind die Grundstücke zu klein, und kann das unzureichende Einkommen auch nicht durch Industrie ergänzt werden, so giebt es gar keine zeitweiligen Überschüsse, aus denen ein Sammelbecken gebildet werden könnte. Hier handelt es sich nicht um zweckmäßige Verteilung vorhandner, sondern um Beschaffung nicht vorhandner Mittel. Die Beschaffung auf dem Wege des Darlehns von Personen, die der verarmten Gemeinde nicht angehören, kann ihr keine Hilfe gewähren. Wer das zum Leben notwendige nicht hat, der kann keine Zinsen zahlen. Er kann die hundert Prozent nicht zahlen, die der eigentliche Wucherer verlangt; aber er kann auch die acht Prozent nicht zahlen, die der Vorschußverein früher verlangte, noch auch die fünf bis sechs Prozent, die dieser jetzt verlangt, er kann nicht einmal ein Prozent zahlen. Unter diesen Umständen trägt jedes verzinsliche Darlehn den Charakter des Wuchers an sich. Sollen solche Gemeinden, deren dem Untergange geweihte Mitglieder sich um jeden Preis Galgenfristen zu verschaffen suchen, nicht in die Schlingen der Wucherer geraten, so muß die Auswanderung organisirt und dafür gesorgt werden, daß die Grundstücke der Ausgewanderten nicht dem Grundstückspekulanten zur Beute fallen, sondern um mäßigen Preis in den Besitz oder Pacht der Zurückbleibenden übergehen und diese wieder lebensfähig machen. In der beschriebnen Lage befinden sich jene Gegenden West- und Mitteldeutschlands, wo über Wucher geklagt wird.

Auch in Galizien scheinen hie und da die Grundstücke zu klein, ja von vornherein bei der Trennung zu klein gemacht worden zu sein. Dazu kam dann, daß die Leute dem durch die Aufhebung der Leibeigenschaft neu erzeugten Kreditbedürfnis mit der dem frühern Zustande ganz angemessenen Meinung gegenüberstanden, Geld borgen sei eine Schande und dürfe nur heimlich geschehen. Dazu kam ferner der heutige Fluch aller östlichen Slawenländer, daß ihre Bauern plötzlich in das Getriebe des modernen Kultur- und Staatslebens hineingerissen werden, ohne einen naturgemäß aus ihnen selbst herausgewachsenen Handwerkerstand und Kaufmannsstand, bei dem sie ihre Kulturbedürfnisse auf reelle Weise befriedigen könnten, und daß sie mit allen ihren Käufen und Verkäufen auf den jüdischen Dorfschenken angewiesen sind, der also ihr gesamtes Wirtschaftsleben beherrscht. Dazu kommt endlich, daß in Ostgalizien die Zahl der Analphabeten sehr groß ist.

Jedermann sieht, daß diese Übelstände durch die Bestrafung des Wuchers nicht gehoben werden können. Trotzdem haben wir gegen Wuchergesetze nichts einzuwenden. Nur würden wir uns den Gegnern gegenüber nicht, wie Caro, auf das Verbot des Diebstahls berufen, das ja auch nicht den Diebstahl aus der Welt

schaffe. Hier waltet doch ein sehr tiefgehender Unterschied ob. Der Diebstahl kann verboten werden, denn ob eine Handlung Diebstahl sei, läßt sich stets mit unfehlbarer Gewißheit erkennen, während beim Wucher Wissenschaft und öffentliche Meinung noch nicht einmal über den Begriff einig geworden sind. Und der Diebstahl muß bestraft werden, weil der durch ihn geschädigte die Schädigung wider Willen erleidet, während der Bewucherte die Schädigung selbst herausfordert und, wo Wuchergesetze bestehen, dem Wucherer diese Gesetze umgehen hilft. Wo die Schädigung wider Wissen und Willen des Schuldners eintritt, da trägt das Verfahren des Gläubigers gewöhnlich das Merkmal des Betruges so deutlich an sich, daß er, wenn die Gerichte auf dem Platze wären, wohl auch ohne Wuchergesetze bestraft werden könnte.

Nicht darin besteht das Unrecht der Liberalen in Deutschland und Österreich, daß sie behaupten, Wuchergesetze nützten nichts, denn darin giebt ihnen die geschichtliche Erfahrung im großen und ganzen Recht, sondern in zwei andern Sünden. Erstens suchen sie das Übel einfach zu leugnen, hie und da mit erstaunlicher Keckheit; wie wenn im deutschen Reichstage die Sache so dargestellt wird, als ob es sich in Westdeutschland um vereinzelte, von den Antisemiten ungebührlich aufgebauschte Fälle handelte, während doch die Enquete des Vereins für Sozialpolitik die Größe und den Umfang des Übels längst festgestellt hat. Zweitens dadurch, daß sie die Versuche genossenschaftlicher Selbsthilfe bei den Bauern verdächtigen, die Anlage unverschuldbarer Rentengüter, sowie ein besondres, den Bedürfnissen des Bauernstandes entsprechendes Hypothekenrecht als mittelalterlich und reaktionär verschreien. In Österreich hat sich diese „liberale" Strömung den Staat vollständig unterjocht. Sechzehn Jahre lang hat die konzessionirte galizische Rustikalbank die gemeinsten Wucherstückchen verüben dürfen, und nachdem die Thronrede vom 11. April 1891 eine Vorlage über die Organisation des ländlichen Genossenschaftswesens verheißen und der Ackerbauminister Graf Falkenhayn sie am 11. Juli in einer vortrefflichen, ganz in unserm Sinne gehaltenen Rede begründet hatte, mußte er das Jahr darauf, wegen der Angelegenheit interpellirt, gestehen, daß er den versprochnen Gesetzentwurf nicht vorlegen könne. Den neuen Wuchergesetzentwurf Caprivis vom 23. Dezember 1892 druckt Caro samt Begründung ab. Er ist davon nicht ganz befriedigt, glaubt ihn aber schon deswegen freudig begrüßen zu müssen, „weil er die Tendenz aufweist, mit dem Übel schonungslos aufzuräumen."

Eine neue Karte des deutschen Reichs.*) Daß die Kartographie aus den Künsten des Zeichnens und des Kupferstichs herausgewachsen ist, merkt man ihr heute selten an. Die große Masse der Karten sieht mehr nach dem Handwerk, eine Minderheit mehr nach der Wissenschaft als nach der Kunst aus. Die Massenerzeugung schädigt auch auf diesem Felde die Vollendung der Werke. Und doch bleibt die Karte ein Bild, in dem freilich die künstlerische Freiheit der Wiedergabe durch die herkömmlichen Linien und Töne auf einen engen Raum beschränkt wird. Aber gefesselt ist sie durchaus nicht. Wir suchen heute das Künstlerische in den Karten nicht mehr in den oft prachtvoll und nur zu üppig entwickelten Rahmen und Cartouchen des Randes, nicht in den Genrebildern aus dem Leben der Wilden, den Delphinen und Galeeren, die die leeren Stellen der Länder und Meere aus-

*) Karte des deutschen Reiches im Maßstabe von 1:500000 unter Redaktion von Dr. E. Vogel ausgeführt in Justus Perthes geographischer Anstalt in Gotha. 27 Blätter (und Titelblatt) in Kupferstich. Erscheint in 14 Lieferungen zu 3 Mark.

füllen, sondern in der Karte selbst, die bei aller nüchternen Beschränkung auf ihren Zweck und bei strenger Naturtreue schön in den Linien und Farben und durch Sparsamkeit in den Mitteln einfach und klar sein soll. Als völlig zweckwidrig würden wir den Versuch verwerfen, in irgend einem Punkte das Abbild der Erde zu verschönern, vielmehr muß es ganz rein heraustreten. Früher war aus Mangel an genauen Aufnahmen das höchste Ziel der Karte, schön und wahr zu sein, nicht erreichbar. Jetzt fehlt es für viele Länder der Erde, besonders für die europäischen, nicht mehr an den wissenschaftlichen Grundlagen und damit ist die Zeit gekommen, wo die Karte wieder Kunstwerk sein kann und soll. Es ist bezeichnend, daß sich seit einer Reihe von Jahren die tüchtigsten Kartenzeichner die Aufgabe stellen, das Bild der Erdoberfläche plastisch, ja sogar farbig zu gestalten. Mit der Farbe, die auf einigen neuern schweizerischen Karten, z. B. einer Karte des Kantons Glarus von Becker, mit großer Feinheit aufgetragen ist, wird man aber nie die Natur erreichen. Wer vermöchte allein die warmen Töne des grauen Kalksteins der Nordalpen in ihrer Mannichfaltigkeit und Tiefe im Farbendruck wiederzugeben? Das wäre ein vergebliches Bemühen. Die Darstellung darf auf der Karte nur plastisch wirken wollen. Hier liegen die erreichbaren Ziele.

Mit wahrer Freude lenken wir nun da die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf ein Kartenwerk, das für Deutschland wohl das schönste des bisher erreichten bietet: die Karte des deutschen Reichs im Maßstab von 1 : 500000, die unter Redaktion von Dr. Karl Vogel im Perthesschen geographischen Institut in Gotha erscheint. Von den 28 Blättern, aus denen sie bestehen wird, liegen uns 18 vor. Wir wollen versuchen, mit wenigen Worten zu sagen, welche Stelle dieses Werk unter unsern Kartenwerken einnimmt.

Zunächst das Äußere. Die Blätter sind in zweifarbigem Kupferstich hergestellt. Das Gradnetz, die Flüsse und Wege, die Ortszeichen und die Namen sind schwarz, das Gelände ist in warmer Erdfarbe gegeben. Meer, Seen und Ströme sind blau, und von den zwei neben einander erscheinenden Ausgaben trägt die eine die Staats- und Verwaltungsgrenzen in buntem Kolorit, die andre die Waldflächen in lichtem Grün. Die Höhenunterschiede treten durch die nach bekannten Regeln abgestufte Schraffirung, die Tiefenunterschiede des Meeres durch helleres und dunkleres Blau hervor. Da nur kleine Dörfer und Weiler übergangen sind, so waren viele tausende von Namen zu geben. Trotzdem hat es die Behandlung des Stiches ermöglicht, die Karte übersichtlich und lesbar zu erhalten. Feldmarschall Moltke, der berühmteste aller Kartographen, hat noch die ersten Blätter beurteilen können und neben der Sorgfalt in der Redaktion und der sachgemäßen Sichtung des Stoffes die „im Kupferstich und Druck mustergiltige Ausführung" gerühmt. Dem haben wir natürlich nichts hinzuzufügen.

Ist das Werk notwendig? Zwischen der Karte des deutschen Reichs im Maßstab von 1 : 100000 und den Blättern im Maßstab von 1 : 1000000 oder 1 : 1500000, wie man sie in Atlanten und Reisebüchern oder einzeln käuflich als Touristenkarten findet, fehlte uns bis zum Erscheinen dieses Atlas eine übersichtliche, bequeme und dabei doch möglichst vollständige Landkarte. Gerade die weitverbreiteten Bedürfnisse der Armee, des Verkehrs und jeder gründlichern Orientirung, die die Übersichtlichkeit nicht aufgeben will, weisen in die Mitte. Ein Maßstab von 1 : 500000 ist für sie am passendsten. Das lehren besonders die militärischen Erfahrungen. Nach Karten in diesem Maßstab kann ein Mann mit etwas Orientirungsgabe noch wandern, wenigstens im Flachland und im Mittelgebirge, aber man kann

auf ihnen auch im großen Zusammenhang die Formen des Bodens, die Flüsse, Verkehrswege, Dörfer u. s. w. studiren. Da das Ineinandergreifen dieses Studiums und des Selbstsehens beim Wandern die beste Grundlage der Landes- und Ortskenntnis, der Orientirung im höhern Sinne ist, möchten wir gerade diesen Karten einen hohen Wert beilegen. Für das große Publikum sind sie praktischer als die topographischen Blätter und werden sich auch einst weiter verbreiten. Wir glauben, daß sie aber auch in der Armee Freunde finden werden. Hier wie dort wird man sie gern benutzen. Und gerade auf dieses „gern" möchten wir Gewicht legen. Diese Karten sind anziehend und fesselnd. Sie wirken nicht nur durch das, was sie geben, sondern auch durch die Art, wie sie darstellen. Es ist ein Vergnügen, sie zu studiren. Wir hoffen daher, daß sie in weiten Kreisen das Verständnis für den Genuß erschließen werden, der im Nachlesen und Nacherleben einer Wanderung auf einer guten Karte liegt. Es genügt nicht, daß wir immer auf unsre geographische Überlegenheit, besonders den Franzosen gegenüber, pochen, die sich übrigens jetzt in der Geographie ganz tüchtig üben. Nur die Armee leistet viel darin, unsre Schulen nicht genug. Ihnen muß das Leben nachhelfen. Und dazu ist dieses Kartenwerk, das uns die Heimat so treu und schön zeichnet, trefflich geeignet.

Berthold Auerbachs dramatische Eindrücke. Die Veröffentlichung einer Reihe von Tagebuchblättern Berthold Auerbachs, in denen er viele Jahre hindurch seine Eindrücke und die an diese Eindrücke geknüpften Betrachtungen nach genossenen Theaterabenden aufgezeichnet hat, wird von keinem Ernstgesinnten als unnütze Buchmacherei bezeichnet werden. Freilich ist der Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten das gerade Gegenteil von einem dramatischen Dichter gewesen. Wenn er sich jahrzehntelang darüber getäuscht und immer wieder Anläufe genommen hat, Trauerspiele, Dramen, Lustspiele („Andre Hofer," „Der Wahrspruch," „Das erlösende Wort") zu schaffen und auf die Bühne zu bringen, und sich in den „Dramatischen Eindrücken" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung) nur schwer und allmählich zu der Einsicht über diese Grenze seiner Begabung durchringt, so ist das zwar ein Beweis seiner künstlerischen Aufrichtigkeit, hat aber doch auch seine komische Seite. Alles in allem scheint es, daß Auerbach das starke Übergewicht der Reflexion in allen seinen Erzeugnissen, auch in den epischen, niemals richtig geschätzt und darum so zögernd und schmerzhaft seine Unfähigkeit zu dramatischem Schaffen begriffen hat. Daraus folgt natürlich noch nicht, daß er keine Einsicht und kein Urteil für die dramatische Poesie andrer besessen habe, und so beruft sich denn auch das Vorwort zu diesen „Dramatischen Eindrücken" (von Otto Neumann-Hofer) mit Recht darauf, daß Auerbach „Fühlfäden hatte für das dramatische Schaffen," daß „der Dichter in ihm den Dichter verstand in jenen Tiefen, wo die Anschauungen schlummern und die Kräfte aufgespeichert sind, aus denen das dichterische Gebild erwächst." Nicht nur dies Verständnis wird jeder Leser erkennen, sondern er wird sich auch an dem reichen Inhalt und an der Schärfe und Klarheit des Stils in diesen Tagebuchblättern erfreuen. Den „Tausend Gedanken des Kollaborators" sind hier noch einige hundert neue Gedanken und Einfälle angereiht, nach Auerbachscher Art neben ernsten, geistvollen und feinsinnigen Betrachtungen eine Menge kleiner Züge und Ansätze zu psychologischen Studien, unruhiger Beobachtungen und gespreizter Redensarten, die mehr überraschend als überzeugend wirken. („Hätte Schiller diesen russischen Stoff [Demetrius] voll [?] ausgearbeitet, in den letzten fünfzig Jahren wäre die Anschauung der Welt von

Rußland eine andre gewesen, mindestens kulturhistorisch — Rußland wäre für Deutschland poetisch angebautes Kulturland gewesen!" — „Es ist in Goethes Iphigenie etwas Canovaartiges, etwas von Entkleidung, statt natürlicher Nacktheit, wir sehen noch Spuren der abgelegten Schnürbrust und nicht die volle in der Nacktheit ausgeturnte Erscheinung!" — „In Grillparzers »Ottokar« und »Esther« liegt die Spur eines wirklichen Dichters!" u. s. w.) Auerbach hat zwar diese Hefte durchaus oder doch zum allergrößten Teil nur für sich geschrieben, er legt sich selbst Rechenschaft von seinen Theatererfahrungen ab, aber unbewußt spricht er dabei doch ins Publikum hinaus und erscheint in die Gewohnheit verstrickt, sich selbst Reflexionen zum besten zu geben, die mit einem Bilde beginnen, auf eine schlagende Sentenz zugespitzt werden und mit tönenden Worten endigen. In dem Eifer dieses Reflektirens begegnen ihm wunderbare Dinge, so wenn er sich die Hauptgestalten von Lessings Nathan zurechtlegt und wörtlich niederschreibt: „Daß der Christ minder abgeklärt ist, als der Jude und der Muselmann, liegt teilweise darin, daß das Christentum eben noch historisch mächtiger, lebendiger, herrschender und also noch nicht zu jener Abklärung gekommen ist, die die Religion erst erlangt, wenn sie von äußerer Macht entkleidet worden." Inwiefern ist der Islam „von äußerer Macht entkleidet?" Bezieht sich die Reflexion auf die Zeit, wo „Nathan der Weise" spielt, so waren bekanntlich Sultan Saladin und eine Reihe andrer Fürsten der Gläubigen nach ihm eben so eifrig wie erfolgreich dabei, mit den schwachen Resten der Kreuzfahrerstaaten im Osten aufzuräumen. Bezieht sie sich auf die Zeit, wo der „Nathan" gedichtet, oder auf den 28. Januar 1858, wo Auerbachs Tagebuchsblatt geschrieben wurde, so hätte ihm doch einfallen können, daß der Islam die Religion von etwa zweihundertundzwanzig Millionen Menschen ist und in Asien und Afrika noch ungeheure Machtgebiete hat. Hier ist eben, was allenfalls auf den Juden passen konnte, ohne weiteres auf den Muhammedaner angewandt. Ähnliche und schlimmere Selbsttäuschungen sind von dem ununterbrochnen Bedürfnis, mit der Reflexion weit von dem Gegenstande abzuschweifen und bei jedem Anlaß etwas Apartes zu sagen, untrennbar. Zu dem redlichen Bemühen, allen Dingen und Erscheinungen gerecht zu werden, steht weiterhin die Empfindlichkeit in auffälligem Widerspruch, wo es sich einmal um die Sache der Juden handelt, und die beinahe wilde Gehässigkeit gegen litterarische Gegner, namentlich gegen Friedrich Hebbel, die uns aus den „Eindrücken" entgegenblitzt.

In Bezug auf den ersten Punkt leistet Auerbach geradezu unglaubliches. Nicht einmal eine so harmlos humoristische Figur wie die des wackern Schmock in den „Journalisten" findet Gnade vor seinen Augen, sie scheint ihm der Thatsache gegenüber, „daß viele Juden tapfer und treu in der Journalistik wirkten," völlig unerlaubt. Daß ihm im „Kaufmann von Venedig" eine Inkonvenienz übrig bleibt, daß ihm Shylock „größer erscheint als die ganze maskenspielende, leichtfertige Christenheit" mag hingehen, aber daß ihm die Überwindung des wilden Christenhassers, der das Recht zum Deckmantel der Rache macht, durch Porzia „eine widrige Empfindung" hinterläßt, und daß er diese Empfindung ohne weiteres als „ganz allgemein" bezeichnet, das geht doch über das Erlaubte hinaus. Die Erbitterung gegen Hebbel vollends drückt sich in Formen aus, die schlechthin nicht zu begreifen sind, wenn man nicht Schimpf für Schimpf zurückgeben will. Das über „Maria Magdalena" geschriebne ist keine Kritik, es ist ein Wutanfall. Die einzige Stelle der Hebbelschen Tragödie, die Auerbach anerkennt, benutzt er, um ein häßliches Licht auf den Dichter und sein Leben fallen zu lassen.

Vor allem aber fällt in der ganzen Reihe dieser Aufzeichnungen eines auf. Von der ersten bis zur letzten Seite nimmt der Verfasser gerechten Anstoß an der rohen Theaterwirtschaft, die sich während des letzten Menschenalters bei uns entwickelt hat. Unablässig betont er, daß bei uns zu viel Theater gespielt werde, daß die Theaterzeit lediglich eine Verdauungsstunde geworden sei, daß eine große ästhetische Korruption namentlich auf dramatischem Gebiet herrsche, daß das unabweisbare Volksbedürfnis nach Spielen von der krassesten Gemeinheit ausgebeutet werde, daß der Riß zwischen Poetischem und Theatralischem immer größer werde, daß das Theaterpublikum mehr und mehr aus den Müssigen, Satten und Zerstreuten bestehe, daß „Theatermachen" ohne Poesie zuletzt auf Zirkuskunststücke und Clownsprünge hinauskomme. Am 9. April 1880 schreibt er wörtlich: „Heitere Theater will man die Vorstadtbühnen nennen, die sogenannte Operetten u. s. w. zur Darstellung bringen. Ich hatte mich gestern verleiten lassen, eine gerühmte komische Oper »Die Glocken von Corneville« zu hören. Der Gesamteindruck des Theaters und dessen, was darin und darum, war, als ob man in eine Garküche geraten wäre, wo Pferdefleisch, ja sogar Hundekoteletten serviert werden. Und es giebt Menschen, die eine solche sogenannte Kunstanstalt jahraus jahrein besuchen! Wie muß es in den Seelen solcher aussehen, oder ist da von Seele nichts mehr?"

Wahrlich eine höchst berechtigte Frage. Nur schade, daß Auerbach unterlassen hat, sich das Grund- und Stammpublikum der Operette genauer anzusehen. Er würde da zu seiner Überraschung dieselben Leute gefunden haben, die er anderwärts als „hochangesehne Männer," als Vertreter der „überlegnen Intelligenz in Dingen des Erwerbs und der Kapitalbildung," als „aufopfernde Glieder der Gemeinde" als „Männer des Fortschritts" charakterisirt und glorifizirt hat. Er würde entdeckt haben, daß eine goldne Jugend gewisser Lebenskreise, die sehr fälschlich noch als Bestandteil oder gar als Kern des ehrensesten Bürgertums gepriesen wird, die Hauptstütze aller Bühnenschandwirtschaft war und ist. Er hätte sich eingestehen müssen, daß die Fortschrittsphrase, die er für die sichre Bürgschaft des Charakters und der sittlichen Empfindung hielt, so wenig eine Bürgschaft dafür bietet, als — die christliche und konservative Phrase.

Übrigens, so wohlbegründet auch Auerbachs Ekel gegen die theatralischen Chemiker war, die „aus Pferdedreck Benzoesäure und Parfüm machen," so darf man doch nicht übersehen, daß er oft die sittlich optimistische Reflexion, die freilich seine besondre Stärke war, dramatischen Werken gegenüber viel zu einseitig walten läßt. Wir haben keine Ursache uns für Sardous „Dora" oder Augiers „Fourchambaults" zu erwärmen. Aber wenn Auerbach geltend macht: „Man sagt solchen Stücken nach, sie seien Zeitbilder, und zwar satirische, aber eben das ist erlogen. Wenn eine Nation, eine Zeit wirklich und vor allem aus solchen Menschen bestünde, so könnte sie nicht drei Tage dauern," so hat er wohl darin Recht, daß Frankreich Millionen andrer Existenzen hat, übersieht aber, daß eine Nation nicht bloß für ihr Leben, sondern auch für ihre Ideale verantwortlich ist, und daß die in den Loretten- und Ehebruchsdramen geschilderten Fünfzigtausend von tout Paris zu französischen Idealen geworden sind. Hätte Auerbach noch ein paar Jahre länger gelebt, so hätte er sogar erfahren, daß uns auch in Deutschland eine verschwindende Zahl von verächtlichen und widerwärtigen Lebenserscheinungen Berlins als einzige „Wahrheit des Lebens" angepriesen und, wie es allen Anschein hat, als unsre künftigen künstlerischen Ideale aufgedrängt werden.

Wie vielen Anteil an dieser Entwicklung der Dinge die einseitige liberale Doktrin gehabt hat, die jahrzehntelang nur nach der Parteizugehörigkeit und nichts

mehr nach dem Leben im ganzen fragte, kann hier um so eher unerörtert bleiben, als Auerbach, wie auch die „Dramatischen Eindrücke" wieder zeigen, diese Frage unablässig gestellt und sich höchstens in ihrer Beantwortung hie und da empfindlich getäuscht hat. Würde er es doch auch nicht für möglich gehalten haben, daß selbst die besten und gelungensten seiner Dorfgeschichten ein Jahrzehnt nach seinem Tode bereits so in den Hintergrund gedrängt sind, wie es thatsächlich der Fall ist. Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir diese modische Unterschätzung eines unter allen Umständen bedeutenden Schriftstellers für völlig unberechtigt halten; hoffentlich wird sie auch vorübergehen.

Neue Novellen von Paul Heyse. Auf den großen dreibändigen Roman des vorigen Sommers hat der Meister der Erzählungskunst, der im Vollbesitz seiner Mittel mühelos Spende an Spende reiht, einen neuen Novellenband folgen lassen, die novellistische Ausbeute der letzten Jahre.*)

Den Titel „Aus den Vorbergen" — gemeint ist natürlich das immer mehr zur Reichssommerfrische werdende bairische Alpenvorland — kann man, wenn man will, „symbolisch" nehmen. Er trifft nur den gemeinschaftlichen Ortshintergrund der Novellen. Diese selbst aber kann man in innere Beziehung setzen zu der jüngsten scharf zugespitzten Streitdichtung Heyses. Man kann sie als die sanfter geschwungne Vorbereitung und Überleitung zu den schroffen Protesten betrachten, mit denen Heyse in diesem Jahre sich den Dank der Kunstfreunde und der vernünftigen Leute gegenüber dem herausfordernden barbarischen Blödsinn unsrer „modernen" Kunstfexen und Litteraturgigerl verdiente. Hier ist es vorwiegend die zweite Novelle „Marienkind," die den Streit mit blanker Waffe fortsetzt. Die andern wirken mehr durch ihre ganze Haltung als stillschweigende Verweise gegen eine Richtung, die in niedern Vorwürfen nur den niedrigsten Gehalt sucht und sie nur zur Entfaltung blühender Gemeinheit benutzt.

„Marienkind" wählt seine Angriffsstellung besonders vorteilhaft. Die „moderne" naturalistische Versenkung in den Weltschmutz trifft auf ihr gleich krankhaftes spiritualistisches Gegenbild: die mönchische Selbstqual, die Verhimmelung des Weltelends, die mit ihren „Werken" so auf das Jenseits spekulirt, wie jene auf das Diesseits. „Marienkind" ist eine liebe, hübsche Klosterschülerin, die besonders seit ihrer Prämiirung — der Marienkindschaft — einen müberwindlichen Hang zum himmlischen Beruf in sich verspürt. Zur Verzweiflung ihres verwitweten Vaters und ihrer lebensfreudigen Umgebung, die sie damit tyrannisirt! In einer Sommerfrische erscheint nun das „moderne" Gegenmittel, das ihr der Dichter verschreibt: ein junger Freilichtmaler, der nach einem abscheulichen, schmutzigen Kretin von Gänsemädchen an der Landstraße „große Kunst" übt. Der Häßlichkeitsrafael verliebt sich, wie sichs gebührt, in das Madonnengesichtchen und entschließt sich sogar, es trotz seiner Schönheit zu malen. Ja er wird zum Heiligenmaler und stiftet für das Kloster der Auserwählten ein großes Bild der Schutzpatronin, das wegen verfänglicher Ähnlichkeit mit dem Namenskinde zurückgewiesen wird. Es ist nun sehr ammntig zu lesen, wie Leben und Liebe über die tote Kälte von Dogma und Theorie den Sieg davontragen. Das plötzliche Hinscheiden der muntern Hausstante bringt der eifrigen Himmelsaspirantin den verlassenen irdischen Vater heilsam in Erinnerung. Schließlich geschieht der Profeß nicht im Kloster, sondern in der alten Pinakothek, noch dazu im Rubenssaale, wo der Kunst eine neue Helene Four-

*) Aus den Vorbergen. Novellen von Paul Heyse. Berlin, Hertz, 1893.

neus geschenkt wird. Der Besitzer des Originals, der so glücklich ist, es malen zu dürfen, wird zwar von seinen „modernen" Kollegen wegen seines Rückfalls auf „die abschüssige Bahn des Akademischen" künstlerisch aufgegeben; nur mit geringer Mehrheit läßt die Aufnahmejury aus persönlicher Rücksicht auf einen alten Genossen sein neues Werk in einer dunkeln Ecke zu. Aber wer es hier entdeckte, ohne ein leidenschaftlicher Anhänger der neuesten Richtung zu sein, hatte seine Freude daran. Es ist das Bild einer glücklichen jungen Mutter mit ihrem Sprößling, das lebensvolle Kunstideal des — „Marienkindes."

Wie unser Erzähler hier unmittelbar verfährt und in der drolligen Figur des in sich und seiner Frau Gevatterin vergnügten alten Medizinalrats einen volkstümlichen Vertreter der eignen Meinung einführt, so erreicht er sein Ziel in den drei andern Geschichten auf exemplarischem Wege. Er verwahrt sich in der Erzählereinleitung der letzten, daß die angeführten Beispiele von „Dorfromantik" die Regel seien. Aber ist nicht die Ausnahme durchgängig der Vorwurf der Kunst? Ihr Gesetz ist ein höheres als die mathematische Formel, der sich der unbeseelte Stoff fügt. Das eigentliche Vorbild der Menschheit, ihr wahres Angesicht in seiner ursprünglichen Kraft und Bedeutung offenbart sich in dem, was uns als Ausnahme im Leben entgegentritt. Die ganze wirklich so zu nennende Weltgeschichte ist in diesem Sinne Ausnahme und wird nur in diesem Sinne Vorwurf der Kunst. Nicht das Gemeine ist es, was den Einschlag bildet in dem großen Gewebe des Weltgeschicks. Und so ist auch im Leben des einzelnen nicht das, was ihn an die Herde bindet, nicht das Gemeine und Traurig-Wahre, was sein besondres Geschick bestimmt, sondern das, was ihm eigentümlich ist, ihm allein angehört, das verschwindend Geringe, wodurch er abweicht, worin er Ausnahme ist. Wie kommt es denn, daß jeder Mensch, und sei er der geringste, sein Geschick als das seine empfindet, es mit solcher Ausschließlichkeit von dem der ganzen übrigen Menschheit abhebt und darin so im Rechte erscheint, wie der gewaltigste neben ihm? Des Dichters Vorrecht ist es, das Leben von dieser seiner besondern Seite zu nehmen. Wenn Leute mit grauer Amtsmiene statt dessen „exaktes Material zur menschlichen Naturgeschichte" aufstapeln, so beweisen sie zunächst nur, daß sie keine Dichter sind, so alberne Gecken sie sonst sein mögen. Auch wird der Dichter, er mag sich stellen, wie er will, hierbei immer wieder „die liebe Liebe" auf seinen Pfaden antreffen. Er will die abweichenden Schwankungen der Lebenswelle anschaulich machen. Und die Liebe ist es neben dem Kriege, die am freiesten und entschiedensten „beweget das Leben, daß sich die graulichten Farben erheben. Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre, die gefällige Tochter des Schaums; in das Gemeine und Traurigwahre webt sie die Bilder des goldenen Traums."

Eine ganz besondre Anwendung der letzten Worte giebt die Geschichte vom „Xaverl." Xaverl ist ein kleiner Dorftrottel, eine stehende Erscheinung in jenen Gebirgsgegenden. Die schöne, tüchtige Stiefschwester ist in den traurigen Kretin, obwohl er ihr nur die Ehe ihrer verstorbnen Mutter mit dem elenden Trunkenbold von Stiefvater in die Erinnerung rufen kann, so mütterlich verliebt, daß sie in seiner Wartung und Pflege und — wie sie sich einbildet — Erziehung Ziel und Zweck ihres Lebens sieht. Sie opfert ihm ihr Dasein, ja sie verwirkt es durch ihn auf eine tragische Weise. Seinetwegen weist sie die ernstgemeinten Bewerbungen des Dorfarztes zurück, da sie darauf besteht, das Brüderchen mit in die Ehe zu nehmen. Der in seiner Leidenschaft nicht allzu gewissenhafte Mediziner vergreift sich in einer Krankheit des Xaverl in der Opiumdosis, und das Kind schläft in die Ewigkeit hinüber. Die Schwester ahnt den Mörder und bricht

vollends mit ihm, um — dem Kranken, Herumtergekommnen später freiwillig das zu gewähren, was sie früher dem aussichtreichen Brautwerber versagt hatte. Eine Erscheinungsform der Liebe, in der das Mitleid so völlig den Ausschlag giebt, dürfte im allgemeinen nicht so selten sein, wie sie sich in diesem Ausnahmefalle darstellt. Aber gerade dieser Fall wirkt poetisch wahr, weil er an einem individuellen Beispiel eine Art Urbild davon ausdrückt. Wir verstehen an dieser Ausnahme, was uns an tausend Durchschnittsfällen mit allen statistischen Ergebnissen nicht im mindesten einleuchten würde.

Die beiden andern Geschichten zeigen in ihrer dörflichen, bäuerlichen Umgebung Erscheinungen, die man in ihrer Zartheit und Vergeistigung sonst nur der städtischen Bildungssphäre vorbehalten denkt, obwohl großstädtische Salons dafür vielleicht einen ebenso ungünstigen Boden abgeben, wie die Bauernstube. Trotzdem sind die Ausnahmen, die uns der Dichter hier vorführt, durchaus an ihr Lokal gebunden, und gerade das macht sie zu eigentümlichen Vorwürfen für seine Kunst. „Broni“ ist eine arme Beerensucherin, ein Geschöpf von mimosenhafter Scheu vor unlautern Berührungen und Verhältnissen. Sie opfert ihre Liebe zum Forstadjunkten der Ehe mit einem ältern, etwas verkrüppelten Bahnwärter und läßt, als die Leidenschaft ihr einmal wieder ins Haus fällt, lieber „im Dienst“ den Nachtzug über sich hinsausen, als daß sie widerstandsunfähig würde. Der Schulmeister der letzten Erzählung mit dem Titel „Dorfromantik“ ist mit seiner poetischen Hingebung an eine schwindsüchtige Geliebte eine unter den Dichtern selbst nicht so ungewöhnliche Erscheinung. Der reiche Bauernpapa, der nur, um das Leben des vergötterten Töchterleins zu schonen, in die Verbindung mit dem armen Schulmeisterlein willigt, und die robuste Halbschwester, die vergeblich auch nach dem Tode der Geliebten den Seladon für sich zu gewinnen sucht, vermannichfaltigen das Interesse an der in dies niedere „Milieu“ gesetzten Poetenfigur.

Wahrlich, das „Milieu,“ um den schrecklichen, unlogischen Lieblingsausdruck unsrer Kritiker hierbei in seiner aufgedrängten Bedeutung abzuweisen, Örtlichkeit und Umstände, machen nicht die Dichtung. Coulissen und Statisten machen kein Drama, ein Klavier und eine Stimme, angezündete Lichter und ein Auditorium machen kein Lied. Man muß spielen und singen können, und muß vor allen Dingen etwas zu spielen und zu singen haben, dann wird mans auch zu stande bringen, wenn das alles fehlt; ohne Klavier, ohne Lichter, ohne Auditorium, in der Stille und Einsamkeit, oder auch wenn das Klavier klappert, die Lichter trübe brennen und rohe Stimmen dazwischen kreischen. Der Mensch bleibt Mensch, ob im Dorfe oder in der Stadt, auf Thronen oder in Hütten, im Staatskleide des Würdenträgers oder im Kittel des Bauern. Zieht das Staatskleid oder den Kittel aus, und was bleibt übrig als ein armer, nackter, bedürftiger Mensch, hinausgestoßen in irgend so ein Teilchen von Welt, in dem er zurechtzukommen sucht, so gut er eben kann, von dem ihm nichts angehört, als was er hineinbringt: ein schlagendes Herz, fünf Sinne und so ein bischen Selbst, wie es denn jeder hat, freilich ist es oft darnach! Und darauf kommt es an, ihr Herren Milieumacher, auf das Selbst und was einer daraus macht; mag sonst die Szene sein, wo sie will, in Paris oder in Hinterwinkel, bei den Norwegern oder bei den Botokuden, in Berlin W oder in Berlin N, in der Ebne, am Strande oder „in den Vorbergen.“

Signorellis Bilder zu Dante. Eine der interessantesten und vornehmsten — hier paßt einmal das jetzt viel mißbrauchte Adjektiv — Veröffentlichungen, die

das vorige Jahr gebracht hat, ist die Reproduktion der Illustrationen Signorellis zu Dantes göttlicher Komödie, die wir F. X. Kraus verdanken (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1892). In mehrfacher Hinsicht verdanken. Es war an sich ein Verdienst, auf die neben den großen Wandbildern des Luca Signorelli in der Cappella nuova des Doms von Orvieto leicht übersehenen und bisher auch durch Litteratur und Abbildungen stiefmütterlich behandelten Sockelbilder, wovon die Danteillustrationen einen Teil bilden, energischer hinzuweisen, sie beim Publikum eigentlich erst einzuführen. Aber der Freiburger Kirchen- und Kunsthistoriker hat außerdem auch selber den Text und die Erklärung übernommen und für die photographischen Aufnahmen gesorgt, auf denen die Lichtdrucke des Werks beruhen. Um vor allem diese zu loben: sie sind vortrefflich gelungen und geben in einer Sepiatönung, an die man sich bald gewöhnt, die grau in grau gemalten Sockelbilder in vollkommner Schärfe und Treue, natürlich ebenso treu auch die Beschädigungen der Originale wieder.

Es sind elf dieser Sockelbilder, die sich auf die göttliche Komödie beziehen und daher von Kraus reproduzirt worden sind; dazu kommt aus dem Beiwerk der großen Fresken Signorellis noch ein Bildnis Dantes, das in Zinkdruck wiedergegeben ist; es hält den bekannten Typus fest, wobei es allerdings die Züge etwas vergröbert.

Wenn es nun auch wahrscheinlich ist, daß diese Sockelbilder durch Schülerhand ausgeführt sind, so sagt doch Kraus mit vollem Recht, daß „der Geist Signorellis in ihnen nicht minder als in den großen Kompositionen der obern Wandflächen“ walte. Einen andern Satz des Herausgebers aber möchte ich doch nicht ohne Ergänzung lassen, nämlich den, daß die Sockelbilder „in keiner unmittelbaren Beziehung zu den großen Wandgemälden stehen, in denen die Anzeichen des Weltgerichts, der Antichrist, die Auferstehung, der Sturz der Verdammten, die Hölle, die Begrüßung und Krönung der Auserwählten vorgestellt sind.“ Das ist ja richtig. Aber desto inniger ist die mittelbare Beziehung, sie liegt in der unzweifelhaften Anregung aus Dante, in der aus seiner Lektüre gewonnenen Steigerung der eigenen Auffassung und Phantasie, wie sie in diesen gewaltigen Signorellischen Schilderungen der jüngsten Dinge lebt und zum großartigsten Ausdruck kommt und daher Wandbilder und Sockelbilder innerlich doch zu einem großen geschlossenen Ganzen erhebt.

Jene kleinen Darstellungen nun beziehen sich alle elf auf die am wenigsten populäre der drei großen Gesänge, auf das Fegefeuer. Sie zeigen — und gerade in ihrer Einfarbigkeit, in ihrem Verzicht auf Farbenwirkung, die ja die schwache Seite des Meisters war — trotz ihrer verhältnismäßigen Kleinheit alle bekannten Vorzüge Signorellis, insbesondre in der einfachen Großartigkeit der Komposition und in der Kraft, ja der terribilità der in der Plastik des Nackten schwelgenden Zeichnung.

Professor Kraus leitet seine Erläuterungen durch eine Übersicht über die bisherige Litteratur ein und fügt dann jedem der elf Bilder einen Text bei. Soweit zu den Zitaten aus Dante noch Zusätze zur Verdeutlichung notwendig sind, zieht er es meistens vor, mit seiner eignen Auffassung möglichst zurückzuhalten und das schon von andern beigebrachte wohlgeordnet und übersichtlich vor dem Leser auszubreiten. Ein Bild, das erste, bleibt ohne bestimmtere Erklärung, und zwar infolge eines Übersehens, das mir kaum begreiflich ist. Es stellt Dante halb knieend dar, Virgil sich neigend, vor einem kraftvollen alten Manne in flatterndem langen Mantel und mit lang wallendem Bart und Haupthaar (bei kahler Schädelplatte;

das Alter der in mächtigem Schreiten innehaltenden Gestalt ist unverkennbar). Signorellis Biograph, der verstorbne Basler W. Vischer, hatte das Bild auf die Engelserscheinung im Purgatorio II 27 ff. bezogen. Das widerlegt zwar Kraus mit guten Gründen, findet aber seinerseits keine passendere Erklärung. Nun weist aber das Anordnungsprinzip des Ganzen dieses Bild von selber dem ersten Gesange des Fegefeuers zu. Und da heißt es deutlich genug (V. 31 ff.):

Und einen Greis, allein, sah ich mir nahe,
Der Ehrfurcht also wert ....
Lang war, mit weißem Haar vermischt, sein Bart
Und gleich dem Haar des Haupts, das niedersinkend
Als Doppelstreif der Brust zur Hülle ward.

Signorelli hätte diese Erscheinung des Cato von Utica gar nicht enger an die Schilderung Dantes anlehnen können, als er es in der Darstellung des ersten Sockelbildes gethan hat.

Veröffentlichungen wie diese können immer nur auf einen kleinen Kreis von Freunden rechnen. Um so lebhafterer Dank gebührt der Mohrschen Buchhandlung, daß sie in einer Zeit, wo die übliche Prachtwerkfabrikation darauf ausgeht, die Pyramide des Geschmacks beim Publikum auf einer möglichst breiten, d. h. tiefen Schicht zu treffen, dem entgegengesetzten Bestreben durch die Herausgabe des Krausschen Werkes ein Opfer gebracht hat, insbesondre auch für die schöne Ausstattung, die sie dem Buche durch die weitbekannte Wallausche Kunstdruckerei in Mainz hat zu teil werden lassen. E H

Die Führenden. Ed. Hanslik, der bekannte Wiener Musikschriftsteller, Mitarbeiter der Neuen freien Presse und der Deutschen Rundschau, erzählt in einem Aufsatze „Aus meinem Leben," daß auch er in jungen Jahren unter dem Einflusse Heines gestanden habe, und wagt dabei auszusprechen, daß ihm die „subjektiven, künstlich nachlässigen Heinischen Wendungen jetzt unbeschreiblich widerwärtig" seien. „Kein Zweifel, daß Heine, die Vergötterung Heines, heute noch eine Anzahl von Feuilletonisten zur Nachahmung verführt, und manches vielversprechende Talent auf dem Gewissen hat. [Ein Talent auf dem Gewissen haben, ist auch nicht übel!] Bilder und Stilmanieren, die bei Heine als neu und originell wirkten, werden bei seinen Nachahmern unerträglich affektirt und geistlos. Manches heute erscheinende Feuilleton, selbst von talentvollen Autoren, vermag ich nicht weiter zu lesen, wenn ich in den ersten Zeilen das Gefunkel und Geflunker Heinischer Geistreichigkeit und Weltschmerzlerei, die Flitter erborgten Witzes und erlogener Gefühle glitzern sehe."

Was werden die Redakteure der genannten Zeitschriften dazu sagen? Sollte auch Herr Hanslik Mitglied der großen antisemitischen Verschwörung sein, die den teuflischen Plan hat, die Schätzung Heines auf ein gerechtes Maß zurückzuführen? Das wäre entsetzlich. Auch Professor Hermann Grimm dürfte durch die angeführten Sätze betrübt werden, der soeben wieder in einer Besprechung der Schriften H. Hombergers (in derselben Rundschau, die die Ketzerei Hanslicks bringt) eine allerdings gewundene, gestissentlich „Worte" für „Wörter" gebrauchende Erklärung voll schwerer Bedenken gegen die Sprachreinigung vorgebracht hat. Der Nachwelt, meint er, werde es „sehr seltsam erscheinen, daß nicht denen, welche mit der Sprache doch zumeist zu thun haben, den ersten Schriftstellern des Volkes, die Sorge für das Vaterländische überlässt, oder ihre Schriften als Norm nimmt," sondern sich erdreistet, ihnen ihre Verstöße gegen Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache vorzuhalten. Nun gehörte doch Heine gewiß zu den ersten, recht

eigentlich „führenden“ Schriftstellern seiner Zeit, folglich müßten wir all seinen Sprachunfug als Norm nehmen. Schließlich bezeichnet Herr Grimm in orakelhaften Wendungen den Versuch, „die geistige Unabhängigkeit des einzelnen aufzuheben, als ein auffallendes Zeichen und vielleicht das erste Glied einer Kette noch andrer Beschränkungen,“ von denen er „bedauerliche Folgen“ voraussieht. Wir irren schwerlich, wenn wir auch hierin eine Spitze gegen den Antisemitismus zu sehen glauben, den heutzutage gewisse Leute hinter allen ihnen nicht passenden Erscheinungen wittern, wie einst die Reaktion in Preußen die „Juden, Polen und Franzosen.“

Bei diesem Anlaß möchten wir uns nach dem Befinden des Vereins zur Abwehr der Sprachreinigung erkundigen, der vor einigen Jahren von etwa vierzig „führenden“ Schriftstellern, zu denen ja wohl auch Herr Grimm gehörte, ins Leben gerufen wurde. Von dem ist es ja ganz still geworden, und er lieferte doch allerlei Herren, die sich in mehr oder weniger unbekannten Büchern mit der Sprache zu thun gemacht haben, die schöne Gelegenheit, sich durch ihren Beitritt allerhöchstselbst das Diplom eines „führenden Schriftstellers“ auszustellen.

Schwarzes Bret

Die hochakademische Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung schreibt in einem Aufsatze zu Heinrich Brunns fünfzigjährigem Doktorjubiläum: „Bei der Bedeutung des Mannes, in welchem seine Fachgenossen den Gipfel erblicken, den ihre Wissenschaft in unsrer Zeit erstiegen hat, ist es gewiß auch für weitere Kreise interessant u. s. w.“ Hoffentlich trägt die Archäologie keine genagelten Bergschuhe, sonst wäre es doch etwas schmerzhaft für Herrn Brunn gewesen. Außerdem wird uns noch folgende ergötzliche Prügelszene geschildert: „Jedoch es währte nicht lang, so schlug der Name, der ihm voranging, der Umfang und die Sicherheit seines Wissens, sein fein pointirtes Urteil, auch seine einfache und milde Persönlichkeit durch.“

Der Verfasser des Aufsatzes heißt Flasch.

Das Leipziger Tageblatt vom 29. März berichtet über eine Versammlung in Stettin, in der Ahlwardt gesprochen hatte: „Auf der einen Seite stimmte man die Marseillaise an, auf der andern das antisemitische „Deutschland, Deutschland über alles.“

Die deutsche Jugend mag sich hierfür bei dem semitischen Leipziger Tageblatt bedanken.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Rückblicke und Ausblicke auf die soziale Frage

Sortgefechte haben den bekannten Vorzug, daß die Gefallnen nach kurzer Zeit wieder lebendig werden. Man kann sich da ruhig hundertmal totschlagen lassen und doch ziemlich sicher sein, daß man nach wenigen Stunden der nötigen Zungenerholung ganz munter wieder auf dem Platze ist. Zuweilen scheint der Tod auf den Erschlagnen sogar eine belebende Wirkung auszuüben, denn man hat Fälle beobachtet, daß Männer, nachdem sie mehrfach mausetot geschlagen worden waren, den Kampf bald darauf mit gestärkter Lungenkraft und vergrößerter Dampfspannung im Gehirn wieder aufnahmen.

Wohl noch nie aber hat jemand einen ausgiebigern Gebrauch von dem Vergnügen, sich totschlagen zu lassen, gemacht, als Herr Bebel während der fünftägigen Redeschlacht im Reichstag über den sozialdemokratischen Zukunftsstaat. Es war nicht der gewöhnliche einfache Totschlag, dem sich Herr Bebel unterwarf, sondern der komplizirte und qualifizirte Mord in jeder möglichen Form, von der langsamen Kreuzigung bis zur plötzlichen Vernichtung auf elektrischem Wege. Aber Schaden hats ihm nicht gethan, er befindet sich schon längst wieder ganz wohl, fühlt sich nebenbei sehr geehrt und gehoben, daß es der deutsche Reichstag fünf Tage lang fertig gebracht hat, ihn ernst zu nehmen, und daß ihm so viele berühmte Männer die Ehre erwiesen haben, bei seiner Hinrichtung mitzuwirken. Denn nach diesen Ehrenbezeigungen wird niemand mehr auf die Behauptung zurückkommen können, daß Herr Bebel ein Mann sei, der entweder ob seiner Tollheit ins Narrenhaus oder ob seiner Schwindeleien ins Zuchthaus gehöre. Sich gnädig gegen seine Feinde verbeugend, die ihm zu seinem neuesten Erfolg verholfen haben, hat er als Triumphator die Arena verlassen und verkündet nun seinen Kunden, daß er sie in Zukunft um so besser „balbiren“ werde.

Da haben Sie es, Herr Richter! Was Sie mit ihrer großen Redegabe angestiftet haben, war nichts als eine große Reklameannonce für Bebel und Genossen! Mit Logik, Witz, gesundem Menschenverstand, umfassenden Kenntnissen, gründlicher Wissenschaft können Sie Herrn Bebel nicht bekämpfen, da gleitet er Ihnen unverletzt zwischen den Fingern durch, wie jener unverwundbare Fakir, der sich allabendlich bei elektrischer Beleuchtung den Bauch aufschlitzen läßt und doch niemals Löcher im Bauchfell hat. Wenn Sie Herrn Bebel bekämpfen wollen, so empfehlen wir Ihnen eine bessere Waffe. Schlagen Sie das große Tamtam, das Ihnen ja nicht ganz unbekannt ist, aber lauter, toller, ohrenzerschmetternder als Bebel — sonst nützt es Ihnen nichts. Versprechen Sie allen siebzehnjährigen Bengeln täglich die feinsten Regalia, Champagner in Eimern, Diners zu fünfundzwanzig Mark im Kaiserhof, Abschaffung aller Arbeit, statt der sechs paradiesischen Huris Muhammeds lieber täglich zwölf hübsche, frische Tingeltangelmädchen und unbegrenzten Bankwechsel bei Bleichröder für das sonstige Kleinvergnügen, wenn sie bei den nächsten Wahlen für die Fortschrittspartei stimmen, und wir bürgen Ihnen mindestens für fünf Millionen fortschrittlicher Stimmen. Das Mittel ist ganz billig und einfach! Es gehört nur die nötige Frechheit, die absolute Abwesenheit alles dessen, was der dumme Philister Moral nennt, dazu. Fragt man Sie, wo denn der Champagner, die hübschen Mädchen u. s. w. alle herkommen sollen, dann antworten Sie entrüstet, das werde sich alles finden, das bringe die fortschrittliche Entwicklung hervor, es sei schändlich, nach solchen Kleinigkeiten zu fragen. Wer dann noch zweifeln will, wird als Ungläubiger aus dem Fortschrittstempel hinausgeworfen, und die Pforten des Paradieses werden ihm für immer verschlossen.

Im Ernst: gleicht nicht die Sozialdemokratie diesem großen Tamtamschläger wie ein Ei dem andern? Und gegen solche Taktik wollen Sie mit Gründen der Vernunft ankämpfen? Herr Stöcker hatte gewiß Recht, wenn er sagte: Hätten wir nur mit vernünftigen Wesen zu thun, so könnten wir solchen Blödsinn ruhig seiner eignen Verwesung überlassen. Aber da Sie eben nicht mit Wesen zu kämpfen haben, die gewohnt und befähigt sind, ihre Überzeugungen aus der vernünftigen Einsicht und Prüfung der Dinge zu schöpfen, was folgt daraus für Sie, meine Herren Parlamentarier? Etwa die Notwendigkeit, fünf Tage lang Reden zu halten und das tausendmal bewiesene zum tausend und erstenmale zu wiederholen? Wir ziehen daraus ganz andre Folgerungen. In der Kritik der sozialdemokratischen Thorheit haben die Herren Richter, Bachem und Stöcker gewiß Vorzügliches geleistet. Was glänzende Rhetorik, scharfe Logik, wunderbare Schlagfertigkeit für die Beleuchtung der Sozialdemokratie leisten können, ist ehrlich geleistet worden. Für die praktische Bekämpfung der Lehre war die fünftägige Debatte gleich — Null! Ja meine Herren Parlamentarier! Über diese Thatsache kann uns Ihre glänzende Bered-

samkeit nicht täuschen! Möglicherweise werden Ihre Reden der spätern Wahlagitation Ihrer Partei einige wertvolle Argumente und Schlagworte liefern — überzeugen werden Sie auch dort nur Ihre Freunde, die Sie nicht zu gewinnen brauchen.

Der Mangel an positiven Gedanken, an fruchtbaren praktischen Ideen für die Bekämpfung der Sozialdemokratie, der aus allen Reden leuchtete, war zu offenkundig, als daß ihn die Sozialdemokratie übersehen und nicht neues Wasser für ihre Mühle daraus herleiten sollte. Was an solchen Gedanken von den einzelnen Rednern gegeben wurde, war längst bekannt und meistens schon verbraucht.

Dies gilt vor allem von dem Rat des Freiherrn von Stumm, zur gewaltsamen Bekämpfung der Sozialdemokratie zurückzukehren. Wenn er darunter nichts besseres und wirksameres versteht als die polizeiliche Bekämpfung durch Beschränkung des Vereinsrechts und der Presse, so hätte er seinen Rat für sich behalten sollen.

Ebenso lustig erscheint uns der Rat der Herren Bachem und Hintze, die Sozialdemokratie durch Weiterführung der sozialen Gesetzgebung unschädlich zu machen. Der Rat ist weder neu, noch hat er die Erfahrung für sich. Denn alle wirklichen Kenner des Volkslebens dürften darin einig sein, daß unsre bisherige soziale Wohlfahrtsgesetzgebung die Entwicklung der Sozialdemokratie mehr gefördert als beeinträchtigt hat. Das dürfte auch von der neuern preußischen Steuergesetzgebung des Herrn Miquel gelten, die zwar nicht eine eigentliche Sozialgesetzgebung sein soll, aber in der Einführung einer progressiven Einkommensteuer sowie in der in Form einer Vermögenssteuer geplanten Vermögensenteignung auf ganz sozialistischen Grundsätzen ruht. Wer dem Staate rät, auf diesem Wege weiter fortzufahren, um die Begehrlichkeit und Unzufriedenheit der Massen zu bekämpfen, der versteht nichts von der tierischen Natur des Menschen, für die es nur ein Gesetz giebt: l'appetit vient en mangeant.

Wer ferner mit Herrn Stöcker die Heilung des Sozialismus vom Christentum erwartet, der verzichtet eben thatsächlich auf eine Heilung. Denn wenn das Christentum diese Aufgabe erfüllen könnte, so hätten wir überhaupt keine Sozialdemokratie. Herr Stöcker hätte gewiß Recht, wenn alle Menschen wahre Christen wären, oder wenn wir einen Trichter hätten, um denen, die es nicht sind, das Christentum einzutrichtern.

Herr Richter endlich ist der Ansicht, daß es überhaupt besondrer Heilmittel zur Bekämpfung der sozialen Leiden nicht bedürfe, sondern daß das die Harmonie der wirtschaftlichen Kräfte aufs beste besorgen würde, wenn man sie nur unbeschränkt schalten und walten lasse. Wer heute noch auf diesem durchlöcherten Standpunkte steht, ist freilich unfähig zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Ja, Herr Richter, wir glauben es Ihnen aufs Wort, daß Sie nur

ungern und gezwungen das Wort ergriffen haben! Nichts natürlicher als dies! Denn niemand bekämpft gern seine eignen Kinder. Und die Sozialdemokratie ist Ihr Kind! Ihre naive Lehre von der Harmonie der wirtschaftlichen Kräfte hat den Boden geschaffen, auf dem sie allein aufwuchern konnte, Sie haben ihr den Unterricht in der Agitationskunst zur Bearbeitung der Massen erteilt, Sie haben bisher jeden wirksamen Vorschlag zu ihrer Bekämpfung zu hintertreiben gesucht, Sie bilden noch heute in Ihrem naiven Glauben an die allein seligmachende Kraft Ihres Liberalismus, Ihrer Freizügigkeit, Ihrer Gewerbefreiheit die Quelle, aus der dem Sozialismus sein Lebenswasser zufließt. Denn die Sozialdemokratie ist nichts weiter und nichts andres als das notwendige Ergebnis der allgemeinen Desorganisation der Arbeit, die Ihr und Ihrer Freunde trauriges Werk ist. Wer heute noch die Enterbten der Nation, die modernen Sklaven des Kapitals mit dem Hinweis auf die Harmonie der Interessen vertrösten kann, dem fehlt das ABC für das Verständnis der sozialen Frage, der ist entweder — ein unheilbarer Schwärmer oder — bitte, sagen Sie sich das andre selbst! So interessant Ihre „Irrungen der Sozialdemokratie“ oder Ihre „Zukunftsbilder“ nach der Seite der Kritik sind, so unfähig sind Sie für jede reformatorische Thätigkeit zur Lösung der sozialen Frage. Sie tragen dasselbe Janusgesicht wie Herr Bebel: in der Kritik scharf, logisch, unwiderleglich, bewunderungswert, in der positiven Behandlung der Frage — ein Kind! Und das werden Sie bleiben. Solange Sie dabei beharren, die völlige Desorganisation der Arbeit auf Ihre Fahne zu schreiben, werden Sie unfähig sein, das Leiden und die furchtbaren Gefahren zu heilen, die diese Desorganisation, das rücksichtslose Ringen ums Dasein über die moderne Welt heraufbeschworen hat. Wer jetzt noch nicht einsehen kann oder eingestehen will, daß das fortwährende Schwanken der Magnetnadel des wirtschaftlichen Lebens der heutigen Nationen zwischen Überproduktion und Krach, zwischen Milliardenschwindel und Hungersnot, zwischen ungemessenem Reichtum und namenlosem Elend die notwendige und unvermeidliche Folge der modernen Gesellschaftsordnung, richtiger Unordnung, und ihrer kapitalistischen Produktion ist, wer die heutige Depression nur durch Naturzufälle, schlechte Witterung zu erklären weiß, der mag darauf verzichten, die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Denn heilen kann man die soziale Frage nur, wenn man sie versteht, wenn man die Quelle verstopft, aus der sie entstanden ist.

Das Endergebnis des fünftägigen Kampfes gegen die ungeheure Gefahr, die in der Sozialdemokratie heranzieht, war — wir wiederholen es — gleich Null! Herr Stöcker erklärte unter Zustimmung des Präsidenten und des Hauses, daß er darauf verzichte, die lahme sozialdemokratische Rosinante Liebknechts weiter zu bekämpfen — der Rest ist Schweigen.

Entspricht dieser Schluß wirklich der Würde des Reichstags und den Interessen des Reichs? Wir hätten mehr, wir hätten andres erwartet! Man

vergegenwärtige sich nur die Lage. In einer Großstadt ist ein sozialistisches „Großfeuer" ausgebrochen. Die Herren Brandstifter sind auf der Brandstätte anwesend und erfreuen sich an dem entfesselten Element, das ein Haus nach dem andern ergreift. Vier Spritzen mit ihren Löschmannschaften sind zur Stelle. Zwischen ihren Führern und den Herren Brandstiftern entspinnt sich ein Wortgefecht darüber, ob es vernünftig und berechtigt sei, Häuser niederzubrennen und eine ganze Stadt obdachlos zu machen, ehe man Mittel und Wege habe, sie glänzender wieder aufzubauen, bloß weil in der Stadt eine Anzahl schlechter Wohnungen vorhanden waren. Fünf Tage währt der Wortkampf, Hiebe fallen hier und dort, einzelne von den Banditen werden als tot fortgetragen! Immer neue Redner treten an die Stelle. Das Feuer wütet unterdessen ungehindert weiter, himmelhoch steigt die Lohe, bis nach fünftägigem Ringen der Führer einer Spritze erklärt, die Brandstifter könnten jetzt nicht mehr bestreiten, daß ihr Vorhaben vernunftwidrig und ruchlos sei, deshalb könnten die Spritzen nun abfahren. Darob allgemeine Zustimmung, und unter der roten Glut der brennenden Stadt fahren die Spritzenleute nach Hause, mit dem Bewußtsein, fünf Tage lang tapfer deklamirt zu haben. Ist dieser Schluß der parlamentarischen Vertretung einer großen Nation würdig? Ist der Reichstag ein Saal für Deklamationen über wichtige Zeitfragen? Ist er nicht vielmehr das wichtigste Organ des Volkes zur Beratung praktischer Maßregeln auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung zum Schutz und zur Förderung der Interessen des Vaterlandes? Ist der Reichstag dieser seiner Aufgabe wirklich nachgekommen? Hat der Ausgang der Verhandlung auch nur ahnen lassen, daß sich die Mitglieder der ungeheuern Verantwortung bewußt waren, die sie dem Vaterland überall und nirgends mehr als der sozialdemokratischen Brandstiftung gegenüber schulden?

Nachdem durch die Debatte das Hohle, Frivole und Verbrecherische der Sozialdemokratie für jeden, der noch über einen Funken eigner Vernunft und selbständiger Urteilskraft verfügt, unwiderleglich erwiesen und gleichzeitig allseitig anerkannt war, daß der drohenden Gefahr mit den gewöhnlichen Mitteln der Abwehr nicht begegnet werden könne, gab es nur einen möglichen Schluß für die Debatte: Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission zur Beratung von Vorschlägen zur wirksamen Bekämpfung der Sozialdemokratie! Das wäre eine würdige Antwort auf Liebknechts Drohungen und Bebels Faseleien gewesen, wie sie das deutsche Volk von seiner obersten Vertretung erwarten konnte. Würde im nordamerikanischen Repräsentantenhaus oder im englischen Parlament der Ausgang anders gewesen sein? Kann und darf sich ein Parlament in der wichtigsten aller Fragen auf theoretische Auseinandersetzungen und Deklamationen beschränken, ohne daß in diesem Verzicht auf praktische Abhilfe zugleich eine Art Abdankung enthalten wäre? Auf wen soll denn das deutsche Volk hilfesuchend seine Augen richten, wenn sein Par-

lament dieser Aufgabe nicht gerecht zu werden vermag? Kann sich denn das deutsche Volk nie und nimmer selbst helfen! Muß selbst bei Existenzfragen die Initiative der Regierung des Kaisers überlassen bleiben? Muß wirklich jeder Fortschritt, jede Abwehr selbst da, wo die Parteien äußerlich einig sind, von der Regierung im heißen Kampfe dem Parlament abgerungen werden?

Herr Richter erklärte die Gefahr des Militärstaats für drohender als die sozialistische Gefahr. Mag sein, daß er Recht hat. Aber wenn Herr Richter ehrliche Selbstprüfung üben wollte, müßte er sich eingestehen, daß niemand mehr als er dem kommenden Imperator die Wege gebahnt hat. Der offenkundige Bankerott des Konstitutionalismus, den Herr Richter durch seinen grundsätzlichen Widerspruch, durch Bekämpfung fast aller größern Akte der Gesetzgebung seit mehr als zwanzig Jahren wesentlich beschleunigt hat, durch sein klägliches Versagen der Militärvorlage gegenüber hat er es selbst dahin gebracht, daß die Augen des Volkes sich mehr und mehr von dem Parlament ab auf den Kaiser richten.

Und wenn nun die Reichsregierung nach diesem neuen Fiasko der parlamentarischen Initiative der Sozialdemokratie gegenüber in die Bresche spränge und zu einer wirksamen Bekämpfung der Sozialdemokratie die Mitwirkung des Parlaments erbäte, was würde Herr Richter thun? Er würde noch glänzendere Reden dafür halten, daß die Sozialdemokratie in ihrer Wühlarbeit nicht gestört werde, man müsse alles von der wachsenden Intelligenz des Volkes erwarten u. s. w.! Wohl ist es möglich, daß wir in ein neues Imperatorenzeitalter eingetreten sind; aber Herr Richter ist der letzte, der das Recht hat, darüber zu klagen, und das deutsche Volk wird die Diktatur eines Hohenzollernkaisers hundertmal der Proletarierdiktatur des Herrn Bebel vorziehen. Wenn die von Herrn Richter und seinen Hintermännern eingeleitete und noch heute verteidigte Desorganisation der Gesellschaft und der Produktion erst ihre letzten Folgerungen gezogen hat, dann liegt die Rettung einzig im Säbel. Eine Nation, ein Parlament, das nicht mehr zu handeln versteht, das sich nur noch mit Worten zu verteidigen weiß, giebt sich selbst auf; alle Deklamationen seiner Parlamentarier wirken nur noch lächerlich, wenn ihnen der Mut zum praktischen Handeln keinen Nachdruck mehr verleiht. Wenn Herr Richter den kommenden Säbel vermeiden will, so giebt es nur ein Mittel, und das besteht einfach darin, daß das Parlament, in dem ja Herr Richter mit Recht die Stellung eines Oberpriesters inne hat, durch kräftige parlamentarische Initiative, durch fruchtbringendes Schaffen den heranziehenden Imperator überflüssig macht. Noch ist es dazu vielleicht Zeit; wie lange noch, wird selbst der weiseste Augur nicht vorhersagen können.

Aber giebt es denn wirklich Mittel zur wirksamen Bekämpfung der Sozialdemokratie auf friedlichem Wege? Wir glauben diese Frage allerdings mit

„ja" beantworten zu können, und wollen den Versuch machen, einige davon der öffentlichen Besprechung zu unterbreiten.

Das nächste und wichtigste, was zur Bekämpfung der Sozialdemokratie geschehen kann und muß, ist jedenfalls das, daß die künstliche Züchtung von Sozialdemokraten von den Regierungen endgiltig aufgegeben wird. Wir erdreisten uns nämlich, die Behauptung aufzustellen und nötigenfalls zu beweisen, daß die gesamte Wirtschaftspolitik der deutschen Regierungen, besonders Preußens, von 1848 bis heute im wesentlichen die Züchtung der Sozialdemokratie en gros zur Folge gehabt hat. Wir erinnern uns, einmal in einer Todesanzeige gelesen zu haben: „Er starb an Lungenentzündung unter hinzugetretener ärztlicher Behandlung." Mit noch größerm Rechte könnte Herr Bebel folgende Geburtsanzeige veröffentlichen: „Unter freundlicher Mitwirkung sämtlicher Regierungen des deutschen Reiches, sowie der hohen Reichsregierung ist uns ein gesundes, kräftiges Töchterchen geboren worden, dem wir den Namen Sozialdemokratie gegeben haben."

So paradox das klingen mag, so wahr ist es doch. Man prüfe unsre Gewerbegesetzgebung, unsre Zollpolitik, unsre Eisenbahntarife, unsre politische Gesetzgebung, unsre Armengesetzgebung, unsre Steuergesetzgebung, und man wird finden, daß sie alle wie von einem roten Faden von dem Gedanken durchzogen sind, den am treffendsten Graf Caprivi ausgedrückt hat, als er die Industrie die „Nährmutter" der Nation nannte. Die gesamte innere Gesetzgebung beruht auf diesem Gedanken. Sie beruht auf der falschen Vorstellung, daß Glück, Wohlergehen, Reichtum und Fortschritt der Nation von der massenhaften Erzeugung und Vertauschung industrieller Produkte abhingen. Dieser Wahnvorstellung ist unser blühender Handwerker- und Mittelstand und die gesamte deutsche Landwirtschaft zum Opfer gefallen. Das Ergebnis war die Schaffung einiger Dutzend neuer Babylons, Entvölkerung und Verarmung des Landes, Erniedrigung des freien Arbeiterstandes zu einem Haufen heimat- und familienloser Industriesklaven, Anhäufung dieser Sklaven in den Großstädten sechs- und achtfach über einander, Züchtung einiger hundert Krösusse, Zerrüttung des gesamten Wirtschaftslebens, ein endloser Tanz um das goldne Kalb mit seinem Wechsel von maßlosem Luxus und entsetzlichem Elend, kurz, die vollendete Anarchie in Wirtschaft, Familie und Staat. Zum Schluß vollendete man dieses Zerstörungswerk, indem man den heimatlos gewordnen Massen das allgemeine Stimmrecht verlieh und ihnen dadurch zum Bewußtsein ihres Elends und ihrer Macht verhalf. Das ist die Situation, vor der wir stehen, und die der kurzsichtigen Anbetung der Caprivischen „Nährmutter" ihre Entstehung verdankt. Ohne diese künstlich geschaffne Anhäufung von Millionen besitzloser, heimatloser, familienloser Arbeitssklaven wäre die Entstehung der Sozialdemokratie, die uns jetzt bedroht, ganz unmöglich gewesen. Wer sie bekämpfen will, muß also seine Geschosse vor allen Dingen gegen die in allen

Parlamenten und Regierungsbüreaus noch heute herrschende blinde Verehrung der „Nährmutter“ richten, aus der sie entstanden ist. Dort ist der Sitz des Übels. Die Priester dieser unheilvollen Göttin finden sich in allen Klassen und Ständen. Die Sozialdemokratie hat das Verdienst, sie zuerst erkannt und wissenschaftlich gewürdigt zu haben, als die andern Gesellschaftsklassen noch in stummer Verehrung der Göttin befangen waren. Heute beginnt es aber auch in den übrigen Gesellschaftsklassen allmählich zu dämmern. Der Antisemitismus ist nichts andres, als die notwendige Reaktion des Mittelstandes gegen die Verheerungen, die die Anbetung des goldnen Kalbes in seinen Reihen erzeugt hat, sonst hätte der Antisemitismus keinen Sinn und keine Bedeutung. Das Agrariertum, die neue Vereinigung aller Landwirte zu einem Bunde der Aktion ist gleichfalls nur ein Protest, ein Entrüstungsschrei der infolge der einseitigen Bevorzugung des Kapitals jetzt um ihr Dasein ringenden deutschen landbautreibenden Bevölkerung. Gewiß liegt in diesem Aufschrei ein sozialistischer, ein demagogischer Gedanke. Dies sollte aber jeden denkenden Staatsmann zu einer ernsten Würdigung veranlassen und ihn davor warnen, die Bewegung durch Mißachtung und oberflächliche Beurteilung zu verbittern und zu verschärfen. Denn alle sozialen Revolutionen, die die Geschichte der Menschheit bisher verzeichnet hat, waren agrarischer Natur, und nichts könnte die wirtschaftlichen Zustände Deutschlands hoffnungsloser machen, als wenn sich zu der sozialdemokratischen Bewegung noch ernste agrarische Schwierigkeiten gesellten. Daß die berüchtigte Geduld des deutschen Bauernstandes nur bis zu einer gewissen Grenze reicht, hat der deutsche Bauernkrieg mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt und damit zugleich die Möglichkeit ähnlicher Bewegungen dargethan. Wir sind sogar der Meinung, daß kein Stand geistig zum Anschluß an umstürzende Ideen mehr geeignet und vorbereitet sei, als gerade der deutsche Bauernstand mit seinem Mißtrauen gegen alles Fremde und dem starken Egoismus, die seine Hauptcharaktereigenschaften sind.

Also nochmals: wer den Sozialismus bekämpfen, ernstlich bekämpfen will, der muß vor allen Dingen Front machen gegen die einseitige Bevorzugung von Kapitalismus und Industrialismus, deren sich unsre bisherige Politik überall schuldig gemacht hat.

Dieser Irrtum ist entstanden wie die meisten großen Irrtümer in Deutschland entstehen durch die blinde Unterwerfung unter das, was wir Deutschen „Wissenschaft“ nennen. Selbst Herr Bebel läßt seine Thorheiten unter der Reklameaufschrift „Neueste Resultate der Wissenschaft“ kolportiren, da er recht gut weiß, daß der bildungssüchtige Deutsche blind auf den Leim geht, wenn ihm jemand mit der „Wissenschaft“ kommt. Als der Schotte Adam Smith seine genialen Untersuchungen über die Ursachen des Reichtums der Nationen schrieb, geriet der gebildete Deutsche sofort in höchste Begeisterung, ohne zu bedenken, daß das Buch nur Abstraktionen des englischen Wirtschaftslebens enthielt. Die

gelehrte deutsche Welt bemächtigte sich seiner Forschungen, es erwuchsen dem schottischen Professor zahllose Nachfolger, die seine Gedanken weiter entwickelten und in ein vollständiges „System“ der Staatswissenschaft brachten, das fast seit hundert Jahren alle Hörsäle, alle Regierungsbüreaus, alle denkenden Köpfe beherrscht. Der Stein der Weisen war gefunden, das Rezept reich zu werden entdeckt, und dabei war es so einfach und faßlich, daß es jeder Handlungskommis begreifen konnte. Denn zur irdischen Glückseligkeit gehörte ja weiter nichts, als daß man alle bisherigen Schranken der Erwerbsthätigkeit für den Einzelnen wie für die Nationen beseitigte, dann mußten „aus der freien Bewegung der wirtschaftlichen Kräfte der Menschheit ungeahnte Reichtümer zufließen und das verlorene Eden von selbst wieder entstehen.“ Was Wunder, daß man in allen Kulturstaaten daran ging, die bestehende Organisation der Arbeit niederzureißen, die Völker zu „befreien“ und ein allgemeines Wettringen der Völker und der Einzelnen anzufachen! Begünstigt durch die Entdeckung der Kohle, des Dampfes und der Elektrizität brach so der Tanz um das goldne Kalb aus. Die Fabriken schossen wie Pilze aus der Erde, jeder wollte den andern übertrumpfen. Es wurden Gütermassen erzeugt, in deren Bewunderung und Anstaunung sich der öffentliche Geist berauschte. Aber der versprochne allgemeine Reichtum blieb aus. Statt des verheißnen Glückes verfiel die Masse des Volkes in Elend und Abhängigkeit so menschenunwürdiger Art, wie sie die Weltgeschichte bisher kaum gekannt hatte. Nur wenigen Glücklichen gelang es, das Fett von der Suppe für sich abzuschöpfen und aus der Verarmung der Massen unerhörte Reichtümer für sich selbst anzuhäufen. Der Krach konnte nicht ausbleiben, denn die Smithsche Lehre über den Reichtum der Nationen hatte eben ein großes Loch, das man in dem allgemeinen Taumel übersehen hatte. Sie beruhte auf der Voraussetzung eines allgemeinen, unbegrenzten Weltmarktes, der die maßlos gesteigerte Produktion stets willig aufnehmen und gewinnbringend bezahlen könne. England hatte diesen Weltmarkt seiner Zeit in seinen großartigen Kolonien, namentlich in Indien mit seinen zweihundert Millionen reichen und verbrauchssüchtigen Einwohnern. Deutschland hat ihn nie gehabt und hat nur zeitweise kleine Teile des Weltmarktes für sich auszubeuten verstanden. Heute hat auch das aufgehört, nachdem Amerika sich selbst zu einem Industriestaat ersten Ranges entwickelt hat, der die deutsche Arbeit selbst im Inlande immer mehr zu überflügeln droht. Unsre Handlungsreisenden sind heute schon genötigt, mit ihren Waren die entlegensten, kleinsten wilden Stämme aufzusuchen, um einige Ellen Baumwollzeug los zu werden. Aber auch das wird unmöglich sein, wenn erst Indien, China, Japan mit ihren unzähligen Arbeitermassen in die Reihen der Industriestaaten eingetreten sind, eine Entwicklung, die sich mit Windeseile vor unsern Augen vollzieht.

Was dann? Dann werden allen Deutschen die Augen darüber aufgehen, daß unsre gerühmte Nationalökonomie nur eine internationale Wissenschaft

war, daß wir unser eignes Glück zerstört haben, um fremde Nationen zu bereichern und mit den zweifelhaften Vorzügen des modernen Wirtschaftslebens zu beglücken. Vor diesem Ende mit Schrecken sind wir unmittelbar angelangt. Wenn wir den äußersten Folgen dieser Lage entgehen wollen, so bleibt nur ein Mittel übrig: wir müssen anfangen, das zu treiben, was wir niemals hätten unterlassen sollen, eine wahrhaft deutsche, nationale Wirtschaftspolitik. So selbstverständlich das ist, so wenig ist es bisher verstanden worden.

Die nächste und höchste Aufgabe einer nationalen Politik sehen wir darin, das eigne Land nicht bloß politisch, sondern vor allen Dingen wirtschaftlich unabhängig von seinen Nachbarn zu machen, unabhängig vor allem in der Erzeugung aller für die eigne Existenz unentbehrlichen Gegenstände. Wie hat Deutschland diese Aufgabe bisher gelöst? Unsre Einfuhrstatistik giebt hierauf eine schreckenerregende Antwort. Wir sind augenblicklich nicht imstande, auch nur drei Vierteile der Bevölkerung mit Fleisch und Brot zu versorgen, obwohl ganze Königreiche in Deutschland brach liegen und bei richtiger Kultur vielleicht die doppelte Bevölkerung ernähren könnten! Schon dieser unser normale Zustand erschwert, wie das Jahr 1891 gezeigt hat, wenn schlechte Ernte und industrielle Absatzstockungen zusammentreffen, die Ernährung des Volkes und ruft bedenkliche innere Krisen hervor. Wie würde sich diese Lage erst gestalten, wenn der offiziös angekündigte Krieg auf zwei Fronten wirklich ausbräche, der uns zwei Millionen landwirtschaftlicher Arbeiter für die Einbringung unsrer Ernte entziehen, die Einfuhr ausländischer Getreide- und Fleischvorräte sofort unterbinden und den Absatz unsrer Hauptindustrien ohne weiteres lahmlegen würde. Krieg im Osten — Krieg im Westen! Und im Innern Arbeitslosigkeit und Hunger, das ist ein Zukunftsbild, das auch den Mutigsten mit Sorge erfüllen kann. Wir unterlassen es, das Bild weiter auszumalen; mögen die die Verantwortung übernehmen, die unsre Wirtschaftspolitik so trefflich geleitet und Deutschland in diese Lage gebracht haben. Wir verlangen aber für die Zukunft eine wirklich deutschnationale Wirtschaftspolitik, die uns nicht allein militärisch, sondern vor allen Dingen wirtschaftlich vom Auslande unabhängig macht.

Dazu bedarf es an erster Stelle einer Umbildung unsrer bisher rein politischen Volksvertretung im Reichstage zu einer Interessenvertretung.

(Schluß folgt)

Unſre Einjährig-Freiwilligen

ch ſehe ein, daß ich zum Leutnant nicht paſſe, alſo mag ich trotz mancher Aufforderungen und Anerbieten nicht weiter avanciren. Das preußiſche Heer verdankt gewiß einen großen Teil ſeines Erfolgs gerade dem Umſtande, daß auch die Gemeinen mit gebildeten Elementen durchſetzt ſind, die dann die Ungebildeten mit ſich führen und fortreißen — ſo heißt es in einem der Feldzugsbriefe, die einer unſrer hervorragenden Univerſitätslehrer nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege veröffentlicht hat. Deutlicher als in dieſem rühmlichen Selbſtbekenntnis eines Gelehrten, der ſich als gemeiner Soldat das eiſerne Kreuz verdient hat, kann es kaum geſagt werden, daß wiſſenſchaftliche Bildung und Anlagen zum Truppenführer zwei ganz verſchiedne Dinge ſind. Unſre moderne Schulbildung iſt in der That ein ſehr unzuverläſſiger Maßſtab für die Tüchtigkeit eines Offiziers. Denn die Eigenſchaften, die heutzutage vom Soldaten verlangt werden müſſen: Kraft und Geſchmeidigkeit des Körpers, Geſundheit und Schärfe der Sinne, Willenskraft, Mut und Entſchloſſenheit werden auf der Schulbank nicht erworben. Es iſt alſo eine vollſtändige Willkür in der Wehrordnung, die Dauer der militäriſchen Ausbildung von einer Menge zuſammenhangloſer Schulkenntniſſe abhängig zu machen, die ſich der Militärpflichtige früher einmal in ſeinen Schuljahren angeeignet, die er aber im zwanzigſten Jahre beim Beginn ſeines Dienſtjahres gewöhnlich gründlich wieder vergeſſen hat.

Auf der andern Seite hat der geſunden geiſtigen Bildung des deutſchen Bürgerſtandes nichts mehr geſchadet als die Einführung des einjährig-freiwilligen Dienſtes auf Grund einer unfertigen Sekundanerbildung. Die ganze immer unerträglicher werdende Halbbildung z. B. in den wohlhabenden Kaufmannskreiſen iſt auf dieſen unglückſeligen Paragraphen zurückzuführen. Wer als Einjährig-Freiwilliger gedient hat, der weiß, daß nirgends größere Gegenſätze in geiſtiger und ſittlicher Beziehung zu finden ſind, als unter der ſcheinbar ganz gleichmäßig gebildeten Gruppe der Einjährig-Freiwilligen. Es giebt unter ihnen Leute von einer ſo unglaublichen Unwiſſenheit ſelbſt in den elementarſten Dingen, daß jeder Junge aus der erſten Klaſſe einer Volksſchule ſie beſchämen würde. So mancher Dreijährige hat eine viel gründ-

lichere, festere und in sich abgeschlossenere Bildung als die Einjährigen mit ihrem Sekundanerschein. Durch die Hebung unsrer Volksschulen, vor allem in den großen Städten, ist die Kluft, die früher zwischen den Dreijährigen und den Einjährig-Freiwilligen bestand, immer mehr ausgefüllt worden.

Das fühlen nun auch die meisten mit den schwarz-weißen oder grün-weißen Schnüren sehr wohl heraus. Um so mehr suchen sie sich durch protziges, oder verschwenderisches Auftreten, durch Glänzen mit Extrauniformen, durch kostspielige Gelage und andre unmilitärische Dinge von ihren dreijährigen Kameraden zu unterscheiden. Sind die pekuniären Verhältnisse des Einjährigen nicht dazu angethan, so beginnt nun das Schuldenmachen. Nichts, glaubt er, sei ihm nachteiliger, als wenn die Vorgesetzten erführen, daß er sich einschränken müsse. Die Summen, die gegenwärtig unsre Einjährig-Freiwilligen bei gewissen Regimentern verbrauchen, steigen ins Unglaubliche. Selbst bei der Infanterie, wo doch das Dienstjahr noch am wenigsten kostet, ist es für den Einjährigen, der nicht seine Eltern am Orte hat, kaum mehr möglich, mit zweitausend Mark auszukommen. Nun rechne man sich aus, wieviel Wehrsteuer ein Vater auf diese Weise zu zahlen hat, der drei oder noch mehr Söhne als Freiwillige unterhalten muß! Es giebt im deutschen Heere mehr als sechstausend Einjährig-Freiwillige; rechnen wir für jeden durchschnittlich nur zweitausend Mark, so kommt die ungeheure Summe von zwölf Millionen Mark heraus, die alljährlich von den gebildeten und oft doch sehr wenig bemittelten Familien in Deutschland aufgebracht werden muß.

Und welche Vorteile werden dem jungen Soldaten dafür gewährt? Er dient nur ein Jahr. Wirklich? Nur ein Jahr? Gerade die Einjährig-Freiwilligen, die avanciren — und das wollen sie doch alle —, dienen heutzutage zwei Jahre und noch länger. Nach dem Dienstjahre haben sie erstens eine achtwöchige Unteroffiziersübung durchzumachen, dann eine achtwöchige Vizefeldwebelübung, und wenn ihre bürgerliche Stellung nicht so ist, daß sie zum Offizier gewählt werden können, nochmals eine längere Übung. Dann erst kommen die drei pflichtmäßigen achtwöchigen Übungen als Reserveoffizier. Da haben wir schon zwei volle Jahre. Nun dauern aber die längern und kürzern Übungen weiter, bis er nach zwölf Jahren in die Landwehr zweiten Aufgebots versetzt wird. Und auch da kann er noch zu militärischen Dienstleistungen eingezogen werden. Der Einjährig-Freiwillige also, der avancirt, hat in Wirklichkeit zwei bis drei Jahre dem Staate mit der Waffe zu dienen.

Nun, dann hat er aber auch den Vorzug, Offizier zu sein. Ist das aber heutzutage im bürgerlichen Leben wirklich ein Vorzug? Wer die unglücklichen büreaukratischen Verhältnisse kennt, in denen unsre Beamtenwelt lebt, der weiß, daß es — namentlich unter den Philologen — schon anfängt, nachteilig zu werden, wenn jemand Reserve- oder Landwehroffizier ist. Bei Bewerbungen ist der Militärfreie, der dem Staate keine Opfer gebracht hat und seinem

Kollegen überdies um ein ganzes Jahr voraus ist, den Behörden immer angenehmer als der Militärpflichtige. Das ist erklärlich, aber für den Offizier des Beurlaubtenstandes sehr niederdrückend.

Die Einrichtung des einjährig-freiwilligen Dienstes ist mit der Zeit ein wahrer Krebsschaden geworden. Die damit verbundne Halbbildung drückt den bessern Bürgerstand in geistiger Beziehung herunter. Die höhern Schulen klagen, daß die jungen Leute, die nur den Berechtigungsschein zu erwischen strebten, ein entsetzlicher Ballast für sie seien. Die Eltern klagen, daß die Ausgaben für die einjährig-freiwillige Dienstzeit der Söhne immer drückender, ja fast unerschwinglich geworden seien. Die Militärs klagen, die Einjährig-Freiwilligen störten ihnen die gleichmäßige Ausbildung der Truppen und müßten überdies nach einem Jahre mit einer mangelhaften militärischen Erziehung zur Reserve entlassen werden. Überall Klagen. Weshalb beseitigt man da nicht die ganze Einrichtung, wie es in Frankreich schon vor ein paar Jahren geschehen ist? Fort mit den Einjährig-Freiwilligen! Dafür allgemeine Durchführung der zweijährigen Dienstzeit und Beförderung der Leute nicht nach dem lächerlichen Sekundanerschein, sondern nach ihrer militärischen Schulung, nach ihrer wirklichen Bildung und nach ihrer bürgerlichen Stellung! Wer nach einem Jahr diesen Anforderungen genügt, der avancire und mache die nötigen Avancementsübungen im zweiten Jahre im Zusammenhang ab. Dann könnte später von den langen achtwöchigen Übungen, die im bürgerlichen Leben so störend wirken, abgesehen und dafür eine Reihe kürzerer Dienstleistungen eingeführt werden. Wie würden die Schulen, die Truppenführer, die Familienväter aufatmen! Eine Menge von Brutanstalten der Halbbildung würde sofort vom deutschen Boden verschwinden, alle Abrichtungsanstalten, Pressen, Internate und andre fragwürdigen Kulturstätten würden mit einem Schlage öde und leer stehen. Keiner könnte mehr auf einem Schein bestehen, den er sich vor Jahren ersessen hat, sondern er müßte als Zwanzigjähriger zeigen, daß er selbständig weitergearbeitet hat und wirklich die körperliche und geistige Bildung besitzt, die ihn zu einer Stellung als bevorzugter Soldat und als Vorgesetzter berechtigt.

Wir Deutschen sind alle in dem Vorurteil befangen, daß wir bei einem Manne nicht darnach fragen: wie ist seine Bildung? sondern immer nur: woher hat er seine Bildung, welche Schule hat er besucht, bis zu welcher Klasse ist er gekommen? Sind diese Fragen genügend beantwortet, dann ist das Urteil über den Mann fertig. Wir sind durch den Berechtigungsschwindel, der mit unsrer Schulbildung verbunden ist, das reine Schulmeistervolk geworden. Das ist kläglich. Giebt es in unserm Jahrhundert wirklich keine andern Wege, die zur Bildung führen, als die zwischen den Schulbänken am Schulkatheder vorbei? Mit diesen Vorurteilen muß endlich aufgeräumt werden. Und der erste Schritt dazu kann nur sein: Fort mit den Einjährig-Freiwilligen!

Feldzugsbriefe

3. Aus dem deutsch-französischen Kriege

1

Wandsbeck, den 27/8. 70

Lieber Onkel,

eute Abend um halb zwölf Uhr gehe ich mit meiner Eskadron von Altona aus mit der Bahn nach Homburg in der Pfalz. Die Fahrt wird wohl siebzig Stunden dauern, da wir, d. h. die ganze siebzehnte Division, über Berlin gehen. Am 4. September soll dort ein neues Korps unter dem Großherzog von Mecklenburg gebildet werden, wir und eine Landwehrdivision. Wozu man uns dann gebrauchen wird, ist mir noch nicht klar. Ich würde mich freuen, wenn ich am 1. September vielleicht in Homburg i. d. Pf. einen Brief von dir vorfände.

Die Verluste sind ganz enorm, sehr viele alte Bekannte von mir sind gefallen, doch hört man auch zum Glück manchen Totgesagten wieder als nur leicht verwundet nennen, so Ernst Unger, den ich schon recht beklagt hatte.

Kurz vordem wir die Ordre zum Ausrücken bekamen, habe ich meine alte Fuchsstute für achtzig Friedrichsdor, was sie mich vor acht Jahren kostete, an den Herzog von Altenburg verkauft; er war am andern Tage bei mir, um sich für das ihm gebrachte Opfer zu bedanken. Hätte ich gewußt, daß wir so bald folgen würden, hätte ich sie behalten. Obwohl in Friedenszeiten das Pferd mit sechzig Friedrichsdor bezahlt gewesen wäre, so hat man mir doch von vielen Seiten gesagt, daß ich sie nicht unter hundert hätte fortgeben sollen. Ich habe aus Pläniz eine kleine fünfjährige Fuchsstute vom Remus, die, angeritten, leidlich auf Kandare geht. Mein Holderneß ist aber ganz sicher, und auf Sadowa kann ich mich auch verlassen, obwohl sie etwas heftig ist. Der alte Abdul Pascha wird wohl schon im Feuer gewesen sein. Frau von H. schrieb hierher an ihres Mannes Bruder, sie hätte den alten Hengst mit Wehmut scheiden sehen.

2

Biwak bei Conrcelle Chauffy, zwei Meilen vor Metz,
3. Sept. 70

Lieber Onkel, Dienstag, den 30. vier Uhr nachmittags hatten wir unsre Eisenbahnfahrt vollendet und kamen von Homburg aus nach Zweibrücken ins Quartier. Am 31. Hablkirchen an der Blies; durch eine Brücke verbunden mit dem französischen Ufer, wo in Frauenberg unsre erste Eskadron lag. Am 1. September mit Hurra über die Brücke und Grenze gegangen, den französischen Adler begrüßt, nach Folschweiler ins Quartier. Gestern hierher ins Biwak. Lehmboden, etwas Regen, nachts kalt, schlechter Hafer. Pferde sind gesund. Sadowa reite

ich täglich, sie geht brillant — neulich fünf Meilen, den letzten Schritt wie den ersten. Gott gebe, daß es so bleibt. Unsre Verpflegung mäßig. Kartoffeln auf dem Felde. Hier überall Mißernte. Ganz verdorbne Hafergarben den Pferden untergestreut. Sobald die Division konzentrirt ist, kommt die Kavallerie — wir und achtzehnte Dragoner — als Reservekavallerie zur Disposition des Generalkommandos (Großherzog von Mecklenburg, Korps Steinmetz). Bazaine hat noch zwanzig Dörfer vor Metz; gestern die Franzosen einen Ausfall mit 80000 Mann gemacht, zurückgeschlagen. Wir neulich 900 Gefangne verloren. Beide Kronprinzen haben am 29. und 31. Macmahon geschlagen, der in Sedan eingeschlossen sein soll. Unsre Verluste bedeutend, über 2000 Mann verloren. Die Einwohner alle französisch gesinnt; leider haben einige Regimenter von uns wüste gehaust. Zieten nach der Amputation gestorben. Mein neuer Fuchs ist sehr gut, Herzog von Altenburg mit meiner alten Fuchsstute sehr zufrieden.

Von meiner Frau und dir noch keine Nachricht. Gott gebe uns ein frohes Wiedersehen. Onkel Fritz und allen tausend Grüße.

Ich schreibe in einem kleinen Leinenzelt.

3

Lager bei Châlons, den 27. Sept. 70
Kaiserliches Quartier

Lieber Onkel, wenn wir auch bis jetzt keine Kriegsthaten ausgeführt haben, so will ich dir doch von unserm Weitermarsch einiges berichten. Wir lagen bis zum 10. in der Nähe von Metz; von dort aus habe ich meiner Frau einen längern Brief geschrieben und ihr gesagt, daß sie ihn an dich schicken möchte. Nachher gingen wir nach Toul ab, was nun schon seit einiger Zeit von der Mecklenburgischen Brigade genommen ist; es soll übrigens nur 500 Mann Besatzung gehabt haben.

Wir haben bei Metz die scheußlichsten Biwaks in tiefem Lehmboden gehabt, sodaß unsre Pferde bis an die Kniee einsanken und kaum von der Stelle konnten. Schrecklich lange Märsche, z. B. am 11. auf drei Meilen zwölf Stunden und dann noch Vorbeimarsch vor dem Großherzog in Pont-à-Mousson; am 12. fünfzehn Stunden und Biwak an der Mosel gegenüber von Pierre la Treiche, da die Brücken abgebrochen waren, und erst am 13. früh die Pioniere Maschinen zum Übersetzen bauten, wozu eine Eskadron zwei Stunden brauchte. Wir lagen dann vom 13. bis zum 18. in Ochey und sind dann über St. Martin, Oly, Ancerville, St. Drain, Drouilly und Fagnières hierher marschiert, wo wir gestern Nachmittag ankamen. Die genannten Orte sind die jedesmaligen Quartiere meiner Schwadron. Über St. Dizier kamen wir auch; dort lagen sehr viele Strafbaiern, weil von Einwohnern auf kleine Abteilungen geschossen worden war. Man hatte auch eine Kontribution von 100000 Franks dort aufgebracht; in der Nacht vorher, als wir durchkamen, war ein Fleischer erschossen worden, der vergiftete Wurst an Husaren verkauft hatte; einige Husaren sollen gestorben sein. Durch die kleine Festung Vitry kamen wir auch, dort ist eine schöne Kirche in reiner Renaissance von Franz I. erbaut.

Nun aber vom Lager von Châlons! Du machst dir keine Vorstellung, mit welcher Opulenz hier alles eingerichtet ist, und mit welcher Barbarei die Mobilgarden alles zerstört haben. Ich wohne, wie die meisten Offiziere, im kaiserlichen Quartier; der Hauptpavillon ist nicht belegt, da sich ihn der Großherzog, wie verlautet, erst ansehen will. Ich habe mir ein kleines reizendes Eckzimmer mit

dem Blick auf das Dorf Mourmelon, wo der größte Teil des Lagers ist, einrichten lassen. Ich habe ganze Fensterscheiben, einen ganzen Spiegel, einen kleinen Schreibtisch, Marmorkamin, eine große Mahagonibettstelle, worin mein Strohsack und mein Mantel liegen, und eine Waschtoilette mit weißer Marmorplatte; wir vermuten, daß es die Privatzimmer der Kaiserin gewesen sind. Ein kleines Entree trennt mein Zimmer von dem meines Burschen; dann ist in der Mitte ein größerer Salon, worin aber die Velourstapeten größtenteils niedergerissen sind, dahinter kommen zwei bis drei Zimmer, die von meinen Offizieren bewohnt sind. Hier sieht es überall, wie gesagt, noch glänzend aus; aber die einzelnen Villen, die vom kaiserlichen Hofstaat bewohnt waren, sind mit der ausgesuchtesten Roheit verwüstet, die schönsten Möbel zerschlagen, Marmorplatten gesprengt, die Tapeten niedergerissen, alles durch- und übereinandergeworfen. Ich werde später hoffentlich Gelegenheit haben, dir eine mündliche Beschreibung zu machen, da es schriftlich kaum möglich ist.

Meine Pferde stehen in dem kaiserlichen Stall, jedes hat seinen besondern Stand; meine Schwadronpferde stehen gleichfalls gut; die Schwarze hat sich neulich einen zollangen Splitter zwischen Krone und Huf eingeschlagen, sodaß ich sie seit einigen Tagen nicht reite; es heilt aber gut, mein neuer Fuchs hat Druse, der Holderneß ist wohl.

Wie lange wir hier bleiben, wissen wir natürlich nicht. Daß Bismarck mit Jules Favre schon zwei Konferenzen gehabt hat, ist dir bekannt. Vier Milliarden Kriegsentschädigung, die halbe Flotte, die Moselgrenze sind unsre Bedingungen. Bismarck soll Favre gesagt haben, wenn sie sich nicht bald entschlössen, so würde er die Marnegrenze fordern. Ich weiß nicht, ob das alles so ist, man erzählt es sich.

Etwas unbequemer wird unsre hiesige Verpflegung werden. Wie ich gestern hörte, sind 12000 Stück Rindvieh getötet, da die Rinderpest ausgebrochen ist, und man sagt, daß wir viel gesalznes Fleisch bekommen würden. Die Infanterie hat schon viel Ruhrkranke; wir sind bisher damit verschont, ich habe speziell bei der Eskadron fünf Kranke, äußere Verletzungen und gastrisches Fieber. Ein Pferd habe ich wegen Verschlag zurücklassen müssen; dann habe ich nur zwei, die wegen Druck an der Hand gehen.

Durch das viele Marschieren sind wir für Briefe gar nicht erreichbar; ich habe erst zwei von meiner Frau, den letzten vom 11. d. M.

4

Yères bei Paris, den 20. Oktober 70
Wetter: Sturm mit Regen

Lieber Onkel, deinen Brief vom 10. d. M. habe ich vorgestern erhalten und freue mich, zu lesen, daß es dir und Onkel Fritz gut geht. Wir sind am 11. d. M. aus dem Lager von Châlons aufgebrochen, um hier bei Paris mit dem großen Belagerungsheere vereinigt zu werden. Am 11. lag ich in Epernay in der Champagnerfabrik von Perrier; du kannst dir denken, daß es uns an Sekt nicht fehlte. Der Besitzer war fort, doch wurde von der Dienerschaft reichlich für uns gesorgt. In dem sehr schönen Schlosse, nicht ganz reiner Renaissancestil, waren mehrere Herren vom Johanniterorden, unter andern Oberstleutnant von Strahlendorf, der dich vielmals grüßen läßt. Von Epernay mußten wir durch einen längs der Straße sich hinziehenden Wald marschieren, von dem aus häufig auf vorüberziehende Truppen von Franktireurs geschossen worden war. Wir kamen unbehelligt durch, sahen aber, wie das Holz zu beiden Seiten der Chaussee auf Befehl des

Gouvernements eine Strecke weit abgeschlagen wurde. Der Zug unter Leutnant von Alten, den ich in Châlons hatte zurücklassen müssen, ist einige Tage später hier — doch nicht auf der großen Straße — von solchen Kerls angefallen worden. Als die Ulanen frühmorgens bei starkem Nebel in einen Hohlweg kamen, erhielten sie von oben und beiden Seiten Feuer. Alten ließ sofort die Ulanen auf beide Böschungen hinaufgaloppiren und die Kerls verfolgen; trotz der Dunkelheit wurden zwei erstochen und einer gefangen. Es sind nur wenige gewesen, jeder hat aber zwei bis drei geladne alte Flinten neben sich liegen gehabt.

Am 12. lag ich in Verdon, wir marschierten von Châlons bis hierher immer ohne Infanterie, nur durch den Wald hinter Epernay begleitete uns eine Landwehrkompagnie. Verdon ist ein verteufelt günstig gelegnes kleines Nest, im bergigen Walde, wie für nächtliche Überfälle eingerichtet. Ich ließ die ganze Nacht Patrouillen reiten und kam natürlich selbst wenig zur Ruhe. Meinem Wirt, dem Maire, hatte ich gesagt, daß man das ganze Dorf abbrennen würde, wenn einem von uns etwas passirte. Die Bauern selbst scheinen aber selten an den Überfällen u. s. w. Anteil zu haben. Am 13. in Verdelot lag ich auf dem Schlosse La Roche bei einem alten Geschwisterpaar. Unser Stab lag ebenfalls dort, wir wurden ganz gut verpflegt und einquartirt. Der alte Herr erzählte mir, daß ein General von Schmidt bei ihm gelegen, der ihm gleich zuerst eröffnet habe, daß er, der Besitzer, sich nun als bei ihm, dem General, wohnend zu betrachten habe. Dann hat er den Kellerschlüssel gefordert und ihm gegen Quittung vierhundert Flaschen Wein abgenommen. Ob sich die Sache ganz so verhält, und welche Umstände mitgesprochen haben, weiß ich natürlich nicht.

Am 14. St. Augustin bei Coulommiers. Am 15. Ruhe. An diesem Tage ging ein großer Luftballon über unsre Köpfe, man sagte von Paris nach Tours. Am 16. in Preslès, einem sehr eleganten Landsitz des Comte Joncourt, der früher einmal bei der Gesandtschaft in Berlin war. Er war selbst da, seine Frau aber im nördlichen Frankreich in einem Bade, und seine Pferde und Gewehre hatte er rechtzeitig nach England geflüchtet. Er sprach sich sehr gegen die Wegnahme von Elsaß und Lothringen aus — das würde den ewigen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland bedeuten; im übrigen war er fein und höflich und sprach sehr gegen den ganzen Krieg. Am 17. mußten wir dort bleiben, da von hier aus den Eskadrons verschiedne Ortschaften zum Requiriren angewiesen waren. Die zweite Eskadron und die meine trieben 41 Kühe, 80 Hammel und vielleicht 240 Scheffel Hafer auf, die wir dann am 18. früh abschickten nach dem Magazin der Division, um selbst etwas später nachzufolgen; meine Eskadron, die erste und die vierte kamen hierher. Der Brigadestab und Regimentsstab liegen in Château la Grange, der Divisionsstab in Château Gros Bois.

Ich wohne hier in einem schönen Landhause, das einem Pariser Bronzefabrikanten gehört und mit bedeutendem Luxus ausgestattet, natürlich stellenweise auch schon demolirt ist. Ein schöner Park liegt hinter dem Hause, und aus dem Garten holen wir uns je nach Bedarf die herrlichsten Weintrauben. Dabei wird bei Paris immer munter bombardirt; wir wurden gestern früh halb acht Uhr alarmirt, sahen uns Paris von einer Höhe aus an und rückten dann wieder ein. Diese Nacht wurde sehr stark geschossen, ich war bis nach zwölf Uhr auf; die Baiern sind wieder angegriffen worden. St. Cloud haben die Franzosen vollständig niedergeschossen, um uns eine Annäherung nach dem Bois de Boulogne zu erschweren. Das Alarmiren wird nun wohl öfter kommen, daran waren wir aber schon bei Metz gewöhnt.

Mit unsrer Verpflegung ist es bis jetzt gegangen — frisches Fleisch, Erbsen, Speck u. s. w. Hier zu kaufen giebt es gar nichts, da nur sehr wenige arme Leute zurückgeblieben sind. Milch, Butter, Gemüse muß man sich versagen; unsre Braten werden mit Speck gemacht. Für die Pferde giebt es gar kein Heu und nur halbe Haferration.

Was meine Pferde betrifft, so freute sich jeder am 11. und 12. über die Sadowa, und ich selbst fand, daß sie so brillant wie nie ging; wenn man sie mit dem Kopf gegen ein Hindernis stellte, so ging sie mit meinem Gewicht wie ein Vogel drüber weg. Am 12., in der Nacht zum 13. aber hat mein Bursche, der dumme Esel, so fest geschlafen, daß er nicht gehört hat, wie sich die kleine Fuchsstute losgemacht und die arme Sadowa jämmerlich zerschlagen hat. Du kannst dir meine Stimmung vorstellen. Zum Glück war kein Knochen verletzt, aber sie hat noch eine zwei Zoll lange Wunde in dem Muskel des rechten Oberarms, der Fuß ist dick, und ich werde sie vor acht Tagen gewiß nicht besteigen können. Der Bursche ist sonst sehr sorgsam mit den Pferden, aber wenn man Pech haben soll, so stolpert man im Grase. Ich hoffe, es passirt nichts wieder, denn ich habe einfach meinen Leuten erklärt, wenn mir derartiges wieder vorkäme, so ließe ich den Schuldigen einige Stunden anbinden. Meiner Fuchsstute ist der alte Druck am Widerrist nochmals aufgeschnitten worden, sodaß sie nur mit Bock geritten werden kann. Ich reite jetzt den Holderneß, der in manchem seine Bauernerziehung nicht verleugnen kann, jedoch gelehrig ist und sehr sicher und bequem geht: wenn er nicht so häßliche weiße Beine hätte, würde ich ihn für Onkel Fritz empfehlen. Neues weiß ich nicht; von Hause habe ich gute Nachricht.

Arabische Rosse habe ich noch nicht gesehen — die französischen Offiziere sollen einige in Pont-à-Mousson sehr billig verkauft haben.

5

Bailleau, den 25. Dez. 70
3/4 Meilen nordwestlich von Chartres

Lieber Onkel, deinen Brief vom 15. d. M. habe ich gestern Abend erhalten und habe mit Freuden gelesen, daß es dir und allen Verwandten gut geht. Seit dem 3., von dem du meine letzte Karte bekommen hast, haben wir mancherlei Querzüge bestanden. Bis zum 8. zog das Detachement von Rauch, zu dem drei Eskadrons Mecklenburgische Dragoner Nr. 18, zwei Bataillone, zwei Geschütze und zwei Eskadrons von uns gehörten, ohne Verbindung mit dem Rest der siebzehnten Division und der Armee überhaupt, über Bazoches, Les Touches bei Chatillon, Château la Brosse, la Ferté, Baccon immer, oft in der Nähe des sehr überlegnen Feindes, und fand endlich am 8. wieder die Verbindung. Wir hatten am 9. und 10. Gefechte bei Orléans, in die wir zwar in Masse nicht eingriffen, doch verloren wir auf Patrouillen Leute und Pferde. Meine Eskadron hat bis jetzt an erschossenen und durch Strapazen zu Grunde gegangnen Pferden 13; andre Schwadronen haben noch mehr. Daß der Rittmeister von Marschall von uns bei Orléans mit seiner Eskadron auf 2000 Schritt im Marsch Marsch! und beständigem Hurrarufen eine bespannte Batterie mit 80 Mann Bedienung genommen hat, wirst du gelesen haben. Die Batterie wollte eben feuern. 5 Geschütze hat M. herausgebracht, eines hat nachher unsre Infanterie mitgenommen, da die Pferde tot waren, als Marschall hinankam. Am 11. saßen wir lange am Feuer auf dem Felde, es war auf beiden Seiten ziemlich still. Montag, den 12., hatte das Detachement von

Rauch die rechte Flügeldeckung der Division am Walde von Marchenoir; ich bekam nachher die Avantgarde zur Rekognoszirung, und lege dir eine Abschrift des Berichts mit bei, wie ich ihn dem Kommandeur gemacht habe; ein Unteroffizier schreibt den Bericht eben ab.

Wir hatten am 13. Gefecht, am 14. Gefecht, Regen, sehr viel Granaten und Chassepotkugeln. Der Boden war so aufgeweicht, daß die Pferde bis über die Sprunggelenke versanken. Wir mußten an diesem Tage vierzehn Stunden halten, ohne abzusitzen; einige Pferde versanken und krepirten im Acker. Am 15. Gefecht. An allen diesen Tagen haben wir nur im Feuer gestanden, sind in ganzen Eskadrons nicht zum Angriff gekommen, doch haben einzelne Züge und Patrouillen Pferde und Leute verloren. Unsre zweite und vierte Eskadron haben schon früher alle Schlachttage bei Orléans mitgekämpft. Diese letzten Tage, am 13., 14. und 15., standen wir am Loirbach einer formidabeln Artillerie gegenüber; ich glaubte, die Franzosen würden die Position nie räumen. Am 16., nachmittags, kam unsre Division in die zweite Linie; du hast keinen Begriff, wie alles herunter war. Ein Teil der 4. Kavalleriedivision und Baiern lösten uns ab. An demselben Tage räumten die Franzosen das jenseitige Ufer. Die Infanterie hatte keine Stiefel mehr, sie blieben im Lehm stecken; die Artillerie konnte nicht auf den Acker fahren, da die Lafetten sich nach dem Schuß in den Boden bohrten; wir brachten es nicht über einen stolprigen Galopp. Des Morgens früh aus- und nachts eingerückt, hatte man weder Zeit zum Kochen, noch zum Schreiben; Sachen wurden nicht mehr gereinigt, die Pferde nicht geputzt — es war hohe Zeit, daß etwas Ruhe eintrat. Nun hat der König befohlen, die Offensive nicht weiter zu verfolgen, und so haben wir uns denn, mit einigen Tage Ruhe abwechselnd, bei starker Kälte bis hierher bei Chartres gezogen. Die Linie Chartres-Orléans soll wohl gehalten werden. Am 22. und gestern hatten wir Märsche von fünf und vier Meilen, wovon wir gewiß stets zwei Drittel die Pferde führten; ich mit einer Erkältung im Rücken, daß ich den rechten Hinterlauf nur schleifen kann.

Nun sitze ich in einem ganz netten Hause dicht am Kamin, brate links und erfriere rechts, denn im Zimmer sind trotz Klaftern Holz höchstens sieben Grad. Dabei habe ich die Fenster verhängt, um die Kälte abzuhalten, die Finger sind mir ganz klamm, du entschuldigst also meine Schmiererei.

Meine Pferde haben alle thränende Augen, sie müssen schlechtes Heu gefressen haben — der Sadowa rechter Fuß, wo sie die alte Narbe hatte, ist sehr dick, doch geht sie nicht lahm, sie hat mich auf den letzten Märschen getragen, ohne daß ich ihr Ermüdung anmerkte. Man muß sich in diesem furchtbaren Kriege auf alles gefaßt machen; doch hoffe ich, wenn die Gallier uns hier nur einige Zeit Ruhe lassen, daß sich Tiere und Menschen wieder erholen.

Unser Stab liegt hier im Ort auf dem Schlosse. Wir, d. h. die Offiziere der dritten und zweiten Eskadron, waren gestern Abend dort zur Weihnachtsfeier. Unser Oberstabsarzt und der Premierleutnant meiner Eskadron v. H. hatten einen Baum angeputzt, Zuckersachen gekauft und kleine Kinderinstrumente besorgt. Wir sangen zum Klavier „O Tannenboom!“ Major von Brauchitsch spielte auf einem Harmonium einen Choral, und nachher tranken wir Punsch und machten auf den Kinderinstrumenten eine Höllenmusik; dabei war es nicht warm zu kriegen in den Zimmern. Was uns aber besonders den Tag zum Fest machte, war, daß wir Briefe erhielten. Schließlich kamen noch einige mecklenburgische Kreuze: „Für Auszeichnung im Kriege“ an, wovon ich auch eins erhalten habe. Ich denke, das eiserne bekommt man, wenn das eigne Kreuz hält, mit der Zeit auch noch.

Zwei meiner Offiziere sind auf der Jagd, mir ist es aber zu kalt (gewiß elf Grad), auch ist mein Rücken sehr kaput. In aufrichtiger Liebe dein gehorsamer Neffe
Richard

6

Château bei Savigné l'Evêque, 14. Januar 71
Straße nach le Mans

Lieber Onkel, seit dem 4. d. M. haben wir wieder die Offensive ergriffen und, wie du aus den Zeitungen weißt, täglich Gefechte gehabt, in denen die Franzosen immer geschlagen worden sind. Vom 26. v. M. bis zum 3. d. M. lagen wir in Conville, gaben täglich Offizier- und Unteroffizierpatrouillen, bei denen dann fast immer Pferde und Leute angeschossen wurden. Vom 4. bis gestern haben wir die anstrengendsten Märsche auf spiegelglatten Chausseen und bei acht bis zehn Grad Kälte gehabt, haben fast stets die Pferde führen müssen, weshalb auch in dem sehr kupirten Terrain die Kavallerie nur in kleinen Abteilungen Verwendung findet. Die Franzosen haben furchtbar verloren; ob sie nun hinter le Mans in dem verschanzten Lager noch sehr stark sind, muß die nächste Zeit zeigen. Ich habe soviel Jammer und Elend gesehen, daß ich am liebsten gar nicht daran denke — wann wird dieser schreckliche Krieg ein Ende nehmen!

Am 12. d. M. war ich mit der Eskadron zur Avantgarde kommandirt und rückte um dreiviertel sieben früh bei Mondschein und zehn Grad Kälte aus. Nur einzelne Patrouillen kamen von der Eskadron zur Verwendung. Abends lag ich bis neun Uhr am Feuer auf der Chaussee und kam um zehn Uhr in einer elenden Farm unter. In der Küche bei spärlichem Kaminfeuer hockten Wirt, Wirtin und Domestiken. In zwei Betten lagen acht Kinder, in einem dritten Bett ein Fieber- oder Pockenkranker; ich glaube aber, es war ein Verwundeter. Dabei zerbiß mein schöner französischer Jagdhund den Fixköter des Wirts, und wir tauten uns unsern gefrornen Wein, Brot und Fleisch am Kamin auf. Ich ließ etwas Beefsteak machen, und dann legten wir drei Offiziere uns in das unheizbare Nebenzimmer gegen zwölf Uhr unausgekleidet in zwei Betten. Natürlich hatte man den leisen Wunsch: sollte nicht der nächste Tag endlich einmal ein Ruhetag sein?

Heute sind wir aber jedenfalls besser daran. Ich wohne mit meinen Offizieren in einem kleinen Schloß, sechs Minuten von der Stadt; wir haben komfortable Zimmer — wenn nur die unleidlichen Kamine nicht wären — und, da der Besitzer, ein Kommandant der Garde Nationale, erst vorgestern ausgerückt ist, auch Lebensmittel und Wein gefunden. Ich hoffe, meine steifen Glieder etwas zu kurixen, das ewige Führen der Pferde meilenweit macht einen ganz kaput. Meine Pferde sind übrigens, Gott Lob, alle drei wieder gesund, und ich habe sie heute scharf machen lassen. Sadowa geht mit Eisnägeln und langen Zügeln sehr sicher, heute ist sie auch scharf gemacht. Von Abdul Pascha habe ich neulich gehört, daß Rittmeister v. H. mit ihm sehr zufrieden ist. Rittmeister Marschalk von uns hatte drei Berberhengste erbeutet — kleine, niedliche Tiere. Einen Schimmel reitet ein Offizier von uns, einen andern Schimmel und einen Braunen haben sich Offiziere als Packpferde genommen, da sie bis jetzt keine kleinen Reitsattel bekommen konnten. Die Pferde haben schöne Beine und Schultern, etwas Hirschhals, tragen den Schwanz nur wenig, und einer von ihnen hat einen recht guten Rücken. Sie sind dem kleinen Schimmel, den ich von dir hatte, sehr ähnlich, auch in der Größe.

Am Silvester habe ich für die Eroberung einiger französischen Bagage am 12. v. M. das eiserne Kreuz bekommen.

7

Château le Creux bei Fontaine le Bourg in der Normandie,
den 31. 1. 71

Lieber Onkel, endlich also Waffenruhe und hoffentlich bald Frieden! Nun geht wieder das fatale Gerücht, daß unser Regiment unter andern dazu ausersehen sei, die Besatzung von Elsaß oder Lothringen zu bilden. Eigentlich kann man kaum annehmen, daß man uns zum zweitenmale in eine eroberte Provinz schickt! Vorläufig liegen wir hier zwei Meilen von Rouen — ich mit den Offizieren meiner Eskadron auf einem schönen Schlosse, das einem Baumwollenfabrikanten in Rouen gehört; die innere Einrichtung kostet anderthalb Millionen Franks. Er hat noch zwei Schlösser und in Rouen drei Häuser.

Rouen ist eine alte schöne Stadt, namentlich der Teil an der Seine, und hat sehenswerte gotische Kirchen. Ich fahre in diesen Tagen wohl einmal wieder hinein und werde dir dann einige Stereoskopen aussuchen. Vorläufig schicke ich für dich und Onkel Fritz zwei Sousstücke, den Exkaiser mit preußischem Helm vorstellend. Einer in Rouen ist auf diese Spekulation gefallen und scheint gute Geschäfte zu machen.

Zuletzt schrieb ich dir von einem Schlosse bei Savigné l'Evêque, wo wir einen Ruhetag zu haben hofften; kaum hatte ich den Brief geschlossen, als auch schon Ordre zum Weitermarsch eintraf. So sind wir denn bis zum 29. wieder im Lande umhergezogen. Das ewige Marschieren hat uns schon den Namen Kilometerdivision eingebracht. Bleiben wir hier nur einige Zeit, so wird die Jagd noch ausgenutzt werden, bei der starken Kälte und dem hohen Schnee kann man Hasen, Hühner und Fasanen noch schießen, ohne sich als Jäger Vorwürfe machen zu müssen. Meinen Pferden geht es gut — Sadowa ist vollständig auf dem Posten.

8

Pt. Quevilly bei Rouen, 24. 2. 71

Lieber Onkel,

Deinen Brief erhielt ich noch im Château bei Fontaine le Bourg und freue mich, zu lesen, daß du mit den Angehörigen wohlauf bist. Wir sind von unserm netten Schlosse abgezogen, um gegenüber Havre, östlich von Honfleur, die Vorposten an der Demarkationslinie zu geben. Die Normandie ist dort sehr romantisch, auch waren die Quartiere sehr gut. Nun bekamen wir am 20. d. M. den Befehl, nach Dieppe zu marschieren, sind aber nur bis hierher gelangt, denn als heute früh das Regiment zum Abmarsch bereit stand, kam die Depesche an, wir sollten hier bleiben. Ob das nun ein Friedenszeichen ist oder das Gegenteil, davon ist uns vorläufig nichts mitgeteilt — gestern schien man in Rouen sehr friedliche Nachrichten zu haben — es soll sich nur noch um Metz gehandelt haben, dieses wollten die Franzosen gern behalten. Übrigens alles nur Gerüchte, was zu uns kommt; wir haben, da unsre Divisionspost bei Dieppe ist, natürlich weder Briefe noch Zeitungen, ihr wißt jedenfalls etwas mehr als wir.

Ich habe dir einige Stereoskopen eingepackt; die schönen gotischen Bauten werden dich interessiren. Seit vierzehn Tagen haben wir hier vollständig Frühling — die Veilchen blühen im Freien, die Drosseln singen, und ich konnte gestern Abend bis zehn Uhr in Rouen am Quai ohne Paletot spazieren gehen; dagegen schreibt mir meine Frau, daß am 14. d. M. bei Berlin 19 Grad Kälte gewesen sind. Meine Pferde sind gut auf den Beinen — Sadowa haart schon.

Wenn der alte Holderneß nicht so häßliche Beine hätte, würde ich ihn dir als bequemes und sicheres Reitpferd empfehlen, er ist in jeder Weise gehorsam und fromm.

9

Equennes in der Picardie, 20. 3. 71.

Lieber Onkel, deinen Brief vom 2. d. M. habe ich erhalten. Wir lagen einige Zeit bei Dieppe, von wo aus ich am 2. d. M. nach London gefahren bin. Ich blieb zwar nur bis zum 4. dort, habe aber doch von der famosen Stadt einen allgemeinen Überblick bekommen. Es sind in den Tagen des Waffenstillstandes gewiß einige hundert Offiziere von Dieppe über New Haven dort hin gefahren; es war sehr verlockend, da die Fahrt bis London und zurück erster Klasse nur zehn Thaler kostete.

Jetzt sind wir nun auf dem Rückmarsch, der hoffentlich ohne Störung vor sich geht. Ich lese nämlich eben in einer französischen Zeitung, daß in Paris wieder der Teufel los ist. Wir sollen am 31. d. M. in Mezières, am 2. April in Sedan und am 8. in Thionville sein. Am 22. April sind wir in der Gegend von Mainz, von wo aus, wie es heißt, die Bahn benutzt wird. Zu meiner großen Freude kommen wir nicht wieder nach Itzehoe, obwohl die Kameraden Wandsbeck sehr ungern verlassen. Ich werde wohl das Geschick haben, in Kyritz einzuziehen — jedenfalls mir viel lieber als Itzehoe.

10

Omont, 20. 4. 71

Lieber Onkel, wegen dieser erbärmlichen Gesellschaft in Paris ist seit dem 2. d. M. unser Rückmarsch unterbrochen, und wir sitzen nun hier in den Ardennen und thun gar nichts. Gestern war unser ganzes Offizierkorps in Sedan versammelt, wo mir der Kommandeur sagte, er habe gehört, wir würden ungefähr in sechs Tagen weitermarschieren; ich kann mir aber kaum denken, daß es früher geschieht, als bis wir sichere Garantie haben, daß uns unser Geld bezahlt wird. Omont liegt übrigens ganz reizend auf zwei Seiten eines Berges mitten in den Ardennen. Wir haben prächtige Reitwege im Holz, das schon ganz grün ist, und da man nichts besseres anzufangen weiß, so sitzt man vor- und nachmittags zu Pferde. Die Schwarze klettert mit langen Zügeln bergan und bergab. Wenn sie einmal anstößt, so ist dies mehr ihre Unaufmerksamkeit, wenn sie seitwärts sieht; im Trabe ist sie vollständig sicher und so schnell, daß meine Offiziere mit ihren Pferden nicht annähernd mitkommen, ich bin mit ihr über Gräben und Hecken gesprungen. Die kleinen Berberhengste, von denen man hier bei Sedan viele sieht, sind doch meistens sehr schmal und so klein, daß unsrer Ansicht nach selbst für leichte Kavallerie nicht viel damit anzufangen ist. Ich habe auch in der Schwadron einen solchen kleinen braunen Hengst, bisher Packpferd eines Reserveoffiziers; wenn wir zurückkommen, rangire ich ihn jedenfalls aus, er ist auch schon über zehn Jahre.

Wir wissen immer noch nicht, wohin das Regiment nach der Campagne in Garnison kommt.

11

St. Rémy, den 11. Juni 1871

Lieber Onkel, wie du schon erfahren haben wirst, ist unser Regiment zum dritten Korps zurückversetzt, und da die sechste Division mit zu den Truppen gehört, die am längsten hier bleiben, so haben wir vorläufig gar keine Aussicht fort-

zukommen. Wir gehen in diesen Tagen nach Vitry le François, $1\frac{1}{2}$ Meilen von hier, das unsre Garnison werden soll.

Daß wir einigermaßen außer uns sind, die Auserwählten für Frankreich zu sein, kannst du dir denken; nachdem das Regiment vier Jahre in Holstein gestanden hatte, konnte man uns wohl endlich zur Ruhe kommen lassen.

Nächstens hoffen wir, daß großes Avancement herauskommt, was namentlich unser Regiment gut vertragen könnte. Ich war gestern bei den dritten Husaren zum Besuch, wo ein Rittmeister, der fünf Jahr jünger ist als ich, so steht, wie ich hier. Dabei haben wir das Glück, überall gelobt zu werden, aber niemand thut etwas für uns. Kürzlich ist Oberst von Barnekow, mein alter Eskadronchef von den Kürassieren, unser Brigadier geworden; die Division hat Buddenbrock, mit dem ich auf Alsen zusammen war. Seit acht Tagen haben wir immer Regen; im Mai sind fast alle Weinstöcke bei Epernay erfroren.

Preußisch-Berlin und die deutsche Provinz

Eigentlich ist diese Überschrift nicht richtig. Denn die Deutschen haben keinen Einheitsstaat und darum auch keine Provinzen. Die deutschen Stämme haben sich einen Bundesstaat errichtet, in dem berechtigte Eigentümlichkeiten der verschiednen Landschaftsbewohner anerkannt und geachtet werden. Der oberste Deutsche, der Kaiser, wohnt in der Hauptstadt eines deutschen Einzelstaats, der das kaiserliche Stammland ist; aber das Reich erkennt, was den Sitz seiner obersten Behörden betrifft, Berlin nicht durchweg als Hauptstadt an. Der höchste Gerichtshof sowie der Rechnungshof des Reiches befindet sich nicht in der sogenannten Reichshauptstadt. Berlin bedeutet also in amtlicher Beziehung nicht Deutschland, noch weniger in ethischer, wenn man dieses neuerdings so viel mißbrauchte Wort anwenden will.

Gleichwohl ist es gestattet, im Gegensatz zu dem Berlin, das so gern Deutschland sein möchte, das nichtberlinische Deutschland als die Provinz zu bezeichnen. Wir wählen diese Bezeichnung, um dem Standpunkte des Berlingläubigen die Ketzerei entgegenzusetzen, daß Berlin für Deutschland nicht das sei, was Paris für Frankreich ist. Wohlgemerkt: eine Ketzerei in den Augen des Berlinfanatikers, sonst aber eine schon vielfach anerkannte Wahrheit. Aber es ist nötig, daß das Recht der sogenannten Provinz auch dem Berlinorthodoxen ein wenig klar gemacht werde. Helfen wird es freilich nicht viel, aber schaden kann es auch nichts.

Wir Deutschen mögen im Staatsgedanken unitarisch vorwärtsstreben, in

Sitte und Denkart folgen wir dem Hohenzollernwahlspruch: Jedem das Seine. So gut den Deutschen der Waffenrock kleidet, so schlecht würden ihm uniformirte Gedanken zu Gesicht stehn. Einer Kategorisirung und Schablonisirung der Denkart, einer Tyrannisirung des Geschmacks würde aber Deutschland unrettbar verfallen, wenn es Berlin als geistige Hauptstadt gelten lassen und der Parole spreeathenischer Geistesführung folgen wollte. In der That sucht sich Berlin ohne Berechtigungsnachweis die geistige Führung anzumaßen. Es ist auch darin der kecke Stadtparvenü, der sein Heim reich und elegant einrichtet, dem aber — die Bibliothek fehlt. Die größten deutschen Zeitungen erscheinen nicht in Berlin, sondern in Köln, Magdeburg, Bremen, Hamburg, Frankfurt, die illustrirte Presse hat ihre Hauptquartiere in Stuttgart und Leipzig, der illustrirte Humor in München, und der Leipziger Buchhandel ist noch lange nicht von dem Berliner überflügelt. Als Malerstadt ist München, als Musikstadt Leipzig weit mehr als Berlin. Nur auf einem künstlerischen Felde ist Berlin unübertroffen: es ist die führende Theaterstadt. Bühnen vermitteln die Darstellung der dramatischen Produktion zwar in mehr oder minder gelungner Art, aber doch immer in anständigen Kunstformen, wenn auch der Virtuose dabei oft mehr bedeutet als der Künstler. Es ist schwer zu entscheiden, ob die große Zahl guter Bühnen oder der Umstand, daß sich diese in der größten Stadt des Reiches befinden, die Thatsache geschaffen haben, daß ein Berliner Theatererfolg auch ein Erfolg für ganz Deutschland ist. Genug, die Thatsache ist da. Jedenfalls stehen dem in Berlin beifällig aufgenommnen Stück, selbst wenn ihm ein Teil der unter einander höchst uneinigen spreeathenischen Kritik den Segen verweigert hat, die Bühnen der großen deutschen Städte offen. Ohne Prüfung, ob sich das Stück für die betreffende Stadt, für die Gemütsart der betreffenden Landschaft eignet, wird es vorgeführt, denn es hat ja an der Spree die große Probe bestanden. Zuweilen freilich ereignet es sich, daß sich der gesunde und unbefangne Sinn der Provinzler gegen die ihm aufgedrängte Theaterherrlichkeit auflehnt; dann sieht man Roß und Reiter niemals wieder. Aber — wird man sagen — warum soll denn Berlin nicht den Ton angeben? Ist es als Residenz des Kaisers, als volkreichste Stadt des Reichs nicht wirklich die Hauptstadt? Ist nicht auch für Frankreich Paris maßgebend? Gewiß, aber in Deutschland liegt die Sache doch anders. Es ist die Eigentümlichkeit der Romanen, nicht die der Germanen, zu zentralisiren. Und selbst die Romanen, die erst spät den Einheitsstaat gewannen, wie die Italiener, zentralisiren nicht. Für Italien ist Mailand in geistigen Dingen viel maßgebender als Rom, was in Turin gefällt, macht meist in Neapel Fiasko, der Florentiner würde des Sizilianers Geschmack vielfach nicht begreifen. So ist es auch in Deutschland. Berlin sollte seine Zentralisationsgelüste deshalb aufgeben, weil das Berliner Wesen nicht typisch für das gesamte Deutschtum ist.

Wie kam das Berlin von heute zustande? Die Askanier riefen deutsche Ansiedler niedersächsischen Stammes, denen holländische Kolonisten folgten, nach den wendischen Fischerorten Kölln-Berlin. Zähes, phlegmatisches Germanentum verbindet sich mit heißblütigem Slawentum, dem die verhaltne Tücke des Unterdrückten eigentümlich bleibt. Allmählich durchsetzten sich diese beiden Elemente zu einem gewerbfleißigen Bürgertum, das zur Zeit der Quitzows durchaus nicht so war, wie es uns Wildenbruch glauben machen möchte, sondern das man sich etwa nach der Art westfälisch-hannoverscher Menschennatur mit einem Schuß Polnisch gemischt vorstellen muß. Die wüste Soldateska des dreißigjährigen Krieges mit ihrem Nationalitätengewirr bringt durch ihre Orgien in die Stadt, die die Einwohnerzahl etwa des heutigen Jüterbog hatte, buntes Blut. Fünfzig Jahre später überschwemmen die vom Großen Kurfürsten freundlich aufgenommnen französischen Protestanten die märkische Hauptstadt, von deren Einwohnerschaft sie bald den dritten Teil bilden. Neue Ansiedler aus Süddeutschland und der Schweiz kommen unter den drei ersten preußischen Königen hinzu. Zugleich beginnen die ersten Einwanderungen der Juden aus dem Osten. Etwa seit hundert Jahren verstärkt sich diese Einwanderung aus dem Osten durch polnisch-katholische Elemente. Innerhalb der letzten dreißig Jahre, seit sich Deutschlands Augen mehr als bisher auf Berlin richten, nimmt die Einwanderung aus allen preußischen Provinzen (freilich bleiben die östlichen immer am stärksten vertreten) märchenhaften Umfang an. Aus allen Teilen Deutschlands rekrutirt sich das Beamtenheer der neugeschaffnen Reichsbehörden. Händler, die in der Spreestadt ein Eldorado, Arbeiter, die hier besser bezahlte Beschäftigung zu finden hoffen, strömen in Scharen hin.

Je mehr sich diese Leute enttäuscht sehen, desto größer wird in der ohnedies zur Kritik geneigten Berliner Bevölkerung, die sich in dreißig Jahren verdreifacht hat, die Unzufriedenheit. Das neue Reich, die glorreiche Erfüllung innigster deutscher Wünsche, ist der Reichshauptstadt nicht zum Segen gediehen. Der Milliardenrausch mit dem Gründerkatzenjammer war noch nicht das schlimmste Übel. Die Krankheit ward überstanden, aber der Körper des Patienten ist nicht groß genug, als daß ihm der weite Rock paßte, den ihm die neuen großartigen deutschen Verhältnisse zugemessen haben. Geistig und körperlich beweglich, wie der Berliner ist, reckt und streckt er sich, um in den Rock hineinzuwachsen, aber bis jetzt ist ihm das nicht gelungen. Daher der komische Gegensatz zwischen dem Berlin, wie es sich vorkommt, und dem Berlin, wie es wirklich ist. Daher die Kleinstädterei, die in sehr vielen Berliner Verhältnissen, die freilich nur der Einheimische beobachten kann, zu Tage tritt.

Das Gleichnis von dem zu weiten Rock paßt namentlich auch auf die Berliner Presse, die weit unter dem Zeitungsniveau einer Reichshauptstadt

steht. Ein Beispiel genüge für viele. Die Berichte über lokale Gerichtsverhandlungen sind in allen Berliner Blättern gleichlautend, weil sie ein und dieselbe Reporterfirma besorgt. Die Zeitungen haben also nicht den Unternehmungsgeist, sich selbständige Berichterstatter zu schaffen; sie verzichten auch insofern auf Selbständigkeit, als sie gar nicht den Versuch machen, die Berichte redaktionell zu stilisiren. Will man aber eine Presse im großen Stil haben, so genügt die Schnelligkeit der Berichterstattung, die übrigens nicht bei allen Berliner Zeitungen dieselbe ist, keineswegs.

Die Presse ist freilich nur ein Symptom für das Wesen einer Stadt; ein viel deutlicheres ist der Charakter der Bevölkerung. Ich weiß nicht, ob die mehrfach zu lesende Statistik richtig ist, die nachrechnet, daß in den Adern der Berliner 39 Prozent romanisches, 37 Prozent germanisches, 24 Prozent slawisches Blut fließt. Wo bleibt das jüdische? Da die Bevölkerung jüdischer Abstammung 5 Prozent der Berliner beträgt, so muß man doch bei der Charakterisirung des Berliners stark mit dem Judentum rechnen. Wenn man dessen Einfluß auf das geistige und wirtschaftliche Leben Berlins ins Auge faßt, wenn man sich (zugegeben, daß das Romanentum überwiegt) denselben Einfluß durch die französischen Einwandrer vergegenwärtigt, so wird man leicht den Schlüssel zum Verständnis der Eigentümlichkeit des Berliner Geistes finden. Französisch ist die schnelle Auffassung, die schnelle Sprechart, das gascognische Prahlen; waren doch die Refugiés zum größten Teil Südfranzosen. Jüdisch ist die Neigung zu zersetzender Kritik und zu sophistischem Haarspalten, der Mangel an Begeisterungsfähigkeit, der aber vielleicht auch zum Teil aus dem nüchternen Sinn des Niederdeutschen abzuleiten ist. Französisch-jüdisch ist das Bestreben, immer etwas Kluges sagen zu wollen, die Freude am Witz, der so rücksichtslos sein zu dürfen glaubt, wie er nur will. Slawisch ist die Roheit der Messerhelden, der Hüteeintreiber, der Beschädiger von Denkmälern, slawisch ist auch das wüste Schnapstrinken in dem gelobten Lande der Destillen. Aber der alte Wende kommt doch nur in den untern Klassen zum Vorschein. Im Bürgertum, soweit es nicht urgermanisch ist, sicher aber da, wo es sich auf seine „Bildung" etwas zu gute thut, ist der französisch-jüdische Geist mächtig. Das zeigt sich auch in der Sprache. Jüdische Ausdrücke wie Pleite, Dalles, meschugge u. s. w. sind im Munde von Berliner Christen ganz gewöhnlich, und wollte man den Berliner „Jargon" nach Gallizismen durchsuchen, so fände man deren sicherlich eine Menge. Ein solcher Gallizismus steht jetzt in Blüte, wenn man in Berlin von einem „Saal Bechstein" redet.

Aus den Eigenschaften des Berliners, die ihn lieber nein als ja sagen lassen, die ihm, wo der Süddeutsche freudig zustimmt, ein kühles „Ich habe nichts dagegen" auf die Lippen drängen, erklärt es sich auch, warum man in Berlin keine Feste feiern kann, bei denen das Herz warm wird. So oft Feste

in Berlin veranstaltet werden, bei denen es auf die Beteiligung von Deutschen aus andern Gauen abgesehen ist, waltet über ihnen der Genius, der auch bei Berliner geselligen Vereinigungen kleinern Stils oft zu finden ist — der Genius der Ungemütlichkeit. Wollte bei solchen Festen jemand versuchen, als Redner einen höhern Ton anzuschlagen, einen Ton, der über den Gesichtskreis des Fraktionsphrasentums, der Bezirksvereinsaufklärung hinausgeht, so würde er mit dem edeln Worte „Quatsch" abgethan werden. Mit diesem Worte schlägt der Berliner alles tot, was er nicht versteht. Er predigt den alleinseligmachenden Verstandesglauben, und er hat den Dünkel der Talmiklugheit, die oft — Talmudklugheit ist. Er negirt, aber er giebt dafür nichts Positives, nichts Selbständiges. Er borgt sich Worte und Redensarten von der Masse, in der er lebt, ohne einen Anlauf zu origineller Anschauung zu nehmen. Ein Berliner findet in Süddeutschland Gesichtsausdruck und Redeweise der Menschen dumm, weil er, der immer bewußt und absichtlich ist, für das Unbewußte, Naive, das sich so reizvoll beim Schwaben und Baiern äußert, kein Verständnis hat. Und obwohl er sehr selbstbewußt auftritt, ist er doch viel unterwürfiger gegen Leute von Rang und Titel als der Süddeutsche. Eine Szene, wie sie Bodenstedt aus einem Münchner Bräu berichtet, könnte in einem Berliner Biergarten nicht vorkommen, schon deshalb nicht, weil preußische Minister nicht in eine Bierwirtschaft gehen. Bodenstedt trinkt im „Achatsgarten" ein Glas Bock, als sich der Minister von der Pfordten zu ihm setzt und auch ein Glas bestellt. Sofort erhebt sich ein schlichter Arbeiter, der dicht nebenan sein „Schweinernes" ißt, klopft den Minister auf die Schulter und sagt: „Excellenz, wartens noch a bissel, es wird gleich a frisches angezapft." Der Minister dankt freundlich und befolgt den guten Rat. Ein preußischer Mandarin hätte vielleicht ein grimmiges Gesicht gemacht; es hätte ihn aber auch der röteste Anarchist nicht zu berühren gewagt.

Die Naivität, die frisch-fröhliche Ursprünglichkeit, das ists, was dem Berliner fehlt, auch dem Berliner Künstler und Dichter. Ludwig Richter hätte in Berlin das nie werden können, was er war, ebenso wenig Rosegger. Es ist bezeichnend, daß die Romantik gerade in Berlin aus der Verzweiflung über die öde Nüchternheit des dortigen Aufklärichts entstand. Tieck, Arnim, Adam Müller, Wackernagel, Maßmann sind geborne Berliner. Heinrich von Kleist und Fouqué sind Brandenburger. Ein warmherziger Süddeutscher wie Auerbach fühlte sich trotz seines jüdischen Blutes in Berlin nicht wohl. Ihm, dem es Bedürfnis war, anzuerkennen, war das kritische Wesen im Alltagsleben zuwider. Er hat das gute Wort vom „Aberlob" gesprochen, das der Berliner habe; damit meinte er, daß der Berliner, auch wenn er einmal lobe, doch stets sein Lob durch ein „Aber" einschränke. Umgekehrt hat sich der Berliner Paul Heyse in München völlig eingelebt. Er möchte ebenso wenig nach Berlin, wie der Preuße Freytag, der für Spreeathen auch nicht viel übrig

hat, während er sich in Leipzig urbehaglich fühlte. Vor hundert Jahren muß Berlin auch schon auf eine starke Opposition bei den Geistesheldeu gestoßen sein. Sagt doch der größte unter ihnen, dessen marmornes Abbild auf die Spaziergänger des Tiergartens hoheitsvoll herabblickt:

Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!

Und wie die Männer, die die Litteratur machen, so scheinen auch die Leute zu denken, die die Litteratur lesen. Es ist eine bemerkenswerte Beobachtung, daß die Schicksale des Buches nicht wie die des Theaterstückes durch Berlin bestimmt werden. Auch die ungünstigste Besprechung, oder was noch schlimmer ist, das gehässigste Totschweigen eines Buches bei der Berliner Kritik kann dem Erfolg eines Buches nichts schaden. Es giebt vortreffliche, in ganz Deutschland gelesene Bücher, die von der Berliner Kritik unbeachtet gelassen oder abgelehnt worden sind, weil der Autor nicht zur Clique gehörte, Bücher, die jedes Jahr neue Auflagen erleben, und die doch nicht in dem Vorrat der Berliner Buchhandlungen zu finden sind.

Aus alledem dürfte zu ersehen sein, daß Berlin entweder überhaupt nicht das Zeug dazu hat, geistig zu führen, oder daß es dazu noch nicht reif genug ist. Wollten wir das zweite gelten lassen, so wäre die Hoffnung auf eine geistig führende Reichshauptstadt nicht aufzugeben. Denn die Elemente, aus denen sich eine Geisteshauptstadt bildet, befinden sich alle in der großen Spreestadt. Berlin ist die modernste, die einflußreichste aller deutschen Kolonien. Aus allen Gauen des lieben deutschen Vaterlandes sind tüchtige Kräfte, helle Köpfe und warme Herzen dort vereinigt. Vereinigt? Ach nein, nur versammelt, vereinigt sind sie eben nicht. Wenn sich alle die Elemente zu einem festen Bunde zusammenschließen wollten, der wirkliches Deutschtum in Berlin verträte, dann könnten sie über das altgeistige, das geistig alte Berlin, das sich jetzt die Führung anmaßt, siegen. Wenn der seichte Aufklärungspöbel à la Nicolai nicht mehr schreien wird, wenn die litterarischen Ölgötzen Heine und Börne nicht mehr werden angebetet werden, wenn vor den Altären der Fraktionsheiligen nicht mehr der Weihrauch brennen wird, der wie Eigenlob duftet, wenn das Schmarotzen der Geister im Tiergartenviertel aufhören wird, dann wird Preußisch-Berlin aufhören und die Brücke von der „Provinz" nach Deutsch-Berlin vollendet werden, deren Bau jetzt sehr langsam fortschreitet. Den Pontifex wollen wir hochachten, aber er soll kein Litteraturpapst werden.

Aber selbst wenn dieses neue Geistesberlin zu stande käme — wäre es denn ein Glück, wenn Berlin die geistige deutsche Hauptstadt würde, die es sich einbildet, längst zu sein? Könnte nicht, wie dereinst im Mittelalter der höchste Inbegriff des Deutschtums, der Kaiser, keine feste Residenz hatte, sondern von Pfalz zu Pfalz zog, das, was mächtig und groß im deutschen Leben erscheint, ähnlich von Gau zu Gau ziehen? Wenn wir eine Nationalbühne, eine

Nationalbilderſammlung hätten, warum ſollten ſie nicht von einem Stamm zum andern wandern? So hat es jahrzehntelang der preußiſche Staat, ſehr zur Förderung des Kunſtgeſchmacks, mit ſeiner Kunſtausſtellung gehalten. Das wäre der Anfang zu einer Dezentraliſation des Geiſteslebens, die in erſter Reihe dem wirklichen Volke zu gute kommen würde.

Leopold Kümmerlich

Von dem Verfaſſer der Bilder aus dem Univerſitätsleben

Der alte Kanzliſt Kümmerlich fand an ſeinem Sohne alles vortrefflich, obgleich Leopold ein Junge von weniger als mittelmäßiger Begabung, geringem Scharfſinn und dürftiger Phantaſie war. Das hatten auch die Lehrer des Gymnaſiums gewußt. Aber ſie hielten alle Schüler, ſelbſt die unfähigſten, bis obenhin feſt, weil in der kleinen weſtpreußiſchen Stadt das Schülermaterial an und für ſich erbärmlich war, die obern Klaſſen immer nur ſpärlich beſetzt waren, und man im geheimen fürchtete, die Prima könnte dem Gymnaſium eines Tags als überflüſſig abgekappt werden.

So hatte denn auch Leopold Kümmerlich glücklich die Abgangsprüfung beſtanden. Freilich war es ihm nicht leicht geworden, die alte Kletterſtange bis zu dem Ende hinaufzukriechen, wo der Staat als Belohnung den großen Freibrief für alle Karrieren aufgehängt hat. Aber Leopold hatte den Mangel an Begabung durch krampfhaften Fleiß und durch unterwürfige Beſcheidenheit erſetzt; er wußte die ganze lateiniſche und griechiſche Grammatik auswendig, und das machte ihn zum Liebling des Direktors. Zu ſeinen Lehrern ſchaute er wie zu Halbgöttern empor, und dieſe ſeltne Tugend war mehr wert als alle Begabung.

Ich hatte mein erſtes Semeſter hinter mir und hielt mich während der Univerſitätsferien zu Hauſe auf. Nach dem Abiturientenexamen beſuchte ich meinen alten Schulkameraden Leopold und brachte ihm meine Glückwünſche. Der alte Kanzliſt war über den Erfolg ſeines Sohnes außer ſich vor Freude. Selbſt das „Ungenügend“ in der Mathematik ſtörte ihn nicht. Er hatte einmal irgendwo geleſen, daß geniale Menſchen gewöhnlich wenig Verſtändnis für mathematiſche Begriffe hätten. Der Bengel iſt ein Genie! ſagte er leiſe zu ſeinem Kollegen Hickelbein, als wir mit Leopold zuſammen in der goldnen Traube am Kneiptiſch ſaßen. Paſſen Sie auf, was aus dem wird!

Na, was soll er denn werden? fragte Hickelbein geheimnisvoll und beugte sich über den Tisch. Philologe, was?

Ums Himmels willen! rief Kümmerlich mit einer abwehrenden Handbewegung. Haben Sie nicht gestern gehört, wie der Oberlehrer Pfeiffer drüben in der blauen Stube zu den andern Herren sagte, er würde seinen Jungen lieber totschlagen, als ihn Philologie studiren lassen? Nein, mein Bester, zum Philologen ist mir Leopold zu schade! Na, und überhaupt, was nehmen denn diese Leute für eine Stellung ein! Nein, der Bengel muß was ordentliches werden, höher hinauf, lieber Kollege, höher hinauf!

Also wohl Mediziner? fragte Hickelbein weiter.

Auch das nicht, sagte Kümmerlich mit etwas verächtlichem Gesichtsausdruck. Mediziner ist auch ein fauler Beruf geworden. Sehen Sie mal, wie sich in unserm Städtchen die jungen Ärzte die kranken Kunden abjagen, wie sie in der Zeitung Reklame machen, wenn sie einem alten Weibe den Tattrich abgedoktert haben. Vorgesetzter kann so ein gewöhnlicher Arzt überhaupt nicht werden, und sehen Sie, lieber Kollege, nur darauf kommt es im Leben an. Da heißt es: wer ist Hammer, und wer ist Amboß? Ich bin in meinem Leben nie Vorgesetzter gewesen, immer nur Amboß, Amboß bis zum sechzigsten Jahre. Das soll mit Leopold einmal anders werden.

Na, dann lassen Sie ihn Pastor studiren. Theologie ist heutzutage nicht übel! Auf Rügen soll es Pfarren geben, die einen Ministergehalt abwerfen. Und diese Stipendien, diese klotzigen Stipendien! Und was fehlt solch einem Landpfarrer? Die ganze Kammer voll Schinken und Würste, die größten Kartoffeln im Keller und den besten Wein im Schranke. Alle Sonntage macht er einmal den Mund auf, und dann hat er wieder eine Woche Ruhe — ein Götterleben!

Der alte Kanzlist bewegte den Kopf hin und her und sagte: Hickelbein, Sie übertreiben! Im Grunde bringen es die Leute auch nicht zu einer gebietenden Stellung. Für sie alle gilt der Bibelspruch: Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang — wenigstens dem Juristen gegenüber. Nun sehen Sie sich einmal den Juristen an! Wie ein Adler steigt der empor. Der Philologe, der Mediziner, der Theologe, sie kommen alle nicht auf den Berg, so sehr sie sich auch abquälen. Sie brechen alle früher oder später im Gletschereise ein und sitzen dann in irgend einer traurigen Spalte. Der Jurist fliegt nur so in die Höhe! Und ist er erst oben, dann hat er sie alle an der Strippe und läßt sie nach seiner Pfeife tanzen. Er ist der Herr, und sie sind die Knechte, denn vor dem Juristen ist alles andre subaltern. Der Jurist schöpft überall mit souveräner Selbstverständlichkeit die Sahne ab, den andern bleibt nur die dünne Milch übrig. Es ist ganz gleichgiltig, ob es sich um die Kirche oder um die Schule, um wissenschaftliche oder Kunstinstitute, um Hoch- oder Tiefbau, um die Börse, die Landwirtschaft oder

die Hygiene handelt, der Jurist allein hat den Daumen auf dem Druckknopf, und wenn er drückt, so müssen sie alle tanzen, die Fachmänner und die Sachverständigen; sie mögen die Weisheit mit Löffeln gefressen haben, für ihn sind sie alle nur Handlanger und Steinetreiber. Der Jurist ist der Baumeister. Wer das Corpus juris studirt hat, der ist ein Erleuchteter, ein Auserwählter, der hat das wahre Heil im Himmel und auf Erden.

Hickelbein riß die Augen auf, schnalzte mit der Zunge und sagte: A la bonne heure, dann soll Leopold wohl gar Jurisprudenz studiren und Referendar werden, und Assessor und Amtsrichter?

Höher hinauf! sagte Kümmerlich in freudiger Erregung.

Na, damit kann man doch auch schon zufrieden sein!

I, weshalb soll Leopold nicht einmal Präsident werden? Donnerwetter, Kollege Hickelbein, wenn der dann einmal unser Amtsgericht revidiren kommt, und sogar der aufsichtführende Herr Amtsrichter vor ihm das Maul halten muß, Herr Gott, das möchte ich noch erleben! Und wenn die Leute dann sagen: Der neue Präsident, das ist der Sohn von dem alten Gottfried Kümmerlich; der Mensch hat eine fabelhafte Karriere gemacht!

Hickelbein kraulte sich seinen kurzgeschornen Backenbart und sah den Alten von der Seite an. Sagen Sie mal, lieber Kollege, wie ist es denn aber mit dem nervus rerum?

Ja, Geld kann ich dem Jungen nicht mitgeben. Der winzige Gehalt, und die kranke Tochter! Ja, wenn meine Frau noch lebte und die Wirtschaft in Ordnung hielte! Aber er hat ja sein Genie, wissen Sie; das ist genug, das bricht sich Bahn. Und in Berlin liegt das Geld auf der Straße. Was meinen Sie dazu, Herr Studiosus, fragte er mich; Sie kennen ja die Berliner Verhältnisse; habe ich nicht Recht?

Ich wollte dem alten Kanzlisten keinen bittern Tropfen in seinen Freudenbecher gießen und sagte: Gewiß, es giebt in Berlin hin und wieder reiche Menschen, denen es eine Freude ist, begabte junge Leute vorwärts zu bringen.

Na, sehen Sie! rief der Alte, und so ein begabter Mensch, wie Leopold, der sollte sein Glück nicht machen?

Leopold saß still dabei, vorn übergebeugt, die Kniee in die Höhe gezogen, denn seine langen, dünnen Beine hatten unter dem Tische keinen Platz. Er war immer zurückhaltend und in sich gekehrt, und immer spielte ein verlegens Lächeln um seine Mundwinkel. Als er aber den Vater über seine große Zukunft reden hörte, rötete sich sein sommersprossiges Gesicht, und es ging wie ein leichter Unwille über seine Züge. Doch um dem Alten die Freude nicht zu stören, sagte er nichts. Er schaute vor sich hin und zuckte nur zuweilen mit dem Kopf, um einen seiner strohgelben Haarsträhne, der ihm über die Stirn gefallen war, zurückzuwerfen. Oder er griff verlegen nach dem Glase, trank langsam ein paar Züge und wischte sich mit dem Handrücken die

bartlosen Lippen. Im Innern ärgerte er sich über den ehrgeizigen Alten, der von ihm so viel Aufhebens machte und so viel von ihm erwartete.

Der alte Kümmerlich wollte eben sein Loblied auf die juristische Laufbahn wieder anstimmen, als sein Freund, der Schmiedemeister und Schützenkönig Heinrich Schulz, eintrat. Er begrüßte die alten Kneipbrüder, setzte sich breitspurig an den Tisch, schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte und sagte mit rollender Baßstimme: Arbeit ist des Bürgers Zierde! Sein Gesicht und seine Hände sahen in der That wie von der Arbeit geschwärzt aus, aber böse Zungen behaupteten, er ginge vor dem Frühschoppen immer erst einmal in die Schmiede, griffe in die Esse und führe sich mit der rußigen Hand schnell übers Gesicht. Im übrigen handle er nach dem alten volkswirtschaftlichen Grundsatz: Wer die Arbeit kennt, der reißt sich nicht darnach. Er war Stadtverordneter und spielte als solcher in der kleinen Kommune die Rolle des Donnergottes, weil er die dicksten Fäuste und die mächtigsten Lungenflügel hatte.

Na, Sie können gratuliren, Herr Schulz! sagte Kümmerlich mit glänzenden Augen.

Haben Sie einen Thaler acht Groschen Gehaltserhöhung bekommen?

Das nicht, aber Leopold hat sein Examen gemacht.

Der Kupferschmied legte beide Arme auf den Tisch und sagte: Na, da hat er was rechtes gemacht. Wer heutzutage nicht ein Bret vorm Kopfe hat, der macht das doch. Dazu gratulire ich nicht mehr. Sie kennen meine Ansicht. Sie hätten Leopold zu mir in die Lehre geben sollen, als er vierzehn Jahre alt war, da wäre was ordentliches aus ihm geworden; jetzt ist er zu allem verpfuscht.

Der alte Kümmerlich klopfte dem Meister Kupferschmied aufs Knie und sagte lachend: Alter Spaßvogel!

Fällt mir gar nicht ein, zu spaßen! Verpfuscht ist er. Sehen Sie sich nur die Bengels an, wie das hier faul in der Stadt herumlungert, wenn sie an der höhern Bildung gerochen haben. Vollgenudelte Gänse sind sie, die nur schnattern können. Zu wirklicher Arbeit hat das keine Lust mehr, aber den Hochmutsteufel kriegen sie in den Leib, so wie sie den Cornelium Nepomuk lesen. Ich sage Ihnen, die ganze gelehrte Schule ist für unsre kleine Kommune ein wahres Unglück. Sie bringt hier alles aus Rand und Band.

Aber erlauben Sie mal —

Ein wahres Unglück, sage ich. Der ganze vernünftige Nachwuchs für unsre Bürgerschaft geht in die Brüche. Privilegirte Faulenzer werden erzogen, ein unproduktives Gesindel und hochnäsige Schmarotzer, die wir Männer von der schwieligen Faust dann ernähren müssen. Und dazu kostet diese klassische Wurstmaschine, durch die unsre Jungens durchgepreßt werden, unsrer Kommune ein wahnsinniges Geld. Und da wird dann auch noch von den Herren nebenan um

Gehaltserhöhung petitionirt! Wir werden ihnen was pfeifen! — Das letzte sagte er sehr wuchtig nach dem Honoratiorentisch in der blauen Stube hinüber. — Das hat der Bürgermeister von mir ordentlich zu hören bekommen in der letzten Stadtverordnetensitzung! Nein, weg mit dem ganzen Gymnasium! Es ist ein Unsinn, ist ein ganz infamer Luxus für unsre armselige Kommune!

Lieber Schulz, sagte der alte Kanzlist mit überlegnem Lächeln, das ist nun einmal der Fortschritt der Kulturgeschichte. Weshalb haben sie denn das Gymnasium eingerichtet?

Ja, wer hats denn gethan? Das ist ja gerade der Schwindel! Als dem Bürgermeister seine Jungens und die vom Prediger und die von den Amtsrichtern und dem Apotheker alt genug waren, da wurde geredet und gewühlt und petitionirt, bis unsre alte gute Bürgerschule zusammengerissen und diese neue Menagerie dafür aufgebaut wurde. Na und nun, wo die Jungens von den obern Zehntausend alle durch sind, da sitzen wir dummen Teufel da mit den alten Göttern, die sie uns aufgeschwatzt haben. Sagen Sie um alles in der Welt, für wen unterhalten wir denn noch den ganzen Krempel? Für ein paar Dutzend Judenjungen — der Lumpenlevi allein hat fünf Schlingel drauf, zwei davon frei — und für die paar Bürger, die zu hochnäsig sind, ihre dummen Bengels nach der Kommunalschule zu schicken. Weg damit, sage ich, und wieder her mit der alten billigen Bürgerschule!

Das ist nun einmal der Fortschritt der Kulturgeschichte und der menschlichen Vervollkommnung, wiederholte Kümmerlich etwas unwillig.

Der menschlichen Verfälschung, wollen Sie sagen; hören Sie, die ist gefährlicher als alle Lebensmittelverfälschung. Aus Blaubeeren kann selbst der Teufel keinen Wein machen; es bleibt immer Blaubeerwasser, so sehr sie auch pressen, mischen und klären. Leopold ist auch solch Blaubeerwasser, das partout Rotwein geben soll. Zum Studiren sind alle unsre hiesigen Jungens zu dumm, und wenn sie dreimal das Examen machen, Leopold auch. Und dazu soll ich gratuliren? Danke gehorsamst! Schuster, bleib bei deinem Leisten. Guten Morgen, meine Herren!

Der Kupferschmied trank schnell sein Glas aus, griff nach seiner Mütze und ging fort.

Der alte Kanzlist war vor Wut aufgesprungen, und Leopold saß zusammengekauert da wie ein Sünder und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Aber Hickelbein lachte, zog den zitternden Alten wieder auf den Stuhl und sagte: Das ist alles blasser Neid, lieber Kollege. Weil seine Jungens Taugenichtse geworden sind, so schimpft er aufs Gymnasium und aufs Studiren. Leopold wird ihnen schon zeigen, was Blaubeerwasser ist. Trinken wir einmal aus auf sein Wohl, der hats Portefeuille in der Tasche!

Kümmerlichs Entrüstung legte sich denn auch bald wieder vor dem stolzen Gefühle, seinen Sohn auf der ersten Stufe zur höhern Staatsbeamtenlaufbahn

zu sehen, und bald waren die beiden Kollegen mit ihrer Unterhaltung mitten drin in den lustigsten Studentengeschichten, die sie von den jungen Referendaren und den alten Räten bei Gelegenheit aufgeschnappt hatten; sie sprachen darüber mit einem Eifer und einer Freudigkeit, als hätten sie die Geschichten alle selbst erlebt.

Ja, das Studentenleben muß ein Leben für Götter sein! sagte der alte Kümmerlich. Immer kein Geld, und immer in dulci jubilo! Und auf der Mensur, ha! Wenn man so dem Gegner eine Tiefquart hineinhaut, wie Leopold? Na, so einen kleinen Renommirschmiß an der linken Backe, wie der Assessor Müller, den mußt du mir auch einmal mitbringen, das sieht zu famos aus.

Kollege Hickelbein bestätigte das, indem er noch hinzufügte, daß der Assessor Müller ein sehr schneidiger Herr sei. Neulich habe er eigenhändig zwei dumme Bauern, die ihn nicht verstanden hätten, hinausgeworfen.

Ja, rief der alte Kümmerlich selig, man ist nur einmal jung. Wenn ich das nötige Kleingeld hätte, Donner und Doria! Leopold, so ein paar Tage möchte ich schon einmal mit dir unter den Berliner Studenten zubringen! So einmal stolz durch die Universität schreiten und eine Weile wie ein Professor vor dem schwarzen Brete stehen und all den Unsinn und die Witze lesen, die darauf stehen, das muß ein Hauptspaß sein! —

Als Leopold kurze Zeit darauf mit den andern Studenten der kleinen Stadt auf dem Bahnhofe stand und in die vierte Wagenklasse einsteigen wollte, um nach Berlin zu fahren, gab ihm sein Vater noch ein sorgfältig geschnürtes Paket.

Hier, sagte er mit zitternder Stimme, hast du ein Corpus juris. Das hat mir der alte pensionirte Kreisgerichtsdirektor früher einmal geschenkt. Mit den sechs Thalern, die ich dir gegeben habe, wirst du wohl eine Weile reichen, und dann wirst du in Berlin schon auf andre Weise durchkommen, für Leute von deinen Kenntnissen giebts überall zu verdienen. Und noch eins — der Alte zog aus der Brusttasche ein Bild und gab es Leopold: Hier ist das Bild deiner Mutter, nimm es mit, ich habe zu Hause noch ein andres.

Es war eine alte Daguerrotypie; man konnte das magre, eingefallne Gesicht darauf kaum noch erkennen. Leopold verwahrte sie aber sorgsam, schüttelte dem Vater noch einmal die Hand und stieg in den Wagen.

In den Ferien werde ich wohl kaum nach Hause kommen, sagte er durch das vergitterte Fenster zu dem Alten.

Schadet nichts, komm nur wieder, wenn du Referendar bist. Drei Jahre vergehen schnell. —

Als aber Leopold in Berlin war, vergingen ihm die Jahre gar nicht schnell. Der verzweifelte Kampf ums Dasein, den er bald zu kämpfen hatte, raubte ihm selbst die unschuldige Freude an seiner studentischen Freiheit. Er

war wie ein gehetztes Wild. Ich traf ihn nur gelegentlich; und dann hatte er kaum Zeit, mit mir bei Kortwig eine Weiße zu trinken.

Es gab wohl keinen ärmern Teufel unter den Studenten, als Leopold. Trotzdem ging er bei der Verteilung von Stipendien immer leer aus, und er merkte bald, daß doch noch andre Angelhaken notwendig seien, als das bloße Armutszeugnis, um ein Stipendium einzufangen. Nur einen Freitisch für den Donnerstag hatte er erhalten, und nach diesen Donnerstagen teilte er den Monat ein. Das Geld für die übrigen Mahlzeiten und für Wohnung und Kleidung mußte er sich verdienen. Oft gab er in der Woche mehr als zwanzig Privatstunden, die Stunde für fünfzig Pfennig und vielleicht noch eine Tasse Kaffee. Aber diesen Massenunterricht hatte er nur in den Wochen vor Ostern und vor Michaelis, wenn die Eltern Angst bekamen, ihre Sprößlinge könnten „sitzen bleiben." Während der übrigen Zeit mußte er auf andern Erwerb Jagd machen. Er wohnte in einem Hintergebäude der Karlstraße vier Treppen hoch, bei einer alten Witwe, Frau Knuske. Die ganze Wohnung bestand aus einer Kammer und der Küche. Leopold wohnte in der Kammer, und seine Wirtin hatte die Küche durch einen Vorhang geteilt und dadurch einen Nebenraum geschaffen, wo sie schlief. Ihr Mann, der auf dem Stettiner Bahnhof Wagenschieber gewesen und eines Tages zwischen die Puffer geraten war, hatte ihr nichts hinterlassen. Ihre Witwenpension reichte kaum hin, die Kartoffeln zu bezahlen, und so war sie aufs Vermieten angewiesen. Es war eine erbärmliche Wohnung, aber für zwei Thaler den Monat konnte Leopold in Berlin nichts besseres finden. Übrigens war sie groß genug für ihn, da er keinen Kleiderschrank brauchte. Selbst bei der stärksten Kälte sah ich ihn immer nur in einem kurzen schwarzen Röckchen, das zwar sauber gebürstet war, aber doch an den Ellenbogen und an den Nähten wie Speck glänzte. Als ich ihn bei einer unsrer flüchtigen Begegnungen darauf aufmerksam machte, daß er sich erkälten würde, erwiderte er errötend, sein alter Winterüberzieher sei ihm so eng und knapp geworden, daß es sogar den Straßenjungen aufgefallen sei, und sie ihm nachgerufen hätten: Anjuft, halt die Pelle fest, du jehst wohl aufs Schloß zur Audienz? Er würde sich aber nächstens ans der Goldnen 110 einen billigen Überzieher kaufen; die Kleider zum Examen bekäme er ja glücklicherweise beim Juden geliehen. Vorläufig habe er sein einziges Besitztum, sein Corpus juris, zum Antiquar tragen müssen, um Frau Knuske die Miete bezahlen zu können. Mit blutendem Herzen habe ers gethan, weil das Buch doch ein Geschenk seines Vaters sei, aber er brauche es ihm ja nicht zu schreiben. Und dann: so viel Latein, wie darin stünde, wüßte er noch immer; mit dem Corpus juris würde er im Examen schon fertig werden.

Der arme Junge that mir herzlich leid, aber das einzige, was ich für ihn thun konnte, war, daß ich ihn dann und wann, wenn er Zeit übrig hatte, in ein Restaurant mitnahm, natürlich mit der Bitte, mein Gast zu sein. Mit

sichtlichem Behagen verzehrte er dann ein saftiges Beefsteak oder ein Wiener Schnitzel, das ich aus eigner Machtvollkommenheit für ihn bestellte, weil er selbst immer nur Appetit auf Brot mit etwas Käse zu haben behauptete. Ein Glas Echtes löste ihm dann die Zunge, und so erfuhr ich denn mancherlei aus seinem wunderlichen, mühseligen, oft tragikomischen Studentendasein.

Um ein paar Groschen zu verdienen, verfiel er auf die sonderbarsten Dinge. Als er einmal keine Privatstunden finden konnte, bot er sich im Intelligenzblatt als Fest- und Gelegenheitsdichter an. Er bekam auch Aufträge, aber er bemerkte bald, daß ihm der poetische Schwung vollständig fehlte, und daß ihm auch die einfachste Reimerei schwer wurde, wenn er mit seinen Erinnerungen aus Schiller und Goethe zu Ende war. Lustige Verse konnte er überhaupt nicht machen, alles, was er besang, wurde traurig und schwermütig, aber gerade lustige Verse verlangten die Leute. Einmal schickte ihm ein Fleischermeister das gelieferte Polterabendgedicht zurück mit einem groben Briefe: das sei ein Leichengesang, aber kein Hochzeitsgedicht, seine Tochter sei außer sich, er passe zum Dichter wie ein Stachelschwein zum Kanarienvogel. Das Stachelschwein kränkte ihn sehr, und er ließ die Dichterei dann entmutigt liegen.

In der Akademischen Bierhalle, wo er sich zuweilen für fünfzig Pfennige ein Mittagessen gönnte, unter reichlicher Ausnutzung der hochgefüllten Brot- und Semmelkörbe, lernte er einen gescheiterten frühern Studenten kennen, der sich auf Physiognomik geworfen hatte, und sofort setzte Leopold in die Zeitung, er sei imstande, aus der Photographie oder der Handschrift den Charakter einer Person richtig zu beurteilen. Wieder wandten sich viele Wißbegierige an ihn, aber auch in dieser Kunst machte er bald Fiasko. Eines Tages erhielt er von einer Witwe aus der Gipsstraße die Photographie eines Mannes, dessen Gesichtszüge ihm wenig sympathisch waren. Trotzdem pries er, wie ers bis dahin immer gethan hatte, das Original als einen edeln Charakter, reich an Geist und Gemüt, voll Ehrlichkeit und jener tiefgehenden Liebe, die der Selbstaufopferung fähig sei. Kaum waren aber acht Tage verflossen, da bekam Leopold von der Witwe einen Brief, worin sie schrieb, er sei ein ganz gemeiner Schwindler, alle seine Angaben seien gelogen, der ehrliche, an Geist und Gemüt reiche Mann sei ihr mit dem Eheversprechen und der Ladenkasse auf Nimmerwiedersehen durchgebrannt, Leopold stecke wohl gar mit dem Gauner unter einer Decke, sie würde es der Polizei anzeigen. Der hineingefallne Physiognomiker bekam furchtbare Angst, doch es geschah ihm nichts. Er hatte aber eingesehen, daß auch mit dieser Wissenschaft kein Geschäft zu machen sei.

Ein Versuch, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater als Statist mitzuwirken, was ihm jedesmal fünf Groschen eingebracht hätte, scheiterte gleich am ersten Abend. Er stellte sich zu ungeschickt an und trat hinter den Kulissen der Soubrette gerade in dem Augenblick auf die Schleppe, wo sie vorstürzen sollte. Sie hatte gerade noch Zeit genug, sich umzudrehen und Leopold eine

Ohrfeige zu geben. Da schickte ihn der Regisseur unter Schimpfreden von der Bühne.

Von einigen Studenten wußte er, daß sie sich in der Hasenhaide als maîtres de plaisir ein hübsches Stück Geld verdienten. Aber ihm war ja die Tanzkunst ganz fremd. Nicht einmal Klavier spielen konnte er, was vielleicht seine Rettung hätte werden können; denn in dem Kellerlokal, wo er zuweilen eine Weiße trank und einen Kümmelkäse aß, pflegte abends ein Pharmazeut das Pianino kunstgerecht zu bearbeiten, und der erzählte ihm, daß er da für Essen und Trinken nie etwas zu bezahlen habe.

Sozialdemokratischer Redner zu werden, was ihm der Pharmazeut einmal empfohlen hatte, dazu fehlte Leopold aller Mut, auch fürchtete er, er könnte sich durch diese Thätigkeit seine Staatskarriere verderben. So kam denn der arme Kerl aus der Not und Verlegenheit nicht heraus.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Russisches. Rußland kauft Brot im Auslande, in Österreich und Rumänien! Das ist das neueste, und einigermaßen geeignet, die Furcht unsrer Agrarier vor der Überschwemmung Deutschlands mit russischem Roggen zu mäßigen. Rußland, das bodenreichste Land Europas und der Hauptbeschäftigung seiner Bewohner nach immer noch reiner Agrarstaat, erzeugt zur Not noch so viel Getreide, als seine Einwohner brauchen, und was es an Brotkorn in den letzten Jahren ausgeführt hat, ist nicht vom Überfluß, sondern auf Kosten seiner eignen Kinder ausgeführt und durch Minderverbrauch erübrigt worden; die Russen sind unter allen Kulturvölkern, falls man sie dazu rechnen will, das am schlechtesten genährte, noch schlechter als selbst die Italiener. So wenigstens hat nach einem Berichte des Vorwärts (Nr. 72) ein Herr L. N. Mares in der statistischen Abteilung der juristischen Gesellschaft zu Moskau die Lage seines Vaterlandes geschildert. Unter diesen Umständen, d. h. bei so geringer Kaufkraft des verarmten Volkes, hat es nicht so viel zu bedeuten, wenn die russische Industrie den heimischen Bedarf beinahe zu decken vermag, wie Dr. D. Gravenhoff in der Schrift Rußlands auswärtiger Handel und der neue Zolltarif*) (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1892) nachweist. Es bezieht sich das vorzugsweise auf Baumwollengarn und Baumwollengewebe; unter den im Jahre 1886 abgesetzten Waren dieser Art befanden sich nur noch 2,2 Prozent ausländisches Garn und 1 Prozent ausländische Gewebe. Wenn der Maschinenbau ebenfalls so weit fortgeschritten ist, daß im Jahre 1889 um 56,2 Millionen Rubel Maschinen im Lande gebaut und nur noch um 19,5 Millionen eingeführt wurden, so ist zu bedenken, daß Rußland seine Maschinen immer noch mit Hilfe deutscher Ingenieure, Werkmeister und Arbeiter baut; kann es doch unsre qualifizirten

*) Dieser Tarif gilt seit dem 1. Juli 1892.

Arbeiter so wenig entbehren wie unsre Großgrundbesitzer seine unqualifizirten. Warten wir ab, was aus seiner kümmerlich großgezognen Industrie werden wird, wenn es das deutsche Element vollends ausgetilgt haben wird und sich gegen weitern Zuzug absperrt! Seine völlige Unfähigkeit, aus eigner Kraft Industrie zu erzeugen, hat es in der Prohibitivzollperiode von 1810 bis 1851 bewiesen, wie auch die vorliegende Schrift bestätigt, deren Hauptzweck der Verfasser mit den Worten angiebt: „sie zeigt unsern Industriellen die Punkte an, wo eine Konkurrenz mit der russischen Industrie die Möglichkeit eines Erfolges ausschließt, und wo sie auch noch heute die Hebel ansetzen können, um sowohl für sich selbst dauernde Erfolge zu erzielen als auch in Rußland Entgegenkommen zu finden."

Die Zukunft der russischen Industrie und überhaupt aller russischen Kultur steht um so mehr in Frage, als Rußland ja nicht allein gegen seine deutschen Bewohner, sondern überhaupt gegen alle Kulturträger in seinem Schoße einen erbarmungslosen Ausrottungs- und Vernichtungskrieg führt. Die russische Regierung verfolgt außer den baltischen und den eingewanderten Deutschen auch die in der Kultur mit den Balten wetteifernden evangelischen Finnen, die Polen, die zwar tiefer als diese beiden aber immer noch höher als die Russen stehen, und die Juden. So fragwürdig der Kulturwert der Juden in Mittel- und Westeuropa sein mag, für Rußland bedeuten sie eine Kulturmacht. Die Regierung der Vereinigten Staaten, beunruhigt durch die steigende Zahl mittelloser Einwanderer, hat im Juni 1891 eine fünfgliedrige Kommission niedergesetzt und ihr die Aufgabe zuerteilt, die Ursachen dieser Bewegung an Ort und Stelle zu untersuchen. Zwei der Herren, J. B. Weber und Dr. W. Kempster, haben sich nach Rußland begeben, und der auf die Juden bezügliche Teil ihres Berichts ist in französischer Übersetzung unter dem Titel: La Situation des Juifs en Russie, ohne Angabe des Druckorts, ohne Zweifel im Auftrage und auf Kosten der Regierung herausgegeben worden. Die beiden Kommissare haben Moskau, Minsk, Wilna, Bialystok und Warschau besucht und berichten sehr eingehend über alles, was sie gesehen und ausgekundschaftet haben. Sie führen eine große Anzahl Juden und Jüdinnen, deren Schicksale sie erzählen, namentlich an, mit genauer Angabe ihres Alters und ihrer Familienverhältnisse. Sollten diese Personen, was wir natürlich nicht wissen können, nicht tendenziös ausgewählt, sondern auf unparteiischem Wege gewonnene Stichproben sein, so würden sie ein sehr günstiges Bild der russischen Judenschaft ergeben. Es sind nämlich gar keine Wucherer oder Geldverleiher darunter, sondern es sind lauter Handwerker, Fabrikanten, jüdische Arbeiter, Bauern, Pächter, Nähterinnen, Stickerinnen, Lehrerinnen und andre dergleichen produktive Leute. Wo es noch jüdische Ackerbaukolonien giebt — die Maigesetze von 1882 haben viele Juden von ihren ländlichen Besitzungen vertrieben und den Juden ganz allgemein den Erwerb von Grund und Boden verboten —, da zeigen sich die Besitzer, dem Berichte zufolge, ihren russischen Nachbarn in der Landwirtschaft überlegen, tüchtig, fleißig, sparsam, nüchtern, beweisen große Anhänglichkeit an den Boden und verrichten alle Arbeiten selbst ohne christliche Knechte. Das Verfahren bei der Austreibung wird als höchst roh und grausam geschildert. Man hat blutige Razzias veranstaltet, hat solche, denen die Mittel zur Auswandrung fehlten oder die nicht in das den Juden angewiesene Territorium*) übersiedeln wollten, weil sie dort keine Aussicht haben,

*) Es ist dieses ein von Kurland bis zum Schwarzen Meere reichender Gürtel an der Westgrenze des eigentlichen Rußlands (östlich von Polen), in dessen größern Städten die Juden unter allerlei einschränkenden Bedingungen wohnen dürfen.

sich ihr Brot zu verdienen, eingekerkert und wie Verbrecher in Ketten transportirt; jungen und schönen Mädchen stellt die Obrigkeit gewöhnlich die Wahl zwischen der Taufe und dem Bordell, und manche Mädchen haben sich dieser Alternative durch Selbstmord entzogen. Eine Ausnahmestellung ist vorläufig noch den im Königreich Polen ansässigen Juden eingeräumt worden, nicht aus Gründen der Menschlichkeit, sondern aus Haß gegen die Polen. Um diese rascher zu vertilgen, gestattet man den Juden den Erwerb polnischer Grundstücke. Sie machen aber wenig Gebrauch von dieser Erlaubnis, weil sie fürchten, daß nächstens auch über sie die Verfolgung hereinbrechen werde. Wenn dem Berichte zu trauen ist, so hat die Judenverfolgung eine Menge nützlicher Unternehmungen und viele Gemeinden gebildeter, friedlicher Menschen zerstört und so die russische Unbildung wie das russische Elend vermehrt.

Irgendwelche eigne Kulturmacht, wodurch beides überwunden werden könnte, haben die Russen nicht aufzuweisen. Ihre Kirche ist nur noch die tote Hülse eines vor tausend Jahren verstorbnen Organismus. Diese Ansicht bestätigt Hermann Dalton in seiner 1892 bei Duncker und Humblot erschienenen Studie: Die russische Kirche. Das „orthodoxe" Christentum ist nach ihm ein durch ehrwürdige und ansprechende liturgische Formen, Schöpfungen der griechischen Kirche der ersten vier christlichen Jahrhunderte, verschönerter und veredelter Aberglaube, der mit barbarischer Unduldsamkeit gegen alle Andersgläubigen zu Staatszwecken aufrecht erhalten wird. Denn die einzige Grundlage des Zarentums besteht, wie Dalton hervorhebt, in dem blinden Glauben des gemeinen Mannes, daß es eine mit seiner Religion unlöslich verflochtene göttliche Einrichtung sei. Das alles ist nun nicht neu, nur der Abschnitt über die Raskolniken dürfte den meisten Lesern neues bieten. Die Zahl und Mannichfaltigkeit der russischen Sekten ist nach Dalton größer als die der protestantischen in Nordamerika, und die große Zahl ihrer Anhänger macht ihre Ausrottung unmöglich; je grausamer die Regierung gegen sie wütet, desto zahlreicher, fanatischer und verrückter werden sie.

Es versteht sich, daß die höhern russischen Beamten diesen Zustand ihres Kirchentums um keinen Preis eingestehen. „Was unsre Kirche betrifft — schreibt einer von ihnen —, so glaube ich, daß ihr wohlthuender Einfluß auf unser Volk viel größer ist, als man es im Abendlande denkt, daß sie in dieser Hinsicht ihrer Aufgabe vielleicht näher steht als die katholische, und endlich, daß ihr Einfluß nicht im Ab-, sondern im Zunehmen ist." Ja der Herr bringt es fertig, die orthodoxe Kirche zu preisen, daß sie die beiden Grundkräfte, in die sich Protestantismus und Katholizismus geteilt hätten: Freiheit und Autorität, in schönster Harmonie vereinige. Es ist das A. Kirejew, der „seinen altkatholischen Freunden" die in der slawischen Buchhandlung (H. Roskoschny) zu Leipzig 1891 erschienene kleine Schrift gewidmet hat: „Zur Unfehlbarkeit des Papstes. Aus dem Briefwechsel eines katholischen Gelehrten mit einem russischen General." Der russische General führt seinen unfehlbarkeitsgläubigen Gegner so schön ad absurdum, wie es nur immer ein protestantischer oder ein altkatholischer Theologe vermöchte; und warum sollte das auch ein gebildeter „Orthodoxer," unbeschadet der oben angedeuteten Beschaffenheit seiner Kirche, nicht können? Würde es doch ein studirter Hindu oder Chinese wahrscheinlich nicht minder gut leisten.

Währungsfragen. Nicht sowohl das Silber ist es, wofür manche Silber- und Doppelwährungsmänner schwärmen, als seine Entwertung und Wertunbeständigkeit. Wäre das deutsche Reich so bankerott, wie Rußland jetzt ist und wie Öster-

reich vor einigen Jahrzehnten war, und hätten wir infolge dessen ein Papiergeld, das kein Ausländer möchte, so wäre ihnen dieser Zustand, der den Exporteuren eine bedeutende Prämie gewähren und den Import beinahe unmöglich machen würde, gerade recht. Aber was würde man von einem Schnittwarenkaufmann halten, dessen Elle sich durch eine künstliche Vorrichtung im Innern während des Messens verkürzte? An diesem Punkte packt Theodor Hertzka die Schwierigkeit in der Schrift: Das internationale Währungsproblem und dessen Lösung. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1892). Er läßt den Silber- und Doppelwährungsmännern das Verdienst, zuerst und am nachdrücklichsten auf die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes hingewiesen zu haben, erklärt aber die Silber- und die Doppelwährung für gleich unmöglich. Seinen Lösungsvorschlag macht er mit Hilfe des Gleichnisses von der Elle klar, das wir oben zu einem andern Zwecke angewendet haben. Was die Edelmetalle zum Wertmaßstabe geeigneter macht als irgend einen andern Stoff, ist ihre Wertbeständigkeit. Völlig unveränderlich ist ja ihr Wert nicht, aber früher pflegte er sich, abgesehen von dem großen Preisfall im sechzehnten Jahrhundert, nur langsam zu ändern. Seit reichlich zwanzig Jahren jedoch sinkt das Silber so rasch im Preise, daß es dadurch von seiner Brauchbarkeit als Wertmesser viel verliert. In allen Ländern die Goldwährung einzuführen, ist unmöglich, weil die Goldvorräte nicht zureichen. Durch allgemeine Durchführung der Silberwährung würde wenigstens der Übelstand beseitigt werden, daß die Kulturvölker zwei verschiedne Maßstäbe haben, deren Wert ungleich schwankt, aber dazu reicht wieder der Silbervorrat nicht aus. Und so bleibt denn der jetzige Zustand, der dem internationalen Handel den Spielcharakter aufdrückt: die Scheidung der Kulturwelt in ein Goldgebiet und ein Silbergebiet. Wenn der englische Kaufmann in Indien 100 000 Rupien gelöst hat zu einer Zeit, wo die Rupie 1,6 Schillinge galt, und er demnach mit dem Erlös 8000 Pfund Sterling einzuwechseln gedachte, kann, ehe das Silbergeld in England ankommt, der Rupienkurs auf 1,2 Schilling gefallen sein, sodaß er nur 6000 Pfund bekommt. Und umgekehrt: ein Indier, der in London zu einem bestimmten Termin 4000 Pfund in Gold zu bezahlen hat und dazu 100 000 Rupien zu gebrauchen gedachte, kann am Verfalltermin 120 000 oder 130 000 Rupien nötig haben.

Wir wissen, sagt Hertzka, um seinen Abhilfevorschlag klar zu machen, daß die Körper ihr Volumen mit der Temperatur verändern. Denken wir uns nun, diese Volumenveränderungen wären weit bedeutender, als sie sind, so würde die Beschaffung eines Stoffes, aus dem man Längenmaße anfertigen könnte, sehr schwierig sein, denn von einem Maßstabe muß man verlangen, daß sich seine Länge nicht ändert. Denken wir uns dann ferner, die „volumkonstantesten“ aller Stoffe wären Kupfer und Eisen, aber es wäre von keinem der beiden Metalle eine genügende Menge vorhanden, um alle Kaufleute mit Ellen daraus zu versorgen, so würden die einen eiserne, die andern kupferne Ellen führen. Nun entstünden aber, denken wir uns weiter, daraus große Unbequemlichkeiten, weil die Volumina der beiden Metalle, also auch die Längen der daraus gefertigten Maßstäbe, ungleich schwankten. Wie könnte man diesem Übelstande abhelfen? Wird man vielleicht dekretiren, daß sich Kupfer und Eisen hinfort gleichmäßig auszudehnen haben? Gewiß nicht! Sondern man wird Kupfer und Eisen in einem bestimmten Mischungsverhältnis zusammenschmelzen und solchergestalt erlangen, daß sich die Länge aller Maßstäbe bei Temperaturveränderungen gleichmäßig ändert. Wenn die Doppelwährungsmänner ein bestimmtes Wertverhältnis zwischen Gold und Silber dauernd erzwingen wollen, so unternehmen sie dasselbe, wie wenn der Staat dekretiren wollte, die Volumen-

veränderungen des Kupfers sollten sich nach denen des Eisens richten. Zu helfen ist hier wie dort nur dadurch, daß man die Stoffe selbst mit einander in Verbindung bringt. Man schmelze Gold und Silber nach einem bestimmten Mischungsverhältnisse, z. B. je ein Kilo Gold mit neun Kilo Silber, zusammen und fertige aus dieser Mischung die Münzen, so hat man in der ganzen Welt Münzen, deren Wert sich gleichmäßig verändert. Es wird nicht nötig sein, alle reinen Gold- und Silbermünzen einzuschmelzen. Man braucht nur ein Papiergeld auszugeben, das auf Weltgeld lautet, mit der Bestimmung, daß die Banken jede solche Anweisung entweder mit Weltgeld oder mit Gold- und Silbermünzen in dem gesetzlich angeordneten Mischungsverhältnis einzulösen haben, und daß alle Zahlungen von einer bestimmten Summe an in derselben Weise zu leisten sind, sodaß also bei dem oben angenommenen Mischungsverhältnis jedermann verpflichtet wäre, auf je 100 Gramm Goldmünzen 900 Gramm Silbermünzen in Zahlung zu nehmen. Hertzka legt ausführlich dar, wie er sich die Ausführung denkt.

Von den mancherlei sonstigen interessanten Ansichten über Geldangelegenheiten, die seine Schrift enthält, wollen wir nur eine erwähnen. Ein Agrarier hat jüngst auf Frankreich hingewiesen, das darum so reich sei, weil es so viel Silbergeld habe. Hätte dieser Herr Hertzkas Ausführungen gerade über diesen Gegenstand gelesen, so würde er wohl auf dieses Beweismittel verzichtet haben. Auch Frankreich ist, gleich andern reichen Ländern und Leuten, nicht darum reich, weil es viel Geld hat, sondern es hat viel Geld, weil es reich ist, d. h. weil es eine große Gütermasse besitzt. Jedes Volk, meint Hertzka, hat jederzeit die Menge und die Art von Geld, die es braucht. Frankreich ist das geldreichste Land Europas, weil innerhalb seiner Grenzen der stärkste Güterumsatz stattfindet, und es besitzt mehr Silbergeld als ein andres, weil in Frankreich der gemeine Mann wohlhabender ist und mehr kauft als in irgend einem andern Lande und namentlich auch als in England. Silber ist eben das natürliche Geld des kleinen Mannes, wie Gold das des Reichen. Diese Menge von Silbermünzen erzeugt, nebenbei bemerkt, den Schein, als hätte Frankreich Doppelwährung, während es in Wirklichkeit die Goldwährung hat. Frankreich bestätigt also nur die alte Wahrheit, die Adam Smith bewiesen hat, daß auf die Dauer nicht die Güter dem Gelde nachrennen, sondern das Geld den Gütern nachläuft.*)

Von einer ganz andern Seite beleuchtet M. Sewen in seinen Studien über die Zukunft des Geldwesens (Leipzig, Duncker und Humblot, 1892) die Geldfrage. Er geht von ihrer innigen Verbindung mit der Kreditfrage aus. Der Geldzins sei die Abgabe, die der Besitzer von festliegenden, zur Zeit nicht tauschfähigen Gütern an den Besitzer des jederzeit flüssigen Gutes, des Geldes, zu entrichten habe. Man müsse nun darauf bedacht sein, die Besitzer von Gütern der ersten Art aus der Abhängigkeit vom internationalen Geldmarkte zu befreien, an der sie jetzt leiden. Diese Abhängigkeit rühre von dem Monopol der Edelmetalle als alleiniger Tauschmittel und Wertmesser her. Diese Monopolherrschaft müsse gebrochen werden. Der Weg zur Befreiung liege klar vor Augen. „Seitdem

*) Auf Seite 110 ist zwischen 1000 und Dollars das Wort Millionen ausgefallen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch erwähnen, daß von Hertzkas Freiland bereits die sechste Auflage erschienen ist (Dresden und Leipzig, bei Pierson). Im Vorwort zur fünften Auflage konnte er seinen Gläubigen bereits die freudige Botschaft mitteilen, daß in achtundzwanzig Städten Freilandvereine gegründet worden seien, und daß die Freilandgesellschaft einen Landstrich am Tana geschenkt erhalten habe, von wo ihre Pioniere gegen den Kenia vorzudringen gedächten. Was vor der Hand noch fehle, seien nicht Männer, sondern — Geld.

das Bargeld nicht mehr das körperliche Umsatzmittel, sondern nur ein Deckungsdepot für den Anweisungsumlauf bildet, ist bewiesen, daß das Umsatzmittel nicht mehr eignen körperlichen Wert besitzen, sondern nur jederzeit in eine allseitig verwendbare Leistung [vielmehr Ware] von eignem innern Werte umsetzbar sein muß. Liegt nicht hierin ein Fingerzeig, daß die weitere Entwicklung dahin drängen wird, als Grundlage für den Geldanweisungsverkehr statt der unzulänglichen Aushilfe, die die Heranziehung des Kredits mittels der ungedeckten Noten gewährt, durch gemeinwirtschaftliche Organisationen auch andre Kapitalgüter allgemeinen und ununterbrochenen Gebrauchs heranzuziehen, sofern ihnen die Eigenschaft jederzeitiger und allseitiger Realisirbarkeit gleich dem Metallgelde innewohnt, um auf diese Weise ein Gegengewicht gegen das Privilegium der Edelmetalle zu erhalten?" Als geeignetste Deckung für neue papierne Tauschmittel bezeichnet er nun das Getreide, sodaß also Getreidenoten das Geld der Zukunft wären, nicht ausschließlich, aber zu einem sehr bedeutenden Teile. Dieser Vorschlag hat einige Verwandtschaft mit verschiednen Plänen, die hie und da in agrarischen Kreisen auftauchen, fällt aber, wie die Ausführung beweist, mit keinem davon zusammen.

Über die Durchführbarkeit der Vorschläge Hertzkas und Sewens erlauben wir uns kein Urteil. Bamberger hat in einer der letzten Silberdebatten des Reichstags geäußert: ausgenommen die Religion, seien noch über keinem Gegenstande so viel Menschen verrückt geworden, wie über der Währungsfrage, und C. Menger sagt in seiner Abhandlung über das Geld im Handwörterbuche der Staatswissenschaften von Conrad und Lexis: „Die rätselhafte Erscheinung des Geldes ist auch heute noch nicht in befriedigender Weise erklärt." Vielleicht steckt das Rätselhafte weniger im Gelde selbst als in der Güterverteilung, der es dient. Gelänge es, was wohl niemals gelingen wird, die Frage der Güterverteilung zu allgemeiner Zufriedenheit zu lösen, so würde die Konstruktion des großen Rades, das die Güter umtreibt, wie A. Smith das Geld nennt, wohl weniger Kopfzerbrechen machen.

Single tax men. Henry George hat unter dem Titel: Zur Erlösung aus sozialer Not (deutsch von Bernhard Eulenstein; Berlin, Elwin Staude, 1893) einen „Offnen Brief an Seine Heiligkeit Papst Leo den Dreizehnten" gerichtet, als Antwort auf dessen Rundschreiben über die Arbeiterfrage vom 17. Mai 1891. Er erteilt darin dem Papste das Zeugnis: guter Wille und Fleiß hinreichend, Logik schwach, Bibelkunde sehr schwach, und es ist lustig zu lesen, wie er den Professor auf dem angeblichen Stuhle St. Petri Punkt für Punkt abführt. Es versteht sich, daß er die Bodenbesitzreform in der Kontroverse mit einem Kirchenoberhaupte vorzugsweise vom religiös-sittlichen Standpunkte aus behandeln muß, den er übrigens von Haus aus eingenommen hat, aber er entwickelt doch auch die wirtschaftliche Seite der Sache mit der ihm eignen Wärme, Lebendigkeit und Anschaulichkeit noch einmal. George und seine Anhänger nennen sich single tax men, weil sie alle bisher üblichen Steuern abschaffen und sie durch eine einzige Steuer: die Grundrentensteuer, oder genauer gesagt: die Einziehung der gesamten Grundrente für den Staat, ersetzen wollen. Sie behaupten, daß alle jetzt bekannten Steuern, namentlich die Gewerbesteuern, die Bestrafung und Erschwerung des Gewerbsfleißes und jeder nützlichen Thätigkeit bedeuteten, daß dagegen die Grundrente der Gesamtheit gebühre, gewissermaßen zur Steuer prädestinirt sei, weil sie nicht durch die Thätigkeit des Besitzers, sondern durch die Zunahme der Bevölkerung entstehe, und weil der vaterländische Boden der Gesamtheit gehöre. Henry George meint, ein Eigentumsrecht könne der Mensch immer nur auf Dinge erwerben, die

er selbst durch Umformung von Rohstoffen schafft, niemals auf Dinge, die unabhängig von ihm Gott oder die Natur schafft. Wer eine Windmühle baut, dem gehöre darum noch nicht der Wind, wer Fische fängt, werde dadurch nicht Eigentümer des Ozeans, und wer Weizen baut, erwerbe dadurch den Boden so wenig wie die Sonne, die nicht weniger als jener zur Erzeugung von Pflanzen und Früchten notwendig ist. Ich möchte, sagt er in der vorliegenden Schrift Seite 9, „Ew. Heiligkeit bitten, wohl zu merken, daß der Wert, den wir hinweg steuern wollen, der Wert des nackten Grund und Bodens ohne Anrechnung der Verbesserung oder Bebauung, nicht durch die Arbeit erzeugt ist, noch durch das darin oder darauf angelegte Kapital. Werte, die auf diese Weise geschaffen werden, sind Verbesserungswerte, und diese wollen wir eben von jeder Besteuerung befreien.“ Der amerikanische Publizist vermag das Wort eines irischen Bischofs für sich anzuführen: „Auf Grund von Autoritäten und aus Vernunftgründen folgere ich, daß das ganze Volk der wahre Eigentümer seines Grund und Bodens sei und immer sein müsse.“

Wir behalten uns vor, eingehend zu prüfen, ob und wie weit wohl der Vorschlag der Bodenbesitzreformer ausführbar sein möchte, und ob damit die Erlösung aus sozialer Not vollbracht wäre. Für heute bemerken wir nur noch, daß Dr. Karl Schmidt das Hauptwerk des Amerikaners: „Fortschritt und Armut“ dem großen Publikum unter dem Titel: Der kleine George (Dresden und Leipzig, bei E. Pierson) mundgerecht gemacht und denselben Gegenstand noch einmal in der Schrift Brot (Leipzig, W. Friedrich, 1893) recht packend behandelt hat. In der Kritik der heutigen Zustände treffen wir mit George und Schmidt so ziemlich zusammen. Übrigens ist George ein entschiedner Gegner des Sozialismus, oder glaubt es wenigstens zu sein, und wirft dem Papste vor, daß dieser einen gemäßigten Sozialismus predige, während seine ganze Encyklika eigentlich gegen die Bodenbesitzreform gerichtet sei.

Von allerlei Narrheit. Das Menschengeschlecht wird, je älter, desto griesgrämiger. Früher überwogen die lustigen Narren, jetzt überwiegen die traurigen. Nicht allein wächst die Zahl der Geisteskranken in erschrecklicher Weise, sondern diese Unglücklichen fangen auch schon an, Einfluß auf unser öffentliches Leben zu üben. Wenn man gewissen Pessimisten glauben darf, wird der Wahnsinn für politische und Klassenzwecke ausgenutzt — bald zu Ungunsten, bald zu Gunsten einzelner Personen. Will man einen politischen Gegner, einen unbequemen Verwandten unter anständigen Formen beseitigen, so läßt man ihn für geisteskrank erklären und unter Beihilfe der Behörden im Irrenhause verschwinden. Wird eine Person der höhern Stände angeklagt und ihre Schuld erwiesen, so läßt man sie für geistesgestört erklären, ohne sie dem Schoß ihrer Familie zu entreißen; was beim Waschweibe Diebstahl und Verbrechen heißt, das heißt bei der vornehmen Frau Kleptomanie u. s. w. Das wäre denn Lombrosos Theorie mit staatskluger Einschränkung in die Praxis übersetzt; sie ohne Einschränkung anzuwenden, scheint unsre Rechtspflege glücklicherweise weniger als je geneigt.

Während diese anthropologische Schule uns einreden möchte, daß alle Verbrechen notwendige Erzeugnisse eines kranken oder schlecht oder falsch entwickelten Gehirns seien, predigen unsre modernen Mystiker die alte Lehre vom „göttlichen“ Wahnsinn, freilich in einem Sinne, an den die Alten wohl nicht gedacht haben. Gerade bei krankhaften Zuständen soll sich das Göttliche im Menschen, seine höhere Natur offenbaren, und was die Welt Wahnsinn nennt, soll den Menschen zum

großen Dichter, zum großen Künstler, zum Weisen, zum Heiligen machen. Diese Ansicht älterer Mystiker hat Carl du Prel wieder in die Mode gebracht; in einem Kapitel seiner „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften," das er „Die Mystik im Irrsinn" überschreibt, meint er: „Man sollte unsre Irrenhäuser nach mystischen Persönlichkeiten durchsuchen, die aber dann als eigne Kategorie anerkannt, in eine eigne Anstalt untergebracht und dort einer besondern psychischen Heilmethode unterworfen werden sollten." Der Hilfsarzt an der Kreisirrenanstalt Erlangen aber, Dr. Gustav Specht, hat in einer bei J. F. Bergmann in Wiesbaden 1891 erschienenen, ebenfalls Die Mystik im Irrsinn betitelten Schrift den mystischen Baron gründlich ad absurdum geführt und kommt nach gewissenhafter Prüfung des von du Prel beigebrachten Beweismaterials zu dem Ergebnis: „Er hat falsche Beobachtungen und Behauptungen, von deren mangelhafter Stichhaltigkeit er sich leicht vergewissern konnte, für bare Münze genommen; er hat Thatsachen durch halsbrecherische Interpretation in einer Weise verschoben, daß sie nicht wiederzuerkennen sind; er hat aus solch willkürlich bereitetem Mischmasch Nahrung für ein wissenschaftliches System gezogen und schüttet über die, die seine Konsequenzen nicht anerkennen, eine volle Schale Spottes aus." Wir begreifen den Zorn des Fachmanns gegen einen noch dazu höchst phantastischen Laien, der die Irrenärzte in Bausch und Bogen als Ignoranten verurteilt, möchten jedoch nicht so weit gehen, mit Specht in allen vorkommenden Fällen den Irrenarzt für allein zuständig zu erklären. Wir haben gerade genug mit Zwangsgewalt ausgerüstete unfehlbare Autoritäten im Reiche und möchten die Verwandten und einen des Wahnsinns verdächtigen, solange er nicht offenbar gemeingefährlich wird, dem Irrenarzte gegenüber nicht rechtlos machen.

Daß auch der Seelsorger ein Wörtlein mitzusprechen habe, erkennt Dr. Römer, praktischer Arzt in Stuttgart, an und giebt in der Schrift: Psychiatrie und Seelsorge (Berlin, H. Reuther, 1891) gute Ratschläge. Sein Standpunkt tritt deutlich in dem Sätzchen hervor: „Bei einer hysterischen Dame wird man oft ebenso gut sagen: sie kann sich nicht zusammennehmen, weil sie nicht will, als: sie will sich nicht zusammennehmen, weil sie nicht kann." Für das Nichtwollen ist der Seelsorger, für das Nichtkönnen der Arzt zuständig. Aber freilich bleibt dieser die Hauptperson, denn „jede Geisteskrankheit ist eine Gehirnkrankheit." Körperlich gesunden Seelsorgern will das oft nicht einleuchten, aber ein Tholuck z. B., der infolge erblicher Belastung und eigner Krankheiten an häufigen Versuchungen zum Selbstmorde litt, hatte volles Verständnis dafür. Studenten, die sich bei ihm der Sünde wider den heiligen Geist anklagten, pflegte er zu fragen: „Wie steht es mit Ihrer Verdauung?"

Die „Geheimwissenschaften," zu deren größten Propheten du Prel gehört, sind ein Gebiet, auf dem sich heutzutage unzählige traurige Halbnarren tummeln, um vollends ganze Narren zu werden. Da auch nicht wenige Ärzte und ernsthafte Gelehrte nahe daran sind, in den Dienst dieser neu herausgeputzten alten Narrheit zu treten und sie zur Würde einer zünftigen Wissenschaft zu erheben, so ist es höchst erfreulich, daß ihr W. Wundt, der Größte unter den lebenden psychophysiologischen Autoritäten Deutschlands, in seiner Schrift Hypnotismus und Suggestion (Leipzig, W. Engelmann, 1892) auch nicht einen zollbreit Recht einräumt. Alles, was ins Gebiet des „Occultismus" gehört, schließt er von seiner Betrachtung aus. Damit könnten wir uns, schreibt er, nur unter der Voraussetzung abgeben, „daß die Welt, die uns umgiebt, eigentlich aus zwei völlig verschiednen Welten zusammengesetzt sei. Die eine ist die Welt eines Kopernikus,

Galilei und Newton, eines Leibniz und Kant, jenes Universum ewig unveränderlicher Gesetze, in dem das Kleinste wie das Größte harmonisch dem Ganzen sich einfügt. Neben dieser großen Welt, die bei jedem Schritt, den wir vorwärts thun, in gesteigertem Maße unsre Bewunderung und unser Staunen erregt, würde es aber noch eine andre kleine Welt geben, eine Welt der Huzelmännchen und Klopfgeister, der Hexen und magnetischen Medien; und in dieser kleinen Welt ist alles, was in jener großen, erhabnen Welt geschieht, auf den Kopf gestellt, alle sonst unabänderlichen Gesetze werden zum Nutzen höchst gewöhnlicher, meist hysterischer Personen gelegentlich außer Gebrauch gesetzt." Von den Erscheinungen des Hypnotismus und der Suggestion weist Wundt nach, daß sie psychophysiologische Erscheinungen sind, wie alle andern auch, und nichts Geheimnisvolles haben, wenn man davon absieht, daß das ganze Seelenleben und überhaupt das Dasein ein großes Geheimnis ist. Die praktische Anwendung des Hypnotismus und der Suggestion hält er mit Recht für bedenklich und gefährlich und weist die lächerlich übertriebnen Vorstellungen zurück von den gewaltigen Wirkungen, die sich manche Gelehrte von diesen neuen Künsten für die Wissenschaft, für die Krankenheilung, für die Jugend- und Volkserziehung versprechen.

Die galoppirende Schwindsucht der philosophischen Fakultät. Wer in die eben erschienenen Osterprogramme der deutschen Gymnasien einen Blick thut, der wird erstaunen über die ungeheure Menge von Abiturienten, die sich gegenwärtig dem Studium der Rechtswissenschaft zuwenden, und er wird mit Genugthuung lesen, daß die Zahl der zu den philosophischen Fächern gehenden Zöglinge wieder um ein auffallendes Stück kleiner geworden ist. Von den soeben entlassenen 416 Abiturienten der Gymnasien im Königreich Sachsen z. B. ergreifen nicht weniger als 156 das juristische Fach; 59 werden Theologen, 79 gehen zur Medizin, und nur — 11, sage elf, haben den Mut, Philologie zu studiren, d. h. sich unter Umständen dem höhern Lehrfach zu widmen!

In Preußen liegen aber die Sachen noch schlimmer. Es giebt an gewissen Universitäten schon seit Jahren in der philosophischen Fakultät Professoren, die froh sind, wenn sie ein Kolleg zu stande bringen, und die nur mit Mühe drei oder vier Zuhörer während des Semesters festhalten können. Seitdem man an das vierjährige akademische Studium der Philologen noch eine zweijährige Seminarzeit angeschlossen hat und an dieje die unglückliche Zwitterstellung des wissenschaftlichen Hilfslehrers, ist es kaum noch möglich, begabte junge Leute für das philologische Fach zu gewinnen. Keine Laufbahn erscheint ihnen abschreckender als die des Lehrers.

In der That sind auch jetzt noch die Aussichten auf diesem Gebiete so schlecht, daß man nur dringend davor warnen kann. Die Vorbereitungszeit dauert jetzt länger als bei jedem andern Berufe: vier Jahre Studium, zwei Jahre seminaristische Vorbereitung, nach deren Ausfall jedem Kandidaten die Fähigkeit zum Lehramt abgesprochen werden kann, sodaß sein ganzes Studium umsonst gewesen ist, und endlich drei oder vier Jahre wissenschaftlicher Hilfslehrer. Kommt dazu noch das Militärjahr, so vergehen beim Philologen durchschnittlich zehn Jahre bis zu einer festen Anstellung. In Preußen ist einer großen Zahl von Progymnasien die Obersekunda abgeschnitten worden, viele höhere Schulen sind eingegangen, viele haben sich in gewöhnliche Bürgerschulen verwandelt. Die Gehaltsverhältnisse sind noch immer kläglich und stehen in gar keinem Verhältnis zu der geistigen Arbeitsleistung der Lehrer. Dazu kommen die fast gesetzlosen Zu-

stände innerhalb der Lehrerkollegien: der Gymnasiallehrer hat wohl Pflichten — und sie steigen bis ins Unendliche —, aber fast gar keine Rechte. Er hängt in seiner Thätigkeit, in seiner Stellung, in seiner ganzen Laufbahn gewöhnlich nur von dem Urteil eines einzigen Mannes ab, seines Direktors. Der Schulaufsichtsbehörde gegenüber bleibt er stets ein subalterner Beamter. Die preußischen Gymnasiallehrer haben gegen diesen modus vivendi nichts einzuwenden, und so bleibt es bei dem hergebrachten Schlendrian. Daß eine solche Laufbahn, in die die meisten gewöhnlich aus Unkenntnis der bestehenden Verhältnisse hineingeraten, auf einen frischen, begabten Studenten keine Anziehung ausüben kann, liegt auf der Hand.

Der akademisch gebildete Lehrer hat in der Anschauung der Gesellschaft so lange eine untergeordnete Stellung, bis er Direktor ist; auf den alten Oberlehrer sieht man wie auf einen, der auf halbem Wege stecken geblieben ist. Da nun aber die große Mehrzahl über den Oberlehrer nicht hinauskommen kann, so gelten sie alle als Leute, die ihr eigentliches Ziel nicht haben erreichen können. In Berliner Gymnasialkreisen macht sich daher jetzt eine Strömung bemerkbar, die dahin geht, die eigentümliche Stellung der Direktoren zu verändern, eine allgemeine Zentralbehörde für alle höhern Schulen der Stadt zu erstreben und für jedes Jahr einen andern aufsichtführenden Oberlehrer zu wählen; verantwortlich für seine lehramtliche Thätigkeit soll jeder Lehrer nur der Zentralbehörde sein. Das sind natürlich ganz revolutionäre Bestrebungen, daher werden sie wohl auch nur an verborgnen Stätten von Gleichgesinnten beraten. Solange aber die Lehrer der höhern Schulen nicht in geschlossener Phalanx vorgehen, wie ihre Kollegen von der Volksschule, die alles erreichen, was sie wollen, und vor denen die Behörden eine Heidenangst haben, so lange werden sie unter den höhern Beamten die Enterbten bleiben. Das systematische Aushungern der philosophischen Fakultät kann doch nur mittelbar, und auch das nur für kurze Zeit, wirksam sein.

Den Professoren aber, die, wenigstens in Preußen, für die Kämpfe und Bestrebungen der Gymnasiallehrer kein Herz und kein Verständnis haben, kann man ihre leeren Hörsäle nur gönnen.

Deutschland, Deutschland über alles ist also nach der Entdeckung des Leipziger Tageblattes ein oder vielmehr das Antisemitenlied! Das hätte sich Hoffmann von Fallersleben allerdings nicht träumen lassen, als er der österreichischen Volkshymne diesen Text unterlegte, daß der kräftige Ausdruck der Vaterlandsliebe eine Verkündigung gegen die allgemeine Menschenliebe, gegen „Fortschritt und Zivilisation“ sei. Am Ende wird Ernst Moritz Arndt noch der Beleidigung der goldnen Internationale geziehen werden, weil er nicht so gefragt hat:

Ists Palästina, ists Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.

Die Verhältnisse werden überhaupt immer verworrener und bedrohlicher. Eine Zeitung von unverfälschtem Semitismus warf neulich einem Anhänger Ahlwardts Verleumdung vor, weil er den Minister Miquel und den Exminister Falk Juden genannt hatte. Nun versteht man doch unter Verleumdung die Verbreitung falscher Gerüchte, die, wenn sie auf Wahrheit beruhten, einen andern verächtlich erscheinen lassen müßten. Welche Folgerungen ließen sich daraus ziehen — und so sprechen nicht Antisemiten, sondern Juden! Da ist der litterarische Verein in Nürnberg tapferer. Der veranstaltet ein „Heine-Album“ und lädt Franzosen ein, bei dieser Gelegenheit ihrem Haß gegen die deutschen Barbaren Luft zu machen. Man

kann getrost sagen, daß in keinem andern Lande der Welt so etwas möglich wäre. Überall sonst stehen die feindlichen Parteien zusammen, sobald die Nationalität dem Auslande gegenüber ins Spiel kommt; nur Deutsche fühlen sich über solche Beschränktheit erhaben. Oder sollten die Herren in der altberühmten Reichsstadt, die mit Stolz einen Zola, Sardou und Konsorten als Eideshelfer herbeirufen, vielleicht keine Deutschen sein, sondern zu jenen Elementen gehören, die sich heute überall zu Wortführern des „deutschen Volkes" aufwerfen? In diesem Falle könnte man sie allerdings nicht unberufen nennen, da sie die Sache ihrer Nation vertreten würden gegen die unduldsamen Deutschen in Düsseldorf.

Litteratur

England unter den Tudors von Dr. Wilhelm Busch, a. o. Professor an der Universität Leipzig. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta, 1892

Der erste Band dieses groß angelegten Werkes enthält nur die Geschichte des ersten Tudors. Heinrich der Siebente ist den Augen der Welt bisher durch die aufdringlichen Gestalten des Vorgängers und des Nachfolgers verdeckt worden — hat ihm doch auch Shakespeare in der Reihe seiner Königsdramen keine Stelle eingeräumt —, aber das vorliegende Buch beweist, daß er nicht bloß als zufälliger Begründer einer berühmten Dynastie Beachtung verdient. Mit fester Hand und umsichtigem Blick hat er England in die Bahn gelenkt, auf der es zur Weltmacht emporsteigen sollte. Ein tragisches Verhängnis wollte es, daß seinen Nachfolgern jener Sinn fürs Volkswohl abging, der seine Bemühungen um die Begründung der englischen Industrie und des englischen Welthandels beseelte. Wie nämlich seine Worte und Thaten beweisen, wollte er zwar England reich machen, „aber dieser Reichtum sollte so weit wie möglich verteilt sein, nicht in den Händen einzelner Kapitalisten vereint werden" (S. 310). Man darf gespannt darauf sein, wie sich von diesem Gesichtspunkte aus die Regierung der übrigen drei Tudors bei Busch ausnehmen wird.

Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur. Von Ferdinand Gregorovius. Dritter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1892

Der dritte Band der „Kleinen Schriften" des Verfassers der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" enthält wie die frühern Bände eine bunte Folge von Aufsätzen, die doch zum allergrößten Teil den italienischen Eindrücken und Erinnerungen des Schriftstellers ihre Entstehung verdanken. Neben fein ausgeführten biographischen Bildern, wie „Der Hegelianer Augusto Vera" und „Clemens August Alertz," ueben belebten Schilderungen wie „Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen," „Die Villa Ronzano," „Das Bourbonenschloß Caserta," historischen Skizzen wie der über „Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler" und der geschichtsphilosophischen „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte" finden sich kunsthistorische Abhandlungen „Zwei wieder auferstandne antike Figuren von Erz" und die vergleichende „Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance und das deutsche Passionsspiel in Tirol," auch bloße inhaltreiche Kritiken, wie die über Luigi Fumis „Ur-

kundenbuch der Stadt Orvieto," kurz jene zahlreichen Späne, die bei den großen Lebensarbeiten eines Forschers, Darstellers und Wanderers wie Ferdinand Gregorovius abfallen und abfallen müssen. Bei der feinen Beobachtungsgabe und dem klaren und vornehmen Stil, die dem hochgebildeten Manne eigen waren, wird auch dieses bunte Allerlei aufmerksame und dankbare Leser finden.

Die Wahrheit auf der Bühne. Eine Studie von Hans Sittenberger. Wien, A. Bauer, 1893

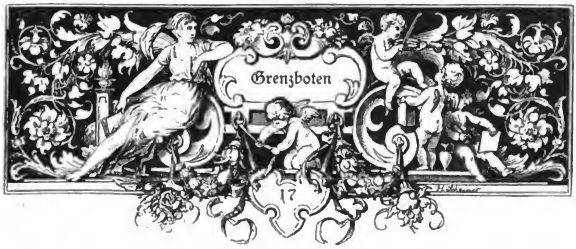
Wenn das Getöse und die aus den verschiedensten Quellen strömende Sündflut des Naturalismus irgend etwas Gutes haben, so ist es der Umstand, daß sie Anlaß zu Untersuchungen geben, die einfach genug sind, deren Ergebnisse auch nicht als neue „Offenbarungen" verkündet werden können, die aber doch dem gesunden Menschenverstande hie und da wieder zu seinem Rechte verhelfen. Eine solche Untersuchung ist die vorliegende von Hans Sittenberger. Sie wendet sich gegen die Forderungen der Naturalisten, und zwar indem sie die Frage nach der moralischen und ästhetischen Zulässigkeit der vollen Lebenswahrheit auf der Bühne beiseite schiebt und dafür die der praktischen Durchführbarkeit dieser Lebenswahrheit eingehend erörtert. Sie geht aus von den zunächst aus den räumlichen Verhältnissen des Theaters erwachsenden drei Gesetzen, die die Bühne und das Spiel durchweg beherrschen: dem Gesetz der Perspektive, dem Gesetz der Übersichtlichkeit und dem Gesetz der größern Intensität, weist nach, daß, analog den Raumverhältnissen der Bühne, die Beleuchtung, das Spiel und die Sprache des Schauspielers, ja daß jede dramatische Komposition, die spielbar und wirkungs- und nur eindrucksfähig sein will, unter den gleichen Gesetzen steht. „Genau so wie die Bühne und das Spiel wird also auch die dramatische Komposition von den Gesetzen der Perspektive, der Übersichtlichkeit und der größern Intensität beherrscht. Objektive Wahrheit ist auf der Bühne unmöglich, ja sie würde, falls sie möglich wäre, doch nur den Eindruck der Unwahrheit machen. Alles, was man erreichen kann, ist subjektive Wahrheit, d. i. Wahrscheinlichkeit." Der Verfasser kann diese Dinge gar nicht besprechen, ohne den Widersinn dessen, was sich naturalistische Ästhetik nennt, in gelegentlichen Bemerkungen zu streifen. Des Hauptpunktes, daß besagte Ästhetik im Grunde den Begriff der Kunst leugnet und die Phantasie als „ein rudimentäres Denken, auf das man in Zukunft völlig werde verzichten können," geringschätzt, wird nur im Eingang und am Schluß der Schrift gedacht.

Schwarzes Bret

Reichsgesetzblatt Nr. 2083. Bekanntmachung, betreffend einen Nachtrag zu der Vereinbarung erleichternder Vorschriften für den wechselseitigen Verkehr zwischen den Eisenbahnen Deutschlands einerseits und Österreichs und Ungarns andrerseits rücksichtlich der bedingungsweise zur Beförderung zugelassenen Gegenstände in Gemäßheit des § 1 letzter Absatz der Ausführungsbestimmungen zum internationalen Übereinkommen über den Eisenbahnfrachtverkehr. Vom 24. März 1893.

Wenn die ganze Bekanntmachung so geschrieben ist, dann werden sie nicht viel Menschen verstehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die politischen Beziehungen Chinas

Schanghai, März 1893

Mehr als drei Jahrzehnte sind verflossen, seit die Engländer und Franzosen in Peking einzogen und damit den letzten großen Krieg zwischen China und europäischen Mächten beendeten. Während dieser Zeit war das himmlische Reich zweimal nahe daran, wieder ernstlich mit einer Großmacht des Abendlandes zusammenzugeraten. Das erstemal waren es die Russen, mit denen man sich über einen Streifen zentralasiatischen Landes nicht einigen konnte. Als die Hauptstadt Chinas von Feinden besetzt war, und als sich gleichzeitig die mittlern Provinzen in den Händen der aufständischen Taipings befanden, da hielten auch die im Westen des großen Reichs liegenden mohammedanischen Landschaften die Zeit für günstig, die chinesische Herrschaft abzuschütteln. Die Empörung begann in Kansu, der äußersten nordwestlichen Provinz des eigentlichen Chinas, und pflanzte sich von da in westlicher Richtung bis nach Kuldscha fort. Bald waren alle nördlich und südlich vom Tienschan (Himmelsgebirge) wohnenden Stämme abgefallen. Nicht viel später machte sich Jakub Beg zum Herrscher von Ostturkestan, sodaß sich jetzt ein gewaltiger feindlicher Keil zwischen die Mongolei und Tibet schob. Die kaiserliche Regierung in Peking mußte alles aufbieten, sich dies aufständische Dreieck wieder zu unterwerfen. Sobald sie daher einigermaßen zu Kräften gekommen war, schickte sie einen ihrer besten Generale, Tso Tsung-tang, mit großer Truppenmacht gegen die Rebellen aus. Dieser General war einer von der alten unverfälschten asiatischen Sorte, die noch nicht von europäischen Ideen von Menschlichkeit und dergleichen angekränkelt war. Er ließ alles, was sich nicht sofort bedingungslos unterwarf, einfach über die Klinge springen. Wie viele Menschen bei dieser Empörung und dann bei der Wiedereroberung des Landes umgekommen sind, davon

schweigt die Geschichte. Es wird auch wohl niemals möglich sein, die Einzelheiten dieses merkwürdigen Feldzugs genau zu erfahren. Von bekannten Persönlichkeiten hat vielleicht nur der berühmte russische Maler und Friedensapostel Wereschtschagin diese Gegenden damals besucht und den Eindruck, den die grauenhafte Verwüstung auf ihn machte, in seiner „Apotheose des Kriegs" verewigt. So schnell, wie die Kriege in Europa jetzt verlaufen, ließ sich die Sache natürlich nicht machen. Der chinesische Anführer säuberte bedächtig einen Teil des aufständischen Landes nach dem andern von feindlichen Haufen und ließ inzwischen seine Soldaten ganz gemütlich die Felder bestellen, um in der verwüsteten Gegend überhaupt leben zu können. Denn an regelmäßige Nachsendung von Proviant war natürlich bei den ungeheuern Entfernungen und bei dem Mangel aller halbwegs guten Wasser- oder Landwege nicht zu denken. So kam es, daß das Heer, das im Jahre 1871 aufgebrochen war, erst im Dezember 1877 Kaschgar erstürmte. Damit war die Unterwerfung beendet. Aber nun kam erst die größte Schwierigkeit. Die Russen, die so gern im Trüben fischen, hatten während dieser Wirren Kuldscha besetzt und wollten es nicht wieder herausgeben. Fast schien es darüber zum Kriege kommen zu sollen, um so mehr, als der erste chinesische Unterhändler, der nach Petersburg gesandt wurde, dort einen so ungünstigen Vertrag unterzeichnete, daß ihn die entrüsteten Minister in Peking dafür zum Tode verurteilten. Nur der Einspruch sämtlicher ausländischen Gesandten rettete ihn. Darauf wurde der chinesische Gesandte in London, Marquis Tseng, nach Petersburg geschickt, und ihm gelang es, einen Vertrag abzuschließen, der im August 1881 bestätigt wurde. Rußland gab Kuldscha gegen Zahlung von neun Millionen Rubeln an China zurück. Diesmal also hatten sich die Chinesen nicht wieder einfach darein gefunden, sich einen dem russischen Bären gerade vor der Nase liegenden Streifen Landes ohne weiters wegnehmen zu lassen, wie es im Jahre 1858 mit dem Amurgebiet geschehen war.

In den letzten zwölf Jahren sind nun die Beziehungen zwischen Rußland und China äußerlich immer ganz freundlich gewesen; aber die Chinesen wissen recht gut, daß das nordische Reich stets ihr gefährlichster Gegner bleiben wird. Ein chinesischer Diplomat soll dies früher einmal so ausgedrückt haben: Wir können alle fremden Gesandten ungestraft mißachten, mit einziger Ausnahme des russischen, denn das könnte uns leicht ein paar hundert Quadratmeilen Landes kosten. Seitdem hat sich das Verhältnis allerdings etwas verschoben. In Nordchina stehen nämlich jetzt so viele verhältnismäßig gute Truppen, daß es ihnen nicht schwer fallen würde, bei einem Kriege mit Rußland das Amurgebiet zu überrennen, weil dort nur schwache Besatzungen liegen. Erwägungen dieser Art sind es auch ohne Zweifel in erster Linie gewesen, die die Regierung in Petersburg dazu bestimmt haben, endlich mit der Erbauung der sibirischen Eisenbahn Ernst zu machen. Alle begehrlichen Absichten der

Russen auf Korea werden zunächst zurückgestellt werden müssen, aber nach der Vollendung der Eisenbahn wird man wohl bald wieder davon hören. Denn die koreanischen Häfen sind eisfrei, während die Schiffahrt in Nikolajewsk für sechs Monate und in Wladiwostok für vier bis fünf Monate im Jahre ruht.

Mittlerweile versucht man zur Abwechslung wieder einmal an dem äußersten andern Ende des chinesischen Reichs vorzudringen. Ein merkwürdiger Anblick, dies riesige Binnenreich, das sich an der Ostsee, am Schwarzen Meere, am Großen Ozean und in Hochasien immer wieder streckt, um ungehinderten Zugang zum Meere zu gewinnen! An der Ostsee wird die deutsche Kriegsmacht dem Vordringen der Russen hoffentlich auf immer einen Riegel vorschieben. Auch ist der Gewinn der preußischen Häfen für die Russen allgemein betrachtet am wenigsten wichtig, weil sie nicht eisfrei sind. Wo auf den drei andern Punkten der erste energische Stoß des Kolosses erfolgen wird, kann nur die Zukunft lehren. Daß sich hier aber ein natürlicher Prozeß vollzieht, der sich wohl eine Weile hemmen, aber nicht aufhalten läßt, ist für jeden klar, der die Sache unbefangen betrachtet. Sonderbar genug, daß das so viele englische Diplomaten nicht einsehen wollen! Der einfache Verstand der Naturvölker urteilt da richtiger: die ganze Welt wird einst den Russen gehören, sagen die Tekke-Turkmenen. Wenn das Riesenreich nicht zerfällt, wird sich dies Wort für Zentralasien bewahrheiten und Rußland allmählich den Zugang zum Indischen Ozean gewinnen. Auf der Hochebne von Pamir scheinen die Russen jetzt zwar auf den vereinigten Widerstand der Engländer und Chinesen zu stoßen. Aber das sieht gefährlicher aus, als es ist. Eine Armee, die drei Jahre brauchte, um vom chinesischen Meere bis nach Hochasien zu gelangen, und weitere drei Jahre, um Ostturkestan zu unterwerfen, kann den Engländern nicht viel nützen. Allerdings könnten die Chinesen mit Erfolg gegen das Amurgebiet wirken, aber die Engländer müßten sich während dessen allein helfen. Das weiß man in Kalkutta sehr wohl. Die Russen aber werden durch Zähigkeit ihren Zweck wohl immer wieder erreichen und endlich vor der Thür Indiens stehen, wo es dann für die Engländer keine weitere Nachgiebigkeit mehr giebt.

Das halb bewußte, halb unbewußte Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen von England und China gegenüber Rußland hat die Diplomaten des himmlischen Reichs veranlaßt, sich die unmittelbare Nachbarschaft der Engländer in Birma viel ruhiger gefallen zu lassen, als die der Franzosen in Tongking. Einen größern Unterschied giebt es kaum. Nur einmal wurde das gute Einvernehmen dort gestört, als der englische Konsularbeamte Margary, der zur Erforschung der Handelsstraßen von Birma nach China gesandt war, im Jahre 1875 meuchlings ermordet wurde. Die Chinesen zeigten sich aber den daraus entstehenden Forderungen der Engländer gegenüber sehr nachgiebig. Unter anderm wurden dem auswärtigen Handel mehrere neue Häfen geöffnet,

und eine in vielen Tausenden von Exemplaren im ganzen Reiche verbreitete kaiserliche Proklamation gebot den Schutz aller in China reisenden Fremden. Sonst haben die Engländer, obwohl sie inzwischen durch Besitznahme von Oberbirma unmittelbare Nachbarn der Chinesen geworden sind, an der Grenze wenig von Unruhen zu leiden. Viel hat hierzu beigetragen, daß man stets auf die Empfindlichkeit des Kaisers von China alle mögliche Rücksicht genommen hat. Dieser hat nämlich bis zum heutigen Tage noch nicht den Anspruch aufgegeben, Suzerän des Königs von Birma zu sein. Aller zwölf Jahre einmal ging früher eine Gesandtschaft von Bhamo nach Peking, um Geschenke des birmanischen Vasallen zu überbringen, zuletzt im Jahre 1881. In diesem Jahre soll es nun ebenso gemacht werden. Die Welt wird dann also das wunderliche Schauspiel sehen, daß im Namen eines gar nicht mehr vorhandnen Königs Geschenke überreicht werden. Da aber dieser König jetzt thatsächlich die Königin Viktoria ist, so wird es nicht leicht sein, eine beide Seiten befriedigende Fassung der Adresse zu finden. Ohnehin wird der ganze Vorgang der von vielen hohen chinesischen Würdenträgern noch immer im stillen gehegten Auffassung neue Nahrung geben, daß alle ausländischen Herrscher eigentlich Vasallen des Sohns des Himmels seien. Der Schritt ist daher von zweifelhaftem Wert. Immerhin hat man dadurch Ruhe vor den lästigen Grenzplackereien, die den benachbarten Franzosen den Besitz Tongkings schon längst verleidet haben.

Die Franzosen sind nicht sehr beliebt bei den Chinesen. Der Hauptgrund hierfür ist auf religiösem Gebiete zu suchen. Während die große Masse des chinesischen Volks natürlich weder einen Unterschied zwischen den Angehörigen der einzelnen ausländischen Staaten, noch zwischen Protestanten und Katholiken zu machen versteht, sind in den Augen der etwas besser unterrichteten alle protestantischen Missionsstationen englisch und alle katholischen französisch. Nun hegt man aber gerade gegen die Findelhäuser der katholischen Mission ein unüberwindliches Mißtrauen. Früher war die Mission unvorsichtig genug, dies Mißtrauen noch dadurch zu vermehren, daß sie den Überbringern von angeblich gefundnen Säuglingen Belohnungen gab. Das soll, wie die Chinesen auch jetzt noch aufs bestimmteste behaupten, oft genug Kinderraub zur Folge gehabt haben, und wer die Chinesen kennt, der wird das auch leicht für möglich halten. Genug, solche unvernünftige Belohnungen veranlaßten die schlimmste Bewegung, die bis jetzt in China jemals gegen christliche Missionare vorgekommen ist: im Juni 1870 wurden der französische Konsul in Tientsin nebst seinem Begleiter und achtzehn Nonnen scheußlich ermordet. Vielleicht hätte sich der wütende Pöbel hiermit noch nicht begnügt, wenn er nicht durch einen glücklicherweise eintretenden starken Regen zerstreut worden wäre. Nur dem bald darauf beginnenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich hatten es die Chinesen zu danken, daß die Franzosen sie für diese

Barbarei nicht so energisch zur Rechenschaft ziehen konnten, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Frankreich begnügte sich mit einer offiziellen Abbitte und mit der Hinrichtung von sechzehn Personen. Ob dies aber die Haupt-übelthäter gewesen sind, ist sehr zweifelhaft.

Im Jahre 1885 fehlte wenig, daß es zum ernstlichen Kriege zwischen Frankreich und China gekommen wäre, weil man in Peking die Franzosen nicht als unmittelbare Nachbarn in Tongking dulden wollte und deshalb alte Hoheitsrechte auf das Land geltend machte. Wieder war es die Lage in Europa, woraus den Chinesen Hilfe erwuchs. Denn die Blicke der Franzosen sind ja so starr auf Elsaß-Lothringen gerichtet, daß sie es gar nicht mehr fertig bringen, anderswo den Dingen ins Gesicht zu sehen. Die mit den Chinesen begonnenen Feindseligkeiten wurden mit ganz unzureichenden Mitteln weitergeführt. Als die Vernichtung eines Teils der chinesischen Flotte im Min-Flusse bei Futschau nicht den gewünschten Eindruck in Peking machte, versuchten die Franzosen Formosa zu erobern. Sie erlitten aber im Norden der Insel von den sehr viel stärkern chinesischen Truppen Schlappen, sobald sie sich über den Bereich ihrer Schiffskanonen hinauswagten. So hielten sie nur den Nordrand Formosas und die Pescadores oder Fischerinseln. Die ganze Westküste Formosas sollte angeblich blockirt sein, aber das war der reine Humbug. Zwei französische Kriegsschiffe, die noch dazu des Nachts stets vor Anker gingen, sollten für die Blockade genügen. Die Folge war, daß die Reedereien der Neutralen dadurch Schaden erlitten, weil sie den wahren Zu-stand nicht kennen konnten, während die chinesischen Dschunken, die fortwährend die Blockade brachen, den größten Vorteil davon hatten. Endlich gelang es im Frühjahr 1886 durch Vermittlung des chinesischen Generalzolldirektors, Sir Robert Hart, den Zwist beizulegen. Frankreich räumte Formosa und die Fischerinseln, und China gab seine Rechte auf Tongking auf, zahlte aber keine Kriegsentschädigung. Den Franzosen ist ihr neuer Besitz jedoch bisher noch nicht zum Segen geworden. Immer haben sie sich mit mehr oder weniger organisirten Banden herumzuschlagen, und da diese offenbar von China aus heimlich unterstützt werden, so wird der jetzige Zustand über kurz oder lang wieder zu ernstlichen Schwierigkeiten führen.

Es bleibt noch übrig, etwas über das Verhältnis Chinas zu den Ver-einigten Staaten von Amerika zu sagen. Bruder Jonathan hat bekanntlich in Dingen internationaler Sitte seine eignen Anschauungen, die manchem von uns Europäern wenig vornehm oder auch geradezu rücksichtslos vorkommen. Jeder, dem dies schon unangenehm aufgefallen ist, wird jetzt eine berechtigte Schadenfreude empfinden, wenn er erfährt, wie es den Amerikanern kürzlich mit den Chinesen ergangen ist. Die Chinese Exclusion Bill bestimmte, daß künftig keine Chinesen mehr ins Land gelassen werden sollten, und daß sich die schon in den Vereinigten Staaten ansässigen alle bei Strafe der Depor-

tation bis zu einem bestimmten Zeitpunkt einschreiben lassen sollten. Der Versuch einer vorherigen Verständigung mit der Regierung in Peking wurde nicht beliebt, was die Chinesen nicht wenig aufbrachte. Sic volumus, sic jubemus, wir, das souveräne amerikanische Volk! Aber die Herren Yankees hatten die Rechnung ohne Berücksichtigung der allen Asiaten innewohnenden vis inertiae gemacht. Diese passive Widerstandskraft verkörpert sich unter den Chinesen überall in der Form von Gilden, die unter ihren Landsleuten außerordentlichen Einfluß haben. Selbst ein energischer Mandarin überlegt es sich dreimal, ehe er etwas gegen den bestimmt ausgesprochnen Willen einer Gilde durchzusetzen sucht.*) In San Franzisko wußten die Gilden sofort nach dem Erlaß der Exclusion Bill fast alle Chinesen im ganzen Lande zu bestimmen, sich unter keinen Umständen einschreiben zu lassen. Der Erfolg ihrer Bemühungen war glänzend, wie jeder Kenner des chinesischen Charakters voraussehen konnte. In den Vereinigten Staaten sind offiziell 150000 Chinesen gezählt worden. Man giebt aber allgemein zu, daß diese Zahl viel zu niedrig ist, und daß vielleicht 200000 noch unter der Wirklichkeit bleibt. Wie viele von den 200000 bezopften Kindern des himmlischen Reichs haben nun dem Befehle Bruder Jonathans Folge geleistet? Die Antwort ist: fünf! Außerdem haben zwei weitere Chinesen erklärt, sie würden so freundlich sein, sich einschreiben zu lassen, wenn das Gesetz nach ihren Wünschen etwas geändert würde. Da man nun nicht im Ernst daran denken kann, die 199995 widerspenstigen Menschen aus dem Lande zu schaffen, so wird das Gesetz einfach ein toter Buchstabe bleiben, und das asiatische Beharrungsvermögen hat damit einen großen Sieg erfochten.

Daß sich die Amerikaner vor Erlaß ihrer Bill nicht erst mit den chinesischen Staatsmännern ins Einvernehmen zu setzen versuchten, hat ihnen allerdings höchst wahrscheinlich endlose Verhandlungen erspart. Ist doch nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß die Verhandlungen zwischen chinesischen und europäischen oder amerikanischen Diplomaten in den letzten Jahrzehnten zum nicht geringen Teile darin bestanden haben, absichtliche Mißverständnisse der Chinesen aus dem Wege zu räumen. Denn in der Kunst des Mißverstehens wird dies Volk von keinem andern übertroffen. Besonders das den hohen Mandarinen noch immer sehr unbequeme und widerwärtige Verlangen neu

*) Wie mächtig die Gilden sind, davon ein Beispiel aus Schanghai. Kürzlich brannten hier ein großes, Chinesen gehörendes Möbellager und das Haus eines Mandarinen ab. Das Feuer war höchst wahrscheinlich im Hause des Beamten ausgebrochen. Um aber die Verantwortung von sich abzuwälzen, veranlaßte der Mandarin die Einkerkerung des Kochs der Möbelhändler, eines Kantonesen. Man versuchte dem Unglücklichen im Gefängnis durch die Folter die Aussage zu entlocken, daß das Feuer durch seine Unachtsamkeit in der Küche entstanden sei. Aber er blieb standhaft. Inzwischen legte sich die mächtige Gilde der in Schanghai ansässigen Kantonesen ins Mittel, und ihr gelang sehr bald die Befreiung des Kochs.

angekommner fremder Gesandten, vom Kaiser in seinem Palast empfangen zu werden, haben sie bisher noch stets wenigstens teilweise zu umgehen verstanden. Es ist recht bedauerlich, daß die Engländer und Franzosen beim letzten Friedensschlusse in dieser für Asiaten so wichtigen Formfrage nicht viel durchgreifender verfahren sind. Jetzt kann man, nachdem das Versäumnis einmal geschehen ist, dem gewünschten Ziele nur Schritt für Schritt näher kommen, weil niemand um einer solchen Ursache willen Krieg mit China wird anfangen wollen.

Als der vorige Kaiser, Tung-tschi, für volljährig erklärt wurde, verlangten die in Peking anwesenden Vertreter der fremden Mächte alsbald, von ihm empfangen zu werden. Lange sträubten sich die chinesischen Staatsmänner, dies zum erstenmal an sie gestellte ungeheure Ansinnen zu befürworten, wenn sich die Fremden nicht vor dem Kaiser niederwerfen wollten. Nach viermonatigen Verhandlungen gaben sie endlich nach; statt des Fußfalls wurde eine neunmalige Verbeugung vereinbart. Noch viele Jahre später erzählte sich das Volk in Peking, daß dem Doyen des diplomatischen Korps, Sir Thomas Wade, beim Anblick des Sohnes des Himmels der kalte Angstschweiß aus allen Poren gebrochen sei.

Der junge Kaiser starb schon im Jahre 1875, und wieder folgte eine Regentschaft, sodaß die Frage weiterer Audienzen die Diplomatie erst vor zwei Jahren abermals zu beschäftigen begann. Beim ersten Empfang hatten sich die Fremden nicht sonderlich um den Ort, wo er stattfinden sollte, gekümmert. Dies machten sich die schlauen Chinesen zu nutze und bestimmten für die zweite Audienz eine Halle, in der früher oft tributpflichtige Fürsten oder deren Abgesandte empfangen worden waren. Als davon noch rechtzeitig etwas ruchbar wurde, weigerten sich die Gesandten anfangs, in dieser Halle zu erscheinen, gaben aber schließlich nach unter der Bedingung, daß das nächstemal ein passenderer Ort gewählt würde. Hätten sie sich damals klar gemacht, daß die über dieser Empfangshalle angebrachten Schriftzeichen „Halle der Erniedrigung“ bedeuten, so würden sie schwerlich hineingegangen sein. Alle Gesandten wurden also nun vom jetzigen Kaiser Kuang-hsü empfangen. Der Doyen war diesmal der deutsche Gesandte, Herr von Brandt.

Seitdem sind bereits mehrere Wechsel im Pekinger diplomatischen Korps eingetreten. Aber weder mit dem neuen russischen noch mit dem neuen französischen Gesandten haben sich die chinesischen Staatsmänner bis jetzt über eine Audienz einigen können. Beide verlangen vom Kaiser in seinem Palast empfangen zu werden. Dem neuen österreichischen Gesandten für China und Japan, Herrn von Biegeleben, wurde im vorigen Herbst eine Audienz in einem Teile des Palastes bewilligt, der von frühern Herrschern bewohnt worden ist. Derselbe Ort wurde kürzlich für den Empfang des neuen englischen Gesandten, Herrn O'Conor, gebraucht, und diesem wurde die Benutzung des in diesen

Flügel führenden Hauptthores zugestanden. In dem von ihm selbst bewohnten Teile des Palastes hat der Kaiser aber noch keinen Ausländer empfangen. Die nächste Audienz wird möglicherweise dem Nachfolger des jetzigen deutschen Gesandten erteilt werden, weil Herr von Brandt im Frühling leider seinen Abschied nehmen will.

Wenn der neue Gesandte ein paar Kriegsschiffe mit hierher bringen könnte, so würde sich jeder Deutsche in Ostasien darüber freuen. Es muß immer wieder auf die höchst ungenügende hier stationirte deutsche Marinemacht hingewiesen werden. Von unsern beiden Kanonenbooten überwintert eins gewöhnlich in Tientsin, sodaß dann mehrere Monate nur ein einziges kleines Kriegsschiff wirklich verwendbar ist. Dies ist in unruhigen Zeiten, die leicht einmal wieder eintreten können, viel zu wenig zur nachdrücklichen Wahrung der großen Handelsinteressen, die das deutsche Reich in Ostasien zu vertreten hat. Übergroße Sparsamkeit könnte sich hier einmal bitter rächen.

Rückblicke und Ausblicke auf die soziale Frage

(Schluß)

Fürst Bismarck hat den Reichstag oft und bitter angeklagt, daß in ihm das Fraktionsinteresse jedes andre überwiege. Neuerdings hat er seine Klagen noch dahin erweitert, daß dem Reichstag in wirtschaftlichen Fragen ein festes Rückgrat fehle (Handelsverträge). Beide Klagen sind berechtigt und werden von der überwiegenden Mehrheit des Volkes geteilt. Auch die Männer des neuen Kurses haben sich wiederholt darüber beschwert, daß das Fraktionsinteresse im Reichstage das nationale Interesse überwiege. So berechtigt aber diese Klagen an und für sich sind, so unberechtigt würde es sein, die Reichstagsmitglieder dafür verantwortlich zu machen. Der Grund liegt nicht in den Personen, sondern in der Einrichtung. So lange diese nicht geändert wird, werden die Klagen nicht aufhören.

Europa steht heute in dem Zeichen der sozialen und wirtschaftlichen Fragen. Die politischen Fragen waren der Traum unsrer politischen Kinderjahre. Sie sind vom Volke längst in den Rumpelkasten geworfen worden, in den sie gehören. Denn die Erfahrung aller Kulturstaaten hat den unwiderleglichen Beweis geführt, daß das Wohl der Völker nicht von politischen Formen und von Verfassungsfragen abhängt. Nur in unsern Volksvertretungen spielt der

alte Plunder von Liberal, Fortschritt, Konservativ, Reaktionär seine Rolle weiter. Der Abgeordnete soll gesetzlich das ganze Volk vertreten. Dies ist nichts als eine sinnlose und unmögliche Einbildung. Denn selbst der begabteste Parlamentarier ist nicht imstande, sich das Gesamtinteresse des Volkes aus dem Wirrwarr der Tageskämpfe heraus zu destilliren und zu vertreten, auch wenn er den besten Willen dazu mitbrächte. Und wenn er es vermöchte, würde er doch stets der Versuchung unterliegen, seine persönlichen Überzeugungen, Neigungen und Interessen mit dem Gesamtinteresse des Volkes zu verwechseln und dieses dagegen zurückzusetzen. Gewählt wird der Abgeordnete auf Grund von Stichwörtern wie liberal und konservativ, die längst ihre Bedeutung verloren haben, mithin auf die eigentliche Abstimmung mehr und mehr einflußlos geworden sind. Daß sich aber der Wahlkampf fortgesetzt um theoretische Forderungen dreht, die jedes praktischen Inhalts entbehren, und bei denen sich schließlich jeder alles denken kann, hat notwendig zur Folge, daß sich an der Wahl vorzugsweise die Klassen der Bevölkerung beteiligen, die außerhalb der praktisch wirtschaftlichen Kreise des Volkes stehen, und deren Denken und Thun sich wesentlich auf abstrakte Dinge richtet. Die weitere notwendige Folge ist, daß sich unsre Volksvertretungen vorzugsweise aus Juristen, Professoren, Beamten u. s. w. zusammensetzen. Wo unter ihnen ausnahmsweise eine Interessenvertretung vorkommt, ist sie in verschiednen Fraktionen zersplittert, die sich feindlich gegenüberstehen, und deren parlamentarische Hauptaufgabe darin besteht, sich gegenseitig zu bekämpfen und sich Mandate abzuringen. Hierdurch wird für die im Parlament vereinzelt vorhandnen Interessengruppen die letzte Möglichkeit genommen, sich zusammenzuschließen und zu einer wirksamen Vertretung ihrer Interessen zu gelangen. Thatsächlich vertreten unsre Abgeordneten nur sich selbst, die Fraktionsführer entwickeln sich zu kleinen Dynasten, sie halten die Reden, kommandiren die Abstimmungen, geben die Parole aus. An sie richten sich die Wünsche aller derer, die an das Parlament ein Ansuchen zu stellen haben. Der Handel und Schacher geschieht nach dem bekannten Grundsatz Do ut des, der einzelne Abgeordnete tritt nur in die Erscheinung, wenn er spezielle Wünsche hat, Sekundärbahn, Garnison u. s. w., für die sich der Fraktionschef nicht festlegen will, und das Ende vom Ganzen ist — Panamaschwindel en gros. Es ist nur ein günstiges Zeichen von der moralischen und wirtschaftlichen Gesundheit unsers Volkes, daß der deutsche Parlamentarismus von dieser letzten Folge des Prinzips bisher frei geblieben ist.

Man hat häufig gesagt: Der Konstitutionalismus hat sich überlebt. Das ist richtig, insofern man darunter lediglich seine jetzige einseitig politische Gestaltung versteht. Ganz falsch wäre es, daraus zu folgern, daß sich die Volksvertretung überhaupt überlebt habe, und daß die Zukunft für absehbare Zeit wieder dem absoluten Staatsgedanken gehöre. Die richtige Folgerung aus

jener Thatsache kann vielmehr nur dahin führen, daß man den jetzigen politischen Scheinkonstitutionalismus beseitigt und zu einer wirklichen Volksvertretung umgestaltet. Dann wird ihr auch das vom Fürsten Bismarck vermißte feste Rückgrat nicht fehlen.

Wir fragen nun: Ist es möglich, an Stelle des gegenwärtigen Konstitutionalismus eine wirksame Interessenvertretung des Volkes auf Grund der heutigen Gesellschaftsklassen zu schaffen, und wie müßte diese beschaffen sein? Wir glauben, daß man diese Fragen ohne große Schwierigkeit mit ja beantworten kann.

Wir erinnern zunächst an die frühere ständische Verfassung fast aller deutschen Staaten, deren Nachklänge sich auch heute noch in den verschiednen Provinzial- und Kreisordnungen Preußens erkennen lassen. Alle diese ständischen Verfassungen hatten zu ihrer Grundlage Interessenvertretung der damaligen wirtschaftlichen Hauptgesellschaftsklassen: Ritterschaft, gewerbtreibende Städte und landbautreibende Landbevölkerung. Diese alten Stände haben sich allerdings überlebt, und es wäre unsinnig, ihren abgestorbnen Leib galvanisiren und zu neuen Schöpfungen erwecken zu wollen. Der Grundgedanke jener ständischen Verfassung aber ist heute noch eben so wahr wie früher, und wenn sich die Entwicklung unsrer politischen Verhältnisse auf dem gegebnen geschichtlichen Unterbau ruhig hätte weiter vollziehen können und nicht in den Jahren 1830 und 1848 gewaltsam durch fremde Einflüsse unterbrochen worden wäre, so wären wir längst im Besitze dessen, was wir nun erst gedrängt von der Not der Zeit wieder aufsuchen und aufbauen müssen.

Inzwischen ist die soziale Entwicklung des Volkes so riesenhaft fortgeschritten, daß sich für die unvermeidlich gewordne Neugestaltung unsrer Staats- und Gesellschaftsordnung schon jetzt die nötigen Unterlagen gewinnen lassen. Unser Volk zerfällt gegenwärtig im wesentlichen in folgende große Berufsklassen: Großhandel und Großindustrie, Kleinhandel und Kleingewerbe, Landbau, Kirche, Schule, Gelehrte, Beamte und Rentiers mit allen sogenannten unproduktiven Berufsklassen, Arbeiterstand. Ihre Gruppirung ergiebt die deutsche Berufsstatistik. Teilweise sind für diese Berufsklassen schon Organisationen geschaffen; wir nennen z. B. die land- und forstwirtschaftliche Unfallversicherung. Auf dieser Grundlage könnte eine wirksame Interessenvertretung aufgebaut werden, sobald ihre Notwendigkeit zur Rettung unsrer haltlos gewordnen Zustände erst klar erkannt und den Massen zur Überzeugung geworden wäre.

Es liegt uns fern, auf diese ungeheuer wichtige Frage hier näher einzugehen. Mögen sich berufnere daran wagen. Nur einige allgemeine Bemerkungen möchten wir daran knüpfen.

Die Monarchie wird durch diesen Gedanken in keiner Weise berührt. Vielmehr möchten wir hervorheben, daß sich staatliche und gesellschaftliche Neu-

organisationen von so gewaltiger Tragweite, wie wir sie hier angedeutet haben, nur unter der Führung eines willensstarken und dem Interessenkampfe der einzelnen Gesellschaftsgruppen vollständig entrückten Monarchen ruhig und sicher vollziehen können. Dies möchten wir Herrn Bebel und seinen Fraktionsgenossen, die von der republikanischen Staatsform das Heil erwarten, noch besonders entgegenhalten. Die letzten Erfahrungen der großen französischen Republik, die auf dem Stimmrecht aller Zwanzigjährigen beruht, könnten den Herren Sozialdemokraten eine heilsame Lehre geben, wenn sie aus der Geschichte überhaupt lernen wollten.

Ganz unberührt bleibt ferner das allgemeine Wahlrecht, das bei einem andern Verlauf der Dinge kaum aufrecht zu halten sein würde. Sogar eine Erweiterung auf alle zwanzigjährigen „Staatsbürger" würde dadurch nicht ausgeschlossen werden, denn ein zwanzigjähriger Maurergeselle, der über seine Interessen abzustimmen hat, würde immer noch eine glücklichere Figur abgeben, als ein fünfundzwanzigjähriger Schneider, der das „Gesamtinteresse" des Volkes vertreten soll. Sogar die Frage des Frauenstimmrechts wäre teilweise im Bebelschen Sinne lösbar, da es wohl unbedenklich sein würde, den selbständigen Frauen innerhalb ihrer Berufsklasse ein Stimmrecht einzuräumen.

Nur auf diesem Wege kann der jetzige Konflikt zwischen Staat und Gesellschaft ausgeglichen werden, den Bebel im Auge hat, wenn er für sein Zukunftsreich den Staat verwirft und durch eine Gesellschaftsordnung ersetzen will. Es war das keineswegs eine bloße Wortklauberei, wie Herr Richter meint, vielmehr liegt der unbestreitbar richtige Gedanke zu Grunde, daß die Staatsorganisation der gesellschaftlichen Entwicklung folgen muß, wenn beide nicht in einen unlösbaren Widerspruch geraten sollen, der stets zur Revolution führen wird. Denn der Staat ist niemals Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, und während eine bürgerliche Gesellschaft ohne politische Staatsorganisation sehr wohl denkbar ist, wird es niemals einen Staat ohne Gesellschaft geben.

Hiermit möchten wir das rein politische Gebiet verlassen und uns nun zu den Anforderungen wenden, die wir auf dem wirtschaftlichen Gebiete zur Lösung der sozialen Frage zu stellen haben.

Die soziale Frage ist, wie wir gezeigt haben, aus der völligen Desorganisation der Volkswirtschaft entstanden, die wir dem Liberalismus und der modernen Technik zu verdanken haben. Nun, zu dem Loche, wo die Geister hereingekommen sind, da müssen sie auch wieder hinaus, wenn wir sie loswerden wollen!

Die erste und wichtigste Aufgabe eines auf die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen der gesellschaftlichen Berufsklassen des Volkes gegründeten Reichsvertretung wird es sein, die Produktion von neuem zu organisiren und den wüsten Kampf aller gegen alle soweit als möglich zu beseitigen. Wir

verlangen mit Bebel möglichste Regelung der Produktion, um sie in einen ruhigen, stetigen Gang überzuleiten, ohne die jetzigen Schwankungen zwischen wahnwitziger Hausse und gänzlichem Niedergang mit ihrem Gefolge von Arbeitsstockung und Massenelend. Das ist des Pudels Kern in der ganzen sozialen Frage! Ohne diese Regelung müssen wir darauf verzichten, den Massen unsers Volkes eine gesicherte, ruhige und befriedigte Existenz zu verschaffen, ohne die wir sie mit der bestehenden Gesellschaftsordnung niemals versöhnen werden. Die bisher angewandten Mittel, die Unzufriedenheit der Massen zu bekämpfen, namentlich das sogenannte Klebegesetz, sind dieser Forderung gegenüber eitel Spielerei. Das letzte hat die Lage des Arbeiterstandes nur verschlimmert, indem es ihm eine jährliche Steuer von fünf bis siebeneinhalb Mark aufzwang für Vorteile, deren Wert zu schätzen dem aus der Hand in den Mund lebenden Arbeiter nicht beschieden ist. So wenig wie sich der Arbeiter durch einen Hinweis auf die himmlische Zukunft über das Unbefriedigende seines irdischen Daseins trösten läßt, ebenso wenig wird er dieses Dasein über dem Versprechen einer Alters- und Invalidenversorgung vergessen, die die wenigsten von ihnen erleben. Thatsächlich enthält das Invalidengesetz nur eine neue größere Besteuerung des Arbeiterstandes an Stelle der eben erst aufgehobnen Einkommensteuer. Sich davon eine Versöhnung der Arbeitermassen zu versprechen, das konnte nur einer Volksvertretung begegnen, deren Mitglieder eben ohne Fühlung mit dem Volke sind. Das erste, was der Arbeiter verlangt, ist eine gesicherte Existenz für sich und seine Familie; erst wenn wir ihm diese bieten, wird sich allmählich wieder Beruhigung in den aufgeregten Massen einstellen. Ohne Regelung der Produktion läßt sich aber dieses Ziel nie erreichen. Die Bedingung einer solchen aber ist der Übergang von der bisherigen internationalen Weltwirtschaft zu einer wirklich nationaldeutschen Wirtschaftspolitik. Daher nochmals: Organisation der Arbeit, Regelung der Produktion ist das A und O der sozialen Frage.

Wie hat man sich nun diese zu denken? Nicht im Sinne Herrn Bebels, der die Welt in ein großes Arbeitshaus verwandeln möchte; nicht im Sinne von Ackermann und Genossen, die von einer Wiederbelebung mittelalterlicher gewerblicher Formen und Einrichtungen eine Besserung der sozialen Frage erwarten; nicht im Sinne gewisser Staatssozialisten, die den Staatsbetrieb auf alle größern Gewerbe ausdehnen wollen; nicht durch Aufhebung der gegenseitigen Konkurrenz; nicht durch Aufhebung der Freizügigkeit; nicht durch Aufhebung der Gewerbefreiheit. Sondern durch eine dem Volkswohl entsprechende Beschneidung der Auswüchse der Konkurrenz, dadurch, daß man es aufgiebt, das Hin- und Herfluten der Arbeitermassen aus einem Teile Deutschlands in den andern auf jede denkbare Weise noch zu erleichtern und auf Kosten der übrigen Staatsbürger zu unterstützen, endlich durch Beschränkung der Gewerbefreiheit auf dem Gebiete der Großindustrie, dem ausschlaggebenden Gebiete der

heutigen Volkswirtschaft, das sich bisher bei seiner bis in die höchsten Regierungskreise herrschenden Verehrung als „Nährmutter" des Volkes der staatlichen Beeinflussung fast ganz entzogen hat. Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten der modernen Gesetzgebung, daß die Gewerbeordnung für eine ganze Anzahl der unschuldigsten Geschäfte Konzessionspflicht vorschreibt, der Großindustrie aber gestattet, nach Belieben in jede Gemeinde mit Tausenden zusammengewürfelter Arbeiter einzubrechen, das Gemeindeleben, die Kirche, die Schulen zu zertrümmern und schließlich die angehäuften Menschenmassen, sobald der periodische Krach eintritt, der Gemeinde, dem Kreise, dem Bezirk zu überlassen, damit sie von diesen vom Hungertode gerettet werden. Wir verlangen daher, um es rund heraus zu sagen, in Zukunft Konzessionspflicht für jede neu zu errichtende Fabrik, sowie für jede Erweiterung bestehender Fabrikanlagen. Wir verlangen, daß zu diesem Zweck in jeder Provinz eine volkswirtschaftliche Behörde eingesetzt werde, die die Erteilung der Konzession abhängig zu machen hat erstens von der Prüfung der Bedürfnisfrage; zweitens davon, daß alle für die Arbeiterschaft nötigen Wohlfahrtseinrichtungen an gesunden Einzelfamilienwohnungen, die mit Garten und Ackerland auszustatten wären, an Schulen u. s. w. beschafft werden und ihre Unterhaltung sicher gestellt werde; drittens, daß die Anhäufung der Fabriken und Arbeitermassen dadurch vermieden werde, daß für jede neu zu gründende Fabrik ein gewisses Entfernungsmaß zu der nächsten bestehenden Fabrikanlage vorgeschrieben wird.

Um diese Forderung näher zu erläutern, wählen wir folgendes Beispiel. Man denke sich, es wäre möglich, die Stadt Berlin mit ihren unzähligen Fabriken und Arbeitsstätten wie eine Häuserschachtel, die man den Kindern zu Weihnachten schenkt, auseinanderzunehmen und die einzelnen Betriebsstätten in Kilometerentfernung über die Provinz Brandenburg zu verteilen. Man wird zugestehen müssen, daß die Industrie dadurch infolge unsrer entwickelten Verkehrsmittel für ihren Betrieb kaum etwas verlieren würde, was nicht durch Ersparungen an Anlagekapital und an Arbeitslöhnen reichlich ersetzt würde. Man wird aber auch zugestehen müssen, daß durch eine solche Zerlegung der Industrie der sozialen Frage für Berlin die Spitze abgebrochen wäre, daß wir mithin durch eine einfache Maßregel der Baupolizei einen großen Teil der jetzigen sozialen Schwierigkeiten hätten vermeiden können. Diesen Vorteil möchten wir der zukünftigen industriellen Entwicklung sichern.

Wir erkennen an, daß nur eine aus Fachkundigen zusammengesetzte Provinzialgewerbebehörde mit der Konzessionsprüfung betraut werden könnte. Wenn es schon jetzt seine Schwierigkeiten hat, unter den Regierungsbeamten einen brauchbaren Gewerbedezernenten zu finden — wir dürfen dies dem Herrn Kultusminister Bosse aufs Wort glauben —, so wird man selbstverständlich darauf verzichten müssen, die hier geforderten ausgedehnten gewerbepolizeilichen Befugnisse einer bloßen Verwaltungsbehörde zu

übertragen; vielleicht ließe sich der Provinzialrat zu einem wirklichen Provinzialgewerberat erweitern.

Man wird vielleicht erwidern, daß eine Prüfung der Bedürfnisfrage bei Anlegung und Erweiterung von Fabriken unausführbar sei. Wir können diese Ansicht nicht teilen, so wenig wir die Schwierigkeiten verkennen. Wenn schon jetzt jeder kleine Stadt- und Kreisausschuß imstande ist, über die Bedürfnisfrage bei Errichtung neuer Gast- und Wirtschaftsbetriebe zutreffend zu entscheiden, so wird es auch möglich sein, volkswirtschaftliche Organe zu schaffen, die hierzu auch hinsichtlich des industriellen Großbetriebes befähigt sind. Je mehr unsre Industrie von dem Weltmarkt verdrängt und auf die Befriedigung des nationalen Wirtschaftsbedarfs beschränkt wird, um so einfacher wird sich die Frage gestalten, um so besser wird es gelingen, der jetzt herrschenden wüsten Anarchie auf dem Gebiete der industriellen Produktion ein Ziel zu setzen und sie allmählich in geordnete Bahnen überzuleiten. Mögen die Vertreter der Großindustrie mit ihren zahlreichen Anhängern in Parlament und Regierung gegen unsern Vorschlag noch so sehr wüten, wir bleiben dabei: man darf die kleinen Diebe nicht hängen und die großen laufen lassen; was für jeden Gast- und Schankwirt recht und billig ist, kann für die Großindustrie nicht ungerecht sein. Alle Bier- und Branntweinwirtschaften Deutschlands zusammengenommen können sittlich und wirtschaftlich nicht so viel Verheerungen anrichten, wie sie jede einzelne der großen periodischen Industriekrisen über uns ausbreitet.

Richtig ist, daß auch durch Einführung des Konzessionszwanges diese Krisen nicht vollständig beseitigt werden würden. Um dies Ziel zu erreichen, bedarf es einer weitern Regelung der Produktion nach dem Bedarf wenigstens für die Industrien, deren Produktion eine ungemessene Steigerung gestattet. Eine solche Regelung liegt aber im Interesse der Industrien selbst und ist teilweise schon jetzt unter der Herrschaft des wildesten Konkurrenzjagens durch vertragsmäßige Konsortienbildung angebahnt. Sollte es wirklich unmöglich sein, diese Konsortienbildung gesetzlich zu regeln und auf diesem Wege die Organisation der Arbeit nach dem Bedarf zu erreichen, für die Bebel kein andres Mittel weiß, als den rohen Einspruch der obersten Leitung, die jede Freiheit und jede wirtschaftliche Selbständigkeit vernichtet? Auch hier wird die fortschreitende Verengung des sogenannten Weltmarktes zu Hilfe kommen und die Erreichung des Zieles erleichtern.

Immerhin wird es für die Übergangszeit bis zur vollständigen Erreichung des Zieles notwendig sein, zum Schutz der Arbeiter Bestimmungen zu treffen, um diese gegen die Gefahren vorübergehender Krisen sicher zu stellen. An einem Beispiel fehlt es nicht. Die Großgrundbesitzer des Ostens sind bekanntlich gesetzlich verpflichtet, ihren Arbeitern auch dann Wohnung und Unterhalt zu gewähren, wenn sie ihrer Arbeit nicht bedürfen. Nun, was für den pommerschen

Rittergutsbesitzer gerecht und billig ist, kann für die Barone der Großindustrie nicht ungerecht sein. Wer das nicht vertragen kann, der mag seinen Betrieb rechtzeitig einstellen — ein Rat, den die Herren Richter und Rickert schon hundertmal den klagenden Grundbesitzern des Ostens erteilt haben. Der Staat hat ebenso wenig das Recht wie die Pflicht, die Menschenopfer, die die Großindustrie schafft, ihr abzunehmen und auf die Schultern des Volks abzuwälzen. Viel richtiger erscheint es uns, die Großindustrie der einzelnen Provinzen gesetzlich zu einem gemeinsamen Arbeiterhilfsverband unter öffentlicher Kontrolle zu vereinen und dadurch ihre Arbeitermassen gegen vorübergehende Arbeitsstockungen sicherzustellen.

Noch erübrigt es, die Frage zu untersuchen, ob und wie die bestehende Kluft zwischen Kapital und Arbeit, zwischen „Arbeitgebern" und Arbeitern überbrückt werden soll.

Herr Bebel wird mit dieser Frage leicht fertig, er konfiszirt das Kapital und macht die Besitzer zu besitzlosen Arbeitern. Das bedeutet aber nichts weniger, als die Lösung in einem allgemeinen Blutbad suchen, dessen Ausgang die Welt auf die niedrigsten Kulturstufen zurückschrauben würde, denn mit dem Eigentum hat jede Kultur erst begonnen. Herr Bebel leugnet dies zwar und will alles von der „natürlichen Entwicklung" erwarten. Herr Liebknecht war ehrlich genug, einzugestehen, daß die natürliche Entwicklung einer kleinen sozialdemokratischen Nachhilfe bedürfen würde, die selbstverständlich nur darin bestehen kann, daß Besitzer, die ihr Eigentum nicht freiwillig hergeben wollen, durch Gewalt davon befreit werden. Denn selbstverständlich ist kein Sozialdemokrat so einfältig, anzunehmen, daß die Klasse der Besitzenden, die Gott sei Dank die überwiegende Mehrheit des Volkes bilden, ihr mühsam errungnes Eigentum gutwillig hergeben und an die Herren Nichtbesitzer überlassen werden. Wer es haben will, der mag nur kommen, um es zu nehmen: er wird mit blutigem Kopfe zurückgewiesen werden. Der Säbel und die Kugel werden schließlich entscheiden. Wie diese Entscheidung aber ausfallen wird, das kann bei dem Zahlenverhältnis der Besitzenden und der Nichtbesitzenden nicht zweifelhaft sein. Den Besitzern kann es jederzeit recht sein, wenn der Versuch gemacht wird — er würde die besitzende Welt auf Menschenalter hinaus von allen sozialdemokratischen Schmerzen befreien. Wenn daher die besitzende Klasse ihre Lebensaufgabe daransetzt, den Kampf zu vermeiden, so geschieht es wahrhaftig nicht in ihrem Interesse, sondern im Interesse der armen Gimpel, die auf die Bebelsche Leimrute gegangen sind.

Das alles ist so selbstverständlich, daß es fast lächerlich erscheinen kann, wenn man darüber noch ein Wort verliert. Die große reaktionäre Bande, wie die Herren Sozialdemokraten die besitzenden Klassen zu tituliren belieben, müßte wirklich bis ins letzte Mark verdorrt sein, wenn sie mit Herrn Bebel und seinen jungen und alten Anhängern der neuesten Wissenschaft nicht leicht fertig werden

wollte. Traurig ist es nur, wenn Männer in dieser furchtbar ernsten Sache eine Heuchelei treiben, die nur die Grünsten der Grünen täuschen kann. Giebt es denn gar keine Verantwortung für solchen Schwindel?

Der Bebelsche Vorschlag zur Versöhnung von Kapital und Arbeit kann also auf sich beruhen. Wir schlagen den entgegengesetzten Weg zur Lösung vor: wenn wir die Kapitalisten nicht zu Arbeitern herunterdrücken können, so wollen wir den Versuch machen, die Arbeiter zu Kapitalisten zu erheben! Mancher wird hierzu bedenklich den Kopf schütteln. Wir bitten aber, erst zu hören und dann zu schütteln.

Wir denken uns die Sache in folgender Weise. Wenn ein Plantagenbesitzer der nordamerikanischen Südstaaten vor 1863 eine Zuckerplantage mit hundert Schwarzen errichten wollte, so erforderte der Ankauf seiner Arbeiter ein Anlagekapital von 100000 Dollars. Wenn dagegen ein Bewohner der Nordstaaten eine cotton-mill mit hundert freien Arbeitern errichtete, so ersparte er dieses Anlagekapital, denn es wurde ihm von der bürgerlichen Gesellschaft unentgeltlich zur Verfügung gestellt. In dieser Lage befindet sich heute jeder industrielle Unternehmer. Die Gesellschaft liefert ihm sein gesamtes Arbeitskapital unentgeltlich und fordert dafür weder Zinsen noch Abnutzungskosten, nimmt es sogar, wenn es verbraucht ist, umsonst zurück und trägt dafür noch die spätern Unterhaltungskosten. Nun fragen wir: Ist das vom volkswirtschaftlichen Standpunkte berechtigt? ist es vom menschlichen Standpunkte zu verantworten? Wir müssen beide Fragen entschieden verneinen. Die zweite, weil die materielle Lage des freien Arbeiters dadurch unter den Standard des frühern schwarzen Arbeiters herabgedrückt wird, die erste, weil wir es den Klassen der Bevölkerung gegenüber, die nicht Unternehmer sind, für ungerecht halten, wenn das Arbeitskapital, das sie selbst auf ihre Kosten aufgezogen und angesammelt haben, der kleinen Klasse der Unternehmer unentgeltlich zu vorzeitiger Abnutzung überlassen wird. Eine solche Bevorzugung einer kleinen Gesellschaftsklasse auf Kosten aller übrigen, wie sie mit der jetzigen Gesellschaftsordnung verbunden ist, kann unmöglich Dauer haben, wie der brennende Konflikt zwischen Kapital und Arbeit, aus dem die Sozialdemokratie hervorgegangen ist, zur Genüge beweist.

Wie kann nun diese Ungerechtigkeit und der offne Abgrund, der uns daraus entgegengähnt, beseitigt werden?

Wir wissen nur einen Weg dazu: wenn der zukünftige Unternehmer gesetzlich verpflichtet wird, das durch seine Arbeiterschaft dargestellte Arbeitskapital als mitbeteiligtes Aktienkapital anzunehmen und an dem Reingewinn des Betriebes in demselben Prozentsatz wie sein Anlagekapital teilnehmen zu lassen. Wir wollen das an einem Beispiel erläutern. Der Betrieb der vielgenannten Firma Gebrüder Stumm zu Saarbrücken hat dem Vernehmen nach 20000 Arbeiter. Wir nehmen die in einem zwanzigjährigen Arbeiter angesammelte ge-

sellschaftliche Arbeit, an deren Aufsparung sich Eltern, Kirche, Schule, Gemeinde und Staat beteiligt haben, zu tausend Mark an. Das würde für 20000 Arbeiter ein Gesamtarbeitskapital von 20 Millionen ergeben. Würde die Fabrik neu gegründet, so müßten diese 20 Millionen der Arbeiterschaft als Kredit neben dem übrigen Anlagekapital gutgeschrieben werden. Der einzelne Arbeiter erhielte selbstverständlich, da es sich bei diesem Kapital nicht um seine Ersparnisse, sondern um gesellschaftlich erspartes Arbeitskapital handelt, nur einen Anspruch auf die auf seinen Kapitalanteil fallende Dividende. Diese würde ihm alljährlich gutgeschrieben und von fünf zu fünf Jahren ausgezahlt. Bei einem selbstverschuldeten Austritt aus dem Betriebe vor Ablauf der fünfjährigen Zinsperiode ginge er seines Anteils zu Gunsten der übrigen Arbeiterschaft verlustig.

Auf diese Weise würde jeder Arbeiter von selbst Kapitalist, sein Interesse mit dem des Unternehmers aufs engste verknüpft und dadurch der große Riß zwischen Kapital und Arbeit am sichersten ausgeglichen werden. Gleichzeitig würde in die Arbeiterbevölkerung eine Stetigkeit und Seßhaftigkeit kommen, wie sie auf anderm Wege gar nicht zu erreichen wäre. Daß die gesetzliche Durchführung nur bei Anlegung neuer Betriebe möglich wäre, wollen wir nochmals betonen. Inwieweit seine Ausdehnung auf bestehende Betriebe vertragsweise möglich ist, brauchen wir hier nicht zu untersuchen.

Zum Schluß haben wir noch eine ernste Frage an die deutsche Schule zu richten: Wie ist es möglich, daß hunderttausende eben der Schule entwachsene Burschen alles, was ihnen die Schule an Idealen zu bieten hat, in kurzer Zeit in den Kot treten und einer sittlichen Verwilderung anheimfallen, die kaum noch vor Meineid und Mord halt macht? Wer sich diese Massenfrucht der deutschen Jugenderziehung vergegenwärtigt, wird notwendig zu der Überzeugung gelangen, daß in der Schule etwas faul sein müsse. Denn an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Niemand wird denn auch leugnen können, daß die deutsche Staatsschule bisher nicht den schweren Anforderungen gewachsen gewesen ist, die die soziale Frage an sie stellt. Wir klagen nicht an, sondern wir sprechen nur eine Thatsache aus. Nach der Ursache haben wir bisher vergebens geforscht. Sind wirklich Stoff und Methode der heutigen Staatsschule so verflacht, daß sie das Menschenherz nicht mehr dauernd mit Idealen zu erfüllen vermögen? Oder hat der eigne Mangel an Befriedigung, der die deutsche Lehrerwelt ob ihrer finanziell und sozial nicht genügend geregelten Stellung erfüllt, hier verhängnisvolle Früchte gezeitigt? Oder nimmt die Schule die Kinder zu früh auf und entläßt sie zu früh, ehe ihr Charakter soweit erstarkt ist, daß er dauernde Einwirkungen aus der Schule mit ins Leben hinausnimmt? Alle diese Fragen sind berechtigt, und es dürfte die höchste Zeit sein, daß sich ihnen die öffentliche Aufmerksamkeit zuwendet. Wer den Beruf hat, möge dabei vorangehen. Wir wollen uns hier nur offen zu

der Überzeugung bekennen, daß sich die sozialdemokratischen Thorheiten nur deshalb in Deutschland so massenhaft haben verbreiten können, weil der fortgesetzte Schuldrill, der nur auf formale Kenntnisse geht, das Gehirn des deutschen Jungen mehr rezeptiv zur Aneignung fremder Gedanken, als produktiv zu eigner Denkthätigkeit entwickelt hat.

Damit brechen wir ab. Die Sozialdemokratie hat keine Antwort gegeben auf die Frage nach ihrem Zukunftsstaat, richtiger nach der Gestalt, die sie der Gesellschaft nach dem großen Krach geben will. Auch die Marsyasschindung, die die Gegner der Sozialdemokratie an ihren Irrlehren vollzogen haben, hat uns keinen Aufschluß darüber gegeben. Der Schluß des Kampfes war ein großes Vacuum. Wir haben den Versuch gewagt, dieses Vacuum auszufüllen durch die Gedanken, die sich uns bei dem Versuch, das soziale Problem auf dem Boden der jetzigen Gesellschaftsordnung zu lösen, aufgedrängt haben. Wir haben hierbei die Überzeugung gewonnen, daß sich der berechtigte Kern der sozialdemokratischen Forderung in dem Rahmen der heutigen Gesellschaft sehr wohl erfüllen läßt, ohne daß wir den kleinsten Teil von dem zu opfern brauchen, was allen Deutschen bisher heilig war. Nur die Hand jammervoller Stümper konnte es wagen, an Thron, Altar, Vaterland, Familie, Ehe und Eigentum zu rütteln. Gewiß sind Bebel und Liebknecht glänzende und begabte Männer, aber ihre Begabung liegt in der Kritik. An positivem, fruchtbarem Denken hindert sie das Erbteil aller Autodidakten: Überschätzung ihres eignen Urteils, die sie nicht aus dem selbstgeschaffnen circulus vitiosus herauskommen läßt.

Man wird vielleicht alles, was wir positiv vorgebracht haben, als oberflächlich, längst dagewesen, unausführbar oder radikal sozialistisch und gefährlich bezeichnen. Jeder möge nach seinem Belieben damit verfahren! Wir sind darauf gefaßt. Eins dürfte aber doch dem Leser verbleiben: das Bewußtsein, daß die gegenwärtige rein politische Organisation der deutschen Reichsvertretung kaum imstande sein wird, den Anforderungen gerecht zu werden, die die Lösung der sozialen Frage an die Volksvertretung stellt. Diese Thatsache ist niemals beredter und schlagender zum Ausdruck gebracht worden, als in den klassischen Worten, mit denen der Reichstagspräsident die fünftägigen Kämpfe schloß: Wir gehn auf einen andern Gegenstand über.

Die Militärvorlage und der Antrag Bennigsen

Die unter diesem Titel von der nationalliberalen Zentralleitung herausgegebne Schrift hat das Verdienst, die Sachlage klarer zu machen und denen, die den Verhandlungen des Reichstags und der Militärkommission nicht ganz zu folgen vermocht haben, die Fragen, um die es sich handelt, näher zu bringen. In der Annahme, daß wir damit manchen Lesern dieser Blätter einen Dienst erweisen, wollen wir zunächst auf das Thatsächliche der Lage etwas näher eingehn.*)

Seit Beginn des deutschen Reiches hat im Hinblick auf die Gefahren, denen Deutschland durch seine Lage inmitten von Europa ausgesetzt ist, das deutsche Heer stets von neuem verstärkt werden müssen. Seit dem 1. Oktober 1890 betrug die höchste gesetzliche Friedensstärke an Mannschaften und Unteroffizieren 486 983 Mann. Die wirkliche Friedensstärke jedoch betrug durchschnittlich nur 466 000 Mann. Die Dienstzeit ist bekanntlich durch die Verfassung auf drei Jahre festgesetzt. Thatsächlich wurde jedoch bei der Infanterie und Artillerie ein großer Teil der Mannschaft schon nach Ablauf des zweiten Dienstjahrs entlassen, sodaß sich z. B. bei den Entlassungen im Herbst 1892 ergab, daß nur 57 362 Mann auch das dritte Jahr hindurch gedient hatten.

Dem Gesetz nach ist zwar jeder Deutsche, wenn er gesund ist, dienstpflichtig. Die zu dem Dienst herangezognen Mannschaften erschöpften jedoch bei weitem nicht die Zahl der Waffenfähigen, die alljährlich heranwuchsen, sodaß von diesen ein großer Teil kraft des gezognen Loses vom Dienste frei-

*) Ganz klar geworden sind freilich die Verhältnisse auch durch die Broschüre noch nicht. Namentlich lassen die vielen Zahlenangaben noch manches zweifelhaft. Auch die Begründung der Regierungsvorlage ist sehr dürftig. Dies zur Entschuldigung, wenn auch in diesem Aufsatze manches nicht völlig klar befunden werden sollte. — (Nachdem dieser Aufsatz zum Druck abgesandt war, hat die Norddeutsche Allgemeine Zeitung in zwei Artikeln „Irrtümer" dargelegt, die sie der Broschüre zum Vorwurf macht. Soweit als möglich, sollen diese Berichtigungen hier bei der Korrektur in Form von Anmerkungen nachgetragen werden. Übrigens beweist dieser Vorgang, wie sehr es zu wünschen wäre, daß die Militärverwaltung selbst eine gemeinfaßliche eingehende Darstellung der Sachlage veröffentlichte.)

blieb. Seit dem Jahre 1880 war die Einrichtung getroffen, daß von den der Ersatzreserve zugewiesenen Dienstpflichtigen 17 bis 18 000 Mann drei Jahre hindurch zehn, sechs und vier Wochen einberufen und notdürftig für den Militärdienst ausgebildet wurden.

Nun hat Frankreich, das mit seiner Truppenzahl stets weitergegangen ist, seit dem Jahre 1889 abermals seine Truppen stark vermehrt. Es stellt jährlich 230 000 Rekruten mit fünfundzwanzigjähriger Wehrpflicht ein. Es hat demzufolge schon jetzt (1892) 3 200 000 ausgebildeter Soldaten, während Deutschland (1893) deren nur 3 032 000 Mann hat. Auch wenn man die Kräfte des Dreibundes zusammenrechnet, stellt sich das Verhältnis auf die Dauer ungünstig für ihn. Zwar ist für den Augenblick der Dreibund den Militärkräften Frankreichs und Rußlands noch um 400 000 Köpfe überlegen. Schon im Jahre 1896 würden aber die beiderseitigen Kräfte gleich sein; und da von da an die jenseitigen Kräfte alljährlich um 70 bis 80 000 Mann wachsen, so würden im Jahre 1914 den unsrigen, die nur 7 300 000 Mann betrügen,*) 8 600 000 Mann auf der andern Seite (1 300 000 Mann mehr!) gegenüberstehen. Daraus entnahm die deutsche Heeresverwaltung die Pflicht, auch auf Vermehrung unsrer Truppen Bedacht zu nehmen.

Seit langen Jahren ging ein Begehren der liberalen Parteien dahin, die gesetzliche Dienstzeit von drei auf zwei Jahre abzukürzen. In dem Verfassungskampf der sechziger Jahre bildete dieses Begehren einen Hauptstreitpunkt. Die Heeresverwaltung hielt daran fest, daß eine dreijährige Dienstzeit zu einer gehörigen Ausbildung der Truppen unumgänglich nötig sei. Allerdings ist mit dieser Annahme schon seit längerer Zeit bis zu einem gewissen Maße gebrochen worden, indem ein großer Teil der Truppen schon nach dem zweiten Dienstjahre als Urlauber entlassen wurde. Jetzt wollte nun die Heeresverwaltung das Opfer bringen, für die Fußtruppen durchweg zur zweijährigen Dienstzeit überzugehen, wenn ihr dafür in andrer Beziehung ein die Schlagfertigkeit des Heeres erhöhender Ersatz gewährt würde.

Dieser Ersatz sollte zunächst in folgendem bestehen. Bisher wurde die Ausbildung der Truppen in jedem Bataillon dadurch sehr erschwert, daß dem Bataillon zugleich eine Menge unregelmäßiger Geschäfte oblag. Es mußte auch die Rekruten aufnehmen, die von vornherein für den Dienst außerhalb des Regiments (also für den Ordonnanzen-, Schreiber- und Burschendienst) bestimmt waren, und sie möglichst schnell ausbilden. Es mußte ferner die zehnwöchige Ausbildung der Volksschullehrer und die dreiwöchige Ausbildung der Ökonomiehandwerker übernehmen. Es mußte endlich für die nachzuholende

*) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bemerkt, daß die Broschüre sowohl die Stärke des deutschen Heeres, als die des Heeres der andern Dreibundsmächte für das Jahr 1914 noch zu hoch berechne.

Ausbildung der erst im April eintretenden Einjährig-Freiwilligen, sowie des Nachersatzes für die Truppen sorgen.

Alle diese störenden Nebengeschäfte sollen nun den ordentlichen Feldbataillonen abgenommen und einem für jedes Regiment zu bildenden vierten Bataillon zugewiesen werden. Dadurch glaubt man, die Ausbildung der Truppen in den Feldbataillonen so steigern zu können, daß ein zweijähriger Dienst ausreicht.

Diese vierten Bataillone sollen dann auch eine Kompagnieschule abgeben und ferner den Rahmen für die sogenannten Ersatzbataillone bilden. Als solche sollen sie in jedem Sommer die einberufnen Mannschaften des Beurlaubtenstandes aufnehmen und mit diesen die Bataillonsschule wieder durchmachen, auch im Regimentsverband zum Feldmanöver mit ausrücken. Hierdurch soll für den Fall der Mobilmachung der große Vorteil erreicht werden, daß in dem vierten Bataillon mit den ihm angehörenden aktiven Offizieren für die Ersatzbataillone ein fester Rahmen gegeben ist, in den sich diese einreihen können, und daß deshalb die Feldbataillone nicht durch Abgabe der Führer für die Ersatzbataillone gestört und geschwächt werden.*)

Durch das alles würde die Schnelligkeit der Mobilmachung und die Fähigkeit, sofort einen ersten Stoß zu führen, in hohem Grade erhöht werden.

Für diese vierten Bataillone werden nun 6228 Unteroffiziere und 27507 jährlich einzustellende Rekruten gefordert.

Bei den Verhandlungen in der Militärkommission trat die große Bedeutung der vierten Bataillone immer mehr in den Vordergrund. Ihr Nutzen wurde so überzeugend dargethan, daß selbst der freisinnige Abgeordnete Hinze (früher Offizier) sich „im Prinzip" unbedingt zu ihren Gunsten erklärte.

Weiter fordert die Heeresverwaltung zum Ausgleich für das wegfallende dritte Dienstjahr eine Vergrößerung der Feldbataillone. Diese haben bisher eine verschiedne Stärke von 560, 600 und 660 Mann gehabt. Nun sollen viele der bisher auf einen geringern Bestand gesetzten Bataillone auf einen höhern Bestand, namentlich alle an den Grenzen stehenden Bataillone auf den höchsten Bestand gebracht werden. Es wird gesagt, daß beim Wegfall des dritten Dienstjahres die Mannschaft der übrig bleibenden „alten Leute" bei schwach besetzten Bataillonen zu gering sei, einen festen Stützpunkt für die Schulung der Rekruten abzugeben, und daß namentlich bei einer Mobilmachung im Winter (also noch vor völliger Ausbildung der im Herbst eingestellten Rekruten) die Ausrückestärke der Bataillone ohne deren Vergrößerung zu schwach sein würde. Man wird aber wohl nicht fehl gehen, wenn man

*) Die Angaben der Broschüre über die Zwecke der vierten Bataillone werden in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung als unrichtig bezeichnet. Welche Zwecke nun aber die Bataillone eigentlich haben, läßt sich auch aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung nicht klar erkennen.

annimmt, daß es dabei unsrer Heeresverwaltung um eine Vergrößerung unsers Heeresbestandes überhaupt zu thun sei.

Diese Vergrößerung würde zugleich zu einer Verjüngung des Heeres dienen. Durch die vermehrte Zahl der Eingestellten würde sich ermöglichen lassen, bei einem ausbrechenden Kriege zunächst mit den acht bis zehn jüngern Jahrgängen eine große Feldarmee aufzustellen, die die ersten Schlachten schlüge. Dagegen würden die ältern, oft schon verheirateten Leute einstweilen zurückbehalten und geschont werden können. Darin würde ein großer Vorteil nicht allein für die Schlagfertigkeit des Heeres, sondern auch für die nationale Wirtschaft liegen.

Zur Ergänzung der Feldbataillone verlangt die Heeresverwaltung die jährliche Einstellung von 22 402 Rekruten.

Endlich fordert die Heeresverwaltung auch noch eine Verstärkung der Spezialwaffen, namentlich der Artillerie. Auch diese wird zur Gleichstellung unsers Heeres mit dem Heere Frankreichs als notwendig bezeichnet. Die dazu erforderliche Verstärkung wird auf 24 361 Mann berechnet, von denen die Hälfte zu zweijähriger, die andre Hälfte zu dreijähriger Dienstzeit heranzuziehen wäre. Dies würde einen Bedarf an Rekruten von rund 10 000 Mann ergeben.

Nach den bisher angegebnen Zahlen würden also infolge der Umgestaltung ungefähr 60 000 Rekruten mehr als bisher jährlich einzustellen sein, und so bezeichnet es auch die Begründung der Vorlage. Unsre Broschüre berechnet aber, daß noch 7600 Rekruten für die Kapitulantenstellen, sowie 8000 Rekruten für den Nachersatz zur Ausfüllung der im Laufe des Jahres eintretenden Lücken hinzukommen. Darnach soll sich, wie die Broschüre annimmt, die Vermehrung der jährlich einzustellenden Rekruten auf 75 000 belaufen.*)

Es würde jedoch irrig sein, wollte man annehmen, daß sich nun auch um den doppelten Bestand dieser Rekruten die Friedenspräsenzstärke unsers Heeres vergrößere. Von diesen gehen nämlich die Mannschaften ab, die bis jetzt während des dritten Jahres im Dienst behalten wurden, und die in Zukunft entlassen werden. Sie betrugen, wie bereits bemerkt, im Jahre 1892 57 362 Mann.

Nach alledem berechnet die Regierungsvorlage die durchschnittliche Friedenspräsenzstärke unsers künftigen Heeres ohne die Unteroffiziere auf 492 068 Mann, mit den Unteroffizieren aber auf 570 877 Mann.

Betrachten wir nun die Wirksamkeit dieser Reformvorschläge im ganzen, so wird damit zunächst der Grundsatz der allgemeinen Dienstpflicht, der unserm

*) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bezeichnet diese Berechnung als unrichtig. Die Kapitulanten kämen nicht in Betracht, weil sie aus den Leuten, die schon gedient haben, genommen würden. Es würden also in Wahrheit nicht 75 000, sondern nur etwa 60 000 Rekruten mehr eingestellt werden.

Gerechtigkeitsgefühl entspricht, wenigstens annähernd zur Wahrheit gemacht. Zugleich würde bei den Fußtruppen jeder Soldat die Gewißheit erhalten, nach dem zweiten Dienstjahr entlassen zu werden, was für den einzelnen eine große Wohlthat wäre und den Militärdienst überhaupt wesentlich erleichterte. Es fiele damit zugleich die üble Einrichtung der Dispositionsurlauber weg (daß nämlich ein Teil der Mannschaft schon nach dem zweiten Jahre entlassen wurde), eine Einrichtung, die nur allzu leicht als willkürliche Begünstigung der einen und Benachteiligung der andern empfunden wurde. Natürlich müßte das Recht jedes Soldaten auf Entlassung nach zweijährigem Dienst gesetzlich festgestellt werden. (Darin hat ohne Zweifel Herr von Bennigsen Recht.)

Es würden ferner die dreijährigen Übungen der Ersatzreservisten wegfallen, durch die diese Leute in ihrem bürgerlichen Gewerbe oft sehr gestört wurden, und die doch zu keiner vollkommnen militärischen Ausbildung führten.

Man kann hiernach sagen, daß die Reform darauf abzielt, die schwere Militärlast durchweg gleichmäßiger auf die Schultern der einzelnen zu verteilen. Diesem Vorteil steht allerdings die Thatsache gegenüber, daß die Last selbst um ein bedeutendes vergrößert wird.

Damit aber erreichen wir — und das ist die Hauptsache —, daß wir Frankreich auch in der Zahl unsrer Truppen überlegen bleiben. Die deutsche Heeresverwaltung würde nach der neuen Organisation jährlich gegen 263000 Rekruten einstellen und ausbilden.*) Frankreich vermag ein gleiches nur mit 230000 Rekruten zu thun. Darin liegt die beste Bürgschaft für den Frieden Europas.

Wie hat sich nun der deutsche Reichstag zu diesen Forderungen gestellt?

Die konservativen Parteien haben anfangs dem Reformplan zum Vorwurf gemacht, daß er die dreijährige Dienstzeit aufgeben wolle. Viele Konservative haben seit langen Jahren, Hand in Hand mit der preußischen Regierung, die dreijährige Dienstzeit als Notwendigkeit verteidigt; und es ist natürlich, daß es ihnen schwer wurde, von diesem Gedanken, in den sie sich eingelebt hatten, abzugehen. Gleichwohl sind sie im Laufe der Verhandlungen vollständig auf die Seite der Regierungsvorlage getreten. Ihnen nachzusagen, sie hätten sich dazu erst entschlossen, nachdem sie gesehen, daß die Vorlage doch keine Aussicht auf Erfolg habe, halten wir nicht für gerechtfertigt.

Von den Sozialdemokraten brauchen wir nichts zu sagen. Ihre Haltung versteht sich von selbst.

Die freisinnige Partei und das Zentrum haben sich bereit erklärt, soviel Mannschaften für den zweijährigen Dienst mehr zu bewilligen, als durch die vollständige Entlassung der Mannschaften im dritten Jahre erspart werden.

*) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung sagt: nicht 263000 Rekruten, sondern nur 248 bis 249000, also weit weniger, als die Broschüre annimmt, sollen jährlich eingestellt werden.

Das würde also eine Vermehrung der Rekrutenzahl um die Hälfte der erst nach dreijährigem Dienst entlassenen Mannschaften, also um rund 28000 Mann bedeuten. Daneben sollen die Übungen der Ersatzreservisten fortbestehen. Die Vertreter der Regierung haben dieses Angebot als völlig unannehmbar bezeichnet.

Der Führer der Nationalliberalen, Herr von Bennigsen, hat einen verminderuden Antrag gestellt. Er erkennt zwar das Bedürfnis einer Vermehrung und Verjüngung unsers Heeres an; aber so weit, wie die Regierungen wollen, könne man doch nicht gehn. Er will, daß die Ordonnanzmannschaften u. s. w. (die übrigens von 58 auf 54 Mann herabgesetzt werden könnten), nachdem sie die eigentliche Rekrutenausbildung erhalten haben, sofort den Kompagnien der Feldbataillone überwiesen werden; dadurch könnten für die vierten Bataillone rund 4500 Mann Rekruten erspart werden. Er will ferner die Verstärkung der Feldbataillone nur für die an den Grenzen stehenden Truppen eintreten lassen, wodurch weitere 7975 Rekruten gespart werden sollen. Er will endlich bei den vorgeschlagnen Verstärkungen der Kavallerie 700, der Fußartillerie 2400, der Pioniere 2000 Rekruten absetzen, wodurch sich für die dritte Forderung der Regierungen nur ein Bedarf von 5000 (statt 10000) Rekruten ergebe. Darnach berechnet Herr von Bennigsen nur eine Mehreinziehung von 45000 Rekruten für erforderlich, und diese will er bewilligen. Zieht man davon die zur Ausgleichung für den entlassenen dritten Jahrgang dienende Summe von 28681 Mann ab, so ergiebt sich, daß Herr von Bennigsen eine Mehreinstellung von rund 16300 Leuten gewähren will.

Die Kommission des Reichstags ist nur zu verneinenden Ergebnissen gelangt. Die zweite Beratung im Reichstag selbst steht bevor.

Bei Betrachtung dieser Verhältnisse drängt sich unwillkürlich folgende Vergleichung auf. Frankreich hat 38 Millionen Einwohner, Deutschland 50 Millionen. Das Verhältnis der Einwohnerzahl ist also fast wie 3 zu 4. In Frankreich bezahlt die Bevölkerung 58 Mark Steuern auf den Kopf, für die Landesverteidigung allein 32 Mark. Gegenüber stehen in Deutschland die Beträge von 22 und von 12 Mark. Gleichwohl hat Frankreich seit dem Jahre 1889 die Einstellung seiner Rekruten auf 230000 Mann erhöht, und man hat nicht gehört, daß im französischen Volke oder in dessen Vertretung die geringste Klage darüber laut geworden sei. Wollte es Deutschland Frankreich gleichthun, so müßte es nach Verhältnis seiner Bevölkerung mindestens 300000 Mann einstellen. Nun verlangt die Reichsregierung, um unsre Wehrhaftigkeit zu sichern, nur die Einstellung von etwa 263000 Mann.*) Da ertönt es fast von allen Seiten: Das ist unerschwinglich! Das ist unmöglich! Im deutschen Reichstage brechen darüber die entsetzlichsten Kämpfe aus. Muß da nicht jedem

*) Nach der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung nur 249000 Mann.

Deutschen, der ein tieferes Gefühl für nationale Ehre hat, die Schamröte ins Gesicht treten?

Wir wollen den Antrag Bennigsen zunächst in seiner politischen Bedeutung betrachten. Wir würden den Antrag verständlich finden, wenn damit ein Versuch gemacht werden sollte, einen Teil des Zentrums und der Freisinnigen zu sich herüber zu ziehen und so eine Mehrheit wenigstens für einen Teil der Vorlage zu gewinnen, eine Grundlage, auf der dann den Regierungen ein Kompromiß hätte angeboten werden können. Sicherlich giebt es innerhalb der verneinenden Parteien Mitglieder, die zu patriotisch und auch zu klug sind, als daß ihnen bei der ihnen zudiktirten Fraktionspolitik nicht etwas unwohl zu Mute wäre. Es konnte sich lohnen, diesen Elementen eine goldne Brücke zu bauen. Vielleicht ist der Antrag ursprünglich auch in diesem Sinne gedacht gewesen. Nun hat aber, soviel äußerlich erkennbar ist, Herr von Bennigsen keine namhafte Zahl von Mitgliedern andrer Parteien für seinen Antrag zu gewinnen vermocht. Dann war es aber ein Fehler, daß er in der Kommissionssitzung vom 17. März seinen Antrag mit aller Schärfe gegen den Reichskanzler begründete, als ob dieser der eigentliche Sünder wäre. Was sollte dieser thun? Sollte er, ehe noch Herr von Bennigsen eine Mehrheit für sich hatte, erklären, daß er sich schuldig bekenne, zu viel gefordert zu haben, und daß er sich nun mit dem wenigen begnügen wolle? Ein solches Sichselbstaufgeben kann man doch wirklich einer Regierung nicht zumuten.

Auf denselben Standpunkt der Vorwürfe stellt sich nun auch die Broschüre. Sie beschuldigt den Reichskanzler eines „hartnäckig ablehnenden Verhaltens," die Regierungen der „befremdenden Zähigkeit." Sie wirft dem Reichskanzler vor, daß er die ganze Sache schlecht eingeleitet habe. Sie wirft ihm auch vor, daß er sich früher in anderm Sinne geäußert habe. Was hat das alles mit der Sache zu thun? Nicht das geringste. Wir sollen ja das, was von uns gefordert wird, bewilligen nicht aus Gefälligkeit gegen den Grafen Caprivi oder gegen die verbündeten Regierungen, sondern als ein Opfer für das Vaterland, d. h. zu unsern eignen Gunsten. Ist dieses Opfer notwendig oder auch nur ratsam, so müssen wir es bringen, wie auch der Reichskanzler gefehlt haben mag. Übrigens werden auch die Gegner des Grafen Caprivi anerkennen müssen, daß dieser mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Geduld und in der Weise eines überzeugten, ehrlichen Mannes die Vorlage vertreten hat.

Über den sachlichen Wert der Vorschläge Bennigsens ist ja vom Laienstandpunkt aus sehr schwer zu urteilen. Ein offiziöser Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sagt, der Antrag würde die geplante Wirkung der Vorlage in wesentlichen Bestandteilen nicht nur abschwächen, sondern aufheben. Herr von Bennigsen versichert das Gegenteil. Für viele wird aber das Urteil der Militärbehörde mindestens ebenso schwer wiegen, wie das

Bennigsens. Das, was bei dem Antrage Bennigsen auch für den Laien völlig klar ist, besteht darin, daß er eine geringere Zahl von Truppen einstellen will. Nun ist ja die Truppenzahl allein im Kriege nicht entscheidend. Der Ausgang der Schlachten hängt noch von mannigfachen andern Umständen ab. Aber diese Umstände haben wir nicht in der Hand, und es ist unzweifelhaft, daß bei sonst gleichen Umständen die größere Zahl ein Übergewicht giebt. Weshalb hätten denn sonst die Franzosen die Zahl ihrer Truppen so ungeheuer vermehrt? Bennigsen sagt, sein Vorschlag gewähre eine Friedenspräsenz von 539000 Mann; das sei genug, denn die Franzosen hätten nur 525000 Mann.*) Aber müssen wir nicht schon deshalb daran denken, sie zu überragen, weil wir, auch wenn wir mit Frankreich allein Krieg führen sollten, eine erkleckliche Truppenmasse nötig hätten, um unsre Ostgrenzen zu schützen? Jede Zahl, die eine bestimmte Grenze zieht, ist natürlich mit einer gewissen Willkür gegriffen. Eben deshalb ist es aber auch sehr gewagt und schließt eine große Verantwortung ein, wenn bei Fragen dieser Art, an die sich möglicherweise das ganze Geschick einer Nation knüpft, ein Parlament der Regierung gegenübertreten und sagen will: Das ist genug! Man sollte in solchen Fragen der Regierung die Verantwortung überlassen.

Ein besondres Gewicht legt Herr von Bennigsen auf den Einwand, daß der Reformplan gar nicht ausführbar sei, weil sich, wenigstens in den nächsten Jahren, die dazu nötigen Offiziere, Unteroffiziere und diensttauglichen Mannschaften nicht finden würden. Mit der Frage, wo diese herkommen sollen, habe Herr von Bennigsen — so sagt die Broschüre — die Militärverwaltung in eine „ziemlich peinliche" Verlegenheit gesetzt. Die Militärverwaltung sagt: sie werden sich finden. Herr von Bennigsen sagt: sie werden sich nicht finden. Keine von beiden Voraussagen wird zu beweisen sein. Auch hier entsteht zunächst die Frage: Wo hat denn Frankreich die nötigen Offiziere und Mannschaften für seine verhältnismäßig noch viel größere Vermehrung der Truppen hergenommen? Und sollte das, was in Frankreich möglich ist, nicht auch bei uns möglich sein? Aber gesetzt, Herr von Bennigsen hätte Recht, und die nötigen Menschen fänden sich nicht. Dann würde sich damit die Sache von selbst korrigiren. Denn Offiziere und Unteroffiziere, die man nicht hat, wird man auch nicht anstellen. Und wenn man keine Lehrmeister für die Soldaten hat, so wird man auch die Soldaten nicht einberufen. Das Schlimmste wäre also, daß das dafür bestimmte Geld in den Kassen liegen bliebe. Ist hiernach die von Herrn von Bennigsen gehegte Besorgnis wohl ein Grund, von vornherein der Sache entgegenzutreten?*)

Natürlich bildet den positiven Grund, weshalb man die Sache ablehnen

*) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bemerkt, nach dem Antrage Bennigsen würde die französische Rekrutenquote knapp erreicht werden.

*) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bezeichnet die von Herrn von Bennigsen vor-

will, die dem deutschen Volke aufgelegte neue Belastung. Wir hätten geglaubt, daß hierfür in erster Linie die vermehrte persönliche Belastung angeführt werden würde. Es ist in der That nichts geringes, daß Tausende, die bisher vom Militärdienst freiblieben, fortan dazu herangezogen werden sollen. Auf diesen Punkt legt aber die Broschüre das wenigste Gewicht. Sie sagt: „Mag auch diesen Leuten selbst das Freibleiben vom Dienst recht angenehm gewesen sein, so kann man doch vom staatswirtschaftlichen Standpunkt aus — auch in ihrem eignen Interesse — nur wünschen, daß sie den Heeresdienst ebenfalls durchmachen. Er ist doch zugleich eine treffliche Schule, sowohl für die körperlichen Kräfte, wie für die staatsbürgerliche Erziehung! Gemeinsinn, Ordnungssinn, auch Verwaltungssinn, und jedenfalls die Herrschaft über das eigne Ich wird in dieser Schule erworben." Man sieht hieraus, daß die persönliche Last doch auch ihre guten Seiten hat.

Dann bleibt also als die „unerschwingliche Last" nur das Geld übrig. Die Broschüre berechnet, daß die jährlichen Kosten der Neubildung, alles in allem gerechnet, 78 bis 80 Millionen betragen würden. Woher sollen diese Kosten genommen werden?

Wir gestehen, daß diese Klage über die Kosten uns den schmerzlichsten Eindruck gemacht hat. Wenn eine Partei, die sich vorzugsweise eine nationale nennt, vor eine Frage dieser Art gestellt ist, dann, meinen wir, müßte sie sagen: „Wo die Ehre und die Existenz unsers Vaterlandes in Frage steht, kommt es auf die Kosten nicht an." Ist die Vermehrung unsers Heeres nicht nötig, dann unterlasse man sie, weil sie eben nicht nötig ist. Aber zu sagen: „Jawohl! sie wäre ganz gut, aber sie kostet zu viel!" — das ist kläglich.

Bekanntlich hat die Reichsregierung zur Deckung der Kosten eine geringe Erhöhung der Brau-, der Branntwein- und der Börsensteuer vorgeschlagen. Da sagt nun die Broschüre: „Schon bei der ersten Lesung im Reichstage ist klar geworden, daß die Brau- und Branntweinsteuer Aussicht auf Zustandekommen nicht haben. Vorläufig bieten sich also nur die dreizehn Millionen aus der Börsensteuer dar. Wo die übrigen Mittel herkommen sollen, ist noch in Dunkel gehüllt." Warum aber haben Brau- und Branntweinsteuer keine Aussicht auf Erfolg? Stehen ihnen elementare Naturkräfte entgegen? Oder sind etwa Bier und Schnaps das Nationalheiligtum der Deutschen, an das nicht gerührt werden darf? Nein, die gedachten Gesetze haben keine Aussicht, weil unsre Parlamentarier nicht den Mut haben, den kleinlichen Interessen der Bier- und Schnapsinteressenten entgegenzutreten.

Aber die Broschüre ergeht sich noch in weitern erbaulichen Sätzen. Sie sagt: „Es ist bei dieser Gelegenheit wieder scharf in Erscheinung getreten (!), daß wir im Reiche angesichts der weit vorgeschrittnen landwirtschaftlichen,

genommene Berechnung schon deshalb als unrichtig, weil er davon ausgehe, daß 263000 Mann jährlich eingestellt werden sollen.

gewerblichen und Handelsentwicklung eigentliche Objekte für ergiebigere Mittelbeschaffung kaum mehr besitzen." Gleich darauf wird aber gesagt: Im Vergleich mit andern Staaten sind unsre „steuerlichen" (!) Verhältnisse noch leidlich annehmbar. Es werden nämlich an direkten und indirekten Steuern auf den Kopf der Bevölkerung gezahlt:

in Deutschland	22	Mark,
in Frankreich	58	„
in England	43	„
in Italien	34	„
in Österreich-Ungarn	28	„
in Belgien	27	„
in Holland	49	„

An ordentlichen Ausgaben für die Landesverteidigung werden gezahlt:

in Deutschland	12	Mark,
in Frankreich	32	„
in England	26	„
in Italien	22	„
in Österreich	14	„

Angesichts dieser Thatsachen wagt nun die Broschüre in dem obigen Satze zu sagen: Wir Deutschen sind bereits am Ende mit unsrer Steuerkraft! Wir können nichts mehr zahlen!

Entschuldigend wird dann freilich noch gesagt, daß, wenn wir auch nach jener Vergleichung am günstigsten gestellt seien, wir doch dafür sorgen müßten, daß nicht eine Verschiebung dieses Verhältnisses zu unsern Ungunsten eintrete. Nun würde die Neubildung, auch wenn man ihr die obige größte Kostenberechnung zu Grunde legte, für den Kopf der deutschen Bevölkerung eine Mehrbelastung mit 1,60 Mark herbeiführen. In den obigen Tabellen würden darnach für Deutschland an Stelle der Zahlen 22 und 12 die Zahlen 23,6 und 13,6 treten. Nun sehe man sich einmal die übrigen Zahlen an, und dann fragen wir: Würde mit jener Änderung auch nur eine nennenswerte Verschiebung der Verhältnisse zu unsern Ungunsten eintreten?

Mit besonderm Nachdruck wird dann noch betont, daß um so mehr Sparsamkeit geboten sei, als im gegenwärtigen Augenblicke dem Reiche und dem Staate für die Erfüllung aller Kulturzwecke „geradezu beschämende Einschränkungen" aufgezwungen seien. Nun kann man allerdings die Beschränkung der Ausgaben für Kulturzwecke beschämend finden, wenn man bedenkt, daß das deutsche Volk für Bier, Branntwein und Tabak mehr als zwei Milliarden jährlich ausgiebt. Aber noch weit beschämender ist es doch, wenn ein Volk da knausert, wo seine Ehre und seine Existenz auf dem Spiele steht. Würden wir in einem Kriege besiegt, so würden wir uns für Kulturzwecke noch ganz andre Beschränkungen auferlegen müssen.

Also weg mit der Geldfrage! Sie kommt bei der Frage einer Heeresreform gar nicht in Betracht. Ist diese notwendig, so müssen sich die Mittel

dazu finden. Und sie werden sich mit Leichtigkeit finden, wenn man nur will.

Der Antrag Bennigsen und der Umstand, daß dieser Antrag seine Schärfe weniger gegen die verneinenden Parteien, als gegen die Regierungsvorlage kehrt, wird sich auch bei dem für den Fall einer Auflösung des Reichstags eintretenden Wahlkampf (der furchtbar genug ausfallen würde) rächen. Die Frage: Wollt ihr eine größere Wehrhaftmachung unsers Heeres oder nicht? würde unser Volk verstehen. Drängt sich aber eine dritte Frage dazwischen: Wollt ihr die halbe Wehrhaftmachung oder die ganze? so wird das vielen unverständlich sein. Die Gegner der Vorlage werden es geschickt benutzen, daß sie sagen können: „Selbst die Nationalliberalen haben die Vorlage nicht annehmbar gefunden." Was wird daraus werden?*)

Es ist schon vielfach bemerkt worden, daß die gegenwärtige Sachlage die größte Ähnlichkeit hat mit der Sachlage, die sich vor dreißig Jahren in Preußen darbot. Wird die Regierungsvorlage vom Reichstage abgelehnt, so treiben wir allen Umständen nach einem Konflikt entgegen. Die verneinenden Parteien werden sich vielleicht, wenn sie auf die schmerzlichen Lehren der damaligen Zeit zurückblicken, damit trösten, daß ihnen heute nicht der mächtige Geist gegenüberstehe, der damals die Geschicke Preußens lenkte. Aber in einer andern Beziehung ist ihre Stellung doch minder günstig. Vor dreißig Jahren war das Mißtrauen gegen die preußische Regierung so weit verbreitet, daß auch die große Mehrzahl der Gebildeten hinter dem Abgeordnetenhause stand. Heute würde das anders sein. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß einer großen Zahl der Gebildeten deutscher Nation die Art und Weise, wie der heutige Reichstag seine Geschäfte betreibt, herzlich zuwider ist.

O. Bähr

Bilder aus dem Westen

Von E. Below

1. Kansas City

Noch dort oben, wo Sie die Zinnen der vierzehnstöckigen Geschäftspaläste sehen, dort hatte ich vor acht Jahren noch mein Kartoffelfeld, sagte der Stadtchemiker Dr. Hunter zu mir, als er mich durch das Geschäftsgewühl des belebtesten Straßenviertels und Mittelpunktes von Kansas City führte. Aber geben Sie Acht, setzte er hinzu, indem er meinen Arm ergriff, sonst werden Sie

*) Inzwischen hat die Nationalzeitung die nationalliberale Partei dagegen verwahrt, daß sie durch den Antrag Bennigsen festgenagelt sei.

gleich von dem Kabelbahnwagen überfahren werden! Dicht vor meinen Fußspitzen, die schon fast die Straßenschienen berührten, fuhr ein mit Leuten gefüllter Wagen vorbei, der weder von Pferden, noch von Dampf, noch von Elektrizität bewegt wurde. Dem ersten folgte, als ich mich kaum von meinem Schrecken erholt hatte, ein zweiter ebenso geräuschlos und dabei so schnell, daß zwischendurch kaum ein Mensch von dem einen Trottoir auf das andre hinüberschlüpfen konnte. Dann noch ein dritter, dessen Kondukteur die Klingel zog, zum Zeichen, daß man nun wieder die Straße überschreiten könne. Ungeschoben und ungehoben glitten sie dann alle drei hinter einander eine bergige Straße hinauf, wo die Fußgänger an den Seiten treppenförmige Trottoirs benutzen mußten. Nach einer Pause von etwa zwei Minuten kamen wieder drei Wagen, und so ging es fort.

Als wir eine Pause benutzt hatten und glücklich hindurch geschlüpft waren, atmete ich tief auf, trotz des dichten Haufens übelriechender Fässer und Kisten, die vor den Kellerhälsen lagen, trotz des Geruches von fettigen Negern und opiumduftenden, schlitzäugigen Chinesen, von tabakkauenden Irländern und zugeknöpften Yankees, die an mir vorbeistürmten. Ich atmete tief auf und mußte lachen, denn jetzt fiel mir erst ein, daß ich vor lauter Straßengewühl und Qualm noch gar nicht nach oben, nach dem Himmel und dem Wetter hatte ausschauen können, geschweige denn nach den Gesimsen der Dächer, die sich hinter allerhand Krimskrams verbargen.

Der Maler, der ein Straßenbild einer dieser vielen neu erstandnen Städte des Westens malen will, kann sich den Himmel ganz sparen. Denn man kommt wirklich vor lauter Gewühl nicht zum Aufblicken, man sieht auch selten weiter als höchstens dreißig, vierzig Schritt, und was darüber etwa noch vom Himmel übrig sein sollte, ist verhängt durch die quer über die Straßen gespannten, bunt bemalten Segeltücher mit Suppenterrinen, Schaukelstühlen, Schuhen, Stiefeln und allen nur denkbaren marktschreierischen Malereien der Geschäftsfirmen.

Ja, Sie mögen staunen, und doch ist es wahr, fuhr mein Chemiker fort, wenn ich Ihnen sage, daß vor acht Jahren dort oben noch ein paar vereinzelte Holzbaracken mit einigen Kartoffelgärtchen über dem Straßengewirr thronten, das unerbittlich vordringend und Höhen und Tiefen nicht scheuend, schließlich auch diese letzten Felsenbrüche und Sandhügel in Beschlag nahm.

Die Stadt ist ja nicht älter als fünfundzwanzig bis dreißig Jahre, wenn wir von dem Vorstädtchen West-Port*) absehen und von einigen kleinen Ansiedlungen unten am Missouriſluß, die um die Mitte des Jahrhunderts hier die ersten Anfänge von Niederlassungen bildeten. Stadt wurde diese Nieder-

*) West-Hafen, so genannt, weil es im Anfang am Missouri den Hauptverkehrsort mit dem wilden Westen bildete. Diese Bedeutung als Haupthandelsplatz des Westens hat Kansas City noch jetzt in gewissem Sinn.

lassung erst vor dreißig Jahren, und Weltstadt erst vor fünfzehn Jahren durch den Anschluß an die Pacificeisenbahn, wonach sich Börse, Kabelbahn und Weltfleischmarkt dazu fanden.

Als ich mich einige Tage zuvor von Newyork her über den Niagara und Chicago diesem Mittelpunkte der großen Republik des Westens mit dem steppendurchrasenden Dampfroß näherte, war ich allerdings trotz der immer ärmlicher ausschauenden Bahnstationen, trotz der immer primitiveren Ansiedlungen darauf gefaßt, endlich einmal wieder etwas imponirendes zu sehen; schon von meinem frühern fünfjährigen Aufenthalt in Newyork her kannte ich ja nordamerikanische Verhältnisse und die Gewalt des dortigen Fortschritts in Handel und Industrie. Aber etwas so verblüffendes hatte ich doch nicht erwartet.

Um den berühmten Weltfleischmarkt, besonders die Armourschen Packhäuser (Packing-houses) vom hygienischen Standpunkt aus kennen zu lernen und zugleich Verwandte, die seit kurzem in Kansas wohnten, zu besuchen, hatte ich Ende Januar 1890 in Begleitung meiner Frau die Reise unternommen, nachdem ich sechzehn Jahre vorher diese Länderstrecken zum letztenmale bereist hatte. Wer die alte Welt in Zwischenräumen von fünfzehn oder sechzehn Jahren durchreist, findet dort wenig Veränderungen vor. Wer aber die Vereinigten Staaten wiedersieht, nachdem er sie zehn bis fünfzehn Jahre lang nicht gesehen hat, der findet des Unerwarteten und Neuen kein Ende. Nichts interessanteres von Länderbeschreibungen könnte ich mir denken, als eine vermehrte und verbesserte Auflage eines Reisewerkes über Amerika wie des Cronauschen, fünfzehn Jahre nach der ersten Reise wieder herausgegeben nach einer zweiten Reise zu denselben Punkten und Stationen.

Wie wir in dem bequemen Schlafwagen vom Osten her diese weiten Länderstrecken durchflogen, da gewahrte ich, wo vor sechzehn Jahren nur ein Bretterhaus mit blau und weißem Schilde (Western Union Telegraph) gestanden hatte, ganze Städtchen mit stattlicher elektrischer Beleuchtung, mit Omnibus und Pferdebahn, auch elektrischer Bahn; da wo Wald und Gestrüpp gewesen war, standen jetzt wohlumzäunte Fabrikgebäude; wo früher lange Felswände mit der meilenweit leuchtenden Inschrift: Delmonico Littles Syrup Pectoral geprangt hatten, da war die Reklameinschrift von dem Felsenufer verschwunden, denn der Fels hatte den neuen Schienensträngen oder dem Steinmetzen weichen müssen, der Paläste daraus geschaffen hatte, und ein langer Segeltuchzaun prangte mit Blookers Cacao, Mondamin u. s. w. in haushohen, nachts elektrisch angestrahlten Lettern oft sogar mitten in scheinbarer Präriewildnis, auf tagemarschlangen öden Heiden. Keine Heide aber war öde genug, daß nicht die Heilsarmee wenigstens zur Reklame einige Zelte darauf zurückgelassen oder eine Temperenzgesellschaft ihre Traktätchenreklameschilder darauf angebracht hätte, sei es auch nur die Bepinselung eines Steines in einem Sumpf etwa mit den Worten: The Lord lives in this rock.

Derart waren die Veränderungen, die überall wahrzunehmen waren — von den großartigen Verbesserungen, den staunenerregenden Fortschritten in den großen Städten ganz zu schweigen.

Je mehr wir uns aber, nachdem wir bei Sankt Paul mit seinen schönen terrassenförmigen Missouriufern vorüber waren, durch die frühern Indianergebiete Kansas City näherten, um so mehr erinnerten die letzten Stationen am Nachmittag und Abend unsers Ankunftstages an die primitiven Einrichtungen, die ich auf meiner Reise vor sechzehn Jahren in Arkansas und Illinois hatte kennen lernen. Hie und da zeigte sich noch eine leidliche Farm, wo ein einspänniger Buggy einen Arzt durchs Gefilde fuhr, hie und da stand noch neben dem bekannten Stations- und Telegraphenhäuschen ein Bretterhaus mit Materialwarenladen, mit großen Buchstaben „Groceries" anpreisend, woran man nicht zweifelte, wenn man die kauenden, speienden und fluchenden Kerle mit den langen blonden Schnurrbärten und den blauwollnen Hemden erblickte.

Daß wir uns allmählich einer großen Stadt näherten, verriet sich durch das zahlreicher einsteigende Publikum. Aber was für ein Publikum! Alles laute, und zwar, wenn sie erst einmal richtig im Wagen saßen, genau im Takte der Eisenbahnrädermelodie. Es waren Farmer und Viehhändler, die diesen Bummelzug der letzten Strecke benutzten, um nach den Schlachthöfen von Kansas City zu kommen. Mit welcher verachtungsvollen Miene sie die Rotweinflasche ansahen, aus der ich mir den Reisebecher füllte, um den Staub hinunterzuspülen! Es waren wohl alles Temperenzler, denn die eine der Bauernfamilien brach sogar, Mann, Weib und Kind, in lautes Hohngelächter aus, als sie sahen, wie ich meiner Frau, die sehr unter dem Staub und Qualm der Eisenbahn litt, einen Becher Rotwein reichte. Daß eine Lady so etwas an den Mund brachte! Entsetzlich!

Als es zu dunkeln begann, beleuchtete ein ferner Prairiebrand die platte Hochfläche, über die wir dahinfuhren. Kein Baum, kein Strauch, nur verdorrtes Gras war rings zu sehen. Dann wieder eine triste Bahnstation, deren bretterne Plattform braun getigert war von dem Tabak der dort sich streckenden knochigen Unholde. Ein seltsamer Typus, der sich da aus dem europäischen Auswandrervolk, Iren, Engländern und Deutschen gebildet hat! Man mußte, wenn man diese Menschen betrachtete, wie sie sich dort bei den Stationen herumtrieben, und wie sie hier im langen Durchgangswagen vor uns saßen, an die Überschüssigen der griechischen Zivilisation denken, die auch einst eine neue Welt im Westen gründeten, die ersten Ansiedler Italiens, die später den Grund zu dem alten, großen Rom legten. Ob diese Auswürflinge der Gesellschaft wohl auch wie jene durch ihren Kräfteüberschuß zum zweitenmal, nur in vergrößertem Maße ein zweites Rom, eine neue Welt gründen werden, die dann die alte verschlingen wird?

Was kann aus dem Zwischendeck Gutes kommen? denkt wohl mancher. Nun, wir werden ja sehen. Wir fahren eben in eine der ersten Großstädte des Westens hinein, die sie gegründet haben mit ihrer Verachtung europäischen Wesens, aber auch mit ihrem amerikanischen Kraft- und Selbstbewußtsein. Da lag Kansas City vor uns: ein Meer flimmernder Lichter auf hohen Felswänden am Ufer des Missouri an einem trüben Winterabend! Geheimnisvoll unentwirrbar streckte es sich vor uns aus, in Rauch und Ruß gehüllt.

In dem Gewühl des ungeheuern, mangelhaft erleuchteten Bahnhofs mit seinen vielen güterschuppenähnlichen Wartesälen wollte es uns nicht gelingen, die ersehnten bekannten Gesichter derer wahrzunehmen, die uns hier nach jahrelanger Trennung empfangen wollten, und nach langem Hin- und Hersuchen mußten wir ein cab, eine Droschke, für zwei Dollars mieten, die uns nach Locust Street 1112, dem Wohnsitz unsrer Verwandten, brachte.

An steilen Felswänden, an deren Rande oben Holzhütten, auch hübsche Holzvillen standen, fuhren wir in der Dunkelheit auf langen Umwegen endlich in eine mit Bäumen bepflanzte Straße ein. Rechts und links standen im Villenstil gehaltne meist ein- oder zweistöckige Wohnhäuser, die mit ihren Lichtern in der dunkeln Regennacht anheimelnd winkten. Sollte eins davon die Wohnung unsrer Lieben im fernen Westen sein? Das Herz geschwellt vor Erwartung, trat ich ein in Nr. 1112. Durch ein hellerleuchtetes, breites Erkerfenster gewahrte ich unter einem brennenden Kronleuchter einen strahlenden Marienglasofen aus nickelplattirtem Eisen. Ein Dienstmädchen, das sich mühte, ein weinendes Baby mit dem beliebten Wiegenliede Rock'oby Baby in Schlaf zu bringen, bestätigte mir auf meine Anfrage, daß wir uns wirklich in der Wohnung unsrer Verwandten befänden, die gegangen wären, uns vom Bahnhof abzuholen.

Wir traten ein in das hübsch mit durchgehendem Teppich belegte Vorderzimmer mit dem breiten Erkerfenster, ließen uns unter dem Gaskronleuchter in den beiden Schaukelstühlen nieder und freuten uns, daß wir unter Dach und Fach waren, und bald nachdem wir das Kleine, das nicht einschlafen wollte, bewundert hatten, kamen die Guten vom Bahnhof, durchnäßt und ermüdet, die so viel Veranstaltungen für unsern Empfang nach langer Trennung getroffen und uns nun auf dem Bahnhofe verfehlt hatten.

Noch an demselben Abend hatte ich Gelegenheit, über die Stadt und ihre Umgebung aus der Vogelschau einen Blick zu werfen, denn wir fuhren noch einmal zurück nach dem Bahnhofe, um unsre Koffer abzuholen und wegen nachfolgender Kisten das nötige anzuordnen. Mein lieber Wirt, Herr Karl F., bei einer der größern deutschen Zeitungen als Redakteur und Berichterstatter angestellt, zeigte mir den viel kürzern Weg mit der Kabelbahn. Er hatte als Berichterstatter einen Freipaß für sie. An der nächsten Straßenecke sahen wir einen Wagen von weitem die bergige Straße herunterkommen. Auf einen Wink hielt

der Führer kurz an. Er kann auf Entfernung von fünf Schritt halten, erklärte mir mein Begleiter, aber nicht auf geringere Entfernungen, darum kommen die meisten Unglücksfälle vor, wenn einer, nachdem der Wagen schon wieder in Gang gekommen ist, vorn abspringt und quer vor dem Wagen vorbei auf die andre Seite der Straße laufen will. Das Halten geschieht durch ein Einhaken des Zahnrades am Boden des Wagens. Der Wagen ist nämlich, wie die Straße selbst, in der Mitte der Länge nach gespalten. Er wird durch ein Mittelrad und ein darumgeschlungnes Drahtseil weitergezogen. Die vier andern Räder gehen auf Schienen wie gewöhnliche Straßenbahnwagen. Das mittlere Zahnrad in dem Spalt am Boden des Wagens, das mit dem Drahtkabel in Verbindung steht, ist zugleich die Bremse des Führers. Mit einem hebelartigen Stock, den er vor- und rückwärts schiebt, bringt er den Wagen zum Stehen und Gehen. Die Straßen haben so viel Gefäll, daß sich das Hinuntergleiten und Hinaufziehen gegenseitig ausgleicht und dabei noch immer mit überschüssiger, in den Bezirksdampfanstalten aufgespeicherter Kraft gearbeitet wird. Je bergiger eine Stadt ist, um so mehr lohnt sich die Kabelbahn. Die Betriebskosten der Bezirksdampfmaschinen, wo die Kraftübertragung und Kraftverlegung stattfindet, sind im Vergleich zu andern Straßenbahnarten sehr gering.

Das glatte, geräuschlose Fahren war nach der langen Eisenbahnfahrt eine wahre Erquickung. Wir saßen auf der vordersten der kleinen, zweisitzigen Querbänke, die rechts und links von dem mittlern Längsgange angebracht sind. Plötzlich faßte mich Karl an beiden Armen. Wirst du etwa leicht schwindlig, dann setze dich lieber zurück auf die zweite Bank, denn es geht gleich steil bergab! sagte er. Aber ich wollte nichts von dem Schauspiel vor mir einbüßen, hielt mich fest an die Seitenlehne, und nun ging es hinab durch die Lüfte über die Dächer einer Riesenstadt, die sich in elektrischer Beleuchtung zu unsern Füßen ausdehnte. Jetzt erst übersah ich, welch ein bergiges Flußufer wir durchfuhren. Wir befanden uns auf einer halb hängenden, steil abwärts führenden Brücke. Aber es war ein weit angenehmeres, ruhigeres Abwärtsgleiten als auf den Zahnradbahnen. Außerdem wird man nicht durch Rauch, Qualm, Pferdegetrappel und das markdurchbohrende Schnarren wie bei den elektrischen Bahnen belästigt. Wie in einer Hängematte, wie in der Gondel eines Luftballons flogen wir über die Stadt dahin.

Jetzt, beim Überblick dieses ravinenartig eingeschnittenen und durchfurchten Flußthales, zu dem die Hochebne steil abfällt, wurde mir auch klar, was die Felskegel und Felswürfel mitten im Gewirr der fünfzehnstöckigen Geschäftspaläste bedeuteten, an denen wir vorher mit der Droschke vorübergefahren waren. Diese seltsamen Felsenkegel mitten in dem Großstadtgetriebe waren offenbar die inselartigen Überbleibsel der von dem Andrange der gewaltsamen Nivellirungsarbeiten noch verschonten Stückchen der alten Hochebne, die sich früher wohl zwischen den Nebenflüßchen bis zum Ufer des Missouri hinzog.

Unabsehbar dehnten sich die Lichterreihen der Straßen, teils den Nebenflußthälern folgend, teils sie bergauf, bergab durchkreuzend. Sie ließen sechs bis sieben Hochebnen erkennen, die sich, nebeneinandergestreckt, zum Missouri hinunterfenkten.

Mein Staunen wuchs, als ich am nächsten Morgen durch das Zentrum der Stadt eilte, um den mexikanischen Konsul, Herrn von Rahden, einen frühern Bekannten von mir aus der Hauptstadt Mexiko, aufzusuchen, der mich bei dem Chef der Packhäuser des Weltfleischmarktes, Mr. Armour, einführen sollte. Auf meinem Wege dorthin, nach dem Hotel Metropolitanhouse, mußte ich unter Leitung meines ortskundigen Zeitungsmannes wegen meines Gepäcks nach der Börse, dem Telephonamte und dem Postamte, wo sich auch die Zollbehörde befindet. Was ich in diesen Gebäuden sah, überstieg alle meine Erwartungen.

Ich gebe zu, daß die allmähliche Abnahme der Zivilisation auf der letzten Wegstrecke nicht dazu angethan war, meine Erwartungen von der Zivilisationsströmung, die das Zwischendeckspublikum hier verbreiten würde, sehr hoch zu schrauben. Auch gebe ich zu, daß das Reklamemachen der Yankees etwas betäubendes hat für den, der unmittelbar aus einer anständigen Stadt wie Berlin hineingeschleudert wird in das sinnverwirrende, unanständige Durcheinander, das einen in den ganzen Schmutz gegenseitiger Übervorteilungssucht ungehindert hineinblicken läßt. Aber trotz alledem ringen mir diese Fahrstuhlaufzüge, zu sechsen neben einander und ebensoviel einander gegenüber, diese großartigen Telephonverbindungen für das gesamte Publikum, diese Börsen- und Geschäftsräume das Geständnis ab: der Geschäftsteil der Stadt Berlin ist wie eine Kinderstube im Vergleich zu dem Geschäftsteil von Kansas City.

Die Börse, wo ich den Spediteur aufzusuchen hatte, ist ein riesiges Rotsteinbauwerk, stellenweise nur fünf bis sechs Stock hoch, stellenweise aber auch sich bis zu vierzehn, fünfzehn Stockwerken versteigend, so zusammengewürfelt aus maurischen Thorgewölben, gotischen Hallen, Nürnberger Spitztürmen mit Schrägdächern und Erkern, daß man den Eindruck erhält: hier hat man dem wahrscheinlich aus Europa bestellten Baumeister gesagt: Geld genug ist da, nur etwas augenfälliges um jeden Preis! Dieses Gebäude, auf dem die Fahne des meteorologischen Instituts immer die kommende Witterung für die nächsten sechs bis zwölf Stunden anzeigt, ist schon durch seine hohe Lage und seine seltsamen Giebel und Verkröpfungen auffallend genug, aber schön sieht es nicht aus. Die Absichtlichkeit des Gesuchten macht sich zu herausfordernd geltend.

Geht man durch den breiten maurischen Bogeneingang, dessen große Thüren sich auf glatten Eisenschienen gleitend bewegen, die Stufen hinan und tritt durch die Riesenglasthür in den Vorsaal der Eingangshalle, so umfängt einen sofort ein Geruch von Apfelsinen, Kautabak, Stiefelwichse und Parfüm, denn rechts und links ziehen sich elegante Verkaufsstände hin, mar-

morne Ladentische der Cigarrenhändler, der Frucht- und Süßigkeitshändler, ja sogar Polsterstühle für die des Schuhwichsens beflissnen Negerjungen, die jeden hereinkommenden umdrängen mit ihrem Shine? shine, Sir? (Blankmachen? blankmachen, Herr?). Da werden Couverts, Schreibgerätschaften aller Art, Bücher und Zeitungen dem hastig vorbeischreitenden zum Verkauf entgegengestreckt. In krassem Widerspruch zu der kalten Pracht der von Marmorsäulen getragnen maurischen Halle, zu dem endlosen getäfelten Fußboden aus schwarzem und weißem Marmor, zu den breiten weißmarmornen Freitreppen und den herrlichen elektrischen Glühlichtbouquets wird man hier umdrängt von den nichtigsten Kleinlichkeiten des Menschenlebens.

Auch der Gutmütigste, der mit der festen Absicht hierher kommt, alles schön und großartig zu finden, muß sich seltsam berührt fühlen, wenn er nach schneller Fahrstuhlreise in einen der langen prächtigen Korridore tritt, wo sich — in jedem Stockwerk — hunderte von Geschäftszimmerchen für Notare, Spediteure, Techniker, Kommissionäre u. s. w., alle numerirt, rechts und links in langen Reihen hinziehen. In jedem dieser Gänge sieht man in der Mitte eine Reihe dicker, braungelber Töpfe stehen, in deren Umkreis der schwarz und weiß getäfelte Marmorfußboden braun gesprenkelt erscheint, und überall an den Wänden steht die Inschrift: Don't spit at this floor! Man merkt, daß man sich unter Auswurf befindet, und alle Pracht und Vornehmheit ist dahin.

Oben im vierzehnten oder fünfzehnten Stockwerk befindet sich ein großartiges Restaurant mit warmem und kaltem Lunch, ein ungeheurer Eßsaal, Billardsäle u. s. w. Von den Fenstern aus überblickt man einen guten Teil des Missourithales, man sieht hinüber über die Brücke in die Gefilde des Staates Kansas, wo die berühmte State-Line, dem Meridian folgend, die biertrinkenden Wölfe des Staates Missouri von den wassertrinkenden Lämmern des jenseitigen Teils von Kansas City scheidet, der zum Staate Kansas gehört. Heimlich trinken freilich die Lämmer desto mehr Schnäpse, und wollen sie am hellen Tage einen Blick in den Höllenpfuhl der Biertrinkerei thun, so brauchen sie bloß jene Grenzstraße zu überschreiten, und sie finden Kneipe an Kneipe, meist von Deutschen oder Irländern verwaltet.

Drüben bei den Wassertrinkern kann man tagelang in Geschäften umhereilen, ohne etwas andres als Limonade oder Selterswasser mit Eis zu bekommen. Daher der stets verdorbne Magen der meisten der Temperenzlerei huldigenden Yankees. Sie gönnen sich keine Zeit zum Essen in der halben Mittagsfreistunde. Sie setzen sich kaum dazu, sie kauern in langen Reihen, auf hohen Stühlchen an der bar, dem Ladentisch, dann stürzen sie hastig ihr Eiswasser hinunter, und in kurzer Zeit ist der chronische Magenkatarrh fertig, den man fast allen schon von fern anmerken würde, wenn sie nicht fortwährend wohlriechenden Gummi oder Tabak kauten. Noch haben die Temperenzler in dem diesseitigen Teile der Stadt nicht die nötige Gewalt, darum

können wir uns hier auf dieser schwindelnden Höhe gütlich thun. Oft begegnet es einem ja nicht, daß man im fünfzehnten Stockwerk über allen Türmen der Stadt seinen Frühschoppen genießt, im Mittelpunkt der Vereinigten Staaten Nordamerikas in deutschem Bier und deutschen Würsteln schwelgend.

Ähnlich großartig sind die andern öffentlichen Geschäftsgebäude der Stadt angelegt. Besonders angenehm empfindet der Deutsche, der an den Post- und Telegraphenschaltern seines Vaterlandes nicht gerade verwöhnt wird, hier die wortkarge Zuvorkommenheit und Schnelligkeit, mit der er überall bedient wird. Da giebt es kein Warten, ans Fenster klopfen oder abgewiesen werden wegen Weißbier und Schrippe der Herren Verwaltungsbeamten. Alles geht schnell und fast wortlos von statten. Guten Tag, ich wollte mir die Anfrage erlauben, ob Sie mir vielleicht sagen könnten — dergleichen kann man sich hier sparen. Ob man dabei den Hut auf dem Kopfe behält oder abnimmt, ist dem Beamten ebenso gleichgiltig. Eine einzige Höflichkeitsbezeugung während des Geschäftsverkehrs gilt stillschweigend überall als zu Recht bestehend: das Hutabnehmen vor Damen, die in den Fahrstuhl treten. Dann bleiben die Herren entblößten Hauptes bis zu dem Stockwerk, wo die Dame den Fahrstuhl wieder verläßt. Ebenso gilt es für selbstverständlich, daß, wenn eine Dame in den Straßenbahnwagen oder in den Fahrstuhl tritt, ein Herr ihr einen Platz frei macht. Vergißt man das, so fordert sie es von dem ersten besten der Fahrgäste, meist nur durch einen Blick.

Als ich vom Telephonamte, wo ich mit einem gerade in Sedalia (Staat Missouri), hundert Meilen von hier, befindlichen Spediteur ein paar Worte gewechselt hatte, in dem überfüllten Fahrstuhl wieder herabfuhr, fiel mir der einzige, fast immer leere Fahrstuhl in Berlin an der Ecke der Leipziger- und Wilhelmsstraße im Lebensversicherungsgebäude ein, der doch ziemlich regelmäßig in Thätigkeit erhalten wird. Als ich den das erste mal benutzen wollte, kam der Wärter, der mich eintreten sah, vom Zietenplatz herüber und erklärte mir, daß ich es ihm nur zu sagen brauchte, wenn ich hinaufgezogen sein wollte, er sei stets hier in der Nähe. Ja ja, Berlin wird Weltstadt.

Nur wenige Gebäude sind von außen getüncht. Die meisten haben Fundamente von Rotsteinquadern, und darüber erhebt sich Rohziegelbau. Das giebt der von Rauchwolken überlagerten Handelsmetropole etwas düsteres. Die meisten der großen schwarzen Wolken, die alle Hemdenkragen und Manschetten in kurzer Zeit mit Ruß überziehen, kommen von den Dampffahrstühlen der Geschäftspaläste und Hotels und von den Maschinenhäusern der Kabelbahn. Die obern Zehntausend wohnen außerhalb und oberhalb dieser den untern Teil der Stadt umlagernden schwarzbraunen Rauchwolken, sie haben heitern, blauen Himmel über sich auf den Höhen, wo ihre Villen stehen. Wenn sie aber ihre Geschäftslokale in der Stadt aufsuchen, müssen auch sie fast immer in dieses trübe dunkle Gewölk untertauchen, wo man oft tagelang die Sonne nicht zu Gesicht bekommt.

Leopold Kümmerlich

Von dem Verfaſſer der Bilder aus dem Univerſitätsleben

(Schluß)

Eines Tages fragte ihn ſeine Wirtin, ob er für Geld und gute Worte einen Brief ſchreiben wollte. Die Rieke aus der erſten Etage im Vorderhaus möchte gern einen recht ſchönen Liebesbrief an den Unteroffizier vom zweiten Garderegiment geſchrieben haben, der immer ſo verliebte Augen mache und ſich den Schnurrbart ſo ſchön drehe, wenn er bei Rieken vorbeigehe. Leopold wollte erſt nicht, aber endlich lachte er doch ſtill vor ſich hin und machte ſich an das ſeltſame Geſchäft. Er hatte nie geliebt; nur im Frühjahr ging ihm zuweilen ein warmer Strom durchs Herz und trieb ihm die Blutwellen in den Kopf, ſodaß ſeine Phantaſie in wunderlichen Glücksempfindungen ſchwelgte. In ſolcher Stimmung ſchrieb er damals Riekes Liebesbrief. Der ſchlug durch. Rieke hatte einen glänzenden Erfolg. Es dauerte nicht lange, und alle Küchenfeen aus dem Vorder-, Seiten- und Hintergebäude belagerten ſeine Stube und wollten Briefe von ihm haben. Das brachte ihm auch eine ganz nette Summe ein. Aber als das Regiment ins Manöver rückte, und dann die Reſerven entlaſſen wurden, hörte dieſe Schriftſtellerei auf; die Rekruten ſeien noch zu „unjebildet“ zum Lieben, ſagten die Mädchen. Schließlich war es Leopold auch ganz recht, denn der Rieke war die Liebe nicht gut bekommen, und ſeine Wirtin, Frau Knuſke, ſagte ihm eines Abends: Hören Sie mal, Herr Kümmerlich, die Rieke is ſehr falſch uff Sie; ſie meint, wenn Sie den Brief nich jeſchrieben hätten, dann wär' es nich ſo weit jekommen. Das wär' die reine Kuppelei, ſagt ſe, und dadruff könnten Se beſtraft wern. Das hatte Leopold einen heilloſen Schrecken eingejagt. Ach Gott, es war ein erbärmliches Leben! Er mochte anfangen, was er wollte, es ſchlug ihm alles fehl.

Seine Studien hatte er bei dieſer ewigen Hetzjagd nach Erwerb, bei dieſem aufreibenden Kampf ums Daſein wenig planmäßig und nur oberflächlich betreiben können. Lehrbücher und andre Hilfsmittel konnte er ſich nicht anſchaffen, und Repetitorien mitzumachen, wo ſich die wohlhabenden Juriſten die Antworten auf die ewig wiederkehrenden Fragen einpauken ließen, dazu fehlte dem armen Hungerſtudenten erſt recht das Geld. So arbeitete er

vor dem Examen Tag und Nacht; aber er merkte bald, daß seine Auffassungsgabe für viele juristische Fragen gar nicht ausreichte. Er arbeitete sich ganz dumm und wurde körperlich elend dabei.

Als nun der schwere Tag herangekommen war, fiel Leopold Kümmerlich rettungslos selbst durch das engmaschige Netz, in das die jungen Juristen von den nachsichtigen Professoren beim Examen geworfen zu werden pflegen. Eine Stelle im Corpus juris, die ihm zur Übersetzung vorgelegt wurde, und vor der er ganz hilflos stand, brach ihm den Hals.

Nun war er völlig geknickt; besonders der Gedanke an seinen alten Vater und das versetzte Corpus juris quälte ihn. Sehen Sie, sagte er zu mir, als ich ihn nach dem unglücklichen Ausfall traf, das ist die gerechte Strafe. Ich hätte das Corpus juris, das mir mein guter Vater wie einen Talisman mitgab, nicht versetzen sollen. Aber ich bin immer ein guter Lateiner gewesen und glaubte genug Latein für einen Juristen zu wissen.

Er wurde nun noch menschenscheuer als vorher und ging selbst mir aus dem Wege, wenn er mich kommen sah. Eines Nachmittags sah ich ihn ganz allein vor dem schwarzen Brete stehen. Er las aufmerksam einen Anschlag und notirte sich etwas. Ich wollte ihn anreden, aber er verschwand durch die Hinterthür ins Kastanienwäldchen. Ich suchte nach dem Anschlag, der seine Aufmerksamkeit erregt haben könnte, und fand ihn bald heraus: Ein wenig benutztes Corpus juris ist billig zu verkaufen. Näheres im Kohlengeschäft Alexanderplatz 97.

Ein paar Stunden später schlenderte ich die Friedrichsstraße hinunter, und da kam mir Leopold abermals in den Weg. Er war so mit sich beschäftigt, daß er nicht einmal die solenne Auffahrt einer Studentenverbindung bemerkte, die in prächtigen Karossen mit galonnirten Kutschern und Dienern selbstbewußt und protzenhaft nach den Linden fuhr. Er lief mir gerade in die Arme, und ich hielt ihn fest. Er war ganz atemlos, sein Gesicht war erhitzt, und er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Mensch, wo kommen Sie her? rief ich. Da streckte er mir freudestrahlend ein altes dickes Buch entgegen: Denken Sie sich diese Überraschung! stammelte er. Ich möchte an ein Wunder glauben! Ich habe es wieder, das alte Corpus juris von meinem Vater!

Alle Wetter, Sie haben es wohl aus einem Backofen geholt! rief ich. Woher sind Sie denn so erhitzt bei dieser Kälte? Wie sehen Sie aus? Sie können sich ja kaum auf den Beinen halten.

Ich will es Ihnen später erzählen, sagte er mühsam. Ich bin wirklich nahe daran, umzufallen.

Ich zog ihn in eine Kneipe in der Mittelstraße und bemerkte, als wir uns an den Tisch gesetzt hatten, daß dem armen Menschen die Hände zitterten.

Ja, sagte er leise, die haben mit helfen müssen, das sind sie nicht gewöhnt.

Er trank hastig das halbe Glas aus, und nun erfuhr ich denn auch sein neuestes wunderliches Erlebnis. Es klingt fast unglaublich, aber ich erzähle es wieder, wie er mirs erzählte.

Um sich das heiß ersehnte Corpus juris wiederzuverschaffen, war er vom schwarzen Bret gerades Wegs nach dem Kohlengeschäft am Alexanderplatz geeilt. Wie er hinkommt, giebt es in der Hausflur gerade einen lebhaften Wortwechsel zwischen einem Kommis und einem Kohlenarbeiter. Er eilt vorüber und tritt in die Geschäftsstube. Da sitzt hinterm Schreibtisch der „Chef," ein kleiner dicker Herr mit rotem, glattrasirtem Gesicht, und Leopold bringt sein Anliegen vor.

Was wollen Se denn mit dem Buche? fragt ihn der Dicke brummig. Soviel ich davon verstehe, is das nichts zum Kolportiren — dazu wollen Se's doch? Ich hab's für die Studenten ans schwarze Bret schlagen lassen, aber nich für solche Leute wie Sie. Das sieht mir 'n bischen nach Schwindel aus.

Dem armen Leopold schießt das Blut ins Gesicht — er wird also nicht für einen Studenten gehalten! Da zieht er es vor, sich ganz zu verleugnen. Es ist nicht für mich, sagt er stammelnd, ich soll's für einen Studenten kaufen, der mit in meinem Hause wohnt; der hat mich hergeschickt.

So? erwiederte der Dicke, na warum sagen Se denn das nich gleich? Hier is es! Wir haben's neulich so'ner ollen Studentenmutter in der Johannisgasse abpfänden lassen. Sie war fünf Mark für Koks schuldig, und die muß ich aus dem Schmöker wieder raus haben. Es sind verschiedne Fettflecken und Tintenklexe drin, aber der Einband is noch gut, sehn Se sichs nur an!

Leopold nimmt das Buch, der Einband kommt ihm bekannt vor. Er schlägt es auf — bei Gott! es ist sein altes Corpus juris! Oben rechts auf dem Titelblatte war noch ganz schwach sein Name zu lesen, den der letzte Besitzer ausgekratzt hatte.

Er zieht mit zitternder Hand sein Portemonnaie, wühlt darin und zählt alles, was er hat, in die hohle Hand. Endlich sagt er traurig: Ich habe nur vier Mark fünfzig bei mir — lassen Sie mir's dafür!

Aha, ein Zwischengeschäftchen wollen Se machen? erwiederte der Dicke. Nee, mein Bester, das giebts nich; gehen Se man wieder nach Hause un holen Se gefälligst das übrige, unter fünf Mark is es nich, und wenn —

In diesem Augenblicke tritt der Kommis herein und ruft: Mit dem Kerl ist nichts anzufangen! Er ist mit fünfzig Pfennigen nicht zufrieden, er will für die letzten zehn Körbe eine ganze Mark haben!

Der Dicke springt ans Fenster, reißt es auf und schreit dem Arbeiter, der breitbeinig, die Schippe unterm Arm dasteht, zu: Sind Se verrückt? Machen Se sofort, daß Se vom Kohlenplatz wegkommen! Wir sind fertig mit

einander, ganz fertig! Dann schlägt er das Fenster krachend wieder zu und sagt zum Kommis: Na, da sitzen wir nu mit dem Koks. Alle Leute sind unterwegs, die Körbe sollen in einer halben Stunde abgeholt werden, wer schippt se uns nu voll?

Leopold hat mit wachsender Spannung dem Gespräch zugehört, eine freudige Erregung geht über sein Gesicht — hier kann er etwas verdienen! Er bietet dem Kohlenhändler an, er wolle die paar Körbe vollschippen, wenn ihm dann das Corpus juris gelassen werde. Der Dicke willigt ein, und eine halbe Minute später steht Leopold mit der Schippe in der Hand draußen vor dem Kokslager, und nachdem er seine Gummistulpen abgenommen und in die Rocktasche gesteckt hat, fängt er an, den ersten Korb zu füllen.

Die Bewegung thut ihm wohl. Es geht zuerst etwas langsam und ungeschickt, er schippt oft vorbei, läßt auch ein paarmal die Schippe fallen, daß es klirrt und der Dicke ärgerlich ans Fenster springt. Aber beim zweiten Korb hat er schon die nötigen Kunstgriffe weg, es kommt etwas wie Galgenhumor über ihn, er muß an den Gassenhauer denken: „Mutter, der Mann mit dem Koks is da," und an die Variante: „Mutter, der Referendar is da," und so schaufelt er denn munter weiter. Beim vierten, fünften Korbe erlahmt er. Aber mit Aufbietung aller Kräfte und in fieberhafter Hast schaufelt er weiter, bis auch der letzte Korb gefüllt ist, stürzt dann keuchend und in Schweiß gebadet wieder in die Geschäftsstube und erhält nun endlich sein Corpus juris eingehändigt!

Als mir Leopold die Geschichte zu Ende erzählt hatte, fuhr er sich mit der Hand über die matten Augen. Aus dem Nebenzimmer, wo eine Verbindung einen Kommers abhielt, drangen die übermütigen und lärmenden Töne des alten Studentenliedes „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?" herüber. Ach Gott, sagte Leopold, die Herrlichkeit! Wie oft habe ich neben mir in der Karlstraße die Bäckergesellen beneidet, wenn sie um die Mittagszeit behaglich an die Thürpfosten gelehnt dastanden, mit ihren verschränkten dicken Armen, die kleine Thonpfeife im Munde, und die weiße Mütze im Genick. Meine ganze klassische Bildung und meine ganze Studentenherrlichkeit hätte ich drum gegeben, wenn ich manchmal so ein zufriedner, gesättigter Bäckergeselle hätte sein können. Na, jetzt habe ich mein Corpus juris wieder, jetzt soll es anders werden. Mir ist, als käme neuer Mut über mich. In hoc signo vinces! Dabei klopfte er mit der Hand auf das Buch.

Jetzt haben wir Februar, fuhr er fort, bald wird es wieder Frühling werden. Glauben Sie mir wohl, daß ich seit drei Jahren keine Lerche gehört habe? Erinnern Sie sich noch, wie wir als Jungen auf dem Lehmberge die aufsteigenden Lerchen mit den Augen verfolgten? Wissen Sie, ich habe neulich so darüber nachgedacht, aus kleinen Städten und untergeordneten Familien sind doch viele tüchtige, berühmte Männer hervorgegangen. Darin hat mein

Vater ganz Recht. Wie gründlich lernt unsereins das Leben kennen! Und welche Erfahrungen sammelt man, von denen die bevorzugten Menschen keine Ahnung haben!

Diese Gedanken Leopolds kamen mir sehr gelegen, denn ich konnte sie benutzen, um das Selbstvertrauen in dem armen Menschen wieder etwas zu beleben. Wir gingen eine ganze Reihe berühmter Männer durch, die sich aus niedrigen Verhältnissen durch eigne Kraft emporgearbeitet hatten. Aber bald merkte ich, daß Leopold zerstreut wurde und mit wachsender Unruhe und Aufregung einem Gespräch am Nebentisch zuhörte.

Dort saßen drei Studenten, die über das juristische Studium sprachen.

Es sollte keiner, sagte der eine, ein höchst patent gekleideter Herr, etwas näselnd, zur juristischen Fakultät zugelassen werden, der nicht über einen Wechsel von mindestens fünfhundert Thalern verfügt. Was sieht man jetzt für schäbige Kerle in den Auditorien sitzen! Man möchte immer von ihnen wegrücken.

Ja, sagte ein Dicker mit biergerötetem Gesicht und einigen Schmissen drin, hinauswerfen sollte man diese Schusterseelen. Das hungert sich durchs Studium und durch die Referendarzeit und wird zeitlebens die Sklavennatur nicht los. Wie sollen nur solche Hungerleider, die immer getreten werden und überall zu Kreuze kriechen, einmal schneidige Staatsbeamte abgeben!

Sehr richtig, sagte der dritte, der schon eine merkliche Glatze hatte, sehr richtig, vorausgesetzt natürlich, daß die Leute nicht vorher schon das blühende Handwerk eines Paletotmarders ergriffen haben.

Alle lachten und tranken einander zu. Leopold hörte gar nicht mehr auf mich, er saß in furchtbarer Erregung da, wechselte seine Gesichtsfarbe und sah sich nach den Sprechern um.

Es fängt oben schon ein andrer Wind an zu wehen, wie mir scheint, sagte der Näselnde. Sie lassen jetzt den Pöbel im Examen durchfliegen, daß es eine Art hat. Auch das letztemal ist so einer durchgerasselt — mit Pauken und Trompeten, sage ich Ihnen. Na, den Kerl hätten Sie in seinem gepumpten Leibrock sehen sollen! Es war zum Schießen, wie dieser Trauerkloß dastand. Solche Kerle sollten doch wegen Größenwahn ins Irrenhaus gesperrt werden.

Plötzlich entstand ein furchtbarer Lärm. Leopold Kümmerlich war aufgesprungen, hatte dem näselnden Sprecher einen Faustschlag ins Gesicht versetzt und war dann mit lautem Aufschrei ohnmächtig zusammengebrochen.

Das ganze Lokal geriet in Aufregung. Ich hatte Mühe, die drei Studenten, die fortwährend nach Satisfaktion brüllten, zu beruhigen und ihnen zu versichern, daß ihnen jede gewünschte Genugthuung gegeben werden würde.

Ein Mediziner hatte sich über den Ohnmächtigen gebeugt und untersuchte eine Wunde, denn Leopold war mit dem Gesicht auf eine Stuhlkante gefallen und blutete. Es war nur eine Hautwunde. Sie wurde verbunden, und der freundliche Mediziner und ich schafften den noch immer regungslos daliegenden

in eine Droschke und brachten ihn mit seinem Talisman, dem Corpus juris, nach Hause.

Die Szene mit dem unglücklichen armen Schulkameraden wollte mir nicht aus dem Kopfe. Als ich zu Bett gegangen war, lag ich lange Zeit mit offnen Augen da, und als ich endlich eingeschlafen war, quälte mich ein beängstigender Traum. Mir träumte, Leopold stünde vor Gericht. Der alte Kreisgerichtsdirektor führte den Vorsitz, und neben ihm saß der Assessor Müller, unter den Geschwornen der Kupferschmied Schulz. Verteidiger war der alte Kammergerichtsrat, der ihm in der Prüfung immer so ermutigend zugenickt hatte. Zuletzt kam der alte Kümmerlich mit einem großen Aktenstoß unterm Arm und setzte sich an den grünen Tisch. Er sah Leopold starr an, zog die weißen, buschigen Augenbrauen zusammen und biß sich fortwährend auf seinen kurzen Schnurrbart.

Neben dem alten Kanzlisten stand die Witwe aus der Gipsstraße. Sie zeigte auf Leopold und sagte zu dem Alten: Der ists gewesen!

Der alte Kanzlist erwiderte leise und vor sich hinstarrend: Dann muß er sterben, wenns nicht anders im Corpus juris steht.

Geben Sie dem Angeklagten das Corpus juris! sagte der Kreisgerichtsdirektor. Vielleicht findet er jetzt das geeignete Hochzeitslied! Da trat ein Unteroffizier vom zweiten Garderegiment auf Leopold zu, nahm aus einem Kohlenkorb ein Bündel und gab es ihm. Als aber Leopold das Bündel aufwickelte, war darin statt des Corpus juris ein schlafendes Kind, und hinter mir hörte ich Riekes kreischende Stimme: Der is an allem schuld! der is an allem schuld!

Der Vorsitzende klingelte und sagte: Der Herr Verteidiger hat das Wort. Darauf erhob sich der alte, freundliche Kammergerichtsrat und sagte: Meine Herren, es liegen schwere Indicien gegen den Angeklagten vor, aber ich halte ihn für einen ehrlichen Menschen. Wenn er gefehlt hat, so ist ihm doch nur geringe Schuld beizumessen. Er ist, wie so viele andre, das Opfer einer falsch angebrachten Erziehung. Er ist als Knabe und als Jüngling mit dem Honig der klassischen Gelehrsamkeit gefüttert worden, während er nach seiner natürlichen Anlage Erbsen und Sauerkraut hätte bekommen sollen.

Bei diesen Worten stand der Kupferschmied Schulz auf, schlug auf den Tisch und rief mit seiner rollenden Baßstimme: Verpfuscht ist er! verpfuscht, Herr Präsident!

Der Präsident klingelte, und der alte Kammergerichtsrat fuhr fort: Es war in Leopold Kümmerlich kein Edelmetall. Trotzdem haben ihn die klassischen Goldschmiede nach allen Regeln der Kunst bearbeitet, ihn jahrelang gehämmert, geschweißt, gepreßt. Aber es hat nichts genützt. Sie haben das gewöhnliche Roheisen, das in ihm steckte und das zu einfachem Handwerkszeug ganz gut gewesen wäre, brüchig und völlig wertlos gemacht.

Sehr richtig! rief der Kupferschmied Schulz dazwischen, wertlos, völlig wertlos! Aber Gehaltserhöhung wollen sie natürlich haben, wir werden ihnen aber was pfeifen!

Der Präsident klingelte abermals, und der Verteidiger fuhr fort: Die Schuld, daß jetzt soviel gescheiterte Existenzen in der Welt herumlaufen, trifft nicht diese Unglücklichen, sie trifft unsre verkehrten Einrichtungen, sie trifft den Staat, der die alten Gelehrtenschulen zu Volksschulen für den Bürgerstand gemacht hat und durch die Massenzüchtung eines gelehrten Proletariats Ansprüche und Forderungen großzieht, die er dann nicht erfüllen kann.

Sehr richtig! rief wieder der Kupferschmied Schulz, sehr richtig! Faulenzer werden erzogen und hochnäsige Schmarotzer, die wir Männer von der schwieligen Faust dann ernähren müssen!

Ich bitte, den Herrn Verteidiger nicht fortwährend zu unterbrechen, sagte der Präsident. Der Kammergerichtsrat zog die Augenbrauen zusammen, blickte auf den alten Kümmerlich, der ganz geknickt dasaß, und fuhr dann fort: Die Schuld trifft ferner die thörichten ehrgeizigen Väter — der alte Kanzlist schrie auf, als führe ihm ein Dolch durchs Herz — ja, die Väter, wiederholte der Verteidiger langsam und nachdrücklich, die, obwohl sie ohne alle Mittel sind, aus ihren unfähigen Söhnen mit aller Gewalt studirte Leute und hohe Staatsbeamte machen möchten. Der Angeklagte, meine Herren, ist sich seiner geistigen und wirtschaftlichen Armut wohl bewußt. Er ist ein bescheidner Mensch, er hat sich nicht eigenmächtig in dieses für ihn ganz ungeeignete Lebensgebiet gedrängt, er ist von andern hineingedrängt worden. Seine Studienzeit ist eine wahre Leidenszeit gewesen, voll Entbehrungen, Mühseligkeiten und Kränkungen, aber er hat nie unlautere Dinge im Herzen gehabt. Er ist des Betruges und der Kuppelei angeklagt, ich halte ihn für unschuldig. Wenn er gefehlt hat, so hat er sicher nur aus Not gefehlt. Ich bitte, den Angeklagten freizusprechen.

Kanzlist Kümmerlich, sagte der Kreisgerichtsdirektor, lesen Sie das Prüfungsprotokoll vor!

Der Alte las leise und mit weinerlicher Stimme: Meine einzige Passion ist mein Leopold, mein Sohn, meine einzige Passion ist mein Leopold, mein Sohn!

Im Saale herrschte Totenstille. Alle sahen düster vor sich hin, nur der alte Kümmerlich schluchzte und hielt sich die Hände vors Gesicht.

Dann muß er sterben! sagte der Kreisgerichtsdirektor eintönig und traurig.

Mich packte im Traum eine namenlose Wut über dieses Gerichtsverfahren. Der Schweiß trat mir auf die Stirn; ich wollte schreien, aber die Kehle war mir wie zugeschnürt. Da ergriff ich das vor mir stehende Tintenfaß, schmetterte es auf den Tisch und rief: Das ist schreiende Ungerechtigkeit, das giebt einen Justizmord!

Mit einemmale wachte ich auf, rieb mir die Augen und sah neben dem Bette die Scherben meines Porzellanleuchters liegen, den ich vom Nachttische geworfen hatte.

Ich stand auf und suchte die Bilder dieses wunderlichen Traumes los zu werden; aber der Gedanke an Leopold verfolgte mich den ganzen nächsten Tag. Erst am Abend kam ich dazu, nach der Karlstraße zu eilen, um mich nach dem Zustande des armen Menschen zu erkundigen.

Da erfuhr ich von seiner alten Wirtin, daß Leopold ins Krankenhaus gebracht worden sei, weil der Arzt den Ausbruch einer schweren Krankheit festgestellt habe. Diese Nachricht berührte mich um so schmerzlicher, als ich am nächsten Morgen zu einer frohen Festlichkeit verreisen wollte. Meine glückliche Lage erschien mir fast sündhaft im Vergleich zu dem traurigen Schicksal Leopolds.

Als ich nach acht Tagen zurückkehrte, war mein erster Gang wieder nach der Karlstraße. Frau Knuske öffnete mir und rief händeringend, als ich in die Küche getreten war:

Ach Gott, Sie wissen es noch nich? Er is gestorben, und gestern haben sie ihn begraben! Sie sind ihm wohl sehr gut gewesen, daß Sie so traurig dastehn? Dem Menschen mußte man auch gut sein. Seit zwanzig Jahren vermiete ich hier an Studenten, und ich kenne sie genau, aber Herr Kümmerlich, das war ein Mustermensch. So was von Pünktlichkeit im Miete zahlen! Und sein alter Vater, ach Gott, hat der alte Mann hier geweint! Gestern nach dem Begräbnis kam er her, und da hat er hier den ganzen Nachmittag in der Stube gesessen und hat mir von seinem Leopold erzählt, und dann nahm er das Bild von der Mutter und steckte es in die Brusttasche, und von dem dicken Buch hier sagte er, ich sollte es nur zu Gelde machen, dafür hätte ich die letzte Miete. Dann ging er fort. Aber heute wollte er noch hierbleiben und sich die Universität, wo der Leopold immer so fleißig gelernt hat, ein bischen ansehen.

Ich ließ mir die Adresse des alten Kümmerlich geben und suchte ihn auf. Dann gingen wir zusammen zur Universität. Er blickte verstohlen durch das Gitter auf die bunte, durcheinander wimmelnde Studentenmenge. Mein Leopold ist auch unter ihnen gewesen, sagte er mit zitternder Stimme, zog sein buntes Taschentuch heraus und schnäuzte sich umständlich. Sie werden ihn gewiß alle kennen!

Er redete einen schlanken jungen Herrn mit bunter Mütze an und fragte ihn, ob er den Studiosus Leopold Kümmerlich gekannt habe. Nein, sagte der Student, aber am schwarzen Bret steht etwas von ihm, ich habe nur flüchtig seinen Namen gelesen.

Der Alte bat mich, ihn ans schwarze Bret zu führen; er war sehr neugierig, was wohl von Leopold dran stehen würde, vielleicht eine Auszeichnung

oder dergleichen? Das mußte er doch lesen. Aber er wollte sich nicht in das Gewühl hineindrängen. So warteten wir denn, bis alle Studenten in die Hörsäle verschwunden waren. Dann gingen wir hin.

Da stand denn das gebeugte Männchen und las: Den Herren Kommilitonen teilen wir mit, daß der Kandidat der Jurisprudenz Leopold Kümmerlich am 23. d. M. gestorben ist; die Beerdigung findet am 26. d. M. statt.

Dicht daneben aber hing noch ein andrer Anschlag, der lautete: Ein wenig benutztes Corpus juris ist billig zu verkaufen. Näheres bei Witwe Knuste, Karlstraße 97, im Hintergebäude.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Blumenlese aus Felix Dahns Leben. Niemand wird leugnen, daß Felix Dahns Erinnerungen, von denen bis jetzt drei Bände erschienen sind, mancherlei interessante Mitteilungen enthalten und als Selbstbekenntnisse eines von idealem Streben beseelten Mannes Aufmerksamkeit verdienen. Wenn wir uns gegen einige darin hervortretende Eigentümlichkeiten sträuben, so geschieht es weniger, um der Person des unermüdlich fleißigen Verfassers entgegenzutreten, als aus Abneigung gegen immer allgemeiner werdende Modethorheiten, die zuerst die Tagesschriften ergriffen haben und nun auch anfangen, sich die Kreise der Gelehrten zu erobern.

An erster Stelle rechnen wir hierzu die übel angebrachte Deutschtümelei. Man kann eine sehr starke Abneigung gegen überflüssige Fremdwörter haben, ohne deshalb eine Redaktion gleich Schriftleitung (3, 389) zu nennen, denn dieses Wort ist ebenso unsinnig wie der Gebrauch von Abgabe statt Adresse (3, 201); weder eine Redaktion noch irgend sonst jemand auf Erden leitet Schriften, und eine Abgabe ist, so bedauerlich die Sache auch sein mag, nichts weiter als eine Steuer.

Ähnlich steht es mit dem beständigen Gebrauch von Lesung statt Lektüre; die Sprache hat nun einmal das Wort Lese für einen andern Gebrauch vorbehalten, und niemand wird uns ausreden, daß eine wehmutvolle Lesung (3, 565) dem deutschen Sprachgefühl aufs stärkste widerstrebt.

Merkwürdig erscheint ferner bei einem Juristen der Ersatz der Bibliothek durch die Bücherei und der des Bibliothekars durch den Buchwart, da ja diese barbarischen Neubildungen durch kein Gesetz oder sonstigen staatlichen Zwang eingeführt worden sind. Post und Eisenbahn können dem Publikum Wortungeheuer wie Abteil aufdrängen; wer an den Buchwart der Universitätsbücherei schreiben wollte, dürfte zu seinem Schaden erfahren, daß die Teutomanie ihre Grenzen in der Praxis des täglichen Lebens und in der Vernunft der Briefträger findet.

In eine andre Klasse gehört der Gebrauch von Wendungen wie „der Knabe Felix im hellbraunen Gelock“ (1, 10), „das liebe Lenzgedörn“ (1, 16), feinseelig (3, 540), wunderklug (2, 50), „vor eitel Vergnügen“ (2, 50), tiefgründig (3, 537), Unweiche (2, 195), gar wonnesam sinnirend (2, 279),

Vollblust (2, 435), unschilderbar reizvoll (2, 446), gütevoll (2, 515), man gewöhnt alles (3, 493), unausdenkbar (3, 241), Unsieg (3, 340), Unkraft (3, 344), was alles wie aus Wagnerschen Opern, wollte sagen Musikdramen entsprungen zu sein scheint. Das Wort sehr kommt schwerlich einmal in den drei Bänden vor, stets wird es durch gar ersetzt (z. B. ein gar eifriger Ultramontaner 2, 55), nützlich wird als prosaisch verschmäht (es ist ein nützes Wort 1, 125), und ein junger Mensch heißt jung Alexander (2, 132) oder Jungherr (3, 260).

Am meisten aber fühlt man sich abgestoßen durch die Unart, Personen immer durch ein substantivirtes Eigenschaftswort zu bezeichnen: der Rundliche (3, 178), dem Hochverehrten (3, 198), der Hochragende (3, 228), der Freundliche (3, 454), der Wohlwollende (3, 551), der Unermüdliche (3, 564) u. s. w. Es klingt das alles wie aus dem Mitgliederverzeichnis der Fruchtbringenden Gesellschaft.

Durchaus undeutsch erscheint uns — auf sachlichem Gebiete — auch die Mitteilung kleinster autobiographischer Einzelnheiten, so die Berechnung der 1422 Korrekturbogen (2, 340), die Versicherung eines hochgestellten Offiziers (mit Orts- und Zeitangabe: Königsberg, Börsengarten, abends 8½ Uhr, Sommersonnwend 1883) in Betreff des Kampfes um Rom: Ja! Erstaunlich! Es ist keine einzige Dummheit darin, endlich das unaufhörliche Zitiren der eignen Werke auch da, wo kein andrer Grund vorlag, als der bei der Barnimstraße in Berlin (2, 351) maßgebend war: „welche ich in dem Moltkefestspiel vom 26. X. 1890 verewigt habe." Ähnlich ist es, wenn der Verfasser (2, 367) ungezählte, allerdings oft recht gute Verse macht, oder etwas aus einem seiner wenigen (2, 374) aber nicht ganz schlechten spanischen Gedichte anführt. Auch die Versicherung (2, 580): „mit dem Hundertteil der auf das Examen verwandten Arbeit hätte ich noch die Prüfung glänzend bestanden" gehört dahin.

Sehr ansprechend ist die Schilderung der Liebe zu dem Mädchen, das der Dichter (1, 273) 2772 Male stumm gegrüßt, und deren Namen er „mit leiser Änderung in das Griechische übertragen" hatte. Er nennt sie nämlich Didosa; warum nicht Didusa, was doch eine griechische Form wäre?

Wenn übrigens die Münchner (1, 78) das Salettel von dem französischen salette herleiten, so irren sie sich, da es dieses Wort im Französischen nicht giebt; es kommt vielmehr vom italienischen saletta her. Merkwürdig ist, daß zu den beiden Formen Italiener und Italer, mit denen man bis jetzt auskam, hier noch Italier (3, 363. 400) kommen, daß die Ravennaten einen Blumenstrauß masetto (3, 445) statt wie sonst mazzetto nennen und la corazza (der Harnisch) in die sonst unbekannte Form il corazzo (3, 509) umgewandelt haben. Freilich heißt in dieser Gegend auch der Buchweizen, wie es scheint, nicht grano saraceno, sondern polenta (3, 453), was bekanntlich im Lateinischen Gerstengraupen und im Italienischen den Brei aus Maismehl bedeutet. Merkwürdig ist auch die „Campania von Rom" (3, 491), aber das allermerkwürdigste der Archivar in Ravenna, der, obwohl Monsignore, den Kardinal Mai nur in der Form Mayo (3, 508) kennt und versichert, Niburrio habe sich vergeblich bemüht, die Ravennatischen Papyri zu entziffern, während doch Niebuhr niemals in Ravenna gewesen ist! Daß Falstaff kein vinum siccatum (3, 142) (ausgetrunknen Wein), sondern vino seco getrunken hat, sei nur nebenbei bemerkt.

Schwarzes Bret

Wir erfahren, daß auf eine Anregung aus China (!) hin die Grenzboten neuerdings in ein Oldenburgisches Kasino eingedrungen sind. Es ist doch schön, wenn das Deutschtum in der Fremde befruchtend auf die Heimat zurückwirkt. Wenn die alten Propheten die modernen Verkehrsgelegenheiten gehabt hätten, was hätten sie im Vaterlande gegolten! Wir können stolz sein, im Lichte unsrer Tage zu leben!

Osterkarten. Die Neujahrskarten werden wir glücklich nach und nach los. Das paßt natürlich den Herren Fabrikanten nicht, sie zermartern sich den Kopf, wie sie den Ausfall decken können, und da sind sie denn auf — Osterkarten verfallen, oder vielmehr — da bei jeder neuen Fabrikationsdummheit doch auch wieder eine neue Sprachdummheit sein muß, — auf „Osternkarten"; wahrscheinlich essen die Herren auch Osteneier, machen Pfingstenreisen und zünden sich Weihnachtenbäume an.

Ob sie richtig werden spekulirt haben? Schwerlich. Wir wenigstens können uns keinen Menschen vorstellen, der eine „Osternkarte" kaufte, ebenso wenig einen, dem man durch Übersendung einer „Osternkarte" ein Vergnügen machen könnte. Freilich gilt das auch von tausend andern Dingen, die man heutzutage hinter den großen Spiegelscheiben der Schaufenster als „höchste Neuheit" angepriesen sieht. Hundertmal des Tages möchte man sich fragen: Wer soll das nur kaufen? Wem soll das nur gefallen? Wem soll es nur den geringsten Nutzen bringen oder das geringste Vergnügen machen, es zu besitzen? Und denkt man denn gar nicht einmal an die Gefahren, die mit dem massenhaften Ausstellen solches nichtsnutzigen Plunders verbunden sind? an die Begehrlichkeit, den Neid, den Haß, die er in tausend Köpfen und Herzen erregt?

Bismarck

Mit Achill vergleicht ihr ihn?
Pfui des abgeschmackten Bildes!
Mit dem glatten, übermütgen,
Glückvergoldeten Peliden,
Der — am Götterkönigshofe
Die gratissima persona —
Hinter Pallas Unterröcken,
In der Rüstung unverwundbar
Gut bramarbasiren hatte —
Dem vergleicht ihr den Gewaltgen,
Dessen trotzge Geistesstärke
Volkes Gunst und Zorn nicht beugte,
Der, obwohl kein Erdengott ihm
Helfend beisteht, gegen eine
Welt von Thorheit sich behauptet,
Ja — o wunderbares Schauspiel! —
Die bedrängte Weisheitsgöttin
Pallas mit erhobnem Schilde
Lächelnd, siegessicher schirmt!

Leipzig — Georg Böttticher

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zur Jesuitenfrage

Der Antrag des Zentrums auf Aufhebung des Jesuitengesetzes hat auch in diesem Jahre wieder einen Teil des protestantischen Deutschlands in fieberhafte Aufregung versetzt. Wenn wir zu der Angelegenheit einmal das Wort ergreifen, so geschieht es zu einem Zweck, den wir erst am Schlusse verraten wollen. Wir unsrerseits stehen dem Jesuitenorden ganz ebenso gegenüber, wie z. B. dem Puritanertum, das jetzt in den Temperenzlern und in der Heilsarmee wieder aufgelebt ist. Beide sind uns in hohem Grade zuwider; aber das hindert uns nicht, den edeln Charakter und den Opfermut vieler Angehörigen beider Genossenschaften anzuerkennen, sowie die Verdienste, die sich die Puritaner um die Volkssittlichkeit, die Jesuiten um die Heidenmission und um einzelne Zweige der Wissenschaft erworben haben. Jedenfalls aber machen wir uns nicht der Lächerlichkeit schuldig, zu verlangen, daß uns die Regierung eine Sekte oder Körperschaft, die wir nicht leiden können, durch Ausnahmegesetze vom Leibe halten solle. Am 4. Juli 1872, wo das Jesuitengesetz erlassen wurde, hatte es als Kampfmittel einen Sinn. Jetzt, nach vollzognem Friedensschluß, hat es keinen Sinn mehr.

Sind denn auch die Wirkungen, die nach seiner Aufhebung eintreten würden, so bedeutend, daß es sich verlohnte, darüber in Aufregung zu geraten? Die Ausschließung des Jesuitenordens aus dem Reiche bedeutete nach dem Wortlaute des Gesetzes, daß ihre damals bestehenden Niederlassungen aufgelöst und neue nicht mehr zugelassen werden sollten, daß den Angehörigen des Ordens, wenn sie Inländer sind, der Aufenthalt in gewissen Orten angewiesen oder versagt werden kann, und daß sie, wenn sie Ausländer sind, ausgewiesen werden können. Zu der an dritter Stelle genannten Maßregel ist überhaupt kein Ausnahmegesetz nötig; hören wir doch häufig genug von Ausländern,

die „abgeschafft" werden ohne Angabe eines andern Grundes, als daß sie sich lästig gemacht haben. Die Ausweisung inländischer Jesuiten aber aus ihrem dermaligen Aufenthaltsorte und ihre Internirung an gewissen Orten kann doch nur den Zweck haben, sie und ihre Glaubensgenossen zu ärgern. Oder weiß jemand sonst noch einen möglichen Zweck anzugeben? Hat sich der Jesuit eines Verbrechens schuldig gemacht, so internirt oder exmittirt man ihn nicht, sondern man sperrt ihn ein; hat er aber keins begangen, so wäre es wohl eines kleinen Tyrannen, aber nicht eines europäischen Großstaats würdig, ihn zu ärgern, weil man sich selbst über seine Nase oder über den Schnitt seines Rocks oder über seine Predigten ärgert. Einen Unbeliebten einsperren zu lassen, ist ja heute so unendlich leicht bei uns. Ein Polizist braucht bloß zu versichern, daß der Mann ein Wort gesprochen habe, von dem sich möglicherweise eine Behörde oder ein angesehner Privatmann beleidigt fühlt, und ein paar Monate Gefängnis sind fertig. Warum also, wenn man einen Jesuiten ärgern will, nicht lieber zu diesem gewöhnlichen ganz unauffälligen Mittel greifen? So bliebe noch die Möglichkeit, daß sie neue Niederlassungen gründeten. Nur die Möglichkeit; denn zur wirklichen Gründung gehört in jedem einzelnen Falle die Erlaubnis der Landesregierung, die in Baiern wahrscheinlich erteilt, in Preußen wahrscheinlich, in allen übrigen deutschen Staaten ganz gewiß verweigert werden würde. Jedenfalls aber würden die Jesuiten, auch ohne eigne Niederlassungen zu haben, überall im Reiche gastweise predigen, Messe lesen und Beichte hören dürfen, was ihnen jetzt untersagt ist; denn die Ausführungsbestimmungen erläutern die Ausschließung des Ordens aus dem Gebiete des deutschen Reiches noch dahin, daß seinen Angehörigen die Ausübung irgendwelcher Ordensthätigkeit, insbesondre in Kirche und Schule, sowie die Abhaltung von Missionen nicht zu gestatten sei. Nun, die Schule kommt nicht in Betracht; es ist gar nicht daran zu denken, daß in absehbarer Zeit irgend eine deutsche Regierung die Errichtung eines Jesuitengymnasiums gestatten oder Jesuiten als Katecheten in Volksschulen zulassen sollte. Auch zur Abhaltung von sogenannten Missionen bedarf es in jedem einzelnen Falle der obrigkeitlichen Erlaubnis, die wohl bei der heutzutage herrschenden Angst aller Regierungen vor aufregenden Zwischenfällen nicht leicht erteilt werden dürfte. Jesuiten, die Vorträge halten, Bücher herausgeben und in Familien verkehren, haben wir auch heute schon im Reiche. Die Wirkung der Aufhebung des Gesetzes würde sich also darauf beschränken, daß diese Jesuiten auch predigen und Beichte hören dürften, daß sich ihnen noch ein paar Dutzend oder vielleicht auch ein paar hundert beigesellen würden, und daß möglicherweise hie und da ein Haus nebst einem Kirchlein daneben erstünde, worin mehrere Jesuiten zusammenwohnten. Wäre das nun etwas so entsetzliches, daß sich das deutsche Reich, um dieses entsetzliche abzuwenden, jahraus jahrein das Geschrei von ein paar Millionen katholischer Staatsbürger gefallen lassen

müßte: Man verweigert uns die volle Glaubensfreiheit und Gleichberechtigung! Nicht bloß England und Amerika, sondern auch die Türkei und China sind liberaler und duldsamer als das deutsche Reich! Nicht einmal so viel Freiheit, wie die Sozialdemokraten und Anarchisten genießen, wird unsern allverehrten Patres zugestanden! Und schwände nicht mit der Agitation für Aufhebung des Jesuitengesetzes wieder eines der wenigen Bänder, die die in allen Fugen krachende Zentrumspartei noch zusammenhalten? Was fürchtet man eigentlich von ein paar hundert Jesuiten?

Die Jesuiten, sagen die Altkatholiken, haben uns den Syllabus, die unbefleckte Empfängnis und die Unfehlbarkeit beschert. Ja, was geht denn das uns Protestanten an? Oder vielmehr: sind wir den schwarzen Vätern dafür nicht großen Dank schuldig? Vieles in den Gebräuchen, den Einrichtungen und dem Leben der katholischen Kirche ist uns sehr sympathisch; aber wenn uns je einmal die Lust anwandeln sollte, zu konvertiren, so würden die Dogmen von der unbefleckten Empfängnis Marias und von der Unfehlbarkeit des Papstes allein schon hinreichen, uns von dieser Thorheit abzuschrecken, nicht durch ihre Gefährlichkeit, sondern durch ihre Abgeschmacktheit. Je schroffer eine Konfession ihre Besonderheiten hervorkehrt, desto mehr verliert das, was sie auch den Angehörigen andrer Konfessionen achtungswürdig und angenehm macht, seine Anziehungskraft.

Die Jesuiten, sagt man ferner, sind gefährliche Ränkeschmiede. Aber, muß man denn in Berlin oder Dresden sitzen, um gegen das deutsche Reich oder gegen die sächsische Helligkeit Ränke zu schmieden? Und nisten sich nicht nach dem Glauben der Jesuitophoben überall in der Welt Jesuiten in kurzen Röcken, ja solche in Unterröcken ein, die durch kein Jesuitengesetz gefaßt werden können? Sind wir denn sicher, ob nicht schon alle Kammerherren, Hofdamen und Kammerdiener im königlichen Schlosse dem Jesuitenorden angehören — Juden sind, würde Ahlwardt sagen —, ob nicht die Herren Beyschlag und Weber selbst teuflischer Jesuitenarglist schon zum Opfer gefallen sind und, von unsichtbaren Fädchen geleitet, die Aufhebung des Jesuitengesetzes nur zu dem Zweck hintertreiben, um den Jesuiten ihren Hetzstoff zu wahren und dem Zerfall des Zentrums vorzubeugen? Hat doch vor einigen Monaten ein mittelparteiliches Blatt ganz ernsthaft die Mutmaßung ausgesprochen, das Zentrum werde die Militärvorlage bewilligen — aus purer Bosheit, um die preußische Regierung beim katholischen Volke noch mehr verhaßt zu machen; wäre es nicht eine ganz ähnliche Taktik, wenn die Jesuiten ihre eigne Zulassung hintertrieben?

Wenn die Jesuiten kommen, sagt man ferner, so ists um den konfessionellen Frieden geschehen. Wo steckt denn dieser Friede, der liebliche Knabe, um den es geschehen sein soll? Man ziehe ihn heraus aus seinem Versteck und zeige ihn uns, daß wir uns an seinem Anblick erlaben, denn beinahe seit vierhundert

Jahren ist er uns nicht mehr zu Gesicht gekommen! Dieser Tage fragten wir einen höher gestellten evangelischen Geistlichen, wie er sich die Störung dieses abwesenden Friedens durch die Jesuiten eigentlich denke. Er sann ein Weilchen nach, dann sagte er: Nun, ich meine, sie werden in den gemischten Ehen den Frieden stören. Worauf wir ihm erwiderten: Giebt es wohl heutzutage einen einzigen evangelischen oder katholischen Geistlichen, der eine friedliche gemischte Ehe duldete, wenn der Friede auf der Nachgiebigkeit des seiner Konfession angehörenden Teils beruht? Eine friedliche gemischte Ehe ist, wenigstens wo Kinder vorhanden sind, nur unter der Bedingung denkbar, daß einer der Ehegatten indifferent ist, oder daß es beide sind. Daß eine ihrem Glauben aufrichtig und herzlich ergebne Person nicht alles aufböte, ihre sämtlichen Kinder für denselben Glauben zu gewinnen, das kommt gar nicht vor, und die Geistlichen wirken selbstverständlich in demselben Sinne, teils weil sie aufrichtig von der alleinseligmachenden Kraft ihres Glaubens überzeugt sind, teils um den Besitzstand ihrer Kirche nicht schmälern zu lassen. Man hat nicht gehört, daß der katholische Klerus Ungarns bei seinem Wegtaufstreit der Anfeuerung durch die Jesuiten bedurft hätte. Es hat eine Zeit gegeben — so etwa von 1750 bis 1830 —, wo man in Deutschland allenfalls von konfessionellem Frieden sprechen konnte. Es war die Zeit der „Aufklärung," wo zahlreiche katholische Geistliche dem Freimaurerorden angehörten und die Messe einen Hokuspokus nannten, wo ein Erzbischof und Kurfürst von Mainz bei einem Besuch in Paris das Gerücht verbreitete, er werde am nächsten Sonntag in Notredame predigen, auch wirklich die Kanzel bestieg und der tausendköpfigen neugierigen Menge verkündigte, daß heute der erste April sei, wo die Leute ohne Unterschied der Konfession immer die Kirche besuchten, in der sie die beste Predigt — gewöhnlich eine leere Schönrednerei — erwarten durften, und wo man die Kinder nur deswegen katholisch oder evangelisch taufen ließ, weil es das Herkommen und die Obrigkeit geboten, irgendwo taufen zu lassen. Nun wird zwar behauptet, die seitdem eingetretne katholische Reaktion sei eben das Werk der Jesuiten, allein diese Behauptung schlägt der Chronologie mit erstaunlicher Naivität ins Gesicht. Die Aufklärung ist zur Herrschaft gelangt, während die Jesuiten noch ungestört wirkten. Die Reaktion hat sich vorbereitet, während die wenigen noch übrigen Glieder des aufgelösten Ordens teils in portugiesischen Gefängnissen lagen, teils als unbedeutende, einflußlose und von den Regierungen durchaus abhängige vereinzelte Lehrer an preußischen und bairischen Gymnasien wirkten. Zur Zeit der Hochflut der katholischen Reaktion befand sich kein einziges Mitglied des mittlerweile wieder hergestellten Ordens in Deutschland, und als sie 1848 wieder einzogen, da war das Werk schon vollendet. Wir gedenken die Geschichte dieser merkwürdigen Reaktion oder Renaissance des Katholizismus einmal bei einer andern Gelegenheit darzustellen und werden dann zeigen, wie die Jesuiten allerdings

ihre Früchte geerntet haben, aber nicht ihre Urheber gewesen sind, ja in Deutschland gar nicht daran beteiligt gewesen sind. Hier mag die Bemerkung genügen, daß die Einsperrung der zwei Erzbischöfe im Jahre 1837 und 1839 und das Auftreten Ronges im Jahre 1844—1845 die Bewegung mehr gefördert haben, als es alle Jesuiten der Welt vermocht hätten, wenn sie sich sämtlich in Preußen niedergelassen hätten. Will man jenen verflossenen Frieden wieder herstellen und die katholische Kirche zum zweitenmal ohnmächtig machen, dann versenke man das Volk wieder in den süßen Schlummer des Indifferentismus. Dazu scheinen uns nun kulturkämpferische Agitationen und Ausnahmegesetze nicht die geeigneten Mittel zu sein; die Kriegstrompete des Evangelischen Bundes ist kein Instrument für Schlummerlieder.

Moralische Vergiftung des deutschen Volkes fürchtet man von den Jesuiten. Nehmen wir als bewiesen an, daß der Jesuitenorden schlechte Moralgrundsätze habe — ist die Zahl der Leute mit schlechten Moralgrundsätzen bei uns nicht so schon Legion? Klagen nicht die Frommen im Lande jahraus jahrein über die schlechte Presse, über die unsittlichen Romane, über die Unzucht, die in vormals nie dagewesener Ausdehnung herrsche? Behaupten nicht andrerseits die Gegner der Frommen, die ganze konventionelle Moral und Religion sei lauter Lüge und Heuchelei, hinter deren Maske frecher Unglaube und bodenlose Unsittlichkeit ihr Wesen trieben? Erklären nicht die Ordnungsparteien die zehn Millionen Sozialdemokraten — so viele mögen ihrer mit Familienangehörigen wohl sein — für Meineidige und gottlose, grobe Materialisten, die Sozialdemokraten aber die Bourgeois für eine in Grund und Boden verderbte, sittlich verfaulte Menschenklasse? Und wenn wir alle diese gegenseitigen Beschuldigungen für Übertreibung, Lüge und Unsinn erklären wollten, welches Zeugnis würden wir damit der Wahrheitsliebe und dem gesunden Menschenverstande unsers Volkes ausstellen? Und sind nicht wirklich die europäische Diplomatie, die Redaktionsstuben der Presse aller Parteien und die Komptoirs vieler Geschäftsleute Hochschulen der Lüge, des Schwindels, des Betrugs und des Ränkespiels, an denen die schlauesten Jesuiten in diesen Künsten wohl noch viel zu lernen, aber nichts mehr zu lehren finden würden?

Sodann, wie stünde es um die Quantität dessen, was die Jesuiten in Ausbreitung ihrer schlechten Grundsätze zu leisten vermöchten? Schrift und Druck kommen nicht in Betracht, denn dadurch wirken sie jetzt schon. Es handelt sich also bloß um Beichte, Predigt und persönlichen Umgang. Auf viel mehr als zweihundert würde die Zahl der Jesuiten in Deutschland nicht anwachsen, aber nehmen wir an, sie wüchsen bis auf tausend an. Gepredigt wird für gewöhnlich etwa an sechzig Tagen im Jahr, und die Predigt dauert in den katholischen Kirchen höchstens eine Stunde. Die Ohrenbeichte einer Person währt, wie man beim Besuch katholischer Kirchen beobachten kann, selten länger als zehn Minuten, und wenn der Geistliche in einem Jahre

1200 Leute abhört, von denen die meisten nur einmal, manche zwei- oder viermal und nur wenige öfter kommen, so ist das schon bedeutend. Die tausend Jesuiten würden also 1200000 Menschen, einen jeden jährlich zehn, manche davon vierzig Minuten und nur wenige noch längere Zeit im Beichtstuhl, und etwa ebenso viele — es werden dieselben Personen sein — sechzig Stunden im Jahre durch die Predigt bearbeiten. Die „schlechte“ Presse aber bearbeitet mindestens zwanzig Millionen Menschen täglich. Und was den Einfluß durch Umgang betrifft, was vermögen da tausend Personen gegen die vielen Millionen, die in verschiednen entgegengesetzten Sinnen wirken?

Endlich: mögen wir Jesuiten im Lande haben oder nicht, das katholische Volk wird auf alle Fälle mit der Jesuitenmoral „vergiftet,“ denn die nachtridentinische katholische Kirche hat keine andre, kennt keine andre, und die Pfarrer und Kapläne lehren keine andre. Thomas von Aquin, den wir selbst nur wenig kennen, von dem aber die Altkatholiken und die Gelehrten der liberalen Zeitungen behaupten, daß die Jesuitenmoral in ihm wurzle, ist vom jetzigen Papste allen katholischen Theologen als Richtschnur anempfohlen worden, Alfons von Liguori, der die Jesuitenmoral sozusagen kodifizirt hat, ist vom vorigen Papste feierlich zum Doctor Ecclesiae erhoben worden, und des Jesuiten Gury Handbuch beherrscht den Unterricht in der Moral, wie er in den Priesterseminarien als Anweisung für die Gewissensleitung erteilt wird. Will man das ändern, so muß man den Kulturkampf von vorn beginnen und den Katholiken irgend eine andre Religion aufzwingen.

Die Jesuitenmoral zu prüfen, ist hier nicht der Ort. Wer sich darüber unterrichten will, der lese Gurys Moral durch und außerdem etwa das Werk: Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem sechzehnten Jahrhundert, mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik des Jesuitenordens. Auf Grund ungedruckter Aktenstücke bearbeitet und herausgegeben von Ignaz von Döllinger und Heinrich Reusch. (Nördlingen, C. H. Beck, 1889.) Aber eine Gewissensfrage aus jedem der beiden Bücher wollen wir doch unsern Lesern zur Entscheidung über den Grad der Verwerflichkeit der jesuitischen Auffassung vorlegen. Und zwar die erste ganz besonders den deutschen Korpsstudenten, die mehr als andre über die laxe Beurteilung eines ihnen vertrauten Falles entrüstet sein werden. In dem Abschnitt über den Rausch sagt Gury, die ebrietas perfecta sei ohne Zweifel eine Todsünde; dagegen sei ein unvollständiger Rausch probabilius nur eine läßliche Sünde. Er fragt nun, an welchen Merkmalen man die ebrietas perfecta erkenne. Antwort: daran, daß der Berauschte nicht mehr zwischen Recht und Unrecht unterscheiden kann, daß er sich ganz ungewöhnlich geberdet (agere prorsus insolita) und sich später dessen, was er im Rausche gesagt und gethan hat, nicht mehr erinnert. Dagegen seien noch nicht als zuverlässige Merkmale einer ebrietas perfecta anzusehen: haesitatio linguae, titubatio pedum, visus objectorum

duplicium aut in girum se vertentium. Die andre Frage ist folgende. In den Aktenstücken bei Döllinger-Reusch liest man, wie ein P. La Quintinye, der einer strengern Richtung huldigte, seine Ordensbrüder wegen ihrer laxen Moral beim Ordensgeneral, und als der ihm nicht Recht gab, beim Papste verklagt hat. Gegen den frühern Provinzial bringt er u. a. folgende Beschwerde vor. Dieser habe einmal einem bekehrten Kalvinisten — die Geschichte spielt im südlichen Frankreich — die Generalbeichte abgenommen und dann erzählt, er habe durch alle Kreuz- und Querfragen, die sich auf sein ganzes Leben bis zur Kindheit zurück erstreckten, nicht einmal eine Materie für die Absolution gewonnen, d. h. also auch nicht die kleinste Sünde herausbekommen; so heilig habe dieser Kalvinist gelebt. Daß der Mann, schreibt Quintinye entrüstet, dem Irrglauben gehuldigt, so viele Jahre „auf dem Lehrstuhle der Pestilenz gesessen," so viele verderbliche Irrtümer verbreitet, die Kirchengebote so oft übertreten habe, das alles rechnete der P. Provinzial für nichts, denn, meinte er, in alle dem habe jener ja bona fide gehandelt. Das sei aber, urteilt Quintinye, entschieden falsch; einem wissenschaftlich gebildeten Manne, der in Frankreich, also mitten unter Katholiken lebe, dem könne es unmöglich schwer fallen, seine Irrtümer einzusehen und zu erkennen, daß die katholische Kirche die allein wahre sei.

Die Jesuiten sollen den dreißigjährigen Krieg verschuldet haben. Daß sie aus allen Kräften die Gegenreformation betrieben haben, wird niemand leugnen, und ob oder wie weit sie zum Bruche des Religionsfriedens und zur Ausrottung des Protestantismus durch Waffengewalt gehetzt haben, lassen wir dahingestellt sein; aber der große Krieg würde unserm Vaterlande auch dann nicht erspart geblieben sein, wenn es keinen einzigen Jesuiten, ja keinen einzigen Katholiken mehr beherbergt hätte. Denn der Plan der verbündeten Holländer, Franzosen und Türken, die spanisch-habsburgische Weltmacht zu zertrümmern, stand unerschütterlich fest, und nicht minder der Plan der ehrgeizigen und ruhelosen Pfälzer, diese Zertrümmerung zur Machterweiterung zu benutzen und daher zu befördern. Die lutherischen Kurfürsten haben es den „Herren Korrespondirenden," wie die Mitglieder der Union genannt wurden, vorausgesagt, daß sie durch den Angriff auf die habsburgische Monarchie diese zu einem Verzweiflungskampf aufstacheln und einen Weltkrieg entzünden würden, der die Verwüstung Deutschlands zur Folge haben müßte, und diese Voraussagung ist eben eingetroffen. Die konfessionellen Vorwände kamen ja den „Herren Korrespondirenden" sehr gelegen, aber hätten sie gefehlt, so würde man andre gefunden haben. Nicht einmal der Schwedeneinfall wäre uns erspart geblieben, denn, schreibt Droysen, der stramme Protestant und Verehrer seines Helden, in seiner Geschichte Gustav Adolfs: „Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Gustav Adolf bei seinen Verhandlungen mit seinem Reichsrat und den Ständen die Rettung der Evangelischen in Deutschland auch nicht einmal als Grund für den zu unternehmenden Krieg angiebt. Er würde den

Krieg unternommen haben, auch wenn kein Restitutionsedikt wäre erlassen worden."

Die Jesuiten, um noch einen Grund anzuführen, sollen unzählige Verbrechen verübt, namentlich aber viele ihrer Gegner oder solche, deren Vermögen sie an sich bringen wollten — siehe die Romane von Clauren und Eugen Sue —, mit Gift*) und Dolch aus dem Wege geräumt haben. Aber eben deswegen müßte man sie hereinlassen. Sie sind schlau genug gewesen, sich niemals erwischen zu lassen; was könnte es nun für eine ehrenvollere Aufgabe für unsre berühmte Kriminalpolizei geben, als einen jesuitischen Giftmischer zu entlarven und damit endlich einmal die Akten über diese zweifelhafte Sache zu schließen? Was die frühern Verbrechen von Jesuiten anlangt — mögen sie nun wirklich begangen oder nur erdichtet worden sein —, so hat sich Friedrich der Große durch das Gerücht von solchen nicht beirren lassen: „Warum, meint er, sollte ich die Jesuiten nicht dulden? Sie haben in den Provinzen, wo ich sie beschütze, keine Dolche gezückt, sie haben sich darauf beschränkt, die Humanitätsstudien zu treiben. Wäre das ein Grund, sie zu verfolgen? Wird man mich anklagen, eine Gesellschaft gelehrter Männer nicht ausgerottet zu haben, weil einige Mitglieder dieser Gesellschaft zweihundert Meilen weit von mir etwas Schlimmes unternommen haben sollen? Die Gesetze bestimmen Strafen für Schuldige, aber sie verdammen die rohe und blinde Wut, die in ihrer Rachsucht Schuldige und Unschuldige trifft. Immerhin tadelt mich wegen zu vieler Toleranz; ich will dieses Fehlers mich rühmen; es wäre zu wünschen, daß man den Königen nur solche Fehler vorwerfen könnte." So schrieb der große König an D'Alembert,**) der ganz giftig auf ihn war wegen der den Jesuiten gewährten Duldung.

Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß Friedrich die bekannten Worte schrieb: „Karthago gebe ich preis; ich meine das, was Kalvin Babylon nannte,

*) Besonders interessant sind uns zwei Vergiftungsgeschichten, weil sie Johannes Huber aus einer „Sammlung der hinterlassenen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen" abgeschrieben hat, nachdem diese schon zwanzig Jahre vorher von den beiden auf diesem Gebiet zuständigen Forschern, Mailath und Arneth, als plumpe Fälschung entlarvt worden war. Siehe: Jesuiten-Fabeln. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Bernhard Duhr S. J., zweite Auflage, Freiberg i. Br., Herder, 1892, S. 438 ff. Wir haben, weil uns wichtigeres zu thun obliegt, Duhrs Buch nicht durchgelesen, sondern nur durchgeblättert, wundern uns aber, daß es von Leuten, deren Spezialität die Jesuitica sind, so wenig genannt wird; oder vielmehr, es wundert uns nur mäßig, denn was wir in dem dicken Bande gelesen haben, macht den Eindruck quellenmäßiger Gründlichkeit und spricht durch ruhige, anständige Darstellung an. Ein Rezensent beschwert sich über den Umfang des Buches; eine kleine Schmähschrift wie die des dummen und unwissenden Majunke gegen Luther würde ihm freilich lieber gewesen sein. Solche Dummheiten begeht eben ein Jesuit nicht leicht.

**) Die Hauptstellen der Korrespondenz des Königs mit D'Alembert über den Gegenstand hat K. A. Menzel zusammengestellt: Neuere Geschichte der Deutschen, zweite Auflage, sechster Band, S. 68 ff.

die Hierarchie und allen Aberglauben, der daran hängt. Es wäre gut für die Menschheit, davon befreit zu werden, aber weder Sie noch ich werden diesen Tag sehen. Jahrhunderte sind nötig, ihn herbeizuführen, und vielleicht wird dann ein neuer Aberglaube den alten ersetzen; denn ich bin überzeugt, daß der Hang zum Aberglauben mit dem Menschen geboren wird." Diese Ansicht des großen Königs wird durch nichts glänzender gerechtfertigt, als durch die Jesuitenfurcht unsrer Tage. Diese Furcht schreibt dem Jesuitenorden in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Wirkungen zu, die bei der Zahl seiner Mitglieder und den ihm zur Verfügung stehenden geistigen und materiellen Mitteln auf natürliche Weise nicht erklärt werden können, die also eine Art Zaubermacht voraussetzen. Von den Entstehungsgründen dieses Aberglaubens, deren Darstellung eine interessante Studie abgeben würde, wollen wir hier nur einen kurz erwähnen. Der „Aufgeklärte" hält das Christentum im allgemeinen und den Katholizismus im besondern für einen überwundnen Standpunkt und ist überzeugt, daß beide von Rechts wegen längst verschwunden sein müßten. Des historischen Sinnes ebenso bar wie gründlicher historischer Bildung, weiß er es nicht, daß es in der Religion und in der Metaphysik so wenig überwundne Standpunkte giebt wie in Sachen des Geschmacks. Wie es stets Personen geben wird, die das Saure dem Süßen und einen Höllenbreughel einem Correggio vorziehen, so wird es stets Personen geben, die sich das Absolute nur als Geist oder nur als Materie, nur persönlich oder nur unpersönlich denken können, und Personen, die für eine bestimmte unter den vielen vorhandnen Religionsformen eine unausrottbare Vorliebe haben. Der Katholizismus dauert aus demselben Grunde wie der Islam und der Buddhismus fort, weil jede dieser Religionen die Herzensbedürfnisse von Millionen Menschen befriedigt, und sie werden noch lebendig sein, wenn längst schon das undurchdringliche Dunkel ewiger Vergessenheit die Namen aller Aufklärer von Nicolai bis Nippold verschlungen haben wird. Diese auf der Hand liegende natürliche Ursache erkennt der „Aufgeklärte" nicht an, weil sie seinem Vorurteil widerspricht, und so ist er denn genötigt, eine übernatürliche zu erdichten. Er schafft sich eine Zaubermacht, die er Jesuitismus nennt, und schreibt dieser die Erhaltung des Katholizismus zu. Die Jesuitenfurcht ist demnach ein Volksaberglaube, aus der Unfähigkeit, einen natürlichen ursächlichen Zusammenhang zu begreifen, entsprungen, und steht auf einer Stufe mit der mittelalterlichen Erklärung der Pest aus der Brunnenvergiftung durch Juden, mit dem heutigen Ahlwardtismus und mit den abergläubischen Vorstellungen des katholischen Volkes von der geheimnisvollen Macht der Freimaurer.

Nun erst wollen wir den Zweck dieser Zeilen aussprechen. Wir haben sie nicht geschrieben, um die Jesuitophoben zu bekehren, denn gegen den Aberglauben richtet die Vernunft nichts aus. Wir haben sie auch nicht geschrieben, um die Aufhebung des Jesuitengesetzes zu empfehlen, denn erstens ist es uns

völlig gleichgiltig, ob Jesuiten im deutschen Reiche weilen oder nicht und wie viel ihrer sind, und zweitens werden wir es den verbündeten Regierungen und dem Reichstage nicht verargen, wenn sie der Macht des Aberglaubens Rechnung tragen. Wir haben diese Zeilen nur geschrieben als Ehrenrettung für die zahlreichen deutschen Protestanten, die dem Wahne nicht huldigen.

Drei Klassen insbesondre giebt es unter den deutschen Protestanten, die ihn in alle Ewigkeit nicht verfallen können. Erstens die gläubigen evangelischen Christen, die für die Drohung, jesuitische Schlauheit, Überredungskunst oder Zaubermacht werde ihnen ihren Glauben entreißen, nur ein verächtliches Lächeln haben. Zweitens die echten, humanistisch und philosophisch gebildeten Protestanten, die von dem vernünftigen Zusammenhange der weltgeschichtlichen Ereignisse und von der Verhältnismäßigkeit zwischen Ursache und Wirkung überzeugt sind und allen geistigen Richtungen den freien Wettkampf und das volle Sichausleben gönnen. Drittens die Vertreter der historischen Wissenschaft, die an den auf Kosten der Jesuiten in Umlauf gesetzten Altweibergeschichten und Ammenmärchen keinen Teil haben.

Der naturwissenschaftliche Unterricht auf unsern höhern Schulen

Kaum hat den Materialismus überwunden, sagt Albert Lange in seiner Geschichte der materialistischen Weltanschauung. Das kann man zugeben; aber zu glauben, daß der Materialismus nun auch überwunden sei, wäre ein großer Irrtum. Zwar ist die Zeit vorbei, wo die Gartenlaube in populärer Naturwissenschaft machte, und wo es zum guten Ton gehörte, Büchners „Kraft und Stoff“ gelesen zu haben. Die große Masse der Gebildeten macht sich heutzutage überhaupt wenig Sorge um eine Weltanschauung; zur Zeit schwärmt sie für französisch-russisch-skandinavische Sittenverderbnis. In einer einflußreichen Klasse von Gebildeten aber ist der Materialismus noch durchaus die herrschende Weltanschauung: in dem Kreise der akademisch gebildeten Vertreter der Naturwissenschaft. Einflußreich ist diese Klasse insofern, als zu ihr die Lehrer der höhern Schulen gehören, die ihre Ansichten natürlich auf die Schüler übertragen. In den jugendlichen Köpfen pflegen diese nun zwar nicht zu einer festen Weltanschauung auszureifen, wohl aber die ärgste Begriffsverwirrung anzurichten und ein beispiellos unklares Denken zu züchten. Und immer noch

fordern namentlich die Vertreter der Technik in ihren „Resolutionen“ zur Schulfrage — wo heute drei bei einanderstehen, da fassen sie bekanntlich eine „Resolution“ — den Aufbau der modernen Bildung „auf neusprachlich-naturwissenschaftlicher Grundlage.“ Ob sie sich wohl darüber klar sind, wie diese wunderliche Grundlage aussehen soll? Am „neusprachlichen“ Unterricht ist von berufenster Seite Kritik geübt worden, und wie er in Zukunft betrieben werden muß, darüber sind wir so ziemlich im reinen. Mit der gegenwärtigen Praxis des naturwissenschaftlichen Unterrichts dagegen scheint man völlig zufrieden zu sein, höchstens wünscht man die Unterrichtsstunden vermehrt zu sehen. Man thut sich etwas zu gute auf den Grundsatz, die Mittel zum Unterricht nach Möglichkeit der Anschauung zu entnehmen, und entnimmt dabei die Gegenstände des Unterrichts der Theorie, die — wir wollen es nur geradeheraus sagen — nicht einmal der Lehrer versteht. Dieses Urteil ist hart, aber es soll ausführlich begründet werden.

Die beiden grundlegenden Hypothesen der modernen Naturwissenschaft sind die Descendenztheorie und die Theorie von den Bewegungen der Moleküle. Die erste hat ihre Quelle in der Beobachtung und kann daher schließlich jedem Gebildeten verständlich gemacht werden, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören. Die zweite hat ihre Quelle in dem begrifflichen Denken und kann daher nur von dem begriffen werden, dessen Denken philosophisch geschult ist. Wo aber hätten unsre Kandidaten des höhern Lehramts eine philosophische Schulung genossen? Das bischen Notizengelehrsamkeit, das sie einst in dem mit der Aufschrift „Philosophie und Pädagogik“ versehenen Schubfach ihrer Examenausrüstung mit sich führten, haben sie als Lehrer ja längst wieder vergessen. Es würde ihnen auch wenig helfen zur Lösung des Widerspruchs, den sie an die Spitze ihres Unterrichts in Chemie und Physik stellen. Denn in der That, mit einem Widerspruch fängt die ganze Geschichte an. Die Chemie und die mathematische Naturwissenschaft, beide von verschiednen Punkten ausgehend, sind bestrebt, alle Erscheinungen der sinnlichen Welt auf Bewegungen der Moleküle zurückzuführen. Ihre Systeme — denn von einem einheitlichen System sind sie noch weit entfernt — beginnen daher mit dem Satz: Die Materie besteht aus kleinsten Teilchen, Moleküle genannt, die durch mechanische Mittel nicht weiter teilbar sind. Unteilbare Teilchen! Ein Widerspruch, über den kein unbefangnes Denken hinwegkommt. Mag sein, daß sich der Lehrer schließlich einredet, er glaube an die materielle Existenz dieser unteilbaren Teilchen. Der Schüler aber — ich weiß das aus eigner und fremder Erfahrung — trägt schwer an diesem Widerspruch. Immer wieder sagt ihm sein noch unverdorbnes wissenschaftliches Gewissen, daß er sein stolzes System auf einer Lüge aufbaut, und immer wieder besticht ihn die scheinbare Konsequenz dieses Systems, das die physikalischen Erscheinungen, die chemischen Reaktionen und — wer zweifelt noch daran! — über kurz oder lang auch die psychischen

Vorgänge durch Bewegungen der kleinsten unteilbaren Teilchen, zur bessern Verschleierung des Widerspruchs Moleküle genannt, zurückführt.

Aber — so höre ich entrüstet einen Jünger der Wissenschaft ausrufen, der mit Ungeduld bis hierher gelesen hat — sollen denn die Moleküle, mit deren Dasein die gelehrtesten Männer erfolgreich gerechnet haben, gar nicht vorhanden sein? Ja, wer bestreitet denn, daß sie vorhanden sind! Nur wo sie sind, das ist die Frage. Als ein Grundbegriff der mathematischen Naturwissenschaft führen sie ein sehr reales Dasein, aber daß sie in der sinnlichen Welt vorhanden seien, daß sie körperliche Gebilde im Raum seien, das bestreite ich ganz entschieden. Unteilbare Materie ist der sinnlichen Welt ebenso unbekannt, wie die unendlich kleine Größe der Mathematiker, das Differential. Und doch rechnet die höhere Mathematik sehr erfolgreich mit unendlich kleinen Größen, aber freilich ist es ihr noch nicht eingefallen, diese Gebilde des reinsten Denkens für körperliche Gebilde zu erklären, die für unsre Sinne vorhanden sind. Wie die Meister der Naturwissenschaft über das Molekül denken, weiß ich nicht, obwohl ich zu den Füßen einer ganzen Reihe von ihnen gesessen habe. Möglich, daß das an mir gelegen hat; möglich auch, daß sie sich nicht mit der wünschenswerten Klarheit ausgedrückt haben. Wie aber die Jünger das Molekül auffassen, das wird jeder wissen, der die Prima eines Realgymnasiums durchgemacht hat. Dort wird in Physik und Chemie nicht gelehrt, daß sich das System dieser Wissenschaften auf dem Begriff des Moleküls aufbaut, sondern daß sich die sinnliche Materie aus unteilbaren Körperchen zusammensetzt. Dort wird nicht gelehrt, welche Art von Bewegung die rechnende Wissenschaft diesen Molekülen beilegen muß, um ein den sinnlich wahrgenommenen Erscheinungen entsprechendes logisches System von Begriffen aufstellen zu können; sondern es wird die kühne Behauptung aufgestellt, daß das, was wir als Schall, Licht, Wärme empfinden, nichts andres sei, als die und die Bewegung der unteilbaren kleinsten Teilchen der Materie! Es ist der alte circulus: aus den sinnlichen Erscheinungen wird ein Begriff abgeleitet; dann wird auf Grund dieses Begriffes eine mehr oder minder vollständige Theorie aufgestellt; und schließlich wird die sinnliche Erscheinung einfach mit der Theorie zusammengeworfen. Oder, in der Sprache des alten Kant zu reden: was ein regulatives Prinzip bleiben sollte, wird zu einem konstitutiven erhoben. Aber wer von unsern Lehrern kennt denn von Kant mehr als den Namen! Und wer möchte von siebzehnjährigen Primanern verlangen, daß sie sich durch die „Kritik der reinen Vernunft“ durcharbeiten, um zu würdigen, was ihnen ihre Lehrer vortragen!

Aber — wird nun der Chemiker einwenden — wie kann man denn den Molekülen ihr materielles Dasein abstreiten, da man doch ganz genau ausrechnen kann, wie schwer sie sind! Dem würde ich erwidern, daß es mir viel wunderbarer erscheinen würde, wenn man das nicht könnte. Hat man

einmal einem System von Begriffen einen neuen Begriff einverleibt, und versucht man nun, diesen Begriff fruchtbar zu machen, so findet man ganz natürlich für den anfangs unbestimmten Begriff eine Reihe näher bestimmender Eigenschaften. Solcher Eigenschaften fand die höhere Mathematik nicht wenige für die unendlich kleine Größe, nachdem sie erst einmal angefangen hatte, mit diesem Begriff systematisch zu rechnen. Solcher Eigenschaften fand die Naturwissenschaft noch viel mehr für das Molekül, seit sie angefangen hatte, diesen Begriff systematisch zu verwerten. Ja sie fand deren so viel, daß sie ein Molekül gar nicht alle in sich vereinigen kann. Das Molekül des analytischen Mechanikers hat nur eine Eigenschaft, die der Schwere. Aus unausgedehnten Punkten aber läßt sich kein ausgedehnter Körper aufbauen. Will man also dem Molekül materielles Dasein beilegen, so wird man ihm auch eine bestimmte Gestalt zuschreiben müssen. Der Optiker, der das Licht nicht auf Schwingungen der Moleküle zurückführen kann, sondern als Träger dieser Bewegung einen besondern Stoff, den Äther, annimmt, umkleidet jedes materielle Molekül mit schwingenden immateriellen Äthermolekülen, und da diese Schwingungen Farben erzeugen, so hat jedes materielle Molekül auch seine bestimmte Farbe. Der Chemiker nun, der sich nicht um die gemeinsamen Eigenschaften aller Materie, sondern um die besondern Eigenschaften der verschiednen Arten von Materie kümmert, kann mit einem unteilbaren Molekül nichts anfangen, er muß es weiter in Atome zerlegen. Das Molekül, das alle diese Eigenschaften in sich vereinigt, unterscheidet sich also von gewöhnlicher Materie durch nichts als durch die willkürliche Annahme, daß seine Teile durch mechanische Kraft nicht zu trennen seien. Das Molekül ist also nur ein ideelles Bild der Materie. Jeder Zweig der Wissenschaft entkleidet die Materie aller für ihn unwesentlichen Eigenschaften und schafft sich so den Grundbegriff einer materiellen Einheit, die nur die Eigenschaft trägt, die für den betreffenden Zweig der Wissenschaft von Bedeutung ist. Es giebt also in Wahrheit nicht ein Molekül, sondern so viele, als es besondre Zweige in der Naturwissenschaft giebt, oder, wenn man will, es giebt so viel besondre Zweige in der Naturwissenschaft, als es Moleküle giebt.

Man könnte nun von mir den Beweis fordern, daß die Lehrer der Naturwissenschaft in der That das materielle Dasein des Moleküls behaupteten. Genau ließe sich dieser Nachweis nur durch eine Umfrage führen, und der Scherz wäre ja ganz zeitgemäß, einige tausend wohlparagraphirte Fragebogen zu versenden und statistisch festzustellen, wer Recht oder Unrecht hat. Glücklicherweise brauchen wir diesen fin-de-siècle-Unsinn nicht mitzumachen. Es giebt eine hinlängliche Anzahl von Lehrbüchern, aus denen die Ansichten zu erkennen sind, nach denen auf den höhern Schulen unterrichtet wird. Vor mir liegt ein „Lehrbuch der Physik“ von Dr. Budde, noch lange keins der schlechtesten, nach dem ich selbst auf der Schule in die Physik eingeführt worden

bin. Darin ist S. 13 f. zu lesen: „Wenn aber auch die physikalische Teilbarkeit der Materie die Grenzen der Sinneswahrnehmung weit übersteigt, so ist doch äußerst wahrscheinlich (!), daß sie nicht unendlich ist, sondern bei einer bestimmten Größe der Teilchen aufhört."

So, du junger Verstand, der du eben begonnen hast, um die Wunder der Sinnenwelt zu wirken und zu weben, nun müh dich, diesen metaphysischen Unsinn zu verdauen! Dein gesunder Sinn sträubt sich dagegen, dir ein materielles Teilchen vorzustellen, das nicht mehr geteilt werden kann? Es hilft dir nichts. Dein Lehrer wird dir die Sache immer „äußerst wahrscheinlicher" machen; und woher soll dein unselbständiges Denken die Mittel nehmen, den Widerspruch aufzulösen, den dir die verehrte Autorität aufdrängt? Kann es doch die Autorität selbst nicht! Also giebst du dich bald zufrieden und machst dich demnächst erfolgreich daran, mit Hilfe des Zauberschlüssels der kleinsten unteilbaren Teilchen selbst die Rätsel dieser Welt zu lösen. Daß dabei noch manches unklar bleibt, was kümmert das dich? Das wird schon die Zukunft in Ordnung bringen, und ohne Zweifel wird ein Robert Koch des zwanzigsten Jahrhunderts Moleküle und Atome unter dem Mikroskop sichtbar machen und in Reinkulturen züchten, wie unser Robert Koch Bazillen.

In demselben Lehrbuch steht S. 232 der schöne Satz: „Es ist daher mit Bestimmtheit anzunehmen (!), daß das, was unser Ohr wahrnimmt, nichts andres ist, als eine Wellenbewegung."

Der Schall ist eine Sinneswahrnehmung. Was eine solche ist, kann nicht weiter erklärt werden, braucht es aber auch nicht. Denn jedermann weiß, was eine Sinneswahrnehmung ist, und wer es nicht weiß, mit dem muß man sich nicht länger aufhalten. Nun ist aber die Bewegung auch eine Sinneswahrnehmung, aber eine, die vom Auge wahrgenommen wird, oder vom Tastsinn, oder von beiden. (Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie diese Wahrnehmung zu stande kommt; es genügt, daß das Ohr dabei unbeteiligt ist.) Jener Satz behauptet also, daß die Wahrnehmungen verschiedner Sinne ein und dasselbe seien, wogegen sich das gesunde Selbstbewußtsein natürlich mächtig auflehnt. Aber die behauptete Wellenbewegung, ist sie denn überhaupt eine sinnliche Wahrnehmung? Nun, wenn sie es nicht ist, dann ist sie ein theoretisch konstruirter Begriff. Aber dann hat man noch weit weniger Berechtigung, sie mit einer Sinneswahrnehmung für eins zu erklären. Dann darf man doch höchstens sagen: Gesetzt, die Moleküle der mathematischen Naturwissenschaft bestünden als körperliche Gebilde im Raum, und unser Auge wäre so scharf, diese Moleküle sehen zu können, dann würde unser Auge, wenn unser Ohr den und den Schall hört, die und die Bewegung dieser Moleküle sehen können. Das ist etwas umständlich ausgedrückt, und man darf zweifeln, ob es ein Primaner verstehen würde. Dann sage man ihm aber lieber gar nichts von diesen Dingen, als daß man mit der unbestimmten Phrase „es ist mit

Bestimmtheit anzunehmen" sein Denken auf Irrwege führt. Was würde derselbe Lehrer, der diese Phrase unbedenklich durchläßt, dazu sagen, wenn sich ein Lehrbuch der Mathematik den Satz erlauben wollte: Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß $\sqrt[2]{-4} = 2i$ ist? Die Sachlage ist ja hier ganz klar. Die Mathematik setzt zunächst den Begriff der imaginären Einheit, $\sqrt[2]{-1} = i$, fest und schließt dann, daß sie auf Grund dieser Annahme innerhalb ihres Systems $\sqrt[2]{-4} = 2i$ zu setzen hat. Niemals aber hat sie behauptet, daß in der sinnlichen Welt $2i$ Gegenstände vorhanden sein könnten. So setzt auch die mathematische Naturwissenschaft den Begriff der materiellen Einheit, das Molekül, fest und folgert dann weiter, daß in ihrem System der Wahrnehmung des und des Schalles die und die Bewegung der Moleküle entsprechen müsse. Soweit ist alles in Ordnung. Nun aber machen Gelehrte und Lehrer plötzlich den Sprung aus der ideellen Wirklichkeit ihres Systems in die sinnliche Wirklichkeit und behaupten, der Schall sei eine Bewegung der Moleküle. Da sie aber bei diesem Saltomortale doch kein ganz reines Gewissen haben, so verschanzen sie sich hinter die Phrase „es ist mit Bestimmtheit anzunehmen." Nein, hier ist gar nichts anzunehmen, hier i st thatsächlich etwas, nur ist es nicht in der Welt der Sinne, sondern in der Welt der Wissenschaft, und das sind wirklich zwei verschiedne Dinge. Wie aber soll der Schüler auf diesen Unterschied kommen, da ihm doch im Unterricht Anschauung und Begriffe, Experiment und Theorie in buntestem Durcheinander geboten werden! Obendrein geschieht noch alles, die Begriffsverwirrung bei ihm zu fördern. Da wird ihm gesagt, daß zwar bis jetzt der Nachweis noch nicht gelungen sei, daß auch die Elektrizität eine Bewegung sei, daß dieser Nachweis aber zweifellos gelingen werde. Den möchte ich sehen, der den Nachweis führt, daß die vielen unter dem Namen Elektrizität zusammengefaßten Erscheinungen etwas andres sind, als — was sie sind. Als ob es sich hier überhaupt darum handelte, irgend etwas zu beweisen! Es fragt sich nur, ob es der Wissenschaft gelingen wird, eine Form der Bewegung kleinster Teilchen zu finden, die allen jenen verschiedenartigen Erscheinungen entspricht, und ob sie zu Trägern dieser Bewegung ihre materiellen Moleküle machen kann, oder ob sie, wie für das Licht, etwa neue Moleküle eines theoretisch konstruirten Stoffes zu Hilfe nehmen muß. Es ist aber auch nicht undenkbar, daß über die Unmöglichkeit, eine solche Form zu finden, die ganze Molekulartheorie stürzt, wie das Ptolemäische Weltsystem über der Unmöglichkeit stürzte, gewisse Bewegungen der Planeten folgerichtig zu entwickeln. Die chemische Molekulartheorie hat bekanntlich auch eine Lücke; das NH_3HCl, der Salmiak, fügt sich der Theorie von der konstanten Valenz nicht ein. Möglich, daß dieser Widerspruch noch zu Gunsten der Theorie gelöst wird; möglich aber auch, daß er eine neue Theorie gebiert.

Wie soll sich nun die Schule zu der theoretischen Wissenschaft stellen? Soll sie dem Schüler den Unterschied zwischen begrifflicher und sinnlicher Wirklichkeit klarmachen? Dann muß die Universität den Lehrer vor allen Dingen in den Stand setzen, diesen Unterschied zu verstehen, dann muß ihm die Universität eine gründliche philosophische Schulung geben, dann muß sie — ach wenn ich aufzählen wollte, was die Universität alles müßte, dann würde dieser Aufsatz ein Klagelied, so lang wie Firdusis Königsbuch, das bekanntlich 60000 Doppelverse zählt. Mir scheint, die Schule kann sich begnügen, die Betrachtungsweise der theoretischen Wissenschaft anzudeuten. Ist denn wirklich soviel damit gewonnen, wenn ich dem Schüler durch Experimente nachweise, daß ich Wasser in zwei Gase zerlegen kann, Wasserstoff und Sauerstoff, wobei auf je ein Raumteil Sauerstoff zwei Raumteile Wasserstoff kommen, die ein Achtel von dem Gewicht des Sauerstoffs wiegen, und ihn nun bitte, sich vorzustellen, daß Wasserstoff sowohl wie Sauerstoff aus mechanisch nicht mehr teilbaren Teilchen bestehen, die ihrerseits aus zwei chemisch nicht weiter teilbaren Teilchen bestehen, deren Gewicht sich verhält wie 1 zu 16, daß u. s. w., u. s. w. durch Dampfdichte, konstante Wertigkeit und synthetische Vereinigung der Gase zurück zu der Thatsache, von der wir ausgegangen sind? Das ist eben der Grundfehler der herrschenden Methode, daß sie den Schüler glauben macht, sie habe ihm für eine Erscheinung die vollständige Ursache gegeben, während sie in Wahrheit eine solche gar nicht geben kann. Wenn ich einen Menschen frage: Warum ißt du? und er antwortet: Weil ich hungrig bin, so ist die Sache damit vollständig erklärt. Kein vernünftiger Mensch wird weiter fragen: Warum bist du hungrig?*) Der Trieb des Hungers ist eben jedem aus der Erfahrung bekannt. Kann ich auf die Frage: Warum ziehen sich ungleichnamige Magnetpole an? eine ähnlich befriedigende Antwort geben? Niemals. Denn mit der bekannten „Erklärung," daß jedes Eisenmolekül von einem elektrischen Strom in der und der Richtung umflossen sei, daß diese Ströme, wenn entgegengesetzt parallel, sich anziehen u. s. w., ist die Frage nach dem Warum noch lange nicht zum Schweigen gebracht. Wenn jedoch die Wissenschaft unter dem Begriff des elektrischen Stroms auch die mannichfaltigen magnetischen Erscheinungen theoretisch zusammenfassen kann, so muß sie wohl wissen, warum sie das thut. Dem Schüler aber wird die Sache so beigebracht, als wäre mit dieser Subsummirung wieder eines der Rätsel gelöst, die die Welt sinnlicher Erscheinungen dem Verstande aufgiebt. Stolz kann er sich nun der Hoffnung hingeben, daß dereinst auch die Gehirn-, Nerven- und Muskelthätigkeit durch elektrische Ströme „vollständig erklärt" werden wird, wobei er denn in der Regel übersieht, daß von da ab die

*) Wohl kann man fragen: Warum bist du zu dieser Zeit wieder einmal hungrig? Das ist aber etwas andres, als wenn ich nach der Ursache des Hungers überhaupt fragen wollte.

Wissenschaft sehr langweilig werden dürfte, sintemal sie nichts mehr zu „erklären" hat.

Was zum Teufel soll denn aber nun werden? wird der Leser ungeduldig ausrufen. Nun, das ist nicht so schwer zu sagen. Zunächst fort mit der theoretischen Wissenschaft! Damit dürfte ein gut Stück wissenschaftlichen Dünkels, ein gut Stück unklaren Denkens und unklaren Schwärmens (für Bebelsche und Bellamysche Utopien zum Beispiel) aus den Köpfen unsrer Jugend weggefegt werden. Statt dessen leite man sie erstens an, die Augen offen zu halten und die Erscheinungen um sie her zu beobachten. Wer wissen will, wies damit bestellt ist, der frage einmal einen jungen Weltweisen, der ihm über das geheimste Wesen der Materie Auskunft geben kann, ob der Mond im Osten oder im Westen aufgeht. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß der junge Weltweise Maul und Nase aufsperren wird. Das ist auch kein Wunder, denn das bischen Himmelskunde, das früher auf dem Realgymnasium getrieben wurde, haben die hochweisen Herren vom Kultusministerium längst aus dem Unterricht verbannt; Himmelskunde müßte ja auf Grund der Anschauung gelehrt werden. Zweitens leite man die Schüler mehr zu praktischer Thätigkeit an. Der Handfertigkeitsunterricht, den man in den untern und mittlern Klassen einzuführen bestrebt ist, könnte sich in praktischer Thätigkeit auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Technik sehr erfolgreich fortsetzen. Wer von unsern jungen Gelehrten ist wohl imstande, die allereinfachste Wanduhr zu reinigen, das heißt so, daß sie nachher auch wieder geht? Doch das sind am Ende Einzelheiten der Unterrichtspraxis, die die Fachleute angehen. Wie gelehrt wird, das mögen diese ausmachen; was gelehrt wird, das ist eine Frage, an der jeder Gebildete Anteil zu nehmen berechtigt ist. Gegenwärtig liegt der Schwerpunkt des naturwissenschaftlichen Unterrichts in der Molekulartheorie, denn in den Oberklassen beschränkt sich der Unterricht auf Physik und Chemie. Was ich als Ergebnis dieser Ausführungen fordre, ist dies: der Schwerpunkt des naturwissenschaftlichen Unterrichts muß in die auf anschauliche Beobachtung gegründete Naturwissenschaft, in die Biologie verlegt werden. Chemie und Physik sind auf den anschaulichen Teil, auf das praktische Experiment und die empirische Technik zu beschränken, Zoologie und Botanik auch auf den Oberklassen weiter zu lehren. Die Zoologie darf dann natürlich nicht mit dem Affen abschließen, auch nicht mit einem dünnen Destillat aus Anatomie und Physiologie, sondern sie muß in die Anthropologie, in die Völkerkunde auslaufen.

Es ist nicht meine Absicht, hier einen vollständigen Unterrichtsplan aufzustellen. Es genügt mir, wenn ich das richtige Prinzip dieses Unterrichts gefunden und das bisher befolgte als ein ungesundes Prinzip gekennzeichnet habe. Ist es denn nicht geradezu lächerlich, wie man heutzutage den Unterrichtsstoff verteilt? Auf den Unterklassen stopft man den Schülern den Kopf

mit fremden Sprachformen voll, die ihnen böhmische Dörfer sind; oder glaubt man etwa, daß ein Sextaner je begreift, wie das eine Wort amavi die drei Worte „ich habe geliebt" richtig wiedergeben kann? Auswendig lernt ers, aber begreifen? Wie kann ers überhaupt begreifen, so lange er nichts von historischer Grammatik weiß? In den Mittelklassen läßt man dann die Schüler Pflanzen zerlegen und Tiere beschreiben und giebt ihnen in der Untersekunda nebenbei eine Ahnung von der modernen Entwicklungslehre. Der „Effekt" ist der, daß sie in der Botanik auf ihren Pulten ein greuliches Gemüse zurichten und sich hinter dem Rücken des Lehrers die Pflanzenstengel um die Ohren schlagen. Als Folge ihrer zoologischen Studien aber verblüffen sie ihren Papa mit der fabelhaften Behauptung, daß er geradeswegs vom Affen abstamme, und nennen das „Darwinsche Theorie." Auf den obern Klassen endlich, wo mikroskopische Arbeiten, wo die Fragen nach der Entwicklung organischen Lebens, nach der Entwicklung des Menschengeschlechts die Schüler ganz gewaltig interessiren würden, setzt man ihnen das unverdauliche Gericht von der Molekulartheorie vor. Und in dem hochnotpeinlichen Verhör, Abiturientenexamen genannt, das die schöne Geistesdressur abschließt, überzeugt sich dann der Schulrat, daß von alledem ein befriedigendes Quantum hängen geblieben ist, und die Schulverwaltung kann sich mit dem erhebenden Bewußtsein aufs Ohr legen, die ihr zur Bildung anvertraute Jugend mit einem kondensirten Extrakt von allem, was heute wissenswert ist, ausgerüstet zu haben. Die also ausgerüsteten aber werfen ihrerseits, von allem Wissensqualm entladen, den ganzen Ballast so rasch als möglich wieder ab und verlegen sich, ohne sich um das ideale Ziel, das ihnen der Direktor in seiner Entlassungsrede vorgehalten hat, sonderlich zu kümmern, die einen auf rationelles Geldverdienen im Kaufmannsstande, die andern auf rationelles Geldverthun auf der Universität. Das klingt bitter, nicht wahr? Nun, wer die ganze Geistesknechtschaft in den Examendrillanstalten, genannt höhere Schule und Universität, nicht durchgemacht hat, der mag milder urteilen.

So lange nicht auf den höhern Schulen der Schwerpunkt des naturwissenschaftlichen Unterrichts in die Biologie verlegt wird — Biologie im weitesten Sinne gefaßt, als Lehre vom organischen Leben —, so lange ist die Forderung einer „neusprachlich-naturwissenschaftlichen Grundlage" für unsre Schulbildung blauer Dunst. Wie kann man so verschiedne Dinge wie Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft zu einer Grundlage vereinigen wollen, wenn nicht durch die Gleichheit ihrer wissenschaftlichen Methode! Die Biologie aber hat mit der vergleichenden Sprachwissenschaft die Methode gemeinsam, die Methode, die die ganze moderne Wissenschaft beherrscht, und die am reinsten zum Ausdruck kommt in der sogenannten Darwinschen Theorie und in der historischen Grammatik. Es ist die Methode, alle Dinge dieser Welt zu betrachten als Früchte organischen Werdens und Wachsens. Das sollte die

höhere Schule ihre Zöglinge vor allen Dingen lehren, wie die moderne Wissenschaft die Dinge betrachtet, und nehmen wir in die Grundlage dann noch Geschichte auf, Geschichte auch im weitesten Sinne, dann läßt sich allerdings auf kulturhistorisch-neusprachlich-naturwissenschaftlicher Grundlage eine harmonische Bildung aufbauen, eine Bildung, die den Schüler befähigt, das Wissen der Gegenwart in sich aufzunehmen und zu dem Wollen der Gegenwart mitzusprechen. Aber freilich, dazu müßte noch mancherlei geschaffen werden. Dazu müßten z. B. in den Sprachunterricht die Grundzüge der historischen Grammatik aufgenommen werden. Und soll dem Schüler diese wirklich verständlich und nutzbar werden, so müßte es — die deutsche Grammatik sein! Wie aber könnte ein deutscher Kultusminister zugeben, daß an einer deutschen Schule statt Horaz und Virgil Walther von der Vogelweide und die Nibelungen, daß statt des griechischen Testaments Otfried und Wulfila gelesen würden! Da könnte ja am Ende ein tiefes Interesse für die Muttersprache das Ergebnis des deutschen Unterrichts werden, und das möchte sich am Ende gar in ein noch tieferes Interesse für die Entwicklung deutscher Kultur verwandeln. Bei solchem Bruch mit aller Überlieferung unsrer höhern Schule könnte der Zusammenbruch aller Kultur überhaupt nicht mehr fern sein. Heil unsern Schulverwaltungen, die uns vor diesem Unheil bisher mit so viel Erfolg bewahrt haben!

Elberfeld Paul Harms

Friedrich Hebbels Briefwechsel

Von Adolf Stern

Dreißig Jahre oder doch fast dreißig Jahre sind seit dem frühen Tode Friedrich Hebbels verflossen, und sie haben zugleich die Geltung des Dichters in der deutschen Litteratur befestigt und die Meinung über ihn wesentlich geklärt. Nicht bloß der nie ruhende Prozeß, durch den bleibende und nachwirkende Erscheinungen von den vorübergehenden geschieden werden (ein Prozeß, bei dem es ohne Willkür und Härten nicht immer abgeht), sondern auch das angestrengte Bemühen überlebender Freunde für Wahrung seines Andenkens und Erkenntnis seiner dichterischen Persönlichkeit, die wachsende Einsicht endlich, daß großangelegte und großes wollende Naturen die lebendige Teilnahme, die ihnen gewidmet wird, nie umsonst fordern und selbst mit ihren Irrtümern und Mängeln noch bezahlen, haben hierzu zusammengewirkt. Es ist freilich wahr, daß

die dramatischen Dichtungen des großen Ditmarsen nach wie vor nur vereinzelt auf unsern Bühnen erscheinen, daß sich die Theaterpraxis darauf eingerichtet hat, aus der ganzen Reihe dieser Schöpfungen nur etwa „Judith," „Maria Magdalena" und die „Nibelungen" als bühnenfähig gelten zu lassen, daß heute wie vor dreißig Jahren Anthologien zusammengestellt werden, die von Hebbels unvergänglichsten Gedichten keine Notiz nehmen, und daß es immer noch tausende von gebildeten Nachkommen jener österreichischen Excellenz giebt, die unsern Dichter auf einem Balle zu seinen Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes beglückwünschte. Aber mit alledem geschieht nur, was von der Besonderheit seines dunkeln Genius und dem herben Grund der Hebbelschen Lebensanschauung unzertrennlich ist; Hebbels Poesie wird nur unter Kämpfen, nur allmählich den Teilnehmerkreis, den sie zunächst zu gewinnen vermag, erfüllen, noch langsamer diesen Kreis erweitern. Immerhin ist eine zweite Ausgabe der sämtlichen Werke des Dichters nötig geworden, und die durch die unablässigen und aufopfernden Bemühungen Felix Bambergs ermöglichte und vollendete Herausgabe der Tagebücher (Berlin, 1885 bis 1887) und des Briefwechsels*) Friedrich Hebbels hat die Gestalt, die Eigentümlichkeit und die menschlichen Schicksale des Dichters einer kleinen Gemeinde von Litteraturfreunden noch in ganz andrer Weise nahegebracht, als seiner Zeit die von Emil Kuh verfaßte Biographie.

Wenn einzelne Leser und Beurteiler zu dem Ausspruch gekommen sind, daß durch die Veröffentlichung der Tagebücher und des Briefwechsels das Leben, die Persönlichkeit und Entwicklung Hebbels nicht nur in ein andres und deutlicheres Licht gerückt worden seien, als im Kuhschen Lebensbild, daß Tagebücher und Briefe nicht nur eine Reihe neuer Thatsachen und Urteilsgrundlagen ergäben, sondern geradezu eine neue Darstellung dieses bedeutsamen Dichterlebens mit grundverschiedner Würdigung der äußern Vorgänge wie der geistigen Erlebnisse herausforderten, so muß man dagegen Einspruch erheben. Wer vorurteilslos die Biographie Kuhs (die auch Bamberg als ein „monumentales Werk" anerkennt) mit den inhaltvollen Veröffentlichungen vergleicht, die seit dem Erscheinen jenes Buches erfolgt sind, der wird zwar den Reichtum neuer Einzelheiten nicht für unwichtig erachten, den die Tagebücher und noch mehr der Briefwechsel erschlossen haben, wird noch stärker als vorher empfinden, daß Kuhs Lebensbild allzulange bei dem Unheil von Hebbels Jugendschicksalen verweilt, allzu ausführlich den materiellen Jammer seiner Lehr- und Wanderjahre geschildert und die letzten glücklichern Jahre des Dichters allzu knapp behandelt hat, aber deshalb die Bedeutung der Biographie nicht unterschätzen. Für die Berichtigung von Einzelheiten, für eine

*) Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Zwei Bände. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1890 bis 1893.

genauere Kenntnis der wechselnden Stimmungen des Dichters in verschiednen entscheidenden Lebensabschnitten, für die Vervollständigung von Hebbels Anschauungen und Urteilen, für ein gutes Stück Geschichte der neuesten deutschen Litteratur, vor und hinter den Kulissen, können die beiden 460 und 614 Großoktavseiten umfassenden Bände wohl unschätzbar genannt werden, und ihr Verdienst ist damit noch längst nicht erschöpft. Denn während die Tagebücher Emil Kuh für seine große biographische Arbeit vollständig vorgelegen haben, hat er die Briefe Hebbels, die Bamberg jetzt mit annähernder Vollständigkeit veröffentlicht, etwa nur zur Hälfte gekannt und nur für die beiden ersten Drittel seines Werkes ausgiebiger benutzt.

Bei dem reichen Gedankengehalt und dem persönlichen Gewicht fast aller Briefe Hebbels ist die wörtliche Mitteilung aller, über die der Herausgeber verfügen konnte, und die mühevolle Zusammenbringung dieser geistvollen und lebensprühenden Briefe im höchsten Maße dankenswert. Anders steht es mit der Aufnahme der Antworten, der Briefe an Hebbel. Der Abdruck auch dieser hängt mit den gegenwärtig alle historischen Wissenschaften beherrschenden Neigungen zusammen. Die Überschätzung des vollständigen Materials, die unsre Bibliotheken mit tausenden von Bänden überlastet, in die nach dem Buchbinder, der sie bindet, nie wieder ein Mensch auch nur einen Blick thut, hat den Mut gebrochen, wertloses vom wertvollen zu unterscheiden und das erste völlig ungedruckt zu lassen. Ganz so schlimm, wie bei dem wortgetreuen Abdruck der unwichtigsten, sich in endlosen Windungen ergehenden diplomatischen Aktenstücke, steht es natürlich bei Hebbels Briefwechsel nicht, mehr als eine Gruppe von Briefen, von denen Uhlands und Tiecks bis zu denen Dingelstedts, möchten wir nicht entbehren und eine kleine Zahl Leser werden vielleicht auch die überzähligen Briefe so vieler jungen Freunde und Verehrer des Dichters flüchtig durchblättern, da sie einmal mit abgedruckt sind. Aber die Vollständigkeit ist hier vollkommen überflüssig. Im zweiten Bande des Werkes steht z. B. ein Dutzend Briefe Hebbels an mich abgedruckt, die sicher nicht fehlen durften, und dabei ein andres Dutzend meiner vertraulichen und jugendlichen Mitteilungen an den Dichter aus den Jahren 1858 bis 1863. Nun ist ja nichts in diesen Briefen, dessen ich mich nach dreißig Jahren zu schämen hätte, und da ich kein Snob bin, kann es mir auch gleichgiltig sein, wenn die Leute wissen, wie unfertig und mannigfach ratlos ich vor dreißig Jahren war. Aber mit drei oder vier zehnzeiligen Notizen wäre leicht alles abzuthun gewesen, was zum Verständnis der Briefe Hebbels an mich nötig war, alles andre ist überflüssiger Papierverbrauch. Und ich denke nicht unrichtig zu urteilen, daß die Briefe von zwanzig und mehr Korrespondenten Hebbels ungefähr dieselbe Bedeutung für das Publikum und die Litteratur haben werden als meine eignen. Es herrschen eben so alexandrinische und byzantinische Zustände in dem Bereich unsrer Litteratur, daß man anfangen muß, die zufällige wie die absicht-

liche Vernichtung gewissen „Materials“ als einen Gewinn zu erachten, und nur bedauern kann, daß der Müller aus dem Schwank des Hans Sachs, der mit der Axt das Glossar vom Text abhaut, so wenig Nachfolger hat.

Der Briefwechsel Hebbels rückt uns den Dichter mit all seiner herben nordischen Ursprünglichkeit, mit dem schweren Lebensernst, mit den tiefen Narben verzweifelter Seelen- und Bildungskämpfe wieder so lebendig vor Augen, daß es mir persönlich zu Mute wird, als wäre der Septembertag von 1862, wo ich fürs Leben von ihm Abschied nahm, erst gestern gewesen. Jedem, der Friedrich Hebbel gekannt hat, wird es ähnlich ergehen. Er, der sich rühmte, daß er so rasch mit der Zunge wie langsam mit der Feder sei, verstand es auch, seinen Briefen allen Reiz der persönlichen Ansprache und des Zwiegesprächs zu geben. War er vom Gegenstand ergriffen, so verschlug es ihm nichts, eine persönliche Mitteilung zu einer Abhandlung auszudehnen, und so hört man auch aus den längsten und abstraktesten Erörterungen dieser Briefe heraus seine lebendige Stimme wieder ertönen. Die hoffentlich zahlreichen Leser aber, die der mächtigen Persönlichkeit erst durch die veröffentlichten Briefen näher treten, werden aus der Fülle der Lebensäußerungen, der Aussprüche und Urteile leicht erraten können, wie stark diese Persönlichkeit und dieser Geist auf seine Umgebungen wirken mußte, und wie er sich in jeder Weise von den gelehrten und litterarischen Durchschnittsmenschen unsrer Tage unterschied. Die Briefe Hebbels erläutern aber auch, warum dieser Dichter auf so herbe und unversöhnliche Gegnerschaften stieß. Man war freilich um die Mitte des Jahrhunderts noch nicht ganz so weit wie jetzt am Ende, man wagte noch nicht klipp und klar die Forderung zu stellen, daß die „Unterschiede des Talents“ gegenüber der „Kollegialität des Berufs“ nicht in Frage kommen dürften; ja die erbittertsten und hartnäckigsten Gegner Hebbels rechneten sich mit stolzem Bewußtsein zur litterarischen Aristokratie. Aber eine Kunstanschauung und ein Selbstbewußtsein, wie sie Hebbel hatte, galten doch schon für schlechthin unerträglich. Man verzieh Hebbel weder die Strenge seiner künstlerischen Forderungen, die tief bescheidne Unterordnung unter die größten Meister einer glücklichern Vergangenheit, noch die gelegentlichen Aufwallungen seiner Zuversicht, daß er „sich vom Nichts unterscheide.“ Weit eher würde man sich in die Ansprüche des Dramatikers, als ein „Abkömmling der Familie königlicher Dichter“ betrachtet und geehrt zu werden, gefügt haben, Ansprüche, die man doch immer als etwas persönliches ansehen konnte, als daß man seinen allgemeinen Ideen über die Dichtung und das Verhältnis des Einzelnen zu ihr gerecht geworden wäre. Durch diese Ideen erschien Hebbel als der Feind aller, die im Augenblick die Herrschaft über die deutsche Litteratur erstrebten, aus diesen Ideen fühlte man eine unbarmherzige Verurteilung der Tendenz- und Augenblickspoesie, der Rhetorik wie des photographischen Realismus heraus. Zum Unglück für Hebbel prägten sich seine Grund-

anschauungen nicht nur in seinen dichterischen Schöpfungen aus, sondern wurden bei mehr als einem Anlaß bestimmt und scharf ausgesprochen. Längst ehe der Dichter Kritiken drucken ließ und im kritischen Vorwort zur „Maria Magdalena" die dramatischen Dichter des Tages anrief: „Ich sage es euch, ihr, die ihr euch dramatische Dichter nennt, wenn ihr euch damit begnügt, Anekdoten, historische oder andre, es gilt gleich, in Szene zu setzen, oder wenns hoch kommt, einen Charakter in seinem psychologischen Räderwerk auseinanderzulegen, so steht ihr, ihr mögt nun die Thränenfistel pressen oder die Lachmuskeln erschüttern, wie ihr wollt, um nichts höher als unser bekannter Vetter von Thespis her, der in seiner Bude die Marionetten tanzen läßt!" war es weithin bekannt, daß Hebbel schroff und unnachgiebig seine höchsten Maßstäbe an die Tagesproduktion anlegte. Jetzt, nach dem Erscheinen des Briefwechsels, wo man die Summe der Mißverhältnisse und der Mißurteile berechnen kann, die für Hebbel daraus erwuchs, daß er seine innersten Gesinnungen nicht verbergen, seine Forderungen nicht herabsetzen, sein gewaltiges Pathos in Dingen der Kunst nicht verwässern konnte, wo man den Hebbel von 1838, der Freiligrath einen Marketender des Musenalmanachs nannte, ihm ein schönes Talent der Beschreibung und gute Verse zugestand, doch hinzusetzte: „Dies Talent verhundertfacht giebt nach meiner Idee noch keine Faser zum wahrhaften Dichter," mit dem von 1858 vergleichen kann, der Werders Trauerspiel „Kolumbus," dem er eine gewisse Bedeutung nicht absprach, mit den Worten charakterisirte: „Alles allgemeine des Stücks, den Plan, die Anlage der Charaktere, die Intentionen der Sprache sogar finde ich vortrefflich; für mein Gefühl tritt aber nichts ins Leben. Die tragischen Mächte sind wirklich heraufbeschworen, aber, um ein Bild von Plutarch zu entlehnen, nur die Mütter ohne ihre Kinder; man wird auf geweihten Boden versetzt, aber man trifft dort nur Schatten an, die nicht bluten können," [1]) jetzt weiß man sicher, daß der eine wie der andre dazu geschaffen war, bei dem Picknick der zeitgenössischen Litteratur als unbequemer Störenfried angesehen zu werden. Niemand hatte herzlichere und wärmere Freude als Hebbel, wenn er Leistungen oder auch nur Bestrebungen der Lebenden anzuerkennen vermochte, aber für ihn lag es außer der Möglichkeit, etwas von dem innern Gesetz künstlerischer Dinge oder auch nur von dem zu erlassen, was ihm selbst als Gesetz galt.

Heute ist kein Zweifel mehr möglich, daß in der Kunstanschauung des großen Dichters nicht ein Irrtum, aber eine schroffe Einseitigkeit vorhanden war, daß Hebbel, vor nichts zurückschreckend, was eine Tiefe hat, der Breite der Welterscheinungen ohne lebhaftern Anteil gegenüberstand und sie in der Poesie auch da verwarf, wo sie ihr gutes Recht haben. Er war in Wahrheit unfähig, in Naturen wie Walter Scott und den phantasiereichen Spaniern

[1]) An Friedrich von Uechtritz: Wien, 28. Januar 1859.

Dichter in seinem Sinne des Worts zu erkennen, und fühlte sich weit eher gedrungen, untergeordnetere und unreifere Werke, in denen aber der Antrieb zu psychologischer Vertiefung, zu dem, was ihm als innere Entwicklung galt, sichtbar war, gelegentlich zu überschätzen. Auch dafür bietet der Briefwechsel eben so viele Beweise, als wie für die strenge und unantastbare Redlichkeit, mit der Hebbel bei allen seinen Aussprüchen und Urteilen verfuhr.

Der dunkle Trieb in seiner eignen Entwicklung, der dämonische Zug, der ihn fast unwiderstehlich in die Todesvorstellung hineinriß, kam ihm früh zum Bewußtsein. In einer ganzen Reihe von Erlebnissen erblickte er „einen Grund mehr, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben,“ [1]) beinahe jede seiner Stimmungen mündete in das Gefühl oder die Sehnsucht des Todes, und wenn er dies Gefühl wohl als eine höchste Wollust pries, „jene Wollust, die uns nur in unsern schönsten und in unsern längsten Stunden beschleicht,“ [2]) in schlimmer Stunde überkam ihn „der völlige Ekel am Leben,“ und er gestand ein: „Sieh, liebes Kind, der Tod quillt aus meinem glühendsten Leben. Alles ist mir zuwider, besonders was von mir selbst ausgeht.“ [3]) Gleichwohl trug er, mit der Entfaltungsfähigkeit seines Talents aufs innigste verwachsen, die Zuversicht des Lebens in sich und sagte: „Es wäre mir fürchterlich, wenn ich in meiner jetzigen Beschaffenheit in einen höhern Kreis eintreten sollte; ich fühle, daß ich einem Wendepunkte nahe bin; ich bin eben darum überzeugt, daß Gott mich noch nicht abrufen kann. Kein Mensch verläßt die Erde, so lange sie ihn in Bezug auf Geist oder Herz noch verändern kann; dies ist mir eine unumstößliche Wahrheit; der Tod hat nur Macht über das Gewordne, nicht über das Werdende.“ [4]) Hebbel täuschte sich auch nicht über den verhängnisvollen Hang zur Reflexion, zur grüblerischen Zerfaserung des guten Augenblicks, zur Geringschätzung des lebendigsten Eindrucks, wenn dieser nicht das Tiefste in ihm aufrührte, er gestand unumwunden ein: „Ich lasse die besten Stimmungen vorübergehen und setze mich erst hin, die Schmetterlinge zu malen, wenn ich den bunten Staub auf ihren Flügeln nicht mehr sehe,“ [5]) oder er schrieb: „Welche Freude würde es sein, Ihnen über Italien zu sprechen! Aber darüber schreiben? Bei Gott, ich wüßte nichts zu sagen, als daß der Himmel blau ist, und daß Raphael und Michel Angelo wirklich Maler waren.“ [6]) Gleichwohl scheint er den Gedanken weit von sich gewiesen zu haben, daß diese Schranke seiner Natur und Individualität in gewissem Sinne doch auch Schranke des Urteils und der angestrebten Gerechtigkeit sei. Man kann nur sagen, daß in dem Maße, wie er selbst der Lebensfremde und des genügsamen Genusses fähiger wurde, indem er lernte, neben der glühend leidenschaftlichen,

[1]) An Elise Lensing; München, den 5. Oktober 1838. — [2]) An Elise Lensing; München, 29. September 1836. — [3]) An Elise Lensing; München, 11. April 1837. — [4]) An Elise Lensing; München, 31. Dezember 1838. — [5]) An Elise Lensing; Paris, den 7. August 1844. — [6]) An Felix Bamberg; Wien, den 27. Februar 1846.

der markverzehrenden Stimmung auch jeder andern ihr Recht zu gönnen, er empfänglicher für poetische Geister wurde, „die das Schöne zwar nicht in seiner reinen Glorie hinzustellen vermögen, deren Schöpfungen jedoch wie matte Regenbogen mit erlöschenden Farben daran erinnern," wie es in seiner Kritik des Mosenschen Dramas „Der Sohn des Fürsten" heißt.

Aber sind auch die Briefe Hebbels, die sich (bedeutende Lücken abgerechnet) vom Jahre 1831 bis zu seinem Todesjahre 1863 erstrecken, unverwerfliche Zeugnisse seines innern Reichtums, seiner gewaltigen gegen sich selbst wie gegen andre unbarmherzigen Wahrhaftigkeit, der Eigentümlichkeit seiner Bildung, der Mannigfaltigkeit seiner Weltbeziehungen und der Herzenswärme seiner menschlichen Verbindungen, verdeutlichen und erweitern sie die Einsicht in Wesen, Leben und Wirken des Dichters, so können doch auch sie den dunkelsten Punkt, das zurückbleibende Rätsel in der Natur Hebbels, nicht völlig aufhellen. Wer wahrhafte, warme und nachfühlende Teilnahme für den Dichter empfindet, stößt, je mehr er sich mit der gesamten Dichtung Hebbels vertraut macht, auf dieses Rätsel. Nicht darin liegt es, daß Hebbel Denker und Dichter zugleich war — diesen Vorzug teilt er ja mit allen hervorragenden Dichtern —, auch nicht darin, daß gewisse Elemente seines grüblerischen Denkens niemals rein in die poetische Anschauung und Form aufgehen konnten. Es liegt in der jähen Plötzlichkeit, der unvermittelten Schroffheit des Wechsels von leidenschaftlicher, fortreißender Naturgewalt und tiefsinniger, aber nicht zu Leben gewordner Reflexion, in dem Nebeneinander heißer Glut und eisigen, markdurchschneidenden Frostes, in dem Widerspruch zwischen dem echt dichterischen Bedürfnis nach Rhythmik der eignen Seele, ja des ganzen Daseins und zwischen der unbesiegbaren Neigung zu den härtesten Foltern der Abstraktion. Man sollte nie ein Bild brauchen, zu dem es keine Wirklichkeit giebt; und doch, wenn man sich vorstellen dürfte, daß ein Vulkan unterhalb seines Kraters einen Gletscher trüge, und daß die glühende eben vom Krater ausgeworfne Lava jedesmal über das Gletschereis fließen und hier erstarren müßte, so würde man das Bild für gewisse dunkle Vorgänge in Hebbels innerm Leben haben. Sicher hat Hebbel, wie vieles Schroffe und Herbe in seiner Natur, so auch den dämonischen Zug zu diesem jähen, unvermittelten Wechsel, den Felix Bamberg (in seiner Abhandlung über Hebbel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie") lediglich auf den Drang zur Kürze im Gestaltungsprozeß zurückführen möchte, und von dem er zugiebt, daß der Dichter dadurch „dem minder geübten Auge zum Auffassen des Lebendigen nicht genug Anhaltepunkte gelassen habe," in spätern Lebensjahren und Schöpfungen stark gebändigt, ja glänzend besiegt. Und ohne Zweifel erscheint Hebbel auch in den Briefen dieser spätern Jahre trotz das unverlierbaren wuchtigen Ernstes seiner Natur lebensheiterer, versöhnter, poetisch gerundeter, als in den inhaltvollen und in ihrer Besonderheit dämonisch fesselnden Briefen der Studentenzeit und der Wanderjahre.

Nur die rohe Zuversicht des nüchternen Verstandesphilisters, die alles ausmessen zu können vermeint, wird das Rätsel, das in die unsichtbaren psychischen Wurzeln einer bedeutenden Individualität verläuft, ausschließlich auf körperliche Anlagen, Äußerlichkeiten und deutlich nachzuweisende Eindrücke der frühen Jugend zurückführen wollen. Wenn aber Bamberg mit unverkennbarem Hinblick auf Kuhs Lebensbild im Epilog zum Briefwechsel ausspricht: „Es ist ein Fehlgriff, die Grundlinien zu Hebbels Gesamtbild aus der materiellen Armut seiner Jugend zu sammeln; die Wahrheit ist vielmehr die, daß das Schicksal ihm zu den ernstesten Elementen des Lebens die Organe verliehen hat, sie ganz in sich aufzunehmen, und daß dadurch sowohl diese wie jene geschärft wurden; gerade die Armut war es, die ihn bereicherte, und deshalb habe ich mich auch stets bemüht, ihn nicht nach seiner Armut, sondern nach seinem Reichtum aufzubauen," so fühlt man sich doch unwillkürlich gedrängt, Kuhs Darstellung bezüglich der Jugendjahre in Wesselburen, ihre hemmenden und drängenden Einflüsse in Schutz zu nehmen. Während Hebbel in spätern Jahren mitten aus der Fülle der Erscheinungen und der hellen Freude am einzelnen Schritt für Schritt, fast unmerklich zum Urgrund und Ende aller Dinge schweifte, fühlte er sich in seiner unbeglückten Jugendzeit gewaltsam unwiderstehlich und, bevor er des Augenblicks froh geworden war, zu diesem Urgrund und Ende hingerissen. Selbst damals vergoldete seine Lyrik das Zuständliche, das karge Stück Leben, das ihm etwas — ach wie wenig! — gewährte, oder was in guter Stunde mit dem Auge des Dichters gesehen wurde. Aber im ganzen flößten ihm Umgebung und Lebenslage jener Zeit Widerwillen und ein starkes Gefühl der hinausstrebenden Ungeduld ein; statt sich in der Mitte der Dinge glücklich befangen zu fühlen, suchte er sich ihnen um jeden Preis zu entrücken, erhob sich mit ungestümem Trotz, mit unreifem oder vorreifem Denken, dem seine Phantasie Schwung gab, über die widerwärtige Enge seines Daseins. In Umgebungen, denen sein poetischer Genius nichts sagte, die das höchste Vermögen seines Geistes nicht zu ehren wußten, trieb es ihn durch starkgeistige Reflexion, durch energische Steigerung seiner vermeintlichen Erkenntnisse, durch eine scheinbar schon abgeschlossene Weltanschauung zu imponiren. Indem er in die freie Region des kühnsten Denkens zu entfliehen trachtete, wußte er selbst nicht, wie stark dieses Denken dennoch von dem erlebten Elend, von dem Mißverhältnis seines innern Selbstbewußtseins und des unwürdigen Drucks von außen beeinflußt war. Hebbel zögerte niemals, auf jeder nächsten Stufe seiner Entwicklung alle als unfruchtbar, überreizt und gewaltsam erkannten Gedanken aus seiner Weltanschauung wieder auszuscheiden, doch die Gewöhnung, jähen, gewaltsamen Reflexionen neben den Offenbarungen seines Genius eine Macht und ein Recht über sich einzuräumen, wurde von ihm schwer und erst ganz zuletzt völlig überwunden.

Können aber auch die gehaltreichen Briefe Hebbels den letzten Knoten

seiner wunderbaren Persönlichkeit nicht lösen, so legen sie doch klar alle Fäden dar, die von diesem Knoten auslaufen, und lassen uns die Rückwirkungen einer großen Welt und einer bewegten Zeit auf einen Dichter erkennen, der in frühester Jugend schon den Kreis seiner Teilnahme und seiner Darstellung so weit spannte, wie es eben der große Dramatiker vermag, der „die Welt mit allen Lebensströmen und von Gott an bis zum unseligsten Narren herunter" umfassen wollte. Man kann im einzelnen kaum anfangen, den Wert dieser Briefe zu charakterisiren. Den vollen Genuß beim Lesen des Briefwechsels werden natürlich nur die haben, die ein deutliches Bild der Litteraturentwicklung und des litterarischen Lebens in Deutschland während des Menschenalters zwischen 1830 und 1870 schon in sich tragen; die Mehrzahl der Briefe Friedrich Hebbels selbst hingegen kann oder könnte tausenden lieb werden. Denn was an tiefster Ursprünglichkeit, an Welt- und Kunsteinsicht, an Stimmungskraft und echter Lebensweisheit in diesen Briefen waltet, die zugleich großenteils stilistische Meisterstücke sind, das erhebt sich weit über den zufälligen Anlaß der Aussprache, das hat Anspruch auf Dauer und lebendige Nachwirkung, wie nur irgend ein Dichterwerk.

Das Lieblingsthema Hebbels in seinen Briefen war und blieb die Poesie, mit der er selbst stand und fiel, und deren tiefste Geheimnisse zu ergründen er niemals müde wurde. Durch ganze Briefreihen (an Felix Bamberg, an Emil Kuh, an Siegmund Engländer, an Friedrich von Uechtritz, an diesen vorzugsweise, an Fr. Th. Rötscher) und durch zahllose einzelne Briefe ziehen sich die Erörterungen, die Winke, die kurzen schlagenden Äußerungen, die kraftvollen Bilder, die wie emporflammende Lichter bald ein Stück seines eignen Schaffens beleuchten, bald auf den tiefsten Grund fremder Schöpfungen hinabsehen lassen. Hebbel war in jüngern Jahren geneigt — seine Briefe bestätigen es hundertfältig —, die Zweifel zu teilen, ob sich in Betrachtung der allgemeinen Weltverhältnisse in unsrer Zeit ein Künstler völlig entwickeln könne. Von der Idee des Absoluten beherrscht („das Vorzüglichste ist in allen Kreisen gebracht, es kann höchstens noch einmal gebracht werden, und das ist gar nicht notwendig. Wem es um Selbstachtung zu thun ist, der muß strenger und unnachsichtiger gegen sich sein, als es jemals ein Autor war. Versuche und Experimente sind verächtlich in einer Zeit, wo selbst das Vorzügliche keinen Anspruch machen darf" [1]), schien er sich das Verdammungsurteil über jeden Anlauf, der mit kürzerm Atem als dem seinigen erfolgte, gleichsam vorzubehalten, und noch um die Zeit seiner Niederlassung in Wien erklärte er: „Ich bin überzeugt, daß es keiner, auch bei reichster Ausstattung, weiter als bis zur monumentalen Bedeutung bringt. Wenn sie (Gervinus und Vischer) aber behaupten, daß keine Künstler mehr vorhanden seien, daß

[1]) An Elise Lensing; München, 12. Dezember 1838.

keine zu entstehen vermöchten, so muß ich ihnen freilich widersprechen und ihren Ausspruch dahin modifiziren, daß billig keine vorhanden sein und keine entstehen sollten. Die Natur erlaubt sich manches. Sie schafft im Menschen selbst schon ein Wesen, dem offenbar ein größerer Begriff zu Grunde liegt, als es ausspricht. Sie wiederholt die Freiheit, die hierin liegt, auch innerhalb des Kreises der Menschheit, ja wiederum in jedem untergeordneten Kreise dieses Kreises. Sie kümmert sich noch viel weniger darum, ob die Menschen, die sie hervorbringt, auch die geeignete Atmosphäre vorfinden." [1]) Doch wie schmolz dieser starre Gleichmut vor jedem warmen Hauch wirklicher, echter Poesie dahin, wie erhellte und belebte sich die starre weltrichterliche Miene, so oft er auf eine Kunstleistung stieß, die von innen heraus belebt war, und der statt eines Verstandesprozesses die echte künstlerische Intuition zu Grunde lag! Hundert rührende Beispiele für die unmittelbare Empfänglichkeit ließen sich aus diesen Briefen unmittelbar neben die Beispiele der Strenge und des unbeugsamen Ernstes stellen, die ihm in Dingen der Kunst und Litteratur eigen waren. Er wurde nicht müde, sich in alle Herrlichkeit der Poesie zu versenken, und genoß auf der Höhe seiner Entwicklung und Bildung mit dem Kindersinn, den alle großen und echten Künstlernaturen bewahren, die verborgensten und bescheidensten Schönheiten, in denen sich Anschauung, Bild und sinnlicher Laut deckten. Und je tiefere Einsicht er in das Wesen der Kunst, der Poesie vor allem, gewann, um so reizvoller fand er es, sich diesem Genuß hinzugeben. Er ermutigte bis ans Ende seine jüngern Freunde, ihm auf diesen Wege entschlossen zu folgen. „Fahren Sie fort, rief er mir nach Mitteilung kritischer Aufsätze zu, sich in dies Mysterium, in dem alle andern, welche die Welt darbietet, mit enthalten sind, mehr und mehr zu vertiefen und besorgen Sie nicht, von der Afterkritik des Tages erschreckt, Ihre Naivität dadurch zu verlieren. Die Phantasie bleibt ewig jungfräulich, und auch der größte Physiolog zeugt seine Kinder im Traume." [2]) Siegmund Engländer, der durch politische Thätigkeit und politisches Flüchtlingstum aus seiner ursprünglichen Laufbahn gerissen war, trieb er an, sich der Kritik im höchsten, in seinem Sinne zu widmen: „Gewiß kann niemand umkehren oder irgend eine Episode mit ihren innern und äußern Folgen aus seinem Leben ausstreichen. Aber jeder kann sich auf sich selbst wieder besinnen und sich von dem Punkte aus, wo er gerade steht, dem Ziel wieder zuwenden, auf das seine Kräfte, dem natürlichen Zug folgend, der den Menschen am sichersten leitet, von Anfang an losarbeiteten. Das ist für Sie die reproduktive Kritik, die jetzt in Deutschland keinen einzigen Repräsentanten hat. Ihr Brief beweist mir, daß Sie von den dazu nötigen Eigenschaften keine einzige verloren haben; wer thäte es Ihnen denn gleich im Nachempfinden des Eigentümlichsten und in genialer Wiederspiegelung durch

[1]) An Felix Bamberg; Wien, 23. Oktober 1846. — [2]) Gmunden, 6. August 1860.

eine Fülle der wunderbarsten Bilder und der reichsten Anschauungen? Hat Ihr Enthusiasmus sich geschwächt, so hat Ihre Ironie sich dafür gesteigert, und den Enthusiasmus brauchen Sie bei Betrachtung der deutschen Litteratur selten, die Ironie aber alle Tage." [1]) An Emil Kuh richtete er die tiefen Worte: „Sie treten in Ihrer Auffassung dem Geheimnis der Kunst immer näher; allerdings ist es ihr innerstes Wesen, das dem Menschen eingeborne Sehnen zu stillen, ja in der Wurzel auszubrennen, und eben darum kann der Künstler im Zwiespalt zwischen sich und der Welt nicht stecken bleiben, da er von dieser noch gar nichts sieht, wenn er sie nicht rund sieht. Doch darüber ist unendlich viel zu sagen; es ist der einzige Knäuel, der sich nie ganz abwickeln läßt, und ich sage: Gott sei Dank! dazu." [2]) Wie ein Schrei aus tief gepreßtem Herzen und in seiner Wahrheit geradezu erschütternd, klingt im Gegensatz zu dieser höchsten Auffassung der Kunst seine Charakteristik der Tageslitteratur: „Es ist im eigentlichen Verstande eine Selbstzerstörungssucht über die Welt gekommen, die sich in allen Kreisen auf gleiche Weise äußert, und die, so sehr sie auch alle Grenzen überschreitet, doch nur die gesunde Folge unsrer kranken Zustände ist. Alles wütet in den eignen Eingeweiden, und die Litteratur, in der sich die sämtlichen Lebensprozesse konzentriren, am meisten und freilich am widerwärtigsten. Man muß eben durch, und was zusammengehört, muß sich zusammenschließen, nicht bloß zum Schutz, sondern auch zum Trutz. Es ist die Periode der Koalitionen gekommen, denn wenn die Götter nichts mehr für den Künstler thun, wenn sie ihm sogar Licht und Luft entziehen, die sie ihm schuldig sind, bleibt ihm nur die Selbsthilfe übrig. Ein halbes Menschenleben lang habe ich mich gegen diese Wahrheit gesträubt; jetzt muß ich sie anerkennen, wenn ich auch stark bezweifle, daß ich sie meinerseits praktisch werden lassen kann. Das Theater soll eine Arena der Nullität sein, und was die Leiter in unsern Augen herabsetzt, erhöht sie in denen ihrer Vorstände. Die Journalistik soll den Chor von hunderttausend Narren, deren Faust gedenkt, vorstellen, und der Grund liegt auf der Hand. Das Buch soll um seinen Kredit gebracht werden, daher die Begünstigung der Feuilletonschreiberei. Das hängt alles zusammen, und die Rückwirkung äußert sich in der Litteratur, die sich gemißbraucht und erniedrigt fühlt, ohne sich wehren zu können, als Ekel vor sich selbst, der zuletzt, wie bei körperlich verwahrlosten Individuen von Geist und Charakter, in Selbstverspottung umschlägt." [3]) Man starrt einigermaßen ungläubig auf das Datum dieser schauerlich wahren Charakteristik und fragt sich, wie Hebbel, dem schon 1853 die Zustände so trostlos erschienen, volle vierzig Jahre später die Lage der Litteratur, das heißt der Litteratur, die diesen Namen verdient, und ihr Verhältnis zum Publikum und zur sogenannten öffentlichen Meinung angesehen haben würde.

[1]) An Siegmund Engländer; Wien, 9. September 1857. — [2]) Orth bei Gmunden, 25. Juli 1858. — [3]) An Adolf Pichler; Wien, 24. Juli 1853.

Wenn aber der Dichter selbst in diesem Briefe den Zweifel ausdrückt, ob er zum Mitglied auch der bestgesinnten, das Höchste wollenden, gegen sich selbst unerbittlichen „Koalition“ geeignet gewesen wäre, so darf man nach seinen Briefen und seinen darin deutlich werdenden Beziehungen zu litterarischen Freunden seine Fähigkeit dazu ohne weiteres verneinen. Gewiß konnte und wollte Hebbel gelegentlich auch „klug“ sein und manches für sich behalten, was die, denen er gegenüberstnnd, nicht aufzunehmen, ja nicht einmal zu begreifen vermochten. Aber immer durfte es sich dabei nur um Äußerlichkeiten und Nebendinge handeln. Drohte eine Lebensfrage der Kunst oder eine ernste Frage des Lebens durch Schweigen verdunkelt oder in falsches Licht gerückt zu werden, so brach seine mächtige Natur durch alle diese Klugheit hindurch. Man braucht nicht auf die beinahe komisch verunglückten Versuche hinzuweisen, sich mit einem Schriftsteller wie Karl Gutzkow gleichsam als Macht zu Macht zu stellen, sondern kann es unmittelbar aus dem Briefwechsel mit seinen nächststehenden Freunden bestätigen. Imponirend ist der Eindruck, den wir in diesem Betracht namentlich aus Hebbels Briefen an Friedrich von Uchtritz empfangen. Und wie eine letzte Zusammenfassung der eignen Anschauung und der ethischen Notwendigkeit zugleich klingt der Brief an Siegmund Engländer,[1]) wo Hebbel kurz vor seinem Ende die Hauptsätze seines künstlerischen Credo noch einmal vorträgt: „Sie werden überhaupt finden, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgend einer seiner Phasen belauscht, und was hat die Befruchtungstheorie der Physiologie trotz der mikroskopisch genauen Beschreibung des arbeitenden Apparats für die Lösung des Grundgeheimnisses gethan? Kann sie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Kombination geben, die nicht in allen ihren Schlangenwindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen wäre; das Weltgebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Halm ist uns ein Rätsel und wird es ewig bleiben. — Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet, oder was auf das nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, das diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Teil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt. Übrigens wird auch dieser falsche nicht dadurch verkürzt, denn wenn man sich auch so wenig aufs Dichten wie aufs Träumen vorbereiten kann,

[1]) Wien, 1. Mai 1863.

so werden die Träume doch immer die Tages- und Jahreseindrücke und die Poesien nicht minder die Sympathien und Antipathien des Schöpfers abspiegeln. Ich glaube, alle diese Sätze sind einfach und verständlich. Wer sie nicht anerkennt, muß die halbe Litteratur über Bord werfen."

(Schluß folgt)

Bilder aus dem Westen

Von E. Below

2. Beim Konsul

Verblüffend großartig sind die Hotels von Kansas City angelegt. Marmor, Glas, Nickel, wohin man blickt, Spiegelscheiben, Nußbaumgetäfel, elektrische Glühlichtrosetten an allen Ecken und Enden, fliegende Verkaufsstände, Prachtbüreaus für alle Nachfragen, Sammetlehnsessel zum Sitzen und Liegen, zum Kleiderreinigen und Stiefelputzen, zum Barbiren und Frisiren in allen Ecken der weiten, marmorgetäfelten Eingänge, die an Geräumigkeit oft unsern Bahnhofswartesälen nahe kommen. Als ich in das Metropolitan Hotel trat, kam ich von einem Prachtsaal in den andern durch Flügelglasthüren, die sich beim Eintritt geräuschlos wie von selbst öffneten und eben so wieder schlossen, Thüren von der Höhe des säulengetragnen Saales. Alles war groß und hoch und weit; es wäre auch vornehm erschienen, hätten nicht dort in den Sammetpolsterstühlen weit zurückgelehnt Männer gesessen, die ihre Füße wagerecht ausgestreckt an die Eisensäulen gestützt hatten, und die fortwährend tabakkauend die vor ihnen stehenden übelaussehenden Thon- oder Nickelnäpfe benutzten. Auf der einen Seite waren prächtige marmorbelegte Verkaufstische für Cigarren, Süßigkeiten und Früchte, auf der andern Komptoirtische mit verschwenderisch solidem Schnitzwerk, wo fortwährend zwei oder drei Kellner und Sekretäre herumhantirten, mit nichts weiter beschäftigt, als Bestellungen zu empfangen und abzugeben, die elektrischen Glocken drückend und in Kontobücher Notizen machend. Die eine Wand dieses Eintrittssaales zeigte oben unter dem Plafond einige Bogennischen, deren Gardinen dann und wann gelüftet wurden. Das war der Treppengang nach den Damensälen, von wo aus die Ladies jederzeit den Eintrittssaal und deren Insassen mustern konnten.

Nachdem ich Herrn von Rahden begrüßt hatte, zeigte er mir die übrigen Säle, den Speisesaal, das Lesezimmer u. s. w. und erbot sich dann mit der

größten Freundlichkeit, am nächsten Morgen mit mir zu Armour und zu den Packhäuser zu fahren und mich dort vorzustellen.

Herr von Rahden hatte seiner Zeit in Mexiko — vor meinem Aufenthalte dort — die erste deutsche Zeitung begründet, daher unsre Anknüpfungspunkte. Hier werden Sie es aber ganz anders finden, wenn Sie — da Sie doch vielleicht ein paar Wochen oder Monate hier bleiben — sich Zeit nehmen, die Dinge kennen zu lernen, sagte er zu mir. Land und Leute hier sind in allen Stücken das entschiedne Gegenteil von Mexiko, und das gilt auch vom Deutschtüm!

Nun, dann ließe sich ja annehmen, daß manches, was den Deutschen dort fehlt, hier vorhanden sei, erwiderte ich.

Das ist richtig, erwiderte der Konsul, es ist eben dort kein Zwischendeckspublikum, während das hier überwiegt. Freilich giebt es auch andre Elemente, setzte er nach einer kleinen Pause wie beruhigend hinzu.

Halten die Deutschen hier nach außen hin mehr zusammen, oder halten sie mit ihrer Nationalität auch so zurück wie in Mexiko, wo sie bei der geringen Zahl ihren Geschäften das schuldig zu sein glaubten? fragte ich neugierig.

Nach außen allerdings; da giebt es Turner-, Schützen-, Sängerfeste, Aufzüge u. s. w., aber sie erringen sich damit nicht das Ansehen, das die deutsche Geschäftssolidität ohne Chauvinismus nach außen den Deutschen in Mexiko errungen hat.

Ich fange an, Sie zu verstehen. Also scheinen die Deutschen hier im Westen, wo die Temperenzler und „Tootatler" das Szepter schwingen, nicht das Ansehen zu genießen, das sie sich doch in Newyork anscheinend errungen haben? fragte ich weiter.

Das Deutschtum besteht im Osten allerdings zum großen Teil aus Zwischendecklern, aber auch zu nicht geringem Teil aus soliden, reichgewordnen, festansässigen Kaufleuten und Gelehrten. Hier nach dem Westen hat die Auswanderungswelle eine andre Sorte von Menschen hergespült. Es sind nicht die armen Teufel, die nur ihr nacktes Leben und ihre Arbeitslust gerettet haben, sondern die mit etwas Geld in der Tasche gleich von der Küste bis tief ins Innere geflüchtet sind.

Ich verstehe, sagte ich, als er das letzte Wort mit besondrer Betonung sprach und dazu mit den graubuschigen Augenbrauen bedeutungsvoll zwinkerte.

Und mit diesem Element will der bessere Teil des Amerikanertums nicht gern etwas zu thun haben, fuhr er fort. Unter uns gesagt: diese eben gekennzeichneten Deutschen stehen, obwohl sie vielfach bemittelt und sogar auf Einfluß in der Politik bedacht sind, leider auf einer Stufe mit Irländern und Negern als der weniger ansehnliche Teil der Bevölkerung des Westens, namentlich in den Temperenzstaaten und deren Umgebung.

Nachdem sich Herr von Rahden telephonisch erkundigt hatte, ob der Chef des ersten Packhauses, der fortwährend auf Reisen zwischen Kansas und Chicago war, gegenwärtig anwesend und zu sprechen sei, meldete er meinen Besuch für den folgenden Tag an und widmete mir den heutigen Tag, um mich in der Stadt etwas heimisch zu machen. Sie werden, wenn Sie sich einige Zeit hier aufhalten, bald sehen, wie weit ich Recht habe, fügte er seinem freundlichen Anerbieten hinzu, indem er mit mir in den Barbierladen eintrat, der im Erdgeschoß eines größern Hotels nie fehlen darf, sich in einen der großen rotsammetnen Barbierstühle sinken ließ und mich einlud, ein gleiches zu thun.

Während wir warteten, bis die Reihe an uns kam und zwei von den hemdsärmligen Negerjünglingen unsre Köpfe in Bearbeitung nahmen, waren zwei Wichsjungen mit unserm Schuhwerk beschäftigt. Für fünfundzwanzig Cent (= eine Mark) erhebt man sich mit gründlich rasirtem, parfümirtem und gepudertem Gesicht und mit einem durch alle diese Prozesse so erfrischten Kopf, daß man sich ganz verjüngt und zu jedem noch so schwierigen Geschäftsunternehmen aufgelegt fühlt. Dabei ist das eine Behandlung, der sich hier nicht nur der Swell, der Ladiesman, der Gigerl unterwirft, sondern auch der Arbeitsmann, der aus dem Maschinenhause kommt, leistet sich, wenn ers irgend kann, diese Erfrischung wenigstens einmal die Woche.

Der Inhaber des Barbierladens war ein geborner Deutscher, der ihn mit den Niggern in Partnerschaft, das heißt auf deutsch als Geschäftsgenosse, gemietet hatte. Obwohl der Deutsche erst etwa zehn Jahre in den Vereinigten Staaten lebte, war doch sein Deutsch so von halb englischen, halb deutschen Worten durchsetzt, daß es für den, der dieses dem Pigeon-English auf der östlichen Halbkugel entsprechende Pennsylvania-Dutch der westlichen nicht gewohnt war, oft unverständlich blieb.

Der Marktplatz, über den wir schritten, war noch ungepflastert. An einer Ecke erhob sich ein roter Backsteinbau, ein provisorisches Polizeigebäude. Das eigentliche Town-Hall, das Rathaus, wurde auf einem seitwärts etwas nach dem Fluß zu gelegnen Platze aus großen Quadern errichtet. Große Krahnen aus Stahlschienen überwölbten, kuppelartig oben zusammenlaufend, den freien Platz, wo nur das fertige Fundament, in riesigen Maßen angelegt, zu sehen war. Wir drängten uns durch die Stände der Geflügel- und Gemüseverkäuferinnen, wo einige Polizisten anrüchige Sachen beiseite schafften, und kamen gerade am Ausgange des Polizeigebäudes vorbei, als Freund Karl mit dem Richter Boland, einem alten, freundlichen Irländer, die Treppe herunter kam; sie wollten die Pause in den Verhandlungen benutzen, um schrägüber beim Deutschen Püschel schnell einen Trunk auszuwürfeln. Wir folgten ihrer Einladung und traten in eins jener Trinklokale zu ebner Erde, wo jalousieenartige Vorsätze am Eingang das Hineinschlüpfen der Vorbeigehenden verbergen sollen.

Kansas City zählt etwa 200 000 Einwohner, darunter 15 000 Deutsche, wohl an 30 000 Irländer und 50 000 Neger. Von den 15 000 Deutschen beschäftigt sich bei weitem die größere Hälfte mit dem Bier; entweder arbeiten sie in einer der größern deutschen Brauereien, oder in Bierwirtschaften, deren die Stadt mindestens hundert deutsche zählt. Die am Markt gelegne kleine Wirtschaft, die wir betraten, glich den meisten übrigen: abgesehen von einigen wenigen eleganten mit Nußbaumtäfelung an den Wänden und großartigem Nußbaumladentisch und -Spiegel ausgestatteten rooms*) unterscheidet sich die Mehrzahl nur wenig von den bekannten Berliner Destillen, den Kutscherkneipen. Sie haben einen Ladentisch, dahinter den Spiegel mit den obligaten Geweihen oder Hirschköpfen, einige Bilder und große bunte Anschlagzettel, auch wohl einen automatischen Kassirer, der mit dem Bierkrahn in Verbindung steht und dazu dient, den Kellner zu kontrolliren, wenn sich der Wirt einen hält. Sie sind auch wie die Destillen meist auf das im Stehen trinkende Publikum, nicht auf das sitzende angewiesen; trotzdem stehen hie und da im Hintergrunde ein paar einfache Tische und Stühle, wo sich dann wohl ein übernächtiger Gast tabakkauend streckt, bis ihn der Wirt mahnt, sein Nickerchen zu unterbrechen.

Der Wirt, nachlässig gekleidet, im Sommer meist hemdsärmlig hinter seinem Ladentisch stehend, ist gewohnt, den meisten Gästen gegenüber ein freundlich protegirendes Wesen anzunehmen, er weiß, daß die meisten, die zu ihm kommen, außer dem Glase Bier noch etwas andres von ihm wollen; bald möchten sie eine Auskunft über Vereins- oder Logenverhältnisse haben, bald führt sie der Wunsch, bei der Wahl berücksichtigt zu werden oder irgend eine sonstige geschäftliche Kleinigkeit hin. Und unter den Deutschen pflegt jedes Geschäftchen beim Bierwirt mit einem Trunk besiegelt zu werden. Herr Püschel war heute besonders gut aufgelegt; da er einen neuen deutschen Landsmann vor sich hatte, so zeigte er mehrere seiner Taschenspielerkünste, ließ beim Geldwechseln Thaler verschwinden, falsche Thaler statt der richtigen in die Höhe springen, ja sogar volle Biergläser verschwinden, die dann aus seiner Westentasche auftauchten, während Richter Boland den ersten Treat all round, die erste „Runde" ausgab. Darauf folgte die zweite von meiner Seite, und statt der dritten ein Cigarren-Treat vonseiten Karls. Zuletzt gab der Wirt, der stets mit eingeladen wurde, auch aus seinem Diminutivseidel zum Schein stets mittrank und auch dafür Bezahlung nahm, auch noch eine Runde aus, und als wir eben gehen wollten, füllte sich der Raum auf einen durch das Fenster nach der Straße zu gegebnen Wink des Wirts mit etwa vier bis fünf Gestalten, die auch noch etwas abhaben wollten. Tritt nämlich eine in politischen Ämtern

*) Lunch-Room oder Sample-Room nennt man schüchternerweise dem Temperenzlerwesen zuliebe die feinern Bierwirtschaften zum Unterschiede von den gewöhnlichen Saloons, den Bierstuben.

befindliche Persönlichkeit, die womöglich bei der nächsten Herbstwahl etwas Berücksichtigung beim Janhagel wünscht, in ein Trinklokal, so kann man sicher sein, daß alsbald einige schmunzelnde Eckensteher bereit sind, ein Trinkgeld für die nächsten Wahlen vorweg zu nehmen.

Was trinkst du, Jack? war natürlich die Frage des honorable judge an die Neuangekommnen, und mit unnachahmlicher Fixigkeit ließ der fingerfertige Wirt mehrere Whiskey-Toddies auf dem Ladentische antanzen, als ob er das Eintreffen der neuen Gäste schon geahnt hätte.

Jack, Bill, Freddy u. s. w. waren natürlich alles der Geburt nach Deutsche, die ein scheußliches Englisch zu dem Richter sprachen, mit Ausnahme des einzigen Pat, des Irländers. Jeder Irländer heißt nämlich Pat (Patrick), wenn er auch Tom oder Gustav heißt. Diese Gentlemen rochen so nach allen denkbaren Dingen, daß ich froh war, als ich aus dem niedrigen kleinen Raum wieder heraus war. Herr von Rahden, der nicht zum treat gekommen war, nötigte uns dann noch in ein andres derartiges Lokal, wo sich fast dieselbe Szene wiederholt hätte, wenn nicht Richter Boland um Entschuldigung gebeten und sich aufs Gericht begeben hätte, wo er seines Amtes zu walten hatte.

Das Straßenleben einer solchen Stadt kann den, der an die Ordnung und Sauberkeit Berlins gewöhnt ist, zur Verzweiflung bringen. Alles stürmt und jagt ohne andre Rücksichten auf den Nächsten als die, die die Achtung vor der Arbeit und der Respekt vor der schwieligen Faust gerade erheischt. Die Bürgersteige sind mit Trottoirs belegt, aber niemand kommt es in den Sinn, daß das einen Schönheitszweck hat, denn die Trottoirs sind wieder in so großen Lettern mit Geschäftsanzeigen verunziert, und aller Unrat von Verkaufsständen (Obstschalen, Papierfetzen) liegt überall so massenhaft umher, daß von Schönheit und Gleichmäßigkeit beim Anblick dieser Trottoirs nicht die Rede sein kann, geschweige denn beim Anblick des Fahrdamms und der Häuserfronten, die mit den lächerlichsten und häßlichsten Sachen geradezu überladen sind. Hier hängt ein drei Stockwerke langes nacktes, bunt angestrichnes hölzernes Bein zum Fenster heraus und weht im Winde über den Köpfen der Vorübergehenden; dort ist es ein Riesenbruchband oder eine Riesenbrille, die die Fernsicht versperrt. Alle Fenster, bis hinauf zum vierzehnten, fünfzehnten Stockwerk, sind mit großen, in die Augen fallenden Buchstaben verunziert. Und dabei um uns her die seltsamsten Gestalten. An Trachten freilich giebt es hier außer denen der chinesischen Wäscher und chinesischen Ärzte nichts außergewöhnliches. Höchstens fällt in den kältern Monaten die Vorliebe der Neger für Opossumpelzbesatz auf, der meist ein sehr ruppiges Aussehen hat, oder die Vorliebe der Herren für Schlapphüte, mit Ausnahme der Pastoren, der höhern Gerichtsbeamten und der Bankiers u. s. w., die dem seidnen Cylinder huldigen. Die Damenkleidung ist geschmackvoll und dabei kühn. Unter den geöffneten

Mänteln der vor den Läden in den Kutschen haltenden Ladies sieht man viel Brillanten, viel ausgeschnittene Kleider und viel grelle Seide und Spitzen. In allen Blicken ist etwas hastiges, unstätes, selbst in den Blicken der Kinder; selten zeigen sie etwas sinniges oder träumerisches. Aber nicht nur das hastige, auch das mißtrauische, feindselige, das der ausbeuterische Geschäftsbetrieb unsrer heutigen Gesellschaft mit sich bringt, prägt sich deutlich auf den meisten Gesichtern aus, nur mit Ausnahme jener Eckensteher, die, nach Arbeit lungernd, sich dort am Geländer des Baues aufhalten, teils stehend, sich streckend und wenn sie gähnen, mit Armen und Beinen dem Vorübergehenden entgegenfahrend, teils auf dem Geländer des Baues sitzend und derartig mit den Beinen baumelnd, daß man beim Vorbeigehen einen Bogen machen muß, um nicht von ihren Füßen einen Schlag ans Schienbein zu bekommen. Auch aus andern Gründen ist es ratsam, womöglich bis zum Straßendamm vor diesen tabakkauenden Irländern und Negern auszubiegen, denn wo sie sitzen, ist das Trottoir ringsum braungesprenkelt. Diese scheußliche Unsitte ist in ihren Augen der Ausdruck des amerikanischen Unabhängigkeitsgefühls, und die Polizei weiß recht gut, warum sie gegen dies „Stimmmaterial" nachsichtig ist. Denn es ist die Knüppelgarde, die zur Zeit der Wahl überall auf dem Posten ist und nötigenfalls das Unmögliche möglich zu machen versteht, das Gas ausdreht, die Stimmkasten durcheinanderwirft und schließlich mit Pistolen bewaffnet bei der Wahl den Ausschlag giebt — d. h. wenn es sein muß, wenn es gar nicht anders geht! An einer andern Ecke, in der Nähe eines Möbelauktionslokals, wo Küchengeschirre und Schlafstubengerätschaften die Straße verbauen, treiben sich Neger herum, die einen Auftrag oder eine Bestellung suchen, Kragen und Ärmel des Überziehers mit abgeschabtem Opossumpelz geziert. Gelbgrau bis gelbschwarz von Gesichtsfarbe, mager, immer schwitzend, verschmitzt um sich schauend, versperren sie, in politische Unterhaltung vertieft, die Trottoirs vor diesen und ähnlichen Verkaufsläden zweiter Klasse, wo alte Sache feilgeboten oder veranktionirt werden, oder vor den Barbiersalons und Whiskeysalons, wo etwas für sie abfallen könnte.

Diese untern Zehntausend, die überall bei jedem größern und kleinern neuen Unternehmen geschäftig mit dabei sind, diese tausend fleißigen Hände, die sich trotz aller anscheinenden Müßigkeit hier auf dem Trottoir sofort, wenn es verlangt wird, „in munterm Bund regen," sie sind es aber doch, die die Zivilisationsarbeiten nach Westen vorwärts schieben im Verein mit den Zwischendecklern, die auf einem der letzten Dampfer ihr letztes aus dem alternden Europa gerettetes Scherflein mit herübergebracht haben. Darum sind sie nicht geringer anzuschlagen als die obern Zehntausend, die draußen an den prachtvollen Boulevards in malerischen Villen wohnen und nur auf ein paar Stunden in das Gewühl der Geschäftsstadt untertauchen.

Mit den obern Zehntausend werden Sie bekannt werden, wenn Sie die

großen Schlachthäuser besuchen und der Firma Armour und Co. vorgestellt werden, bemerkte Herr von Rahden.

Zu welchen fühlen sich nun im allgemeinen unsre Landsleute mehr hingezogen, fragte ich, zu den obern oder zu den untern? Oder bilden sie einen vermittelnden Stand in der Gesellschaft? Nach dem, was Sie vorher im Hotel äußerten, verkehren unsre Landsleute wohl weniger mit den „Spitzen" der Gesellschaft?

Wie Sie wissen, erwiderte er, giebt es in den Vereinigten Staaten keine Gesellschaftsklassen und Ständeunterschiede nach Art der im alten Europa, da sich hier eben eine neue Welt ausbildet aus den Trümmern und Überschüssen der alten. Nur die Geldaristokratie bildet hier einen bevorzugten Stand; diese wechselt aber dank dem hiesigen lebhaften und gewagten Geschäftsspiel sehr schnell. Kommt einer durch einen Glückszufall in die Höhe, so leistet er sich für eine Reihe von Monaten oder auch Jahren den Luxus einer Villa und einer Equipage mit Dienerschaft, wobei er es nicht verschmäht, gelegentlich auch selbst ein buggy zu kutschiren oder mit dem Marktkorb unter dem Arm vom Fisch- oder Geflügelmarkt heimzukehren, ja selbst im Winter den Schnee höchst eigenhändig vor seiner Gartenthür beiseite zu schaufeln. Natürlich giebt es auch hier wie in andern größern amerikanischen Städten des Westens eine fast aus allen Gattungen der Bevölkerung sich rekrutirende Geistesaristokratie, die Sie am besten werden vertreten sehen, wenn ich Sie in den Bellamistenklub führe, der hier unter dem Namen der National Union besteht und die neue Ära Bellamys herbeiführen möchte.

Der Überdruß an der übertriebnen Geldjagd, warf ich ein, mag denkende Leute wohl zu solchen Zukunftsträumen verlocken; aber wie das mit dem praktischen amerikanischen Wesen zusammenzubringen ist, kann ich mir nicht erklären.

Sie werden es an einem der nächsten Abende sehen: Bellamy selbst ist ja Amerikaner, und er, der Vater dieser von Ihnen vielleicht utopistisch genannten Idee, wird hier hoch verehrt und gefeiert. Sie finden sein Bild im Schaufenster jedes Musik- oder Kunstladens. Die Gesellschaft der Bellamisten hält monatlich einmal Sitzung in einem der prächtigsten Gesellschaftssäle. Ich werde Sie einführen. Doch da kommen wir gerade an der Offizin eines Ihrer deutschen Kollegen vorbei; wenn es Ihnen recht ist, mache ich Sie mit einander bekannt, da er jetzt gerade seine Sprechstunden abhält, wie an dem Schilde hier zu lesen ist.

Mit Dank nahm ich das an. Und nachdem sich der Konsul von uns nach kurzer Vorstellung verabschiedet hatte, saß ich in einem kleinen einfach eingerichteten Sprechzimmer allein mit dem „Kollegen," Herrn Dr. Brand.

Die Zukunft der nationalliberalen Partei

Die Aussichten der nationalliberalen Partei bei neuen Reichstagswahlen sind — wie Herr von Bennigsen eingestanden hat — schlecht, und seine berühmte Rede hat sie nicht verbessert. Indem er der Regierung vor der Reichstagsauflösung bange zu machen versuchte, hat er ihr gezeigt, wie sehr die von ihm geleitete Partei diese Auflösung zu scheuen hat, ohne daß es ihm geglückt wäre, in das wundervolle Selbstvertrauen, mit dem Graf Caprivi einem so wichtigen Ereignis entgegengeht, Bresche zu legen. Einen Nutzen für die Partei hat die Rede nicht gehabt, ebenso wenig das dem Regierungsentwurf so weit entgegenkommende Angebot einer Heeresverstärkung; formale Anerkennung des gut disponirenden Redners von seiten einiger Gegner — das war alles. Es würde nicht schwer sein, in der Geschichte der nationalliberalen Partei während der letzten zwanzig Jahre ähnliche Erfolge zu entdecken, aber persönliche Angriffe sind nicht der Zweck dieser Zeilen; es genügt festzustellen, daß der gegenwärtige Führer der Partei mit der gegenwärtig befolgten Politik in dem bevorstehenden Wahlkampf eine Niederlage voraussieht.

Auch den Geführten in der Partei scheint diese Aussicht ziemlich deutlich geworden zu sein, denn es heißt, auf einem Parteitage im Mai solle das „Programm revidirt“ werden, was, ins Deutsche übersetzt, bekanntlich so viel besagen will, wie daß man nicht mehr zweifelt, sich auf einem Holzwege zu befinden.

Es ist wirklich rührend, heutzutage von der Abänderung einiger Sätze in der gedruckten Parteiverfassung eine Wirkung auf die Wähler zu erwarten. Man gehe doch einmal in eine Volksversammlung, sei es auch eine sozialdemokratische oder eine antisemitische: ist da schon jemals der nationalliberalen Partei ihr Programm zum Vorwurf gemacht worden? Man höre doch nur hin, was da gesagt wird, es klingt nicht angenehm; aber wenn man das Volk beeinflussen will, muß man doch zuvörderst wissen, was es verlangt. Also nicht ihr Programm hat man den nationalliberalen Reichstagsmitgliedern vorgeworfen, sondern ihre Taktik: Abfall vom Programm, Rückgratlosigkeit, Schwäche gegen die Regierung, Kompromißsucht, Ausbeutung der Parteistellung für die persönlichen Zwecke der Führer, Mißachtung der Volkswünsche, Mangel an Fühlung mit den Wählern.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob alle diese Vorwürfe zutreffen, denn wir möchten nicht in der Vergangenheit wühlen, sondern eine bessere Zukunft vorbereiten helfen. Nur das zu betonen ist unerläßlich, daß das Volk mit seinem Tadel in richtigem Gefühl den wunden Punkt in dem Verhalten der Partei getroffen hat. Also wenn die leitenden Persönlichkeiten überhaupt

noch einen Aufschwung der Partei anstreben, wenn sie nicht dazu zu alt oder durch die Gewohnheit der Mißerfolge abgestumpft sind, so muß eine Änderung hier einsetzen: in der Taktik.

Auch von dieser Einsicht sind bereits hie und da Spuren zu bemerken. Allmählich muß es ja auch selbst dem Schwerfälligsten durch die Häufung übler Erfahrungen klar geworden sein, daß der Gedanke, der so lange die Abstimmungen der Partei im Reichstage beherrscht hat: „Besser ein schlechtes Gesetz als gar keins," wirklich der unzweckmäßigste von allen ist. Die Stärke des Reichs liegt doch nicht in der Zahl der angenommenen Gesetze, sondern darin, daß die verschiednen deutschen Stämme ihre Zusammenfassung zur Einheit, wie sie sich praktisch in den gemeinsamen Gesetzen ausdrückt, als Wohlthat, als Verbesserung gegen früher empfinden. Aber das geschieht nicht. Gerade das Gegenteil ist der Fall. In Hannover, in Hessen, in Baiern, in Mecklenburg, überall bröckelt es, und ohne die Bedrohung durch äußere Feinde würde diese partikularistische Bewegung noch viel mächtiger sein. Und so läßt sich denn leider nicht leugnen, daß die nationalliberale Partei durch ihre rücksichtslose Zustimmung zu den allerbedenklichsten Gesetzen — nur um „etwas" zu stande zu bringen — dem Grundgedanken ihres Daseins, dem Gedanken der nationalen Einheit, entschieden Abbruch gethan hat.

Wie viele von den Wählern z. B., die im Jahre 1874 die hundertfünfzig nationalliberalen Abgeordneten in den Reichstag entsandten, mögen wohl erbaut gewesen sein von dem Geschenk des Anwaltzwangs, das ihnen ihre Vertreter im Dezember 1876 als Krönung einer für den Nichtjuristen völlig unbrauchbaren Prozeßordnung mit nach Hause brachten? Und wie hoch wird sich wohl die Zahl derer belaufen, die dem Gerichtskostengesetz, der Gebührenordnung für Rechtsanwälte und den übrigen Vorrechten, mit denen der Anwaltsstand in prozessualer wie in strafrechtlicher Hinsicht ausgestattet worden ist, ihren Beifall schenken? Seit der Annahme der sogenannten Justizgesetze ging es denn auch abwärts mit der Partei: im Januar 1877 kehrten von hundertfünfzig Abgeordneten nur fünf Sechstel wieder; 1878 waren es wiederum dreißig weniger; 1881 fiel die Ziffer auf fünfundsiebzig, 1884 auf fünfzig. Das Kartell verdoppelte diese Zahl; als das Volk aber bemerkte, daß die nationalgesinnte Mehrheit nicht die geringsten Anstalten machte, seine Bedürfnisse in der gehofften Weise zu vertreten, ließ es ein so unfruchtbares Kartell fallen und wählte im Jahre 1890 einen Reichstag, in dem die Ziffer der nationalliberalen und der konservativen Gruppen von zweihundertzwanzig auf hundertdreißig herunterging. Eine wohlverdiente Lehre!

Aber die Haltung Bennigsens bei der Heeresvorlage zeigt nicht, daß sie beherzigt wird. Alle diese Thatsachen sind bekannt; es ist bekannt, daß ihre gehorsam sich unterordnende Haltung die Partei zu ihrer jetzigen kläglichen Stellung geführt hat, und dennoch wird auf diesem Wege weiter gegangen. Man nennt das Patriotismus, Selbstlosigkeit; es ist aber keineswegs patriotisch, wenn eine Partei, die den nationalen Gedanken auf ihre Fahne geschrieben hat, sich selbst zu Grunde richtet, es ist höchstens ein psychologisch interessantes Beispiel, daß selbst bei übrigens begabten Männern die parlamentarische Gewohnheit mächtiger sein kann als das eigne Interesse. Das Interesse der Partei gebot jetzt völlige Zurückhaltung der Regierung gegenüber; als Partei der Minderheit hatten die Nationalliberalen auch nach parlamentarischem Brauch nicht die geringste Verpflichtung, dem Reichskanzler

ein Anerbieten zu machen, ein Anerbieten, das ja überdies ein reines Luftgebilde war, da die Zusammensetzung des Reichstags seine Annahme von vornherein unglaublich erscheinen ließ. Wozu also dieses Entgegenkommen? Die Behandlung, die Graf Caprivi der nationalliberalen Partei bisher hat zuteil werden lassen, ist nicht derart gewesen, daß man ihm einen Akt der Höflichkeit geschuldet hätte; die Form, in der er das Anerbieten ablehnte, so verletzend wie nur möglich, zeigte denn auch hinlänglich, wie verfehlt es gewesen war.

Hat die Betrachtung der Geschichte der nationalliberalen Partei gezeigt, welche Fehler künftig zu meiden sind, so genügt ein Blick auf die jetzt maßgebenden Parteien, um deutlich zu erkennen, was zu thun ist.

„Katholisch ist Trumpf" — mit diesem prachtvollen Kartengleichnis hat man in Zentrumskreisen die Lage und — sich selbst gemalt. Wir wollen uns hier aber nicht damit aufhalten, zu erörtern, welch hohen Begriff von dem Beruf einer Partei dieser dem Skat oder Whist oder einem sonstigen Zeitvertreib entlehnte Ausdruck verrät; kurz, die Stimmen des Zentrums werden von der Regierung als die kostbarsten geschätzt. Wie ist das Zentrum zu dieser Schätzung gelangt? Durch seine Zahl allein nicht, denn sonst hätte sich ja die Kartellmehrheit einer noch viel größern Schätzung bei der Regierung erfreuen müssen, was bekanntlich nicht der Fall war; vielmehr trug gerade im Verkehr mit diesem Reichstag die Regierung eine gewisse Verächtlichkeit zur Schau, und auch während seiner Tagung ist nichts geschehen, was dem Papst oder der katholischen Geistlichkeit hätte unangenehm sein können. Nein, zu Einfluß gelangt ist das Zentrum lediglich durch seine Taktik, durch ein Verhalten, wie es für eine parlamentarische Vertretung das einzig richtige ist: nichts zu gewähren ohne Gegendienste. Die Festigkeit dieses Entschlusses ist das furchtbar einfache Geheimnis der Windthorstschen Erfolge. Diese Haltung erweckte gleichzeitig das Vertrauen der Wähler und die Achtung der Regierung; der nationalliberalen Partei ist bei ihrer Methode beides so ziemlich verloren gegangen. Man hat die Politik des Zentrums Schacherpolitik genannt, aber dieser Name trifft nur den Mißbrauch, nicht die politische Methode selbst. Wenn zu Gunsten der Geistlichkeit das Volkswohl geopfert wird, um die Wünsche einiger Beamten zu befriedigen, so ist das freilich zu tadeln; aber die Erfüllung an sich nicht verwerflicher Forderungen der Regierung — durch die jedoch die Steuerlast vermehrt wird — abhängig machen von der Erfüllung irgend welcher Volkswünsche, das ist eben die Art von Staatskunst, die das parlamentarische Leben bei uns verlangt. Die Partei, die solche Staatskunst nicht übt, versault.

Die andre der Parteien, deren Nein zu seinem Gesetzentwurf Graf Caprivi mit so viel Ehrerbietung entgegennahm, ist die Fortschrittspartei. Auch von ihr ist zu lernen. Was sie an Beliebtheit im Volke besitzt, verdankt sie fast ausschließlich ihrem Führer. Eugen Richter ist ein geschickter Redner, aber das allein macht seinen Einfluß nicht aus, viel schwerer wiegt etwas andres: kein Minister oder Staatssekretär oder gar Bundesratskommissar kann sich rühmen, durch das Krümelchen Staatsgewalt, das er vorstellt, dem Abgeordneten für Hagen imponirt zu haben, und das gefällt dem Volke! Der Wähler, der unter den Auswüchsen des Polizeistaates leidet, will für das Geld, das ihn der Reichstag kostet, wenigstens das Vergnügen haben, daß die Beamten, vor denen er zu Hause zittert, dort bisweilen moralisch ein wenig gezaust

werden. Dafür wird Nichtern der Beifall der Volksversammlungen, nicht für das Programm seiner Partei.

Die dritte Partei auf der Sonnenseite des Hauses sind die Sozialdemokraten. Auch sie sind zu ihrer jetzigen Stellung nicht durch Jasagen gelangt, sondern durch Neinsagen. Sie sagen auch jetzt noch nein, wenigstens bei allen Vorlagen, die vom Reichskanzler für unerläßlich zum Heil des Vaterlandes erklärt werden, und doch, welch reizende Vertraulichkeit zwischen ihnen und der Regierung! Ihnen zu gefallen wütet man in Berlin gegen die Unabhängigen und die Anarchisten mit Verhaftungen und Prozessen, wie zur Blütezeit des Sozialistengesetzes, und zum Dank dafür erklärt Liebknecht — in Brüssel — den Grafen Caprivi für einen Ehrenmann. Was man sonst von Preßprozessen gegen Angehörige der Fraktion liest, ist nur Schein. Die Abgeordneten Schippel und Kunert hat man allerdings, zur Strafe für frühere Regungen von Selbständigkeit, in die rauhen Hände der Justiz fallen lassen; im übrigen aber geschieht den Führern und ihren Freunden nicht das geringste. Wenn doch einmal gegen ein sozialdemokratisches Blatt eine Klage erhoben werden soll, damit sich die nationalen Parteien nicht die hier ungestraft bleibenden Angriffe gegen die bestehende „Ordnung" zum Muster nehmen, so wartet man hübsch, bis der Fraktionsredakteur auf Urlaub geht, und schlachtet dann den uneingeweihten Grünen ab, der seine Stelle zu vertreten das Unglück hatte.

Was von den Sozialdemokraten zu lernen ist, das ist vor allem der Verkehr mit den Wählern: Abhalten von Volksversammlungen, Vereine mit regelmäßigen Sitzungen, Rechenschaftsberichte der Gewählten u. s. w. Hier ist eine gewisse Trägheit zu besiegen, die den Führern der nationalliberalen Partei noch aus der Zeit des Nationalvereins anhaftet. Damals, wo der Gedanke der deutschen Einheit in engen Kreisen, gleichsam in Logen, gepflegt wurde, war natürlich an eine Beteiligung großer Volksmassen nicht zu denken. Diese Zeiten sind aber vorüber. Ein Vornehmthun in dieser Hinsicht ist um so weniger angebracht, als man ja bei Hofe auch manchmal rauh angeweht wird; etwaige unsanfte Redensarten in der Volksversammlung lassen sich da schon eher ertragen, sie dienen wenigstens einem Zwecke, und man kann sich hier verteidigen. Man muß eben dem Volke entgegenkommen, wenn es gilt, Fehler wieder gut zu machen, zumal in der jetzigen Zeit, wo es der Wähler schon als Zumutung empfindet, daß er gleich auf fünf Jahre einen Vormund nach Berlin schicken soll. Wie soll er da Lust haben, für eine Partei zu stimmen, von der er weiß, daß sie sich in der Zwischenzeit von einer Wahl zur andern überhaupt nicht um ihn bekümmert. Denn das ist — leider! — in der nationalliberalen Partei der herrschende (wir sagen nicht: ausschließliche) Brauch: von einer Wahl zur andern tiefe Stille, nur bisweilen unterbrochen durch einen unter peinlichem Ausschluß der Öffentlichkeit zusammentretenden Parteitag, und dann eine Woche vor dem Wahltag plötzlich eine Springflut von Drucksachen, Bilderchen, fettgedruckten Zeitungsanzeigen und geradezu amerikanischen Plakaten — wo in aller Welt wirbt man so um Vertrauen?

Wahrlich, es ist ein Jammer, eine so gute Sache so schlecht vertreten zu sehen!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Bund der Landwirte. Wenn dieser neue Verein noch etwas andres bezweckt, als die Abwendung eines Handelsvertrags mit Rußland durch Einschüchterung der Regierung, dann ist es Zeit für ihn, sich endlich einmal darauf zu besinnen, was er eigentlich will. Zwei Wege stehen ihm offen. Entweder er konstituirt sich als landwirtschaftlicher Zentralverein für ganz Deutschland, um alle schon bestehenden gemeinnützigen Einrichtungen der deutschen Ritter- und Bauernschaft in sich aufzunehmen und solche zu gründen, wo sie noch nicht bestehen. Die zentrale Leitung aller Unternehmungen zur Abhilfe landwirtschaftlicher Nöte würde freilich beinahe ein übermenschliches Maß von Weisheit, Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit erfordern, weil diese Nöte in den verschiednen Landesteilen und Güterklassen aus ganz verschiednen Ursachen entspringen und hie und da sogar einen starken Interessengegensatz begründen; man denke nur an die Sachsengängerei! Doch ließe sich gerade dieser Umstand auch für die einheitliche Organisation anführen, indem eben diese die Interessengegensätze vielleicht auszugleichen vermöchte. So z. B. könnte sie der aus ganz entgegengesetzten Ursachen entspringenden Not der nordostdeutschen Großgrundbesitzer und der südwestdeutschen Kleinbauern mit ein und demselben Mittel abhelfen: durch innere Kolonisation; indem sie einen Teil dieser Kleinbauern, die zu wenig Land haben, auf den Gütern jener Herren ansiedelte, deren Leiden darin besteht, daß ihre Ackerfläche zu groß ist sowohl für ihr Betriebskapital wie im Verhältnis zur Zahl ihrer Arbeiter. Oder der Bund der Landwirte konstituirt sich als politischer Wahlverein, um die Mehrheit in den Parlamenten zu erlangen und die Wünsche seiner Mitglieder auf dem Wege der Gesetzgebung zu befriedigen. Damit verzichtet er aber auf positives Wirken, auf die Organisation der Landwirte zur Selbsthilfe auf dem Genossenschaftswege. Diesen Punkt hat der Westfälische Bauernverein auf einer am 28. März zu Münster abgehaltenen Vorstands- und Ausschußsitzung hervorgehoben und dabei auf Grund der bisherigen Kundgebungen des Bundes ohne weiteres angenommen, daß dieser ein politischer Verein sei. Diese Westfalen erklären, daß das Programm des Bundes zum größten Teil auch das ihre sei, und daß sie nur in zwei Punkten entgegengesetzte Forderungen erheben müßten: sie wollen, daß der Identitätsnachweis aufrecht erhalten, der Staffeltarif für Getreide- und Mühlenfabrikate dagegen aufgehoben werde. Aber der Westfälische Bauernverein — heißt es in Nr. 4 der beschlossenen Resolution — „hat niemals eine einseitige Vertretung der Interessen seiner Mitglieder verfolgt, sondern mit Rücksicht auf die Gesamtproduktion des Vaterlandes, insbesondre auf die hohe Entwicklung der Industrie in der Heimatprovinz Westfalen, immer den Standpunkt der Gemeinsamkeit der Interessen in der Erkenntnis vertreten, daß sich die Blüte und das Wohlergehen der Landwirtschaft und der Industrie gegenseitig bedingen, daß aber auch Luft und Licht für beide gleich verteilt sein müssen, daher Bevorzugungen entgegenzutreten ist.“ Der Bauernverein aber, das ist die Hauptsache, kann gar nicht in den Bund eintreten, weil er dadurch gezwungen würde, auf seine bewährte segensreiche Wirksamkeit zu verzichten. Nr. 6 der Resolution lautet: „Dem Westfälischen Bauernverein, der ein nicht unerhebliches Vermögen angesammelt und viele segensreich wirkende Einrichtungen, insbesondre Kreditinstitute, gemeinsame Bezüge [soll wahrscheinlich heißen

Einkaufsgenossenschaften] u. s. w. ins Lebens gerufen hat, wurden auf Grund seiner Statuten die Rechte einer juristischen Person allerhöchsten Ortes verliehen. Diese Statuten verbieten dem Verein jede politische Thätigkeit, somit auch jede Einwirkung bei den Wahlen. Daher ist es für den Westfälischen Bauernverein unmöglich und [ihm] auch gesetzlich versagt, in dem neu gebildeten Bund der Landwirte aufzugehen, sich ihm anzuschließen oder mit ihm in Verbindung zu treten." Man weiß nun zwar, daß diese münsterländischen Bauern bei Land- und Reichstagswahlen nie einem andern als dem Zentrumskandidaten ihre Stimmen geben, aber das Wahlgeschäft wird nicht in den Sitzungen des Bauernvereins besorgt. Wenn die Mitglieder eines Fachvereins sämtlich ein und derselben politischen Partei angehören, so ist das gewiß ein Vorteil sowohl für die politische Partei wie für die Fachbestrebungen, eins stärkt das andre; aber dabei kann man formell korrekt verfahren, sodaß die Gesetze nicht verletzt werden. Eine ganz ähnliche Erklärung haben der Graf von Ingelheim und der Oberst a. D. Winterberger am 1. April im Namen des Nassauischen Bauernvereins erlassen. Darin heißt es: „Mit Ausnahme des Punktes, der den Identitätsnachweis und die Staffeltarife betrifft, hält der Nassauische Bauernverein die Ziele des Bundes der Landwirte für durchaus berechtigt, schließt sich dem Bunde aber nicht organisatorisch an, da er dem nassauischen Bauer mehr bietet (Schutz gegen Wucher, Erteilung kostenloser Rechtsauskunft u. s. w.), und die Landwirtschaft, namentlich auf dem Westerwald, in Nassau nur dann gefördert werden kann, wenn ihr die durch den Verein gebotnen Vorteile nicht nur nicht entzogen, sondern mit der Zeit in noch größerm Maßstabe geboten werden." Die Währungsfrage wird weder von dem westfälischen noch von dem nassauischen Vereine erwähnt. In Übereinstimmung mit beiden hat sich endlich auch am 6. April zu Neuß der Rheinische Bauernverein geäußert.

Wenn also der Bund, wie es scheint, ein politischer Verein werden soll, so muß er zunächst darauf verzichten, die Landwirte von ganz Deutschland zu gewinnen, weil sich, wie gesagt, die meisten sächsischen und westdeutschen in Beziehung auf einzelne Programmpunkte in entschiednem Gegensatz zu ihm befinden. Auch sind die Bauern der ostelbischen Provinzen den Junkern keineswegs durchweg so grün, daß es leicht sein wird, beide unter einen Hut zu bringen. Nur wo der Großbauer, der selbst ein halber Rittergutsbesitzer ist, vorherrscht, besteht eine vollkommne Interessenharmonie; hier heißt die Losung: hohe Getreidepreise, niedrige Arbeitslöhne. Es fragt sich nur, wie groß die Zahl dieser Interessenten ist. Eugen Richter behauptet in der „Freisinnigen Zeitung": „Die Hauptnutznießer der Getreidezölle sind, in ganz Deutschland zusammengerechnet, nur die 2500 größten Besitzer." Die Hauptnutznießer, aber doch nicht die alleinigen. Sombart, ein durchaus zuverlässiger Gewährsmann in landwirtschaftlichen Angelegenheiten, hat in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 8. März gesagt: „Nur ein und eine viertel Million Landwirte haben ein so großes Besitztum, daß sie ein Interesse am Schutzzoll haben. Diese Landwirte mit ihren Angehörigen stellen nur den achten Teil der deutschen Bevölkerung dar. Ich bin Vertreter des ganzen Volks und kann daher nicht die Vorteile eines so kleinen Teiles der Bevölkerung wahrnehmen." Jedenfalls schließt die deutsche Reichsverfassung jede Möglichkeit aus, daß dieses Achtel jemals den Reichstag beherrschen könnte.

Nun aber noch die Hauptschwierigkeit! Soll der neue Wahlverein eine neue Partei gründen, oder soll er nur die konservative Partei unterstützen? Der landwirtschaftliche Verein zu Liegnitz hat den Bundesvorstand ersucht, dahin wirken zu wollen, „daß eine neue politische Partei, genannt »deutsche Landpartei,« gebildet

werde. Nur durch die Neubegründung einer solchen neuen Partei scheint es möglich, aus dem alten Parteihader herauszukommen und die Gesamtheit der landwirtschaftlichen Wählerschaft unter einen Hut zu bringen." Dagegen scheinen die landwirtschaftlichen Vereine der Kreise Grottkau und Neustadt in Oberschlesien auf Verdrängung der ultramontanen durch konservative Abgeordnete auszugehen. Im Neustädter führte der Landrat von Sydow am 28. März aus, „der Bund habe sich zum Ziele gesetzt, bei den Wahlen Einfluß zu gewinnen. Werde dieses erreicht, so sei das schon ein großer Gewinn. Die Regierung brauche zur Durchführung ihrer Bestrebungen eine feste Mehrheit. Sobald diese Mehrheit aus Freunden der Landwirtschaft bestehe, würden auch die Vorschläge der Regierung den Wünschen [der Landwirte] mehr entsprechen." Das heißt deutlicher ausgedrückt: wenn wir eine konservative Mehrheit in den Reichstag schicken, die alle Militär- und Steuervorlagen unbesehen bewilligt, dann wird uns die Regierung hohe Agrarzölle, die Silberwährung und allerlei Beschränkungen der Freizügigkeit bewilligen. Wenn man nun einerseits bedenkt, wie schwierig die Gründung einer neuen Partei ist, andrerseits, daß es kein besseres Mittel giebt, die Zentrumswähler von der konservativen Partei abzuschrecken, als die Aussicht auf mehr Soldaten und mehr Steuern,*) endlich, daß die ländlichen Arbeiter und die kleinen Bauern das Gegenteil von dem wollen, was die Agrarier wollen, so muß man sagen, die Anhänger des Bundes werden zum Warten auf den Erfolg ihrer Wahlagitation viel Geduld brauchen.

Einstweilen vertreiben sie sich mit ganz phantastischen Plänen die Zeit. So hat der Geheime Regierungsrat von Selchow auf Rudnit in einer landwirtschaftlichen Versammlung zu Ratibor am 23. März das — Getreidemonopol gefordert. Weizen und Roggen sollen „der Weltkonkurrenz gänzlich entrückt," für erstern soll ein „Grundverkaufspreis" von neunzehn Mark, für letztern ein solcher von sechzehn Mark für hundert Kilo festgesetzt werden. Nun, nach Mißernten steigen ja die Preise sogar bedeutend höher. Regierung und Parlament könnten ruhig dem Herrn den Gefallen thun, das Monopol zu bewilligen und den „Grundverkaufspreis" festzulegen. Wenn sich dieser nach einer guten Ernte mit allen gesetzlichen Zwangsmitteln auch nur vier Wochen lang festhalten läßt, dann machen wir uns anheischig, für unsre litterarischen Arbeiten einen Grundverkaufspreis von drei Mark für die Zeile durchzusetzen. Die starken Schwankungen des Getreidepreises sind allerdings ein Übel für die Landwirte, aber alle Kunst- und Gewaltmittel der Regierungen, dieses Übel abzustellen, haben sich bis jetzt unwirksam gezeigt; freier Getreidehandel ist das einzige, was bisher im größten Maßstabe preisausgleichend gewirkt hat. Unsre Agrarier wollen sich die Haare anstrauen, weil der Preis von einem Jahre zum andern auf die Hälfte gesunken ist, aber vor siebzig Jahren ist er einmal binnen sechs Jahren auf ein Zwölftel (!) gesunken. Im Mai 1817, so lesen wir in der jüngst besprochnen Biographie Harkorts, galt in Witten der Scheffel (72 bis 80 Pfund) Roggen nach heutigem Gelde $18\frac{1}{2}$ bis 23 Mark, im Jahre 1823 aber 1 Mark 67 Pfennige. So gewaltige Schwankungen, die heute die furchtbarsten Katastrophen verursachen würden, waren ehedem nichts ungewöhnliches; erst der Welthandel, der die Ernten aller Länder der Erde ausgleicht, hat sie unmöglich gemacht. Gewiß sind die Getreidehändler keine Heiligen, sondern Leute,

*) Eine Versammlung oberpfälzischer Bauern zu Regensburg hat am Ostermontage ihr „tiefes Bedauern über die Befürwortung der Militärvorlage durch die Tivoliversammlung" ausgesprochen und die Haltung dieser Versammlung in der Militärfrage „aufs schärfste verurteilt"; kein Stand leide so schwer unterm Militarismus wie der Bauernstand.

die lieber viel als wenig Geld verdienen, und die auch vor allerlei Künsten nicht zurückschrecken. Aber bei einer in so ungeheuern Massen vorhandnen Ware versagen die Künste, die z. B. den Kupferpreis einmal weit über das natürliche Maß hinauftreiben konnten. Ein Ring kann vielleicht alles Kupfer der Erde, aber ganz gewiß nicht alles Getreide der Erde aufkaufen. Möglich, daß die Börse manchmal auf etliche Monate einen willkürlich hohen Kornpreis festzuhalten vermag; die dadurch erzeugten Schwankungen sind doch nur unbedeutend im Vergleich zu den durch den verschiednen Ernteausfall verursachten in einem vom Welthandel abgesperrten Lande.

Carmen Sylva und Franz Liszt. Unter dieser Überschrift hat vor kurzem der unsern Lesern schon aus früherer Zeit wohlbekannte Herr „Hofrat“ Dr. C. Beyer in der Zeitschrift „Über Land und Meer“ einen Aufsatz veröffentlicht, der es verdient, daß ihn auch unsre Leser kennen lernen. Er wird zwar auch in Sonderabdrücken verbreitet, aber da es doch die Frage ist, ob unsre Leser einen solchen Sonderabdruck in die Hände bekommen, und wir ihnen auf jeden Fall das Vergnügen verschaffen möchten, den Aufsatz des Herrn „Hofrats“ kennen zu lernen, so teilen wir ihn hier mit unbedeutenden Auslassungen mit. Der Herr „Hofrat“ schreibt:

„Wir sind in der angenehmen Lage, ein litterarisches Kleinod vermitteln zu können, welches dereinst dem Plektron der begnadeten Sängerin Carmen Sylva, der regierenden Königin von Rumänien, entrauschte und ebenso in Hinsicht auf Wahrheit des Gedankens, wie im Hinblick auf meisterliche Form, vollendete Konzeption und Komposition wertvoll sein dürfte, dauernd erhalten zu bleiben.

Als der fürstlichen Corinna gelegentlich ihres Kuraufenthalts in Pallanza der Besuch des Dr. Adolf Mirus, des Begründers der Loënstiftung und Herausgebers der Monographie: „Das Liszt-museum und seine Erinnerungen“ gemeldet wurde, fand sich die Dichterin, nach dem ihr der Verfasser seine Schrift über das Liszt-museum überreicht hatte, bewogen, ihre zur Bewundrung Franz Liszts bereits im Jahre 1883 mit Bezug auf Liszts gleichnamige Komposition verfaßte Dichtung „Waldesrauschen“ der gedachten Stiftung als Beitrag zu verehren. Sie schrieb die Buchstaben mit eigner Hand in künstlerisch origineller Weise auf ein Elfenbeinplättchen nieder, wobei sie die Initialen in altdeutscher Manier kunstvoll kolorirte.

Der Leser wird finden, daß das Gedicht seinen Gegenstand in idealer Weise wie an einer Spirale aufrankt, und daß es durch verständnisvolle Verteilung von Licht und Schatten, sowie durch die Schönheit der dichterischen Sprache und durch die Anmut des Wohllauts vorbildlich genannt werden darf. Durch zielbewußte poetische Malerei, die den Charakter des Begriffs schon im Klange onomatopöetisch [sic!] anzudeuten weiß, zeigt die königliche Dichterin, daß sie sich in seltenem Grade auch mit den physischen Ursachen und Gesetzen der organischen Lautbildung und Lautsymbolik vertraut gemacht hat. Sie versteht die rhetorische Figur der Onomatopöie oder Schallnachahmung gründlich zu handhaben, wodurch sie ihrem Gedichte wundersame Reize aufgeprägt hat. Ihre Onomatopöie umfaßt vollweg den Klang der Worte und Sätze, wie ich dies in meiner deutschen Poetik I, 119 ff. und I, 202 wissenschaftlich ausführen konnte. Durchweg wählt die Dichterin in ihrem improvisatorisch leicht hingehauchten Gedichte jene Wortlaute, welche den Hauptklängen ihrer rhythmischen Reihen verwandt sind und das sinnlich malende Moment in Erscheinung bringen. Hierzu gesellt sich der mit dem Grundton des Ganzen harmonirende jambisch anapästische Rhythmus, der wie Maienwonne und

Maiensonne belebt und das Geistige und Sinnliche im Gewähren harmonischer Thätigkeit — ich möchte sagen musikalisch zur Anschauung bringt.

Für die Entstehung der prächtigen Dichtung haben wir noch zu erwähnen, daß August Bungert — welcher so manchen erhabnen Schöpfungen der königlichen Dichterin melodischen Klang verlieh und die bekannten größern Werke „Homerische Welt," sowie „Hutten und Sickingen" komponirt hat — die Königin auf Dr. Mirus aufmerksam machte, worauf seitens der letztern eine Berufung zur Audienz am 20. Mai dieses Jahres erfolgte, in der die hohe Frau interessante Tagesfragen der Poesie und ihrer Träger berührte. Hierbei sprach sie sich besonders auch über die Schriften und die sehr verdienten Unternehmungen des Geheimen Hofrates Joseph Kürschner, sowie über die Werke des Verfassers dieser Zeilen, namentlich über dessen Poetik, auszeichnend aus und beauftragte Dr. Mirus, beiden Anerkennung und Grüße zu vermittelu. Die Königin gab gleichzeitig die nachgesuchte Erlaubnis zur Veröffentlichung ihres Gedichtes."

Diesem Aufsatze ist ein Zinkdruck nach einer Photographie des erwähnten „Elfenbeinplättchens" beigegeben, und am Schlusse folgt das Gedicht selbst, das folgenden Wortlaut hat:

Waldesrauschen

Es fließt ein Geflüster, es weht ein Gesäusle
Durch wiegende Kronen im Blättergekräusle,
Und drunter da plätschert's und sprudelt in Tänzen,
Ein neckendes Kichern, ein rauschendes Glänzen,
Dazwischen ein Blicken, ein Hüpfen, ein Nicken,
Von sonnigen Fleckchen ein heißes Bestricken,
Und flugs ein Geflatter, Gezwitscher, Gekose,
Ein buntes Gekrabble auf schwellendem Moose,
Die hurtigen Lüftchen, die eifrigen Düftchen
Erheben sich schwebend ob quellenden Tüftchen,
Es naschen die Gräser, sie haschen die Tropfen,
Es zirpen die Vögel und locken und klopfen
Und schwirren und girren, und wippen und jagen
Und haben vor Abend sich Wunder zu sagen;
Dann trollt es im Stolze*) von flüchtigen Läufen,
Ein Knicken, ein Rascheln, wo Blätter sich häufen.

Durch all das Geräusch ist ein Meister gegangen,
Und hat es erlauscht und gebannt und gefangen,
Nun fließts durch die Saiten, geheimnisvoll trunken,
Berückend, berauschend von tauigen Funken.

Die Höflichkeit verbietet uns, an diesem Gedicht, das „dem Plektron der fürstlichen Corinna entrauschte," Kritik zu üben. Aber wir fragen: Ist in der Redaktion der Zeitschrift „Über Land und Meer" kein Mensch, der erstens den haarsträubenden Unsinn sieht, der in dem Aufsatze des Herrn „Hofrats" Zeile für Zeile ausgebreitet ist, den logischen Unsinn, die völlige Urteilslosigkeit, die jämmerlichen Sprachschnitzer und — die bodenlose Eitelkeit, die auch aus diesem Machwerk des Herrn „Hofrats" wieder spricht? die Eitelkeit, mit der er sich und die andern beiden, den Herrn „Geheimen Hofrat" Kürschner und den Herrn (Conrat oder Musikrat oder Resonanzrat?) Bungert, die allerdings für dergleichen wohl auch nicht unempfänglich sind, in das großartige Erlebnis des Herrn Dr. Mirus verflicht?

So oft Herr Kürschner um die Beiträge zur neuen Auflage seines Schrift-

*) Man möchte annehmen, es solle Holze heißen anstatt Stolze; aber auf dem „Elfenbeinplättchen" ist deutlich Stolze geschrieben. Es ist wohl auch überflüssig, den Versuch zu machen, in irgend eine dieser Zeilen einen Sinn zu bringen.

stellerlexikons bittet, versäumt er nie, hinzuzufügen, wie glücklich er sich schätzen würde, wenn ihm jeder Schriftsteller auch seine Photographie zusendete. Könnten sich nicht die Herren p. t. Beyer, Mirus, Kürschner und Bungert einmal als Gruppe photographiren lassen (im Hintergrunde Franz Liszt und Carmen Sylva mit dem „Plektron") und uns ein Exemplar davon zusenden? Die vier Herren zusammen und dazu das „rauschende Plektron" — das wäre wirklich sehenswert!

Litteratur

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Professor Dr. J. Conrad, Prof. Dr. L. Elster, Prof. Dr. W. Lexis und Prof. Dr. Edgar Loening. Vierter Band. Gewerkvereine — Muster- und Modellschutz. Jena, G. Fischer, 1892.

Der vorliegende Band dieses von uns wiederholt warm empfohlenen Werkes giebt gründliche Auskunft über eine ganze Reihe der allerwichtigsten und „aktuellsten" Gegenstände. Wir nennen nur die Artikel: Gold und Goldwährung, Gothenburger Ausschanksystem, Grundrente, Grundsteuer, Handelsbilanz, Handelsvertrag, Irrengesetzgebung, Kapital, Koalition und Koalitionsverbote, Kolonien und Kolonialpolitik, Kreditgenossenschaften, Krisen. Dem Zuge der Zeit entsprechend, tritt das Soziale und Volkswirtschaftliche auch in diesem Bande stärker hervor als das Juristische und das im engern Sinne Politische. Obwohl jeder der Mitarbeiter unabhängig von den übrigen nach eigner Überzeugung urteilt und alle sich der größten Objektivität befleißigen, ergeben alle diese objektiven Beiträge zusammen doch eine gewisse Mittellinie, auf der das Werk durch die einander bekämpfenden Gegensätze der Zeit hindurchsteuert. Recht deutlich tritt diese Mittellinie hervor in dem Artikel Grundbesitz, und zwar in dem ersten, von Adolf Wagner bearbeiteten Teile, der die ein wenig sonderbar klingende Überschrift trägt: „Die volkswirtschaftliche Prinzipienfrage der Rechtsordnung." Darin wird vor dem „Absolutismus der Lösungen" gewarnt; immer könne es sich nur um relative Verbesserungen handeln. Damit verringere sich das Maß für die Wertschätzung auch der bedeutendsten Reformen von vornherein bedeutend, „was gegenwärtig sozialistische Hyperideologen auch in der Bodenfrage übersehen." Und auf Seite 138, Spalte 2: „Eine einzige Antwort, wesentlich (?) ganz (?) für Privateigentum, wie der ökonomische Individualismus, ganz für Gemeineigentum, wie der ökonomische Sozialismus will, ist nicht zu geben. Überall sollte möglichst der Leitstern bei der Entscheidung das wahre allgemeine Produktionsinteresse und das mit der Verteilung des Bodenertrages enge zusammenhängende Interesse der ganzen Gesellschaft sein. Ein richtiges Enteignungsrecht muß zu Hilfe kommen, um wohlerworbnen Privatrechten gegenüber den Boden der jeweilig für die Gesamtheit nützlichsten Verwendung zuführen zu können, wenn das vertragsmäßig nicht zu erreichen ist."

Schwarzes Brett

Das Berliner Polizeipräsidium macht bekannt, daß in Berlin am 12. d. M. ein Mann, „Anfangs (!) der dreißiger Jahre," verschwunden sei, der unter anderm ein „Oberhemd mit echten Perlen und Zugstiefeln" getragen habe.

Sollte der junge Mann aufgefunden werden, so wird er an dem Oberhemd und Zugstiefeln jedenfalls am leichtesten zu erkennen sein.

Zu den vortrefflichsten Männern in ganz Deutschland gehört unzweifelhaft Herr Eduard Witter in Neustadt an der Hardt. Wir haben zwar noch nie das Vergnügen gehabt, mit ihm in unmittelbarer Geschäftsverbindung zu stehen, aber so oft uns vergönnt gewesen ist, bei festlichen Gelegenheiten eine Flasche aus seinem Keller zu leeren, haben wir seinen Namen im Stillen gesegnet, und mit dem größten Danke haben wir seiner stets an dem darauffolgenden Tage gedacht. Herr Witter ist noch einer der wenigen edeln Menschen, die den schönen Grundsatz: „Leben und leben lassen!", den tausende heute nur noch im Munde führen, wirklich bethätigt; es macht ihm — als Geschäftsmann! man denke! — augenscheinlich Freude, seinen Kunden Freude zu machen, er liefert ihnen für einen erschwinglichen Preis noch einen echten, feinen Tropfen, wirklichen Traubensaft, nicht „modern gepanschtes Lumpenzeug."

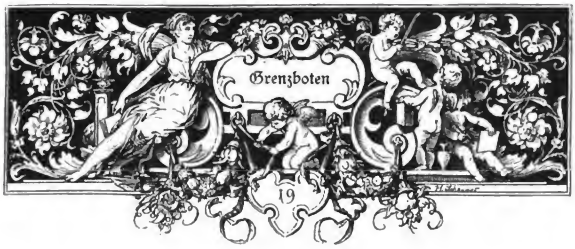
Um so schmerzlicher hat es uns berührt, daß dieser feine und gewissenhafte Pfleger des guten Geschmacks auf einem Gebiete den guten Geschmack so verletzt — natürlich ahnungs- und absichtslos —: auf dem der Sprache. In seinen neuesten Anpreisungen redet er nicht nur von dem „Hochwert" der reinen Naturweine, sondern ergeht sich auch, um die Haupteigenschaften seiner Weine anzugeben, in dem seltsamsten Gemisch von Poesie und Geschäftssprache. Die Mittelweine bezeichnet er als „die wohlbekömmlichen Kneipweine, die den Trinker nicht mehr loslassen, sobald einmal das intime Verhältnis zwischen Lipp' und Kelches Rand hergestellt ist"; die feineren „sind sammetig, voll reifer Süße, schmeichlerischer Fülle, haben harmonische Rundung (!), Wonnetropfen molligster Schlurfluft" (haben oder sind Wonnetropfen?); die hochfeinen Auslesen sind „seltene Größen, vornehm rassig und leuchtig, milde und seelenerquickend, wiedergebend den empfangenen Sonnenstrahl vollendetster, edelster Auslesung." Das ist — Herr Witter nehme es uns nicht übel — zum guten Teil nichts als sinnloser Wortschwall. Dabei ist das Zitat aus dem Freischützdichter recht unpassend verwendet.

Laura Marholm hat das Verdienst, in einem Aufsatz über Eleonore Duse im Februarhefte von Nord und Süd die deutsche Sprache so wesentlich um eine Wortgruppe bereichert zu haben, daß unsre Wörterbücher nun eine empfindliche Lücke aufweisen. Es ist ein wahres Glück, daß diese Wörter alle mit dem Buchstaben W anfangen, sodaß sie wenigstens im Grimmschen Wörterbuch noch Aufnahme finden können. Es sind die Wörter: Weibtemperament, Weibhaftigkeit, Weibheiligtum, Weibinstinkt, Weibnatur, Weibleben, Weibempfinden, Weibkind, Weibmutter, Weiberlebnis, Weibgefühl — es fehlt nur noch Weibgewäsch.

Auch sonst bietet diese an Geist und Gedankenstrichen reiche Abhandlung viel des Anziehenden und Belehrenden. Man lernt z. B. daraus, daß es „ekelkranke Verachtung," „zeuge Hände," „tatenhafte Begriffe," „blasse Sterne der leergewordnen Innerlichkeit," „Durchseelung" u. s. w. giebt, auch wie Eleonore Duse die Liebe spielt. „Ihre Seele ist müde, so müde, voll von einer sanften, weichen, schmeichelnden, anlehnenden Müdigkeit, voll von der Müdigkeit der Einsamkeit, und darum zieht sie sich leise und bittend heran, wo es warm ist. Und es ist warm bei der Liebe. (Woher weißt du das, Laura?) So spielt Eleonore Duse die Liebe."

Als Stilprobe nur noch ein paar Zeilen von Seite 178: „Odette wird von ihrem Gatten in der Nacht mit dem Liebhaber ertappt und in Zeugen Gegenwart aus dem Hause geworfen. In einem liederlichen Leben entehrt sie nun jahrelang den Namen ihres Mannes und ihrer aufwachsenden Tochter. Durch diesen Makel auf der Familie wird die Verheiratung der letzteren (!) fast unmöglich gemacht."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die politiſche Lage Europas

Wenn man an dem Schlagwort von der europäiſchen Völkerfamilie feſthält, ſo bemerkt man, daß, wie es auch in dem engen Kreiſe der bürgerlichen Familie zu geſchehen pflegt, die trennenden Elemente uns weit mehr zum Bewußtſein kommen als die einigenden. Und doch drängen die äußern Verhältniſſe immer mehr darauf hin, das Bewußtſein einer europäiſchen Zuſammengehörigkeit gegenüber dem andringenden wirtſchaftlichen Egoismus der mächtig emporſtrebenden neuen Welt und der unleugbaren Emanzipation der Kulturvölker Weſtaſiens hervorzurufen. Iſt auch die Strömung, die in der McKinleybill und dem panamerikaniſchen Kongreß ihren Ausdruck fand, augenblicklich zum Stehen gekommen, und gilt auch der neue Präſident Cleveland für einen maßvollern Politiker als ſein glücklich beſeitigter Vorgänger, ſo iſt es doch nur eine Frage der Zeit, daß ſie wieder in Bewegung kommt. Europa erfreut ſich eines kurzen Stillſtandes, und da leider keine Ausſicht iſt, daß es ihn zu einer einmütigen Zuſammenfaſſung ſeiner in ihrer Geſamtheit doch ungeheuern Kräften benutzen wird, ſo läßt ſich mit unbedingter Gewißheit vorherſagen, daß Amerika in abſehbarer Zukunft den Kampf unter günſtigern Bedingungen wieder aufnehmen wird. Die Ausſicht, die der Zuſammenbruch des braſilianiſchen Kaiſertums bot, das ſüdliche Amerika gegen das nördliche auszuſpielen, iſt endgiltig verpaßt, für uns eine große Ausſicht verloren, ſeit wir verſäumt haben in Rio grande da Sul eine deutſche Dependenz zu ſchaffen, wie es ſeinerzeit ſehr wohl möglich geweſen wäre. Ebenſowenig iſt heute daran zu denken, daß Japan und China je in ein Verhältnis zu europäiſchen Staaten treten könnten, wie etwa Indien zu England. Es ſcheint vielmehr, daß die chineſiſche Völkerwelle nach Norden und Weſten hin ihre Ufer überſchreiten wird, um einſt für die ruſſiſche Ausbeutung Sibiriens Vergeltung zu üben. Das mag in weiter

Ferne liegen, aber es läßt sich vorhersagen, soweit sich Zukunftsbildungen überhaupt vorhersehen lassen. Ziehen wir noch in Betracht, daß die australischen Freistaaten schon jetzt als eine politische Notwendigkeit anerkannt werden; daß sich die Abbröcklung des Kaplandes gleichfalls vorbereitet, so tritt die künftige Isolirung der europäischen Staaten besonders grell zu Tage. Dabei muß betont werden, daß diese Lostrennung der englischen Kolonien — Kanada mit eingeschlossen — viel rascher vor sich gehen wird, sobald erst England den Selbstmord des Home rule an sich vollzogen haben wird.

Denken wir uns diesen Prozeß beendigt, so kann allerdings immer noch ein großer Teil der überschüssigen Bevölkerung Europas in die Vereinigten Staaten oder in jene nunmehr als Selbständigkeiten zu denkenden ehemaligen europäischen Kolonien geworfen werden. Aber die europäischen Staaten haben dann einen kolonialen Boden nur noch in Afrika, dessen Klima fast überall Bauernkolonien ausschließt. An den meistbegehrten Punkten aber, an Tunis, Marokko, Ägypten nebst seinem historischen Annex in Syrien haften alle jene Leidenschaften und Eifersüchteleien, die Europa ohnehin in Atem halten. Es ist ganz undenkbar, daß auch nur eins dieser Gebiete in den Sonderbesitz eines der im Kampf ums Dasein mit einander ringenden europäischen Völker übergehe, ohne daß sich daran ein europäischer Krieg entzündete. Als die spanischen, englischen, französischen und italienischen Kriegsschiffe ihren Lauf nach Tanger nahmen, standen wir hart vor dem Ausbruch einer solchen Krisis. In der tunesischen Frage ist eine Verständigung zwischen Frankreich und Italien ganz unmöglich, und das englische Provisorium in Ägypten trägt immer die Kriegskeime in sich. Die französische Flotte aber, die neuerdings vor den syrischen Häfen ihre Flagge hißt, nachdem sie vorher in Alexandria die Engländer geärgert hat, weist auf den Zusammenhang in der ägyptischen und syrischen Frage hin.

Das alles sind Gegensätze, die sich nur mit der Schärfe des Schwertes lösen lassen, und wenn der Versuch dazu nicht schon jetzt gemacht wird, so erklärt sich das einzig und allein dadurch, daß die größern Gegensätze und schlimmern Händel im europäischen Staatenhause ihre Lösung vorher finden müssen.

Es mag gewagt erscheinen, wenn wir behaupten, daß diese europäischen Feindseligkeiten teils auf eine Fälschung, teils auf Mißverständnisse zurückgehen. Aber jede nüchterne Betrachtung der Gesamtlage Europas weist darauf hin, daß wirkliche Interessenkonflikte nur an einem Punkte vorhanden sind, und daß ein einmütiges Zusammenstehen des Westens gegen den Osten hier gebieterisch den Frieden aufrecht erhalten könnte. Die berechtigten nationalen Einheitsbestrebungen, die die Geschichte der beiden jüngsten Generationen ausmachen, haben ihren Abschluß gefunden; und wenn Frankreich heute gegen den Frankfurter Frieden seine Ansprüche auf Elsaß und Lothringen

aufrecht erhält, so setzt es sich damit in Gegensatz zu dem Geiste des Jahrhunderts. Wir möchten aber behaupten, daß der jetzt zweiundzwanzig Jahre lang fortdauernde Revanceruf nicht einer wirklichen, sondern nur einer künstlich hervorgerufnen Erregung entspricht, die wach erhalten wird, um den einander rasch ablösenden Machthabern der Republik ihre Stellung zu sichern. Die ungeheure Überzahl der französischen Bevölkerung ist ohne Zweifel friedlich gesinnt. Es ist ein Zeichen moralischer Feigheit, wenn sie den von der Residenz ausgegebnen Schlagworten, welche es auch immer sein mögen, Folge leistet. Völlig unbegreiflich aber erscheint es vom französischen Standpunkt aus, wie das schmähliche russisch-französische Bündnis hat zu Stande kommen können, worin Frankreich alle alten Überlieferungen seiner Politik, die Würde der Nation als Ganzes, die Freiheit seiner Gedanken, ja sogar seine Aufgaben als Vormacht des Katholizismus im Orient hat preisgeben müssen. Die Franzosen selbst haben das politische Vasallenverhältnis, worin sie zu Rußland stehen, und das in ähnlicher Weise wohl nie und nirgends bestanden hat, mehrfach zu durchbrechen gesucht. Aber die vielbesprochne Frage, ob alliance ou flirt, die vorübergehend fast wie eine Drohung klang, verstummte vor dem unwilligen Stirnrunzeln in Gatschina, und seit die schmutzigen Panamawirren das moralische Ansehen des Staats so gewaltig herabgesetzt haben, ist man vollends zu jeder Demütigung bereit, um sich die russische Gunst, deren man sich nicht mehr in der alten Weise würdig fühlt, zu verscherzen. Die künstlich aufrecht erhaltene Revanchestimmung, die damit verbundnen übermäßigen Rüstungen aber beherrschen die gesamte Lage Europas. Sie allein haben die ungeheure Entfaltung der russischen Militärmacht ermöglicht, die von der andern Seite her Deutschland preßt und es genötigt hat, sich Bundesgenossen an den Mächten zu suchen, deren Interessen in natürlicher Gegnerschaft zu dem einen oder zu dem andern dieser Faktoren stehen. Ist aber die französische Revancheidee eine Fälschung, so beruht die russische Angriffsstellung gegen Deutschland auf dem Mißverständnis, daß, wie es vor kurzem drastisch ausgedrückt wurde, der Weg nach Konstantinopel über Berlin führe. Nichts kann politisch und geschichtlich betrachtet unrichtiger sein. Dieser Weg führt nicht einmal über Wien, sondern, wie alle Türkenkriege beweisen, die Rußland geführt hat, über Kleinasien. Die ungeheuern Mißerfolge, die die russische Orientpolitik Alexanders des Dritten erlitten hat, erklären sich aus diesem Irrtum. Nur so konnte Bulgarien dem russischen Einfluß dauernd verloren gehn, nur so Rumänien zu seiner heutigen Stellung erstarken, nur so endlich Serbien zu jener politischen Bedeutungslosigkeit sinken, in der es, trotz des Staatsstreiches, mit dem der junge König Alexander die Welt überrascht hat, voraussichtlich noch lange verharren wird.

Jenes Mißverständnis hat aber für Rußland noch weitere, höchst bedenkliche Folgen nach sich gezogen. Es hat sich erstens durch die erhitzten natio-

nalen Leidenschaften dahin drängen lassen, seine deutschen Westprovinzen wirtschaftlich zu ruiniren und durch unerhörten nationalen und religiösen Zwang innerlich zu entfremden. Es hat zweitens die erstarrte polnische Frage wieder ins Leben gerufen. Denn mit dem Augenblicke, wo sich ein Krieg zwischen Ost- und Westeuropa als politische Möglichkeit zeigte, erwachten bei den Polen nicht ohne Grund die Hoffnungen auf eine Wiederaufrichtung ihres vor nunmehr hundert Jahren untergegangnen Staatswesens. Auch wird ohne Zweifel ein Krieg Deutschlands und Österreichs mit Rußland diese polnischen Hoffnungen mit in Rechnung ziehen müssen.

Im Vergleich zu diesen großen Gegensätzen erscheinen die übrigen Fragen der auswärtigen Politik geringfügig. Es ist nicht daran zu denken, daß auch nur eine von ihnen selbständig hervortreten könnte. Die ärgste Fälschung aber in dem Truggebilde der heutigen europäischen Politik ist die in Ost und West verbreitete Meinung von kriegerischen Absichten Deutschlands. Unsre aus einer beispiellosen Zwangslage hervorgegangnen Rüstungen bedürfen wahrlich keiner Entschuldigung. Sie gelten nicht nur dem Fortbestande des Reichs, sie gelten auch dem Fortbestande der deutschen Nation. So schwer die Rüstung ist, wir müssen sie tragen, bereit jeden Angriff abzuwehren; aber nicht ohne uns der Hoffnung hinzugeben, daß die Fälschung auf der einen und das Mißverständnis auf der andern Seite vielleicht einmal eine Lösung finden, die uns und dem übrigen Europa erlauben, die Kräfte der schwierigen Aufgabe zuzuwenden, die auf sozialem wie auf wirtschaftlichem Gebiete heute der gesamten europäischen Völkerfamilie gestellt ist.

Innere Kolonisation

Der preußische Staat — heißt es im Vorwort eines kürzlich erschienenen Buches*) — „ist im Begriff, durch eine umfassende Kolonisation den mittlern und kleinern Grundbesitz vornehmlich in denjenigen Gebietsteilen zu mehren, wo die Ausbreitung großer Landgüter die Entwicklung des ländlichen Mittelstandes gehemmt und räumlich beschränkt hat. Da die Bodenverteilung mehr als irgend eine andre wirtschaftliche Thatsache die innere Gliederung des gesellschaftlichen und politischen Lebens der Völker bestimmt, so erscheinen die preußischen Koloni-

*) Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland von Professor Dr. Max Sering. Leipzig, Duncker und Humblot, 1893. (56. Band der Schriften des Vereins für Sozialpolitik.)

sationsgesetze geeignet, sowohl die Zustände der nächstbeteiligten östlichen Provinzen als mittelbar den ganzen nationalen Organismus bis in die weitesten Verzweigungen hinein glücklich zu beeinflussen." Diese Ansicht von der Bedeutung des Kolonisationswerkes, sowie was der Verfasser weiter über die Ursachen der Entvölkerung des deutschen Nordostens und über die zweckmäßigste Art der Wiederbevölkerung sagt, deckt sich so vollständig mit unsrer eignen Auffassung, daß es uns doppelte Genugthuung gewährt, über die Ergebnisse seiner Untersuchungen berichten zu können.

Zunächst wird in Gestalt einer tabellarischen Übersicht ein Bild der innerdeutschen Völkerwanderung in den Jahren 1885 bis 1890 gegeben. Die deutschen Landschaften werden zu diesem Zweck in vier Gruppen geteilt. Die ersten drei haben durch Abzug verloren, und zwar die erste (die sechs östlichen Provinzen Preußens mit Ausnahme des Regierungsbezirks Potsdam) 639104 Köpfe, die zweite (Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Hessen-Nassau, Provinz Sachsen, Thüringen) 80449, die dritte (Süddeutschland) 153267 Köpfe. In Prozenten des Geburtenüberschusses betragen diese Verluste 75,04, 13,15 und 30,61, sodaß also in der ersten Gruppe der wirkliche Bevölkerungszuwachs noch nicht ein Viertel des natürlichen beträgt. In Ostpreußen übersteigt sogar der Verlust den Geburtenüberschuß, insofern er 100,62 Prozent von ihm ausmacht. Die vierte Gruppe umfaßt die Reichshauptstadt, den Regierungsbezirk Potsdam, der ja die Berliner Vororte enthält, die Hansestädte, das Königreich Sachsen, Westfalen und die Rheinprovinz; hier überstieg der Zuwachs durch Einwanderung den Geburtenüberschuß um 542503 Köpfe oder 57,86 Prozent. „Die Differenz zwischen den Wanderungsverlusten der drei ersten und der Zuwanderung der letzten Gruppe ist mit 330000 Köpfen auf Rechnung der überseeischen Auswanderung zu setzen."

Das platte Land, so bemerkt der Verfasser zu diesem Ergebnis, „ist stets die Quelle gewesen, aus der die Städte frische Kräfte gewonnen haben, und das ständige Abströmen von Angehörigen der Landbevölkerung in die Sitze des gewerblichen und kommerziellen Lebens ist in jedem vollständig besiedelten Lande eine Notwendigkeit, weil die Bodenkultur, als an eine gegebne Landfläche gefesselt, niemals einer gleich schnellen Ausdehnung der Produktionsthätigkeit fähig ist wie die Industrie. Aber eine Völkerwanderung nach Art derjenigen, die gegenwärtig den ganzen Osten ergriffen hat, geht weit über dieses natürlich bedingte Maß hinaus. Sie läßt auf ein tiefes Mißbehagen ganzer Volksklassen, auf ein Kranksein des gesellschaftlichen Organismus schließen." Der oberflächlichen Ansicht, die „Vergnügungs- und Genußsucht" der ländlichen Arbeiter sei daran schuld, tritt er mit der Bemerkung entgegen: „Gewiß müssen die Reize des städtischen Lebens für Menschen, die in dem engen und gleichförmigen Leben eines Gutsbezirks aufgewachsen sind, eine besonders starke Anziehungskraft haben, so wenig verlockendes die Position eines städtischen Ar-

beiters sonst zu bieten scheint; aber jene Erklärung paßt zunächst nicht für die Hunderttausende, die in das Ausland, nach Amerika ziehen, wo ihrer wahrlich kein Vergnügen, sondern, wie sie wohl wissen, viel härtere Arbeit als in der Heimat harrt.“ Die Erscheinung erklärt sich vielmehr nach Sering sehr einfach daraus, daß der Stand besitzloser ländlicher Arbeiter überhaupt erst in unserm Jahrhundert geschaffen worden ist*) und sich stetig vermehrt, und daß seine Lage — persönliche Abhängigkeit ohne Existenzsicherheit — um so mehr als unerträglich empfunden wird, als durch Schulbildung und Staatsverfassung auch in ihm das Gefühl der persönlichen Würde geweckt wird, das ihn drängt, nach Unabhängigkeit zu streben. Diesen Drang kann er im Osten um so weniger befriedigen, als dort das Vorherrschen des großen Grundbesitzes den Erwerb einer eignen Scholle erschwert, und dazu kommt dann noch, daß der Militärdienst die Bande lockert, die den jungen Landmann etwa sonst noch an die Heimat fesseln. „Ist es richtig, daß die Ursache der Landflucht gerade der tüchtigsten Kräfte der östlichen Landarbeiterschaft in ihrem Unabhängigkeitsdrange und einem sozialen Zustande zu erblicken ist, der jener Sehnsucht nicht Genüge zu leisten vermag, so ergiebt sich die gänzliche Hinfälligkeit jedes Versuches, durch äußere Mittel der elementaren Gewalt solcher Bewegung entgegenzutreten, sei es durch Beschränkung des Rechts der Freizügigkeit, sei es durch eine Form der Seßhaftmachung — etwa durch Verleihung von kleinen Eigentumsparzellen im Gutsbezirke —, die eine thatsächliche Schollenpflichtigkeit begründen würde. Für den Gutsbetrieb ergiebt sich die Aufgabe, eine Arbeitsverfassung auszubilden, die in höherm Maße als die bisherige dem Unabhängigkeitsgefühl der Arbeiter Rechnung trägt. Wie immer aber diese Verfassung beschaffen sein mag, sie wird sich als lebensfähig erweisen nur dann, wenn sie außerhalb der Gutsbezirke eine Ergänzung findet durch eine vermehrte Gelegenheit des [?] Emporsteigens der Arbeiter zu voller Selbständigkeit. Diese Möglichkeit zu erweitern, ist die Aufgabe, die dem Staate gegenüber der ländlichen Arbeiterfrage erwächst. Dadurch wird er mittelbar das Interesse der großen Güter fördern, aber für ihn als das Organ der Gesamtheit darf die Frage, wie diesen Gütern ausreichende Arbeitskräfte zu sichern seien, nicht den maßgebenden (!) Gesichtspunkt (!) bilden, von dem aus er dem sozialen Probleme auf dem Lande näher tritt.(!) Seit dem Erlaß der magna charta vom 9. Oktober 1807 giebt es in Preußen keine Menschen mehr, die als Mittel für die Zwecke andrer angesehen werden dürften.“ Demnach sei das Ziel der innern Kolonisation die Herstellung einer Stufenleiter von kleinen und mittlern Besitzungen, die dem Arbeiter das Emporklimmen ermögliche. Dadurch werde

*) Die Landarbeiterfrage war bekanntlich der Hauptberatungsgegenstand auf der letzten Versammlung des Vereins für Sozialpolitik. Wir kommen später einmal auf diesen Gegenstand und die Schriften darüber zurück.

einerseits der Klassengegensatz gemildert, andrerseits jeder Arbeiter und kleine Besitzer zur Anspannung aller seiner Kräfte getrieben und so die wirtschaftliche und technische Entwicklung am wirksamsten gefördert werden.

Kleine und mittlere Besitzungen sind aber eben zur Zeit im Osten nicht in genügender Zahl vorhanden. Die Statistik giebt nur über die Zahl der Betriebe genaue Auskunft, nicht über die der Besitzer, unter denen sich doch manche große befinden, denen mehrere oder viele Betriebe, verpachtete Güter, gehören. Die kleinen und mittlern Betriebe (unter 100 Hektar) umfassen im Westen 88,15, im Osten nur 55,98 Prozent der landwirtschaftlich benutzten Fläche. Wenn der Verfasser meint, unter allen östlichen Provinzen erfreue sich Brandenburg noch der gesündesten Besitzverteilung, die von Schlesien aber für ganz besonders ungünstig hält, so scheint er einen Punkt übersehen zu haben, den er beim Vergleich des Ostens mit dem Westen im allgemeinen ausdrücklich hervorhebt. Er sagt ganz richtig, daß Besitzungen gleicher Ausdehnung des intensivern Betriebes wegen im Westen eine ganz andre Bedeutung haben als im Osten; nur würden wir lieber sagen, des bessern Bodens und Klimas wegen. Denn nicht deswegen trägt der Boden im Rheingau Wein, weil er intensiver bearbeitet wird als eine märkische Kiefernrodung, sondern deswegen wird er intensiver bearbeitet, weil man Wein und nicht bloß Kartoffeln darauf ziehen kann. Nun glaubt Sering, im Osten seien alle Wirtschaften unter 5 Hektar unselbständig, d. h. nicht hinreichend, ihren Besitzer ohne Nebenerwerb zu ernähren. Das trifft aber für Schlesien nicht zu. Erst dieser Tage haben wir einen kleinen Wirt kennen gelernt, der 4 Morgen, noch dazu nicht ganz schuldenfreien, eignen Acker und 4 Morgen Pachtacker bearbeitet und ohne Nebenverdienst mit Frau und drei erwachsenen, noch im Hause befindlichen Kindern anständig davon lebt. Er hat allerdings eine Stadt in der Nähe, wo er sein Gemüse und die Milch seiner zwei Kühe verwerten kann, aber sein Gütchen liegt noch nicht in der besten Gegend Schlesiens, wo das Gemüse von bester Beschaffenheit ist und den höchsten Preis erzielt. Wenn Sering schreibt, in Schlesien und Posen befänden sich unter den Stellen zwischen 5 und 20 Hektar unverhältnismäßig viel unselbständige Wirtschaften, so kann das mit Beziehung auf Schlesien höchstens für die rechte Oderseite zutreffen; auf der linken ist gar nicht daran zu denken, daß ein Kleinbauer von 10 Hektar, der sich schon ein Pferd hält, für eine Nebenbeschäftigung Zeit übrig hätte oder gar auf Tagearbeit ginge. Die brandenburgischen Landwirte sind allerdings durch die Nähe des besten Absatzmarktes der ganzen Monarchie vor allen andern Provinzen bevorzugt, und Schlesien fängt an, unter der übermäßigen Ausdehnung seiner stetig wachsenden Magnatenherrschaften zu leiden, aber wenn der Verfasser rechnet: „Schlesien und Posen haben unter allen östlichen Provinzen im Verhältnis zu ihrer landwirtschaftlichen Bevölkerung die geringste, Brandenburg dagegen hat nächst Ostpreußen die höchste Zahl und Ausdehnung

der größern Bauerngüter (20 bis 100 Hektar)," so übersieht er, daß zwischen Schlesien und den übrigen östlichen Provinzen ein ähnlicher Unterschied besteht wie zwischen dem Westen und dem Osten der Monarchie. Bauerngüter von gegen 100 Hektar oder 400 Morgen sind in den bessern Strichen der Provinz aus dem einfachen Grunde selten, weil 400 Morgen schon als herrschaftlicher Besitz gelten. Schon auf Gütern von 250 Morgen pflegt der Besitzer nicht mehr selbst zu arbeiten. Ein Bauer von 200 Morgen, der als Bauer lebt, wird reich; er tauscht nicht mit einem Rittergutsbesitzer im Regierungsbezirk Frankfurt, der 1000 Morgen sein nennt, wovon 200 Morgen Fischteich und 300 Morgen Kiefernheide sind, und wo, wie man dort zu scherzen pflegt, bei trocknem Wetter der Wind die Aussaat samt dem Boden entführt. Den brandenburgischen, posischen oder gar ostpreußischen Gütern von 20 bis 100 Hektar werden in Schlesien etwa die von 10 bis 50 Hektar entsprechen.

Sering untersucht nun weiter den Einfluß der Gesetzgebung auf die ländliche Besitzverteilung und findet, daß die Parzellirungsfreiheit gerade den eigentlichen Bauernstand geschädigt habe. Kleine Besitzungen sind allerdings in großer Zahl entstanden, aber weit weniger auf Kosten des herrschaftlichen als des bäuerlichen Besitzes. Die Grundsätze des freien Bodenverkehrs, schreibt er, sind in Preußen „nicht zu einer ganz ehrlichen Probe gelangt. Der Gesetzgeber machte vor zwei Mächten Halt: vor der alteingewurzelten des Lehn- und Fideikommißbesitzes und der neuen Nobilität der Kapitalisten — den Gläubigern der Landwirte. Ein von dem trefflichen Scharnweber, einem der Schöpfer der »Stein-Hardenbergischen« Agrargesetzgebung ausgearbeiteter Entwurf eines Parzellirungsgesetzes, das »den Abbau und die Zerstücklung der Landgüter« unter Befreiung der Parzellen vom Schuldnexus des Hauptgutes gegen den Widerspruch der Gläubiger und Fideikommißanwärter ermöglichen sollte, blieb, obwohl von den Landesrepräsentanten im Jahre 1812 einstimmig angenommen, in den ministeriellen Verhandlungen stecken." Die Zahl der Fideikommisse in den alten Provinzen der Monarchie beträgt 547; sie umfassen 1975 „Besitzungen" [soll dieses Wort Rittergüter oder Herrschaften bezeichnen?] mit einer Gesamtfläche von 1408860 Hektaren, d. i. 6,21 Prozent des Kulturbodens. Bedenklicher als ihr Umfang an sich ist die in den letzten Jahrzehnten hervorgetretne Neigung, sie zu vermehren. Aus dem vorigen Jahrhundert waren 153 übernommen worden; neugestiftet wurden in den Jahren 1800 bis 1850: 72, 1851 bis 1870: 103, 1871 bis 1888: 219. „Das Grundeigentum des Staats und der Krone, der Korporationen, Stiftungen, der Lehn- und Fideikommißgüter zusammengenommen umfaßte 1866/67 von allen ertragsfähigen Liegenschaften der Provinz Preußen 20,21 Prozent, Brandenburg 28,46, Pommern 32,24, Posen 11,53, Schlesien 21,81, Westfalen 16,63, Rheinland 27,16 Prozent. Aber die Bedeutung der Fideikommisse und der öffentlichen Ländereien aller Art für die Festlegung des Bodenbesitzes erscheint

doch gering gegenüber der umfassenden Macht, die in dieser Richtung den Hypothekengläubigern gewährt worden ist. Kein mit Hypotheken belastetes Grundstück kann nach bisherigem preußischem Recht ohne Einwilligung der Gläubiger so geteilt werden, daß die Trennstücke aus der solidarischen Mithaftung für die ganze Schuld ausscheiden..... Was man den Familien der Bauern bis auf die neuere Zeit verweigerte, rechtliche Handhaben, ihre Güter wenigstens im Erbgange geschlossen zu erhalten, gestattete man, allen Prinzipien des Individualismus zum Trotz, den Kapitalisten im Interesse ihres unantastbaren Zinsrechtes. Die Hypothekenverfassung ist viel mehr als die so oft verurteilten Fideikommisse das Hindernis für die Ausbreitung des Kleingrundbesitzes und die zeitgemäße Verkleinerung der Großgüter gewesen." Während demgemäß die Verschuldung den Verkauf von Parzellen hindert, hindert sie keineswegs den Ankauf von Bauerngütern zur Abrundung. „So begünstigte also die Parzellirungs- und Verschuldungsgesetzgebung dieses Jahrhunderts den Zusammenhalt und die Anhäufung des Grundbesitzes in großen Komplexen. Die Parzellirungsfreiheit galt thatsächlich und im wesentlichen nur für den bäuerlichen Besitz."

Dieser hat sich denn auch beträchtlich vermindert. „Aus dem Kreise der spannfähigen Stellen schieden (in den sechs östlichen Provinzen in der Zeit von 1816 bis 1860) aus durch Dismembration 1 340 000, durch Konsolidation 810 000, zusammen 2 150 000 Morgen, und zwar fielen dem Großgrundbesitz 900 000, dem kleinen Besitz 1 200 000 Morgen zu." Die Zahl der in dem angegebnen Zeitraum zertrümmerten Bauernhöfe beträgt 17 530. „Hier ergiebt sich zahlenmäßig die erste schlimme Folge der geschilderten Rechtsentwicklung: angesichts der Geschlossenheit des großen und des geringen Gesamtumfangs und hohen Preises der kleinen Güter bildet das Bauernland den Fonds, aus dem jedes Bedürfnis nach Arrondirung und Erweiterung der vorhandnen Besitzungen, besonders auch der Andrang der kleinen Leute nach Grundbesitz ganz überwiegend befriedigt wird."

Ein Teil der eingegangnen Bauerngüter ist auf dem Wege der Güterschlächterei zerstückelt worden. Von ihr sagt Sering: „Was diese Unternehmungen ins Leben gerufen hat, ist nicht das technische Bedürfnis der Auslegung und Einrichtung neuer Ansiedlungen nach Art der umfassenden Thätigkeit nordamerikanischer Landagenten — denn nur in den allerseltensten Fällen haben unsre Güterschlächter neue Kolonien ins Leben gerufen, und es ist bekannt genug, daß die von ihnen ausgelegten Stellen in der unwirtschaftlichsten Weise hergerichtet zu werden pflegen, wenn es gilt, an Vermessungs-, Wegekosten u. s. w. zu sparen. Der Hauptgrund dafür, daß ihre Vermittlung immer wieder eintritt, liegt vielmehr entweder in der Notwendigkeit, die Hypothekenschulden des zu teilenden Grundstücks vor der Teilung abzustoßen, oder in der Macht, die der Güterschlächter selbst als Darlehnsgeber

über den verschuldeten Besitzer gewonnen hat. Ein Teil der Mißachtung, die jene Unternehmer in Deutschland trifft, geht wohl aus der gesunden Empfindung hervor, daß etwas Unsittliches an jedem Handel mit Besitzstücken haftet, an die sich das Wohl und Wehe ganzer Generationen knüpft. Der Güterschacher als solcher verletzt das öffentliche Gewissen. Vornehmlich haben die allen sichtbaren unredlichen und wucherischen Praktiken die Güterschlächter in Verruf gebracht. Ihr Gewinn entspringt regelmäßig aus einer zweifachen Wurzel: auf der einen Seite aus der Notlage des veräußernden Bauern. Den durch Erbschaftsforderungen und Landzukauf — namentlich auch bei Gelegenheit früherer Ausschlachtungen —, seltner durch Unwirtschaftlichkeit hoch verschuldeten und in die Hände des Wucherers geratenen Mann läßt dieser so lange auf dem Hofe sitzen, als es noch etwas auszupressen giebt, um ihn dann beim stückweisen Verkauf zu allen Konzessionen zu zwingen. Häufig erwirbt der Ausschlächter den Hof in der Subhastation zu billigem Preise, indem er versteht, alle ernsthaften Mitbieter fernzuhalten. Auf der andern Seite pflegen die Käufer von Parzellen bereit zu sein, Preise zu zahlen, die über den Wert der ungeteilten Besitzungen weit hinausgehen."

In den letzten Jahrzehnten ist eine Besserung eingetreten; die Bauerngüter haben an den technischen Fortschritten der Landwirtschaft teilgenommen, und ihre Besitzer befinden sich vielfach in sehr guter und durchaus gesicherter Lage. Nur wo, wie in Schlesien, viele Magnatenherrschaften liegen, hört das Zusammenkaufen von Bauerngütern nicht auf (Sering nennt namentlich die Herrschaften Öls und Kamenz), und außerdem wirkt, namentlich in Schlesien und Sachsen, die Zuckersiederei als latifundienbildende Kraft, da die großen Zuckersieder, um ihre Rüben selbst bauen zu können, Preise anbieten, denen selbst gutsituirte Bauern nicht widerstehen können. Wo die Zuckerfabrik einer Aktiengesellschaft von Bauern gehört, was ebenfalls in Schlesien vorkommt, da hebt und befestigt sie den Bauernstand.

Sehr richtig bemerkt Sering, daß sich die Sozialdemokraten gründlich irren, wenn sie die stellenweise vorkommende Auffaugung des Bauernstandes durch den Großgrundbesitz oder richtiger durch den Magnatenbesitz nach ihrer der industriellen Entwicklung entnommenen Schablone beurteilen und sich einbilden oder die Leser ihrer Blätter überreden wollen, der kleine und mittlere Betrieb könne neben dem großen nicht mehr bestehen. Von Konkurrenz ist hier gar keine Rede. Dem Kleinbauer kommt die Milch, die er verkauft, nicht teurer, eher billiger zu stehen als dem Magnaten, und schlechter braucht sie auch nicht zu sein; auch ist das kleine Gut in seiner Art so produktiv wie das große, bei Spatenbau sogar produktiver. Kleine Güter werden von den Magnatenherrschaften lediglich deshalb aufgekauft, weil diese so viel bringen, daß die Zinsen nicht verbraucht werden können, und weil Vergrößerung der Herrschaft die natürlichste Verwendungsart der jährlichen Überschüsse ist; der

Bauer aber verkauft, nicht weil er die Konkurrenz des Großbetriebs nicht auszuhalten vermöchte, sondern weil er der Verlockung, Rentner zu werden, nicht widerstehen kann.

Durch die Ansiedlungsgesetzgebung ist nun glücklicherweise eine Rückbildung eingeleitet worden. Das Gesetz vom 26. April 1886, betreffend die Beförderung von Ansiedlungen in Posen und Westpreußen, war seit dem Untergange des ancien régime in Preußen der erste Versuch einer Kolonisation großen Stils. „Niemand bezweifelte, daß dieses Gesetz als Vorläufer einer den ganzen Staat umfassenden organischen Neubildung anzusehen sei, und diese Erwartung wurde erfüllt durch Erlaß des Rentengutsgesetzes vom 27. Juni 1890 und des praktisch wichtigern vom 7. Juli 1891, betreffend die Beförderung der Errichtung von Rentengütern. Das erstere schafft eine neue privatrechtliche, das zweite die öffentlichrechtliche Grundlage der Kolonisationsthätigkeit in folgender Weise: 1. Das Rentengutsgesetz durchbricht die bisherige Geschlossenheit der größern Besitzungen. Die Veräußerung von Grundstücken zur Bildung von Rentengütern ist nicht gebunden an die Einwilligung von Fideikommißanwärtern und Hypothekengläubigern, vorausgesetzt, daß die Generalkommission ein Unschädlichkeitsattest erteilt. 2. Das Wesen des Rentenguts liegt darin, daß es das Grundeigentum mit einer festen Geld- oder Körnerrente belastet, deren Kündigung überhaupt oder auf einen längern Zeitraum, als es die bisherige Gesetzgebung gestattete (dreißig Jahre), vertragsmäßig ausgeschlossen sein kann. Man verfolgte mit der Wiederbelebung dieser Rechtsform einen doppelten Zweck. Erstens sollte sie dem wenig bemittelten Ansiedler die Möglichkeit geben, unter Vermeidung der Kapitalverschuldung Grundeigentum ohne oder gegen geringe Anzahlung zu erwerben. In dieser Richtung bildet das Rentengutsgesetz den Versuch einer juristischen Konstruktion des Rodbertusschen Gedankens, daß der Grundbesitz ein immerwährender Rentenfonds sei, der zwar mit einer Rentenschuld belastet, aber nicht als Kapital behandelt werden könne, ohne die Existenz der Grundbesitzer zu gefährden. Sodann wollte man die neu zu begründenden Stellen vor dem zerstörenden Einfluß des freien Grundbesitzverkehrs und der Güterschlächterei bis zu einem gewissen Maße sicher stellen."

Den Generalkommissionen sind bis jetzt rund 150 000 Hektar angeboten worden. Von der auf diese Weise eingeleiteten Kolonisation verspricht sich Sering außer der Vermehrung der spannfähigen Stellen die Hebung der Landwirtschaft der östlichen Provinzen auf die Höhe der fortgeschrittenern westlichen, da die neuen Ansiedler zum Teil aus den Gegenden mit höchster Kultur kommen. Dem Wunsche des Verfassers, daß die Zahl der Ansiedler recht groß werden möge, schließen wir uns von Herzen an, nicht minder seiner Begründung. „Das rapide Anwachsen der Großstädte bedeutet eine fortschreitende Verschlechterung unsers Volkstums. Wie sich auch immer die gewerbliche Ver-

fassung in Zukunft gestalten mag, die Zusammenhäufung als solche ist geeignet, schablonenhafte Menschen von verkümmerter Individualität hervorzubringen. Es stünde traurig um die Zukunft des Menschengeschlechts, wenn ähnliche Formen des gesellschaftlichen Lebens auf dem Lande Platz greifen würden [griffen!]. Nun ist aber gewiß, daß sich die ländliche Entwicklung nicht in der Richtung einer zunehmenden Ausbildung großer Arbeitsgemeinschaften mehr oder weniger sozialistischer Natur bewegt, die den einzelnen herabdrücken, sei es nun zu Gunsten weniger bevorzugter, sei es zu Gunsten großer Verbände oder »der Gesellschaft,« sondern in der Richtung fortschreitender Verselbständigung des einzelnen arbeitenden Wirtes und der Einzelfamilie, denen größere Organisationen nur ergänzend zur Seite treten. Das heißt nichts andres als: die Freiheit flüchtet aus den Städten aufs Land — jene wahre Freiheit, die nicht besteht in der Herrschaft beherrschter Majoritäten, sondern sich gründet auf die harmonische Ausbildung der körperlichen und geistigen Kräfte zu geschlossenen Individualitäten, die sich in Selbstzucht und echtem Gemeinsinn nach eigner Bestimmung bethätigen."

(Schluß folgt)

Theodor von Bernhardis Jugenderinnerungen

Theodor von Bernhardi war unstreitig einer der bedeutendsten Männer unsrer Zeit. In seiner Person vereinigte er den Historiker mit dem Nationalökonomen, den Kunstkenner mit dem Militärschriftsteller zu einer fest abgeschlossenen Gestalt; seine Lebensschicksale hatten sich ferner so eigentümlich entwickelt, daß die frühe Reife des Urteils wie die völlige Freiheit von Vorurteilen die Grundlage für eine Art historischen Urteils abgeben mußte, die einem auf gewöhnlicher Lebensbahn schreitenden Gelehrten schon sein Bildungsgang unmöglich macht. Ob freilich das große Publikum eine Vorstellung davon hat, was für ein Mann am 12. Februar 1887 aus dem Leben schied, muß dahingestellt bleiben: von seinem Hauptwerke, der Geschichte Rußlands — einer der besten historischen Leistungen größten Stils, die unsre Litteratur aufzuweisen hat —, ist noch keine zweite Auflage erschienen, während „Rembrandt als Erzieher" bereits die einundvierzigste Auflage erlebt hat. Man gewinnt, wenn man die Eigentümlichkeiten des deutschen Büchermarktes und des deutschen bücherkaufenden Publikums betrachtet, wirklich den bornirten Piemontesen Lamarmora lieb, der als italienischer Ministerpräsident die Sendung Bernhardis nach Florenz übel nahm,

weil ihm ein Zivilist, kein General den preußisch-italienischen Feldzugsplan Moltkes verständlich machen sollte; handelt das deutsche Publikum nicht noch schlimmer, wenn es die Schilderung der Schlacht bei Waterloo, die Bernhardi, nach Moltke „der bedeutendste militärische Schriftsteller der Neuzeit," seiner Geschichte Rußlands einverleibt hat, ungelesen läßt?

Der Direktor des Friedrichs- (später Friedrichswerderschen) Gymnasiums in Berlin, August Ferdinand Bernhardi, war mit Sophie, einer Schwester seines Freundes Ludwig Tieck verheiratet. Warum die Ehe unglücklich war, sieht man mit einiger Deutlichkeit aus den vor kurzem (im Verlage von S. Hirzel in Leipzig) erschienenen Jugenderinnerungen Theodor von Bernhardis, ihres jüngsten Sohnes. Bernhardi nahm einerseits teil an den litterarischen Bestrebungen der Romantiker, andrerseits war er aber ein philosophisch und philologisch hochgebildeter Gelehrter. Was seine schöngeistigen Leistungen anlangt, so mochte sich seine schreibselige Gattin ihm für ebenbürtig halten — von seiner wissenschaftlichen Bedeutung scheint sie keine Ahnung gehabt zu haben, da sie, nach verschiednen Äußerungen des Sohnes in seinen Erinnerungen zu urteilen, bei allem Geist und aller Gewandtheit doch eigentlich nur wenig Kenntnisse hatte; hatte sie doch „eigentlich nie zusammenhängend gearbeitet, in ihrer Lektüre nie einen bestimmten Zweck verfolgt, immer nur aufgenommen, was ihr gefiel und zusagte; und wie einerseits die romantische Richtung, der mangelnde Sinn für die Realität, hatte andrerseits wohl auch dieser Mangel an Kenntnissen dahin geführt, daß sie sich eine solche willkürliche Welt der Phantasie schuf, in der sie lebte." So erklärt es sich denn leicht, daß ihr die Weltumseglung des Admirals Krusenstern zum Entsetzen des Sohnes nur ein unnützes „Herumrutschen" war; „was kommt dabei heraus, ruft sie aus, wenn einer nach dem andern um die Erde rutscht?"

Bernhardi selbst hatte freilich auch — wenigstens im amtlichen Leben — Eigenschaften, die ihn einer solchen Frau nicht sehr empfehlen mochten. Er trug im linken Rockärmel stets einen Rohrstock, den er, wie einer seiner Schüler erzählt, mit einer wahren Virtuosität gegen die empfindlichsten Teile des Oberleibes handhabte; ja er erschien jeden Morgen, Winter wie Sommer, um sieben Uhr im Konferenzzimmer des Gymnasiums und brachte den Rohrstock an den Delinquenten des vorigen Tages in einer Art von Massenabprügelung zur Anwendung.

Man meint aus den Äußerungen der Mutter gegen den Sohn den Nachklang ihrer Empfindungen dem Gelehrten gegenüber herauszuhören, den sie in ihrer Oberflächlichkeit — so hatte sie mit den andern Romantikern für Dante geschwärmt, ohne je einen Buchstaben von ihm gelesen zu haben, und war, als sie etwas von ihm kennen lernte, „nichts weniger als befriedigt" — nicht verstand, und dessen rauhe Außenseite sie abstoßen konnte: sie schilderte dem Sohne die Welt als bestehend aus brutalen Männern, die ihre Frauen miß-

handeln, und Frauen, die sich durch Untreue rächen; ja sie behauptete ihm gegenüber, der plumpe George Dandin verdiene sein Schicksal, und „seine graziöse junge Frau sei zu beklagen und zu entschuldigen."

Der ungenannte Herausgeber der Jugenderinnerungen erzählt in der Einleitung, Sophie Bernhardi sei nach dem Tode ihres zweiten und der Geburt ihres dritten Kindes Theodor im Jahre 1802 in schweres Siechtum verfallen, nach Thüringen zu ihrem Bruder gezogen, dann nach München und endlich nach Italien gegangen und habe um dieselbe Zeit ihren nachmaligen zweiten Gatten Herrn von Knorring aus Esthland kennen gelernt, mit dem sie dann im Jahre 1805 nach Rom ging. In den Berliner Kreisen dagegen, deren Erinnerungen noch an den Anfang des Jahrhunderts hinaufreichten, wurde vor vielen Jahren allgemein erzählt, sie habe Herrn von Knorring in Bernhardis Hause kennen gelernt, und ihre Beziehungen zu ihm seien die Ursache der Trennung von ihrem ersten Gemahl gewesen. Über Knorring erfahren wir sehr wenig, eigentlich nur, daß er Theodor lieb gehabt hat; sein Wesen wird hauptsächlich dadurch charakterisirt, daß es heißt: „Er war immer neugierig zu wissen, was ich zu den Dingen sagen würde, und wenn er das wußte, dann war auch weiter nichts, wie er denn überhaupt immer bei den Erscheinungen stehen blieb, ohne etwas daraus zu folgern." Man wird zugeben, daß man sich keine rechte Vorstellung von dem Zusammenleben zwei so grundverschiedner Menschen machen kann.

Die frühesten Erinnerungen knüpfen sich für den Knaben an Rom, wo Knorring, Sophie mit ihren beiden Söhnen und ihr Bruder Ludwig in einem Palaste am Quirinal wohnten. Mit erstaunlich treuem Gedächtnis hat Bernhardi die Eindrücke jener Knabenjahre festgehalten. Das mehrfach als Koseform von Francesco vorkommende Ecchina statt Cecchina ist offenbar ebenso ein Lesefehler des Herausgebers, wie der Bräutigam des Mädchens aus Cesena (gedruckt steht Elsana) stammen dürfte.

Nach dem Aufenthalt in Rom begann ein Wanderleben, das den Knaben nach Wien, München und Prag führte und endlich mit dem sechsjährigen Aufenthalte auf dem Familiengute Knorrings, Arrokül in Esthland, seinen Abschluß fand. Mittlerweile war Sophie von ihrem ersten Manne geschieden worden und hatte sich im Jahre 1810 mit Knorring verheiratet.

Wunderbarerweise erhielt Theodor so gut wie gar keinen Unterricht, sondern war ganz auf sich selbst angewiesen. Da ist es denn überaus merkwürdig, wie vollständig ihm alle Fehler abgehen, die sonst den Autodidakten anzuhängen pflegen.

Aus seinen Erinnerungen an diese esthnische Zeit ist vor allem von Wichtigkeit, was er über Rußland äußert. Bei aller Schärfe des Urteils ist er weit entfernt von dem fanatischen Haß, der baltische Beurteiler russischer Zustände auszuzeichnen pflegt. Im allgemeinen steht er auf dem Standpunkte seines

spätern Schwiegervaters, des Admirals von Krusenstern, von dem er sagt: „Während die meisten seiner Landsleute Rußland ziemlich gleichgiltig betrachteten, von einem Vaterlande überhaupt nichts wußten und ausschließlich ihren provinziellen Sonderinteressen lebten, war Krusenstern Patriot aus Pflichtgefühl, nicht nur zu jedem Opfer bereit für den Staat, dem er einmal angehörte, sondern auch bereit, diese Opfer mit Begeisterung zu bringen.“ Diese Unbefangenheit des Urteils ist um so anerkennenswerter, als sich Bernhardi schon in frühester Jugend durchaus als Deutscher fühlte und während jenes ländlichen Stilllebens keine größere Sehnsucht hatte als die nach einer deutschen Universität.

Meisterhaft sind seine Schilderungen esthnischen Stilllebens, denen eine Schilderung der Landschaft zur Grundlage dient. Wir sehen die flache Hochebne vor uns, die auf Kalkfelsen ruht und gegen das Meer hin mit einem jähen Felsabhang endet. Die nicht zahlreichen Bäche haben so wenig Wasser und so geringes Gefälle, daß sie meist Sümpfe bilden und langsam ohne Thal und Thalränder dahingleiten. Nur wo sich mehrere vereinigen, gelingt es ihnen, eine Schlucht in die Hochebne einzuschneiden und sich ins Meer hinabzustürzen.

In diese Weltabgeschiedenheit drangen nur wenige Nachrichten aus dem europäischen Westen, die noch dazu manchmal so beschaffen waren, wie die Mitteilung eines wandernden Tierarztes aus Ungarn, aus denen ein Kammerdiener die Kunde entnahm, die Österreicher hätten Schlesien besetzt.

In der provinziellen Vereinzelung Esthlands gediehen Originale wie jenes Ehepaar, dessen Schloß aus einer Reihe neben einander liegender und nur unter sich zusammenhängender Zimmer bestand, deren mittleres das Schlafzimmer war, von dem aus die Schloßherrin jedem ihrer Gäste seine Stelle anwies: „Hier sind die Mannsen, dort sind die Dams!“ Noch ergötzlicher ist der alte Oberst, der den reichlichen Genuß starken Weines dadurch ausglich, daß er vor dem Schlafengehen sehr heißen Thee trank und sich dann in Federbetten begrub, beim Aufstehen fünf Schlafröcke übereinander anzog, ebensoviele Schlafmützen aufsetzte, und bis zum Mittagessen die Zeit damit zubrachte, daß er sich allmählich aus diesen Umhüllungen herausschälen ließ.

Auch wer aus dem Westen in diese Luft kam, verfiel in manchen Fällen diesem Zuge provinzieller Komik, wie jener Professor Morgenstern, der den Kopf nach links gesenkt trug, weil man in seiner Jugend eine Ähnlichkeit mit dem Christus von Leonardo da Vinci an ihm gefunden hatte, oder der hannöversche Fähndrich, der sich, nachdem er eine ungewöhnlich häßliche alte Jungfrau geheiratet hatte, von ihm selbst angefertigte Briefe kommen ließ, in denen ihm ernste Vorwürfe darüber gemacht wurden, daß er seiner Zeit die reizende junge Fürstin Sapieha nicht geheiratet habe. Unterbrochen wurde das Stillleben auf den einsamen Edelhöfen durch russische Offiziere, die mit

requirirten Pferden angefahren kamen; zurückweisen konnte man sie nicht, da der Kutscher, der sie brachte, schleunigst mit seinem Wagen umkehrte und zurückfuhr, behalten mochte man sie ebenso wenig, es blieb also nichts weiter übrig, als sie schleunigst mit andern Pferden zu versehen und sich ihrer so zu erledigen.

Zwischen diesen harmlosen Zeitbildern erscheint dann manchmal ein historischer Zug, der mehr sagt als lange Schilderungen. Wenn der Herzog von Chartres, nachdem er alles, was er bei sich trägt, verspielt hat, den Fuß auf einen Stuhl setzt, die Brillantschnallen seiner Schuhe auf 40 000 Franks schätzen läßt und es sich, als er sie verloren hatte, herausstellt, daß die Steine falsch waren, so sehen wir das ganze ancien régime wie in einem grell beleuchteten Gemälde vor uns erscheinen. Einen ähnlichen Wert für die Charakteristik Alexanders I. hat die Geschichte des Obersten von Bock, den der Kaiser vor dem Altar umarmt, beschwört, ihm stets die Wahrheit zu sagen, und bei der ersten freimütigen Mitteilung verhaften läßt; erst nach dem Tode des Kaisers wurde er freigegeben, nachdem sein Aufenthaltsort Schlüsselburg mit vieler Mühe ermittelt worden war, weil den Kommandanten der Festungen, in denen Staatsgefangne sitzen, die Namen der Unglücklichen nicht mitgeteilt, sie vielmehr nur nach der Nummer ihrer Kasematte bezeichnet werden. Aus seiner Zelle als gebrochner Mann entlassen, erzählt er dann von dem lange Zeit von ihm bewohnten Lande, wo der Himmel so niedrig hängt, daß man darin nicht gerade stehen kann.

Grelle Streiflichter fallen auf die Napoleonische Zeit; Zeitgenossen berichten über das grauenhafte Bild, das die aus Rußland flüchtenden französischen Kolonnen auf ihrem Todesmarsche hinterließen. Knorrings Bruder war in dieser Zeit nach Moskau gereist, und die Geberden, mit denen er den grauenhaften Eindruck beschrieb, den ihm die Rache des Volkes an den fliehenden Welteroberern hinterlassen hatte, blieben bei Bernhardi bis in sein höchstes Greisenalter lebendig. Die Trümmer Moskaus hatten im Vergleiche mit jenen Rückzugsszenen nur einen geringen Eindruck auf Knorring gemacht. Die Nachwelt hebt eben aus der geschichtlichen Erinnerung nach ihrem eignen Ermessen das heraus, womit sie den typischen Eindruck des Geschehenen verbunden wissen will. Wie wir in unsrer Zeit zuerst an den Brand von Moskau denken, wenn wir uns Napoleons russisches Abenteuer in seinem Ende vorstellen wollen, so haftete z. B. in der Generation, die in Rom jene Ereignisse mit erlebte, unauslöschlich im Gedächtnis die Depesche, die der französische Kommandant in einem befreundeten Hause bekannt zu machen eilte. Der größte aller Lügner hatte, als er aus Moskau fliehen mußte, die Nachricht in die Welt gesandt: Nous avons brulé Moscou!

Ebenfalls in die Napoleonische Zeit führen uns die Erinnerungen Bernhardis aus der Zeit der Kontinentalsperre. Da jeder Seehandel auf der Ost-

see verboten war, so brachten amerikanische Schiffe die Kolonialwaren nach Archangel und Riga, die dann zu Wagen oder Schlitten nach Brody geschleppt wurden, um von dort unter Konnivenz Rußlands und Österreichs nach Wien und Frankfurt, ja nach Hamburg verladen zu werden. Wie müssen die europäischen Zustände vor Napoleon beschaffen gewesen sein, wenn sich Europa jetzt diese handelspolitische Sklaverei gefallen ließ!

Auf einem ganz andern Gebiete liegt die Wichtigkeit von Bernhardis Nachrichten über die romantische Schule. Wir denken dabei weniger an solche Schilderungen, wie die Bettinas, die den Leuten um sieben Uhr morgens ins Haus läuft und nicht wieder wegzubringen ist, jedermann du nennt und sich ältern Herren gern auf den Schoß setzt, indem sie ihnen Liebeserklärungen macht. So unaussprechlich komisch auch die Szene ist, in der sie sich auf Ludwig Tiecks Bett setzt, während er von der Gicht geplagt wird, und seine Grobheit nur durch vermehrte Liebenswürdigkeit erwidert, so sind doch die Beobachtungen über die Anschauungen und die Denkweise der Romantiker von sehr viel größerer Wichtigkeit. Wenn Bernhardi zum Beispiel von seinem Oheim Ludwig Tieck — offenbar mit vollem Recht — sagt, er habe niemals ein Wort von Dante gelesen, obgleich er zu seinen begeistertsten Lobrednern gehörte, so faßt er darin das unerbittliche Verdikt der Geschichte über die Romantiker wenigstens nach einer Seite ihrer Thätigkeit in dem Urteile über ihren bedeutendsten Dichter zusammen. Damit stimmt aufs engste, daß Tieck von Walter Scott nur aufs allerverächtlichste sprach. Höchst lesenswert sind Bernhardis Ausführungen darüber, wie den Romantikern jeder historische Sinn fehlte, wie sie die Kunst und besonders die Poesie für das höchste im Leben zu erstrebende und zu genießende hielten, es also von den Wurzeln seiner Kraft, seinem realen Hintergrunde lösten und auf diese Weise zu einer leeren, mehr oder weniger geistreichen Spielerei erniedrigten. So konnte es denn auch geschehen, daß seine Mutter aus ihrer Hinneigung zu Cagliostro und ähnlichen Geistern kein Hehl machte und kindischem Aberglauben in ihrem innern Leben wenigstens halb und halb eine Stelle gab.

Hiergegen erhob sich in der Seele des frühreifen Knaben ein lebhafter Widerspruch, der schon in jungen Jahren seinen Ausdruck in der wärmsten Verehrung für Goethe fand (dem er noch persönlich nahe treten durfte), und der bei dem gereiften Manne in seiner ganzen Art der Geschichtsforschung zur glänzendsten Bethätigung kam. Der Sohn der phantastisch-romantischen Grüblerin, der Zögling, wenn man ihn so nennen will, der alles anempfindenden und nichts ergründenden romantischen Dichterschule bildete sich zu einem Forscher aus, der auf Grund energisch betriebner Studien der wirklichen Welt auf kriegswissenschaftlichem, politischem und nationalökonomischem Gebiete die Geschichte Rußlands und Europas in einer Weise verstanden und geschildert hat, die ihm einen Ehrenplatz unter den bedeutendsten Historikern

aller Zeiten sichert. Bis zum Überdruß hat man für alle bedeutenden Männer den Einfluß der Mutter als maßgebend hinstellen wollen: Bernhardi hatte von seiner Mutter nichts als den Geist und seine Beweglichkeit, alles andre hatte er nur sich selbst zu danken.

Nach sechsjährigem Aufenthalte in Esthland wurde Bernhardis Lebenswunsch erfüllt: er bezog die Universität Heidelberg. Der Aufenthalt war aber nicht nur für seine Studien von Wichtigkeit, sondern auch deshalb, weil er in Kreise eingeführt wurde, in denen er täglich den Pulsschlag historischen Lebens fühlte, und deren Lebensgewohnheiten wie Überlieferungen für den spätern Historiker von der höchsten Wichtigkeit sein mußten.

Mit dem Tode seiner Mutter, 1833, und seiner Übersiedelung nach Petersburg schließt das unvergleichlich interessante Buch, dessen Fortsetzung jeder Leser mit der größten Spannung erwarten wird.

Friedrich Hebbels Briefwechsel

Von Adolf Stern

(Schluß)

Die ungewöhnliche Tiefe und Strenge der Kunstanschauung Hebbels hat — allerdings nur bei solchen, die den Dichter aus seinen Schöpfungen weder kannten noch kennen zu lernen verlangten — die Vorstellung erweckt, daß Hebbel zu den Künstlern gehört habe, für die die Welt hinter ihren Stilkunststücken oder Ateliergeheimnissen versinkt. Daß es sich gerade umgekehrt verhält, daß der Dichter die Poesie und die schaffende Kunst überhaupt nur darum so hoch hielt, weil sie ihm für „einen Schlüssel, der ihm das All erschließt," galt, muß noch immer betont werden und macht die Briefe zu wichtigen Beweisstücken seiner geistigen Kraft und seines reinen Willens. Für die warme, ernste und leidenschaftliche Teilnahme Hebbels am Weltleben und an allen Interessen der Menschheit, für sein blitzartiges, merkwürdig scharfes Verständnis aller wechselnden Erscheinungen und sein Vermögen, die bewegenden Kräfte und das herrschende Gesetz im Wechsel der Erscheinungen zu ergründen, für die zarten Regungen einer starken und leidenschaftlichen Seele und die keusche, fast verschämte Anmut, diese Regungen auszudrücken, lassen sich aus den Briefen hunderte von Belegstellen anführen. Das Gesamtbild des Dichters kann durch all diese kleinen neuen Züge nur gewinnen, die menschliche Teilnahme an seinem Leben nur gesteigert werden.

Die religiöse Anschauung Hebbels konnte und wollte es zu einer gewissen

Zeit seines Lebens nicht verleugnen, daß sie durch die Schule des Junghegelianismus und der Tübinger Evangelienkritik hindurchgegangen war. Doch auch mit dieser Voraussetzung unterschied sie sich von der Tagesphilosophie nicht bloß durch ihren gewichtigen Ernst, sondern durch die Bescheidung, von der letzten und höchsten Lenkung aller Welten, vom Unerforschlichen nichts zu wissen, durch das Gefühl frommer Ehrfurcht, mit dem auch der Nichtchrist dem unbekannten Gott gegenüberstand. Bezeichnend ist ferner, wie rasch Hebbel die entschieden widerchristliche Jugendstimmung seiner geistigen Gährungszeit überwand, die in einigen seiner Briefe an Elise Lensing so leidenschaftlich, ja wildgehässig zum Durchbruch kam. Schreibt er doch einmal: „Das Christentum verrückt den Grundstein der Menschheit. Es predigt die Sünde, die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig mögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wäre eine Sünde Gottes. Dies ist um nichts zu hart. Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber sie suchen meistenteils den Grund in der christlichen Kirche; ich finde ihn in der christlichen Religion selbst. Das Christentum ist das Blattergift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespalts, aller Schlaffheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich.“ [1]) Wenn man mit dieser wilden Aufwallung die spätern Anschauungen Hebbels namentlich in den Briefen an Üchtritz vergleicht, so empfindet man, wie wunderbar und tief ihn das Leben und sein eignes unablässiges Ringen auch in dieser Frage geläutert hatten. An Üchtritz schreibt er: „Die sittliche Welt sollen wir alle gemeinsam bauen, darum erging an uns alle mit gleicher Eindringlichkeit der gleiche Ruf; das spekulative Bedürfnis soll sich jeder auf seine Weise befriedigen; darum sind hier keine Schranken gesetzt. Wenn der absolute Christ mir die Versicherung giebt, daß ihm die großen Fragen nach dem Woher und Wohin, die uns andre vom ersten bis zum letzten Odemzug beschäftigen, ein für allemal gelöst sind, so bin ich weit entfernt, ihn zu bestreiten. Nur muß er mir einräumen, daß ihm gleich bei seiner Geburt ein besondrer Sinn zu teil geworden ist, welcher ihn der Aufnahme einer Offenbarung fähig machte, die wir vergebens mit unserm Schweiß und unserm Blut zu erkaufen suchen.“ In demselben Brief erklärt der Dichter, er würde sich als Christ „jedes Streits über den Kelch begeben, damit der edle Wein, den er enthält, nicht verschüttet werde. Denn diese Gefahr ist näher, als die Abschließer der Konkordate und die Beförderer der Gustav-Adolf-Vereine denken, und da ich den ethischen Kern des Christentums hoch über den aller andern Religionen stelle, so würde ich es unendlich beklagen, wenn sie wirklich hereinbräche.“ [2]) Und etwa ein Jahr später ruft er demselben Freunde zu: „Wenn ein Gedicht wie »Das ab-

[1]) An Elise Lensing; München, den 12. Februar 1838. — [2]) Wien, den 23. Mai 1857.

geſchiedne Kind an ſeine Mutter« Sie nicht ſtört, ſo kann das höchſt vortreffliche alte Kirchenlied, das Sie mir mitteilen, und deſſen Dichter ich wohl kennen möchte, auch mir nur zur Erbauung und ernſten Anregung gereichen. Ich habe mir die Menſchen im Verhältnis zu der höchſten Angelegenheit des Geſchlechts von jeher gern ſo gedacht, wie ſie an Sonn- und Feiertagen um die Dämmerungszeit in einem alten Dom vor und hinter einander ſitzen, der durch die Roſe ſein letztes Licht erhält. Jeder ſchaut hinein, jeder glaubt am meiſten zu ſehen und am ſchönſten zu träumen, und jeder iſt mir recht, ſo lange er nicht allein Augen zu haben behauptet.“[1]) Immer tiefer und feſter wurde mit der Zeit bei ihm dieſe Empfindung, und in der chriſtlichen Gruppe ſeiner Nibelungentrilogie gab er ihr unvergängliche Geſtalt.

Die politiſchen Gährungen und Kämpfe, die in Hebbels Lebenszeit fielen, zogen ihn natürlich in ſtarke Mitleidenſchaft, obwohl er ein viel zu echter Dichter blieb, die künſtleriſche Lebensaufgabe, die ihm geſetzt war, jemals mit der halb litterariſchen, halb agitatoriſchen Thätigkeit zu vertauſchen, in der ſich ein großer Teil ſeiner Zeitgenoſſen gefiel. An der publiziſtiſchen Vorbereitung der Revolution von 1848 nahm Hebbel ſo wenig Anteil, wie an den ſtillen Kämpfen, in denen ſich ſein holſteiniſches Heimatland gegen die däniſchen Einverleibungsgelüſte zu wehren begann. Wohl übte er die ſchärfſte Kritik an gewiſſen vormärzlichen Zuſtänden und ſah voraus, daß dieſe Zuſtände ihrem Ende entgegeneilten. Und obwohl ſich ſein engeres Vaterland in jedem Betracht ſtiefmütterlich gegen ihn bezeigt hatte, verleugnete er keinen Augenblick die Liebe zum Heimatboden. In demſelben Winter von 1842 zu 1843, wo er ſich in Kopenhagen bei ſeinem Königherzog Chriſtian dem Achten um ein Reichsſtipendium bewarb, beſchäftigte er ſich mit dem Gedanken eines Romans aus der Geſchichte von Ditmarſen, der natürlich einen der gewaltigen Kämpfe und Siege der Bauernrepublik wider die Dänenkönige, wahrſcheinlich die Hemingſtedter Schlacht, zum Hintergrunde haben ſollte. Aber es lag ihm bei alledem doch fern, ſich an der politiſchen Arbeit des Tages zu beteiligen, und er pflegte ſpöttiſch zu den Forderungen derer zu lächeln, die vom Künſtler unſrer Tage verlangten, daß er die Kunſt um der Politik willen an den Nagel hängen oder, noch ſchlimmer, die Kunſt in Politik verwandeln ſolle. Nur einmal, unter den Eindrücken der erſten Monate des Jahres 1848, vertauſchte Hebbel den Standpunkt des ſcharfſichtigen Beobachters mit einem Stück thätiger Teilnahme an den Weltereigniſſen. Als ſich im Mai 1848 Kaiſer Ferdinand von Öſterreich vor dem Wiener Barrikadenheldentum und der wilden Wirtſchaft des unreifen Radikalismus von Schönbrunn nach Tirol geflüchtet hatte, ſandte mit den verſchiedenſten Bürgerkreiſen Wiens auch der Schriftſtellerverein Konkordia eine Deputation mit der Bitte um augenblickliche Rückkehr des Kaiſers

[1]) Wien, den 4. Mai 1858.

nach der Innsbrucker Hofburg. Schon die Zusammensetzung dieser Deputation war wunderlich genug, Hebbel neben Saphir und Otto Prechtler, zu denen sich noch ein Dr. Wildner gesellte; noch wunderlicher der Verlauf der Dinge. Während den nach Innsbruck reisenden die Nachrichten von weitern Revolutionswirren in Wien zu Schreckbildern wurden, sodaß Saphir den Mut zur Weiterreise verlor und Hebbel wenigstens von Linz aus seine Frau beschwor, Wien zu verlassen („Ohne dich ist die Welt mir nichts; hab ich dich, so kümmert es mich nicht, ob wir unsern Bettel verlieren oder behalten. Darum beschwöre ich dich gleich, so bald die Sachen sich noch schlimmer stellen, sicher zu kommen!"), liefen sie in Tirol Gefahr, von der loyal erregten Menge, die in jedem Wiener Deputirten einen „Roten" vermutete, mißhandelt zu werden. Am Hoflager wurden sie jedenfalls als unbequem angesehen, die persönlichen Vorstellungen an den armen kranken Kaiser hatten natürlich keinen Erfolg, und Hebbel, in dessen Natur es ein für allemal nicht lag, sich mit dem bloßen Schein zu begnügen, drang auf Gehör beim Erzherzog Franz Karl, dem er nicht verhehlte, daß die Wiederherstellung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit in Wien von der Rückkehr des Kaisers abhängig sei, aber nicht, wie man am Hofe meinte, ihr vorausgehen müsse. Man kann sich leicht vorstellen, daß das Pathos, das ihm in solchen Dingen eigen war, von der Art seiner Wiener Genossen weit abwich, und braucht sich nicht darüber zu wundern, daß nach Jahren und unter gänzlich veränderten Verhältnissen der Wiener Spott sich mit Vorliebe an das Auftreten Hebbels am Innsbrucker Hoflager heftete. Noch vor kurzem ist in Adam Müller-Guttenbrunns Buche „Im Jahrhundert Grillparzers" nach Otto Prechtlers Erinnerungen die Geschichte dieser litterarischen Abordnung wieder vorgesucht und Hebbel dadurch lächerlich gemacht worden, daß erzählt wird, wie sich der arme geistig unzurechnungsfähige Kaiser vor dem Rededonner des aufgeregten Dichters gefürchtet und schließlich vor ihm hinter einen Tisch im Audienzsaale geflüchtet habe. Man darf der Wienerischen Malice ebenso gut die Erfindung einer solchen Anekdote zutrauen, wie sie auf völliger Wahrheit beruhen kann, da sie mit den bekannten Umständen in keinem Widerspruch steht. Die Lächerlichkeit aber fällt auf die zurück, die dem damals erst seit zwei Jahren in Österreich lebenden, alles schwer und ernst nehmenden Dichter ohne weiteres zumuteten, sich in ihre traurige Gewöhnung hineinzudenken, den epileptisch kranken Kaiser Ferdinand für nicht viel mehr als einen „Trottl" zu nehmen und unter dieser Voraussetzung die Rolle in der tragikomischen Staatskomödie mit dem richtigen Accent zu spielen.

Überhaupt und ganz abgesehen von der verunglückten Teilnahme an der Politik muß man sagen, daß, was der Dichter auch Wien zu danken hatte und wie gut er es verstand, sich innerhalb der gegebnen, für ihn ungünstigen Bedingungen zu behaupten, er in der Kaiserstadt niemals recht an seinem Platze gewesen ist. Den österreichischen Einwirkungen auf seine Anschauung der Welt-

verhältnisse konnte er sich nicht völlig entziehen, so mannhaft er sich auch dagegen wehrte. Die Wiener Revolution und die ihr nachfolgende Säbel- und Konkordatsherrschaft hatten an ihm einen ebenso unerbittlichen wie scharfsichtigen Gegner; was er unmittelbar sah, darüber konnte er sich nicht wohl täuschen. Dagegen beeinflußte ihn mehr und mehr die Wienerische Auffassung, die Schmerling und seine Genossen 1848 in der Frankfurter Nationalversammlung vertreten hatten: daß das gesamte Deutschland nur ein Anhängsel Österreichs sei, der Traum, daß es nur eines kräftigen Entschlusses des österreichischen Kaisers bedürfe, um das alte Imperium der Salier und der Staufer wieder aufzurichten. Und nicht ungestraft verkehrte er in den Jahren nach 1849 mit einzelnen hohen österreichischen Offizieren, die ihre tiefe Verachtung der Italiener, ihre brutalen Forderungen, daß die Lombardei mit Beilen und Ruten bei Österreich festgehalten werden müßte, unvermerkt auf ihn übertrugen. Er, der sonst die leisesten Wandlungen der Völkerseele wie der Menschenseele beobachtete, übersah vollständig den Umschwung der Empfindung, das Erwachen eines opferwilligen und opferfähigen vaterländischen Geistes bei den Italienern, er bewegte sich noch im Beginn des Krieges von 1859 in den Vorstellungen, die Custozza, Curtatone und Novara, sowie das von Wien aus viel verherrlichte Radetzkysche Standrechtsregiment unbewußt in ihm wachgerufen hatten. So konnte es geschehen, daß er mit Friedrich von Uchtritz in einen politischen Zwiespalt geriet, der viel weniger leicht zu schlichten und zu beschwichtigen war, als der frühere religiöse. Denn als er auf Uchtritz ehrliches Eingeständnis: „Ich kann und will meine Sympathien für das unglückliche Italien nicht verleugnen. Es ist ein sich vordrängender Ehrgeiz in dem Königshause von Sardinien; aber ich müßte mich allen historischen Urteils entschlagen, wenn ich mir verhehlen wollte, daß dem ersten König von Italien ein hoher und echter Ruhmesplatz in der Geschichte seines Volkes nicht entgehen wird," nur den ingrimmigen Ausruf zur Antwort hatte: „Sie haben Sympathie für die Italiener und trauen ihnen nationale Lebensfähigkeit zu; ich halte sie, auf Anschauungen gestützt, die ich in ihrer Mitte gewann, in dieser Beziehung für viel verkommner als Juden und Polen, und zwar durch eigne Schuld, durch den Mangel des staatenbildenden Faktors, nicht durch die Schuld des Regiments. Daß man mit dem italienisch-österreichischen Regiment vom Grafen an bis zum Facchino herunter (der Unterschied bedeutet dort freilich nicht viel) höchst unzufrieden war, ist gewiß; man würde aber mit jedem Regiment unzufrieden gewesen sein, und das österreichische hatte nur den einen Fehler der zu großen Milde, die überall besser am Platze ist, wie in Italien, wo man sie für Schwäche und Feigheit hält," [1]) glaubte er aus allerpersönlichsten Anschauungen heraus zu reden, vergaß, daß er in Italien selbst die lebendigsten

[1]) An Friedrich von Uchtritz; Orth bei Gmunden, 25. Juli 1859.

und nachhaltigsten Eindrücke von dem verkommenen Volke einer Stadt wie Neapel erhalten, daß er zwölf Jahre hindurch mit jeder Unterredung und gleichsam mit jedem Atemzuge den brutalen Welschenhaß österreichischer Soldaten und Polizeibeamten eingesogen hatte. Nur so war es begreiflich und zu verzeihen, daß er dem österreichischen Regiment in Italien „zu große Milde" nachrühmte; jeder, der sich der Thaten der Zobel, Haynau und ihrer Genossen erinnerte, hätte ihm ins Gesicht lachen können. Uchtritz überwand sich in seiner tiefbegründeten Verehrung für Hebbel und schwieg zunächst, im nächsten Jahre aber, wo der italienische Einheitsdrang und Schwung über den zweideutigen Befreier Napoleon den Dritten hinweg seine Stärke bewährte, schrieb er ihm einfach: „An der Befähigung und Würdigkeit der Italiener, sich als Volk zu konstituiren, werden Sie jetzt unmöglich mehr zweifeln können." Und wenn Hebbel dann über den deutschen Kosmopolitismus schalt, der sich für die Befreiung der Italiener interessire (oder wie der Satz in Hebbels drastischer Bildersprache lautete: „der dem falschen, ränkesüchtigen, alles Deutsche verachtenden Italiener im Flohfang beistehen möchte"), während er der dänischen Tyrannei in den edelsten deutschen Provinzen gelassen zusehe, so war das nicht viel mehr als ein geschickter Fechterstreich.

Unablässig lagen seine eignen Einsichten, seine heißen Empfindungen und Wünsche für Deutschlands Zukunft (die ja auch die Befreiung der schleswigholsteinischen Heimat bringen mußte) und die in Wien angenommnen Vorurteile im harten Kampfe mit einander. Als Preußen im Frühling 1859 für Österreichs italienischen Besitz nicht ohne weiteres zu den Waffen griff, hegte Hebbel die Furcht, daß die Rheinprovinzen der Lombardei folgen würden, und traute eben Preußen nicht die Kraft und Macht zu, da zu stehen und zu siegen, wo Österreich unterlegen war. Bereits im folgenden Jahre war er so weit, an Uchtritz zu schreiben: „Daß wir die politischen Ereignisse des vorigen Jahres verschieden beurteilen würden, mußte ich erwarten; wenn Sie aber Zorn in meinen Worten bemerkt haben wollen, Zorn über die Verkehrtheit und Schwäche der von Ihnen vertretnen Ansicht, so kann ich Sie versichern, daß ich von der Stimmung weit entfernt war, die es einer solchen Empfindung verstattet hätte, mir auch nur unwillkürlich durch die Feder zu fließen. Mich erfüllte nichts, als der tiefste Schmerz, gerade Deutschland dem tragischen Gesetz, das alle Verständigung der Parteien ausschließt und die Lösung an den Kampf knüpft, verfallen sehen zu müssen; ich war so weit davon entfernt, zu verurteilen und zu verdammen, wenn ich mich auch, wie sich wohl jeder in der Bedrängnis des Moments einbildet, zum Chor rechnen zu dürfen glaubte, daß ich die Politik der Vergangenheit mit der der Gegenwart entschuldigte und umgekehrt; wie hätte in dem alten Tragiker wohl der Zorn aufflammen können? Auch jetzt schaue ich dem weitern Verlauf der Dinge nur mit der bittersten Wehmut zu, obgleich alles, was geschehen ist und was bevorzustehen

scheint, mich in meiner Überzeugung nur befestigt hat. Übrigens begreife ich sehr wohl, daß die preußische Landwehr im vorigen Jahre nicht mit dem Enthusiasmus von 1813 unters Gewehr trat; es ist freilich etwas andres, ob man beim feindlichen Nachbar löscht, nicht um ihm zu helfen, sondern um das Feuer selbst aus der Welt zu treiben, oder ob man die Flamme auf dem eignen Dach bekämpft.“ [1]) Hebbel konnte so wenig wie alle ahnen, daß es in Preußen einen gewaltigen Geist, einen genialen und heroischen Staatsmann gab, der „dem modernen Punier,“ Napoleon III., nicht traute, der sehr wohl wußte, daß Deutschland nicht wieder zu einem Reiche werden könne, ohne sich mit Frankreichs hochmütigem Anspruch, dies zu hindern, auf dem Schlachtfelde gemessen zu haben, der aber trotz dieser Erkenntnis vor der vorher oder nachher notwendigen Auseinandersetzung mit Österreich nicht zurückschrak. Daß Hebbel, trotz des Anscheins, kein Großdeutscher im engen Parteisinn des Worts blieb, bewies 1861 sein Gedicht an König Wilhelm von Preußen, in dem er den Herrscher prophetisch anredete:

Was kann es größres geben,
Als daß du deine Nation
Erweckst zu neuem, schönerm Leben,
So thus und sei ihr bester Sohn!

Horcht, wies in vollern, immer vollern
Akkorden durch das Reich erklingt:
Ob Habsburg oder Hohenzollern,
Der Kaiser ist, wer das vollbringt!

Überall fühlt man in den Briefen Hebbels aus den letzten Jahren eine Befreiung aus den Wiener Anschauungen, eine Ahnung der spätern Gestaltung der Dinge heraus. Die letzten politischen Ereignisse, die ihm vergönnt war zu erleben: der Frankfurter Fürstentag von 1863 und der Tod Friedrichs VII. von Dänemark-Holstein, der die unnatürlich gewordne Verbindung der deutschen Herzogtümer mit dem Inselkönigreich löste, weckte in seiner früher so verdüsterten und jetzt so licht gewordnen Seele frohe Hoffnungen. Entgegen der kindischen Wiener Hoffnung, daß eine „Reform“ des deutschen Bundes auch über Preußens Kopf möglich sei, sah er, wie es in seinem letzten Brief an mich hieß, in dem Fürstentag „das wichtigste Ereignis der deutschen Geschichte seit dem westfälischen Friedensschluß, was er insofern gewiß ist, als er durch feierliche Sanktion der Nationalbedürfnisse an die Stelle der bis dahin bestandnen, durch keine Revolution auszufüllenden Kluft zwischen der Nation und ihren Regierungen eine ganz andre bei weitem weniger schreckliche Kluft zwischen den Regierungen selbst gesetzt hat.“ [2]) Seine Stimmung bezüglich Schleswig-Holsteins wird durch das auf seinem letzten Krankenbett gesprochne Wort bezeichnet:

[1]) An Friedrich von Uchtritz; Gmunden, 20. Juli 1860. — [2]) Wien, den 25. September 1863.

„Wenn ich gesund wäre, ich befände mich dann schon beim Herzog von Augustenburg und würde mich ihm zur Verfügung gestellt haben.“ Nach alledem unterliegt es nicht dem leisesten Zweifel, daß er, wenn nicht schon 1866, so doch 1870 durch den Gang der Ereignisse nicht nur völlig befriedigt, sondern im Innersten beglückt worden wäre, daß er, wenn er vollends den Abschluß des neuen Bündnisses mit Österreich erlebt hätte, dem Fürsten Bismarck ein hochragendes poetisches Denkmal errichtet haben würde.

Von der Schärfe und Sicherheit seines Urteils über die augenblicklichen Weltverhältnisse, wo ihm kein Nebel jahrelanger Umgebungen und lokaler Traditionen das Auge trübte, sind mir ein paar lebendige Erinnerungen geblieben. Im Frühling 1861 fiel an fürstlicher Tafel die Rede auf die wenige Monate zuvor verkündigte österreichische Februarverfassung. Hebbel verhielt sich auffallend schweigsam und ward zuletzt gedrängt, seine Meinung zu sagen. Er suchte sich anfangs hinter der Versicherung zu verschanzen, daß er sich über diese schwerwiegende Frage noch keine Meinung gebildet habe. Da man ihm aber das Gegenteil ansah oder sonst abmerkte, so erhob er endlich die Stimme und sagte in seiner eigentümlich eindringlichen Weise: „Niemals ist ein Wechsel in so unbedingter Treue, ihn einlösen zu wollen, ausgestellt worden, als diese Verfassung. Dennoch — wird der Wechsel nicht eingelöst werden. Zu einer rechtsgiltigen Zahlung gehört nicht bloß die Solvenz des Ausstellers, das ist in diesem Fall die Krone, sondern auch der Wille dessen, der bezahlt werden soll. Wie ernst es auch dem Kaiser von Österreich sein mag, seinem Reiche diese Verfassung zu gewähren, so ist es einem Teil der österreichischen Völker noch viel mehr Ernst, die Verfassung nicht zu nehmen, also wird der Wechsel uneingelöst bleiben.“ Im folgenden Herbst (Ende August 1862) war ich mit Hebbel in einer Dresdner Gesellschaft, in der große Erregung über Garibaldis eben angetretnen Freischarenzug auf Rom herrschte. „Sie werden sehen, wie rasch die Komödie zu Ende geht,“ sagte Hebbel mit einem Lächeln, hinter dem ein Wetter drohte. „Das heißt, Garibaldi wird in einigen Tagen auf dem Kapitol sein?“ fragte der Hausherr, dem dieser Ausgang mehr als wünschenswert erschien. „Er wird das Kapitol nicht betreten!“ versetzte Hebbel mit Nachdruck. „Ich nehme an, daß der König von Italien ihm Truppen entgegenschicken wird, für die der Fahneneid etwas andres bedeutet, als für die erbärmlichen Soldaten des Königs von Neapel, die noch dazu von einem Teil ihrer Offiziere verraten waren. Warten Sie einige Tage, und Sie werden sehen, wie der große Römerzug Garibaldis endet.“ Es trat ein peinliches Schweigen ein, und ich sah mehr als einen über den Glauben Hebbels an die Fahnentreue der Soldaten Viktor Emanuels lächeln. Aber am folgenden Mittag brachte der Telegraph die Kunde von dem Gefecht bei Aspromonte, der Verwundung und Gefangennahme Garibaldis.

Schon die „Tagebücher“ Hebbels hatten es klar gezeigt, daß er in einer

Zeit, wo die kleinlichsten Kämpfe doktrinärer Parteien im Vordergrunde der Teilnahme standen, neben der nationalen nur die soziale Frage als eine eigentlich brennende Frage ansah. Er glaubte zwar nicht an jene völlige Aufhebung und Ausgleichung der Unterschiede, von der ein großer Teil unsrer Sozialdemokratie träumt, er hielt vielmehr die Glücksunterschiede für etwas mit der Welt selbst gegebenes. In einem Briefe aus seinem letzten Lebensjahre heißt es: „Die nähere Entwicklung Ihres Begriffs von der sozialen Tragödie hat mich außerordentlich interessirt, wie ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern brauche. Dennoch kann ich meinen ästhetischen Standpunkt nicht aufgeben. Ich kenne den furchtbaren Abgrund, den Sie mir enthüllen, ich weiß, welch eine Unsumme menschlichen Elends ihn erfüllt. Auch schaue ich nicht etwa aus der Vogelperspektive auf ihn herab, ich bin schon von Kindheit auf mit ihm vertraut, denn wenn meine Eltern auch nicht gerade darin lagen, so kletterten sie doch am Rande herum und hielten sich nur mühsam mit blutigen Nägeln fest. Aber das ist eben die mit dem Menschen selbst gesetzte, nicht etwa erst durch einen krummen Geschichtsverlauf hervorgerufne allgemeine Misere, welche die Frage von Schuld und Versöhnung so wenig zuläßt, wie der Tod, das zweite, allgemeine, blind treffende Übel und deshalb eben so wenig wie dieser zur Tragödie führt." [1]) Wer jedoch aus dieser Betrachtung des Weltelends folgern wollte, Hebbel sei ein Manchestermann gewesen, der würde gründlich irren. Wenn er auch wußte, daß kein König und überhaupt kein irdisches Regiment die Erde in ein Paradies verwandeln kann, so war er doch der Meinung, daß wenigstens das Ziel von allen immer und immer wieder erstrebt werden müsse, die in Wahrheit herrschen wollen, und empfand lebhaft, ja leidenschaftlich, daß die Zeiten des Geschehenlassens und Gehenlassens vorüber seien. Nichts bewunderte er an Napoleon III. so sehr, als seine Fürsorge für die französischen Arbeiter, nichts erfüllte ihn mit größerer Bitterkeit oder dunklerer Sorge, als die Blindheit so vieler Hochstehenden gegen das furchtbare Anwachsen des Pauperismus, gegen die verhängnisvolle Grausamkeit der jüngsten Kultur- und Lebensanschauung, die es fertig gebracht hat, den Himmel einer bescheidnen Lebenslage in eine Hölle zu verwandeln. Die Empfindungen, die in dem Gedicht „Mutter und Kind" der Holsteiner Christian über die wachsende Erschwerung eines einfachen menschlichen Glücks an den Tag legt, waren zum guten Teil Hebbels eigne Empfindungen, der Entschluß des Großkaufmanns, die bei ihm zusammenströmenden Schätze für das Allgemeine zu verwenden, deutet an, in welcher Weise der Dichter eine friedliche Lösung des ungeheuern Problems für denkbar und möglich hielt. Auch hier war der lichtern Auffassung die dunkle vorangegangen. Noch in Paris, im Jahre 1844, stellte sich ihm die Zukunft in herzpressender Furcht-

[1]) An Siegmund Engländer; Wien, 27. Januar 1863.

barkeit dar: „Ruges deutsch-französische Jahrbücher sind gleich mit dem ersten Heft wieder eingegangen, sie sind nicht in Deutschland hineinzubringen gewesen. Ich sagte es ihm voraus. Übrigens ist dies erste Heft, das eben jetzt auf meinem Tisch vor mir liegt, wahrhaft bötisch. Ruges Ernst war ursprünglich ein lauterer, aber es hat sich so viel Bitterkeit hineingemischt, daß er nicht allein kein Maß mehr hält, sondern auch kaum noch nach einem Ziele fragt. So wenig Kunst und Wissenschaft als Religion soll noch bestehen, die Geschichte soll bleiben und ihr Gehalt doch wegfallen — ich könnte, obgleich wir persönlich ganz gute Freunde sind, keine zwei Schritte mit diesen Leuten gehen, denn sie treiben sich in lauter Widersprüchen herum und sehen gar nicht ein, daß alles Politisiren und Weltbefreien doch nur Vorbereitung auf das Leben, auf die Entwicklung der Kräfte und Organe für That und Genuß sein kann. Ich sagte ihm neulich: die Welt, die Sie aufbauen, wird über kurz oder lang auch wieder in zwei Parteien zerfallen, in die der Gejagten und der Jagenden, denn die Menschen werden sich in Ihrem Staate so vermehren, daß sie sich notwendig selbst auffressen müssen, und dann haben wir wieder eine Aristokratie, die frißt, und einen Pöbel, der gefressen wird. Doch enthalten diese Jahrbücher zwei ausgezeichnete Aufsätze von einem Preußen, Friedrich Engels in Manchester: die Lage Englands und Kritik der Nationalökonomie, wovon namentlich der letztere die ungeheure Unsittlichkeit, worauf aller Handel der Welt basirt ist, bloßlegt. Für mein letztes Drama »Zu irgend einer Zeit« hatte ich mir nebst andern Konsequenzen, die mit der Zeit aus der jetzigen Weltlage hervorgehen, auch die notirt, daß, so wie jetzt die Kindesmörderinnen bestraft werden, sie dann eine Belohnung erhalten, und daß Staatsanstalten existiren müßten, worin die Kinder der Pauperisten getötet würden. Es steht in meiner Schreibtafel. Zu meinem größten Erstaunen lernte ich nun aus dem Engelsschen Aufsatz, daß der berühmte Nationalökonom Malthus dies schon wirklich in Vorschlag gebracht, meine Phantasie also zur Nachhinkerin seines Verstandes gemacht hat. Es war mir lieb, denn ich sehe doch daraus, daß ich unser jetziges soziales Prinzip richtig gefaßt habe.“ [1]) Von diesen finstern und verzweifelten Phantasien war es ein weiter Weg zu den mannhaften Worten des königlichen Kaufherrn in „Mutter und Kind“:

Man spricht von roten Gespenstern,
Die man mit Pulver und Blei verscheuchen müsse. Sie sind wohl
Noch viel leichter zu bannen: man gebe ihnen zu essen,
Und anstatt die Erde in unersättlicher Geldgier
Auszuschmelzen und dann als Schlacke liegen zu lassen,
Wie es ein Rothschild thut, bestelle man Wüsten und weise
Ihnen die Äcker an! Das heißt sich selber beschützen!

[1]) An Elise Lensing; Paris, den 2. April 1844.

aber es unterliegt keinem Zweifel, daß der Dichter auch hier die große politisch-ethische Aufgabe späterer Jahrzehnte richtig begriffen hatte und prophetisch verkündete.

In seinem eignen Leben — und am Ende muß jeder, der andre überzeugen will, bei sich selbst anfangen — ließ Hebbel in allen den Jahren, wo er dem Elend und harten Druck seiner Jugend entronnen war, maßvolle Selbstbeherrschung walten und wich jeder Versuchung zu prunkvollem Leichtsinn und genußgieriger Zerstreuung, die in den allgemeinen wie in seinen besondern Verhältnissen vielfach an ihn herantrat, mannhaft aus. Die tiefe und jeden Tag aufs neue wirkende Dankbarkeit, die er für die glückliche Gestaltung seiner Verhältnisse empfand, ließ ihn wohl niemals vergessen, wie schwer er dieses bescheidne Glück erkauft hatte, aber sie stellte ihm unablässig vor Augen, wie leicht ihm auch dies hätte versagt sein können. Der schöne Brief, den er zwei Jahre vor dem Bruch an seinen Freund Emil Kuh richtete, ist nicht nur das Muster einer getreuen Selbstcharakteristik, sondern auch eine lebendige, ergreifende Mahnung an die Unzufriednen der Gegenwart: „Das geistige Bild, das Sie sich von mir machen zu müssen glaubten, um sich den Umstand zu erklären, daß ich nicht näher auf Ihre Legende einging, ist mir so ähnlich, wie ein leibliches Porträt, das in dem Moment aufgenommen würde, wo ich gerade wegen eines Tritts auf meine Hühneraugen zusammenführe. Es mag einmal auf mich gepaßt haben in einer jener Stunden, wo der Mensch unter der ihm aufgelegten Last zu erliegen anfängt, und Sie hatten sich mir nahe genug gestellt, um in den Kampf zwischen der Selbstbeherrschung und dem Schmerz mit hineingezogen zu werden, ohne daß ich mir deshalb Vorwürfe zu machen brauchte. Jetzt aber verhält es sich zu mir und meinen Zuständen wie das Ecce homo-Antlitz zu dem Jubelgesicht des Heilands auf der Hochzeit zu Kana, denn ich gehöre zu den glücklichsten Menschen, die auf der Erde leben, mein innerer Friede wächst von Tage zu Tage; und da mein Glück nicht darauf beruht, daß mein kleiner Acker mir tausendfältige Frucht trägt, sondern darauf, daß ein Körnlein mir mehr ist, wie andern eine ganze Ähre, was ich freilich einer Jugend verdanke, die mich früh den bescheidensten Maßstab an die Dinge zu legen lehrte, so brauche ich nicht einmal stark vor der Nemesis zu zittern. Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Thränen ins Auge treten; wenn ich meine Schale Kaffee trinke, so habe ich einen großen Genuß, wenn ich meinen Spaziergang mache, so hab ich ein Gefühl, als ob ich allein Beine hätte, ja wenn ich des Mittags nach dem Essen das kleine Hündchen nach der Küche herüberhole und es mit fröhlichem Gebell um mich herumspringt, weil es nun auch seinen Teil erwartet, so ergötze ich mich so, daß ich mich jedesmal ärgere, wenn das Tierchen von selbst kommt, weil eine der Mägde die Thür offen gelassen hat. Dabei komme ich mir gar nicht

genügsam und demütig vor, sondern ich fühle mich überschwenglich mit allem, was ich als Mensch verlangen kann, gesegnet, und ich habe auch alle Ursache dazu, denn ich habe eine Frau, in der Gemüt und Seele fast verleiblicht sind, ich habe ein Kind, das sich aufs liebenswürdigste entwickelt, ich habe Freunde in allen Kreisen, und ich brauche nicht ängstlich mehr für die Zukunft zu sorgen. Wenden Sie mir ja nicht ein: das alles hattest du früher auch und empfandest den Fußtritt, den »schweigendes Verdienst vom Unwert hinnimmt,« desungeachtet stark genug; zum Teil besaß ich diese Güter in einem viel beschränkterm Maß, und dann kommt eben erst im reifern Alter der Sinn für das wahre Glück, auch mußte ich meine Frau unter den miserabeln Theaterverhältnissen nicht mehr leiden sehen, und sie brauchte Zeit, sich an das Unabänderliche zu gewöhnen." [1]) Zu seinem Lebensglück trug das kleine Besitztum, das er in Orth bei Gmunden am Traunsee erworben hatte, ursprünglich nur ein schlichtes Bauernhaus, aber mit schönem Garten und in entzückender Lage viel bei. Er wurde nicht müde, die Reize dieses kleinen Idylls zu genießen und zu preisen. „Wir sind in Gmunden bei bestem Wohlsein und leidlichem Wetter eingetroffen und haben unser kleines Nest um ein beträchtliches bequemer und behaglicher vorgefunden, als es ehemals war. Wenn der Um- und Ausbau ebenso solide ist, als er sich dem Auge gefällig und zierlich darstellt, so bin ich meiner Frau aufrichtig zu Dank verpflichtet und werde mich auch am Ende noch erbitten lassen, die Kosten zu bezahlen, unter deren Last sie zu keuchen scheint. Ich schreibe Ihnen jetzt aus einem Balkonzimmer, das auf schlanken, wenn auch gerade nicht ionischen Säulen ruht; der See schimmert schwarzblau aus Schilf und Ried hervor, der Traunstein schaut durch die Kronen meiner Äpfel- und Birnbäume, die freilich um einige ihrer Zweige gekommen sind. In unsrer Abwesenheit ist unser Garten das Asyl der sämtlichen Vögel von Orth geworden, wie eine befreundete Dame uns sagte; sie tritt eines Abends etwas spät noch hinein, um vom Pavillon aus den Mondschein zu genießen, wie sie sich dem Eingang aber nähert, rauschen ihr hunderte aufgescheucht entgegen, die auf dem runden Tisch für die Nacht ihr Lager aufgeschlagen hatten, und flattern ängstlich hinaus. Kann es ein anmutigeres Bild geben?" [2]) Und noch in dem letzten Sommer, der ihm in Gesundheit gegönnt war, schwelgte er in den Wonnen, die ihm Gmunden immer wieder bereitete: „Am ersten Juli traf ich wieder in Gmunden mit meiner Familie zusammen und verlebte dort bei köstlichem Wetter meine gewöhnlichen sechs Wochen, die unendliche Fruchtbarkeit des Jahres in meinem eignen kleinen Garten vor Augen, denn fast jeder Baum mußte gestützt werden, und Äpfel und Birnen hingen in ganzen Sträußen, wie kolossale Trauben, von den ächzenden Ästen herunter. Mich

[1]) Wien, den 11. März 1858.

[2]) An Julius Glaser; Orth, den 4. Juli 1860.

rührt und erhebt ein solches Übersprudeln der Natur, es ist, als ob ein neuer Liebes- und Lebensblitz durchs Weltall zuckte." [1])

Es ist erquicklich, aus diesen und hundert andern Einzelheiten der Briefe Hebbels die Gewißheit zu gewinnen, daß sich sein persönliches Leben wie seine Dichterkraft und seine Bildung in aufsteigender Linie bewegt hat, daß er nicht bloß Orden und Schillerpreise, Lorbeerkränze und Lobgedichte erhielt, sondern bis zuletzt den innern Gewinn seines Lebens mehrte und neben jedem Segen der Kraft auch jeden Segen der Milde empfand. Wundervoll spricht des Dichters warme Teilnahme an aller menschlichen Bedürftigkeit aus einer langen Reihe seiner Briefe, auch aus dem letzten an seine Frau gerichteten. Hebbel brauchte im September 1863 die Bäder von Baden bei Wien und berichtete an Frau Christine, daß er etwas später als seither sein tägliches Bad nehme: „Ich gehe jetzt etwas später, teils weil Freund Schulz es mir durch dich raten ließ, mehr aber noch, um dem armen Greise, dem alten italienischen Arzt, einen Gefallen zu thun. Dieser fürchtet sich nämlich so sehr, allein im Wasser zu sein, wozu er auch in seinem hilflosen Zustande alle Ursache hat, und da die Frequenz jetzt nicht mehr besonders stark ist, so richte ich mich so ein, daß ich ihm Gesellschaft leisten kann. So lächerlich er mir anfangs vorkam, so rührend ist er mir jetzt; er hat bei all seinen kleinen Schwächen eine wahre Kinderseele, die ihm auch aus den gutmütigen Augen sieht, ist schändlich betrogen worden und steht ganz einsam in der Welt. Schrecklich! Was ist ein Totenkopf gegen einen solchen Greis, wenigstens für mich!"

Bei solcher Grundstimmung seines zum Höhepunkt gelangten Lebens hatte der Tod, so wenig er ihn ersehnte, doch seine Schrecken für ihn verloren. Wenn wir lesen, daß er im November 1863, schon auf dem Totenbette, die Nachricht von der Berliner Preiskrönung seiner „Nibelungen" lächelnd mit den Worten empfing: „Das ist Menschenlos, bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher," daß er sich am letzten Nachmittag seines Lebens von seiner Tochter Schillers „Spaziergang," das Gedicht, das jederzeit zu seinen Lieblingen gehört hatte, vorlesen ließ, daß er bis zuletzt für den kleinsten Liebesdienst, den man ihm erwies, herzlich dankbar blieb, so fühlen wir, daß alles edle Pathos der Briefe seines letzten Jahrzehnts, alle Weihe, die aus seinem poetischen Testament, dem Gedicht „Der Brahmine" spricht, innere Wahrheit war, und daß der Dichter die Dämonen, die seine Jugend geschädigt und verdunkelt hatten, in sich selbst überwunden hatte. Sicher wird auch nach dieser letzten ausführlichen Veröffentlichung der Streit über Friedrich Hebbel nicht abgeschlossen sein, denn obwohl er der letzte war, der sich eine Schuld leichtfertig vergeben hätte, und zum innern Glück seines spätern Lebens gar nicht gelangt wäre, wenn er nicht zuvor für jede Schuld redlich Buße und Sühne geleistet

[1]) An Fr. von Uchtritz; Wien, 25. Oktober 1867.

hätte, so wird es doch immer Leute geben, die selbst angesichts dieser Zeugnisse nur von der Schuld und von dem Irrtum dieses Lebens zu sprechen wissen. Ihnen mögen zum Schluß die schönen Distichen antworten, die die Überschrift „Unfehlbar“ tragen:

Stelle dich, wie du auch willst, nicht wirst du die Feinde vermeiden,
Aber, wie Thetis den Sohn, kannst du dich fei'n für den Streit:
Mache so ganz dich zum Träger des Guten, des Wahren und Schönen,
Daß man die Götter verletzt, wenn man dich selber bekämpft!

und deren Anwendbarkeit auf Hebbels Natur und Streben der „Briefwechsel mit Freunden und Zeitgenossen“ beinahe Blatt für Blatt bestätigt.

Leila die Katzenprinzessin

Ein Märchen von Julius Haarhaus

Dem Bücherfreunde, der die Meßkataloge aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durchblättert, wird öfter der Name Justus Hochstedt begegnen, und zwar meist in Verbindung mit Ausgaben arabischer und persischer Dichter. Wenn man auch die wissenschaftliche Bedeutung dieses Gelehrten heutzutage kaum noch zu würdigen weiß, so verdient doch sein Leben und die seltsame Art seines Entwicklungsganges den Anteil der Nachwelt. In seiner Jugend war er von den früh verstorbnen Eltern für den Kaufmannsstand bestimmt worden, aber die trocknen und teilweise mechanischen Arbeiten in den Gewölben des Handelsherrn, bei dem er seine Lehrzeit bestehen sollte, sagten dem lebhaften Knaben wenig zu. Und so wären die in solcher Thätigkeit verbrachten Jahre für Justus nutzlos gewesen, wenn nicht sein Geist aus dem steten Verkehr mit den Erzeugnissen ferner Länder eine eigentümliche Anregung empfangen hätte. Es war die Sehnsucht in ihm erwacht, mit den Gegenden und Völkern, die dem Magazin seines Lehrherrn ihre Erzeugnisse lieferten, in nähere Berührung zu treten. Bei jedem Zuckerhute, den er seines blauen Papierröckleins entkleidete, gedachte er der feuchtwarmen Striche Amerikas, wo das wunderbare Rohr gedeiht, und sah im Geiste, wie die armen Schwarzen unter der süßen Bürde keuchten und von den herzlosen Aufsehern mit gestreiftem Poncho und Panamahut zu schnellerer Arbeit aufgemuntert wurden. Und was ließ sich nicht alles beim Abwägen der Gewürze denken! Wenn er an einer Zimtstange roch und die Augen schloß, so war ihm, als durchsegelte er auf einem Kauffahrteischiff den Stillen Ozean und näherte sich den Gewürzinseln, die

sich ja dem Seefahrer durch den Duft ihrer Pflanzenwelt verraten, noch ehe sie sein Auge wahrnimmt. Ja, der Orient, der wunderbare, geheimnisvolle Orient, das war das Land seiner Sehnsucht. Die kleinen Säckchen, in denen die seltnen Mokkabohnen ihrer Bestimmung entgegenträumten, die Ballen türkischen Tabaks, aus denen der Lehrherr mit bedächtigem Schmunzeln eine Probe entnahm, die er dann mit Hilfe einer neuen holländischen Thonpfeife in süßen blauen Rauch verwandelte, die kleinen geschliffnen Glasfläschchen mit vergoldetem Rand, die einen Tropfen des kostbaren Rosenöls enthielten, alles das schien ihm aus einer andern, schöneren Welt zu kommen. Wie glücklich war er, wenn er unter den vielfachen Hüllen der Verpackung ein zerknittertes Palmblatt oder einen Papierfetzen mit arabischer Schrift fand, und mit welchem Eifer verwandte er jeden Augenblick seiner kargen Muße dazu, sich über jene Gegenden des Aufgangs zu unterrichten!

Da setzte ihn der Tod eines reichen Verwandten in die Lage, seinen Lieblingswunsch erfüllen und sich dem Studium widmen zu können. Er hörte Vorlesungen an der Universität und beschäftigte sich mit den Sprachen und der Philosophie der Alten. Aber auch hier verließ ihn seine Sehnsucht nach dem Orient nicht, vom Lateinischen und Griechischen wandte er sich dem Hebräischen zu und machte sich in erstaunlich kurzer Zeit mit der Sprache des auserwählten Volkes vertraut. Nun kannte er kein größeres Vergnügen, als sich auf dem Brühl herumzutreiben und die Bekanntschaft jener Rembrandtischen Modelle zu machen, die dort mit Pelzwerk handeln und sich in den Lauten ihrer Vorfahren unterhalten. Vom Hebräischen kam er zum Arabischen. Da ihm aber die Litteratur dieser Sprache nicht den gehofften Reichtum bot, so begann er nebenbei Persisch zu treiben. Hier spornten ihn die Namen Firdusi, Sadi und Hafis zu doppeltem Eifer an. Als er zum erstenmale einige Strophen des Schah-Nameh las, faßte ihn ein wahrer Taumel der Begeisterung, sodaß er den ganzen Tag Speise und Trank vergaß.

In „Küchenmeisters Hof" am Markte, hoch oben unter dem Giebel des stattlichen Hauses, hatte er einige bescheidne Stuben gemietet. Dort lebte er in stiller Zurückgezogenheit mit seinen Büchern, deren Anzahl sich fast täglich vermehrte. Nur die Schwalben, die am Gesims des Hauses nisteten, und die Tauben des nahen Rathausturmes machten ihm von Zeit zu Zeit Nachbarschaftsbesuche; sonst sah er in seiner Nähe kein andres lebendes Wesen, als die alte Suse, die ehemalige Dienerin seiner Großeltern, die in einem der Hofflügel des Hauses wohnte, morgens und abends nach dem nötigsten sah und über ihn und sein kleines Reich mit unerbittlicher Strenge und besenbewaffneter Hand regierte. Früher hatte sie es für ihre Pflicht gehalten, auch für seine Unterhaltung zu sorgen, aber allmählich war sie zu der Einsicht gekommen, daß sich der arme „überstudirte" junge Herr, wie sie ihn nannte, für nichts andres interessirte, als für seine alten Bücher, und als er einst,

nachdem sie ihm in einer längern Rede über das neue Seidenkleid der Frau Kalkulator Kegelmeyer berichtet hatte, durch eine gänzlich unmotivirte Frage bewies, daß er gar nicht zugehört, sondern inzwischen über die Stellung des Hamsazeichens in arabischen Wortanfängen nachgedacht hatte, faßte sie den heroischen Entschluß, von jetzt an jedes Gespräch mit Justus zu vermeiden.

Unter diesen Umständen war es auch erklärlich, daß der junge Gelehrte mit den Bewohnern von „Küchenmeisters Hof“ keinen Verkehr hatte, ausgenommen den alten Professor Walther. Der war auch Junggeselle und hatte im Laufe seines langen Lebens so viel Seltsamkeiten angenommen, daß er zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt gehörte. Er bewohnte das Stockwerk unter Justus Wohnung, aber beide hatten lange Zeit keine Ahnung von ihrer beiderseitigen Existenz gehabt, bis sie der Zufall eines Tages auf dem Paulinerhofe zusammenführte und in ein lebhaftes Gespräch über Partizipialkonstruktionen in baskischen Volksliedern verwickelte. Am Thore von „Küchenmeisters Hof“ blieben sie stehen, jeder von beiden, der sich von dem andern nach Hause begleitet glaubte, wartete auf den Augenblick, wo sich der andre verabschieden würde, bis sie endlich zu ihrem Erstaunen bemerkten, daß sie seit Monaten in demselben Hause und in unmittelbarer Nähe wohnten. Seitdem besuchten sie sich öfter. So groß ihr Altersunterschied, so verschieden ihr Entwicklungsgang war, gewisse gelehrte Neigungen hatten beide auf ein Gebiet geführt, das ihnen mancherlei Berührungspunkte bot, und so verging selten ein Tag, wo sie nicht Gedanken über litterarische Fragen ausgetauscht oder einander merkwürdige Stellen aus Büchern und Arbeiten, die sie gerade beschäftigten, vorgelesen hätten.

So absonderlich wie der Professor selbst, der eine feuerrote Perücke trug und ein wenig hinkte, war die Einrichtung und Ausstattung seiner Wohnung. Eine Unzahl von Stühlen jedes Geschmacks und Alters, alle durch das gemeinsame Gebrechen eines zu kurzen Beines ihrem Besitzer ähnlich, eine erstaunliche Menge von Silhouetten würdiger Herren und zierlicher Damen, die alle mehr oder weniger die etwas sonderbar gebogne Walthersche Nase zeigten, dazu eine Sammlung fabelhaft geformter Kakteen, deren karminrote Blüten in schreiendem Gegensatz zu der Perücke ihres Besitzers standen — dies alles berührte den Besucher immer von neuem aufs eigentümlichste.

Die übrigen Bewohner von „Küchenmeisters Hof“ bekümmerten sich um den jungen Gelehrten wenig oder gar nicht; höchstens daß die Frauen oder Mädchen aus einem der untern Stockwerke einmal einen neugierigen Blick in das einsame niedrige Studirzimmer warfen, wenn sie einen Korb Wäsche zum Trocknen auf den Dachboden trugen und bei der kurzen Rast vor der letzten Treppe die Thüre zum Flur zufällig offen fanden.

In schönen Frühlingsnächten aber herrschte auf diesem Flur ein reges Leben, denn hier pflegten sich sämtliche Kater und Katzen der Nachbarschaft

Rendezvous zu geben, ehe sie sich zu der großen musikalischen Soiree auf den Boden des alten Hauses begaben. Anfangs fand Justus an der Gesellschaft dieser nächtlichen Musikanten wenig Gefallen; als er aber in einer Lebensbeschreibung des Propheten von dessen Vorliebe für Katzen gelesen hatte, wurde er versöhnlicher gestimmt und machte sogar Versuche, sich mit den geheimnisvollen Besuchern seines Reviers auf guten Fuß zu stellen. Ein Schälchen Milch und einige Zipfel aus dem Vorrate seiner Göttinger Würste thaten das ihre, und so war er bald einer der angesehensten Leute, über den man in Katzenkreisen nur gutes zu miauen wußte, und nach einigen Wochen kannte er seine vierbeinigen Freunde fast alle.

Um so mehr war er erstaunt, als sich eines Abends an seiner Thür eine schneeweiße Angorakatze einstellte, die er zuvor nie gesehen hatte, und die besonders scheu zu sein schien. Es war ein wunderschönes Tier, das sich durch die Grazie seiner Bewegungen und seinen klugen Gesichtsausdruck vor den übrigen auszeichnete, und dem ein rotes Seidenbändchen vortrefflich stand. Sie war meist allein, schien die Gesellschaft der andern Katzen geflissentlich zu meiden und floh, wenn Justus langsamen Schrittes die ausgetretnen Stufen der steinernen Treppe heraufkam, mit Windeseile an ihm vorüber. Aber seine Beharrlichkeit, die sich an den schwierigen Regeln der arabischen Grammatik befestigt hatte, bezwang endlich auch den spröden Sinn der weißen Katze, und schließlich folgte sie ihm auf Schritt und Tritt, wobei sie sich schnurrend und mit kerzengerade erhobnem Schweif an ihn schmiegte. Mittags und abends, wenn er von seinem Spaziergange zurückkehrte, erwartete sie ihn schon unten an der Treppe, und diese Anhänglichkeit veranlaßte ihn eines Tages, dem hübschen Tiere den Einlaß in seine Stuben zu gestatten. Die Katze schien seine Absicht sofort zu erkennen, sie drückte sich an die Thür und schaute zu seiner Hand empor, die schon an der Klinke lag. Dann fuhr sie blitzschnell hinein und strich mit fröhlichem Schnurren an den Bücherregalen vorüber, wobei sie die bunten Schildchen der Pergamentrücken mit verständigen Blicken zu betrachten schien.

Es war in der Mittagsstunde eines schwülen Herbsttages während der Messe, als Justus von einem kurzen Spaziergange nach Hause zurückkehrte. Als er gerade durch das Grimmische Thor schritt, trat die Stadtwache unters Gewehr. Er wandte sich um und gewahrte eine vornehme Karosse von vier wohlgenährten Lipizanerhengsten gezogen. Auf dem Kutschbock zur Seite des Rosselenkers saß ein Mohr in reich betreßter Livree, und auf dem hintern Schlage standen zwei Haiduken mit lang herabhängenden Schnurrbärten in pelzbesetzten Schnürröcken. Im Wagen saß ein bleicher Mann in jüngern Jahren, der kurzgeschnittnes Haar und auf der Brust einen Ordensstern trug. Er schien in die Lektüre eines kleinen Buches vertieft zu sein und nahm von den Gaffern, die sich an den Wagen hinandrängten, nicht die geringste Notiz.

Als das Gefährt vorüber war, konnte sich Justus nicht versagen, den Thorschreiber nach dem Namen des vornehmen Reisenden zu fragen. Des Fürsten Orlowski Durchlaucht, von seinen Gütern in Polen kommend, auf der Durchreise gestern hier eingetroffen, antwortete der Schreiber und beugte sich wieder über sein Register.

Auf der Grimmischen Gasse nahm das Gedränge zu. Einige Frachtwagen, mit Meßgütern beladen und von Reitern eskortirt, bewegten sich langsam und schwerfällig gegen den Markt hin, die Fuhrleute schrieen und fluchten, und der Weibel der Stadtsoldaten hatte Mühe, die Ordnung aufrecht zu erhalten. An der Ecke des Marktes standen ein paar Türken, die Pfeifen, Tabak, Dolche und Rosenöl feilboten und gerade überlegten, wo sie heute ihren Sorbet schlürfen sollten. Justus trat auf sie zu und redete sie in ihrer Sprache an. Beide machten große Augen, dann aber sprachen sie so lebhaft auf ihn ein, daß es ihm unmöglich wurde, sie zu verstehen oder den Strom der Unterhaltung in das schmale Flußbett seiner Sprachkenntnisse zu leiten. Er verabschiedete sich daher mit einer Redensart und schritt durch die Meßbudenreihen des Marktes seiner Wohnung zu.

Am Thore von „Küchenmeisters Hof" traf er mit dem Professor zusammen. Ist es wahr, junger Freund, daß Sie sich als Privatdozent für Orientalia an unsrer Universität habilitiren wollen? Es hat mich sehr gefreut, das zu hören. Abgesehen von einer gesicherten Lebensstellung und einer geregelten Beschäftigung bietet die akademische Laufbahn so unendlich viele Annehmlichkeiten, daß ich Ihnen zu Ihrem Entschlusse nur aufrichtig Glück wünschen kann. Haben Sie übrigens gehört, daß Fürst Orlowski, der zur Messe hergekommen ist, die gesamten Professores und Magistri zu einem großen Schmause eingeladen hat? Ich bin persönlich kein Freund von solchen Gelagen, aber diesmal werde ich doch hingehen — dem Fürsten konnte ichs nicht gut abschlagen.

Inzwischen waren sie die Treppe hinaufgestiegen, und Walther forderte seinen jungen Begleiter auf, mit in seine Wohnung zu kommen, da er ihm einen besonders schönen Kaktus zeigen müsse, der gerade eine Blüte geöffnet habe. Justus trat ein, obwohl die Lieblingspflanzen des Professors eigentlich nicht nach seinem Geschmack waren; im stillen dachte er: wenn ich in meiner Wohnung ein Blumenbret hätte, dann dürften nur türkische Nelken, Levkoyen und Goldlack draufstehen — das sind meine Lieblingsblumen!

Walther zeigte ihm das seltsame Gewächs mit dem ganzen Stolze des Liebhabers, dann ließ er sich schwer atmend auf seinem Sofa nieder. Ich fange an alt zu werden, sagte er seufzend, Spazierengehen und Treppensteigen strengen mich an, und was am schlimmsten ist: mein Gedächtnis läßt mich so oft im Stich. Gestern Abend zum Exempel wollte ich mich auf einen Namen besinnen, auf den Namen einer orientalischen Prinzessin, aber er wollte mir

nicht einfallen. Ich will Ihnen erzählen, wie es kam. Ich habe vor vielen Jahren eine kleine Arbeit über das Wesen des Märchens geschrieben, und als ich gestern in meinen vergilbten Papieren blätterte, kam mir die Abhandlung wieder unter die Hände. Darin steht auch der Satz: „Ein rechtes Märchen soll trotz seines phantastischen Aufputzes in seinen Hauptpunkten wahrscheinlich sein, und nirgends darf sich dem Leser oder Hörer das Gefühl aufdrängen, daß das gesagte unglaubwürdig oder unmöglich sei. Wie der Regenbogen mit beiden Enden auf der Erde fußt und sich in kühnem Schwunge farbenprächtig über alles Irdische erhebt, so soll sich auch das Märchen auf dem Grunde der Wirklichkeit in den Himmel reiner Poesie erheben. Sein Anfang und sein Ende sei auf der Erde." Ich dachte an meine Jugend und an ein Märchenbuch, worin ich als Knabe in stillen Nächten mit Begeisterung gelesen habe. Es war die Gallandsche Bearbeitung der Märchen von Tausend und einer Nacht, die damals ihren Triumphzug durch Europa hielten. Es überkam mich eine wunderbare Sehnsucht nach jener fernen, seligen Jugendzeit. Wohin mochte das Buch, dem ich so viele glückliche Stunden verdankte, gekommen sein? Halt! Vor Jahren hatte ich eine große Kiste mit alten Büchern, die in meiner Bibliothek zu viel Raum einnahmen, auf den Boden bringen lassen. In dieser Kiste mußte auch das Märchenbuch sein — ja ich entsann mich genau, daß ich es damals hineingelegt hatte. „Sindbad der Seefahrer," so hatte meine Lieblingsgeschichte geheißen, und dann Alladins Wunderlampe — ach, wer könnte die Wunderlampe vergessen? Der dienstbare Geist der Lampe, die Schüsseln mit den Früchten aus Edelstein, das ärmliche Hüttchen der Mutter, der Palast des Sultans, der Sultan selber und sein Großwesir, und endlich seine liebreizende Tochter! Wie hieß sie doch? Ich sann darüber nach, aber der Name wollte mir nicht einfallen. Haben Sie eine Ahnung, wie unangenehm es ist, wenn man sich nicht auf einen Namen besinnen kann? Ich wäre gestern Abend beinahe zu Ihnen hinaufgekommen, doch es war schon zu spät. Aber können Sie mir vielleicht jetzt helfen? Wissen Sie den Namen, Herr Hochstedt?

Justus nannte einige orientalische Namen, die ihm gerade in den Sinn kamen, aber der richtige war nicht darunter.

Wie ich höre, fuhr der Alte fort, hat man jetzt eine neue Methode des Sprachunterrichts erfunden, die das Auswendiglernen von Vokabeln ungemein erleichtern soll. Fürst Orlowski, dem ich heute früh im Kollegium vorgestellt wurde, erzählte mir davon ganz sonderbare Sachen.

Justus hatte sich auf einen Sessel am Fenster niedergelassen. Da fiel sein Blick auf ein Blatt der „Leipziger Zeitungen," das vor ihm auf dem Fensterbrete lag. Er las das Verzeichnis der angekommnen Fremden, an dessen Spitze der Name des Fürsten stand, und als er das Blatt umwandte, fand er einen Bericht über einen merkwürdigen Kampf, den ein venezianisches Fahrzeug gegen marokkanische Piraten ausgefochten hatte.

Wollen Sie mir die Zeitung für ein paar Stunden leihen, Herr Professor? fragte er, ich lese hier von einer Begebenheit, die mich interessirt.

Behalten Sie das Blatt, so lange Sie wollen, lieber Herr Hochstedt! entgegnete Walther.

Justus öffnete die Thür und wollte sich verabschieden. Da drängte sich die weiße Katze, die draußen auf ihn gewartet hatte, herein und suchte ihm auf alle Weise ihre Freude zu erkennen zu geben.

Sehen Sie, Herr Professor, ich bin zu lange bei Ihnen geblieben, meine Freundin wird ungeduldig! Habe ich Ihnen das seltsame Tier schon vorgestellt? Sie ist nun schon seit Monaten ein ständiger Gast in meiner Wohnung. Ich wußte ja, daß Katzen kluge Tiere sind, aber daß sie so klug und bildungsfähig sind wie diese hier, das hätte ich nie geglaubt. Denken Sie sich, wenn sie sich putzen will, klettert sie auf die hohe Lehne meines alten Ledersofas und sieht in den Spiegel! Und was das merkwürdigste ist — ich muß es Ihnen erzählen, auch wenn Sie mich auslachen: das Tier zeigt Verständnis für Bücher! Jedesmal, wenn ich sie allein in meiner Studirstube lasse und dann unvermutet eintrete, finde ich sie vor meinen Büchern sitzend; namentlich die arabischen scheinen ihr zu gefallen.

Walther brach in ein lautes Gelächter aus, was die Katze sichtlich übel nahm, denn sie antwortete mit einem grimmigen Fauchen.

Es wird wohl ein verzaubertes Frauenzimmer sein, scherzte der Alte, vielleicht eine verwunschne Prinzessin. Er beugte sich nieder und versuchte die Katze zu streicheln. Aber sie zog sich zurück und suchte bei Justus Schutz.

Sehen Sie, sagte Walther, ihr Benehmen gegen mich bestärkt mich in meiner Ansicht. So sind die Weiber alle gegen mich gewesen — nun, ein Wunder ist es nicht, wenn man eine solche Nase und solches Haar hat und dabei hinkt wie der leibhaftige Gottseibeiuns.

Ich will Sie nicht länger stören, Herr Professor, ich sehe, daß Sie heute noch etwas besondres vorhaben! sagte Justus mit einem Blick auf Staatsrock, Perücke und Degen, die auf einem Stuhle bereit lagen. Dann stieg er, von seiner Katze begleitet, die Treppe hinauf.

Unterwegs gedachte er wieder der Worte, die der Professor gesprochen hatte: eine verwunschne Prinzessin. Ja, das wäre mir schon recht, dann bliebe ich wenigstens davor bewahrt, auch so ein alter, eingerosteter Junggeselle zu werden wie Walther! Wenn ich ein schmuckes Liebchen hätte, ein kleines, sorgliches Weibchen, das wäre ein ander Leben! Ich wollte ihr ja recht gerne Sprachunterricht geben, sie sollte so viel lernen, wie noch kein Weib gelernt hat. Platz habe ich genug — in dem großen Vorderzimmer am Markte könnte sie sichs bequem machen, und die Kammer, wo jetzt der große Spind steht, ließe sich ganz gut zu einer Küche herrichten. Und Sonntags nachmittags

gingen wir zusammen nach Dölitz oder nach Raschwitz, und im Winter führte ich sie in die „Drei Schwanen“ zum „großen Konzert.“

Unter solchen Gedanken war er in seiner Stube angekommen und machte sichs wegen der Schwüle des Tages bequem. Er entledigte sich seines Rocks und streckte sich aufs Sofa, um sich von der Anstrengung des Spazierganges zu erholen und, wie es des Nachmittags seine Gewohnheit war, zu lesen. Wider Willen verfiel er aber nach wenigen Minuten in eine Art von Halbschlummer, den er vergebens zu bekämpfen suchte. Nur eine Weile gelang es ihm, die Augen offen zu halten, und er bemerkte noch, wie die Katze nach ihrer Gewohnheit an den Bücherregalen hinstrich. Dann sprang sie auf den Tisch, auf dem ein aufgeschlagner Foliant lag. Es war ein grüner Pergamentband, der teils alte medizinische Rezepte, teils Zauberformeln in schöner arabischer Schrift enthielt. Dann fielen ihm die Augen wieder zu.

Aber plötzlich brachte ihn ein Geräusch wieder zum Bewußtsein. Es war ihm, als ob die Blätter des Buches eins nach dem andern leise umgewandt würden, und als er die Augen öffnete und nach dem Tische blickte, sah er, wie die Katze, die ihm den Rücken zukehrte, mit ihren weißen Pfötchen geschickt Blatt für Blatt umschlug. Erstaunt richtete er sich auf und sah dem zierlichen Spuk zu, den er nicht für möglich gehalten hätte, als ihn plötzlich ein noch eigentümlicheres Benehmen der Katze veranlaßte, vom Sofa aufzuspringen. Das Tier war mit einer wilden Bewegung aufgefahren und hatte, einen schrillen Ton ausstoßend, beide Vorderpfoten in das Buch gekrallt, während es heftig den Schweif bewegte und mit funkelnden Augen auf die Schriftzüge blickte, in die es seine Krallen geschlagen hatte. Bei dem Geräusch, das Justus durch sein Aufspringen verursachte, sprang die Katze mit einem Satze vom Tisch herunter und unter den Bücherschrank. Aber bald kam sie wieder hervor und näherte sich Justus unter Anzeichen der größten Unruhe, rieb ihren Kopf an seiner Hand, sprang dann wieder auf den Tisch und starrte am ganzen Leibe zitternd auf die Stelle im Texte des Buches, die die Spuren ihrer Krallen zeigte. Justus wollte sie beiseite schieben, da er für sein Manuskript Sorge trug, aber das Tier stieß ein klägliches Gewimmer aus und versuchte, das Buch mit den Pfötchen festzuhalten und ihn am Umwenden zu verhindern. Dann wies sie — Justus traute seinen Augen nicht — auf einen der Sprüche und wandte sich zu Justus, wobei sie ihn wie bittend anschaute.

Endlich verstand er, was das seltsame Tier wollte! Mit erregter Stimme las er laut die Formel. Aber kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, als die Katze zu Boden stürzte und sich minutenlang unter gräßlichen Zuckungen wand. Justus betrachtete sie, durch die sonderbare Erscheinung aufs höchste erschüttert. Das Tier schien zu wachsen und seine Form zu ändern. Der lange buschige Schweif schrumpfte ein, und das weiche, zottige Fell verwandelte sich in ein blütenweißes wolliges Gewebe. Der Kopf verschwand unter einem

schimmernden Flor, und die Augen, die vorher grün gewesen waren, glänzten groß und tiefdunkel unter der Hülle des Schleiers. Endlich lag das wundersame Geschöpf, zu menschlicher Gestalt verändert, ruhig da; nur die schnell sich hebende und senkende Brust zeugte von dem geheimnisvollen Kampfe der Natur, der hier stattgefunden hatte.

Justus war neben der Verwandelten niedergekniet. Da regte sich die Hülle, eine kleine weiße Hand kam zum Vorschein und zog den Schleier vom Antlitz. Es war ein herrliches Mädchenantlitz, das der junge Gelehrte erblickte, aber um die schmalen, roten Lippen lag ein Zug bittern Leidens und harter Entbehrung.

Süßes Mädchen, sagte er, bist du gekommen, um mir das Glück zu bringen, nach dem ich mich so lange sehne? Willst du die gütige Fee sein, die über meinen Wegen wacht und aus diesen stillen Räumen einen Palast zaubert, so schön wie noch kein Fürst einen besessen? Komm, laß mich dich in meine Arme schließen, ich wußte es längst, daß du ein wunderbares menschliches Wesen seiest, ich hatte es wohl bemerkt, daß du meine Bücher gern hattest, und daß du Arabisch zu lesen verstandest! Komm in meine Arme, du holdseliges Geschöpf!

Das Mädchen seufzte tief und machte eine abwehrende Bewegung. Wenn dir mein Glück lieb ist, sagte sie in wohlklingendem Arabisch, so rühre mich nicht an! Laß mich noch einige Minuten schlummern, dann will ich dir die Erklärung geben zu allem, was du gesehen hast!

Sie schwieg und schloß die Augen. Ihr zarter Körper schien in der That unter der Anstrengung der Metamorphose unsäglich gelitten zu haben. Justus fand Zeit, sich von dem Schrecken, der ihn bei dem rätselhaften Vorgange befallen hatte, zu erholen und nach einer Erklärung zu suchen. Er trat ans Fenster und blickte auf den Markt hinunter, um sich davon zu überzeugen, daß er auch nicht geträumt habe. Aber unten ging alles seinen gewohnten Gang. Leute, die wieder an ihr Geschäft eilten, schritten am Marktplatze vorüber, und dort am goldnen Brunnen stand wie immer die alte Blumenhändlerin und pries den Vorübergehenden ihre Harlemer Tulpenzwiebeln an.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Stammbaumeifer. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß in unsern Bürgerkreisen das Interesse für Familiengeschichte zunimmt, und die Grenzboten können sich wohl rühmen, durch den Aufsatz: „Zeichnet Stammbäume!“, den sie

vor einiger Zeit veröffentlicht haben, etwas mit dazu beigetragen zu haben. Die Sache hat nur, wie alles in der Welt, zwei Seiten, und die Kehrseite zeigt sich bereits in beängstigender Weise: die familiengeschichtlichen Forschungen fangen an, zu einer Plage der Bibliotheken, Archive, Standesämter und Küstereien zu werden.

Die meisten Leute, die sich daran machen, ihren Stammbaum aufzustellen, haben von der Schwierigkeit der Sache keine Vorstellung. Wir wollen nicht von den ganz Ahnungslosen reden, die sich einbilden, es gebe Geschäftsstellen in Deutschland, an die man nur zu schreiben brauche, um sich seinen Stammbaum und — sein Wappen (!) kommen zu lassen. Auch solche, die ungefähr wissen, wie man die Sache anzufangen hat, haben meist keine Ahnung davon, welche Zeit und Mühe es kostet, nur einen einzigen Geburts- oder Tauf- oder Trau- oder Todestag festzustellen, wenn es an jedem vorläufigen Anhalt fehlt, und vollends die Voreltern eines heute lebenden jahrhunderteweit zurück aufzuspüren. Selbst angenommen, daß die Voreltern mehrere Geschlechter hindurch an demselben Orte gelebt haben — wenn man sie noch gar nicht weiß, wenn man sie erst suchen soll, kann man tagelang suchen. Wie selten aber ist dieser Fall! Meist wird man ja bei jeder Stufe, die man weiter zurück geht, auch nach andern Orten gewiesen. Wer sich 1730 in Leipzig verheiratet hat und 1774 dort gestorben ist, war vielleicht 1704 in Nürnberg geboren — da heißt es also, sich von Leipzig nach Nürnberg wenden. Die Frau wiederum war vielleicht eine geborne Leipzigerin, aber ihre Eltern stammten der Vater aus Zeitz, die Mutter aus Gera — da heißt es, nach Zeitz und Gera schreiben. Aber an wen? Nun an den Küster und an den Magistrat. Aber wenn die Stadt um mehrere Tauf- und Traukirchen hat, an welchen Küster? Und wer soll sich beim Magistrat der Mühe unterziehen, die Nachforschungen anzustellen? Mir ist es selbst begegnet, daß mir auf eine Anfrage in einer recht namhaften Residenzstadt Thüringens — wobei es sich nur darum handelte, vielleicht mit Hilfe der Bürgermatrikel und der Steuerbücher festzustellen, ob eine gewisse Person in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dort gelebt habe — der Magistrat antworten ließ, ich möchte selber kommen und nachsehen, die Beamten hätten keine Zeit dazu, könnten auch die alten Schriften schwer lesen. Ich habe mich über diese Antwort nicht im geringsten gewundert. Ganz abgesehen von der „schweren Lesbarkeit“ der alten Schriften: die meisten Stadtbehörden haben in der That nicht die Beamten dazu, derartige Nachforschungen anstellen zu lassen. Die Beamten haben meist mit den laufenden Tagesgeschäften so vollauf zu thun, daß sie beim besten Willen nicht dazu kommen, derartige Privatwünsche zu erfüllen. Aber auch in größern Städten, wo man sich den Luxus eines oder mehrerer wissenschaftlich gebildeter Archivbeamten gönnen kann, ist nötigeres zu thun, als für Müller oder Schulze Stammbäume anzufertigen. Die Bittsteller sind ja nun oft bereit, für die Nachforschungen alle möglichen Geldopfer zu bringen. Aber das nützt ihnen gar nichts. Es handelt sich nicht ums Geld, es handelt sich um die Zeit. Die Beamten können derartige Nachforschungen nur in ihren Amtsstunden anstellen. Reichen diese dazu aus, so ist es gut, besonders bezahlen lassen können und dürfen sie sich nicht dafür; reichen sie nicht aus, dann hilft alles Geld nichts, dann hilft nur, wenn man sich in der betreffenden Stadt einen geeigneten Menschen verschaffen kann, der ins Archiv gelassen wird und dort für Geld und gute Worte die Nachforschungen anstellt. Mit bloßem Geld ist nur in den Küstereien etwas zu machen. Tauf- und Trauzeugnisse aus den Kirchenbüchern auszuschreiben, gehört ja fast überall zu den Geschäften des Küsters, und er hat dann an solchen Zeugnissen eine Nebeneinnahme zu seinem Gehalt. Ob die Urkunde.

die er abschreibt, von 1850 ist und dazu dienen soll, eine Erbschaft zu erheben, oder ob sie von 1550 ist und dazu dienen soll, einen Stammbaum zu vervollständigen, ist gleichgiltig, er berechnet die üblichen Sporteln. Aber so bequem die Sache hier ist, so gefährlich kann sie werden. Durch unbestimmte, nicht gehörig abgegrenzte Aufträge kann man gründlich hineinfallen. Mir ist ein Fall bekannt geworden, wo ein Kaufmann, der auch angefangen hatte, sich für seinen Stammbaum zu interessiren, an den Küster einer Stadt geschrieben hatte, in der, wie er wußte, Vorfahren von ihm gelebt hatten. Er hatte dem Küster den sehr allgemein gehaltnen Auftrag gegeben, sämtliche in seiner Verwahrung befindlichen Kirchenbücher auf die betreffende Familie hin durchzusehen und Auszüge daraus zu machen. Das Ergebnis war nicht gerade null, aber doch ziemlich unbedeutend; die Rechnung des Küsters aber betrug — 170 Mark, und als der Kaufmann diese Summe nicht zahlen wollte, wurde er gerichtlich zur Zahlung verurteilt.

Wenn das Interesse für Familiengeschichte in immer weitere Kreise dränge, worüber man sich ja nur freuen könnte, so wäre es unbedingt nötig, daß in den Archiven (und Bibliotheken) die Auskunfterteilung in irgend einer Weise geregelt würde. Es fehlt heutzutage nicht an wissenschaftlich gebildeten jungen Männern, die mit Vergnügen eine bescheiden besoldete Anfangsstellung als Hilfsarbeiter in einem größern Archiv übernehmen würden, und denen dann solche Auskunfterteilungen, natürlich gegen besondre Bezahlung, mit übertragen werden könnten. In kleinen Städten aber, wo ein wissenschaftlich gebildeter Archivbeamter ganz fehlt, wird sich wohl immer unter der Lehrerschaft jemand finden, der sich ein wenig für die Ortsgeschichte interessirt; an diesen könnten dann eingesandte Fragen und Wünsche zur Erledigung, natürlich auch gegen Bezahlung, abgegeben werden. Zum guten Teil handelt es sich zwar bei allen solchen Nachforschungen um untergeordnete Arbeiten, die weiter nichts als Zeit und Aufmerksamkeit erfordern. Dennoch ist es aus mehr als einem Grunde notwendig, daß diese Arbeiten nicht von Subalternbeamten, sondern von wissenschaftlich gebildeten Leuten ausgeführt werden. Erstens schon deshalb, weil in der ältern Zeit die einschlägigen Quellen oft lateinisch oder halblateinisch abgefaßt sind, es z. B. in einer Bürgermatrikel des sechzehnten Jahrhunderts heißt: Balthasar Güsweiu von Kembnitz, balneator, exhibuit litteras, juravit, civis factus. Act. 9. Sept. 1561. Vor allem aber deshalb, weil die Quellen, die bei solchen Forschungen in Frage kommen, samt und sonders so kostbar sind und deshalb so sorgfältige und in jeder Weise schonende Behandlung erfordern (das beste wäre es, man brauchte zu ihrer Benutzung nur die Augen, nicht die Finger!), daß sie schlechterdings nicht gewöhnlichen Expedienten in die Hände gegeben werden sollten. Freilich giebt es auch wissenschaftlich gebildete Leute, die von dem Umgange mit wertvollen Büchern keine Ahnung haben, und die in zehn Wochen ein Buch mehr abnutzen, als ein andrer in zehn Jahren.

Die Ärzte und die Fremdwörter. Über den Unfug der Fremdwörter in der ärztlichen Wissenschaft ist schon oft geklagt worden — immer vergeblich. Jetzt läßt der Allgemeine deutsche Sprachverein ein Verdeutschungswörterbuch ausarbeiten; daß aber, nachdem dies mühevolle Werk begutachtet, durchberaten, abgeändert und endlich „angenommen" sein wird, die Ärzte sich darnach richten werden, ist wenig wahrscheinlich. Denn in diesem Falle klammert sich an die Fremdwörter nicht bloß bequeme Gewohnheit, sondern ein Standesvorurteil, und das ist noch schwerer zu überwinden.

Im Jahre 1889 erschien in dritter Auflage Roths „Klinische Terminologie,"

ein Buch, das die in der Heilkunde gebräuchlichen Kunstausdrücke nach ihrer Bedeutung und Ableitung erklären will. Demselben Zwecke dienen auch noch zwei oder drei andre Werke. Die Ärzte müssen also finden, daß das Griechisch und Latein, das sie dem Gymnasium verdanken, nicht ausreicht, sie zum Verständnis der Sprache ihrer Wissenschaft zu befähigen — ein Umstand übrigens, der den Eifer, mit dem sich so viele ärztliche Vereinigungen gegen die „Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medizin“ erklärt haben, in eigentümliche Beleuchtung rückt. Man denke nicht, daß nur einfache Ärzte in der Sprache Galens unsicher sind: es giebt Lehrer an den Hochschulen, die es nicht besser machen. In Ziemßens bekanntem großem „Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie,“ das etwa sechzig Gelehrte zu Verfassern hat, findet man wiederholt lethal gedruckt statt letal und für Katarrhus sogar Katarrhsis! Der betreffende Verfasser hat also nicht einmal von der Herkunft des Fremdworts, das die schlechthin häufigste Krankheit bezeichnet, eine Ahnung gehabt.*)

So etwas ist ja nun an sich kein Unglück; es bestätigt nur die alte Erfahrung, daß sich mit Fremdwörtern am liebsten behängt, wer sie nicht versteht. Es wäre daher verfehlt, von der Einsicht der Ärzte in ihre mangelhaften Sprachkenntnisse eine Heilung der unter ihnen wütenden Seuche zu hoffen. Das genannte Buch von Roth beabsichtigt denn auch nichts weniger als eine Verdeutschung der von ihm erklärten Bezeichnungen, im Gegenteil macht es sich zum Gesetz, in jede Erläuterung, die es giebt, möglichst viele Fremdwörter hineinzupacken. Man lese z. B.: „Epilepsia gravior, haut mal: Fälle von E., bei denen die Paroxysmen mit Koma und allgemeinen Konvulsionen auftreten.“ Die hier gebrauchten Kunstausdrücke sind ja nun allgemeiner bekannt; dies kann aber nicht als Entschuldigung dienen in folgenden Fällen: „Erythanthema... Sammelname für alle Efflorescenzen mit erythematöser Grundlage. cf. Erythema.“ Also nicht einmal siehe oder vergleiche! Überall heißt es „wissenschaftlich“ confer, vide, id quod.**) Man sieht nun Erythema nach, in der Hoffnung, hier auf ein deutsches Wort zu stoßen. Und richtig, eins findet sich: „Erythema: durch vasomotorisch-sensible Neurosen bedingte (soll heißen bewirkte oder verursachte, warum also nicht kausirte?) diffuse oder zirkumskripte Hautrötungen“ (endlich!).

Man wird an diesen Beispielen genug haben. Das ganze Buch besteht mit verschwindenden Ausnahmen nur aus solchen grauenhaften Satzgebilden.

Uns beschäftigt aber das Buch nicht an sich, sondern als Zeichen des unter den Ärzten herrschenden oder mindestens verbreiteten Geistes. In der wieder abgedruckten Vorrede zur ersten Auflage wird nämlich über die Kunstausdrücke in der Heilkunde eine Äußerung Virchows angeführt, die dem Buche gleichsam als Wahlspruch mitgegeben ist. Einem Kranken, der diese Worte liest, muß die Haut schaudern, wenn er sich vorstellt, daß sie sich sein Arzt möglicherweise zur Richtschnur dienen läßt. Sie lautet: „Sollte es nicht gerade in der heutigen Zeit, wo dem ärztlichen Stand so viele Gefahren drohen, gerechtfertigt sein, daran zu erinnern, daß die wirklichen Ärzte jede Anstrengung darauf verwenden müssen, auch in den kleinen Dingen ihre wissenschaftliche Stellung zu zeigen? und ist es nicht das erste Zeichen

*) Die Fehler finden sich in der zweiten, vielfach veränderten Auflage an denselben Stellen wie in der ersten, sind also keine Druckfehler.

**) Daß es den drei Herausgebern (Roth ist schon vor mehreren Jahren gestorben) gelungen ist, diese drei Ausdrücke fehlerlos anzuwenden, erregt um so größere Bewunderung, als sie es fertig gebracht haben, Vibration mit F statt V zu schreiben (S. 395).

eines wissenschaftlichen Mannes, daß er »die Sprache der Wissenschaft« zu reden versteht? Durch nichts bezeugt der Sachverständige deutlicher seine Befähigung als durch den korrekten Gebrauch der technischen Ausdrücke, durch nichts imponirt er mehr und nützt er mehr (!!!). Möchten diese Zeilen dazu beitragen, diese Auffassung recht allgemein werden zu lassen!"

Man traut seinen Augen nicht. Das Volk hegt den rührenden Glauben, der Arzt sei des Heilzwecks wegen da und bezeuge seine Befähigung eben durch die Heilung, und es giebt ja auch wissenschaftliche Werke, von großen Ärzten geschrieben, die diesem Köhlerglauben Vorschub leisten. Nein, sagt Herr Virchow, die Wissenschaft muß umkehren, der wirkliche Arzt wird an dem richtigen Gebrauch der Fremdwörter erkannt, darin liegt der Nutzen, den er stiftet. Durch Geschicklichkeit sich Ansehn erwerben zu wollen ist Unsinn, man imponirt den Dummen (und diese sind ja die Mehrheit) weit leichter durch reichliche Anwendung von Wörtern auf -om und auf -itis.

Der „Virchowverehrer" wird natürlich sagen: so ist das nicht gemeint. Darauf ist nur zu erwidern: dann wird zugegeben, daß Virchow nicht deutsch reden kann. Und das wäre allerdings nicht zu verwundern. Indem er alle Anstrengung darauf verwendete, in fremden Zungen reden zu lernen, konnte ihm wohl die Fähigkeit, sich in der Muttersprache richtig auszudrücken, abhanden kommen. Aber angesichts seiner Thätigkeit als Abgeordneter und Redner, die ihn zur Sorgfalt in der Behandlung der Sprache gewöhnen mußte, ist solche Auffassung schwerlich richtig, vielmehr ist anzunehmen, daß Virchow in der mitgeteilten Stelle, was er gesagt hat, auch wirklich hat sagen wollen, um so mehr, als er ja zu den zweiundvierzig gehört, die einst die berühmte Erklärung gegen den Sprachverein unterzeichneten.

Ist aber die Hoffnung, die Virchow am Schlusse ausspricht, in Erfüllung gegangen (und jedenfalls spricht nicht alles dagegen), so steht es schlecht um die Aussicht, daß die deutsche Sprache das große, ihr jetzt verlorne Gebiet der Heilkunde wieder erobern werde.

Dreisprachige Dörfer giebt es bei uns, seitdem außer Natur und Vernunft auch die Mode Einfluß haben darf auf die Sprache unsers Volkes durch erzwungne Vermittlung der Schuljugend. Daß der Dialekt da ist, ist eine nicht zu ändernde Thatsache, eine Naturerscheinung; ihn für häßlich zu halten, will der Verfasser dieser Zeilen niemandem wehren, obgleich er für sich der Überzeugung ist, daß jeder seiner „häßlichen" Laute in den lebenden Kultursprachen vorkommt und unbeanstandet gebraucht wird. Daß ferner alle Kinder Deutschlands hochdeutsch unterrichtet werden, ist, aus naheliegenden Gründen, sehr vernünftig. Wenn sich dabei zeigt, daß das „Volk" zwar sein Hochdeutsch verstehen und gebrauchen lernt, aber es nicht anwendet, sondern zu seinem Dialekt zurückkehrt, sobald der Zwang der Schule vorüber ist, so kann man das bedauern, man wird es aber voraussichtlich in langer Zeit nicht ändern. Was soll man aber dazu sagen, daß bei diesen eben geschilderten Verhältnissen nun noch ein drittes Idiom auf unsre Dörfer und in die Bürger- und Armenschulen unsrer Städte verpflanzt wird — das Theaterdeutsch?

Der Dialekt meiner Gegend würde ein bekanntes Verschen von Hey so ausgesprochen haben: „Genk wack, Igel, ech mot dich nech." Niemandem ist es eingefallen, die k-Laute darin für besonders schön zu halten. Nach allgemeiner Aussprache des Hochdeutschen deklamiren die Kinder: „Geh weg, Igel, ich mag dich nicht." Und neuerdings kommt der Herr Lehrer oder „die Fräulein" Lehrerin,

die frisch vom Seminar entlassen sind, und drillen nach dem Dogma: Das g hat nicht mehr einen verschiednen Laut, je nachdem es Anlaut ist oder auf a, o, u, au — oder auf i, e, ei, eu, äu und die Schmelzlaute folgt, sondern es ist unter allen Umständen ein „Gaumenexplosionslaut“ wie im Anlaut. Da nun in dem allergrößten Teil Deutschlands weder die Jungen noch die Alten ein weiches, „stimmhaftes“ g aussprechen können, so entsteht selbstverständlich eine harte, gespreizte, knorpelige Sprache; denn nun kommt ganz natürlich folgende Aussprache zu stande: „Geh weck, Ikel, ich mak dich nicht.“

Glückliche Jugend! So jung und schon dreisprachig! Mit euern Eltern und unter euch sprecht ihr Dialekt, mit Fremden, mit Respektspersonen des Ortes hochdeutsch und in der Schule à la Riccaut de la Marlinière. Ihr seid zu gescheit, zu leicht von Begriffen, zu sprachgewandt, daher müssen euch ein paar Schwierigkeiten mehr zu den vorhandnen in den Weg gelegt werden, z. B. die, daß euer Lehrer euch das „Normalwort“ Kruk vorführt und die zu Hause nachhelfenden Eltern nicht anders als Krug sagen können, oder die, daß ihr in Verwirrung geratet, wenn da die Rede ist von Ecken, mit denen geeckt wird, von Schmucklern, von Flacken, mit denen geflackt wird, u. s. w. Ihr seid zu tiefgründig, daher muß für Veräußerlichung gesorgt werden, indem den psychischen Begriffen, den Anschauungen, die im Innern als empfindungs- und gefühlbildende Kräfte thätig sein sollen, etwas fremdartiges zum Trüben und Verwirren beigegeben und dadurch etwas mehr vom äußerlichen Drill auf Kosten wirklicher Bildung zu stande gebracht wird. Der Gruß Adieu war euch verboten worden, weil er ein fremder Gruß ist; dafür schallts nun im Chor (d. h. nur in der Schule) „guten Morkn, guten Tack!“ Nun ists besser, nun denkt und empfindet ihr das richtige dabei.

Lange haftet freilich der Putz nicht, mit der Entlassung aus der Schule fallen die fremden Federn aus dem Gefieder, die Tournüre wird abgelegt, die an die Apfelbäume genötigten Birnen vermögen sich nicht zu halten. Noch weniger als es der allgemeinen hochdeutschen Aussprache hat gelingen können, die Laute des Dialekts zu verbannen, wird es dem Theateridiom gelingen, gegen jene beiden aufzukommen. Wozu also den Zwiespalt hineinwerfen ins Volk oder vielmehr zwischen Schule und Haus, wozu diese erfolglose und für Schule und Schüler nachteilige Beunruhigung?

Hätt es dem lieben Gott gefallen,
Wir wären alle Nachtigallen.

Es mag in Deutschland Gegenden geben, wo man niemals die Aussprache des g gehabt hat, die, nach den Reimen aller hervorragenden Dichter unsrer zweiten klassischen Zeit zu urteilen, in Deutschland herrschend gewesen ist. Aber was schadet es auch, wenn ein paar Millionen Deutscher wie mein Nachbar Schlesinger sprechen: Geben Sie mir ein beleckes Butterbrot! oder: Das Übel lickt zu tief, du krickst nicht heraus. Wir haben deshalb keinen Streit angefangen mit ihnen, möchten aber nun doch fragen: Mit welchem Recht will eine Minderheit jetzt der Mehrheit eine ähnliche Aussprache gewaltsam aufdrängen? Wer hat in dieser Angelegenheit Gesetze zu geben? Früher sagte man: Das Volk und die Dichter, und noch dazu ließ man bloß die guten gelten. Jetzt sagen die Schriftgelehrten: Die Bühne hat entschieden. Nun, wenn an der Bühne selbst etwas zu entscheiden gewesen ist, so hat sie dazu auch unzweifelhaft das Recht gehabt, aber was wäre denn im Volke und für das Volk zu entscheiden gewesen? Ist etwa der Stand der Schauspieler durch seinen Bildungsgang oder seine Stellung berufen, Gesetze zu geben? Wir fallen Zeitungsnachrichten ein, nach denen an den königlichen Schauspiel-

häusern in Berlin scharfe und schärfere Anordnungen den ausnahmslosen Gebrauch des modernen g erst durchgedrückt haben. Also die Bühne selbst erst abhängig von irgend einer hochgräflichen Laune, das Ganze vielleicht nichts weiter als eine Art militärischen Drills? Die Bühne kann den style soutenu pflegen, das Volk nicht; die Bühne ist der Ort, wo der gewöhnliche Mensch glaubt, sich jedenfalls anders als natürlich geben zu müssen. Ästhetische Urteile über Sprachlaute können überhaupt für die Gesamtheit niemals maßgebend werden, lebende Sprachen kümmern sich um die Frage, was schön oder nicht schön klingt, gar nicht. Wohin kämen wir auch? Wie lange würde es dauern, so ließen wir unsre Dorfjugend gurgeln: Machta und Machgareta wachteten im Gachten! Kein Laut ist so „häßlich," daß ihn nicht die Mode in Kurs bringen könnte. Möchten sich darum Schulleiter und Lehrer doch entschließen, unbekümmert um das Gebahren exklusiver Gesellschaftskreise, wo das Fremdartige immer das Vorgezogne ist und unter Moden die Natürlichkeit erstickt, die Pforten der Schulen zu verschließen gegen alle Launen der Mode und allen uniformirenden Drill.

Eins nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art.

Ein Einhalten auf dem eingeschlagnen Wege scheint uns für Volksschulen dringend geboten. Erwachsene, vielfach zur Beachtung inhaltloser Formen durch Umstände gezwungen, mögen sich ohne Schaden eine Tournüre der beschriebnen Art aufschnallen; für die naive Jugend bedeutet sie eine innere Unwahrheit, zu der Erzieher ihre Pflegebefohlenen nicht ohne Not drängen sollten.

Ein neuer Kupferstich. Louis Jacoby in Berlin hat einen Stich veröffentlicht nach dem Fresko Sodomas, das die Hochzeit Alexanders und der Roxane darstellt. Nur sehr wenige von den Tausenden, die jährlich nach Rom reisen, bekommen heutzutage das Bild zu sehen. Die Villa Farnesina öffnet zwar zweimal des Monats ihre Gartensäle, wo Raffaels Psychegeschichten und die Galatea zu sehen sind; wer aber nach Sodoma fragt und in das obere Stockwerk hinauf verlangt, dem stellt der Thürhüter ein kategorisches: Impossibile! entgegen. Erst wenn die Fremdenzeit vorüber ist und die Sommersonne Rom entvölkert, mag es einzelnen gelingen, Zugang zu jenen Räumen zu finden. Was sich aber dann dem Auge dort bietet, wird nicht leicht vergessen werden. Nicht umsonst ist Sodoma in der Nähe Lionardos aufgewachsen. Er hat seinen weiblichen Köpfen in einigen Fällen einen Ausdruck von Holdseligkeit verliehen, der jeden Beschauer gefangen nimmt, und die Weichheit seines malerischen Vortrags entzückt um so mehr, je empfindlicher gerade in der Farnesina der künstlerische Sinn verletzt wird durch die grenzenlos rohe Behandlung, die Raffaels Figuren erfahren haben. An einen Kupferstich werden hier die höchsten Anforderungen gestellt; aber man darf sagen: Jacoby ist ihnen als Meister gerecht geworden.

Der Raum, wo sich das Hochzeitsbild befindet, ist nicht groß. Es nimmt eine Schmalseite ein und liegt der Fensterwand gerade gegenüber. Der Besteller war Agostino Chigi, ein Bankier, derselbe, der auch Raffael beschäftigte und der die Villa hatte bauen lassen.

Die Szene ist auf den hohen festlichen Ton des römischen Cinquecento gestimmt. Ein ideales Lokal: kein gewöhnliches Zimmer, sondern ein Raum, der sich ohne Thüren ins Freie öffnet, in Säulenhallen überführt, den reichlichsten Ausblick in die freie Landschaft gewährt, ein Raum, wie er nie gebaut worden ist und noch

weniger zu einem Vermählungsfest gewählt worden wäre. Aber die Leute fragten damals nicht nach der historischen Richtigkeit und Möglichkeit, sondern sie gaben sich zufrieden, wenn die architektonischen und landschaftlichen Motive dazu beitrugen, den Eindruck des Jubels zu verstärken.

Der Blick fällt zunächst auf die Braut. Sie sitzt (links) auf dem Bettrand, am untern Ende. Nur wenige Gewandstücke hüllen noch ihre Glieder ein. Amoretten sind eifrig dabei, die Entkleidung zu besorgen. Mit großem Kraftaufwand sucht einer ihr die Sandalen vom Fuße zu streifen. Schamhaft verlegen sieht sie ihm zu. Ein andrer hat sich auf die Polster und neben sie herangemacht; er hält das leichte Hemd über ihrer Brust fest und sieht dem nahenden Bräutigam entgegen, als wollte er fragen, ob der Augenblick da sei, es fallen zu lassen.

Alexander naht mit der vornehmen Gelassenheit, die das Cinquecento seinen Helden zu geben liebte. Er reicht der Braut eine Krone. Dabei greift die linke Hand mit etwas blöder Bewegung in den Mantel. An dem Tritt vermißt man die Festigkeit. Es wird wohl niemand widersprechen, wenn wir diesen Alexander als die am wenigsten glückliche Figur des Bildes bezeichnen. Der Beschauer hält sich lieber an den kleinen Putto, der mit Lachen den König am Rocke nach dem Bette zerrt.

Hinter Alexander, der gerade die Mitte des Bildes einnimmt, folgt noch eine Gruppe von zwei Jünglingen, der eine bekleidet, der andre fast nackt: man nennt sie Hephästion und Hymenäus. In den Augen und in der Handbewegung des Nackten liegt der Ausdruck staunenden Entzückens über den lieblichen Anblick. Auch diese Geberde aber maßvoll, zurückhaltend, vornehm.

Aber noch nicht genug der Figuren. Rechts kommt noch ein Zug Putten heran, mit allerlei Scherz, und am linken Ende der Bilder, von wo wir ausgegangen sind, steht auch noch ein Grüppchen von Dienerinnen, die sich entfernen sollen, aber nur langsam Platz machen. (Die eine trägt einen Krug auf dem Kopfe und bietet einen interessanten Vergleich mit der bekannten Figur in Raffaels Burgbrand.) Das eigentliche Leben scheint aber erst oben, in den Lüften, anzugehn. Wenn die Mägde hinaus müssen, so dürfen doch die Putten im Saal drin bleiben. Sie schwärmen herum und verschießen ihre Pfeile, während die vorsichtigern bei Zeiten auf dem Dach des Bettes hinter den grünen Vorhängen einen guten Platz sich sichern.

Der Reiz liegt bei Sodoma immer mehr in den Einzelmotiven als im Ganzen. Er hatte wenig Gefühl für eine harmonische Raumfüllung. Auch dieses Bild wirkt oben wie abgeschnitten. Die Figuren sind so verteilt, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, sie litten Zwang unter dem Rahmen. Das Bild im ganzen hat auch kein angenehmes Verhältnis zu dem Zimmer, in dem es sich befindet. Es erscheint bei seiner Größe beengt, und mit den Gemälden der anstoßenden Wände ergeben sich unangenehme Widersprüche.

Sodoma war kein architektonisch denkender Künstler. Sein Stil hat etwas weiches, fließendes. Sein Geschmack ging auf das weibliche. Die festgefügte männliche Form und die Darstellung entschiedner Handlung ist nicht seine Sache. Er hat keine scharfe Zeichnung. Aber in der Modellirung des blühenden Fleisches ist er von größtem Reiz und in der Wirkung des Helldunkels ein Zauberer. In der Wiedergabe dieser Eigenschaften lag die größte Schwierigkeit für den Stecher: die Hand Jacobys scheint sie mühelos überwunden zu haben. Sein Stich wird dem, der das Original nicht gesehen hat, eine Vorstellung von der bestrickenden Wirkung von Sodomas Pinsel geben. Das Blatt hat eine Größe von 32 zu 59 Centimetern.

H. W.

Litteratur

Zur Grillparzerbibliothek. Es ist zwar altmodisch geworden, von dem Maß in irgend welchen Dingen zu reden, und die „Moderne“ thut sich etwas darauf zu gute, mit diesem blöden Begriff der „Antike“ gründlich aufgeräumt zu haben. Aber man sollte sich doch die Leute, denen man das Maßlose zumutet, etwas genauer ansehen. Wenn man z. B. das früher gegen einen Dichter wie Franz Grillparzer verübte schwere Unrecht und die oberflächliche Unterschätzung der dreißiger und vierziger Jahre dadurch gut machen möchte, daß man nun zur byzantinischen Vergötterung schreitet und über denselben Dichter, dem man früher keinen ordentlichen Aufsatz widmen mochte, eine ganze Bibliothek zusammenschreibt, so müßte man doch zuvor bedenken, daß sich die Modernen den Teufel um Grillparzer kümmern, und die sämtlichen Bände und Hefte besagter Bibliothek ihre Leser unter den Leuten suchen müssen, die auf das glücklich überwundne Maß noch irgend etwas halten. Ganz abgesehen davon, daß der Versuch, Grillparzer eine ähnliche Stellung und Nachwirkung in der deutschen Littaratur und Kultur zu sichern, wie Goethe, Schiller oder selbst Lessing, an der innern Unmöglichkeit scheitert, daß Grillparzer, bei aller Bewunderung, die seine Dichtungen verdienen, als Persönlichkeit, als Bildungsmensch weit hinter den großen vorbildlichen Gestalten der klassischen Zeit zurückbleibt, ist überhaupt die Zeit gekommen, unsre Bibliotheken zu sichten, nicht aber neue Bibliotheken zu schaffen. Dazu muß man sich sagen, daß selbst ein mäßiger Teil der papiernen Anerkennung, die heute dem Dichter gezollt wird, vollkommen hingereicht hätte, dem Lebenden eine freudigere Entfaltung zu gönnen und ihn vor der galligen Mißlaune, der verstimmten Mißrede zu bewahren, die uns aus der Schrift Grillparzers Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben, Unterredungen mit Adolf Foglar (Stuttgart, G. J. Göschen) entgegenklingt. Dergleichen Veröffentlichungen schaden geradezu dem Dichter. Man muß sich sein unerquickliches Leben, seinen österreichischen, ja Wiener Partikularismus beständig ins Gedächtnis rufen, um sich gewisse, kaum glaubliche Äußerungen Grillparzers erklären zu können. „Ich fürchte die Präponderanz Preußens fast noch mehr als die Frankreichs,“ orakelt er nach den preußischen Siegen. „Es kann noch immer ein unerwartetes Wunder kommen. Ich denke noch daran, wie im Jahre 1811 alle Welt den Kaiser Napoleon für unbesiegbar hielt und die Hände in den Schoß legte. Nach einem Jahre ist er mit seinem ganzen Heere in Rußland durch den Frost umgekommen. So kann auch heute die preußische Macht gebrochen werden.“ Grillparzer dachte wohl nur daran, daß der russische Frost die erste Ursache zum spätern Sturz Napoleons geworden war. Denn was das historische Faktum anlangt, so ist freilich das Heer des Kaisers in Rußland erfroren, aber nach Aussage des neunundzwanzigsten Bulletins „war die Gesundheit Seiner Majestät nie besser.“ Grillparzer findet es in diesen Unterredungen ganz natürlich, daß die flache Wiener Malice den schweigsamen Uhland für einen Trottel hält und fügt erstaunlich unbefangen hinzu: „Wir alle reden auch im Dialekt, der Österreicher wird jedoch nie lächerlich werden. Aber wenn der Schwabe Geischt sagt statt Geist, lacht alles — sowie wenn der Sachse sein singendes Hochdeutsch anfängt.“ Hier tritt Grillparzer nicht bloß in die Fußstapfen, sondern sogar in die Schuhe des ehrlichen englischen Bedienten Tom Dawson, der seine Beobachtungen in dem Paris der Restauration mit den Worten

zum besten giebt: „Die französischen Fußgarden gehen blau und alle Feldregimenter statt rot weiß, was sehr einfältig für Soldaten aussieht und was die blauen Uniformen betrifft, so passen sie bloß für die Blauen (englisches Reiterregiment) und die Artillerie.“ Daß neben solchen unerquicklichen Geplausch auch geistvolle und tiefere Äußerungen in diesen Unterredungen enthalten sind, braucht nicht erst gesagt zu werden. Immer aber kontrastirt die Bitterkeit und Schärfe aller Urteile über Deutschland und deutsches Geistesleben unerfreulich mit der bequemen, ja einfältigen Duldung der erbärmlichsten Mittelmäßigkeit, wenn sie deutsch-österreichisch ist. Etwas von dieser Art Grillparzers leuchtet auch aus dem Buche Im Jahrhundert Grillparzers, Litteratur- und Lebensbilder aus Österreich von Adam Müller-Guttenbrunn (Wien, Kirchner und Schmidt) hervor, nur daß hier der Verfasser ein klares Bewußtsein davon hat, daß der Mensch Grillparzer „eines der merkwürdigsten seelischen Probleme ist“ und daß, wer seinem Wesen näher zu rücken versucht, das Gefühl hat, „als ob er plötzlich den Boden unter den Füßen verlöre.“ Jedenfalls darf man sich dagegen verwahren, daß dem Sonderlingsleben und der hypochondrischen Mißstimmung des Dichters irgend eine vorbildliche und maßgebende Bedeutung zugesprochen wird. Und vor allem darf aus dem persönlichen Verhältnis Grillparzers zu einer ganzen Reihe von Wiener „Dichtern“ nicht gefolgert werden, daß eine Verpflichtung für Kritik und Publikum obwalte, besagte Dichter ernsthaft und als Talente zu nehmen. Es mag so sein, wie Grillparzer einmal gesagt hat: „Wissen S', wenn man jemand nur nicht gesagt hat: du bist ein Esel! so geht er hin und erzählt, ich hab' ihn gelobt.“ Dennoch bleibt es wahr, daß Grillparzer eine wunderliche Schwäche für die poetischen Schönredner und die Trivialromantiker der altösterreichischen Litteratur hatte, und daß uns die anschwellende Grillparzerlitteratur mit der Gefahr bedroht, zu Grillparzer auch die Otto Prechtler, Eduard Mautner, Josef Weilen und der Himmel weiß wen noch als Klassiker in den Kauf nehmen zu müssen. Die Aufsätze über „Theodor Körner in Wien,“ „Ferdinand Raimund,“ „Eduard Bauernfeld,“ „Ludwig Anzengruber“ u. a., stehen zu Grillparzer nur in der ganz äußerlichen Beziehung, daß die Besprochnen in seinem Jahrhundert lebten.

Die gehaltvollste unter den neuesten Grillparzerschriften scheint uns ein Heft: Grillparzer. Studien von Dr. Adolf Lichtenfeld zu sein. (Wien, Carl Graeser). Hier finden sich sechs Aufsätze, deren Inhalt auch da noch wertvoll und anregend erscheint, wo man dem Verfasser nicht zustimmen kann. Die einzelnen Studien behandeln: „Die Einheit der Zeit,“ „Das Entsagungsmotiv,“ „Kultur und Barbarentum,“ „Noch ein Bancbau,“ „Die klugen Frauen,“ und gipfeln in dem Schlußaufsatz „Über die Schaffensweise Grillparzers,“ der sich eingehend mit der schwer zu erläuternden künstlerischen Psyche des Dichters und mit dem Unterschied zwischen seiner ersten und seiner zweiten Schaffensperiode beschäftigt.

Ein künstlerisch vollendetes Wert über Grillparzer würde mehr bedeuten und mehr nützen, als die anschwellende Bibliothek nichtiger Erinnerungen und tüchtiger Studien.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Interessenvertretung und Bundesrat

Interessenvertretung ist das Schlagwort unsrer Zeit, der elektrische Funke, der die Herzen des Volkes lebhafter schlagen macht, die Flut, die die trägen Volksmassen aufrührt, mit fortreißt und zu neuen Gestaltungen drängt.

Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Welt mit dem Gedanken der politischen Freiheit und Gleichheit beschenkt. Der Widerstand mittelalterlicher Staatsgestaltung dagegen war bald gebrochen, und siegreich hat die Fahne der politischen Freiheit und Gleichheit die Welt erobert. Der Traum, der unsre Väter und Großväter zu Anfang dieses Jahrhunderts erfüllte, ist längst zur Wirklichkeit geworden, aber — das Glück ist ausgeblieben, und neue Träume von Glück und Wohlfahrt haben sich der Volksseele bemächtigt.

Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts hat die Welt erkennen lassen, daß politische Freiheit und Gleichheit nur wesenlose Schatten sind, unter deren Herrschaft sich ein Grad von bürgerlicher und sozialer Ungleichheit und Unfreiheit gebildet hat, wie er in der Geschichte der Menschheit kaum jemals dagewesen ist. Statt des verheißnen Menschenglücks ist ein Massenelend über die Welt hereingebrochen, das durch die Anhäufung von irdischen Gütern in einzelnen Händen nur um so greller beleuchtet wird. Kein Wunder, daß die Völker aus den Träumen ihrer politischen Kindheit erwachen, und der Schrei nach Brot statt der gebotnen Steine in allen Kreisen der Bevölkerung ertönt. Ihn beschwichtigen wollen wäre kindisches Bemühen, vergeblich wie der Versuch, den Orkan aufzuhalten, der über die Länder fegt. Wer sich ihm entgegenstellt, wird niedergeworfen, und wäre er der mächtigste Mann der Erde. Nur wer mit dem Sturme segelt, kann die Macht des Sturms überwinden und sein Schiff im sichern Hafen bergen.

Der Ruf nach Interessenvertretung, der heute aus allen Gauen Deutschlands ertönt von dem wilden, rauhen Wutschrei der Sozialdemokraten und Antisemiten bis zu den Klageliedern der Handwerker und Landwirte, deutet den kommenden Sturm an. Der erfahrene Pilot hat seine Anzeichen längst bemerkt und den Mann am Steuerruder gewarnt. Möge dieser rechtzeitig seine Vorbereitungen treffen und das Staatsschiff in ruhiges Fahrwasser leiten. Das ist die große Aufgabe, vor der die deutsche Staatsleitung heute steht. Die Bewegung sich selbst überlassen, hieße einfach die Konfusion zum Regierungsprinzip machen. Die Politik des laissez aller — la politique des imbecils — wäre einer solchen Bewegung gegenüber ein Verbrechen. Wir bedürfen einer rettenden That, wenn der Wirrwarr, die Zersetzung, das politische Babel nicht unheilbar werden soll! Werden die Männer am Ruder dieser Aufgabe gewachsen sein?

Graf von Caprivi hat die Führer der agrarischen Bewegung davor gewarnt, einen Sturm zu entfesseln, den zu bannen sie leicht die Macht verlieren könnten. Er hat die Konservativen gemahnt, die demagogischen Bahnen zu verlassen, in die der Antisemitismus eingelenkt habe. Vergebliche Mühe! Bewegungen von so elementarer Gewalt wie die Sozialdemokratie, der Antisemitismus, die agrarische Frage werden überhaupt nicht gemacht, sie machen sich selbst. Der einzelne ist nur Werkzeug, nicht Urheber, er schiebt nicht, er wird geschoben, und wenn er zurücktritt, so treten zehn andre an seine Stelle. Warnungen, auch die wohlgemeintesten, haben solchen elementaren Kräften gegenüber meist die entgegengesetzte Wirkung, sie vergrößern die Macht des Sturmes, statt ihn zu besänftigen. Demagogisch nannte man den Aufschrei des Volkes, sich selbst zu helfen. Gewiß! Demagogisch ist alles, was das Volk selbst machen muß, weil es ihm von seinen berufnen Leitern versagt wird. Demagogisch ist vor allen Dingen das allgemeine Stimmrecht. Kann man sich wundern, wenn das Volk nach sechsundzwanzigjähriger vortrefflicher Schulung durch die politischen Parteien endlich die Waffe für sich gebrauchen lernt, die es bisher nur im Interesse andrer geschwungen hat? Ist das nicht die notwendige und unausbleibliche Folge unsrer fundamentalsten Verfassungsbestimmung, eine Folge, die jedes politische Kind schon 1867 voraussehen konnte? Was soll also der Vorwurf „demagogisch“ einer solchen demagogischen Verfassung gegenüber bedeuten? Was will man damit erreichen? Sieht Graf Caprivi nicht, daß gerade der Aufschrei unsers Volkes nach Interessenvertretung vielleicht die Möglichkeit bietet, aus den demagogischen Unmöglichkeiten, die die Reichsverfassung nun einmal geschaffen hat, auf gesetzlichem Wege herauszukommen? Wohlgemerkt, wenn die Bewegung richtig gewürdigt und staatsmännisch geleitet wird! Das ist die Aufgabe der Reichsregierung.

Doch wie ist diese Aufgabe zu erfüllen?

Nun, es führen viele Wege nach Rom, der eine schwieriger und steiler

als der andre, und in einer Frage, deren Lösung durch bisher unbekannte Gebiete führt, hat jeder Pionier das Recht und die Pflicht, zu sprechen, wenn er in dieser unwegsamen Gegend einen Pfad gefunden zu haben glaubt.

In einem monarchischen Staat ist die Lösung einer solchen fundamentalen Frage zunächst Aufgabe der Regierung. Deshalb wenden sich in Deutschland heute alle Blicke fragend nach oben. Der einzelne kann nur anregend oder aufklärend wirken, die Führung, die Entscheidung gehört der monarchischen Staatsleitung. Erst wenn sich diese dauernd ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigt, denkt das Volk an Selbsthilfe. Im Interesse der Monarchie liegt es aber, daß ein solcher Zeitpunkt in Deutschland niemals eintrete.

Wie und wo aber kann die Regierung den Hebel ansetzen, ohne den wohlgefügten Bau Deutschlands zu erschüttern? Verfassungsänderungen sind immer gefährliche Operationen, namentlich in einem so jungen Staatswesen, wie es das deutsche Reich ist. Wer dazu schreiten muß, der sehe wohl zu, daß er das Messer an der richtigen Stelle ansetze und den Schnitt nicht tiefer mache, als zur Heilung unbedingt nötig ist.

Wer wie das deutsche Volk jetzt unter dem Eindruck steht, den das unbefriedigende Scheinleben unsers Reichstags in den letzten Monaten auf alle Kreise gemacht hat, wer die völlige Unfruchtbarkeit der Verhandlungen, die Furcht vor jeder ernsten Entscheidung, den Mangel an allem eignen Vorgehen, den Wirrwarr der Meinungen, die leeren Bänke, das Sichbreitmachen einzelner parlamentarischer Routiniers, die Unfähigkeit, selbst die wichtigsten Fragen, wenn sie von einem Fraktionsgegner angeregt werden, ernst und sachlich zu behandeln, kurz, das ganze politische Babel in unserm Parlament täglich bitter empfunden hat und mit den leidenden Berufsständen unsers Volkes in den Erlösungsruf (!) nach Interessenvertretung einstimmt, der wird dabei natürlich an eine anderweitige Organisation des Reichstags, an Änderung der Wahlordnung u. s. w. denken. Änderung des Reichstags und Umwandlung in eine Interessenvertretung — das ist der naheliegende Gedanke, der heute unausgesprochen in den Köpfen von Millionen deutscher Bürger klingt.

Und doch, wer hätte heute wirklich die Macht und den Mut, den Kampf mit dem allgemeinen Stimmrecht aufzunehmen! Die Zeit hierfür scheint uns vorüber oder — vielleicht noch nicht gekommen. Fürst Bismarck, im Vollbesitz seiner mächtigen Stellung, hätte es vielleicht ohne Gefahr vermocht, als er einsah, daß das von ihm zur Bekämpfung des gefürchteten fürstlichen Partikularismus in die Reichsverfassung eingefügte allgemeine Stimmrecht ebenso überflüssig wie gefährlich war. Er hat den Versuch nicht gemacht — aus welchen Gründen, entzieht sich zur Zeit noch der Beurteilung. Heute, nachdem auch die ruhigen Massen des Volkes zum Bewußtsein der ihnen durch das allgemeine Stimmrecht verliehenen Macht gekommen sind, wäre der Versuch für seine Nachfolger unendlich gefährlicher, abgesehen davon, daß niemand unter

ihnen bisher hat erkennen lassen, daß er zu einem solchen Kampfe den Mut, die Willenskraft und die schöpferische Gestaltungskraft besitze. Die letzte Eigenschaft ist aber die wichtigste für den zukünftigen Reformator deszall gemeinen Stimmrechts. Kühner Mut, zähe Energie würden sich finden, sobald erst ein Reformator erstanden wäre, der uns mit prophetischem Scharfblick sagen könnte, durch welche wirklich lebenskräftige Institution das allgemeine Stimmrecht zu ersetzen sei. Hier stehen wir aber in Deutschland vor einer absoluten Leere. Auch nicht der Schatten eines annehmbaren Gedankens darüber, welche bessere Organisation des Wahlrechts und der Vertretung das allgemeine Stimmrecht ersetzen könnte, ist bisher aufgetaucht. Wer aber an den Grundlagen unsrer politischen Organisation rütteln will, der muß vor allen Dingen wissen, auf welche festern Grundlagen er unsern Staatenbau gründen will, wenn er nicht auf Sand bauen und das ganze Gebäude zum Wanken bringen will. Die bloße Erkenntnis der offenkundigen Mängel unsers Verfassungsbaues, namentlich der Unvereinbarkeit des allgemeinen Stimmrechts mit dem dauernden Bestand einer sozialen Monarchie genügt nicht. Wir würden in wahnwitzige Bahnen einlenken, wenn wir einreißen wollten, ehe wir wissen, ob wir besser und fester wiederbauen können. Das wäre sozialdemokratisches Gebahren, aber kein monarchisch-staatserhaltendes. Für uns ist deshalb jede Änderung der Reichsvertretung und der Reichswahlordnung zur Zeit noch ultima ratio, die erst dann in Frage kommen könnte, wenn der Krieg unvermeidlich geworden wäre.

Und doch verlangt das Volk von Tag zu Tag dringender nach einer wirksamen Vertretung seiner wirtschaftlichen Interessen und beginnt schon vereinzelt seine Unzufriedenheit mit den bestehenden wirtschaftlichen Zuständen auf die Staatsleitung zu übertragen! Wir fragen jeden ernsten deutschen Mann: Soll diese Entfremdung von Minute zu Minute wachsen? Wohin soll es führen, wenn sich die konservativsten Teile des Volkes innerlich mehr und mehr von König und Vaterland abwenden? Hier muß Abhilfe geschafft werden, wenn die Zustände nicht haltlos werden sollen. Daß Büreaukratie und Parlament dem nicht gewachsen sind, fühlt jeder deutsche Bürger und Landmann heute instinktiv. Wer nicht einen Strohhalm sein eigen nennt, wer mit dem Volks- und Erwerbsleben der Nation gar keine persönliche Fühlung hat, kann selbst beim besten Willen für die Leiden des Volkes kein wirkliches Verständnis haben, es fehlt ihm eben an dem geeigneten Organ der Erkenntnis. Wohl kann man ohne ein solches die statistischen Tabellen über Einfuhr und Ausfuhr, über Erzeugung und Verbrauch virtuos beherrschen. Aber die Hauptsache: wie diese toten Zahlen auf Volkswohl und Volkswehe wirken, bleibt dem reingezüchteten Büreaukraten fremd. Denn Volkswohl und Volkswehe gehören zu jenen wunderbaren „Imponderabilien," die wie Feuer, Licht und Elektrizität die gewaltigsten Kräfte in sich schließen, die sich aber nicht nach Zahl und Gewicht bestimmen lassen, sondern nur mit dem Auge wahrgenommen,

mit den Nerven gefühlt werden können. Der begabteste Staatsmann, der hierfür kein Organ hat, ist ein Verhängnis, mag er sonst von Wohlwollen und den besten Absichten triefen.

Wenn aber Büreaukratie und Parlament versagen, so folgern wir daraus mit Notwendigkeit, daß in unsern Staatsorganismus ein Organ eingefügt werden muß, das berufen und befähigt ist, die Vermittlung zwischen dem sozialen Leben der Nation und der bestehenden Gewalt der Gesetzgebung zu übernehmen und in allen wirtschaftlichen Fragen den eigentlichen Ausschlag geben muß!

Wir haben uns nun die Frage vorgelegt, ob und wo in die Reichsverfassung ohne Störung für die bestehende Organisation ein solches Organ eingefügt werden könne, und wollen versuchen, darauf Antwort zu geben. Daß es an einem solchen Organ in der Reichsverfassung fehlt, hat Fürst Bismarck mit seiner wunderbaren Feinfühligkeit für öffentliche Dinge längst herausgefunden und durch Einführung des Volkswirtschaftsrats zu ergänzen versucht. Der Versuch ist aber mißlungen, weil dem neugeschaffnen Institut jede gesetzliche Funktion fehlte. Es war nur eine neue Art von Büreaukratie geschaffen, die für die Regierung zeitweise vielleicht Wert hatte, im Volke aber nicht einmal einen succès d'estime erringen konnte. Denn eine Interessenvertretung, die nichts zu sagen hat, die dem Volke von der höhern Büreaukratie diktirt ist, die man nach Belieben fragen und nach Hause schicken kann, je nachdem sie für die leitenden Männer bequem oder unbequem wird, ist für das Volk wertlos. So war der Volkswirtschaftsrat von Anfang an ein totgebornes Kind, er konnte seinen Zweck nicht erfüllen, dem Volke eine Bürgschaft dafür zu geben, daß in wirtschaftlichen Fragen die wirtschaftlichen Volksinteressen allein ausschlaggebend sind. Man wird also die Lösung der Aufgabe auf einem andern Wege suchen müssen.

Bei dieser Sachlage möchten wir die Aufmerksamkeit auf den Bundesrat lenken und die Frage aufwerfen, ob nicht durch eine repräsentative Erweiterung und Umgestaltung des Bundesrats eine Einrichtung geschaffen werden könnte, die ohne weitern Eingriff in die Bundesverfassung dem Volke die unabweisbar notwendig gewordne Vertretung seiner wirtschaftlichen Interessen gewährte und gleichzeitig ein Gegengewicht gegen die im Reichstag von Jahr zu Jahr wachsenden rein demagogischen Strömungen bieten könnte. Unser Gedanke hierbei ist nicht, den Bundesrat in eine Art volkswirtschaftliches Oberhaus zu verwandeln. Möge der Bundesrat in politischen und Verwaltungsfragen seine jetzige Kompetenz und Organisation behalten, für Änderungen nach dieser Richtung hat sich bisher trotz der vielfach auseinandergehenden Meinungen über seinen Wert und Unwert kein klares, zweifelloses Bedürfnis ergeben. Wir möchten vielmehr die Frage anregen, ob nicht dem Bundesrat für seine Entscheidungen in allen Fragen volkswirtschaftlicher Natur ein aus

freier Wahl der Hauptberufsstände hervorgehender Beirat mit vollem Stimmrecht zur Seite gestellt werden könnte. Die Mitglieder dieses Beirats würden nach dem jetzigen Steuerverhältnis der Reichsverfassung auf die einzelnen Bundesstaaten zu verteilen sein und in diesen durch Wahl der bereits bestehenden oder zu schaffenden Berufsorganisationen (Handelskammern, Gewerbekammern, Landwirtschaftskammern) zu wählen sein. Die Einberufung des großen Bundesrats würde jederzeit dann einzutreten haben, wenn es von der Reichsregierung angeordnet oder von einer gewissen Stimmenzahl im kleinen Bundesrat hinsichtlich der zur Beratung stehenden Fragen verlangt wird.

Die jetzigen Funktionen des Bundesrats könnten durch eine derartige Erweiterung kaum beeinträchtigt werden, seine Stellung würde der Reichsregierung wie dem Reichstage gegenüber sehr an Bedeutung gewinnen, er würde an Rückgrat wie an Sachkenntnis wachsen und bei der steigenden Bedeutung der wirtschaftlichen Fragen für das Leben der Nation vielleicht der ausschlaggebende Faktor werden. Der Grundgedanke des Bundesrats ist schon heute Interessenvertretung, Schutz der berechtigten Interessen der Einzelstaaten gegen Majorisirung durch die Allgemeinheit. Jeder Zuwachs, den er in dieser Richtung erhielte, würde nicht bloß den wirtschaftlichen Interessen der einzelnen Bundesstaaten zu gute kommen und daher von diesen kaum bekämpft werden. Möglich, daß mit der Zeit aus diesem großen Bundesrat ein wirklich machtvolles Oberhaus herauswüchse, dem naturgemäß die Vermittlung und Versöhnung zwischen der monarchischen Spitze und dem demagogischen Unterbau unsrer parlamentarischen Verfassung zufallen würde, die sich heute ganz unvermittelt gegenüber stehen, und deren innere Unvereinbarkeit früher oder später unvermeidlich zu Krisen führen wird. Daß ohne ein solches starkes im Volke selbst wurzelndes Gegengewicht die Monarchie dem heranziehenden demagogischen Ungewitter dauernd werde standhalten können, wird selbst der zuversichtlichste Monarchist kaum zu behaupten wagen. Heute hat die Monarchie nur noch eine unerschütterliche Stütze — das Heer! Ohne dieses wäre der Straßenkampf mit Anarchie und Sozialdemokratie längst entbrannt. Wie lange wird diese Stütze unversehrt bleiben? „Nicht Roß, nicht Reisige sichern die steile Höh, wo Fürsten stehn!" heißt es im Preußenliede. Die sicherste Stütze des Throns liegt auch heute noch in der Liebe und Dankbarkeit des Volkes, die täglich neu aus der Überzeugung geboren werden muß, daß die berechtigten Interessen des Volks ihre beste Stütze im Throne finden.

Wohl nie hat ein Fürst seinen Nachfolgern ein größeres monarchisches Kapital hinterlassen, als Kaiser Wilhelm der Erste und Einzige an jenem 9. Märztage des Jahres 1888. Schier unerschöpflich schien es zu sein. Fünf kurze Jahre sind seitdem verflossen. Wer wie wir unter und mit dem Volke lebt und dabei einen Abscheu gegen jede bewußte Schönfärberei und Fälschung der Wahrheit hat, der wird sich mit Trauer eingestehen, daß der neue Kurs

dieses ungeheure Kapital weder vermehrt noch ungeschmälert erhalten hat. Wir zehren heute vom Kapital, obwohl ein statistisch geschulter Büreaukrat aus der Thatsache, daß die Bestrafungen wegen Majestätsbeleidigung nicht zugenommen haben, mit überlegner Sicherheit leicht das Gegenteil beweisen könnte. Wo die Schuld liegt, ist schwer festzustellen. Nur so viel steht felsenfest, daß es wesentlich Versäumnisse auf wirtschaftlichem Gebiet gewesen sind, die an diesem Kapital gezehrt haben. Häufig war es auch nur ein unglückliches Wort, das den Ausschlag gab. Wer es den wahrhaft entsetzlichen sozialen und sittlichen Zuständen gegenüber, die das größte Wachstum der Industrie geschaffen haben, wagen kann, die Industrie als Nährmutter des Volkes zu feiern, den wird das Volk hoffnungslos zu den Blindgebornen rechnen. So trübe aber auch der Blick auf einzelnen Ministerstühlen sein mag, um so klarer leuchtet uns ein Auge vom Thron entgegen. Ihm wird es nicht entgehen, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann. Zu ihm schauen wir denn auch hoffnungsvoll in dem Sturm der Zeit auf! Möge die Vorsehung, die die Hohenzollern noch nie verlassen hat, ihnen auch in diesen dunkeln Tagen die Wege zeigen, der wirtschaftlichen Not des Volkes zu steuern! Das hoffen alle ehrlichen Deutschen, die noch nicht vom Dienste des Mammons geblendet sind und nicht aus Ekel vor dem wilden Tanz ums goldne Kalb in Haß und Groll ihr Herz vom Vaterlande abgewandt haben.

Innere Kolonisation

(Schluß)

Bei der Durchmusterung der vor Erlaß der Rentengutsgesetze unternommenen Kolonisationsversuche erwähnt Sering zunächst zwei Gründungen von Rittergutsbesitzern, die auf ihren Gütern Kolonisten ansetzten, lediglich zu dem Zwecke, sich Arbeiter zu sichern. Der eine Versuch, wo die Parzellen zu ganz freiem Eigentum verkauft wurden, verlief sehr glücklich für die Kolonisten. Mehrere von ihnen verkauften, nachdem sie es zu etwas gebracht hatten, ihr kleines Anwesen an Nachbarn, um anderwärts eine größere Besitzung zu erwerben, die Zurückbleibenden vergrößerten durch solche Gelegenheitskäufe stetig ihre Gütchen, und mit der Zeit ward aus der ursprünglichen Arbeiterkolonie ein stattliches Bauerndorf, das natürlich dem Gutsherrn keine Arbeiter mehr stellt. Im andern Falle hat der Besitzer die Parzellen nur verpachtet und sich durch raffinirt ausgeklügelte Vertragsbedingungen die Dienste der Kolonisten gesichert,

daß diese in thatsächlicher Hörigkeit an ihn gebunden sind. Der ist nun mit dem Erfolg seiner Gründung sehr zufrieden. Allerdings gesteht er ein, daß seine Instleute, weil sie besser genährt sind, in der Arbeit mehr leisten als die Pächter, die nur dadurch den Pacht erschwingen könnten, daß sie „sich durchhungerten," was Polen besser fertig brächten als Deutsche.

Sodann werden Kolonien in Pommern und Westpreußen geschildert, die nicht zu dem Zwecke gegründet worden sind, dem Gute Arbeiter zu sichern, sondern weil es das einzige Mittel war, Grundstücke zu verwerten, die zu veräußern die Not zwang. Ähnlich wie bei vielen von den Kolonien, die unter Friedrich dem Großen angelegt worden sind, verläuft hier die Sache je nach äußern Umständen und dem Charakter der Kolonisten auf dreierlei Weise. Entweder die Leute überwinden die ursprünglichen Schwierigkeiten, und es werden wie in dem oben erwähnten Falle aus den Kolonien schließlich Bauerndörfer. Oder die Leute schleppen sich kümmerlich, aber ehrlich durch, indem sie die Kaufgelderzinsen nicht vom Ertrage ihrer kleinen Grundstücke, sondern vom Nebenverdienst zahlen; solche Arbeiterkolonien drücken den Arbeitslohn im ganzen Umkreise. Oder es werden Räuber- und Spitzbubennester daraus. Es drängt sich, heißt es in einer Schlußbetrachtung, die Erwägung auf, „daß das Gedeihen einer Kolonie, wie aller andern menschlichen Institutionen, nicht nur von den äußern Bedingungen, sondern in gleich hohem Maße von den Menschen selbst abhängt, die daraus Lebendiges gestalten sollen. Gewiß haben die Wirtschaftsbedingungen einen bedeutenden Einfluß auf die Menschen und ihre Charakterentwicklung. Aber der innere Gehalt, den sie in die neuen Verhältnisse mitbringen, bildet unter allen Umständen die erste Voraussetzung des wirtschaftlichen Gelingens."

Den Ansiedlungen solcher Halbproletarier wird das Gedeihen schon dadurch erschwert, daß es darin ganz an dem belebenden Geiste, an aufmunternden Vorbildern, an erstrebenswerten Zielen, an Einflüssen höherer Bildung fehlt. So verfallen sie der Verkümmerung. Weit besser wird den angesiedelten Arbeitern das Fortkommen dort gesichert, wo sie zwischen Bauerngüter eingestreut und der Bauerngemeinde eingegliedert werden. Dies ist mit gutem Erfolg seit dem vorigen Jahrhundert in Mecklenburg geschehen, wo die Regierung aus verödeten Bauernhöfen und überschüssigen Bauernhufen nach und nach über 7000 Büdnereien (zu durchschnittlich 2000 Quadratruten = 4,34 Hektaren) und eine Menge Häuslerstellen zu 15 bis 25 Quadratruten gebildet hat. Selbstverständlich auf Domanialland, denn im ritterschaftlichen Anteil, der mit den Klostergütern 47 Prozent der Gesamtfläche umfaßt, ist die Bauernschaft beinahe vernichtet worden. Die Zahl der Bauernhöfe ist dort im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte von 12000 auf 1230 heruntergebracht worden, deren Wirte noch dazu nicht Besitzer, sondern nur teils Erb-, teils Zeitpächter sind. „Fährt man heute durch das Land, so sieht man im

Ritterschaftlichen stundenweit kein einziges Dorf — an ihrer Stelle herrschaftliche Wohnhäuser und Parks, daneben große Wirtschaftsgebäude und Katen der Gutstagelöhner. Die Bahnhöfe sind selbst Sonntags fast menschenleer; wer da ein- und aussteigt, [das] sind Gutsbesitzer, Diener in Livree und Passagiere der vierten Klasse. Die ganz vereinzelt in Gruppen von zwei bis fünf wie verloren stehenden Bauerngehöfte bilden niemals eine Gemeinde; ihre Inhaber sind, wie man versichert, und wie nicht zu verwundern ist, selten fleißige und tüchtige Wirte. Im Domanium aber erfreut der Anblick der zahlreichen, regelmäßig zehn bis fünfundzwanzig Gehöfte umfassenden, wohlhabenden Dorfschaften. Seit 1869 bilden sie selbständige Gemeinden; ihre früher bei unsicherm Besitz und starker Bevormundung recht zurückgebliebne Wirtschaft fängt neuerdings an, sich den modernen Anforderungen allmählich anzupassen." Bekanntlich fehlt es gerade den mecklenburgischen Rittergutsbesitzern am allermeisten an Arbeitern, wie es sich ja bei ihrer das Land entvölkernden Agrarpolitik von selbst versteht; aber wo die Rittergüter an Bauerndörfer des Domaniums grenzen, die mit Büdner- und Häuslerstellen durchsetzt sind, da haben sie über Arbeitermangel nicht zu klagen.

„Ländliche Anwesen — folgert aus alledem der Verfasser —, die zur Ernährung und Beschäftigung ihrer Eigentümer nicht ausreichen, sind der Regel nach nur da lebensfähig und geeignet, die Arbeiter wirtschaftlich und gesellschaftlich zu heben, wo 1. die Zahl solcher Stellen im Verhältnis zu den vorhandnen Erwerbsgelegenheiten nicht zu groß und eine Auswahl zwischen den verschiednen Arbeitgebern vorhanden ist; 2. die Größe der Stellen darauf berechnet ist, daß sie im wesentlichen von Frau und Kindern bewirtschaftet werden können, den Mann aber nicht hindern, seine Hauptkraft der Lohnarbeit zu widmen; 3. die grundbesitzenden Arbeiter Glieder von Landgemeinden bilden, deren Kern aus selbständigen bäuerlichen Nahrungen besteht. Bei der Frage der Arbeitsgelegenheit kommt im Osten namentlich die Schwierigkeit in Betracht, genügende Winterarbeit zu beschaffen. Die Klage ist dort sehr häufig, daß sich die Lage der ansässigen freien Tagelöhner fortwährend verschlechtere durch die Ausbreitung des Maschinendrusches. Früher hatten die Tagelöhner beim Dreschen mit dem Flegel den ganzen Winter hindurch zu thun. Jetzt wird schon im Herbst die Ernte ausgedroschen;*) den Arbeitern bleibt dann während der kalten Jahreszeit oft gar keine Beschäftigung. Im allgemeinen ist heute auf ausreichendes Auskommen der Kleingütler im Winter nur in der Nähe von

*) Eine andre Wirkung des Maschinendrusches ist, wie jüngst ein Landwirt, wenn wir uns recht erinnern, Herr Sombart, im Reichstage bemerkte, daß jetzt im Herbste die Getreidepreise stärker fallen, als sie sonst unter übrigens gleichen Umständen zu fallen pflegten. Während ehedem das Getreide den Winter über nur nach und nach verkauft werden konnte, werfen jetzt, wo das Ausdreschen in wenigen Wochen vollendet ist, die Gutsbesitzer um Martini herum ungeheure Massen auf den Markt.

industriereichen Städten oder bedeutenden Waldungen zu rechnen. Aber die in den Zeiten der landwirtschaftlichen Krisis keineswegs seltnen und nach Lage der preußischen Gesetzgebung leider nicht zu hindernden Verwüstungen von Forsten haben diese Arbeitsgelegenheit vielfach beschnitten. Gerade das Schwinden des Winterverdienstes hat auch aus großen Bauerndörfern viele Kleinstellenbesitzer mit den Ihrigen zur Auswanderung oder Sachsengängerei getrieben. Eine gewisse Konkurrenz um den Arbeiter ist notwendig, wenn die Löhne nicht sofort durch die Seßhaftmachung gedrückt werden sollen. Große Güter sind unter allen Umständen am besten situirt, wenn sie zwischen wohlhabenden und volkreichen Gemeinden liegen. Unzweifelhaft werden auch die Kinder der selbständigen Kolonisten keine Scheu tragen, als Gutsarbeiter thätig zu sein, wenn sie damit in einen aussichtsreichen, emporsteigenden Stand eintreten. Das Maß der Geneigtheit zum Dienste auf dem Gute wird freilich wesentlich von der Art der Behandlung und [der!] Verkehrsformen abhängen, die auf dem Gute üblich sind. Es wird eine der besten Segnungen der Kolonisation im Osten sein, wenn sie mit der größern Ausgleichung der Besitzunterschiede den unter unsern Gebildeten so weit verbreiteten Klassenhochmut zu beseitigen hilft, der in den jahrhundertealten Klassengegensätzen der ostelbischen Gebiete seine Hauptwurzel hat."

Die bisher betrachteten gehörten in die Klasse der Arbeiterkolonien. Bauernkolonien sind in den dreißiger und vierziger Jahren vom Domänenfiskus auf einigen seiner Güter in Neuvorpommern und Rügen gegründet worden, aber verunglückt. Auch die in den Jahren 1875 und 1876 gegründeten vier Bauernkolonien sind nicht besonders gut ausgefallen. „Durch die Sombartsche und Rimplersche Kritik des zu jener Zeit eingeschlagnen Ansiedlungsverfahrens ist in allen sachverständigen Kreisen zur Anerkennung gelangt, was sich in den großen Kolonialgebieten Nordamerikas längst herausgestellt hat, wie falsch es ist, wenn man die künftigen Heimstätten — oder gar die Äcker und Wiesen getrennt! — wie Kaffeesäcke öffentlich versteigert und dem spekulativen Güterhandel zugänglich macht, wenn man die Kolonisten gleichzeitig durch ungeeignete Zahlungsbedingungen zwingt, bei Privatgläubigern teuern und stets kündbaren Kredit zu suchen." Drei davon hat Sombart besucht, und er beschreibt eingehend ihren Zustand. „Die Kolonisation der Zukunft — heißt es dann weiter — ist die auf Privatgütern unter mehr oder minder eingreifender Vermittlung der Generalkommissionen. Hier ist die bestgelungne der mir bekannt gewordnen privaten Kolonisationen zu besprechen; sie bietet hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte Interesse, daß sie erkennen läßt, wie sich die private und die öffentliche Thätigkeit im Ansiedlungswesen gegenseitig nützlich ergänzen können, und an welchen Punkten die staatliche Kontrolle den privaten Eigennutz vor allem zu beschränken haben wird." Gemeint ist die großartige Kolonisation in dem hinterpommerschen Kreise Kolberg-Körlin. Die Zahl der dort neugegründeten

Bauernstellen wird nach Besiedlung des zuletzt angekauften Rittergutes etwa dreihundert betragen. „Ist es demnach zwar unrichtig, wenn man behauptet hat, im Kreise Kolberg seien bereits ebenso viele Ansiedlungen ins Leben gerufen, wie vonseiten der Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen, so liegt hier immerhin ein Unternehmen vor, das wegen seiner sozialen Bedeutung Beachtung verdient. Es erscheint als ein höchst bemerkenswertes Anzeichen für die Lage der Landwirtschaft im Osten und das veränderte Verhältnis des kleinen zum großen Grundbesitz, wenn mehrere hundert Tagelöhner und Bauernsöhne in ein und demselben Bezirk ein Dutzend Rittergüter auskaufen und daraus einige hundert neue leistungsfähige Produktionsstätten bilden konnten, ohne jede andre Förderung, als die eines geschickten Geschäftsmannes, und ohne andre finanzielle Unterstützung, als die des privaten Kredits, dem erst im letzten Jahre der Kredit der Rentenbank zur Seite getreten ist.“ Der Unternehmer, ein Kolberger Kapitalist, der Sohn eines Getreidehändlers und auf dem Dorfe aufgewachsen, verfährt zwar durchaus ehrlich — Sering ist von Haus zu Haus gegangen und hat bei den Kolonisten keinerlei Beschwerde vernommen; nur von einem der Verkäufer sind ihm ernsthafte Klagen zu Ohren gekommen —, aber er verdient doch mehr Geld dabei, als eigentlich nötig wäre, und in mehr als einer Beziehung ließe sich das Verfahren verbessern; ein Hauptfehler liegt darin, daß keine Gemeindeländereien, keine Schul- und Kirchäcker abgesondert werden. Von den kleinern und ärmern Kolonisten — das gilt auch für anderwärts — plagen sich viele nur für die Gläubiger und leben bedeutend schlechter als früher, wo sie noch Tagelöhner waren. Ob sie sich halten können, das hängt von den Konjunkturen ab. Sie dürfen kein Unglück mit Vieh haben, und die Preise für Getreide müssen mäßig sein, die für Fleisch, Milch und Butter hoch stehen. Vortrefflich gedeihen die Restgüter; es ist also die größte Wohlthat für den verschuldeten Rittergutsbesitzer, wenn ihn jemand um drei Viertel seines übergroßen Grundbesitzes erleichtert.

In dem Kapitel über die Thätigkeit der Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen wird ein Umstand erwähnt, den wir schon vor drei Jahren hervorgehoben haben, daß sie nämlich den Boden unnötig verteuert. Wenn ein Käufer mit hundert Millionen bar auf den Markt tritt, von dem jedermann weiß, daß er unbedingt kaufen will und muß, so halten die Verkäufer natürlich so lange zurück, bis er ein Angebot macht, das ihnen paßt. Dazu kommt, daß der politische Zweck, dem der wirtschaftliche untergeordnet wurde, die Annahme deutscher Rittergüter ausschloß, und daß sich die polnischen, auf die es abgesehen war, meistens in schlechtem Zustande befanden, sodaß die Ansiedler nicht bloß teuern,*) sondern auch verwahrlosten Boden bekommen haben.

*) Freilich werden die Ansiedler selbst nicht verteuert, aber der Fiskus, d. h. die Gesamtheit der preußischen Steuerzahler, trägt den Schaden.

Hätte man — das sagt nicht Sering — ruhig gewartet, bis die polnischen Junker bankerott geworden wären, und hätte man sich, wie jetzt in den andern Provinzen, darauf beschränkt, für den gelegnen Fall die Hilfe der Generalkommission und der Rentenbank anzubieten, so hätte man spottbilligen Boden bekommen, und jene Herren wären aus der Weltgeschichte spurlos verschwunden, während sie jetzt einflußreicher sind als zuvor. Denn wie die übereifrigen und voreiligen deutschen Patrioten aus dem Posischen beständig klagen, mit dem schönen Gelde, das ihnen vom Kaufpreis übrig geblieben ist, haben sich ja die polnischen Junker in die Städte gesetzt und fördern mit ihren bedeutenden Mitteln den aufblühenden polnischen Gewerbestand, der dem deutschen erfolgreich Konkurrenz macht.

Abgesehen von diesem Fehler, der auf Rechnung der hohen Politik kommt, hat die Ansiedlungskommission ihre Aufgabe mit großer Umsicht und Weisheit gelöst. Was den Erfolg anlangt, so ist nach Sering zu unterscheiden „zwischen solchen Ansiedlungen, die der äußern, und solchen, die der innern Kolonisation angehören," d. h. die mit Kolonisten aus Westdeutschland oder mit solchen aus schon vorhandnen benachbarten Dörfern besetzt worden sind.

„Die ganz überwiegende Mehrzahl gehört der erstern Gruppe an. Die in einem Akt erfolgende Schöpfung jener Fremdenkolonien setzt Ansiedler von nicht unbedeutender Kapitalkraft voraus. Im großen und ganzen trifft diese Annahme mehr für die Ansiedler von [aus?] West- und Süddeutschland als für die ostdeutschen Kolonisten zu. Die West- und Süddeutschen haben regelmäßig aus dem Verkauf ihres kleinen, aber wertvollen heimischen Besitzes beträchtliche Mittel erzielt, sie verstehen auch dem Boden durch intensive Kultur die höchsten Erträge abzugewinnen. Sie sind mit relativ kleinen Stellen, die immerhin die heimischen meist um das vier- und fünffache übertreffen, zufrieden, erheben aber um so höhere Anforderungen an deren Beschaffenheit. Ihren Wünschen entsprechend sind sie meist auf wertvollerm Boden und in guter Verkehrslage angesiedelt worden."

„Die aus den östlichen Provinzen und namentlich aus Posen-Westpreußen selbst herangezognen Kolonisten sind nicht nur im allgemeinen weniger wohlhabend; an eine mehr extensive Wirtschaft gewöhnt, sind sie auch geneigt, von vornherein mehr Land aufzunehmen, als ihren Betriebsmitteln und Arbeitskräften entspricht. Sie müssen um so mehr arbeitersparende Maschinen beschaffen; oft genug wird ihnen zu viel und gar nicht passende Maschinerie gegen Abzahlung zu teuern Preisen von Agenten aufgedrängt, deren Beredsamkeit ebenso wie in Nordamerika den Kolonisten leicht verderblich wird. Unter diesen ärmern ostdeutschen Ansiedlern findet man sehr viele, die alle ihre Mittel in Gebäuden und Maschinen festgelegt haben, hochverschuldet und schlechterdings nicht in der Lage sind, ihre Wirtschaften in ertragsfähigen Zustand zu versetzen. Auch sind gerade die schlechtesten und entlegensten Güter vorzugs-

weise mit solchen Kolonisten besetzt worden. ... Eine badische Regierungskommission, die kürzlich die posischen Ansiedlungen bereist und ihr Augenmerk namentlich auf die Lage der süd- und westdeutschen Kolonisten gerichtet hat, ist voll des Lobes über das gesehene. Sie hat den Eindruck gewonnen, »daß die Organisation des Ansiedlungswesens und die Durchführung des Ansiedlungsgeschäfts bis in alle Einzelheiten mustergiltig ausgebildet ist und ebensowohl von praktischem wie von sozialem Verständnis beredtes Zeugnis ablegt.« ... Jenem glänzenden Bilde fehlt aber nicht ein düstrer Hintergrund. Das sind die mit ärmern, ganz vorwiegend aus dem Osten stammenden Ansiedlern besetzten Stellen und Kolonien.... Hier erweisen sich die kostspieligen Geschäftsanlagen als ein großer ökonomischer Fehler.... Selbst in den besten Kolonien, wo andre vortrefflich prosperiren, befindet sich jene Klasse von ostdeutschen Ansiedlern meist in der angedeuteten traurigen Lage: zu wenig Kapital, zu teure Gebäude, oft zu viel Land, zu viel Maschinerie, die Ersparnisse verschwunden, die Schulden hoch."

Die gedeihenden Kolonien, die glücklicherweise die Mehrzahl ausmachen, wirken schon dadurch außerordentlich wohlthätig auf die Nationalproduktion ein, daß sie auf gleicher Fläche weit mehr Vieh halten und erzeugen als Rittergüter. Was den Umfang des Werkes anlangt, so hatte die Ansiedlungskommission bis zum 31. Dezember 1891 für 36 070 828,17 Mark 100 Rittergüter und 32 Bauernwirtschaften mit 58 530,72 Hektaren angekauft. Die Planarbeiten waren bis dahin für 57 Güter vollendet. Davon sind ausgelegt worden 1338 kleinere Stellen zu durchschnittlich 15 Hektaren und 54 Restgüter zu durchschnittlich 84 Hektaren. Reservirt wurden zur vorläufigen Verpachtung und für spätern Zuzug 1644 Hektar; für öffentliche Zwecke (Gemeinde, Kirche, Schule) wurden 1497, für den Forstfiskus 1151 Hektar bestimmt; 698 Hektar sind Seen und ungeteilte Torfbrüche.

Bekanntlich haben die Polen der deutschen Ansiedlungskommission ähnliche Unternehmungen entgegengestellt, die freilich bei ihren beschränkten Mitteln nur kümmerliche Erfolge hatten. Sie begannen 1888 mit der Gründung eines „Ackerbau- und Kreditvereins, E. G.," der das Rittergut Pinschin parzellirte. Die Genossenschaft steht unter der Leitung eines katholischen Geistlichen, der unter genossenschaftlichen Formen das absolute Regiment führt. Sering hat die Kolonie besucht und urteilt darüber, vom nationalpolitischen Standpunkte aus könne sie für gelungen angesehen werden, in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht sei sie gänzlich verunglückt; man habe ein Proletarierdorf geschaffen.

Dann wurde die Aktiengesellschaft „Bank Ziemski" (Bodenbank) mit einem Kapital von 1 200 000 Mark gegründet; diese verschafft nun zweien im Jahre 1890 zu Posen und Thorn eingerichteten Landkaufgenossenschaften die erforderlichen Geldmittel, und es sind bis jetzt 8677 Hektar angekauft und 350 bis 400 neue Ansiedlungen gegründet worden, denen jedoch Sering ein ähnlich

ungünstiges Zeugnis ausstellt wie der Kolonie Pinschin. Erfolgreicher, glaubt er, werde sich in Zukunft die Thätigkeit der „Rettungsbank," wie sie allgemein genannt wird, gestalten, nachdem sie auf Grund des Rentengutsgesetzes mit der Generalkommission zu Bromberg in Verbindung getreten ist. Die Thätigkeit der Generalkommissionen bedürfe der privaten Ergänzung nach der technischen wie nach der finanziellen Seite. Denn einmal verfügten sie nicht über so viel technisch geschultes Personal, um alle Verkaufsanträge bewältigen zu können, und die Herbeiziehung geeigneter Ansiedler sei überhaupt nicht ihre Sache, andrerseits sei gerade dort, wo die Vermögenslage des Besitzers die Parzellirung am dringendsten fordre, die Mitwirkung geeigneter Finanzinstitute gar nicht zu entbehren.

So ergiebt sich denn der sonderbare Zustand, daß die Generalkommission der Ansiedlungskommission nicht allein Konkurrenz macht, sondern den politischen Zwecken dieser geradezu entgegenwirkt, denn da ihre Aufgabe rein wirtschaftlicher Art ist, so kauft und verkauft sie Land ohne Rücksicht auf die Nationalität der Verkäufer und der Käufer. Das sei, meint Sering, und wir stimmen ihm bei, ein unerträglicher Zustand; es müsse daher eine angemessene Arbeitsteilung für beide Behörden ausfindig gemacht werden.

„Dabei wird man nicht den heftigen Widerstand außer Acht lassen dürfen, den das Werk der Ansiedlungskommission bei der polnischen Bevölkerung gefunden hat. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß die polnisch redenden Preußen als vollkommen gleichberechtigte Landsleute anzuerkennen sind, so wird man in der That nicht umhin können, das verletzende nachzuempfinden, das die heutige Form des der Ansiedlungskommission übertragnen Werkes besitzt. Das Kränkende liegt aber mehr in der Form als in der Sache selbst. Die deutsche Kolonisation tritt auf in der Form eines Kampfes gegen das Polentum, während sie thatsächlich geeignet ist, den Wohlstand und die Kultur der polnischen Landesteile, und namentlich auch der polnischen Bauern, in der wirksamsten Weise zu heben. Noch steht deren wirtschaftliche Verfassung auf einer sehr tiefen Stufe. Hier kann nur die Belehrung Wandel schaffen, aber nicht die Belehrung durch Wort und Schrift, die bei den Bauern meist wenig verschlägt, sondern durch das Beispiel, durch Errichtung von Musterstätten des modernen bäuerlichen intensiven Betriebes." *)

„Macht man die Errichtung von solchen Kulturzentren zur eigentlichen Aufgabe der Ansiedlungskommission, so ergiebt sich die Lösung der angedeuteten Schwierigkeiten. Die Ansiedlungskommission gewinnt den Charakter einer

*) Überhaupt schuldet das Polentum der Regierung großen Dank für die „Verfolgung." Adliche, Bauern und Bürger sind im Verteidigungskampfe ernsthaft, nüchtern und fleißig geworden und strengen alle Kräfte an, durch genossenschaftliche Selbsthilfe und gesteigerte Bildung ihren materiellen und nationalen Besitzstand zu behaupten; so wenigstens berichten die von diesem Erfolge wenig erbauten deutschnationalen Eiferer von Zeit zu Zeit aus Posen.

Landeskulturbehörde, anstatt einer Germanisirungsinstanz, und überläßt einen wesentlichen Teil ihrer bisherigen Funktionen der Generalkommission. Mit andern Worten: man beschränke die Ansiedlungskommission auf den Teil ihrer Aufgabe, dem sie ohnehin ihre ganze Neigung zugewandt hat und ihren Erfolg verdankt. Ihre Kolonisation möge in demselben Sinne gehandhabt werden, wie der Große Kurfürst und seine Nachfolger Franzosen, Niederländer, Schweizer, Pfälzer in ihre Länder herangezogen haben.*) .... Man nehme ihr ab, was ihr in der Hauptsache mißglückt ist: die Aufgabe, ostdeutschen Arbeitern und Kleinbauern Gelegenheit zur Verselbständigung und zum billigen Landerwerb zu gewähren. Seitdem die Generalkommission die Parzellirungen mit staatlichen Mitteln befördert, ist jede Notwendigkeit weggefallen, jene Thätigkeit fortzusetzen. Es bedarf weder des großen Apparats der Ansiedlungskommission, noch auch beträchtlicher Opfer des Staates, um ein Werk der eigentlichen innern Kolonisation zu vollbringen. Aus dieser Auffassung ergeben sich zwei praktische Forderungen. Man unterlasse es, fernerhin Kolonisten anzusetzen, die nicht viel mehr für sich haben, als daß sie ordentliche Leute und Deutsche sind. Es dürfen nur solche Ansiedler zugelassen werden, die fähig sind, ihre neue Heimat durch ihre Ersparnisse und ihre Intelligenz zu befruchten. .... Ferner lasse man die Vorschrift fallen, bei den Ankäufen nach nationalpolitischen Rücksichten zu verfahren, d. h. im wesentlichen nur von Polen zu kaufen. Man lasse jedes Gut zum Erwerbe zu, das sich zur Besiedlung eignet."

So hätte denn die Regierung den Weg beschritten, auf dem auch nach unsrer Überzeugung allein nicht bloß die Landarbeiter- und die sonstigen Agrarfragen, sondern überhaupt die sozialen Fragen gelöst werden können. Wir haben früher einmal behauptet, große Landgüter seien nur dort möglich, wo es entweder Hörige oder heimatloses proletarisches Tagelöhnergesindel giebt. Das ist uns zwar sehr übel genommen, aber nicht widerlegt worden, kann auch unter den Verhältnissen, wie sie jetzt vorherrschen, gar nicht widerlegt werden. Erst der großartige Kolonisationsplan, den Sering entwickelt, eröffnet die Aussicht auf einen Ausweg aus dem Dilemma. Die Arbeit auf dem Rittergute soll nur Durchgangsstation zum Landerwerb für strebsame junge Leute sein. Das setzt jedoch — und darin liegt die Schwierigkeit der Ausführung — erstens hohe Arbeitslöhne voraus, bei denen der Arbeiter etwas sparen kann, und sodann Land in Fülle, wo immer neue kleine

*) Friedrich der Große hat einmal gesagt: „Es muß die faule und schläfrige Haushaltung des Landmanns durch neues Blut korrigirt und dem Lande ein Exempel besserer Wirtschaft gegeben werden." Vergl. Innere Kolonisation im Nordwesten Deutschlands von Alfred Hugenberg. Straßburg, Karl Trübner, 1891. S. 448. Das sehr gründliche Buch, das achte Heft der von Professor Knapp herausgegebnen Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Straßburg, behandelt die Moorkolonien und giebt eine genaue Beschreibung der Technik der Moorkultur.

Stellen gebildet und allmählich durch Zukaufen von Grundſtücken vergrößert werden können. Wo aber dieſes Land hernehmen? Dieſe Frage iſt auch dem Reichskanzler Caprivi in der letzten großen Agrardebatte einmal entfahren. In Nordamerika iſt die Sache etwa hundertundfünfzig Jahre hindurch wirklich ſo verlaufen. Dort hatte man den far West, der auch jetzt noch nicht ganz beſiedelt iſt. Unſre, der Deutſchen Blicke, können ſich nirgends anders hin richten, als nach dem fernen Oſten.

Bilder aus dem Weſten

Von E. Below

3. Beim Kollegen

Es koſtete mich Mühe, das Erſtaunen zu verbergen, das mich beim Anblick dieſes Gebäudes, beim Eintritt und beim Hinaufſteigen in immer wachſendem Maße ergriffen hatte, als ich nun dem Kollegen vorgeſtellt wurde und die erſten üblichen Worte mit ihm wechſelte; denn ein ſolches mitten im Straßengewirr und in dem Lärm der Frachtwagen und Bahnklingeln gelegnes ärztliches Etabliſſement war mir ſelbſt in Newyork nicht vorgekommen. Hier praktizirte nicht ein Arzt, ſondern ein halbes Schock Ärzte. Hier hingen von einem Balkon Bruchbänder herab von der Größe des Balkons ſelbſt; dort ſchlotterten künſtliche Gliedmaßen von Rieſengröße aus den Fenſtern. Die Wände zwiſchen den Fenſtern waren mit Inſchriften bedeckt, und jede Fenſterſcheibe war wieder mit einem andern Doktorſchilde aus Glas mit Goldbuchſtaben geſchmückt. Es ſchien ein Neſt von Ärzten zu ſein, dieſes Haus.

Unter der Apotheke im Souterrain war eine Bierſtube, ein Whiskeyſalon und ein Barbierſalon mit den obligaten davor herumlungernden Geſtalten, Deutſchen, Iren, Niggers, den Vertretern von Bier, Whiskey und Stiefelwichſe. Drängte man ſich an ihnen vorbei und betrat den Hausflur, ſo las man an jeder Treppenſtufe die von zeigenden Händen begleiteten Inſchriften, die einen entweder zu dem berühmten elektriſchen Arzt mit den elektriſchen Gürteln verwieſen, oder oben hinauf zum Homöopathen, oder auch zum „Eklektiker.“ Dabei zog ſich quer über die Straße eine Rieſeninſchrift auf Segeltuch, die von den dreißig neu angekommnen internationalen Ärzten zeugte, die dreißig Tage freie Behandlung gewährten, keine unheilbaren Fälle kannten und keinen ungeheilt entließen. Doch die hauſten, Gott ſei Dank, in dem gegen-

überliegenden Gebäude. Wie man aus den Fenstern sah, schien drüben ein großer Zudrang von Publikum zu herrschen, während es in dieser Doktorenkaserne hier augenblicklich etwas stiller zuging.

Aber, sagen Sie mir, verehrter Herr Kollege, wie können Sie bei diesem entsetzlichen Lärm auf der Straße Herz und Lunge behorchen? fragte ich, als ich neben einem eben frisch gebrauchten Kehlkopfspiegel auf dem Schreibtisch des Kollegen ein Hörrohr stehen sah.

Daran gewöhnt man sich wie der Müller aus Mühlrad, antwortete Dr. Brand, indem er mir eine Cigarre bot, sich mir gegenüber in seinen drehbaren Armstuhl niederließ und sich anschickte, mir noch weitere Auskunft zu geben, denn sein volles Herz drängte ihn augenscheinlich dazu, sich einmal zu einem deutschen Kollegen, der eben aus der alten Heimat kam, über die wunderlichen, neu entstandnen Verhältnisse hier auszusprechen, in die er sich, nach ein paar schwierigen Jahren, glücklich hineingefunden hatte.

Ja, die alte Welt, sagte ich, kommt einem hier in mancher Beziehung recht überlebt vor; dabei deutete ich auf das Gewirr von Schildern mit Anpreisungen, die man durchs Fenster sah.

O, was Sie da sehen, erwiderte er, ist noch lange nicht das schlimmste von geschäftlicher Ausbeuterei im ärztlichen Stande. Das widerlichste ist die geheime Mache, das Agentenwesen, das Faktoren- und Kolportageweſen, das Treiben der von den Ärzten und ärztlichen Firmen ausgeschickten Geschäftsreisenden auf dem flachen Lande, im Umkreise der großen Städte. Sie machen sich keinen Begriff, was ich unter diesem mir ganz fremden Treiben anfangs auszustehen gehabt habe. Ich verwünschte den Kopf, der aus der ärztlichen Kunst zuerst ein Gewerbe gemacht hat, und dachte oft bei mir: wenn doch die Deutschen in der Heimat öfter ihre Blicke nach dem Westen lenken wollten, um hier ihre eigne Zukunft zu sehen! Denn die neue Welt zeigt die Karrikatur der alten, wenn sich die alte überhaupt noch weiterentwickelt.

Nun, daran zweifeln Sie doch nicht, Kollege?

Der reiche Amerikaner, erwiderte er, schickt seine Kinder nach Europa, um sie einen Blick in die abgelebte, wenn auch noch immer schwach lebensfähige Vergangenheit thun zu lassen, ehe sie sich in den Strudel dieses sinnbetäubenden Erfolghaschens hineinstürzen, aus dem sie vielleicht nie wieder recht zu sich kommen. So abgethan ist in den Augen der reichen Amerikaner die alte Welt. In meinen Augen freilich noch nicht ganz so; der neue geistige Antrieb kommt doch immer von drüben, hier wird er nur durch die Technik ausgebeutet. Aber wenn man des Geschäfts halber so untertauchen muß in den Strudel der ausbeuterischen Gesellschaft, dann schwindelt es einem oft, und man fürchtet, das bischen Halt an dem herübergebrachten alten Idealismus zu verlieren. Wenn Sie hören werden, wie es mir hier zuerst gegangen ist, werden Sie das, was Ihnen jetzt vielleicht übertrieben scheint, begreiflich finden.

Er erzählte mir nun die Leidensgeschichte seiner ersten Praxisjahre in Kansas City. Während der Erzählung wurde er mehrfach unterbrochen durch Leute, die, ohne anzuklopfen, eintraten und nach verschiednen Ärzten, Elektrikern, Homöopathen und Mind-Cure-Doctors*) fragten. Er ließ sich durch alles das nicht ein einziges mal aus seiner Gemütsruhe bringen, sondern wies jeden einzelnen mit der weltmännischen Liebenswürdigkeit, die ihm zur zweiten Natur geworden zu sein schien, zu Dr. X, Y, Z, hinauf in den vierten, fünften, sechsten Stock, wo der betreffende Charlatan sein Office hatte.

Dr. Brand war der angesehenste von den vier in der Stadt praktizirenden deutschen Ärzten. Bei der Niederlassung hatte er nur sein Doktorschild zu befestigen brauchen, keine Behörde behelligte ihn, nicht einmal mit Steuerzahlen wurde er belästigt. Er hatte ausgezeichnete Zeugnisse, und sein Name hatte einen gewissen Klang in der wissenschaftlichen Welt, aber darnach fragte weder das Publikum noch die Kollegen, denen er sich bei seiner Niederlassung vorgestellt hatte.

Als kurz nach seiner Ankunft eine Stelle im deutschen Krankenhause frei wurde, glaubte er sicher, als deutscher Arzt von gutem Ruf von seinen Landsleuten berücksichtigt zu werden und auf diese Weise in der Praxis Fuß fassen zu können, denn bis dahin hatte sich noch kein Mensch bei ihm sehen lassen. Aber nach den Statuten wurde ihm ein junger Amerikaner vorgezogen, weil dieser schon zwei Jahre Mitglied des ärztlichen Vereins war.

Wovon sollte er sich nun aber die ersten beiden Jahre mit Frau und Kind ernähren? Wie machten es denn die andern während der ersten zwei Jahre Wartezeit?

Auf drei verschiedne Weisen konnte das bewerkstelligt werden. Dazu war aber nötig, daß man nicht nur seinen äußern, sondern auch seinen innern Menschen preisgab. Das thut selbst der Kaufmann für ein gewinnbringendes Geschäft nicht gern, geschweige denn der Gelehrte.

Die drei Wege zum Glück aber heißen: Politik, Kirche und Reklameschwindel.

Wer einflußreiche Vettern hat, läßt sich durch deren Politik in eine der öffentlichen Polizeiarztstellen hineinbringen. Wer keine hat, versucht es mit dem Sekten- und Temperenzlerwesen, das alle amerikanischen Verhältnisse so beherrscht, daß durch seine Pforten überall Eingang zu finden ist.

Man kann in Amerika kaum über eine größere Verkehrsstraße einer mittlern oder größern Stadt gehen, ohne daß man geschäftig hin- und hereilenden schwarzgekleideten, zugeknöpften Herren begegnete, die eben dabei sind, als Ushers (Festordner) das Publikum zu einer Missionsversammlung, einem Kirchenpicknick oder einem Spelling-Match (Buchstabierfest) in ein Lokal zu

*) Eigentlich Geistes-Kur-Arzt; gemeint sind Leute, die besprechen, hypnotisiren u. s. w.

bitten, wo dann jedem, der sein Scherflein für die Zwecke der betreffenden Sekte erlegt, sofort Sitz und Stimme angeboten wird — natürlich unter der Voraussetzung, daß er demnächst seinen Beitritt erklären werde. Die blassen geistlichen Herren veranstalten alle möglichen Feste, Erdbeerfeste, Limonaden-picknicks, Camp-Meetings u. s. w. Wer kommt, steht unter ihrer Protektion und wird den betreffenden Kreisen sofort aufs wärmste empfohlen, ähnlich wie bei den zahlreichen geheimen Orden, nur mit dem Unterschiede, daß diese statt der kirchlichen weltliche Formeln und Ausdrücke gebrauchen.

Die Temperenzlerei, die nichts weiter ist als eine verkappte politische Wühlerei gegen das immer mehr überwiegende deutsche Arbeitertum (keine deutsche Arbeit ohne Bier!), das Wasserapostelntum, hat Hand in Hand mit dem Bostoner Missionswesen so um sich gegriffen und eine solche Macht gewonnen, daß mit Hilfe der von den Bostoner Blaustrümpfen gesammelten Fonds ein wohlgeleitetes Heer über die sämtlichen zweiunddierzig Staaten verteilt ist, das zusammen mit den Methodisten und der Heilsarmee dahin arbeitet, alles gesellschaftliche Leben, wo es sich auch entwickelt, zu kontrolliren, kurz einen Einfluß ähnlich dem römischen anstrebt.

Wer es nun als junger Arzt über sich gewinnen kann, sich unter der Maske des schwarzen Temperenzjüngers Eingang zu verschaffen, wer die damit verbundne Heuchelei nicht scheut, der ist bald überall Hahn im Korbe. Solche Leute werden dann bald Kirchenvorstände, trösten Witwen und Waisen und helfen dem Pastor in seiner Gemeinde sein Ansehen befestigen, und dafür bekommen sie Kundschaft. Solch ein Arzt lacht dann die Kollegen aus, die auf ihrem Office vor langer Weile Grillen fangen.

Während mir das der Kollege schilderte, war ein Herr mit hohem Cylinder, den man etwa für einen Weinreisenden halten konnte, ein paarmal an der halb geöffneten Thür vorbeigegangen, nachdem er im Nebenzimmer beim Ohrenspezialisten eine kurze, laute, erregte Unterhaltung gehabt haben mußte, denn er wischte sich mehrmals den Schweiß von der Stirn und pustete vor sich hin: Keine Geschäftsmanier! No business!

Wenn man nur den Teufel an die Wand malt, so ist er auch schon da, sagte Dr. Brand. Eben wollte ich Ihnen den Agenten schildern, wie er uns hier überläuft mit seinen Geschäftsvermittlungen und seinen Bitten um Aufträge, da sehe ich ihn schon in höchsteigner Person. Er wird gleich erscheinen. Mr. Clark, do you want me?

Auf diese in verbindlichem Ton zur Thür hinaus gesprochnen Worte entlud sich ein Ungewitter von einem Geschäftsanpreisungswortschwall, der seines gleichen suchte.

Mit der heitersten Miene kam der Unhold zur Thür herein, stellte seinen Cylinderhut auf den Tisch und machte sichs in dem Schaukelstuhl so bequem, daß ich jeden Augenblick erwartete, er würde auch noch seinen Rock ausziehen.

Diesmal haben Sie die beste Gelegenheit, Ihre Praxis auszudehnen, begann er. Diesmal sagen Sie nicht nein, wie sonst immer. So werden Sie nie eine ordentliche Kundschaft bekommen. Da habe ich dem Bandagisten oben fünfundzwanzig neue Kunden besorgt, Kinder vom Lande mit Klumpfüßen, mit Brüchen, was weiß ich, alles muß zu ihm, und wenn Sie wollen, verschafft er Ihnen wieder mindestens ein halbes Dutzend davon zur Weiterbehandlung. Kompagniegeschäft! Aber es ist auch nicht jedermanns Sache, die Leute in den Landstädtchen aufzutreiben. Man muß wissen, wies gemacht wird. Kommt ein andrer hin, so sieht es wohl aus, als ob es gar nichts für einen in dem Neste zu thun gäbe. Mich aber kennen sie schon von früher, wie ich noch mit den zwölf Doktoren zusammenreiste, auch als Doktor. Ich heiße dort nur „der Doktor." Als wir in Kompagnie reisten und den Leuten Patentmedizinen aufschwatzten, da machten wir sogar Operationen; wenn es nichts nützte, so schadete es doch auch nicht viel, und Geld hats gekostet, so viel, daß sie noch lange an uns dachten. Darum mußte es doch auch was wert sein. Denn das gestehen sie sich nicht ein, daß sie so dumm gewesen sind, ihr Geld für reinen Unsinn zum Fenster hinaus zu werfen. So wirds gemacht! Nun habe ich jedesmal, wenn ich von Argentine oder von Sedalia komme, Kunden für die berühmten Zwölf an allen Fingern, und ich bin erbötig, auch Ihnen, wiewohl Sie noch kein Spezialist sind, Kunden zuzuführen, aber Sie müssen sich schnell mit Ihren Aufträgen entschließen, denn übermorgen geht es schon wieder auf die Reise. Ich kann mich hier nicht länger aufhalten. Zeit ist Geld.

Dabei machte er aber keine Miene, uns von seiner Gegenwart zu befreien, wie wir bei den letzten Worten gehofft hatten, sondern stopfte sich gemächlich einen neuen Prim zwischen Zähne und Backen, und indem er eine Liste aus der Brusttasche zog, zeigte er uns, welche Tour er diesmal zu machen und wo er für den Chirurgen chirurgische Fälle, für den Nervenspezialisten Epileptiker und Hysterische, für den Augenarzt Staare und für den Ohren- und Rachenarzt Polypen aufzutreiben gedächte.

Als ihm aber Kollege Brand deutlich machte, daß er leider keine Aufträge für ihn habe, da er sich überhaupt auf derartige Sachen nicht einlasse, so hieß es: Dann können Sie hier nie Geschäfte machen. Nur so, durch Agenten, treiben sich die Doktorgesellschaften ihr Publikum zusammen, wie Sie es seit vierzehn Tagen hier gegenüber sehen. Solch einer Gesellschaft hätten Sie sich schon längst anschließen sollen, wenn Sie nicht für sich allein einen Geschäftsreisenden anstellen wollen. Diese Gesellschaften haben eine Zukunft. Wie manche Universität ist schon aus solchen ärztlichen Kompagniegeschäften hervorgegangen, die jetzt, über jede Konkurrenz erhaben, alljährlich neue Ärzte ernennt und Doktordiplome ausstellt! Jedenfalls überlegen Sie sich die Sache noch einmal, ehe Sie mich mit ganz negativem Bescheid entlassen; denn wenn Sie auch vielleicht augenblicklich meine Hilfe nicht nötig zu haben glauben,

könnte sie Ihnen doch binnen kurzem erwünscht sein, wenn der deutsche Pastor seine medizinischen Studien beendet haben und sich als Ihr Konkurrent hier niederlassen wird.

Dr. Brand lachte und fragte ungläubig: Der Pastor Fischer?

Natürlich, wer sonst? Er hat sich vor drei Semestern unter der Hand zum medizinischen Studium gemeldet und ist jetzt so gut wie fertig damit.

Grüßen Sie ihn, und ich wünsche ihm gute Verrichtung! rief Dr. Brand dem Abgehenden nach.

Der kam wie gerufen, sagte der Kollege, als der Agent zur Thür hinaus war, Sie hätten kein besseres Beispiel dafür sehen können, wie es in der dritten Kategorie gemacht wird.

Nun, und was blieb Ihnen denn für die ersten zwei Jahre übrig, um sich durchzuhelfen, wenn ich so geradezu fragen darf?

Was so nebenbei abfällt, erwiderte er.

Aber da waren doch in Newyork, wenigstens vor zwanzig Jahren, für den Arzt die Verhältnisse günstiger, und so dachte ich mir es auch hier im Westen. Die zahlreichen deutschen Ärzte hatten dort eine Vereinigung zu geistiger Anregung und gegenseitiger Aushilfe. Die wissenschaftlichen Abende dort werden mir unvergeßlich bleiben, dazu die Hilfe, die die Apotheke und das Hospital der Deutschen dem Praktiker gewährte, und der Rat, der einem sofort bei jeder sich zeigenden Vakanz zu teil wurde.

Davon haben Sie hier das Gegenteil, erwiderte Dr. Brand: Kollegialität, die über Brotneid erhaben wäre, und wissenschaftliches Interesse, das über die Konkurrenzinteressen hinaushöbe, sind hier nicht zu finden, denn der Kampf ums Dasein ist hier im Westen verschärft, auf die Spitze getrieben. Übrigens fällt für den, der sich mit der nötigen Geduld zu wappnen weiß und den Liebhabereien seiner Landsleute etwas entgegenkommt, immer etwas ab. Der Deutsche singt, turnt, tanzt, trinkt, schießt, kegelt und bildet für das alles Vereine, und solchen Vereinen anzugehören, hat mich nicht so viel Selbstverleugnung gekostet, als die geheime Ordenswirtschaft, mit der sie einen hier sofort umgarnen, wenn sie merken, daß man noch frei ist. Wie oft wurde ich gefragt: Gehören Sie denn nicht zu den Haru-garis? zu den Druidenpriestern? zu den Pythiasrittern? Da müssen Sie beitreten, Doktor, wenn Sie Praxis haben wollen, mindestens zu den Odd-Fellows und Massons. Dann erwiderte ich: Da müßte ich sehr viel überflüssiges Geld haben, und wer wechselt denn sein Ich wie einen Schlangenbalg? Ich bleibe deutscher Arzt, deutscher Akademiker, die Philister sollen mich nicht unterkriegen; höchstens trete ich einem unsrer deutschen Vereine bei. Und dabei blieb es.

Und damit ging es auch? fragte ich einigermaßen gespannt.

Wie Sie sehen und sich selbst überzeugen können, wenigstens nach und nach so ganz erträglich.

Während wir das Office verließen, um in den unten wartenden Buggy zu steigen, setzte sich unsre Unterhaltung über das angeschlagne Thema fort, und ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß hier jeder, Arzt oder Kaufmann, was er auch sei, zu mehreren weltlichen und kirchlichen Gemeinschaften gehöre, einige sogar zu mehreren einander gegenüberstehenden. Ja es kommt sogar vor, daß sich ein spekulativer Yankee, der es besonders gut zu machen meint, gleich auf einmal in mehreren Kirchen „einkauft." So kam neulich, erzählte der Kollege, einer freudestrahlend mit zwei Kirchenstuhlbillets nach Hause und legte sie seiner Frau auf den Tisch mit den Worten: Da ist ein Pew für die katholische und hier einer für die presbyterianische Kirche. Als die Frau etwas betreten war und nicht wußte, was für ein Gesicht sie zu dieser Überraschung machen sollte, meinte er, Geschäft sei Geschäft, katholisch oder protestantisch, das sei ganz gleich, Geschäft sei beides, und für sein Geschäft sei es das beste, er gehöre zu beiden, dann kämen ihm die Kunden von beiden Kirchen. Wie es endete, weiß ich nicht. Prinzipiell wird man sich wohl dagegen verwahrt, die eingezahlten Gelder ihm aber schwerlich zurückgegeben haben. Übrigens ist es hier mit den Gegensätzen geheimer und öffentlicher, weltlicher und kirchlicher Orden und Gemeinschaften nicht so etwas großes, wie Sie vielleicht mit Ihren deutschen und europäischen Anschauungen meinen. Das Unmoralische, zu zwei einander widersprechenden oder gar sich befehdenden Gemeinschaften zu gehören, schrumpft sehr zusammen, wenn man bedenkt, daß schließlich bei der Gründung aller das Geschäft das Maßgebende war.

Dr. Brand wurde unterbrochen durch die Kapriolen des Pferdes bei dem Trommel- und Trompetenlärm einer großen Prozession mit vielen Fahnen und Bannern. Es war ein Festzug einer der vielen kirchlichen Kongregationen, dem sich die Fahnen einiger Gewerken und auch einiger geheimen Orden angeschlossen hatten.

Das geht dir gegen den Strich! rief er, indem er das Pferd leicht mit der Peitsche berührte, an diesen Unsinn solltest du dich doch endlich gewöhnt haben. Dann schossen wir wieder dahin durch die frische Winterluft die rechts und links mit Villen geschmückte Straße entlang auf das deutsche Hospital zu, das rechts auf einer Höhe schon von weitem sichtbar war.

So bereit übrigens der Amerikaner ist, fuhr der Kollege fort, in alle möglichen derartigen Korporationen einzutreten, weil sie ihm Geld bringen können, so wenig bereit ist er, einen Cent auszugeben für kirchliche Gebräuche. Im Anfange meiner Praxis fragte ich einmal, wann denn das Kind, das ich behandelt hatte, getauft werden solle. Die Mutter — es war eine Amerikanerin, deren Mann Ingenieur war, und die zu den gebildeten und bemittelteren Leuten gehörte — sah mich erstaunt an und sagte: Aber Doktor, wer läßt denn heute noch seine Kinder taufen? — Ich glaubte, alle thäten

es. — Es fällt keinem vernünftigen Menschen mehr ein, sagte sie. — Sie sollten es aber doch thun, erwiderte ich. Wissen Sie, was sie mir antwortete? Dadurch wird doch das Kind um nichts reicher!

Damit waren wir vor der Terrassentreppe des Hospitals angelangt, und der Doktor befestigte, nachdem wir ausgestiegen waren, sein Pferd durch ein Metallgewicht, das im Buggy gelegen hatte, und das er nun mit einer Kette an das Gebiß des Pferdes hakte, sodaß das am Boden liegende Gewicht bei jeder stärkern Bewegung den Pferdekopf leicht niederzog. Diese praktische Einrichtung erspart hier allgemein Kutscher und Pferdejungen. Daß Gefährte gestohlen werden, kommt hier eben so selten vor, wie daß etwa die des Nachts auf den Verandas stehenden Milchkannen, worin oft ein Dollar und mehr für schuldige Milch liegt, gestohlen würden. Der Milchmann kommt morgens zeitig, steckt sein Geld für die vergangne Woche ein, macht einen Strich in seinem Buch und füllt wieder die Kanne. So geschieht es auch mit Fleischwaren, Gemüse, Brot, Eiern u. s. w. Ein armer Teufel, der etwa arbeitslos herumstreicht, sagt sich, wenn er in Versuchung kommen sollte: Finde ich morgen Arbeit, so habe ich drei bis vier Dollar für den Tag, was soll ich mich da wegen eines Diebstahls von einem Dollar aus der Stadt jagen lassen? Seinen Hunger kann er von den fünf Cents, die er etwa noch hat, in der ersten besten Stehbierstube stillen von der Wurst, den Radieschen und den Butterbroten, die er für sein bezahltes Glas Bier überall frei hat. Darum kann ich auch mein Pferd hier ruhig und getrost stehen lassen, sagte der Kollege. Der Amerikaner hat viel zu viel Selbstgefühl, als daß er sich auf kleine Diebstähle einließe. Und der Diebstahl eines solchen Geschirrs wäre für einen hiesigen Landstreicher schon etwas zu miserables.

Wir traten in das Haus, wo uns eine Diakonissin in saubrer schwarz und weißer Amtstracht empfing und in das ärztliche Sprechzimmer geleitete. Ihr frisches und dabei feines Gesicht leuchtete wie Milch und Blut aus der tadellos saubern Haube hervor — ein Gesichtchen zum Küssen. Was diese „Braut Christi“ wohl zur Weltentsagung getrieben haben mochte? Denn daß es nicht eine protestantische Diakonissin, sondern eine katholische Schwester war, ging aus dem Rosenkranz und den Kruzifixen, womit sie behängt war, hervor.

Sie kannte die Wünsche und Gewohnheiten der hier verkehrenden Ärzte, ging an einen kleinen Wandschrank, auf dem sich ebenfalls ein Kruzifix befand, öffnete ihn und stellte zwei Spitzgläschen und eine medizinisch aussehende Flasche mit der Aufschrift Spiritus frumenti auf den Tisch. Dann entfernte sie sich, um den Morgenbesuch des Arztes in den verschiednen Zimmern anzumelden.

Daß dieses zarte Gesichtchen zu dem letzten Dynamitattentat hier in Beziehung stehen soll, werden Sie wohl kaum glauben, sagte Dr. Brand, noch

weniger, daß sie angeklagt war, die Bombe, womit die junge Frau ihres Verführers getötet wurde, selbst in der Dunkelheit in die Veranda hingelegt zu haben. Das Geld des verwitweten, aber vor weitern Enthüllungen besorgten Verführers mußte das weitere Verfahren niederschlagen, und da bei dem Millionär die Dollars unerschöpflich sind, hat eine religiöse Genossenschaft die verfolgte Unschuld einstweilen in ihren Schutz genommen und nimmt dazu aus lauter christlicher Milde, wie man munkelt, von Zeit zu Zeit auch noch weitere Schweigegelder bereitwilligst an.

Ist das Brauch bei den jungen Amerikanerinnen, daß sie sich, wenn sie verführt worden sind, mit Dynamitbomben rächen? fragte ich, als wir durch die mit allen Vervollkommnungen des modernsten Komforts ausgestatteten Krankensäle schritten, wobei uns Schwester Magdalena im Frauensaal voranging.

Ich wüßte keine andre Frau, die das so geschickt und prompt besorgte, wie die Amerikanerin, erwiderte er.

Während wir die Hospitaleinrichtungen in Küche und Waschraum, Operations- und Sektionszimmer in Augenschein nahmen, die sich den Einrichtungen in jedem Berliner Hospital an die Seite stellen können, erfuhr ich, daß dieses Mädchen als amerikanische Lehrerin mit einem deutschen Apotheker sich zu verheiraten im Begriff gewesen war, den sie hier im deutschen Hospital hatte kennen lernen, und der, nachdem er durch Geschäftsunglück sein Vermögen verloren hatte, im Sonnenschein dieser jungen Liebe wieder frisch von vorn anzufangen den Mut hatte. Da wurde sie auf ein Jahr von einer reichen Familie als Erzieherin gewünscht. Sie nahm das an, um ihren eignen Hausstand nicht ganz mittellos zu beginnen. Da verliebte sich der schon mit einer Millionärserbin versprochne Sohn des Hauses in sie. Als sie sich betrogen sah und er sich verheiratete, geschah das Dynamitattentat. Es folgte dann ein langer Prozeß, der schließlich gütlich beigelegt wurde, da nichts bewiesen werden konnte.

Und der Apotheker?

War dem Wahnsinn nahe, der arme Kerl. Er hatte hier im Hospital einen so hübschen Anfang gemacht. Nun hat er sich draußen irgendwo in die Einsamkeit zurückgezogen, zwischen Felsen und Klüfte, wo er Kräuter sammelt, Schlangen ausstopft und eine heiße Quelle entdeckt hat, die er behütet. Er will nichts mehr von der Welt sehen, aber er liebt das Mädchen noch, und ich glaube fast, sie ihn auch.

Als wir wieder in das Arztzimmer traten, fand Dr. Brand dort eine Sendung des Kräutersammlers vor. Dieser hatte sie, während wir oben waren, abgeliefert.

Der Ärmste! sagte lächelnd Dr. Brand, es treibt ihn noch immer hierher, nur um einen Blick zu erhaschen, trotz allem, was vorgekommen ist! Ich fürchte, das nimmt für beide Teile kein gutes Ende.

Schwester Magdalena konnte bei einem flüchtigen Blick auf die abgelieferten Pakete eine gewisse Unruhe nicht verbergen; sie war ans Fenster getreten, wohl um dem Überbringer nachzublicken.

Jedenfalls eine seltsame barmherzige Schwester, dachte ich bei mir, als wir wieder in den Wagen gestiegen waren, und ich noch einmal die weißen Bänder der Nonnenhaube am offnen Fenster flattern sah.

Der Mann, von dem wir gesprochen hatten, ging langsamen Schrittes, den Kopf geneigt, vor uns her. Bald hatte ihn unser Buggy erreicht. Bei flüchtigem Gruße sah ich in ein interessantes Gesicht, das augenscheinlich einem Menschen gehörte, der viel erlebt, viel gedacht und viel gehofft, den aber trotzdem das Schicksal noch nicht zum gebückten Menschen gemacht hatte. Ich hätte ihn gern näher kennen gelernt.

Wenn Sie einmal hinausfahren, sich die Leuchtgasquellen anzusehen, sagte der Kollege, indem er nach dem Höhenzuge drüben deutete, haben Sie vielleicht Gelegenheit, einen Blick in dieses Gemüt zu thun! Wie der Gaul wieder scheut!

Ein leichter Peitschenschlag brachte das Pferd wieder zur Ordnung und an dem Bierwagen, vor dem es sich fürchtete, vorbei.

Wie viel Pferde müssen Sie sich als Arzt hier halten?

Eins genügt, und das wird mir für fünfundzwanzig Dollar monatlich jeden Morgen aus dem Leihstall geputzt, gefüttert und angeschirrt samt dem Buggy durch einen Pferdejungen entgegengeschickt. Es ist billiger so und macht weniger Ärger, als wenn man sich selbst Futter, Stallung und Bedienung hält, wie ich es anfangs that. Man ist oft ohne Kutscher, dann muß man für einen oder zwei Tage das Pferd selber besorgen, und Stallgeruch paßt nicht zur Praxis. Das ist übrigens ein Mißgeschick, unter dem bei den hiesigen Dienstbotenverhältnissen sogar Millionäre manchmal zu leiden haben.

Giebt es auch Ärzte, die ihre Pferde immer selber besorgen?

Viele, noch dazu sehr anständige. Sie haben ihre Stallpantoffeln, ihren Stallrock und gehen, so wie sie vom Wagen steigen, an die Stallarbeit; wenn sie Söhne haben, lassen sie sich von denen dabei helfen. Ich kenne sogar einen, dem seine heranwachsende Tochter, ein allerliebster Backfisch, dabei hilft, und draußen spielt sie die feinste Lady.

Aber bei der Menge von Straßenbahnen sollte man doch meinen, daß sich fast alles in der Praxis ohne Geschirr abmachen ließe?

Nein, trotz der sogenannten Transfer-Tickets, der Übertragungsbillets, kommt das bei guter Praxis teurer zu stehen als eignes Geschirr und ist auch zeitraubender. Die wohlhabendern Leute, die nicht gern wegen der Dienstbotenschwierigkeiten den Sport des Kutschenfahrens entbehren wollen, sind deshalb schon auf ganz besondre Ideen verfallen: mehrere Familien steuern zu einer Art von Aktienunternehmen bei, das immer für die betreffende Dienst-

botenklasse, hier also für Kutscher, Sorge trägt, sodaß immer genügende Kräfte vorhanden sind. Diese Familien bilden dann eine Art Sportklub, der gemeinschaftliche Ausfahrten und Picknicks veranstaltet in großen und kleinen Wagen, die dem Klub gehören, über die aber auch jeder einzelne Verfügungsrecht hat. So giebt es auch gemeinsame Waschküchen und Restaurationen. Die Familien, die zu den Klubs gehören, können sich im Fall eines Dienstbotenmangels Kutscher, Köchin oder Waschfrau nach Bedarf auf einige Tage in ihr Haus bestellen.

Das sind ja Einrichtungen ganz im Sinne des Zukunftsstaats von Bellamy, warf ich ein.

Sie sind auch vom Nationalklub ins Leben gerufen worden; der macht sichs zur Aufgabe, die Bellamysche Idee zur Grundlage der gesellschaftlichen Neubildung der neuen Welt zu machen. Sie wollen ja morgen, fuhr der Kollege fort, nachdem er die Zügel dem vor seinem Wohnhause wartenden Negerjungen übergeben hatte, die Schlachthäuser besuchen. Sie werden auch da ähnliche Bestrebungen sehen, nämlich Aktienunternehmen, die das Schlachten so gut und billig besorgen, daß es keiner Familie mehr einfällt, im Hause zu schlachten. Unser ganzes Arbeiterpersonal wird nach und nach aufgesogen von diesen großen Instituten, daher der Mangel an Dienstboten, von dem Ihnen meine Frau ein Lied singen könnte, wenn Sie uns mit Ihrem Besuch beehren wollen.

Aber ich störe jetzt!

Freilich stören Sie jetzt, aber gerade darum werden Sie am meisten das gewahr werden, woraus man in einer deutschen Haushaltung noch ein Hehl macht, was man aber hier gar nicht mehr zu vertuschen sich bemüht.

Nun, auf Ihre Verantwortung hin, Herr Kollege! Damit traten wir ein.

Es war ein niedliches Cottage mit Vorgärtchen, Veranda, Holzschnitzwerk an dem säulengetragnen Vordach, alles gelbbraun bemalt. Das Häuschen lag etwas abseits von dem Gewühl, wo die Straße einmündete, und bot eine hübsche Fernsicht über die welligen Vorstädte mit ihrem bunten architektonischen Durcheinander, das zwischen Gärten und freien, noch brachliegenden Plätzen zerstreut war, auf denen hie und da noch hohe, alte Eichen, Überbleibsel des Urwaldes, zwischen Gestrüpp und Steinbrüchen hervorragten.

Daß du nicht erschrickst, Frau, der Gast, den ich mitbringe, ist ein Kollege, der von Deutschland besonders zu dem Zwecke herüber gekommen ist, hinter die Kulissen einer deutsch-amerikanischen Haushaltung zu sehen. Also keine konventionellen Lügen!

Mit diesen Worten lief Dr. Brand die Treppe zum Kellergeschoß hinunter, wo die Küche war, während ich es mir oben in seinem Empfangszimmer bequem machte und seine anatomischen Abbildungen in Buntdruck bewunderte, die in

Boston und Philadelphia sehr geschickt, zu verhältnismäßig billigern Preisen als in Europa, hergestellt werden.

In der jungen Frau des Kollegen lernte ich die sehr liebenswürdige und rührige Tochter eines Hamburger Arztes kennen, die sich seit sechs Jahren hier im Westen allmählich eingewöhnt hatte in den deutsch-amerikanischen Haushalt und in das ewige Weh und Ach der immer noch ungelösten Dienstbotenfrage. Wir plauderten bei Tisch, obwohl sie darum gebeten hatte, von diesem hier so geläufigen Gesprächsstoff abzusehen, über die Kunst, alle Wochen, mindestens alle Monate, manchmal auch alle Tage mit dem Dienstpersonal zu wechseln, von den Leuten betrogen oder böswillig verlassen zu werden, und doch dabei sein Haus in Ordnung zu halten und die gute Laune nicht zu verlieren.

Wie ich sehe, stehen da Mendelssohns Lieder aufgeschlagen auf dem Klavier, daneben steht das Kinderstühlchen, und mit Hilfe des Aufzugs befördern Sie eigenhändig die Gerichte aus der Küche in die Eßstube, weil gerade wieder einmal das Mädchen fortgelaufen ist — das ist mehr, als man von einer deutschen Hausfrau erwarten darf. Aufrichtig: ich bewundere Sie!

Ja, wenn ich auch noch das Klavierspielen eingehen ließe, erwiderte sie, dann würde mir um meinen Humor bange! Sie müssen aber auch die vielen Erleichterungen in Betracht ziehen, die die amerikanische Hausfrau vor der deutschen voraus hat. Unsre kleinen tragbaren Petroleumöfen und die neuen Gasolinöfen, die wie eine Nähmaschine aussehen, und in denen man sofort ein starkes Feuer fertig hat, die Aufzüge im Hause, namentlich zwischen Küche und Eßzimmer, die Luftheizung, die praktischen Waschreinrichtungen, das alles sind Sachen, die allein schon ein oder zwei Dienstmädchen ersetzen können. Fühlen Sie meine Hände an, ob sie weich sind. Nicht wahr, sie könnten mit den Händen jeder deutschen Salondame wetteifern, und doch thun sie alles selber, das danken wir unsern praktischen Neuerungen. Ich stecke selbst die Wäsche, wenn ich nicht einmal ein Stück den Chinesen übergeben will, an die Wäschleine, die hier am Fenster über die Rolle läuft und dort am Nußbaum über eine andre Rolle, ich kann sie ohne Leiter und Stützen befestigen. Hier die Röhren unter dem Fensterbrett sind meine Stubenheizung, die die Stadt liefert, die Waschvorrichtungen im Keller ersparen mir Hausmädchen und Waschfrau, und die elektrische Klingel vor der Hausthür den Portier, da Milchmann, Bäcker, Fleischer und Grünhändler alles stillschweigend auf der Veranda abliefern je nach dem Bestellzettel oder dem Geldstück, das sie vorfinden. Ja ich behaupte sogar, manche deutsche Hausfrau geht leichter in ihren kleinen Alltagssorgen und Alltagsverrichtungen unter, trotz billigerer Dienstboten, als wir Deutschamerikanerinnen, wenn wir uns erst einmal in dieses Getriebe eingewöhnt haben, und vorausgesetzt natürlich, daß wir uns ein bischen Lust und Liebe für etwas Höheres bewahren.

Ich gestand der kleinen, hübschen Frau, daß sie mir bei all meiner Be-

wundrung ihres Haushalts doch nur eine rühmliche, seltne Ausnahme zu sein scheine.

Kommen Sie nur öfter, sagte Dr. Brand beim Abschied, Sie werden sehen, daß Geschwindigkeit auch in Amerika keine Hexerei ist, daß in einem Lande, wo es heißt: Time is money, praktischer Neuerungssinn einem über vieles Veraltete hinweghilft, und daß wir Wilden auch Menschen sind.

Bessere Menschen, berichtigte ich, denn sie gründen eine neue Art von Zivilisation in einer neuen Welt, ohne auf etwas Altem zu fußen, was sie vorgefunden hätten.

Das ists ja, was die Sache erleichtert und zugleich steigert, setzte der Doktor hinzu, in dem er mich hinausbegleitete; für solche Straßen, wie wir sie haben, so breit, so schön, für solche Bahnnetze, solche Parkanlagen ist in dem alten Europa gar kein Platz mehr.

Und für solch einen neuen Gesellschaftsaufbau erst recht nicht.

Damit trennten wir uns.

Jolanthes Hochzeit

Jolanthe — wundervoller Name! Der Name gefällt mir „großartig." Wo in aller Welt habe ich ihn schon einmal gehört? Ah, ich habs. In meiner Erinnerung taucht eine farbenprächtige Szene auf, ein weites Feld, auf dem die Fahnen lustig im Winde flattern, Tribünen, Zuschauer, Equipagen, edle Renner, Vollblut, Halbblut. Es war eines Nachmittags im vorigen Sommer, ich befand mich wie immer auf dem Sattelplatz am Totalisator, und Jolanthe hieß eines der „genannten" Pferde im Besitz des Herrn von N., des bekannten Sportsman, das von dem Leutnant von S., dem berühmten Herrenreiter, geritten wurde. Mein Freund Meyer, der alle Jockeys kennt, hatte wieder das „riesige" Glück, auf diesen Gaul zu setzen und zu gewinnen, während ich mein gewöhnliches Pech hatte. Der Name Jolanthe fiel mir damals auf, sie stammte, wenn ich mich recht erinnere, von dem Probepfeil aus der Cyprienne, und sie trug an jenem Tage den ersten Preis davon, den ein großes Privatgestüt gestiftet hatte.

Aber wohin gerate ich? Es ist rein zum Lachen, daß man so zerstreut sein kann. Ich bin ja nicht auf dem Sattelplatz, sondern ich sitze hier in unsrer Theaterloge, und was ich in der Hand habe, ist kein Rennprogramm,

sondern ein Buch oder vielmehr ein Büchlein.*) Sollte der grellgelbe Umschlag an der Verwechslung schuld sein? Oder sollte ich Herrn von S., den Reiter der Jolanthe, mit Herrn Sudermann, dem Verfasser der Jolanthe, verwechselt haben? Aber wie ist mir denn? Auf dem Titel steht ja nicht bloß Jolanthe, sondern Jolanthes Hochzeit. Das ist was andres, diese Jolanthe ist kein Pferd. Ich muß mich doch überzeugen und will schnell einmal in den paar Seiten herumblättern. Ah, da stehts schon: „Meine junge Vaterfreude — die [es ist eine »die«] wird schön und niederträchtig werden und wird mit den Beinen strampeln [strampeln, das muß ich noch einmal lesen] ihr Lebelang [Lebe?] — die muß einen sehr poetischen Namen kriegen, dann steigt sie bei den Freiern im Preise — Thekla, Hero ... Referendar — Rosaura, Carmen ... Inspektor — und schließlich fand ich Jolanthe — das ist kitzlich [kitzlich!] und erhaben zu gleicher Zeit."

Das genügt. Jolanthe ist eine anscheinend höchst interessante junge Dame. Ich werde mir während der Zwischenakte den Inhalt weiter zu Gemüte führen, das Buch ist nicht lang. Ach, die Genies von heute sind unbezahlbar, sie tischen uns Hochgenüsse auf und machen uns das Genießen so bequem.

Die Geschichte fängt schlecht an. Der alte Pütz wird begraben. Hanckel, sein Freund und Gutsnachbar, erzählt es uns, wie Pütz begraben wird. Aber wie genau kennt Sudermann das menschliche Herz! Welch richtigen Ausdruck weiß er für unsre Empfindungen zu finden! Ist es nicht „schändlich," ist es nicht „einfach ekelhaft," daß wir sterben müssen? Es wäre der Gipfel aller unsrer modernen Errungenschaften, wenn unser einer, wenn die Elite der Nation nicht länger ins Gras zu beißen brauchte. Es ist nichtswürdig, daß man mit einemmal nicht mehr Punsch und Bowle mischen und keinen Skat mehr spielen soll.

Der alte Pütz hinterläßt einen Sohn Lothar, Leutnant bei den Gardedragonern. Hanckel begleitet Lothar nach Hause — ein leeres Begräbnishaus, „einfach scheußlich." Sie besprechen die Verhältnisse, die keineswegs glänzend sind, da Pütz zwar für alles Trinkbare, aber nicht für die Bewirtschaftung Verständnis gehabt hat. Übrigens „verdient wird bei der Landwirtschaft nichts"; dasselbe wie Sudermann sagt jeder Fachmann, jedermann erbt lieber einen Berg Papiere als einen Haufen Erde, schon der Bequemlichkeit wegen. Da außerdem Lothar „beim Gurgler drinsitzt," so empfiehlt ihm Hanckel, den Abschied zu nehmen und das Gut selbst zu bewirtschaften; unter dieser Bedingung will er helfen und den Gurgler bezahlen. Der arme Junge wird wohl seine Uniform an den Nagel hängen müssen; wo bleibt nun „jener Garde-Chic," der ihn so prächtig kleidet?

*) Jolanthes Hochzeit. Erzählung von Hermann Sudermann. Stuttgart, J. G. Cotta, 1892.

Hanckel, der gute Kerl, will auch versuchen, einen endlosen und kostspieligen Prozeß mit einem andern Gutsnachbarn, Herrn von Krakow auf Krakowitz, persönlich beizulegen. Das ist nicht leicht, denn der Krakow ist ein „Rauhbein." Alle Ausdrücke sind bei Sudermann mit peinlicher Naturtreue dem wirklichen Leben abgelauscht; durch das „Rauhbein" ist man sofort über Krakow unterrichtet. Solche Wörter haben Hand und Fuß.

Das erste Kapitel ist aus, ich kann noch das zweite anfangen. Baron Hanckel erzählt, wie er auf Krakowitz Besuch gemacht hat. Der Krakow habe hinter der Szene laut über ihn geschimpft — dies Luder u. s. w. —, ihn aber dann sehr freundlich begrüßt und auf seine Vorhaltungen erwidert: „Die Thüren taugen nischt." O dieses Sudermannsche Nischt! Bald sagt er nichts, bald sagt er nischt, aber wo er nischt sagt, da gehört auch wirklich nischt hin. Dies Nischt wirkt erhebend und erwärmend. Dabei versteht Sudermann selbst ein „Rauhbein" interessant zu machen, indem er seine obere Partie herausstreicht: „rund, fett, mit O-Beinen — und auf diesem Wanst ein richtiger Apostelkopf. Entweder Petrus oder vielleicht Andreas oder sonst einer." Nun, welcher Apostel es war, dem Krakow ähnlich sah, ist mir gleich, aber daß er überhaupt wie ein Apostel aussah, das ist „großartig." Aha, jetzt kommt die Baronin, des Rauhbeins Gemahlin — eine Null, und dann kommt — sie, Jolanthe! Ausgezeichnet, prachtvoll! So etwas hab ich mein Lebtag nicht gelesen. Nur ein Kenner ersten Ranges kann so etwas zu Stande bringen. So eifrig und so lange ich auch meine Studien auf den Rennplätzen betrieben habe, ich könnte kein Pferd so gut beschreiben, wie dieser Sudermann ein Weib. „Rasse, meine Herren, Rasse! . . . ein Körper wie 'ne junge Königin . . . das Haar losgelöst in tausend Wirbeln und Wickeln — goldbraun, wie so die Mähne von einem Berber . . . der Hals weiß und üppig mit einem leichten Kropfansatz . . . der Busen nicht zu hoch, aber breit ausgelegt mit seitlichen Wölbungen, was wir beim Pferde eine Löwenbrust nennen . . . und wenn sie atmete, schien der ganze Körper mitzuatmen, so mächtig wälzte sich die Luft durch diesen jungen, edelschlächtigen [edelschlächtig ist ausgezeichnet!] Organismus . . . Fesselgelenke [Fesselgelenke!] elegant . . . Beckenbildung" u. s. w. Nur ein erfahrner „Züchter" kann eine so tadellose Beschreibung der Gattung liefern. Ach, wie schade! Es klingelt, der Vorhang geht in die Höhe, ich muß eine Pause machen.

Wo war ich doch stehen geblieben? Jolanthe ging als erste über die Bahn — ach das dumme Ballet hat mir den Kopf ganz verdreht. „Züchter." „Exemplar" — richtig, hier wars. Krakow renommirt: „Das ist mein Werk . . . das hab ich zu Stande gebacht . ." Mit welcher Geschicklichkeit werden wir hier vom Pferd auf den Menschen gebracht, und umgekehrt.

Sie setzen sich an den Kaffeetisch, und Jolanthe wirft dem alten Hanckel verliebte Augen zu, sodaß ihm ganz schwindlig wird. Nun kommt die Stelle,

die ich schon kenne, wo Krakow erklärt, warum er sie Jolanthe genannt habe, wegen der Referendare, Inspektoren u. s. w. Dann fängt Hanckel an von dem Prozeß mit Pütz zu sprechen, Krakow wird rauhbeinig, wie er den Namen hört, Hanckel wird ärgerlich, er verabschiedet sich, Jolanthe begleitet ihn hinaus und bittet ihn, wiederzukommen.

Jolanthe hats ihm, dem Alten, angethan. Doch dank seinem Spiegel, der ihm durchaus nicht schmeichelt, nimmt er sich vor, kein Esel zu sein und sich seinem harten, schmalen Junggesellenbett nicht untreu machen zu lassen, selbst von einer nicht, die „Jolanthe heißt und als edelstes Vollblut auf Gottes schöner Weide herumläuft.“ Mit diesen guten Vorsätzen kriecht er zu Bett.

Wie herrlich ist die Mischung von Alltäglichkeit, Vernunft und ein bischen Rührung, mit der dieses Kapitel schließt! Doch schnell weiter zum nächsten!

Lothar meint, Hanckel solle doch noch einmal nach Krakowitz hinüberfahren, und Hanckel thuts. Nun wirds fein oder, um mit Sudermann zu reden, „scheußlich fein“: „Mollige Emotion von Weibernähe.“ Die alten Herrschaften schlafen, Jolanthe geht „im Mullkleide“ mit Hanckel allein in den Garten. Da giebt es eine „schummrig“ kühle Laube, wo man ungestört ist. Aber wie hineinkommen? Die Laube ist fast vollständig „verwachsen.“ Doch wo ein Wille ist, ist auch ein Weg; Sudermann nimmt dies Hindernis mit eleganter Leichtigkeit. Jolanthe wirft sich auf die Erde und kriecht — kriecht! — durch ein kleines — kleines! — Loch in das Dickicht hinein. Freiherr von Hanckel kriecht „auf allen vieren“ hinterher. Solch ein „scheußlich feines“ Laubenrendezvous ist der Gipfel aller Kunst. Ich bin doch gespannt, wie die Geschichte weiter geht.

Jolanthe „wischt sich mit ihrem Taschentuch um den Hals herum bis unter den schweißfeuchten Taillensaum“ — naturalia non sunt turpia —, sie ist müde, sie will schlafen, Hanckel soll die Augen zumachen und auch schlafen. Was wird das geben?

Es kommt anders, als man denkt. Jolanthe erklärt sich; ihr Vater, sagt sie, habe ihr befohlen, dem Baron den Kopf zu verdrehen, damit er um sie werbe. Sie will ihm gehören, wenn er sie trotz dieser Aufklärung will, sie wirft sich ihm aus Stolz und Verzweiflung an den Hals, und er willigt ein, er sagt ja, giebt ihr aber acht Tage Bedenkzeit.

Ist es nicht „großartig,“ wie dezent dieser Sudermann ist? Ich wollte schon einen schlechten Begriff von ihm bekommen, aber er hat uns nur deshalb auf allen Vieren in die Laube geführt, damit wir den Edelmut des Barons und der Jolanthe um so mehr bewundern — ein ganz neuer, ein genialer Tric! Ein einziger solcher Tric kann das Rennen zu Gunsten des Reiters entscheiden. Mit Kriechen uns zu imponiren, das kann nicht jeder. Ich will doch sehen, ob sich die beiden durch dieses Kriechen kriegen; mit dem nächsten kurzen Kapitel kann ich noch fertig werden.

Lothars Urlaub ist abgelaufen, er reist nach Berlin zurück. Hanckel erhält wirklich am Morgen des achten Tages brieflich Jolanthes Ja. Er fährt hinüber, um bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten. Der schäbige Alte legt sich aufs Handeln und sagt erst zu, nachdem der gerngesehene reiche Bewerber auf jede Mitgift verzichtet hat.

Sie werden nun wohl bald Hochzeit machen, doch es beginnt eben ein neuer Akt, ich will die Hochzeit nachher lesen. — Weiß ich doch wirklich nicht, ob mir Sudermann besser gefällt oder diese Ausstattungsoperette mit ihren „effektvollen" Balleteinlagen. Jedenfalls weiß ich, daß, wenn mir Sudermann so behagt, ihm allein das Verdienst gebührt. Er hat es verstanden, sein Buch mit derselben Atmosphäre zu erfüllen, die uns, die bessere Gesellschaft, überall umgiebt. Sudermann gehört zu uns! Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie wenig er uns mit all jenen Nebendingen behelligt, worauf andre Erzähler von geringerer Begabung so viel Gewicht legen. Es verrät einen hervorragenden, ganz auf der Höhe der Zeit stehenden Geschmack, daß wir hier nicht mit veralteten Dingen, wie Charakterzeichnung, Gedankenentwicklung und ähnlichem belästigt werden. Wie schwierig mag es sein, diese absolute Charakterlosigkeit herzustellen, wie viel Mühe mag es gekostet haben, die Gedanken, die sich bisweilen störend einzudrängen suchen, völlig auszumerzen! Dafür sind die Hauptsachen, die anderswo gröblich vernachlässigt zu werden pflegen, hier nach Gebühr berücksichtigt. Die Hochzeitsvorbereitungen, die ich eben lese, sind genau so wie damals, als sich Oskar und Adele vermählten. Ich weiß mich der vielen Beratungen über die Ausstener, die Zimmerausstattung u. s. w. noch genau zu erinnern. Sudermann hat dieses Fach offenbar gründlich studirt. In der Frage der Schlafstubeneinrichtung scheint er mir geradezu ein Sachverständiger ersten Ranges zu sein. Ich glaube, diese Bettenphilosophie gehört mit zu dem, was man jetzt Milieu nennt; ich müßte mich sehr irren, wenn das Milieu nach den Vorschriften der modernen Ästhetik, die für klassische Werke wie Jolanthe gelten, nicht immer der wichtigste Teil der ganzen Erzählung wäre. Doch dem sei, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß man sich auf diese Weise mühelos eine Menge nützlicher Kenntnisse und einen hohen Grad von Bildung erwirbt. Die besten Betten kommen natürlich aus den Berliner Magazinen; die Herstellung der feinsten Betten, die auf besondre Bestellung und nach eignen Zeichnungen gefertigt werden, dauert über sechs Wochen.

Täglich überreicht nun Hanckel seiner jungen Braut frische Blumen, die mit der Bahn kommen, und bald kommt auch der Hochzeitstag. Eine fidele Hochzeit! Trauung durch den Pfarrer, der „eine tüchtige Amtsmiene macht und die weiten Ärmel des Talars wie ein Tausendkünstler zurückstreicht, wenn er zaubern will." Hanckel bezecht sich bei Tisch, bringt in der Bezechtheit einen Toast auf seine junge Frau aus, wird schleunigst aus dem Saale ge-

schafft und befindet sich, als er erwacht, in der Damengarderobe! Dann setzt er sich mit Jolanthe in den Wagen, um davonzufahren, Schwiegervater Krakow, der heftig tempelt, um „die Hochzeitskosten herauszuschlagen," unterbricht sein Spiel, um seiner Tochter schnell Lebewohl zu sagen, indem er einige unpassende Worte redet.

Es ist klar, daß hier Sudermann das Landleben nach der Natur hat zeichnen wollen. Bei uns in der Stadt geht es ja im wesentlichen eben so zu, nur daß wir uns in etwas feinern Formen bewegen; wir trinken Sekt, ohne rauhbeinig zu werden. Aber mit welcher Sicherheit weiß Sudermann diese kleinen Unterschiede zwischen Land- und Stadtleben zu finden! O, er kennt seine Leute.

Die Hochzeit ist vorbei, und doch kommt noch ein Kapitel zum Schluß. Wozu? Während Hanckel und Jolanthe im Wagen nach Hause fahren, überfällt den „armen alten Kerl," der keine „heilige Kraft" und kein „bischen Jugendbrunst" mehr hat, ein aufrichtiges Gefühl des Mitleids [Mitleids!] mit dem „armen Ding." Sie nähern sich dem Herrenhaus von Ilgenstein, die Gutsleute haben sich versammelt und lärmen und rufen Hurra. Lothar ist auch dabei, er brennt ein Feuerwerk ab. Nun muß die Geschichte doch bald zu einer Lösung kommen, da nur noch einige Seiten übrig sind. Ah — ich verstehe — Lothar! Lothar wird von Hanckel gebeten, ihm zu helfen. Eine „brillante Pointe." „Aber ich alter Krauter — sagt Hanckel — schäme mich, meine Hilflosigkeit zu bekennen. Und meine Angst hat ja auch Lothar, um sich an ihn anzuklammern." Meine Angst hat Lothar? Das muß ich nach den Regeln der hohen Schule konstruiren. Nicht wahr, Lothar ist das Objekt, an das sich in seiner Angst das Subjekt Hanckel klammert? Die Sache wird wirklich gut; sollte Lothar schon jetzt das Amt des Stellvertreters übernehmen?

Hanckel geht aus dem Zimmer, um Cigarren zu holen, und wie er zurückkommt, was sieht er? Lothar und Jolanthe „sitzen still und steif auf ihren Plätzen wie zuvor, aber sie haben die Augen sozusagen in einander getaucht mit einer solchen wilden, verzweifelnden, wahnsinnigen Glut, wie ich deren (?) menschliche Blicke nie für fähig gehalten habe (habe!). Es war, wie wenn zwei Flammen in einander spritzen! Also da hatt' ich die Bescherung. Noch war sie nicht mein Weib ... Der Ehebruch saß schon im Hause ... Was stört uns der fremde, alte Mann?"

Welche Enttäuschung! Wieder habe ich mich von diesem Sudermann aufs Glatteis locken lassen; ich habe zwischen den Zeilen gelesen, denn es sah ganz so aus, als ob Sudermann verlangte, ich sollte lesen, wie ich gelesen habe, und doch habe ich falsch gelesen, ich habe die Lösung nicht erraten. Mit welcher Kunst hat Sudermann die ganze Haupthandlung bis zum Schluß aufgespart, um die vollste Wirkung zu erzielen! Ich habe ihm Unrecht gethan,

er ist auch hier wieder dezent, „riesig“ dezent, so dezent, wie es sich für unsereinen gehört. Denn aus dem Ehebruche wird nichts, es kommt viel rührender.

Hanckel sagt zu Lothar, er möge heimgehen. Da fällt Jolanthe Lothar zu Füßen und schreit: „Du darfst nicht sterben.“ Sie hatten sich schon immer geliebt, aber sich wegen des Prozesses Krakow contra Pütz nicht sehen, nicht sprechen und nicht heiraten können. Nun, am Schluß der Geschichte, läßt Sudermann seinen Lothar doch so viel Charakter haben, daß er beabsichtigt, sich zu töten. Jolanthe hätte sich hernach ebenfalls getötet. Aber womit? Mit Blausäure. Ei, der Deiwel! sagt Hanckel. Großartig ist es, auf welche Weise Sudermann die junge Dame vom Lande in den Besitz von Blausäure zu setzen weiß. Blausäure mußte es unbedingt sein, nichts andres, denn sonst wäre die Geschichte nicht „scheußlich fein,“ sondern ganz gewöhnlich gewesen. „Ein Tanzstundenfreund, welcher (!) Chemiker war, und dem (!) sie den Kopf verdreht hatte, hatte ihr auf ihre Bitten das angenehme Wässerchen vor Jahren zum Geschenk gemacht.“ Wieder ein Zuwachs meiner Kenntnisse: Blausäure verdirbt in Jahren nicht.

Was thut nun der edle Hanckel? „Du Aaskröt',“ sagt er zu Lothar, „mach du, daß du nach Hause kommst!“ Darauf kutschirt er Jolanthe noch in selbiger Nacht zu seiner Schwester auf ein Nachbargut, wo sie verweilen soll, bis die Scheidung vollzogen ist. Er selbst schläft dann in seinem Bett allein, wie der Papst in dem Studentenliede.

Welch ein idealer Schluß! Was hat Sudermann aus einem im Grunde doch recht dürftigen Stoff, den ein Reporter in zwanzig Zeilen abgethan hätte, zu machen verstanden. Ich bewundre ihn. Aber Genie ist eben Genie; wers hat, der hats. Wie es ein solches Genie macht, das ist natürlich sein Geschäftsgeheimnis. Gewöhnliche Sterbliche können so etwas wie Jolanthes Hochzeit nicht machen. —

Die Hochzeit ist aus, der Tanz auch, und das Buch auch. Rasch stecke ich es ein, denn das Publikum räumt schon das Parkett, die Ränge und Galerien und drängt hinaus auf die nüchtern blickende Straße. Ich glaube fast, es ist ein Glück, daß solche Bücher so kurz sind. Zuweilen überfällt mich, ich weiß nicht wie, ein Ekel vor dem öden Zeitvertreib des Gesellschaftslebens; ich möchte nicht immer Jolanthe und dergleichen lesen und sehen, denn der Nachgeschmack ist gar zu schlecht. Ich staune die modernen Propheten an, die ihre Sachen so schön herauszuputzen verstehn, aber ich frage mich manchmal unwillkürlich, ob die Sachen nicht lauter unechte, verfälschte Ware sind. Wenn mich hinterher der Ekel überkommt, ist es mir, als ob mich die Sudermanns mit aller Gewalt trotz meines Sträubens in finstre Tiefen hinunterzerren wollten, während ich doch eine unvertilgbare Sehnsucht nach lichten Höhen in mir verspüre. In dieser Stimmung, ich kann mir nicht helfen, er-

ſcheint mir der „große“ Sudermann unendlich klein. Der Rückſchlag iſt ſo ſtark, daß ich den, deſſen Kunſtfertigkeit mich eben noch blendete, nun recht geringſchätze, weil ich die Hohlheit des Inhalts gewahr werde. Wäre es nicht troſtlos, wenn der Garten der deutſchen Litteratur ſo wurmſtichige Früchte in Menge hervorbrächte? Würde das nicht vielleicht unſer Verderben bedeuten?

Leila die Katzenprinzeſſin

Ein Märchen von Julius Haarhaus

(Fortſetzung)

Als ſich Juſtus wieder in die Stube wandte, ſah er das Mädchen neben ſich ſtehen. Sie hatte ſich erhoben und den Schleier ganz zurückgeſchlagen, ſodaß er nun auch den ſchönen Hals ſehen konnte, den ein Halsband von prächtigen Korallen ſchmückte.

Nimm meinen Dank dafür, daß du den Bann gebrochen haſt, ſagte ſie freundlich, und laß mich dir die Geſchichte meiner Leiden erzählen.

Juſtus wollte ihre Hand ergreifen. Aber ſie wich ſchnell zurück, und ihre Augen nahmen einen eigentümlich traurigen Ausdruck an. Du darfſt mich nie berühren, ſonſt bin ich dem alten Zauber wieder verfallen, und wer weiß ob ich dann noch einmal erlöſt werden kann! Alſo hüte dich!

Sie ſchritt auf das Sofa zu, ſchwang ſich auf eine der hohen Armlehnen und bat den jungen Gelehrten, ſich in ſeinem Seſſel am Schreibtiſche niederzulaſſen. Dann begann ſie:

Du ſiehſt in mir die Prinzeſſin Leila, die Tochter des Sultans Achmed von Alkonda, den man in den Ländern des Aufgangs den Glücklichen nennt. Sicherlich iſt der Ruhm ſeines Namens bis zu den Reichen der ſinkenden Sonne gedrungen.

Sultan Achmed? entgegnete Juſtus mit unverhohlenem Erſtaunen. Ich habe wohl von einem Herrſcher dieſes Namens geleſen, aber es iſt länger als ein Jahrhundert her, daß er gelebt hat.

Das Mädchen ſeufzte. Länger als ein Jahrhundert? Ich hatte es vergeſſen! Und doch iſt mir, als wäre der Aldebaran nur einmal aufgegangen und wieder verblichen ſeit jenem Tage, da ich meinen teuern Vater im Hafen von Jaffa zum letztenmale ſah! Doch höre weiter. Ich war erſt ſechzehn Jahre alt und hatte die Gärten des väterlichen Harems mit ihren Cypreſſen

und Pistazien, mit ihren Rosensträuchern und Springbrunnen noch niemals verlassen. Ich hatte von der Welt rings umher noch nie etwas andres gesehen, als die gelben Minarets der Moscheen, die hoch in den blauen Himmel hineinragten und über die Mauern unsers Palastes herüberschauten. Da kam der Vater eines Morgens in die Gartenhalle des Harems und sagte zu mir: Leila, meine Tochter, höre, was ich dir sagen will, und achte auf die Rede meines Mundes! Siehe, dein Bruder hat das Reich mit der Schärfe des Schwerts befestigt und ist glücklich gewesen im Kampfe gegen die Kurden. Du sollst sein Werk vollenden und zur Sicherung des Friedens mit deiner Hand dem Throne einen mächtigen Bundesgenossen werben, auf daß die Leute auf dem Bazar mich glücklich preisen um meiner Kinder willen. Allah hat den Sultan gesegnet, werden sie sagen, er hat aus seinem Neste einen Falken und eine Taube fliegen lassen! Der Bey von Tunis hat mir seine Freundschaft angeboten, und ich will ihm das köstlichste dafür senden, was mein Palast hegt, meine liebe Tochter Leila! Ich wurde traurig, als ich diesen Entschluß meines Vaters vernahm, doch wagte ich nicht zu widersprechen, um so weniger, da sich mir auf diese Weise die Gelegenheit bot, etwas von der Welt kennen zu lernen, wonach ich schon oft eine unbezwingbare Sehnsucht verspürt hatte.

Unter mancherlei Vorbereitungen rückte der Tag der Abreise heran. In der Nacht zuvor besuchte mich die alte Wärterin, die mich in den ersten Tagen meiner Kindheit gepflegt hatte, und die mich aufrichtig liebte. Leila, sagte sie, mein Täubchen, siehe, ich bin nur arm und niedrig; aber ich möchte dir doch ein kleines Geschenk mit auf die Reise geben, das dir in Zeiten höchster Not — vor denen dich Allah behüten möge! — nützlich sein könnte. Es ist ein Zauberspruchlein, mit dessen Hilfe du dich in Tiergestalt verwandeln kannst. Du brauchst es nur auszusprechen und dann das Papier, darauf es geschrieben steht, zu zerreißen. Aber bediene dich dieses Mittels nur in der allerhöchsten Gefahr, denn wenn du einmal in der Verwandlung gelebt hast und dann wieder in menschliche Gestalt zurückgekehrt bist, so mußt du dich hüten, jemals einen Menschen zu berühren. Du würdest dadurch sofort wieder in ein Tier verwandelt werden. Versäume aber nicht, ehe du von dem Zauberspruchlein Gebrauch machst, andern die Löseworte zu nennen, damit sie dich, wenn es an der Zeit scheint, aus deiner Verzauberung befreien können! Und nun noch eins: die Zeit, die du in Tiergestalt zugebracht hast, wird dir in dem Buche deines Lebens nicht angerechnet.

Das Mädchen schwieg einen Augenblick und schien nachzudenken. Dem jungen Gelehrten entging es nicht, daß ihr Blick dabei den Spiegel streifte. Er mußte lächeln. Aber sie schien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

Ich dankte der Wärterin unter Thränen und nähte die beiden Papierblättchen, auf die der Verwandlungsspruch und die Löseformel geschrieben

waren, in einen Ärmel meines Gewandes. In der Frühe des nächsten Morgens brachen wir auf. Zwei prächtig geschmückte Lastkamele trugen die Sänfte, die ich besteigen sollte, und auf weitern zwanzig Kamelen und einigen Maultieren folgten meine Sklavinnen und die Geschenke, die ich meinem zukünftigen Gemahl überbringen sollte. Mein Vater, der Großwesir und fünfhundert Bewaffnete gaben uns zu Roß das Geleit bis zum Meere. In Jaffa kehrten sie um, und ich bestieg mit meiner Umgebung das türkische Schiff, das uns nach Tunis bringen sollte.

Daß ich bei den tausend neuen Eindrücken den Schmerz der Trennung von den Meinigen kaum empfand, brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Wenn mir schon die Landreise durch mancherlei Städte, Dörfer und Wüsten höchst merkwürdig erschienen war, wie wunderbar war mir erst das Leben im Hafen und auf dem Meere selbst! Mein Vater hatte auf dem Vorderdeck des Schiffs für mich ein Zelt aus kostbaren Stoffen erbauen lassen, das mich den übrigen Reisegefährten verbarg, mir selbst jedoch den Ausblick auf das unermeßliche Meer gestattete. Den ganzen Tag über war es windstill gewesen. Am Abend aber, kurz nach Sonnenuntergang, da alle, die an Bord waren, ihr Gebet verrichteten, erhob sich ein frischer Segelwind. Der Kapitän ließ die Anker lichten, und langsam rauschte unser Schiff aus dem Gewirr der Masten und Segel in das offne Meer hinaus. Wir hatten das günstigste Wetter zu unsrer Fahrt, und bald war der letzte Streif der Küste unsern Augen entschwunden.

Ich verbrachte die Nächte auf Deck und ergötzte mich in meinem Zelte an den Gesängen und Märchen, mit denen sich das Schiffsvolk unterhielt. Erst gegen Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, wo es stets kühl zu werden begann, zog ich mich in meine Kajüte zurück. Damals lernte ich die Bedeutung meines Namens kennen. Weißt du, was Leila heißt? Es bedeutet „sternhelle Nacht" und ist der schönste Kosename, den die Dichter des glücklichen Arabiens in ihren Liedern zu gebrauchen wissen.

Sie sah einen Augenblick schweigend zu Boden. Ja, fuhr sie fort, Leila, die sternhelle Nacht! Dann blickte sie Justus an und schüttelte traurig ihr schönes Haupt.

Du verstehst das nicht, sagte sie, du weißt nicht, was eine sternhelle Nacht ist. Hier bei euch scheinen die Sterne so kalt, so bleich; mich fröstelt, wenn ich dran denke!

Wir mochten wohl zehn oder zwölf Tage gefahren sein, als mir einer meiner Sklaven im Vertrauen mitteilte, er habe Gelegenheit gehabt, die Gespräche der Steuerleute zu belauschen, und habe dabei erfahren, daß wir uns in den Händen eines Korsaren befänden. Das Schiff habe unter falscher Flagge im Hafen von Jaffa gelegen, und der Führer, ein gefürchteter Pirat, beabsichtige, mich gefangen zu halten und von dem Bey von Tunis ein bedeutendes Lösegeld zu erpressen. Mein Schrecken war unbeschreiblich, allein

was blieb mir, einem hilflosen Mädchen, weiter übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben und ruhigen Sinnes den Fügungen Allahs entgegenzusehen? Als der Kapitän, ein stattlicher Greis, bemerkt hatte, daß ich über seine Absichten unterrichtet war, ließ er sich bei mir melden und bat mich, guter Dinge zu sein, da mir kein Leid widerfahren würde. Wir wissen, sagte er, daß du die Prinzessin Leila bist, die Tochter des Sultans, den Allah segnen möge! Deshalb wollen wir dich schonen. Ich werde einige von meinen Leuten wegen des Lösegeldes an den Bey von Tunis senden, denn es wäre unbillig, wenn wir von deinem Vater auch noch eine Summe Geldes verlangen wollten, nachdem doch alle die kostbaren Geschenke, die du mit dir führtest, in unsre Hände gefallen sind. Ich dankte dem wackern Greise für seinen Edelmut und wartete auf die Rückkehr der Abgesandten, die in dem größten unsrer Boote nach der Küste von Tunis hinübergerudert waren.

Am vierten oder fünften Tage kehrten sie mit der Antwort des Beys zurück. Anfangs, so erzählte der Führer der Gesandtschaft, sei der Herrscher sehr erfreut gewesen, als er die Kunde von meiner Ankunft vernommen, als er aber von dem Lösegelde gehört habe, sei er aufs höchste erschrocken. Er lasse mir daher sagen, er schätze sich glücklich, daß die Prinzessin von Alkonda ihn, den niedrigsten aller Sterblichen, ihres Vertrauens gewürdigt habe, aber er sehe in der überaus beklagenswerten Schicksalsfügung einen Wink Allahs, daß er nicht wert sei, die Rose aus dem Lande der Zwillingsströme zu heiraten. Er wünsche mir daher eine glückliche Heimreise und werde mich an jedem Abend in sein Gebet einschließen.

So sahen sich die Korsaren doch genötigt, meinen Vater mit der Bitte um Auslösung zu belästigen, und beschlossen den nächsten Westwind zur Rückfahrt zu benutzen. Aber es kam ganz anders. Kaum hatten wir die Höhe von Malta erreicht, als der Matrose, der im Mastkorbe Wache hielt, ein Schiff bemerkte, das mit vollen Segeln pfeilschnell auf uns zusteuerte. Unser Kapitän erschien auf Deck und betrachtete das fremde Fahrzeug mit besorgten Blicken. Dann rief er die Matrosen zusammen und eröffnete ihnen, sie möchten sich auf das schlimmste gefaßt machen, da das fremde Fahrzeug eine Staatsgaleere der Republik Venedig sei, die in den tunesischen Gewässern Jagd auf Korsaren mache. Er bewaffnete die ganze Mannschaft, ließ die Mörser laden und befahl mir und den Meinigen, in den untersten Raum hinabzusteigen. Kurze Zeit darauf hörten wir in unserm finstern Versteck das dumpfe Dröhnen der Geschütze und das Pfeifen der Musketenkugeln, die in das Holzwerk einschlugen. Dazwischen konnten wir die Kommandorufe des Kapitäns und das Hin- und Hereilen der Mannschaft über uns deutlich vernehmen. Dann blieb es eine Weile still.

Ich war die Treppe hinaufgestiegen und spähte durch eine kleine Seitenluke, da mir die Ungewißheit über mein Schicksal unerträglich war. Da sah ich den

schwarzen Bug des Venezianers auf uns zukommen. Am Maste flatterte die Fahne des Evangelisten Markus mit dem geflügelten Löwen, und unter dem Bugsprit prangte das Bild der heiligen Justina in blankem Golde. Schon war die Galeere in unsrer nächsten Nähe; von der Kommandobrücke erscholl ein Signal, und mit fürchterlichem Anprall drang der eiserne Schiffsschnabel in die Planken des Korsaren. In demselben Augenblick flogen Enterbrücken herab, und die venezianischen Matrosen überfluteten unser Deck. Während das Schiff langsam sank, bemächtigten sie sich der ermatteten Besatzung und schleppten, was sie von Gütern fanden, an Bord der Galeere.

Ich wurde vor den Admiral geführt, der mich erst auf Italienisch und dann auf Türkisch nach meiner Herkunft und meinen Schicksalen fragte. Es war ein schöner, hochgewachsener Mann, für die Würde, die er bekleidete, noch sehr jung. Seine Augen waren blau wie die Lasursteine am Turban meines Vaters.

Leila errötete leicht und wandte den Blick zu Boden. Nun weilt er schon über hundert Jahre im Paradiese, fuhr sie fort, und sein Haupt, das mir so teuer war, ruht im Schoße der Huris des Christenhimmels!

Er versprach, daß er mich nach Jaffa zurückbringen wolle, und gebot der ganzen Schiffsmannschaft, mir mit der höchsten Ehrerbietung zu begegnen. Auch räumte er mir die Admiralskajüte ein und bezog selbst ein enges Gelaß im Zwischendeck des Schiffes. Abends, wenn ich auf Deck lustwandelte, gesellte er sich zu mir und erzählte mir von seiner schönen Vaterstadt, wo man auf Kähnen durch die Straßen und zum Bazar fährt, und wo ein Sultan regiert, den sie den Dogen nennen, und dessen Geliebte das blaue Meer ist. Er berichtete mir auch von einem Mohren, der dort einst Admiral gewesen sei, und der die Tochter eines Edelmanns aus lauter Liebe ermordet habe.

Wenn der Venezianer auch das Türkische nicht immer gut sprach, so hörte ich ihm doch mit großem Vergnügen zu und konnte es kaum erwarten, bis das Sternbild des großen Hundes am Horizont emporstieg. Denn um diese Zeit erschien er gewöhnlich auf Deck, wo er mir ein Zelt aus Segeln hatte herrichten lassen. Als er merkte, daß ich an allem, was seine Heimat betraf, Gefallen fand, versprach er mir, mich Italienisch sprechen zu lehren. Diese Sprache gefiel mir gut, namentlich machten mir die Worte Vergnügen, bei denen man mit den Lippen den Mund des andern berühren muß.

Justus konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als ihm Leila von dieser sonderbaren Art des Sprachunterrichts erzählte. Doch hütete er sich, sie zu unterbrechen.

Der Admiral hatte mich aber kaum die Buchstaben malen gelehrt, fuhr sie fort, als ein unvorhergesehenes Ereignis unser Glück vernichtete. Unter den Matrosen befanden sich mehrere, die, schon lange von ihrer Heimat entfernt, mit dem Entschlusse des Admirals, noch einmal nach Jaffa zu fahren,

unzufrieden waren. Auch hatte es ihren Unwillen erregt, daß man die Beute aus dem Korsarenschiff nicht verteilt hatte. Sie wiegelten daher die ganze Schiffsmannschaft auf und scheuten sich nicht, ihre Mißstimmung offen an den Tag zu legen. Der Admiral gab sich den Anschein, als beachtete er alle diese Vorgänge nicht, und war entschlossen, seinen Willen durchzusetzen. Den zweiten Steuermann, der sich weigerte, seinen Befehlen Folge zu leisten, ließ er im untersten Schiffsraum anketten, und einen Ruderknecht, der sich anschickte, den Gefesselten zu befreien, schleuderte er mit eigner Hand ins Meer. Die Erbitterung der Mannschaft wuchs von Stunde zu Stunde. Zweimal drang eine Anzahl der Verwegensten bis zu seiner Kajüte vor und verlangte augenblickliche Umkehr. Auch gegen mich wurden Schmähungen laut, da man mich für die Ursache alles Unglücks hielt. Der Admiral fürchtete das schlimmste; er betrat niemals das Deck ohne Degen und geladne Pistolen.

Da gedachte ich des Zaubermittels, das mir meine alte Dienerin bei meiner Abreise zugesteckt hatte. Ich gab den Zettel, auf dem die Löseformel geschrieben stand, dem Admiral, las den Zauberspruch und zerriß das Papier. In wenigen Minuten war die Verwandlung vor sich gegangen. Ich war eine Katze geworden! Mit drei Sprüngen erreichte ich die Treppe und verbarg mich im untersten Schiffsraum zwischen den Ballen und Kisten, wo ich mein Leben mit kümmerlicher Speise fristete.

In einer Nacht hatte ich mich unbemerkt auf Deck gewagt und erriet aus dem Gespräche einiger Matrosen, daß man etwas schlimmes gegen den Admiral vorhatte. Ich wollte ihn warnen, fand aber die Thür seines Gelasses verschlossen. Nach einigen Stunden bemerkte ich, wie die Meuterer bewaffnet das Zwischendeck betraten, und sah den Schiffszimmermann die Kajütenthür mit seinem schweren Hammer zertrümmern. Der Admiral wehrte sich verzweifelt, drei der Angreifer erlagen seiner Klinge. Aber schließlich ermattete er. Man schleppte ihn auf Deck, fesselte ihn und warf den Hilflosen über Bord. Mit ihm versank für mich die Möglichkeit, in menschliche Gestalt zurückzukehren!

Die Meuterer kehrten nach Venedig zurück und berichteten dem Dogen, daß der Admiral — er hieß Alessandro Giustiniani — im Kampfe mit den Korsaren seinen Tod gefunden habe. Beim Ausschiffen der Ladung kam auch ich ans Tageslicht. Ich erreichte in einer Gondel das Ufer und trieb mich einige Tage lang auf einem großen, schöngepflasterten Platze umher, an dem eine überaus prächtige Moschee stand, die von außen mit bunten Bildern geschmückt war, und vor der an hohen Masten Fahnen flatterten. Dort fand mich ein Seidenhändler, der mich an sich lockte und mit nach Hause nahm.

Lange Zeit hatte ich bei diesem gelebt, als ihn eines Tages ein fremder Kaufmann besuchte, mit dem er Geschäfte machte. Sie konnten wegen eines Ballens Seide nicht handelseinig werden, da sagte der Fremde: Wißt ihr,

Freund, wie wir das Geschäft zum Abschluß bringen? Ihr gebt mir die Angorakatze zu, und ich bezahle euch die fünfhundert Zechinen, die ihr fordert! Mein Herr willigte ein, der Kaufmann steckte mich in einen Korb und zog mit mir von dannen. Nach einer langen und beschwerlichen Reise kam ich endlich in diese Stadt, wo ich seitdem in Katzengestalt ein so bejammernswertes Leben geführt habe. Nun kennst du meine Schicksale, sage mir nun, was du mit mir zu thun gedenkst!

Was bleibt dir anders übrig, schöne Prinzessin, als mit der bescheidnen Wohnung eines stillen Gelehrten vorlieb zu nehmen? entgegnete Justus. Nach Hause kannst du niemals zurückkehren, denn vor sechzig Jahren haben feindliche Araberstämme die Stadt deines Vaters dem Erdboden gleich gemacht und das Sultanat von Alkonda aufgehoben. Und was könnte dir daran liegen, in einem Lande zu wohnen, in dem ein andres, dir völlig fremdes Geschlecht herangewachsen ist, von dessen Gedanken dich ein ganzes Jahrhundert trennt? Bleibe bei mir! Sei die Sonne, die meine Tage fröhlich macht, und der Stern, der meine Nächte erhellt, sei der Palmbaum, unter dem ich Schatten suche, und die Lilie, die mein Auge erfreut, sei der Fels, auf den ich meine Zukunft gründe, und der Krystall, durch den ich die Welt in den Farben des Regenbogens schaue! Du sollst glücklich werden, ich will alles thun, dein Herz zu erfreuen. In drei Jahren kann ich Professor sein, dann kann ich dir Perlen und Diamanten kaufen, deine weiße Stirn und deinen marmornen Hals zu schmücken, und wenn erst meine arabische Grammatik erschienen sein wird, dann will ich dir Gewänder schenken aus Sammet und Seide und einen Divan aus himmelblauem Damast und Tabourets aus Ebenholz und Perlmutter! Bleibe bei mir, wunderbare Leila!

Das Mädchen willigte ein, und den jungen Gelehrten überkam eine ungeahnte Glückseligkeit. Aber in diesen Rausch des Entzückens mischte sich die Besorgnis, ob es ihm auch gelingen würde, die Prinzessin vor der lästigen Neugierde der Außenwelt zu sichern und ihr alles das zu bieten, was zu ihrem Wohlbefinden notwendig sein würde.

Verbirg dich jetzt, sagte er zu ihr, indem er ihr die Thür zu seiner Kammer öffnete, und laß mich gehen, für alles zu sorgen, dessen du bedarfst. Ruhe inzwischen aus, ich eile und bin in wenigen Stunden wieder bei dir.

Es war ihm, als träumte er, als die Schöne das Zimmer verlassen hatte, und er nun sann, was er zunächst thun solle, um in aller Heimlichkeit seinem Gast einen würdigen Aufenthalt zu schaffen. Kein Mensch durfte ja erfahren, daß im vierten Stock von „Küchenmeisters Hof" eine Prinzessin von Alkonda wohnte!

Als er sich zum Ausgehen bereiten wollte, fiel sein Blick zufällig in den alten halberblindeten Spiegel. Er blieb stehen und betrachtete sich genauer. In der That: wenn er bedachte, welch vornehmes Wesen er in seinen Räum-

lichkeiten beherbergte, so mußte er sich gestehen, daß er selbst doch recht einfach, ja fast dürftig gekleidet sei. Aber dem war ja abzuhelfen. Hing nicht im Kleiderspind schon der schöne blaue Frack mit dem Silberbesatz und den silbernen Knöpfen, den er zum erstenmale bei seiner Habilitationsrede tragen wollte? Er flocht sein Haar sorgfältiger als je, streute vom besten Puder hinein und legte das Festgewand an. Dann griff er nach seinem Hut und seinem spanischen Rohr und eilte die Treppe hinab, um für die neue Einrichtung Einkäufe zu machen. Zuerst mußte ein Divan bestellt werden. Wenn Justus die beiden nächsten Monate keine Bücher anschaffte, so konnte er bequem einen schönen Divan erschwingen.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Audienz im Vatikan, die drei gleich hohen Stühle und Ledochowskis Schnupftabakdose. Die lebenden Bilder im Rokokostil, deren Unterschriften wir vorstehend genannt haben, gefallen dem protestantischen Teile des deutschen Volkes sehr schlecht. Doch hätte man sich längst an derlei gewöhnen können; sie sind nicht die ersten ihrer Art gewesen und werden nicht die letzten sein, sintemal die nicht bloß in Preußen übliche Kirchenpolitik notwendig dazu führt. Man will die Kirchen für politische Zwecke verwenden. Findet man sie nicht willig genug, so greift man umgestaltend in ihr Inneres ein. Lassen sie sich das nicht gefallen, so macht man Märtyrer. Nützt das nichts, so bleibt zuguterletzt nichts übrig, als die Märtyrer schön zu bitten, sie möchten nur wieder gut sein und die nächsten Wahlen, oder was man sonst gerade vor hat, machen helfen. Damit soll nicht gesagt sein, daß unser Kaiser, indem er den schwarzen, roten und weißen Herren seine angeborne Menschenfreundlichkeit erwies, auch nur im mindesten an Militärvorlagen und dergleichen gedacht habe; aber unter den obwaltenden Umständen werden solche Liebenswürdigkeiten eines Staatsoberhauptes unfehlbar in diesem Sinne gedeutet und verwertet werden.

Das vorige und das laufende Jahrhundert haben zusammen in ganz Europa nur einen einzigen Monarchen aufzuweisen, der die Kirchenangelegenheiten vollkommen richtig behandelt hat, das ist Friedrich der Große. Mit wunderbarem Takt und Scharfblick hat er die Grenze zwischen dem Innerlichen und dem Äußerlichen in Kirchensachen gefunden und inne gehalten, das Äußerliche so vortrefflich geordnet, daß ihm die katholische Geistlichkeit stets dankbar dafür gewesen ist und sich bis zum Jahre 1872 dabei wohl gefühlt hat. Wagte ein Pfaff, wie der Fürstbischof Schaffgotsch, Stänkereien, so faßte er ihn, den Schuldigen allein, derb am Kragen, ließ es aber seine Glaubensgenossen nicht entgelten. Er fügte niemandem ein Unrecht zu und hatte deshalb nie etwas abzubitten. Die Kirchen dem Staate dienstbar zu machen, verstand er vortrefflich, aber nur für Zwecke, die innerhalb ihres natürlichen Wirkungskreises liegen, für den Unterricht und andre

Kulturangelegenheiten. Niemals würde er die Geistlichkeit zu eigentlichen und rein politischen Zwecken mißbraucht haben. Freilich gab es damals noch keine Volksvertretung, aber wäre das Wählen und Wählen damals schon üblich gewesen, so würde er mindestens so klug gewesen sein wie jener katholische Kaplan, den wir einmal in der Konfliktszeit folgendes Gespräch mit einem Landrat führen hörten. Der Landrat sang das Lob einiger Gemeinden, die „gut" gewählt hätten, und fügte hinzu: Dort haben aber auch die Geistlichen ihre Schuldigkeit gethan. So! sagte der Kaplan, das nennen Sie ihre Schuldigkeit thun, wenn Pfarrer und Kaplan die Wahlen machen? Diesmal gefällt es Ihnen, weil sie der Regierung die Wahlen gemacht haben; wie denn aber, wenn sie sie einmal der Opposition machen? O, versetzte der Herr Landrat, das kann ja gar nicht vorkommen, das ist ja gar nicht möglich!

Antisemitische Stimmen im Zentrum und bei den Konservativen. In fünfzehn Jahren hat es die antisemitische Bewegung fast ohne jede Vertretung in der Presse, ja im Kampfe gegen die herrschende europäische Presse dahin gebracht, wo sie jetzt steht. Neben dem lebendigen Wort im Freundeskreise und in öffentlichen Versammlungen hat besonders eine umfangreiche und vielseitige Flugschriftenlitteratur die antisemitischen Gedanken in immer weitere Kreise getragen. Wer die Entwicklung und die Ziele der Bewegung verstehen will, wird auch heute noch nach diesen Schriften greifen müssen. Wie mit dem Antisemitismus im allgemeinen, so ist es nun auch mit der antisemitischen Unterströmung in den alten Parteien: die Presse bringt sie nicht in ihrem vollen Umfange zum Ausdruck. Darum bricht jetzt auch hier der Strom antisemitischer Flugschriften hervor, ein Zeichen, daß die Parteipresse den Anforderungen ihrer Leser nicht mehr genügt.

Als Beispiele sollen hier zwei kleine Broschüren angeführt werden, die in den letzten Wochen erschienen sind. Die erste, aus dem konservativen Lager, Staatserhaltende Demagogie und staatsgefährdende Leisetreterei (Dresden, Glöß), ist von Herrn Ed. Ulrich. Er war es, der auf dem konservativen Parteitage zu Berlin die so viel angegriffne Aufforderung, im guten Sinne demagogisch zu sein oder zu werden, in die Versammlung warf. Er verteidigte dann dieses Wort gegen den Grafen Caprivi in einem offnen Briefe, der ziemlich bekannt geworden sein dürfte, und setzt nun seine Verteidigung in dem vorliegenden Büchlein fort, als guter Taktiker natürlich angriffsweise. Er geht den Elementen in der Parteileitung und Presse, die die Umgestaltung des Programms im antisemitischen Sinne vor dem Parteitage bekämpften und sie nach dem Parteitage zur bedeutungslosen Phrase herabzudrücken suchen, scharf zu Leibe. „Wenn Stöcker es sich gefallen läßt, daß die im warmen Sonnenschein seiner Popularität sich wärmenden hinter seinem Rücken Schnippchen schlagen — das konservative Volk ist weniger geduldig und könnte nächstens unter diese Herren treten und fürchterliche Musterung halten! Soviel ist schon jetzt sicher, daß bei den nächsten Wahlen tausende von Konservativen mit den Antisemiten gegen alle verschämten und unverschämten Helldorffianer stimmen und agitiren werden, wenn die Parteileitung ungeschickt genug ist, solche Herren wieder als Parteikandidaten aufstellen zu lassen!" ... „Das konservative Volk betrachtet im Gegenteil die antisemitischen Parteien als die ihm am nächsten stehenden — daran ändern keine von einzelnen antisemitischen Versammlungsrednern gegen die Konservativen vorgebrachten Ungezogenheiten auch nur das geringste, um so weniger, je mehr sich manche konservative Führer zu bemühen scheinen, den Karrikaturen, die man von den Konservativen durch Übertreibung ihrer

Schwächen unter dem Gelächter des Volks entwirft, täuschend ähnlich zu werden.“ Diese beiden Sätze werden zeigen, welch entschiedne Sprache Herr Ulrich führt. Besonders gut ist übrigens sein Büchlein nicht geschrieben, es geht zu viel auf Einzelnheiten der Tagespolemik ein und ermüdet bisweilen durch Zitate aus Reden, Zeitungen und Resolutionen. Wer aber wissen will, wie entschlossen die konservativen Wählermassen denken, sollte es zur Hand nehmen.

Die zweite Broschüre, Die jüdische Invasion und das katholische Deutschland (Leipzig, Ernst Rust) von Philippikus, stammt aus den Kreisen des Zentrums. Sie ist aus einem Guß. Im ersten Teil stellt der Verfasser die Beschwerden des deutschen Volkes gegen das Judentum kurz, aber zugleich erschöpfend zusammen. Im zweiten zieht er die Folgerungen, die sich aus diesen Beschwerden für das Zentrum und für die politischen Parteien überhaupt ergeben. Der Kulturkampf gilt ihm im wesentlichen für erledigt, die Hauptsache sei jetzt der Kampf gegen das Judentum. „Statt der Franzosenzeit haben wir die Judenzeit.“ Gegen den Feind im Lande fordert er Einigkeit und ruft Katholiken und Protestanten auf, sich zu besinnen, daß sie eines Blutes sind. Selbst ein ausgesprochner Zentrumsmann, stolz auf die Unerschütterlichkeit seiner Partei, stolz auf das feste Gefüge seiner katholischen Kirche, bietet er jedem Deutschen, jedem Christen die Hand zum neuen Befreiungskampfe: „Ob vereinigt oder getrennt marschieren, ob unter einer oder drei Fahnen — jedenfalls vereint schlagen!“ . . . „Nur eins lasse man uns betonen: Parteivorbehalte mögen unerläßlich sein; in jedem Falle aber sind sie Nebensache.“

Das Büchlein gehört zu der Gattung von Schriften, die unwillkürlich eine lebhafte Vorstellung von der Persönlichkeit ihrer Verfasser hervorrufen. Es spricht aus ihm ein reifer, erfahrener Mann, der mit Methode zu arbeiten weiß und den Gegenstand, über den er schreibt, beherrscht, der bei aller Glut nationaler und politischer Leidenschaft überall sachlich urteilt. Schade, daß er sich hinter einem Scheinnamen versteckt hat. In der Darstellung zeigt er jene Frische und Lebendigkeit, die sich bei ernsten Naturen einzustellen pflegt, wenn sie sich nach innerm Kampf und redlicher Arbeit eine neue, wohlbegründete Meinung gebildet haben. Die Wucht des Vortrags erinnert bisweilen an die Art eines guten Kanzelredners. Das Büchlein wendet sich vornehmlich an das katholische Deutschland. Möge es dort recht viele Leser finden. Leicht wird ihm das freilich nicht gemacht werden, denn die Zentrumspresse wird gewiß nichts für seine Verbreitung thun. Es verdient aber auch in den nicht katholischen Kreisen gelesen und beherzigt zu werden, wo vielfach und recht geflissentlich verkannt wird, wie viel gesundes Deutschtum in unserm katholischen Volke steckt. Das ist ja schließlich das wichtigste an beiden Broschüren und vielen ähnlichen Erscheinungen der letzten Monate, daß sich in ihnen ein verheißungsvolles Sehnen nach innerer Einigung bekundet. Von allen Seiten streben gleichgesinnte Männer zu einander, rütteln an den alten, morschen Parteischranken, um vereint das Werk in Angriff zu nehmen, das unsre Zeit fordert: das nationale und das sozialpolitische.

Dienstbotenrecht. Prof. Anton Menger in Wien hat in seiner vielbesprochnen Kritik des Entwurfs des „bürgerlichen Gesetzbuchs“ für Deutschland auch unser heutiges Gesinderecht sehr scharf und fast im Sinne der sozialistischen Tadler angegriffen. Er meint, daß unsre Dienstbotenverhältnisse vielfach an Leibeigenschaft und Sklaverei erinnerten, daß darin besonders die „gedrückten und geduldigen Frauenspersonen“ mit Leib und Seele der Herrschaft unterworfen und

ihrer Registerführung ausgesetzt seien u. s. w. Wie viele Familienhäupter aber nebst ihren Ehehälften fühlen sich gegenwärtig selbst in der empfindlichsten Abhängigkeit von ihren Dienstboten! Man darf zum Beweise dafür ganz ernsthaft auf die lustigen Bilder der Fliegenden Blätter hinweisen, die, wie sie so vielfach die Erscheinungen unsers Volkslebens wahr und treffend wiederspiegeln, auch hier über den wirklichen Stand der Sache keinen Zweifel aufkommen lassen. Wie es aber den sozialistischen Eiferern so häufig ergeht, daß sie vor Bäumen den Wald und vor lauter Pessimismus die gute Seite der Dinge nicht sehen, so hat Menger auch noch darin geirrt, daß er aus der bloßen Betrachtung der Rechtsvorschriften, ohne gleichzeitige Prüfung ihrer thatsächlichen Gestaltung im Leben, ein richtiges Bild gewonnen zu haben glaubt. Wer dem Rechtsverhältnis zwischen Dienstherrschaft und Gesinde gerecht werden will, der muß vor allen Dingen im Auge behalten, daß für alle Personen, die in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen werden, unbedingt die Hausordnung gelten muß; daß ferner, wer Schutz und Schule des Hauses genießt, sich auch der hausväterlichen und hausmütterlichen Gewalt und Unterweisung zu fügen hat, und daß die Rechtsordnung nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann, wenn die von ihr vorgeschriebnen Pflichten der Herrschaft, z. B. was die Gewährung der zum Gottesdienst gehörigen freien Zeit betrifft, vielfach gröblich verletzt werden. Schließlich darf man nicht vergessen, daß es sich gerade bei den weiblichen Dienstboten oft um Personen handelt, die noch ebenso sehr der Erziehung und der Anleitung zu allen häuslichen Verrichtungen bedürfen, wie sie ihrerseits der Familie ihre Dienste leihen. Übrigens hat die einseitige, wenn auch bis zu einem gewissen Grade berechtigt einseitige Auffassung Mengers schon aus alter Zeit eine merkwürdige Parallele: auch die Sklaverei in Rom zeigte, wie R. von Ihering in seinem „Geiste des römischen Rechts“ in überzeugender Weise nachgewiesen hat, ein ganz andres Bild, als es die Schroffheit der einschlagenden Rechtsvorschriften erwarten läßt, und als man früher meist angenommen hat. Einer Ausartung der Behandlung der Sklaven zur Roheit und Grausamkeit war durch die Rechtsordnung allerdings kein Riegel vorgeschoben; aber die Sitte trat, so lange sie noch etwas in Rom galt, mit ihrem stillen Zwange mildernd ein und ersetzte manche Vorschrift, an der als Rechtsregel unsre Dienstbotenordnungen mit ihrem patriarchalischen Sinne festgehalten haben.

Immerhin darf Prof. Menger das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf einige wunderlich veraltete Punkte unsers Rechtslebens hingelenkt zu haben. Ein solches Überbleibsel aus der Zeit einer herabwürdigenden Behandlung des Gesindes ist die vielfach noch übliche Untersuchung der Koffer und Truhen der abziehenden Dienstboten, die einem geradezu beschämenden, durch nichts als die bloße Diebstahlsmöglichkeit gerechtfertigten Verdacht, Sachen des Dienstherrn veruntreut zu haben, Ausdruck giebt. Noch allgemeiner und durch neuere gesetzliche Vorschriften bestätigt ist die polizeiliche „Gepflogenheit,“ jedem Dienstboten in das von ihm zu führende Dienstbuch eine Art von Steckbrief hineinzuschreiben. Daß man seinen Namen, den Ort und die Zeit seiner Geburt und allenfalls noch den Namen der Eltern oder des Vormundes einträgt, ist gewiß nötig; aber diese Angaben wie bei einem Verbrecher durch die hinzutretende Beschreibung seines Äußern zu einem „Signalement“ zu machen, ist unnötig. Zwei uns vorliegende Dienstbücher weisen außerdem noch sechs Nummern mit folgender verschiednen Ausfüllung auf: „Statur“: klein — kräftig; „Augen“: graublau — braun; „Nase“: gewöhnlich — groß; „Mund“: ebenso; „Haar“: blond — braun; „besondre Merkmale“: keine. Besonders die „gewöhnliche Nase“

ist gewiß vorzüglich geeignet, die glückliche Inhaberin wiederzuerkennen! Daß dies praktisch bis zur Komik wertlos ist, liegt auf der Hand; es ist aber auch sehr unpassend, unbescholtne Leute in dieser Weise einem Verdächtigen oder Überführten gleich abzukonterfeien. Dann müßte man auch in die Personalakten jedes Beamten ein „Signalement" aufnehmen, bei Kassenbeamten womöglich noch eine Anzahl von Photographien.

Nur stumpfe Gewöhnung läßt es erklärlich erscheinen, daß man an der völlig bedeutungslosen persönlichen Beschreibung der Dienstboten festhält. Das Arbeitsbuch der Gewerbeordnung für die den Dienstboten durchschnittlich gleichaltrigen Arbeiter außerhalb der häuslichen Gemeinschaft sieht wohlweislich von solcher Steckbriefsähnlichkeit ab und stellt dadurch seinen Inhaber günstiger; das giebt dann in den Kreisen der Dienstboten, sobald ihr „Selbstbewußtsein und [ihr] freiheitlicher Instinkt," wie Menger sagt, noch mehr erwacht ist, zur Steigerung der Unzufriedenheit einen unerfreulichen Anlaß. Auch hier könnten die sozialpolitischen Bestrebungen besserud eingreifen, so unscheinbar auch dieser Punkt zunächst manchem vorkommen mag.

Zum Freiwilligenexamen. Im Februar 1890 verkündete der preußische Kultusminister im Abgeordnetenhause, daß die Absicht bestünde, die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst von den höhern Schulen zu trennen. Leider ist dies nicht geschehen, sondern die höhern Lehranstalten sind an Stelle dessen mit der sogenannten „Abschlußprüfung" beschenkt worden. Von den Mißständen, die in dem Aufsatze der Grenzboten (Die Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige, 1890, Heft 16) gerügt wurden, ist bisher noch keiner beseitigt worden. Nur darin ist jetzt eine Veränderung eingetreten, daß die Prüflinge nicht mehr wie bisher ihre vier schriftlichen Arbeiten (Deutsch, zwei Sprachen und Mathematik) an einem Tage zu machen haben, sondern daß ihnen zwei Tage zugestanden sind; eine Änderung, die man nur billigen kann. Die andern Mißstände grünen und blühen aber munter fort. So wurde schon damals auf die Notwendigkeit eines gewissen Zusammenhangs zwischen der Kommission und den höhern Lehranstalten innerhalb einer Provinz hingewiesen. Die Erfahrungen der letzten Herbstprüfung haben aber gezeigt, daß auch innerhalb einer Provinz zwischen den einzelnen Prüfungskommissionen, die sich in den Regierungshauptstädten befinden, ein Zusammenhang bestehen muß. Folgender Fall hat sich ereignet. Ein Prüfling hatte sich sowohl der Kommission zu G. wie der zu K. gestellt. Da die Prüfung zu G. acht Tage früher stattfand, so machte er zuerst hier die Prüfung mit und fiel durch. Darauf reiste er nach K., und dort — bestand er. Die Kommission zu K. erfuhr nun von der Schlauheit dieses jungen Mannes und fragte beim Minister an, was sie thun solle. Der Minister gab zur Antwort, man solle ihm schleunigst seinen Berechtigungsschein zustellen.*) Bisher hat man noch nichts gehört, daß etwas geschehen sei, solchen Fällen in Zukunft vorzubeugen. Es wurde auch in dem frühern Aufsatze schon darauf hingewiesen, daß es nötig sei, eine Prüfungsgebühr einzuführen; schon das allein würde manchen solchen Examenreisenden abhalten, mehrere Kommissionen, und zwar zu wiederholten malen, zu belästigen. So würden wenigstens die nicht unbedeutenden Kosten, die der Staat jedes Jahr zweimal auf

*) Diese Geschichte mag für die Kommission in K. sehr ärgerlich gewesen sein, sie wirft aber doch ein köstliches Licht auf den ganzen Examenschwindel. Natürlich ist jedes Examen zu sieben Achteln Glücks- und Zufallssache. Die Antwort des Ministers verdient die größte Anerkennung. D. R.

sich nimmt für Leute, die es größtenteils nicht wert sind, einigermaßen gedeckt werden!

Demnächst und dereinst. Was für ein Unterschied ist zwischen demnächst und dereinst? Diese Preisfrage wirft in seiner Nummer vom 3. Mai der Vorwärts auf. Er hat entdeckt, daß demnächst und dereinst nicht dasselbe sind. Vielmehr besteht ein großer Unterschied zwischen beiden, denn ob einer seine Schulden demnächst oder ob er sie dereinst bezahlen wird, ist beileibe nicht dasselbe. Freilich fragt es sich nun: wie groß ist der Unterschied? Das ist eine höchst wichtige, eine richtige Preisfrage.

Der erste Mai hat dem Vorwärts Gelegenheit gegeben, die Lösung dieser Preisfrage anzuregen. Er hatte nämlich in seiner Nummer vom 2. Mai über den Verlauf der Maifeier berichtet und sich dabei folgende Prophezeiung geleistet: „Wenn demnächst erfüllt ist, was wir heute erstreben und erkämpfen, wenn die Menschheit erlöst worden ist vom sozialen Elend und durch die Lande die Freiheit segenspendend geht, ledig der Ketten, in die man sie heute schlägt, dann wird der 1. Mai zum Feiertag der gesamten Menschheit geworden sein, wie er heute bereits ist der Weltfeiertag der klassenbewußten [klassenbewußt ist gut, eine erwünschte Abwechslung für das endlich langweilig gewordne zielbewußt] Arbeiter aller Berufe.“ Über Nacht sind ihm aber andre Gedanken gekommen, er hat befürchtet, sich böse Mahner auf den Hals zu ziehen, indem er einen Wechsel auf zu kurze Sicht ausstellte, und so ändert er schleunig am folgenden Tage das verfängliche demnächst in dereinst: „Berichtigung. In der Einleitung zum Bericht über die Maifeier ist in gestriger Nummer in der 40. Textzeile von oben zu lesen »dereinst« anstatt »demnächst.«

Es fragt sich also: wann ist die Menschheit „erlöst,“ wenn sie demnächst, und wann ist sie erlöst, wenn sie dereinst erlöst wird? Preisfrage des Vorwärts: „Was für ein Unterschied ist zwischen demnächst und dereinst?“

Schwarzes Bret

Rührende Einigkeit. Ein Gymnasialdirektor erhielt neulich auf seinen Antrag, das englische Übungsbuch von X. an seiner Anstalt einzuführen, vom Provinzialschulkollegium den Bescheid, daß gegen die Einführung nichts zu erinnern sei. Von demselben Provinzialschulkollegium erhielt gleichzeitig ein andrer Direktor auf denselben Antrag die Antwort, daß die Einführung dieses Buches nicht genehmigt werden könne. Das Wunder erklärt sich dadurch, daß die beiden Anstalten unter verschiednen Dezernenten stehen. Wie erhaben faßt aber der Vorsitzende des Kollegiums seine Aufgabe, Gegensätze auszugleichen, auf! Mit demselben freundlichen Lächeln setzt er seinen Namen unter zwei entgegengesetzte Erlasse!

Die Post schreibt in einem Bericht über die Festlichkeiten in Rom: „Den Hintergrund bildete der ein Fort tragende Monte Mario, von dem aus in den letzten Tagen die Salutschüsse für den einziehenden Kaiser und den jubiläenden König abgegeben worden waren.“

Jubiläen ist eine höchst dankenswerte Bereicherung der nicht sehr starken Verbalgruppe, die auf äen reimt.

Die Neue freie Presse schreibt in ihrem Leitartikel vom 23. April: „An einer Frage der großen Reichspolitik ist damals Lord Derby gescheitert, und die Zukunft hat gezeigt, daß er nichts andres verdiente."

Das geht noch über „historische Zukunftsbildungen."

Über den neuesten Roman Wildenbruchs veröffentlicht Theodor Wolff im Berliner Tageblatt ein Feuilleton, dem wir folgende hübschen Sätze entnehmen: „Wildenbruchs Begabung war immer eine (!) vornehmlich rhetorische. Er ist ein gut Stück (!) Versammlungsredner, der mit kunstvoll und klangvoll gebauten (die Posaunen von Jericho sind also nicht bloß zerstörend!) Sätzen, mit farbenleuchtenden Worten und aufflammenden (!) Endzeilen die Zuhörer nieder(!)zwingt. In »Christoph Marlow« feiert das Rhetorische einen wahren Triumph."

Daß Wolff auch unpersönliche Dinge „Triumphe feiern" läßt, ist nett von ihm, weniger nett scheint es uns, daß die Sucht nach klingenden Wendungen das bischen Deutschtum in seinem Stilgewissen so leicht über den Haufen werfen konnte. Wer Kritik üben will, fange mit der Selbstkritik an.

Der Dresdner Anzeiger vom 30. April berichtet über eine „Rezitation" des Herrn Drach: „Die Wogen der Begeisterung innerhalb der andächtigen, vorwiegend weiblichen Gemeinde, die sich vor dem Podium des Herrn Rezitators geschart hatte, waren stürmisch bewegt, sie trugen Herrn Drach einen stattlichen Lorbeerkranz mit feurig roter Schleife entgegen und hätten selbst auf der Pirnaischen Straße noch eine gelinde Überschwemmung hervorgerufen, wenn nicht das Rößlein des Künstlerwagens plötzlich aus unbekannter Eingebung den Beruf zum beflügelten Pegasus in sich gefühlt hätte. Infolge dieses Verstandesblitzes im Haupte des Rößleins ebbten die Fluten rasch ab, um sich in den Straßen der schlummernden Stadt sanft plätschernd zu verlieren."

Was sagt der große Grammatiker und Stilistiker des Dresdner Anzeigers, Herr Dr. Paul Schumann, hierzu?

Der in Wien erscheinende „Kursalon," Zeitschrift für Balneologie, Klimatologie u. s. w. legt in der soeben erschienenen ersten Nummer dieses Jahrgangs das Versprechen ab: „Wie immer, wird der „Kursalon" auch in diesem Jahre alles aufbieten, um (!) das zu sein und zu bleiben, was er bis jetzt gewesen ist: das erste, älteste und bedeutendste balneologische Organ."

Wir sind gespannt, wie das Herr Dr. Ludwig Hirschfeld machen wird.

In Nr. 35 der Chemikerzeitung steht folgende hübsche Verlobungsanzeige:

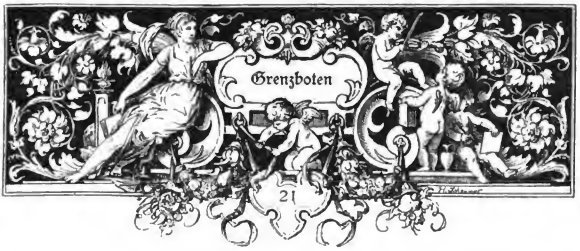
P. T.

Wir vergnügen (!) uns, Sie zu verständigen (!), daß wir unsre Tochter Laura mit Herrn E . . ., türkischer (scher!) Großhändler in Wien, am 23. d. M. verlobt haben.

Wien, den 27. April 1893.

Gut, daß die vergnügten Brauteltern den Familiennamen „Deutsch" führen; reden können sie es noch nicht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Parlamentsreform

Aufgelöst! Dieſes Wort, das am Nachmittage des 6. Mai der Telegraph aller Welt verkündigte, hat weit und breit im Reiche wie eine Erlöſung von ſchwerem Druck gewirkt. Nur die Freiſinnigen und das Zentrum, die Lieblinge des „neuen Kurſes,“ die jene glänzende Mehrheit gegen das alte Kartell bildeten, trauern mit gebrochnen Flügeln, denn ihre Einheit iſt zerſprengt, und ihre Führer werden vielleicht ſchon jetzt zu der Einſicht gekommen ſein oder doch bald kommen, wie unendlich thöricht es geweſen iſt, eine Reichsregierung, die ſo viele Neigung zeigte, ſich auf ſie zu ſtützen, mit aller Gewalt auf die Seite der Parteien zu treiben, die man ſeit drei Jahren an die Wand zu drücken ſo eifrig bemüht geweſen iſt. Graf Caprivi hatte den alten Satz vergeſſen, daß die Staaten mit denſelben Mitteln erhalten werden, mit denen ſie gegründet worden ſind; er wird jetzt hoffentlich eingeſehen haben, daß das ein ſchwerer Fehler war, und daß nichts ſo ſehr die peſſimiſtiſche Verſtimmung in allen gut national geſinnten Kreiſen hervorgerufen und immer wieder genährt hat, als die Umkehr des natürlichen Verhältniſſes. Mit der radikalen Demokratie läßt ſich nun einmal ein monarchiſcher Militärſtaat nicht regieren, und die hierarchiſchen Anſprüche wird kein moderner Staat befriedigen können. Aber es kommt noch ein zweiter Grund hinzu, daß wir uns dieſer Auflöſung freuen als einer Erlöſung, und dazu haben alle Parteien das ihrige redlich beigetragen. Dieſer Reichstag hat ſich ſelber ein unvergängliches Denkmal errichtet, aber kein ehrenvolles. Er hat den traurigen Ruhm, der ſchlechteſte geweſen zu ſein ſeit der Errichtung des Reichs, den Ruhm, die deutſche Volksvertretung vor den Augen aller Welt in einer Weiſe herabgeſetzt zu haben, wie es ſelten ein Parlament fertig gebracht hat. Nur ſelten war er beſchlußfähig, und das, was im Volke wirklich lebte, kam in dieſem Reichstage nicht zum Ausdruck.

Von „Rückgrat“ war bei ihm wenig zu bemerken. Die Handelsverträge, deren Wert doch mindestens bestreitbar ist, wurden kurzer Hand „durchgedrückt,“ und selbst bei der Militärvorlage trat die Neigung zum „Umfallen“ stark hervor. Eine sachliche Kritik des unglücklichen ostafrikanischen Abkommens wagte keine Partei, und für die mächtig vordrängenden sozialen Strömungen zeigte die große Mehrheit des Reichstags wenig Verständnis. Selbst das Wuchergesetz hat sie nicht zu Stande kommen lassen. In Fragen der nationalen Ehre, die für stolze Völker überhaupt keine Fragen sind, zeigte sie eine geradezu schimpfliche Gleichgiltigkeit. Dieser Reichstag brachte es fertig, von dem Rücktritte des Mannes, der ihn und das Reich geschaffen hatte, keine Notiz zu nehmen. Bei den einen geschah das aus persönlichem Hasse, den alle großen Männer tragen müssen, und die größten am meisten, bei den andern, was viel schlimmer war, aus Feigheit, aus Angst, oben anzustoßen. „Da kennen Sie die Feigheit der Parteiführer nicht,“ sagte Fürst Bismarck einmal zu jemandem, der die Erwartung aussprach, wenn er in den Reichstag eintrete, werde sich alles um ihn scharen, und er hat mit diesem scharfen Urteil leider Recht gehabt. Denn in diesem selben Reichstage wagten sich nur schüchterne Äußerungen des Mißfallens, kein Wiederhall der im Volke herrschenden Entrüstung, hervor, als es Graf Caprivi über sich gewann, in jenen berufnen Maierlassen des vorigen Jahres seinen Vorgänger gesellschaftlich vor Europa zu ächten, ein Flecken, den auch die letzten anerkennenden Äußerungen des Grafen nicht haben auslöschen können. Darum noch einmal: Gott sei Dank, daß dieser Reichstag ein so rasches Ende genommen hat, Gott sei Dank auch deshalb, weil, wenn er sein Dasein bis zur gesetzlichen Frist fortgeschleppt hätte, mächtige Strömungen, die seit kurzem in unserm Volksleben hervorgebrochen sind, im Sande hätten verlaufen können, ohne ihren parlamentarischen Ausdruck zu finden. Der Antisemitismus ist in den letzten Jahren trotz (oder wegen) alles wütenden Geschreis der Judenpresse und trotz der Thorheiten eines Ahlwardt eine Macht geworden, mit der man in zahlreichen Wahlkreisen wird rechnen müssen, und er wird weiter wachsen, denn — man täusche sich darüber nicht! — die gebildete Jugend ist heutzutage weithin nicht liberal, sondern antisemitisch. Der gewerbliche Mittelstand ist es müde, sich mit Redensarten und Sympathiekundgebungen abspeisen zu lassen, während er in der That dem Kapitalismus und Großindustrialismus wehrlos zur Auffaugung überlassen bleibt, und mit einer geradezu elementaren Gewalt hat der „Bund der Landwirte“ bewiesen, daß die Landwirtschaft, der sich immer noch Gott sei Dank der größte Teil des deutschen Volkes widmet, aufhören will, der geduldige Amboß für den Hammer des großstädtischen liberalen Kapitalismus zu sein. Alle diese Richtungen bilden, zusammen mit verwandten Strömungen, die in dem Zentrum, der einzigen Volkspartei des Reichstages neben der Sozialdemokratie, vertreten sind, einen lauten Protest gegen die von dem städtischen Liberalismus be-

herrschte Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte. Diese „Reaktion" mußte kommen, und es ist gut, daß sie da ist.

Aber ob die Bedürfnisse, die sie hervorgetrieben haben, in der üblichen Parteiwirtschaft zu einer entsprechenden Geltung gelangen werden? Die Mehrheitsparteien haben hundertmal bewiesen, und noch zuletzt haben es manche ihrer Führer mit cynischer Offenheit bekannt, daß ihnen die Partei, d. h. die Behauptung gewisser Wahlkreise, eines gewissen Einflusses im Reichstage und nicht am wenigsten persönlicher Machtgelüste höher steht als das Vaterland. Es ist das alte Leiden deutscher Rechthaberei, das unser Volk einst in das Elend des dreißigjährigen Krieges hineingeführt hat. Die Schachergeschäfte, die hinter den Kulissen des Reichstages zu spielen pflegen um ein paar Stimmen für oder gegen den oder jenen Antrag zu erhaschen, sind um nichts würdiger, als der eigensinnige und eigensüchtige Zank deutscher Landtage der ständischen Zeit. Es fehlt nur noch, daß die Stimmen geradezu gekauft werden, wie in den Zeiten der blühenden englischen Parlamentsherrschaft unter dem Ministerium Walpole. Und wer sind denn die meisten dieser „Volksvertreter"? Gewiß giebt es eine ganze Anzahl unter ihnen, die wirklich im Volke stehen, aber die eigentlichen „Macher" gehören zur Gattung der Berufsparlamentarier, die das Leben nur aus den Akten des Reichstages und allenfalls aus Wählerversammlungen kennen, die niemals eine Werkstatt, eine Fabrik, ein Landgut, ein verantwortungsvolles Amt verwaltet haben und von dem, wie es draußen im Lande und drinnen im Volke aussieht, nichts ordentliches wissen. Aber dieser Krebsschaden unsers deutschen Parlamentarismus hängt leider mit der ganzen Wahlwühlerei aufs engste zusammen. Die Zahl der geeigneten Männer, die geneigt sind, sich dem Schmutze und den Aufregungen moderner Wahlkämpfe auszusetzen und sich dann in Berlin der Herrschaft der Parteipäpste zu fügen, die ebenso unbedingt als unausstehlich zu sein pflegt, statt ihrer eignen Überzeugung und dem Interesse ihrer Wählerschaft zu folgen, wofür sie doch gewählt worden sind, diese Zahl wird zusehends kleiner, und es ist nicht abzusehen, wie das anders werden soll, so lange das gegenwärtige Wahlsystem fortdauert.

Also Beseitigung des allgemeinen Stimmrechts? Durchaus nicht. Dies Stimmrecht, das Fürst Bismarck bekanntlich nicht erfunden, sondern aus der Reichsverfassung von 1849 herübergenommen hat, entspricht der allgemeinen Wehrpflicht und hat unter manchen Fehlern doch den einen großen Vorzug: es verhindert, daß große und starke Strömungen des Volkslebens ganz davon ausgeschlossen werden, sich gesetzlich geltend zu machen und dadurch auf ungesetzliche Bahnen gedrängt werden, wie bis jetzt in Belgien, dem Musterlande des liberalen Geldprotzentums. Aber muß es denn in den jetzt bestehenden Formen ausgeübt werden, in örtlichen Wahlkreisen, die oft die allerverschiedensten Elemente enthalten, in denen also nach erbittertem Wahlkampf eben

nur die eine Partei ihren Vertreter durchsetzt und die oft sehr starke Minderheit gar nicht vertreten ist? Oder ist es eine Vertretung der ersten See- und Hafenstadt des deutschen Reichs und des europäischen Festlandes zu nennen, wenn Hamburg drei Sozialdemokraten in den Reichstag entsendet? Das ist doch die roheste Majorisirung einer durch Bildung und Vermögen hervorragenden Minderheit.

Eine wirkliche Heilung solcher Schäden ist kaum anders möglich, als wenn das allgemeine Wahlrecht mit einer Berufs-(Interessen-)Vertretung verbunden wird. Eine solche waren seiner Zeit die alten Stände. Geistlichkeit, Adel, Städte bildeten in verschiedner Gliederung die Landtage der deutschen Territorien ebenso gut wie in außerdeutschen Ländern. Die Geistlichkeit vertrat neben den Interessen eines umfangreichen Grundbesitzes doch auch die der Kirche, also der herrschenden geistigen Macht des Zeitalters und damit überhaupt die idealen Interessen, die in unserm heutigen Reichstage unmittelbar gar nicht und in den Landtagen nur höchst ungenügend vertreten sind, ein sonderbares Zeugnis für das Volk der Dichter und Denker. Der Adel brachte die Interessen des Großgrundbesitzes zur Geltung, die Städte die Macht des in Handel und Wandel angelegten Kapitals. Da zu giltigen Beschlüssen die Zustimmung aller Stände gehörte, so litten zwar die Beratungen unter einer großen Schwerfälligkeit, aber es war doch auch ganz ausgeschlossen, daß wichtige Lebensfragen eines Standes einfach beiseite geschoben wurden. Der schwerste Mangel der ganzen Einrichtung lag darin, daß der zahlreichste Stand, die Bauern, nicht zu Worte kamen, aber da die Grundherren doch jedenfalls die Interessen der Landwirtschaft wahrten, so konnte diese von denen des städtischen Kapitals niemals ganz überwuchert werden. Auch die modernen Landtage der deutschen Einzelstaaten beruhen thatsächlich auf der ständischen Berufsvertretung, insofern sie vielfach wenigstens die Wahlen für Land und Städte trennen und das Übergewicht der einen oder der andern Seite verhindern. Das allgemeine Reichstagswahlrecht in seiner dermaligen Gestalt beruht auf der Annahme der Gleichheit aller Wähler, also auf einer ungeheuerlichen Fiktion. Und da diese Gleichheit der Interessen nicht einmal in dem einzelnen Wahlkreise, geschweige im ganzen Volke besteht, so ist die Vertretung der Interessen den Parteien zugefallen, nur daß sie allesamt damit allgemeine nationale oder andre Gesichtspunkte verbinden oder jedenfalls benützen, um die wirklichen Interessen hinter den entsprechenden Redensarten zu verbergen. Daher sehen sich die Wahlprogramme sämtlicher Parteien gewöhnlich zum Verwechseln ähnlich, und wenn man nicht aus Erfahrung wüßte, was dahinter steckt, und wie die und jene Wendung zu verstehen ist, so würde man sie so ziemlich alle ohne Bedenken unterschreiben können. Unsre jetzigen Parteien stellen also thatsächlich, aber nicht verfassungsmäßig und in ganz ungeordneter Weise, schon eine Interessenvertretung dar. Die Konservativen bringen die

Bedürfnisse der Landwirtschaft und hie und da auch des städtischen Handwerks, also die alten Grundlagen unsrer Staatsordnung, zur Geltung, die Nationalliberalen vertreten das höhere kapitalistische Bürgertum und einen Teil der geistigen Aristokratie, die Freisinnigen das Geldinteresse der Börse und jene ewig nörgelnde und kritisirende bürgerliche Demokratie, die grundsätzlich an jeder Regierung etwas auszusetzen findet, die Sozialdemokraten die besitzlosen städtischen Arbeitermassen, das natürliche Erzeugnis und daher die natürlichen Gegner des kapitalistischen Liberalismus. Im Zentrum werden noch — vorläufig — alle diese verschiednen Strömungen durch das Übergewicht des kirchlichen oder vielmehr hierarchischen Interesses zusammengehalten.

Aber wie sollen wir, fragt man, zu einer ausgesprochnen, ehrlichen Interessenvertretung gelangen, jetzt, wo sich die alten Berufsstände aufgelöst haben? Gewiß, es steht jetzt jedem Börsenjobber frei, sich ein Rittergut mit Ahnenbildern zu kaufen, wenn er das Geld dazu hat, und jeder adliche Gutsbesitzer kann eine Schnapsbrennerei oder eine Zuckerfabrik anlegen, also unter die Industriellen gehen, auch ist es keinem ländlichen Tagelöhner verwehrt, die Genüsse und das Elend der Großstadt zu kosten und die stählende und gesunde Arbeit unter Gottes Sonne mit der mechanischen Thätigkeit in einem lärmerfüllten, dunstigen Fabriksaale zu vertauschen. Aber giebt es deshalb nicht sehr bestimmte abgeschlossene Berufskreise? Zwischen dem Fabrikherrn und seinen Arbeitern gähnt eine so breite und tiefe wirtschaftliche Kluft, daß sie nur sehr selten überschritten werden kann, und Handwerker, Landwirte, Beamte, Geistliche, Lehrer bilden thatsächlich ziemlich geschlossene Berufsstände mit besondern Anschauungen und Bedürfnissen. Trotz aller Nivellirungsarbeit der Gesetzgebung und des modernen Verkehrs hat sich diese Scheidung erhalten und wird sich erhalten, weil sie natürlich ist. Die alten Berufsstände lassen sich selbstverständlich nicht wieder herstellen, aber es gilt eine parlamentarische Form für die neuen sozialen und wirtschaftlichen Gruppen zu finden. Bei der Invaliditäts- und Unfallsversicherung ist der Versuch, geschlossene, obendrein zu ansehnlichen Geldleistungen verpflichtete Berufsgenossenschaften zu bilden, bereits gemacht worden. Sollte etwas ähnliches nicht auch für die Volksvertretung möglich sein? Daß das lebhafte Bedürfnis darnach vorhanden ist, beweist doch der immer lauter ertönende Ruf der Berufsstände, die sich geschädigt fühlen, nach einer Vertretung durch Berufsgenossen. Dann würde jeder Wähler einen Abgeordneten zu wählen haben nicht für einen bestimmten Wahlkreis, sondern für seine Berufsgenossenschaft, natürlich so, daß eine jede je nach ihrer Bedeutung eine kleinere oder geringere Anzahl von Abgeordneten stellte, und jeder Beruf würde durch Vertreter aus seiner Mitte seine Bedürfnisse und Anschauungen im Reichstage zur Geltung bringen. Damit wäre die kaum noch erträgliche Roheit der Wahlkämpfe und die Unter-

drückung ganzer großer Minderheiten beseitigt, die Herrschaft der bloßen Berufsparlamentarier gebrochen, eine lebendige politische Gliederung des Volkes, an der es jetzt nur allzusehr fehlt, wiederhergestellt, und das Zentrum wäre gesprengt, ohne daß die berechtigten Interessen der katholischen Kirche irgendwie geschädigt würden. Die großen nationalen und idealen Gesichtspunkte aber würden schon deshalb nicht zu kurz kommen, weil die geistige Aristokratie eine sichere und ausgiebige Vertretung finden würde.

Solche Gedanken mögen jetzt, wo nähere Sorgen drängen, unzeitgemäß und selbst thöricht erscheinen. Aber in weiten Kreisen herrscht die Empfindung, daß es mit unserm Parlamentarismus nicht lange mehr so weiter gehen kann, wenn der Reichstag nicht den letzten Rest seines Ansehens verlieren will, und doch liegt der Grund seiner Gebrechen nicht so sehr in den Persönlichkeiten als in dem Wahlrecht, wie es heute noch ist. Ob ein darnach gewählter Reichstag imstande sein wird, nicht nur die Militärvorlage im nationalen Sinne zu erledigen, sondern auch die nicht minder wichtigen sozialpolitischen Aufgaben, den Schutz oder vielmehr die Rettung des gewerblichen Mittelstandes und der Landwirtschaft, zu lösen, das ist doch äußerst zweifelhaft. Freilich um eine Parlamentsreform durchzuführen, dazu gehören wohl stärkere Kräfte, als sie gegenwärtig unsrer Reichsregierung zur Verfügung stehen. Aber wo sich das Bedürfnis unabweislich geltend macht, da wird sich auch der Wille finden, ihm zu genügen, und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Das Bedürfnis nach einer Umgestaltung hat Fürst Bismarck längst erkannt und anerkannt; immer und immer wieder hat er in der jüngsten Zeit die Handwerker und die Landwirte darauf hingewiesen, sie möchten für sich selber im Reichstage sorgen, und der Wert seiner Erfahrung und seines Genies hat sich seit seinem Rücktritt nicht verringert.

Herr Richter und die Reichsverfassung

Herr von Huene hat am Schlusse seiner bei der Beratung der Militärvorlage gehaltnen Rede die Befürchtung ausgesprochen, daß wir, wenn man nicht zu einer Verständigung mit der Regierung komme, einem innern Konflikte entgegentrieben, dem vorzubeugen im allgemeinen Interesse liege. Herr Richter hat in seiner Tags darauf gehaltnen Rede dies Wort des Herrn von Huene aufgegriffen und es zu einem wirkungsvollen Abgange verwertet. Unter dem sich stets erneuernden Jubel der klerikalen und nichtklerikalen Demokraten sagte

Herr Richter etwa folgendes: „Was heißt denn das, Herr Freiherr von Huene! Wir stehen vor einem Konflikte? Wenn der Reichstag wiederholt von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch macht, so hat eine Maßregel zu unterbleiben, die nur mit der Genehmigung des Reichstags ins Leben treten kann. (Lebhafter Beifall.) Und wenn man da von einem Konflikte spricht, so würde das nichts weiter bedeuten, als daß Gewalt und Macht vor Recht gehen sollen. (Erneuter Beifall.) Das heißt die Möglichkeit hinstellen, als ob die Regierung die Verfassung brechen, einen Staatsstreich begehen, eine Revolution von oben ins Werk setzen könnte. (Lebhafter, anhaltender Beifall.) Gott beschütze die Regierung vor ihren Freunden und am meisten vor dem Freiherrn von Huene, der dem Reichskanzler damit zu dienen glaubt, wenn er ihm die Möglichkeit substituirt (!), er könne sich in seinem Gewissen veranlaßt fühlen, die Verfassung zu brechen, Gewalt zu üben, eine Revolution zu begehen." (Lebhafter Beifall.)

Der große Erfolg, den Herr Richter mit diesen plumpen Schlagworten nicht etwa in einer fortschrittlichen Wählerversammlung, sondern im deutschen Reichstage erzielt hat, ist, wie so vieles aus den letzten Wochen, nicht geeignet, das Ansehen des Reichstags zu erhöhen. Weiß Herr Richter und wissen die, die ihm zugejubelt haben, wirklich nicht, was Herr von Huene gemeint hat, und daß es sich keineswegs um eine mit einigen demagogischen Redensarten abzufertigende Frage handelt? oder geben sich die Herren nur den Anschein, als wüßten sie es nicht? Im ersten Falle würde es Zeit, daß sie sich, statt immer nur von ihren verfassungsmäßigen Rechten zu sprechen, auch einmal an der Hand der Reichsverfassung und unter Benutzung irgend eines Kommentars zur Verfassung über den Umfang ihrer Rechte, sowie der Rechte des Kaisers und des Bundesrats unterrichteten; vielleicht gelänge es ihnen dann zu verstehen, was Herr von Huene gemeint hat, und vielleicht würden sie aus diesem Verständnis, ebenso wie Herr von Huene, ernste Gründe entnehmen für die Notwendigkeit, mit der Regierung zu einer Verständigung zu gelangen. Wissen die Herren aber, was Herr von Huene gemeint hat, als er von der Möglichkeit eines schweren innern Konflikts sprach, und geberden sie sich gleichwohl so, als handelte es sich um eine klare, zweifellose Frage, in der das Recht nur auf seiten des Reichstags sein könne, welche Bezeichnung verdienen dann diese Volksvertreter, die dem Volke die sich aus unsrer Verfassung ergebenden Zweifel verbergen und leichten Herzens ein von innen und außen schwer bedrängtes Reich nun auch noch in einen Zuständigkeitsstreit zwischen den verfassungsmäßigen Gewalten zu treiben suchen?

Der innere Konflikt, den Herr von Huene als möglich hinstellte, würde keineswegs anknüpfen an einen Staatsstreich, an einen Bruch der Verfassung, an eine Revolution von oben, sondern er würde seinen Ausgangspunkt nehmen von der ganz außerordentlich streitigen Frage der Auslegung des Art. 63

Abs. 4 der Reichsverfassung und des Verhältnisses dieser Gesetzesbestimmung zu dem Artikel 60 der Reichsverfassung.*) Wenn Herr Richter meint, daß, wenn der Reichstag wiederholt von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch mache und die Militärvorlage ablehne, eine Feststellung der Friedenspräsenzstärke ohne Zustimmung des Reichstags zu unterbleiben habe, so ist das eine Ansicht, für die sich zwar einige angesehne Rechtslehrer aussprechen, aber es ist eher alles andre als ein über allen Zweifel erhabner Rechtsgrundsatz, und Herr Richter hat kein Recht und wird auch in Zukunft kein Recht haben, den, der die Verfassung anders auslegt als er, der Befürwortung eines Staatsstreichs zu bezichtigen. Einer der bedeutendsten deutschen Staatsrechtslehrer, Professor Dr. Laband, führt in seinem deutschen Staatsrecht (Band II S. 586 f.) in überzeugender Weise aus, daß der Grundsatz des Art. 63 Abs. 4 der Verfassung, wonach der Kaiser den Präsenzstand der Kontingente bestimmt, unmöglich, wie behauptet werde, durch den § 1 des Militärgesetzes vom 9. Dezember 1871 aufgehoben sein könne. Denn dieses Militärgesetz und die ihm folgenden Septennatsgesetze bis zu dem neuesten, die Friedenspräsenzstärke bis zum 31. März 1894 feststellenden Gesetze vom 15. Juli 1890 seien lediglich Verlängerungen des im Art. 60 der Verfassung enthaltnen Gesetzes und hätten sich daher ebenfalls, wie der Art. 60, nicht an Stelle der Regel des Art. 63 Abs. 4, sondern neben diese Regel gesetzt. Diese beiden Verfassungsbestimmungen ließen sich denn auch in durchaus vernünftiger Weise vereinigen, der Art. 60 der Verfassung und seine gesetzlichen Verlängerungen bestimmten für die Zeit, für die sie gegeben seien, die Maximalgrenze für die Friedenspräsenzstärke, der Art. 63 Abs. 4 aber stelle fest, daß der wirkliche Bestand durch Anordnung des Kaisers bestimmt werde. Nach diesem Ergebnis erörtert Laband die Frage, ob, wenn die gesetzliche Feststellung des Maximalbestandes fehle, auch das Recht des Kaisers zur Bestimmung des thatsächlichen Bestandes von selbst wegfalle. Laband verneint diese Frage nach dem Wortlaut der Reichsverfassung und der zwingenden Logik der Thatsachen. Das verfassungsmäßige Recht des Kaisers auf Bestimmung des thatsächlichen Bestandes sei nicht von der Bedingung einer gesetzlichen Regelung des Maximalbestandes abhängig gemacht, sondern bestehe unabhängig davon. Gewiß werde der Kaiser nach all-

*) Art. 60 der Verfassung lautet: Die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres wird bis zum 31. Dezember 1871 auf ein Prozent der Bevölkerung von 1867 normirt und wird pro rata derselben von den einzelnen Bundesstaaten gestellt. Für die spätere Zeit wird die Friedenspräsenzstärke des Heeres im Wege der Reichsgesetzgebung festgestellt. (Dies ist geschehen durch die sogenannten Militärgesetze, deren letztes, das Gesetz vom 15. Juli 1890, die Friedenspräsenzstärke bis zum 31. März 1894 feststellt.)

Art. 63 Abs. 4 der Verfassung lautet: Der Kaiser bestimmt den Präsenzstand, die Gliederung und Einteilung der Kontingente des Reichsheeres, sowie die Organisation der Landwehr und hat das Recht, innerhalb des Bundesgebiets die Garnisonen zu bestimmen, sowie die kriegsbereite Aufstellung eines jeden Teiles des Reichsheeres anzuordnen.

gemeinen staatsrechtlichen Grundsätzen die ihm durch die Gesetzgebung gesetzten Schranken einhalten müssen, aber wo solche Schranken fehlten, sei eben das dem Kaiser verfassungsmäßig gewährleistete Recht unbeschränkt.

Wäre dem anders, so würde die Folge die sein, daß, wenn aus irgend einem Grunde das neue Gesetz über die Friedenspräsenzstärke nicht zu stande käme, beim Ablauf der in dem bisherigen Gesetze gesetzten Frist das ganze Reichsheer sofort aufgelöst werden müßte, und daß es kein verfassungsmäßiges Mittel gäbe, es in irgend einem Präsenzstande zu erhalten. Ein so absurdes, der politischen Vernichtung des Reichs gleichkommendes Ergebnis könne aber die Verfassung unmöglich gewollt haben.

Gegenüber diesen klaren, vom Tagesstreite der Parteieinungen nicht berührten Ausführungen treten die Richterschen Schlagworte in die richtige Beleuchtung. Herr von Huene deutete an, daß der Kaiser, wenn bis zum 31. März 1894 eine Einigung zwischen Bundesrat und Reichstag über die Friedenspräsenzstärke nicht zu stande komme, voraussichtlich unter Berufung auf den Artikel 63 Absatz 4 der Verfassung den thatsächlichen Bestand des deutschen Heeres selbständig bestimmen werde, und warnte den Reichstag davor, es zu einem solchen, für die ruhige Weiterentwicklung unsrer Zustände sicherlich unerwünschten Ergebnis kommen zu lassen. Dem gegenüber wagte es Herr Richter, eine zweifelhafte Verfassungsfrage als in seinem Sinne entschieden zu behandeln, und die Mehrheit, die den beneidenswerten Mut besessen hat, eine von der Heeresverwaltung für unbedingt erforderlich erklärte Vermehrung unsrer Streitkräfte deshalb für unnötig zu erklären, weil sie Herr Richter für unnötig hält, ist kühn genug, sich von Herrn Richter über eine der schwierigsten und bedenklichsten Fragen der Reichsverfassung mit einigen nichtssagenden Redewendungen beruhigen zu lassen.

Es mag sein, ja wir glauben es sogar, daß Herr Richter und seine klerikale und nichtklerikale demokratische Gefolgschaft mit ihrem Kampfe gegen die Militärvorlage dem Volkswohl zu dienen und den demokratischen Staatsidealen näher zu kommen glaubt. In Wahrheit besorgen sie aber nach außen hin die Geschäfte der Feinde unsers Volkes, im Innern die Geschäfte einer gegen das Unwesen eines mißleiteten Parlamentarismus energisch reagirenden persönlichen Herrschaft. Es wäre nicht das erstemal, daß die radikalen Anhänger der Parlamentsherrschaft durch ihre Maßlosigkeit die Möglichkeit einer ruhigen verfassungsmäßigen Entwicklung vereitelt hätten.

Zur Naturgeschichte des Pessimismus

ie Pessimisten von Fach und Beruf legen sehr entschieden Verwahrung ein gegen die Vermutung, ihre Philosophie möge wohl mehr ihrem Temperament als ihrem Kopfe entstammen, und sie bringen auf die sorgfältige Unterscheidung ihres theoretischen von allem Stimmungspessimismus. Wir aber behaupten, daß es andern als Temperaments- und Stimmungspessimismus gar nicht giebt, und daß die pessimistische Philosophie gerade so zur Rechtfertigung pessimistischer Stimmungen erfunden worden ist, wie die konstitutionelle Doktrin zur Rechtfertigung der Ansprüche des wohlhabenden Bürgertums und die römisch-katholische Lehre von der Kirche zur Rechtfertigung der Ansprüche des auf historischem Wege gewordnen Papsttums. Pessimistische Anwandlungen haben auch einzelne griechische, italienische und französische Denker gehabt, aber niemals kommt bei einem heitern Volke der Pessimismus so zur Herrschaft, wie das bei den Indern geschehen ist und heute in andern Formen bei den Skandinaviern zu geschehen scheint. Der Wertherpessimismus ist die vorübergehende, aus bekannten Ursachen entspringende Jünglingsstimmung. Was dem philosophischen Pessimismus in Deutschland vorübergehend die höhern Kreise gewonnen hat, war teils Blasirtheit, teils die Selbstzersetzung nicht des Christentums, sondern der protestantischen Theologie. Der gemeine Mann aber hat keine Lust, sich zum Pessimismus bekehren zu lassen, sondern will, sofern die Regierung keine bessern Wege weiß, auf den Wegen der sozialdemokratischen, antisemitischen und partikularistischen Opposition Besserung schaffen oder, falls das nicht gelingt, alles kurz und klein schlagen; diese Stimmung bekunden augenblicklich u. a. die bairischen Bauern. In Schottland und England, wo der Pessimismus sehr nahe läge, schützt die ungemeine Härte und Widerstandskraft des Gemüts davor, das unglaubliches zu ertragen vermag; etwaige pessimistische Anwandlungen pflegen sich hier wie in Spanien in Ausbrüchen des religiösen Fanatismus zu entladen.

Von dem Vater des modernen Pessimismus ist es bekannt, daß er Melancholiker war, und die neuen Beiträge zu seiner Lebensgeschichte, die Schemann herausgegeben hat,*) bestätigen es. Den Briefen seiner lebenslustigen

*) Schopenhauer-Briefe. Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher

Mutter, von denen einige schon früher veröffentlicht waren, entnehmen wir folgende Sätze. „Wie ists mit deinem Humor?“ schrieb sie am 6. Oktober 1806 dem achtzehnjährigen Arthur, der in Hamburg die Handlung lernte, „bist du noch oft verdrießlich? oder nimmst du mit dieser närrischen Welt vorlieb, weil eben keine bessere zur Hand ist?“ Und in dem schon bekannten langen Briefe, der die Schlacht bei Jena und das Kriegselend schildert: „Ich könnte dir Dinge erzählen, worüber dir das Haar emporsträuben würde, aber ich will es nicht, denn ich kenne ohnehin, wie gerne du über das Elend der Menschen brütest.“ In einem spätern Briefe (vom 10. März 1807) versucht sie einmal, seine angeborne Melancholie als vorübergehende Stimmung aus dem Lebensalter und den Umständen zu erklären. „Daß dir in der Welt und in deiner Haut nicht wohl ist, würde mir bange machen, wenn ich nicht wüßte, daß es gerade jedem in deinem Alter so ist, den die Natur nicht von Hause aus zu einem Klotz bestimmte, du wirst bald mit dir selbst ins Reine kommen, und dann wird die Welt dir auch gefallen, wenn du nur immer Frieden mit dir selbst zu erhalten weißt; freilich, mein armer lieber Arthur, dir wird in deiner isolirten Lage der Übergang ins wirkliche Leben schwerer als andern.“ Ein paar Tage später aber gesteht sie sich und ihm die eigentliche Quelle des Übels ein. „Daß du mit deiner ganzen Situation unzufrieden warst, wußte ich längst, dies kümmerte mich aber nicht viel, du weißt, welchen Gründen ich dein Mißvergnügen zuschrieb, dazu kam, daß ich nur zu gut weiß, wie wenig dir vom frohen Sinn der Jugend ward, wie viel Anlage zu schwermütigen Grübeleien du von deinem Vater zum traurigen Erbteil bekamst.“ Dazu litt er noch an Schwerhörigkeit, die ja allein schon hinreicht, selbst einen gebornen Sanguiniker melancholisch zu machen, und hatte ein paar Jahre der schönsten Knabenzeit in einer wahrhaft scheußlich eingerichteten englischen Erziehungsanstalt zugebracht.

Hätte er seine Jugend in Italien verleben dürfen, wer weiß, ob die freundlichen Eindrücke dieses Landes nicht hingereicht hätten, sein Blut zu klären und seinen Gedanken eine andre Richtung zu geben. Bei seinem zweiten Aufenthalt dort schrieb er am 29. Oktober 1822 an seinen Freund Osann,*) den er das erstemal in Italien kennen gelernt hatte, von Florenz: „Ich fand, daß alles, was unmittelbar aus den Händen der Natur kommt, Himmel, Erde, Pflanzen, Bäume, Tiere, Menschengesichter, hier so ist, wie es eigentlich sein soll: bei uns nur so, wie es zur Not sein kann.“ Schon die Aussicht auf

Briefe von, an und über Schopenhauer. Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von Ludwig Schemann. Nebst zwei Porträts Schopenhauers von Ruhl und Lenbach. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1893. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe mit der Pietät und Wärme des Jüngers und mit der gewissenhaften Sorgfalt des Philologen und Urkundenforschers entledigt.

*) Der bekannte Philologe, der 1858 in Gießen gestorben ist.

die Reise nel bel paëse dove il Si suona hatte ihn so heiter gestimmt, daß er in einem Briefe an denselben Freund ganz lebenslustig scherzen konnte: „Nunmehro, vor allen Dingen erbiete ich mich zu Aufträgen und Bestellungen aller Art: nur verlangen Sie nicht, daß ich Codices revidiren soll, als wozu ich keine Gaben besitze: hingegen an alle Ihre Donne abandonnate e sconsolate können Sie Ihre Aufträge mir sicher übergeben, Sie dürfen nur die Liste derselben schicken, und ich werde mich überall als Ihr Chargé d'affaires präsentiren und alles besorgen, als ob Sie es selbst wären." Freilich, da er nun einmal mit den Augen kommt, die er sich in England und Deutschland angeschafft hat, schaut er auch hier durch die trügerische Hülle der Dinge hindurch in ihr scheußliches Innere hinein. „Wieder lebe ich unter der verrufnen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüter hat. Am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Mienen; sie kommt von ihrer Gesundheit, und diese vom Klima. Dabei sehn viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stäke; sie sind fein und schlau und wissen sogar, sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehn, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt." Das verdirbt ihm nun zwar die Laune nicht, aber er empfindet doch eine ingrimmige Freude, als er im Vatikan unter der Büste des Bias („meines Ahnherrn" setzt er bei) die Inschrift findet: *οἱ πλεῖστοι ἄνθρωποι κακοί*, die seitdem seine Lieblingsinschrift bleibt. Diesen Stachel hat uns andern das Christentum, nicht wie es Schopenhauer versteht, sondern wie es unzählige gute Seelen verstanden haben, längst ausgezogen. Nach der Lehre des Christentums taugen nämlich nicht bloß die meisten, sondern alle Menschen nichts, und doch werden alle diese sündhaften Taugenichtse von Gott also geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingegeben hat; und wenn Gott also gesinnt ist, dann können doch auch wir uns ebenfalls dazu bequemen, sie ein wenig zu lieben. Und wenn wir dann noch die Erfahrung beachten, daß wir regelmäßig in demselben Grade, als wir einen andern für schlecht halten, von diesem wieder selbst für schlecht gehalten werden, so finden wir bald, wie relativ der Begriff der Schlechtigkeit ist, und wie wenig sich in der Praxis mit des Bias Wahlspruch anfangen läßt.

Wie bei der Entscheidung für oder gegen den Pessimismus das Denken nur wenig, die Grundstimmung des Gemüts so gut wie alles bedeutet, tritt in dem Briefwechsel Schopenhauers mit seinen Freunden ein paarmal recht hübsch deutlich hervor. Quandt z. B. schätzte seine Philosophie im übrigen sehr hoch, teilte aber seinen Pessimismus nicht und schickte ihm einmal eine sehr schöne Widerlegung dieser düstern Lebensansicht. Darauf antwortete ihm Schopenhauer am 28. Januar 1849 ganz kurz: „Eigentlich soll man ganz vom Kantischen transe. Idealism durchdrungen sein, ehe man zu mir kommt; aber Sie kommen gar vom Hegel und bringen Pantheismus und Optimismus mit,

die zu meiner Sache passen, wie die Schweinskarbonade zur Judenhochzeit.“ Passen, das ist das richtige Wort. Jeder entscheidet sich für das System, das zu seiner Gemütsart „paßt“; auf logischem Wege kommt man zu dem einen System so leicht wie zum andern, daher ist eine Entscheidung durch logische Schlußfolgerungen nicht möglich. Und Ludwig Sigismund Ruhl (Direktor der kurhessischen Kunstsammlungen) schreibt in einer dem Andenken des verstorbnen Freundes gewidmeten Note zu seiner Novelle „Eine Groteske“: „Wie viel ich deinem Umgang verdanke, habe ich erst Jahre lang nachher so recht einsehen lernen. Vielleicht auch daß du mir nichts hättest lehren können, wäre ich nicht für das Kontagium deines Pessimismus schon vorher reif und prädestinirt gewesen.“

Schopenhauer hatte sehr Recht, wenn er den Kantischen Idealismus, d. h. die Ansicht, die Welt sei nichts als ein wesenloses Traumbild, als die Vorstufe seines Pessimismus bezeichnete, und das war es eben, was ihn zu Kant hinzog. Denn mit dieser Ansicht ist zugleich die andre gerechtfertigt, daß das Leben wertlos und der Willensdrang, der diesem wertlosen Dasein Wesen, Wert und Dauer einhauchen möchte, unvernünftig sei.*) Kant hatte die äußersten Folgerungen seiner Grundlehre teils nicht gezogen, teils in der zweiten Auflage seines Hauptwerks zurückgenommen. Schopenhauer schreibt darüber (in der Reklamschen Ausgabe seiner Werke Band 1, S. 554 ff.), er habe anfänglich Kant des Widerspruchs geziehen, weil dieser von seinen Voraussetzungen nicht bis zu dem schon von Berkeley aufgestellten Satze fortgeschritten sei, daß es ohne Subjekt kein Objekt gebe, und erzählt dann weiter: „Als ich nun aber später Kants Hauptwerk in der bereits selten gewordnen ersten Auflage las, sah ich, zu meiner großen Freude, alle jene Widersprüche verschwinden und fand, daß Kant, wenn er gleich nicht die Formel »kein Objekt ohne Subjekt« gebraucht, doch, mit eben der Entschiedenheit wie Berkeley und ich, die in Raum und Zeit vorliegende Außenwelt für bloße Vorstellung des sie erkennenden Subjekts erklärt; daher er z. B. S. 383 daselbst ohne Rückhalt sagt: »Wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, muß die ganze Körperwelt fallen, als die nichts ist, als die Erscheinung in der Sinnlichkeit unsers Subjekts und eine Art Vorstellungen desselben.« Aber die ganze Stelle von S. 348 bis 392, in welcher Kant seinen entschiednen Idealismus überaus schön und deutlich darlegt, wurde von ihm in der zweiten Auflage supprimirt und dagegen eine Menge ihr widerstreitender Äußerungen hineingebracht. Dadurch ist denn der Text der »Kritik der reinen Vernunft«, wie er vom Jahre 1787 an bis zum Jahre 1838 zirkulirt hat, ein verunstalteter und verdorbner

*) Eine sehr unglückliche Frau aus dem Volke, die weder zum Lesen noch zum Grübeln Zeit hatte, hörten wir einmal sagen: „Zuweilen kommt es mir so vor, als sei das ganze Leben nichts als ein wüster Traum.“

geworden, und dieselbe ein sich widersprechendes Buch gewesen, dessen Sinn eben deshalb niemandem ganz klar und verständlich sein konnte. Das Nähere hierüber, wie auch meine Vermutungen über die Gründe und Schwächen, welche Kanten zu einer solchen Verunstaltung seines unsterblichen Werkes haben bewegen können, habe ich dargelegt in einem Briefe an Herrn Professor Rosenkranz, dessen Hauptstelle derselbe in seiner Vorrede zum zweiten Bande der von ihm besorgten Ausgabe der sämtlichen Werke Kants aufgenommen hat, wohin ich also hier verweise. Infolge meiner Vorstellungen nämlich hat im Jahre 1838 Herr Professor Rosenkranz sich bewogen gefunden, die »Kritik der reinen Vernunft« in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen" u. s. w.

Den hier erwähnten Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Rosenkranz hat Schemann vollständig aufgenommen. Darin findet sich eine Stelle, die uns die tiefste Quelle der Begeisterung des großen Pessimisten für Kant erschließt. Er schreibt an Rosenkranz: „Übrigens hoffe ich, daß Sie das wankende Gebäude der Hegelei verlassen werden, ehe es, in seinem gänzlichen Einsturz, Sie mit vielen andern unter den Trümmern begräbt, und wer die Materialien kennt, aus denen es erbaut ist, braucht, jenen Einsturz vorauszusagen, keinen großen Scharfsinn. Dann bleibt Ihnen im alten aber festen Bau des Kantischen Palastes eine sichere Stätte; denn gewiß wird es Ihnen nicht einfallen, in das alte verlassene Rattennest des Leibnizianismus sich zu flüchten, wo Monaden, prästabilirte Harmonie, Optimismus und andre Fratzen und Absurditäten ersten Ranges spuken, und woselbst, wie es scheinen will, einiges Gesindel zusammenläuft, eigentlich nur wegen der Zentralmonade, in majorem Dei gloriam, wie fast alles schlechte Beginnen." Wie der Pessimist in der Erneuerung Leibnizischer Gedanken mit Recht die Absicht auf die Zentralmonade wittert, so werden wir ihm mit der Vermutung nicht Unrecht thun, daß es die Abneigung gegen den persönlichen Gott war, was ihn zu so einem entschiedneu Anhänger des konsequent durchgeführten Kantischen Kritizismus machte; denn mit der Anerkennung des persönlichen ewig lebenden Gottes, der den Menschenseelen ewiges Leben verleiht, ist zugleich auch die Wirklichkeit und wertvolle Wesenhaftigkeit der Welt anerkannt. Indem Kant alle Brücken abgebrochen zu haben schien, die aus dem Bannkreise der eigneu Vorstellungen hinausführen, war auch die zu jener verhaßten „Zentralmonade" beseitigt, die nach dem christlichen Glauben ein Meer von Seligkeit ist und Seligkeit spendet. Wenn dann Schopenhauer in aller Stille diese Brücke selbst wieder aufbaute, das Ding an sich, von dem wir doch gar nichts sollen wissen können, ganz genau beschrieb und es Willen nannte, so störte ihn dieser Selbstwiderspruch weiter nicht und konnte ihn auch gar nicht stören, denn sich aller Widersprüche enthalten, das heißt auf die Philosophie verzichten. Selbstverständlich konnte das, was er drüben fand, nicht die ewige Weisheit, Liebe und Seligkeit sein,

sondern durch die von seiner Galle gefärbte Brille konnte er nur ein ebenso grausames als dummes Scheusal sehen.

Was die Körperwelt anlangt, so haben die seitdem angestellten Untersuchungen der Physiologen, Chemiker und Physiker vollends klar gemacht, wie sehr die Engländer und Kant Recht hatten, wenn sie lehrten, daß der Mensch von ihr nichts wahrnehme als die wechselnden Zustände, die sie in seiner Seele hervorbringt. Und mit diesem „die sie in seiner Seele hervorbringt" ist zugleich der Widerspruch überwunden, den nur müßige Grübelei zwischen der philosophischen und der gewöhnlichen Auffassung der Außenwelt herausgedistelt hat. Der Gebildete weiß, daß der Geschmack, der Geruch, die Farbe und die Zähigkeit des Beefsteaks, das er genießt, nur in seiner Vorstellung bestehen, was alles dem Ungebildeten, unbeschadet seiner Gaumenlust und seiner Verdauung, zeitlebens unbekannt bleibt, aber er würde ein Narr sein, wenn er sich den Kopf darüber zerbrechen wollte, wie wohl der dieses Beefsteak ausmachende Atomhaufe einem anders organisirten Wesen oder dem absoluten Geiste schmecken, riechen und aussehen möchte, oder was er an sich ist ohne Beziehung auf ein Wesen, von dem er durch irgend einen Sinn wahrgenommen wird. Es ist kein Wunder, daß Kant in einer Zeit, wo man in dieser Unterscheidung des Dinges an sich von seinem Bilde in unsrer Seele noch nicht geübt war, sich in allerlei Widersprüche verwickelte, und Vaihinger nennt denn auch die Kritik der reinen Vernunft das genialste und zugleich das widerspruchvollste Werk der ganzen Geschichte der Philosophie.*)

Kant wird den Subjektivismus ungefähr so gemeint haben, wie ihn später Lotze gemeint hat und wie wir ihn meinen, und wird nur das rechte Wort nicht gefunden haben, die scheinbar unvereinbaren Elemente seiner Auffassung zu vereinigen. Ähnlich urteilt ein Schüler E. von Hartmanns. Im Sinne seines Meisters weist er die Neukantianer zurück, die „nur die reine subjektive Seite der Kantischen Philosophie herausgekehrt und eben sie für Kants eigentliche Meinung ausgegeben haben. . . . Bestände Kants eigentliche Leistung wirklich in der Begründung jenes Subjektivismus, dann wäre aus objektiven Gründen gar nicht einzusehen, warum diese Philosophen so viel Aufhebens von Kant machen, weil er alsdann in der That nichts wesentlich andres vorgebracht hätte, als was schon vor ihm Berkeley gelehrt hat, und man könnte es dann höchstens nur aus dem Nationalgefühl erklären, wenn sie den Deutschen Kant dem Engländer Berkeley vorziehen. Nun läuft aber thatsächlich in Kant neben dem rein subjektiven Idealismus, den er philosophisch zu begründen versucht hat, noch ein transzendentaler Realismus unvermittelt her, dessen Begründung

*) Im Vorwort zum zweiten Bande des Kommentars zu Kants Kritik der reinen Vernunft, der voriges Jahr bei der Deutschen Verlagsgesellschaft Union (Stuttgart, Berlin, Leipzig) erschienen ist. Was überhaupt in der Kritik der reinen Vernunft verstanden werden kann, wird durch Vaihingers ausgezeichnetes Werk verständlich.

ihm zwar nicht gelungen, ja überhaupt kaum von ihm versucht worden ist, der aber nichtsdestoweniger seine wahre und letzte Meinung bildet, und hierdurch eben unterscheidet er sich von allen seinen Vorgängern." *) Merkwürdig, daß was Schopenhauer dem großen Königsberger zum höchsten Verdienst anrechnet, die Erneuerer des Schopenhauertums als einen Flecken abwischen zu müssen glauben!

Erholen wir uns von diesen unfruchtbaren Spitzfindigkeiten durch einen Blick auf Goethe. Von Schopenhauers Verhältnis zu ihm hat A. Harpf 1885 in den Philosophischen Monatsheften geschrieben: „Gegen die Klage, daß Goethe keinen Schülerkreis um sich gesammelt habe, können wir nunmehr sagen, daß er in der That den begabtesten deutschen Jüngling seiner Zeit durch Belehrung in persönlichem Umgange zu seinem Schüler gemacht hat. Ja fast scheint uns Schopenhauer mehr ein Erbe Goethes als Kants, sofern eben gerade die charakteristischen, die positiv dogmatischen Teile seiner Lehre unter Goethischem Einfluß stehen, während auf Kant nur die negativen, rein kritischen zurückweisen. Wir sehen Goethes ureigenste Ideen bei Schopenhauer weiter verfolgt, er war es, der aus Goethischen Bausteinen jenes Gebäude gefügt hat, das, da es immer mehr Gemeingut des deutschen Volkes wird, auch Goethes Ideen erst zu deutschem Gemeingut macht. So tritt das deutsche Volk gleichsam erst in Schopenhauers Philosophie vollends das Erbe der wissenschaftlichen Thätigkeit Goethes an." Mit den letzten Worten meint Harpf wohl die naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes; sollte er die Behauptung, daß unser heutiges Geschlecht durch Schopenhauer mit Goethe bekannt werde, darüber hinaus erstrecken wollen, so wäre sie lächerliche Übertreibung. Schemann meint, Harpf habe die Abhängigkeit von Goethe zu sehr,

*) Die deutsche Spekulation seit Kant mit besondrer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Von Dr. Arthur Drews. (Berlin, Paul Mäter, 1893.) Erschöpfende Behandlung des Stoffs auf mehr als 1160 Seiten und schöne Darstellung sichern dem Werke seinen Platz in der philosophischen Litteratur, aber den Hauptzweck des Verfassers wird es kaum fördern, weil er unsers Erachtens überhaupt nicht verwirklicht werden kann. Der sozialen Bewegung gegenüber, sagt er im Vorwort, sei eine Zügelung und Regelung durch ein geschärftes sittliches Bewußtsein aller Volksklassen schreiendes Bedürfnis, „wenn nicht der unbändige Glückseligkeitstrieb der Masse unsre ganze Kultur zerschmettern soll." Die Schärfung des sittlichen Bewußtseins sei ohne Religion nicht zu erwarten, eine religiöse Erneuerung aber sei unmöglich, so lange sich die Wissenschaft auf antireligiösen oder wenigstens irreligiösen Bahnen bewege. Demnach könne nur die Versöhnung von Religion und Wissenschaft den Verfall der europäischen Kultur abwenden. Diese Versöhnung aber, zu diesem Endergebnis gelangt Drews am Schluß seines Werkes, sei nur auf dem Boden der Philosophie Hartmanns möglich. Das Ziel, zu dem die beiden Ströme: Philosophie und Religion zusammenfließen, heiße: die Unpersönlichkeit Gottes. „In dieser Idee ist die Lösung der religiösen Frage in der Gegenwart und das Grunddogma der »Religion der Zukunft« enthalten." Wir haben uns mit dieser Idee schon so oft auseinandergesetzt, daß wir uns diesmal wohl die Mühe sparen können.

die Kongenialität beider Männer zu wenig hervorgehoben, und erwähnt noch, daß Fr. Pfalz in den Grenzboten (1888 IV S. 114 ff.) aus Goethe eine Blumenlese von Anklängen an Schopenhauer veröffentlicht habe, um Schopenhauers Wort von der wechselseitigen Belehrung zu belegen.

Der Briefwechsel zwischen beiden, den Schemann aufgenommen hat, wurde durch die Farbenlehre veranlaßt. Schopenhauer war wie Goethe ein Gegner der Newtonschen, von Huygens berichtigten Theorie und stellte dieser gegenüber, seinem Subjektivismus gemäß, um das Zustandekommen der Farbenwahrnehmungen zu erklären, die im Menschen liegende Mitursache, die Beschaffenheit der Retina, in den Vordergrund. Im übrigen pflichtete er bis auf kleine Abweichungen Goethen bei, dessen Lehre er erst wirklich begründet zu haben glaubte. Es versteht sich, daß er seine eigne Theorie für die allein richtige hielt, fest überzeugt war, sie werde schließlich über die zur Herrschaft gelangte heutige Optik siegen, und dieser Überzeugung, wie es scheint, bis an sein Lebensende treu geblieben ist. Vielleicht hat er den Sinn der heutigen naturwissenschaftlichen Hypothesen überhaupt nicht durchschaut und sie gleich manchen heute noch lebenden Philosophen für eine Art Metaphysik gehalten, während sie weiter nichts sind als Hilfsmittel zum Rechnen. Der Kantische Kritizismus hat die Anfertigung — so darf man sich wohl ausdrücken — solcher Hypothesen und das Sicheinleben in sie sehr erleichtert, indem er die Gelehrten an den Gedanken gewöhnte, daß die Körperwelt, sofern sie überhaupt existirt, etwas von unsern Vorstellungen von ihr durchaus verschiednes und unsrer Erkenntnis unzugängliches sei und wir sie uns demgemäß nach Bedürfnis selbst konstruiren dürften. Wenn demnach der Physiker Körper- und Ätheratome annimmt und die Ätheratome 392 bis 757 Billionen Schwingungen in der Sekunde vollführen läßt, so ist es nicht seine Meinung, damit unser metaphysisches Bedürfnis zu befriedigen. Dem ist mit dieser Annahme gar nichts gedient, denn die Atome sind nicht allein unvorstellbar, sondern ihr Begriff ist auch widerspruchsvoll und undenkbar. Darum braucht sich aber der Physiker nicht zu kümmern; für ihn sowie für die Technik ist die Hypothese richtig, wenn eine auf sie gebaute Berechnung durch das Eintreten der vorausberechneten Erscheinung bestätigt wird.*)

Schopenhauer hatte von Dresden aus, wo er sich 1815 aufhielt, seine Schrift über die Farbenlehre Goethen zur Durchsicht geschickt mit der Bitte, bei ihrer Veröffentlichung Gevatter zu stehen und sie durch seine Empfehlung in die Welt einzuführen. Das mochte dem Altmeister unbequem sein, weil Schopenhauers Theorie doch nicht einfach eine Bestätigung oder Erläuterung

*) Eben da wir das geschrieben haben, lesen wir den Aufsatz von Paul Harms über den naturwissenschaftlichen Unterricht in Heft 18 der Grenzboten. Darnach scheint der wahre Sinn physikalischer Hypothesen nicht so allgemein von den Lehrern der Naturwissenschaften richtig verstanden zu werden, wie wir annahmen.

seiner eignen war, und noch dazu war er damals auf Reisen und mit ganz andern Dingen beschäftigt. Er zog also die Sache hin. Es ist nun artig anzusehen, wie der junge düstre Feuerkopf vor Ungeduld und Ingrimm halb toll wird, sich aber die äußerste Mühe giebt, seine Leidenschaft so weit zu zügeln, daß seine Sarkasmen nicht in offne Grobheiten ausarten, der Alte aber die Sache seiner Gewohnheit nach gelassen und „bequem" behandelt und thut, als sähe er die Grimassen des unterdrückten Leibwehs gar nicht. Ferne bleibe es von mir, schreibt Schopenhauer einmal, „gegen Sie mir auch nur in Gedanken einen Vorwurf zu erlauben. Denn Sie haben der gesamten Menschheit, der lebenden und der kommenden, so vieles und großes geleistet, daß alle und jeder, in dieser allgemeinen Schuld der Menschheit an Sie mit als Schuldner begriffen sind, daher kein einzelner in irgend einer Art je einen Anspruch an Sie zu machen hat. Aber wahrlich, um mich bei solcher Gelegenheit in solcher Gesinnung zu finden, muß man Goethe oder Kant sein: kein andrer von denen, die mit mir zugleich die Sonne sahen."

Ganz richtig hat Schopenhauer später (Reclamsche Ausgabe seiner Werke 5, 198) Goethes Verhalten in wissenschaftlichen Untersuchungen folgendermaßen charakterisirt. „Goethes Trieb war, alles rein objektiv aufzufassen und wiederzugeben: damit aber war er dann sich bewußt, das seinige gethan zu haben, und vermochte gar nicht, darüber hinauszusehen. Daher kommt es, daß wir in seiner Farbenlehre bisweilen eine bloße Beschreibung finden, wo wir eine Erklärung erwarten.... Ein richtiges »so ists« war ihm überall das letzte Ziel; ohne daß ihn nach einem »so muß es sein« verlangt hätte. Konnte er doch sogar spotten:

Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müßt so sein

Dafür nun freilich war er eben ein Poet und kein Philosoph, d. h. von dem Streben nach den letzten Gründen und dem innersten Zusammenhange der Dinge nicht beseelt — oder besessen, wie man will." Seine eigne entgegengesetzte Natur schildert Schopenhauer in einem Briefe an Goethe (11. November 1815) mit folgenden Worten: „Besonders erfreulich aber ist es mir, daß Sie in diesem Lobe selbst, mit der Ihnen eignen Divination, gerade wieder den rechten Punkt getroffen haben, indem Sie nämlich die Treue und Redlichkeit rühmen, mit der ich gearbeitet habe. Nicht nur was ich in diesem beschränkten Felde gethan habe, sondern was ich in Zukunft zu leisten zuversichtlich hoffe, wird einzig und allein dieser Treue und Redlichkeit zu verdanken sein. Denn diese Eigenschaften, die ursprünglich nur das Praktische betreffen, sind bei mir in das Theoretische und Intellektuale übergegangen: ich kann nicht rasten, kann mich nicht zufrieden geben, so lange irgend ein Teil eines von mir betrachteten Gegenstandes noch nicht reine, deutliche Kontur zeigt.... Man fand die Wahrheit nicht, bloß darum, daß man sie nicht suchte, sondern

statt ihrer immer nur irgend eine vorgefaßte Meinung wiederzufinden beabsichtigte, oder wenigstens irgend eine Lieblingsidee durchaus nicht verletzen wollte, zu diesem Zweck aber Winkelzüge gegen andre und sich selbst anwenden mußte. Der Mut, keine Frage auf dem Herzen zu behalten, ist es, der den Philosophen macht. Dieser muß dem Ödipus des Sophokles gleichen, der, Aufklärung über sein eignes schreckliches Schicksal suchend, rastlos weiter forscht, selbst wenn er schon ahnt, daß sich aus den Antworten das Entsetzlichste für ihn ergeben wird. Aber da tragen die meisten die Jokaste in sich, welche den Ödipus um aller Götter willen bittet, nicht weiter zu forschen. . . . Dieser philosophische Mut aber, der eins ist mit der Treue und Redlichkeit des Forschens, die Sie mir zuerkennen, entspringt nicht aus der Reflexion, läßt sich nicht durch Vorsätze erzwingen, sondern ist angeborne Richtung des Geistes."

Das ist im allgemeinen richtig, und Schopenhauer darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, den pflichtmäßigen philosophischen Mut bewiesen zu haben. Aber das Entsetzliche zu finden, verpflichten Treue und Redlichkeit den Forscher keineswegs. In den Naturwissenschaften, der Geschichte und den übrigen Wissenschaften hat man ein Entsetzliches, das darin lauerte, nicht zu fürchten, denn das Schlimmste, was einem widerfahren kann, die Zerstörung lieb gewordner Meinungen, ist zwar unangenehm, doch nicht entsetzlich. Und wenn Schopenhauer beim Suchen nach den letzten Gründen das Entsetzliche gefunden hat, so geschah das, weil er aus angeborner Schwermut gar nichts andres finden wollte. Angenommen, was jedoch nicht der Fall ist, die Logik vermöchte hinter dem Schleier der Maja nichts andres aufzuzeigen als dieses Entsetzliche, so würde uns nichts verpflichten, den Schleier zu heben, vielmehr würde uns die Liebe, die das Höchste ist, verpflichten, ihn unberührt zu lassen. Einen beglückenden Wahn zu zerstören, kann Pflicht sein, nämlich wenn man glaubt, daß er das spätere Lebensglück oder die ewige Seligkeit gefährde; aber wenn mit dem Tode alles aus ist, dann ist es Frevel, einen Wahn zu zerstören, der das Erdenleben, wenn nicht glücklich, so doch wenigstens erträglich macht. Nur wenn die Wahrheit wertvoll, wenn sie zugleich die ewige Güte und Schönheit ist, verpflichtet sie, nicht wenn sie ein Scheusal ist. Mit Ödipus stand die Sache ganz anders; er war verpflichtet, die Wahrheit zu ergründen, um sein Volk von der Pest erlösen zu können.

Goethe lehnte es ab, sich mit Schopenhauer über die Farbenlehre herumzustreiten, und sprach dabei eine der größten und wichtigsten Wahrheiten aus, die jemals aus einem sterblichen Munde gekommen sind. „Ich sah nur allzu deutlich, wie die Menschen zwar über die Gegenstände und ihre Erscheinung vollkommen einig sein können, daß sie aber über Ansicht, Ableitung, Erklärung niemals übereinkommen werden, selbst diejenigen nicht, die in Prinzipien einig sind, denn die Anwendung entzweit sie sogleich wieder. . . . Idee und Erfahrung

werden in der Mitte nie zusammentreffen, zu vereinigen sind sie nur durch Kunst und That.“ So ist es. Nicht bloß Idee und Erfahrung, sondern auch die Menschen selbst können nur durch Kunst und That geeinigt werden. Darum hat jeder Versuch, die Menschen auf theoretischem Wege zu einigen, keinen andern Erfolg, als daß die Unzahl der schon vorhandnen theologischen, philosophischen, wissenschaftlichen und politischen Sekten um eine neue vermehrt und das Gezänk desto ärger wird. Und darum beschließt Faust, der durch Lebenserfahrung vom Grübeln zum Wirken bekehrte, sein Erdenwallen beim Klange der Grabscheite, der ihm Musik ist, weil er ihm die Aussicht eröffnet auf reiche Fruchtgefilde, die er durch Dämme dem Wasser abzuringen gedenkt:

Das Letzte wär das Höchsterrungne,
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.

Leicht ist es, die Menschen im Genuß des Schönen und zu beglückendem Schaffen zu einigen; und ist ihnen die Scholle gesichert, auf der sie schaffen können, die ihnen Lebensunterhalt und Spielraum gewährt, dann mögen sie sich am Feierabend hinsetzen, und wenn ihnen der Anblick ihrer grünenden Fluren und behangnen Fruchtbäume, ihrer Gärten und wohnlichen Hütten, ihrer Paläste und Kunstwerke, ihrer blühenden Kinder und heranreifenden Jugend noch nicht genügt, sich mitunter auch an den Seifenblasen philosophischer Systeme ergötzen.

Die Versammlung deutscher Historiker in München

Von Ottokar Lorenz

Ich war nicht dabei und schöpfe meine Kenntnis nur aus den mannichfachen Berichten, die in die Öffentlichkeit gekommen sind. Wenn ich aber auch durch ein impedimentum legitimum meine Abwesenheit entschuldigen konnte, so darf ich doch jetzt hinzufügen, daß meine Teilnahme und mein Interesse für die trefflichen Zwecke dieser Versammlung durch jede neue Mitteilung über ihren Verlauf gewachsen ist, und daß mir nichts wünschenswerter erscheint, als daß man der Sache noch nachträglich recht vielseitig Beachtung zuwenden möchte. Die Münchner Kollegen, die sich vor Jahresfrist zu dieser Unternehmung entschlossen, die, man möchte fast sagen, den Mut hatten, die deutschen Historiker zu einer Beratung über die schwebenden Fragen des geschichtlichen Studiums

einzuladen, haben sich großen Dank verdient. Sie werden sich so wenig wie die, die ihrem Rufe gefolgt sind, der Täuschung hingegeben haben, daß es sich in Dingen dieser Art um gesetzgeberische Beschlüsse handeln könne; sie haben gewußt, daß die sehr wünschenswerte Verständigung über die geschichtlichen Studien in Deutschland nur sehr allmählich und nur durch längere und genauere Erörterungen unter den Fachgenossen herbeigeführt werden kann, und so durften sie in der That ihre Versammlung als eine wohlgelungne ansehen und sich selbst zum Schlusse gegenseitig beglückwünschen. Sie haben in dieser Überzeugung auch die zuversichtliche Hoffnung auf eine Wiederholung der so gut begonnenen Historikertage ausgesprochen, und ich füge hier den herzlichen Wunsch hinzu, die deutschen Fachgenossen möchten der Einladung nach Leipzig im nächsten Jahre noch viel vollständiger und eifriger folgen, als es dies Jahr geschehen ist. Dazu drängt schon der Umstand, daß das reichhaltige Programm der Beratungsgegenstände weder der Zahl noch dem Inhalte nach in den wenigen Sitzungen erschöpft werden konnte, daher eine Fortsetzung dieser Erörterungen sehr zu wünschen ist. Über die Nützlichkeit und Notwendigkeit einer Aussprache gerade der Fachgenossen über Fragen und Zwecke, die heute von den verschiedensten Seiten her besprochen und geregelt werden, scheint allgemeine Übereinstimmung geherrscht zu haben.

Es hätte mich beglückt, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, in dieser Versammlung mancherlei schon früher von mir vorgetragne Ansichten über die aufgestellten Fragen näher zu begründen und, wie ich meine, auch mancherlei Mißverständnisse hinwegzuräumen. Wenn ich mich nachträglich über die von München berichteten Debatten schriftlich äußere, so mag man immer sagen, ich hätte das Bedürfnis nicht unterdrücken können, meine ungehaltne Rede an den Mann zu bringen. Ich denke, daß es nur nützlich sein kann, wenn der aufgenommene Faden nicht gleich wieder abreißt, sondern in der Presse weitergesponnen wird.

Die Aufgaben, die sich die Historikerversammlung gleich für das erstemal gestellt hatte, waren ohne Zweifel etwas zu umfangreich, der Thesen waren zu viele, es war wohl nicht möglich, mit voller Ruhe über die Frage des geschichtlichen Unterrichtszwecks, wofür das gespannteste Interesse vorhanden gewesen zu sein scheint, zu einer Verständigung zu gelangen. Diesem Umstande muß man wohl auch den bedenklichen Zwischenfall zuschreiben, daß es zu einer Abstimmung gekommen ist, gegen die in der Versammlung selbst später Bedenken geltend gemacht werden mußten. Das schließliche Versprechen einer gründlichen Erklärung dessen, was die Versammlung eigentlich gemeint habe, und wie die Abstimmung verstanden werden müsse, scheint mir allerdings recht notwendig gewesen zu sein, und ich will nur wünschen, daß es bald erfüllt werde. Daß sich eine Versammlung von historischen Fachgenossen förmlich zu der Ansicht bekannt haben sollte, das Geschichtsstudium habe, an welche

Stufe des Unterrichts man auch dabei denken möge, mit Staatsbewußtsein und Vaterlandsliebe nichts zu thun, möchte man gern für unmöglich halten; aber in einer Zeit, wo so viel widersprechendes und sonderbares über diese Dinge zu Tage gekommen ist, muß es als eine Pflicht angesehen werden, Mißverständnisse von so erschrecklicher Art wie die, die hier vorgekommen zu sein scheinen, so rasch und gründlich als möglich zu beseitigen.

Die Münchner Freunde werden ohne Zweifel für eine richtige Darstellung der wahren Meinung der Versammlung sorgen. Ich meinerseits möchte hier ein offnes Wort in Bezug auf die Form der aufgestellten Fragen aussprechen. Gleich anfangs, als mir das Programm des Historikertags zu Gesichte kam, hatte ich Zweifel, ob es möglich sein werde, zu irgend einer Verständigung über einen Satz zu gelangen, der entweder selbstverständlich ist, also keine Frage enthält, oder aber wenn er in einem andern als dem selbstverständlichen Sinn aufgefaßt werden sollte, jedenfalls zu den weitgehendsten Mißverständnissen führen muß. Die Frage war so gefaßt: „a. In wie weit hat der Geschichtsunterricht zu dienen als Vorbereitung zur Teilnahme an den Aufgaben, die das öffentliche Leben der Gegenwart an jeden Gebildeten stellt? b. Wie ist demgemäß der Geschichtsunterricht zu erteilen?“ In der Debatte wurde von irgend einer Seite die treffende Bemerkung gemacht, daß es scheine, als befände man sich nicht auf einer Historiker-, sondern auf einer Pädagogenversammlung, und ich kann nicht leugnen, daß ich beim Lesen der meisten Reden, so weit sie mir bekannt geworden sind, durchaus diesen Eindruck gehabt habe. Es scheint wirklich, als ob es bei uns eine gewisse Schwierigkeit hätte, sich in der Unterhaltung über eine Frage der Wissenschaft an die sachlichen und objektiven Fragen des Gegenstandes zu halten und sich darauf zu beschränken. Immer tritt gleich die Absicht hervor, durch Mitteilung von positivem Wissen irgend etwas zu „bezwecken“; so sehr ist man gewöhnlich von pädagogischen Gesichtspunkten beherrscht, die doch den Fachmann, der seine Aufmerksamkeit rein auf den Gegenstand gerichtet hat, zunächst gar nichts angehen brauchen. Ich erlaube mir daher gleich von vornherein die Bemerkung zu machen, daß ich für diese pädagogische Seite der Frage durchaus kein Interesse habe, sondern daß ich mich lediglich über die Bedeutung des geschichtlichen Studiums, seine Aufgaben und Ziele äußern kann. Mir scheint es falsch, daß man in München anstatt von dem Nutzen und der Natur geschichtlicher Kenntnisse überhaupt zu reden, sich in einen den Fachmann unmittelbar eigentlich nicht berührenden Streit über das gymnasiale Lehrpensum eingelassen hat. Man scheint dabei dem Berichterstatter, Herrn Direktor Martens, wirklich Unrecht gethan zu haben, wenn man fast von allen Seiten voraussetzte, es komme ihm darauf an, seinen Schülern diese oder jene Gesinnung gleichsam obrigkeitlich einzuflößen. Soweit ich seine Schrift gelesen habe, kann ich nur sagen, daß ich den Eindruck gewonnen habe, Martens ver-

lange einen Unterricht, der etwas stark ausgedehnt ist. Auch dürften bei diesem Unterricht eine Menge Gegenstände unterlaufen, von denen die Schüler wahrscheinlich nichts begreifen werden, die man allerdings als das Endergebnis einer guten historischen Bildung ansehen kann, von denen man aber doch zunächst besser nicht spricht. Die Versammlung scheint sich sogleich ausschließlich auf diese pädagogische Frage gestürzt zu haben. Man hat es als etwas ganz selbstverständliches angesehen, sich vorzugsweise mit dem zu beschäftigen, was der Lehrer zu dem Gegenstande hinzuthun wird. Man scheint so sehr von der Wichtigkeit dessen überzeugt zu sein, was in der Schule geschieht oder nicht geschieht, daß man gar nicht mehr daran denkt, ob und was die Wissenschaft als solche, der Gegenstand, sein positiver Inhalt leistet und bewirkt. Man hat wenig Vertrauen zu dem, was Wissen und Können bedeuten; das Gute kommt von der Schulkonferenz und von den Anweisungen, die der Lehrer erhält, um in diesem oder jenem Sinne zu wirken. Unter diesen, wie mir scheint, nicht sehr glücklichen Gesichtspunkten ist man an die Aufstellung der Thesen gegangen und hat sie dann auch in Erwägung gezogen.

Die Fragestellung, die ich aus dem Programm der Versammlung unter a. mitgeteilt habe, inwieweit der Geschichtsunterricht dazu diene, für die Aufgaben des öffentlichen Lebens vorzubereiten, ist, man verzeihe mir diese offne Bemerkung, von Grund aus verfehlt. Nach meinem Begriff von der Geschichte ist das genau so, wie wenn ich fragen wollte: Kann mir das Einmaleins dazu dienen, um von meinen Kapitalien die Zinsen auszurechnen? Freilich, wer das Einmaleins nicht selber kann, braucht deshalb seine Zinsen nicht zu verlieren. Er schneidet seine Coupons ab, und der Bankier giebt ihm dafür so und so viel Mark. Und der, der von der Geschichte nicht so viel erfahren hat, als nötig ist, um sich einen Begriff von den Staaten Europas zu machen, kann nicht verhindert werden, jede Art von Politik zu betreiben. Aber in beiden Fällen befindet sich der Kapitalist so gut wie der Politiker in gleich trauriger Lage. Was soll es also heißen, wenn man die Dienlichkeit des historischen Wissens für den politischen Betrieb beweist oder bestreitet? Das Verhältnis von Politik und Geschichte so betrachten zu wollen, als ob es sich um den Unterricht in der Mathematik oder Astronomie handelte, indem man dabei die Frage aufwirft, ob es für die Kenntnis dieser Dinge nützlich sei, auch von der Geschichte dieser Wissenschaften etwas mitzuteilen, wäre ein in jeder Beziehung unglücklicher Vergleich. Die Geschichte bleibt Geschichte und beschäftigt sich immer mit der Politik. Ganz einverstanden darf ich mich daher der Hauptsache nach mit den Ausführungen Doves erklären, der, wie mir scheint, am bestimmtesten der Zuversicht Ausdruck gegeben hat, daß man die Wirkung alles geschichtlichen Unterrichts einfach von der Geschichte selbst zu erwarten habe. Er hat jedoch mit dieser Bemerkung eigentlich mehr die These als das Referat des Herrn Martens vernichtet. Denn zwischen seiner Ansicht und der des

Referenten habe ich eigentlich trotz aller Anstrengung keinen qualitativen Unterschied gefunden. Es scheint mir nur, daß Martens seinen Schülern etwas mehr und mannichfaltigeres zu erzählen unternehmen wollte, als es Dove und viele andre in der Versammlung für möglich und ausführbar hielten.

Warum sich aber gerade die Universitätsprofessoren darüber ereifert haben, daß ein höchst erfahrener und ausgezeichneter Schulmann versicherte, seine Schüler könnten schon ein bischen mehr von der Sache hören und lernen als jetzt üblich ist, das vermochte ich mir aus den vorliegenden Berichten nicht genügend zu erklären. Die Herren scheinen so glücklich zu sein, lauter junge Leute kennen gelernt zu haben, die ein breites und treffliches historisches Wissen besaßen. Ich für meine Person habe leider nicht so günstige Erfahrungen machen können und habe häufig die schmerzliche Empfindung gehabt, wie traurig es doch sei, daß ein gebildeter Mann, nachdem er acht Jahre lang mit allem möglichen historischen Unterricht gequält worden ist, so beschämend wenig von den Dingen behalten hat. Ich will keine Beispiele vorlegen, aber es ist doch klar, daß, wenn man auf der Universität von Luther spricht, es angenehm sein würde, die Kenntnis voraussetzen zu können, daß der Papst, der Luther in den Bann gethan hat, Leo der Zehnte war. Und was nützt es, den Namen Leo zu kennen, wenn man nichts von den Mediceern weiß? Ein älterer Kollege hat mir freilich einmal vor Jahren die Bemerkung gemacht, dergleichen sei wirklich zuviel verlangt; für uns Protestanten bleibe der Papst eben der Papst, und es sei ganz gleichgiltig, wie er heiße. Das ist ja auch ein Standpunkt, und ich will mich darüber nicht ereifern. Aber es sollte dann nur nicht behauptet werden, daß, wenn es so ist, sich unsre gebildete Welt gerade in Bezug auf geschichtliche Kenntnisse hervorthue.

Als ich in dieser Zeitschrift vor einiger Zeit über die wünschenswerte Bildung der Geschichtslehrer gehandelt habe, erhielt ich eine so große Menge von zustimmenden und durch Mitteilung von allerlei Thatsachen merkwürdigen Zuschriften, daß ich mir gern das Vergnügen gemacht hätte, in München diese Papiere vorzulegen. Hier will ich nur eine Probe daraus mitteilen: Ein durch seine langjährige Erfahrung in verschiednen Teilen Deutschlands, wie auch durch seine Teilnahme am öffentlichen Leben besonders beachtenswerter Jurist versicherte, er habe in langer Zeit kaum jemals einen Kandidaten gefunden, der von der Gründung des Zollvereins oder von der Entstehung Belgiens eine Vorstellung gehabt habe. Das wird genügen. Weiteres werde ich in der nächsten Historikerversammlung in Leipzig mitteilen. Was ich aufs bestimmteste als Voraussetzung jeder fruchtbaren Erörterung ansehe, ist das, daß man den Dingen, wie sie sind, ehrlich und ohne Schönfärberei ins Auge sehe. Will man vorhandne Übel heilen, so nützt es nichts, wohlklingende Redensarten über wissenschaftliche und politische Ziele, über Unterrichtsaufgaben u. s. w. zu machen. Man täusche sich nicht: es fehlt an den elementaren Kenntnissen.

Es ist auch ganz unmöglich, in den paar Stunden, die dem Geschichtsunterricht jetzt gewährt sind, etwas erkleckliches zu leisten, zumal wenn die Geschichte in dem ungeheuern Umfang eines 3000jährigen Zeitraums von Anfang bis zu Ende eingetrichtert werden soll. Früher wurde die mangelhafte Schulbildung in der Geschichte durch Universitätsvorlesungen ergänzt. Jeder gebildete Mann in Deutschland erinnerte sich mit Interesse der anregenden Geschichtskollegien aus seiner Studentenzeit. Jetzt ist das anders geworden. Kein Fachstudent hat zu dergleichen mehr Zeit. Ich hatte erwartet, daß die Historikerversammlung ein Interesse für meine schon bei frühern Gelegenheiten veröffentlichten statistischen Beobachtungen über das Studium der Geschichte an den Universitäten an den Tag legen würde. Ich hätte mich gefreut, eine recht scharfe Widerlegung zu finden. Das ist aber von keiner Seite geschehen, und ich bleibe daher einstweilen bei meiner Behauptung, daß der gebildete deutsche Mann, d. h. der Geistliche, der Beamte, der Advokat, der Arzt, der Baumeister, seine gesamte historische Bildung, so weit sie ihm überhaupt durch Unterricht vermittelt worden ist, ausschließlich von der Schule hat.

Es ist ja nun eine mißliche Sache, sich in Erörterungen darüber einzulassen, was an Kenntnissen auf der Schule hätte erworben sein müssen; ich wage das nicht, da ich kein Schulmann bin. Sicher aber darf ich Zustimmung zu der Ansicht erwarten, daß es notwendig sei, ehe man sich über die großen Fragen des Geistes, der Richtung und der Ziele alles Unterrichts vernehmen läßt, sich ein Bild davon zu machen, was überhaupt an thatsächlicher Kenntnis vorhanden sein sollte. Und da trete ich wahrlich mit bescheidnen Forderungen an den Gebildeten heran. Um überhaupt ein historisches Interesse im spätern Leben entfalten zu können, ist bei der Natur geschichtlicher Dinge — das wird doch niemand leugnen — eine gewisse positive Grundlage nötig. Ich denke also, man müßte z. B. die Reihe der deutschen Kaiser einigermaßen als festes Gerippe des Wissens aus der Schule mit ins Leben herübernehmen. Die neuere Geschichte ohne die englischen und französischen Könige, ihre Schicksale und Unternehmungen ist ein Schwert ohne Griff und ohne Klinge. Von Spanien, Schweden und Polen, von Rußland und der Türkei — darf man von einer Kenntnis ihrer Geschichte in unsern Schulen überhaupt reden?

Man wird mich hoffentlich verstehen, es ist ein unerquickliches Thema, das ich gern mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecke. Ich hätte auch gar nichts dagegen, wenn man der Ansicht Nitzsches wäre, der den Nachteil geschichtlichen Wissens für größer hält als den Nutzen und meint, daß wenigstens eine Zeit lang die Gegenwart die ganze Sache leichten Herzens über Bord werfen könnte. Aber wenn auch diese Meinung von dem Historikertag nicht unterstützt werden sollte, so hätte man doch die Hand aufs Herz legen und die Dinge beim rechten Namen nennen sollen. Eine Versammlung von hundert Geschichtsgelehrten durfte sich vor der Nation und den Unterrichtsverwaltungen

offen darüber aussprechen, ob sie die einfache Thatsachenkenntnis unsrer durch die höhern Schulen hindurchgegangnen Stände bei ihrem Eintritt ins öffentliche und politische Leben für ausreichend hält oder nicht. Es war nicht nötig, statt einer klaren Antwort auf diese Frage um den pädagogischen Brei herumzugehen und sich mit dem unnützen Problem zu beschäftigen, wozu die Geschichte überhaupt „dienen“ könne oder solle. Sie dient überhaupt zu nichts, wenn sie nicht eine ganz bestimmte Summe von Thatsachen zum Bewußtsein gebracht hat.

Um die Kenntnis der Thatsachen, die dem politischen Menschen der Gegenwart zu wissen nötig sind, darum handelt es sich. Für alle Unterrichtsfragen in der Geschichte vermag ich nur eines für maßgebend zu halten: Wird der Zweck, eine möglichst große Kenntnis von Thatsachen zu vermitteln, erreicht oder nicht? gelingt es, eine solche Reihe von Thatsachen zu überliefern, die jemanden anregen, sich dann noch weiter über geschichtliche Thatsachen zu unterrichten? Die Thatsachen der Geschichte unterscheiden sich von den Thatsachen der Natur dadurch, daß diese durch Handlungen von Menschen hervorgebracht worden sind. Das Interesse für den handelnden Menschen wird also beim Unterricht in der Geschichte — und ich spreche immer vom Unterricht überhaupt, nicht etwa vom Unterricht auf dieser oder jener Stufe — durch die Kenntnis der Thatsachen hervorgerufen werden. In dieser Erwägung scheint mir alles zu liegen, was über Zwecke und Ziele des Unterrichts gesagt werden kann. Jede weitere Erwägung und Fragstellung und folglich auch die des Historikertags kann zu nichts anderm als zu Mißverständnissen führen.

Die Aufgabe des Geschichtsunterrichts in Bezug auf die Überlieferung der Thatsachen ist gerade groß und schwierig genug. Man braucht sich wahrlich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, was durch die wahre Geschichte noch weiteres erreicht werden könne und solle. Ein geschichtlich gut unterrichteter Mensch hat mit der Kenntnis des thatsächlichen Verlaufs der Dinge alle nötigen Mittel gewonnen, um denen entgegentreten zu können, die von dem historischen Staat nichts wissen wollen. Man redet immer davon, daß eine besondre Anweisung und eine lehrhafte Zurechtlegung der geschichtlichen Überlieferungen nötig oder wünschenswert sei, um gegen die Feinde der Gesellschaft auftreten zu können. Nichts ist falscher als dies. Mit trefflichem Humor wies in der Debatte Kropatscheck auf die Unwahrscheinlichkeit hin, daß die doktrinären Beigaben des Lehrers zur Geschichte stichhalten würden gegenüber dem Einfluß des Hauses und der Familie. Dies ist ganz richtig, aber die lehrhafte Beigabe des Lehrers ist auch ganz unnötig und gleichgiltig. So lange die Geschichte, wie es thatsächlich der Fall ist, nur zu erzählen weiß, daß Diebe und Mörder gestraft und gehenkt worden sind, so wird sie nicht zum Stehlen und Morden aufmuntern; der Lehrer mag dabei philosophiren über Leben und Eigentum, was ihm beliebt. Die Thatsache der Bestrafung

deſſen, was der hiſtoriſche Staat ein für allemal als Verbrechen erklärt, wird immer dieſelbe Wirkung thun. Und wenn ein junger Menſch zum erſtenmale eine trockne Beſchreibung von den Septembermorden in Paris hört, ſo wird ihm ſchauerlich zu Mute ſein, mag der Lehrer, der Vater, die Geſellſchaft dieſe oder jene politiſchen Anſichten vertreten.

Um aber Thatſachenwirkungen dieſer Art hervorzubringen, iſt es nötig, daß dieſe Dinge gewußt werden. Wenn aber, wie es jetzt vorkommt, junge Leute zu den Staatsprüfungen kommen und von den Vorgängen der franzöſiſchen Revolution nicht ein Wort gehört haben, da im beſten Fall immer nur deutſche Geſchichte gelehrt worden iſt, ſo kann man nicht verlangen, daß die geſchichtlichen Thatſachen auf die Gemüter der nachkommenden Welt Eindruck machen und Einfluß üben. Vor kurzem erzählte mir jemand einen hübſchen Fall aus einer ſozialdemokratiſchen Verſammlung. Ein Redner, der ſich gegen die Militärvorlage ereiferte, dozirte ſeinen willigen Zuhörern, wie der große Napoleon ſeine Siege dadurch errungen habe, daß er das Milizſyſtem eingeführt hätte, dann aber ſei er zu dem Militarismus zurückgekehrt, wovon wieder die Folge geweſen ſei, daß er geſchlagen worden und untergegangen ſei. Der Mann ſoll ſeine Sache ganz geſchickt gemacht haben. Er wußte die levée en masse für ſeine Zwecke zu verwenden und erntete natürlich bei dem Verderben der grande armée großen Beifall. Nun frage ich, durch welche Mittel wäre vonſeiten eines Unterrichteten gegen dieſes Geſchwätz aufzukommen? Durch die lehrhaften Auseinanderſetzungen volkswirtſchaftlicher und verfaſſungsrechtlicher Betrachtungen, wie man ſie heute zuweilen mit dem Geſchichtsunterricht verbunden ſehen will? Gewiß nicht. Eine einfache Darſtellung des wahren Sachverhalts würde genügen, aber die ſetzt Kenntniſſe voraus, die man erworben haben muß; hat man dieſe nicht, ſo können alle ſchönen Lehrmeinungen und Redensarten nicht helfen, der Lüge entgegenzutreten.

(Schluß folgt)

Friedrich von Flotow und Otto Nicolai

Es giebt keinen Kunſtzweig, deſſen Geſchichte ſo reich an Überraſchungen wäre, wie die Oper. Bühnenpraktiker verſichern, daß es auch bei ausgebreiteter Erfahrung ganz unmöglich ſei, die Wirkung eines Theaterſtücks im voraus ſicher zu berechnen; auch der geübteſte Blick werde zu ſchanden gegenüber den verborgnen Wirkungen, die erſt in dem Augenblick der Aufführung ungeahnt her-

vorspringen und oft das Schicksal des Ganzen entscheiden. Ein ähnliches Geständnis würde auch der Kunsthistoriker abzulegen haben. Gewisse Hauptzüge in der Entwicklung der Oper sind bald erkannt, wie sich auch der Dramaturg über die Haupteigenschaften des dramatischen Stils und die Grundgesetze der Bühnenwirkung leicht klar wird. Will er aber aus ihnen Schlüsse auf den Einzelfall ziehen, so folgt er einem Irrlicht und gerät in den Sumpf. Opern, die alle Bedingungen einer durchschlagenden, nachhaltigen Wirkung in sich zu tragen scheinen, verpuffen klang- und kraftlos. Andre, deren geringer Kunstwert auf der Hand liegt, treffen wie durch blinden Instinkt geschleudert ins Schwarze. Manche Opernkomponisten stemmen sich dem herrschenden Zeitgeschmack entgegen; an der herkulischen Kraft, die das mit Erfolg thun kann, scheint es ihnen durchaus zu fehlen. Dennoch gelingt es ihnen, sich mit ihren Werken Gehör zu verschaffen und nachhaltigen Eindruck zu machen; um, Gott weiß welcher, besondern Eigenschaften willen hält die Welt gleichsam im Gange still und lauscht. Wieder bei andern Opern will man meinen, sie verdankten nur dem leichten Unterhaltungsbedürfnis ihren Erfolg, der mit der wechselnden Menge dahinschwinden werde. Wenn man sich aber fünfzig Jahre später nach ihnen umsieht, bewähren sie noch immer die anfängliche Wirkungskraft.

Flotows „Stradella“ und „Martha,“ Nicolais „Lustige Weiber von Windsor“ sind geeignet, dergleichen Gedanken anzuregen. Ihre Komponisten sind kaum mittelstarke Talente, und die Masse ihrer Erzeugnisse ist nach kurzem Scheinleben in sich zerfallen. Aber mit einem Werke hat es Nicolai, mit zweien Flotow doch manchem genialen Komponisten zuvorgethan. Was ein halbes Jahrhundert fortzuwirken die Kraft gehabt hat, wird für immer bedeutsam bleiben. Mit Überwindung sagt man es, aber es ist die Wahrheit: in dem Ganzen der deutschen Kunst wird eine „Martha“ immer mehr gelten müssen als eine „Genoveva.“

Bei weitem der gebildetere und der gediegenere von beiden war Nicolai, aber Flotow hatte das ursprünglichere Talent. Beide nahmen sich die ausländische Kunst zur Stütze, Nicolai ausschließlich die italienische, Flotow vorzugsweise die französische. Aber Nicolai, so stark er manchmal italienisirt, verleugnet doch den Deutschen nie; ohne Weber wäre er schon gar nicht denkbar. Flotow zeigt nur hie und da mit Marschner Zusammenhang; volkstümliche Lieder und komische Szenen lassen manchmal das Vorbild deutlich erkennen. Seine Hauptmuster sind die Franzosen: Boieldieu, Auber, Herold, Halévy; mit Grisar hat er sogar mehrere Opern gemeinschaftlich komponirt. Donizetti findet Beachtung nach dem Maße seines damaligen Ansehens in Paris.

Es ist um Flotow, diesen mecklenburgischen Edelmann, überhaupt ein wunderliches Ding. Die Unterweisung eines tüchtigen deutschen Meisters hat er nie genossen. Die ihn auf dem Lande oder im Städtchen Güstrow in die Musik einführten, können nur unsolide Dilettanten oder Musikanten aller-

gewöhnlichsten Schlages gewesen sein. Anderswo zuweilen gute Musik zu hören, erhielt er keine Gelegenheit. Mit siebzehn Jahren wurde er nach Paris gebracht in die Lehre von Reicha und Pixis. Nach zwei Jahren hielt er seine Ausbildung für vollendet. Nun gings ans Komponiren von Opern, französischen natürlich, und zunächst für Privatbühnen. Er schrieb sehr schnell und flüchtig, erwarb sich aber eine gründliche Theaterkenntnis. Allmählich gelangte er auch auf öffentliche Schauplätze und hatte mit seinen flotten Melodien Erfolg. Einige dieser Opern wurden übersetzt und in Schwerin aufgeführt. Da fällt es ihm ein, auch einmal eine originaldeutsche Oper zu machen. „Stradella" erscheint (1844) und zieht von Hamburg aus durch die Welt, überall von dem stärksten Beifall begleitet, der sich drei Jahre später bei der „Martha" noch vervielfacht.

Man hat bei Flotow das Gefühl, daß er die eigentliche deutsche Musik kaum kennt. Mozarts Opern wird er natürlich gehört haben, Beethovens Sinfonien und Kammermusik vielleicht auch, aber von dem, was der Musiker „kennen" nennt, kann bei ihm nicht die Rede sein. Er betrachtete sein Leben lang die Musik als eine Art Sport. Ein jovialer Kavalier, etwas leichtlebig und unstet, liebenswürdig auch dadurch, daß er selbst nach seinen Welterfolgen fern von aller Anmaßung blieb. Er nahm die Dinge nicht sehr ernsthaft. Seiner Musik fehlt deshalb auch der Adel; durch die Geburt wird dieser nicht erworben, sondern durch die Ausnutzung des Erbes, das die großen Musiker hinterlassen haben, und durch das stolze Bewußtsein von seinem Wert. Flotows Melodien haben einen Stich ins Gassenhauerische, und wo sie empfindungsvoll sein sollen, nähern sie sich bedenklich der Liedertafelsentimentalität. In dem zweiten Punkte mag Marschners Vorbild manche Schuld tragen; was das erstere betrifft, so ist bezeichnend, daß Offenbach Flotows sehr geschätzter jüngerer Freund gewesen ist. In gewisser Beziehung ist Offenbach Flotows Fortsetzung. Aber Flotow ist ganz frei von Offenbachs musikalischen Unanständigkeiten, seine Fröhlichkeit ist harmlos und naiv; um zu reflektiren und zu spekuliren, nahm er das Komponiren überhaupt zu leicht. Mit gewandter Hand und sicherm Instinkt gestaltet, bühnenwirksam, melodienreich, im Komischen besonders glücklich, fließt seine Musik hin wie ein heiteres Geplauder. Sorgen läßt sie nicht entstehen, und lacht sie hinweg, wo sie vorhanden sind.

Wenn auch Flotow fast ausschließlich französisch gebildet war, wenn er bis ans Lebensende am meisten für französische Bühnen schrieb, übrigens sich durch seine Erfolge in Italien, England, Rußland als Komponist von internationalen Eigenschaften erwies, seine Bedeutung beruht doch auf den deutschen Opern und der dauernden Wirkung, die sie im Vaterlande ausgeübt haben. Darin, daß sie dieses konnten, zeigt sich eine der Unberechenbarkeiten der Oper. Wer hätte je gedacht, daß ein dilettantisirender Junker aus einem der am wenigsten musikalischen Stämme Deutschlands, der sich ohne jede gediegne

Vorbildung in Paris einen oberflächlichen französischen Firnis hatte applizieren lassen, die Kraft haben könnte, dergestalt das Wohlgefallen seines Volkes zu erregen und in dessen musikalisches Empfinden schon ein halbes Jahrhundert hindurch bestimmend einzugreifen?

Nicolai war der Sohn eines Musiklehrers in Königsberg. Nach einer freudlosen Kindheit verließ er, sechzehnjährig, aus eigner Entschließung die Heimat und wanderte mit einem Thaler in der Tasche nach Berlin, um sich hier auf eigne Faust zum Musiker auszubilden. Unter Entbehrungen aller Art erzog er sich sechs Jahre hindurch in der strengen Schule Zelters und Bernhard Kleins zum ernsten Künstlerberuf. Die Richtung seiner Studien ging auf die kirchliche Musik. 1834 wurde er Organist bei der preußischen Gesandtschaft in Rom. In dieser Stellung und unter Studien altrömischer Kirchenmusik, schickt sich nun der Sohn des protestantischen Nordens an, italienische Opern zu komponiren. Er schreibt dann deren vier und bringt sie in Städten Norditaliens zur Aufführung, teilweise mit gutem, nirgends mit nachhaltigem Erfolg. Von einer kurzen Anstellung an der Wiener Oper abgesehen, zieht er von 1836 bis 1841 als fahrender Musikant durch die Welt, das heißt durch Italien, das damals seine Welt war. Dann wird er Kapellmeister am kaiserlichen Theater in Wien, aber in dieser Stellung leistet er sein Größtes in der Pflege deutscher Instrumentalmusik. Er gründet die Philharmonischen Konzerte und führt Beethovens neunte Sinfonie den Wienern zum erstenmale in würdiger Weise vor. In diesem Künstlerleben scheint jedes Ziel und jeder Fortschritt zu fehlen. „Sollte ich wohl noch etwas ordentliches leisten?“ schreibt er 1844 in sein Tagebuch. Dann vollendet er seine erste und einzige deutsche Oper „Die lustigen Weiber.“ Er war inzwischen nach Berlin zurückgekehrt, von wo er als Künstler seinen Ausgang genommen hatte. 1849 kommt die Oper dort zur Aufführung. Wenige Tage nachher stirbt Nicolai, neununddreißig Jahre alt. Die Oper aber lebt und erfreut bis heute die ganze deutsche Welt — eine Mischung deutscher Romantik und italienischer Plastik, deutscher Instrumental- und italienischer Gesangskunst, deutscher Sentimentalität und italienischer Buffonnerie, die in unerwarteter Weise gelungen ist.

Ein zweites mal wäre es schwerlich so gekommen. Um auf dieser Doppelgrundlage einen neuen Stil zu schaffen, wie Händel und Mozart, dazu war Nicolais Talent nicht energisch genug. Es ist, als wäre diese Oper wie aus Zufall gelungen. Überraschungen, wenn nicht gleicher, so doch ähnlicher Art hat auch die neuere Zeit noch einige aufzuweisen. Nicolais jüngerer Landsmann, Hermann Goetz, hat sie uns mit „Der Widerspenstigen Zähmung“ bereitet, einem Werke, auf das man nicht rechnen konnte nach dem, was ihm vorausgegangen war, und das Erwartungen weckte, die von den nachfolgenden Leistungen nicht erfüllt wurden. Da erscheint es vom Künstlerstandpunkte

aus fast als das größere Glück, sein Gelungenstes leisten und schleunig sterben, wie es Nicolais Schicksal war.

Warum wir Flotow und Nicolai hier als Paar betrachten? Sie waren Altersgenossen. Die Eigentümlichkeit ihrer Erfolge bietet manchen Vergleichungspunkt. Auch deren Voraussetzungen. In den vierziger Jahren war es um die deutsche Oper dürftig bestellt. Weber war lange tot, Spohr war verstummt, und Marschners spätere Werke wollten nicht mehr verfangen. Meyerbeer zählte als deutscher Komponist kaum noch mit. Wagner hatte sich noch nicht geltend gemacht. Neben Lortzing hatten in diesem Jahrzehnt doch nur Flotow und Nicolai durchschlagende unmittelbare Erfolge. Aber wir wollen es offen gestehen: der Grund, sie zusammenzustellen, ist ein andrer, ein ganz zufälliger. Denn nur als Zufall kann man es betrachten, daß beide im vorigen Jahre gleichzeitig unter die biographische Betrachtung genommen worden sind, und daß sich diese bei beiden auf Tagebücher und autobiographische Aufzeichnungen stützt.*) Von diesen Biographien wollten wir eigentlich reden, und thun es nun, soweit noch nötig.

Jedes einzelnen Menschen Leben hat Interesse für alle, es kommt nur darauf an, wie man es darstellt. Das Bild einer Persönlichkeit zeichnen, ist eine Kunst; von einem Kunstwerk verlangen wir Einheitlichkeit, und wenn Selbstberichtetes benutzt wird, so muß es planvoll zum Ganzen gestaltet werden. Darstellungskunst besitzen nun beide Verfasser wenig, aber der Biograph Nicolais ist dem andern doch noch um ein gutes Teil überlegen. Mit Flotows Lebensbeschreibung steht es so: wer den Mann gekannt hat, wird manches darin finden, was ihm sein Bild lebendiger vor die Seele stellt, manches, an das er Beziehungen zu Selbsterlebtem anknüpfen kann. Wer nicht in dieser Lage ist, wird auch durch das Buch nicht viel klüger werden; hat er nicht schon vorher Teilnahme für den Künstler gehabt, durch das Buch wird sie nicht in ihm geweckt werden, und hat er an seinen muntern Opern Gefallen gefunden, so wird er doch aus der Lebensbeschreibung nur weniges entnehmen können, wodurch dieses Gefallen eine tiefere Resonanz erhielte.

Wir erfahren, daß das Manuskript zunächst nur für die Familie bestimmt gewesen und erst später für einen weitern Leserkreis umgestaltet worden sei. Mit Rücksicht auf die Familie ist manches stehen geblieben (die Geschichte der Familie von Flotow seit dem zwölften Jahrhundert, die umständliche Schilderung der Bestattungsfeierlichkeiten des Komponisten), was Fernerstehende nicht interessirt; vor dem weitern Leserkreise ist, wie es scheint, manches verschwiegen worden, was gesagt werden mußte, wenn die Veröffentlichung des

*) Friedrich von Flotows Leben. Von seiner Witwe. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892. — Otto Nicolais Tagebücher nebst biographischen Ergänzungen. Von B. Schröder. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892.

Lebensbildes überhaupt Berechtigung gewinnen sollte. Andrerseits stoßen Mitteilungen auf, bei denen man zweifelhaft wird, ob die Verfasserin wohl genügend sicher unterrichtet war. Von einer Betrachtung des Entwicklungsganges, den Flotow als Musiker genommen hat, findet sich vollends keine Spur. Und doch, welche reizvolle Aufgabe wäre es gerade bei diesem problematischen Künstler gewesen, zu zeigen, wie er es allmählich zu einer „Martha" hat bringen können! Freilich war dazu ein fachwissenschaftlich gebildeter Meister erforderlich.

Verzichtet man auf alle diese berechtigten Ansprüche, sieht man auch von einzelnen, aus mangelnder Sachkenntnis entsprungnen Unrichtigkeiten ab, so kann man immerhin zugestehen, daß unsre Kenntnis von Flotows Lebensschicksalen um mancherlei wissenswerte Einzelheiten bereichert wird. Man erfährt neues aus seiner Jugendzeit und aus den beiden Pariser Perioden. Seine Kompositionen erscheinen in vollständigerer Aufzählung, als sie anderswo zu finden waren, auch die chronologischen und statistischen Nachweise über ihre Aufführungen, über die Geschichte ihrer Entstehung, über die Verfasser der Texte sind dankenswert. Uns haben am meisten zwei Notizen angezogen, zu denen Flotow selbst nur mittelbar in Beziehung steht. In einem Briefe vom 19. November 1838 schreibt er, daß ihm Saint-Georges eine Operndichtung zur Komposition überlassen wolle. „Sie war ursprünglich dem Meyerbeer versprochen, da er mit ihm aber an einem andern Stück arbeitet, zu dem Weber den ersten Akt hinterlassen hat, so ist dies, wie er meint, leicht zu arrangiren." Offenbar sind die „Drei Pintos" gemeint. Daß Meyerbeer den Versuch gemacht hat, dieses kostbare Opernfragment aus Webers Nachlaß zu vollenden, wußten wir schon anderswoher. Unbekannt war aber bisher, wann es geschah, unbekannt auch, daß er dabei einen französischen Librettisten zu Hilfe zog. Es ist begreiflich, daß sich Meyerbeer von Theodor Hells deutschem Textbuch nicht befriedigt fühlte. Aber wenn es ihm Saint-Georges umarbeiten sollte, dachte er dann daran, aus dem Werk seines deutschen Jugendfreundes eine französische Oper zu machen? Die andre Notiz: Bekanntlich treibt seit bald fünfzig Jahren in unsern Kirchenkonzerten eine sogenannte Kirchenarie von Stradella ihr hochstaplerisches Wesen. Sie kam hervor in der Zeit, da Flotows Oper Aufsehen machte, man hätte da gern auch einmal etwas von dem Komponisten Stradella selbst gekannt. Daß die Arie untergeschoben sein müsse, hat zuerst Ambros ausgesprochen. Er hatte auch den Namen des Komponisten in Erfahrung gebracht und deutet ihn in witzig versteckter Weise an (Bunte Blätter, S. 287). Die Verfasserin der Biographie scheint sich auf Ambros zu beziehen, scheint aber auch noch etwas mehr über die Sache gehört zu haben. Kombiniren wir beide, so ergiebt sich etwa folgender Sachverhalt. Louis Niedermeyer aus Nyon in der französischen Schweiz (er heißt weder Niemeyer, wie Ambros drucken läßt, noch war er ein Belgier, wie in der Biographie

Flotows steht), ein feingebildetes, zart-pathetisches Talent und in der italienischen Musik wohl bewandert — dieser Niedermeyer hatte acht Jahre vor Flotow einen „Stradella“ in der Pariser großen Oper mit wenig Erfolg zur Aufführung gebracht. Er mußte erleben, daß ihm der viel ungebildetere und oberflächlichere Flotow mit demselben Stoffe den Rang ablief. Als sich dann das Verlangen nach echten Kompositionen Stradellas kundgab, ist die Welt, und sicher auch Flotow, durch die Veröffentlichung der Niedermeyerschen „Kirchenarie“ Se miei sospiri mystifizirt worden. Ob durch Niedermeyer selbst? Vielleicht hat er sich diese kleine Genugthuung gegönnt. Die Arie ist ganz in seinem Stil und wird nicht erst zum Zweck der Mystifikation geschrieben worden sein, sondern den Eindrücken ihr Leben verdanken, die der Komponist durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien empfangen hatte.

Briefe und autobiographische Bruchstücke sind in der Beschreibung von Flotows Leben reichlich benutzt worden. Die Darstellung von Nicolais Leben besteht fast ganz aus Tagebüchern, denen der Herausgeber gerade soviel an Ergänzungen hinzugefügt hat, als ihm nötig schien, um dem Bilde Vollständigkeit und innern Zusammenhalt zu geben. Der einzige, der vor ihm etwas Ausführlicheres über Nicolai veröffentlicht hatte, war dessen Wiener Freund Siegfried Kapper gewesen. Einige Ergänzungen sind der Arbeit Kappers entnommen; bei weitem das meiste ist des Herausgebers eigne Zuthat, so die Jugendgeschichte, die Ereignisse der letzten beiden Lebensjahre und die Einschaltungen, die ihm an gewissen Stellen der Tagebücher zum Verständnis des Charakters des Mannes notwendig schienen. Die Tagebücher sind im Besitz des Herausgebers. Er hat sie vom Vater des Komponisten empfangen, der den Sohn überlebte. Er scheint demnach in persönlichen Beziehungen zur Familie gestanden zu haben; auch aus dem Material, das ihm zur Darstellung der Jugendgeschichte diente, und der Erzählung des Wiedersehens, das Nicolai 1844 mit seinem Vater hatte, läßt sich das schließen. Eine warme Verehrung für Nicolai spricht aus der Art, wie er ihn beurteilt, mit seiner eignen Person bleibt er in bescheidner Zurückhaltung, Charakter und Ton seiner Zusätze sind verständig und ruhig. Alles das nimmt den Leser für den Herausgeber ein. Der gesamte Eindruck seines Buches ist vorteilhafter, als der, den die Biographie Flotows macht. Kein Zweifel, daß es viele mit Teilnahme lesen werden. Dabei bleiben aber doch unsre Bedenken ungehoben, ob es nicht besser gewesen wäre, das Buch ungeschrieben, will sagen: die Tagebücher ungedruckt zu lassen.

Man ist heute allzu eifrig bemüht, durch Veröffentlichung von vertrauten Briefen oder gar Aufzeichnungen, die der Schreiber nur für sich selbst gemacht hatte, in das Privatleben hervorragender Verstorbnen hineinzuleuchten. Gewöhnlich wird es damit begründet, daß die Nachwelt auf den vollständigen

Besitz dieser oder jener Persönlichkeit ein Recht habe. Daran pflegen sich dann Untersuchungen über intime Beziehungen und Zustände dieser Persönlichkeiten zu schließen. Wir meinen, daß vielmehr umgekehrt gesagt werden sollte: jeder einzelne hat das Recht, in seinen persönlichsten Angelegenheiten von der Gesellschaft geschützt und geschont zu werden. Es ist nicht alles für alle. Irgend ein Asyl muß auch in unserm gegen früher so gründlich veränderten sozialen Leben jeder haben, wo er sich vor der Welt gerettet und sicher weiß. Alle solche Veröffentlichungen schließen einen gewissen Grad von Taktlosigkeit ein. Diese ist manchmal gut gemeint (so zweifelsohne bei dem Verfasser der Biographie Nicolais), aber welch widrige Erscheinungen sie zur Folge haben können, wenn sie dem Kitzel der Aufregungslust dienen, das erfährt man jeden Tag. Als Regel wäre doch zu betrachten, daß das, was vom Urheber nicht für die Welt bestimmt gewesen ist, ihr auch vorenthalten bleibt. Gewiß dürfen davon Ausnahmen gemacht werden. Kein Urteilsfähiger wird z. B. wünschen, daß gewisse Briefwechsel Goethes unveröffentlicht geblieben wären. Mendelssohns und Schumanns Briefe waren für das deutsche Volk ein kostbares Geschenk — wir betonen das Wort. Aber zu wünschen wäre nach allen Seiten hin, daß sich für diese Dinge ein feineres Unterscheidungsvermögen ausbildete.

Briefe und Tagebücher können viel beitragen zur Vermehrung sachlicher Kenntnis. Oft läßt sich eine Menge einzelner Thatsachen durch sie feststellen, die auf keinem andern Wege erreichbar gewesen wären, und die, in einen größern Zusammenhang eingefügt, oft überraschende Aufklärung bewirken. Aber es ist das denkbar trügerischste, wenn man glaubt, auf Grund solcher Zeugnisse, die flüchtige Augenblicksbilder sind, tiefer in Charakter und Gemütsbeschaffenheit des Schreibers einzudringen, als durch Würdigung seiner Thaten, zu deren Vollbringung er die Kraft seines ganzen Menschen andauernd zusammenfassen mußte. Handelt es sich nun gar um Herzensangelegenheiten, so tritt der besonnene und lebenserfahrene Forscher meist schon nach wenigen Schritten in einen Zustand ein, wo er sich sagt: hier kann ich nicht weiter. „Wir lesens oft und glaubens auch am Ende, des Menschen Herz sei ewig unergründlich," beginnt ein Gedicht Goethes, das auch nicht für fremde Augen bestimmt war, und das in die Öffentlichkeit gezerrt zu haben einer der schlechtesten Dienste gewesen ist, die dem großen Dichter je geleistet worden sind. Es ist aber so, wie jene Worte sagen. Die unermeßliche Vielgestaltigkeit der Stimmungen, das chaotische Gewirr von dunkeln Instinkten, verwegnen Wünschen, farbigen Täuschungen, das in der Tiefe des Gemüts gerade der bedeutenden Menschen lebt und webt, ist kein Fundament für objektive Wahrheiten. Über einen Regenbogen kann vielleicht der schwebende Fuß der Götter wandeln, aber nicht der stoffbeschwerte Mensch. Welch peinliche Kommentare haben Goethes Briefe an Frau von Stein erfahren, wie wird an und in Beethovens Liebesverhältnissen herumgedeutet auf Grund einiger — fast möchte man sagen, un-

glücklicherweise — erhaltnen Briefe! Das Ergebnis ist gleich Null und wird es immer sein, weil es sich um Dinge handelt, die jeder Mensch anders ansieht und empfindet, und die endlich, wenn man es ehrlich überdenkt, die Welt doch gar nichts angehen. Nichtwissenwollen ist hier oft die beste Wissenschaft.

Wir sagen das, nicht weil wir glaubten, daß durch die Veröffentlichung gerade der Tagebücher Nicolais ein großer Schaden gestiftet würde, sondern um gewisse Grenzen anzudeuten, die grundsätzlich gelten sollten. Solche Quellen müssen benutzt werden, wo sie einmal vorhanden sind. Aber jeder sollte sich bewußt sein, wie schwierig und verantwortlich dies Geschäft ist. Ihr thatsächlicher Gehalt werde ausgeschöpft und in eigner Darstellung verarbeitet; diese Darstellung gemäß dem in den Selbstaufzeichnungen offenbar werdenden Stimmungselement vorsichtig zu färben, möge der Meister versuchen. Die Quellen selbst aber lasse man im Dunkel der Verborgenheit, wohin sie nach Natur und Sitte gehören.

Leila die Katzenprinzessin

Ein Märchen von Julius Haarhaus

(Schluß)

Justus betrat das Gewölbe eines Möbelhändlers. Der Besitzer empfing ihn mit einer Höflichkeit, die Justus ganz verblüffte, und die er nur seinem neuen Frack zuschreiben zu können glaubte.

Einen Divan wünschen der gnädige Herr? Gewiß, gewiß! Habe eine schöne Auswahl vorrätig, vom einfachsten bis zum kostbarsten. Hier ist einer mit Damastüberzug — jedenfalls nach des gnädigen Herrn Geschmack, himmelblau mit echt orientalischem Muster. Wirklich höchst vornehm, würdig, den Salon einer Prinzessin zu schmücken!

Justus stutzte. Den Salon einer Prinzessin? wiederholte er.

Der Möbelhändler sah ihn verschmitzt von der Seite an und zwinkerte mit dem Auge. Gewiß, gewiß! fuhr der Redselige fort, und wenn es der Salon einer Tochter des Sultans wäre, der Divan würde hineinpassen, als ob er eigens dafür angefertigt wäre!

Der junge Gelehrte empfand ein eigentümliches Unbehagen. War es nicht, als wüßte der Kerl schon um sein süßes Geheimnis? Aber der Divan war wirklich schön und preiswert, Justus bezahlte ihn und gab an, wohin man das Stück bringen sollte. Gewiß, gewiß! sagte der Verkäufer, indem er sich

die Hände rieb, der Herr können versichert sein, daß der Divan auch den Beifall der Gnädigen findet!'

Justus atmete erleichtert auf, als er sich wieder auf der Straße befand. Daß er auch gerade zu einem Händler geraten mußte, der ihn zu kennen schien! Teppiche und ein Nargileh wollte er doch lieber bei den Meßhändlern kaufen, denen er vollständig fremd sein mußte. Er wand sich daher durch das Gewühl des Marktes und trat an den Stand eines Orientalen hinan, der Decken und Teppiche feil hielt.

Allah hat seinen Knecht gesegnet! rief der Händler, er hat mich der Ehre des Besuches des weisesten aller Frengis gewürdigt! Befiehl, Herr; so du willst, werde ich alle Wege vor dir her mit den köstlichsten Teppichen belegen, die je der Fuß eines Moslem betreten! Sieh, hier habe ich einen Feheranteppich, herrlich vor allen Teppichen, wie das Land Persien vor allen Ländern des Niederganges, und echt, so wahr Allah deinen Knecht leben läßt und dereinst der Freuden des Paradieses würdigt! Ich habe zwar beim Barte des Propheten geschworen, daß nur der Fuß eines Rechtgläubigen dieses herrliche Gewebe betreten soll; doch bei dir will ich eine Ausnahme machen, denn ich weiß, daß in deinen Gemächern zwei Füße darauf wandeln werden, deren Wege Allah wohlgefällig sind!

Wie? Also auch der Türke wußte schon etwas von dem geheimnisvollen Wesen aus dem Orient, das er sein nennen durfte? Um so schnell als möglich loszukommen, kaufte Justus auch den Teppich und wollte eben weitergehen, als ihn der Türke festhielt und ihm vertraulich schmunzelnd zuflüsterte: Ist meinem Gebieter vielleicht auch noch ein Nargileh gefällig, aus echtem Meerschaum mit dem allerzierlichsten Bernsteinmundstück? Sieh, hier habe ich eins, das für die kleinsten Kirschenlippen der Welt gerade recht wäre!

Justus kaufte auch dies, dann eilte er, aufs höchste verwundert, zum Blumenhändler, um für einige Topfpflanzen zu sorgen, mit denen er Leilas Gemach noch schmücken wollte. Aber ehe er noch einen Wunsch geäußert hatte, schleppten auch die schon Gärtnerburschen eine Anzahl Blumenstöcke herbei, die seinen Wünschen ganz entsprachen, und die dicke Gärtnersfrau meinte, daß Federnelken und cyprische Lilien der schönste Schmuck für das Fensterbret eines jungen Mädchens seien.

Justus zahlte und eilte davon, ohne sich auf ein längeres Gespräch einzulassen, obwohl die Gärtnersfrau sehr dazu aufgelegt schien. Er wurde immer aufgeregter durch das sonderbare Benehmen der Leute. Auch alle, die ihm begegneten, schienen ihn neugierig zu betrachten. Sah man ihm sein süßes Geheimnis etwa an? Er fühlte, wie es sich ihm auf die Lippen drängen wollte, und hatte Mühe, die Frage zurückzuhalten: Was wollt ihr, was wißt ihr? Und dabei peinigte ihn der Gedanke, daß irgend jemand in seine Wohnung dringen und seinen Schatz entdecken und rauben könnte, zu dem

ihn eine leidenschaftliche Sehnsucht zurückzog. Er lief, was er konnte, um nach Hause zu kommen.

Als er beim Paulinum vorbeikam, fiel ihm ein, daß ihm ein Antiquar, der dort in einem Gewölbe sein Lager hatte, vor einigen Wochen ein persisches Liederbuch zu besorgen versprochen hatte. Das konnte er jetzt brauchen und vielleicht abholen.

Noch nicht eingetroffen, verehrter Herr Hochstedt! sagte der Antiquar, aber ich habe etwas andres, das Sie wahrscheinlich interessiren wird!

Nach einigem Suchen brachte er einen Folioband zum Vorschein, worin alte Kupferstichporträts eingeklebt waren. Lauter venezianische Heerführer und Admirale, sagte er bedächtig; sehen Sie einmal hier — der berühmte Giustiniani, der im Kampfe mit den Korsaren fiel!

Justus fuhr zurück. Hatte sich denn alles gegen ihn verschworen? Herr, sind Sie des Teufels? schrie er, was soll ich mit dem Giustiniani?

Einrahmen lassen! entgegnete der Alte, ohne aus der Fassung zu kommen. Es ist ein gut gestochnes Blatt, und ich weiß, daß Sie es zu würdigen wissen. Bei diesen Worten sah er Justus so merkwürdig an, daß dieser die feste Überzeugung gewann, der Antiquar müsse über das seltsame Verhältnis, in dem er zu dem Venezianer stand, unterrichtet sein.

Schicken Sie es mir, sagte er und eilte weiter. Ach, wäre ich nur erst wieder daheim bei ihr, dachte er, und diesen Menschen aus den Augen! Er malte sich aus, wie behaglich es sein würde, wenn er in stillen Abendstunden in seinem Studirsessel sitzen und ihm Leila Vorträge über den Sprachgebrauch der arabischen Dialekte halten würde, während sich der süße Rauch ihres Nargileh mit den bläulichen Wolken seines holländischen Knasters vermischte. Den Tag über sollte Leila in dem traulichen Halbdunkel ihres Gemachs zubringen und mit ihren feinen Fingern irgend eine kunstvolle Arbeit anfertigen. Er aber wollte sie hüten wie ein Cerberus, keines Menschen Auge sollte zu ihr dringen.

Aber wie war er plötzlich vor Weißleders Kaffeegarten geraten? Er mußte in seinem Sinnen und Träumen ganz fehlgegangen sein. Da er sich aber müde und angegriffen fühlte, so dachte er, einen Augenblick ausruhen würde ihm gut thun. Er trat ein und wollte sich an einem der Tische niederlassen, als er die dort sitzenden in lebhafter Unterhaltung sah und eine Äußerung hörte, die ihn veranlaßte, erst eine Zeit lang hinter der Himbeerhecke zu verweilen, die den Garten in zwei Hälften teilte, und dort das Gespräch der Gäste zu belauschen.

Wenn man nicht wüßte, sagte ein kleiner lebhafter Herr, daß er von früh bis spät hinter seinen Büchern sitzt, so könnte man glauben, er sei verliebt! Er kleidet sich auffällig und trägt sein Haar aufs beste gepudert. Heute sah ich ihn im blauen Frack über den Markt spazieren, und er blickte so stolz, als wäre er der Schwiegersohn des Sultans geworden.

Ja, sagte der Kalkulator Kegelmeyer, der hinter seinem Gläschen Weizenbier saß, meine Base, die in der alten Wage wohnt, hat im vierten Stock am Fenster ein ganz merkwürdiges Frauenzimmer bemerkt, das am hellen Nachmittag in einer schneeweißen Jacke auf den Markt hinabgesehen hat.

Das Gefühl des Unbehagens wuchs bei Justus mit jeder Minute. Vielleicht, daß man am Tische nebenan von andern Dingen redete! Er schlich einige Schritte weiter.

Am Nachbartische führte einer der Ratsherren das große Wort. Was sagen Sie dazu, meine Herren? sagte er mit gewichtiger Miene. Es geschehen heutzutage sonderbare Dinge; in den Zeitungen liest man öfter von geraubten Personen, die an irgend einem Orte versteckt gehalten werden. Vielleicht handelt es sich auch hier um etwas derartiges — vielleicht ist irgend eine fürstliche Persönlichkeit im Spiel! Schon der Umstand, daß das Mädchen kein Wort Deutsch versteht, ist verdächtig. Ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, den Bürgermeister sofort von der Angelegenheit in Kenntnis zu setzen.

Jetzt vermochte sich Justus nicht länger zu halten. Er mußte nach Hause, ehe etwas geschah, was ihn für ewig um seinen teuern Besitz bringen konnte. In den Straßen war es schon dunkel geworden. Er wollte laufen, aber seine Füße waren wie gelähmt; mühsam und mit klopfendem Herzen erreichte er die nächste Straßenecke. Als er ein wenig stehen blieb, um Atem zu schöpfen, traten ein paar Herren auf ihn zu, mit denen er zuweilen in der Universitätsbibliothek zusammentraf. Sie wollten eine längere Unterhaltung beginnen. Eben erkundigte sich der eine, wo Justus seine arabische Grammatik drucken lasse, und was ihm der Verleger für den Bogen bezahle, als die Rathausuhr neun schlug. Justus riß sich los und lief nach dem Markte. In Schweiß gebadet erreichte er seine Hausflur. Dort stand ein Ratsdiener, der auf jemand zu warten schien. Justus wollte schnell an ihm vorübereilen, als ihn der Beamte anredete. Sind Sie der unverehelichte Privatgelehrte Justus Hochstedt? fragte er. Als Justus dies bejahte, räusperte er sich mit Nachdruck und fuhr dann fort: Im Namen eines hochweisen Rates habe ich Ihnen dann mitzuteilen, daß es unstatthaft ist, in den Fenstern nach der Straße zu Blumenstöcke ohne genügende Befestigungsvorrichtung aufzustellen. Ich ersuche Sie, bei Vermeidung einer Ordnungsstrafe von einem Thaler für Entfernung besagter Blumenstöcke Sorge zu tragen oder eine geeignete Befestigung anzubringen.

Justus atmete erleichtert auf und stürmte die Treppe hinauf.

Als er seine Wohnung betrat, sah er zu seiner Überraschung, daß schon alle seine Einkäufe angelangt und das Zimmer behaglich eingerichtet war. Der persische Teppich lag weich auf dem Boden, an Stelle seines alten Sofas stand der kostbare Divan, an der Wand hing schön eingerahmt das Bild des venetianischen Admirals, ja es war noch mehr da, als er sich gekauft zu haben

erinnerte. Auf einem zierlichen orientalischen Tische stand das Nargileh, und von der Decke herab hing eine Ampel mit mildem Dämmerlicht. Ein süßer Duft erfüllte den Raum, den die allerdings in höchst polizeiwidriger Weise auf dem Fensterbret untergebrachten Blumen aushauchten; es war alles entzückend, alles wie für Leila geschaffen.

Justus öffnete die Schlafstubenthür, um Leila alles zu zeigen und sie zu fragen, wie ihr die Sachen, die er gekauft hatte, gefielen, und ob er ihren Geschmack getroffen habe. Aber trotz alles Suchens war das Mädchen nirgends zu finden. Er ließ sich jedoch nicht beunruhigen, denn er hatte das sichere Gefühl, daß sie jeden Augenblick hereintreten müsse, und beschloß, ihre Rückkehr abzuwarten. Er trat an das geöffnete Fenster und beugte sich über die Blumen. Lind und schmeichelnd flutete ihm der Hauch des Herbstabends entgegen. Die Straßen schimmerten, als wären sie mit Platten aus blankem Silber gepflastert, und der alte kupfergedeckte Turm des Rathauses, über dessen Wetterfahne in diesem Augenblicke gerade der Halbmond stand, sah aus wie die Kuppel einer Moschee.

Justus hatte schon eine ganze Weile am Fenster gesessen, als plötzlich heftig an seine Thür geklopft wurde. Er erhob sich und öffnete. Vor ihm stand der alte Professor Walther, offenbar in großer Aufregung.

Darf ich um ein Licht bitten, Herr Hochstedt? sagte er, denken Sie sich, was mir eben begegnet ist! Ich konnte trotz alles Nachdenkens nicht auf den Namen meiner Märcheuprinzessin kommen. Da entschloß ich mich, im Galland selbst nachzusehen. Ich nehme meinen Schlüsselbund und die Lampe und steige die Treppe zum Boden hinauf. Zu meiner Verwundrung finde ich die Lattenthür des Bodens offen. Ich lausche einen Augenblick; da ich aber nichts höre, was auf die Anwesenheit eines Menschen schließen läßt, gehe ich unbeirrt zu der Wandnische, wo die Bücherkiste steht. Ich setze die Lampe hin und suche. Endlich habe ich den schweren Band mit dem roten Lederrücken! Galland! Ja, er wars, der alte liebe Galland mit seinen herrlichen Märchen! Da flackert die Lampe und droht zu verlöschen. Sollte ein Fenster offen stehen? denke ich und spähe in dem dunkeln Raume umher. Da höre ich den flüchtigen Schritt leichter Füße und das Knistern eines Atlaskleides! Ich ergreife mit der Linken die Lampe, mit der Rechten ein Rapier, das neben der Kiste liegt, und gehe auf die Gestalt zu, die unter dem Schutze der Dunkelheit an mir vorübergleiten will, und versperre ihr den Weg. Was sehe ich? Ein zartes Mädchen in orientalischer Tracht steht vor mir und müht sich, unter dem Schleier aus weißem Tüll ihr Antlitz zu verbergen! Kein Zweifel, es war die Prinzessin selbst, auf deren Namen ich mich nicht besinnen konnte! Ich lege den Schläger nieder und strecke die Hand nach ihr aus. Wer bist du, schönes Mädchen? rufe ich. Bringst du mir Grüße aus der fernen Jugendzeit? In diesem Augenblicke verlischt die Lampe, und ich

vermag nichts mehr zu unterscheiden. Geben Sie mir Licht, bester Herr Hochstedt, schnell Licht, damit ich wieder hinaufgehen kann!

Nur mit Mühe vermochte Justus seine Aufregung zu verbergen. Ohne Zweifel hatte sich Leila, wie sie vor ihrer Verwandlung zu thun pflegte, auf den Boden begeben, um durch die geöffnete Fensterluke über die mondbeglänzten Dächer zu schauen, und bei dieser Gelegenheit hatte sie der alte Professor erblickt.

Als dieser mit der Lampe wieder die Bodentreppe hinaufstieg, konnte sich Justus nicht versagen, ihm leise zu folgen. Der Alte fand die geöffnete Bücherkiste genau so, wie er sie verlassen hatte. Aber die Erscheinung war verschwunden. Der Professor setzte sich auf den Rand der Kiste und griff mit zitternder Hand nach seiner Stirn. Es wird ein Gebilde meiner erregten Phantasie gewesen sein, sagte er zu sich selbst, ich hatte mich wohl allzu lebhaft in die schöne Märchenwelt der Jugend versetzt. Er lächelte wehmütig, legte die Bücher wieder an ihren Ort, schloß die Kiste zu und verließ den Boden.

Als Justus in seine Wohnung zurückkehrte, war die Thür zu seinem Schlafgemach verriegelt. Er rüttelte und klopfte, aber vergebens. Er bückte sich zum Schlüsselloch und wollte durchblicken. Da schallte ihm aus dem Innern der Stube ein leises, silberhelles Lachen entgegen. Nein, mein Freund, bleib du nur draußen, sagte die liebliche Stimme Leilas! Ich habe mirs hier schon bequem gemacht. Es wird dir doch nichts schaden, mein Prinz, die Nacht ist ja warm und der Divan weich! Dann folgte wieder ein helles Lachen.

Justus machte gute Miene zum bösen Spiel, wußte er doch seinen Schatz wieder geborgen. Er bezwang seine Sehnsucht und streckte sich auf den Divan und schlief ein.

Er mußte lange und fest geschlafen haben, denn es war offenbar schon spät am Morgen, als ihn ein Geräusch wieder erweckte. Draußen auf dem Flur vernahm er Schritte und leises Flüstern; als er genau hinhorchte, konnte er die Stimmen der alten Suse und des Professors unterscheiden. Mit unserm jungen Herrn stimmts nicht mehr recht, sagte die alte Dienerin, er ist wie umgewandelt! Gestern hat er allerlei ausländischen Kram herbringen lassen, und diese Nacht ist er in kein Bett gekommen. Im Vertrauen gesagt, Herr Professor, der Herr Hochstedt ist entweder behext oder verliebt!

Ganz gleich, liebe Frau, Sie müssen ihn wecken! Er muß mit zum polnischen Fürsten, glauben Sie, daß der Fürst mit dem Essen auf uns warten wird? Gleich wirds zwölf schlagen, und wir müssen pünktlich dort sein!

Justus sprang auf und öffnete.

Schnell, schnell, Herr Hochstedt, rief ihm der Professor entgegen, es ist die höchste Zeit!

Richtig! Er sollte ja mit zum Festessen gehen! Zum Glück war er noch angekleidet. Aber Leila? Konnte er gehen, ohne sie gesehen zu haben? Er

warf einen verzweifelten Blick nach der Kammerthür, und zu seinem Schrecken bemerkte er, daß die alte Suse, die sich an ihm vorbeigedrängt hatte, sich mit verdächtig forschendem Blick der Thür zuwandte. Er packte die Alte am Arm und drängte sie zum Zimmer hinaus. Dabei rief er: Gleich, gleich, Herr Professor, nur noch die Halskrause! So — nun bin ich fertig, nun wollen wir gehn!

Er schloß die Thüre hinter sich ab und bedeutete die Alte, die mit Besen und Eimer bereit stand, einzudringen, für heute sei es zu spät, und stürmte dem Professor voraus die Treppe hinab.

Bald war er inmitten der Festgesellschaft. Der Ungarwein suchte seinesgleichen, aber die Unterhaltung ließ manches zu wünschen übrig. Der junge Gelehrte war von der ganzen Tafelrunde der schweigsamste.

Das Gespräch, das sich meist um Kriegsabenteuer und Hofgeschichten drehte, sagte ihm wenig zu, auch fand er größeres Vergnügen daran, die immer lebhafter werdenden Kollegen und namentlich den Fürsten zu beobachten und im Stillen seine Betrachtungen über die Wirkung des Weins auf die verschiednen Temperamente anzustellen. Dabei dachte er immer an Leila und konnte den Augenblick nicht erwarten, bis er wieder frei sein und endlich wieder in ihre lieblichen Züge würde blicken können.

Meine Herren Doktores, ließ sich jetzt der Pole vernehmen, lassen Sie uns das erste Glas dieses unvergleichlichen Weines auf das Wohl der Gräfin Potocka leeren, auf das Wohl des schönsten Weibes dieser Erde! Ja, meine Herren, mit Vergunst — was sind alle Frauen der Welt gegen meine Polinnen und insbesondre gegen die Potocka! Kommen Sie nach Warschau, oder nach Krakau, oder —

Verzeihen Euer Durchlaucht, wagte Justus zu entgegnen, man liest allerdings in mancherlei Reisebeschreibungen, die Polinnen seien von hervorragender Schönheit, aber ich behaupte, daß sie von den Araberinnen an Liebreiz übertroffen werden!

Der Fürst lachte aus vollem Halse und warf in wohlwollender Laune eine Hand voll Mandeln nach dem jungen Zweifler. Womit wollen Sie das beweisen, lieber Freund? rief er, haben Sie überhaupt schon einmal eine Araberin gesehen?

Durchlaucht, Kollege Hochstedt kennt sie aus seinen Büchern, scherzte der alte Mathematiker.

Justus fühlte, wie sich sein Antlitz mit purpurnem Rot überzog. Der feurige Wein pochte in seinen Adern.

Allerdings, meine Herren, rief er, bin ich in der Lage, über die Schönheit der Araberinnen zu urteilen, und wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollten, mich zu begleiten, so würde ich Ihnen ein Mädchen arabischen Stammes zeigen können, das an Schönheit und Anmut alle Frauen des Westens, einschließlich der Polinnen — er warf dem Fürsten einen vielsagenden Blick zu — übertrifft.

Ein Murmeln des Erstaunens durchlief die Tischgesellschaft.

So beruht die sonderbare Geschichte, die man sich in der Stadt erzählt, doch auf Wahrheit? flüsterte der alte Oberbibliothekar seinem Nachbar zu.

Der Fürst hatte sich bereits erhoben und war hinter Justus Stuhl getreten. Ein Mann ein Wort! rief er und schlug mit beiden Händen auf des jungen Gelehrten Schultern, kommen Sie, meine Herren, unser Freund wird uns zu der schönen Tochter des glücklichen Arabiens führen!

Die Gesellschaft erhob sich lärmend und scharte sich um Justus, den bei dem Gedanken, daß diese weinfröhlichen und bedenklich schwankenden Leuchten der Wissenschaft die Stille seines Heims entweihen sollten, plötzlich eine Bangigkeit überkam. Was hatte er gethan? Hatte er nicht selbst sein Geheimnis preisgegeben? Nun kam es ihm wie Verrat an Leila vor. Aber es half nichts, er mußte Wort halten.

Der Fürst griff nach Hut und Degen und bedachte den Lakaien, der ehrerbietig fragte, ob sich Durchlaucht der Portechaise zu bedienen gedächten, in scharf prononzirtem Polnisch mit irgend einem frommen Wunsche. Justus erreichte zuerst die Straße und drängte sich, noch ehe die Schildwache die gaffende Schuljugend von dem Eingange des Gasthofes zurückgetrieben hatte, durch die Menge. Eine quälende Unruhe beflügelte seine Schritte. Nur der Fürst und zwei von den Professoren vermochten ihm in einiger Entfernung zu folgen. Ehe er den Marktplatz betrat, wandte er sich noch einmal um und sah, wie sich die übrigen Herren der Gesellschaft vergebens bemühten, die Schar der nachdrängenden Schuljugend zu durchbrechen und ihn einzuholen. Erst als er am Hause angelangt war, fühlte er sich erleichtert, und als er die erste Treppe erstiegen hatte, gönnte er sich einen Augenblick Ruhe, um sich mit seinem seidnen Taschentüchlein die Stirn zu trocknen. Er hörte, wie die andern unten ins Haus traten, die zwei Kollegen stöhnten, der Fürst fluchte. Ja die Hitze war groß, und der Ungarwein war feurig gewesen!

Justus öffnete den silbergestickten blauen Frack und riß sich hastig die Spitzenkrause vom Halse. Endlich war er vor der Thür seiner Wohnung angelangt. Er schloß auf und öffnete mit zitternder Hand die Thür zu Leilas Stube. Ein süßer Duft von Rosenöl, vermischt mit dem aromatischen Geruch türkischen Tabaks strömte ihm aus dem halbdunkeln Gemach entgegen. Er trat ans Fenster und zog die Vorhänge zurück. Draußen hatte sich ein Wind erhoben und mächtige Wolken am westlichen Himmel zusammengetrieben. Die Feuernelken auf dem Fensterbret ließen die Blätter hängen und schienen nach Regen zu lechzen.

Leila ruhte auf dem Divan und schlief. Regelmäßig hob sich ihr Busen unter dem leichten weißen Gewande.

Justus näherte sich behutsam ihrem Lager und kniete an ihrer Seite nieder. Sie konnte erst eben eingeschlafen sein, denn aus dem leicht gebräunten

Meerschaumkopfe ihres Nargileh stieg noch ein dünnes Rauchwölkchen kerzengerade empor. Er betrachtete sie lange mit immer schneller klopfendem Herzen, und während er sich über ihr Antlitz beugte, fiel ihm eine Stelle aus den Gesängen des unsterblichen Firdusi ein: „Süß ist der Hauch deines Mundes wie Ambra und Nelken, und der Odem, der durch das Rubinthor deiner Lippen geht, ist köstlicher als der Frühlingswind in den Gärten von Schiras!"

Jetzt schlug Leila die Augen auf und schaute den Freund verwundert an. Anfangs schien sie nicht zu verstehen, was in ihm vorging. Dann flüsterte sie leise: Gedenke meiner Warnung und rühre mich nicht an! Wenn dir mein Glück lieb ist, so weiche zurück, ehe ich dem alten Bann verfalle!

Er vernahm den Klang ihrer Stimme, aber er verstand ihre Worte nicht. Ihre Augen, diese wunderbaren, unergründlichen Augen hatten ihm den letzten Rest seiner Fassung geraubt.

Leila, sagte er, Leila, stoße mich nicht von dir, kein Geschick soll dich mir entreißen! Ich habe dich erlöst, und ich will dich halten in alle Ewigkeit! Er hatte seine Arme um ihren Hals geschlungen und preßte seinen glühenden Mund auf ihre kühlen Lippen. Dann sank er zurück.

Plötzlich zuckte das Licht eines Blitzes durch den dämmrigen Raum, und über die Dächer rollte der Donner, daß die Fensterscheiben erzitterten.

Da erwachte Justus aus seiner Betäubung. Er fand sich allein auf seinem alten Ledersofa; nur eine weiße Katze schmiegte sich an ihn und blickte ihn unaussprechlich ängstlich an.

Entschuldigen Sie, Herr Kollege, wenn wir Sie im Mittagsschlafe stören; aber der Besuch, den wir Ihnen hier bringen, wird Ihnen sicherlich angenehm und erwünscht sein!

Justus fuhr empor und rieb sich die Augen. An seinem Lager standen drei Herren, von denen er zwei kannte, den Mathematiker und seinen alten Freund Walther. Der dritte, ein bleicher junger Mann mit Schnürenrock und Reitstiefeln, der kurz geschornes Haar und einen langen kunstreich gedrehten Schnurrbart trug, schien ein polnischer Kavalier zu sein.

Wir bringen Ihnen einen Schüler, fuhr Professor Walther fort, den jungen Fürsten Orlowski. Er geht als Gesandtschaftsattaché nach Konstantinopel und will bei Ihnen, ehe er abreist, Unterricht im Türkischen nehmen.

Justus hatte sich erhoben und stammelte einige Worte der Entschuldigung und Begrüßung. Entsetzliche Hitze — ich pflege sonst nie mittags zu schlafen — Durchlaucht erweisen mir große Ehre —

Nix verstehn! entgegnete der Fürst gelassen und schüttelte den Kopf.

Er versteht kein Wort Deutsch, sagte der Mathematiker, Sie müssen französisch sprechen, und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, so lassen Sie sich die Stunden gut bezahlen, der Kerl hats!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Auflösung des Reichstags und die große Politik. Schon jetzt steht nach der Rede des Kaisers fest, daß die Regierung auf die geforderte Vermehrung unsrer Streitkräfte unter keinen Umständen verzichten wird. Daß solch ein entschlossenes Wort des Kaisers gesprochen wurde, war wohl weniger durch unsre innern deutschen Verhältnisse notwendig geworden, als durch den Wiederhall, den die ablehnende Stimmung des Reichstages im Auslande gefunden hat. Die europäische Staatenwelt gliedert sich entsprechend der großen Machtstellung des deutschen Reiches deutlich in die zwei Gruppen der Freunde und der Gegner Deutschlands. Die Mächte, die scheinbar gleichgiltig oder neutral beiseite stehen, würden, wenn einmal die großen Gegensätze auf einander platzen, schwerlich in dieser Stellung verharren. Schon sind die Fäden geknüpft, die sie nach der einen oder andern Seite hinüberziehen werden: Hie Frankreich und Rußland, hie Deutschland und der Dreibund! das ist einmal die Losung. Nun scheint uns der beste Beweis für die Notwendigkeit einer Stärkung unsrer Armee darin zu liegen, daß mit dem Augenblick, wo jene Verstärkung zweifelhaft wurde, auch die Erhaltung des Friedens zweifelhaft schien. Die Wochen, die zwischen heute und einer erneuten Abstimmung im Reichstag liegen, können als die Stille vor dem Sturm betrachtet werden, und nur dann ist Aussicht, daß sich die Wetter unschädlich zerteilen, wenn sich die Welt aufs neue davon überzeugt hat, daß Deutschland einig ist in Fragen, die die nationale Ehre und die nationale Pflicht der Selbsterhaltung betreffen. Sich zur Einheit zu bekennen, ist unerläßlich, weil Frankreich und Rußland schon jetzt auf Rheinbundsgelüste rechnen zu dürfen glauben, und weil Stimmen wie die der Elsässer Protestler oder der Männer, die hinter Dr. Sigl stehen, allerdings geeignet sind, nach dieser Richtung hin Hoffnungen zu erregen. In Frankreich sind drei Schlagworte ausgegeben worden, die uns als Anzeichen der herrschenden Stimmung gelten müssen: erstens Aufrechterhaltung der Ruhe und äußerlich guter Beziehungen zu Deutschland, solange die Wahlbewegung fortdauert; zweitens Entlassung der gegenwärtigen Kammern, die man mit gutem Recht für wenig geeignet hält, die Verantwortung für eine große Entscheidung zu tragen; drittens die Ersetzung Carnots durch einen militärischen Präsidenten. Sind bisher die Kammern und Carnot an ihrem Platze geblieben, so scheint uns damit nur eine vorläufige Entscheidung getroffen zu sein, die ihre Erklärung in dem ängstlichen Wunsch der augenblicklichen Machthaber findet, ihre sehr nutzbaren Posten quand même zu behaupten. Es ist nicht daran zu denken, daß sie imstande wären, einer ernstlichen Anfechtung Widerstand zu leisten. Die Nation, die unter der fixen Idee der revanche fast seit einem Menschenalter erzogen worden ist, ist völlig unfähig, an sich zu halten, wenn ihr ein bestechendes Wort trügerischer Siegesgewißheit entgegengeworfen wird. Darin liegt aber zugleich die große Gefahr, die das geflissentliche Herabsetzen Deutschlands und der Ton der Geringschätzung bedeuten, die von russischer Seite her nach Frankreich seit Jahr und Tag herüberschallen. Der russische Größenwahn findet nirgends gläubigere Anerkennung als in Frankreich, und die Vorstellung von dem angeblich vorhandnen russisch-französischen Vertrage gehört zu den Glaubensartikeln, die keinem Franzosen ausgeredet werden können. Erklärt das deutsche Volk durch seine Vertreter zum zweitenmale, daß es unfähig

sei, weitere militärische Anstrengungen zu machen, so giebt es nichts, was uns vor einem elementaren Ausbruch der gallischen Kriegsgelüste schützen könnte. Dann erst, aber unter ungünstigern Voraussetzungen wird Deutschland zeigen müssen, wie ungeheuer die Kraft ist, die es im Notfalle zu entfalten vermag.

Man spricht so viel von der friedlichen Gesinnung des Zaren, und sie ist uns vom Fürsten Bismarck wie auch vom Grafen Caprivi nachdrücklich bezeugt worden; sie findet ihre Bestätigung außerdem so deutlich in der Geschichte der letzten zwölf Jahre der russischen Regierungspolitik, daß es uns nicht einfällt, diese friedlichen Neigungen zu bestreiten. Aber der alte wie der jetzige Reichskanzler hat betonen müssen, daß es in Rußland noch Mächte neben dem Hofe von Gatschina giebt: erstens die ungeduldig drängende russische Armee, zweitens die vom Deutschenhaß verzehrten einflußreichen Parteien der Slawophilen und Panslawisten, die ihre Wortführer in allen Mittelpunkten der Reichsregierung und in der nächsten Umgebung des Thrones haben — sie alle einmütig in dem Wunsche, vereint mit den Franzosen uns zu schlagen, und gefördert in ihren Bestrebungen durch eine gewissenlos bohrende Politik, die in gewissen Abteilungen des russischen auswärtigen Amtes unbeschränkte Herrschaft übt. Alle diese Elemente sind unter Alexander III. nicht schwächer und einflußloser, sondern stärker und einflußreicher geworden. Sie haben einen geheimen Bundesgenossen in der trotz aller Wachsamkeit der russischen Polizei im stillen fortwirkenden und fortwühlenden Partei der russischen Anarchisten, der man an dem glücklich verhinderten Eisenbahnunfall des Zaren einen schwer zu beweisenden Anteil zuspricht — bekanntlich wurde der Zusammenhang des Eisenbahnunfalls bei Borki erst nach Jahren bekannt —, und die vor wenigen Tagen durch die entsetzliche Ermordung eines Petersburger Gymnasiasten ein Lebenszeichen von sich gegeben hat, das dem Zaren in Jalta die Rückfahrt nach Petersburg in höchst unheimlichem Licht erscheinen lassen wird. Da die Furcht vor ähnlichen Erscheinungen Alexander II. in den Krieg von 1877 trieb, läßt nichts eine ähnliche Wendung in der Gegenwart als ausgeschlossen erscheinen. Giebt Frankreich ein Kriegssignal, so ist der Zar völlig außer stande, Frieden zu halten. Frankreich aber wird nur zurückgehalten durch Scheu vor den deutschen Waffen; glaubt es sich stärker, so haben wir den Krieg.

Natürlich haben unsre Bundesgenossen, und zwar ganz besonders Österreich-Ungarn, dasselbe Interesse wie wir, durch energische militärische Anstrengung in Ost und West der Besonnenheit zum Siege zu verhelfen. Die Art und Weise, wie in Österreich die militärischen Forderungen der Regierung seit Jahr und Tag beschnitten und gekürzt werden, mag sich aus der Zuversicht erklären, mit der man auf unsre Waffenrüstung blickte. Dieser Standpunkt scheint uns aber einer Großmacht, die auf eignen Füßen stehen will, wenig würdig und kann unter Umständen zu sehr schmerzlichen Enttäuschungen führen. Mit Italien wollen wir nicht rechten, aber wir halten es doch für nötig, zu betonen, daß England, das Italien am nächsten befreundet ist, weder politisch noch militärisch Leistungen aufzuweisen hat, die dem ungeheuern Vorteil entsprächen, der ihm aus dem Bestehen des Dreibundes erwächst. Die unruhige Politik in Ägypten, die schwankende Stellung, die es der Türkei gegenüber beobachtet, die wenig ruhmvollen diplomatischen und militärischen russisch-englischen Begegnungen in Mittelasien, das alles hat das Vertrauen zu einer energischen englischen Politik im Falle der Not um so mehr erschüttert, als auch der Glaube an die unbedingte Überlegenheit Englands zur See keineswegs mehr dogmatische Geltung hat. Die entsprechenden Leistungen Italiens sind, wenn man Reichtum und Bevölkerungszahl beider Nationen in Betracht zieht,

bei weitem großartiger. Auch finden wir nicht, daß Deutschland aus dem Sansibarvertrage den Nutzen gezogen hätte, der uns in Aussicht gestellt worden war. Soviel wir sehen können, sind bisher alle Vorteile auf englischer Seite geblieben. Bei einem großen, allgemein europäischen Konflikt gehört es zu den wichtigsten Aufgaben Englands, die Pforte in einer Richtung zu erhalten, die unsern Gegnern, namentlich aber Rußland, keine Vorteile bietet. Im Augenblick scheint aber der englische Einfluß, dank der nörgelnden englischen Interessenpolitik, vor dem französischen und russischen ganz zurückzutreten. Auch damit ist dem Frieden schlecht gedient.

Ziehen wir die Summe unsrer Betrachtungen, so scheint uns der Friede der Welt in der That an der Verstärkung der deutschen Wehrkraft in dem von unsrer Regierung geplanten Sinne zu hängen. Unerläßlich scheint uns aber zugleich eine entsprechende Haltung unsrer Verbündeten, vor allem Österreich-Ungarns und Englands.

Gute Philologen, schlechte Pädagogen. Es giebt eine kleine lateinische Grammatik von Müller und Lattmann, die sich durch eigentümliche und geistreiche Fassung der Regeln so vorteilhaft auszeichnet, daß ich sie voller Freude dem Elementarunterricht zu Grunde legen wollte. Aber als Paradigma für die Deponentia der vierten Konjugation ist das Wort — mentiri gewählt! Wenn also der Lehrer dieses Deponens einüben will, so bewegt sich Frage und Antwort in den Ausdrücken: ich lüge, ich habe gelogen, ich werde lügen, wir müssen lügen, ihr müßt lügen, lüge, laßt uns lügen u. s. w. Ich bin entsetzt! Das Lügen ist in meinen Augen überhaupt und zumal bei Kindern etwas so abscheuliches, daß die Kinder schon aus dem Ton, mit dem der Lehrer das Wort spricht, und aus seiner Miene merken müssen, welchen Abscheu er vor der Lüge hat. Hier stumpft das Lehrbuch und der Lehrer das sittliche Gefühl der Kinder gegen das häßliche Wort und die häßliche Sache geradezu ab. Dies eine Wort hielt mich von dem Gebrauche des sonst trefflichen Buches zurück.

Für den Elementarunterricht im Lateinischen ist ein Buch von Bounell bestimmt. Ich las den ersten Satz: Musae sunt deae. Und dann: Cassandra et Polyxena erant filiae Priami. Also für neunjährige Kinderköpfe soll es eine passende Geistesnahrung sein, wenn sie hören und lesen: Die Musen sind Göttinnen! Ob sich der Verfasser wohl je die Frage vorgelegt hat, was die Kleinen damit anfangen, sich dabei denken sollen und können? Und wenn sich der Lehrer eine Viertelstunde lang abquält, den Kindern das Verständnis des Satzes beizubringen: gelingen wird es ihm schwerlich; es bleiben den Kindern doch inhaltsleere Worte. Es könnten ebenso gut Beispiele aus dem Chinesischen gewählt werden. Nun, der Satz von der Kassandra ist ja für die Kleinen so gut wie chinesisch.

Nach alledem dürfte wohl die Bitte gerechtfertigt sein, die gelehrten Herren Philologen kümmerten sich ein wenig um Pädagogik und bedächten, für wen und für welche Fassungskraft sie ihre Bücher machen.

Litteratur

Die Hamlettragödie Shakespeares. Von Richard Löning. Stuttgart, Cotta, 1893

Wieder ein Buch über Shakespeare, und noch dazu ein so dickes! so wird wohl mancher ausgerufen haben, als er das vorliegende Werk erblickte. Und der Verfasser selbst ist, wie sich aus seinem Vorwort ergiebt, darauf gefaßt, daß man seinem Buche mit Mißtrauen begegnen werde. Ist doch schon so unendlich viel über Hamlet geschrieben worden, darunter ästhetische Betrachtungen, die nicht nur durchaus unästhetisch sind, sondern deren richtige Beurteilung eher einem Psychiater als einem Shakespeareforscher zukäme!

Der Verfasser des vorliegenden Werkes nennt sich einen „Dilettanten." Unsers Erachtens mit Unrecht. Denn bei einer Arbeit wie dieser kommt es nicht auf eingehende Kenntnis der Sprache des Dichters und ähnliche philologische Dinge an, sondern auf gesunden Menschenverstand, auf unbefangnes Urteil und endlich auf wissenschaftliche Methode in der Führung der Untersuchung. Die aber kann ein gutgeschulter Jurist, der seine Vorbildung auf einem guten Gymnasium erhalten hat, ebenso gut besitzen, wie jemand, der die Betrachtung und Erforschung der englischen Sprache und Litteratur zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Wie könnte überhaupt jemand ein guter akademischer Lehrer ohne wissenschaftliche Methode sein? Wir weisen daher den „Dilettantismus" des Verfassers entschieden zurück, wir betrachten Löning als vollgiltigen Kenner Shakespeares.

Sein Buch zerfällt in zwei Teile: 1. Die deutsche Hamlettkritik, 2. Inhalt und Bedeutung der Hamlettragödie. Im ersten Teil wird die ganze Hamletlitteratur und Hamletkritik, die deutsche von Lessing und Goethe bis auf Reichel und seine schöne Ansicht von den beiden Namensvettern William Shakespeare, von denen der eine ein großer Dichter, der andre aber Schauspieler und Taugenichts war, vorgeführt. Es ist wahrlich keine kleine Aufgabe gewesen, sich durch diese Litteratur durchzuarbeiten, die an Umfang der zur Zeit von Shakespeares Geburt zuerst aufgetretnen Seeschlange gleicht und mit dieser die Eigenschaft gemein hat, immer wieder von Zeit zu Zeit aufzutauchen. Sogar seit Lönings Buch ist schon wieder einiges über Hamlet erschienen, und auch trotz Löning wird die Hamletlitteratur lustig weiter leben und wachsen! Die ausländische Litteratur ist scheinbar nicht beachtet, doch werden gelegentlich nicht nur ihre Haupterscheinungen, sondern auch ihre Auswüchse angeführt. Es fehlt weder Vinings verdienstvolle Entdeckung, daß Hamlet feminini generis gewesen sei, noch die des Serjeant Ziem, wonach Hamlet ein Betrüger ist, der einen Spießgesellen als Geist seines Vaters spuken läßt, um den armen lammfrommen König Claudius beim Volke in Mißachtung zu bringen. Wie schade, daß dem Verfasser der „Original-Shakespeareroman: Solus cum Sola" von Schultes entgangen ist! Er hätte auch hieraus noch manches über Shakespeare-Hamlet erfahren, unter anderm hören können, daß das Urbild der Ophelia Kätherle hieß und im gesegneten Schwabenland lebte. Nun, je öder und umfangreicher die Hamletlitteratur ist, um so mehr verdient der Eifer Lönings Anerkennung, der davor nicht zurückgeschreckt ist, sondern sich tapfer durchgeschlagen hat. Dies wird es in Zukunft vielen Fachleuten ersparen, sich selbst durch diese ganze Litteratur durchzuarbeiten.

Im zweiten Teil kommt der Verfasser dazu, seine eigne Ansicht über Hamlet

vorzutragen. Im allgemeinen baut sich diese auf Goethes Ausspruch auf: „Der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll.“ Aber Löning geht noch weiter und zeigt, wie gerade auf der Planlosigkeit des Helden der Plan des Stückes beruhe. Hamlet ist durchaus nicht thatenlos, aber er handelt nie nach bestimmtem Plane, sondern nach augenblicklicher Eingebung. Die Aufführung vor Claudius, die Unterschiebung des falschen Briefes, wodurch Rosenkranz und Güldenstern fallen, die Rückkehr nach Dänemark sind Thaten, die aber ohne Hinblick auf die Rache am König ausgeführt werden. Auch wenn Claudius zuletzt durch Hamlet fällt, so ist das keine überlegte That, sondern eine Folge augenblicklichen Antriebes. Die That wird zwar durch Hamlet ausgeführt, aber er ist kein selbstüberlegender Mensch, sondern nur Werkzeug in der Hand einer höhern Macht.

Lönings Auffassung hat etwas sehr ansprechendes und empfiehlt sich vor allen bisherigen dadurch, daß sich bei ihr die meisten Widersprüche lösen. Wir müssen daher sein Buch als sehr wertvoll bezeichnen; wenn es auch die Hamletfrage nicht beschließen wird, so werden wir doch nicht viel darüber hinauskommen.

Ganz besonders freuen wir uns noch, daß das umfangreiche Buch den Beweis liefert, daß es noch immer idyllische Universitätsstädte giebt, wo die Rechtslehrer noch nichts von Überbürdung mit Amtsgeschäften wissen, über die doch sonst fast überall geklagt wird, sondern noch Zeit finden, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihrem eigentlichen Gebiete fernliegen.

Schwarzes Bret

Das neue Regulativ für die sächsischen Gymnasien von 1893 hat uns mit der Wiedereinführung der Namensform Virgilius überrascht, statt der Form Vergilius, die eine Zeit lang für die allein seligmachende gegolten hat. Freilich, wer hätte auch so banausisch sein wollen, hinter der großen neuen Errungenschaft der klassischen Philologie zurückzubleiben! Heißt es doch in der Vorrede einer neuern „Vergil“-Ausgabe: Indoctorum hominum magistellorumque ridiculam contumaciam, qui praedilectam a pueris nominis „Virgilius“ formam ab impiis novarumque rerum studiosis eripi sibi lamentantur, argumentis testimoniisque delenire pudet taedetque. Wer hätte sich da gern unter die magistelli, die „armseligen Schulmeister“ zählen lassen wollen!

Nun erinnern wir uns, daß, als der Vergil in die Mode kam, ein solcher magistellus seine Armseligkeit in folgendem Xenion bewies:

Edler Dichter Virgil, wie klang dein Name so lieblich!
Zopfige Philologie hat dich zum Würgel entstellt.
Ja, Virginia auch, die herrliche römische Jungfrau,
Heißt Verginia jetzt; halte das Lachen, o Freund!
Kärche heißt es in Sachsen für Kirche, Kärsche für Kirsche,
Gabs bei den Römern nicht auch gröbere Sprache des Volks?
Bleibet uns doch vom Halse mit euern erbärmlichen Fünden!
Alte Namen bestehn durch der Jahrhunderte Brauch.

Sollten die armseligen magistelli mit ihrer ridicula contumacia am Ende Recht behalten? Des Dichters eigne Landsleute, die Italiener, die ihm erst vor einigen Jahren in seinem Geburtsort Andes bei Mantua ein Denkmal gesetzt haben, ebenso die Franzosen und die Engländer haben sich auf die Form Vergilius überhaupt nie eingelassen; diese Schrulle ist uns Deutschen vorbehalten geblieben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Erziehung zum Rachekrieg

Der Professor der Geschichte an der Pariser philosophischen Fakultät, Ernest Lavisse, ist vor kurzem zu einem der vierzig Unsterblichen im Palmenfrack erkoren worden. Französische Blätter haben bei dieser Gelegenheit die hinreißende Beredsamkeit und den rastlosen Eifer gerühmt, womit dieser Gelehrte die nationale Wiedergeburt in der französischen Jugend herbeizuführen strebt. Unter der nationalen Wiedergeburt aber versteht ein großer Teil der Franzosen nicht bloß körperliche Abhärtung, sittliche Erstarkung und kriegerische Tüchtigkeit, sondern auch die Rückeroberung von Elsaß und Lothringen, also den Rachekrieg. Zu diesen leidenschaftlichen Feinden Deutschlands gehört auch Lavisse. Erst kürzlich hat diesseits der Vogesen jemand auf sein oft aufgelegtes Lehrbuch hingewiesen, in dem er den neun- bis elfjährigen Schulkindern zuruft: „Kinder, eure Aufgabe ist es, eure Väter zu rächen, die bei Metz und Sedan besiegt wurden; das ist eure Pflicht, die heilige Pflicht eures Lebens. Immer müßt ihr dessen eingedenk sein!“

Man hätte es in Deutschland verstanden, wenn auch nicht entschuldigt, daß in den ersten Jahren nach dem furchtbaren Kriege die Drachensaat in die Herzen der Kinder gestreut wurde. Daß aber jetzt noch, wo die während des Krieges gebornen bereits unter den Fahnen stehen, in den französischen Schulen die Jugend zum Bruch völkerrechtlicher Verträge angefeuert wird, das muß unser Gefühl um so mehr befremden, als der Unterricht in Frankreich noch viel mehr amtlicher Natur ist als bei uns. Aber je befremdlicher, desto lehrreicher. Deshalb haben wir uns der Mühe unterzogen, eine kleine Blütenlese aus französischen Schulbüchern der jüngsten Zeit zu sammeln und sie den deutschen Lesern in einem Augenblicke vorzulegen, wo hie und da einer glauben machen möchte, die Franzosen dächten im Ernst an keinen Rachekrieg.

Der Generalinspektor des Unterrichts, Gustave Merlet, hat eine Auswahl lyrischer Dichtungen des neunzehnten Jahrhunderts für die untern und mittlern Klassen der höhern Schulen herausgegeben, um „vor allem den Mut der Jugend durch die Aussicht auf eine Vergeltung anzufeuern, wie sie der männlichen Tüchtigkeit gebührt.“ Das Buch ist amtlich für die Schulbibliotheken gutgeheißen. Wo sich Gelegenheit bietet, hat der Herausgeber in den Anmerkungen auf die Pflicht des Rachekriegs hingewiesen. In einem Gedichte wird unser ehrwürdiger Heldenkaiser, die Verkörperung der Herzensgüte, als ein Enkel Attilas, als ein grausamer Wüterich geschildert, der mit teuflischer Lust seinen Kanonieren befiehlt, auf die Kinder und auf die Kranken zu schießen. Ein glühendes Gebot der Rache ist der Schluß. Dazu bemerkt der Herausgeber: „Diese Verse wurden mitten in der Aufregung der fürchterlichen Ereignisse verfaßt, die wir weder vergessen können noch dürfen.“ Und ein Schwur der Rache, aus der Seele Sully Prudhommes, begleitet diesen Fingerzeig. Das Buch stammt aus dem Jahre 1890.

Aber die Dichtung ist nicht der einzige Weg, auf dem die Rachsucht in die Seele der Jugend geleitet wird. Auch der Unterricht in der Muttersprache, in der Geschichte, in den bürgerlichen Pflichten muß Gelegenheit bieten. In dem kleinen Lesebuch von Réel, das für etwa siebenjährige Kinder bestimmt ist, wird erzählt: „Seit lange war Preußen auf Frankreich eifersüchtig und trachtete uns anzugreifen. Im Jahre 1870 war es endlich kriegsbereit. Es wußte, daß wir nicht kriegsbereit waren, und verfuhr deshalb mit uns so, daß der Krieg ausbrechen mußte. Unsre Soldaten kämpften tapfer; aber da sie gegen eine dreifache Übermacht stritten, konnten sie den Feind nicht vom Vaterlande abhalten. Die Deutschen kamen in großer Menge nach Paris. Aber sie getrauten sich nicht die Stadt anzugreifen. Sie hatten gedacht: die Pariser sind ein lustiges Völkchen; sobald sie nicht mehr behaglich leben können, werden sie des Kriegs überdrüssig werden und ihre Regierung zum Frieden zwingen. . . . Aber Bismarck sah wohl ein, daß er sich über die Pariser getäuscht hatte. Darum ließ er sie aus Ärger und Grimm bombardiren. Einen Monat lang fielen die Granaten Tag und Nacht auf Paris nieder; kleine Kinder wurden in der Wiege getötet, andre im Schulzimmer. . . . Nun, Kinder, ist das vielleicht tapfer, so aus dem sichern Versteck, aus weiter Ferne auf Kinder, Frauen und Kranke zu schießen? . . . Da Deutschland nun einmal nur das Recht des Stärkern anerkennt, so wollen wir stark sein. Jeder Franzose, ob reich oder arm, möge ein tüchtiger Soldat werden für den Tag, da es vielleicht gilt, das Vaterland zu schirmen oder zu rächen“ (die letzten Worte sind durch die Schrift hervorgehoben). Das Büchlein ist in siebenter Auflage erschienen und auf der Weltausstellung 1889 mit der silbernen Medaille ausgezeichnet worden.

Der Generalinspektor der Volksschule, Carré, hat mit einem Genossen eine

Aufsatzlehre verfaßt, die für die obern Klassen der Volksschule und für die untern der höhern Schule, also für elf- bis dreizehnjährige Schüler berechnet ist. Unter mehreren bemerkenswerten Stellen heben wir nur zwei heraus. In einem Aufsatzmuster überlegt ein Knabe, was er in der Volksschule gelernt hat: „Ich kann lesen, schreiben und rechnen; ich kann einen Brief verfassen; ... ich habe auch noch etwas andres gelernt, nämlich mein Vaterland von ganzem Herzen lieben. Ich glaube einst ein tüchtiger Soldat zu werden; niemals werde ich die Karte Frankreichs vergessen, die uns der Lehrer gezeigt hat, mit einem schwarzen Fleck, einem Trauerfleck dort oben im Nordosten." In einem andern Aufsatz wird die Bedeutung der Fahne erklärt; da heißt es zum Schluß: „Du Fahne unsers Ruhms und unsers Unglücks, du Fahne, die einst auf dem Boden von Elsaß-Lothringen flatterte, du giebst unsern Herzen die unerschütterliche Hoffnung, daß wir dich einst unsern Brüdern dort zurückbringen werden, auf den Boden, von dem du verbannt bist."

In einer Sprachlehre von Morlet und Richardot muß sogar eine Übung mit dem Zeitworte den geschmackvollen Anlaß geben, den Rachekrieg zu predigen: „Ihr wißt, Kinder, spricht der Großvater zu seinen Enkeln, von der Karte Frankreichs fehlt ein Stück. Wenn der Großvater daran denkt, wird er traurig und zornig; eine Thräne, die er nicht abwischen will, und die auf seinen weißen Bart rollt, sagt euch, wie ergriffen er ist. Aber er verzweifelt nicht; wenn er euch anblickt, faßt er wieder Mut. Vergeßt diesen Blick niemals. Er legt euch eine Pflicht auf, die ihr einst, wenn ihr erwachsen seid, zu erfüllen habt."

Ein kleines Lehrbuch der Geschichte (Blanchet, Biographies des hommes illustres, neunte Auflage, 1888), für Kinder bestimmt, reicht zwar nur bis 1789, kann sich aber nicht versagen, einen Anhang zu geben mit einem Kärtchen, auf dem die verlornen Gebiete in verdunkelter Zeichnung als Teile Frankreichs erscheinen. Allemagne beginnt im Osten der Reichslande. Dazu heißt es: „In unsern Tagen ist Frankreich vom Schicksal aufs grausamste geprüft worden. Es hat seine beiden schönsten Provinzen verloren, Elsaß und Lothringen. Vielleicht bedarf es euer noch. Trachtet seines Rufes würdig zu sein." Sollte etwa ein „tumbes kint" dabei sitzen, das den Sinn dieser Worte nicht verstünde, der Lehrer wird es an der mündlichen Unterweisung nicht fehlen lassen.

Ein in Deutschland unbekannter Zweig des Unterrichts ist der weltliche Katechismus, l'instruction morale et civique, eine Unterweisung in den sittlichen und in den staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten. Schon in der Volksschule wird dieser Unterricht erteilt. Es kann nicht überraschen, daß man in Frankreich, wo die Vaterlandsliebe den Offizier entschuldigt, der das dem Feinde gegebne Ehrenwort gebrochen hat, auch kein Bedenken trägt, in einer Sittenlehre zum Rachekrieg aufzufordern. So heißt es in einem Lehr-

buch für Volksschulen von Lavisse (in siebenundzwanzigster Auflage erschienen, vom Ministerium empfohlen und, wie mehrere der schon genannten, von der Stadt Paris den Gemeindeschulen unentgeltlich geliefert): „Wenn jeder von euch seine Pflicht thut, wird die Republik stark sein, stark genug, uns eines Tags die verlornen Brüder wieder zu schenken: (fett gedruckt) die Brüder in Elsaß und Lothringen.“ In der darauf folgenden Zusammenfassung, die nach Art des Katechismus auswendig zu lernen ist, steht der Satz: „Eine starke Republik wird uns unsre Brüder in Elsaß und in Lothringen wiederbringen.“ Diese Lehre wird bekräftigt durch eine Erzählung, die in einen flammenden Aufruf zur Vergeltung ausgeht. Es ist der Schluß des Buches; also gewissermaßen der Schlußstein des ganzen Gebäudes der instruction morale et civique.

Ganz vergeblich werden diese Versuche, auf das jugendliche Gemüt einzuwirken, doch kaum sein. Es ist allerdings richtig, daß später die Not des Lebens wohl den meisten französischen Bürgern, wenn man so sagen darf, die Köpfe wieder zurecht setzt. Auch muß anerkannt werden, daß es Lehrbücher giebt, die nicht offen zum Rachekrieg auffordern. Aber mit Blindheit müßte der geschlagen sein, der sich da beruhigen wollte! Haben nicht erst die jüngsten Vorgänge wieder aufs deutlichste bewiesen, wie unstet Frankreichs höchste Gewalten sind? Erklärt würde der Krieg von wenigen werden; aber das ganze Volk würde ihn ohne Zaudern führen. Möchte sich doch jeder Deutsche die weise Festigkeit zum Vorbilde nehmen, die Jules Favre an Bismarck bewunderte, als die beiden Minister am 20. September 1870 auf dem Schlosse Rothschilds über einen Waffenstillstand verhandelten. Der Franzose malte in liberaler Überschwenglichkeit (oder war es einfältige List?) die Friedensliebe der jungen Republik, die nahe Verbrüderung der Völker. Aber die Beredsamkeit des Advokaten glitt an Bismarck ab „wie Wasser am Entenflügel.“ Er entgegnete kühl: „Sie täuschen sich. Und wenn wir Ihnen keinen Fuß breit Landes nähmen, Sie könnten die Niederlage nicht verwinden und würden Tag und Nacht auf Rache sinnen. Darum müssen wir unser Haus sichern.“

Die Verſammlung deutſcher Hiſtoriker in München

Von Ottokar Lorenz

(Schluß)

Nichts thut in unſrer Zeit ſo not, als die Achtung vor den Thatſachen. Unſre Unterrichtsmethoden ſind viel zu ſehr auf das Lehrſyſtem, auf die ſogenannte Verſtandesübung, auf das Reflektiren und Erörtern gerichtet, ſodaß der Thatſachenreſpekt in den meiſten Wiſſenſchaften wenig und am wenigſten in der Geſchichte geübt zu werden pflegt. Die Verſammlung der deutſchen Hiſtoriker hat durch ihre Theſen dieſer Sache die Krone aufgeſetzt. Ich kann mir wohl denken, daß Herr Dove dem Weſen nach genau in der Richtung geſprochen haben wird, in der ich hier meine Bedenken vortrage. Es war eben ein Stehenbleiben auf halbem Wege, wenn man nicht vom Standpunkte der wahren hiſtoriſchen Erkenntnis das beſtimmte Verlangen ſtellte, daß der Geſchichtsunterricht, wo und wie er auch erteilt werden mag, immer nur dazu daſein dürfe, den Poſitivismus, die Thatſachenkenntnis zu befördern. Es wird unter die Aufgaben des nächſten Hiſtorikertages zu ſetzen ſein, daß wir als berufne Kenner dieſer Wiſſenſchaft uns darüber äußern, welche poſitiven Kenntniſſe dem gebildeten Manne auf den verſchiednen Stufen hiſtoriſchen Unterrichts beizubringen ſind und beigebracht werden können.

Insbeſondre wird eine Hiſtorikerverſammlung endlich einmal darüber ſprechen müſſen, ob es möglich ſei, in einem gewiſſen Lebensalter und einem gewiſſen Zeitraum eine weltgeſchichtliche Kenntnis von poſitiven Thatſachen in einem ſolchen Maß und ſolcher Ausdehnung zu vermitteln, daß dabei nicht nur ein wirkſames Intereſſe, ſondern auch ein nachhaltiges Wiſſen, Behalten und Können gewonnen wird. Dieſes iſt der Kern der Frage, um den ſich im eigentlichſten Sinne der ganze heutige pädagogiſche Streit dreht. Es iſt aber auch die Frage, die Fachkenner und Fachmänner, nicht aber Pädagogen zu beantworten haben. Es liegt darin zweierlei eingeſchloſſen: a) Welches iſt der Umfang der Kenntniſſe, die man in geſchichtlichen Dingen einem Schüler, einem Studirenden und endlich einem Manne, der in den öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken hat, überhaupt zumuten kann? b) Und wenn es unmöglich wäre, ſolchen, die aus dem Geſchichtsſtudium nicht eine

Lebensaufgabe machen, den vollen Umfang dieser Kenntnisse zu empfehlen, welche Teile des ganzen dreitausendjährigen Verlaufes der Geschichte unsrer Kulturnationen dürfte man dann ausscheiden oder bevorzugen?

Ich will künftigen Erörterungen und Beschlüssen von Versammlungen, die ich von Herzen zu erleben wünsche, keineswegs vorgreifen. Es giebt erfahrenere Männer, als ich bin, die sagen mögen, ob sie es für ausgemacht oder auch nur für denkbar halten, daß in den Schulen, die Universitäten eingeschlossen, einem jungen Manne das, was man Weltgeschichte zu nennen sich gewöhnt hat, mit dem Erfolge gelehrt werden kann, daß er von dem Umfange dieses ungeheuern Wissens für immer Besitz ergreift. Auf Grund einer vierzigjährigen Erfahrung muß ich an einem solchen Erfolge nicht nur zweifeln, sondern ich würde auch jeder Behauptung dieser Art mit Beispielen entgegentreten können. Was auf diese Weise gewonnen wird, ist nicht nur Stückwerk, sondern was schlimmer ist, es ist ein widerwärtiger Besitz, für den ein ernstes, redliches und nachhaltiges Interesse gar nicht vorhanden sein kann. Es ist ein erzwungner und erlogener Besitz, der nur aus äußern Gründen vorgegeben wird, ein Besitz, der nicht die Wißbegierde stählt, nicht zu weiterer Arbeit aufmuntert, sondern schwächt und geschichtsüberdrüssig macht. Kein Mensch ist imstande, neben den Anforderungen, die Leben und Wissenschaft sonst noch an ihn stellen, sich in zehn Jahren eine weltgeschichtliche Kenntnis von irgend welchem Wert anzueignen. Was die deutschen Lehrpläne als Ziel des Unterrichts, was die Staatsprüfungen als Forderungen an künftige Lehrer in Bezug auf geschichtliches Wissen aufstellen, das habe ich erst nach dreißigjähriger ausschließlicher Beschäftigung mit Geschichte, also etwa in meinem vierzigsten Lebensjahre wirklich erreicht. Wenn ich früher, sei es am Ende meiner Gymnasialzeit oder meines Universitätsstudiums, auf Grund dieser Forderungen einem wirklichen Examen unterworfen worden wäre, so würde ich mich nach meiner festen Überzeugung für vollständig unfähig haben erklären müssen. Ich halte mich für verpflichtet, hinzuzufügen, daß in meiner langen Praxis unter den hunderten zum Teil ausgezeichneten jungen Männern, die ich für das Lehramt geprüft habe, nicht ein einziger war, der den Umfang jener geschichtlichen Kenntnisse wirklich besessen hätte, die man nach den bestehenden Schulplänen von deutschen Abiturienten verlangt!

Der Gedanke, daß es möglich sei, in der Geschichte auch nur die Thatsachen, die in einem dreibändigen Kompendium der Weltgeschichte stehen, wie sie in Schulen benutzt werden, am Schlusse der Gymnasialzeit frei und innerlich zu beherrschen, ist eine bewußte oder unbewußte Täuschung. Diese Täuschung erhält sich, weil die Eitelkeit zu groß ist, weil das Eingeständnis, den Umfang dieses ungeheuern Gegenstandes nicht zu beherrschen, für beschämend gehalten wird. Gleichsam in gegenseitigem Einverständnis nehmen es die meisten Menschen hin, daß das geschichtliche Wissen doch nicht zu erschöpfen sei, und daß es daher

zweckmäßig sein möchte, wenigstens der Jugend die Vorstellung zu geben, als ob sie das große Buch mit den sieben Siegeln durch die Vortrefflichkeit unsrer Unterrichtseinrichtungen wirklich in Empfang genommen hätte. Aber Täuschungen dieser Art können nicht bestehen. Die Menschen werden ihrer überdrüssig und sind es zum großen Teil schon heute. Deshalb erschien es auch als ein Bedürfnis der Zeit, daß sich die Historiker versammelten, um gerade über diese Dinge ihre Stimme vernehmen zu lassen. Überall hat man gehört, daß der Unterricht in der Geschichte reformbedürftig sei, daß man hier zu ändern, da hinzuzusetzen habe; es wird nur merkwürdigerweise von keiner Seite der eigentliche Schade ehrlich bezeichnet, nämlich die thörichte Forderung, sich eine geschichtliche Kenntnis anzueignen, die in keinem Verhältnis zu der dazu eingeräumten Zeit steht. Die Pädagogen reiten auf ihren Steckenpferden einher, und niemand wagt es, ihnen ins Gesicht zu sagen, daß sie selber die „weltgeschichtliche Wissenschaft“ in dem angeblich gelehrten Umfang nicht entfernt besitzen und beherrschen und wahrscheinlich in den meisten Fällen nicht sehr glücklich mit den Schülern konkurriren könnten, wenn sich ein wirklich so allwissender Welthistoriker, wie ihn die pädagogische Phantasie aufstellt, mit ihnen in einem Examen beschäftigen wollte. In der deutschen Nation und ihrer Jugend aber entsteht mehr und mehr das Gefühl, daß, wenn man von ihr die Kenntnis der Geschichte von Assyriern und Babyloniern bis auf den Tod Kaiser Wilhelms verlangt, dies doch nur eine schwindelhafte Forderung sein könne. Die Mittelschule behauptet imstande zu sein, ihren Schülern diese zweifelhafte Wissenschaft mit auf den Lebensweg geben zu können; bleibt aber der Unterrichtstyrann bei seiner Forderung stehen, so wird es eben gehen wie mit den sibyllinischen Büchern, man wird drei verbrennen und wieder drei, und schließlich wird sich die Welt daran erinnern, daß Goethe gesagt hat: „Eigentlich kann ja doch niemand aus der Geschichte etwas lernen, denn sie enthält ja nur eine Masse von Thorheiten und Schlechtigkeiten.“

Wenn man die verschiedenen Teile der sogenannten Weltgeschichte zeitlich und räumlich trennt und unterscheidet, so kann man sich nicht darüber täuschen, daß in dem Unterricht aller Nationen stets eine sehr starke Auswahl des Stoffes getroffen worden ist. In frühern Zeiten ist es niemandem eingefallen, in den mittlern Schulen mehr als die alte Geschichte darzubieten. Seitdem man aber die Unwissenheit der Jugend in Bezug auf die Geschichte der neuern Völker zu beklagen begonnen hat, erschallt auf einmal der entgegengesetzte Ruf. Um von der alten Praxis eines ausgiebigen Unterrichts in der alten Geschichte nicht abgehen zu müssen, wird nun behauptet, wir erfüllten jetzt mit vortrefflichem Erfolg und in derselben Zeit die gesteigerten Forderungen unsrer Tage, und unsre Abiturienten wüßten die Weltgeschichte von Moses bis zu Kaiser Wilhelm am Schnürchen. Wäre man konsequent geblieben und hätte den alten Grundsatz verteidigt, lieber weniger, aber das wenige ernstlich zu treiben, so hätte

man mannichfaltige Gründe für die Beibehaltung des alten Gebrauchs geltend machen können. Die Frage wäre dann die, ob ein in der alten Geschichte gut bewanderter junger Mann so viel Interesse gewonnen habe, sich in seinem spätern Leben von selbst mit der modernen Welt und ihrer Geschichte zu befassen. Jahrhunderte befanden sich bei dieser Methode wohl, und noch in unsrer Zeit haben selbst die hervorragendsten Historiker in ihrer Jugend von nichts anderm als von der alten Geschichte etwas rechtes und ordentliches gehört. Wäre es dabei geblieben, so brauchte sich eine Versammlung von Historikern gar nicht die Mühe zu nehmen, sich in diese Schulfragen einzumischen. In sechs, sieben Jahren konnten sich junge Leute ohne Zweifel von den alten Völkern, Ariern und Semiten, gerade so viel aneignen, daß sie einen Schatz fürs Leben mitnahmen. Erst dadurch, daß seit einigen Jahrzehnten die Geschichte der neuern Völker immer mehr in den Vordergrund gerückt worden ist, entstand der jetzige Schulstreit, und die Frage, ob den gebildeten Ständen durch die Schule ein Wissen von der neuern und vor allem der neuesten Geschichte vermittelt werden soll.

Wenn, wie ich hoffe und wünsche, die Fachgenossen noch einmal zusammenkommen, so werden sie sich, wenn sie praktisch sein wollen, von drei Dingen für eins entscheiden müssen. Entweder sie halten einen weltgeschichtlichen Unterricht von Moses bis auf unsre Tage in einer Zahl von jährlich sechzig, siebzig oder achtzig Stunden für eine Sache der Möglichkeit; alsdann mag alles seinen pädagogisch breitgetretenen Weg weitergehen, und wir Fachleute handeln weise, wenn wir uns um die ganze Sache weiter nicht bekümmern — eine Auffassung, von der ich vermute, daß sie die bei der Münchner Versammlung weggebliebnen Historiker meist gehegt haben werden. Oder die Fachgenossen walten ihres Amtes, erklären sich nach reiflicher Überlegung und nach ihrer eignen Erfahrung darüber, wie viel Geschichte ein guter Lehrer einem sei es jungen oder alten Menschen in Zeit von etwa fünfhundertsechzig Stunden beizubringen imstande ist, und wenn sie sich nur für einen Teil dessen, was jetzt getrieben wird, verbürgen könnten, dann müßten sie drittens sich darüber entscheiden, ob sie die alte oder die neue Geschichte vorziehen wollen.

Ich hätte sehr gewünscht, man hätte sich auf dem Historikertage in München mit diesen Fragen beschäftigt; denn in solcher Formulirung könnte niemand bezweifeln, daß eine fachmännische Erörterung darüber am Platze wäre. Ich hoffe zuversichtlich, daß bei Wiederholungen solcher Versammlungen hierüber eingehender gesprochen werden wird, da das allgemeine Interesse für die Sache einmal erwacht zu sein scheint, und ich will meinerseits hier nicht vorgreifen. Ich erlaube mir nur die Bemerkung zu machen, daß mich mehrere Äußerungen, die nach den Zeitungsberichten bei den Münchner Verhandlungen gefallen sind, zwar etwas erschreckt, aber in meinen bekannten Ansichten nicht zu beirren vermocht haben. Ein mir sehr lieber und von mir hoch-

geschätzter Kollege soll wieder die Leichtigkeit und Einfachheit der alten Geschichte betont haben. Auch von ihren bildenden Elementen scheint wieder die Rede gewesen zu sein. Ich erkläre mich jetzt wie früher in dieser Sache sofort für geschlagen, wenn man unter alter Geschichte den Cornelius Nepos oder den Eutrop versteht. Wenn man aber zur alten Geschichte etwa auch das neu gefundne Buch des Aristoteles mitrechnet, so kann doch vernünftigerweise weder das Studium noch auch der Stoff, der behandelt wird, als etwas „einfaches" bezeichnet werden, es wäre denn, daß an eine zurechtgemachte Einfachheit des Gegenstandes gedacht würde, die nicht in der Sache, sondern in der Genügsamkeit des Lehrenden und des Lernenden liegt.

Indessen ist zuzugeben, daß die klassischen Autoren durch das Übergewicht ihres Betriebes eine Unterlage für den Unterricht der alten Geschichte darbieten, und es ließe sich überhaupt gar nichts einwenden, wenn alles beim alten geblieben wäre, wie es in dem hochgelahrten Gymnasio des Johannes Sturm vor dreihundert Jahren war. Die Lehrer sprächen nach wie vor von den Tugenden der guten republikanischen Zeit, von den scheußlichen Umtrieben der macedonischen Könige, von den Lastern der römischen Kaiser — wohlgemerkt im allgemeinen, denn die Kaiser im besondern sind wegen der schwierigen Genealogie etwas unbeliebt. Wenn dieser Standpunkt festgehalten würde, so erklärte ich für meine Person, mich auf die Gegenseite schlagen zu müssen, aber es würde mir nie einfallen, den Liebhabern der alten Geschichte meine aufrichtige Hochachtung zu versagen, namentlich wenn sie dafür sorgten, daß die jungen Leute wenigstens in diesem Teile mit einem recht gründlichen und festen Wissen ausgerüstet ins Leben träten. Zu meiner Entschuldigung würde ich mir nur erlauben hinzuzufügen, daß ich mich bei der Ansicht, für uns moderne Menschen lägen die Lebensschicksale der modernen Völker und insbesondre der Deutschen näher, immerhin in recht guter und das Gemüt beruhigender Gesellschaft befände. Goethe sagte: „Die römische Geschichte ist für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir sind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäsar nicht widerstehen sollten. So auch die griechische Geschichte bietet wenig erfreuliches. Wo sich dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffe gegen den andern kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unsrer eignen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andre nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsre einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen." Von Goethe kann man gewiß nicht sagen, daß er ein Verächter des klassischen Altertums gewesen sei.

Ich komme nun auf die Hauptfrage der Münchner Versammlung zurück, wozu die Geschichte dienen soll. Professor Grauert soll mit seinen Bemerkungen eine gewisse Unruhe erregt haben. Nach den Berichten hat er gesagt, daß, wenn von der Dienstbarkeit der Geschichtswissenschaft die Rede sei, er sich noch zu viel höhern Dingen erbieten müßte. Ich weiß nicht, welche Kardinaltugenden da aufgezählt worden sind, zu deren Beförderung die Geschichte jedenfalls auch noch dienen könnte, aber ich finde diese Auffassung ganz gerechtfertigt. Fragt man einmal, wozu der Geschichtsunterricht diene oder dienen solle, so bin ich mit Schiller der Meinung, daß der Zweck, „zu welchem Ende man Universalgeschichte studire," gar nicht vielseitig genug gefaßt werden kann. Eins wäre vielleicht geeignet gewesen, bei der Abstimmung eine einstimmige Bejahung herbeizuführen, wenn man nämlich gefragt hätte: Dient der Geschichtsunterricht dazu, daß die Lernenden etwas rechtes und tüchtiges über die Vergangenheit von Staaten und Völkern erfahren und wissen? Würde dieser Satz bejaht, so hätte ich mich auch noch mit einem andern Redner sehr gut verständigen können, der behauptete, es brauche in diesen Dingen überhaupt nichts besser zu werden, als es ohnehin schon sei, weil die neuesten Thaten der Nation den Beweis geliefert hätten, daß unser nationales Geschichtsbewußtsein den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht habe. Ich wurde durch diese Äußerung an ein Gespräch mit Giesebrecht erinnert, der mir nach der Schlacht bei Gravelotte im Angesicht der eroberten Kanonen von Wörth, die in München aufgestellt waren, eine ganz ähnliche Bemerkung machte. Er hatte in der Sache ohne Zweifel Recht. Die Begeisterung damals durfte uns stolz machen. Er hatte aber offenbar die entgegengesetzte Meinung wie der Historikertag; denn er meinte damals und bei andern Gelegenheiten, und auch mit vollem Recht, daß seine Kaisergeschichte eben deshalb so wertvoll sei, weil sie ein wahrhaft patriotisches, nationales, aus seinem echt deutschen Herzen hervorgegangnes Buch ist, das, weil es aus dieser Gesinnung entsprungen ist, auch wieder Vaterlandsliebe, deutsche Gesinnung und vor allem Begeisterung für Reich und Kaisertum erweckt habe. Das war Giesebrechts Meinung. Ich zweifle nicht, daß die Herrn, die in München die Vaterlandsliebe betreffs der Geschichte niedergestimmt haben, in ihrem Innersten ähnliche Gedanken hegen; sie scheinen sie nur nicht so geschickt ans Tageslicht bringen zu können, wie es durch die Kaisergeschichte Giesebrechts geschehen ist. Doch glaube ich nicht, daß sich Giesebrecht dafür ausgesprochen hätte, man müsse allerlei großartige schulrätliche und ministerielle Veranstaltungen treffen, um beim Geschichtsunterricht vaterländische und staatliche Gesinnung zu wecken; er wird genau derselben Ansicht gewesen sein, der auch ich schon einige male Ausdruck gegeben habe, daß die Geschichte, wenn sie nur überhaupt mitgeteilt oder ich will lieber sagen, einfach erzählt wird, den historischen Sinn weckt, und dieser historische Sinn wieder, wenn er nur vorhanden ist, der Hauptsache

nach selbst nichts andres sein wird, als das Staatsbewußtsein und das Nationalgefühl. Das wußten die alten Griechen viel besser als unsre heutigen Schulmänner, sonst hätten sie nicht mit ihren Nationalfesten das Vorlesen von Geschichtsbüchern verbunden. Aber freilich hat Herodot die Perserkriege nicht mit den Augen eines Persers betrachtet, und es ist den „einfachen" Menschen des Altertums auch nicht eingefallen, ihren jungen Leuten jahraus jahrein Lobeshymnen auf die Könige David und Salomon statt auf Solon und Themistokles vorsingen zu lassen.

Die Geschichte hat die in ihr selbst beruhende Wirkung, daß der, der die Thatsachen überhaupt kennt, zur Teilnahme an ihnen gezwungen wird, nicht anders, als wie der Leser eines Romans an den Personen, die da vorgeführt werden, Interesse gewinnt; wenn er es nicht gewinnt, so legt er eben das Buch aus der Hand. Ich will nun hier nicht untersuchen, wie es in dieser Beziehung mit den Geschichtsbüchern steht; ich möchte aber glauben, wenn wirklich von Personen, Thatsachen, Handlungen, Schicksalen der Menschen die Rede ist, so werden die Bücher schon gern gelesen werden. Dagegen scheinen die Haupt- und Staatsaktionen und die „trefflichen pragmatischen Maximen" heute den jungen Leuten noch unangenehmer geworden zu sein als zu Goethes Zeit. Ist doch auch das sogenannte Verfassungsgerede, wobei man mit einer Anzahl von mißverstandnen Schlagwörtern möglichst viel zu sagen scheint und doch eigentlich nichts thatsächliches zu wissen braucht, so beliebt wie möglich. Diese Art von Geschichte scheint mir von mehreren Rednern auf der Münchner Versammlung mit Recht getadelt worden zu sein. Sie dient in der That zu gar nichts, als alte und junge Menschen zu langweilen. Wenn ich jederzeit die nationale Geschichte aller andern Geschichte vorgezogen habe, so habe ich immer nur die Geschichte gemeint, die sich mit den Thaten der hervorragenden Menschen beschäftigt, die die Staaten und Völker regiert und insbesondre der deutschen Nation im Laufe der Zeiten die Wege gebahnt und gewiesen haben.

Hier ist der Punkt, wo künftige Historikerversammlungen einsetzen müßten, wenn sie wirklich zu dem Zwecke, die historischen Studien zu befördern, zusammenkommen. Die erste und wichtigste Frage, die sie zu beantworten haben werden, und worüber nur der Fachmann ein entscheidendes Urteil haben kann, wird die sein: Sind die Kenntnisse geschichtlicher Thatsachen, die jetzt an den höhern Schulen erworben werden, genügend, den im öffentlichen Leben stehenden Gebildeten eine ausreichende Grundlage für ihr staatliches und gesellschaftliches Wirken zu bieten? Und daran wird sich weiter die Frage anschließen: Ist dieser Zweck am besten durch eine gründliche Kenntnis der Teile der Geschichte zu erreichen, die unsrer heutigen Zeit nahestehen und sie unmittelbar zu erklären geeignet sind, oder auf andre Weise? Werden die Fragen so gestellt, so wird ihre Beantwortung von fachmännischer Seite

gewiß jedermann willkommen sein. Die Folgerungen, die sich daraus ergeben, möge man dann ruhig der Schule selbst zu ziehen überlassen. Denn die Ratschläge, die solche Versammlungen dem einzelnen Lehrer geben wollen, sind gewöhnlich unfruchtbar. Das Referat des Herrn Direktor Martens enthält gewiß sehr viele beachtenswerte Winke, die seine Lehrer befolgen mögen. Für eine Versammlung taugen nur Grundsätze, über die man sich einigen kann. Wie es die Schule anzufangen hat, um die als richtig erkannten Ziele zu erreichen, darüber braucht sich kein Historikertag Sorge zu machen. Man kann das bei dem bewährten Geschick der deutschen Lehrerschaft ruhig den Schulen überlassen. Diese würden, wenn sie unter einem großen Teil wirklicher Geschichtskenner Einigkeit über die zu erreichenden Ziele sähen, ganz von selbst in die Richtung einlenken, die als ein Bedürfnis der Zeit erkannt ist.

Was ich aber nach den Berichten über die Münchner Versammlung anzunehmen sehr geneigt bin, ist das, daß die Fachgenossen im allgemeinen von Veränderungen der jetzt bestehenden Verhältnisse leider wenig wissen zu wollen scheinen. Wenn ich nicht irre, war die Stimmung vorherrschend die der Zufriedenheit mit dem Bestehenden. Das Bedürfnis, die geschichtlichen Studien einigermaßen zu reformiren, scheint, wenn ich es ehrlich sagen soll, durchaus nicht groß. Man scheint zu glauben, daß wir in diesen Dingen allen Nationen voran seien. Nach meiner Überzeugung müßte der Wunsch nach Änderungen im wissenschaftlichen Betriebe des geschichtlichen Unterrichts viel stärker sein, als es sich bei der Münchner Versammlung gezeigt hat, wenn eingreifende Reformen mit wirklichem Erfolg in naher Zeit durchgeführt werden sollten. Verständigerweise muß man sich mit der Thatsache abfinden, daß unser deutscher Geschichtsbetrieb im wesentlichen noch lange auf der Linie erhalten bleiben wird, die ihm seit etwa einem halben Jahrhundert durch eine mäßige Erweiterung des klassisch-geschichtlichen Unterrichts vorgezeichnet ist. Ich halte das auch durchaus für kein großes Unglück, denn ich bin überzeugt, daß das Interesse für das geschichtliche Leben und die geschichtliche Vergangenheit mehr und mehr aus andern und vielleicht stärkern Quellen fließt, als aus dem öffentlichen Unterricht. Ich glaube nicht, daß es jemals zu einer gänzlichen Mißachtung des historischen Geistes kommen wird, was ja auch von mancher Seite empfohlen wird. Das geschichtliche Bewußtsein der Nation wird im allgemeinen durch Thaten aufrecht erhalten, wie es sich aus Thaten entwickelt hat.

Sollte man aus der mehr ablehnenden Haltung der Münchner Versammlung die Überzeugung gewonnen haben, daß sich die Mittelschulen Deutschlands einer ausgiebigern Unterweisung der künftigen Männer des öffentlichen Lebens in Geschichte nicht unterziehen, so bleibt den Universitäten die Aufgabe, nach wie vor das mögliche dafür zu thun, daß neben den historischen Berufsstudien auch für die allgemeine historische Bildung gesorgt werde. Die oft erwähnte

Schwierigkeit, daß der Theolog, der Jurist und der Mediziner bei den ausgedehnten Spezialstudien heute nur wenig Zeit auf Gegenstände von allgemeinerm Interesse zu verwenden imstande ist, wird sich zwar schwer überwinden lassen; ich zweifle aber doch nicht, daß es einzelnen Dozenten gelingt und gelingen wird. Vielleicht werden sich jüngere Kollegen die Frage vorlegen, ob sich nicht durch eine andre Art von Vorlesungen der Prozentsatz der Studenten, die auf den Universitäten noch geschichtliches Interesse haben, einigermaßen heben ließe. Ich habe in dieser Beziehung einen Gedanken, den ich ebenfalls dem nächsten Historikertage zur Erwägung geben möchte. Die jüngere Generation von Fachkollegen würde nach meiner Meinung für historische Anregung und Aufklärung an den Universitäten gut wirken können, wenn man ihnen gestattete, in Bezug auf dieses für die meisten der Fakultäten völlig freie Liebhaberstudium etwas weniger strenge Formalitäten zu beobachten. Kleinere Cyklen von historischen Vorlesungen über einzelne interessante Themata sind an den englischen Universitäten ebenso wie am Collège de France immer üblich gewesen. In Deutschland hat sich bekanntlich die Einrichtung der Wandervorlesungen in ausgezeichneter Weise bewährt. Man liest mit Staunen, daß ein Mann wie Meister W. H. Riehl in einer Reihe von Jahren an hunderttausend Zuhörer gezählt hat, die er auf seinen Wanderfahrten für allerlei geschichtliche Dinge aufs lebhafteste interessirte. Unsrer heutigen studirenden Jugend wird nicht einmal dieser Genuß zu teil, sie steht abseits, während sich in den kaufmännischen Vereinen alles dazu drängt, anregende Vorlesungen zu hören.

Wenn an den Universitäten Gelegenheit gegeben wäre, für allgemeine Bildungszwecke insbesondre mit Rücksicht auf die öffentlichen und Staatsangelegenheiten kleine Kurse von vier, sechs, zehn Lektionen zu halten, die natürlich unentgeltlich sein müßten, so würde ohne Zweifel ein großer Zudrang zu dergleichen entstehen. Namentlich die jungen Dozenten hätten hier Gelegenheit, ihr Talent in freier Verwertung wissenschaftlich gewonnener Überzeugungen zu beweisen. Es würde sich dann auch wieder mehr Sinn für veredelte Formen des Vortrages einstellen, und der Umstand, daß sich Zuhörer aus allen Berufskreisen zu diesen kleinen Kursen einfänden, würde eine freie Popularisirung der historischen Wissenschaften von selbst ergeben. Es fehlt nicht an Mustern für diese Form. Was könnte man sich reizenderes, nützlicheres, wirksameres denken, als wenn Vorträge, wie sie Herr von Sybel vor Jahren in München vor einem gemischten Publikum über die Erhebung Europas gegen Napoleon gehalten hat, an einigen Winterabenden vor der studirenden Jugend einer Universität wiederholt würden! Hunderte, die vermöge ihrer doch in der That ernsten Berufsstudien heute nicht in der Lage sind, ein geschichtliches Privatkolleg, ja selbst ein in regelmäßiger Stundenfolge durch ein ganzes Semester sich hinschleppendes Publikum zu hören, würden aus dem kleinen historischen

Kursus eine Reihe wertvoller politischer Gedanken und geschichtlicher Eindrücke mit ins Leben nehmen. Die Einwendung, daß eine solche Einrichtung dem wissenschaftlichen Geiste des Universitätsstudiums widerspräche, kann ich durchaus nicht gelten lassen. Man hält fast an allen medizinischen Fakultäten drei- bis sechswöchentliche Kurse über die verschiedensten Materien, und man hört, daß gerade diese als wertvoll angesehen werden. Sollte die Wissenschaftlichkeit von der Dauer und der Stundenzahl der Vorlesungen abhängen?

Die Familie Humboldt

Daß aus Familienbriefen und Tagebuchblättern wesentlich neues über Wilhelm von Humboldt ans Licht kommen würde, dessen Bild schon jetzt als das des Inbegriffs der höchsten geistigen Potenz unter den Zeitgenossen Goethes und Schillers feststand, war nicht zu erwarten. Um so angenehmer fühlte man sich enttäuscht durch das Lebensbild seiner Tochter Gabriele, das, aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder zusammengestellt, in der Mittlerschen Buchhandlung in Berlin erschienen ist.*) Es wird hier eine große Anzahl kleiner Züge mitgeteilt, die dazu beitragen, sein Bild zu beleben und ihn uns menschlich näher zu bringen.

Von dem Verkehr mit ihm im allgemeinen schreibt seine Tochter: „Man versteht nicht immer das, wovon gerade die Rede ist, weil es einen einzelnen Zweig des Wissens betrifft, allein immer ist etwas allgemeines mit berührt, was Stoff zum Denken giebt, und wenig Menschen üben daher solch einen wohlthuenden Einfluß aus wie er.“ Bewunderungswürdig erscheint er auch durch die Gleichmäßigkeit seiner Stimmung. Als er durch Hardenbergs Intriguen aus dem Ministerium gedrängt ist, und ganz Berlin von nichts als von seiner Entlassung spricht, ist er „liebenswürdiger als je, und froh, sich in der lange entbehrten Freiheit nach seinem Gefallen beschäftigen zu können.“ Seine erste Beschäftigung ist, seine Bücher zu ordnen, und beim Frühstück, mittags und abends hält er Frau und Kinder mit seinen witzigen Einfällen in stetem Lachen. Gegen das Ende seines Lebens bittet er, ihm von Zeit zu Zeit, aber ganz nach Belieben, ein Paket Zeitungen nach Tegel zu schicken: „An den Buchstaben darin liegt mir nichts, aber als Löschpapier und zum Einpacken habe ich sie doch gern.“ Besonders thut ihm die Einsamkeit wohl;

*) Gabriele von Bülow, [die] Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

in Gastein ist er „in der göttlichsten Laune, weil auch nicht ein Mensch von wirklichen Bekannten hier ist; er möchte, sagt er, daß wenn ein Tag um ist, derselbe wieder anfange.“ Für den Verkehr mit Leuten, zu denen man kein Verhältnis gewinnen kann, hat er den Grundsatz: lieber gleich zu Anfang grob, denn einmal wird mans doch. Sein Humor verließ ihn auch dann nicht, als sich die Gebrechen vorzeitigen Alters schwer bei ihm bemerkbar machten. Als schon alle kleinen Verrichtungen des täglichen Lebens „sechsmal so lange als sonst dauern,“ schreibt er: „Ich befinde mich sehr wohl, und wenn ich einen Knopf langsam zuknöpfe, so denke ich dabei an viele Dinge. Zum Glück braucht man zum Denken keine Hände, und in Gedanken, die mich beschäftigen und mich, wenn auch in Wehmut, glücklich machen, lebe ich mehr als je.“

Sein ganzes Herz gehört seiner Frau, Karoline von Dachröden, von der er sagt: „Ich kann gewiß mit Unparteilichkeit behaupten, daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat als deutsche Weiblichkeit in dir.“ Das Geheimnis des höhern ehelichen Glückes beruht für ihn darauf, „daß man es versteht, einander gegenseitig die innere Freiheit des Gemütes zu erhalten und zu beleben, und sich gerade dadurch immer enger an einander schließt.“ Er rühmt von seiner Frau „den höchsten und freiesten Aufschwung der innern Empfindung und die größte Einfachheit und Natürlichkeit da, wo der Mensch die Außenwelt berührt.“

Wunderbar ist es, wie dieser starke männliche Geist das Leben der Frauen für so viel höher und edler hält, als das der Männer: „sie knüpfen einfach die stärksten und zartesten Fäden des Lebens zusammen, und weiter kann es der Mann doch auch mit allen seinen Umwegen nicht bringen, er gelangt aber nur selten dahin.“ So zieht er denn überhaupt die Töchter den Söhnen vor: „Ich bin nun überhaupt unendlich mehr für die Töchter, man möchte noch so viele haben. Auf das Fortbestehen des Namens habe ich nie Wert gesetzt, mich gerade in einem Sohne wiederzufinden, hat mich auch nicht gereizt, aber eine Tochter ist ein unendlich beglückendes Wesen. Man kann so ganz mit ihr fühlen und findet sich wieder von ihr begegnet.“ So hatte er denn auch immer Zeit, sich mit seinen Enkeln abzugeben, zumal da ihn Tagesneuigkeiten wenig kümmerten und er nie eine Zeitung las, da er meinte, „das wichtige erfahre man auch so, und das übrige könne man sich schenken.“ Dafür verfolgte er mit dem größten Interesse den Sieg des Deutschen über das Englische bei den in London aufgewachsenen Kindern, die ihm nach einiger Zeit gestanden: „Ich verstehe du — du verstehst ich.“

Leicht nahm sein stets reflektirender Geist das Leben nicht; von sich selbst konnte er daher gewiß mit Recht sagen: „Es begegnet dem Menschen selten etwas, ehe es sich nicht in seinem Innern vorher bewegt hat.“ So hat denn auch für ihn das Wort seine Berechtigung: „Es ist überhaupt immer meine Lebensansicht gewesen, daß es weit weniger darauf ankommt, welche Schicksale

und Lagen der Mensch hat, als darauf, daß er jede wahrhaft in sein inneres und äußeres Leben verwebt." So versteht man es, daß er in Gastein immer dieselben Wege zum Spaziergang benutzt: „Ich hänge so ungestörter meinen Ideen nach, und jeder Baum, jeder Berg wird einem lieber, den man täglich wiedersieht. Ich habe immer das Alte mehr als das Neue, die Erinnerung an Vergangnes mehr als die Beschäftigung mit der Zukunft geliebt, und jetzt ist das zehnfach stärker in mir."

Das rührendste an dem unvergleichlichen Gemälde von mannichfaltigstem Familienglück und Familienschmerz ist Humboldts Verhältnis zum Tode. Seit er zwei Kinder an der Cestiuspyramide begraben hat, weilen seine Gedanken unaufhörlich im Jenseits, und gar seit dem Tode seiner Frau ist sein inneres Leben mit nichts mehr beschäftigt, als mit der Hoffnung des Wiedersehens nach dem Tode. So schreibt er im Jahre 1832: „Daß man den Gedanken an geliebte Verstorbne so gar an keinen Ort heften kann, bewegt mich oft so schmerzlich. Das Grab vermehrt nur die Sehnsucht, weil es auf die Vergangenheit und die Erde zurückweist. In andern Momenten ist es aber ein beruhigender Gedanke, sich die Abgeschiednen nicht so an einem bestimmten fernen Ort denken zu müssen. Man ist nicht so gewiß und bestimmt von ihnen getrennt. Ihr Odem kann uns umgeben; da die Arten des Daseins so vielfach sein können, so mag ihnen eins zuteil werden, für das Nähe und Ferne verschwinden."

Gefühle, denen die eben angeführten Worte entsprechen, ziehen sich durch alles, was in dem Buche von ihm berichtet wird: überall zeigt er die reinste Liebe und unwandelbare Treue, und zwar mit einer Weichheit der Empfindung, neben der man die haarscharfe Verstandeskälte und die eisige Ironie, die ihn nach andern Berichten in diplomatischen Geschäften, besonders auf dem Wiener Kongreß ausgezeichnet haben, mit Genugthuung als die Waffe gewahrt, die an dem entgegengesetzten Pole seines innern Lebens gegen Lüge und Falschheit bereit lag. Man möchte förmlich bedauern, daß Talleyrand die Worte nicht gelesen hat, die er im Jahre 1829 in der Erinnerung an seine Frau schreibt: „Der Wehmut kann und soll man nicht wehren, aber sie ist kein Leiden zu nennen, sie ist süß und giebt dem in sich gekehrten Gemüt ein stillbeglückendes Gefühl. Was ich dir da sage, nehme ich aus meiner eignen Stimmung. Wie ich auch überall sie vermisse, und wie schmerzlich mich auch sehr oft diese Sehnsucht bewegt, so führt doch dies stille Leben wehmütiger Erinnerung, das uns hier in großer Einsamkeit hinfließt, auch eine große Süßigkeit mit sich. Ich bin in mir gewiß, daß es so fortdauern wird, und möchte es mit keinem andern vertauschen." Freilich würde Talleyrand den Mann, den er von seinem Standpunkte elendester diplomatischer Gaunerei aus auch damals nicht zu beurteilen vermochte, als er in ihm nur einen eingefleischten Sophisten sah, auch hier nicht verstanden haben; für seinesgleichen ist eine

Verbindung von Verstand und Gemüt, wie sie bei Humboldt zur Erscheinung kam, unfaßbar. Während er sich bemühte, die Ausdehnung der Geisteskräfte abzumessen, die Humboldt ihm gegenüber entfaltete, konnte er nicht bemerken, in welche Fernen ihm das innere und eigentliche Wesen eines Mannes entschwand, der dem Erzverräter gegenüber die Waffen zeigte, mit denen er sein besseres Selbst verteidigte.

Wilhelms Bruder Alexander erscheint in dem Buche als liebevoller Onkel und unerschöpflich anregender und geistreicher Erzähler. Für die Naturforscher-gesellschaft trifft er im Jahre 1828 weitläufige Einrichtungen und empfängt — und beantwortet! — mehr als sechzig Briefe von Gelehrten, die ihn bitten, ihnen Betten ohne Wanzen zu besorgen. Im Jahre 1839 ißt er an der königlichen Tafel „Trappenbraten, eine Art fliegendes Rindfleisch," und muß sich, als er für seine Nichte Platz im Schlosse zu verschaffen sucht, um die Feierlichkeiten bei der Beisetzung Friedrich Wilhelms III. anzusehen, die Antwort gefallen lassen: „Es is nischt, Alterchen, und wenn Sie ne kleene Excellenz wären!"

Von Friedrich Wilhelm IV. wird ein Brief mitgeteilt, der seinem Herzen alle Ehre macht. Humboldts Schwiegersohn hatte aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied erbeten, der König bittet ihn, vorläufig noch nicht definitiv zu beschließen, und sagt am Schlusse seines Schreibens: „Ich bitte Sie, nehmen Sie es nur recht ernst mit Ihrer Gesundheit, und macht Ihnen das Mühe, so denken Sie, Sie arbeiten für meinen Dienst."

Das Leben der beiden Töchter Adelheid und Gabriele, von denen die eine mit dem spätern General von Hedemann, die andre mit dem Legationsrat von Bülow vermählt war, spielt sich von der frühesten Kindheit an vor unsern Augen ab. Erzogen von einer Mutter, der die jüngere Tochter offenbar aus der Seele spricht, wenn sie jene Zeiten glücklich preist, in denen man „Stützen, die moderne Abhilfe einer modernen Schwäche ebenso wenig kannte, wie die schreckliche Erfindung der Kindergärtnerinnen, unter deren Leitung unsre armen Kinder heute sogar das Spielen methodisch lernen müssen," bewahrten sie sich in ihrem ganzen Leben eine Unbefangenheit des Denkens und Handelns, die in dem Briefwechsel zu wahrhaft erfrischendem Ausdruck kommt. Als kleines Kind erzählt Adelheid von ihrem Balkon in Marino den Kindern der Nachbarschaft, sie habe einen Mann und sechs Kinder, und wird wütend, als die — allerdings wegen ihrer Ungezogenheit bekannte — Straßenjugend des Städtchens ihr nicht glauben will. Als sie ein sehr wenig heiliger Mann aus dem Gefolge des bei Castel Gandolfo spazieren gehenden Papstes fragt, warum sie vor dem Papste hinkniee, da sie doch nicht an ihn glaube, antwortet sie zum Gelächter der Anwesenden: „Ich glaube an ihn, ihr aber nicht!"

Die jüngere Schwester bezauberte vom frühesten Alter an alle Welt. Als sie dem alten Blücher einen Blumenstrauß überreichte, drohte er, „die Kleene

zu entführen, meine Frau is so so alleene, da gäb es doch was niedliches im Hause, die schwarzen Ogen muß sie aber helle waschen, das ist Tagesbefehl." Als ihr Gemahl, Heinrich von Bülow, preußischer Gesandter in London geworden ist, wird sie mit einem Schlage in die große Welt versetzt und erwirbt schnell die Zuneigung und Achtung des englischen Hofes und der gesamten Hofgesellschaft. Aber auch als „Gesandtenweib," wie ihre Schwester sie stets nennt, ändert sie nichts in ihren Anschauungen: ihren Kindern gegenüber ist sie stets, trotz aller Ansprüche des aufregenden Londoner Lebens, die liebevollste Mutter, sodaß man dem ganzen Buche das Wort des Talmud, das Wilhelm von Humboldt zitirt, voransetzen könnte: „Der nur findet süß den Ton der Flöte oder der Zimbel, der nie das Geschwätz der Kinder gehört hat," und der Welt gegenüber zeigt sie ein eigentümliches Gemisch von Weltklugheit und Leichtlebigkeit, dem gegenüber auch der steifste Engländer machtlos war.

Als ihre Kinderfrau in London für das kleinste Kind ein seidnes Kleid als drawing-room dress verlangt, und zwar einerseits um nicht „den Spleen zu bekommen" und andrerseits „als Zeichen meiner Zufriedenheit mit ihr," giebt sie ihr ruhig nach, ohne freilich den Wunsch zu unterdrücken, doch noch einmal nach „einem andern, in den Moden vernünftigern Ort als London" zu kommen. Die englischen nurses bedürfen, klagt sie, mehr Bedienung als das Gesandtenweib. Sie stopft in London Strümpfe, aber im Versteck und mit klopfendem Herzen, aus Furcht, dabei entdeckt zu werden; „denn die Leute hätten allen Respekt verloren und mich obendrein für eine Heidin gehalten, da ich am Sonntag arbeitete." Mit der Dienerschaft darf sie nicht sprechen, denn die house-keeper ist ihr Sprachorgan. Solchen echt englischen Zuständen verdankt sie auch manchmal eine Überraschung: „So begegnete ich neulich oben dem Küchenmädchen, die zwar schon seit einem Jahre oder länger hier ist, die mein Auge aber noch nicht erblickt hatte, und die so wunderhübsch ist, daß ich nur gewünscht hätte, sie wäre nicht so erschrocken gewesen, damit ich sie länger hätte ansehen können; aber sie floh wie ein Reh, da sie sich in den obern Regionen eigentlich gar nicht sehen lassen darf. Ich wollte, sie könnte mir aus ihrer Unterwelt herauf etwas von ihrem schönen Teint abgeben." Vor allem erleichtert ihr die Güte ihres Herzens ihre Stellung gegen das Heer von Dienern und Dienerinnen, die „so gewohnt sind, wie Maschinen behandelt zu werden, daß die geringste Äußerung und Bezeugung, daß man sie nicht für solche hält, in ihnen unendliche Freude und Dankbarkeit erregt." Als sie einem zu einer bessern Stellung abgehenden Hausmädchen einige freundliche Worte mit auf den Weg gab, war diese „so gerührt, daß sie weinte — noch dazu ist sie ein Koloß an Größe und Stärke — und ihre Rührung gleich dem ganzen Hause mitteilte."

Die merkwürdigste Gestalt des Londoner Kleinlebens, das sie mit scharfem Blick verfolgt, ist der Koch, der in Verzweiflung ist, weil seiner Gebieterin, da

sie nicht mitspeisen kann, ein schöner Hase entgeht, den er für sie aufgehoben hatte, der alle Morgen „den Küchenzettel feierlich in der dritten Position mit einer tadellosen Verbeugung übergiebt“ und außerhalb des Hauses zu Fuß, zu Pferde oder im Kabriolet stets im elegantesten Anzug zu sehen ist. Schließlich „schwang er sich zum Opernsänger auf, und Bülows hatten einige Jahre später die Überraschung, ihn mit vielem Erfolg auftreten zu sehen und von der Bühne her eine besondre Verbeugung zu erhalten, die an Feierlichkeit der ehemaligen bei Überreichung des Küchenzettels nicht nachstand.“

Unwiderstehlich komisch ist die Geschichte von Humboldts Porträtirung durch Sir Thomas Lawrence. Er hatte den Kopf so weit vollendet, als er überhaupt seine Bilder zu vollenden pflegte. Nun befand sich aber der Kopf auf einem Körper, der unendlich viel größer war als Humboldt, und „Bülow will darin das Bild Lord Liverpools erkennen, behauptet wenigstens, ein Porträt von diesem in solchem braunen Rock zu kennen, und es ist sehr zu glauben, daß dies eine Kopie werden sollte, die man nachher vom Porträt des abgesetzten Ministers nicht mehr hat machen wollen. Daß hier nun zwei totige Minister über einander hausen müssen, ist komisch.“

Ihr richtiges Urteil und ihre gesunde Menschenkenntnis bewahrt sich Gabriele überall. Talleyrand ist ihr „eine widerwärtige Figur, die einen jedesmal von neuem wieder verwundert und mir sozusagen eine Art von Übelkeit erregt.“ Man sieht ihn nach diesen wenigen Worten ordentlich hereintreten, wie er, um die Schilderung eines andern Beobachters hinzuzufügen, „seinen unförmlichen, seitwärts etwas verschobnen Oberkörper auf zwei lahmen Füßen in den Salon schleppt. In seinem zusammengeschrumpften, erdfarbnen Gesichte lagen zwei kleine, nichtssagende Augen. Überaus ekelhaft zeigte sich der zahnlose, breitgeschlitzte Mund. Beim Diner legte er seinem rasenden Appetit durchaus keinen Zwang an und verschlang, was ihm vorkam. Er griff mit der Hand in die Schüssel und drehte eine eingemachte Pflaume in der Sauce herum, ehe er sie mit den dürren Fingern in den Mund beförderte. In den kurzen Pausen zwischen den Gerichten trug er die erklärteste Langeweile zur Schau; er sprach fast kein Wort, gähnte aber mehrmals mit einer Art von Geblök.“

Frau von Bülow überlebte ihren Gemahl, der den Anstrengungen seines Gesandtenpostens und des später von ihm verwalteten Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nicht gewachsen war und im Jahre 1846 starb, sowie ihre sämtlichen Geschwister; sie hatte den Schmerz, die Bibliothek ihres Onkels Alexander und alles ihm sonst gehörige an den Kammerdiener Seyffert fallen und die Freude, die Denkmäler der Brüder vor der Universität enthüllen zu sehen. Von dem Inhalte des Buches ihres Lebens — denn als solches kann man das vorliegende bezeichnen — haben wir hier nur eine schwache Vorstellung geben können. In ihrer Jugend erlebte sie es, daß für

die in Rom geſtorbne Königin von Spanien bis zu ihrer Beiſetzung in St. Peter im Palaſte Barberini täglich gekocht und angeſpannt wurde, und im Alter trat ihr die hausbackenſte Berliner Wirklichkeit nahe, wenn die Zoſe ihrer Tochter Gabriele zu dieſer ſagte: „Ach Jotte doch, Fräulein Jabrijelchen, Herr von Loën iſt doch jar zu löblich, und der älteſte Herr von Loën iſt ein rechter Menſchenfreund, und der jüngſte hat eine jar zu ſchöne Baßſtimme. Ach Jotte doch, das Wetter iſt ſo ſchlecht, die Wäſche ſieht ſo betrübt aus.“

Aus der Zahl der bedeutenden Männer, die ihrem Leben nahe traten — ein gutes Sachregiſter giebt darüber erwünſchte Auskunft —, führen wir nur noch Raoul Rochette an, dem Alexander von Humboldt in Tegel mehrere Antiken zeigen wollte, die ſich Frau von Hedemann aus Mangel an Raum und um für Einquartierung Platz zu ſchaffen, in einem ihrer nicht ſehr würdigen Raum proviſoriſch unterzubringen genötigt geſehen hatte. Die reizende Schilderung möge man in dem Buche ſelbſt nachleſen.

Das ganze Buch iſt mit eben ſo viel Geſchick als Sachkunde redigirt; nur S. 132 läßt Friederike Brun (deren „Römiſchem Leben“ hier ein Brief entnommen iſt) Frau von Bülow bei der Marguerita ſtatt bei der Margutta vorbei auf den Pincio hinauffahren.

Bilder aus dem Weſten

Von E. Below

4. Auf dem Weltfleiſchmarkt

Raum, Ellenbogenweite, Bewegungsfreiheit — damit iſt es leicht, neue Welten, neue Reiche und neue Geſellſchaftsordnungen zu gründen. Das waren ſo die letzten Worte des Doktors, als ich ihn verließ und daran mußte ich den nächſten Tag bei der Beſichtigung des großartigen Weltfleiſchmarktes von Kanſas City wieder lebhaft denken.

Der Berliner Zentralviehhof iſt ja ein Muſter von vorſchriftsmäßiger Ordnung und Reinlichkeit gegenüber den Stock-yards von Kanſas City; die hübſchen wohlgeordneten Straßen des Berliner Viehhofs, wo die einzelnen Fleiſcher ihr Vieh abliefern und abholen, die reinlichen Wartesäle der zu ſchlachtenden Schweine, Schafe und Rinder ſtellen ja alles derartige in Amerika in den Schatten, wo Angebot und Nachfrage kein Warten erlauben und

alles dreifach so rasch gehn muß als in Deutschland. Aber während der Berliner Zentralviehhof ein Muster dessen ist, was polizeiliche Ordnung vermag, ist der amerikanische Weltfleischmarkt ein Beispiel davon, bis zu welchen ungeahnten Graden der Lieferungsfähigkeit sich eine auf gemeinsame Interessen aufgebaute Einrichtung steigern kann, auch ohne viel polizeiliche Regelung, auch ohne Gängelung und Eingreifen des Staates, nur durch den Instinkt des Bedürfnisses und der Gegenseitigkeit.

Eine große Halbinsel oder Landzunge des Missouri, ein ganzer Stadtteil ist gefüllt mit den vierzehn Schlachthäusern und deren zugehörigen Fabriken, Guanowerken, Eishäusern, Kisten- und Blechbüchsenwerkstätten, Butterfabriken u. s. w. Je mehr wir uns diesem Gewirr von hochstöckigen, kastenförmigen weißen Häusern, von Bahnzügen, Fabrikschloten und Viehtransporttreppen näherten, um so zudringlicher umfing uns der Geruch von altem Talg und frischem Guano, vermischt mit dem verbrannten Horns. Alles, wo wir gingen und standen, atmete Fettduft. Man kam sich beinahe selbst wie mit einer Fettschicht überzogen vor. Der Konsul ging mit mir über ein halbes Dutzend Bahnstränge, wo große Güterwagen mit Gefriereinrichtung in langen Zügen der Füllung harrten, um dann auf die Flußbahn gebracht zu werden. Die Bahnsteige standen offen wie überall in Amerika. Ungehindert gingen wir durch bis in das Allerheiligste des Herrn Armour. Es war ein großer Komptoirsaal, der in sich etwa dreißig bis vierzig Abteilungen barg, so eingerichtet, wie man jetzt allgemein die großen Geschäftshäuser in England und in den Vereinigten Staaten einrichtet: ein großer, hoher Oberlichtsaal, mit langen Mittel- und einigen Seitengängen, von denen jeder rechts und links mehrere Sitz- und elegante Stehpulte nebst Sesseln und der nötigen Sprechzimmereinrichtung birgt. Alle sind durch lautlose Telegrapheneinrichtungen mit mehreren der Hauptpulte verbunden, sodaß es kein Kommandiren giebt; Depeschen und Briefe zum Registriren oder Abschreiben werden nicht herumgetragen, sondern bewegen sich oberhalb der Pulte an Schnüren und Drähten wie in kleinen Drahteisenbahnen ähnlich wie bei den Packet- und Geldbeförderern in den großen Verkaufsgeschäften. Man hört nur gedämpfte Stimmen hier, wo hunderte von Menschen angestrengt arbeiten. Selbst das Ticken der Schreibklaviere klingt gedämpft, leiser als das Kreischen der Federn, die es hier nur ausnahmsweise giebt. Wer nicht Schreibklaviere benutzt, bedient sich meist des Tintenstifts. Die Zahlplatten sind aus Glas oder Marmor, die Drahtgitter um die einzelnen Komptoirabteilungen zierlich bemalt und vergoldet. Alles ist solid und geschmackvoll. Man sieht keine altfränkischen Schränke, nur höchst elegante eiserne Geldschränke, die nachts in die Erdgeschosse versenkt werden, wo sie unter Wasser gesetzt werden können. Das Uhrwerk ihrer Schlösser ist so eingerichtet, daß selbst der Vertrauensmann den Schrank nur um die Stunde öffnen kann, auf die er es selbst am Abend vorher eingestellt hat.

An einem der Pulte saß Mr. Armour. Herr von Rahden führte mich bei ihm ein und stellte mich dem „Alten“ vor.

Der Alte, the old man, das ist in Nordamerika wie bei uns der Ehrentitel jedes Prinzipals. Aber er entbehrt des mitleidigen Beigeschmackes, den wir ihm im Deutschen zu geben geneigt sind. Er kommt Alten wie Jungen zu, wenn sie Chefs sind.

In diesem Falle war der „Alte“ ein wirklich schöner, ältlicher Herr mit interessantem, klugem Gesicht, etwas graugemischtem Haar, noch dunkeln buschigen Augenbrauen und tiefliegenden, dunkeln, scharfen Augen. Er trug nur den börsenmännisch zugeschnittnen Backenbart, der Mund war scharfgeschnitten, die dünnen Lippen, einem Sparbüchsenschlitz gleichend, wurden trotz ihres verbindlichen Lächelns, wenn sie nicht zum Sprechen geöffnet waren, festgeschlossen gehalten. Die Sprache war leise, gemessen, verbindlich, bestimmt, kurz, ohne Umschweife. Man hätte diese schöne, vornehme Sechzigergestalt mit ihrem leicht vorgeneigten Denkerkopf eher für einen Börsenfürsten oder Diplomaten als für einen Fleischereidirektor halten können.

Auf meinen Wunsch, nachdem ich die Einrichtung des Berliner Zentralviehhofs studirt hatte, nun auch dieses Zentrum des Weltfleischmarktes kennen zu lernen, ging Herr Armour mit der größten Bereitwilligkeit ein, nachdem ich ihm von der Berliner Musteranstalt einiges, das ihn interessirte, hatte erzählen müssen. Ich wurde der Führung eines jungen Engländers, des Inspektors der Schlachtsäle, anvertraut.

Wir traten in einen großen, halbdunkeln, von Blutgeruch erfüllten Raum. Doch halt: nur der, dessen Nerven stark genug sind, trete mit uns ein! Auch dem abgehärtetsten, der sich plötzlich in diese Blutatmosphäre versetzt sieht, können seltsame Gedanken durch den Kopf gehen beim Anblick dieses schrecklichsten aller Handwerke, auch einem, der jahrelang auf den Leichensälen einer Universitätsanatomie gearbeitet und zweiundzwanzig Schlachten und Gefechte als Schwadronarzt mitgemacht hat, kann dabei merkwürdig zu Mute werden.

Zumal wenn ein neugieriger Gast mit hereinschlüpft und allerhand Kreuz- und Querfragen aufwirft, die gar nicht zur Sache gehören! Das war der erste milde Frühlingssonnenstrahl, der sich durch den Thürspalt hereingestohlen hatte in diesen halbdunkeln, von Blut und Todesröcheln erfüllten Raum, in einer Lache hellroten Arterienblutes am Boden spielte und das brechende Auge eines eben geschlachteten großen Wiederkäuers beschien, als ob er fragen wollte: Laßt sehen, ob wirklich das Sterben für Tiere leichter ist als für Menschen! Zudringlich blickte er mir über die Schulter, als ich nun alle die praktischen Einrichtungen bewunderte.

Dort in der Mitte der großen Halle werden die zum Schlachten hereingeführten Ochsen mit dem Kopf an den Boden gefesselt, durch einen Beilhieb an die Stirn betäubt, dann in die Höhe gezogen und hängend entblutet. Alles

geht mit fast geräuschloser Geschäftsmäßigkeit vor sich in diesen von Blut dampfenden und täglich von dem letzten Lebensodem von mehr als fünfhundert großen Vierfüßlern erfüllten Räumen.

Wie viel Minuten wohl das Gehirn nach dem Augenblick des Schlachtens noch den Schmerz empfinden mag? fragte der Sonnenstrahl an meiner Seite. Wie der Kopf des Enthaupteten noch minutenlang nach den vorher verabredeten Zeichen den Fragenden mit den Augen nach rechts und links verfolgt — auch ohne Sprache und Luftröhre —, so ist gewiß auch bis zur völlig eingetretnen Blutleere des Hirns Schmerz vorhanden, auch nach dem letzten Todesschrei. Und wie lange mag das bei so großen Tieren dauern?

Ich wendete mich von dem unbequemen Frager ab, meinem freundlichen Führer, Mr. Twain, zu, der uns aus der Liste seines Taschenbuchs mitteilte, daß hier im vorigen Jahr, d. h. vom ersten November 1888 bis zum ersten November 1889, nicht weniger als 150 377 Stück Rindvieh geschlachtet worden seien.*)

Wenn Sie die handliche und äußerst praktische Art ansehen wollen, wie hier sechstausend Schweine täglich (das heißt sechshundert in einer Stunde, den Tag zu zehn Arbeitsstunden gerechnet) geschlachtet, gebrüht, zerteilt und zu Wurst verarbeitet werden, so bitte ich die Herren, sich mit mir unter der Hochbahnbrücke hinweg in dieses Gebäude dort zu begeben, sagte Mr. Twain.

Wir schritten mit ihm über Schienen hinweg, die noch rasselten von dem Gewicht eines Schweinefleischzuges, der sie gerade verlassen hatte. Über unsern Köpfen polterte auf der von eisernen Pfeilern getragnen Hochbahn ein endloser Wagenzug mit hunderten von quiekenden Schweinen beladen heran, und dort, jenseits der großen Rotunde, zog über die Dächer der vielen Schuppen wieder eine schwarze Schlange von etwa vierzig Güterwagen, die, wie uns Mr. Twain versicherte, nichts weiter enthielten als neugefertigte Blechbüchsen.

Bald standen wir vor dem Eingange zum Schweineschlachthause.

Wir sahen, wie oben Schweine aus einem eben angelangten Zuge auf eine geräumige hölzerne Plattform ausgeladen wurden. Arglos und fröhlich ließen sich die Tiere das gefallen. Sie ahnten auch nichts böses, als sie die anfangs recht breite Holzbrücke entlang getrieben wurden. Sie

*) Das macht auf die Woche über 3000, auf den Tag über 400. Kälber wurden in derselben Zeit 3341 geschlachtet und Schafe 41 912. Am meisten wurde unter den Schweinen aufgeräumt: 600 526 wurden in dem einen Jahre hier getötet. Diese Zahlen sind übrigens noch nicht das höchste, was diese Anstalt täglich und jährlich leisten kann. Wenn alle gegebnen Möglichkeiten bis zum äußersten ausgenutzt werden, können täglich 8000 Schweine, 1200 Ochsen und 500 Schafe geschlachtet werden. Denn die Anstalt nimmt ein Areal von 12 Acres ein, wovon 8 Acres allein mit Fabrikgebäuden bedeckt sind. Die Schuppen erstrecken sich über ein Areal von 18 Acres. Die Hofräume nehmen 30 Acres ein.

drängten sich sogar förmlich nach vorn, um aus dem größten Gewühl heraus in die geträumte Freiheit zu kommen. Aber die Brücke wurde immer enger, bis sie schließlich nur noch ein Schwein begehen konnte nahe am Eingange zur Todespforte. Der von den Ankömmlingen, der sich unter Grunzen und Quicken am meisten nach vorn gedrängt hatte, kam zuerst aus dem frohen, arglosen Diesseits in das schreckliche Jenseits, dessen Inneres wir nun betraten.

Wir mußten uns eine enge, schlüpfrige Holztreppe hinaufzwängen und kamen nun aus dem halbdunkeln Erdgeschoß in ein etwas höher gelegnes ziemlich enges Gelaß, den Raum, wo jene enge Brücke mündete. Hier waren zwei starke Neger beschäftigt mit folgenden sich stets wiederholenden Handgriffen. Der eine legte dem in dem schmalen Gange ihm zugetriebnen Tiere die von der Wand herabhängende Eisenkette um einen der Hinterfüße, der andre stach das plötzlich durch eine unsichtbare Maschinerie an der Wand in die Höhe gezogne Schwein ab und ließ es, während das Blut in den großen Kasten floß, in dem er stand, langsam an der um einen schräg herablaufenden Mastbaum geschlungnen Kette herabrutschen bis an die Ausgangsöffnung dieses Gelasses, wo schon zehn bis zwölf eben geschlachtete Schweine an den Hinterfüßen hängend dieselbe Rutschpartie im Verbluten durchgemacht hatten. Dort unten verschwand dann eins nach dem andern durch ein Loch in der Mauer und glitt hinein in eine Art langgestreckten Troges in einem Nebenraum, wo sich wiederum sieben Neger in folgende Arbeiten teilten, von denen jede auch nur aus ein paar Handgriffen bestand und ebenfalls nur immer höchstens einige Sekunden in Anspruch nahm. Am Boden des Troges war eine eiserne Kette, die die Schweine von einer Station zur andern zog, in stetig abwärts gleitender Bewegung. Sie stand in Verbindung mit jener ersten unheimlichen Kette, die dem Tier beim Empfang um seinen Hinterfuß gelegt worden war. Der lange, schräg abwärts laufende Trog war der Brühtrog, in dem die Toilette des Schweines bis zum Zerteilen vollendet wurde. Der erste Neger tauchte das Tier, das zwei Minuten vorher noch gelebt, aber meist nach dem Fesseln des Fußes keinen Laut mehr von sich gegeben hatte, in das kochende Wasser zum Abbrühen der Borsten. Der zweite, mit einer großen Scheere bewaffnet, entfernte die groben Borsten, die gesammelt wurden. Der dritte rasirte das entborstete Schwein glatt und kahl. Der vierte umschnitt dem von der Kette weitergezognen Tiere den Kopf kunstgerecht, daß der fünfte den zum Kochen fertigen Schweinskopf mit einem Beilhiebe abtrennen konnte. Der sechste besorgte das Öffnen und Entfernen der Eingeweide, und der letzte spaltete mit einem langen, rechteckig geformten Beil das ganze Tier der Länge nach meist nur mit einem gewaltigen Hiebe in zwei völlig gleiche Hälften. Das letzte geschah auf einem großen Schlachttisch. Sofort nach jedem Hiebe senkte der Neger dies meterlange Beil in kochendes Wasser, das beste Mittel, es scharf zu erhalten. Fast in demselben Takt, womit

in dem vorigen Raume die Tiere an der Kette in die Höhe gezogen wurden, geschah hier der spaltende Beilschlag, und während ich, das scharfe Beil bewundernd, die sechs Sekunden von einem zum andern Schlage zählte, wanderten im Nebenraume schon die Fleischstücke unter die Wurstmaschine, sodaß man sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, das Wurstfleisch müsse nach den paar Minuten, die seit dem Töten des Tieres verflossen waren, noch Körperwärme haben.

So ging ununterbrochen das taktmäßige Klappklapp. Die Schneide des haarscharfen langen Beiles funkelte in dem Sonnenstrahl, der sich auch hier wieder durch einen Fensterritz in den halbdunkeln Raum verirrt hatte und das der Länge nach gespaltene rosig schimmernde Rückenmark weißgolden aufleuchten ließ.

Was ist kunstvoller, dachte ich, als der Bau der wunderbar verschlungnen Nervenleitungsbahnen von Hirn und Rückenmark, und hier werden sie mit einem Schlage vernichtet! Wie viel Millionen von Jahrtausenden hat Mutter Natur unermüdlich gearbeitet, dies nach Milliarden von fehlgeschlagnen Versuchen endlich zu Wege zu bringen! Wieviel solcher Versuche vom ersten kleinen Zellentierchen im Urschlamm des Meeresgrundes bis zur ersten richtigen Nervenzelle! Und welche Ewigkeit von Geduld gehörte erst dazu, aus den Uranfängen der Hirn- und Rückenmarksbildung der niedersten Wirbeltiere diese Verschlingung von zweckmäßig angeordneten Fasern und Strängen zu schaffen, die sich kreuzen, sich vereinen, sich trennen, Leitungen und Nebenleitungen herstellen und schließlich im Hirn das vollendetste Kunstwerk zeigen! Wer gab dem Menschen das Recht, hier so zerstörend einzugreifen? fragt man sich unwillkürlich. Nicht die Natur. Denn es ist wider unsre Natur. Das Recht des Stärkern ist nicht immer dem Gesetz der Natur entsprechend. Wird sich wohl die Natur für diese Widernatürlichkeit einst am Menschengeschlecht rächen? Beginnt vielleicht schon mit den Seuchen wie Trichinose und Aktinomykose im stillen dieses Rachewerk für die Abirrung von dem richtigen, natürlichen Instinkt in unsrer Nahrungs- und Lebensweise?

Doch wohin gerate ich wieder von dem im Sonnenschein schimmernden Rückenmarksstrange? Aufgemerkt! Mr. Twain teilt uns eben aus seinem Notizbuch mit, daß sich in diesen Tagen die Zahl der täglich wirklich geschlachteten Schweine auf 6664 belaufen hat, also über sechshundert in der Stunde (bei Zehnstundenarbeit), zehn in der Minute, was genau den sechs Sekunden entsprach, die ich nach dem Sekundenzeiger meiner Taschenuhr zwischen den Beilschlägen abgemessen hatte.

Wo bleibt da Berlin? fragte ich mich und dachte an die gemütliche Art, wie sich dort ein Mann mit einem Beil des Schlachtgeschäfts entledigte, indem er an den Koben ging, wo vier oder fünf Tiere beisammen waren, einem davon einen Schlag vor den Kopf gab und, wenn es nicht umfallen wollte,

einen zweiten; wo dann das Tier rite, wie ſichs für Deutſchland gehört, geſchlachtet wurde, wobei ſechsunddreißig Fleiſchproben auf Trichinen gemacht wurden, und zwar ſo, daß jeder der ſechs Fleiſchprobenbringer ſie an die Direktion ablieferte und dieſe ſie ſo an die am Fenſter ſitzenden Mikroſkopiker verteilte, daß keiner wiſſen konnte, von welchem Schwein die Proben waren, die er unterſuchte.

Nachdem ich die rieſigen Maſſen bewundert hatte, die von Armours täglich zu Markte gebracht werden, war ich nun doch neugierig, wie es hier mit der ärztlichen Unterſuchung des Fleiſches ſtünde. Ich beſchloß, mir darüber beſtimmte Aufklärung zu verſchaffen. Ehe ich jedoch mit Herrn Armour darüber verhandeln konnte, mußte ich alle die mit den Schlachthäuſern verbundnen Fabriken in Augenſchein nehmen (die voriges Jahr achtzehn Millionen Pfund Speck, 2,3 Millionen Pfund Fettöl, 5,7 Millionen Pfund Wurſt, 12,2 Millionen Pfund Büchſenfleiſch, 80,3 Millionen Pfund Pökelfleiſch, 34,6 Millionen Pfund Rauchfleiſch, 2,2 Millionen Pfund künſtliche Butter, 5,2 Millionen Pfund Guano und 6,4 Millionen Pfund Blechbüchſen fabrizirten und auf den Weltmarkt brachten).

Ich bewunderte die Ausdauer des Herrn von Rahden, der ſo tapfer alle die ſchlüpfrigen Treppen mit uns auf und ab ſtieg, als wir aus den Pökelkammern in die Räucherkammern und wieder von da in die Gefrierräume klommen. Ohne die vielen Fahrſtühle, die uns mitunter mühelos und geräuſchlos hinauf- und hinabbeförderten, wäre es wohl nicht möglich geweſen. Jeder Tritt war ſchwierig, denn in den Büchſenfleiſchfabriken, in der Pepſinfabrik, in der Butterfabrik, überall glitt man aus, hier auf verkrümelten Fleiſchreſten, dort auf Fettklümpchen. Zwar wurde vor uns fortwährend von Angeſtellten mit großen breiten Scheuer- und Gummibürſten der Cementfußboden und der Holzfußboden gereinigt und vom geringfügigſten Unrat geſäubert, aber man gewöhnt ſich trotzdem bei der ſtundenlangen Beſichtigung eine Art von Matroſenſchritt an. Als ich Herrn von Rahden, der doch nicht das Intereſſe an der Sache haben konnte wie der Arzt und Hygieniker, meine Bewunderung über ſeinen Eifer ausſprach, teilte er mir mit, daß er zwiſchen der mexikaniſchen Regierung und der der Vereinigten Staaten wegen Schweinetransport nach Mexiko unterhandle, wo dieſe Tiere faſt ungenießbar, mager und voll Finnen wären, was ich aus eigner langjähriger Erfahrung beſtätigen konnte.

Das Geldgeſchäft, ſagte er, das damit verbunden iſt, wäre nicht geringe, nur muß man gehörig über alles, was damit zuſammenhängt, unterrichtet ſein, darum ſind dieſe Stunden der Belehrung, die ich hier zubringe, für mich von größter Wichtigkeit!

Ne quid respublica detrimenti capiat? fragte ich.

Mit Finnen und Trichinen? entgegnete er, ja Doktor, das iſt noch ein

dunkler Punkt bei der ganzen Sache, den müssen wir den Ärzten überlassen; so lange es keine internationale Sanitätspolizei, so lange es keinen Welthygieneverband giebt, waschen die Landpfleger von altersher ihre Hände in Unschuld.

Und mit vollem Recht! erwiderte ich, und sie werden es thun, so lange von dieser juristischen „Unschuld" die Welt regiert wird, statt, wie sichs gehörte, von den Naturgesetzen und deren Vertretern in deren Sinne!

Wir befanden uns jetzt in Räumen, wo meterhohe Berge feingehacktes Fleisch, Speck, Pfeffer und Salz aufgetürmt lagen, die vorher in Bottichen durcheinandergemischt waren und nun in frischgespülte Därme gefüllt wurden. In einem andern Raume stopfte eine große Maschinerie Blechdosen, die neu und spiegelblank hereingeschleudert wurden, mit frisch gekochtem Fleisch durch einen Stempeldruck, und zwar immer ein Dutzend solcher Dosen auf einmal. Die dazu nötigen Fleischmassen, in großen oder kleinen Würfeln, wurden von einem großen Fenster aus hereingeschoben aus einem dampfenden Nebenraum, wo Negerfrauen mit aufgestreiften Ärmeln mit Hacken und Auslesen des frischgekochten Fleisches beschäftigt waren. Die eine schob ganze Türme von Schafzungen durchs Fenster herein, die andre die für das Corned Meat ausgesuchten Fleischstücken, eine dritte größere Würfel für Armeekonserven u. s. w.

Woher kommen alle die Büchsen so neu und so blank? fragte ich.

Aus den Armourschen Zinnbergwerken aus Swansea in England kommt das Blech, und teils dorther, teils aus den Wäldern der Andenhochländer kommen die Bretter zu den Kisten. Die Bretter wurden fortwährend, aller zehn Minuten, von außen, wo sich ein Wagen nach dem andern seiner Holzbestände entledigte, in den anliegenden Saal hineingeschoben. Dort formten sich vor unsern Augen durch Maschinerie unter Hilfe von ein paar Handgriffen Kisten, Kistchen, Schachteln, Deckel; die toten Bretter hoben sich, zurechtgeschnitten und aneinandergepaßt, wie von selbst in die Höhe und bildeten Boden und Seitenflächen der Holzkiste; von oben herab senkte sich der Holzdeckel mit zwei andern Seitenflächen, die herunterklappten, und die Kiste zur Aufnahme für die gefüllten Blechbüchsen war fertig und wanderte in den obern Saal, wo sie ohne Verzug gefüllt und abgesendet wurde. Vielleicht noch während wir daſtanden und uns darüber unterhielten, wanderte sie schon mit dem eben abgehenden Fleischzuge nach Chicago und Newyork, um von dort nach England und Deutschland verschifft zu werden und als wohlgeprüftes englisches trichinenfreies Büchsenfleisch deutsche Magen zu füllen.

Kindliche Unschuld der Welt in Sachen der Naturgeschichte! dachte ich, als ich mich nach diesem ermüdenden Tage zur Ruhe legte. Wozu braucht die Welt von heute, die Welt der Dollarhetze, auch noch Natur und Naturwissenschaften? Die Welt wäscht ihre Hände in Unschuld — das ist Sache der Herren Ärzte, sonst bleibt ja für die gar nichts mehr zu thun übrig.

wenn Trichinen, Finnen, Strahlenpilz und ähnliches von vornherein gänzlich aus der Nahrung verbannt werden sollten.

Und ich sah sie im Traume alle der Reihe nach ihre Hände waschen in dem großen Kübel, an dem geschrieben stand: Ignorantia. Da stand der Börsenfürst mit dem Sparbüchsenmunde, und der Konsul und der Neger mit dem Beil und der Neger mit der Kette warfen haufenweise in den großen Molochsrachen die Gold- und Silberdollars, die sie durch die Verwüstung ringsum erbeutet hatten. Denn ringsumher sah es wie ein blutiges Schlachtfeld aus: geopferte Menschen und Tiere lagen herum, so weit das Auge blicken konnte. Sie waren der wilden Geldjagd, der Unnatur und den Seuchen zum Opfer gefallen, und der Neger mit dem Beil troff von Schweiß und wischte die blutige Schneide ab und steckte das Beil in die rote Flüssigkeit in dem Bottich der Unschuld, und dort wusch der Kettenmann seine Hände und der Konsul, alle mit triumphirendem Lächeln um sich blickend und sich des Gewinnes freuend, den sie dem Moloch durch ihre blutige Arbeit in den Rachen schoben. Auf dem Beil aber standen die Worte: Geld ist Macht.

Da fiel ein Lichtstrahl mitten hinein in diese schauerliche Runde, es war mein Sonnenstrahl, der mich heute überallhin verfolgt hatte. Es war wie eine schöne Lichtgestalt, ein Genius in hellem Gewande und mit einem Banner, darauf standen die Worte: Wissen ist Macht. Und wohin sein Banner wehte, da erhoben sich die Leiber der Erschlagnen zu neuem Leben und stürzten den Molochsaltar, den Bottich der Unschuld um, und alles gerettete blickte dankbar zu dem Genius mit dem Banner empor. Auf die Frage, wie er sich nenne, antwortete er: Ich bin die — Das letzte Wort konnte ich nicht verstehen, und während ich noch darüber grübelte, wachte ich auf und dachte weiter darüber nach; es konnte nichts andres heißen als: die Welthygiene. Dann machte ich mich auf zur Fortsetzung meiner Besichtigung des Weltfleischmarktes.

Das zweite Tagewerk war nicht minder anstrengend als das erste. Alles, was ich noch zu besichtigen hatte, erwies sich als ebenso großartig in der Anlage, wie in der Erfindung und in der praktischen Ausführung. Zunächst sah ich die großen Gefrierräume. Sie erstrecken sich über $7\frac{1}{2}$ Acres Landes und können gegen 500 Tonnen in 24 Stunden aufnehmen. 9445 Güterwagen mit Fleisch, darunter 400 Eiswagen, sind jährlich unterwegs. Die Kühlvorrichtungen dienen einerseits dazu, das frisch geschlachtete Fleisch abzukühlen, andrerseits Wildpret, Geflügel u. s. w. nach Belieben in gefrornem Zustande aufzubewahren, wie auch Pökelfleisch und frisches Ochsen- und Hammelfleisch für den Hotelgebrauch und für den Bedarf auf den großen Dampfern gefroren zu erhalten. Bei meiner Nachfrage wegen der Abkühlung des frisch geschlachteten Schweinefleisches, das nach meiner Beobachtung noch im Wurstkessel Körpertemperatur haben müsse, wurde mir versichert,

daß auch das frisch geschlachtete Schweinefleisch 48 Stunden einer Abkühlung von 40 Grad Fahrenheit (= + 4½ Grad Celsius) ausgesetzt werde, natürlich wenn Geschäft und Nachfrage diesen Zeitverlust gestatten. Doch ist der Verbrauch in manchen Tagen übergroß, wie gerade in den letzten, wo 40 bis 50000 Pfund Wurst täglich fertig gemacht werden mußten. In einzelnen Gefrierräumen wird beständig eine Temperatur von 20 Grad Fahrenheit (= — 11 Grad Celsius) gehalten; dort sah man steinharte Schweine- und Ochsenviertel, Hammelkeulen und gerupftes Geflügel aller Art, Rehböcke und Bärenschinken, die seit Jahren da als Vorrat hingen. Wenn man auf Dampfern oder in Hotels an allem Wildpret oder Geflügel zu gewissen Jahreszeiten immer denselben eigentümlichen „Hotelgeschmack" wahrnimmt, so braucht einen das also nicht zu wundern. Jedenfalls sind die beim Kochen oder Braten auftauenden Bazillen daran schuld.

Außer der Abkühlung spielt der Pökel- und Räucherprozeß eine wichtige Rolle. Nachdem das Schwein geschlachtet, gebrüht, rasirt, geköpft und geviertteilt ist, wird es, natürlich wenn es die überstürzte Nachfrage gestattet, achtundvierzig Stunden in den Kälteraum von 4½ Grad Celsius gehängt und dann dreißig Tage lang bei 34 Grad Fahrenheit (= 1 Grad Celsius) Abkühlung gepökelt (mit Salpeter, Salz, Sago u. s. w.) und wenn es fürs Ausland bestimmt ist, fünf bis zehn Tage länger. 60000 bis 85000 Pfund hängen immer im Räucherhause, jedes Stück drei Tage lang, nachdem es achtzig Tage lang gepökelt ist.

Um dem Leser nicht den Appetit zu verderben, verweile ich nicht in dem Fertilizer, der Guanofabrik, sondern führe nur kurz an, ohne mich bei den großartigen mechanischen und chemischen Apparaten aufzuhalten, daß durch gewaltige Stampf- und Druckmaschinen alle Überschüsse wie Blut, Exkremente, Abfälle u. s. w. gemahlen und gepreßt werden und in Form von großen runden Broten von Siegellackfestigkeit und brauner Farbe als künstlicher Dünger in den Handel gebracht werden.

Beim Durchschreiten der vielen Säle, die der Kisten-, der Farben-, der Essenzenfabrikation dienten, kamen wir auch gelegentlich durch ein größeres chemisches Laboratorium, wo außer Fleischextrakt auch Pepsin hergestellt wurde auf dem Wege der „Präcipitation" und auch durch den Trockenprozeß. Dann standen wir wieder in einem langen Saal mit unabsehbar langen Tischen, auf denen hellgelbe und dunkelgelbe Teppiche in allen möglichen Schattirungen aufgerollt wurden. Dann wurden sie wie Teig mit Farbstoff durchgeknetet und wieder aufgerollt, zuletzt in Holzfässer gedrückt und verschlossen. Man gab uns davon zu kosten. Es war die schönste Grasbutter mit richtigem Maibuttergeschmack, wiewohl sie aus Nieren- und Darmfett hergestellt war. Die Farben lieferten die Farbenbüchsen auf den Regalen an der Wand, und die herzhaften Maikräutergerüche stammten von den unzähligen Essenzflaschen,

die das chemische Laboratorium lieferte. Der frische Heugeruch konnte ebenso gut auf Bestellung der Butter verliehen werden, wie die köstliche goldgelbe Farbe.

Nach Beendigung meiner Besichtigung hätte ich mir zu gern einige Fleischproben zur mikroskopischen Untersuchung auf Trichinen mitgenommen. Aber Herr Armour, dem ich diesen Wunsch mitteilte, fragte mich, ob ich mich nicht vorher erst einmal von der ärztlichen Kontrolle auf dem großen Viehhof (den berühmten Stock-Yards von Kansas City) überzeugen wolle, wo streng darauf geachtet würde, daß kein krankes Stück Vieh zum Schlachten zugelassen werde. Die Unterbrechung des üblichen Ganges der Dinge beim Schlachten zur Herausnahme von Fleischproben sei in einem so großartig angelegten Schlachthause eine Sache, die sehr überlegt werden müsse; ich möchte ihm wenigstens etwas Bedenkzeit lassen.

Um die Viehhöfe kennen zu lernen, mußte ich Bekanntschaft auf dem Gesundheitsamte machen. Ich sah: um zu meinem Ziele zu gelangen, brauchte ich Zeit, und da war es das bequemste, mir eine Wohnung zu suchen und mich ordentlich in Kansas City einzuleben, zumal da die Stadt so viel des Interessanten bot, daß sich diese Mehrausgabe für einen mehrmonatlichen Aufenthalt schon lohnte.

Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen

2

Einem jungen Frankfurter, der sein Gymnasium durchgemacht hat, liegen so ziemlich nach allen Himmelsrichtungen Hochschulen zur Auswahl so nahe, daß er die eine oder die andre besuchen könnte, ohne seinen Wohnort zu wechseln. So bequem hatten sie es freilich nicht, als neben Dampfbooten und Marktschiffen nur die Reichspostschnecke den Verkehr vermittelte, in der die Reisenden so eingeengt und eingezwängt saßen, daß sie auf der Station wie die Schildbürger kaum wußten, wem die verschiednen Beine gehörten. Und jede Fahrt von einer Stunde brachte in ein andres Land, war also eine Reise, zu der man sich für alle Fälle mit einem Paß ausrüsten mußte. Es war die Zeit, als vor dem Thurn-Taxisschen Palaste noch die lange Bank stand, auf die, wie man sagte, „alles geschoben wurde“ — nämlich in dem Palast, im bundestäglichen Karpfenteiche, in dem erst ein Jahrzehnt später Bismarck als Hecht auftauchen sollte; als auch noch nicht ein Parlament beisammensaß „zu fröhlichem Thun,“ Reichsverweser, Reichskanarienvogel und Reichsradieschen ernannte und so

lange über Grundrechte haderte, bis es keinen Grund mehr unter den Füßen hatte; als es für einen Ausländer, z. B. einen Offenbacher oder Hanauer, nur ein Mittel gab, das Frankfurter Bürgerrecht zu erwerben, nämlich die Verheiratung mit einer Bürgerstochter (und auch dann sollen ihm die republikanischen Behörden gewöhnlich mit ihrem größten Landsmanne zugernfen haben: du mußt es dreimal sagen! — damit er die Taxen dreimal entrichtete); als endlich sogar die Angehörigen des Hauses Rothschild nicht die Spazierwege um die alte Stadt, sondern nur die Fahrstraße daneben benutzen durften, und der Einfall, einen Juden zum Abgeordneten zu wählen, Entrüstung und Hohn hervorgerufen haben würde. Im übrigen bekümmerte man sich wenig um die damaligen Bewohner der so oft geschilderten „Gasse"; als sie vom Boden weichen mußte, war sie längst zum Schlupfwinkel für Elend und Laster geworden.

Die Nichtbeachtung der finstern Gasse mochte manches angenehme haben, mein Freund B. sollte jedoch die Kehrseite kennen lernen. Als er sich wegen des erwähnten unentbehrlichen Reiseerfordernisses auf der Frankfurter Polizei meldete, um die Universität Bonn beziehen zu können, ward ihm der überraschende Bescheid, er sei kein Frankfurter, obwohl er dort geboren war, denn daß sich sein Vater in Frankfurt niedergelassen habe, mache Vater und Sohn noch nicht heimatberechtigt; er möge sich nach Preußen wenden. Er schrieb denn auch an die Behörde in seines Vaters Heimat, aber auch die wollte von dem jungen Manne nichts wissen; der Vater hatte durch langjährige Abwesenheit sein Heimatrecht eingebüßt. Also weder Frankfurter, noch Preuße, sondern heimatlos! Der Fall war nicht ganz unerhört. Mancher Künstler, der nach langem Aufenthalt in Rom mit einer dort erworbnen Familie heimkehrte, wurde da belehrt, daß seine Nachkommenschaft kein Recht zu existiren habe. Wie war das Versäumte nachzuholen?

B. suchte bei einem Advokaten Rat, und der empfahl ihm, sich auf einem Umwege zu einem Vaterlande zu verhelfen. Und das that er. Er fuhr den Rhein hinab und meldete sich in der Kreisstadt zum einjährigen Dienste. Aber wieder kam eine traurige Antwort: er stand nicht in den Listen und konnte daher nicht angenommen werden. Doch der Rechtsfreund hatte auch das vorausgesehen, und seiner Weisung gemäß nahm Freund B. Audienz beim Regimentskommandanten und klagte ihm, daß ihm wegen eines Versehens seines Vaters die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, die preußische Uniform zu tragen, versagt werden solle. Der alte Herr war ganz gerührt durch den patriotischen Schmerz des Jünglings und rief begeistert aus: Tröste dich, mein Sohn, die verfluchten Federfuchser wollen wir schon kriegen! Und sie kriegten sie wirklich. Leo wurde tauglich befunden und erdiente sich ein Vaterland, und zwar in Bonn, wo er gleichzeitig Collegia hörte. Lorbeeren zu pflücken, war dem jungen Kriegsknecht allerdings nicht be-

ſchieden; denn das Gewitter, das Thiers am politiſchen Himmel herauf-beſchworen hatte, entlud ſich in einer Kantate. Strophe: Sie ſollen ihn nicht haben! von Niklas Becker, Gegenſtrophe: Nous l'avons eu votre Rhin allemand, von Alfred de Muſſet, Finale: Friedensmarſeillaiſe von Lamartine. Auch entdeckte man bald, daß er für die Schreibſtube tauglicher war, als für den Exerzierplatz.

Aber bald ſchwor er noch zu einer andern Fahne. Als er eine neue „Bude" ſuchte, wurde er von einer Dame mit einem Kinde empfangen, mietete das ihm zuſagende Zimmer, und um ſich mit der vermeintlichen Padrona gleich auf einen guten Fuß zu ſtellen, bewunderte er die Kleine und fragte, ob „Madame" noch mehr Kinder habe? Wir zwei Schweſtern ſind die einzigen, war die ſchnippiſche Antwort, die ihn belehrte, daß ihm ſeine Kurzſichtigkeit einen ſchlimmen Streich geſpielt hatte. Das junge Mädchen aber dachte: Iſt das ein geckiger Menſch! Sehe ich mit meinen ſechzehn Jahren aus, als ob ich eine zehnjährige Tochter haben könnte?

Mit der Zeit ſchaffte ſich aber Leo eine Brille an und lernte nun nicht nur das Alter Thereſens richtiger abſchätzen, ſondern bemerkte auch, daß ſie bildhübſch war. Das muß ſie in der That geweſen ſein, dafür ſprachen noch in ſpätern Jahren das goldblonde Haar, die freundlichen Augen und die geſunde Röte der Wangen. Sie wiederum trug dem Jüngling mit dem ſchwarzen Schnurrbarte den erſten Irrtum nicht lange nach, und der tägliche Verkehr führte, wie das ſchon öfter vorgekommen ſein ſoll, zu einem ſtillen und dann zu einem ausgeſprochnen Einverſtändnis. Damit war jedoch die Frau Mutter durchaus nicht einverſtanden. Eine Liebſchaft mit einem Studenten wäre unter keinen Umſtänden nach ihrem Geſchmack geweſen, und nun gar mit einem, der gar kein Chriſt, geſchweige denn ein rechtgläubiger war! Zu allem Überfluß hatte ſich bereits ein ſolider Bewerber gemeldet, ein junger Kaufmann aus Köln. Sie griff zu den Mitteln, die ſchon viele Mütter als verfehlt erkannt haben, wenn es zu ſpät war. Der Student erhielt die freundliche Aufforderung, ſich ſchleunigſt nach einer andern Wohnung umzuthun, die Tochter den gemeſſenen Befehl, ſich ihn aus dem Kopfe zu ſchlagen und dafür deſto fleißiger an den Kölner zu denken. Aber Thereſe ließ ſich nicht kommandiren, am wenigſten einen Liebhaber aufdisputiren, der ihr nicht gefiel, und das Geheimnis erhöhte natürlich den Reiz des Verhältniſſes zu ihrem Leo. Auch erfreute ſich die ſtille Liebe bald eines eifrigen Beſchützers.

Freund B. hatte nämlich litterariſche Neigungen, war Mitarbeiter eines damals am Rhein ſehr verbreiteten Blattes, des in Weſel erſcheinenden „Sprechers" geworden, und hatte gelegentlich den Redakteur zu ſeinem Vertrauten gemacht. Dieſer Redakteur war Roderich Benedix, ehemals Schauſpieler und vor kurzem mit ſeinen erſten dramatiſchen Arbeiten, dem Studentenſtücke „Das bemoſte Haupt" u. ſ. w., hervorgetreten. Der wußte

natürlich sofort, was in einem solchen Falle zu thun sei: Entführung, Flucht zu ihm nach Wesel, rührender Brief an die Mutter, Verzeihung, da doch nichts mehr zu ändern war, so wie jedes ordentliche Lustspiel ausgeht. Und dieses Lustspiel wurde auch sogleich in Szene gesetzt. Ein Brief, angeblich von einer befreundeten Familie in Köln, lud die jugendliche Liebhaberin dringend zu einem Besuch ein, was der Mutter sehr willkommen war, da es dem verschmähten Liebhaber Gelegenheit bot, den Nebenbuhler auszustechen, und sie bestand um so mehr auf der Abreise, je mehr Schwierigkeiten die Tochter zum Schein machte. In Köln sollte sie der Dichter und Regisseur erwarten, um sie nach Wesel und in die Arme des Bräutigams zu führen. Doch ein Zufall, wie sie leider häufiger vorkommen, als einem Lustspieldichter paßt, verdarb den schönen Plan. An der Landungsbrücke in Köln wurde nämlich Therese von dem zufällig vorübergehenden Verschmähten begrüßt, er schöpfte aus ihren verlegnen Antworten Verdacht und ließ sich trotz all ihrer Bemühungen nicht abhalten, sie zu der Familie, deren Name mißbraucht worden war, zu begleiten. Dort kam die Intrigue ans Licht, Therese erhielt zunächst Zimmerarrest, die Mutter wurde schleunigst benachrichtigt und kam unverzüglich an, verstärkt durch eine alte Tante.

Das junge Mädchen hatte zwar gebeichtet, und alle schweren Strafpredigten über sich ergehen lassen, war aber keineswegs entmutigt, bemühte sich vielmehr auf der Rückfahrt mit Ausdauer, seiner Eskorte die Zeit zu verkürzen. Nahmen die Alten einen Augenblick Platz, so war die Junge sogleich verschwunden; fortwährend wurden sie vom Schiffsschnabel zum Steuer, vom Steuer zum Radkasten gehetzt. Als im Speisesaal die Suppe aufgetragen war, erhob sich Thereschen und begab sich aufs Deck, und die Geplagten mußten das Mittagessen unberührt lassen, weil sie befürchteten, ihr Gefangner werde sich in dem ersten unbewachten Augenblick über Bord stürzen. Denn daß sie fest entschlossen war, nicht nachzugeben, hatte sie deutlich genug ausgesprochen. Doch wurde sie glücklich ins elterliche Haus zurückgebracht und war dort Zeuge des Entsetzens der beiden Alten beim Auspacken ihres Reisekoffers. Noch ein halbes Kind, hatte sie vor ihrer Flucht alles eingepackt, was ihr lieb war, Spielsachen so gut wie Bücher und auch die niedliche Wäsche aus ihrer frühesten Kindheit!

Nach und nach erkannte die Mutter den Widerstand als nutzlos, und es begannen die gütlichen Unterhandlungen. Leo sollte vor allem „etwas“ sein und natürlich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen werden. Der ersten Bedingung suchte er dadurch zu genügen, daß er auf den Doktor losarbeitete. Allein der Doktorhut ist bekanntlich ein kostspieliges Kleidungsstück, und wenn er die Kosten hätte vom Honorar des „Sprechers“ bestreiten wollen, würde sich der Brautstand bedenklich in die Länge gezogen haben. Etwas bessere Aussicht eröffnete eine untergeordnetere litterarische

Thätigkeit, das Übersetzen, und Walter Scotts Geschichte Napoleons wurde ausersehen, die Mittel für die Promotion zu beschaffen. Als jedoch Leo schon tief in der Arbeit war, machte er die erschreckende Entdeckung, daß er Scotts Weitschweifigkeit zu hoch angeschlagen habe: wie er auch zählen und rechnen mochte, die nötige Summe kam nicht heraus. Zum Glück gab es schon Geschichten Napoleons in Menge, und so mußte der Dichter des Waverley zur Strafe dafür, daß er seinen schriftstellerischen Ruf durch eine Kompilation aufs Spiel gesetzt hatte, lange Auszüge aus andern Büchern unfreiwillig auf seinen Namen nehmen. Erfahren hat er davon glücklicherweise nichts mehr. Nur der Verleger seufzte, daß er den Umfang des Werkes so unrichtig geschätzt habe.

Ob der kirchliche Übertritt eben so große Umstände gemacht hat, ist mir nicht mehr erinnerlich; dagegen wohl, daß ein solches Ereignis damals nicht eben häufig vorkam — die Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten, der das Proselytenmachen nicht liebte und widerhaarige Kirchenfürsten sogar „veranlaßte," wie es damals in der offiziellen Sprache hieß, ihren Wohnsitz in einer Festung aufzuschlagen, war noch nicht lange vorüber, auch Ida Hahn-Hahn noch nicht alt genug, um unter Führung des Bischofs Ketteler den Weg aus dem raffinirt-affektirten „Babylon" nach ihrem „Jerusalem" anzutreten, in dem sie auch Romane schrieb, aber keine Leser mehr fand, — und daß dieser Fall deshalb zu einer besondern Feierlichkeit benutzt wurde. Diese wurde in einer schwäbischen Stadt veranstaltet, und von nah und fern strömten die Leute herbei, um Zeuge zu sein, wie der Neophyt reumütig um Einlaß in die verschlossene Kirche bat u. s. w. Um sich dankbar zu zeigen, schrieb der neue Christ die Geschichte seiner Bekehrung, und das Buch fand so großen Anklang, daß ihn mehrere findige Verleger ersuchten, er möge einen so schönen Stoff doch gleich noch einmal verarbeiten. Das that er freilich nicht, aber dieser Erfolg zeigte ihm ein Feld für fruchtbare Thätigkeit, das er dann fleißig bebaut und auf dem er es glücklich zum Ritter vom goldnen Sporn gebracht hat.

Die Bornstädter Wurstakten

Von Julius Dörr

Art der Handlung: der Sitzungssaal des Amtsgerichts zu Bornstädt. Die Schöffen, zwei wackere Landleute, schauen ernsthaft drein; der Amtsrichter rückt die Halskrause seiner „Robe" zurecht und ruft: Untersuchung wider Karl Pieper!

Ein fünfzehnjähriges Bürschchen wird vom Gerichtsdiener hereingeführt und auf die Anklagebank geschoben, deren Gitter der Beamte sorgfältig verschließt, obwohl Karl Pieper gar nicht so aussieht, als wären

seinetwegen Vorsichtsmaßregeln geboten. Seine blauen Augen blicken ängstlich auf die Veranstaltungen, deren Gegenstand er ist, aber ein böses Gewissen bekunden sie nicht.

Der Amtsrichter zieht ein wohlbeleibtes Aktenheft näher: Die niederträchtige Geschichte! Hundertmal hat man den Bettel schon in der Hand gehabt!

Der Herr übertreibt zwar, aber Recht hat er: eine Menge teurer Arbeit liegt in dem Papierbündel ruhmlos begraben.

Unterrichten wir uns aus den Akten, ob unserm Karl Pieper die Tintenvergeudung zur Last fällt. Solche Hefte sind oft sehr lehrreich, der Laie glaubt gar nicht, was alles darin steht. Aber man muß sie zu lesen wissen. Auf Blatt 1 schreibt der Schenkwirt Klapper an die Staatsanwaltschaft, daß ihm Wein und Fleischwaren gestohlen worden seien. Der Dieb habe eine Fensterscheibe des Kellers zerschlagen und durch die Öffnung, vermutlich mit einer Drahtschlinge, die Flaschen heraufgeangelt. Mindestens ein Dutzend der teuersten Sorten würden vermißt. Der Laufbursche Pieper, bei dem Nachbar, dem Apotheker Bläulich, im Dienst, habe die That zum Teil eingeräumt, zweifellos aber alle Diebereien verübt.

Die Staatsanwaltschaft bucht die neue Sache und sendet sie an die Polizeiverwaltung des Städtchens zur Feststellung des Thatbestandes. Klapper wird aufs Polizeibüreau geladen und dort zu Protokoll vernommen. Er sagt dasselbe aus, was er schon angezeigt hat, und bezeichnet den Kellner Fritz Biedermeyer als Zeugen. Karl Pieper hat nicht befragt werden können, da ihn sein Dienstherr entlassen hat; er ist in sein Heimatsdorf, Kleindewitz, zurückgekehrt. Mit dieser Auskunft gehen die Akten an die Staatsanwaltschaft zurück.

Dort werden sie wieder eingepackt und nach Meechow an den Amtsvorstand über Kleindewitz gesandt, um den Beschuldigten verantwortlich zu vernehmen. Der Amtsvorsteher ist ein vielbeschäftigter Landwirt; er denkt: Bote des Gerichts bist du nicht; die Herren mögen ihre Beamten schicken, sie haben ja genug. Nach wiederholter Erinnerung antwortet er, der Junge sei jetzt in Berlin, seine Wohnung nicht bekannt.

Der Staatsanwalt murrt — jedoch nicht in den Akten — über Kreisordnung und Ehrenämter und läßt an den Gendarmen Schulz IV schreiben. Da keine Citosache vorliegt, dreht sich die Erde verschiedne male um ihre Achse, bis das Schreiben durch Expedition, Kanzlei, Journal, Unterschriftsmappe und Botenmeisterei läuft. Das ist so Geschäftsordnung.

Bei Schulz IV kommt Schneide dahinter; im Heere lernt man rasch und pünktlich arbeiten. Er empfängt die Ordre morgens, reitet mittags nach Kleindewitz und sendet mit dem Abendzuge die Adresse ab.

Acht Tage später wandern die Akten nach Berlin mit der Randverfügung: Urschriftlich an das königliche Polizeipräsidium mit der Bitte um Vernehmung des Beschuldigten gemäß meiner Requisition an das Amt Meechow.

Karl Pieper wird vor die Revierpolizei gefordert und scharf verhört. Er beteuert hartnäckig seine Unschuld in Bezug auf Fensterzertrümmern, Drahtschlinge und Weinangeln. Eine Ende Wurst habe er entwendet, höchstens ein halbes Pfund im Werte von dreißig Pfennigen, aber durch eine schon zerbrochne Scheibe und durch Hineinlangen mit der Hand. Die Wurst habe bequem genug gelegen; er vermute, daß er einem andern zuvorgekommen sei, der sie zum spätern Ablangen vom Keller aus dahin gelegt habe. Dem Schenkwirt Klapper habe er in der Angst mehr gestanden, weil der starke Mann ihn mit Schlägen bedroht habe.

Bei dem Leugnen des Beschuldigten wird es notwendig, die Zeugen abzuhören. Der Kellner Biedermeyer ist ein Zugvogel; er hat längst den Bornstädter Staub von seinen Füßen geschüttelt. Es entwickelt sich also eine Jagd auf ihn. Die Akten wider Pieper — ein witziger Büreaugehilfe hat sie inzwischen die Wurstakten getauft — folgen ihm wie ein Steckbrief auf seinen verschlungnen Pfaden. Zweimal hat Biedermeyer den Dienst der Serviette schon wieder aufgegeben; am dritten Orte erreicht die Aktenharpune endlich ihr Ziel und kehrt mit Protokollbeute zurück.

Biedermeyer hat den pp. Pieper vor dem Keller herumlungern sehen, auch hat Pieper wiederholt geklagt, daß ihm sein Brotherr nicht satt zu essen gebe. Pieper hat den Diebstahl in Gegenwart Biedermeyers eingestanden, allerdings das Weinangeln und Fensterzerschlagen bestritten. Klapper hat den Jungen mit Schlägen bedroht, aber nicht geschlagen. Biedermeyer ist bereit, seine Aussage zu beeiden. Nachdem er versprochen hat, etwaigen Aufenthaltswechsel bei der Staatsanwaltschaft zu melden, ist er wieder entlassen worden.

Nun muß Apotheker Bläulich auf den Zeugenstand. Es ist eine niederträchtige Lüge, daß er seine Leute hungern lasse. Aber Karl Pieper hat einen Wolfsmagen, und Bläulich traut ihm die That durchaus zu, um so mehr, als er auch in Dewitz gemaust haben soll. Näheres weiß Herr Bläulich nicht.

Neues Indizium! Gendarm Schulz IV muß nochmals den Braunen satteln und in Kleindewitz „recherchiren.“ Wieder freuen wir uns seiner Fixigkeit und seiner geschäftskundigen Erledigung. Noch selbigen Tages geht seine Meldung ab: Karl Pieper ist der Sohn einer armen Tagelöhnerwitwe, das älteste von fünf Kindern. Die Mutter hat ihn einmal zum verbotnen Kartoffelnachstoppeln mitgenommen; dabei hat sie der Dewitzer Baron abgefaßt, aber wieder laufen lassen. Der Lehrer Rehwald giebt dem Karl das Zeugnis eines guten und ehrlichen Jungen.

Während all dieser Feststellungen hat die Sonne nicht stille gestanden. Als sich Karl Pieper die Klappersche Wurst schmecken ließ, schien sie über blühenden Apfelbäumen; jetzt scheint sie über kahlen Ästen und Schneefeldern, denn es ist inzwischen Januar geworden.

Die Voruntersuchung gegen Karl Pieper ist geschlossen. Der Staatsanwalt stellt aktenmäßig fest, daß zu einer Anklage aus § 242 des Reichsstrafgesetzbuchs kein genügendes Beweismaterial oder vielmehr ein genügendes Beweismaterial nicht herbeizuschaffen gewesen sei; dagegen liege die im § 370 unter Nr. 5 a. a. O. vorgesehne Übertretung vor: Entwendung von Nahrungsmitteln zum alsbaldigen Gebrauche. Demgemäß wird die Sache dem Schöffengerichte in Bornstädt zur Aburteilung überwiesen.

Die Beamten der Staatsanwaltschaft jubeln, daß die lächerlich dick gewordnen Wurstakten zum letztenmale eingepackt werden. Schon sind sie zur Post, da trifft ein Brief Biedermeyers ein, der die Stellung wieder gewechselt hat und jetzt in Treuenbrietzen „in Kondition steht." Offenbar möchte der Schlaukopf gern als Zeuge eine Vergnügungsreise auf Staatskosten machen. Das Schreiben wandert nach Bornstädt und mit den Akten an den Herrn Amtsanwalt.

Das ist ein alter Offizier, der das Amt wegen des kleinen Zuschusses angenommen hat, den es zur Pension bringt. Zum Teufel! wettert er, da möchte man doch lieber die dreißig Pfennige für die Wurst ersetzen, als die vertrackten Akten durchochsen! Aber § 370 Nr. 5 verlangt Sühne; der alte Herr macht wütend einen saubern Auszug für die Amtsanwaltsregistratur und arbeitet auf dieser gediegnen Grundlage eine tadellose Anklage aus. Er beantragt Hauptverhandlung, Ladung des Angeschuldigten und des Zeugen Klapper zum Schöffentermin. Auf das Zeugnis Biedermeyers verzichtet er, mit sichtlichem Vergnügen, daß er dem Windhunde die Vergnügungsreise zu Wasser machen kann.

Karl Pieper zieht indes Zuckerrüben auf Gut Meechow, denn die Sonne steht wieder so hoch, daß diese nützlichen Pflanzen aufschießen können. Die dumme Wurstgeschichte hält er längst für abgethan, ist ihm doch seit dem Verhör in Berlin nicht bekannt geworden, daß sie noch „schwebe." Da kommt seine Mutter abends von Kleindewitz herüber, schilt, daß sie seinetwegen einen halben Arbeitstag versäumen müsse, und bringt eine gerichtliche Vorladung.

Was hast du nur wieder gemacht? sagt sie.

Der einfältigen Frau will die Möglichkeit durchaus nicht in den Kopf, daß es sich noch um die Wurst handeln könne. Was kommt, sehe ich, sagt sie beim Gehen, der Inspektor jagt dich aus der Arbeit, wenn du einen Tag wegbleibst.

Recht hat die Alte, denkt Karl Pieper und — versäumt den Termin.

Der Schöffenapparat ist zur Stelle, es fehlt nichts zum Urteilsspruch als der Angeschuldigte.

Der Amtsanwalt hat aus Ärger über die dicken Akten heimlich ein gutes Vorurteil für den Jungen gefaßt und sich vorgenommen, eine recht milde Strafe zu beantragen. Um so mehr erzürnt den Offizier das dreiste Aus-

bleiben. Der Junge ist doch ein Spitzbube; er fürchtet die Verhandlung, darum kommt er nicht. Soll denn die Lumperei niemals aus der Welt kommen? Er beantragt einen neuen Termin und Vorführung des Angeschuldigten.

Von Gerichtsferien weiß Karl Pieper nichts; er wundert sich daher etliche Monate, daß sein Ungehorsam so ungestraft hingeht. Da ereilt ihn unerwartet das Verhängnis. Am Mittage vor dem neuen Termin taucht der Gerichtsvollzieher bei den Meechower Kartoffelbuddlern auf und verhaftet Karl Pieper. Alle Leute zeigen mit Fingern auf ihn. Der Gutsherr hält zu Pferde in der Nähe, er sprengt herbei und fragt, was denn Schlimmes vorliege. Karl Pieper sagt weinend die Ursache, der Gerichtsvollzieher bestätigt sie.

Dem Gutsherrn schwillt die Zornader. Warum bist du Schlingel nicht zum Termin gegangen?

Karl Pieper stottert die Wahrheit.

Den Gutsherrn jammert des Jungen. Geh jetzt mit! Den Kopf können sie dir nicht abreißen. Die Arbeit behältst du. Herr Inspektor, daß einer nach Dewitz geht und die Mutter beruhigt!

Zu Anfang unsrer Geschichte haben wir den Staatsanwalt über die Unzulänglichkeit der Kreisordnung grollen hören: der Vortrag, den der Guts- und Amtsvorsteher jetzt seinem Rappen über die Justizreorganisation hielt, würde sich auch nicht zur Niederschrift in die Akten eignen. Er schimpft einmal wieder über die Sozialdemokraten, sagten die Frauen beim Kartoffellesen.

Karl Pieper hat die Arrestnacht ganz gut verschlafen. Den Kopf können sie dir nicht abreißen! hat der Herr gesagt; mit diesem Trost betritt er die Sünderbank.

Die Herren vom Gericht sehen aber so streng aus, und der Schnurrbart des Herrn Amtsanwalts steht so deutlich auf schlecht Wetter, daß ihm doch angst und bange wird. Als aber die Zeugen aufgerufen werden, bekommt er wieder Mut. Da kommt seine Mutter und sein alter Lehrer mit einem Mädchen aus Dewitz.

Lehrer Rehwald ist einer von der alten Art, die so ziemlich alles in ihrer kleinen Gemeinde sind: Schulze, Rechtsanwalt, Briefsteller und Doktor. Zu dem ist die Frau Pieper gestern in ihrer Herzensangst gelaufen, und der wackere Mann hat sich in aller Herrgottsfrühe mit ihr auf die Beine gemacht. Er muß glücklich etwas zu Gunsten Karl Piepers ausgeheckt haben, denn er blinkt ihm ermunternd zu: Kopf oben, Junge! Wir reißen dich heraus!

Die Verhandlung beginnt. Pieper, warum sind Sie nicht zum vorigen Termin erschienen? fragt der Amtsrichter hart.

Ich habe Schuld, jammert die Mutter, ich habs ihm in meiner Dummheit geraten.

Der Amtsrichter eröffnet ihr, daß er sie bei weiterer Störung unerbittlich entfernen lassen werde.

Karl Pieper sagt kleinlaut: Herr Bläulich hat mich wegen der Wurst weggejagt, und in Berlin ist es ebenso gekommen, als ich nach der Polizei mußte. Ich hatte Angst, daß ich in Meechow auch wieder aus der Arbeit käme, wenn ich zum Termin ginge.

Die Entwendung der Wurst räumen Sie ein?

Ja.

Sie haben sie gleich aufgegessen?

Ja, bis auf ein Bischen.

Der Schnurrbart des Amtsanwalts sieht schon nicht mehr so grimmig aus; der Amtsrichter fragt milder: Den Weindiebstahl leugnen Sie, weil er nicht bewiesen werden kann?

Nein, sagt Karl Pieper feuerrot, weil ichs nicht gewesen bin.

Der Richter nickt befriedigt: Der Junge lügt nicht. Er wendet sich an den Amtsanwalt: Ein Zeugenverhör ist hiernach unnötig, ich bitte um Ihren Strafantrag.

Da erhebt sich Lehrer Rehwald und bittet ums Wort. Herr Amtsrichter, ich bitte doch, das Stubenmädchen Marie Biermann abzuhören, damit kein Verdacht auf meinem Schüler haften bleibt. Das Mädchen kann über den Weindiebstahl Auskunft geben.

Allgemeines Erstaunen; Herr Klapper sperrt das Maul auf, der Amtsrichter blättert nervös in den Akten. Wie? Seit anderthalb Jahren arbeitet der geschulte Behördenapparat erfolglos, um den Dieb zu ermitteln, und nun bringt es ein Laie in wenigen Stunden heraus? Er fragt die Zeugin.

Bald nach dem Diebstahl, erzählt sie, zog ich zu Herrn Klapper. Eines Morgens, als ich die Kammer des Kellners ausfegte, rollte ein Knopf unter den alten Kleiderspind. Ich bückte mich und sah verschiedne Weinflaschen darunter versteckt. Sie werden wohl noch da liegen. Ich bin nach wenigen Wochen weggezogen, weil der Dienst beim Schenkwirt mir nicht gefiel, und habe zu niemandem über den Fund gesprochen, als heute früh zu meinem Lehrer.

Herr Amtsrichter, erklärt Rehwald, ich wußte, daß die Marie bei Klapper gedient hatte und suchte sie deshalb bei ihrer jetzigen Herrschaft auf. Es war eine schwache Hoffnung, und ich glaubte nicht, daß ich so viel Glück haben würde.

Der Amtsrichter blättert immer noch mißmutig in den Wurstpapieren. Herr Rehwald, Sie haben allerdings Glück gehabt. Herr Klapper, wie kamen Sie denn auf die Vermutung, daß der Wein vom Fenster aus mit einer Schlinge entwendet worden sei?

J, darauf hat mich ja der Kellner Biedermeyer gebracht. Der Halunke ist der Dieb gewesen!

Ja, der Halunke! platzt der Amtsanwalt ganz unvorschriftsmäßig heraus. Sein Schnurrbart zeigt ordentlich hellen Sonnenschein. Ich muß das Schuldig beantragen, aber in Anbetracht der Jugend, des Hungers und des ausgestandnen Arrestes bitte ich nur auf einen Verweis zu erkennen.

Das Schöffengericht zieht sich zur Beratung zurück und kehrt nach zwei Minuten wieder. Das Urteil lautet überraschend; es ist auf Freisprechung erkannt, und zwar, wie der Amtsrichter scharf betont: mit Stimmenmehrheit. Die scharfe Hervorhebung hat ihren guten Grund; sie soll besagen: Ich, der preußische Richter, habe nach dem Gesetze für das Schuldig gestimmt, aber die Schöffen sind ihrem Gefühle gefolgt. Sie haben dem Jungen wegen der Dummheit nicht einen Klex fürs ganze Leben anhängen wollen und haben mich überstimmt.

Wer will sie deswegen tadeln?

Der Amtsrichter hat es nicht gethan und der Amtsanwalt hat nicht appellirt. Er hat sich sogar herzlich gefreut, daß seine Milde noch übertrumpft worden ist, und dem braven Rehwald die Hand nebst einem Thaler für Karl Pieper gegeben. Auch Frau Pieper und Marie Biermann sind nicht leer ausgegangen; die Schöffen haben ihnen ihre Reisediäten geschenkt.

Hiermit schließen die Wurstakten beim Bornstädter Schöffengericht. Sie sind im Register gelöscht, ebenso wie die Kosten, und mit dem Vermerk versehen: Zu vernichten 1905.

Aber zum Stillleben im Repositorium sind sie doch nicht gekommen. Die Herren bei der Staatsanwaltschaft haben zu früh gejubelt. Seit vier Wochen sind die Wurstakten wieder dort, diesmal als „Adhibenda“ zu den neu angelegten Akten wider den Kellner Fritz Biedermeyer wegen Diebstahls. Von Treuenbrietzen sind sie schon zurückgekommen und werden nun weiter ruhelos durch Deutschland reisen, da der lebendige Biedermeyer immer etwas rascher fährt als die toten Akten. Mögen noch recht viele Leser die endgiltige Weglegung beider Akten erleben!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nachtrag. Erst nachträglich habe ich bemerkt, daß sich Professor Biedermann in einer schon früher erschienenen Schrift ebenfalls mit dem Historikertag und seinen Fragen beschäftigt hat. Man kann dem verehrten Veteran unsrer Geschichtsschreibung nicht dankbar genug für seine Teilnahme an dieser Sache sein. Sein Schriftchen hat mir nur von neuem die Überzeugung gegeben, wie angenehm und nützlich es für die historischen Studien wäre, wenn sich die Fachgenossen öfter darüber auszusprechen Gelegenheit hätten. Ich stimme mit Biedermann in Bezug auf die Ausführungen des Direktor Martens im allgemeinen wohl überein, nur möchte ich mich nicht so absprechend dagegen verhalten, da mir scheint, daß die meisten Meinungsunterschiede auf Wortmißverständnissen beruhen. Dahin gehört vor allem das, was auf dem Historikertag über das „Staatsbewußtsein" gesagt worden ist, worüber sich auch Biedermann eingehend äußert.

Man behauptet, die Betonung des Staatsbewußtseins in der Geschichte werde Gedanken und Empfindungen erregen, die allerlei Regierungsunfug und Mißbräuche hervorrufen könnten. Und Biedermann fügt hinzu, die Geschichte zeige sich unklar und widersprechend in Bezug auf den Begriff des Staatsbewußtseins. Ich gestehe, daß mir diese Einwendungen ganz neu und überraschend gewesen sind. Wenn es wahr wäre, daß das Geschichtsstudium Ursache der Unsicherheit sei, die über diesen höchst einfachen Begriff herrscht, so wäre es doch das beste, diese Wissenschaft ganz fallen zu lassen. Ich denke aber doch, daß das Wort Staatsbewußtsein nach der Analogie von Familienbewußtsein, Standesbewußtsein und andern Bewußtsein nichts andres besagt, als das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem Staate. Wer es hat, fühlt sich infolgedessen mit größerer oder geringerer Stärke als ein Mitglied des Staats. Empfindet er sich gar nicht als solches, so treibt ihn das als Vaterlandslosen am besten zum Staate hinaus. Daß dieses höchst einfache Staatsbewußtsein nicht verloren gehe, dafür sorgt eben die Geschichte; wer sie studirt, erlangt ein höheres Staatsbewußtsein. Dieses halte ich für die einfache Lösung des Rätsels, das so viel Staub aufgewirbelt hat. Schade, daß das Grimmsche Wörterbuch den Artikel Staatsbewußtsein noch nicht enthält.

O L

Reichtum der Reichen und Volksvermögen. Der englische Schatzkanzler Harcourt will sein Defizit mit einem Zuschlage zur Einkommensteuer decken, die nur von den obern Dreihunderttausend erhoben wird. Zur Beschwichtigung des Sturmes, den ein solcher Vorschlag selbstverständlich erregt, wies er in seiner Budgetrede auf das stetige Wachstum der steuerpflichtigen Einkommen hin, wodurch zugleich das Geschrei der Pessimisten, als ginge es mit Englands Wohlstand rückwärts, widerlegt werde. Als wir das lasen, sagten wir uns: abwarten! Wahrscheinlich entspringt die Einkommenvermehrung nur der Steigerung der städtischen Bodenrente. Und richtig hat diese einen wesentlichen Anteil daran. Aus der Saturday Review vom 29. April erfahren wir, daß es zunächst die Rubrik „Einkommen von Häusern und Grundbesitz" ist, deren Zahlen gestiegen sind, „trotz des Niederganges der Landwirtschaft, indem der Mehrertrag der Hausmieten den Minder-

ertrag der Landwirtschaft nicht allein ausgleicht, sondern überwiegt." Das heißt also, obwohl sich das wirkliche, das Sacheinkommen des Volkes, der Bodenertrag vermindert hat, ist das Einkommen, das die städtischen Grundbesitzer von ihren Mietern ziehen, oder mit andern Worten, der Teil des Arbeitsertrages, den die Ärmern den Reichen abtreten müssen, größer geworden. Allerdings sind auch die Zahlen der Rubrik „Handel und professions" gestiegen, aber da zu den professions auch z. B. die Advokatenprofession gehört, so müßte man die Posten, aus denen sich die Zunahme zusammensetzt, erst im einzelnen kennen, um beurteilen zu können, ob er eine Zunahme des Volkseinkommens bedeutet.

Zur Seelenkunde. Seitdem die Naturwissenschaften exakt geworden sind, übt die Naturforschung eine um so stärkere Anziehungskraft auf alle positiven Geister aus, je mehr den Geisteswissenschaften der feste Grund und Boden abhanden zu kommen scheint. Mag auch, nachdem die Zeit der großen Entdeckungen vorüber ist, das Neuen, das der Naturforscher noch findet, nicht mehr gar viel, und dieses wenige von geringem praktischen Werte sein, er ist wenigstens sicher, irgend etwas zu finden, was vor ihm noch keiner gekannt hat, sei das nun ein neuer Planet, oder eine neue Seife, oder ein kugelsicherer Panzer. Nur eine kurze Zeit war es der wichtigsten der Geisteswissenschaften, der Psychologie, vergönnt, sich ebenfalls eines Fortschritts zu erfreuen: als sie sich mit der Physiologie und der Anatomie verbündete. Jetzt jedoch wissen wir ungefähr, welche Dienste das Gehirn, die Nerven, die Sinnesorgane der Seele leisten, das Dunkel aber, das uns das Wesen der Seele verbirgt, obwohl sie selber die Sonne ist, die das Weltall durchleuchtet, indem sie Ätherschwingungen in Licht- und Farbenempfindungen verwandelt, dieses Dunkel will nicht weichen, und so — fängt das Wiederkäuen an. Und alle Grübler von Buddha und Pythagoras an haben keine noch so mystische und phantastische Ansicht ausgeheckt, die heute nicht wiederbelebt würde, sodaß unsre heutige Philosophie dem Neuplatonismus ähnlich zu werden beginnt, wie denn unsre Zeit auch sonst mit der römischen Kaiserzeit viel Ähnlichkeit hat.

Eine Lieblingsmeinung scheint die Lehre von der Seelenwanderung werden zu sollen. Als wir dieser Tage ein Bündel psychologischer Schriften durchblätterten, fanden wir sie gleich in dreien. F. E. Güntzel meint in ihrer Verbindung mit dem christlichen Glauben „eine ganz gesunde Basis" gewonnen zu haben für den Aufbau eines Dogmas, „das alle sogenannten Freidenker aufnehmen und vereinen kann [aufnehmen? das Dogma ist doch kein Haus; ein solches ist allenfalls die Kirche], ohne unsre Kultur zu gefährden und deren Fortschritt zu stören." (Was lehrt die Natur über das Schicksal unsrer Seele? Reflexionen auf biologischer Grundlage. Leipzig, Max Spohr). Und auf Seite 112 sagt er: „Giebt man eine individuelle Seele zu; muß auch [sic!] eine individuelle Seelenwanderung zugegeben werden durch alle Körperformen der Lebewelt; aber immer in aufsteigender Linie." Von der biologischen Begründung seiner Ansicht kann man sagen:

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit.

Das wäre ja nun gerade der rechte Trank für das liebe Publikum, wenn nur der Verfasser nicht den unglücklichen Einfall gehabt hätte, seine Übungen in der Verskunst einzuflechten und dadurch den Respekt der Leser vor seiner Gelehrsamkeit zu gefährden. Der Anfang eines „Abendgebets" lautet:

Abends auf des Lagers Kissen
Streckt der müde Mensch sich still;
Schlägt ihm ruhig das Gewissen,
Bald wohl Schlaf er finden will.
Ruhen ließ er alle Arbeit,
Ruhn die Hast nach dem Gewinn;
Weil körperliche Thätigkeit
Drängt ihn zur Erholung hin.

Die menschliche Vernunft, so läßt sich ein andrer vernehmen (Zur Herrschaft der Seele. Ein Blick in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts von Paul Robert. Leipzig, Otto Wigand, 1892) ist „eine werdende Seele, und auch die menschliche Seele ist nur eine Sprosse auf der Stufenleiter, die zu Gottes unendlicher Höhe den Geist hinaufführt. In jenem Erlösungskampfe, der [sich!] im Weltall sich abspielt, erscheint das Bestreben des menschlichen Geistes, [sich!] der Herrschaft der Materie sich zu entwinden, nur als ein verbindendes Glied in einer unabsehbaren Kette, die für die menschliche Erkenntnis weder einen Anfang noch ein Ende hat. Das Endziel dieses Befreiungsprozesses ist die Entgeistigung der Materie." Da hätten wir die alten gnostischen Systeme wieder: Zweck und Endziel des Weltprozesses ist die Erlösung des νοῦς aus der ihn umklammernden ὕλη, in deren Umarmung er sich verirrt hat. „Das zeitliche Leben des Menschen — heißt es dann S. 30 — enthält die Summe der im Vorleben vernachlässigten Pflichten, die [sich!] der Seele nach ihrer Wiederverkörperung von neuem sich nahn."*) Seele ist „Geist, der zur Klarheit gelangt ist. Die Seele sucht und findet ihre Genesung nur in Gott." Daher predigt der Verfasser Entsagung, namentlich mit Rücksicht auf die grobe Diesseitigkeit des sozialdemokratischen Ideals. Doch erkennt er das Streben der untern Klassen nach Besserung ihrer Lage als berechtigt an und fordert eine Reform des Erbrechts, von der er die Besserung erwartet.

Wenn wir, lediglich der Seelenwanderung wegen, hier die Vergleichende Seelenkunde von Fritz Schultze (Leipzig, Ernst Günther, 1892) anreihen, so müssen wir den Verfasser, der Professor der Philosophie an der technischen Hochschule zu Dresden ist, ausdrücklich um Entschuldigung bitten; denn während die vorgenannten und die noch zu erwähnenden kleinen Schriften nur Dilettantenarbeiten sind, haben wir es hier mit einem wertvollen wissenschaftlichen Werke zu thun. Die vorliegende erste Hälfte des ersten Bandes enthält die physiologische Psychologie, deren Ergebnisse selbstverständlich im Großen und Ganzen mit denen von Wundt zusammentreffen. Die folgenden Hefte sollen behandeln: Die Psychologie der Pflanzen und Tiere, die Psychologie der Naturvölker, die Psychologie des Kindes, die Psychologie des Kulturmenschen und die Psychopathologie. Steht nach Robert die Seele über dem Geiste, so nach Schultze der Geist über der Seele. Seine Ansicht von der Seelenwanderung entwickelt er im zehnten Kapitel, das überschrieben ist: „Der Tod und die Unsterblichkeitslehre des biologischen Monismus. Eine metaphysische Phantasie." Einsam, sagt er, stehe dieses Kapitel unter den übrigen, die sich streng auf empirischem Gebiete hielten; man könne es überschlagen, ohne daß dadurch das Verständnis des nachfolgenden beeinträchtigt würde. Die Grundzüge der Hypothese, die er darin aufstellt, sind folgende. Das Weltganze besteht aus ewigen, unerschaffnen und unvergänglichen Atomen und aus eben solchen Seelenkeimen, die er Psychaden nennt. Beide sind verschieden von ein-

*) Das sich setzt der Verfasser beharrlich an die falsche Stelle.

ander — denn weder läßt sich das Körperliche aus dem Geistigen, noch das Geistige aus dem Körperlichen ableiten — aber einander verwandt, weil sie sonst nicht in Wechselwirkung mit einander treten könnten. Seele werden, es zum bewußten Leben bringen, kann die Psychade nur dann, wenn es ihr gelingt, sich aus Atomen einen Organismus aufzubauen. Das vollkommenste Organ schafft sie sich im menschlichen Gehirn, das ihr zum selbstbewußten vernünftigen Dasein verhilft. Die Seele des Kindes ist keineswegs eine Mischung der väterlichen und der mütterlichen Seele. Was Vater und Mutter beitragen, ist nur seelisch imprägnirter organischer Stoff. Das Kind hat seine eigne Seele, und der Zeugungsakt giebt nur einer körperlos herumirrenden Psychade Gelegenheit, sich zu verkörpern. Bei naturgemäßem Verlauf des Lebens scheiden Seele und Leib in Frieden von einander, dieser der Ruhe bedürftig, jene mit Erfahrungen gesättigt. Sie wird nun wieder Psychade, aber eine durch die Erfahrungen und Kämpfe ihres Lebens geläuterte, veredelte und an Wirkungskraft gewachsene. Aber dieses Kraftzuwachses ist sie sich in ihrem körperlosen Zustande nicht bewußt. Das Bewußtsein mit allen seinen Vorstellungen ist ans Gehirn gebunden und erlischt mit der Trennung von diesem. Demnach ist der Zustand der Seele nach dem Tode kein höherer, sondern ein niederer; die Seele ist eben wieder auf die Keimstufe hinabgesunken und lebt vorläufig unbewußt weiter; was sie in ihrer letzten Verkörperung an geistigem Inhalt gewonnen hat, das kann erst in der nächsten wieder wirklich werden. Demnach liegt der Weltzweck nicht im Jenseits, sondern im Diesseits: „Das (diesseitige) Leben selbst ist Zweck und höchste Form alles Seins und Werdens.“ Wie man sieht, erinnert diese Hypothese an die Leibnizische. Wenn aber Schultze meint, daß sein Unsterblichkeitsglaube dieselben Dienste leiste, insbesondre auch mit Beziehung auf die Idee der Gerechtigkeit, wie der christliche, so irrt er. Denn wird zwischen dem jetzigen und dem spätern Dasein der Faden des Bewußtseins zerrissen, so kann doch der spätere glückliche oder unglückliche Zustand nicht als Lohn oder Strafe für die Thaten des frühern Lebens empfunden werden. Und wer verbürgt mir, daß meine Psychade, mag ich mich noch so sehr vervollkommnet haben, bei ihrer nächsten Verkörperung Glück haben wird? Giebt es nicht unter den Proletariern sehr edle Menschen, also Menschen, die in ihrem frühern Leben ihre Psychade veredelt haben müssen?

Ebenfalls eine wissenschaftliche Arbeit, wenn sie auch an Umfang und Bedeutung der vorigen weit nachsteht, ist die Schrift: Seele und Geist in streng wissenschaftlicher Auffassung von Dr. Emanuel Jaesche (Leipzig, Otto Wigand, 1893). Der Verfasser stützt sich auf Wundt, den er jedoch gelegentlich bekämpft, baut aber auf dieser Grundlage ein eignes System auf. Er kommt zu dem Ergebnis, daß man vorläufig darauf verzichten müsse, alle Erscheinungen aus einer gemeinsamen Wurzel abzuleiten, und schon zufrieden sein dürfe, wenn es gelinge, innerhalb jeder der vier verschiednen Hauptgruppen „ein einheitliches Ding“ zu finden, nämlich im wägbaren Stoff, in der belebten Welt, im Gebiet des „einfachen Bewußtseins,“ des Seelenlebens, und in dem des Selbstbewußtseins, des Geisteslebens. Als Ziel der irdischen Entwicklung bezeichnet er die Herrschaft des Menschen über die Natur, „aber recht verstanden, nicht über die äußere allein, sondern auch über die Natur im eignen Innern,“ also wohl über die Sinnlichkeit. Was die Religionen vergebens erstrebt haben, die Menschen zu einem großen geistigen Reiche zu vereinen, das, hofft er, werde auf dem Wege „wissenschaftlich festgestellter Erkenntnis“ gelingen. Wenn nur das „wissenschaftlich festgestellte“ nicht immer wieder umfiele!

Ein kurioser Kauz ist Dr. R. von Koeber, wenigstens wie er uns in der Schrift: Die Lebensfrage, eine erkenntnis-theoretische Studie (Leipzig, W. Friedrich), erscheint. Mit einer feurigen Verteidigung des echten Kant, wie ihn E. von Hartmann versteht, gegen die Neukantianer, zu denen sich, nebenbei bemerkt, auch Fritz Schultze rechnet, fängt er an, und mit Gespenstergeschichten, über die Kant gelacht haben würde, hört er auf. Ich glaube an kein Gespenst, hat der Weise von Königsberg gesagt, denn, glaube ich erst an ein Gespenst, so muß ich an alle Gespenster glauben. Übrigens teilen wir Koebers Glauben an die Wirklichkeit sowohl der diesseitigen wie der jenseitigen Welt, wenn wir auch Gespenstergeschichten zur Stützung dieses Glaubens nicht für notwendig halten.

Schließen wir gleich noch zwei Schriftchen an, die mehr ethischen als psychologischen Inhalts sind: Der sittliche Mensch, aus seinem psychologischen Gesetz entwickelt von Rudolf Wilhelmi (Leipzig, Otto Wigand, 1891) und Modernes Seelenleben von Richard Gumprecht (Leipzig, W. Friedrich). Wilhelmi findet, wie manche andre Leute auch, daß die sogenannten Sittengesetze der Juden und Christen, als Überbleibsel früherer Kulturstufen, weder Sinn noch Berechtigung mehr haben, und nur noch ein Hindernis bilden für die wahre Sittlichkeit. Diese sei nichts andres, als erleuchteter Egoismus. Unter Sittlichkeit versteht er „nicht die Befolgung waltender Gebräuche," sondern will „damit nur formal das Bedürfnis des geselligen Menschen nach ungestörter Eintracht bezeichnen," also etwa, wenn wirs recht verstehen, das Bedürfnis nach einer Ehe ohne Schwiegermutter. „Das sittliche Leben der Menschen ist freier Gütertausch." Das läßt sich hören, ist aber keineswegs so neu, wie der Verfasser meint. Was bisher immer noch zur Verwirklichung dieser utilitarischen Moral fehlte, war eine Interessenharmonie, die einen allerseits ganz freien Gütertausch ermöglicht hätte. Der Verfasser soll einmal erst deutsche und französische Chauvins, ost- und westdeutsche Agrarier, Agrarier und jüdische Kapitalisten, deutsche und italienische Weinbauern, die Schnapsbrenner, die Schnapstrinker und den Fiskus, Miquel und die Kölnische Zeitung, die Jungen und die Alten, Thümmel und die Jesuiten unter einen Hut bringen, und dann wollen wir nach seiner Art moralisch sein, daß es eine Lust ist. Vielleicht verhelfen uns die Sozialdemokraten dazu, an die er übrigens, so nahe es lag, nicht gedacht zu haben scheint. Gumprecht will „dem Pessimismus nicht das große Wort lassen," wenn aber trotzdem sein Buch „einen bittern Nachgeschmack hinterläßt," so glaubt er den Grund darin zu finden, daß „die Nachtseiten in unsrer Seele" in Wahrheit stärker entwickelt seien, als ihre Lichtseiten. Was er giebt, sind feuilletonistische Skizzen im Geiste und Tone Max Nordaus. „Da möchten wir nur wissen, was wir an der Gesellschaft noch moralisch zu vergiften finden sollten!" würden die Jesuiten ausrufen, wenn sie das Büchlein lasen.

Litteratur

Leitfaden zur Arbeiterversicherung des deutschen Reichs. Zusammengestellt für die Weltausstellung in Chicago vom Reichsversicherungsamt in Berlin, 1893

Es versteht sich von selbst, daß diese von der allerzuständigsten Behörde herausgegebne Schrift in Anordnung und Darstellung unstergiltig ist und ihren Zweck, den Amerikanern von unsern Leistungen für die Arbeiter den höchsten Begriff beizubringen, aufs vollkommenste erfüllt. Wenn aber die Verfasser darauf gerechnet haben sollten, daß ihre glänzende Beleuchtung des großen Gesetzgebungswerkes die deutschen Reichsbürger mit seinen anerkannten Mängeln versöhnen werde, dann täuschen sie sich. Die bairischen Bauern werden sich in ihrer stürmischen Agitation gegen das „Wappergesetz“ nicht irre machen lassen, und andre Interessenten in ihren Beschwerden auch nicht. Wenn das deutsche Reich die Fürsorge für 18 Millionen seiner „Reichsbürger“ und deren Angehörige in allerlei Nöten auf sich nimmt, so müssen freilich imposante Zahlen herauskommen; es braucht nur vollends die Fürsorge für alle 50 Millionen, und zwar nicht bloß in Notfällen, sondern im arbeitsfähigen Zustande auf sich zu nehmen, so werden die Zahlen noch weit imposanter. Danken wir Gott, daß heute immer noch ein bedeutender Teil der Leistungen unsers Volkes aus wenig imposanten Privatleistungen besteht! Zu einer grundsätzlichen Beurteilung unsrer Versicherungsgesetzgebung werden wohl über kurz oder lang die Anträge auf Abänderung und Verbesserung einmal Anlaß geben. Für heute nur einige Bemerkungen, die uns einzelne Stellen des amtlichen Schriftchens nahe legen.

Die Freude aller historisch und volkswirtschaftlich unterrichteten Menschenfreunde über die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 war wohlbegründet; verhieß doch dieser berühmte Erlaß die Zusammenfassung der „realen Kräfte“ unsers Volkslebens in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung. Was uns die Versicherungsgesetze gebracht haben, ist jedoch leider das gerade Gegenteil des Verheißnen: ein ungeheuer großer, schwerfälliger büreaukratischer Apparat. An Korporationen erinnert nur das einzige Wort „Berufsgenossenschaft,“ und diese Berufsgenossenschaften sind die merkwürdigsten Gebilde von der Welt. „Was die Beteiligung der versicherten Arbeiter an der berufsgenossenschaftlichen Organisation anlangt — heißt es auf S. 13 — so sind sie weder Mitglieder der Berufsgenossenschaften noch tragen sie zu deren Lasten etwas bei.“ Also Berufsgenossenschaften ohne Beteiligung der Berufsgenossen! Korporationen sind Verbände von Berufsgenossen zu Schutz und Trutz und zur wechselseitigen Selbsthilfe in allen Lebenslagen.

„Hiernach — heißt es im Anschluß an den Wortlaut der kaiserlichen Botschaft — sollte den Arbeitern in . . . Notlagen ein Anrecht auf eine standesgemäße, vor der Armenpflege bewahrende Fürsorge gesetzlich sichergestellt werden. Dies ließ sich nur durch allgemeine Zwangsversicherung auf öffentlich rechtlicher Grundlage erreichen.“ Nur durch Zwangsversicherung? O nein, es giebt weit wirksamere Mittel. Eine Wendung auf S. 10 weist uns auf ein solches hin, indem da von der Überzeugung gesprochen wird, „daß es die pflichtmäßige Aufgabe eines christlichen Staatswesens sei, für die Besitzlosen, die zugleich den größten und der Hilfe bedürftigsten Bestandteil der Bevölkerung bilden, durch positive Maßregeln zu sorgen.“ Pflicht-

mäßige Aufgabe, nicht sowohl eines christlichen Staatswesens, als vielmehr eines verständigen Volkes ist es, vor der furchtbaren Entdeckung, daß seine größere Hälfte aus Besitzlosen besteht, zu erschrecken und diesem durchaus naturwidrigen, allen alten und mittelalterlichen Völkern unbekannten Zustande um jeden Preis ein Ende zu machen, im Notfalle durch einen Eroberungskrieg zum Zwecke von Landerwerb. Darin eben besteht der verhängnisvolle Mißgriff der deutschen Versicherungsgesetzgebung, daß sie einen krankhaften und erst in unserm Jahrhundert gewordnen Zustand, der nur als Übergangszustand allenfalls eine Zeit lang ertragen werden kann, als natürlichen und für alle Zukunft giltigen geradezu anerkennt und einem großen Gesetzgebungswerke zu Grunde legt. Massen von besitzlosen Arbeitern, die zugleich herrenlos gewesen wären, hat es in frühern Zeiten niemals gegeben. Noch im Anfang unsers Jahrhunderts sind die ländlichen Arbeiter taglöhnernde Kleinbauern gewesen, und für den jungen Handwerker war die Besitzlosigkeit nur ein Übergangszustand; gelang es ihm nicht, ansässiger Bürger zu werden, so war das ein persönliches Unglück, aber es war nicht die Regel. Wenn die Gesetzgebung die Mehrzahl der Volksgenossen für unfähig erklärt, für sich selbst zu sorgen — sei es durch eigne private Thätigkeit, sei es in freier korporativer Vereinigung mit Berufsgenossen —, so erklärt sie damit das eigne Volk für Lumpengesindel. Wo es in frühern Zeiten besitzlose Arbeiter gab, da waren sie Sklaven. Und etwas andres können besitzlose Arbeiter auch gar nicht sein, denn persönliche Freiheit ohne Eigentum giebt es nicht, hat es niemals gegeben und wird es niemals geben. Dem Sklaven seinen Herrn nehmen, ohne ihm Eigentum dafür zu geben, heißt ihm die Existenz rauben. Zu tausenden sind im römischen Reiche Sklaven freigelassen worden, schon lange bevor das Christentum zur Herrschaft gelangte, aber nie, ohne daß der Freigelassene entweder vom Herrn mit einem Vermögen ausgestattet worden wäre oder ein im Sklavenstande erworbnes und erspartes mitgenommen hätte.

Die Sache ist um so schlimmer, als in dieses für unselbständig und hilflos erklärte Proletariat die Angehörigen von Berufsständen zwangsweise hineingestopft werden, die noch gar nicht so weit herunter sind, daß sie es nötig hätten. Dazu kommt dann noch das willkürliche Auseinanderreißen des Zusammengehörigen und Zusammenschmieden von Elementen, die einander nichts angehn, sodaß die Bernfsstände vollends zerstört werden, der Klassengegensatz hingegen, den zu verhüten höchste Aufgabe der Staatsweisheit in der Gegenwart wäre, als eine unabänderliche Staatseinrichtung feierlich besiegelt wird: der Kaufmannsgehilfe gehört fortan nicht mehr zum Kaufmannsstande, sondern mit dem Cigarrenarbeiter, dem Erdarbeiter und der Dienstmagd zusammen in die größere Hälfte derer mit Einkommen unter zweitausend Mark, die der kleinern besitzenden Hälfte, den „Ausbeutern," mit dem vollen Bewußtsein des Interessengegensatzes gegenübersteht.

Daß büreaukratische Veranstaltungen für einzelne Zwecke mit besoldeten Beamten sehr viel kostspieliger arbeiten, als berufsgenossenschaftliche Körperschaften oder Gemeinden, die viele verschiedne Zwecke zugleich erfüllen, läßt sich natürlich nicht vermeiden. Zur Rechtfertigung der ungeheuerlich hohen Verwaltungskosten einiger „Berufsgenossenschaften" pflegt man auf die Privatversicherungsgesellschaften hinzuweisen, die es noch dreimal so teuer machten. Es wäre doch erst noch nachzurechnen, ob der Durchschnitt beider Arten von Anstalten wirklich einen so großen Unterschied in der Kostspieligkeit ergiebt. Wäre es aber auch der Fall, so würden damit die „Berufsgenossenschaften" noch nicht gerechtfertigt sein. Denn die Privatversicherungsgesellschaften sind weder Veranstaltungen der Selbsthilfe, noch Staatseinrichtungen fürs Gemeinwohl, sondern Unternehmungen von Aktiengesellschaften,

die möglichst hohe Dividenden herausschlagen wollen. Eine richtig organisirte Korporation hat gar keine Verwaltungskosten.

Am ungereimtesten ist es, besondre Veranstaltungen zu treffen für Fälle, die gar nicht oder nur ausnahmsweise vorkommen; hier muß das Mißverhältnis zwischen Leistung und Zurüstung, das in der Kostspieligkeit zum Ausdruck kommt, enorm sein. Wenn es Industrien giebt, in denen die Arbeiter zu tausenden gerädert, verbrannt oder vergiftet werden, so mag man zunächst nachsehen, ob solche Gewerbe überhaupt nötig sind, sodann, falls sie volkswirtschaftlich unentbehrlich sein sollten, ob sich die Gefahren für Leben, Glieder und Gesundheit nicht abstellen lassen; nicht aber soll man eine für solche Berufsarten allenfalls gerechtfertigte Einrichtung andern Berufsarten aufnötigen, bei denen Betriebsunfälle nahezu unmöglich und jedenfalls ganz außerordentliche Vorkommnisse sind.

Wie die Zustände nun einmal sind, hat ja die Zwangsversicherung vielen Nöten abgeholfen, sie lindert manches Leid und wird ohne Zweifel von tausenden gesegnet, aber mit Rücksicht auf die politischen und sozialen Wirkungen und Folgen konnte sie nur von den Sozialdemokraten mit ungetrübter Genugthuung begrüßt werden; denn diese sehen mit Recht darin den Verzicht des Staates auf Wiederherstellung der privatwirtschaftlich organisirten Gesellschaft und den ersten Schritt zur Verwirklichung des „Zukunftstaates."

Schwarzes Bret

Neußisches Amtsdeutsch. Nachdem die für den bisher grundbücherlich (!) noch nicht eingetragnen Grundbesitz der Stadtgemeinde Greiz an Straßen, Plätzen u. s. w., einschließlich des unter Parzelle Nr. 317 des die Flur Greiz inbegriffnen (!) Göltzschflußbettes nebst Brückenüberbau aufgestellten, seitens des hiesigen Gemeindevorstandes anerkannten Folien zur Einschreibung in das Grund- und Hypothekenbuch für die Stadt Greiz vorbereitet sind, wird solches mit dem Bemerken hierdurch öffentlich bekannt gemacht, daß die Entwürfe beregter (!) Folien für alle, die daran ein Interesse haben, an unterzeichneter Gerichtsstelle zur Einsicht bereit liegen, und werden hierbei zugleich alle, welche gegen den Inhalt dieser Entwürfe wegen ihnen an den darunter begriffnen Grundstücken etwa zustehender dringlicher oder aus Protestationen wider Veräußerung und Verpfändung und solche Akte ausschließenden Dispositionsbeschränkungen herzuleitender Rechte etwas einzuwenden haben, aufgefordert, diese Einwendungen bis 22. August bei der Grund- und Hypothekenbehörde anzuzeigen, widrigenfalls dieselben solcher Einwendungen dergestalt verlustig gehen werden, daß denselben gegen dritte (?) Besitzer und andre Realberechtigte, welche als solche in das Grund- und Hypothekenbuch eingetragen werden, keinerlei Wirkung beizumessen ist.

Wir erlauben uns die Anfrage an das Reichsgericht: Ist der Deutsche gesetzlich verpflichtet, eine solche Schandsprache zu verstehen? Oder kann er sich im Falle eines Prozesses darauf berufen, daß er diese Bekanntmachung zwar gelesen, aber nicht verstanden habe?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zwei Bücher über Politik

Wenn die höchste der Künste lehrbar wäre, dann müßte es heute bei der Überfülle ausgezeichneter Lehrmittel von tüchtigen Staatsmännern wimmeln. Vielleicht wimmelt es auch, und vielleicht steht es eben darum so erbärmlich um den modernen Staat, weil viel Köche den Brei verderben. Von Roscher gilt einigermaßen, was Schopenhauer von Goethe sagt, daß es ihm mehr auf die genaue Beschreibung der Dinge ankomme, als auf die Ergründung ihrer Ursachen. Er hätte daher sein Buch*) füglich eine Naturbeschreibung statt einer Naturlehre der Staatsformen nennen können. „Geschichtliche“ setzt er hinzu, weil er die verschiednen Staatsformen in der Reihenfolge beschreibt, wie sie im Verlauf der Geschichte auf einander zu folgen pflegen. Er handelt ab: das Urkönigtum, die Aristokratie (Ritter-, Priester- und Städtearistokratie), die absolute Monarchie, die Demokratie, Plutokratie und das Proletariat nebst Sozialismus und Kommunismus, endlich den Cäsarismus. Jellinek hat in der Neuen Freien Presse diese Zugrundelegung der alten Kategorien scharf getadelt; die Fülle politischer Lebensformen, wie sie namentlich die Neuzeit hervortreibe, lasse sich darin nicht unterbringen. Das können wir nicht finden; bei allen Wandlungen handelt es sich doch immer darum, welcher Anteil be der Entscheidung über die öffentlichen Angelegenheiten dem Einen an der Spitze, den Vornehmen oder Reichen und der Masse zufallen soll. Jellinek meint, schon dadurch sei die Unhaltbarkeit von Roschers Auffassung erwiesen, daß nach ihm die drei Haupttypen gewöhnlich gemischt und fast nirgends rein vorkommen

*) Politik. Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie von Wilhelm Roscher. Stuttgart, J. G. Cottas Nachfolger, 1892.

sollen, während es doch in der Natur gar keine gemischten Typen gebe. Ja, kennt denn Jellinek die Flügeleidechsen, Schnabeltiere und Maulesel nicht? Um gar nicht von der Darwinschen Ansicht zu reden, nach der es ja keine geschlossenen Gattungen giebt, also auch eigentlich keine Typen geben kann. Am meisten wird Roscher zum Vorwurf gemacht, daß er das moderne Verfassungsleben einfach ignorire; das Sachregister enthalte kaum einen Hinweis darauf. Und in der That, die Wörter Parlament, Kammern, Verfassung, Konstitution sucht man dort vergebens. Aber wir meinen gerade, mit hundert Bänden hätte das Parlamentswesen nicht so treffend charakterisirt werden können, wie mit diesem köstlichen Schweigen; Roscher hat offenbar gar nicht daran gedacht, daß es auf dem europäischen Kontinent (in England und Nordamerika erwähnt er die beiden Häuser) so etwas giebt wie eine Volksvertretung, und dieses Übersehen ist eben naturgeschichtlich begründet. Eher möchten wir es tadeln, daß er sich hie und da zu sehr von oberflächlichen Namensähnlichkeiten leiten läßt, z. B. wenn er in der Entwicklungsgeschichte des modernen Absolutismus Rußland und Iwan den Schrecklichen voranstellt, die doch Gott sei Dank noch nicht so ganz typisch sind für Mittel- und Westeuropa; jedenfalls beruht der russische Absolutismus auf ganz andern Grundlagen als der französische und der deutsche. Sodann wird der ungeheuer wichtige Unterschied von Ständestaat und Klassenstaat nicht gebührend hervorgehoben.

Wenn ein Mann von der Welt- und Lebenserfahrung Roschers — er zählt jetzt sechsundsiebzig Jahre —, der mit encyklopädischem Wissen hervorragende Darstellungsgabe verbindet, die Naturgeschichte der Staatsverfassungen und Staatsumwälzungen schreibt, so haben wir eine Fülle des Belehrenden und Interessanten zu erwarten, und diese Erwartung wird denn auch nicht getäuscht. Das Buch ist an keiner Stelle trocken und langweilig; wenig bekannte historische Einzelheiten wechseln mit überraschenden Parallelen, scharfsinnige Folgerungen mit beherzigenswerten Warnungen und Mahnungen, und die drei schön ausgeführten Charakterbilder Cäsars, Cromwells und Napoleons krönen das Ganze. Vielfach klingen uns unsre eignen Ansichten wieder, die freilich selbst zum Teil den frühern Werken Roschers ihren Ursprung verdanken, z. B. in der Erwägung auf S. 230: „Die neuerdings in so vielen Staaten durchgedrungne allgemeine Wehrpflicht hat offenbar einen wesentlichen (sic!) demokratischen Charakter, was selbst durch glänzende Siege wohl nur eine Zeit lang verdunkelt werden mag. Es sind deshalb für die beschränkten Monarchien von äußerster Bedeutung alle die Institute, die dem entgegenarbeiten können. Solches geschieht dann namentlich durch alles, was ein militärisches Standesgefühl und Standesbewußtsein zu erhalten dient. Am leichtesten wird das natürlich bei demjenigen Teile des Heeres erreicht, der noch jetzt aus lebenslänglichen Berufskriegern besteht: also bei den Offizieren; und es ist die Erziehung derselben in Kadettenkorps, das unter Umständen erlaubte Duell-

weſen, überhaupt die eigentümlich entwickelten Begriffe von Standesehre, das Verbot der Ziviltracht u. ſ. w. weſentlich aus dieſem Geſichtspunkt zu betrachten." In einer Anmerkung wird hinzugefügt: „Viele von dieſen Einrichtungen haben eine gewiſſe Ähnlichkeit mit den Beſtrebungen der römiſchen Kirche, in unſrer ſtandesloſen [vielmehr ſtändeloſen] Zeit einen geiſtlichen Stand wieder herzuſtellen, auch hier mit dem ſtrengſten Gehorſam gegenüber den Standesvorgeſetzten. So entſprechen z. B. den Kadettenkorps die Knabenſeminare, dem ſtrengen Heiratskonſenſe der Cölibat. In beiden Fällen privilegirte Gerichtsbarkeit [die aber für die katholiſche Geiſtlichkeit nur beanſprucht, nicht zugeſtanden wird], ſtete Uniformirung, womöglich gemeinſames Wohnen und Speiſen." Hier hätte ſich auch noch zeigen laſſen, wie ſich die im Jeſuitenorden gipfelnde abſolutiſtiſche und zentraliſirende Geſtaltung des römiſchen Kirchenweſens erſt ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert und durchaus in Wechſelwirkung mit der entſprechenden Umgeſtaltung der Staaten entwickelt hat, und zwiſchen dem Jeſuitenorden und manchen ihm innerlich verwandten Erſcheinungen des preußiſchen Weſens eine Parallele ziehen laſſen. Wie wenig im Völkerleben die Staatsverfaſſung bedeutet, wie viel, ja wie alles auf Land und Leute ankommt, das tritt recht anſchaulich in der Beſchreibung der ſchweizer Demokratie hervor. Einrichtungen, die einen Großſtaat mit verwickelter Kultur binnen zehn Jahren zu Grunde richten würden, haben dem Hirtenvölkchen der Urkantone nichts geſchadet und den jahrhundertelangen ruhigen Beſtand ſeines Gemeinweſens nicht im mindeſten gefährdet. Mit vierzehn Jahren iſt der Bub in Niedwalden zu wählen, in Zug und Uri ſogar zur Teilnahme an der geſetzgebenden Verſammlung berechtigt, natürlich auch heiratsfähig. Für die abſolute Gleichheit hätte Roſcher noch die Anekdote anführen können, daß, als einmal bei der Tagſatzung, die bekanntlich im Freien abgehalten wird, der Landamman ſeinen Regenſchirm aufſpannte, ein Bauer vortrat und ſagte: Du, thu dei Regedach abe, wir han au keins. Wenn Roſcher das gänzliche Fehlen von Strafanſtalten in den Urkantonen, und daß man in Schwyz Verbrecher manchmal nur darum geköpft habe, weil man ſie nicht einſperren konnte, zu den Schattenſeiten jener urzuſtändlichen Kleinſtaaten rechnet, ſo ſind wir andrer Meinung. Die Einſperrung iſt für den richtigen Mann eine weit härtere Strafe als der Tod, und wenn ſich der durchſchnittliche Deutſche von heute geduldig einſperren läßt, ſo iſt damit eben bloß bewieſen, daß es in Deutſchland keine echten Germanen mehr giebt; mit dem bloßen Singen von „Deutſchland, Deutſchland über alles" oder mit dem Renommirknüppel wird das erſtorbne Urgermanentum kaum wieder lebendig gemacht werden können. Daß ein Menſch, der ſich aus Not oder Unbeſonnenheit oder Leidenſchaft eines Vergehens ſchuldig gemacht hat, zeitlebens das Brandmal: „hat ſchon geſeſſen" mit ſich herumſchleppen muß, iſt vollends Barbarei. Die Gefängniſſe und Zuchthäuſer, die zahlloſen Geſtalten in Sträflingsjacken ſind

ein so häßlicher Schandfleck am modernen Staat, wie an der ehemaligen Republik Venedig ihre berüchtigten Staatsgefängnisse, ja ein noch häßlicherer. Denn das Opfer barbarischer Rechtspflege oder Staatskunst früherer Zeiten ward, wenn ihm das Glück der Befreiung noch einmal zu teil wurde, als Märtyrer geehrt, unsre heutige Strafjustiz aber macht alljährlich tausende von Menschen zu Verbrechern und Auswürflingen, die es noch nicht waren, als sie ihr in die Hände fielen. Von dem vor zwanzig Jahren verstorbnen Bey von Tunis erzählt man, er habe allwöchentlich selbst Gericht abgehalten in folgender Weise. Der Delinquent wurde vorgeführt, und ein Beamter trug den Fall vor, und zwar ganz kurz. Darauf sprach der Bey das Urteil, oder vielmehr er sprach gar nichts, sondern machte eine von drei Handbewegungen. Entweder er fuhr sich über den Hals oder machte die Bewegung des Geldaufzählens oder die Haubewegung. Die Köpfbewegung machte er nur selten, fast regelmäßig wurden den Armen Prügel, den Reichen Geldstrafen zudiktirt, und da alles sehr rasch ging, so wurde der Bey an einem Vormittage mit allen Delinquenten der Woche bequem fertig. Ob wir Europäer es wohl mit unsrer verwickelten, unbequemen und kostspieligen Rechtspflege viel weiter bringen als dieser alte Türke mit seiner einfachen, billigen und bequemen, und ob wir uns wohler dabei befinden als die Tunesier bei der ihren?

Aber kehren wir zu Roscher zurück und vernehmen wir noch kurz, was er zu den Schwierigkeiten meint, die den modernen Staat oder vielmehr die Staatsbürger am meisten bedrängen. Grundsätzlich befinden wir uns in vollster Übereinstimmung mit ihm; die Heilmittel gegen soziale und wirtschaftliche Schäden, die er empfiehlt, sind die auch von uns schon oft empfohlenen, und folgendes Programm einer Umgestaltung unsrer Staats- und Gesellschaftsverfassung ist auch das unsrige: „Es gehört zu den vornehmsten [?] Bedingungen eines gesunden Volkslebens, daß die einzelnen nicht bloß durch das weite, rücksichtslose, eben darum nur zu leicht entweder kalte oder drückende Band des Staates im allgemeinen als ein unübersehlicher Haufe zusammengefaßt werden, sondern zugleich innerhalb desselben zu eben so viel lebendigen Gruppen organisirt, wie es besondre, mehreren von ihnen gemeinsame Interessen giebt. Solche Gruppen stärken und sichern nicht bloß den in seiner Isolirung meist so schwachen, so vergänglichen Einzelnenschen, sondern sie bilden auch ein wichtiges Volkserziehungsmittel für Erwachsene: durch die nahe und doch wegen ihrer Gegenseitigkeit freiheitliche Beaufsichtigung der Mitglieder, so wie durch ihre, im kleinen Kreise beginnende, stete Übung von Rechten und Pflichten." (S. 570.)

Diese Übereinstimmung in den Grundsätzen aber darf uns nicht abhalten, ein paar Mängel in der Darstellung der Thatsachen hervorzuheben, die schon an sich sehr schwer wiegen, doppelt schwer aber bei einem Manne von solcher Autorität und Objektivität. In der — all zu kurzen — Kritik des Haupt-

werkes von Karl Marx verfährt Roscher ganz nach der in bürgerlichen Kreisen hergebrachten Schablone; die Hauptsache: die Geschichte der Anhäufung des englischen Kapitals, erwähnt er gar nicht, und was er so nebenbei von englischen Arbeiterzuständen sagt, scheint zu beweisen, daß er es grundsätzlich verschmäht, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Geradezu verblüffend wirken die zwei Sätze auf S. 586: „Was sich hier [in Beziehung auf Lohnerhöhung] durch Klugheit und Eintracht der niedern Stände erreichen läßt, hat die englische Geschichte des vorigen [!] Jahrhunderts bewiesen: im auffälligsten Gegensatze zu den irischen Verhältnissen. Die Engländer, ein Menschenalter nachher auch die Schotten, haben ihren hohen Lohn selbst verdient, die Irländer ihren niedrigen großenteils selbst verschuldet."

Nun sind aber von 1750 ab, wie die Leser der Grenzboten wissen, die Arbeitslöhne in England stetig gesunken und haben um 1830 ihren tiefsten Stand erreicht. Die seitdem eingetretene Steigerung haben die englischen Arbeiter allerdings selbst „verdient," aber wie! Sie haben sie in einem fünfzigjährigen Kampfe durchgesetzt, der mit Mord und Brand angefangen hat, mit Arbeitseinstellungen fortgeführt worden ist, der zu einer Organisation geführt hat, die nach einem kaum zwanzigjährigen Frieden heute von allen konservativen und unionistischen Organen Englands als eine unerträgliche, unbedingt zu brechende Tyrannei beklagt und mit unversöhnlicher Feindschaft bekämpft wird. Und nur etwa ein Siebentel der englischen Arbeiter ist des Glücks hoher Löhne und zugleich dauernder Beschäftigung teilhaftig geworden. Zudem lassen sich die irischen und die englischen Löhne deshalb gar nicht vergleichen, weil es sich in Irland, wo die Engländer alle und jede Industrie gewaltsam vernichtet haben, mit Ausnahme des von Engländern bewohnten Ulsters nur um ländliche Tagelöhne und Lumpenpächtereinkommen handelt, in England und Schottland dagegen um industrielle Löhne. Die englischen Ackerbautagelöhner sind heute noch so wenig organisirt und leben noch so elend wie die irischen, unter den Fabrik- und Grubenarbeitern Englands aber befinden sich viele Iren, die keine geringern Löhne beziehen als ihre englischen Kameraden. An dieser Stelle gleicht Roschers Naturgeschichte einer jener alten Landkarten, wo an Afrika die südliche Hälfte fehlt und China etwa so groß war wie Schwaben. Aus solcher Verkümmerung des Inselreiches auf dieser neuen Karte erklärt sich auch eine eigentümliche Bemerkung auf S. 587. Der drohenden plutokratisch-proletarischen Spaltung, meint Roscher, mit den von ihm angegebnen Mitteln vorzubeugen, sei heilige Pflicht aller, ganz besonders auch der Fabrikanten, es müßten denn, fährt er fort, „solche Unmenschen sein, wie man sie in Frankreich wohl hie und da bemerkt hat, welche z. B. den Sparkassen gram waren, um ihre Arbeiter nicht allzu unabhängig werden zu lassen." Kein Zweifel, Roscher hat, um sich sein Lichtbild von England nicht trüben zu lassen, nicht einmal Brentanos Geschichte der englischen Gewerkvereine in die Hand nehmen

mögen, denn sonst hätte er bei dem Worte „Unmenschen" doch nicht an Frankreich, sondern zu allererst an die englischen Fabrikungeheuer und ihre nach tausenden zählenden Kinderopfer gedacht, hätte an die Grubenbesitzer gedacht, die sich gegen das Verlangen der Bergleute, für ihre Kinder Schulen errichten zu dürfen, mit Händen und Füßen gewehrt haben, oder wenn es sich bloß um Kassen handelt, an den erbitterten Kampf des gesamten Unternehmertums gegen alle Arbeiterkassen, und wie noch am 16. Januar 1867 ein hoher Staatsbeamter, der Oberrichter Lord Cockburn, die Arbeiter ausdrücklich darauf hingewiesen hat, daß die Gewerkvereine keine Korporationsrechte besäßen, demnach auch kein gesetzmäßiges Eigentum erwerben könnten, Diebstahl an den Vereinskassen also — kein Diebstahl und nicht strafbar sein würde. Dieses Loch in der Landkarte halten wir für bedeutend schlimmer als das Übersehen des Parlamentarismus. Denn seine Soldaten bekommt der König von Preußen mit oder ohne Reichs- und Landtag jederzeit und auf alle Fälle, und ob bei dem fortwährenden Umschreiben unsrer Gesetzesbibliothek den Geheimräten ein paar hundert Abgeordnete helfen oder nicht, ist ziemlich gleichgiltig. Aber die Volkswirtschaft bleibt die unentbehrliche Grundlage für das politische Leben wie für alle höhere Kultur. Darum sind die volkswirtschaftlichen Fragen von entscheidender Bedeutung für das Schicksal der Staaten und Völker, das moderne Wirtschaftsleben aber ist ohne die genaue Kenntnis des englischen gar nicht zu verstehen.

Diese entschiedne Abwendung des Blickes von England macht dem Altmeister der deutschen Nationalökonomie jenen Optimismus in der Beurteilung der Zustände des niedern Volks möglich, der so charakteristisch für den modernen Liberalismus ist. Von diesem optimistischen Standpunkte aus polemisirt er auf S. 568 gegen einen „gefährlichen prinzipiellen Irrtum" H. Leos. Dieser „redet davon, daß sich ganz unvermeidlich sehr vieles Elend auf Erden finde, vorzugsweise für die niedern Klassen und in den großen Städten. Gewiß! Nun habe zum Glück die Macht der Gewohnheit alle diejenigen, die fortwährend durch dieses Elend berührt werden, mit einer heilsamen Schwielenhaut versehen, wodurch sie eine Menge von Dingen, die uns andern unerträglich sind, leicht ertragen. Auch wahr! Diese Schwielenhaut ihnen abzuziehen, sei die ärgste Grausamkeit. Hier liegt der Irrtum. Wäre jenes Elend gänzlich ohne Hoffnung des Besserwerdens, so hätte Leo Recht." Und hier liegt nun wiederum Roschers Irrtum, daß diese Hoffnung allgemein vorhanden sei. Nehmen wir einen Fall, wo die Schwielenhaut in der allerkörperlichsten Bedeutung nötig ist. Ende April brachte das Berliner Tageblatt folgenden Bericht, gegen den keine Einwendung erhoben worden ist, der also wahr und genau sein wird, zumal da ihn die in 130000 Exemplaren verbreitete Berliner Morgenzeitung und der Vorwärts abgedruckt haben: „In Bukow auf dem Rittergute werden etwa 40 polnische Weiber, sogenannte

Schnitter, beschäftigt. Diese Leute konnten ihre furchtbar schlechte Behandlung nicht mehr länger ertragen, denn sie werden viehisch gemißhandelt; sie beschlossen daher allesammen, zu fliehen, und führten dieses Vorhaben am Sonnabend aus, indem sie mit einem Zuge nach Berlin kamen, um hier Schutz zu suchen. Kaum wurde aber auf dem Gute die Flucht entdeckt, als ihnen sofort ein Telegramm hierher nachging, in dem der Kriminalpolizei aufgegeben wurde, die Flüchtlinge anzuhalten und zu verhaften. Es wurden sofort zwei grüne Wagen nach dem Bahnhof geschickt, und beim Eintreffen des Zuges, mit dem die Entflohenen ankamen, wurden sie samt und sonders als Gefangne nach dem Polizeipräsidium gebracht. Dieser Augenblick soll herzergreifend gewesen sein; die Leute verstehen kein Wort deutsch, und kein Dolmetscher war zugegen, der ihnen hätte zur Seite stehen können; dabei zeigten sie ihre blau und braun geschlagnen, mit fingerdicken Striemen bedeckten Körperteile." Was haben diese Leute für Hoffnung? Gar keine! Man lasse ihnen also ihre geistige Hornhaut, daß sie nicht erst Dummheiten machen und fliehen, sondern sich widerstandslos die körperliche anprügeln lassen. Roschers Ansicht ist richtig für die Völker im allgemeinen; das russische Volk kann sich niemals aus eigner Kraft zur Kultur erheben, weil es inwendig und auswendig mit Hornhaut und Schmutzkruste überzogen ist. Aber sie gilt nicht für die unterdrückten Klassen in zivilisirten Staaten, solange die herrschenden Klassen samt dem ihnen verbündeten Staate den Willen haben, diese im Zustande der Unterdrückung festzuhalten. Hier ist das Abziehen der Schwielenhaut durch Schulbildung und Lektüre nicht allein ganz zweckwidrig, sondern zugleich eine solche Grausamkeit, wie wenn ein böser Zauberer dem Stück Eisen, das er mit Feuer und Schmiedehammer bearbeitet, Empfindung einhauchen wollte.*) Auch daß Roscher die Bevölkerungsfrage, die für die Geschicke der mittel- und westeuropäischen Staaten über kurz oder lang verhängnisvoll werden muß, nicht besonders behandelt, erscheint uns als ein Mangel. Daß er ihre Bedeutung gar wohl kennt und würdigt, wissen wir nicht allein aus seinem großen Werke, sondern es geht auch aus gelegentlichen Äußerungen im vorliegenden Buche hervor. So rügt er es, daß die Arbeiter Kinder zeugen, ehe sie deren Unterhalt gesichert haben, und wendet sich gegen die phantastische Vorstellung des Amerikaners Henry George, wenn man nur seine Vorschläge annähme, dann werde die Erde eine ungemessene Zahl von Menschen ernähren können.

Ganz und gar stimmen wir den Sätzen bei, mit denen Roscher auf S. 566 seine Kritik des Sozialismus und Kommunismus beschließt. „Die

*) Eine Frage an die Altertumskundigen: Ist aus Bildern oder schriftlichen Nachrichten zu ersehen, daß römische Sklavinnen bei der Arbeit von den Aufsehern geprügelt worden wären? Viele römische Damen haben allerdings ihre Sklavinnen grausam behandelt, aber dafür, daß Frauen und Mädchen von Männern geprügelt worden wären, kennt der Verfasser dieses Aufsatzes kein Beispiel.

Annäherung an die Gütergemeinschaft soll von der Liebe der Reichen ausgehen, nicht von dem Hasse der Armen. Wenn alle Menschen wahre Christen wären, dann könnte die Gütergemeinschaft ohne Gefahr bestehen; dann würde freilich auch das Privateigentum keine Schattenseite mehr haben. In der Wirklichkeit halte ich es leider für sehr denkbar, daß uns die Zukunft noch bedeutende Annäherungen an die Pläne des heutigen Sozialismus bringen möchte, vielleicht noch mehr auf cäsaristischem als auf ochlokratischem Wege: durch eine sehr gesteigerte Besteuerung, Polizei, Zentralisirung, überhaupt Annäherung an die Staatsallmacht im Innern. Gehen aber diese Entwicklungen vor sich, ohne daß gleichzeitig eine großartige Reform des religiösen und sittlichen Volkslebens den Gemeinsinn verstärkt und veredelt hat, so würde ich eben sie für die vornehmsten [?] Ursachen, Wirkungen, Symptome des Verfalls der neuern Völker halten." Bei dem letzten Satze erstreckt sich unsre Beistimmung nur auf die Hälfte. Kann denn von Religion, Sittlichkeit und Gemeinsinn überhaupt noch die Rede sein, wo lauter Zwang und nichts als Zwang herrscht? Und beruht denn dieser Verfall nicht vielmehr auf äußern Verhältnissen, die sich vielleicht ändern lassen, als auf einer Entartung der Menschennatur? Giebt es nicht überall auch heute noch kreuzbrave, thatkräftige, einsichtige, zu allem Guten willige Menschen? Und würde es nicht zu den Aufgaben des im übrigen so vortrefflichen und so inhaltsreichen Buches gehört haben, die Mittel und Wege zu einer solchen Änderung wenigstens anzudeuten?

Der Franzose, der seinem Namen zu schließen deutschen Ursprungs ist, verfolgt in seinem Buche*) einen unmittelbar praktischen Zweck. Er kritisirt den gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Zustand Europas mit besondrer Rücksicht auf Frankreich, weist seine Unhaltbarkeit nach und giebt die Heilmittel an. Die gewöhnlichen politischen Streitfragen behandelt er als Nichtigkeiten mit Verachtung. „Wir fahren fort, uns für Wahlangelegenheiten, für Unterrichtsfreiheit, über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, über die Formen der höchsten Gewalt zu erhitzen, als ob sich seit 1840 gar nichts ereignet hätte in Europa. Politik eines verstorbnen Geschlechts (politique d'outre-tombe), deren Gespenst die Einfältigen schreckt, während sich die Schlauen seiner bedienen, diese zu leiten." (S. 209.)

In der Einleitung entwickelt er seine politische Grundansicht. „Zwei Lehren teilen sich in die Herrschaft der Geister. Nach der einen haben die Menschen mit Freiheit über ihre Einrichtungen zu entscheiden und ihre Oberhäupter zu wählen, nach der andern ist es lediglich das Übergewicht der Gewalt, das beides bestimmt. Die Bewundrer des Absolutismus unterscheiden

*) La Politique. Principes, Critiques, Réformes par Th. Funck-Brentano, professeur à l'école libre des sciences politiques. Paris, Arthur Rousseau, 1892.

sich jedoch von den fanatischen Radikalen und Kommunisten nur dadurch, daß sie die Freiheit, deren sie sich selber erfreuen, mit Gewalt behaupten, während die andern jederzeit bereit sind, Gewalt anzuwenden, um die Freiheit, die sie fordern, zu erobern. Die zwischen den Extremen hin- und herschwankenden Mittelparteien nehmen zur Gewalt ihre Zuflucht, solange sie sich am Ruder befinden, und schreien nach Freiheit, solange sie nicht im Besitz der Gewalt sind. Das Gebiet des politischen Lebens ist zu weit, als daß es erlaubt wäre, es von einem so kindlichen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Die beiden Pole, um die sich die Politik bewegt, sind nicht Macht und Freiheit, sondern persönliche und öffentliche Moral." Der Verfasser legt dar, wie sich seiner Ansicht nach die Sprache entwickelt, und fährt fort: „Genau auf dieselbe Weise haben sich die Menschen ihre politischen Einrichtungen geschaffen. Kleine gesellschaftliche Gruppen bildeten ebenso viele Kerne gesellschaftlicher Organisation. Diese Gruppen entstanden und erhielten sich dadurch, daß einer auf die Neigungen des andern verständnisvoll einging, daß sie sich zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse vereinigten und sich dabei einer gemeinsamen Leitung unterwarfen. Diese Leitung ermangelt anfänglich, ganz wie die im Entstehen begriffene Sprache, der Sicherheit und Festigkeit, wird aber mit der Zeit zur regelmäßigen Gewohnheit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, und aus der sich die öffentlichen Einrichtungen entwickeln." (S. 9.) „Wollen zwei Menschen durch gemeinsames Handeln einen Zweck erreichen, etwa einen Baum fällen oder einen großen Stein wälzen, so muß der eine die Arbeit leiten und der andre sich leiten lassen; handelt jeder nach seinem eignen Kopfe, so bringen sie nichts fertig. Diese Vereinigung zu gemeinsamem Handeln ist nur eine einfache Erfüllung des sittlichen Gebots: liebet einander und helfet einander! Sollen aber aus dem gemeinsamen Handeln bleibende Rechte und Pflichten entstehen, so muß es selbst zur dauernden Gewohnheit werden. Nur dann kann jeder von beiden auf den andern rechnen, wenn dem ersten die Leitung als sein natürliches Recht, dem zweiten der Gehorsam als seine natürliche Pflicht erscheint. An dem Tage, wo der zweite widerspenstig oder der erste lässig wird, werden sie mit einander in Streit geraten und zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen, der eine, um seine Autorität, wie er es nennt, aufrecht zu erhalten, der andre, um wieder zu gewinnen, was er seine Freiheit nennt. Dieser einfache Fall veranschaulicht, welche Rolle die Moral, die Gewalt und die Freiheit in den Beziehungen der Menschen zu einander spielen." (S. 11.) Die Freiheit wird hier doch ein wenig zu niedrig geschätzt und zu dürftig aufgefaßt.

Auf solche Gewohnheiten also, die unter dem Druck der Nöte des Lebens aus einfacher sittlicher Empfindung hervorgehen, beruhen die Sitten, beruhen alle Rechte und Pflichten, beruhen die Staatseinrichtungen. Nur darf daraus nicht die falsche Folgerung gezogen werden, daß der Staat, weil er aus der

Wirksamkeit einzelner Moralgrundsätze entspringt, nun hinwiederum die Aufgabe habe, die Menschen tugendhaft zu machen. Kein Mensch hat ein Recht, vom andern Nachsicht oder Selbstverleugnung oder Aufopferung zu fordern; Tugenden lassen sich nicht durch Befehl erzwingen; wie das Genie, so entzieht sich auch die Tugend der öffentlichen Gewalt. (S. 16.) Diesen Zusammenhang zu verstehen, darauf kommt in der Politik alles an. Dieses Verständnis aber ist mehr Sache natürlicher Begabung als sorgfältiger Schulung. „Ein Schenkmädchen, wie Katharina die Zweite, hat das Zeug zu einem Staatsmann ersten Ranges, während kenntnisreiche Männer als Minister nichts als Dummheiten machen." (S. 37.) Der Verfasser hat da die erste mit der zweiten Katharina verwechselt, wie denn solche kleine thatsächliche Irrtümer, namentlich wo es sich um Deutschland handelt, bei ihm nichts seltnes sind, aber mit dem, was das verunglückte Beispiel zeigen soll, hat es trotzdem seine Richtigkeit. Es ist nach Funck vorzugsweise das Verkennen dieser einfachen Verhältnisse, was die verzwickte und unhaltbare Lage der heutigen europäischen Menschheit verschuldet; von diesem Standpunkte aus kritisirt er nun die Leistungen des modernen Staats auf den verschiednen Gebieten seiner Thätigkeit und macht Reformvorschläge. Er behandelt, immer vorzugsweise mit Rücksicht auf Frankreich, die Gesetzgebung, die Kongresse (der Antisklavereikongreß wird mit dem Hohn gegeißelt, den er verdient), die Arbeiterfrage, die soziale Frage, die Krisen der Industrie und des Handels, die Finanzen, das Unterrichtswesen, die Verarmung der mittlern und das Elend der untern Klassen, das Steuer- und Zollwesen, die Staatsschuld (deren Tilgung gehört zu den Forderungen Funcks, von denen er sagt, daß wenn sie nicht erfüllt würden, man den Völkern lasciate ogni speranza zurufen dürfe), die Beziehungen des Staats zu Religion und Kirche, die Beziehungen der europäischen Staaten unter einander und die Kolonialpolitik; den Schluß bildet das Kapitel: „Die sozialen und die politischen Hilfsquellen Frankreichs."

Der Reichtum des Buches an treffenden Beobachtungen und glücklichen, praktisch verwertbaren Gedanken ist so groß, daß eine Auslese schwer fällt. Wer würde Funck z. B. nicht beipflichten, wenn er auf S. 101 sagt: „Unter allen Formen des Wahlrechts ist das allgemeine, geheime und direkte unstreitig das beste, weil es die Wünsche des Volks am klarsten zum Ausdruck bringt. Aber diese Wünsche auf dem Wege der Gesetzgebung erfüllen zu wollen, würde unter allen Arten von Politik die allerschlechteste sein." Nicht die oft unverständigen Wünsche und Forderungen von Volksmassen und Interessentengruppen habe der Gesetzgeber zu erfüllen, sondern seine Aufgabe sei es, die Ursachen zu erforschen, aus denen ihre Nöte und ihre Unzufriedenheit entspringen, und diese Ursachen zu beseitigen. Nur an dreien der von Funck behandelten Gegenstände wollen wir zeigen, wie er den politischen Fragen gegenübersteht.

Freihandel und Schutzzoll, meint er, seien beides „Chimären." Da jedermann Produzent und Konsument zugleich sei, so könne keine Maßregel zu Gunsten irgendwelcher Produzenten ergriffen werden, wodurch sich nicht ganze Volksmassen als Konsumenten, und keine zu Gunsten der Konsumenten, wodurch sich nicht andre Volksmassen als Produzenten bedrückt fühlten. Bei sogenannter Handelsfreiheit sei der Landwirt keineswegs frei, sein Getreide zu verkaufen*), wenn es ihn mehr kostet, als es auf dem Markte gilt, und aller Zollschutz nütze dem Gewerbetreibenden nichts, wenn ihn der Staat mit Steuern erdrücke. Werde der Zuckerfabrikant durch Ausfuhrprämien in den Stand gesetzt, seinen Zucker im Auslande billiger zu verkaufen als daheim, wo er durch den Schutz verteuert wird, so werde das Volk im ganzen durch diese Art Schutz nicht bereichert, sondern geplündert, indem man die Ärmern eines Teils des ihnen gebührenden Zuckers beraube. Aufgabe der Steuer- und Zollpolitik sei, dem Kleingewerbe im Innern, der Großindustrie im Auslande lohnenden Absatz zu sichern, eine Aufgabe, von der es uns freilich zweifelhaft scheint, ob sie von der Politik überhaupt auf die Dauer gelöst werden kann; die Politik allein ist es auf keinen Fall imstande. Da ferner jedes Gewerbe durch Steuerdruck erschwert werde, so sei wohl zu beachten, was so oft übersehen werde, daß auch die Zölle nichts andres als Steuern seien, Steuern, die an der Grenze erhoben werden. Den vielgepriesenen Brauch der französischen Stadtgemeinden, ihr Geldbedürfnis mit einem hohen Oktroi zu bestreiten, verurteilt Funck als höchst drückend und ungerecht und wegen der kostspieligen Erhebung aufs schärfste. Vor allem habe sich die Steuer- und Zollpolitik davor zu hüten, daß sie die ohnehin mit beklagenswerter Schnelligkeit fortschreitende Zerstörung des Kleingewerbes noch beschleunige. Nicht allein schneidet, wie er richtig ausführt, eine Großindustrie, die das Kleingewerbe zerstört, sich selbst die Wurzeln ab, weil ihr nur ein kaufkräftiger Mittelstand einen zuverlässigen Stamm von beständigen Abnehmern sichern kann,*) sondern mit dem Kleingewerbe schwindet auch die Gesellschaftsmoral, und seine Zerstörung bedeutet die Auflösung des Staatsorganismus.

*) Vorläufig droht gerade den größten Großindustriellen und Grundbesitzern von der Zerstörung des Mittelstandes noch keine Gefahr. Der englische Landlord sieht den englischen Ackerbau gleichmütig zu Grunde gehen; denn mit den Überschüssen, die ihm die städtische Grundrente abwirft, kauft er in Nordamerika ganze Quadratmeilen, läßt sie von Tagelöhnern bearbeiten und verkauft den Weizen nach Europa — in welches Land, das ist ihm gleich; Brot aber hat nicht allein der Mann des Mittelstandes, sondern auch der Proletarier nötig. Für den einflußreichsten Teil der Großindustriellen aber sorgen die von ihnen beeinflußten Regierungen mit ihrer Rüstungspolitik, die ihnen alljährlich großartige Aufträge sichert. Daher sind diese Herren gleichgiltig gegen die Zerstörung des Mittelstandes. Eine gewisse Höhe des Vermögens erhebt über die Wechselfälle des Lebens — bis zur Katastrophe; die Katastrophe sucht man durch ein Mittel abzuwenden, das sie herbeizuführen am allerkräftigsten wirkt, durch — stete Vermehrung des Militärs.

Das ist nun der Punkt, von dem aus der Verfasser die Arbeiterfrage beurteilt, die sich, wie er ganz richtig bemerkt, nur durch die Zerstörung des Bauern- und des Handwerkerstandes zur sozialen Frage erweitern kann. „Einige hundert Großgrundbesitzer, Großindustrielle und Großhändler auf der einen, einige Millionen Lohnarbeiter und Gesinde auf der andern Seite sind gar keine Nation; sie sind nur zwei zusammenhanglose Haufen von Reichen und von Armen. Dagegen kann ein Volk, das nur aus Bauern, Handwerkern und kleinen Krämern besteht, die erste Nation der Welt werden. Was unterscheidet die Großindustrie vom Handwerk? Das eigentümliche der großen Unternehmen ist die Unmöglichkeit persönlicher Beziehungen zwischen dem Oberhaupt und seinen Leuten, während der Handwerksmeister, der kleine Kaufmann mit allen seinen Untergebnen täglich und stündlich intim verkehrt. Die großen Unternehmer haben keine Fühlung mit ihrem eignen Personal und zu niemand Beziehungen als zu einer meist ausländischen Kundschaft; einer engern Verbindung der Großindustriellen und Großhändler unter einander steht meistens der Interessengegensatz im Wege. Daher können sie kein Material abgeben für ein festes soziales Gefüge. Im Kleingewerbe dagegen sind die kleinen Kräfte, je schwächer sie sich vereinzelt fühlen, desto mehr auf gegenseitige Unterstützung angewiesen; Meister und Gehilfen fühlen sich solidarisch verbunden, beide ziehen wechselseitig Vorteil von einander, vervollkommnen sich gegenseitig und schaffen in Gemeinschaft mit allen übrigen Gewerbegenossen jene mächtigen örtlichen Industrien, die durch die Vollendung ihrer Erzeugnisse aller Konkurrenz des Auslandes trotzen." Der Verfasser hat hier ohne Zweifel das berühmte Pariser Kleingewerbe vor Auge, das nach dem Zeugnis auch deutscher Kenner bis vor kurzem diesen Charakter trug und sich nicht allein durch die Vollkommenheit seiner Produkte, sondern auch durch ein musterhaftes Familienleben und durch das schönste Verhältnis zwischen der Meistersfamilie und den Lehrlingen auszeichnete. In den letzten Jahren jedoch sind diese trefflichen Leute mehr und mehr von Unternehmern abhängig geworden; wie in England die Fabrik, so frißt in Frankreich, wie auch Funck ausführt, das Magazin das Kleingewerbe auf; die tüchtigen Pariser Handwerker sinken zu „Hausindustriellen" nach Art der schlesischen Weber und der thüringischen Spielzeugmacher herab. „Diese wohlgefügte Masse — fährt der Verfasser fort — bildet sowohl in wirtschaftlicher wie in sozialer Beziehung die eigentliche Grundlage des nationalen Lebens." (S. 219 bis 220.) Genauer gesprochen: die Hälfte der Grundlage; die andre Hälfte ist der Bauernstand. Daher gereicht es den Völkern zum Verderben, daß die Lehrlingschaft mehr und mehr der Lohnarbeit „jugendlicher Arbeiter" weicht. Die Lehrlingschaft bildet ein wichtiges Stück der geschichtlichen Überlieferung. Wie in den Familien Sitten, Grundsätze und Anschauungen vom Vater auf den Sohn, so werden in der Werkstatt mit den Kenntnissen und Fertigkeiten auch Sitten und Grundsätze vom Meister auf den

Lehrling vererbt. Verliert sich die Tradition aus dem Schoß der Familien, so geschieht es auf Kosten des Volkscharakters, und mit dem Ende der Lehrlingschaft versiegt die Lebenskraft des Handwerks. Ja die Tradition kann schon in einem einzigen Gewerbe nicht abreißen, ohne daß auch die übrigen Gewerbe von der Zersetzung ergriffen würden; das ist eine verhängnisvolle Wirkung der Solidarität zwischen den einzelnen Gliedern des sozialen Leibes. (S. 181.)

Demnach ist die ganze moderne Sozialpolitik nur Kurpfuscherei, und eine recht schädliche dazu. Was soll, fragt Funck, die Beschränkung der Arbeitszeit für einen Sinn haben? Wenn der Staat gewisse Vergnügungen verbietet, so läßt sich das unter Umständen rechtfertigen; aber wie kann man irgend jemand die Arbeit verbieten? Kriechen Kinder etwa zum Vergnügen in einen Kohlenschacht, oder arbeiten Frauen und Mädchen zum Vergnügen die Nacht hindurch in der Fabrik? Will ihnen der Staat die Arbeit verbieten, so muß er ihnen den Unterhalt gewähren, den sie sich durch ihre Arbeit verdienen. Die übrigen Gesetze aber, z. B. die Versicherungsgesetze, haben weiter keinen Erfolg, als daß sie den Gegensatz von reich und arm allen erst recht zum Bewußtsein bringen und den Krieg beider Parteien gegen einander förmlich organisiren. Die Zwangsversicherung steigert den Haß auf beiden Seiten; den der Armen, weil das, was gewährt werden kann, hinter den wach gerufnen Ansprüchen weit zurückbleibt, den der Reichen, weil sie es als eine Ungerechtigkeit empfinden, für wildfremde Menschen bezahlen zu müssen, die sie nicht kennen, die sie nichts angehen, und gegen die sie keine Verpflichtung fühlen. Nicht anders verhält es sich mit der Koalitionsfreiheit; das Endergebnis der englischen Gewerkvereinsentwicklung ist ein wohlorganisirter Krieg zwischen den beiden Klassen der Unternehmer und der Arbeiter, die einander mit unversöhnlichem Hasse gegenüber stehen. Demnach bleibt die Auflösung dieser neuen Klassen und die Wiederherstellung des Kleingewerbes die einzige Lösung der sozialen Frage; sollte diese nicht möglich sein, dann giebt es keine. Bei der fortschreitenden Zerstörung der Mittelklassen kommt noch folgender Umstand in Betracht. Bestünde die Fabrikarbeiterschaft nur aus Leuten, die nichts besseres kennen, und die sich nur zu untergeordneten und einförmigen Arbeiten eignen, dann würde sie, wenn auch vielleicht hie und da aus Not unzufrieden, so doch nicht grundsätzlich rebellisch sein. Aber in sie strömen fortwährend die Deklassirten ein, die der Zerstörungsprozeß des Mittelstandes von einer höhern Stufe hinabwirft, und die von Haus aus Ansprüche auf besseres machen. Ferner, auch das ist noch zu erwägen, giebt es sowohl unter den aus dem Bürgerstande wie unter den aus dem Proletariat stammenden Arbeitern solche, die zu einer höhern Art von Arbeit befähigt sind oder wenigstens zu sein glauben, und diese sind notwendigerweise unzufrieden. Von diesen beiden Klassen wird dann auch die zuerst genannte Klasse rebellisch gemacht, die es von selbst nicht geworden sein würde.

Was aber diese Rebellion ganz besonders befördert, das ist — die Schule. Wir geben nachstehend einen Auszug aus der vortrefflichen Abhandlung Funcks über diesen Gegenstand (S. 262). Zwar spricht er nur von der Schule seines Vaterlandes, aber was er sagt, paßt größtenteils auf die moderne Schule überhaupt und geht uns Deutsche um so mehr an, als sich die französische Unterrichtsverwaltung die deutschen Schuleinrichtungen vielfach zum Muster genommen hat.

Unterrichten und erziehen ist zweierlei. Der öffentliche Unterricht befindet sich in den Händen eines besondern Standes und kann daher vom Staate geleitet werden, während die öffentliche Erziehung nichts andres ist als der Kulturfortschritt der Völker, von deren Sitten und Gewohnheiten abhängt und sich der Politik vollständig entzieht. Die Erziehung eines jeden kann nur von seiner Familie und von seinem Berufsstande besorgt werden, von der Umgebung, in der er lebt; unterrichten kann der erste beste. Gewiß kann auch ein Schullehrer auf die Neigungen und Empfindungen seines Schülers Einfluß üben, aber zu glauben, daß er einen solchen Einfluß auf vierzig, sechzig oder hundert Schüler üben könne, ist leere Einbildung. Das äußerste, was die Regierung von ihm fordern kann, ist, daß er durch seine persönliche Haltung und seinen Wandel ein gutes Beispiel gebe; aber dieser Einfluß verschwindet unter den täglichen unmittelbaren Einwirkungen der Familienglieder und Kameraden des Zöglings. Unsre Katechismen der bürgerlichen Moral können so wenig wirkliche Moral lehren, als sie die schönen Empfindungen, von denen sie reden, zu erzeugen vermögen. Man mag Worte wie Aufopferung und Biederkeit mit so viel Kommentaren versehen, wie man will, sie bleiben leere Worte, wenn nicht dauernde Anleitung durch die tägliche Umgebung bewirkt, daß der Zögling diese Tugenden lebt. Weil uns die Formulirung eines Moralgrundsatzes vorzüglich gelungen erscheint, so bilden wir uns ein, wir brauchten den Kindern bloß den Satz einzuprägen, so hätten wir ihnen damit schon die Tugend eingeprägt. Es giebt Menschen, die von den edelsten Empfindungen beseelt sind, aber nicht eine einzige in Worten auszudrücken vermögen; das sind wirklich erzogene, wahrhaft gebildete Menschen. Andre kennen alle Moralgrundsätze und sind dabei jeder edeln Empfindung bar; diese sind nicht allein schlecht erzogen, sondern verderbt. Sie benutzen ihre Kenntnis der sittlichen Natur des Menschen dazu, die wirklich Sittlichen auszubeuten. Außer einer schlechten Erziehung haben sie auch noch einen abscheulichen Unterricht genossen. Mit einem solchen Unterrichte erziehen wir heutzutage ein Geschlecht von Sophisten, Politikern, Ränkeschmieden und Ausbeutern.

Und so wenig der Unterricht Empfindungen zu wecken vermag, die der Schüler nicht von Natur hat, so wenig vermag er geistige Anlagen zu entwickeln, die den Menschen abgehen. Der Unterricht vermag wohl die Anlagen,

die das Kind hat, zu entfalten, aber nicht ihm welche einzupfropfen, wenn es keine hat; wie übertriebne Leibesübungen die gesündesten Glieder verrenken können, so zerrütten die übertriebnen Übungen unsrer Schulen die begabtesten Köpfe. Möchte man doch der Einbildung entsagen, daß wir durch Häufung des Unterrichtsstoffs und der Prüfungen aus allen Knaben Genies machen könnten! Ein Genie, das in der Schule nichts als lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, wird ein Pascal, und alle möglichen Kenntnisse, die man einem Dummkopf einbläut, ändern nichts daran, daß er ein Dummkopf ist und bleibt. Jede Kenntnis, die nicht im richtigen Verhältnis zu unsern Fähigkeiten steht, wirkt nicht als Hebel, sondern nur als Fessel unsrer geistigen Entwicklung. Demnach wirken unsre Schulen verderblich von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe; nach zwanzigjähriger Abhetzung des Schülers sind seine Ideen dermaßen zerhämmert, daß nur noch Splitter davon übrig bleiben, und sein Denkvermögen ist zum Stumpf verstümmelt. Der falsche Fortschritt macht das ganze Volk so nervös wie den einzelnen; und wie bei diesen, so kann auch beim Volke das Ende nur eine Gehirnlähmung sein, die sich durch Größenwahn ankündigt; jeder einzelne wird dazu gedrillt, sich für einen König, für ein Genie, für unsern Herrgott zu halten.

Vierundneunzig Prozent unsrer Volksschüler sind Kinder von kleinen Leuten und dazu verurteilt, selbst zeitlebens kleine und arme Leute zu bleiben. Indem wir ihnen Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie, Moral samt Rechtskunde und Volkswirtschaft lehren, können wir damit weiter nichts erreichen, als daß wir bei den einen die Einbildungskraft überreizen und den andern das Bedürfnis nach höherer Ausbildung einpflanzen. Da aber die ungeheure Mehrheit zu einer mechanischen oft sehr unangenehmen Arbeit zeitlebens verurteilt bleibt, so können die geweckten Bedürfnisse und Ansprüche nicht befriedigt werden, und ihre Berufsarbeit erscheint ihnen unerträglich. Zwar zur Unwissenheit und Unbildung früherer Zeiten dürfen wir nicht zurückkehren, der Unterricht muß obligatorisch und allgemein bleiben, aber er muß sich auf die Elemente und die Einführung ins wirkliche Leben beschränken und sich den Bedürfnissen des zukünftigen Standes des Schülers anpassen, daher nicht allein für Stadt und Land, sondern auch für die verschiednen Gegenden, z. B. für die Wein oder Getreide bauenden verschieden sein.

Der heutige Unterricht trägt ganz wesentlich dazu bei, das Kind seiner häuslichen und natürlichen Umgebung, seinem zukünftigen Berufe zu entfremden, die Armen vom Lande in die Stadt, in der Stadt aus dem niedern in einen höhern Beruf zu locken, den Kleingewerbestand aufzulösen; gerade die Arbeiter mit der besten Schulbildung sind die Führer in allen revolutionären Bewegungen. Ja sogar das Bedürfnis nach einer Ernährungsweise, die der Arme nicht erschwingen kann, erzieht man seinen Kindern an. Denn stramme geistige Arbeit erfordert sehr stickstoffhaltige Nahrung; das Kind des Armen,

das zu energiſcher Denkthätigkeit gezwungen wird, kann leicht der Auszehrung verfallen, wenn es dieſe koſtſpieligere Nahrung nicht bekommt. Ähnlich verhält es ſich mit dem Unterricht auf der mittlern und auf der höchſten Stufe. Er iſt für die Ausnahme eingerichtet, nicht, wie er es ſollte, für die Maſſe der Schüler. Die Prüfungen ſind eine Peſt. Wenn man verlangt, daß der eine Examinand alles das zuſammen wiſſe, was ſeine ſämtlichen Examinatoren wiſſen, ſo iſt das nicht mehr öffentliche Volksaufklärung, ſondern öffentliche Volksverdummung; der Schüler muß durch dieſe Geiſtestortur dumm werden. Auf die Vorſchläge des Verfaſſers zu einer anderweitigen Geſtaltung des franzöſiſchen Unterrichtsweſens können wir nicht eingehen.

Die internationale Lage betrachtet Funck von dem bekannten franzöſiſchen Standpunkte aus: alle Schwierigkeiten entſpringen aus der Annexion von Elſaß-Lothringen; darüber noch Worte zu verlieren, wäre Raumverſchwendung. Nur eine Bemerkung, die nicht dem von jener fixen Idee beherrſchten Gedankenkreiſe angehört, wollen wir anführen. „Die bevorſtehende Überſchwemmung Europas durch die Ruſſen wird nicht Wirkung einer ehrgeizigen Politik ſein — die ruſſiſchen Staatsmänner denken gar nicht daran —, ſondern eine Wirkung des ſozialen Zuſtandes Rußlands. Nachdem ſich Europa durch ſeine nationalen Leidenſchaften und ſeine blödſinnigen Kriege außer ſtand geſetzt hat, dem großen Moskowiterreiche die zur Bildung eines Mittelſtandes erforderlichen geiſtigen und moraliſchen Hilfsmittel zuzuführen, wird die ruſſiſche Bevölkerung mit Hilfe der materiellen Hilfsmittel, die ihm der Weſten in der Geſtalt von Anleihen u. ſ. w. zu ſpenden fortfährt, dieſen dereinſt überfluten. An dem Tage, wo Rußland ſeine Nihiliſten zu Statthaltern deutſcher und franzöſiſcher Provinzen ernennen wird, wird es keine Nihiliſten mehr haben. Das wird das Ende ſeiner ſozialen Frage — und auch der unſern ſein.“ (S. 317.)

Man ſieht, die tüchtigen Geiſter aller Kulturvölker ſuchen das Heil in derſelben Richtung. Sollten ihre Ideen unfähig ſein, die Maſſen zu ergreifen und ſich in ihnen zu verkörpern?

Land und Leute in Oſtfriesland

Von G. F. Gödel

Eala fria Fresena

er einmal am Strande von Norderney geluſtwandelt iſt, der hat gewiß auch an der Villa des oſtfrieſiſchen Grafen zu Inn- und Knyphauſen die Inſchrift geleſen: Eala fria Fresena! Die Worte ſind altfrieſiſch, gehören alſo einer Sprache an, die ſeit fünfhundert Jahren von der niederſächſiſch-frieſiſchen Mundart verdrängt worden iſt. Was ſie bedeuten? Sonderbare Schwärmer wollen das Eala mit „Heil“ überſetzen. Aber das hätte ihnen ſchon ein Blick auf die der altfrieſiſchen ſo nahe verwandte angelſächſiſche Sprache verbieten ſollen, in der Luk. 7, 14 (Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf!) überſetzt iſt: Eala geonge aris! Eala iſt eine Interjektion, die wir alle in der Form helah! kennen; man könnte auch wie die Kieler oha! ſagen oder hollah! oder noch moderner hurrah! Die Inſchrift bedeutet alſo: Hurrah, freier Frieſe! und bildet den altfrieſiſchen Weck-, Kampf- und Streitruf, das Feldgeſchrei, mit dem die alten Recken zu ihren Heldenthaten auszogen, zu ihren Streichen ausholten. Wer den Ruf in wogender Feldſchlacht oder im grimmen Orlog zur See vernahm, der konnte gewiß ſein, daß es da Hiebe ſetzte, deutſche Hiebe von deutſchen Männern, und das waren keine kartoffelneſſenden, branntweintrinkenden, ſondern gerſtengrützeeſſende, methtrinkende Männer mit Mark in den Knochen und Kraft in den Fäuſten. Wo ſo einer hintraf, da wuchs kein Gras mehr.

Ein trefflicher, rein deutſcher Stamm, dieſe Oſtfrieſen; ein prächtiges Volk mit einer reichen und lehrreichen Geſchichte. Warum kennt man in Deutſchland, ach, daß ich ſagen muß: auch in Oſtfriesland! ſo wenig davon? Warum drängen ſich die andern Stämme an dieſem „ſo kalt und fremd vorüber“? Als im Jahre 1867 in Worms die Hauptverſammlung des Guſtav-Adolf-Vereins tagte, ſtand in einem Zeitungsbericht zu leſen, es wären Gäſte anweſend geweſen aus ganz Deutſchland, aus Belgien, Holland, der Schweiz, Italien, Öſterreich-Ungarn „und ſogar aus dem fernen Oſtfriesland.“ Mit wie wenig Geographie läßt ſich doch eine Zeitung ſchreiben! Wie herzlich habe ich den damaligen Vertreter Oſtfrieslands über dieſes „ſogar“ lachen hören! Und doch hat dieſes zeitungſchreibende kindliche Gemüt wahrer ge-

sprochen, als es selbst ahnte. Man kann diesem „sogar“ wirklich eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Äußerlich betrachtet ist es freilich mehr als quintanerhaft. Aber wer wird am Äußern kleben? Ostfriesland ist in der That tausend Jahre lang so vom deutschen Reiche geschieden gewesen, daß man wohl von dem fernen Ostfriesland sprechen konnte.

Seit unvordenklichen Zeiten haben sich die Ostfriesen für etwas ganz apartes gehalten und sich selbst aufs schärfste von den „Deutschen“ unterschieden. Ich gehe nach Deutschland — so hieß es allgemein im Sprachgebrauch, wenn einer irgendwo die Grenzen gegen Niedersachsen überschritt. Deutschland und Friesland waren benachbarte Länder, etwa wie es Spanien und Portugal sind, und wenn man anfängt, sich in die zahlreich vorhandnen Urkunden aus der Häuptlingszeit zu vertiefen, so faßt man sich zuerst unwillkürlich an die Stirn, weil man meint, man träume, wenn man liest frysk en dúdsk; aber überall und bei allen Gelegenheiten wird immer wieder dieser Unterschied gemacht. Und das waren nicht etwa bloß Redensarten weitschweifiger Vertragsurkunden mit vorsichtigen Bestimmungen, Unterscheidungen, Verwahrungen und Vorbehalten, nein, es war bitterer Ernst mit dieser Unterscheidung. Eala fria Fresena — das war die Losung, und die ward eifersüchtig aufrecht erhalten gegen jedermann, und wären es Kaiser und Reich oder selbst der Papst gewesen. Als Sigismund von Konstanz aus mit großen Freiheiten lockte, lachte man ihn einfach aus: was der Kaiser geben könne, das habe man längst. Sigismund und seine edle Konstanzer Versammlung waren freilich auch wenig verlockend; das haben bald darauf dem Meineidigen die Böhmen deutlich genug zu verstehen gegeben. Und nach dem Papst fragten die Friesen von jeher nicht viel. Die Keulenschläge bei Dokkum, unter denen Bonifacius fiel, waren keine besonders verheißungsvolle Anbahnung der Beziehungen, und die vielfachen Kämpfe mit den etwas hab- und händelsüchtigen Münsterschen Bischöfen trugen auch nicht dazu bei, sie herzlicher zu machen. Man ließ sich von Rom wenig sagen. Nicht einmal die Ehelosigkeit der Priester hat der Papst bei diesem hartnäckigen Geschlechte ganz durchführen können; es gab immer einzelne rechtmäßig verheiratete Geistliche. Einer, namens Johannes, hat in seinem aus Aurich vom 7. Oktober 1402 datirten Testament als ein echter, d. h. ehelicher Vater für seine Kinder gesorgt. Und wenn Ruseler in seinem bekannten Drama die Stedinger als fromme, aber trotzige, freiheitliebende und auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtige Leute schildert, so hebt er eben die Eigenschaften hervor, die sie aus ihrer alten ostfriesischen Heimat mitgebracht hatten; sie waren Leute, die sich um keinen Kaiser noch Papst kümmerten, weil sie sich, wie sie sagten, das von ihnen bewohnte Land ganz allein durch ihrer Hände Arbeit geschaffen hätten und weder Papst noch Kaiser ihnen dabei geholfen hätte.

Ist es da ein Wunder, daß die Ostfriesen, da sie sich äußerlich so unab-

hängig und abgeschlossen hielten, auch innerlich verschlossen wurden, zurückhaltend, still, in sich gekehrt, vorsichtig, mißtrauisch, schweigsam? Schweigsamkeit ist bis auf diesen Tag die berechtigte Eigentümlichkeit der Ostfriesen. Zu ihrer Erklärung dienen allerdings auch physikalische Ursachen. Vor allem hat gewiß das Meer Einfluß gehabt, an dessen Küsten der Ostfriese wohnt, und auf dessen Wassern er sein Wesen treibt, das gewaltige, stürmische, düstere, graue deutsche Meer. Wohl kann es auch sonnig und wonnig lachen, sodaß einem auf seinen Wogen das Blau von oben und das Blau von unten tief ins Herz hineinscheint, und wer es so trifft, etwa an einem Hochsommertage auf der Fahrt nach der deutschen Insel Helgoland, der kann von Glück sagen und nimmt gewiß in seiner Seele ein Bild mit hinweg, das sich nie wieder ganz verwischen läßt. Aber man trifft es selbst im Juli nicht immer so. Und was soll der seefahrende Mann gar vom November sagen! Da ist es auf der Nordsee entweder so neblig, daß man sich ganz weltverloren vorkommt, oder es weht mit solcher Heftigkeit, daß einem der Sturm jedes Wort mit Gewalt vom Munde wegnimmt. Wozu soll man da noch reden? Da braucht es nicht der Worte, sondern der Thaten, da muß mit fester, sichrer Hand zugegriffen werden. Still und stumm steht der Mann am Ruder, still und stumm entern die Matrosen auf, lautlos thun sie ihre Pflicht in der heulenden, pfeifenden Takelage. „Jene Ruhe, die den Seemann in allen Lagen seines Lebens kennzeichnet," sie hat der Ostfriese von jeher besessen, denn der Hauptteil der Bevölkerung war ehemals seemännisch. In den Tagen, wo auf den Landstraßen „Deutschlands" das Raubrittertum blüte, trieben in „Ostfriesland" auch Leute das seemännische Handwerk, die gar keine Seeleute, sondern entweder Seeräuber von Beruf oder gelegentlich Seeräuber aus Neigung, jedenfalls aber Seeräuber waren, auch wenn sie daneben noch ein ehrliches Gewerbe trieben und einem „erlaubten Nahrungszweig" nachgingen. Es war aber auch zu verlockend, einmal zu untersuchen, was wohl die Schiffe der Osterlinge auf ihrem Wege nach oder von London für kostbare Ladung mit sich führten. Noch früher aber, in den Tagen Karls des Großen, in den Zeiten der Römer, da waren alle Leute, die überhaupt an der See wohnten, auch Seeleute. Und was für welche! Es waren Leute von jener Kühnheit und Unerschrockenheit, die auch in Kampf und Gefahr, in Sturm und Wagengebraus ihren Mann steht, ja der das Ringen mit den empörten Elementen Lust und Freude ist. Das haben die alten Römer, denen es in diesen flutenden und ebbenden deutschen Gewässern ohnehin nicht recht geheuer war, oft genug mit Schrecken erfahren. Und der Schrecken hatte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem kimbrischen, der ihnen so gut im Gedächtnis geblieben war. So viel sich aber auch seit jenen Tagen geändert hat, das Meer ist dasselbe geblieben, und etwas von der alten Schweigsamkeit hat sich auch erhalten. Mag der Neapolitaner unter seinem ewig blauen Himmel an seinem ewig blauen Meere ewig schwatzen

und lachen, dieses düstre Meer, dieser umwölkte Himmel, diese harte Arbeit machen ernst und schweigsam. „So war es nicht Mangel an Seetüchtigkeit — sagt Vizeadmiral Batsch —, die den Dreizack des Nordens an Holland auslieferte; die schwierigen Ufer der Nordsee mit ihren Watten und Sänden, sie ließen für ein weiches, müßiggängerisches Strandleben, wie an der Riviera des Mittelmeeres, keinen Raum; ein Gebiet, von dem der griechische Reisende und Geschichtsschreiber Pytheas sagen konnte, die Natur dieses unwirtlichen Gestades müsse seinen Ursprung einem eigentümlichen Gemisch von Nebel und Schlickstoff verdanken, duldete nur harte Arbeit und mühevolles Ringen, wo es galt, auch nur für das nackte Dasein die Mittel zu schaffen."

Aber auch am Lande war der Ostfriese von jeher nicht auf Rosen gebettet, auch da brauchte er die seemännische Ruhe und Besonnenheit. Hatte er doch immer wieder das dem Meere abgerungne Land gegen das Meer zu verteidigen. Als die Fluten noch seine auf „Warfen," natürlichen oder künstlich aufgeworfenen Anhöhen, erbauten Hütten ringsherum bespülten, da galt es, rechtzeitig, ehe die Flut kam, „sein Schäfchen ins Trockene zu bringen," auf die Warf zu retten; im übrigen mußte man geduldig abwarten, bis sich die wilden Wasser wieder verlaufen hatten. Als man aber erst angriffsweise gegen das Meer vorging und ihm den feinen, fetten Marsch- (marisk-, Meer-) Boden durch Deiche streitig machte, da begann ein nimmer endender Kampf. Da galt es bei jeder Springflut und vollends bei jeder Sturmflut auf der Hut sein. Denn ein gebrochner Deich ist schlimmer als gar keiner. Darum mußte man, wenn Not an den Mann ging, einen beginnenden Deichbruch mit dem eignen Leibe dichten. Das macht Männer, Männer, die wissen was sie sollen und was sie wollen, Männer, die Unmögliches möglich machen, Männer, die zu sterben verstehen. Aber auch schweigsame Männer, denn es galt, den Mund zu und den Atem anzuhalten und aufs schärfste auf jedes gurgelnde Geräusch zu horchen, das etwa die feindlichen Wogen an der Sohle des Deiches verursachten.

In ihrer Schweigsamkeit sind die Ostfriesen aber auch durch den Boden, auf dem sie wohnen, bestärkt worden. Ostfriesland ist eine große Ebne, es ist wie ein Pfannkuchen, sagt der Volksmund; der Rand (die Marsch) ist das beste dran. Wenn es nicht Marsch ist, dann ist es Moor, aber Ebne ist es auf alle Fälle, und noch heute, trotz sehr vermehrter Bevölkerung und zahlreicher neu angelegter Moorkolonieen und Fehne, eine recht einsame Ebne. In dieser weiten, schweigenden Einsamkeit erschrickt der Mensch vor seiner eignen Stimme. Das Reden besorgt schon ein andrer, der Wind, der fort und fort über die weiten, schutzlosen Flächen saust, „der Boreas, der mit vollen Backen aus Südwest bläst," wie einmal eine hiesige Zeitung so schön schrieb. Wenn der — ich meine nicht den Boreas, sondern den Südwest — seinen Mund aufthut, dann muß der arme Mensch den seinen halten. Dazu

kommt noch der schwere Luftdruck von oben und der schwere Kleiboden von unten, der sich wie Blei an die (nicht unbedeutenden) Sohlen — man lebt hier auf großem Fuße! — hängt. Kurz, man begreift es wohl, wie diese Leute so langsam und gemessen in ihren Bewegungen, so langsam und nachdrücklich bei ihrer Arbeit, so langsam und einsilbig in ihrem Reden geworden sind.

Einsilbig bitte ich übrigens wörtlich zu nehmen. Der Ostfriese ist zwar von Alters her nicht einsilbig angelegt gewesen, aber er hat sich nach und nach künstlich zur Einsilbigkeit entwickelt. Statt Lübeck sagt er nämlich Lück; statt Nachen Ak; statt Slede Sle (Schlitten); statt Rede Re (Reede). Die häufig verbunden vorkommenden Vornamen Katharine Christine hat er zwar nicht ganz in eine Silbe pressen können, aber kurz genug ist es doch geworden: Rinste. Bei solcher Neigung zur Kürze ist es fast ein tragisches Geschick zu nennen, daß bei jedem Bau eines neuen Siels, bei jeder neuen Eindeichung eines Groden (Polders), bei jedem neu angelegten Fehn ein neuer Name herbei muß. Und da sich die neuen natürlich von den alten unterscheiden müssen, so muß die Unterscheidung manchmal etwas weitläufig und umständlich ausfallen. So entstehen Neuharlingersiel, Westeraccumersiel, Neuenderaltengroden, Kleinsüdercharlottenpolder, Stickelkamperfehn, Westermarschaltenbeich und unzählige ähnliche Namen, und sie sind alle so gut wie gar nicht abzukürzen! Der Pfälzer kürzt sein Niederschönwattenwag zu Schimmedewog ab; der Oldenburger nennt seinen Stolz, nämlich Dorf, Park und Schloß Rastede, kurzweg Rost; und auch der Ostfriese hat bei Nordernyeoog eine schüchterne Abkürzung in Norderney gewagt; aber was soll er mit Bunderinteressentenpolder anfangen?

Weil wir sie aber begreifen, so verzeihen wir auch diese Schweigsamkeit, die ein weniger wohlwollender Beurteiler Maulfaulheit nennen würde. Eins aber ist bei allem Wohlwollen unverzeihlich. Die Leute thun, wenn sie auch wirklich einmal etwas sagen wollen, den Mund nicht auf, sondern quetschen ihr geliebtes Plattdeutsch so undeutlich durch die Zähne, daß ein Schwabe oder Baier, der plötzlich hierher verschlagen würde, denken könnte, er sei in die Mandschurei oder auf Borneo geraten. Muß ich doch offen eingestehen, daß ich selber Mühe genug habe, zwei mit einander plattdeutsch redende „Eingeborne" zu verstehen, obwohl mir theoretisch kaum eine der gangbaren Vokabeln des Niedersächsisch-Friesischen unbekannt sein dürfte. Unmöglich können es die alten Friesen ebenso gemacht haben. Die müssen eine sehr wohlklingende Sprache gehabt haben, denn diese Sprache hatte viele Wörter mit offner Endsilbe — da muß doch der Mund aufgemacht worden sein! Der altfriesische Gau z. B., wo die neue deutsche Reichskriegshafenstadt liegt, hieß Hriostringia, nebenbei bemerkt fünfsilbig, jetzt heißt er Rüstringen. Man spreche beide Wörter aus und vergleiche! Man vergleiche weiter forda mit Furt, forsta mit Fürst,

frana mit Frohn (Herr, Schulze), foremunda mit Vormund u. s. w. Und wie frei und offen klingt die altfriesische Infinitivendung a, verglichen mit unserm en! Ich greife aus der Nähe der genannten Hauptwörter einige Zeitwörter heraus: forgadera, versammeln; foribranga, vorbringen; foriwerna, verweigern; forgunga, vergehen. Wer wird nicht durch den Klang dieser Wörter unwillkürlich an die Sprache jener Angeln und Sachsen erinnert, die sich jenseits des Meeres eine neue Heimat schufen? Die große Verwandtschaft beider Sprachen zeigt, wie nahe sich die beiden Völker standen, die sie sprachen. So haben sie gewiß auch eine ähnliche Aussprache gehabt. Nun fehlt leider altfriesische Poesie. Dafür ist aber das Angelsächsische desto reicher daran. Aber wer könnte sich die gewaltige Sprache des Beowulf mit geschlossenem Munde gesprochen denken? Freilich wird im Beowulf der Mund Vord-hord, d. h. Hort des Wortes genannt. Aber damit ist gewiß nicht gesagt, daß die Alten beim Sprechen das Gehege der Zähne so wenig geöffnet hätten wie heutigen Tages ihre Söhne, sondern es ist nur die alte, trotzige, überlegte, vorsichtige, nordische Schweigsamkeit damit angedeutet. Der fromme Mönch aber, dessen Redaktion wir das Heldenlied verdanken, hatte offenbar in dem Briefe des Jakobus das Kapitel von der Zunge mit Erfolg studirt, und er ließ das Wort in pädagogischem Interesse stehen, eine kurze wirkungsvolle Warnung vor Zungensünden. Die heutigen Vettern in Ostfriesland bedürfen ihrer kaum. Sie sind von einer solchen Vorsicht im Gebrauch des „unruhigen Übels," daß es einem, der ihre Art nicht ganz genau kennt, geradezu peinlich werden kann.

Nimm an, du wärest irgendo in einem Bauernhause zum Essen geladen. Dann merke dir ja, daß nicht genötigt wird, und scheue dich nicht, trotzdem tapfer zuzugreifen. In Westfalen sagt der Hausherr, wenn die Gäste alle sitzen und es ist aufgetragen, wenigstens: So, nu plagt euch! In Schwaben wird man mit den Worten ermuntert: D' Unkeschte sind scho g'macht! Hier aber giebts nur einen stummen Wink, zuzulangen. Der Hausherr sieht den Gast an und bewegt den Daumen der rechten Hand nach den Speisen hin. Das ist alles. Dann aber schlägt die Schweigsamkeit auch hier eine tüchtige Klinge. Früher pflegte man sogar zu sagen, man müsse essen, als ob alle Bäume Galgen wären, also flott drauf los. Das war freilich die Zeit, wo noch alle aus einer Schüssel aßen.

Oder du gehst über Land, und an deinem Wege siehst du einen Landmann Kartoffeln ernten. Na, werden Kartoffeln ausgemacht? sagst du im Vorbeigehen, um dem arbeitenden Manne eine Freude zu machen. Wäre das am Rhein oder in Sachsen, da würde der Kartoffelbauer sofort anbeißen; du würdest merken, daß er bloß darauf gewartet hat, angeredet zu werden. Denn alsbald würde er losschießen: Ja, es wird jetzt Zeit, der Herbst ist da, sie müssen jetzt in den Keller, sie sind so wie so nicht zum besten geraten, na,

dafür hats denn auch mehr Obst gegeben; wo machen Sie denn hin? Sie wollen wohl in die Stadt? Und wenn du nicht schleunigst machst, daß du weiter kommst, so überschüttet er dich mit einem Wasserfall von Beredsamkeit. Hierzulande ist das ganz anders. Der kartoffelnausmachende ostfriesische Bauer an deinem Wege hat so wenig erwartet, von dir angeredet zu werden, daß ihn dein freundliches Wort ganz unvorbereitet trifft. Er läßt sich freilich nicht verblüffen. Wann hätte ein Friese bei solcher Gelegenheit je seine Ruhe verloren? Aber bis er die Leitung vom Ohr nach dem Sitze des Auffassungsvermögens eingeschaltet hat, und ihm endlich zum Bewußtsein kommt, daß jemand etwas zu ihm gesagt hat, weiß er ganz gewiß nicht mehr, was du gesagt hast, und so ringt sich denn zunächst ein langgedehntes häh? aus seinem „Worthort" hervor. Aber bis er das häh? heraus hat, wärest du schon über alle Berge, wenn hier von Bergen die Rede sein könnte. Er aber hält dich wahrscheinlich für einen unausstehlichen Schwätzer und schickt wenigstens im Geiste einige von seinen kurzen, treffenden, wenig schmeichelhaften Sprichwörtern hinter dir her, die vom proten handeln. Proten heißt nämlich sprechen, aber es scheint mir, als ob es eine leise tadelnde Nebenbedeutung hätte und eigentlich mehr schwätzen als sprechen bedeutete. Vielleicht ist es sogar — wie schwatzen — lautmalend und mit dem neuhochdeutschen „brodeln" verwandt, und dann wäre das Sprichwort überaus treffend: „He prot'd af'n metwurst, de an beide enden apen is." Jedenfalls wußte Wilhelm von Oranien, was er that. Der war bekanntlich aus Dillenburg im Nassauischen, und die Nassauer sind bekanntlich auch ein redseliges Völkchen. Aber Graf Wilhelm lernte, ein Moltke vor Moltke, das „Swigen," und das mag den Friesen, die seinen Fahnen folgten, nicht schlecht imponirt haben. Im Haag hat man dem großen Schweiger ein wohlverdientes Denkmal gesetzt.

Du darfst aber nun nicht etwa denken, der Kartoffelmann an deinem Wege habe dich nicht beachtet. O, er hat dich genau aufs Korn genommen! Der gesprächige Rheinländer oder Sachse hätte dich längst vergessen, während der schweigsame Ostfriese noch lange über deine Erscheinung und über den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hat, nachsinnt. Im stillen und auf seine Art denkt er sogar scharf und tief, und grübelt über den schwierigsten Problemen. Er bleibt nichts weniger als unbewegt von den großen Gedanken einer Zeit. Sollte es etwas langsam gehen, so bewegen sie ihn um so tiefer und gründlicher, und der Entschluß ist dann um so entschiedner, kräftiger, nachhaltiger. Darum bleibt der Friese auch in keinem Stück hinter irgend einem der deutschen Stämme zurück. Ostfriesland war eins der ersten Länder, wo die Reformation eingeführt wurde. Trefflich hatten von Holland her die „Brüder des gemeinsamen Lebens" den Boden für die Kirchenverbesserung vorbereitet, wie denn überhaupt die geistig so regsamen Niederlande jener Tage einen so nachhaltigen Einfluß auf das Nachbarland ausgeübt haben, daß noch vor einem Menschen-

alter in manchen Kirchen holländisch gepredigt wurde. Aber mit der gewohnten Nüchternheit seines Stammes prüfte Graf Edzard der Große von Ostfriesland erst genau, wer in dem Streit Wittenbergs gegen Rom Recht habe, ehe er sich auf Luthers Seite schlug. Dann aber that er es auch entschieden und überzeugungstreu. Darum hat er es wohl verdient, daß man in dem Pantheon der Evangelischen, in der vor kurzem neu geweihten Schloßkirche zu Wittenberg, auch sein Wappen angebracht hat. Über ihn und seine Regierung berichtet ausführlich die „Volledige Chroniek van Oostfriesland van den Edelen, Welgeborenen en Gestrengen Heere Heer Eggerik Beninga." Der Verfasser dieser Chronik stammt aus dem alten Häuptlingsgeschlecht der Allena von Osterhusen und Grimmersum, das infolge einer Heirat mit einer reichen Erbtochter den Namen Beninga angenommen hatte. Beninga lebte von 1490 bis 1562 und diente als Drost dem Grafen Edzard und seinem Sohne, dem Grafen Enno. „Naa de Dood, sagt Harkenroth, der die Chronik 1723 neu herausgab, van Graaf Enno is hy Raad en Daad geweest by des selfs Weduwe Gravinne Anna, en heeft altyt sig so weeten te gedragen, dat hy to Hove geleden en het gemeen seer nüttelik geweest is." Beninga hat also unter drei Fürsten die Geschichte, die er schreibt, selbst machen helfen. Von der Einführung der Reformation in Ostfriesland schreibt er — ich übersetze seine Worte mit möglichster Treue ins Hochdeutsche —: „Anno 1519, dieweil Martinus Luther gegen Papst Leo X. auf Latein angefangen hat zu schreiben, anfangs gegen den Ablaß und die Dekretalen, und weil die Päpste etliche hundert Jahre das reine Wort Gottes, wie es die Apostel verkündigten, durch ihre falsche Lehre und nach ihrem eignen Gutdünken jämmerlich gedämpft und verdunkelt hatten, hat er heftig dagegen geschrieben, wodurch mancher von Gott erleuchtet worden und so weit gekommen ist, daß Gottes Wort an vielen Orten durch die Vorsehung des Allmächtigen rein verkündigt und gepredigt ward, und sobald Martinus seine Schriften in deutschem Druck ausgehen ließ, und Graf Edzard Schrift und Gegenschrift gegen einander, auch die des Papstes, mit Fleiß durchgesehen hatte, hat er zunächst erlaubt und zugelassen, daß diese Schriften in seiner Grafschaft gekauft und verkauft würden, und so ist der im ganzen Reiche als ein verständiger Mann geachtete Graf Edzard von Tag zu Tag von dem Allmächtigen erleuchtet worden und hat durch einen Prediger Heinrich Brun das reine unverfälschte Wort Gottes zu Aurich in der Stadt verkündigen lassen, welcher Prediger sich erboten, gegen jedermann seine Predigt aus göttlicher Schrift zu verteidigen und mit seinem Halse zu beweisen."

Während aber solches in Aurich geschah, war Emden, das von jeher wenig nach dem „Regierhause" Cirksena gefragt hatte, schon auf eigne Faust vorgegangen und hatte der neuen Lehre dieselbe Freiheit der Verkündigung gewährt wie der alten. Der Erfolg war, daß Emden bald weit und

breit als „Herberge der Gerechtigkeit" berühmt ward, als eine Freistatt für die um des Glaubens und Gewissens willen verfolgten aus aller Herren Ländern. Und wie jede Wohlthat ihren Lohn findet, so verdankte diese alte, nachher durch Unverstand und Gleichgiltigkeit so schmählich vernachlässigte, durch Engherzigkeit und Thorheit bös an die Wand gedrückte, um ihren schönen, herrlichen Seehafen betrogne, in ihrem Handel traurig lahm gelegte Stadt damals den beherbergten Fremden einen gewaltigen Aufschwung. Es waren ja überall nicht die schlechtesten, die um ihres Glaubens willen fliehen mußten. Wo sie hinkamen, da brachten sie Segen mit. Ein Mann wie der Pole Johannes a Lasco, der Reformator Ostfrieslands, genoß die ostfriesische Gastfreundschaft nicht sowohl empfangend als vielmehr gebend und königlich lohnend.

Was nun gar die Schule, besonders die Volksschule betrifft, so steht Ostfriesland an der Spitze aller deutschen Stämme und ist ganz Europa mit gutem Beispiel vorangegangen. Hier ward zuerst Ernst gemacht mit der allgemeinen Schulpflicht, und sie blieb nicht bloß auf dem Papier stehen, sondern wurde energisch gehandhabt. Auch hier haben sich die „Brüder vom gemeinsamen Leben," die sich mitten in der Welt ohne Mönchsgelübde und klösterliche Abgeschiedenheit der Laster und der Roheit ihrer Zeit erwehrten, ein großes, unbestreitbares Verdienst erworben. Für höhere Schulen sorgte der Staat im eignen Interesse von selbst, weil er Beamte brauchte. Sie aber regten ihn an, auch für niedere Schulen zu sorgen, und so haben sie den Boden bereitet, in dem der Volksschulgedanke Luthers rasch und kräftig Wurzel schlagen konnte. Schon eine „Ordinanz" des Grafen Enno II. vom Jahre 1529 redet von „duitsche scholen beide vor de knechten und megede," ja selbst von Dörfern, „dar to voren ein schole inne geweſt." Dieselbe Ordinanz ververfügt: „Dat vordan ein idermann seine Kinder to schole sette, beide in unsen steden und dorfen, darmede de jöget (Jugend) so jammerlick nicht verdorven werde." Als Lehrer sollen keine „supers" (Säufer), noch „süs (sonst) lose luide" angenommen werden. Kein Wunder, daß bei solchen Anfängen das Schulwesen einen fröhlichen Fortgang nahm, den selbst die Stürme des dreißigjährigen Krieges, die schrecklich und verheerend über das blühende Land einherbrausten und es zur Wüste machten, nicht ganz zu hemmen, geschweige denn auf längere Zeit zu stören vermochten. Es muß daher wohl ein Mißverständnis obgewaltet haben, als vor einigen Jahren hierzulande ein Hauptmann seine Reservisten vergeblich nach dem Namen Kaiser Wilhelms II. fragte. Entweder haben die Reservisten den Hauptmann, oder der Hauptmann hat die Reservisten mißverstanden. Vielleicht war er auch zufällig an Leute aus einer Moorkolonie geraten. Aber das sind keine Friesen, sondern fahrende Leute, von irgendwoher zugewandert und im Torfmoor angesiedelt. Die erkennt der Ostfriese nicht für voll an, ja er hat sie auf dem Strich und hängt ihnen gern etwas an. So sagen ihnen die Eingebornen nach, daß, wenn ein junges

Paar aus dem Moor auf den Mittag zur Trauung bestellt sei, seine Freunde am Morgen hingingen und ihm schnell das Haus bauten aus ein paar Stangen und Torfsoden. Freilich muß dann das junge Paar „durch den Schornstein ins Haus." Es ist wahr, daß diese Leute recht armselige Hütten bewohnen, aber es sind eben, wie gesagt, Fremde, deren Bildung von der fahrenden Zeit her lückenhaft ist. Der Ostfriese selbst war von jeher ein Lerner, ein Freund der Wissenschaften. Wie hätte sonst der einfache Landpfarrer von Osteel, David Fabricius, so ausgezeichnete astronomische Kenntnisse erwerben können? Tycho de Brahe und Kepler würdigten ihn ihrer Freundschaft, und er hat in der That große, selbständige Verdienste um die astronomische Wissenschaft.

Aber nicht nur ein Lerner, auch ein Denker ist der Ostfriese, ein Philosoph mit kritischen Neigungen, manchmal etwas pessimistisch angehaucht, ja ein Zweifler von der cartesianischen Art, wie sich denn Cartesius lange in der Nachbarschaft aufgehalten, sogar unter dem Sohne des großen Schweigers Kriegsdienste gethan hat. Klingt es nicht ganz nach Descartes, wenn der Ostfriese sagt: „Wetst du wol, wat du wis (gewiß) wetst? dat du di de nöse net afbitst!" Und wenn je einer mit Cartesius sagen konnte: „Ich denke, darum bin ich," so war und ist es unser schweigsamer Freund. Darum ist er eben auch bei all seiner Schweigsamkeit nicht eigentlich langweilig. Denn das wenige, was er sagt, hat Hand und Fuß, er drückt sich kurz, treffend und witzig aus. Kein Wunder, daß er auch dem Haß gegen seine Feinde ungenirten, deutlichen Ausdruck gegeben hat, er ließ ihn sogar in Stein hauen. Das berühmte Emder Urkundenbuch des Bürgermeisters Timon Rudolphi, das Trifolium aureum berichtet, in einer Inschrift am „Neuen Thor" zu Emden sei der Bischof von Münster Christian Bernhard von Galen hostis ille mitratus genannt worden, „der Feind mit der Mitra." Ein kurzes Wort, aber es liegt in ihm der ganze kräftige Haß, den jahrelange Fehde erzeugte, und zugleich eine beißende Satire auf den streitsüchtigen Inhaber eines friedlichen Amtes. Er war in der That, „so lange er lebte, ein Hasser und Schädiger der Emder," Emdanorum donec vixit osor ac rosor. Aber er kam an die Unrechten! Sie waren Leute von zähem Freiheitssinn und — stachen ihre Deiche durch. Da mußte mancher westfälischen Mutter Sohn mehr Salzwasser schlucken, als ihm bekömmlich war, und mancher Ertrinkende mochte denken: Hätte ich mich doch auf diese nasse Geschichte nicht eingelassen! „Laten is god tegen 't hangen," sagt der Ostfriese, „lassen ist gut gegen das Gehängtwerden." Es ist auch gut gegen das Ersäuftwerden, und noch gegen manches andre. Schon lange sucht z. B. die Welt nach einem wirksamen Mittel gegen den Katzenjammer. Hier ist es endlich: laten!

(Schluß folgt)

Allerlei vom Reisen

Un müssige, neugierige, aufgeblasene, eitle und milzsüchtige Reisende teilte Yorick seine Mitreisenden ein, denen er in den Gasthöfen und Diligencen des Kontinents begegnete, so weit sie nicht „Reisende aus Notwendigkeit“ oder geschäftlichen Absichten waren. Seitdem hat das neunzehnte Jahrhundert eine neue Gattung hervorgebracht, die alle andern aus dem Felde geschlagen und sich das breite und plumpe Übergewicht erobert hat, das sind die Reisenden aus Mode, von denen die aus Sport nur eine Unterabteilung sind. Die Mode ist bekanntlich ein Ding, das mit ernsthafter Überlegung und vernünftigen Absichten möglichst wenig zu thun hat. Das ist es denn auch, was den üblichen Modereisenden unsrer Zeit von allen andern unterscheidet, denn alle frühern, selbst „der müssige Reisende,“ ließen sich, wie wiederum Yorick selber bezeugt, doch immer noch „deshalb von Boots- und Postknechten durch die zivilisirten Reiche dieses Erdbodens schleppen, weil sie Kenntnisse und Wissen erlangen wollten.“ Davon ist bei den Modereisenden nicht mehr die Rede.

Ohne Widerspruch wird freilich der Satz nicht bleiben, daß für die große Mehrheit der modernen Reisenden die Erweiterung des Gesichtskreises aufgehört habe, der Reisezweck zu sein. Aber es ist so. Man behauptet auch in der That gar nicht mehr, daß man reise, um sich zu bilden. Wer wird denn auch in unsrer herrlichen Zeit der allgemeinen Bildung, wo einem jede Köchin kündigen würde, der man sich etwa zu sagen erlaubte, daß sie nicht auf der obersten Stufe der Bildung stehe, eingestehen, daß er durch Reisen etwas lernen könne? Nein, man giebt ganz andre Gründe für seine Reisen an — die Badereisen lasse ich hier beiseite —: man reist, weil man es sich leisten kann, weil man es seiner pekuniären Stellung schuldig ist, oder anders ausgedrückt: Buchholzens reisen, weil es Bergfeldts ärgert. Andre meinen, sie würden sich „amüsiren.“ Ach, welche Enttäuschungen erleben sie! Hätten sie doch lieber dasselbe Geld in Frühschoppen, Schaumtorte und Zirkusbesuch angelegt! Natürlich behaupten sie aber hinterher doch, sie hätten sich „köstlich amüsirt,“ es sei „himmlisch“ in Italien u. s. w. Da braucht man nur einmal die Probe zu machen und wenn sie so recht in allgemeinen Redensarten schwelgen, ganz leise anzufangen auf Italien zu räsonniren — mit welchem

Eifer fallen sie da ein, bis das ganze Elend des angeblichen „Amüsements“ zu Tage kommt! Und wenn sie das erste mal wirklich noch mit der Hoffnung, sich zu „amüsiren,“ abgereist waren, das zweite mal ist kein Zweifel mehr, daß auch sie bloß noch aus Mode reisen. Nur eine Klasse giebts, die sich wirklich „amüsirt,“ das sind die, die unterwegs besser leben als zu Hause, gern Bekanntschaften machen, Toiletten sehen, in die Konzerte gehen u. s. w. Aber was hat das mit dem Reisen zu thun? Hier macht es eben die Ferienstimmung und die etwas größere Opulenz einiger Wochen, und die gönnen wir ihnen von Herzen.

Aber man sieht doch auf Reisen so viel schönes, großes, bedeutendes, man muß doch etwas lernen! Nein; man sträubt sich mit Händen und Beinen dagegen, etwas zu lernen, auch nur sehen zu lernen. Wo bliebe denn auch die Bildung, wenn man der Frau, den Kindern, den Mitreisenden oder auch bloß sich selber eingestehen müßte, daß man noch etwas lernen und neu an sich erfahren könne? Das geht nicht. Das ist denn auch der Grund für das widerwärtige Benehmen der meisten Reisenden. Darum tritt man allem bedeutenden, das man sieht, mit borniter Überlegenheit entgegen, witzelt um so eifriger darüber, je ernsthaftere Anforderungen die Dinge stellen, und ist hinterher gerade so klug wie zuvor. Wie viel besser waren doch die Leute dran, die in einer Zeit lebten, wo ihnen noch nicht Familienjournale, Wandervorträge und ähnliche Lackirmittel einen unklaren Schimmer von allem möglichen beigebracht hatten, wo sie, wenn sie reisten, ohne Halbwisserei an das Einzelne wie das Ganze hinantraten und sich stets von neuem freudig überrascht mit Ernst und Liebe daran machten, zu verstehen und auf sich wirken zu lassen! Wie viel tausendmal größer ist das Vergnügen, der Schilderung in den naiven Aufzeichnungen eines über Venedig gereisten ehrsamen Pilgers des fünfzehnten Jahrhunderts zu lauschen, als den Erzählungen eines modernen „vielgereisten“ Kommerzienrats!

Wir können unsre Behauptung, daß es beim Reisen nicht mehr auf die Erweiterung des Gesichtskreises ankomme, auch durch eine Art gelehrter Empirie begründen. Der Leser begleite uns einmal in die Räume einer größern Bibliothek. Da stehen seit dem sechzehnten Jahrhundert alle die mehr oder minder handlichen, gar nicht schlechten Anleitungen, wie man reisen soll — nicht, um gut durchzukommen, diese giebts natürlich auch —, sondern um etwas dauerndes davon zu haben, von Zwingers Methodus apodemica und der Nürnberger Ars peregrinandi an bis zu Haeffelins Discours de l'influence des voiages sur les progrès des arts u. a. Über die Schwelle unsrer Zeit haben sie sich nicht gewagt, nicht wagen dürfen. Denn Neumeyers Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen und Issels Istruzioni per viaggiatori nebst den entsprechenden französischen Werken darf man nicht hierher rechnen, das sind wuchtige Bücher zur Vorbereitung für Forschungs-

reisende; auch Burckhardts Cicerone nicht, der ein Spezialwerk ist, nur zum Genuß in den Museen verhelfen will und — erschreckend wenig dazu benutzt wird. Man will eben gar nicht; tausende und abertausende kaufen zwar den Bädeker, aber benutzen nur die praktischen Führerangaben darin; wer die doch so vortrefflich klaren und knappen kunstgeschichtlichen Einleitungen von Anton Springer gelesen hat, ist geradezu als ein weißer Rabe zu betrachten. Die meisten haben es allerdings vorgehabt und es auf die Eisenbahnfahrt oder auf öde Stunden im Gasthof verschoben; da sind sie aber schließlich doch nicht dazu gekommen.

Freilich giebt es auch noch Leute, die das Herz voll Sehnsucht und mit glühenden Wangen sich alles in der Stille aneignen, was als tüchtige Vorbereitung auf eine bedeutendere Reise gelten kann. Solche findet man unter Primanern, Studenten, Lehrern und Lehrerinnen, angehenden Pastoren, jungen an den Kontorsessel gebannten Kaufleuten, überhaupt unter Leuten, die dann aus Mangel an Geldüberfluß vielleicht gar nicht dazu kommen. Die Hauptmasse der Reisenden sind aber doch die andern.

Ich bitte den Leser, den ich keineswegs bloß nach der Regel über die „Anwesenden" ausnehme, sondern den ich darum, weil er Grenzbotenleser ist, auf meiner Seite vermute, sich einmal an das Publikum zu erinnern, mit dem er auf Reisen zusammengepfercht worden ist — man kann es ja leider nur viel zu wenig vermeiden, die Gespräche im Bahnwagen und auf dem Dampfschiff mit anzuhören —, sich zu erinnern, was da für Reiseeindrücke ausgetauscht werden! Du, Männchen, das war mal ein netter Kellner in Desenzano — Nee, wenn das ein Beefsteak sein sollte! — Ja, Mailand, das is ne famose Stadt! Schon der Bahnhof! — Verona, nee, da waren wir nicht, das heißt wir sind gleich durchgefahren — Was die in Interlaken für Betten hatten! Nee, wenn ich kein ordentliches Federbette kriegen kann — Nee, in der Schackothek waren wir nicht, wir hatten uns gleich vorgenommen, bloß in die Kunstausstellung zu gehen — Na, ich danke! Einmal sind wir in ein italienisches Hotel gegangen. Einmal und nie wieder! — In Basel auf der Münsterterrasse — ach, wo der betrunkene Kerl auf der Bank eingeschlafen war? — Meyers, die sind schöne dumm gewesen mit ihrem Italienisch lernen; wir sind überall mit Deutsch durchgekommen! — Papa, guck doch mal aus! ruft die fünfzehnjährige Tochter. Dem Papa fällt es gar nicht ein; er will sich und seiner Familie einen Aufenthalt in der Schweiz leisten, was geht es ihn an, wenn es schon zwischen München und Lindau schön ist? — Station Hirschsprung! ruft der Schaffner auf der badischen Höllenthalbahn, da oben können die Herrschaften den Hirsch sehen! Der Zug hält inmitten einer großartigen Gebirgsscenerie, senkrechte Felsen engen von beiden Seiten den Paß zu einer Klamm ein, durch die rauschend und Kühle atmend der Wildbach strömt, mächtige, langbärtige Schwarzwaldtannen streben

von winzigen Vorsprüngen an den grauen Wänden empor, ihre Wurzeln mit suchendem Anklammern umherstreckend, Moos, Frauenhaar, Farnwedel hängen feucht an dem überrieselten Gestein herab, und alles drängt sich an die Fenster, um — nach dem blechernen Hirsch zu spähen, den der Verschönerungsverein auf eine der Felszacken gestellt hat, und macht sich nach der Weiterfahrt noch eine Viertelstunde lang mit der ganzen überlegnen Befriedigung des Philisters über den kurzsichtigen Professor der Philologie lustig, der geglaubt hat, da stehe ein wirklicher Hirsch! — So, Sie waren auch in Herrenchiemsee? Haben Sie auch gesehen, daß der Führer die eine Thür nicht aufgemacht hat? Da wirds wohl gewesen sein? — Meinen Sie? — Wer wird sich nur die Blöße geben, zu fragen, was da gewesen sein soll. Die beiden Damen tuscheln geheimnisvoll weiter, während die blauen Wasser des Chiemsees am Bug aufschäumen und die sinkende Sonne die Schindeldächer und Baumgruppen der Fraueninsel übergoldet und mit breitem Schein auf dem Hochgern liegt und auf der ragenden Kampenwand, und überall auf dem Dampfer zischelts und räsonnirts über den armen König, und nur hie und da ist einer, der ehrlich äußert, wie ihn all der leere Prunk und Glanz der Schloßsäle mit Bewundrung erfüllt habe. Aber dazu reichts kaum bei einem, sich in die eigenthümliche, zugleich aus überreizter Laune und aus Resignation geborene Stimmung zu vertiefen, die auf menschenfernem Eiland dieses neue Versailles hat entstehen lassen wollen. — Was ist denn das da drüben? fragt zwischendurch ein andrer. — Die Fraueninsel. — Ist da auch was los? — Nein. — Da soll übrigens ein ulkiges Fremdenbuch sein, bemerkt ein dritter. — Na, jetzt ists zu spät. Sonst ist also nichts dort los? — Wie gesagt, nein. — Möge der gütige Himmel der kleinen Gemeinde auf der Fraueninsel noch lange gewähren, daß solcher Stumpfsinn weiter gedeihe, und wenn hier und dort das unglückseligerweise einmal für eine illustrirte Zeitung ausgebeutete Maler- und Dichterbuch Neugierige zu Attacken auf die Insel verleitet, wo sonst „nichts los ist," daß dann die grobe Unzugänglichkeit des Stammtisches unter den beiden Linden auch fernerhin dagegen schütze!

Und wenn nun all diese Ausflügler wieder nach Hause kommen, was ist ihnen dann geblieben? Des modernen Menschen Reise währt dreißig, wenns hoch kommt fünfundvierzig Tage, und wenns köstlich gewesen, das heißt wenn nichts passirt ist, so ists Langeweile und Ärger gewesen. Mitgebracht fürs Leben, gelernt haben sie nichts. Zur Landschaft mögen sie in den Alpen oder in Norwegen ein sie befriedigendes Verhältnis gewonnen haben, feinerer landschaftlicher Reiz wird ihnen auch dort verborgen geblieben sein, die italische Landschaft hat sie enttäuscht; dem Volke sind sie nirgends näher getreten, sondern immer nur den Ausbeutern (sie kamen eben immer nur an die Orte altbetriebner oder schnellgelernter Fremdenindustrie), die peinliche Unkenntnis der Sprache hat sie an jedem Verkehr über die gewerbsmäßigen Fremdenspediteure

hinaus gehindert, darum scheint ihnen sogar der deutsch-schweizerische Gastwirt sympathischer als der Italiener und der, so weit er nicht gerade manifestirt oder Zeitungsartikel schreibt, grundliebenswürdige Franzose. Gegessen haben sie fast nur in dem „von Deutschen frequentirten" Gasthofe und nur hie und da einmal etwas landesübliches probirt, um sich darüber lustig zu machen. Die Weine Italiens hatten sie sich in der Art der süßen griechischen Weine vorgestellt und haben sie nun mit Verwunderung „sauer" gefunden, was sie gar nicht sind (diese Weinenttäuschung erlebt übrigens der an die süße, fuselige Weinpanscherei gewöhnte Norddeutsche schon am Rhein und in Baden). Von den Sehenswürdigkeiten, die sie massenhaft zu sich genommen haben, haften ein paar Glanznummern der Natur, wie die blaue Grotte, der Rheinfall — wenn der Rhein nämlich tüchtig Wasser hat, sonst war auch da ihre Erwartung in falsche Bahn gelenkt — oder die Bastei, von menschlichen Leistungen die augenfälligsten, wie der Trocadero, kühne Bahnbauten, glänzende Vergnügungsorte, der schiefe Turm in Pisa und — der Mailänder Dom, sonst vielleicht noch Julens Grab in Verona und das Nürnberger Bratwurstglöckle. Die Bauten, Denkmäler, Kleinodien dagegen, deren Ruhm noch aus älterer, feinsinnigerer Zeit stammt, sind ihnen unbehaglich gewesen, wie die Museen und Galerien auch, und wenn sie sich trotzdem verpflichtet fühlen, etwas darüber zu sagen, so wissen sie doch nur noch, daß in den sogenannten Stanzen ein Bild sei, wo Apollo verrückterweise eine Geige spiele, und finden, am gräßlichsten seien „die Botticellis" gewesen, die Bädeker so herausstreicht. Nee, da lob ich mir doch die drei Parzen von Thumann und „Verlassen" von Bodenhausen. Ach, und wieviel Unanständiges haben sie gesehen, besonders die Damen, unanf—tändig mit f—pitzem ſt, diese niederdeutsche Spezialität aus den Landen der Tingeltangel und der Prüderie. Von dem wüsten Zeug der „historischen" Führererklärungen ist natürlich auch nichts mehr übrig, aber dies und nur dies empfinden sie gelegentlich im geheimen als einen Mangel in dem Erfolg ihrer Reise. Und doch ist, daß sie das wieder vergessen haben, vielleicht noch das Beste dabei.

Aber die Unfähigkeit, mit Erfolg zu reisen kann doch nicht darin allein wurzeln, daß der moderne Bildungsprotz überall ängstlich vermeidet, ehrliche Wißbegier zu bekennen und statt dessen sich selber produzirt. Das allein würde doch die Thatsache noch nicht erklären, daß gerade der Berliner von allen der ungeschickteste und verständnisloseste Reisende ist. Denn jener Bildungsdusel ist leider nicht auf die Berliner beschränkt, und andrerseits ist auch der naivere und von Renommisterei fremde Ausnahmeberliner nicht besser daran. Darum müssen wir annehmen, daß der Berliner in seiner Eigenschaft als Großstädter besonders schlecht zum erfolgreichen Reisen geeignet sei, und daß ihn stärker als den Nichtgroßstädter objektive Schwierigkeiten hindern. Wir müssen also, um diese festzustellen, ihn einmal besonders ins Auge fassen. Am deutlichsten

läßt sich das Verhalten unsrer Spreeathener auf Reisen und Touren mit ihnen in Deutschland selber beobachten; im Auslande hebt sich der Gegensatz zu andern Deutschen nicht so scharf ab.

Ich habe einst mit lieben Freunden aus Berlin, tüchtigen, gescheiten, daneben natürlich etwas schnoddrigen Leuten, als Student vom wunderschönen Heidelberg aus Odenwald- und Schwarzwaldtouren gemacht, und wenn wir uns verregnet und halb verirrt in das elendeste kleine Einödhaus flüchteten, wo nebenbei ein bischen Gastwirtschaft für Landbriefträger und Waldarbeiter betrieben wurde — damals blühte das Sommerfrischen- und Luftkurortwesen noch nicht so auf diesen weltentrückten Höhen —, da forderten sie dann stets ein Glas Bier und ein belegtes Butterbrot. Das war gerade so, als wollte jemand auf Rügen ein Viertel „Neuen" und ein saures Leberle verlangen. Was half alles predigen, ein Zwetschgenwasser könnten sie haben und ein paar Eier, vielleicht eine Landjägerwurst oder „Servila" (Cervelat, eine kleine kugelige Fleischwurst) und ein Glas nicht vom schlechtesten Landwein — nein, es wurde forträsonnirt, und bei der nächsten derartigen Einkehr ging es gerade wieder so. In Tirol nicht weit von Wörgl und Kufstein saßen wir einmal in der Kantine eines kleinen Bergwerks oder vielmehr daran, nämlich auf dem schmalen Bret, das als Bank außen an dem Verschlag befestigt war, und ließen die Beine über den fast hundert Meter tiefen Abgrund baumeln. Die Arbeiter, die auch gerade frühstückten, waren freundlich zusammengerückt, und wie sie, schnitten auch wir mit dem Taschenmesser in das gemeinsame Brot und stocherten außerdem in einem opulenten Spiegeleiermahl herum. Gerade wurde auch ein Fäßchen schäumenden Biers angesteckt — da bestellt so ein Unglücksmensch vom grünen Strand der Spree — Brauselimonade! Und dann der Lärm, weil keine dawar! Daß ein Berliner zu irgend einer andern Mundart je das geringste Verhältnis gewönne, kommt auch kaum vor, es ist das beste, sie versuchens gar nicht, denn die mit lauter falschen Sch-Lauten vermengte Jüdelei, die sie dann für „süddeutsch" ausgeben (die großen Unterschiede der bairischen, der alamannischen und der fränkischen Mundart merken sie gar nicht), genügt, einen geradezu wild zu machen. Das widerwärtigste und unzuträglichste aber ist das ewige und sich nie genug thuende Witzeln und spöttische Fragen über alles und jedes, was ander ists als in Berlin und Steglitz, seis Speise und Trank, seis Lebensgewohnheit, seis einfacher, offner Sinn, und vor allem über das, was wirklich besser ist. Seit Jahren schon ist mir aufgefallen, daß immer im späten September und im Oktober ein Hauch erneuter Preußenabneigung durch die Baiern und ihre kleine lokale Presse geht, und daß man auch sonst in süddeutschen Landen gerade um diese Zeit das alte böse Wort vom „hungrige Preiß" wieder zu hören bekommt. Wie soll das gerade um diese Zeit entstehen, wenn nicht als unwillkürlicher Nachruf an den eben wieder abgezognen Schwarm des Berliner und verwandten Sommerfrischler- und Touristentums?

Noch eine Eigenschaft des Norddeutschen, gegen die sich ja sonst nichts sagen läßt, trägt zu solchen Ärgernissen bei: daß er nämlich nicht so leichtherzig und ohne alle Renommisterei ein paar Groschen mehr als nötig ausgiebt, wie das der Süddeutsche thut, und daß er beim Bezahlen gern viel fragt und nachfragt und wieder fragt und sich wundert, statt selber vorher zu rechnen, wie es der des Landesbrauchs kundige Autochthone und jeder gewandtere Fremde thut. Aber das würde noch nicht viel schaden, wenn nicht die infame Gewohnheit des Berliners dazukäme, dort, wo noch der Väter biedre Sitten und Preise herrschen, zu fragen, aber wohlweislich immer erst, wenn er schon bezahlt hat: Nu sagen Se mal, wie können Se eijentlich bei die Preise bestehen? Dann ärgert sich natürlich der Herr Wirt zum Auerhahn oder zum Rebstock oder zum goldnen Lamm, daß er nicht mehr gefordert hat, trägt aber diesen Ärger dem Fremden nach und nimmt sich vor, das nächste Jahr seinen Gästen nicht wieder so einfältig vorzukommen.

Das meiste offne Vergnügen an allem fremden Wesen und die ehrlichste, ist freilich etwas komisch herauskommende Bemühung, sich ihm anzupassen, findet man auf Reisen bei dem Sachsen. Wie mag das kommen? Am Ende ist es wohl derselbe Zug, der die Sachsen auch zu so höflichen Leuten macht — Ausnahmen bestätigen die Regel. Dagegen sind die Sachsen, wenigstens nach unsern vielleicht unzulänglichen Beobachtungen, auch die, die am leichtesten etwas kleinlich werden und ihren ganzen Reiseplan, die Wahl ihres Seebades u. s. w. möglichst nach der Billigkeit und dem, was fürs Geld geboten wird, einrichten.

Doch nun zu der Erklärung, weshalb gerade der Berliner so besonders ungenießbar als Reisender ist. Daran ist, wir deuteten es schon an, zwar auch sein Gefühl der Überlegenheit im allgemeinen schuld, dann aber als objektive Ursache doch auch seine besondre Lage. Berlin ist eine große Stadt geworden; anderthalb Millionen Menschen leben dort mit gleicher Ausdrucksweise und trotz aller sozialen Unterschiede, trotz aller Verschiedenheit des Anteils und des ihnen zugänglichen Raffinements doch im ganzen mit den gleichen materiellen Begriffen und Neigungen. Dazu kommt, daß nicht bloß der geborne Berliner Begriffe wie „Eisbein“ oder „ein Echtes“ mit der absolut gewährleisteten Sicherheit, verstanden zu werden, gebraucht, er hört auch fortwährend, daß die zahllosen Ostpreußen, Mecklenburger u. s. w. und kaum minder auch die West- und Süddeutschen in Berlin diese Ausdrücke ohne weiteres mitgebrauchen, er hört von ihnen selten einmal ein andres Wort. Ferner bringt es die Eigentümlichkeit des Berliner Gassenpublikums und Schusterbubentums mit sich, daß man auch in „Kreisen,“ denen feinere kulinarische Genüsse verschlossen bleiben, diese Genüsse doch vom Hörensagen recht genau kennt und die aristokratischen oder bourgeoismäßigen Bezeichnungen dafür gern parodistisch verwendet. Durch alles das muß sich dem Berliner die Meinung einprägen,

daß seine Terminologie und sein Geschmack im Essen, Trinken und in der äußern Lebensweise das absolut richtige und sie nicht ohne weiteres zu verstehen und sich ihnen anzupassen ein Zeichen von Schwerfälligkeit und zurückgebliebner Bildung sei. Und so hält er sich für vollkommen berechtigt, sich über abweichendes nur lustig zu machen. Das übt er denn auch fleißig überall in Deutschland; im Auslande ist er daran ja etwas gehindert, aber für Italien hat das Berlinertum diese heillose Manier auch schon anzuwenden begonnen.

Wir haben hier immer nur das Reisen in Deutschland und Italien, daneben in Tirol und in der Schweiz im Auge, aus dem einfachen Grunde, weil wir von dem reisenden deutschen Durchschnittspublikum reden, das sich hauptsächlich über diese vier Länder ergießt. Bald wird freilich der skandinavische Norden vor Italien zu nennen sein, und die Nordlandfahrten sind eine Mode, die jeder Vernünftige aufs nachdrücklichste unterstützen sollte. Nicht bloß um Italien zu bewahren (wenn es auch dortigen Gastwirten schweizerischer oder deutscher Abkunft etwas Schaden bringt), sondern auch des reisenden Publikums wegen, denn dieses hat von den Fjorden Norwegens und andern drastischen und leichtverständlichen Schönheiten des Nordens unbedingt einen frohern Genuß, als von dem Anblick der Campagna und der sixtinischen Kapelle. Wenigstens so lange, als es für Italien so wenig reif ist wie jetzt. Ohne eine stärkere Ablenkung des großen Reisestroms nach dem Norden und vielleicht bald auch nach England und Schottland werden wir sicherlich in Italien über kurz oder lang dieselbe leidige Anpassung an das Berlinertum beginnen sehen, wie sie jetzt München mit seinen neuen prunkvollen „Restaurants," seinen vernorddeutschten Speisekarten und der immer fühlbarer werdenden Preissteigerung vornimmt, und wie sie z. B. die deutschen Seebäder u. a. sogar durch die Einführung der Berliner „Weißen" und ähnlicher Spezialitäten schon seit einer Reihe von Jahren vorgenommen haben. Überdies scheint ja an den Norwegern, wenigstens nach Ausweis ihrer Litteratur, nicht allzuviel zu verderben zu sein.

Was könnte nun aber geschehen, damit etwas vernünftiger und wieder mit etwas mehr Erfolg für den Reisenden selber gereist würde? In einer der alten methodischen Anleitungen zum Reisen, dem bei Weygand in Leipzig 1784 erschienenen „Handbuch für Reisende aus allen Ständen," steht auf S. 4 der Satz: „Nach meiner Meinung hat man nicht eher ein Recht, die Ausländer aufzusuchen und ihnen Rechenschaft von ihren Denkmälern und Einsichten abzufordern, bis man ihnen selbst klare Begriffe von den Künstlern seiner eignen Nation, von den Vorzügen seines Vaterlandes, von seinen Sitten und den Grundsätzen seiner Staatsverwaltung in Tausch bieten kann." Es ließe sich da noch manches hinzusetzen, aber eben das, wovor in dem Handbuche gewarnt wird, daß man etwa zu früh und zu unvorbereitet in die Weite schweift, hat die Übelstände hervorgebracht, und die schönen Eisenbahnen haben seitdem die

Sache gewaltig verschlimmert. Es fehlt uns eben an jeglicher Methode zu reisen. Wir ersticken fast in pädagogischen Erörterungen; alle einzelnen Lehrgegenständchen, alle nützlichen und praktischen Thätigkeiten haben ihre mit einander streitenden und wetteifernden Theorien und Lehrgänge; nur eine so wichtige „Disziplin“ wie das Reisen wird ohne die Frage gelassen: Wie soll man reisen? oder gar bloß auf die Menge, auf die Kilometerzahl gerichtet. Wer nach Chicago zur Weltausstellung fährt, kommt natürlich als ein ganz andrer Kerl zurück, als der, der sich etwa „nur“ eine Reise nach Nürnberg oder München leistet. So meint er selber, und — „man“ im Durchschnitt auch. Und dabei kommt der eine vielleicht um nichts als die verworrene Erinnerung an allerhand Trubel bereichert und um etliche hundert Dollars leichter zurück, während der andre Geist und Herz mit wertvollen und für das ganze Leben nachwirkenden Genüssen erfüllt hat.

(Schluß folgt)

Neue Novellen

Gut ist es doch, daß wir als Quintaner die Geschichte des Damastes von Eleusis, des gefürchteten Prokrustes, gehört haben, der seine kurzen Gäste auf seinem Bett zu Tode streckte, seinen langen Gästen aber Arme und Beine abhackte, bis sie für das verwünschte Lager gerade paßten. Der grimmige Ausstrecker ist zwar schon von Theseus erschlagen worden und brauchte uns gegenwärtig keine Sorge mehr zu machen. Aber seine ruchlose Thätigkeit wird fleißig weiter geübt, und es ist fast unglaublich, wo man überall den Spuren des Ungeheuers begegnen muß. Gestreckt und gekürzt, gestreckt, bis alle Glieder aus den Fugen gehen, gekürzt, bis der letzte Blutstropfen aus dem Leibe ist, werden vor allen Dingen litterarische Arbeiten. Namentlich die Erzähler können berichten, daß fast jede Redaktion ein andres Prokrustesbett ist. Die eine braucht Fortsetzungen, die genau ein Vierteljahr lang dauern, die andre kann nichts „annehmen,“ was sich nicht in dem Rahmen von zwölf bis sechzehn Spalten hält; die „Schriftleitung“ großer Zeitungen findet es angemessen, nur Erzählungen zu drucken, denen man wenigstens ihrem Umfange nach den Titel Roman verleihen kann (die meisten modernen „Einbänder“ sind nichts als „gestreckte“ Novellen), die „Schriftleitung“ wöchentlich einmal erscheinender Blätter empfiehlt den Autoren „die graziöse, von den amerikanischen Novellisten zur klassischen Form durchgebildete short story“ (die in Wahrheit

wieder nichts andres ist als eine zum Feuilletonartikel „verkürzte" Novelle). Angesichts der dreitausend und ich weiß nicht wie viel Novellisten, die der Kürschnersche Litteraturkalender erbarmungslos verzeichnet, haben die Herren ja die Auswahl, und nicht darüber braucht man zu erstaunen, daß unter den obwaltenden Umständen auf dem Gebiete der Novelle soviel jämmerlich Äußerliches, ganz und gar Lebloses, fratzenhaft Verzerrtes und unheimlich Widerwärtiges zu Tage kommt, sondern eher darüber, daß dazwischen immer noch soviel Gutes, Frisches und in irgend einer Weise Fesselndes vorhanden ist. Von dem großen Talent ganz abgesehen, das wohl in Gefahr steht, gewisse Verirrungen und Launen der Zeit zu teilen, sie aber auch jederzeit leichter wieder abschüttelt als der mäßiger Begabte, der sich der Manier untergeordnet hat, bleibt es erfreulich, zu sehen, daß sich inmitten all des natürlichen und des künstlich gezüchteten Pessimismus ein Stück Lebensfreude und Behagen, inmitten des Zuges zum Grellen und Häßlichen ein unausrottbarer Drang zum Anmutigen, inmitten der Bevorzugung abnormer, krankhafter Seelenzustände ein lebhaftes Gefühl für das Einfache und Gesunde bei Erzählern erhalten hat, die man keineswegs den ersten Künstlern ihres Gebiets zurechnen darf. Sind wir doch mit all dem Geschrei und Getreibe des letzten Jahrzehnts, mit der reflektirten Aufbauschung einer Genialität, die schon an und für sich geschwollen ist, mit dem blasirten Verlangen nach dem Neuen und Unerhörten, an dessen Stelle dann in der Regel das Absurde und innerlich Unmögliche tritt, mit der ganzen öden Gleichgiltigkeit gegen ein bischen warmen Lebenshauch, gegen ein Körnchen gesunden Menschenverstandes und ein paar Züge echter Natur (die von dem, was man heutzutage wirklich und wahr zu nennen beliebt, freilich himmelweit verschieden ist) glücklich dahin gediehen, daß die Frage nach dem künstlerischen Verdienst von Novellen und Erzählungen sich nur noch schüchtern und ganz zuletzt hervorwagt. Künstlerische Anlage, Stimmung, innere Ruhe, Vollendung des Vortrags — guter Gott! wie rigoristisch erscheint die Forderung nach solchen letzten und höchsten Dingen zu einer Zeit, wo die Grundlagen aller erzählenden Poesie, die Fabulirlust, die frisch gestaltende Phantasie, der helle Blick für Menschen und Zustände in Frage stehen. Und wo wir ihnen doch noch begegnen, da regt sich zunächst die Freude, daß sie vorhanden sind, und wenn man einer Novellensammlung oder selbst nur einer einzelnen Novelle auch noch nachrühmen darf, daß sie von leidlichen Proportionen, weder gestreckt noch abgehackt sei, so schweigt man einstweilen gern von allem, was darüber hinaus zu wünschen bleibt.

Künstlerische Vollendung und tiefere Poesie weisen nun allerdings die Vier Novellen von B. Mercator (Gotha, Fr. Andreas Perthes, 1892) nicht auf, aber an dem hellen Auge für den Sonnenschein in dem mühseligen Alltagsleben und an frischer Erzählungslust fehlt es dem Verfasser (oder ist es

eine Verfasserin?) nicht. Von den vier Geschichten des Bandes „Allein zu Hause," „Englische Zöglinge," „Meine Tante Urgemütlich," „Das Weihnachtswunder" ist die zweite und längste (die durch das Prokrustesbett keiner Redaktion hindurchgegangen zu sein scheint) zugleich die beste und lebensvollste, was bekanntlich nicht immer zusammentrifft. Die Novelle „Englische Zöglinge" ist eines jener Bilder aus der alleranspruchlosesten Wirklichkeit, die durch warme, frische Empfindung und lebendigen Humor doppelt verklärt und damit überaus wirksam sind. Niemand, der die Erzählung liest und nicht bloß anblättert, wird das Rektorhaus mit seiner lebendigen Kinderwelt, die Gestalten von Mr. Hodgkinson junior und Miß Lucy Millins und den glorioſen Verlauf des Versuchs, englische Goldströme in ein deutsches Schulmeisterheim zu leiten, je wieder vergessen, und eine Geschichte, deren Erfindung in die Erinnerung übergeht, muß einen tüchtigen Kern enthalten.

Aus ganz anderm Geiste geboren, vornehmer und feiner geschrieben, der modernen Grundstimmung des Ekels am Leben und des trübseligen Verzagens an der Kraft des Herzens viel näher verwandt, zeigen sich die beiden Novellensammlungen Überall dasselbe, Novellen von Villamaria (Berlin, Gebrüder Paetel, 1892), und Welke Blätter, Novellen von Franz Wolff (mit Randzeichnungen von Leopold Bürger; Leipzig, Oswald Mutze, 1893). Um die Grundstimmung, aus der die Dichter das Leben sehen und darstellen, läßt sich schlecht mit ihnen rechten, nur das eine steht von vornherein fest, daß auch die elegische Auffassung und Weltspiegelung nicht immer aus der wahren Natur eines Dichters oder Erzählers stammt, sondern, wie die optimistische, die gottvertrauende und jede andre eine Sache der Mode, der Überlieferung, der Nachahmung sein kann. Villamaria versieht ihre Novellen mit dem resignirten Vorwort: „Überall dasselbe im eignen Leben und in der Welt um uns her: Für treues Erinnern — Gleichgiltigkeit und Vergessen. Für selbstlose opferfreudige Liebe — Verrat und Untreue. Statt des Rechtes — Willkür. So war es, und so wird es sein: Überall dasselbe." Franz Wolff aber schickt den „Welken Blättern" eine Herbsttagsstimmung voraus: „Die Landschaft lag im [in dem!] goldnen Lichte gebadet, welches [das!] die Herbstsonne über sie ausgoß. Die letzten Schmetterlinge wiegten sich über den spärlichen Wiesenblumen, unter denen die Herbstzeitlose prangte. Über der Erde lag der Zauber der im Entschlafen begriffnen Natur. Tiefe Stille, nur der Wind rauschte durch die hochragenden Waldbäume und sang seine urewigen Lieder. Welke Blätter, die er auf seiner raschen Wanderung gepflückt [hatte], wirbelten vorüber, sanken zu Boden, um im Moose zu modern, wurden emporgetrieben zu schwindelnder Höhe, um in blauer Luft zu verschwinden; wie das Menschenleben im Strome des gewaltigen Schicksals. Und es raunte und flüsterte in klagenden und jauchzenden Tönen, alle die Blätter erzählten, was sie geschaut [hatten]. Jedes Blatt die Geschichte eines Menschenlebens." Schon

in diesen Prologen liegt der Unterschied, um nicht zu sagen der Gegensatz angedeutet, der zwischen den beiden Novellisten besteht, bei Villamaria hat die Resignation einen Anflug und Nachgeschmack von Bitterkeit, bei Wolff tönt sie lyrischer aus. Unter den sieben Novellen Villamarias, die sämtlich durch Feinheit und Sauberkeit der Darstellung ausgezeichnet sind, findet sich eine jene Tiergeschichten „Der Roman eines Storches," die unsern vom Weltleid vollgesognen Dichtern so vortrefflich zu dem Gleichnis für den unbarmherzigen Kampf ums Dasein und zum Erweis des Satzes dienen, daß Macht vor Recht geht, und eine historische Novelle oder besser ein Stimmungsbild mit historischem altnordischem Hintergrund „Schön Gerda." Die andern fünf, „Erinnerungen," „Das Bild der Ersten," „Die Gäste des Prälaten," „Zwei Schwestern," „Vor Onkels Geheimschrank," spielen in der Gegenwart. Wir möchten den Novellen „Das Bild der Ersten" und „Die Gäste des Prälaten" den Vorzug vor den andern geben, andre werden anders empfinden, um so mehr, als die gerühmten Vorzüge keiner der Novellen ganz fehlen, die allgemeine Empfindung die gleiche bleibt. Wolffs einzelne „Welke Blätter" nennen sich: „Eichenblatt," „Akazienblatt," „Blatt der wilden Rose," „Hollunderblatt," „Lindenblatt," und die Schicksale, die sie darstellen, sind im ganzen weniger leidvoll und herb, als die in den Novellen Villamarias. Den Grundton giebt hier die uralte Betrachtung, daß das Leben freilich kurz ist, daß wir alle sterben müssen, daß aber doch noch unendlich viel darauf ankommt, wie einer seine Spanne Zeit ausgefüllt hat. Erfindung und Ausführung gehen über das Maß des im guten Sinne Üblichen nicht hinaus, die Einzelheiten entbehren der scharfen plastischen Realität, die in „Überall dasselbe" vorwaltet, aber ein Hauch von Poesie liegt über dem „Hollunderblatt" und „Lindenblatt," über dem „Blatt der wilden Rose" sogar ein Hauch frischen Humors.

Auch die Novellen Vom Tode von Georg Freiherrn von Ompteda (Georg Egestorff) mit einer Originalvignette von Franz Stuck (Berlin, F. Fontane und Comp.) entstammen, wie schon ihr Titel verrät, keiner heitern Lebensanschauung und Empfindung. Zwar die Einleitung, in der ein resignirt Sterbender seine Gedanken vom Tode philosophisch gefaßt vorträgt, verheißt, daß uns der Tod als der Genius mit der umgestürzten verlöschenden Fackel „als ein schöner Knabe, ernst, aber mild und freundlich" erscheinen soll, aber die weitern Erzählungen ersparen uns das untröstliche Schmerzgefühl und das Grauen nicht, daß die philosophische Auffassung hinwegwischen will. An sich verdient der Gedanke des Verfassers, in altitalienischer Weise ein bestimmtes Thema, eine gewisse Seite des menschlichen Lebens in verschiednen Novellen zu behandeln, entschiednes Lob, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das Thema „Vom Tode" ausgiebig genug wäre, mehr als acht Erzählungen abwechselnd innerlich reich und fesselnd zu gestalten. Aber nur wenige von den Phantasiebildern Omptedas lenken in die lebendige Darstellung der furchtbaren

Eintönigkeit des Todes und der Mannichfaltigkeit seiner Wirkungen auf die einstweilen Weiterlebenden ein. Unter diesen scheint uns die Skizze „Warum weinen?“ das stärkste Zeugnis von dem wirklichen Talent des Verfassers, die bestausgeführte, menschlich ergreifendste seiner Erzählungen. „Gute Nacht, Mutter!“ ist ein lyrisches Gedicht in ungebundner Rede, ein paar andre („Gefunden“ und „Einsamer Tod“) hinterlassen den Eindruck, als ob sie zu den willkürlich verkürzten Lebensbildern gehörten, die das moderne Redaktionsbedürfnis auf vier oder fünf Spalten zusammenpreßt. Die Geschichten „Dr. John Henry Scellet“ und „Mein Tod“ gehören zur Gattung der gespenstischen Träume, und namentlich die letzte weckt mehr ein Gefühl des Ekels als der Teilnahme. Die Novelle Cogito, ergo sum, in der sich ein Irrsinniger aus dem Fenster stürzt und auf dem Steinpflaster zerschmettert, um gewiß zu werden, daß er nicht träumt, entstammt jener modernen Lebensdarstellung, die gleichsam mit unwiderstehlicher Gewalt von pathologischen Erscheinungen angezogen wird und zwischen Armenhaus, Zuchthaus und Irrenhaus hin- und herpendelt. Dafür ist denn doch Ompteda zu gut und zu begabt. Auch in der Form erhebt er sich da, wo er in warmen, lebendigen Fluß der Darstellung kommt, hoch über die manieristischen Greuel der sogenannten exakten Beobachtung, die die Atelierkunststücke naturalistischer Skizzenmaler in die Litteratur überträgt, und die, wenn er ihr gelegentlich doch einmal huldigt, Stilproben wie folgende erzeugt: „Man vernimmt einen Schritt auf dem Trottoir ... Jemand pfeift ... Der Ton verklingt ... Ein leiser Luftzug regt sich ... Es rauscht in den Zweigen der Akazie schräg gegenüber ... Dann hört der Wind auf ... Fallende Tropfen treffen tickend, regelmäßig die Diele ... Es rinnt vom Tische herab ... Immer seltner ... Größer die Zwischenräume ... Es hört auf ... Atemlose Stille ...“

Die Novellettensammlung Zuletzt gelacht und andre Novelletten von Ida Boy-Ed (Leipzig, Karl Reißner, 1893) verschafft uns die Bekanntschaft einer neuerdings vielgenannten Schriftstellerin, die sogar schon mit Marie Ebner-Eschenbach verglichen worden ist. Das ist nun freilich hoch gegriffen. Aber frische Phantasie, Lebenskenntnis und Lebensfülle, die Fähigkeit, mit wenigen Zügen ein deutliches und charakteristisches Menschenbild vor unser Auge zu stellen, auch ein feines Gefühl für die Widersprüche im Treiben der Welt und im eignen Herzen, ein glücklicher Instinkt für jene ausgleichenden Mächte des Lebens, durch die Mißgeschicke, Enttäuschungen und selbst bittere Schmerzen überwunden werden, sind Ida Boy-Ed zu eigen. Neben dunkeln, herzbeklemmenden Bildern aus der häßlichsten Wirklichkeit, wie es gleich die Anfangsnovelle „Zuletzt gelacht“ und weiterhin „Die Gnadenkapelle“ sind, stehen so hübsche Erfindungen und Einfälle, wie die Novellette „Xantippe,“ (sic?) die wirkliche und wahrhaftige Xanthippe, des weisen Sokrates vielberufne Ehegattin, die sich die keifende Stimme nur angewöhnt hat, weil sie ihren Philo-

sophen immer lauter und lauter um das notwendige Wirtschaftsgeld mahnen muß, und die prächtige Geschichte „Immer jung," in der die gefeierte Soubrette eines kleinen Hoftheaters dazu verurteilt ist, immer schlank zu bleiben, muntere Liebhaberinnenrollen zu spielen, während sie schon eine verheiratete Tochter hat und sich endlich den ersehnten Übertritt ins Fach der heitern Mütter nur dadurch verschaffen kann, daß sie die Geburt ihres ersten Enkels im Wochenblatt anzeigt und dabei den Trumpf ausspielt, sich als Großmama und erste Liebhaberin am herzoglichen Hoftheater zugleich zu unterzeichnen. Unter den ernsten Novellen sind die Familiengeschichte „Sehr glücklich," eigentlich ein ganzer Roman, der auf eine Novelle verkürzt ist, und „Eine Weihnachtsgeschichte" hervorzuheben, überall aber eine gewisse Sauberkeit der Darstellung, die bei den beliebten Feuilletonschriftstellern eben auch seltner wird.

Der „Spezialität" der Soldatengeschichten, die neben einigen andern novellistischen „Spezialitäten" in den letzten Jahrzehnten allzueifrig gepflegt worden ist, gehört das Buch Rittmeister Isegrimm und andre Erzählungen aus dem Soldatenleben von Gustav Harrven (Wien, Verlagsanstalt Reichswehr, 1892) an. Im Grunde sehen sich alle diese Soldatengeschichten so ähnlich wie die Uniformen eines und desselben Regiments. Die Besonderheit der Harrvenschen liegt in der Hervorkehrung der Verhältnisse der kaiserlich österreichischen Armee, die in ihrer bunten Mischung von Nationalitäten, ihren weit auseinanderliegenden und grundverschiednen Garnisonen, in gewissen Eigentümlichkeiten ihres Offizierkorps allerdings Besonderheiten genug hat. Im Interesse eines größern Wertes und einer einheitlichern Wirkung des Buches muß man bedauern, daß „Ein akademischer Besuch" nach Frankreich, die tragische Geschichte „Auf Arbeitsurlaub" gar nach Rußland hinüberspringt. Aber auch die österreichischen Soldatenerzählungen zeigen sich an Wert sehr ungleich. Während z. B. „Rittmeister Isegrimm," „Der ewige Strohwitwer" und „Eine reiche Partie" die guten und tüchtigen Eigenschaften und Lebensaugenblicke soldatischer Helden hervorkehren, müssen Novellen wie „Damenbesuch," „Der Kasernrattler" u. a. zur flachsten und unerquicklichsten Unterhaltungslitteratur gerechnet werden. Es ist einmal herkömmlich, daß der unternehmende Leutnant in jedes saubre Stubenmädel und jede vollbusige Köchin verliebt dargestellt wird, aber schon der Abwechslung halber sollte nicht immer nur der siegreiche Ausgang solcher Unternehmungslust gezeigt, sondern gelegentlich auch ein mit ein paar kräftigen Ohrfeigen abgeschlagner Sturm, der doch auch der Wirklichkeit entspräche, zum Gegenstande sittenbildlicher Schilderung gemacht werden.

Mit einer ganzen Reihe andrer uns vorliegender Novellenbände würden wir mehr und mehr in das Gebiet der schlimm gestreckten und noch schlimmer verkürzten „aktuellen" Erzählung hineingeraten. Daß auf diesem Gebiete die dürftigste Aussaat an Talent und Lebensernst unheimlich üppig ins Kraut

schießt, wissen unsre Leser längst; wozu also erst noch Titel aufzählen und vor Büchern warnen, die jeder Mensch, der nicht bloß zum jämmerlichsten Stundentotschlag liest, wegwirft, ehe er auf der dritten Seite angelangt ist? Wenn von Überproduktion in der Litteratur die Rede ist, sollte nie vergessen werden, daß diese Überproduktion wahrhaftig nicht in einem Überschuß schöpferischen Vermögens und poetischer Kraft ihre Ursache hat.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Nord-Ostseekanal. Ein großartiges Werk, worin sich ein Stück unsers nationalen Lebens und Strebens verkörpert, und das ohne Zweifel vielen Geschlechtern unsrer Nachkommen Segen bringen wird, wirkt auf den Blick des patriotischen Beschauers gleich einer erquickenden Oase in unsrer stürmischen Wüste unfruchtbaren Parteigezänks und einer fast nicht minder unfruchtbaren Gesetzgeberei. Daher heißen wir eine Schrift, die uns ein solches Werk, das größte von allen, deren wir uns rühmen können, vor Augen stellt, willkommen. Wir meinen die Schrift: Der Nord-Ostseekanal. Seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht. Von C. Befeke. Mit drei Karten, sowie zahlreichen Skizzen, Tabellen und graphischen Darstellungen. (Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer, 1893.) Besonders anziehend sind die zwei großen, klar und kräftig ausgeführten Karten, die den Nord-Ostseeverkehr und die Strandungen an der dänischen Küste darstellen.

Die Postagenten. Der Abgeordnete von der Schulenburg (konservativ) hat in einer Reichstagssitzung im März d. J. eine Angelegenheit zur Sprache gebracht, die allgemeines Interesse beansprucht. Sie betrifft eine wunde Seite unsrer sonst mit Recht vielgerühmten deutschen Reichspost.

Ein sehr großer Teil unsers Postbetriebes liegt in den Händen von „Postagenten," den Vorstehern der kleinen Postanstalten auf dem platten Lande und in den kleinen Orten. Die Zahl solcher kleinen Postanstalten, der „Postagenturen," hat sich seit einigen Jahren sehr vergrößert, sodaß sie bereits die der Postämter überholt hat.*)

Eine Postagentur hat außer dem Postagenten keinen andern Beamten, abgesehen etwa von einem Briefträger und einem oder mehreren Landbriefträgern. Die amtliche Stellung dieser Postagenten ist sehr eigentümlich. Ein Postagent ist — wenigstens in der Regel — von Haus aus kein Postbeamter. Wenn irgendwo eine Postagentur eingerichtet werden soll, so sieht sich die Postverwaltung in der betreffenden Ortschaft nach einer Persönlichkeit um, die sich für die Verwaltung dieser Agentur zu eignen scheint. Geordnete Verhältnisse, gute Volksschulbildung und eine Beschäftigung, die sich zur Not mit der eines Postagenten verträgt, z. B. die betreffende Persönlichkeit ans Haus bindet, das sind neben den sonstigen An-

*) Diese und die folgenden Angaben stützen sich namentlich auf Verhältnisse, wie sie uns in der Provinz Schleswig-Holstein bekannt geworden sind; nach der Interpellation im Reichstage darf aber angenommen werden, daß die Angaben allgemeine Giltigkeit haben.

forderungen, die man an einen ehrenwerten Staatsbürger stellt, die Eigenschaften, die den Träger zur Übernahme einer Postagentur geeignet erscheinen lassen.

Zur Einrichtung der Agentur wird nun ein andrer Postbeamter, meist ein Postassistent geschickt, der so lange die Geschäfte zu verrichten und dabei den Agenten anzuweisen hat, bis dieser selbst dazu imstande ist. Das dauert Wochen, und wenn mit der Agentur zugleich Telegraphie verbunden ist, wie es meist der Fall ist, so dauert es Monate.

Die Postagenten sind nun Reichsbeamte, aber doch auch wieder nicht, sie werden mit dreimonatlicher Kündigung angestellt und sind nicht pensionsberechtigt. In Bezug auf die monatliche Abrechnung sind sie dem nächsten Postamte unterstellt. Im übrigen haben sie vollständigen Postbetrieb, sodaß sie dem Publikum gegenüber alle postdienstlichen Geschäfte ebenso vollständig erledigen können, wie es auf einem größern Postamte geschieht.

Die täglichen „Dienststunden" der Postagenten umfassen einen Zeitraum von sechs Stunden, sie verlangen allerdings währenddessen für gewöhnlich keine ununterbrochne Thätigkeit, sodaß der Agent auch hin und wieder Zeit findet, andre, außerpostdienstliche Geschäfte zu verrichten. Dafür kommt es aber häufig vor, daß seine Zeit außerhalb der Dienststunden durch Postgeschäfte in Anspruch genommen wird. Dies gilt namentlich von den größern Agenturen, bei denen täglich drei und vier Posten ankommen und ebenso viele abgehen.

Die Verantwortung für die vorschriftsmäßige Beobachtung und Erledigung der Postgeschäfte (einschließlich des Depeschenverkehrs), des Brief-, Packet- und Zeitungsverkehrs, des Postanweisungsverkehrs, der Vermittlung sonstiger Wertsendungen, des Abganges der Posten u. s. w., trägt der Postagent. In Bezug auf den direkten Bargeldverkehr, also namentlich den Postanweisungsverkehr, besteht allerdings die Vorschrift, daß der Kassenbarbetrag einer Postagentur nicht über sechshundert Mark betragen darf, und daß ein Mehr an das zustehende Postamt abgeführt werden muß. Aber einerseits läßt sich diese Abführung nicht immer sofort bewerkstelligen, da doch nicht selten Postanweisungsbeträge eingeliefert werden, die die Höhe von sechshundert Mark überschreiten, und andrerseits kommen noch viel größere Summen in Geldbriefen oder andern deklarirten Barsendungen in die Hände des Postagenten. Für alles das trägt der Postagent die volle Verantwortung.

Und für diese durchschnittlich etwa fünf- bis sechsstündige tägliche Arbeit eines mit guter Volksschulbildung ausgerüsteten Mannes, der die nötigen Postfachkenntnisse (einschließlich der Kenntnis des Telegraphirens) erst hat erlernen müssen, der in Hinsicht auf vorschriftsmäßige Beobachtung und Erledigung der Post- (und Telegraphen-) Geschäfte und in Hinsicht auf die anvertrauten Geldbeträge eine so hohe Verantwortung trägt, der ferner ein geeignetes Postdienstzimmer ohne Extravergütung hergeben muß, der auch für Schreibutensilien keine Vergütung bekommt, zahlt die Postverwaltung einen jährlichen Gehalt von durchschnittlich 400 bis 450 Mark!

Noch ein Umstand kommt in Betracht. In der Regel sind bei einer Postagentur ein oder mehrere Landbriefträger, auch wohl Postboten beschäftigt, die — wenigstens die fest angestellten Landbriefträger — einen jährlichen durchschnittlichen Gehalt von etwa 800 Mark haben. Der Postagent ist diesen Unterbeamten gegenüber Vorgesetzter, hat eine viel verantwortlichere Stellung, sein Dienst erfordert viel mehr geistige Arbeit und ist in vielen Fällen nicht kürzer, aber — sein Gehalt ist geringer als der jener Unterbeamten! Daß infolge dieser schiefen

Stellung der Postagenten die Subordination vielfach leiden muß, und zwar auf Kosten des Postbetriebes, ist doch klar.

Zur Rechtfertigung unsrer Postverwaltung läßt sich ja anführen, daß sich trotz der geringen Vergütung stets geeignete Kräfte zur Genüge anbieten; aber von einem andern Standpunkte muß man doch sagen, daß unsre Reichspostverwaltung bei ihren jährlichen Überschüssen nicht nötig hätte, in solcher Weise ihren Beamten gegenüber — und die Postagenten sind ihre Beamten — mit dem Gehalt zu kargen.

Die Interpellation des Abgeordneten von der Schulenburg, betreffend die Erhöhung des Gehaltes der Postagenten, hat daher in den weitesten Kreisen Zustimmung gefunden, und die Erklärung des Staatssekretärs v. Stephan, daß er mit der Erhöhung einverstanden sei, falls sie im Einverständnis mit der Finanzverwaltung geschehen könnte, hat wohl allgemeine Befriedigung hervorgerufen.

Christentum und Staat. Im Verlage der Wochenschrift „Die christliche Welt“ erscheinen jetzt auch „Hefte zur Christlichen Welt,“ von denen besonders das neunte unser Interesse erregt, weil es einen auch von uns wiederholt beleuchteten Gegenstand, und zwar ganz in unserm Sinne behandelt. Es ist betitelt: Christentum und Staat. Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1893.) Die Veranlassung zu der Schrift hat das bekannte konservative Programm vom 8. Dezember 1892 gegeben. Der Verfasser erörtert im ersten Abschnitt den Begriff des christlichen Staates und kritisirt dann im zweiten von dem gewonnenen Standpunkte aus die einzelnen Forderungen des Programms. Am Schluß jedes Abschnitts wird das Ergebnis in einigen kurzen Sätzen zusammengefaßt. Die erste Hälfte des Endergebnisses des ersten Teils lautet: „Der ›christliche Staat‹ ist eine contradictio in adjecto, denn Christentum und Staat sind grundsätzlich verschieden. Der Staat mit seinem Rechtszwange, seiner Beschränktheit und seiner Äußerlichkeit kann niemals zu einer Form echt christlichen Lebens werden. Die Forderung eines christlichen Staates ist zu bekämpfen, damit dem Staate seine selbständige Bedeutung gewahrt und damit die Gemeinde Christi vor Verstaatlichung verschont bleibe. Das Ziel des Staates ist lediglich die äußere Wohlfahrt seiner Bürger. Der Staat hat aber bei seiner Gesetzgebung und Verwaltung auf die christliche Art des Volkes Rücksicht zu nehmen.“ Möchte die treffliche, klar und fesselnd geschriebne Broschüre in den weitesten und namentlich in den maßgebenden Kreisen Beachtung finden!

Vom Gemüte. Was ist der Mensch? Wenn wir auf die jetzt herrschenden Meinungen horchen — nach der einen ein Naturprodukt, nach der andern ein Glied des Staates, nach beiden seinem Werte nach ein Nichts und seinem Schicksal nach ein Opfer für Zwecke, die ihn nichts angehen. Beide betrügen ihn. Der Naturalismus lockt ihn mit einer Aussicht auf Sinnengenuß, die sich für die Masse desto weniger verwirklichen läßt, je mehr der Naturalismus zur Herrschaft gelangt, und der Staat verspricht den Menschen zu versittlichen, macht ihn aber mit seinen Zwangsmitteln täglich verlogner und boshafter. Schließlich verbünden sich beide Mächte, die große Masse als Fabrikrohstoff und Kanonenfutter zu verwenden, während sie der herrschenden Minderheit eine Lage sichern, wo sich das pessimistische Ergebnis der Weltentwicklung, in milder Wehmut und mit dem Aroma einer echten Havana genossen, schon ertragen läßt.

In dem Gesurr und Geschnurr der natürlichen und der künstlichen Maschinen nun, die den zweibeinigen Wurm täglich zermalmen, in dem Geschnarr und Geschnauz der Staatsgewaltigen, die ihn mit ihrem „du sollst!“ und „du sollst nicht!“ hin und her schrecken, irren immer noch einige Philosophen mit der Diogenesslaterne umher, den verloren gegangnen Menschen zu suchen. Zwei recht liebenswürdigen Menschensuchern sind wir dieser Tage begegnet. Hugo Delff, der vom Bruder Eckhard und andern Mystikern herkommt, erzählt uns in seiner Philosophie des Gemüts (Husum, C. F. Delff, 1893) etwa folgendes. Die Philosophie ist Anwendung der Vernunft, die Vernunft aber Thätigkeit des Gemüts, das in dieser Thätigkeit sein eignes Wesen: Güte, Wahrheit und Schönheit inne wird und diese Ideen aus seiner eignen Tiefe herausschöpfend und ins Licht der bewußten Betrachtung bringend das Äußere aus dem Innern erklärt. In den Individualgeistern den absoluten Geist suchend, findet die Vernunft Gott als das ewige Urgemüt, als die „lebendige Allinnigkeit,“ als „die lebendige Macht des Idealen.“ Religion ist demnach „das Urphänomen des Gemüts,“ und Philosophie im Grunde genommen nichts andres als durch Nachdenken über ihre Natur ins klare gekommne Religion. Daher ist auch wirkliche Sittlichkeit ohne Religion nicht denkbar. Denn nur der ist wahrhaft sittlich, der das Gute als sein ihm mit Gott gemeinsames eigentliches Wesen erkannt hat. Einem bloßen äußerlichen „du sollst,“ dem Machtgebote des starren Gesetzes gegenüber wäre der Titanentrotz gerechtfertigt; Prometheus und Faust sind dem edeln Menschen sympathischer als ein Pharisäer. Die Ausführung dieses Systems enthält viele glückliche Gedanken, z. B., daß, wenn es eine Hölle gäbe, die Teufel sich in ihrem Schwefelfeuer als in ihrem Elemente wohl fühlen würden, und daß das Gute zwar auch ohne das Schöne, die ihm zukommende Erscheinungsform, seinen Wert behält, das Schöne für sich allein aber, ohne seinen Inhalt, der im Guten besteht, als bloße Form leer, und nicht bloß wertlos, sondern als Erreger sinnlicher Leidenschaft gefährlich ist. Bedauerlicherweise hat sich die berechtigte Mystik des Verfassers neuerdings in die unberechtigte der Spiritisten verirrt; der Anhang, in dem die Entstehung von ätherischen und Astralleibern erklärt werden soll, wird ein ungünstiges Vorurteil gegen das Buch erwecken und wäre besser weggeblieben.

Dem Verfasser verwandt bei aller Verschiedenheit der Methode ist Dr. Max Diez, der sich an Kant, Schiller und Hegel anlehnt. Fest im Idealismus gegründet, lehrt seine (bei Fr. Frommann in Stuttgart 1892) erschienene Theorie des Gefühls zur Begründung der Ästhetik, daß die Kunst das Ideal des Gefühls sei, wie die Wissenschaft das des Denkens und die Sittlichkeit das des Wollens,*) und daß im Schönen das Gute und das Wahre genossen werde. Als Schönes aber in diesem höhern Sinne läßt er nicht schon die leere schöne Form gelten, sondern nur das Erhabne und das Anmutige. „In der freien Bewegung des Erhabnen spüre ich das Sittliche als wirkliche Kraft, als Leben in mir“; im Anmutigen, in dem freundlichen, liebevollen Hineinschmiegen des einen Geistes in einen andern, werde das sittliche Streben als befriedigt empfunden. Nicht um tote Abstraktionen ist es dem Verfasser zu thun; „die Ästhetik soll ihre Thore weit aufmachen für das, was den Künstler zum Künstler macht, das Leben, das Lebensgefühl.“ Echte Kunst steht ihm immer in innigster Verbindung und Wechselwirkung einerseits mit dem Leben der Gegenwart, andrerseits mit der echten Philosophie.

*) Auf eine Kritik der anfechtbaren Ausdrucksweise, statt des Schönen, Wahren und Guten die Kunst, die Wissenschaft und die Sittlichkeit als Ideale zu bezeichnen, lassen wir uns nicht ein.

„Richard Wagner atmet Schopenhauer und Gabriel Max Spiritismus wie Uhde Sozialismus. . . . Es gäbe keine Philosophie Schellings und Hegels ohne die Dichtung Goethes und Schillers und keine Dichtung Goethes und Schillers ohne die Philosophie Rousseaus.“ Bei der innigen Verbindung, in die der Verfasser die drei großen Ideen bringt, erweitert sich seine Begründung der Ästhetik zu einem System der Philosophie.

Wer war Franz Schubert? Im Jahre 1817 erhielt die Buch- und Musikalienhandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig aus Wien von einem gewissen Franz Schubert eine Komposition von Goethes Erlkönig zum Druck und Verlag angeboten. Aus Wien? Von Franz Schubert? Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Franz Schubert lebte ja in Dresden, er war dort wohlbestallter „königlicher Kirchenkomponiteur,“ ein würdiger Mann von neunundvierzig Jahren, wie hätte der auf solche Allotria verfallen sollen? Die Verlagshandlung schickte diesem also das Manuskript zu und bat um Aufklärung. Darauf erhielt sie folgende Antwort:

Ich muß Ihnen melden, daß ich vor ohngefähr zehn Tagen einen von Ihnen mir schätzbaren Brief erhalten, wo mir Dieselben ein von mir sein sollendes Manuskript, der Erlkönig von Goethe, überschicken. Zu meinem größten Erstaunen melde ich, daß diese Kantate niemals von mir compouirt worden. Ich werde selbige in meiner Verwahrung behalten, um etwan zu erfahren, wer dergleichen Machwerk an Ihnen auf eine so unhöfliche Art übersendet hat, und um auch den Padron zu entdecken, der meinen Namen so gemißbraucht. Übrigens bin ich Ihnen für Dero gütige Übersendung freundschaftlich verbunden und verbleibe mit vollkommster Hochachtung u. s. w.

Ob die Verlagshandlung darauf das „Machwerk“ zurückgefordert und doch gedruckt hat, davon schweigt die Geschichte. Jedenfalls kennt den königlich sächsischen Hofkomponiteur keine Menschenseele mehr, und sein junger, damals noch unbekannter Wiener Namensvetter zählt zu den größten Genien der Menschheit.

Wir entnehmen diese köstliche, bisher unbekannte Anekdote einem Aufsatze, den Max Friedländer, der unermüdliche Forscher über Schuberts Leben und Werke, in dem neuesten Hefte der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft veröffentlicht hat: „Fälschungen in Schuberts Liedern.“ Der Verfasser deckt dort auf, in welchem Umfange sich teils Sänger, teils Herausgeber an Schuberts Liedern versündigt haben. Unter den Sängern war es namentlich Vogl, der eine Menge der Schubertschen Lieder mit Schleifern, Doppelschlägen, Trillern und Rouladen versehen hat, mit denen sie dann auch gedruckt und jahrzehntelang immer wieder nachgedruckt worden sind. Unter den Herausgebern aber war der ärgste Sünder Diabelli. Er hat — es ist fast unglaublich, und doch weist es Friedländer nach — eine ganze Reihe von Schubertschen Liedern, wie „Füllest wieder Busch und Thal,“ „O gieb vom weichen Pfühle“ u. a., mit Einleitungen versehen von solcher Trivialität, daß es eigentlich unbegreiflich ist, wie das bis jetzt hat unbemerkt bleiben können.

Schade, daß Friedländer seine wichtigen Entdeckungen nicht etwas anmutiger vorträgt. Gleich auf der ersten Seite schreibt er folgende Sätze: „In der deutschen Litteratur haben wir ein ganz ähnliches Beispiel von starker Willkür seitens (!) des berufnen (?) Herausgebers erlebt (!): die Umarbeitung und Stilisirung der Höltyschen Oden durch Voß. Ein volles Säkulum (!) verging, ehe die richtige Form von Höltys Dichtungen zur Wiederherstellung kam“ (!). Und der häßlichen, leider

immer mehr umsichgreifenden Unsitte, die in Zusammensetzungen wie Goethelieder, Liszbriefe, Dürerzeichnungen und ähnlichem liegt, ist er mit Haut und Haaren verfallen; er spricht nicht bloß von Schubertausgaben, Schubertsammlungen, Schubertdrucken, Schubertherausgebern und Schubertfreunden, sondern sogar von Schubertdichtern; das sollen Dichter sein, von denen Schubert Liedertexte komponirt hat. Über nichts sollte schöner geschrieben werden, als über Kunst. Aber wie geht diese Fähigkeit verloren!

Wir benutzen übrigens diese Gelegenheit, unsre Leser einmal auf die Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft aufmerksam zu machen. Sie ist freilich eine rein fachwissenschaftliche Zeitschrift; aber sie bringt doch kein Heft, das nicht irgend etwas enthielte, was auch für die weitern Kreise aller ernstern Musikfreunde von Interesse wäre. So findet sich gleich in dem vorliegenden Hefte noch ein zweiter höchst anziehender Aufsatz, den nur wenige hier vermuten werden: ein Aufsatz von Karl Scherer über die Jugendzeit der berühmten Sängerin Gertrud Elisabeth Schmeling (später Mara), namentlich über ihren Aufenthalt in Leipzig. Er ist geschrieben auf Grund einer größern Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Raspes, die auf der ständischen Bibliothek in Kassel aufbewahrt werden, und bringt eine Fülle neuer Nachrichten über die vielgefeierte junge Künstlerin. Namentlich wer sich für den „jungen Goethe“ und die Personen, mit denen dieser in Berührung gekommen ist, interessirt, darf den Aufsatz nicht ungelesen lassen.

Litteratur

Die Philosophie der Geschichte. Von R. Rocholl. Zweiter Band. Der positive Aufbau. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1893

Die göttliche Komödie des neunzehnten Jahrhunderts! Zwar nicht in Terzinen, aber in der bilderreichen, von Begeisterung durchglühten, aphoristischen und darum hie und da ein wenig dunkeln Sprache des Propheten entrollt uns der Verfasser das Drama der Menschheit vom biblischen Standpunkte aus. Aber nicht etwa mit der Willkür apokalyptischer Träumer, sondern nach der Methode des gewissenhaften Gelehrten. Es ist, wie S. 598 gezeigt wird, die Methode Leverriers. Die Störungen, die dieser in den Bahnen einer gewissen Gruppe von Gestirnen beobachtete, führte ihn zu der Annahme, es müsse dort ein noch unentdecktes Gestirn vorhanden sein, das diese Störungen bewirke. Er berechnete, wie sich bei dieser Annahme die übrigen Gestirne verhalten müßten, und das Ergebnis stimmte mit ihrem wirklichen Verhalten überein. An der herausgerechneten Stelle fand dann Galle den Planeten. „Ähnlich haben wir von Anbeginn das in der Geschichte der Menschheit und ihrer kosmischen Umhüllung uns entgegentretende Irrationale, wir haben die Bildungen wie die Mißbildungen und Störungen im regelmäßigen Ablauf auf eine aus ihnen selbst unerklärliche Ursache zurückzuführen uns genötigt gesehen. Wir haben ebenso auf den Eintritt eines uns verhüllten Faktors für die Erklärung hindeuten müssen. Wir haben den ethnologischen Ort innerhalb der Geschichte bezeichnen können, an welchem dieser Faktor gesucht werden müsse, wenn jene Störungen und Mißbildungen innerhalb des Geschichtsganzen erklärt werden sollen. . . . Wir vertrauten uns dann den Thatsachen an, die uns die Kirche entgegenbrachte. Wir thaten es »wie zur Probe.« Und wir fanden

in der Erscheinung des von der Kirche uns verkündeten Mittlers den gesuchten zentralen astronomischen Punkt." Lehne man diese Thatsachen ab, so gebe es keine anderweitige Erklärung, daher, so lautet das Schlußwort, sei seine Geschichtsphilosophie nicht eine, sondern die Philosophie der Geschichte. Der Aufgabe, von dem gewonnenen Punkte aus die historischen Erscheinungen zu erklären, unterzieht er sich mit vollständiger Beherrschung der naturwissenschaftlichen, geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Thatsachen. Die Ergebnisse der modernen Philosophie arbeitet er teils in seinen Gedankenbau hinein, teils scheidet er sie als unhaltbare und überwundne Meinungen aus. So erhalten wir ein nach einfachem Plane festgefügtes Drama in drei Akten. „In das Chaos des Anfangs trat, die Spannungen lösend und die Bewegung schließend, endlich der Mensch, und damit Bild und Thema für Ablauf einer Geschichte der Menschheit. In das Chaos der Mitte, die Zeit des Zusammenbruchs der alten Gedankenbaue, trat der Gottmensch, Versöhner, Mittler und Mitte, Sonne und Maßstab einer neuen Menschheit, die in und aus ihm sich erbauen sollte. Und in das Chaos des Endes tritt er nun wieder, den Kampf stillend, das sichtende, richtende Wort sprechend. Aus dem Zusammenbruch aller Weltkulturen sammelt er das um sich, was in ihm den Mittler und das mystische Haupt fand, was als Abbild nach ihm dem Urbild, sich formen ließ, und so sich selbst und die Erde baute und bewahrte. Er kommt, und damit schlägt dieses Hauses letzte Stunde." (S. 500.)

Den Fortschritt läßt Rocholl gelten für Wissenschaft, Technik und Kunst. Was die Moral anlangt, so schreitet nach ihm nur die äußerliche, konventionelle fort; der Mensch wird legaler, nicht sittlicher. Und dieser äußerliche Fortschritt wird durch den Umstand aufgewogen, daß unter der festen Decke gesetzlich unzwungener Wohlanständigkeit und glatter Formen die Äußerungen der niedern Natur des Menschen mehr und mehr einen teuflischen Charakter annehmen, während sie bei kindlichen Völkern, wie heute noch bei Kindern, nur tierisch, eben deshalb aber harmlos und unschuldig waren. Die Endkatastrophe scheint ihm nahe bevorzustehen. Der Völkerstrom und die Kulturbewegung haben, von Osten nach Westen vordringend, die Erde umkreist, jetzt biegen sie in ihren Anfang zurück. Auf dem Dache der Welt, dem Hochlande von Pamir, von wo die junge Menschheit herabgestiegen ist, werden nächstens Mongolen und Arier um die Existenz ringen. „Halten wir also fest, daß der Zusammensturz unsrer unterhöhlten Weltkultur täglich eintreten könnte. Halten wir aber ebenso fest, daß mehr als ein Rückschlag durch die erhaltenden Mächte und ihren Zusammenschluß in Aussicht zu nehmen ist, daß die Macht des Kapitals durch das germanisch gedachte Ständetum einmal zurückgestaut werde, und Sicherung gesunder Gliederung und Bewegung, also gesunder Freiheit, neu gegeben sei. Immerhin werden wir hinsichtlich der Schlußkatastrophe nicht zweifelhaft sein und uns nicht täuschen lassen können. Denn eine letzte Zeit kommt.... Es öffnet sich immer deutlicher die Kluft zwischen der heiligen und der bloßen weltlichen Kultur.... So wird der letzte Kampf eröffnet, indem der Abgrund, der beide trennt, sich öffnet. Dort prägt sich immer deutlicher und düsterer das niedere Bild aus. Hier erscheint immer leuchtender und herrlicher das heilige Bild des Haupts und Mittlers, tausendfach gebrochen und farbenreich wiederstrahlend. Denn die Träger dieses Bildes, bereitet unter der Obhut und unter den Formen und im Gehäuse katholischer Einheit oder protestantischer Vielheit,*) sie werden endlich der Gemeinsamkeit froh werden, wenn

*) Rocholl ist Protestant und ein entschiedner Gegner des Jesuitismus, den er als Weiterbildung des Talmudismus charakterisirt.

auch das Entsetzen sie nicht einen müßte. Denn es wird dort in der nackten Fäulnis die Freiheit des Fleisches, die Hefe des Griechentums, verkündet werden, und es wird gleichzeitig der Tanz um das goldene Kalb rasen. Und aus der fauligsten Masse, in die aus dem ganzen Erdkreise, von Europa wie von China her alle Elemente abgelebter Kulturen*) wie die flüssige Pest der Leichen strömen, werden so entsetzliche Dinge steigen, daß wir für diese aufwärts höhnenden Gebilde weder Begriff noch Namen besitzen." (S. 492 bis 493.)

Was wir dazu sagen? Nämlich zur Grundansicht des Verfassers, denn im einzelnen müssen wir ihm meistens beistimmen. Nun, wir sagen weder ja noch nein. Nicht ja, weil zur Beistimmung eine eigentümliche Gemütsverfassung und Geistesrichtung gehört, die uns abgeht. Nicht nein, weil wir die heilsamen Wirkungen, die das Buch auf viele zu üben geeignet ist, nicht abschwächen möchten. Nur ein Punkt scheint uns so bedenklich, daß wir vor unbedachtsamer Beistimmung ausdrücklich warnen müssen. Wenn Rocholl nicht bloß den gegenwärtigen Zustand der Natur, sondern schon die Existenz der Materie als das Schellingsche Nichtseinsollende auf die jenseitige Katastrophe in der Geisterwelt zurückführt, so geht das entschieden über das biblische Christentum hinaus und mündet in manichäischen Gnostizismus. Es ist nicht seine Meinung, daß der Teufel, an dessen Persönlichkeit er übrigens festhält, der Weltschöpfer sei, aber wenn man seiner Meinung diesen harten Ausdruck geben wollte, so würde er kaum das Recht haben, sich darüber zu beschweren.

In Sprache und Druck stören manche Sonderbarkeiten. Auf S. 138 wird das Wort Gleichung in der Bedeutung von Gleichnis gebraucht. Byzanz wird von S. 300 ab ein Dutzendmal Bycanz, von S. 357 ab aber richtig geschrieben. Dieses Bykanz wird wohl ein gelehrter Setzer verbrochen und der flüchtige Korrektor erst auf S. 357 bemerkt haben. Bei den Anmerkungen passen öfter die Ziffern nicht. So steht z. B. hinter einem Satze auf S. 384 eine 40. Die Anmerkung 40 aber verweist auf die S. 473, wohin sie auch wirklich gehört.

Schwarzes Bret

Einzelne Buchhändler versteifen sich neuerdings darauf, nicht mehr von litterarischen Neuigkeiten, sondern von litterarischen Neuheiten zu reden; ja es ist sogar von gewisser Seite darauf angetragen worden, diesen Ausdruck in die Amtssprache des Buchhandels einzuführen. Geschähe das, dann wären wir wieder um eine der schönsten Sprachverirrungen reicher. Das Wort Neuigkeit enthält einen konkreten Begriff, es bezeichnet, und zwar schon seit Jahrhunderten, jede neue Erscheinung, sei es auf politischem, auf kaufmännischem, auf litterarischem oder sonst welchem Gebiete; das Wort Neuheit dagegen ist ein abstrakter Begriff, es bezeichnet den Zustand des Neuseins. Man könnte daher z. B. von einem Buche mit seiner Unterscheidung sagen, es sei eine Neuigkeit, die ihren Erfolg nur ihrer Neuheit verdanke (nicht ihrem Werte). Nun haben allerdings in neuerer Zeit Schneider, Putzmacherinnen und andre sprachgewaltige Leute auch angefangen von Neuheiten zu reden. Sie preisen sogar, das Französische nachäffend, in ihren Schaufenstern und Reklamen irgend eine Ware als höchste Neuheit oder als letzte Neuheit an. Aber das sollten doch die Buchhändler getrost diesen Bildungskreisen überlassen. Lessing, Goethe und Schiller würden es als völlig undeutsch empfunden haben, wenn zu ihrer Zeit jemand ein Buch eine Neuheit genannt hätte.

*) Außer dem Griechentum im Stadium seiner Entartung, der Buddhismus und — im Spiritismus und Hypnotismus — der schamanische Gespensterglaube und Ahnenkultus.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Mangel an geſchichtlichem Sinn

Ein Wort zur Militärvorlage

Die Regenten haben von Ständen, die aus Eigentümern beſtehen, nichts zu fürchten, mehr von der Neuerungsſucht jüngerer, der Lauigkeit und dem Mietlingsgeiſte älterer öffentlicher Beamten und von der alle Sittlichkeit verſchlingenden Weichlichkeit und dem Egoismus, der alle Stände ergreift. — Wir haben dieſe bekannten Worte des tapfern Reichsfreiherrn vom Stein, die ſich in einem Berichte von ihm an den König von Preußen vom 30. Oktober 1804 finden, nur wegen des letzten Drittels hierhergeſetzt. Ohne Zweifel ſind unter den Bedenken, die gegen die geplante Heeresverſtärkung und gegen die damit verbundnen großen Mehrausgaben geäußert worden ſind, manche von ehrlichen und ſachlichen Erwägungen eingegeben. Auch ſoll nicht behauptet werden, daß der Gegnerſchaft, mag ſie kommen, woher ſie will, bewußte Unredlichkeit vorgeworfen werden könne. Aber auf der andern Seite iſt doch auch nicht zu leugnen, daß alles, was der Freiſinn und ſeine Umgebung gegen das Geſetz vorgebracht haben, im letzten Grunde auf die Weichlichkeit und den Egoismus zurückgeführt werden muß, von denen in den Worten Steins die Rede iſt.

Erſtens iſt es eine unwahre Behauptung, daß die verlangte Mehrbewilligung für das Heer die Kräfte des Volkes überſteige. Es kommt nur darauf an, die richtigen Quellen ſprudeln zu laſſen, die gar nicht ſo tief liegen und in ausgiebiger Reichlichkeit vorhanden ſind. Zweitens kann wohl behauptet, aber von niemand bewieſen werden, daß dem Erwerbsleben des Volkes mit dem Geſetz Eintrag geſchehe. Im Gegenteil, die vom Staate gemachten Ausgaben kommen dem arbeitenden Volke wieder zu gute, wenn nicht unmittelbar, ſo doch mit der Zeit. Um das einzuſehen, braucht man nur auf die neueſten Flürſcheimſchen volkswirtſchaftlichen Erörterungen hinzuweiſen.

Doch davon soll hier nicht die Rede sein. Darlegungen zur materiellen Seite der Sache sind so zahlreich und so gründlich gemacht worden, daß wir sie uns hier ersparen können.

Es giebt Imponderabilien, die auf keine Wagschale gelegt werden können, aus denen aber doch das Leben der Völker seine eigentliche Kraft schöpft. Die Erfahrung lehrt uns, daß noch kein Volk an der Selbstauferlegung auch der größten Lasten zu Grunde gegangen ist, wohl aber, daß das Verderben einzog, sobald man anfing, die vermeintlich ermüdeten Glieder zu einem behaglichern Dasein zu strecken. Nur das Volk hat wahrhaften Anspruch auf ein unabhängiges Leben, das in freiester Selbstbestimmung mit immer erneuerter Auffrischung seiner sittlichen Kräfte in den Kampf ums Dasein hinabsteigt. Wenn nach der Darwinschen Lehre bei den Geschlechtern der Tiere die möglichste Ausbildung der körperlichen Eigenschaften den Sieg verleiht, so liegt für die mit Vernunft begabte Menschheit die Entscheidung in der höchsten Potenzirung der sittlichen Freiheit. Dabei muß es bleiben trotz Friedrich Nietzsche und allen, die mit ihm auf einer Fahrt sind. Jedenfalls hat in dem noch immer von allen gegen alle geführten Kriege das Volk am schlechtesten bestanden, das die Güter des Lebens bloß zum guten Auskommen sammelte.

Von höchster Stelle ist die Mahnung ergangen, den Blick für die Zukunft aus der Betrachtung der Vergangenheit zu schärfen. Es war eine Aufforderung, die mit vollem Rechte nicht bloß an die Schule und deren Thätigkeit gerichtet war, sondern die sich die ganze Nation in allen ihren Ständen und Berufsarten, in allen ihren Teilen und Abstufungen zu Gemüte führen sollte. Der geschichtliche Sinn fehlt in dem Volke der Denker an allen Ecken und Enden. Es ist eine Thatsache, daß überall, wo die Thätigkeit des Volks, sei es im einzelnen oder in Verbänden, an die Öffentlichkeit tritt, sie nicht von den vernünftigen Erwägungen ausgeht, die man als Abstraktion aus der Geschichte bezeichnen könnte, sondern daß sie von den Reizen und Antrieben bestimmt wird, die gerade im Augenblicke wirksam sind. Der menschlichen Natur nach ist das nun zwar in der Regel das richtige; im gewöhnlichen Laufe der Dinge wird sich, wenn Menschen zu handeln haben, keine weite Ausschau nach den Ideen halten lassen, sondern das Leben wird sich nach den augenblicklich bestimmenden Antrieben und den gebietenden Forderungen strecken, ohne daß es gleich in eine gefahrvolle Entfernung von der Zweckmäßigkeit gerät, die, man mag sagen, was man will, doch immer der Grund und die Voraussetzung aller menschlichen Dinge bleibt. Aber wenn auch der tägliche Kurs mit Recht von dem Gesetze der gewohnheitsmäßigen Praxis bestimmt wird, so giebt es doch Dinge von hervorragender Wichtigkeit, die niemals ohne den Hinblick auf das allgemeine behandelt werden sollten. Alle Vergangenheit, in die unser Blick hineinfällt, weist uns auf ein solches Verfahren hin. Entweder beriefen sich die Gesetzgeber der ältesten Zeiten auf

unmittelbare göttliche Offenbarung, oder die Nationen schickten, als dieser fromme Betrug nicht mehr möglich war, Gesandtschaften in fremde Länder, um sich über den Geist in den Gesetzen andrer zu vergewissern und damit der eignen Weisheit zu Hilfe zu kommen. Wenn Kriege geführt werden sollten, so wandte man sich fragend an die Orakel, und während der Führung selbst standen die Vorgänge einer frühern Zeit und die Beispiele, die hervorragende Männer der Vergangenheit gegeben hatten, im höchsten Ansehen. In unsrer Zeit ist das sehr anders geworden, und das hängt aufs engste mit dem ungeheuern Umfang zusammen, den unser Wissen angenommen hat. Je wissensstolzer wir sind, um so weniger bekümmern wir uns um das Gesetz, das dem Wechsel der Erscheinung zu Grunde liegt. Die gegenwärtige Zeit steht unter der Herrschaft des Verstandes: vorwärts auf den Spuren, die die sinnliche Erfahrung und die Beobachtung im einzelnen machen! In größter Verachtung dagegen steht bei den Geschlechtern der Gegenwart die reine Anschauung, die den Fortschritt der Ideen zum Gegenstande hat.

Man begegnet dieser Verachtung überall. Sie ist nicht bloß in der Wissenschaft und schlägt dort den Geist mit Keulen tot, sondern droht auch mit dem Naturalismus die Kunst zu ersticken, sie beherrscht eben so sehr die Parlamente wie die sie paraphrasirende Journalistik. Nehmen wir einen der jüngsten Kämpfer auf diesem Tummelplatze der Gedanken, der zu schönen Hoffnungen berechtigte; ist nicht Grund zu fürchten, daß sich diese Hoffnungen in eben so viele Irrtümer verkehren werden? Wenn der Herausgeber der neu gegründeten „Zukunft" noch immer in Christus nichts andres sehen kann als den Gründer eines Sozialismus, der seinen Hauptzweck in der Ausebnung irdischer Ungleichheiten erblickt, wenn er bei aller Begeisterung für den Fürsten Bismarck und aller Erkenntnis seines Wesens am Schluß aus diesem großen Manne wenig andres herauslesen kann, als den Beweis für die Nietzschische Theorie des aristokratischen Radikalismus, so ist das, so weit man bis jetzt sehen kann, kaum mehr, als was die andern auch leisten, nur daß hier zur Abwechslung die Fanfaren von der andern Seite her ertönen. Der vielgenannte Apostata hat eine scharfe Dialektik und einen ungewöhnlich glänzenden Witz, Eigenschaften, die in seiner Rasse nicht selten sind, aber es wäre zu wünschen, daß er neben beiden eine etwas größere Dosis von historischer Anschauung hätte. Man sollte es nicht glauben, aber es steht in einer der Märznummern der „Zukunft" wirklich zu lesen, daß Graf Caprivi die Sicherung des deutschen Reiches statt in der Steigerung der Wehrkraft der Nation, die doch nicht ins unendliche fortgeführt werden könne, lieber in der jedesmal geeigneten Schließung von Bündnissen suchen solle. O heiliger Cornelius Nepos vom deutschen Gymnasium, der du schon dem Quartaner Mießnick das Wissen beibringst, daß auf Koalitionen so viel Wert zu legen ist wie auf den Stab Pharaos, der, wenn er ihn nicht ganz fest hält, dem Träger in die

eigne Hand fährt! Und hat denn Bismarck selbst jemals die Bündnisse höher gestellt als das eigne Schwert? Ist er es nicht, der das Wort von der Bündnisfähigkeit erfunden hat, einem Begriff, der gleichbedeutend ist mit der aufs äußerste angespannten Angriffs- und Wehrkraft eines Volkes?

Wenn solches am grünen Holze geschieht, was Wunder, wenn im Reichstage, wo die graue Theorie geradezu Orgien feiert, der Doktrinarismus und das Fraktionsinteresse fast jeden lebenskräftigen Trieb gleich beim ersten Versuche des Hervorbrechens wieder zurücktreibt. Einige der wenigen von konservativer und mittelparteilicher Seite zur Militärvorlage gehaltenen Reden, die einigermaßen den hohen staatsmännischen Schwung zeigten, der an bessere Zeiten erinnerte, war die des Abgeordneten von Bennigsen; aber wie matt und wie wenig lebensfreudig klangen seine Auslassungen gegen das heiße Pathos seiner frühern Tage! Es war ein leise und melancholisch ausklingendes Echo des hellen fröhlichen Schlachtrufs aus der Zeit, als der Begründer des Nationalvereins dem hannoverschen Welfenreiche das Rückgrat zerschlug. Es ist, als ob sich die Männer von heute ihrer Thaten von damals schämten, nicht zwar sie ausgeführt zu haben, sondern als wenn die sie tragende Begeisterung, die doch das beste an ihnen war, zu jugendlich überschäumend gewesen wäre; oder als wenn die Fragen der Gegenwart in einer andern, ruhigern Weise gelöst werden könnten, als die, die vor einem Menschenalter die Gemüter beschäftigten. Aber die Sprödigkeit und Härte des Stoffs verlangt dieselbe Glut, um ihn zum Schmelzen zu bringen. Wie war es doch damals, als vor dreißig Jahren in der schweren Zeit des Verfassungskonflikts die hannoverschen Liberalen denen des preußischen Abgeordnetenhauses zurufen durften, daß sie bessere Preußen seien, als die Brandenburger und Pommern selbst? Wer will beweisen, daß die nationale Not damals größer gewesen sei als jetzt, um die Verfassungs- und andre Fragen vor ihr zurücktreten zu lassen? Die Umstände mögen verschieden sein, aber im Grunde sind die Forderungen der Zeit genau dieselben, wie sie es Anfang der sechziger Jahre waren. Man sollte sich, um das zu erkennen, den ruhigen und klaren Blick durch das Geschrei und das Gekläff des Tages nicht trüben lassen, sondern je lauter dieses wird, ihn um so mehr geschärft erhalten, damit er durch alle die Wirrnisse und den absichtlich aufgewirbelten Staub in den Kern der Dinge hineinschaue. Vor allem aber müßte man sich aus dieser Vertiefung die Wahrheit heraufholen, daß bei aller Gleichheit dem Wesen nach die Zeit in ihrem Fortschreiten insofern eine andre geworden ist, als die Volkszahl und die Volkskraft, die letztere allein schon durch ihre Übung, eine ungewöhnliche Steigerung erfahren haben, und daß damit auch der Anspruch auf vermehrte Leistung nicht bloß berechtigt, sondern sogar notwendig ist. Welcher Statistiker aber wäre so vermessen, über diese gesteigerte Leistungsfähigkeit, so weit sie nur von der Kraftübung abhängig ist, in Zahlen annähernd richtige Angaben machen zu wollen?

Es wäre ein Unterfangen, wie wenn der Physiker das Mehr der nach allen Seiten ausgeübten Manneskraft — es ist hier aber nicht die physische gemeint — vor der des sich noch entwickelnden Jünglings durch Analyse oder durch Messen und Wägen feststellen wollte. Die Wahrheit dieser Sätze liegt auf der Hand. Aber so einleuchtend ihr Inhalt auch sein mag, so würde sich, wenn die Probe gemacht werden könnte, doch herausstellen, daß nur ein ganz geringer Prozentsatz selbst der sogenannten denkenden Menschen nicht über die bloß theoretische Anerkennung dieses Inhalts hinausgedrungen ist. Es ist eben etwas andres, die formale Richtigkeit eines Satzes zuzugeben, und etwas andres, seine Wahrheit von innen heraus anzuschauen und sie gleichsam an sich selbst zu erleben. Das ist es ja, was man den Mangel an geschichtlichem Sinn nennen könnte, ein Mangel, der vielleicht gut und vernünftig ist, wie alles im Haushalte der Natur. Denn wäre es nicht so, so müßte der Fortschritt der Menschheit ein rasender sein; er geht aber so langsam, daß die neuere Philosophie die Entwicklung des Vernunfterkennens überhaupt leugnet.

Die Geschichte ist nicht da, um den wenn auch noch so langsamen Fortschritt der Ideen zu verzeichnen, sondern sie bedeutet höchstens „den Lärm um die letzten Neuigkeiten." Mit diesen Worten hat irgendwo Friedrich Nietzsche den Grad der Achtung festgestellt, in dem gewöhnlich historische Vorgänge in der Menschenwelt stehen. Freilich ist es das entsetzliche Grau des nahenden Wahnsinns, was dieses und vieles andre dem unglücklichen Manne in die Feder diktirt hat, aber es ist doch etwas wahres daran. Es wird der Schule zum Vorwurf gemacht, daß sie mit den Ereignissen und den Daten der Geschichte nur klappere, es ist aber außerhalb ihrer Wände nicht anders. In unsern Parlamenten ist die Klage laut geworden, daß die Lehrerschaft den wissensdurstigen Söhnen der Nation Steine statt des Brotes gebe, aber was verabreichen sie denn selber dem Volke? Der deutsche Philister weiß ganz genau, wie es in der Schule mit der Geschichte gemacht werden müßte, aber wenn man ihm selber ein Bild aus der Vergangenheit zur Selbstspieglung vorhält, dann weiß er mit derselben Unfehlbarkeit, daß „das nicht hierher gehört," und ruft: „Zur Sache!"

Die Philisterei ist es vor allem, die der Philosophie den Beweis liefert, daß es keine Freiheit des Willens giebt. Denn die Reize, die auf die Begierden gehen, haben jeden Augenblick die erstaunlichste Wirkung, während die Vorhaltungen der Vernunft gerade im Alltagslaufe des Lebens überall zu beweisen scheinen, daß Wollen nicht gelernt werden könne. Und doch so wenig erkennbar für den Augenblick und so langsam das vernunftmäßige Erkennen vorwärts schreitet, so häufig wir uns getäuscht, ja an uns selber getäuscht sehen, sollten wir deshalb jemals aufhören, an seiner Förderung mit allen Kräften thätig zu sein? Der Hohn, vielleicht das Mitleid einer anspruchs-

vollen Philosophie, die Geringschätzung eines sich selbst genügenden Gelehrtentums, die Stupidität des Philisters, die Bosheit des Gegners — sollten sie uns auch nur einen Augenblick kümmern? Wenn die Geschichte in Wirklichkeit bis dahin eine schlechte Lehrmeisterin gewesen ist, so können wir deshalb doch nicht sagen, daß die Schuld an ihr liege. Das vernünftige, das sie berichtet, sollte es nicht auf den, der Vernunft hat und sie gebraucht, wirken, das unvernünftige, das sie ebenfalls auf ihren Blättern verzeichnet, ihn nicht abschrecken können?

Die deutsche Nation steht vor der wichtigsten Entscheidung von allen, an die sie jemals wegen ihrer Zukunft getreten ist. Die Kriege von 1866 und 1870 waren nur die Vorfragen, die Hauptfrage, die Erörterung, ob Deutschland sein darf oder nicht, wird erst in dem nächsten europäischen Kriege entschieden werden. Es ist das dieselbe Entscheidung, vor der einst alle die Staaten gestanden haben, die den starken Willen hatten, ihr Dasein nur durch die eignen Interessen bestimmen zu lassen. Sollten wir da nicht mit vollem Recht und in erster Linie nach dem fragen, was in ähnlicher Lage die Völker vor uns gethan haben, und wenn wir diese Frage unzähligemale gestellt hätten, sollten wir nicht immer von neuem zu untersuchen anfangen, was der Kern der Sache in jener Zeit war, das allgemeine, was damals bestimmend war oder hätte sein sollen und deshalb auch der kategorische Imperativ für uns sein muß?

Die griechische Geschichte ist bis zum Überdruß umgewälzt und bis zum Ekel gelernt worden, aber dieser Überdruß und dieser Ekel liegen nicht in dem Stoff, sondern in dem Mangel unsers Erkennens. Nur wenn wir bis zum untersten Grunde vorgedrungen sind, geht uns Licht und Leben auf, gewinnen wir Freude an dem Bilde, das sich unsern Blicken entrollt. Immer von neuem treten wir dann davor hin, weil wir in seinen Zügen unser eignes Wesen erkennen, und weil wir aus der toten Vergangenheit Leben in der Gegenwart zu erwecken vermögen. Als Themistokles seine Mitbürger zwang, sich ihrer Laurionaktien zu Gunsten der Kriegsbedürfnisse des Staats zu begeben, da begann die Zeit einer nationalen Hochflut, die kaum ihresgleichen hat. Sie berechtigte zu den höchsten Hoffnungen und hätte in das Ziel der Einigung und Beherrschung von Griechenland auslaufen müssen, wenn sie nicht politisch unter dem Doktrinarismus der Demokratie von Perikles Gnaden ins Stocken geraten wäre. Als dann der größte aller Athener, Alkibiades, seinen Mitbürgern wieder neue hohe Ziele wies, aber auch dem entsprechend große Anstrengungen von ihnen verlangte, da fiel er nicht allein durch die Koalition der aristokratischen Heißsporne und der radikalen Demokratie, sondern ganz besonders durch die Philisterei der Besitzenden, die ihren Geldsack und ihre Behaglichkeit gefährdet sahen. So erfüllten sich die Geschicke Griechenlands, und als später trotz der von Athen ausstrahlenden Ruhe Krieg von Makedonien

kam, da konnte kein Feuer demosthenischer Beredsamkeit die Glut in den ledernen Herzen wieder entfachen.

Wir sollten die Blicke häufiger rückwärts lenken, in die Geschichte der Völker, die vor uns waren. „Was ist uns Hekuba?“ rufen uns zwar die Modernen zu, die alles nur aus unsrer Zeit haben und lernen wollen. Die Thoren, die von der grundfalschen Lehre neuester Philosophie ausgehen, daß sich die Ideale der Menschheit mit dem Fortschreiten der Zeit in stetiger Veränderung befänden. Als ob sich diese Wandlung nicht allein auf die Form bezöge, und als ob nicht die Grundzüge alles menschlichen Strebens immer dieselben blieben! Gerade jene alte Troianerkönigin könnte mit ihrer Thränenflut und ihrem unendlichen Schmerze uns einen Fingerzeig dafür geben, daß ein Volk in der Erziehung seiner Söhne nicht streng genug sein kann. Nicht darauf kommt es an, ihnen ein möglichst bequemes Dasein zu sichern, sondern sie zu der Erkenntnis zu erziehen, daß Ruhe und Behaglichkeit nur möglich sind auf dem Grunde eines in seinem Bestande gesicherten Vaterlandes.

Wir Deutschen sind ja auf der einen Seite sehr bescheiden, aber auf der andern lassen wir uns gern einreden, daß wir vor andern Nationen etwas von dem wären, was das Salz der Erde genannt worden ist. Wenn das der Fall ist, so wollen wir nur ja zusehen, daß das Salz nicht dumm werde. Stärken wir seine Würzkraft aus allen uns zugänglichen Quellen, vor allem aber aus den Lehren der Geschichte. Es ist nicht wahr, daß sie bloß Spielereien für den Menschengeist seien, wir können und sollen aus ihnen lernen, zu wollen. Da sich das Krämervolk der Karthager nicht von seinem Gelde trennen konnte, so ließ es in zwei großen Kriegen seine besten Männer im Stich, Vater und Sohn, obgleich diese nach der bessern Seite hin die Verkörperung der karthagischen Volksseele waren, und sank in Trümmer. Auch die Thränen, die Scipio auf den Trümmern Karthagos weinte, geben zu denken. Nicht bloß das böse Beispiel, das sein Adoptivgroßvater den römischen Großen gegeben hatte, war ihm ein Beweis, daß Rom einst durch die Macht des Geldes und durch Wohlleben zu Falle kommen werde. Es ist viel über die Gründe des Verfalles des römischen Reichs geschrieben worden: der Hauptgrund liegt darin, daß den Römern der Republik das Geld der Wertmesser der Dinge geworden war.

Vor nichts soll sich ein Volk mehr hüten, als in dem tobenden Kampfe des Geistes mit der Materie sich auf die Seite der Materie ziehen zu lassen. Nicht das kann unsre Aufgabe sein, Reichtümer aufzuhäufen, sondern die Volkskraft zu mehren, die nicht aus dem täglichen Brot als solchem hervorgeht, sondern aus dem Kampf ums tägliche Brot. Sie steht im umgekehrten Verhältnis zur Summe des angesammelten Kapitals: je geringer diese, um so stärker jene. Übermäßig angesammeltes Kapital bedeutet im Körper eines Staats nichts andres, als schwellende Fettschichten auf dem Leibe eines Ge-

mästeten. Aber damit geraten wir wieder in die Nähe dessen, wovon hier nicht die Rede sein soll; wer will, kann sich darüber bei Flürscheim aufs beste Rats erholen. Hier soll nur gesagt werden, daß das durch Fleiß und Sparsamkeit angesammelte womöglich jeden Augenblick wieder in Fluß gebracht werden muß zur Anregung und Auffrischung der Kräfte, auf deren lebensvoller Bethätigung allein die Hoffnung fröhlichen Gedeihens beruht.

Heraus denn, deutsches Volk, mit dem, was du hast, mag es dir nun in Form von Anleihen oder in der Form von Bier- und Branntwein-, von Börsen- und andern Steuern abgeknöpft werden! Es soll ja nicht angelegt werden zur Erzeugung von Werten, die Motten und Rost fressen, sondern zu immer höherer Anhäufung des Schatzes, aus dem, wie aus einem immer lebendigen Quell, dein nationales Leben hervorfließt! Will der Teufel jemand fangen, so hüllt er sich in das Gewand, das für seine jeweiligen Absichten passend ist. Wenn jetzt, wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, viele Propheten in deiner Mitte auftreten und behaupten, daß du in deinen Leistungen schon an die Grenze des möglichen gekommen seist, und daß dich die neuen Forderungen darüber hinausführen müßten, so glaube ihnen nicht, glaube ihnen deshalb nicht, weil sie sich an das wenden, was schwach und sterblich in dir ist, weil sie dir schmeicheln und dich bethören wollen, als wenn sie dir wie vom Berge der Verheißung ein Land zeigten, in dem nur Milch und Honig fließt.

Aber dieses Land ist nicht das Leben, das der Deutsche führen soll, sondern das liegt, wie einst die Erdenfahrt des Herakles, in Mühseligkeit und Beladenheit. Einmal muß es aber doch anshören! hört man so häufig auf den Bierbänken der Kneipenpolitiker. Nein, es wird nicht und es soll auch gar nicht aufhören. Mit Freudigkeit sollen wir, wo es notthut, neue Lasten auf unsre Schultern nehmen, um zu verhindern, daß wir in der Freude des Daseins uns selber vergessen.

Die deutsche Armee soll vermehrt und endlich mit ungeheuern Mitteln in die Verfassung gebracht werden, die einst als höchstes Ideal dem schöpferischen Geiste Scharnhorsts vorschwebte. Das heißt nicht, daß irgend eine beliebige Institution des Landes einer Reform entgegengeführt werden soll, auch nicht allein, daß mit dieser Änderung einer von außen drohenden Gefahr begegnet werden soll, sondern daß der Einrichtung unsers Staates der folgerichtige Abschluß gegeben werden soll, der das teuerste Kleinod unsers Lebens ist, der nicht allein in siegreichen Kriegen ein glänzendes Kleinod war, sondern es zu jeder Zeit und auch im Frieden ist. Denn das deutsche Heer ist nicht eine, sondern es ist die Schule, durch die das ganze nationale Dasein hindurch geht, um die denkbar beste Erziehung zu erlangen. Es ist auch schon vorbildlich die Form des Sozialismus, in die wir im bürgerlichen Leben erst noch hineinwachsen sollen — auch hineinwachsen müssen, wenn wir die Zeichen der Zeit verstehen.

Die deutsche Philologenversammlung in Wien

In dem Lärm des Wahlkampfs hat man in Deutschland kaum Zeit gehabt, auf eine festliche Veranstaltung zu achten, die das benachbarte und verbündete Österreich während der Pfingstwoche bot, und die auch aus allen Teilen des deutschen Reiches zahlreiche Teilnehmer angezogen hatte: die zweiundvierzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien. Während die großen Wiener Blätter jeden Tag spaltenlange Berichte darüber brachten, begegnete man in den deutschen Zeitungen außerhalb Österreichs kaum einer flüchtigen Bemerkung. Und doch verdient diese Versammlung eine besondre Beachtung, weil sie unter den Zusammenkünften dieser Art in der That nach dem allgemeinen Urteile derer, die ihr beigewohnt haben, bei weitem die eigentümlichste und glänzendste gewesen ist. Zwar die Zahl der Teilnehmer (917) ist wohl von der Leipziger Versammlung von 1872 noch um etwas übertroffen worden, was bei der sehr viel günstigern Lage Leipzigs nicht zu verwundern ist. Dafür hat diese Veranstaltung niemals so zahlreiche fremde, nichtdeutsche Teilnehmer mit den Deutschen diesseits und jenseits der Reichsgrenze friedlich vereinigt, wie in Wien. Während die Tschechen aus Böhmen und Mähren allerdings nur spärlich vertreten waren, hatten andre Kronländer der westlichen wie der östlichen Reichshälfte zahlreiche Teilnehmer gesandt. In beträchtlicher Stärke waren die Polen aus Galizien, die Kroaten und auch die Ungarn herbeigekommen; selbst die Serben, Bulgaren und Rumänen fehlten nicht ganz. Aufs lebendigste trat hierin nicht nur die Vielheit der Völker des habsburgischen Reiches hervor, sondern auch die einigende Macht der Wissenschaft und die führende Stellung, die trotz aller politischen Selbständigkeitsbestrebungen die deutsche Wissenschaft in dem vielsprachigen Österreich und weit über seine Grenzen hinaus die ganze untere Donau entlang und bis tief in die Balkanhalbinsel hinein behauptet. Nicht Rußland beherrscht in dieser Beziehung die Balkanvölker, sondern die deutsche, durch Österreich vermittelte Bildung, und nicht Budapest ist der geistige Mittelpunkt dieses weiten Länderkreises, sondern das deutsche Wien. Das trat auch darin zu Tage, daß in den Verhandlungen und Festschriften nirgends eine andre lebende Sprache zu Worte kam als die deutsche. Nur der Vertreter der Universität Budapest

sprach in der Eröffnungsversammlung und beim Festmahle lateinisch, und derselben Sprache bediente sich in der Schlußsitzung der Vertreter von Agram. Und wie lebendig dies Bewußtsein der versöhnenden und einigenden Macht der Wissenschaft und zwar gerade der philologisch-historischen Wissenschaft war, das trat klar zu Tage. Als der treffliche erste Präsident der Versammlung, Professor Dr. W. von Hartel, der immer, sei es im Ernst, sei es im Scherz, das rechte Wort zu finden wußte, beim Festmahle in dem Trinkspruche auf die Kaiser von Österreich und Deutschland diese Thatsache scharf betonte, da unterbrach ihn minutenlanger Beifall, und die Deutschen klatschten nicht minder lebhaft als die Polen und Ungarn, die mitten zwischen ihnen saßen. Auch sonst war der persönliche Verkehr der verschiednen Nationalitäten durchaus freundschaftlich, und er wurde unterstützt durch das gute Deutsch, das die meisten der nichtdeutschen Mitglieder sprachen. Dazwischen klangen allerdings beständig auch polnische, tschechische, serbische, bulgarische und ungarische Laute, und mit dem deutschen „Hoch!" und dem internationalen „Bravo!" mischte sich vernehmlich das magyarische „Eljen!" Das Gepräge der Versammlung noch charakteristischer zu gestalten, dazu trug auch die Anwesenheit zahlreicher Geistlichen das ihre bei. Die großen Stifter Niederösterreichs, die teilweise höhere Lehranstalten unterhalten und leiten, hatten ihre Vertreter eben so gesendet wie die höhere weltliche Geistlichkeit, und neben dem schwarzen Ordensgewande der Benediktiner und der regulirten Chorherren war das Weiß der Cistercienser erschienen.

Aber noch etwas andres trat erhebend hervor. Die Deutschen aus dem Reiche fühlten sich in Wien nicht als Ausländer, sondern wie zu Hause. Nicht nur die anheimelnde, gewinnende Art der Wiener Bevölkerung brachte diesen Eindruck hervor, sondern auch die Empfindung, daß der Gedanke des unauflöslichen Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich den Gebildeten beider Reiche, vielleicht die enragirten Tschechen ausgenommen, in Fleisch und Blut übergegangen sei. Nichts wurde wärmer in jenem Trinkspruche Hartels aufgenommen, als die Bemerkung von der Unerschütterlichkeit dieses Bündnisses, und als die Töne der österreichischen Hymne „Gott erhalte Franz den Kaiser!" verklungen waren, und die Militärkapelle das „Heil dir im Siegerkranz!" anstimmte, da wurden die stolzen Klänge von dem jubelnden Beifalle der Österreicher beinahe übertönt, und manchem traten dabei die Thränen in die Augen.

Ähnliches wird sich bei ähnlichen Vereinigungen immer wiederholen; aber in einem Punkte hat Wien alles bisher gebotne weit hinter sich gelassen und wird darin kaum jemals wieder zu erreichen sein, das ist der großartige, vornehme Zug, der durch alles hindurchging. Welch eine herrliche Stadt ist doch dies Wien in den letzten zwanzig Jahren geworden! Um den uralten, lebenerfüllten Kern, der sich mit engen Straßen, hohen Häusern und zahllosen Kirchen um die ehrwürdige, ragende Pyramide des Stephansdomes

drängt, hat sich in der Ringstraße eine Reihe von großartig gedachten und großartig ausgeführten Prachtbauten geschlungen. Plätze wie der zwischen den beiden Hofmuseen und der neu erstehenden Hofburg um das Standbild Maria Theresias mit dem Blick auf die grünen Baummassen des Hof- und des Volksgartens und der zwischen dem mächtigen gotischen Rathaus des Dombaumeisters Schmidt, dem klassisch-hellenischen Parlamentsgebäude Hansens, dem imposanten Renaissancebau der Universität von Ferstel und dem entzückenden Hofburgtheater Sempers haben in Europa schwerlich ihres gleichen. Da hat man nicht mit dem Raume gegeizt wie in andern großen Städten, wo zuweilen die schönsten Werke der Architektur so eng zusammengepfercht werden an schmalen Straßen und winzigen Plätzen, daß man sie überhaupt nicht ordentlich sehen kann; da ist alles weiträumig, großartig, kaiserlich, und mit der Schönheit der Bauformen wetteifert das wundervolle Material, das aus den Marmorbrüchen des Untersberges u. a. in verschwenderischer Fülle zur Verfügung gestellt worden ist. Wem ist wohl nicht, wenn er aus dem herrlichen, in buntem Marmor und Goldbronze glänzenden Mittelbau des kunsthistorischen Hofmuseums hinaustrat oder auf der hohen Rampe des Parlamentsgebäudes stand, das alte Wort auf die Lippen gekommen:

S' giebt nur a Kaiserstadt,
s' giebt nur a Wien!

Schon in dieser unvergleichlichen Umgebung zu verweilen und in dem marmorprangenden Treppenhause oder in den luftigen Bogengängen des Universitätsgebäudes, wo die Sitzungen des Kongresses stattfanden, zu wandeln, hatte etwas erhebendes.

Und dieser Eindruck steigerte sich noch durch die fast erdrückende und verwirrende Fülle der gebotnen Veranstaltungen. Neben den allgemeinen Versammlungen arbeiteten nicht weniger als elf Sektionen, und eine erstaunliche Fülle von wissenschaftlichen Festschriften (35!), teilweise in der gewähltesten Ausstattung und von hohem Werte, wurde von den Behörden, den Universitäten, der Akademie, den österreichischen Mittelschulen u. s. w. über die Versammlung ausgeschüttet. Hier konnte der Reichsdeutsche eine recht ehrliche und herzliche Hochachtung vor den Leistungen der Wissenschaft und der Gelehrtenschulen in Österreich gewinnen, auf die man diesseits der Grenze oft mit einer gewissen Geringschätzung herabzublicken pflegt, obwohl doch diese Anstalten teilweise, namentlich in den mehrsprachigen Ländern, unter viel schwierigern Verhältnissen zu arbeiten haben als die unsern. Besonders erfreulich war es, dabei zu sehen, wie emsig die Österreicher daran sind, den alten, so lange unter türkischer Barbarei begrabnen Kulturboden Bosniens nach jeder Richtung hin wissenschaftlich zu durchforschen. Dazu waren alle die reichen Sammlungen, die Wien für Kunst und Wissenschaft darbietet, den Mitgliedern des Kongresses fast unbeschränkt geöffnet, sogar mehrere besondre Ausstellungen veranstaltet,

eine archäologische im österreichischen Museum, eine andre, die die größten Schätze umfaßte, in der Hofbibliothek, und die mannichfachsten Anstalten waren zur Erholung getroffen worden.

Am Freitag (26. Mai) Nachmittag führten die Schüler das Gymnasiums in Baden Jugendspiele auf, am Abend desselben Tages öffneten sich das Hofburgtheater, die Oper und das Volkstheater den Gästen, am Sonnabend ging es hinaus auf den Kahlenberg zur „Maifeier" des Wiener Männergesangvereins, und von dieser Höhe oder noch besser von dem historischen Leopoldsberge aus bot sich der Blick hier auf die dunkeln Bergzüge des Wiener Waldes, dort auf die weite Donauebne, den mächtigen Strom und die Häusermassen der Hauptstadt. Endlich am Sonntag führte ein Sonderzug den einen Teil der Mitglieder hinauf zur Gebirgswelt des Semmering, die Mehrzahl aber fuhr die Donau hinab nach Deutsch-Altenburg, um von da aus unter sachkundiger Führung die ansehnlichen Reste des Römerlagers und der Römerstadt Carnuntum zu besichtigen, wo vor kurzem ein ansehnliches Amphitheater und ein Teil der antiken Stadt beim Schlosse von Petronell ausgegraben worden sind, beides hoch oben auf dem Steilrande des rechten Donauufers, unter dem die grauweißlichen Wassermassen des Stromes zwischen waldbedeckten sumpfigen Inseln und Ufern gerade noch so wild und unbezähmbar dahinschießen wie zur Römerzeit, während im Osten kahle Felshöhen und der Thebener Kogel, der Ausläufer der kleinen Karpaten, das Bild des weiten Stromthales und der Ebne darüber wirkungsvoll begrenzen. Alle diese Veranstaltungen waren stets ebenso umsichtig angeordnet wie liebenswürdig dargeboten, was freilich in Wien wohl keiner besondern Bemerkung bedarf.

Aber was schließlich den größten Eindruck machte, das war die wahrhaft vornehme Art, in der Stadt und Regierung wetteiferten, die Versammlung zu ehren. Der Magistrat von Wien bot ihren Mitgliedern in den hochgewölbten Prachträumen seines Rathauses ein solennes Frühstück dar, der Kultus- und Unterrichtsminister Freiherr Gautsch von Frankenthurn begrüßte sie in der Eröffnungssitzung mit einer gehaltvollen und feinsinnigen Ansprache und empfing sie am Abend des Mittwoch in seinem Hotel, zugleich mit den Spitzen aller Behörden, und vor allem lud der Kaiser selbst sie für Donnerstag Abend in seine Residenz. Die Hofburg war in Gala. Husarenposten hielten an den Einfahrten des Josephsplatzes; in dem hohen blumengeschmückten Treppenhause der Botschafterstiege, in den Vorzimmern und den endlosen Gängen zu den Sälen, die alle mit den kostbarsten alten Gobelins behangen waren, paradirten die Schloßgarden in ihrer dunkeln Uniform neben den scharlachroten Arciereleibgarden, und in dem großen weißgoldnen, ebenfalls mit Gobelins geschmückten, im milden elektrischen Licht strahlenden Redoutensaale begrüßte der Kaiser seine Gäste, begleitet von allen Erzherzögen, den Ministern und andern Würdenträgern, dem deutschen Botschafter mit seinem ganzen Personal,

dem sächsischen und dem bairischen Gesandten u. a. m. Fast zwei Stunden lang verweilte der Monarch im Kreise der Versammlung, während eine Militärkapelle eine Reihe ausgesuchter Musikstücke vortrug, und ließ sich unermüdlich durch den Kultusminister einzelne Mitglieder vorstellen, wobei im Verhältnis die Gäste aus dem Reiche wohl mehr berücksichtigt wurden als die Österreicher. Noch niemals hat ein Fürst eine wissenschaftliche Versammlung in solcher Weise ausgezeichnet wie Kaiser Franz Joseph diese deutsche Philologenversammlung, und man geht wohl nicht zu weit, wenn man annimmt, daß er, der erlauchte Erbe eines alten, gerade an solchen Traditionen besonders reichen Hauses und der Beherrscher von Ländern einer uralten Kultur, damit ebensowohl seine Wertschätzung der Wissenschaft und der Gelehrtenschule zum Ausdruck bringen, als den unauflöslichen geistigen Zusammenhang zwischen Deutschland und Österreich betonen wollte. Es war eine im hervorragenden Sinne deutschfreundliche Kundgebung, die allen Teilnehmern in dankbarer Erinnerung bleiben wird und ganz im allgemeinen die aufmerksamste Beachtung verdient.

Mit solchen unvergeßlichen Eindrücken entließ Wien seine Gäste in die Heimat, bis nach Bremen und Köln, Serajewo und Sofia. Sie hatten etwas erlebt, was wohl geeignet ist, über das Wirrsal und die Verstimmung der Gegenwart in eine reinere und freiere Luft emporzuheben. Das eine ist die Überzeugung von der unauflöslichen Verbindung des deutschen Reichs und Österreich-Ungarns, unauflöslich, weil sie der Geschichte, der nationalen Gemeinsamkeit und der gemeinsamen Kultur entspricht, das zweite die Gewißheit, daß die Herrschaft der deutschen Bildung und Wissenschaft unerschütterlich feststeht im ganzen Südosten und immer weitere Kreise zieht, das dritte der Gedanke, daß die beste Kraft der Völker sich nicht äußert in dem oft so unfruchtbaren, verbitternden Parteistreit der Parlamente, sondern daß sie vielmehr vor allem wirksam ist in der stillen Kulturarbeit, die neben der Kirche die Wissenschaft und die Schule leisten. Bei allem Hader der Parteien und der Nationalitäten geht diese Arbeit ruhig fort, und sie verbürgt die Zukunft.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis

Zwei Besuche am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha

1

n der periodischen Presse ist wiederholt davon die Rede gewesen, daß der im Jahre 1887 verstorbne ausgezeichnete Militärschriftsteller und Historiker Theodor von Bernhardi ausführliche Tagebücher über die letzten vier Jahrzehnte seines vielbewegten Lebens hinterlassen hat, deren Veröffentlichung von der Hirzelschen Buchhandlung in Leipzig vorbereitet wird.

Wir sind in der Lage, zwei Abschnitte davon zum Abdruck zu bringen, die als Beiträge zur Geschichte eines der denkwürdigsten Abschnitte deutscher und europäischer Entwicklung auf besondres Interesse Anspruch erheben dürfen und eine nicht ganz unbedeutende Zahl bisher unbekannt gebliebner Thatsachen ans Licht ziehen.

Zum Verständnis der Umstände, die den zu Anfang der fünfziger Jahre aus Rußland nach Preußen zurückgekehrten und alsbald durch seine „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des russischen Generals Grafen Toll“ rühmlich bekannt gewordnen Verfasser an den zum Mittelpunkte zahlreicher deutscher Patrioten gewordnen Gothaer Hof führten, sei in Kürze das Folgende bemerkt.

Ohne an dem politischen Leben unmittelbar Anteil genommen zu haben, war Bernhardi, der als Privatmann auf seinem Gute Kunnersdorf in Schlesien lebte, als Anhänger gemäßigt liberaler Anschauungen mit zweien der bekanntesten und angesehensten Führer der damaligen altliberalen Partei, den Abgeordneten von Saucken-Julienfelde und von Vincke-Olbendorf in nähere Beziehung getreten. Karl Friedrich Ludwig von Vincke (seit 1850 Obristleutnant a. D.) hatte als Jugendgefährte und Vertrauensmann des damaligen Prinzen von Preußen (unsers unvergeßlichen Kaisers Wilhelm) Gelegenheit gehabt, drei nicht für den Druck bestimmte handschriftliche Abhandlungen Bernhardis (über das russische Heer im Frühjahr 1854, über die Lage Rußlands beim Ausbruch des orientalischen Krieges und über die Regierung des Kaisers Nikolaus (des im Krimkriege verstorbnen, in den damaligen Militär- und Adelskreisen des deutschen Nordens schwärmerisch verehrten Monarchen) kennen zu lernen und ihrem Inhalt so lebhaftes Interesse abgewonnen, daß er zunächst die Denkschrift über den Kaiser Nikolaus dem damaligen „Prinzen von Preußen“ und dessen Gemahlin mitteilte und dann die persönliche Bekanntschaft des Verfassers suchte.*) Gleich hier sei bemerkt, daß der genaue und ebenso unbe-

*) Von diesen Arbeiten ist bisher nur eine, die Abhandlung über das russische Heer im Frühjahr 1854, in Bernhardis „Vermischten Schriften“ veröffentlicht worden (Berlin, G. Reimer, 1879).

fangne wie scharfsichtige Beobachter die russischen Zustände unter Gesichtspunkten beurteilt hatte, die der Mehrzahl gebildeter Deutschen der damaligen Zeit durchaus neu waren, zu den überkommnen Anschauungen in ausgesprochnem Gegensatz standen und darum tiefgehenden Eindruck machten. Unser späterer Kaiser und dessen Gemahlin hatten sich den Verfasser vorstellen lassen und mit ihm wiederholte und eingehende Unterredungen über die damals im Mittelpunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit stehenden Reformen Alexanders II. geführt.

Durch die Vermittlung Vinckes war Bernhardi mit mehreren Häuptern der damaligen liberal-konstitutionellen Partei in Berührung gekommen und in die Pläne gezogen worden, mit denen sich diese während des letzten Regierungsjahres König Friedrich Wilhelms IV. trugen. Wesentlich auf dem Standpunkte des sogenannten altliberalen Programms stehend, teilte Bernhardi die Anschauungen seiner neuen Freunde doch nur bedingungsweise. Neben ausgesprochner Abneigung gegen alles, was nach doktrinärem Wesen schmeckte, betonte er mit einem damals ungewohnten Nachdruck die Notwendigkeit einer in großem Stile gehaltnen und nach gesamteuropäischen Gesichtspunkten bestimmten preußischen auswärtigen Politik. Die nationale Zusammenfassung Deutschlands unter preußischer Führung wurde von ihm nicht nur als patriotische Pflicht, sondern ebenso als Forderung der Selbsterhaltung behandelt und schon aus diesem Grunde auf die Erhöhung der preußischen und deutschen Wehrkraft großes Gewicht gelegt. Wohlbekannt mit den radikalen Abneigungen gegen ein festgegründetes Militärsystem, sah Bernhardi bereits damals in der Demokratie ein Hindernis der nationalen Sache, die jedes Paktiren der gemäßigten Liberalen mit den sogenannten fortgeschrittenen Elementen verbieten sollte.

Durch seinen Freund von Saucken-Julienfelde dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha genannt, war Bernhardi von diesem zu einem Besuch in Reinhardsbrunn eingeladen worden. Der Verlauf dieses Besuchs wird auf den nachstehenden Blättern mit einer Ausführlichkeit geschildert, die durchblicken läßt, daß die empfangnen Eindrücke frisch und unmittelbar zu Papier gebracht worden sind.

Beiläufig mag daran erinnert werden, daß der hier geschilderte Zeitpunkt drei Monate vor der definitiven Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen und ein Jahr vor Beginn des italienisch-österreichischen Krieges lag. Napoleon III. — der zweiundeinhalb Jahre zuvor den Krimkrieg beendet hatte — stand auf dem Höhepunkte seiner Macht und galt für den mächtigsten Fürsten Europas, während der über Deutschland gebreitete Bann der sogenannten Reaktionszeit langsam und allmählich zu weichen und einer hoffnungsreichern Auffassung der Dinge Platz zu machen begann.

Gotha, 7. August 1858. Vor allen Dingen lag mir daran, den Sachsen-Koburg-Gothaischen Hofrat Gustav Freytag kennen zu lernen. Fahre hinaus nach Siebeleben, wo er ein hübsches Landhaus besitzt und wohnt (Winter in Leipzig).

Gustav Freytag ist groß von Wuchs; blondes Haar, blonder Stutzbart; markirte Züge, etwas stumpfe Nase; tiefliegende, kleine blaue Augen, er sieht geistreich aus. Er empfängt mich etwas steif. Ich thue natürlich nicht, als ob ich das bemerkte, spreche ruhig und bringe sobald als möglich an, daß ich auf eine durch Saucken überbrachte Einladung des Herzogs hergekommen bin. Daran erkennt G. Freytag einen Gesinnungsgenossen, und zwar einen eingeweihten, und ändert Ton und Haltung bedeutend, geht nun erst wirklich

auf das Gespräch ein, das lebhaft und interessant wird. Wir sprechen zunächst über Schlesien (wo er her ist) und dortige Zustände; er fragt nach den Wahlen, die von großer Bedeutung seien, nach dem jetzt herrschenden Ton und dem Verhalten des Adels. Die sittliche Verkommenheit mancher der reichen und vornehmen, der fürstlichen und quasi fürstlichen Häuser ist ihm zur Genüge bekannt. Er meint aber, zu Zeiten, deren selbst er sich noch erinnere, sei in Breslau noch eine gewisse Nachwirkung der schlesischen Schule und ihrer Blüte fühlbar gewesen, der Zeit, wo Schlesien der Hauptsitz der deutschen Litteratur war. Davon ist nichts mehr übrig. Der Adel ist vielmehr, um seine Standesinteressen besorgt, die er vor allen Dingen retten möchte, jeder geistigen Regsamkeit und somit aller wahren Bildung eigentlich abhold und hält sich fern von jeder Berührung z. B. mit der Universität.

Das Gespräch kommt von hier aus bald auf das, was in unsern Tagen jedem ernsten Mann vor allem am Herzen liegen muß: auf Politik, und da kann sich G. Freytag sehr frei aussprechen, da sein Herzog als guter deutscher Patriot nach der Einheit Deutschlands strebt und bereit ist, seine eigne Stellung dafür aufzuopfern. „Hier können Sie das alle Tage hören! — sagt G. Freytag —, alle Anordnungen werden eingestandnerweise als provisorische getroffen, und es wird dabei immer Rücksicht darauf genommen, wie es dann bei einer gänzlich veränderten allgemeinen Lage weiter werden soll. Es wird dabei immer gesagt: So lange wir noch unabhängig sind, machen wir es so und so; später muß es dann so und so anders werden."

Davon ausgehend, daß die Einheit Deutschlands durch Preußen herbeigeführt werden muß, daß Preußen die Bestimmung hat, die kleinen deutschen Staaten dereinst „aufzusaugen," tadelt G. Freytag vielfach die Politik, die Preußen seit Jahren befolgt. Sagt manches treffende über den Prinzen von Preußen.

Besonders aber meint er, es sei so leicht, die Einwohner der kleinen Staaten an sich heranzuziehen — für Preußen nämlich —, indem man ihnen Hilfe und Beistand leiste überall, wo die Kräfte des eignen kleinen Staats nicht ausreichten, und sie so mehr und mehr daran zu gewöhnen, daß sie in Preußen den eigentlichen Mittelpunkt ihres politischen (staatlichen) Lebens sähen und von dorther die Leitung in allen größern Angelegenheiten erwarteten. Leider geschehe aber vielfach gerade das Gegenteil. Die Bevölkerung der kleinen Staaten werde oft unsanft zurückgestoßen, wo sie auf Preußen baue, und verspottet ob der Kleinstaaterei. Man spreche es vonseiten unsrer Regierung sogar mitunter ausdrücklich aus, daß Preußen an den kleinen Staaten nichts gelegen sein könne (daran ist leider sehr viel wahres).

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Truppenkontingente an den großen Übungen der preußischen Armee teilnähmen; einesteils würden die kleinen Truppenkontingente dadurch kriegstüchtiger, andrerseits würde Preußens Ein-

fluß wachsen, wenn sich diese Kontingente als Teile der preußischen Armee betrachten lernten. Man könnte dann weiter gehen, den brauchbaren Offizieren der kleinen Fürsten Aussichten auf eine weitere Laufbahn in der preußischen Armee eröffnen u. s. w. Das alles scheitert an den Kosten. Die Landstände der kleinen Staaten wollen das Geld nicht hergeben zu den außerordentlichen Ausgaben, die durch Teilnahme an den preußischen Manövern entstehen. Sie wenden ein (was auch in gewissem Sinne ganz richtig ist): Die Militärmacht der ganz kleinen Staaten habe doch ein für allemal keine Bedeutung; es sei nicht der Mühe wert, mehr als das unumgänglich notwendige darauf zu verwenden. Was wäre es nun großes, wenn Preußen einfach die Verpflegung der kleinen Kontingente übernähme? Die Ausgabe von zehn- bis zwölftausend Thalern wäre für Preußen nicht bedeutend und würde sich mehr als bezahlt machen.

Weiter führt G. Freytag als einzelnes an: Warum untersagt man in Preußen die Zirkulation der Noten der Gothaer Bank? Diese Bank, die höchst solide begründet ist und unter der Leitung von Mathy in der solidesten Weise operirt, sieht sich dadurch in ihren Unternehmungen auf das betrübendste gelähmt.

Ich lasse natürlich das allgemeine gelten; die kleinen Kontingente haben, führe ich an, indessen doch sehr gewonnen, seitdem sie unter Kommando tüchtiger preußischer Stabsoffiziere gestellt sind. Was die Bank betrifft, so war es doch eine Notwendigkeit, mancherlei schlechte, unfundirte Papiere, mit denen Preußen überschwemmt wurde, namentlich die hessischen Kassenscheine auszuschließen. Und bei Namen konnte man sie doch nicht wohl nennen, zum Gegenstand einer Ausnahmemaßregel konnte man sie nicht machen; so war das allgemeine Verbot fremden Papiergeldes unvermeidlich.

Nun gut! wendet G. Freytag ein, so mochte man sie denn im allgemeinen und ganzen verbieten; dann aber die Papiere einzelner solider Anstalten, namentlich der Gothaer Bank, vermöge besondern Kontrakts auf ausdrücklich stipulirte Bedingungen als Ausnahme wieder zulassen.

Ich erfahre, daß Usedom den Herzog schon im Anfang des Sommers zu Koburg besucht hat und dann mit dem Prinzen von Preußen in Baden und Ostende gewesen ist.

Indem wir über Politik und die allgemeine Weltlage sprechen, sagt G. Freytag in plötzlicher Erinnerung: „Halt! Haben Sie nicht einmal einen Aufsatz über den Kaiser Nikolaus und seine Regierung geschrieben, der dem Prinzen von Preußen mitgeteilt worden ist, und der ihn so ergriffen hat, daß er verlangt hat, er solle nicht gedruckt werden?“

„Allerdings habe ich einen solchen Aufsatz geschrieben und dem Prinzen mitgeteilt; der Aufsatz war von Hause aus nicht für den Druck, sondern eben nur für den Prinzen bestimmt; übrigens hat der Prinz keineswegs den Druck

der Schrift untersagt; er hat nur gegen mich den persönlichen Wunsch ausgesprochen, daß er nicht gedruckt werde. Ich habe ihm darauf geantwortet, der Aufsatz sei nicht für den Druck bestimmt gewesen; nach meinen Ansichten von dem, was sich ziemt und was nicht, hätte ich ihn wohl bei Lebzeiten des Kaisers Nikolaus der Öffentlichkeit übergeben können, nicht aber unmittelbar nach seinem Tode. Aber woher wissen Sie von der Sache? ich hatte Grund zu glauben, daß sie niemandem weiter bekannt sei."

Lächelnd erwidert G. Freytag: von wem er das alles erfahren habe, das könne er mir nicht sagen; nur um einer nahe liegenden Vermutung zu begegnen, fügt er hinzu: „Der Herzog ist es nicht!"

Rückfahrt nach Gotha — Souper im Deutschen Hause. Der Wirt hatte mir gesagt, der Herzog werde morgen aus Reinhardsbrunn zur Stadt kommen, erstens zur Kirche, um einen neuangestellten Prediger zu hören, und dann um die Großherzogin Marie Pawlowna von Weimar zu sehen, die Gotha auf der Durchreise nach Eisenach berührt. G. Freytag wollte das alles nicht recht glauben. Auf seinen Rat neue Erkundigungen eingezogen, zum Kastellan geschickt, der soll mich benachrichtigen.

8. August. Schönes Wetter. G. Freytag kommt früh zu mir und bleibt ein paar Stunden. Der Herzog kommt wirklich heute (am Sonntag) zur Stadt, um in die Kirche zu gehen und sich Vortrag in Geschäften halten zu lassen, nicht aber um die russisch-weimarische Großherzogin zu sehen; diese und der Herzog gehen vielmehr einander aus dem Wege, da sie natürlich entschieden für Rußland Partei nimmt, des Herzogs Verbindungen und Sympathien dagegen in England liegen.

Vielerlei von Politik und Geschichte gesprochen. Freytag begleitet das, was ich sage, mehrfach mit einem halblaut ausgesprochnen: „Sehr wahr! Sehr richtig!" Besonders ist ihm merkwürdig, was ich über Friedrich den Großen und Napoleon sagte: daß ich nämlich Friedrich unbedingt für den größern Feldherrn hielte aus Gründen, die ich ihm auseinander setzte, und die ihm sehr überzeugend schienen.

Später, um zwölf Uhr, dem Herzog meine Aufwartung gemacht; nicht in dem alten großen Schloß — das bewohnt er nie —, sondern im „Palais," einem hübschen, nicht sehr großen, landhausartigen Gebäude am Eingang der Stadt vom Bahnhof her. Nach kurzem Warten in einem unteren Saal wurde ich die Treppe hinauf zu ihm in eine Art von Kabinett geführt.

Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha ist ein wirklich schöner Mann, der ungewöhnlich geistreich aussieht; vierzig Jahre alt, aber jünger als seine Jahre; man sollte glauben, er stehe kaum in der Mitte der Dreißiger. Er nimmt mich sehr freundlich auf, erwähnt Usedom unter denen, die ihm von mir gesprochen haben, und bestätigt, daß ihn Usedom zu Anfang des Sommers in Koburg besucht hat und dann dem Prinzen von Preußen nach Baden gefolgt ist.

Er fragt, wie es in Beziehung auf die Wahlen in Schlesien und in ganz Preußen stehe, und bemerkt dazu, die diesmaligen Wahlen hätten eine sehr große europäische Wichtigkeit; von dem Erfolg dieser Wahlen werde es abhängen, inwiefern man in England glauben werde, sich auf Preußen verlassen zu können, und wie weit sich England überhaupt mit Preußen einlassen werde.

Er entläßt mich mit den Worten, er müsse jetzt Vorträge annehmen und einer Sitzung präsidiren, hoffe aber demnächst ausführlicher mit mir zu sprechen: „Zwischen fünf und sechs Uhr erwarte ich Sie in Reinhardsbrunn!"

Spaziergang zum Schloß Friedenstein. Man begreift, daß der Herzog da oben nicht wohnt. Das große Gebäude sieht sehr unwohnlich aus. Es ist alt, hat sehr viele Fenster; die Fensterreihen liegen aber so nahe unter einander, daß man schon von außen sieht, wie niedrig die Zimmer im Innern sein müssen.

Die Stadt liegt hinter dem Schloß auf einer abschüssigen Fläche, die sich, dem Lauf der Leina folgend, zu einem kleinen Bach hinabsenkt. Unmittelbar hinter dem Schloß ein langer, schmaler, abschüssiger Marktplatz, zu dem vom Schloß her Treppen hinunterführen. Hübsche Parkanlagen um das Schloß her, von denen sich ein schmaler Spaziergang zwischen der Stadt und den Vorstädten herumzieht.

Fahrt im offnen Wagen über Wahlwinkel und Rödichen nach Reinhardsbrunn. Das Schloß, ehemals Benediktinerabtei, aber aus rotem Sandstein vom Grund aus neu erbaut — und der Gasthof einige hundert Schritt davon, durch Gebüsch versteckt, sodaß man ihn vom Schloß aus nicht sieht — liegen gar schön in dem waldbegrenzten Wiesenthal mit seinen Parkanlagen und Teichen. Heute, am Sonntag, ist das Bild bunt und festlich belebt. Es sind aus nah und fern unzählige Spaziergänger da — vom Gasthof her schallt Musik — in den Anlagen wimmelt es von angeputzten Frauen und Mädchen und ihren Begleitern. Am Thorweg des Schlosses empfängt mich der Kastellan und führt mich auf einen mit Hirschgeweihen gezierten Korridor in das mir bestimmte Zimmer. Es meldet sich ein Diener, der mir zur Bedienung bestimmt ist: ein rabenschwarzer Mohr namens Philipp.

G. Freytag kommt und setzt mich sehr gewissenhaft au fait von allen Persönlichkeiten des hiesigen Hofs und von den Größen, die eben hier verweilen. Nach seiner Anleitung mache ich denn auch noch vor Tisch die nötigen Besuche im Schloß: Rittmeister von Treskow vom siebenten preußischen Kürassierregiment, dessen Chef der Herzog ist, Adjutant des Herzogs; Hofmarschall von Gruben; Mr. Barnard, englischer Chargé d'affaires, ein alter Mann, der den Herzog und seine Brüder schon als Kinder gekannt hat und fast als ein Mitglied der Familie behandelt wird. Bei diesen dreien en papier.

Wirklich sehe ich den Oberstallmeister von Alvensleben; den finde ich auf ein kräftiges „Herein!" im Schlafrock auf einer Couchette, von der er in

einiger Verlegenheit herunterkugelt, um eine aufrechte Stellung zu gewinnen, mit einem Schreiber und Rechnungen beschäftigt. Herr von Meyern (Alvensslebens Schwiegersohn), vertrauter Privatsekretär des Herzogs; ein schöner Mann von einigen dreißig Jahren, der sehr geistreich aussieht.

Mein schwarzer Diener kündigt mir an: Diner ist um sechs Uhr befohlen im Frack. Weißes Halstuch sei nicht nötig, fügt der schwarze Mann hinzu. Es ist nicht ganz leicht, sich durch alle Gänge und Treppchen des Schlosses zurecht zu finden.

Im Vorspeisesaal lernte ich nun auch die andern Herren persönlich kennen. Treskow ist ein harmloser Mann, der mit den Damen auf dem Fuße gegenseitiger, sehr unschuldiger kleiner Neckereien steht, von der Art, die keinen großen Aufwand von Geist erfordern; sein früh ergrautes Haar ist sorgfältig schön braun gefärbt, mit der gewöhnlichen metallischen Straffheit und kleinen roten Lichtern. Hofmarschall von Gruben, ein regelrechter Kavalier kleiner, nicht großer Höfe, eher Landjunker als Weltmann. Barnard, ein greises, aber rüstiges kleines Männchen, das seine Rolle als quasi Mitglied der Familie sehr gut spielt, alle Familiarität annimmt und erwidert, ohne je über die Grenze hinaus zu gehen, ohne sich je bei seiner anscheinenden Ungenirtheit eine wirkliche Freiheit zu nehmen.

An Besuch ist da zur Jagd: ein Graf von Erbach, weiß nicht von welcher Linie, mit einem Stern geschmückt; ein junger Fürst Leiningen, Vetter der Königin von England und bisher Offizier in der englischen Garde, ein junger Mann mit hübschen hellblauen Augen, der ungemein gutmütig, aber auch wenigstens ebenso unbedeutend aussieht; endlich ein gewesener Jäger, ein Engländer, Mr. Hughan (ausgesprochen Hune), der das Unglück gehabt hat, auf einer Hirschjagd in den schottischen Hochlanden sehr erhitzt mit dem Pferde in einen etwas kühlen Bergstrom zu stürzen; die eine Seite ist ihm seitdem gelähmt. Sehr gentlemanlike, früh verheiratet, früh Witwer; der Herzog kennt ihn gut von London her, wo er sein Haus viel besucht hat.

Unter den Damen steht in gewissem Sinne seine einundzwanzigjährige Tochter, Miß Gianetta, oben an als berühmte und gefeierte Schönheit, und sie ist wirklich blendend schön! Brünett in der eigentümlichen Weise, wie eben nur Engländerinnen sind, mit fein gebogner römischer Nase, geistreichen Augen und Rabenlocken um die schöngewölbte Stirn; ein Korallenschmuck steht ihr reizend. Sie soll auch sehr geistreich sein und beschäftigt sich mit Kunst und Wissenschaft in einer Weise, die eben auch wieder nur bei Engländerinnen vorkommt. So hat sie im Dogenpalast zu Venedig mit ihrem Vater zusammen Berichte der venetianischen Gesandten aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert abgeschrieben. Zufällig findet sich für mich keine Gelegenheit, ihr vorgestellt zu werden. Den übrigen Damen stellt mich G. Freytag vor, wie sich eben die Gelegenheit dazu bietet. Frau von Meyern, jeune

encore, eine stattliche, angenehme Blondine, ihrem Vater sehr ähnlich. Hofdame Fräulein von Thümmel; G. Freytags eigne Frau, ci-devant Gräfin Dyherrn. Miß Gianetta hat noch zwei jüngere Schwestern, die aber weniger in Betracht kommen.

Nun erscheint der Herzog und — die Herzogin, von deren Dasein ich seltsamerweise bis dahin keine Ahnung hatte! Der Herzog selbst stellt mich ihr vor. Eine geborne Prinzessin von Baden. Fragt mich über die Zustände in Rußland, die jetzt ein besondres Interesse für sie hätten, da ihre jüngere Schwester dort ihre neue Heimat findet (als Gemahlin des Großfürsten Michael Nikolaijewitsch). Ich halte mich im allgemeinen, kann aber doch eben nichts tröstliches darüber sagen, da ich natürlich dem Herzog ernsthaft darüber sprechen will und mir selbst nicht widersprechen darf.

Der Speisesaal ist hübsch. Ich sitze dem Herzog gegenüber, zwischen Sammer und G. Freytag. Die schöne Miß Gianetta sitzt neben dem Herzog.

Der Herzog ist wirklich das, was sein Äußeres ankündigt: er ist in einem hohen Grade geistreich; er ist sehr viel mehr als das: er ist geistreich, strebsam, verlangt nach einem Wirkungskreise, der der Mühe wert ist, und hat ein Urteil für das, was der Mühe wert ist. Er scheint überhaupt in vielfacher Beziehung ein treffendes und schnelles Urteil zu haben, so weit Intuition reicht, und man kann ihm Energie zutrauen, besonders wo es auf einen augenblicklichen Entschluß ankommt.

Von den Mängeln einer fürstlichen Bildung ist er aber wohl auch nicht ganz frei — darüber belehrt einen schon das erste Zusammensein; auch er hat den fürstlichen Mangel an Stetigkeit, das Bedürfnis und die Gewohnheit, in ewiger Bewegung, ewiger Zerstreuung zu leben. Er treibt zu vielerlei. Wie geistreiche Fürsten sehr häufig, glaubt er, mancherlei Dinge, deren jedes das ganze Leben eines Menschen erfordert, noch nebenher treiben zu können. Seine Stellung als preußischer General ist ihm besonders wichtig. Er beteiligt sich jedesmal bei den Manövern des vierten Armeekorps, zu dem sein preußisches Kürassierregiment gehört. Sein Hauptinteresse im Leben ist aber Eingreifen in die große europäische Politik, wozu ihm sein Verhältnis als Schwager der Königin von England die Möglichkeit gewährt. Dann ist er aber auch ein leidenschaftlicher Jäger und verwendet viel Zeit auf die Jagd, und außerdem ist er ein leidenschaftlicher Musiker und komponirt Opern. So ist denn auch in allem, was er sagt, sehr viel Geist, eine feine Beobachtungsgabe; aber es steckt oft keine eigentliche, folgerichtige Arbeit des Geistes dahinter.

Nach Tisch ins Freie. In der Dämmerung und bis ins Dunkle hinein in dem Blumengarten, einem kleinen eingezäunten, für Fremde nicht zugänglichen Raum mit einem kleinen Springbrunnen. Hier macht uns der Herzog, im Kreise der Herren stehend, gar interessante Mitteilung. Aus dem, was er erzählt, kann ich entnehmen, daß ihm, als deutschem Patrioten, vor allen

Dingen an der Einheit Deutschlands gelegen ist, und daß ihm weniger darauf ankommt, auf welche Weise sie gerade zu stande kommt; geht es damit auf die eine Weise nicht, so soll es eben auf eine andre gehen. Es ergiebt sich, daß er es schon auf mancherlei Weise versucht, aber schließlich immer wieder zu der Überzeugung zurückgekehrt ist, daß sie eben nur durch Preußen zu stande kommen kann.

Nachdem unser König 1849 die Kaiserkrone abgelehnt hatte, hat der Herzog viel in Wien verkehrt und sich bemüht, es dahin zu bringen, daß Österreich sich an die Spitze Deutschlands stelle und entschieden darauf hinarbeite, Deutschland unter dem kaiserlichen Szepter zu vereinigen. Er fand aber damit durchaus gar keinen Anklang. Der Gedanke war den dortigen Regierenden viel zu groß; er ging über den Horizont der Leute weit hinaus und kam ihnen abenteuerlich vor. „Die Aufgabe übersteigt ihren geistigen Mut," sie wollen nicht, weder der Kaiser noch die Minister. Sie wollen nur mit sich zu thun haben und scheuen sich davor, ganz in alle Interessen Deutschlands verflochten zu werden.

(Darnach wäre Österreichs deutsche Politik eine wesentlich negative, die sich die Aufgabe stellt, zu verhindern, daß die Einheit Deutschlands unter Preußens Fahne zu stande kommt. Das positive Element liefe so ziemlich darauf hinaus, die Kräfte Deutschlands für die Sonderzwecke Österreichs auszubeuten, gelegentlich, anstatt die Kräfte Österreichs der Sache Deutschlands zu weihen.)

Ich: Es ist in dem österreichischen Wesen vieles, was ich nicht begreifen kann; ein unlösbarer innerer Widerspruch: im allgemeinen die laut angekündigte Absicht, „den Staat zu regeneriren," vieles, was man revolutionär nennen könnte, und dann wieder vieles, was mit diesen Bestrebungen in dem entschiedensten und seltsamsten Widerspruch steht, wie namentlich und vor allem das Konkordat.

Der Herzog: Das Konkordat rührt weder vom Kaiser, noch von seinen Ministern her; das hat die Erzherzogin Sophie mit ihren Pfaffen zusammen ausgeheckt. Es war schon zwei Jahre vor seiner Annahme vollkommen fertig. Der Herzog kannte es und hatte eine Abschrift davon; er sprach damals mit dem Minister Bach über den unerhörten Inhalt und äußerte, etwas so augenscheinlich verderbliches werde doch nicht zur Ausführung kommen? Bach versicherte: So lange er Minister sei, werde es nicht vom Kaiser unterschrieben werden, nicht zur Ausführung kommen. Am Ende aber gelang es der Erzherzogin Sophie und den Pfaffen doch, den Minister Bach zu gewinnen. Wie? das weiß der Herzog nicht, aber er deutet an, daß Bach Parvenü ist und kein Vermögen hat. Aus seiner Ministerstellung verdrängt, sinkt er, ohne Vermögen, ohne Familienanhang, in das vollkommenste Nichts zurück. Kurz, Bach wurde gewonnen; das Konkordat wurde dem Kaiser „unterbreitet."

Das Gespräch wendet sich auf Napoleon III.; da wird es für Erbach (der den Herzog du nennt) ganz besonders interessant, und er fordert eine Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes.

Der Herzog: Das eigentlich charakteristische an Napoleon III. ist, daß er durchaus gar keine Phantasie hat; er sieht alles ungemein nüchtern an, auch die Gefahr, und darum imponirt sie ihm auch nicht. Die Phantasie vergrößert ihm nichts; auch die Gefahr nicht. Er ist so: wenn man ihm eine brennende Granate in die Hand giebt und ihm dabei sagt, in achtundfünfzig Sekunden werde sie platzen, dann denkt er: so! da habe ich also sechsundfünfzig Sekunden Zeit, sie mir zu betrachten, und dreht sie dann auch wirklich in der Hand sechsundfünfzig Sekunden lang herum, sie von allen Seiten zu besehen und wegzuwerfen, wenn es wirklich nötig ist.

Überhaupt hat er durchaus gar nichts Geniales; im Gegenteil, er begreift ungemein langsam. Er weiß das auch selbst; wenn man ihm etwas vortragen soll, fordert er selbst auf: Expliquez-moi cela bien, parlez lentement, je suis très-lent! Man muß denn auch, wenn man ihm etwas begreiflich machen will, in seinem Vortrag sehr regelrecht, folgerichtig und methodisch zu Werke gehen, Schritt vor Schritt, von Stufe zu Stufe; man darf kein Glied überspringen in der Kette der Schlüsse, die einer aus dem andern folgen. Dabei wird man dann gleich gewahr, wenn er die Sache gefaßt und begriffen hat; denn in dem Augenblick geht eine sehr merkliche Veränderung in seinen Gesichtszügen vor. Überspringt man dagegen ein einziges Glied in der Kette von Schlüssen, deren er bedarf, um auf den rechten Punkt zu kommen, dann ist es aus. Er verliert dann den Faden und kann nicht weiter folgen; er wird zerstreut, sein Blick leer und unsicher umherschweifend; er hört nicht mehr auf das, was für ihn keinen Sinn mehr hat.

Mit diesem Phlegma, diesem Mangel an Phantasie, dieser Leidenschaftlosigkeit scheint er ganz unverwundbar; und dennoch hat er eine Achillesferse. Er hat das Gefühl, daß er ein Parvenü ist, glaubt sich sehr leicht als Parvenü behandelt und ist dann unversöhnlich beleidigt. Geht ein Fürst aus altanerkanntem Hause ganz unbefangen mit ihm um, wie mit seinesgleichen, so vermag er ohne weiteres sehr viel über ihn und kann ihn zu vielem bringen. Aber der rechte Ton ist gar schwer zu treffen! Es gehört eben die vollkommenste Unbefangenheit dazu; eine zu große Familiarität verletzt diesen Napoleon den Dritten als Nichtachtung, ein zeremoniöses irgend steifes Wesen noch mehr. Er sieht darin mit Argwohn und Mißtrauen ein Zeichen, daß man ihn als Eindringling, als einen Fremden im Kreise der regierenden Herren und Fürsten behandelt.

Der Herzog hat daher der ersten Zusammenkunft Napoleons III. mit seinem Bruder, dem Prinzen Albert, aus der Entfernung mit großer Spannung zugesehen. Das Zustandekommen des französisch-englischen Bündnisses

gegen Rußland hing von dem Erfolg dieser Zusammenkunft ab. Mißfiel dem Kaiser irgend etwas in dem Wesen des Prinzen-Gemahls, erregte irgend etwas seinen Argwohn, so war an ein Bündnis nicht zu denken. Doch wollte der Herzog seinen Bruder nicht warnen, um nicht eben eine Befangenheit zu veranlassen, die schädlich werden konnte. Die Sache lief aber sehr gut ab; Prinz Albert traf den richtigen Ton.

Die Kriecherei der Russen dagegen, der überschwengliche Weihrauch, den sie ihm streuten nach dem Kriege in der Krim, hat Napoleon III. „degoutirt," und darum ist aus der Annäherung zwischen Rußland und Frankreich auch nicht das geworden, was man vielfach wünschte.

Wir werden zum Thee in den Salon der Herzogin beschieden. Das Gespräch war eben wieder auf österreichische Verhältnisse gekommen. Ich sagte, indem wir in der Dunkelheit über den Schloßhof schritten: „Ich habe es aus dem Munde des Marschalls Oudinot (i. e. durch meinen Stiefvater), daß der Erzherzog Karl 1809 nach den unglücklichen Schlachten in Baiern bei Napoleon Schritte gethan hat, um Rheinbundkönig von Böhmen zu werden; ich möchte wissen, ob das wahr ist?"

Der Herzog: „Ja freilich ist es wahr! Und der Erzherzog Johann wollte König von Ungarn werden; darum kam er seinem Bruder bei Wagram nicht zu Hilfe."

Im Salon Whistpartie des Herzogs, en trois mit einem mort: der Herzog, Alvensleben und ich. Um wenige Silbergroschen, es wird dabei geplaudert und das ganze nicht übermäßig wichtig genommen. Ich kündige gleich an, daß ich schlecht spiele, aber der Herzog kann es nicht um ein Haar besser. Die Damen machen samt den übrigen Herren am andern Ende cercle um die Herzogin.

Ich saß nachher noch lange mit Treskow — der mein Stubennachbar ist — und Sammer zusammen und mußte ihnen von russischen Zuständen und dem Kaiser Nikolaus erzählen, was sie außerordentlich interessirte.

9. August. Um sieben Uhr früh Thee in meinem Zimmer. Entschiednes Regenwetter. Man kann heute nicht auf die Jagd gehen; ich muß den Tag nützen, die Zwecke zu fördern, die mich eigentlich hergeführt haben.

Um zehn Uhr zweites gemeinschaftliches Frühstück im Speisesaal.

Ich benutze, ehe man sich zu Tisch setzt, einen Augenblick, wo ich mit dem Herzog in einer Fensternische alleinstehe, unsre Wahlen und überhaupt ernste Anliegen zu berühren. Er sagt, ich solle nach dem Frühstück zu ihm kommen in sein Kabinett. So habe ich denn auch ein tête-à-tête von mehr als zwei Stunden mit ihm.

Ich spreche zuerst von unsern Wahlen und setze auseinander, daß wir zwar das mögliche thun, daß aber ein vollständiger Erfolg doch kaum zu hoffen ist für diesmal. Die Junkerpartei hat sich in solcher Weise eingenistet, in

solchem Grade alle einflußreichen Stellen und Ämter in die Hände ihrer Partei gebracht, daß es nicht leicht ist, gegen die Macht anzukämpfen, die sie besitzt. Alle Landräte sind Leute der reaktionären Partei; die Bürgermeister der kleinen Städte sind ebenfalls wenigstens sehr geschmeidige Subjekte, die den Mantel nach dem Winde hängen und thun, was ihnen vom Landrat und Regierungspräsidenten befohlen wird. Überhaupt ist es nicht so leicht, eine komplizirte große Staatsmaschine aus dem Geleise herauszuheben, in dem sie seit einer Reihe von Jahren durch alle möglichen Mittel erhalten worden ist; namentlich bei der jetzigen Unsicherheit unsrer Zustände. Die Wahlen werden jedenfalls so ausfallen, daß sie uns vor weitern Rückschritten bewahren, und die Möglichkeit gewähren, für die nächste Legislaturperiode vollkommen befriedigende Wahlen vorzubereiten. Mehr aber ist für diesmal mit Sicherheit nicht zu erwarten.

Sehr wichtig ist nun aber zunächst, daß man auch in England die Sachlage so sieht, wie sie wirklich ist; nicht zu viel von den gegenwärtigen Wahlen erwartet und nicht infolge dessen, wenn sie nicht ganz den hoch gespannten Erwartungen entsprechen, auch dies teilweise Mißlingen wieder überschätzt; nicht daraufhin das Vertrauen zu Preußen und die Hoffnung auf Preußen verliert; nicht den Gedanken aufgiebt, in Preußen Englands Stütze auf dem Festlande zu suchen.

Ich fordre den Herzog auf, der Königin Viktoria, seinem Bruder Albert und den englischen Staatsmännern, die er demnächst sehen wird, auseinanderzusetzen, daß diesmal ein vollständiger Erfolg nicht zu erwarten ist; daß ein teilweises Mißlingen aber auch gar nichts für die Zukunft beweist, wenig auf sich hat im ganzen, und die Politik Englands in Beziehung auf Preußen nicht bestimmen darf. Der Herzog verspricht mir das, nachdem er sehr aufmerksam zugehört hat.

Weniger Glück habe ich mit meinem zweiten Anliegen. Ich spreche von dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm. Der ist sehr liebenswürdig, hat manche schöne Eigenschaften, zeigt hin und wieder, daß er den Übermut der Junkerpartei nicht duldet; aber er lebt sorglos, beschäftigt sich mit den Interessen, die eben der Augenblick bringt. Einfluß auf ihn kann nur der Herzog üben, der als Onkel, wie wir alle wissen, das volle Vertrauen der Prinzessin Viktoria besitzt.

Jeder Versuch wäre durchaus vergeblich, erwiderte der Herzog.

Der Herzog fragt nach dem Benehmen des Prinzen Friedrich Wilhelm in Schlesien, nach meinen Beziehungen zu ihm, nach meiner Denkschrift über den Kaiser Nikolaus, die auf den Prinzen von Preußen Eindruck gemacht hat, will aber auch nicht sagen, durch wen er davon gehört hat. Findet es bedenklich, daß die Prinzessin von Preußen eine Abschrift behalten hat. Fragt, ob auch der junge Prinz diese Denkschrift gelesen hat? Ich: Er sagt ja! Die

Prinzessin von Preußen hat ihm ihre Abschrift geschickt und ihm empfohlen, sie zu lesen.

Der Herzog spricht auch von dem Prinzen Friedrich Karl, läßt sich erzählen, wie und weshalb der sein Kommando verloren hat, und wundert sich über die Geschichte.

Welche Gelegenheiten hat Friedrich Wilhelm IV. aus den Händen gelassen! Darüber erfahre ich neues! Als im Jahre 1854 daran gearbeitet wurde (unter Alfred Pourtalès), Preußen im Verein mit Österreich und den Westmächten zum Krieg, wenigstens zu einer kriegerischen Demonstration gegen Rußland zu bewegen, reiste der Herzog viel zwischen den verschiednen Höfen hin und her, um die Sache zu stande zu bringen. Der Plan war im allgemeinen fertig. Eine österreichische Armee von vier Armeekorps, in Galizien aufgestellt, wollte der Kaiser Franz Josef in Person befehligen. Im Norden sollten vier preußische Armeekorps unter dem Prinzen von Preußen auftreten. In der Mitte zwischen beiden (also in Schlesien?) zwei deutsche Bundeskorps unter den Befehlen eben des Herzogs von Koburg selbst. Griesheim entwarf den Operationsplan für das preußische Heer. Der österreichische Feldzeugmeister Heß sollte das Ganze leiten.

Der Herzog meint, es wäre gar nicht zum Kriege gekommen. Der Druck wäre so gewaltig geworden, daß Rußland unbedingt nachgegeben hätte. (Das ist die Frage.)

Der Preis, der für eine solche kriegerische Demonstration Preußens geboten wurde, war sehr hoch. England überließ das Geschäft, für diesen Bund zu werben und zu kaufen, den Preis festzustellen u. s. w., durchaus und sehr gern der französischen Regierung. Von dieser, mit Englands Zustimmung beauftragt, kam der Herzog nach Berlin und bot für Preußens Beitritt zum Bunde: man wolle die neue Erbfolgeordnung in Dänemark und den Gesamtstaat wieder aufheben, die weibliche Erbfolge in Dänemark, die männliche in den Herzogtümern herstellen, die Trennung der Herzogtümer von Dänemark herbeiführen, Schleswig und Holstein ganz mit Deutschland vereinigen. (Daß Flensburg deutsche Bundesfestung wurde, Eckernförde Bundeshafen, und daß beide Orte preußische Besatzung erhielten, verstand sich darnach von selbst.) Der König geriet in die äußerste Verlegenheit, besonders da die Königin nicht zur Stelle war, und er sie nicht fragen konnte, was er zu thun habe. Der Herzog erklärte: Das sei er beauftragt zu bieten; als guter deutscher Patriot aber könne er dem König im Vertrauen sagen, Preußen könne noch mehr fordern, und das werde eben auch bewilligt werden. Der König könne geradezu Schleswig und Holstein und ihre Einverleibung in den preußischen Staat verlangen, sie werde zu Paris und London auch zugestanden. Der Augustenburger lasse sich mit einem Teil der Domänen abfinden; das wisse er (der Herzog). Wenn er nach Paris telegraphire: „Preußen verlangt

Schleswig und Holstein für sich," erhalte er umgehend die Antwort: C'est bien! Das wisse er, und könne dafür bürgen.

In höchster Verlegenheit ging der König im Zimmer auf und ab. Am Ende blieb er vor dem Herzog stehen und verlangte als Preis für Preußens Beitritt zu dem Bunde Hannover! (Sein Verstand sagte ihm, daß ein König von Preußen solche Anerbietungen nicht ablehnen darf; aber er hat nicht die Entschlossenheit, etwas zu wollen und zu wagen, und möchte gern aus dem Handel kommen, ohne daß er zu Thaten gezwungen werde, und ohne daß man ihm nachsagen könne, er habe abgelehnt; da verlangt er mit Berechnung etwas unmögliches, damit sich die Sache zerschlägt!)

Darauf gab es natürlich keine Antwort. Diese Forderung konnte gar nicht nach Paris und London gemeldet werden. Später fragte dann der König durch den Telegraphen in Petersburg an, was er antworten solle!

Der Herzog giebt zu verstehen, daß die Welt alle diese Dinge dereinst sehr genau erfahren werde, d. h. daß er Memoiren schreibt.

(Schluß folgt)

Dichtende Frauen

Mein Gott! Wie ernst doch die Frauen die Liebe nehmen! Dieses Wort schnappte ich jüngst an einem Tische wohlweiser Politiker auf, der in meinem Junggesellenspeisezimmer allabendlich zwischen der sechsten und zehnten „Halben" die soziale Frage zu lösen pflegt. Weiß Gott! meinte mein Freund und Leidens-, wollte sagen Speisegenoß, weiß Gott, das ist einmal eine politische Bemerkung! Die erste, die man von da drüben gehört hat.

Mir fiel diese politische Bemerkung wieder ein, als ich jüngst den Stoß Bücher durchsah, die der Zufall, wenn es einen solchen giebt, auf meinem Schreibtisch zusammengeweht hatte. Fein broschirte, aber doch recht stattliche Bändchen! Lauter Verse! Höchst unpolitisch. Lauter Frauenzimmerverse! O weh! Und natürlich lauter Liebe? Natürlich lauter Liebe! Wo steckt da die Politik?

Ich weiß nicht! Aber mir ist vor diesen Druckseiten ohne Zahlen, ohne fettgedruckte Parteischlagwörter und parlamentarische Zwischenrufe politischer zu Mute geworden, als vor zehn Bänden Reichstagsverhandlungen und hundert Jahrgängen „begründet von Eugen Richter." Was heißt das, wenn Frauen dichten? Zunächst nichts weiter, als daß sie Verse machen, wie ein Manns-

bild auch. Natürlich um dem das Geschäft zu verderben? In Versen? Ich glaube nicht. Dann stricken sie lieber Romane. Nein! Wenn Frauen dichten, andauernd und mit Vorbedacht dichten, nicht etwa im Flügelkleide, als Backfisch fürs Tagebuch oder das Stammbuch der Freundinnen, dann pflegt das seine ganz besondern Gründe zu haben. Nun mehren sich die dichtenden Frauen in unsern politischen Zeiten ganz unverhältnismäßig und in immer steigender Progression. Also müssen sich doch auch die ganz besondern Gründe in immer steigendem Maße geltend machen. Da wage ich denn zu behaupten, daß diese Gründe, die Gründe für eine so unpolitische Thatsache, in hohem Maße politisch sind.

Ich rücke nicht mit der Statistik ins Feld. Ich glaube nicht, daß diese moderne Wissenschaft — ihre moderne Exaktheit in allen Ehren! — unter den Hilfswissenschaften der Politik sonderlich im Vordergrunde stehe. Die Millionen Frauen, die Alldeutschland den Männern über hat, imponiren mir gar nicht. Ich glaube nicht, daß sich meine dichtenden Frauen darunter befinden. Dieser weibliche Überschuß, der keinen Mann bekommen kann, weil streng arithmetisch keiner für ihn da ist, geht uns gar nichts an. Wenn er nicht bloß auf dem Papier steht, wenn er wirklich lebt und atmet, so möchte wenigstens ich nichts mit ihm zu thun haben. Daß die Statistik keinen Mann für sie hat, daran liegt es nicht, wenn die Frauen heutzutage so viel dichten. Im Gegenteil, ich möchte eher behaupten, daß es daran liege, daß die heutige Gesellschaft keine Frauen für die Männer hat, sondern Frauen „an und für sich." Was das für Wesen sind, werden wir gleich sehen. So viel steht fest, daß unsre Zeit die Tendenz hat, die Frau aus der Welt zu schaffen, wohlverstanden die fräuliche Frau, die Frau für den Mann. In absehbarer Zeit wird man die letzte zu Grabe getragen haben, die letzte Edle, die uns mit Verständnis das Vesperbrot zu streichen verstand und uns mit unpolitischen Kopfnüssen empfing, wenn wir mit zerrissenen Unaussprechlichen nach Hause kamen. An ihre Stelle tritt das politisch reife Weib, die Frau „an sich," die Frau, die hoch über allen „Butterbröten" Verständnis für die „Fragen ihrer Zeit" hat oder vielmehr „besitzt."

Die Dichtung, man mag in Statistikerkreisen so übel von ihr denken, wie man will, zeigt dennoch für die Messung gewisser Erscheinungen am Gesellschaftskörper einen unbestreitbaren, durch nichts zu ersetzenden Wert. Diese Erscheinungen betreffen nichts geringeres als das jeweilige Allgemeinbefinden der Menschheit. Die Dichtung ist eine Art Gradmesser dieses Allgemeinbefindens. Sie ist ein untrüglicher „Pulsometer" für die jeweilige Grundstimmung der Menschheit, ihr Glauben und Wünschen, Hoffen und Meinen. Daß nun Frauen dichten, ist sonst eine Ausnahme. Es ist kein Zeichen politischen Wohlbefindens, wenn es wie heute Regel wird, wenn das „Ewigweibliche" so stark mitschwingt beim Ausdruck des stürmisch wechselnden Menschheitsgefühls. Das Weib soll

den klaren, reinen Grundakkord darstellen, in dem sich jene auf- und abwogenden Harmonien immer wieder auflösen. Sie ist von Natur Empfängerin des Gedichts. Sie ist „die Ruh, der Friede mild, die Sehnsucht sie, und was sie stillt." Die Dichterin dagegen ist kein beneidenswertes Geschöpf. Sie ist aus ihrer Natur herausgeschleudert. Der kalte, unfruchtbare Lorbeer wird ihr nie ersetzen, was sie aufgiebt. Arme Sappho!

Maria Janitschek halten wir für keine Sappho.*) Oder höchstens für eine Sappho des Zeitungszeitalters. Das ist ein gar wunderliches Gemisch von eigentümlich barocker Art. Aber vor allen Dingen, diese Dame thut uns leid. Sie muß sich sehr unglücklich fühlen. Denn etwa anzunehmen, daß sie bloß „so thue," weil es ihr gut steht, verbietet uns doch das unumstößliche Vertrauen auf alles, was so unpolitisch ist, Verse zu machen. Ihre Dichtung ist ein „nächtiges Elend." Ihr Herz kann nicht schlafen und weint. Die Dichterin sitzt auf dem Bettrand und beginnt zu singen, wie Mütter ihr krankes Kindlein zum Schlummer bringen:

Wer mich singen hört, muß weinen,
Vergißts sein Lebtag nicht.
Das sagte ein alter Bettler
Mit schauerndem Angesicht,
Und entfloh von meiner Thür,
Entfloh ...

Armes Kinderherz, das einem alten Bettler solchen Schauer einflößt, daß es entflieht! Säße an deinem Bettrand eine liebe, gute Mutter, dein „wildes, zerströmendes Schluchzen" wiche minder elenden Tönen. Die Dichterin ängstigt sich sogar für die armen Wesen, die uns möglicherweise unentstanden, unverstanden in einer vierten Dimension umschweben und ihre Unkörperlichkeit traurig empfinden. Sie hat viel von ihnen zu leiden, wie sie in den Strophen berichtet, die „Unbegriffnes" überschrieben sind, mit folgendem sehr begreiflichen Eingang:

Mein Geist war müd vom vielen Denken,
Vom langen Sichinsichselbstversenken [!],
Warf die Feder weg, trat aus dem Haus,
Wohin, war mir gleichgiltig, nur hinaus.

In der That, in diesen Gedichten wird unheimlich viel gedacht. So viel und so unheimlich, daß man mitunter fast versucht wäre, zu wünschen, die Dichterin möchte lieber erst dann dichten, wenn sie gedacht hat. Was denkt es nicht alles, das gute Mädchen „Sela," offenbar die „Seele," die mit des Psalmisten „Sela" beileibe nichts zu thun haben will! Dem lieben Ding ist „das Röckchen zu kurz geworden," so erklärt das erste Gedicht. Papa und Mama wollen ihr kein längeres anschaffen. Backfisch will sie nicht mehr

*) Gesammelte Gedichte. Stuttgart, Union. Zweite, vermehrte Auflage.

bleiben. Flugs läuft sie mit Rami, ihrem Herzallerliebsten in die weite Welt, um Studien in der vergleichenden Religionswissenschaft zu machen. Wer „Rami" ist, wissen wir nicht. Der Religionslehrer keinesfalls. Er stirbt an Entkräftung, und kein Glaube kann sie, die Entkräftete, darüber trösten, nur das Wort eines „alten — entkräfteten — Weisen ihres Stammes," das gleichwohl fett gedruckt ist:

Es flieht die Seele
In der Scheidung Stunde in den Busen
Des von ihr am meist geliebten Menschen.
Erdwärts ist ihr Himmel, und je treuer
Du des Toten denkst, um so viel höher
Sind die Wonnen seines Himmelreiches.

Und nun denkt Sela, denkt zum Hinwerden, ja zum „Zerschmettertwerden," um in ihrer Ausdrucksweise zu reden. Aber sie denkt an alles andre, nur nicht an ihren armen „Rami"; Rami müßte denn die Verkörperung von allem möglichen und noch einigem andern sein, ein Allerweltstausendsassa, vielleicht der Gedanke in höchsteigner Person. Sie denkt, wie es dem Cäsar zu Mute ist, wenn er die Lust verspürt, einmal inkognito über die Friedrichstraße zu gehen, was sicher sehr schwer möglich ist. Sie denkt, was sich Semiramis denkt, da sie einem unverheirateten jungen Manne einen einsamen Besuch macht, um ihn zu überzeugen, daß „das reine Weib der heiligen Sonne gleicht," der „goldnen Schwester von Semiramis." Ja sie denkt sogar, was „Jehovah" nicht denken kann, daß es denkbar ist: nämlich, daß einer ist, der da „ist wie er." Es ist natürlich ein junger Mann

von Antlitz schön gleich jenen,
Die frevler Stolz einst aus dem Himmel stürzte.
Geheimnisvoll verwirrenden Zauber strömt
Sein gleißend Schlangenauge auf die Geister.
Triumph ist seine Sprache.

Er stellt sich vor. „Ich heiße Wahn." Seine gesellschaftliche Stellung: „Welterhalter." Jehovah läßt sich die Belehrung gefallen, daß er bisher mit Unrecht gedacht hat, mehr zu sein als simpler „Weltschöpfer." Sela denkt eben weiter, als Jehovah denkt.

Es ist gar kein Wunder, daß eine junge Dame, die so viel denkt, auch viel „begreift." Sie „schaut die Gottheit, ehvor sie der Vernichtung sich vermählt, kraft unsers Glaubens Verheißung." Wem verheißt denn dieses Schauen unsers Glaubens Verheißung? Ach, das gehört ja nicht hierher. Also sie schaut, „verhüllt weinend sich bei jenem Anblick"

und
Die Sterbliche — begriff.

Was begriff sie denn? Hören wir ihre Mahnung:

O Kinder, seid gehorsam
Und gut, nur um des Guten willen, denn
Ich sage euch, kein Lohn harrt eurer [rer!!] dort.

Doch nicht immer wird es uns so leicht, zu sagen, was sie „begriff." Was z. B. die „Zweiflerin" begriff, als

Weiße Dämmerung
Lag auf der Erde,
Alles war unsichtbar
Und eingehüllt,
Wie in den Odem
Eines mächtigen Mundes [!]

das wissen wir nicht zu sagen. Sie sieht, wie „ein sinnender Mann »menschengestaltig« zertritt im Weiterwandeln das winzige Sternengewimmel, das seine strahlenden Fersen umdrängt."

Ein Schrei drang empor,
Das Weib sank
Auf seine Stirne
Und betete an
Und — begriff ...

Ei nun! Sie ist ja, wie wir schon wissen, in so engem Verkehr mit dem „Unbegriffnen." Sie wirds schon begreifen. Wir begreifen manches nicht in diesen Gedichten. Da ist z. B. eine Rechtfertigung, nein doch! eine Apotheose des Kindesmords, die uns nicht bloß juristisch unhaltbar dünkt. Was fiel dieser „Myrrha" ein, deren „kühn gewölbte Brust in sorgenloser Majestät hinatmet," obgleich ihr eben geborenes Kind „aus Mutterliebe — starb," was fiel diesem ionischen Mitgliede der Ibsengemeinde ein? Ihr Herr Gemahl trinkt einmal über den Durst, sie wittert einen ihr unsympathischen „Duft, der seinem Haar entströmt," und deshalb gleich Kinder morden, dem „Gesetz der Vererbung" gleich vorbeugen? Bitte, Gnädige, das ist doch stark! Trotz des mildernden Ibsenparagraphen (allgemeine Ideenverwirrung und Gefühlsverrohung aus krankhafter Affektation), das ist stark! Hier hören wir lieber auf, mit Ihnen zu empfinden. Sie scheinen uns ein wenig grausam zu sein. Nach einem andern Gedichte ist „Weibesschönheit" nur da, damit sie genossen und dann zerstört werde, und zwar gleich durchs Messer wie bei * * *

Er jauchzte weinend:
Götter Dank! Die Form ist euch gerettet!

Es ist ein wahres Glück, daß Sie dem weiblichen Geschlechte anzugehören scheinen. Bei einem Manne würde solch ein Gedicht in unsrer Zeit die schlimmsten Verdachtsgründe aufregen. Sie schildern auch die Vaterlandsliebe. Die kann nach Ihnen durch nichts ausgelöscht werden. „Da giebts nichts!" (S. 120). Sehr schön! Aber müssen Sie sich denn gerade diesen „Aurel" zum Exempel wählen, dem Sie erst die Augen ausstechen,

dann Arme und Beine abschneiden lassen, damit er sich als grauenhafter Stumpf aus der Verbannung ins Vaterland zurückwälze, wo ihm endlich „des Königs heilige Majestät" in „brünstiger" Anerkennung den Kopf abschlägt? Sie schildern das Gattenglück eines Künstlerpaares — „sie waren Kinder" —, das nach Jahresfrist verhungert. Und dabei war die Magd auch noch so eine schlechte Person, immer „listig lächelnd" ihr Marktgeld zu verlangen, während die Frau Kunstmalerin bei ihrem Gemahl „im mattgedämpften Purpurlicht plaudernd und phantasirend" saß. Die Magd scheint mir nicht so grausam. Warum kümmert sich die Frau nicht um ihre Wirtschaft? Warum „schafft sich" Clemens gleich „ein reizend Atelier" mit Purpurlicht und wohnt nicht lieber einige Zeit etwas einfacher? Warum zeichnet er nicht einige Zeit Illustrationen, bis er „Böcklin" wird? Nein, das „Kind" ist zu vornehm, und Clemens porträtirt nicht einmal, er hält schon das für unter seiner Würde. Wir hatten bisher angenommen, daß es einen solchen kind—lichen Künstler, der unter solchen Umständen heiratet, gar nicht gebe. Daß Sie uns mit ihm bekannt machen, noch dazu als mit einem Mustergatten, halten wir für grausam.

Sappho hatte den Vorzug, keine modernen „Revuen" zu lesen, sie blieb verschont von Litteraturgeschichtssimpelei, zu ihrer Zeit gab es keine Zeitungen. Sappho hatte also unstreitbar im „Milieu" viel vor Maria Janitschek voraus. Aber selbst fin du siècle in Berlin, München, Stuttgart oder Leipzig würde es Sappho vorziehen, nicht Maria Janitschek zu sein. Sie würde sich zu gut fühlen, bloß so ein Zeichen der Zeit zu sein, wo „die Frauen dichten." Sie würde dieses fieberhafte Sichemporarbeiten zu verrückten und verzweifelten Ideen als traurig, ja als unheimlich empfinden. Sie würde milde lächeln, wenn diese „wahnsinnhaftige" Geistesüberhitzung mit einemmale durch ein Wort aus dem Salon, dem Toilettenzimmer, ja dem Tageblättchen unterbrochen wird. Sie würde Bildungen wie „ehvor," „reglos," „wahnsinnhaftig," „Greisheit," „Bangnis" u. dgl. nicht überflüssig häufen. Aus ganz bestimmten Gründen nicht. Sie würde Eva nicht „ein Geschöpf mit langer, goldner Mähne" nennen, „weit schöner als des Leuen schlankes Weib, des Tigers buntgesprenkelte Genossin." Sie würde der Nacht zu viel Ehrfurcht oder Grauen, vornehmlich zu viel Anschauungskraft entgegenbringen, als daß sie sie, unter welchen Umständen es auch sei, die „Hündin Gottes" nennen könnte. Nein, „da giebts nichts."

Ergreift uns bei dieser äußersten Erscheinungsform der dichtenden Frau in besonders starkem Maße das bange politische Gefühl, das wir in der Einleitung erörterten, so wird dies etwas gemildert durch eine poetische Bekanntschaft, wie die Heribertas von Poschinger.*) Sie hat aber offenbar Hin-

*) Lieder der Waldfrau. München, Alberts Separatkonto, 1893.

neigung zu dem Wesen ihrer „starkgeistigen" Schwester in Apoll. Auch sie fühlt sich nicht sonderlich wohl in diesem Jammerthal und giebt dem alsbald etwas unverhältnismäßigen Ausdruck. Das Bild vom Herzen als „krankem Kinde" kehrt hier bedeutsam für die Frauendichtung wieder (181). Die „Erkenntnis" (177), die sie sich aus dem Leben abgezogen hat, ist die denkbar finsterste. Sie beklagt das an ihrer Mutter Grab an ihrem Geburtstag (189). Sie kann es nicht ändern. Die Mutter wenigstens ist nicht schuld daran. Zwei rührende Blätter (153 f.) gelten diesem großen Verlust ihres Daseins. Die Beziehung auf freudlose, abgestorbne Einsamkeit kehrt mehrfach wieder, zuweilen rein in einem Bilde, wie in dem der Dichterin augenscheinlich vertrauten von dem im Rodeland vergessen stehen gebliebnen Eichbaum. Gedichte wie „Nirgends," „Am Kreuz" vervollständigen diese Bekenntnisse nach Seiten der Heimat und der Erlebnisse des Herzens:

Am Kreuz im Walde geh ich jetzt
Vorbei mit müden Schritten.
Ich hab für nichts zu danken mehr
Und nichts mehr zu erbitten.

Das liebende Weib mag immerhin am Kreuze flehen, ein treuloses Herz ihr wieder zuzuwenden. Muß sie denn deshalb aber gleich vom „Fluch der Liebe" sprechen, wenn es ihr versagt ward, und nun bloß noch eins vom Kreuz erflehen: „die Kraft zum Hasse" (105)? Das sind doch, so gestellt, nur billige frauenhafte Antithesen. Im ganzen versöhnt doch hier die Beschränkung auf den Gefühlsausdruck des eigensten Erlebens und das mitunter wohlgelungne Stimmungs- und Traumbild. Die Überschreitung dieser Grenzen ist glücklicherweise nicht häufig. Die Totenklagen um den unglücklichen Baiernkönig kann man dem Landeskinde wohl nachempfinden. Aber was sollen noch so gut gemeinte soziale Droh- und Mahnrufe, wenn sie in einem schiefen Bilde ausgedrückt sind, wie im „Almosen" (71), oder nichtssagend, wie in den „Philistern" (160), oder gar lächerlich, wie bei der in „der Christin Sohn" lediglich verliebten „Jüdin" (129)!

Um wie viel sonniger geben sich diese poetischen Lebensbilder bei Angelika von Hörmann,*) einer Dame, die freilich den Altersdurchschnitt der „Moderne" schon überschritten zu haben scheint; sie spricht wenigstens in einem „Rückblick" von „längst verrauschten Jugendtagen." Aber so gar lange kann es doch nicht her sein. Denn selten ist uns in letzter Zeit etwas gleich Frisches, Ursprüngliches, naiv Umfassendes begegnet, als diese lieblichen und anmutigen Lieder. Der Frau auf all ihren Lebensstufen, vom Kinde bis zur liebenden Jungfrau, von der jungen Mutter bis zur leiderprobten Matrone wüßte ich kein freundlicheres, vertrauteres poetisches Brevier als dies im besten

*) Neue Gedichte. Leipzig, Liebeskind, 1893.

Sinne frauenhafte Büchlein. Man hat doch sonst eine leise Scheu, wenn eine Frau ihre Liebesempfindung, zumal ihre glückliche Liebesempfindung ausspricht. Wer denkt da nicht an die weit lohnendere Sprache, die dem Frauenmunde dann zu Gebote steht! Wenn es aber so munter, wechselvoll und in sich selbst vergnügt zum Ausdruck kommt, wie in diesen „Mädchenliedern," so kann es selbst den verbissensten Misogyn mit fortreißen. Man schlage auf, wo man will:

Was ihm an mir gefallen mag?
Zur Kammer schleich ich oft im Tag,
Schieb vor die Thür den Riegel
Und schau in meinen Spiegel.

Warum erwählt er nicht die Ros'?
Bin eine schlichte Blume bloß,
Und nimmer wills mir glücken,
Mich also hold zu schmücken.

Doch eine Zier ist mein fürwahr!
Die Schönste wär ich aus der Schar,
Stünd all mein treues Lieben
Im Antlitz mir geschrieben.

Seit du mein Liebster worden,
Bin ich der Sorgen bar,
Ins Buch des Herzens schreib ich
Ein seliges Neujahr.
In hoher Lust erglüht mein Sinn,
Stolz meine Blicke gleiten,
Mir ist, als sollt ich schreiten
Gleich einer Königin.

Wie fröhlich kann ich schaffen,
So lang die Sonne blinkt!
Wie süß im Schatten ruhen,
Wenn spät sie niedersinkt!
Und schließt mein müdes Aug sich sacht:
Das Kindlein in der Wiegen
Kann nicht so wohlig liegen,
Als ich die ganze Nacht.

Das sind bekannte Klänge. Doch wem erfreuen sie nicht aufs neue das Herz! Wie klingt das leicht und frei heraus, welcher Musiker hört es nicht sofort in Tönen? Was persönlich daran so gewinnt, das ist die durch das ganze Buch verbreitete Gewähr von dem fröhlichen Walten und Schaffen der Dichterin als Frau. Sie spinnt nicht eitel litterarische Fortschrittsfäden, sie grübelt nicht unnütz über halb erfaßten Ideen, sie giebt sich nicht müßig tausend Schmerzen hin. Nein, sie regt ihre Hände, und überall begleitet uns durch diese freundlichen Aufzeichnungen das Bild eines wackern, geschäftigen Geistes. Auch sie hat wohl ihren Jugendroman gehabt, der nicht so ausging wie die in der

Gartenlaube. Aber sie schreibt still das Gelöbnis der Versöhnung mit den Mächten des Schicksals mit einem Kusse auf die Wangen ihres Kindes. Auch der tiefste Schmerz der Mutter bleibt ihr nicht erspart. Sie begräbt ihr Kind und „inmitten heitrer Tage, wenn die Lust aufschäumt in Wogen," fliegt ihr ein Schatten an, mahnt sie der Ton aus ferner Zeit, faßt sie „einsam in dem frohen Schwarme Sehnsucht nach der Stimme, nach dem Druck der kleinen Arme." Aber sie fühlt auch den Heroismus der Mutter, die ihr Kind freudig dem Kampfe gegen alle finstern Mächte des Lebens weiht und den Sohn lieber tot als feig sähe. Was sie sich freilich unter diesem Kampfe vorstellt, erschöpft ihn wenig in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit. „Daß um die kleinste der Sekunden du nicht verziehst den Gang der Zeitenuhr!" Damit ist der Welt wenig gedient, die doch allzeit nur zu gut weiß, was die Glocke geschlagen hat und schließlich froh ist, wenn die ersehnte nächste Stunde nicht schlechter abläuft als die vergangne. An solchen Punkten zeigen überhaupt unsre Dichterinnen, die frauenhaften und — die andern, sehr deutlich die Grenze, wo die weibliche Natur aufhört, den Mann auf seinen Geisteswegen zu begleiten. Eine Erscheinung, die hier so sicher ihren Standpunkt wählt und so angemessen auch über ihren Bezirk hinaus zu vertreten weiß, wie die schwäbische Dichterin Isolde Krug, ist sehr selten. Doch selbst die Allgemeinheiten, der minder bestimmte, dafür aber um so vollere Ausdruck in der Aussprache solcher Gefühle stehen der Mutter schön, die den Sohn statt ihrer in den Lebenskampf schickt.

Die Heimat der Dichterin ist Tirol. Neben der von Jahrhunderten her dort heimischen frischen Sangesfreudigkeit ist auch die Wehr gegen den „Zwang der Kutte" dort zu Hause, die hier so mild und klar wie möglich zum Ausdruck kommt in der Anrede an die beiden Mönche, den alten und den jungen, „auf Kloster Gauenstein":

Dir ward der Friede, denn du hast gelebt,
Weit hinter dir liegt Erdenleid und Wonne:
Von keinem Wunsch die müde Brust durchbebt,
Harrst du des Niedergangs der Lebenssonne.

Du aber, Jüngling, in der Kutte Zwang,
Mit finstrer Brau' und herb geschlossnem Munde,
Der du am Kreuzbild knietst in heißem Drang,
Zu flüchten vor dem Sturm im Herzensgrunde —

Du schüttle kühn von dir das härene Kleid,
Zu kräftiger That den schlaffen Arm zu stählen;
Nicht Ruh ists, die von Schmerz und Groll befreit,
Nur Arbeit ist Arznei für wunde Seelen.

Gelegentlich geht die Unterordnung dieser arbeitsfrohen Natur unter die Riesenmaschinerie unsrer Gesellschaft, wo sie sich „unmerkbar fast die kleinste Schraube" zu sein bescheidet, ein wenig zu weit. Wir folgen ihr lieber durch

Haus und Straße, ins Gesellschafts- und Krankenzimmer, wo sie in Weltgewühl und Einsamkeit stets ganz und stets nur sie selbst ist, mit hellem Auge die Mißstände des Lebens erfassend und mit gütigem Herzen einfältig schlichtend. Gern denken wir uns solche Geister als ihre Berater und Tröster, wie sie hier in dankbaren Strophen als wahre Genien dieser weiblichen Dichtung gepriesen werden, Walther, Händel, Goethe.

Neben Angelika von Hörmann steht Alberta von Puttkamer*) wie die Dame der großen Welt neben der schlichten Hausfrau. Wenn man den Gegensatz von Kunst- und Naturpoesie, der freilich wie die meisten Unterscheidungen immer etwas schiefes hat, hier anwenden wollte, so wäre Frau Alberta die Kunstdichterin. Sie hat sich ein weltmännisches Motto des Platonischen, besser des Xenophontischen Sokrates ausgelesen: „Sprich, damit ich dich sehe." Sie zeigt eine hohe Bildung. Quintilian, Tasso, Alfred de Musset, St. Beuve, Taine sind ihre Gewährsmänner. Sie besingt Sapphos Liebesleid in der sapphischen Odenform und giebt über zwei Gedichten das Maß der Alcäischen Strophe mit allen Licenzen trotz einem antiken Metriker. Überschriften wie „Fisdur," „Nocturno," „Herbstakkord" weisen auf die Musikbeflissene hin. Solche Bildung giebt sich weder aufdringlich, noch verworren, noch gar überspannt. Was die Dichterin vorbringt, ist durchdacht, klar, korrekt. Die Frau von Geist gewinnt ja dadurch, aber die Dichterin büßt doch gelegentlich etwas an Wirkung ein. Verse wie die mit der Aufschrift „Dennoch pessimistisch" und „Idealismus und Realismus" berühren selbst unter der epigrammatischen Rubrik mehr wie gereimte Debatte. Auch in historischen Gedichten, in der Schilderung erinnern Wendungen wie „Das Rom des Nero," Stereotypen wie der „wilde Tag" (zweimal hinter einander S. 11 und 13) an Vortrag und Essay. Unter dieser Einschränkung aber besitzt die Dichterin die Kunst, lebhaft, ja glänzend zu schildern und dabei durch energische Rhythmik und tönende Worte zu erregen. Da ihr Weltgeschichte und Weltlitteratur geläufig sind, so fehlt es ihr nicht an bedeutenden Vorwürfen, unter denen uns der am längsten ausgesponnene „Nero weint" (nämlich über den Heldenmut einer christlichen Märtyrerin, die sich vor seiner Liebe unter die Bestien des Zirkus rettet) freilich am wenigsten die Kosten der poetischen Ausgestaltung zu decken scheint. Die Heilslegende selbst gewährt ihrem christlichen Sinne reinere und reichere Motive, und hier bietet sich ihr ein schön gewendetes Symbol wie „Jesus am Dornbusch." Das Parabolisch-Lehrhafte ist natürlich die hervorstechende Seite ihrer Poesie. Sie findet ihren Ausdruck in tiefsinnigen, wenn auch gelegentlich (wie im „Mysterium") etwas weitläufigen „Gesängen." Auch das Kinder- und Hausmärchen, wie die landschaftliche (elsässische) Sage weiß sie in diesem Sinne zu wenden. Daneben

*) Akkorde und Gesänge. Straßburg, Heitz, o. J.

verraten „Reiterlieder," bei denen uns aber der Ausdruck der Liebesempfindung in der Maske des Mannes wie durchweg in solchen Fällen stört, sowie sehr leidenschaftlich gehaltne Liebeslieder, daß auch hier die Ruhe dem Sturm abzuringen war. Ein sehr hübsches Gedenkblatt der Liebe aus der Zeit, „da einst die Post fuhr," wird besonders gefallen. Das patriotische Empfinden, auf das wohl schon der Name der Dichterin schließen läßt, sammelt sich besonders zu einer Vision am Kaisersarge im Dom zur „Ideuzeit des März."

Eine preußische Dichterin ganz besondrer Art stellen uns drei Berliner Schriftsteller, Herman Grimm, Erich Schmidt und Ernst von Wildenbruch, in dem poetischen Nachlaß der mit dem litterarischen Berlin durch ein Jahrhundert eng verwachsenen Frau von Olfers*) vor. Hedwig von Olfers war die Tochter eines der poetischen Weckrufer der Freiheitskriege, des Staatsrats F. A. von Stägemann. Sie war mit dem Jahrhundert geboren und einundneunzig Jahre alt geworden. Sie, die schon lebte, als das Berliner Pflaster am Gendarmenmarkte durch Schillers Heldenschritt geweiht wurde, die schon mitempfindend die schmerzensreiche preußische Königin in die Verbannung begleitet hatte, die Heinrich von Kleists Freundin und die „schöne Müllerin" der Schubertschen „Müllerlieder" gewesen war, sie wandelte noch zwanzig Jahre durch das Berlin des neuen Reichs, dieser wundersamen Erfüllung der mit ihrem Leben verwobnen Ideale. Ob nach allen Richtungen so mitlebend und mitgehend, wie die Nachrufe der genannten drei Vorredner versichern, erscheint nach dem durchgehenden Charakter und einzelnen durch alle Milde und Ruhe durchbrechenden Schattirungen der wenigen, meist Familien- und Freundschaftszwecken dienenden Gedichte zweifelhaft. Sie sind wirklich recht und herzlich „unmodern." Ein Mitglied der „Ibsengemeinde," der „freien Bühne" ist diese Frau nicht gewesen, für deren Genüsse hätte sie das „Verständnis" und die „Reife" niemals erlangt, und wenn sie auch nochmals hundert Jahre alt geworden wäre. Ehrwürdige Frau, die uns den Hauch großer Geister und reiner Menschen herüberträgt in die Tage des Kleinen und Gemeinen, da so wie niemals „das Knabenvolk Herr der Bahn ist!" Sie blieb stark im Großen und im Rechten, in der Liebe zu all ihren Lieben, ihrem König, ihrem erlösenden Gotte, unbesorgt, daß diese Sinnesweise etwa allzu verbreitet und trivial werden möchte. Sie vermaß sich nicht und blähte sich nicht auf, wie dies Froschgeschlecht, das einem mit unendlichem, abscheulichem Gequake heute den Kopf erfüllt. In ihrer schlichten Bescheidenheit wirkt sie groß, und ihre wenigen Laute erfreuen das Herz. Sie warf die Welt nicht prahlerisch weg, und gerade weil sie das Höhere suchte, verschönte sie mit liebendem, aufmerkendem Blick die Räume, in denen wir keine bleibende Statt haben. Mit frommem Schalksinn beichtet das Schlußwort:

*) Gedichte. Berlin, Hertz, 1892.

Wolleſt mir, mein Gott, vergeben,
Meiner irdiſch ſchwachen Art,
Daß, verliebt in dieſes Leben,
Ich gefeiert Himmelfahrt.

„Treibe die Natur mit der Miſtgabel aus, ſie wird doch immer wiederkehren!“ So ſagt jener alte Römer, und auch unſre dichtenden Frauen ſtrafen ihn nicht Lügen. Dem Himmel ſei Dank, die Frau bleibt Frau, auch wenn ſie Stuart Mill und ähnliche männliche alte Jungfern geleſen hat, und weibliche Feldwebel ihr nun ihre neue Aufgabe in der Welt „vom erſten April dieſes Jahres an“ noch ſo oft vorſchnarren. Selbſt eine verhältnismäßig ſo unwichtige Weltaufgabe, wie das Dichten, löſt die Frau am beſten, wenn ſie Frau bleibt. Das wird der Kenner der Menſchen und der Dichtung aus der Vergleichung unſrer Proben wohl leicht herausfinden. Daß die guten unter den hier zuſammengeſtellten ausſchließlich auf die ältere Generation weiſen, ſtimmte freilich herab. Aber man ſollte meinen, gerade bei jüngern Frauen brauchte man nicht allzu beſorgt zu ſein, daß ſie nicht ſchließlich doch wieder darauf verfallen, was auch in der Dichtung „ſchön ſteht.“ Freilich die Mode iſt ein Tyrann. Sie tragen Kutſcherkragen und dichten „modern“ für die freie Bühne. Das fällt unter denſelben Geſichtspunkt. Manche giebts doch, die nicht mitmachen, auch nicht mitdichten, weder „modern“ noch unmodern, weder ſchlecht noch gut. O, es giebt auch noch ſolche! Aber das iſt alles nicht ſo wichtig, wie eben der Umſtand, daß ſie dichten, daß ſie in unſerm Jahrhundert gar ſo viel dichten!

Wie ernſt die Frauen die Liebe nehmen! würde unſer Politiker auch nach Beſichtigung unſrer kleinen Galerie dichtender Frauen ausrufen. Vorausgeſetzt, daß ihn die wichtige Frage, ob ihn Herr Faſelmeier oder Herr Quatſchhuber ſichrer in den Hafen der irdiſchen Glückſeligkeit bugſire, Zeit für ſolchen Schnickſchnack läßt. Nicht gleich von Schnickſchnack reden, lieber Freund! Dieſe Frauen da nehmen etwas ernſt, was hiſtoriſch-philoſophiſch-juriſtiſch-nationalökonomiſch die allerwichtigſte und ernſteſte Sache iſt, viel wichtiger und ernſter als alle Theorien und Praktiken aller Herren Faſelmeier und Quatſchhuber zuſammengenommen vom Anfang der Weltgeſchichte bis auf unſre Herren Parlamentarier. Dieſe Frauen klammern ſich an etwas und halten es krampfhaft feſt, wovon die Welt nicht bloß geſpeiſt, getränkt, gekleidet und — unterhalten wird, ſondern was ſogar verhindert, daß ſie nicht jeden Augenblick in die Luft fliegt: ein Urfluidum, eine Zentralkraft, nenne es ſo modern, wie du willſt, eine Wärmequelle, von der nicht zu befürchten iſt, daß ſie ſich jemals aufbraucht, ein Grundkapital, das ſchwerlich durch übergroße Vermehrung oder Anhäufung in den Händen einzelner läſtig zu fallen Gefahr läuft. Dieſe Frauen, lieber Freund, ſind am Ende viel politiſcher als du. Nur weil heutzutage die Männer ſo viel Unfug treiben, dichten ſo viel Frauen. Denn wenn

die Männer heutzutage noch „dichten," so wird es gewöhnlich gar der allergreulichste Unfug. Mißverstehe mich nicht: ich verlange nicht, daß du nun sofort dichtest. Das sei ferne. Dein Talent in allen Ehren, denn zum Dichten hat ja jeder das Talent; doch damit wäre dem Unfug vorläufig nicht gesteuert. Nein, sieh dich bloß einmal ein bischen um, statt immer die Nase über der Zeitung oder dem Stammtisch zu haben. Laß einmal deine Versammlungen, mit allem, was für deine ehrenwerte Leiblichkeit dabei in Aussicht steht, ein wenig beiseite und bekümmere dich ein wenig mehr um all den Schnickschnack, der in ungleichmäßigen Zeilen gedruckt wird und hinten so gespaßig gleich klingt. Überlege dir das Zeug einmal so nebenbei in einer überflüssigen Minute, deren ja auch du bei deiner kostbaren Zeit hast, und stecke nicht immer gleich die Importirte gedankenvoll ins Spundloch deiner politischen Beredsamkeit, wenn sie einmal versiegt. Berücksichtige das Zeug ein wenig, wenn du in dem Falle bist, eine Frau, einen Lehrling, einen simpeln Arbeiter zu nehmen, oder da du, wie vorauszusetzen, Familienvater bist, wenn du aus Werkstatt, Komptoir und Büreau nach Hause zu Frau und Kindern kommst. Befürchte nicht, daß dein erhabnes Beispiel gleich allzu ansteckend wirken könnte. Versuche es rein für dich und laß es rein darauf ankommen, daß der und jener es auch versucht. Aber ernsthaft, andauernd, denn es handelt sich um eine ernste politische Thätigkeit! Ich sage dir, Freund, nur tausend wie du in jedem Wahlbezirk über alle Stände verbreitet, und es wird euch erträglicher gehen; ihr könnt eure Herren Quatschhuber und Faselmeier nach Hause schicken und euch selber wählen lassen. Dann werden auch die Frauen nicht mehr so viel dichten; was, wie bereits vorausgeschickt, sicherlich nicht gesund ist, weder für die Frauen, noch für die Männer, die doch immer der Frauen Kinder bleiben, noch, was doch schließlich auch in Frage kommt, für die Dichtung selbst.

München K B

Allerlei vom Reisen

(Schluß)

elches soll nun aber die Methode sein? Nun, wir denken, darüber wird man sich wohl einigen können. Als Grundsatz wird gewiß anerkannt werden, daß stufenweise vorgegangen werden müßte. Die Frage ist nur, welches die ersten, welches die letzten Stufen sein sollen. Soll man die großen, leichtverständlichen Eindrücke zuerst nehmen? dem Berner Oberlande den Schwarzwald

und schließlich die Lüneburger Heide folgen lassen? Erst Rom und Venedig, dann Augsburg und Bamberg und schließlich die alten märkischen Städtchen? Nein, so gehts gewiß nicht, so wenig wie es geht, den Babies Gänseleberpastete und Mixed Pickles zu geben und dann allmählich zur Zwiebacksuppe herabzusteigen.

Versuchen wir also einmal den umgekehrten Weg. Eines freilich ist zuzugeben: ganz bei der Stange zu bleiben ist kaum möglich, dafür sorgen schon die Bade- und Vergnügungsreisen der Eltern, bei denen die Kinder mitgenommen werden müssen. Aber bei den selbständigen Ausflügen, Touren und Reisen der Knaben und jungen Leute ließe sich doch wohl eine Stufenfolge festhalten. Man fange damit an, daß man die Jungen etwa zum Käfer- und Schmetterlingsammeln hinausschickt in die Wälder, Wiesen und Felder der nächsten Umgebung der Heimatstadt. Die armen Tiere können einem ja leid thun, aber besser ist diese Art von Sammeln doch immer noch, als die Briefmarkensammelei, die rasch zum Schacher und zu allen Arten des Kleinbetrugs führt. Nur eins dulde man nicht: Vogeleier zu sammeln. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat selbst vor Zeiten eine schöne Eiersammlung besessen, mit manchem im Triumph erkletterten Falken- oder Reiherei, mit nächtlich auf heimlicher Kahnfahrt erkämpftem Schwaneneі u. s. w. Aber was gäbe er drum, wenn all diese glorreichen Schülerabenteuer nicht gewesen wären, wenn er das Schreien des Hähers, der bis an die Stadt neben ihm herflog, als er ihm die Hälfte seines Nestes geleert hatte, das Wimmern des Singvögelchens, dem täglich das neu gelegte Ei genommen wurde, nicht mehr hörte! Also sobald es das Wetter erlaubt, täglich hinaus mit den Buben in die Natur, und wäre es selbst auf Kosten gewisser Schularbeiten, z. B. der aufgegebnen lateinischen Phrasen; die mögen am andern Morgen in den Zwischenstunden gelernt oder in Gottes Namen abgelesen werden — so ein bischen Kriegslist gegen Lehrplan und Philologenpedanterie verdirbt noch lange nicht den Charakter! Nichts übt so das Auge und die Beobachtungskunst, als das Insektensammeln; noch heute sehe ich jeden Eichenspinner an der Eiche, jeden Weidenbohrer an der Weide, wo tausende vorüberlaufen, habe noch immer meine Freude an jedem Quadratfuß Wald- und Wiesenboden mit allem, was darauf keimt und wächst und kreucht und fleucht, und bin außerdem der Meinung, daß, wenn ich auf Spaziergängen hundert kleine Freuden habe, wenn ich an Menschen, Gesichtern, Kleidern, Manieren fortwährend stillvergnügt Beobachtungen mache, wenn ich schöne Bilder ganz anders anzusehen glaube als viele andre, auch das im letzten Grunde aus jener eifrigen Sammelzeit herrühre. Ob bloße Botanik ebenso lehrreich sei, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls tummelt man sich bei der Insektenjagd freier umher und gewinnt dabei ganz von selber auch ein Verhältnis zur Pflanzenwelt. Dann aber in den Ferien hinaus auf weitere Ausflüge! In die Mark (wobei Fon-

tanes Wanderungen zu lesen wären), in das herrliche Land der Buchenwälder und Seen, nach Mecklenburg, in die vielbespöttelte und doch so wunderbar stimmungsvolle Lüneburger Heide! Freilich, nicht allen wirds so wohl, mit der Ebene und den leichtwelligen Hügelgegenden beginnen zu können. Und doch ist hier, gerade hier das Land der höchsten Poesie, von hier aus begleitet sie uns am treuesten auf dem ganzen Lebenswege. Wie wären sonst gerade die Schleswig-Holsteiner Storm, Groth, Jensen so große Landschaftspoeten geworden, was hätte Ruysdael und Everdingen die tiefe landschaftliche Empfindung gegeben? Böcklins schönstes landschaftliches Stimmungsbild ist kein Bravourstück der schweizerischen Alpennatur, sondern das „Schweigen im Walde." Auf der Heide, im dämmernden Hochwald, am braunen Moor, da lenken keine prunkhaften Eindrücke von tiefern Stimmungen ab, da umweben schon den Knaben Tagessonnenschein und Abendschwermut mit unauslöschlicher Poesie, da führen Naturlaute, wie Waldesrauschen und Frühlingswind, Unken im Moor und Hundegebell aus fernen Gehöften seine Phantasie weit davon, und da lernt er — in den empfänglichsten Jahren — mit jener Sehnsucht empfinden, die ihn dann durch all sein Leben geleitet, und die nichts andres als eben die blaue Blume ist. Sie geleitet ihn auch noch, wenn ihn der Schauensdurst dann in die weniger heimliche Schönheit von Berg und Thal führt, daß er auch dort immer noch schöneres sieht, als der bloße Bewundrer der Kontraste und des Höhenprofils: das goldne Licht, womit die Sonne das Grün bergauf bergab durchflutet, die Farbenharmonien verdämmernder Ferne, den Zauber sonnendurchglühter (schattenloser, sagt der andre) Matten, die Großartigkeit wallender, kämpfender Nebel. Wie freute ich mich, als ich in Jensens „Schwarzwald" wiederfand, womit ich mich so oft im Gegensatz zu aller Welt befunden hatte! Gewiß ist es auch schön in dem dunkeln Dickicht gewaltiger Bergtannen mit ihrem würzigen Duft, aber tausendmal schöner als diese von Luftkurorten mit städtischen Sommerfrischlern um ihren besten Reiz gebrachten Waldeinsamkeiten ist doch der hohe südliche Schwarzwald, wo der Baumwuchs schwindet, wo sich die freie Halde mit ihrem sonnenheißen Kleide von Preißelbeere und Heidekraut dehnt, wo in der leichten Luft, im Fächeln des Bergwinds die Brust erst völlig aufgeht, und der Blick zu den kryštallnen Zacken und Gletschern der Alpen und über das Silberband des Rheins hinweg zu dem duftumhüllten Mauerkamm der Vogesen schweift. Auch in Thüringen war mir immer das schönste der Marsch den uralten hohen Rennstieg entlang mit seinem weiten Ausblick über Thüringer- und Frankenland, mit seiner Waldeinsamkeit und seiner Jahrhunderte auslöschenden historischen Stimmung; selbst in Heidelberg war es der Blick über die Ebne, die weiten, glänzenden Schlingen des Neckars hinab, und darüber weg, dorthin, wo am silbernen Rhein der Dom von Speier die Erinnerung an die einstige Städteherrlichkeit weckt, und weiter hinüber zu den zackigen Bergen der Haardt, die das dunstige Licht des Tages

verhüllt, die sich aber unter der sinkenden Sonne in sattem Blau entschleiern. Kurz, immer die Weite, nicht die Enge des Gebirgs ist es, was dauernd erfreut. Die Freude an der Rheinebne und ihrer Schönheit haben wir in Baden und an der hessischen Bergstraße bei Eingebornen nirgends äußern, auch kaum zugeben hören und niemals Verständnis für die Sehnsucht gefunden, die über das weite Land dahin der scheidenden Sonne nach nach Westen zieht. Der Strom und die Ufer des Oberrheins von Basel bis Mainz sind terra incognita und werden geradezu als öde bezeichnet, vielleicht vermag nur der Niederdeutsche, der auch hier an die Poesie der geheimnisvollen Waldbäche und libellenumschwirrten Wiesenflußufer seiner Heimat zurückdenkt, ihnen eine gewisse Stimmung zu entlocken. So erwecken sie denn auch kein besondres Interesse für die Ebene zwischen Schwarzwald und Vogesen, Odenwald und Haardt. Überhaupt sind die scheinbar reicher von der Natur bedachten Gegenden in manchem, was zu dem schönsten gehört, gar arm: die schwirrende Menge der Schmetterlinge über Wiese und Kleefeld und am Waldesrand, das possirliche Durcheinander von tausenderlei Wassergetier in Seen und Bächen, die Mannichfaltigkeit der Vogelstimmen in Wald und Busch sind viel mehr Niederdeutschland als den Gegenden der deutschen Mittelgebirge und Hochebnen eigen.

Drum nochmals: zuerst in die Ebne mit den Jungen! Laßt sie sich das schöne nur suchen, sie finden es schon in jenen eigentümlichen drangerfüllten Jahren. Und viel herrlicher noch schwebt ihnen dann das noch Unbekannte vor: Gebirge, Burgen, historische Städte. Laßt sie sich immer das eindrucksvollere aufheben, laßt sie nicht springen und fliegen, sondern schreiten. Den ersten Touren in der Heimat mögen dann, je nach der Erreichbarkeit, Ausflüge folgen nach Rügen, nach den westfälischen Waldgebirgen, an den Rhein, in den Harz und den Thüringerwald, in die sächsische oder die fränkische Schweiz, in die rauhe Alp und an den Bodensee, in den Schwarzwald und in die Vogesen; den Odenwald, die Pfälzer Haardt, die Rhön und die Eifel nicht zu vergessen. Schön ists überall, das Sehenkönnen, das Stimmungfinden, das Gegendverstehen soll es ja thun, das ist es, was wir erwecken und bewahren helfen möchten. Daneben her mögen dann die Städte gehen. Die von historischer Berühmtheit brauchen wir nicht erst anzupreisen: wir denken da an Augsburg, Würzburg, Bamberg, Rothenburg, Nürnberg und Regensburg, an Prag, in den rheinischen Landen an Straßburg, Speier und Worms, Aachen und Köln, an Limburg und Marburg, an Goslar, Braunschweig und Hildesheim, oder Lübeck, Rostock, Stralsund und — wer dahin kommt — Danzig. Dagegen auf ein paar wahre Perlen alten Städtetums möchten wir doch nachdrücklich aufmerksam machen, wir meinen die Städtchen am östlichen Vogesenfuße, insbesondre Rappoltsweiler, Kayserßberg, Reichenweier, dann die am württembergischen Neckar von Besigheim bis Rottweil hinauf, ferner Überlingen, ferner fast all die alten kleinen Städte in den altbairischen und den bairisch

gewordnen ehemaligen Stiftslanden, namentlich die in den Gegenden der fränkischen Saale, ferner das thüringische Saalfeld, und vor allen Soest, die einst so mächtige Stadt, die jetzt viel zu klein in ihrer alten Umwallung und Befestigung liegt, sodaß diese jetzt auch Wiesen und große Gärten mit umschließt. Dann noch eine Gruppe, die aber erst später daran kommen sollte, die Städte der romanischen Schweiz von Freiburg und Yverdon bis an den Genfer See hinab, bis zu dem ragenden, prächtigen Lausanne.

Dann erst, wenn der junge Mann sein Deutschland kennt und die verschiedne Art und Sprüche der Bewohner in Nord und Süd, dann gebe man ihm, dem für das Neue und seine logische Verwertung nun reif gewordnen, die Schweiz frei, wo er dann auch, wenn es angeht, den Jura nicht vernachlässigen möge, mit seiner eigentümlichen Flora, mit seinem wunderbaren Münsterthal (Val de Moutier) und dem Blick vom Weißenstein über das uralte Solothurn hinweg auf Ebne, Flüsse, Seen und Alpen, lasse ihn die verschiednen Eidgenossen kennen lernen, die halb verwelschten Mäglins und Fräßlis zu Basel, die stattlichen Berner, die respektabeln Bürger in der altberühmten Stadt Zwinglis, Lavaters, Gottfried Kellers und C. F. Meyers, und die Nachfahren des berühmtesten aller deutschen Klöster, St. Gallens; lasse ihn die Spitzen der Hochalpen erklimmen und die Augen weiden an den erhabnen Fernsichten, deren Großartigkeit ihn nun nicht mehr verwirren und für stillere Schönheit unempfänglich machen, sondern wirklich und ohne Schaden reicher machen wird. Oder statt der Schweiz Tirol und das Salzburgerland. Dann erst lasse man ihn in das volle andersprachige Ausland, nach Genf und Savoyen, nach Paris ziehen, das dem durchgebildeten und den nötigen Halt besitzenden jungen Manne so viel herrliches bietet, wo ihn draußen an der Seine oder auf den Höhen zwischen St. Cloud und Versailles auch die Erinnerung an deutsche Landschaft anheimeln wird, und endlich lasse man ihn in das Wunderland Italien und in das Land der Troubadoure, in die Thäler der Provence pilgern. Denn wer in Deutschland auf mannichfacher Wanderfahrt gelernt hat, sich in andrer Leute und Länder Art zu schicken, statt ungeschickt und unbildsam aufzufallen und anzustoßen, der wird auch heute noch unbehelligt durch die Provinzen Frankreichs wandern, obwohl diese ja den Deutschen weit weniger gewohnt sind, als Paris selber, und die Leute dort etwas mißtrauischer sind. Und ebenso wird er nun auch in Italien nicht mehr mit der einzigen rohen Unterscheidung von deutsch und italienisch dastehen, nicht mehr zwischen Verwundern und Nörgeln hin- und herschwanken, sondern die Leute richtig nehmen, alte, neuere und moderne Sehenswürdigkeiten klassifiziren und in ihrem Wert abschätzen, auch von der italienischen Natur nicht enttäuscht sein, sondern das charakteristische herausfinden und verstehen und die italienische Berglandschaft nach dem deutschen Waldgebirge in ihrer feinern Plastik und Farbenstimmung zu würdigen wissen.

Endlich noch ein Wort über Museen und Bilder. Kein Mensch wird behaupten wollen, in Berlin, Dresden, München verstünden die kleinen Leute mehr von Kunst als anderswo in Deutschland. Und doch haben diese die schönsten Galerien in ihren Städten stehen und laufen Sonntags auch drin herum, freilich mit sonderbar bedrückten Gesichtern; denn die Menge des Gebotnen hilft zunächst gar nichts, ja sie ist für den Beginn geradezu schädlich. Nein, in das Verständnis dringt man viel eher ein, wenn einem die Sehnsucht, der Hunger zu sehen, dazu hilft, wenn man damit anfangen muß, an ein paar Photographien oder Stichen und vielleicht ein paar vereinzelten Bildern zweiten und dritten Ranges zu studiren, und wenn dann erst, nach der Entbehrung, den entzückten Augen sich die erhabnen Meisterwerke der Kunst nach und nach enthüllen; dann wird dem langen Bemühen und Sehnen auch das Verständnis zum Lohne. Wir meinen hier natürlich die große italienische und daneben die ältere deutsche Kunst. Mit den Niederländern kann sich schon der Gymnasiast befreunden, bald auch mit den Flandrern, er kann auch schon den Abscheu vor Rubens verlieren; er wird gerade bei den Niederländern am ehesten davon abkommen, in allem nur schwer meßbare Stufen in der Erreichung einunddesselben Ideals zu sehen, wie das der Schüler so gern thut, vielmehr hier am sichersten merken, was der Maler gewollt hat, und daß nicht aller Maler Ziele gleich waren. Und so werden ihm Niederländer und Vlamen eine gute Vorschule für die Italiener sein. Und wenn man für deren Bekanntschaft einen Fingerzeig geben darf, so wären wir bei dem Eindringen in die italienische Renaissance für die Methode des „Geschichtsunterrichts von hinten," nur dürften die Führer keine Kadettenlehrer sein. Mit Cimabue und Giotto als Anfangsgründen und Guido Reni und Domenichino als Endpunkten des Verständnisses ist es nichts; nein, man fange mit den Thumännern des siebzehnten Jahrhunderts an, und wenn es Albani wäre, und dann über Veronese und Tizian aufwärts zu Raffaels Größe und Lieblichkeit und dann zu Lionardo, jetzt auch zu Michelangelo und Signorelli, zu Mantegna, und so immer weiter zurück; und ebenso in der Skulptur. Wenn man mit Rossellino und Verrocchio oder mit der Brancaccikapelle gut Freund geworden ist, dann findet sich das Wiederabwärtssteigen, das Verständnis der „geschichtlichen Kunstentwicklung" ganz von selber dazu. Dem, der so weit ist, gehen dann auch in alter deutscher und in altvlämischer oder, wie man sie nennen sollte, burgundischer Kunst Genüsse auf, die den meisten zeitlebens verschlossen bleiben. Wir fänden also einen Reiseplan für Kunst und Museen wie den folgenden gar nicht schlecht: zuerst studieren nach Springers Textbuch und daneben nach den dazu gehörigen Bilderbogen oder, wenn mans haben kann, nach Photographien; nach Dohmes Kunst und Künstlern, und zumal nach Burckhardt, oder wenns auf die mangelnde Befriedigung, auf den verbleibenden Hunger ankommen soll, nur immerzu nach Lübke. Dann mache man

sich auf in kleine tüchtige Galerien nach Art der Schweriner oder der Karlsruher, dann nach Braunschweig, nach Kassel, dann in die von Berlin und Dresden, in die alte Pinakothek und den Louvre, und nun erst mögen Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Venedig folgen und die kleinern Sammlungen Italiens, wo der Besucher nun förmlich schwelgen wird in den Freuden des Entdeckers, nun in die Kirchen, und schließlich in Deutschland noch einmal überall hin, jetzt zu den Meistern, und vor allem auf die große Wallfahrt nach Kolmar und Köln.

Bei unsern Studenten, die von einer süddeutschen Universität im August nach dem Norden heimkehren, ist jetzt eine ganze Badetour Mode geworden, etwa: Wiesbaden, Homburg, Ems u. s. w. Das finden wir recht überflüssig. Nebenbei einmal in eins davon hineinsehen, das genügt doch vollständig. Und da raten wir, wenns sich gerade bequem macht, immer noch am meisten zu Baden-Baden; dort hat man alles beisammen, schöne Anlagen, Eleganz, Luxus, internationales Treiben, und doch nicht bloß die Öde davon, sondern zugleich die herrlichste Natur, den prächtigen Blick vom alten Schloß und der ragenden Burg Alteberstein, wilde Felspartien und träumenden Tannenforst, und in der lieblichen Gartenstadt selbst, wo es immer noch möglich ist, sich behaglich und billig einzurichten, an warmen, blütenduftenden Frühlings- und Sommerabenden die wunderbare festliche Ruhestimmung, die durch Hölderlins „Nacht" klingt:

Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht daß
Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
Immerquillend und frisch, rauschen am duftenden Beet,
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk, rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf.
Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch, die Schwärmerische, die Nacht, kommt;
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Über Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

Aber die schönste Jahreszeit ist es doch, wann der Frühling auf die Berge steigt! Höchstens Heidelberg und der Rheingau kommen diesem Frühling Baden-Badens gleich. Überhaupt, wie viel schöner ist es, das Erwachen der Natur von dem ersten Schwellen der Blattknospen und von dem ersten taumelnden Citronenfalter an Tag für Tag mitzuleben, als, wie es jetzt Mode ist, im März und April nach Italien zu gehen. Schön ist es dort ja auch, aber doch kein rechter Frühling.

Frühling am Rhein, August an der See, September im Gebirge, Oktober in Italien, das wäre unser Programm. Aber wer kanns? Der Leser meint ohnedies am Ende, wir müßten ein rechtes Tagediebleben geführt haben, wenn

wir so viel Zeit für ein „intensives“ Kennenlernen Deutschlands gehabt haben, daß wir uns getrauen, zwischen der Westgrenze und dem mitteleuropäischen Zeitmeridian irgendwo vom Himmel zu fallen und sofort zu wissen, wo wir uns befinden.

Vielleicht dürfen wir dem Leser gelegentlich einmal etwas von der Technik und Ökonomie unsrer bescheidnen und doch so herrlichen Wanderfahrten erzählen. Stangensche Packetreisen und Gesellschaftsfahrten mit der Augusta Viktoria oder Kapitän Bade sind freilich nicht dabei.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Börsengeheimnis. Zwei soeben bei Herm. Bayer in Leipzig erschienene Schriften versprechen dieses verschleierte Bild von Sais endlich einmal zu enthüllen, jedoch mit dem Geständnis, daß es eigentlich nur ein Zipfel des Schleiers sei, den sie aufgehoben haben, und daß sich der Unhold selbst dem Griff der tastenden Hände immer noch zu entziehen verstehe. Die eine der Schriften heißt: Das Geheimnis der Börsenkurse und die Volksausraubung durch die internationale Börsenzunft. Von Dr. F. Kolk; die andre: Der Geheimbund der Börse. Von Arw. Solano. Ob es den Verfassern wirklich gelungen ist, die „Zeichenschrift“ zu entziffern, die den Eingeweihten durch die Kursbewegung einer Woche über die zu erwartenden Kursbewegungen späterer Wochen unterrichten soll, müssen wir den Börsenkundigen zu entscheiden überlassen; jedenfalls würden Solanos schöne Kurven überzeugender wirken, wenn er eine Million vorweisen und sagen könnte: „Seht mal, die habe ich nun mit meinem Schlüssel den schlauen Kunden abgeknöpft!“ Im allgemeinen bemerken wir solchen Versuchen gegenüber folgendes. Daß die Börsengewaltigen aller Länder mit einander in Verbindung stehen, ist richtig; doch handeln sie nicht immer im Einvernehmen mit einander, sondern zuweilen bekämpft eine Gruppe die andre. Daß sie die Kurse machen, und daß das Publikum unter allen Umständen von ihnen gerupft wird, mögen sie auch einander gegenseitig einmal in den Haaren liegen, ist ebenfalls richtig. Aber so einfach liegt die Sache doch nicht, daß, wenn man nur die Mitglieder des Bundes in flagranti ertappen, dingfest machen und ausrotten könnte, damit der Börsenschwindel, das Börsenspiel und die Volksausbeutung durch das Geldkapital ein- für allemal beseitigt sein würden. So lange es Juden giebt, sind diese natürlich, als geborne Geldleute, die nächsten dabei. Aber fehlt es an Juden, so benutzen christliche Arier die Gelegenheit mit nicht geringerm Eifer; vielleicht nicht in so geräuschloser Weise, dafür aber mit desto unverschämterer Roheit, wie die amerikanischen Börsenkönige und die russischen Mixfresser beweisen. Das moderne Staatsschuldenwesen schafft die eine, das Aktienwesen die andre Gelegenheit zur Volksausbeutung. Wer am Sammelbecken so ungeheurer flüssiger Geldmassen sitzt, wie sie mit jenen beiden Hebeln zusammengepumpt werden, der schöpft eben, er mag Jude oder Christ sein; und wo Produktion und Konsum so weit von einander entfernt liegen wie bei allen auf Aktien gegründeten Unternehmungen, da läßt es sich gar nicht vermeiden, daß den Mittelspersonen ein unverhältnismäßig großer

Gewinn zufließt. Ähnlich verhält es sich mit dem Getreidehandel; will man der Börse ihren Gewinnanteil daran entziehen, dann bleibt nichts übrig, als diesen Handel wieder so einzurichten, wie er in alten Zeiten war, daß jede Stadt ihr Brotkorn auf dem Wochenmarkte von den umwohnenden Bauern kauft; dann muß also die Notwendigkeit, Getreide weithin zu verschicken, beseitigt werden, es darf keine großen Städte und keine Industriestaaten mehr geben. So lange diese vorhanden sind, so lange alljährlich hunderte von Millionen Hektolitern Getreide aus einem Lande ins andre verschickt werden müssen, kann kein Mensch daran denken, den großen Händlern und Maklern den Gewinn nachzurechnen, den sie dabei machen, und diesen, falls er einmal übermäßig groß ausfallen sollte, auf dem Wege der Gesetzgebung zu beschränken. Ein Volk, dem das Brot ausgegangen ist, kann nicht mit kaufen warten, bis die Obrigkeit den richtigen Preis auf den Pfennig berechnet haben wird, und der Großgrundbesitzer in einer städtearmen Gegend muß Gott danken, wenn ein Jude kommt, ihm seinen Weizen abzunehmen, oder wenn es ihm die Börse noch bequemer macht und ihn durchs Telephon erleichtert.

Wir halten auch die Ansicht Kolks für falsch, daß es das Haus Rothschild sei, das das letzte christliche Welthaus Baring Brothers gestürzt habe. Das argentinische Unternehmen war an sich selbst unhaltbar, denn es ist unmöglich, daß ein Völkchen von vier Millionen eine Schuld von fünf Milliarden verzinse; die Leute müßten ihren ganzen Arbeitsertrag hingeben und von der Luft leben. Wie sich große Bankiers in so kopflose Unternehmungen stürzen können, erklärt sich aus zwei Umständen. Erstens sind diese Herren zu einseitig mit Geldangelegenheiten beschäftigt, als daß sie die volkswirtschaftlichen Grundlagen des Geldmarktes klar im Auge behalten könnten. Zweitens erstickten, dank unserm verrückten Kapitalismus, dem wir übrigens von Herzen den baldigen Untergang wünschen, unsre Kapitalisten im Überfluß unverwendbarer Kapitalien, und da es ihnen auf die Dauer langweilig wird, ihr Geld immer bloß gegen zwei Prozent in der Bank liegen zu lassen, so sind sie stets bereit, um der Aussicht höherer Verzinsung willen ein paar Millionen zu wagen. So mögen sich denn auch besonnene und solide Finanzfürsten durch das fortwährende Angebot von Kapitalien zu gewagten Unternehmungen verleiten lassen. In den letzten Wochen hat England wieder ein Kleinargentinien durchgemacht. In Australien haben fünf Banken zusammen mit über zwanzig Millionen Pfund Depositen fallirt, und der größte Teil des verlornen Geldes gehörte englischen und schottischen Kapitalisten. Nicht durch eine Judenabschlachtung, sondern nur durch die Rückkehr zu einfachern Produktions- und Verkehrsformen könnte diese Krankheit unsers Gesellschaftskörpers geheilt werden, von der allerdings viele jüdische, aber auch viele christliche Schmarotzer leben. Und weil deren Zahl sehr groß ist, und weil stets sehr einflußreiche Personen darunter stecken, darum verlaufen sich alle Panamauntersuchungen im Sande.

Religion und Revolution. Noch nie, sagt G. Maisch in seiner bei Reinhold Werther in Leipzig erschienenen Schrift: Religion und Revolution, in drei Geschichtsbildern, noch nie „hat eine tiefer greifende Revolution stattgefunden, die nicht bei dem Versuch einer mehr oder weniger gewaltsamen Neugestaltung des Staatslebens sofort die Religion auf ihrem Wege gefunden und mit dieser ausnehmend sozialen Geistesmacht sich auseinanderzusetzen gehabt hätte.“ Als Beispiele dafür, wie sich Revolution und Religion freundlich oder feindlich begegnen, erzählt er den Aufstand der Wiedertäufer zu Münster, die englische Revolution „unter Cromwell“ und die französische von 1789. „In 1 und 2

beginnt die Revolution im Namen und unter der Leitung der Religion, mit der Religion; bald aber bildet sie vielfach nur noch den Vorwand und Aushängeschild für höchst religionswidrige Bestrebungen, mehr freilich im Lager der Wiedertäufer als in dem der Heiligen Cromwells. 3 nimmt einen schwachen Anlauf zu Gunsten einer geläuterten Religion, endet jedoch in bitterer Befehdung der entarteten Kirche, endlich auch aller geoffenbarten Religion." Die drei geschichtlichen Vorgänge sind gut erzählt, und in der englischen Revolution wird die Entwicklung des Puritanertums sehr anschaulich dargelegt; auch war es gewiß verdienstlich, auf den Zusammenhang der politischen mit den religiösen Bewegungen mit einigen wirksamen Beispielen hinzuweisen. Aber diese drei Revolutionen als Typen hinzustellen, das geht doch nicht an; jede von ihnen war ein Ereignis sui generis, das nicht wiederkehren kann. Auf die eine Wiedertäuferei kommen allein in Italien siebentausend mittelalterliche Stadtrevolutionen, bei denen von Religion wenig oder gar nicht die Rede war, und in den großen Staatsumwälzungen Griechenlands und Roms hat sie keine Rolle gespielt. Zu der von 1689, die für England folgenreicher war als die von 1640, haben konfessionelle Streitigkeiten, nicht religiöse Beweggründe nur den Vorwand abgegeben, und die große politische Umgestaltung Deutschlands im Jahre 1866, mit dem französischen Kriege zusammen das wichtigste Ereignis der Weltgeschichte seit 1814, hat mit der Religion überhaupt nichts zu schaffen gehabt.

Erklärung

Das neueste Heft der „Deutschen Revue" enthält einen Aufsatz „Lothar Bucher von H. von Poschinger." Der Herausgeber der Zeitschrift hatte die Güte, mir Bürstenabzüge davon mitzuteilen, doch konnten die von mir beantragten Berichtigungen und sonstigen Änderungen nicht mehr berücksichtigt werden. Dies veranlaßt mich zu der Erklärung, daß ich an der gedachten Veröffentlichung in keiner Weise beteiligt bin.

Wien, 4. Juni 1893. Bruno Bucher

Schwarzes Bret

Eine sehr beliebte, aber auch sehr gefährliche Sprachdummheit — gefährlich, insofern dabei gerade das Gegenteil von dem herauskommt, was man sagen will — findet sich in dem Wahlaufruf der Leipziger Deutschsozialen. Dort heißt es: „Euer Kandidat muß einsehen, daß es sich bei der Gesetzgebung der nächsten Legislaturperiode um nichts weniger handelt, als um die Errettung, Erhaltung und Kräftigung des deutschen Mittelstandes." Wenn es sich um nichts weniger handelt, so handelt es sich sehr wenig oder gar nicht um sie. Die vortrefflichen Leute haben offenbar sagen wollen, es handle sich um nichts geringeres, als um die Erhaltung des deutschen Mittelstandes, also um etwas sehr wichtiges.

Das hohe Reichsgericht sieht es zwar nicht gern, wenn wir einen Satz aus einer seiner Entscheidungen hier annageln, aber was gar zu hübsch ist, können wir unsern Lesern doch nicht vorenthalten. In den Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen Band 23 (1893) S. 383 heißt es:

„Das von der Revision angeführte Reichsgerichtsurteil Entsch. Band 16, S. 129 steht nicht entgegen, da hier der Fall anders gelagert ist." (Erster Strafsenat: Urteil vom 10. Januar 1893.)

Gelagert ist — das ist doch noch eine gewählte Ausdrucksweise! Wahrscheinlich ein sehr „vornehmer" Fall.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die herrschende Unzufriedenheit und ihre Gründe

Daß Mißmut, Unzufriedenheit im deutschen Volke weit verbreitet ist, liegt nur allzu deutlich am Tage. Was ist der Grund dieser Unzufriedenheit? Die einen sagen: die wirtschaftliche Not. In der That mögen Industrie und Landwirtschaft, sowie manche Beamtenklassen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Aber die Unzufriedenheit zeigt sich auch in weiten Kreisen der Staatsbürger, die nicht unmittelbar oder gar nicht von den Schwankungen des Weltmarktes getroffen werden.

Andre sagen, der Grund liege in der immer mehr um sich fressenden Glaubenslosigkeit, der Abwendung von allem Idealen, und sie geben die Schuld davon der modernen pessimistischen Philosophie, die die Geister verwirre und lähme. Aber das Volk liest weder Schopenhauer noch Hartmann; ist deren Weltanschauung, verstanden oder mißverstanden, in größere Kreise gesickert, so ist das nur dadurch möglich gewesen, daß sie den Boden vorbereitet gefunden hat. Sie mag ihn gedüngt haben, aber die Saat der Unzufriedenheit, die überall emporgeschossen ist, haben diese Philosophen nicht erst gesät.

Mit größerem Rechte wird anzunehmen sein, daß der Mißmut und die Kleingläubigkeit nichts andres sind, als der Zustand der Ebbe im geistigen und nationalen Leben, die in notwendigem ursächlichem Zusammenhange mit der vorhergegangnen Hochflut begeisterten Aufschwungs steht. Eine Flut ist ja nicht möglich ohne Ebbe; sollen hohe Wellen dasein, so muß es auch tiefe Thäler zwischen den wogenden Bergen geben. Ist das Pendel am höchsten gestiegen, so ist der Fall notwendig. Wie der einzelne nicht immer freudeerregt und begeistert sein kann, so auch eine Nation. Es mußte also auf die begeisterte Erhebung und die großen Bewegungen und Erregungen eine Zeit der geistigen und moralischen Abspannung und Erschlaffung folgen. Und da

zeigt sich denn ganz derselbe Hergang in der Volksseele, den wir sonst an dem einzelnen, an uns selbst beobachten. Ist der Mensch niedergeschlagen, mutlos, verstimmt, so sucht er nach einer äußern Ursache, die ihm den Grund zur Unzufriedenheit geben soll. So glauben nun jetzt manche, der „neue Kurs“ sei an allem schuld, es würde anders sein, wenn der alte Kaiser, wenn Bismarck und Moltke noch auf dem Posten stünden. Aber die Niedergeschlagenheit der Geister würde sich auch dann zeigen, ja sie war schon vollständig vorhanden, als Bismarck noch im Amte war: die äußern Gründe fanden sich damals in der für das deutsche Volksbewußtsein so demütigenden Beendigung des Kulturkampfs, in dem fortwährenden Überhandnehmen der Sozialdemokratie, in dem wirtschaftlichen Niedergange, in dem Langen und Bangen nach auswärtigen Bündnissen und in der kleinmütigen Beurteilung und Darstellung der Lage Deutschlands.

Von allem aber, was möglicherweise dem deutschen Volke berechtigten Anlaß zum Mißmut geben kann, ist der zuletzt erwähnte Punkt ohne Frage einer der wichtigsten. Es ist ganz unrichtig und nur eine stetig wiederholte, aber innerlich ganz unwahre Phrase, daß der Deutsche nach seiner ganzen Natur und seinem innern Wesen so besonders friedlich und phlegmatisch sei. Nein, der Deutsche war von seinem ersten Auftreten in der Geschichte an nicht bloß kampfesmutig, sondern auch kampfesfreudig und kampflustig. Streit und Kampf waren die Freude des Deutschen; nach Walhalla kam nur, wer im Kampf auf dem Schlachtfelde gefallen war, auch in Walhalla besteht das Leben der Seligen darin, daß sie am Tage ausziehen und unter einander kämpfen, sich schlagen, ihr Blut vergießen, bis dann der Abend kommt zum mächtigen Trunk, den die Wunschmädchen kredenzen. Das ist das ursprüngliche germanische Ideal, wie für den Araber das Leben mit den Huris im Paradiese! Dann wieder im Mittelalter: man lese doch das Nibelungenlied, den Parzifal u. a., und sehe wie auch da die Freude, die Lust an Streit und Kampf alles andre überragt. Man denke an die Kreuzzüge, die Eroberungszüge nach Italien, über die Ostmarken hinaus in die Slawenländer, an den geistigen Wagemut und die glühende Kampfesbegeisterung in der großen Reformationszeit. Gegenüber der tiefgehenden, dem glühenden Lawastrom vergleichbaren Leidenschaftlichkeit des Deutschen war und ist das sogenannte heiße Blut der Slawen und Romanen nur wie ein flackerndes Strohfeuer. Und wer sind denn die Männer, die Eindruck auf das Volksgemüt machen und gemacht haben? Die Friedensengel? Nein, sondern die streitbaren Kampfnaturen: Karl der Große, Luther, Friedrich der Große, Bismarck. Heute noch findet der gesunde deutsche Bauernbursche ein Tanzvergnügen nicht ganz nach seinem Sinn, wenn nicht aus irgend einem Anlaß, namentlich um das Mädchen, gehörig gerauft wird: So gehört auch zum frischen fröhlichen deutschen Studentenleben noch immer das Pauken. Welch ein unseliges Miß-

verstehen des wirklichen Lebens, diese unschuldigen, herzerfreuenden Paukereien von Polizei und Gerichts wegen als kriminell strafbaren Zweikampf zu verfolgen. Wie reimt sich dazu, daß die Fürsten, die Kultusminister und die hohen Beamten, wenn sie einmal wieder eine Universitätsstadt besuchen, so häufig bei den Korps zu finden sind und in fröhlichem Gedenken an alte schöne und frohe Zeiten, die wirklich zum Teil einem irdischen deutschen Walhalla glichen, auf das Vivat, floreat und crescat der Korps trinken? Was kann das anders heißen, als: mögt ihr Jungen noch immer so freudig weiter studiren, oder auch pauken und zechen, wie es bisher Brauch war! Welch ein Widerspruch nun, solch einen jungen, harmlosen Paukanten als Delinquenten vor den Strafrichter zu ziehen, ihn durch Polizeibüttel herumhetzen zu lassen, während die hohen Vorgesetzten dieser Polizisten ihre Söhne in die Korps eintreten lassen und sie dadurch zum „Pauken" veranlassen! Sollen denn unsre Jungen nur noch über den Büchern und „zu den Füßen" ihrer Lehrer hocken? Das können sie nicht, und alle polizeilichen Plackereien werden sie nicht dazu zwingen.

Also alles deutet auf eine starke Ader von Kampfesmut und Kampfeslust in der deutschen Volksseele, und doch soll nun der Deutsche ein so besonders friedliches Wesen sein? O ja, auch diese Ansicht ist ja leider zu verständlich. Denn in der unsäglichen Not, Pein und Zerfleischung des dreißigjährigen Krieges wurden die Deutschen infolge ihrer Uneinigkeit so mürbe, so erbärmlich mürbe geschlagen, daß sie in der folgenden Zeit weichmütige Duckmäuser wurden. Dazu die Armut, dann die unselige Zerrissenheit der deutschen Nation, die Souveränität all der kleinen Dynasten, die Schwäche und die undeutsche Gesinnung des habsburgischen Kaiserhauses, die Eroberungszüge des gierigen französischen Nachbarn, das Gefühl der Nichtigkeit, das jedem Angehörigen eines kleinen deutschen Ländchens gegenüber den Angehörigen der großmächtigen andern Nationen innewohnte, dies alles gab in den zwei Jahrhunderten seit dem dreißigjährigen Kriege dem Deutschen das erbärmliche friedlich duckmäuserische Gepräge, das armselige gedrückte, schmiegsame Wesen, das demütige Kriechen vor dem Mächtigen, dem Vornehmen, dem Ausländer. Es trieb auch im Auslande so viele Deutsche dazu, ihre Nationalität zu verleugnen und abzulegen. Nun denke man zurück an die Zeit von 1870! Es war groß, es war herrlich, diese Wochen allein waren es wert, gelebt zu haben! Wie in einem Gedichte, so dramatisch, so ergreifend war das alles; ein Volk, das die Welt immer nur uneinig gesehen hatte, das verspottete Volk der „Denker und Dichter" plötzlich einig, jauchzend, sich wie ein Riese erhebend und mit Sturmesgewalt den frechen Feind zurückfegend, feindliche Armeen im Felde gefangen genommen, der Franzosenkaiser nach Deutschland abgeführt, Paris erobert! Eine herrliche Begeisterung und Einigkeit aller Fürsten und Völker, Großmut und Edelsinn, wahre Gottesfurcht sichtbar in allen

Handlungen des obersten Führers der Nation, alle Völker starr, teils betroffen, teils hingerissen von solchen nie dagewesenen Großthaten! Überall der Deutsche angestaunt, den Kopf stolz erhebend, ein großes wundervoll bewährtes Volk von starker Mannheit! Der erste Rausch der Freude, der Begeisterung, mit dem die großen Ereignisse die Volksseele erfüllten, mußte ja nach ewigen Gesetzen der Nüchternheit weichen. Aber was nicht dahinzuschwinden brauchte, was sich nicht als leer und vergänglich erweisen durfte, das war das sichere männliche Gefühl der eignen Kraft und Stärke, der mit so großen Opfern und Thaten errungnen Stellung in der Welt. Statt dessen begann aber nach wenigen Jahren das unselige Friedensgejammer und das sentimentale Versöhnungsuchen gegenüber unversöhnlichen Erbfeinden. Jeder Franzose des schmeichelhaftesten Empfangs in Berlin sicher, während anständige Deutsche in Frankreich von der Presse, vom Volke, von den Behörden malträtirt werden, und selbst die Kaiserin Friedrich durch den mit Insulten drohenden Pöbel genötigt wird, ihren Aufenthalt in Paris abzukürzen. Ferner das jahrelang fortgesetzte Fragen und Forschen, ob es dem wohlbeleibten Zaren wohl gefallen werde, den Besuch des deutschen Kaisers — auch nur gelegentlich und in Form eines nebensächlichen Abstechers von der Hauptroute — zu erwidern! Ohne Unterlaß in Frankreich offen von der Regierung geduldete Agitationen und Organisationen zur Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen. Wie kommt es, fragt sich der gute Deutsche, daß das die Feinde wagen können und dürfen? Haben wir die Schläge bekommen, und müssen wir nun Hohn, Spott und Großsprecherei schweigend über uns ergehen lassen? Müssen wir mit gesenktem Blick und gedrückter Miene umhergehen und leisetreten, wo unsre Väter mit dem Liede: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“ dem Feinde entgegentraten? Haben wir alle Opfer an Gut und Blut gebracht und sollen wir immer weitere Opfer für das Militär bringen, nur damit dies das erbärmliche, niederdrückende Ergebnis sei? Nein, nein und abermals nein! Es gefällt dem Deutschen nicht, der gar nicht ein so armseliger Friedensduckmäuser ist, als wie er oft von Leuten, die die Volksseele nicht kennen, hingestellt wird. Fände man doch nur oben einmal das rechte Wort, den rechten Ton, ein stolzes Wort, einen kräftigen mannhaften Ton, wie würde das einschlagen, wie würden sich alle, das ganze Volk, vor allem die Jugend, wie ein Mann erheben! Man denke doch an den Begeisterungssturm, der sich im deutschen Reichstage, im deutschen Volke beim Ausbruch des Krieges 1870 erhob! Welch ein Fingerzeig war nach dieser Richtung die allgemeine Zustimmung und Begeistrung, die gelegentliche Worte Bismarcks, wie: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst niemanden,“ oder „Der Appell an die Furcht wird in deutschen Herzen nie ein Echo finden,“*)

*) Früher schon sagte Fritz Reuter im Anfang der „Franzosentied“ von dem alten

erweckten, wie sie von hoch und niedrig seitdem wiederholt werden, jedesmal jubelnder Zustimmung gewiß sind und, am Schlusse einer Rede angebracht, einen effektvollen Abgang sichern! Statt dessen hört man von den jetzigen Regierungsmännern und deren Organen nur sanfte, begütigende Worte gegenüber den Feinden an unsern Grenzen, sie werden herausgestrichen, ihre Armeen und deren Leistungen herausgelobt, die unsern dagegen in kleinmütigem, zagendem, zweifelhaftem Tone besprochen. Das drückt die Kleinmütigen, die Philister noch mehr nieder, die Mutigen, Stolzen — und gottlob giebt es deren noch so viele Millionen — ärgert, verdrießt und empört es. Aber es ist auch selbst für die, die um jeden Preis Frieden haben wollen, nicht einmal klug und zweckmäßig, fortwährend zu duckmäusern und zu versichern: wir greifen nicht an, nein, wir greifen niemals an! Das klingt in den Ohren der Welt wie die Sprache des Schwachen oder des Mutlosen, es fordert die stets zunehmende Frechheit der französischen Chauvinisten und russischen Panslawisten förmlich heraus: sie dürfen sich alles erlauben, so lange sie nicht geradezu mit gewaffneter Hand zum Angriff übergehen; der Deutsche will oder muß Frieden halten, er wird nie angreifen! So dachte der nicht, der sich den Namen des eisernen Kanzlers erwarb, und dem die Devise „Blut und Eisen“ zuerteilt wurde. Wenn er auch zunächst den Deutschen zur Ausgestaltung des neuen Reichsbaues friedliche Zeiten zu sichern suchte — ein erbärmlicher Friede kann nicht nach seinem Sinne sein. Und ein Mann wie Moltke hat bis zu seinem Ende mit großer Wärme die Ansicht verfochten, daß der Krieg keineswegs nur ein Übel sei; denn die Opfer an Gut und Blut würden dadurch aufgewogen, daß der Kampf die höchsten und besten Eigenschaften des Menschen und der Nation, den Opfermut und die Begeisterungsfähigkeit, Tapferkeit, Treue und Gehorsam bis in den Tod, entfalte. Auch Friedrich der Große handelte nach andern Grundsätzen. Für ihn stand es fest, daß, wenn man von Feinden umgeben sei, die den Krieg planen und nur auf den ihnen günstigen Augenblick warten, es besser sei, selbst den günstigen Augenblick zu wählen. Es fragt sich also, wie zu handeln sei, wenn die Wahl nicht ist: Krieg oder Frieden, sondern Krieg in dem vom Feinde gewählten Augenblick, oder Krieg in dem selbstgewählten Augenblick. Da es im Laufe der Zeiten, unter dem fortdauernden Wechsel der Personen und Dinge nicht ausbleibt, daß sich auch einmal eine dem Feinde günstige Konstellation ergiebt, zog es der große König vor, sich selbst den Zeitpunkt für das Losschlagen zu wählen. Wir sind nicht der Ansicht, daß man ohne Not zum Kriege drängen und losschlagen solle; was wir aber verlangen — und tausende mit uns — ist ein Friede, der ehrenvoll ist, der nicht mit

---

Amtshauptmann Wewer: „Up sien breide Stirn un ut sien blagen Ogen kün'n ji lesen: Kein Menschenfurcht, woll äwer Gottsfurcht!“

Duckmäuserei und Angstmeierei erkauft wird, in denen „der Starke nicht mutig zurückweicht.“ Ist kein solcher Friede zu haben, dann lieber den Krieg! Er würde wie vordem wieder ein heldenmütiges, einiges Volk von Brüdern, ein Sturmgebraus und „einen Ruf wie Donnerhall“ in Deutschland finden. Würde eine Sprache in diesem Sinne an den entscheidenden Stellen geführt, so würden die Herren Franzosen, die sich vor nichts auf der Welt so fürchten, wie vor dem abermaligen Losbruch des deutschen craquement, und die Panslawisten wohl ruhig werden! Wollen sie aber nicht ruhig sein, dann nicht!

Ist nicht schließlich ein einmaliger Riesenkampf, ein furchtbares, aber bald beendigtes Ringen besser, als der sich durch Jahrzehnte hindurchziehende sogenannte Friede, als die stetig zunehmenden Rüstungen, das nie aufhörende Hangen und Bangen und Sorgen, ob morgen, ob übermorgen, ob künftiges Jahr noch Friede sein wird, ob wir noch Verbündete haben werden, ob es diesen im Dreibunde wohl oder nicht wohl ist? Jedenfalls wäre es für das Gemüt, für die Stimmung des Volks, für den Grundton des ganzen deutschen Volkslebens unendlich wohlthuend und erhebend, wenn man an der Sprache und den Handlungen der Regierungen merkte: wir wollen zwar friedlich sein, aber nur gegen den auch friedlich auftretenden Nachbar, wir wollen aber keinen Frieden, der nur dadurch aufrecht zu erhalten ist, daß wir uns fortwährend von feindlichen Nachbarn bedrängen und mißhandeln lassen.

Die Beteiligung der Schule an den Aufgaben der Gegenwart

Vor einigen Wochen wurde an dieser Stelle die Frage aufgeworfen, woher es wohl komme, daß der Nachwuchs der Nation, sobald er der Schule den Rücken wende, in einem bedeutenden Bruchteil, wenn nicht gar in seiner Mehrheit alles abzuschütteln oder in den Staub zu treten pflege, was man sonst unter dem Namen der Ideale als des Menschenlebens köstlichsten Besitz verehrte. Aus dieser Frage klang dem Leser ein Vorwurf entgegen, den er in den letzten Jahren oft gehört haben wird, der Vorwurf, daß die deutsche Staatsschule den schweren Aufgaben, die ihr von der Gegenwart gestellt werden, nicht mehr gewachsen sei. Wer jedoch so wie wir von der Bedeutung der Schule, von dem Wert ihrer Mitarbeit an der Lösung sozialer Aufgaben und — wir dürfen es sagen — von dem hingebenden Eifer und der hohen Berufstreue des deutschen Lehrerstandes überzeugt ist, dem konnte es nicht entgehen, daß die Spitze jener Klagen

namentlich gegen ein System gerichtet war, für dessen Bestand man keinen Menschen von Fleisch und Blut, sondern jenes vielvermögende, alles freie Leben und Gestalten überwuchernde Abstraktum des modernen Staatslebens, den Geist oder Ungeist des „grünen Tisches," verantwortlich zu machen hat.

Dieser „Grüne" ist bekanntlich nicht nur unsichtbar, unfaßbar, unnahbar u. s. w., sondern er pflegt auch stumm zu sein, wenn ein vorwitziger Mensch in seinem naiven Unterthanenverstand einmal erfahren möchte, wann diesem oder jenem Zopfe die Ehre der Schere zu teil werden soll. Mit dem Stummsein scheint es freilich in der letzten Zeit etwas besser zu werden, und auch in unsrer Angelegenheit hat der „Grüne" gesprochen. Er hat anerkannt, daß die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts einen bedauernswerten Mangel habe, der sich namentlich in zwei Punkten offenbare, in einer geringen Charakterbildung und in einer unzulänglichen Kenntnis der Thatsachen und Gesetze des gesellschaftlichen Organismus. Für das Defizit in diesen beiden Posten sei die Schule haftbar, und so erkläre sich zum großen Teil die geringe Widerstandskraft des Volkes gegenüber den modernen Irrlehren. Als dann vollends aus allerhöchstem Munde jener Vorwurf in der schärfsten Weise wiederholt wurde, durften wir uns der frohen Erwartung hingeben, daß man nunmehr dem Übel entschlossen auf den Leib rücken würde. Mit Spannung sahen wir den kommenden Maßregeln entgegen: Sie kamen auch, aber den Glauben, daß es jetzt besser werde, haben wir offen gestanden nur bei wenigen Optimisten der unverbesserlichen Ordnung angetroffen. Die Mehrzahl ist der Meinung, daß die Neuerungen für die Schule als solche vielleicht einen Vorteil bedeuten, daß sie dagegen auf die genannten Schäden keine nachhaltige Einwirkung auszuüben vermögen. In dieser Hinsicht wäre also die großartig angekündigte und pomphaft in Szene gesetzte Schulreform leider ein Schlag ins Wasser.

Wer den Sitz eines Übels verkennt, der mag von vornherein die Hoffnung auf eine endgiltige Heilung aufgeben. In diesem Falle aber befinden sich alle — der große „Grüne" nicht ausgenommen —, die in erster Linie die Schule für die mehrfach erwähnten bedenklichen Erscheinungen verantwortlich machen wollen und demzufolge von einer Änderung ihres Betriebes die Genesung der Schäden erwarten, die dem Gebäude der gegenwärtigen Gesellschaft das Fundament unterwühlen und das Dach zertrümmern. Versuchen wir also zunächst eine bessere, die richtige Diagnose.

Es ist eine von allen Seiten zugegebne Thatsache, daß das Ende unsers Jahrhunderts ein erschreckendes Minus an starken Charakteren zu verzeichnen hat. Daß im öffentlichen Leben ein großer Verbrauch von Charakteren stattfindet, erkennt jeder, der sich die Wandlung vor Augen hält, die ein guter Parteiführer an sich vollziehen muß, wenn er beispielsweise ein guter Finanzminister werden soll; ein ähnlicher Prozeß der innern Häutung widerfährt dem für die höchsten Ideale begeisterten Schriftsteller, wenn er den Kränzen der

Nachwelt, bei denen man verhungern kann, die Tantiemen der Theaterdirektoren vorzieht; kurz, wohin wir sehen, gewahren wir einen starken Verbrauch an Charakteren, der sich natürlich überall da einstellt, wo die Leute „nach oben“ wollen. Aber diesem starken Abgang fehlt von unten her, d. h. aus den Reihen der Jugend, der ausreichende Ersatz. Das soll aber, dank der Fürsorge einer weisen Regierung, in Zukunft anders werden; schon haben die Schulen die erforderlichen Anweisungen erhalten, und die Charakterfabrikation wird demnächst im großen Stil betrieben werden. Was wohl dabei herauskommen mag? Fabrikware!

Wer hat die Möglichkeit und damit die Verpflichtung, für die Charakterbildung des heranwachsenden Geschlechts zu sorgen? Vor fünfzig Jahren wäre ein Mann, der eine solche Frage vor ernsten Zuhörern hätte erörtern wollen, mit Kopfschütteln angesehen worden. Heute sind wir dahingekommen, daß es die ganze Nation, die Nation der Denker, ruhig hinnimmt, wenn ihr von einigen Tamtamschlägern auf jene Frage eine falsche oder vielmehr eine gefälschte Antwort gegeben wird. Wie verhält es sich denn um diese Sache, ihr Väter und Mütter? Euch sind die Kinder bis zum siebenten Jahre zur alleinigen Hut gegeben, euch allein gehören sie in jenem Alter, wo das Wachs des jungen Herzens für jeden Eindruck empfänglich ist, wo sich ihm die ersten Spuren eindrücken, die allmählich zum tiefen Geleise der Gewöhnung werden. Von euch lernt das Kind sprechen und beten, gutes und böses unterscheiden, ihr seid ihm der Inhalt seiner Liebe und seines Lebens. Und erst dann, wenn die Ketten des Gewebes für den künftigen Charakter längst in der Seele euers Kindes gelegt sind, kommt es in die Schule. Der Mann, der hier, wie man sagt, an eure Stelle tritt, ist nicht imstande, die Ansätze der Charakterbildung, die das Kind, sich selbst und leider auch vielen Eltern unbewußt, bis zum siebenten Lebensjahre gemacht hat, zu beseitigen. Und wenn ihr euch vergegenwärtigt, daß dieser Mann vierzig, fünfzig, ja sechzig Schüler zugleich unterrichtet, daß sein nächstes Ziel doch nach wie vor die Pflege der Verstandeskräfte ist, so werdet ihr euch gegen die Annahme auflehnen, daß irgend eines andern Menschen Einwirkung auf eure Kinder der eurigen vorangehen könnte. Gewiß wäre es schlimm, wenn in der Schule nicht manches gute Saatkorn in die jungen Herzen gelegt würde; ob aber dieses Korn aufgeht und wie es sich entwickelt, das hängt in erster Linie davon ab, wie das Elternhaus in der Kindesseele den Boden bereitet hat.

Wenden wir von der Volksschule den Blick auf die höhern Unterrichtsanstalten, so gewahren wir da ein ähnliches Verhältnis. Wohl vermag die höhere Schule gegenüber der Charakterbildung ihrer Zöglinge eine wichtige Aufgabe zu lösen, indem sie einerseits vor sie hintritt mit der Forderung, Tag für Tag die ganze Kraft und das ganze Wollen einzusetzen, andrerseits ihnen die Überzeugung beibringt, daß sie es sich gefallen lassen müssen, mit dem-

selben Maße wie alle andern gemessen zu werden. Aber gerade hier, wo die Schule am unmittelbarsten den jugendlichen Charakter zu erfassen und zu bilden trachtet, tritt nur allzu oft das Elternhaus hemmend und störend dazwischen. Es ließen sich Bücher voll schreiben von jenen unerquicklichen Zwischenfällen, wo ein schwacher Vater oder eine noch schwächere Mutter der Schule und der Wahrheit ein Schnippchen schlägt, um den Sohn irgend einer Pflicht oder einer auf Pflichtverletzung gesetzten Strafe zu entziehen. Von andern Dingen, wodurch sich manches Elternhaus an der Charakterbildung der Kinder versündigt, wollen wir lieber schweigen. Wer heute in einer Stadt von über 100 000 Einwohnern die Augen offen hält, kann beobachten, wie manche Familien — und vor allem die sogenannten besten — systematisch an der Charakterverschlechterung ihrer Kinder arbeiten. Da und nirgends anders liegt der Nährboden, aus dem das blasirte, absatz- und rückgratlose fin-de-siècle-Geschlecht unsrer Großstädte hervorwächst. Höre man doch endlich auf, die Verantwortung für das Strebertum, für die Vergnügungssucht, für die geistige und moralische Verkrüppelung der sogenannten jeunesse dorée auf fremde Schultern zu legen! Zerstöre man endlich den bequemen und pflichtvergessenen unter den Eltern die Freude an dieser Lüge, indem man mit allem Nachdruck darauf hinweist, daß sie, sie allein vor Gott und vor der Nation für die Erziehung ihrer Kinder haftbar sind. In diesem Sinne muß man es mit Freuden begrüßen, daß neuerdings aus den meisten Schulordnungen jener Paragraph verschwunden ist, der den Besuch eines Wirtshauses mit Strafe bedrohte, ein Paragraph, der in der That, aber im übeln Sinne des Wortes, zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, weil er die Eltern zu einer unangebrachten Sicherheit verleitete und zugleich die Lehrer mit dem verächtlichen Beruf der Spionage betraute.

So viel über die Schäden am Dache, insofern sich die Dinge, die wir zuletzt besprachen, hauptsächlich auf die Kreise erstrecken, aus denen die „Führenden“ der Nation hervorzugehen pflegen. Nun zur Besprechung des zweiten Punktes.

Bekanntlich wurde von allerhöchster Stelle der Schule der Vorwurf gemacht, daß sie dem Staate in der Bekämpfung der sozialdemokratischen Propaganda seit einigen Jahrzehnten keinen, jedenfalls nicht den ihr möglichen Beistand gewährt habe. Wenn aber hier eine Schuld vorliegt, so hat sie der „Grüne,“ insofern er den Lehrern jedes Eingehen auf Zeit- und Streitfragen untersagt hatte. Die neuen preußischen Lehrpläne haben nun in dieser Angelegenheit eine der frühern entgegengesetzte Stellung eingenommen und verlangen „mit sicherm Takt und großer Umsicht“ Belehrungen „über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart.“

Vor uns liegt der Bericht, der in diesen Tagen der rheinischen Direktorenkonferenz über die Gestaltung der eben erwähnten Belehrungen vorgelegt

worden ist. Eine Menge von redlichem Wollen und Bemühen steckt in diesem Berichte, der sich im großen Ganzen als der verdichtete Niederschlag einer Arbeit darstellt, an der einundvierzig Lehrerkollegien der Provinz teilgenommen haben. Dabei offenbart sich eine erfreuliche Übereinstimmung hinsichtlich des Satzes, daß es der Schule möglich und geboten sei, das wirtschaftliche Leben der Gegenwart durch vergleichende Betrachtungen der Vergangenheit näher zu bringen. Der Geschichtsunterricht sei hauptsächlich zur Lösung dieser Aufgabe berufen, aber auch einige andre Fächer seien geeignet, das erstrebte Ziel erreichen zu helfen. Während aber in diesen Punkten, wie schon bemerkt, die einzelnen Berichterstatter keine großen Meinungsverschiedenheiten zeigen, ergab sich eine geringere Übereinstimmung in der Beantwortung der Frage, auf welche Weise die Schule die Ziele der Sozialdemokratie zu bekämpfen habe, eine Aufgabe, die der Kaiser in die Worte gefaßt hatte: „der Jugend die Überzeugung zu verschaffen, daß die Lehren der Sozialdemokratie nicht nur den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widersprechen, sondern in der Wirklichkeit unausführbar und dem Ganzen wie dem Einzelnen verderblich sind.“ Gegenüber dieser Forderung, die später von dem preußischen Staatsministerium in die Form gebracht wurde, „die Unmöglichkeit der sozialdemokratischen Bestrebungen ist an den positiven Zielen der Sozialdemokratie nachzuweisen,“ haben verschiedne Lehrerkollegien schwere Bedenken geltend gemacht, indem sie darauf hinwiesen, daß man im Begriffe stehe, den weisen Weg der Alten zu verlassen und die jugendlichen Gemüter in die Parteiungen der Gegenwart hineinzuzerren. Nicht in bestimmten Lektionen habe die Bekämpfung der genannten Irrlehren zu erfolgen, sondern der Unterricht müsse in seiner Gesamtheit darauf angelegt sein, die Jugend an harte Arbeit zu gewöhnen und den Sinn für Wahrheit zu wecken.

Wir beginnen die Untersuchung, was hier das richtige sei, wieder mit der Frage nach der Quelle des Übels. Daß das gewaltige Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen nur ein Symptom der Krankheit darstellt, und daß diese selbst tiefer sitzt, giebt der Verfasser des Berichtes (Direktor Asbach) selber zu, wenn er sagt: „Aus dem gesamten Unterricht muß die Überzeugung hervorwachsen, daß es in der Entwicklung der Menschheit keinen Stillstand giebt, daß die Formen, in denen sich ihr Leben bewegt, in stetem Fluß sind... Zu behaupten, daß die bestehende Gesellschaftsordnung vollkommen und keiner Besserung fähig sei, würde gleichbedeutend sein mit der Leugnung des Fortschritts überhaupt.“ Und etwas weiter heißt es sogar: „Dem vernünftigen Kern des sozialistischen Programms wird der Sieg nicht fehlen, der unvernünftige Teil derartiger Bestrebungen wird an seinem eignen Widersinn scheitern.“ Schade nur, daß uns verschwiegen wird, wo das Vernünftige aufhört und die Unvernunft beginnt. Wir bezweifeln, daß irgend jemand, auch wenn er dem Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens näher stünde, als das bei unsern Gym-

nasiallehrern der Fall zu sein pflegt, nach der Lage der Dinge heute imstande ist uns zu sagen, bis zu welchem Punkte sich die sozialistischen Ideen verwirklichen werden.

Eine besondre Aufmerksamkeit verdient die von dem Berichterstatter aufgestellte zweiundzwanzigste These. Diese lautet: „Die ökonomischen Ziele der Sozialdemokratie können in Untersekunda (!) an den Forderungen des Gothaer Programms klar gemacht werden. Die Unmöglichkeit ihrer Ausführung wird an den positiven Zielen nachgewiesen. In der Oberprima werden diese Unterweisungen wiederholt und durch Eingehen auf die politisch und sittlich revolutionären Tendenzen der Sozialdemokratie erweitert und vertieft." Gegen den Inhalt dieser These haben wir drei schwere Bedenken.

Obgleich wir weit davon entfernt sind, dem Stande der Gymnasiallehrer etwas nachsagen zu wollen, was als ein Mißtrauen gegen die Gediegenheit und Vielseitigkeit seiner Bildung gedeutet werden könnte, so glauben wir es doch aussprechen zu müssen, daß augenblicklich nur eine sehr geringe Zahl von Lehrern in der Lage sein dürfte, jene Dinge mit einer auf Studien und praktischer Erfahrung beruhenden Beherrschung des Stoffes zu behandeln.

Aber selbst wenn die geeigneten Lehrer, was wir einstweilen nicht ohne Grund in Abrede stellen, in genügender Zahl vorhanden wären, so bleibt noch immer der Mißstand, daß die Schüler für die Erörterung dieser Dinge, an denen sich so viele ernste Männer ihren alten Kopf zerbrechen, im allgemeinen nicht reif sind. Wer dagegen der Meinung ist, daß man vor sechzehn- bis neunzehnjährigen Jungen „die ökonomischen Ziele der Sozialdemokratie und ihre politisch und sittlich revolutionären Tendenzen" erörtern könne, der bringt sich, wie uns scheint, damit in den Verdacht, daß er sich der Tragweite der Sache nur dunkel bewußt sei. Dazu kommt als drittes Bedenken die Erwägung, daß der Gegenstand selbst so ganz unfaßbar ist. Die Führer der sozialdemokratischen Partei lehnen es hartnäckig ab, ein bestimmtes Glaubensbekenntnis abzulegen, und wer sie auf Grund gelegentlich abgefaßter Programme bekämpfen will, setzt sich der Gefahr aus, gegen Windmühlen zu fechten. Wie soll es ferner der Lehrer machen, wenn er die einzelnen Stoffe, z. B. das eherne Lohngesetz, behandelt? Soll er dieses als unwahr hinstellen, auch wenn er sich im stillen sagt, daß es einen nur allzuwahren Gedanken enthält, den Gedanken nämlich, daß infolge der maßlos gesteigerten Konkurrenz und einer mangelhaften Rechtsauffassung die Arbeiter thatsächlich wie eine Ware den Schwankungen von Angebot und Nachfrage ausgesetzt sind? Soll für diese Thatsache etwa Lassalle verantwortlich gemacht werden, damit der eigentliche Schuldige nicht erkannt werde? Diese und ähnliche Bedenken stehen der Ausführung jener These so sehr im Wege, daß wir es lieber gesehen hätten, wenn der Berichterstatter, den hier nach seinem eignen Geständnis die Erfahrung im Stiche läßt, vor ihrer Aufstellung zurückgewichen wäre, zumal er von einer

Seite auf die Gefährlichkeit seiner Forderung hingewiesen worden war. Ein Direktor in Krefeld — soviel wir sehen, der einzige, der sich bei seinem Urteil auf Erfahrung berufen konnte — erklärt: „Heute verwerfe ich eine schulmäßige Behandlung der Ideen eines Lassalle, wie ich sie selbst im vorigen Jahre versucht habe; noch bedenklicher erscheint es mir, die Umsturzideen eines Karl Marx zu erwähnen. Wir müssen uns für diesen Zeitraum damit begnügen, die Verdienste unsrer Monarchen um die arbeitenden Klassen darzulegen und den Inhalt der einschlägigen Gesetze hervorzuheben." Als wir das lasen, haben wir lebhaft bedauert, die Gründe nicht zu erfahren, die den betreffenden Direktor schon nach einem Jahre von der Wiederholung seiner antisozialdemokratischen Lektionen zurückgeschreckt haben. Die preußische Unterrichtsverwaltung aber scheint uns allen Grund zu haben, sich nach diesen Gründen zu erkundigen, bevor anderswo, namentlich bei dem jetzt drohenden Übereifer, ein weiteres Unheil angerichtet wird. Die Jugend ist nun einmal opferfreudig, sie haßt das Unrecht in jeder Form und übersieht in ihrer Begeisterung die Schwäche jener utopistischen Träume von einem Himmel auf Erden. Wir persönlich haben die Wahrnehmung gemacht, daß vor mehreren Jahren eine Anzahl begabter Jünglinge durch das bekannte Buch von Bellamy geradezu fanatisch begeistert wurde. Heute hat der Most von damals ausgegohren, und die meisten sind von ihrer Schwärmerei längst geheilt. Ob aber dieser Prozeß einen ebenso befriedigenden Verlauf genommen hätte, wenn jenen Jünglingen von Amts wegen die sozialistischen Ideen schlecht gemacht worden wären, das möchten wir doch bezweifeln.

Wir wollen diese Betrachtungen nicht schließen, ohne ein ernstes und wahres Wort hierher zu setzen, das der Verfasser des Korreferats aus einem Aufsatz des rheinischen Provinzialschulrats Münch mitteilt. Münch sagt: „Es wird kein Zaubermittel geben, die gewaltige Kluft rasch zu schließen, die immer mehr Gebildete und Volk von einander trennt. In der That immer mehr; denn manche gutgemeinte Versuche der Überbrückung haben ganz und gar nicht diese Kraft bewiesen, und die soziale Bewegung der Gegenwart, wenn auch scheinbar viel beschränkter oder bestimmter in ihren Zielen und für jetzt plump und roh in ihrer Form, ist schließlich doch die Äußerung des tiefgegründeten Bedürfnisses nach neuem Ausgleich. Das Empfinden unsrer höhern Stände ist gegenwärtig dem des Volkes durchaus entfremdet, und alle übliche Schwärmerei für die Art des Volkes ist nichts als ein Anzeichen der Sehnsucht nach dem, was man nicht hat, wovon man innerlich wie äußerlich so weit entfernt ist." Im Anschluß an diese Worte bespricht das Korreferat die von der Sozialdemokratie aufgestellte Forderung des unentgeltlichen Unterrichts auf allen Stufen und meint, daß sich für manchen Schüler eine verblüffende, aber wohlthuende Perspektive eröffnen werde, wenn ihm gesagt werde, daß es schon jetzt Länder gebe, wo einzig und allein die geistige Begabung und der Ernst des

Strebens, nicht aber wie bei uns die Vermögenslage der Eltern über die Art und Länge des Bildungsganges entscheide. In der That, auch wir würden uns von einer derartigen Betrachtung etwas gutes versprechen. Wo aber bliebe dann der preußische Finanzminister, der jene gähnende Kluft, die unser Volk in zwei einander fremde Teile scheidet, dadurch erweitert, daß er für die sämtlichen höhern Staatsschulen das Schulgeld um etwa zwanzig Prozent erhöht hat?*)

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis

Zwei Besuche am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha

(Schluß)

Nachdem mich der Herzog entlassen hat, in meinem Zimmer geschrieben; vieles überdacht.

Das Wetter klärt sich ein klein wenig auf; Philipp erscheint: Diner bald nach vier, im Jagdanzug! Mir geht ein Licht auf: der Frack ist hier die Ausnahme, die Gala!

Der Herzog, Erbach, Leiningen erscheinen bei Tisch in allerhand kurzen Jacken und gewaltigen Wasserstiefeln und eilen davon, ehe noch das Mahl ganz beendet ist. Wir andern im Überrock.

Spazierfahrt mit der Herzogin. Miß Gianetta mit dieser im Ponyphaethon, den die Herzogin selbst führt; die beiden jüngern Misses Hughan, Fräulein von Thümmel und ich in einer Kalesche. Wir fahren durch eines der, wie die Sage berichtet, von der heiligen Elisabeth angelegten und mit Kolonisten aus Ungarn bevölkerten Dörfer: Groß-Tabarz, dann ein Wald- und Wiesenthal, in dem sich keine menschlichen Wohnungen zeigen, hinauf, endlich zu Fuß durch den Wald, die Berglehne hinan zum Thorstein.

Abends Soiree im Billardzimmer, wo geraucht wird; aber Frau von Meyern ruht nicht, bis sie in den Salon der Herzogin verlegt wird.

An neuen Gästen erscheint da der Fürst Hatzfeldt, Standesherr auf Trachenberg in Schlesien, der ein Haus in Gotha besitzt und seine Winter da verlebt, weil ihn seine eigentümlichen Familienverhältnisse und sein Liberalismus am preußischen Hofe mißliebig gemacht und mit dem schlesischen Adel brouillirt haben. Ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter. Dann erscheint, durch G. Freytag eingeführt: Berthold Auerbach, der Verfasser der „Dorf-

*) Wir gedenken in einem der nächsten Hefte auf die Stellung der Konferenz zu der oben behandelten Frage zurückzukommen.

geschichten." Ein kleiner, dicker, dachsbeiniger Mann. Die Damen chüchotiren unter einander über diese Erscheinung. Fräulein Thümmel sagt mir, man mache sich so gern ein ideales Bild von Dichtern, es sei dann eine gar wunderliche Überraschung, wenn so eine Figur erscheine. Eben wird er ihr vorgestellt. Sie sagt natürlich, wie sehr sie seit lange gewünscht habe, ihn kennen zu lernen, da sie ihn schon so lange aus seinen Werken kenne und verehre. Er fragt, ob er denn auch dem Bilde entspreche, das sie sich von ihm gemacht habe? Es sei gefährlich, ein ideales Bild seiner selbst vorzufinden.

B. Auerbach hat mir, noch ehe er im Salon erschien, einen Besuch in meinem Zimmer machen wollen — ich finde dort später seine Karte. Durch G. Freytag mit mir bekannt gemacht, bietet er mir die Hand.

Fürst Hatzfeldt spricht mit G. Freytag über die Wahlen in Schlesien; er hat von K. Dyherrn eine Aufforderung erhalten, an unsern Parteiberatungen teilzunehmen und sich auf dem Fürstensteine einzufinden. Hatzfeldt scheint der Sache nicht recht zu trauen und Demokratentum dahinter zu vermuten. Ich mische mich in das Gespräch, sage, daß ich auch an den bisherigen Beratungen teilgenommen habe, und erkläre, wie die Sache eigentlich zusammenhängt. Kann auch bemerken, daß Hatzfeldt nach und nach eine andre Ansicht der Sache gewinnt.

Mit Hatzfeldt zusammen die Partie des Herzogs gemacht. Sehr heiter dabei. Hatzfeldt fährt den Abend nach Gotha.

10. August. Der Himmel hat sich wieder ganz aufgeklärt. Herrliches Wetter. Frühstück im Freien, vor dem Gartensalon, an der Westseite des Schlosses. Dann sehen wir die Herren zur Jagd aufbrechen, den Herzog und Erbach zu Pferde.

Miß Gianetta etwas unwohl. Ihre Schwestern sind nicht mehr da.

Mehrfach schon hat mich Miß Gianetta eingeladen, sie in ihrem besondern Zimmer zu besuchen und Anteil zu nehmen an den Übersetzungen aus dem Deutschen in das Englische, die sie für den Herzog macht. Ich besuche sie denn heute. Sie übersetzt lyrische Gedichte aus einem Bändchen, das dem Herzog gewidmet ist. Ihr Talent geht nicht über den gewöhnlichen Dilettantismus hinaus. Ich nehme den ernsthaftesten Anteil an der Sache und helfe hie und da mit einem recht unbedeutenden kleinen Ratschlag. Sie hat auch Goethes „Trost in Thränen" (Wie kommts, daß du so traurig bist) übersetzt und verspricht mir eine Abschrift.

Man sorgt für unsre Unterhaltung. Miß Gianetta macht mit der Herzogin eine kleinere Fahrt, die beide im Ponyphaethon in die Nähe der Jäger führen soll; wir andern (Frau von Meyern, Fräulein von Thümmel, Gruben, Meyern, B. Auerbach und ich, Mr. Hughan nicht zu vergessen) werden in zwei Equipagen auf eine weitere Partie ausgeschickt. Unterwegs schließt sich uns der Fürst Hatzfeldt an, der aus Gotha kommt.

Fahrt durch das erziehungsberühmte Schnepfenthal nach Waltershausen, wo wir eine große Spielwaren (Spielsachen)-Fabrik besuchen, die nicht weniger abwerfen soll, als die zu Sonneberg am südlichen Abhang des Thüringer Waldes. Es wird allerhand gekauft.

Wir fahren durch den Wald hinauf bis zu einem Fußpfade, dann zu Fuß hinauf nach Schloß Tenneberg, dem ehemaligen Witwensitz der Herzoginnen von Gotha. Der schönen Aussicht können wir uns nicht erfreuen; die Zimmer, die sie beherrschen, sind vom Landrat bewohnt. Zu Fuß an Berglehnen durch den Wald dahin zurück nach Reinhardsbrunn.

Berthold Auerbach feiert hier wahre Triumphe; er hat einen ungemeinen succès: seine kleine Gestalt ist längst vollständig vergessen. Niemand denkt mehr daran. Die Herren tragen ihn auf Händen, die Damen schwärmen für ihn. Das ist auch ganz natürlich; denn er ist wirklich einer der liebenswürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind.

Wie wir zurück sind in Reinhardsbrunn, fordert er mich auf, mit ihm allein durch die Anlagen zu wandeln, denn in größerer Gesellschaft habe man doch nichts von einander. Er geht mit mir nun wie mit einem alten Freunde.

Wir gehen da erst mit Fräulein Thümmel, dann allein umher, begegnen seinem Schwiegervater, dem Bankier Schneider aus Breslau, und B. Auerbachs zehnjährigem Sohn, die im Gasthof wohnen. Allein vielerlei besprochen, Litteratur, Auerbachs eigne Werke. Er sagt, daß die gewaltsame Überspannung, die er in der Litteratur vorherrschend gefunden, ihn darauf geführt habe, auf die einfachsten Verhältnisse und Zustände zurückzugehen, um sie zur Geltung zu bringen. Ich sage: wenn man in reifern Jahren den Großmeister dieser Weltschmerzschule, Lord Byron, wieder zur Hand nimmt, erstaunt man darüber, wie hohl auch der ist!

Jetziger gesunkener Zustand der deutschen Litteratur; mir macht es immer einen befremdlichen Eindruck, ich kann mich nicht hineinfinden, wenn ich in Zeitschriften u. s. w. lange Artikel finde, in denen von Gutzkow, Hebbel, Prutz und all den Leuten die Rede ist, ganz ernsthaft, als wären sie alle mit einander wirklich etwas, als wäre das, was sie zu Tage fördern, wirklich eine Litteratur und überhaupt der Rede wert. Auerbach meint: die Leute wissen alle recht gut, daß sie „ruhmgeschmückt" sind, d. h. daß ihr ganzer Ruhm künstlich gemacht und in der That nichts dahinter ist.

Auch von meinen Studien ist die Rede; ich sage unter anderm: wer Geschichte mit Ernst und Wahrheit zu erforschen sucht, der überzeugt sich davon, daß in dieser Welt nichts so selten ist als eine That! Das frappirt ihn, besonders da ich den Gedanken weiter ausführe.

Die Jäger kommen spät nach Haus. Der Herzog hat nichts geschossen, wohl aber haben Treskow und Fürst Leiningen jeder einen Hirsch geschossen;

Treskow einen Zwölfender, Leiningen gar einen Sechzehnender. Das war eigentlich gegen die Hausordnung. Ein Achtender wird von den Jägern und Forstleuten des Herzogs herkömmlich ein „Kavalierhirsch“ genannt, wie mich Herr von Meyern belehrt, weil stillschweigend angenommen wird, daß die „Kavaliere,“ die der Herzog mitnimmt auf die Jagd, nur Achtender schießen, größere Hirsche aber vorbeilassen. Die größern nämlich wünscht der Herzog selbst zu schießen. Aber weder Leiningen noch Treskow hatte je früher einen Hirsch geschossen; es war für jeden von ihnen der erste Hirsch; da hatten sie der Versuchung nicht widerstehen können.

Diner bei Licht. Ich sitze dem Herzog schräg gegenüber neben B. Auerbach. Diskussion mit Fräulein Thümmel, die nicht weit von mir sitzt. Sie hatte schon neulich — ich weiß nicht mehr von wem — gesagt, er sei ein sehr geistreicher Mensch; ich hatte das zugegeben, aber hinzugefügt: „man ist aber sehr wenig, wenn man ein geistreicher Mensch ist,“ und daß der eigentliche Wert des Menschen auf dem Charakter beruhe. Fräulein von Thümmel wollte sich nicht überzeugen lassen und fügte unendlich schöne Sachen hinzu. Da sie jetzt die Diskussion erneuerte, zog ich B. Auerbach hinein — auch der Herzog mischte sich hinein —, beide waren entschieden meiner Meinung. Da erklärte Fräulein von Thümmel: drei Männern gegenüber müsse sie freilich ihre Ansicht aufgeben u. s. w.

Sehr heiterer Kaffee bei Licht im Blumengarten, wo B. Auerbach die ganze Herrenwelt um sich versammelt und durch manches geistreiche Wort entzückt. Im Salon der Herzogin erscheint als Besuch Madame Leukert, geborne Fürstin Hohenlohe aus Schlesien, die einen Maler geheiratet hat. Partie Whist mit dem Herzog und Hatzfeldt. Der letztere reist ab nach Schlesien, sämtliche Herren begleiten ihn an den Wagen. Er giebt mir Rendezvous auf dem Fürstenstein, hat sich also entschlossen, zu kommen; das ist wohl einigermaßen mein Verdienst.

11. August. Wieder herrliches Wetter. Frühstück im Freien, etwas früher als gewöhnlich. Aufbruch zur Jagd. Der Herzog reitet einen hochedeln arabischen Schimmel, den sein Bruder Albert in Damaskus für ihn hat ankaufen lassen. Ein gar schönes Tier, das ich mir genau betrachte. (Wir züchten auch in Europa schöne Pferde, die sich in jeder Beziehung mit dem Araber messen dürfen: nur den schönen Kopf des Arabers hat kein europäisches Pferd. Ich betrachte mir heute genau, worin der Unterschied liegt: abgesehen vom Auge sind es die starken, weit offnen Nüstern, die den Kopf des Arabers so schön machen. Das englische und deutsche Vollblutpferd hat mehr geschlossene, gleichsam glattgedrückte Nüstern; dadurch wird der Kontur des untern Teils des Kopfes verdorben.) Leiningen folgt in einem leichten Jagdphaethon mit vier stattlichen, edeln Pferden. Wie sich der Zug durch den schönen Park in Bewegung setzt — die Herzogin im zierlichen Ponyphaethon folgt —, schaudert

B. Auerbach in sich zusammen und sagt zu mir gewendet, mit Entzücken: „Es ist ein herrliches Leben!“ Er ist in der That sehr glücklich hier, fühlt sich recht wonniglich wohl in dieser reizenden Umgebung, unter den bedeutenden Männern und schönen Frauen; er muß mitunter an sich halten, um nicht laut aufzujauchzen vor Glückseligkeit. Das ist natürlich genug! Er hat seine Kindheit und erste Jugend unter Schacherjuden in einer Hütte verlebt.

Nachdem die Jäger aufgebrochen waren, wandle ich mit B. Auerbach und Frau von Meyern in den Anlagen umher; das Gespräch berührt mancherlei, Erziehung unter anderm, weibliche Erziehung. Ich sage, daß ich, was diesen Punkt betrifft, wohl versucht wäre, Klagelieder anzustimmen; die Erziehung unsrer Frauen sei nach meiner Ansicht sehr verkehrt: „unsre Frauen werden lediglich auf das Jungsein erzogen!“

Miß Mary und Luisa Hughan kommen aus Gotha an, und nun wird eine große Partie auf den Inselberg unternommen. Sie soll uns in die Nähe der Jagd führen. Unsre Gesellschaft wandert zu Fuß, da Fräulein von Thümmel zu Grubens großem Ärger die Wagen fortgeschickt hat, erst den Rennweg entlang, dann links ab durch Buchenschläge zur Tanzbuche, einem eigentümlichen Plätzchen im Walde. Die Wiesen weit umher sind herzoglich; in frühern Zeiten hatten die nahegelegnen Dörfer die Verpflichtung, dem Herzog das Heu einzubringen, und nach vollendeter Heuernte wurde dann den Fröhnern von der „Herrschaft“ an dieser Stelle unter einer alten Buche ein festlicher Tanz gegeben. Daher der Name. Jetzt steht hier ein kleines Jagdhaus, leicht von Holz zusammengefügt. Wiesen, die einen klaren Teich umgeben, dehnen sich bis an die waldigen Abhänge aus. Schöne Aussicht auf den Hauptkamm des Thüringer Waldes mit seinen Kuppen. Es ist gar anmutig hier oben.

Das ganze Gebirge scheint von Reisenden zu wimmeln. Auf dem Inselberg trafen wir sehr zahlreiche Gesellschaft; hier sehen wir in einiger Entfernung am Waldesrande die Schüler von Schnepfenthal, die, von ihren Lehrern geführt, gymnastische Übungen und Spiele treiben, sich aber nicht im mindesten um uns kümmern.

Wir lagern am Teich. B. Auerbach und ich, wir breiten unsre Plaids auf dem Rasen aus für die Damen, die Damen singen Liedchen. B. Auerbach wälzt sich im Grase vor Wonne, erzählt komische Geschichten, singt burleske Liederchen vom Kasperltheater her, das alles in so harmloser, naiver, liebenswürdiger Weise, daß es durchaus ungezwungen bleibt und doch nie über die Grenze des in guter Gesellschaft passenden hinausgeht. Miß Gianetta und Luisa, Frau von Meyern sind so hübsch, so reizend gekleidet, daß die Gruppe auf dem frischen Rasen, unter ein paar alten Bäumen, am klaren Wasserspiegel, wohl des Malens wert gewesen wäre, und die Zeit fließt angenehm an uns vorüber.

Endlich kommen die Jäger. Der Herzog auf seinem Schimmel, die Herzogin mit einem langen Stecken zu Fuß hinterdrein.

Die Herzogin liebt ihren Gemahl sehr. Ihr größtes Glück ist, in seiner Nähe zu sein. Sie kann das Schießen nicht gut vertragen und folgt ihm doch auf die Jagd. Treskow erzählt mir, daß sie im Herbst bei den großen Treibjagden auf Hasen stets neben dem Herzog her in der Jägerkette über die Sturzäcker geht. Sie schreckt bei jedem Schuß zusammen, aber sie überwindet die Nervenpein, um nur bei dem Herzog sein zu können.

Diner auf Blech und Zinn, im Freien, unter ein paar alten Buchen, nachdem sich die Herzogin im Jagdhaus umgekleidet hat. Die Forstleute sitzen mit bei Tisch und verzehren schweigend, was ihnen geboten wird. Rückweg schon in der Abenddämmerung. Fahrt durch den Ungeheuern Grund nach Reinhardsbrunn. Abends im Blumengarten. Partie des Herzogs (mit Alvensleben) im Freien, an einem Kartentisch, an dessen vier Ecken Laternen angeschraubt sind.

B. Auerbach empfiehlt sich heute Abend, da er abreist. Sehr herzlicher Abschied von mir; daß wir uns in Dresden sehen, wenn ich durchreise, versteht sich von selbst. Der Herzog und namentlich Erbach zeigen sich so freundschaftlich wie möglich gegen ihn. Die Damen sehen ihn ungern scheiden.

12. August. Ich wollte heute reisen, denn es ist zwar sehr schön hier, es lebt sich hier anmutig und leicht, aber ich muß daheim Druckfehler korrigiren und eine Wahlbroschüre schreiben, die ich versprochen. So hatte ich denn meine Abreise schon angekündigt. Aber ganz früh schon kommt Meyern vom Herzog gesendet zu mir und fordert mich in dessen Namen auf, heute noch zu bleiben. Das ist natürlich nicht abzulehnen.

Diner mit einem gewissen Apparat; ein paar preußische Offiziere aus Erfurt sind dazu geladen: Herr von Blumenthal, Obristlentnant im Generalstab, und Adjutant Rittmeister von Bernuth. Tafel im Freien, an der Westseite des Schlosses. Militärmusik aus Gotha, die der Herzog hat kommen lassen. Sie spielt Ouvertüren u. s. w. aus den Opern des Herzogs; er selbst hört mit großer Spannung zu, ob sie auch richtig vorgetragen werden. Blumenthal sagt mir, daß er zum großen Generalstab nach Berlin versetzt sei; in Erfurt werde wahrscheinlich Otto Bernhardi an seine Stelle kommen.

Thee und Abend im Blumengarten, wo ich noch ein bedeutendes Gespräch mit dem Herzog habe; es dreht sich um Welt, Zeit und Leben im allgemeinen. Er zeigt darin viel Geist, ein sehr schnelles Fassungsvermögen. Noch ein paar Rubber Whist mit ihm und Alvensleben; ich bleibe am Ende um fünf Points im Gewinst.

Der Abschied, wie ich mich nun empfehle, ist von allen Seiten so herzlich und wohlwollend, wie ich nur irgend wünschen kann. Der Herzog ladet mich vielfach ein, ihn wieder zu besuchen; auch mir ist es leid, zu scheiden. Es wird einem nicht bald wieder so gut.

2

Zwei Jahre später, im September des Jahres 1860, war Theodor von Bernhardi noch einmal Gast des Gothaer Hofes. In seinen Aufzeichnungen darüber (die ihres Umfangs wegen an dieser Stelle nur teilweise wiedergegeben werden können) spiegelt sich die veränderte Zeitstimmung so deutlich wider, daß die nachfolgenden Blätter schon als Beiträge zur Signatur der Übergangszeit von Interesse sein werden, die seit der Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. ihren Anfang genommen hatte.

Die Umrisse der Lage, die der September 1860 in Deutschland und Europa vorfand, können mit wenigen Worten wiedergegeben werden. Nachdem im Herbst 1858 der Prinzregent die preußischen Staatsgeschäfte übernommen hatte, waren im nächsten Jahre der Ausbruch des italienischen Krieges und die Begründung des deutschen Nationalvereins (am 15. und 16. September 1859 zu Frankfurt am Main), die Verlegung des Vereinsausschusses nach Koburg (16. Oktober 1859) und die Begründung der von A. L. von Rochau herausgegebenen „Wochenschrift des deutschen Nationalvereins" (Mai 1860) gefolgt. Mit dem Friedensschluß von Villafranca hatte für Europa, mit den Frankfurter Beratungen vom September 1859 für Deutschland ein neuer Zeitabschnitt begonnen. So deutlich waren die Unhaltbarkeit des Bundestagszustandes und die Unvermeidlichkeit einer Neugestaltung Deutschlands zu Tage getreten, daß die Fragen der europäischen Politik für weiterblickende deutsche Patrioten vor allem unter dem Gesichtspunkte ihrer Bedeutung für die bevorstehende Wendung der vaterländischen Geschicke in Betracht kamen. Hoffnungen, die man längst zu Grabe getragen hatte, schienen neu aufgelebt, Möglichkeiten, die man abgeschlossen geglaubt hatte, neu eröffnet zu sein. Noch aber machten sich die Wirkungen der vieljährigen Stockung unsers öffentlichen Lebens in so peinlicher Weise geltend, daß sich Besorgnisse vor einem Rückschlage an jeden in nationalem Sinne gethanen Schritt hefteten, und daß sie vielfach auch da die Oberhand behielten, wo man sich mit den von der Nationalpartei verfolgten Zielen durchaus einig wußte.

Während der auf den nachstehenden Blättern geschilderten Reinhardsbrunner Tage fand die erste Generalversammlung des Nationalvereins statt (3. bis 5. September), dem der patriotische Herzog Ernst, ohne Rücksicht auf das eigne Interesse, in seiner zweiten Hauptstadt (Koburg) eine Stätte bereitet hatte. Fünf Monate zuvor (11. Mai 1860) war Garibaldi auf Sicilien, nach Eroberung dieser Insel bei Reggio gelandet (21. August) und seit dem 1. September im Anmarsch auf Neapel begriffen: der Fall des Königreichs beider Sicilien erschien als Frage der nächsten Zukunft, aller Welt Blicke waren auf den Kirchenstaat und das Erscheinen des italienischen Heeres in den Marken gerichtet, jede Stunde konnte Entscheidungen von geschichtlicher Bedeutung bringen.

Diesen Zeitverhältnissen entsprechend galten die im September 1860 zwischen dem Herzog und seinem Gaste geführten Gespräche, namentlich den deutschen und den italienischen Verhältnissen des Augenblicks: der kurz zuvor in Baden-Baden abgehaltnen Fürstenversammlung, den Entschließungen des Nationalvereins und Napoleons III. Stellung zu der Bewegung, die eine Umgestaltung der Zustände Mittel- und Südeuropas als unmittelbar bevorstehend ankündigte. Deutliche Vorstellungen von dem, was die nächsten Tage und Wochen bringen sollten, fehlten den sogenannten Eingeweihten ebenso vollständig, wie denen, die rücksichtlich der Zeitereignisse auf die Meldungen der öffentlichen Blätter angewiesen waren. On marchait vers l'inconnu, und selbst Männer von der politischen Erfahrung und dem Blick Herzog Ernsts und seines Gastes glaubten mit Möglichkeiten rechnen zu müssen, die heute durchaus unwahrscheinlich klingen.

Am zweiten September war Bernhardi in Reinhardsbrunn eingetroffen, und vom Abende dieses Tages beginnen seine auf diese Zusammenkunft bezüglichen Tagebuchblätter.

2. September. Gegen sechs Uhr kehrt der Herzog von der Jagd zurück. Diner in einem kleinen Sälchen unter der Hirschgalerie. Nur der Herzog, die Herzogin, Mr. Barnard, Hausmarschall Wangenheim und Fräulein Konstanze Thümmel (die Damen in Trauer), niemand sonst. Die allerfreundlichste Aufnahme von allen Seiten. Aber mir wird etwas bange. Ich bereue fast, daß ich hergekommen bin. Wie wird die Zeit hinzubringen sein! Es regt sich ein gewisses Verlangen, bald wieder loszukommen.

Nach Tisch kommt der Herzog in mein Zimmer; langes Gespräch, wobei ich höre, frage, durch Bemerkungen weiterfördere.

Der Herzog: „Der gegenwärtige Moment ist ein sehr wichtiger und in mancher Beziehung ein sehr gefährlicher." Ich denke nach dieser Einleitung, er wird von Italien sprechen und vom Orient; nein, er denkt zunächst an das, was ihn zu allernächst betrifft: der Nationalverein tagt demnächst in Koburg, und von seiner Haltung, von den Beschlüssen, die er faßt, wird viel abhängen. (Mir scheint die Sache nicht so wichtig.)

Der Herzog: „Die Führer des Vereins sind vielfach gewarnt und ermahnt worden, sie haben versprochen, vernünftig zu sein und die Beschlüsse des Vereins in den Bahnen der Mäßigung zu erhalten; es fragt sich nur, ob sie der Sache durchaus Herr bleiben. Der Verein will sein eignes Programm feststellen, das ist bedenklich und kann weit führen; es tritt da eine dreifache Gefahr ein: 1. Wenn der Verein eine konstituirende Nationalversammlung verlangt und sich selbst etwa als Vorparlament konstituiren will; 2. wenn er die Reichsverfassung von 1849 zu seiner Fahne wählt und für deren Durchführung zu wirken beschließt; 3. wenn er die Hegemonie Preußens proklamirt und verlangt, daß diesem Staate die Vertretung des Bundes nach außen und die Militärmacht in ganz Deutschland überlassen werde." (1 und 2 wäre Wahnsinn, und dennoch kann man Deutschen auch dergleichen zutrauen, sie sind so überaus praktisch!)

Wird einer von diesen drei Beschlüssen gefaßt, so muß auch der Herzog dem Nationalverein seinen Schutz entziehen, „und wir Liberalen verlieren damit unsre Armee!" Der Verein verfällt dann den Demokraten! (Mir scheint im stillen diese Gefahr so groß nicht: die Gothaner werden sich nicht so leicht den Demokraten zuwenden, und am Ende ist die Macht des Vereins nicht so gar groß.)

Ich: „Um meine Meinung befragt, habe ich gegen die Ausbreitung des Nationalvereins in Preußen gestimmt und sie in Schlesien auch verhindert"; mein Grund, den ich aussprechen muß, da der Herzog bedauernd dazwischen wirft: „O, warum haben Sie das gethan!": die ganze Agitation ist zu Preußens

Gunsten, da können wir unmöglich mitagitiren! Wir verderben das Ganze, erwecken Mißtrauen gegen die Bewegung und geben der von Österreich besoldeten süddeutschen Presse die erwünschte Veranlassung, die ganze Bewegung zu verdächtigen.

Der Herzog erzählt die Fürstenzusammenkunft in Baden-Baden. Sie war nicht zu vermeiden. Als der Regent nach Trier ging, verlangte Napoleon III. eine Zusammenkunft mit ihm, sie wurde abgelehnt unter dem Vorwande, der Regent könne nur kurze Zeit dort verweilen. Dann verlangte Napoleon III. eine Zusammenkunft in Ostende, die Antwort war: der Regent gehe gar nicht nach Ostende. Als Napoleon III. sie zum drittenmale in Baden-Baden in Vorschlag brachte, konnte sie nicht abgelehnt werden. Daß die Sache sich so gut machte, daß die sämtlichen deutschen Fürsten anwesend waren, war mehr Zufall als Plan. Mancherlei kam zusammen. Der Großherzog von Baden war ohnehin als Landesherr zur Stelle. Der König von Württemberg kam unter dem Vorwande, das Bad zu brauchen, und war schon da; er blieb, um die Sache zu beobachten. Der König von Baiern kam ungerufen auch unter dem Vorgeben, das Bad zu brauchen, und blieb vier Wochen. Der König von Hannover kam eiligst nach Berlin, um ganz unaufgefordert seine Teilnahme anzubieten; die Antwort des Regenten war: er könne ihm nicht verbieten, ganz nach seinem Belieben nach Baden zu reisen, nach einer Stadt, die nicht einmal auf preußischem Gebiete liege. Nun war von den deutschen Königen nur noch Sachsen übrig, und es wäre unter diesen Umständen geradezu auffallend gewesen, wenn es von der Zusammenkunft ausgeschlossen blieb. In dieser Erwägung erging an den König von Sachsen — an ihn allein — die ausdrückliche Aufforderung des Regenten, der Zusammenkunft in Baden beizuwohnen.

Den Herzog wollte man ausdrücklich nicht dort haben. Der Fürst Hohenzollern bat ihn durch den Telegraphen, nicht zu kommen. Gerade deshalb reiste der Herzog nach Baden, Usedom, den er auf der Durchreise in Frankfurt sah, war darüber fast außer sich. Der Herzog meint, Usedom war damals noch nicht geheilt von der Idee, man könne in gutem Einvernehmen mit Napoleon III. leben und die Freundschaft mit ihm zur Vergrößerung Preußens benutzen, und fürchtete, der Herzog werde mit seinem deutschen Patriotismus alles verderben!

In Baden bildete sich sogleich ein besondrer kleiner Kreis von Fürsten, der den andern gegenüber „das liberale Element repräsentirte“; er bestand aus dem Herzog und den beiden Großherzögen von Baden und Sachsen-Weimar.

Noch vor der Ankunft Napoleons III. verpflichteten sich die deutschen Souveräne auf Ehrenwort gegen einander, ihm alle genau dasselbe zu sagen, im wesentlichen: qu'on ne demandait pas mieux, que de rester en paix, aber dazu müßten die französischen Wühlereien in Deutschland aufhören.

Napoleon III. war bei seiner Ankunft überrascht und sehr verdrießlich, so zahlreiche Gesellschaft zu finden; er sah sogleich, daß sein Plan durchkreuzt und verdorben war, daß er weder den Prinzregenten bearbeiten und ihm lockende Anerbietungen machen, noch Preußen dem übrigen Deutschland gegenüber kompromittiren und verdächtigen könne.

Ganz zuerst hat er ein anderthalb Stunden langes Gespräch mit seinem alten Freunde, dem Herzog von Koburg, beteuert seine friedlichen Absichten, sein Verlangen, namentlich mit Deutschland im besten Einvernehmen zu leben, klagt über das ungerechte Mißtrauen, mit dem man ihn betrachte u. s. w. Der Herzog giebt die verabredete Antwort und zählt die Gründe des Mißtrauens auf. Napoleon III. leugnet alle seine Pläne ab, verleugnet alle seine Agenten, nennt sie schlechtes Gesindel, das auf eigne Hand wühle. Er brauche vor allen Dingen Frieden. Um davon zu überzeugen, daß er ihn brauche, spricht er nicht nur von der angeblich schwierigen Lage der französischen Finanzen, er macht auch die französische Armee und Flotte klein und schlecht. Er spricht eine sehr hohe Meinung von der österreichischen Armee aus (die sich doch im ganzen nicht besonders geschlagen hat), und es scheint fast, als sei sie eigentlich der französischen an kriegerischer Tüchtigkeit überlegen; wenigstens beteuert er, daß er nicht einer überlegnen Tüchtigkeit seiner Armee, sondern nur der schlechten Führung aufseiten der Österreicher den Sieg in Italien verdanke. Der englischen Flotte vollends sei die seinige durchaus nicht gewachsen. (Wenn das die Leute in Frankreich wüßten!) Das Gespräch mit dem Regenten wird wohl ungefähr desselben Inhalts gewesen sein.

Übrigens gefiel sich Napoleon III. als echter Parvenü ganz außerordentlich in so guter Gesellschaft. Er fühlte sich unendlich geschmeichelt dadurch, daß er dazu gehörte, daß die Fürsten ihn mit ungezwungner Familiarität als ihresgleichen behandelten. Gegen den Herzog kam er öfter darauf zurück: Mais c'est charmant, tous ces souverains! Er habe gar nicht gedacht, daß sich mit den Leuten so gut leben lasse!

Seine Aufnahme beim großen Publikum war von der Art, daß die Unmöglichkeit eines neuen Rheinbundes sehr anschaulich wurde. Französische Agenten, mouchards, versuchen auf seinen Wegen vive l'Empereur! zu schreien; die Folge ist, daß er gründlich ausgezischt und ausgepfiffen wird, und daß ihn niemand grüßt. Erst als er selber den Befehl giebt, nicht Vivat zu schreien, ändert sich die Sache, und man grüßt, wo er erscheint.

Nach seiner Abreise treten die drei liberalen Fürsten zusammen und beraten, was nun im Innern Deutschlands geschehen müsse. Sie kommen überein, man müsse Österreich das Bündnis und die Hilfe Deutschlands für die Verteidigung Venetiens anbieten, aber unter der Bedingung, daß Österreich sich in seinem Innern zu zeitgemäßen Fortschritten entschließe.

Die drei liberalen Fürsten wollten nun auch die übrigen zum Beitritt zu

einer solchen Erklärung auffordern, sondirten hie und da und erfuhren bei der Gelegenheit, daß auch die vier Könige zu einer besondern Beratung zusammen getreten waren.

Sie fragen nun zunächst bei dem König von Baiern an. Die Antwort ist entschieden ablehnend; es sei ganz andres notwendig, man müsse vielmehr dem Prinzregenten vereint entgegentreten und ihn auffordern, sich der Politik der Würzburger Konferenz (d. h. der Kleinstaaten) anzuschließen, außer Hohenzollern und Schleinitz sein ganzes Ministerium zu entlassen, das aus verkappten Demokraten bestehe, und die Hand zur energischen Unterdrückung des Nationalvereins zu bieten.

Auf diese Weise aufgeklärt über das, was in dem engern Rat der vier Könige vorbereitet wurde, beeilte man sich, den Prinzregenten davon in Kenntnis zu setzen, und in neuer Beratung der drei liberalen Fürsten mit ihm (wahrscheinlich auch mit Hohenzollern) wurde beschlossen, der Prinzregent solle das Prävenire spielen, bei ihrer letzten Zusammenkunft mit einer Erklärung hervortreten, des Inhalts, daß er die Grenzen Deutschlands schirmen und wahren, in der Bundes- und der innern Politik aber konsequent die bisherige Bahn verfolgen werde. Da der Prinzregent nicht rasch arbeitet, entwarf der Herzog schnell schriftlich die Rede, die der Regent halten sollte, und überließ es dann ihm selbst, sie so zu überarbeiten, daß sein Stil, seine Art, sich auszudrücken, hineinkam. Um dann jede weitere Diskussion im voraus abzuschneiden, soll, sowie der Prinzregent seine Rede geendet hat, „meine Schwägerin," d. h. die Großherzogin von Baden, eintreten. Jeder Bemerkung der Könige, die dennoch vorkäme, soll der Prinzregent mit den Worten begegnen: das müsse Gegenstand der Verhandlung unter den Kabinetten bleiben!

Bei der letzten Versammlung hielt der Prinzregent dann wirklich seine bekannte Rede, aber die Schwägerin trat nicht ein, und sowie er geendet hatte, augenblicklich, hob der König von Württemberg an mit seiner bekannten Erwiderung namens der vier Könige: er freue sich der patriotischen Gesinnung des Prinzregenten, müsse aber namens der Könige und in ihrem Auftrag einige Wünsche aussprechen. Diese sind vor allem: Einlenken Preußens in die Bahnen einer konservativen Politik, Unterdrückung des Nationalvereins. Bei diesen Worten richten die sämtlichen Könige giftige Blicke auf den Herzog, und der König von Baiern fällt höchst naiv in die Rede: „Ja, das ist unser sehnlichster Wunsch!" Der Prinzregent verweist alles auf die Unterhandlungen unter den Kabinetten.

Nachdem man sich in Baden getrennt hatte, schrieb der Herzog von Koburg aus einen gleichlautenden Brief an die vier Könige und beschwerte sich darin über die des Nationalvereins wegen gegen ihn gerichteten Anklagen darüber, daß man den Nationalverein selbst angreife, zu einer Zeit, wo es bei den von außen drohenden Gefahren nötig sei, sowohl die Einigkeit als das National-

gefühl der Deutſchen zu ſteigern. Dazu trage der Nationalverein bei; ſo lange dieſer ſich innerhalb der geſetzlichen Schranken halte, ſei kein Grund, ihm den Schutz zu verſagen. Er hat darauf von allen vieren ſchnöde Antworten erhalten, die ihn noch jetzt in der Erinnerung ärgern. Sein Kabinetsſekretär ſoll ſie mir morgen mitteilen, damit ich ſehe, in was für heilloſen Anſichten die Herren befangen ſind.

Die Zuſammenkunft in Teplitz iſt dann auch von den drei liberalen Fürſten herbeigeführt worden. Der Herzog hat erſt den Prinzregenten beredet, darauf einzugehen, wenn ſie vorgeſchlagen würde, und dann in Wien zu verſtehen gegeben, daß der Regent eine Einladung dazu wohl annehmen werde. Wien griff gleich mit Freuden zu, die Einladung erfolgte. Da ſich aber der Prinzregent die Anweſenheit der vier Könige in Teplitz verbat, konnte auch die liberale Fürſtentrias dort nicht erſcheinen; indeſſen wird doch zwiſchen ihr, namentlich dem Herzog und dem Regenten verabredet, was dieſer letztere dort den Öſterreichern ſagen ſoll.

Man bringt den Prinzregenten dahin, zu ſagen, was ihm, wie der Herzog meint, ſehr ſchwer fiel; er ſei der Regent eines konſtitutionellen Staates und er müſſe auf die öffentliche Meinung in Preußen Rückſicht nehmen. Das wird ihm ſchwer, aber er thut es. Der Regent hat ferner den Öſterreichern geſagt: „Ihr wollt, daß wir euch helfen ſollen in Italien. Das müßt ihr ſelbſt uns erſt möglich machen, indem ihr die öffentliche Meinung in Preußen verſöhnt durch liberalen Fortſchritt im Innern der öſterreichiſchen Monarchie, durch Gleichſtellung der Proteſtanten mit den Katholiken und dadurch, daß ihr die Würzburger nicht unterſtützt und uns gewähren laßt am Bundestage."

Soweit war alles ganz gut. Leider aber hat man dann die Öſterreicher aus Teplitz fortgelaſſen, ohne beſtimmte, unterſchriebne Verträge erlangt zu haben. Die Öſterreicher haben zwar dort geſprächsweiſe allen dieſen Forderungen zugeſtimmt und das allerſchönſte verſprochen, aber mit der Abſicht, nichts zu halten und Preußen doch zu kompromittiren, es doch hineinzuziehen in die Kämpfe, die ihnen bevorſtehen. Wie wenig ſie Wort zu halten gedenken, beweiſt gleich das allererſte, was ſie nach der Teplitzer Zuſammenkunft gethan haben: der Erlaß wegen des Begräbniſſes der proteſtantiſchen Soldaten.

Der Herzog meint, Venetien müßten wir haben und behaupten, um das ſüdliche Deutſchland verteidigen zu können; durch Venetien ſeien alle unſre ſtrategiſchen Stellungen im ſüdlichen Deutſchland umgangen. Ich ſpreche, natürlich vorſichtig, als Notbehelf, wenn etwa das Venetianiſche doch nicht zu behaupten ſein ſollte, von der ſehr ſtarken Verteidigungslinie, die ſich am Iſonzo einrichten laſſe mit Görz, Villach, Klagenfurt, Laibach, Marburg und Bruck an der Mur als Feſtungen. Aber er achtet gar nicht darauf, lehnt es unendlich weit ab, ohne recht darnach hinzuhören.

Übrigens iſt der Herzog überzeugt, daß Öſterreich ſeinem Untergang ent-

gegengeht. Die österreichische Regierung habe gar kein Programm, keinen Plan und lasse sich vollkommen ratlos von den Ereignissen treiben.

Italien. Der Herzog sagt: Garibaldi hat von Napoleon III. die Erlaubnis, erst Neapel und dann das Venetianische anzugreifen; Rom und den Papst soll er dagegen in Ruhe lassen. Das ist ihm nicht recht, und darum läßt er sich in neuester Zeit halb und halb auch mit Mazzini ein.

Ist Garibaldi erst Herr von Venetien, dann wird von dort aus der zündende Funke nach Ungarn geworfen. Daß Ungarn vollständig organisirt ist für die kommenden Ereignisse, bestätigt mir auch der Herzog.

Der Herzog: Die ganze italienische Bewegung, von Paris aus geleitet, geht teils im Einverständnis mit Cavour vor sich, teils hinter seinem Rücken und gegen seinen Willen. Cavour sagt: C'est une bêtise, c'est trop tôt d'une année! (Sehr natürlich! Da die sardinische Armee infolge der Gebietserweiterung verdreifacht werden muß, kann sie unmöglich schon fertig und kriegstüchtig sein.) Da die Bewegung aber einmal im Gange ist, kann er sie unmöglich sich selbst überlassen. In Mailand wird „Tag und Nacht" an Zivilkleidern gearbeitet für die piemontesischen Soldaten, die sich Garibaldi zum Angriff auf Venetien anschließen sollen.

Ich: Wie lange kann es noch dauern, bis wir mit in den Krieg verwickelt werden?

Der Herzog: Bis zum Frühjahr.

Ich: Daß sich die Sache noch so lange hinziehen wird, daran ist, wie mir scheint, so ganz sicher nicht zu glauben. Die Ereignisse gehen rasch. Wie lange kann der Kampf noch dauern in Neapel?

Der Herzog: Garibaldi hofft, Venetien noch in diesem Winter angreifen zu können.

Ich: Nun, dort hinzugelangen, muß er durch die römischen Marken ziehen. Wie kommt er hin?

Der Herzog: Man wird ihm nichts in den Weg legen!

Ich: Vonseiten der Franzosen nicht; aber ist man auch Lamoricières gewiß? Wie ich höre, ist er in Belgien, wo er durch seine Frau Familienverbindungen hat, der Geistlichkeit, der klerikalen Partei verfallen; er ist sehr fromm geworden, asketisch. Auch ist er durch die Vermittlung der belgischen klerikalen Partei an die Spitze der päpstlichen Armee gekommen. Daß er sich fügt, scheint mir nicht ausgemacht. Übrigens erhebt sich die Bevölkerung der Marken ohne Zweifel beim Erscheinen Garibaldis.

Des Herzogs Ansicht, daß wir noch bis zum Frühjahr im Frieden bleiben, gründet sich darauf, daß er glaubt, Garibaldi werde auch gegen die Österreicher in Venetien siegreich bleiben. Es werde sich mithin da keine Veranlassung zu französischer Einmischung ergeben. Das glaube ich nicht. Freischaren werden nicht so leicht einer geschulten und disziplinirten regelmäßigen Armee ebenbürtig, vollends wenn diese Freischaren Italiener sind.

Der Herzog meint, Garibaldi werde doch siegen, „es ist kein Zug mehr in der österreichischen Armee!“

Ich: Sie verlangt doch aber sehr und leidenschaftlich darnach, die Scharte vom vorigen Jahr auszuwetzen. Setzen wir den Fall, Österreich siegt im Kampfe gegen Garibaldi, wird es dann in der Verfolgung am Po stehen bleiben? Thut es das, so fängt die Geschichte immer wieder von vorn an, sobald Garibaldi seine Scharen in dem nahen Bologna wieder reorganisirt hat, d. h. nach einigen Wochen. Verfolgt [ihn?] Österreich über den Po hinaus, auf sardinischen Boden, dann ist der allgemeine Krieg augenblicklich da!

Der Herzog zuckt die Achseln.

Der Orient. Der Herzog bestätigt mir, was sich ohnehin alle Welt sagt, daß Napoleon III. die Christen (Maroniten) im Libanon in der Hoffnung auf den Rückschlag hat aufhetzen lassen, die Muhammedaner anzufallen. Napoleon III. hat aber auch zu gleicher Zeit durch seine Agenten die Muhammedaner vor dem Angriff warnen und sie gegen die Christen aufhetzen lassen. Ein Freund des Herzogs, der ein leidenschaftlicher Jäger ist, hat im Atlas Jagden von den Arabern gepachtet und jagt dort mit den arabischen Scheiks zusammen. Dort im Atlas haben ihm die Scheiks lange vor dem Ausbruch gesagt, was in Syrien bevorstand. Ebenso haben es Muhammedaner in Indien dem Mr. Oliphant vorhergesagt. Oliphant, der vor kurzem hier in Reinhardsbrunn war, bezeugt es selbst.

Ich: das wundert mich nicht, denn die Muhammedaner hängen in der ganzen Welt zusammen, wie die Freimaurer und die Juden. Was mich wundert, ist, daß Napoleon zu gleicher Zeit Pläne verfolgt, die mit einander im geraden Widerspruch stehen; daß er mit Rußland im Bunde den Orient aufregen will und zugleich in Polen wühlen läßt. Denn daß die Polen nicht wie verständige Leute innerhalb der vorgeschriebnen Grenzen bleiben, sich nicht bloß im preußischen und österreichischen Polen regen würden, sondern auch, und zwar vorzugsweise im russischen, daß sie auf diese Weise das Bündnis mit Rußland gefährden, ja unmöglich machen würden und Napoleon III. sein Spiel verderben, das hätte er vorhersehen können.*)

Ich bringe auch die Reform der preußischen Armee zur Sprache. Der Herzog will sie nicht ganz billigen; er kommt darauf zurück: das „volkstümliche Element“ sei der Armee in der Landwehr genommen, besteht aber nicht weiter darauf, da ich geltend mache, es komme doch vor allen Dingen darauf an, eine Armee zu haben, die zuverlässig ist und sich tüchtig schlägt, und frage, ob man das wohl von unsern schlesischen Landwehrbataillonen erwarten könne, die zu vier Fünfteln, oder vollends von den rheinischen, die zu sieben Achteln aus verheirateten Familienvätern bestehen?

*) Diese Voraussetzung traf bekanntlich schon wenige Jahre später ein.

Zu wünschen wäre nun, daß die liberale Partei in unserm Parlament Vernunft annehme, nicht ein ohnmächtiges Zetergeschrei erhöbe über Dinge, die sie nicht mehr ändern kann.

Der Herzog: Die Liberalen wollen aber im Gegenteil „einen Höllenlärm" anfangen über die Militärfragen in der nächsten Sitzung.

Ich: meine Hoffnung war, die Herren würden sich nun durch einen Aufenthalt von mehreren Monaten in den Provinzen überzeugt haben, daß die öffentliche Meinung im allgemeinen entschieden für die Militärvorlagen der Regierung ist. Jedenfalls kann der Lärm zu nichts führen, als zu einem unseligen Bruch zwischen Regierung und Kammern, und der muß um jeden Preis vermieden werden. Man müßte dahin arbeiten, daß die Leute Vernunft annehmen. Noch ein andres macht mir Sorgen: daß, wie mir Herwarth sagt, der Fürst Hohenzollern vom Ministerium zurücktreten will, so wie der König stirbt.

Der Herzog: Das sagt er immer; aber wir lassen ihn nicht gehen.

Er kommt auf Ungarn zurück; dessen Erhebung, die bevorsteht, wird ganz eigentümliche Verlegenheiten herbeiführen. Die Ungarn sind zum Teil Protestanten; ihre Absicht ist, sich um Schutz und Beistand an Preußen zu wenden, eine Personalunion der ungarischen und preußischen Krone anzubieten oder dergleichen. Wenn sie abgewiesen werden, wollen sie sich Frankreich in die Arme werfen.

Auch Rüstows gedenkt der Herzog. Der ist zu Garibaldi gegangen, um sich einen militärischen Ruf zu erwerben und in der Hoffnung, demnächst als roter Feldmarschall in Deutschland aufzutreten.

3. September. Um elf Uhr gemeinschaftliches Frühstück im Sälchen; der Herzog bespricht Napoleons III. klägliche Familienverhältnisse, die Abenteuer der Prinzessin Mathilde u. s. w. Er gedenkt auch des Königs Jerôme; mit dem habe er stets sehr gern verkehrt, er sei ein verständiger, gewissenhaft und mild denkender alter Mann gewesen, stets bemüht, seinen Neffen Napoleon III. zur Mäßigung zu bewegen. Gegen den Herzog beklagte Jerôme, daß Napoleon III. Neigung habe, in die Übertreibungen seines Onkels, Napoleons I., zu verfallen à qui il est si supérieur. (So beurteilt der elende Jerôme seinen jedenfalls heldenhaften und großen Bruder.)

Unter Übergehung einer Anzahl interessanter, ihres großen Umfangs wegen hier nicht mitteilbarer Korrespondenzen, in die der Herzog seinen Gast Einblick nehmen ließ, wenden wir uns den letzten Tagen von Bernhardis Aufenthalt in Reinhardsbrunn zu.

5. September. Beim Frühstück erzählt der Herzog aus Lissabon, wo er zur Zeit der Königin Maria da Gloria öfter gewesen ist. Ein Pater Mario (Mönch) war den Truppen Dom Pedros mit dem Kreuz voran in die Hauptstadt eingezogen, war dafür Kardinal geworden und eine privilegirte Person.

Man sah ihm gern nach, daß er einen nichts weniger als kanonischen Lebenswandel führte und namentlich leidenschaftlicher Spieler war. Er legte häufig eine Pharobank auf, und die jungen Prinzen und ihre Umgebung pointirten.

Die Prinzen müssen in voller Uniform bei entsetzlicher Hitze vom Balkon herab der Frohnleichnamsprozession zusehen. Der Kardinal, der wenig und schlecht französisch spricht, ruft ihnen aus der Prozession zu: Chaud, bien chaud, mais je viendrai, je viendrai! Zum Spiel nämlich. Wenn die Prozession vorüber ist, werfen die Prinzen ihre Uniformen ab, legen Leinwandkittel an und gehen in die untern, kühlern Gemächer. Da steht der Spieltisch schon fertig, gleich darauf kommt der Kardinal im roten Hut und Scharlachtalar, den goldnen Patriarchenstab in der Hand. In diesem Aufzug, im vollen Ornat, stellt er sich an den Spieltisch, präsentirt mit dem Patriarchenstab das Gewehr und ruft: Messieurs, faites votre jeu!

Kurz vor Tisch sendet der Herzog mir Franckes Bericht über die Sitzungen des Nationalvereins und die gefaßten Beschlüsse.

Die Leute sind unreif und, wie es scheint, unfähig, reif zu werden. Sie haben, so viel auch die Führer gewarnt haben, eines der drei Dinge gethan, die der Herzog als gefährlich bezeichnete, sie haben die Hegemonie Preußens und Volksvertretung am Bundestage als Ziel ihres Strebens proklamirt. Wenn sie auch einige Worte über Österreich hinzufügten, das darum nicht ausgeschlossen sein soll. Dadurch ist das bedenkliche nicht beseitigt, und dadurch, daß die Hegemonie Preußens nur eventuell anerkannt wäre, nur für den Fall, daß Preußen in den Bahnen des Liberalismus bleibt, auch nicht. Die gewählte Form ist nebenbei etwas für Preußen beleidigendes, und die Unruhe spricht sich darin aus, daß man vergißt, daß die Hegemonie unter anderm eine Frage der Macht ist. Aber daran haben die Leute nicht genug, sie fühlen sich berufen, auszusprechen, daß das Bedürfnis Deutschlands nach Einheit in der unseligen Verfassung von 1849 seinen Ausdruck gefunden habe, und amendiren diesen Satz auf den Antrag eines quidam dahin, daß jenes Streben in besagter Verfassung seinen rechtlichen Ausdruck gefunden habe.

7. September. Bennigsen kommt quasi re bene gesta aus Koburg an, G. Freytag kommt seinethalben nach Reinhardsbrunn heraus. Er besucht mich auf meinem Zimmer. Tadelt den Nationalverein: „Die Leute fingen 1848 wieder an, wenn man sie gewähren ließe.“ Namentlich hat der alte Welcker eine ganz unsinnige Rede gehalten. Im einzelnen sucht G. Freytag manches zu entschuldigen, kann aber nicht leugnen, daß die Leute die Regeneration Deutschlands in sehr unreifer Weise betreiben, „so wie man es von schwärmenden Sekundanern erwarten müßte.“

Tafel im großen Speisesaal. Bennigsen mein Nachbar. Bei Tisch war von dem Aufstand der Polen die Rede, auf den wir uns gefaßt machen müßten. Ich sprach die Hoffnung aus, daß man dann nicht wieder „Wehmutspolitik“

treiben werde. Der Herzog zieht darauf ohne Schonung los über den Idealismus des Deutschen, der immer gegen sich selbst Partei nimmt. G. Freytag nimmt das etwas übel und meint, gerade diese Objektivität, diese Fähigkeit, sich an die Stelle des andern zu setzen, sei der eigentümliche Vorzug des Deutschen. Der Herzog ergeht sich fort und fort in bitterm Spott über die schönen Ergebnisse, zu denen dieser Idealismus uns geführt habe. Ich nehme für G. Freytag Partei und mache geltend: der Geltung, die wie dereinst auch in der politischen Welt als Nation hoffen dürfen, hat jedenfalls der deutsche Idealismus sehr tüchtig vorgearbeitet. Seitdem die Leute wissen, was deutsche Wissenschaft und Kunst ist und bedeutet, hat der Deutsche in Frankreich und in England eine ganz andre Geltung als früher. Der Herzog wollte das im Anfang nicht zugeben, Barnard aber bestätigte es mit Nachdruck.

Am Morgen des 8. September verließ Bernhardi Reinhardsbrunn, um über Gotha heimzukehren. Mit besondrer Ausführlichkeit gedenkt das Tagebuch der unterwegs auf dem Landsitze Gustav Freytags, Siebleben, mit diesem und dem Staatsrat Sammer verbrachten Stunden. Das Hauptthema der dort geführten Unterredungen bildete der Nationalverein, dessen Verhalten von Freytag erläutert und verteidigt wird. Es heißt darüber u. a.:

Gustav Freytag, der viel mit Bennigsen verkehrt hat, sucht manches in günstigerm Lichte darzustellen, obgleich auch er die Schwächen einräumt. Mit der Erwähnung der Verfassung von 1849 war gemeint, daß diese Verfassung nun in ehrenvoller Weise sollte zu Grabe getragen sein und abgethan. Ich: Das wird aber nicht leicht jemand aus den Beschlüssen des Nationalvereins herauslesen. Wenn die Leute so verstanden sein wollten, hätten sie wenigstens nicht sagen sollen, daß die Bestrebungen der Deutschen in dieser Verfassung ihren rechtlichen Ausdruck gefunden hätten. G. Freytag meint auch, es müßten nun sofort Publizisten des Vereins auftreten und in öffentlichen Blättern bestimmt aussprechen, wie dieser Beschluß zu deuten sei. Er hat auch bei Bennigsen darauf gedrungen. Die Hegemonie Preußens zur Sprache zu bringen, war notwendig, sagt Bennigsen, damit sie von den Süddeutschen einmal ausdrücklich anerkannt würde. Wie auch die preußische Hegemonie verklausulirt sein mag: es sei viel dadurch gewonnen, daß man die Süddeutschen dahin gebracht habe, sie förmlich anzuerkennen.

Übrigens, meint G. Freytag, der Herzog könne nichts dagegen haben, wenn der Nationalverein ausspricht, daß er Volksvertretung beim Bundestage verlange, denn der Herzog selbst hat sich in Frankfurt mit den beiden Großherzogen von Weimar und von Baden verabredet: diese drei Fürsten wollen am Bundestage den Antrag auf Volksvertretung stellen. Der Großherzog von Baden erlebt es zum erstenmale, daß sein Volk zu ihm steht, seit er in die Reform der Freisinnigkeit eingelenkt hat u. s. w.

Von dem Ereignis, das dem Jahre 1860 die entscheidende Signatur geben und auf die Entwicklung der deutschen wie der europäischen Dinge nachhaltigsten Einfluß

üben sollte, scheint während der vorstehend erörterten Tage in Reinhardsbrunn wie in Gotha die Kunde noch gefehlt zu haben. Am Morgen des 7. September (des letzten Tages von Bernhardis Reinhardsbrunner Aufenthalte) hatte Garibaldi als Triumphator über die Armee König Franz II. seinen Einzug in die Thore Neapels gehalten und damit den für die Zukunft Italiens entscheidenden Schritt gethan. Unmittelbar nach Eingang der Kunde von diesem überall mit gleicher Überraschung aufgenommenen Vorgange ließ Graf Cavour die berühmte Depesche abgehen, in der er dem Kardinalstaatssekretär Antonelli gegenüber „dem großen Schmerz der Regierung Sr. Majestät des Königs von Sardinien über die im Dienste der päpstlichen Regierung stehenden fremden Söldnerscharen“ Ausdruck gab, ihn als Verletzung des öffentlichen Gewissens Italiens und Europas bezeichnete und die sofortige Auflösung und Entwaffnung jener Korps verlangte. Vier Tage später (11. September) erschienen sardinische Truppen auf dem Gebiete des Kirchenstaats, und ein Woche darauf (18. September) wurde die von Lamoricière geführte päpstliche Armee bei Castelfidardo geschlagen!

Ein Jahrzehnt später war die dadurch ins Rollen gebrachte große Bewegung zum Abschluß gekommen und in ungeahnter Weise das Ziel erreicht, das die im September 1860 zu Koburg und Reinhardsbrunn versammelt gewesenen Patrioten als bloße entfernte Möglichkeit angesehen hatten.

Streifzüge auf dem Gebiete der Metapher

2. Metaphern aus der Geschichte und der Kultur des Altertums

Wir haben in einem frühern Aufsatze gezeigt,*) welche wichtige Rolle in der modernen Metapher und Bildersprache die antike Mythologie und Sage spielt. Bei weitem geringer ist die Bedeutung, die die politische Geschichte der alten Völker, ihre Kultur und Litteratur auf diesem Gebiete beanspruchen darf. Bei den nichtklassischen Völkern des Altertums ist von einer solchen beinahe gar keine Rede. Was hat z. B. Ägypten unsrer Metapher geliefert? Die Sphinx kann man dafür nicht anführen, denn sie ist zweifellos durch die griechische Sage zu uns gekommen; wer in bildlichem Sinne von einer Sphinx spricht, denkt dabei an die thebische, nicht an die ägyptischen Sphinxbilder. Die ägyptische Götterwelt ist der modernen Anschauung stets fremd geblieben; die politische Geschichte Ägyptens, seine merkwürdige Kultur hat eben so wenig irgendwelchen Einfluß auf unsern Bilderschatz ausgeübt (das „verschleierte Bild von Sais“ kann, als von Schiller herrührend, hier nicht namhaft gemacht werden), und ich wüßte nichts anzuführen, als einzig die Hieroglyphen,

*) Vergl. die Grenzboten von 1892 II, S. 203.

die sich bei uns als Bezeichnung für unleserliche oder schwer verständliche Schrift vollkommen eingebürgert haben. Ähnlich steht es mit den Völkern des asiatischen Orients. Der babylonische Turmbau oder die babylonische Sprachverwirrung sind ebenso wie der gewaltige Jäger Nimrod aus der Bibel zu uns gekommen, einer der am reichlichsten ausgenutzten Quellen unsrer Metapher, auf die aber hier nicht eingegangen werden soll. So bleibt denn höchstens die mächtige Persönlichkeit der Semiramis, die aber nur in einer ganz bestimmten, von Voltaire eingeführten Metapher üblich geblieben ist, in der Bezeichnung der Katharina von Rußland als der „Semiramis des Nordens"; ferner der weichliche Sardanapal, der typisch für weibische Üppigkeit geworden ist und in diesem Sinne bereits bei den Alten sprichwörtlich war, wie Krösus schon im Altertum wie heute ein stehendes Bild für großen Reichtum war; ebenso ist der goldführende Strom Lydiens, der Paktolus aus der alten Bildersprache in die unsrige übergegangen. Bei der unbedeutenden Rolle, die die nichtklassischen Völker des Altertums (von den Juden abgesehen) in unserm Unterricht und in der Kenntnis der gebildeten Laien überhaupt spielen, darf diese Armut an daher entlehnten Metaphern nicht Wunder nehmen.

Besser bestellt ist es mit Griechen und Römern. Sprechen wir zunächst von den Griechen. Hier ist zunächst schon darauf hinzuweisen, daß wir die Namen einzelner Völkerschaften oder Städte in ganz feststehender Übertragung bei uns aufgenommen oder richtiger in diesem Sinne von den Alten übernommen haben. Die Athener sind für uns die Vertreter des feinen Witzes,*) indem die schon bei Griechen und Römern gebräuchliche Bezeichnung reinen Witzes als attisch (oder „attisches Salz") bei uns Bürgerrecht erlangt hat. Ihre Nachbarn, die Böotier, galten den feingebildeten Athenern als stumpfsinnig und roh; so sprechen auch wir heute noch von „böotischen Sitten" und nennen einen plumpen, ungebildeten Menschen einen Böotier oder, wenn auch seltener, einen Thebaner,**) ohne uns dabei Rechenschaft abzulegen, daß wir damit eine gewisse Ungerechtigkeit begehen, indem wir uns dem einseitigen Urteil des in dieser Hinsicht voreingenommenen athenischen Volkes ohne weiteres anschließen. Lakonisch gebrauchen wir nur im Sinne von treffender Kürze des Ausdrucks, wie es auch die Römer thaten; spartanisch dagegen zur Bezeichnung des Strengen und Harten in Erziehung, Gefühlsäußerungen, Ertragen körperlichen Schmerzes u. dgl., eine Trope, die bei den Alten noch nicht üblich war. Das rauhe Arkadien, in dem namentlich Viehzucht betrieben wurde, ist sehr mit Unrecht zum Typus eines idyllischen Schäferlebens geworden; den Alten war diese Auffassung noch fremd, sie wird unsrer modernen

*) Vergl. Spreeathener, Ilmathener, Isarathener u. s. w.

**) Auch ironisch einen weisen, einen kundigen Thebaner.

bukolischen Poesie verdankt, die einfache und derbe Landsitte mit süßlicher Gefühlsduselei vertauschte. Dagegen hatte Abdera bereits im Altertum sein heute noch bestehendes und durch Wielands Roman noch fester begründetes Renommee als Heimat thörichter Kleinstädterei; und ebenso ist sybaritisch, von Schwelgerei, besonders Tafelluxus, gebraucht, aus der alten Litteratur überkommen.

Verhältnismäßig wenig ist es, was die politische Geschichte der Griechen zur heutigen Bildersprache beigesteuert hat. Aus der athenischen Verfassung haben wir den Areopag herübergenommen im Sinne eines auserwählten Gerichtshofes; der Ostracismus in der Bedeutung von Verbannung oder Verurteilung durch eine mißtrauische Mehrheit ist in seltnerem Gebrauche. Solon (solonisch) erscheint als Typus eines weisen Gesetzgebers, wogegen drakonisch, d. h. von unerbittlicher Härte, an den strengen Vorgänger Solons erinnert. An lakedämonische Institutionen mahnt nur noch das Wort Heotentum, worunter wir einen rechtlosen Zustand sklavischer Unterordnung verstehen. Von den großen Persönlichkeiten der griechischen Geschichte haben sonst nur ein paar Aufnahme in die Metapher gefunden: Demosthenes vor allen als Bezeichnung eines großen Redners (demostheneische Beredsamkeit); bei seinem großen Gegner Alexander knüpft die Metapher mehr an Ereignisse aus seinem Leben an: Bucephalus für ein prächtiges Roß, der gordische Knoten („den gordischen Knoten lösen" oder „ihn durchhauen"), als an seinen eignen Namen, der kein stehendes Bild geworden ist, wenn er auch bisweilen in Übertragung gebraucht wird („ein zweiter Alexander"). Von anderweitigen hervorragenden Griechen sind anzuführen: Homer, zwar nicht als Gattungsname, aber wegen des unsterblichen „homerischen Gelächters," das seine Herkunft einer bekannten Stelle der Odyssee verdankt, daher als Metapher nur bedingungsweise hierher zu ziehen ist, ebenso wie das hippokratische Gesicht, das ja auch mit der Persönlichkeit des berühmten Arztes nichts zu thun hat, sondern von der durch ihn gegebnen Schilderung der Züge eines Sterbenden entnommen ist, heutzutage freilich in weiterer Übertragung auch von zahlreichen andern Dingen, die sich der Auflösung nähern, gebraucht wird. Als eine Sappho ist seit den Tagen der lesbischen Sängerin mehr als eine Dichterin bezeichnet worden; aristophanisch nennen wir scharfen Witz gepaart mit derber Komik; die sokratische Methode, die durch Fragen allmählich zur Erkenntnis der Wahrheit führt, kann nicht unter den Metaphern angeführt werden, so wenig wie platonisch, das auf der Lehre Platos vom Eros beruht. Wohl aber wird „sokratisch" mitunter als Typus erhabner Weisheit und hoher Tugend gebraucht. Bei weitem mehr ist die Gattin des Weisen sprichwörtlich geworden, die den Urtypus eines bösen, zänkischen Weibes vorstellende Xanthippe, allerdings nicht ganz mit Recht, da die gute Frau mitunter alle Ursache haben mochte, ihrem Gemahl etwas den Text zu lesen,

und sie auch sonst wohl kaum so schlimm war, wie ihr Ruf. Der lachende Philosoph Demokrit ist häufig als Typus heiterer Lebensauffassung benutzt worden; der Menschenfeind Timon war bereits bei seinen Lebzeiten sprichwörtlich geworden, da schon bei Aristophanes jemand „der reine Timon“ heißt, und so ist er noch heute der Typus des Misanthropen geblieben, wie der Cyniker Diogenes der Vertreter äußerster Bedürfnislosigkeit und einfacher Lebensweise; noch bekannter ist die Diogeneslaterne, wenn auch die Anekdote, auf die sie zurückgeht, erfunden ist (sie wird ganz ähnlich auch von dem Fabeldichter Äsop erzählt). Als abschreckendes Beispiel erscheint uns heute noch Phryne, die Bezeichnung für eine Dirne, die ihre Liebe dem Meistbietenden verkauft; es ist bezeichnend, daß diese Hetäre im Altertum lange nicht so verächtlich dastand, wie die mannichfaltigen auf sie bezüglichen Anekdoten, namentlich was ihr Verhältnis zu Praxiteles anlangt, beweisen. Herostratos, der den Tempel der Artemis in Ephesos in Brand steckte, soll bekanntlich diese Freveltat nur in der Absicht begangen haben, dadurch seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen; und obgleich, wie erzählt wird, damals ausdrücklich der strengste Befehl erlassen wurde, den Namen des Brandstifters zu verschweigen, damit er um den gehofften Lohn seiner Schandthat komme, so ist ihm seine Absicht doch vortrefflich gelungen, denn noch heute nennt man jemand, der in frevelhaftem Übermut Großes und Schönes aus reinem Zerstörungstrieb vernichtet, einen Herostrat. Unter den Gelehrten hat sich besonders Aristarch, der geistreiche Homerforscher, die Unsterblichkeit als Bezeichnung eines geistvollen Kritikers errungen, während Zoilus, die berüchtigte „Homergeißel,“ ebenso als Typus schmähsüchtigen Tadels im Gebrauch geblieben ist. Apelles dient mitunter, doch meist in scherzhaftem oder ironischem Sinn, als Name für einen Maler. Endlich ist noch das Damoklesschwert anzuführen, obgleich die Anekdote, von der es herkommt, sicher erfunden ist.

Sodann sind noch einige Tropen namhaft zu machen, die auf griechische Einrichtungen oder griechischem Kultus gehen. Dem Kultus entlehnt ist der pythische Dreifuß; wenn wir ausdrücken wollen, jemand gebe seine Meinung gleichsam als apodiktisches, unwidersprechliches Urteil ab, so sagen wir, es geschehe „vom pythischen Dreifuß herab,“ und ähnlich drückten dies bereits die Griechen aus. Auch die übertragne Bedeutung von Orakel (orakeln, orakelhaft) kann man hierher ziehen. Die Hekatombe, das große Opfer von hundert Stieren, ist uns in der Metapher für Dinge, die massenhaft irgendwelchem Zwecke geopfert werden, sehr geläufig. Wohl dem griechischen Theater ist der Chorführer entlehnt, der für die andern das Wort nimmt, die Meinung einer größern Menge vorträgt; ebenfalls vom Theater kommt der Kothurn, von uns für hohen Schwung des Pathos gebraucht, so wie der nur in der lateinischen Fassung verbreitete deus ex machina, der schon bei den

Griechen sprichwörtlich war für plötzliche, gewaltsame Lösung des tragischen Knotens; auch an den Thespiskarren darf erinnert werden. Als Palästra wird mitunter auch eine Stätte geistiger Ringkämpfe bezeichnet; ebenso ist Athlet nicht selten auf geistiges Gebiet übertragen, sonst freilich wesentlich im Sinne der Körperstärke gebraucht (athletisch). Endlich sei noch einiger kriegerischen Metaphern gedacht: der Trophäen, womit wir jedes Zeichen eines errungnen Sieges meinen, und der Phalanx, die wir von der Bedeutung einer geschlossenen Heeresabteilung auch auf andre Dinge zu übertragen pflegen (z. B. „eine stattliche Phalanx von Beweisen").

Etwas geringer ist die Anzahl der aus Geschichte, Staatswesen und Kultur der Römer entnommenen Metaphern. Schon das Wort römisch selbst kann man dazu rechnen; man spricht von „römischer Strenge" oder Härte, ähnlich wie von spartanischer, und denkt dabei an die alten Zeiten der Republik, wo alte Römertugend noch lebendig war; wie man auch wohl Männer von solcher Gesinnung als „echte Römer" bezeichnet. Aus der römischen Verfassung sind mehrere Begriffe in unsere Bildersprache übergegangen, wobei man natürlich die nicht mitzählen darf, die geradezu Namen für moderne Ämter geworden sind, wie Konsul, Senator, Tribun u. s. w. Das Amt des Censors kann man zwar auch unter diese letztern Begriffe rechnen, doch ist gerade bei diesem Worte eine Übertragung in weiterm Sinne nicht minder häufig. Auch Capitol und tarpejischer Fels haben bei uns fast sprichwörtliche Bedeutung erlangt, nicht an sich als bestimmte Lokalitäten, sondern wegen ihrer Bedeutung für höchsten Triumph und tiefste Erniedrigung: der Sieger zog triumphirend auf das Capitol, der Vaterlandsverräter wurde von dem dicht dabei gelegnen tarpejischen Felsen in die Tiefe gestürzt. Das Forum ist uns als Gerichtsplatz geläufig; „jemand vor sein Forum ziehen" ist eine verbreitete Wendung. Aus historischer Sage und Geschichte der Römer haben sich namentlich folgende Personen oder Thatsachen einen Platz in der modernen Metapher errungen: Curtius, der sagenhafte Ritter, der sich in den Abgrund stürzte, um sein Vaterland zu retten, als Vertreter hochsinniger Selbstaufopferung; Cincinnatus, der als Feldherr und Sieger zum Pflug zurückkehrte, von dem man ihn geholt hatte, bei ähnlichen modernen Fällen mitunter als Typus gebraucht (vergl. den freilich recht bedenklichen Wortwitz Barcincinnatus, d. i. Bismarck); die Redensart das Schwert in die Wagschale werfen, eine Anspielung auf den bekannten Vorgang bei der Einnahme Roms durch die Gallier; das caudinische Joch, an die tiefe Demütigung der Römer im zweiten Samniterkriege erinnernd; der Pyrrhussieg, im Sinne eines mit großen Verlusten verbundnen und daher für den Sieger beinahe verderblichen Erfolgs; Capua, die Stätte, wo Tapferkeit in weichlicher Schwelgerei zu Grunde geht, wie es bei der Armee des Hannibal der Fall war (besonders bekannt in Grillparzers Wendung vom „Capua der

Geister"); jemand seine Kreise stören, von den Worten entnommen, die angeblich Archimedes bei der Einnahme von Syrakus den bei ihm eindringenden Soldaten zugerufen haben soll (richtiger „zerstören," da damit ursprünglich die auf dem Boden im Sand gezeichneten mathematischen Figuren gemeint sind); Cato (catonisch), bereits bei den Römern metaphorisch von großer Sittenstrenge gebraucht, wie sie der jüngere Cato (Uticensis) zur Schau trug. Ferner Cicero (ciceronianisch), gleich Demosthenes der Typus eines großen Redners; an einen seiner Gegner erinnert die Bezeichnung catilinarisch, die zwar schon vor Bismarck gebraucht, aber doch durch ihn erst populär geworden ist; und ebenfalls in Beziehung zu Cicero steht die Philippika, mit welchem Namen Cicero bekanntlich seine Streitreden gegen Antonius benannt hat, in Erinnerung an die gewaltigen Reden, die Demosthenes gegen Philipp von Macedonien gehalten hatte: wir haben damit also ein Beispiel, wie eine zunächst zu einem ganz speziellen Zweck angewandte Metapher Gemeingut geworden ist. Ciceros Freund, der Schauspieler Roscius, war, wie Cicero selbst bezeugt, schon zu seinen Lebzeiten so sprichwörtlich geworden, daß man Leute, die in irgend welcher Kunstfertigkeit sehr tüchtig waren, „Roscius in ihrem Fach" nannte; heute werden mitunter große Schauspieler so bezeichnet. Endlich ist auch Ciceros Tusculum, sein Landgut, als Bezeichnung eines behaglichen Ruhesitzes, auf dem man sich von den Strapazen des Berufs erholt, ein stehender Ausdruck geblieben (richtiger müßte es freilich Tusculanum heißen). Brutus lebt als Typus eines fanatischen Verschwörers fort (z. B. ein „Brutuskopf); das Triumvirat ist bei uns schlechtweg für irgendwelchen Dreiverein üblich geworden, ohne daß dabei der Vergleich mit den berühmten Triumviru eine Rolle spielte. Die Wörter Cäsarismus, cäsarisch hängen in ihrer bekannten übertragnen Bedeutung weniger mit dem großen Cäsar als mit den spätern Cäsaren und deren Regierungssystem zusammen. Mit neronisch bezeichnen wir Grausamkeit und Wahnsinn auf Fürstenthronen, während diocletianisch nur von der ultramontanen Presse zur Charakterisirung moderner angeblicher Katholikenverfolgungen gebraucht, aber keine allgemein übliche Metapher geworden ist. Ebenfalls auf Diocletian darf man wohl die bildliche Redensart seinen Kohl pflanzen zurückleiten, da sich Diocletian nach seinem Rücktritt in Salona mit Gemüsezucht abgab. Aus römischer Geschichte stammt auch der Parthervfeil, da wir die Kampfweise der Parther, die fliehend ihre unerwarteten Pfeile auf die Verfolger sandten, wesentlich aus ihren Kriegen mit den Römern kennen.

Von sonstigen Persönlichkeiten der römischen Zeit wären als solche, die in metaphorischem Sinne gebraucht werden, noch namhaft zu machen: Lucullus, dessen prächtige Mahlzeiten unsterblich geworden sind (luculliſch speisen); der Gönner des Horaz, Mäcenas (Kunstmäcen, Mäcenatentum), schon

in alter Zeit sprichwörtlich; Antinous, der Liebling Hadrians, als Typus eines schönen Jünglings; Galen, oft als Bezeichnung eines trefflichen Arztes gebraucht. Auch die Bezeichnungen horazisch, von heiterer Lebensanschauung oder anmutiger Lyrik, und juvenalisch, von bitterscharfer Satire, können angeführt werden.

Aus dem Gebiete der römischen Altertümer ist nur wenig, was hierher gehört. Triarier, die im dritten Gliede stehende Kerntruppe, kommen heute bisweilen in ähnlichem Sinne vor (z. B. von Bismarck mit Bezug auf die Landwehr gesagt); Legion ist bei uns als allgemeine Bezeichnung einer sehr großen Menge üblich geworden; und unter Prätorianern verstehen wir übermütige, ihre Macht mißbrauchende Krieger. Dem Sakralwesen entlehnt sind die Auspicien, die bei uns — oft recht sinnlos — in der Wendung „unter den Auspicien des und des" vorkommen; Augurn sagt man spöttisch nicht bloß von heuchlerischen Priestern, sondern allgemein von solchen, die unter einer Maske heimlichen Zwecken nachgehen; Saturnalien nennt man ausgelassene Feste, bei denen es etwas toll hergeht; eine keusche oder spröde Jungfrau wird als Vestalin bezeichnet. In die Arena steigen, d. h. den Kampf beginnen, sich in den Kampf mischen, beruht ebenfalls auf römischer Anschauung.

Damit wird die Zahl der aus dem griechisch-römischen Altertum herübergenommenen Metaphern im wesentlichen erschöpft sein, wenn auch eine Nachlese noch eins oder das andre Übersehene ergeben dürfte. Sind es im Verhältnis zu den der alten Mythologie entlehnten Bildern beträchtlich weniger, so sind es doch immer noch recht viel, wenn wir damit die Metaphern und bildlichen Redensarten vergleichen, die die mittlere und neuere Geschichte geliefert hat. Denn so groß und reichhaltig auch die Fülle der Bilder ist, die unsre Sprache aus der Kultur der deutschen Vergangenheit entnommen hat, so spärlich sind die, die an bestimmte Ereignisse oder Persönlichkeiten anknüpfen. Und das hat seinen guten Grund. Jene, die kulturhistorischen Tropen, sind vom Volksmunde geschaffen, diese von den Gelehrten. Das Volk nahm seine Bilder von dem her, was es täglich sah; der Gelehrte knüpfte an sein Wissen an, und da in der früheren gelehrten Bildung die Geschichte des Altertums an Wichtigkeit die christliche und die Zeitgeschichte weit überragte, so erklärt sichs von selbst, daß das Altertum in der Metapher auch den Löwenanteil davontrug. Was wir bisher besprochen haben, ist die gelehrte Metapher; mit der volkstümlichen und ihren Beziehungen zur Kulturgeschichte wollen wir uns ein andermal beschäftigen.

Zürich H. Blümner

Wo ſtehn die Wolken?

Aus dem Kreiſe der welſchſchweizeriſchen Franzoſenfreunde, deren unbillige und ungründliche Behandlung deutſcher Verhältniſſe wir ſchon einmal zu rügen gehabt haben,*) iſt neulich in deutſcher Sprache eine Schrift gekommen, die wir nicht ſchweigend beiſeite legen wollen. Die deutſche Preſſe hat, ſo weit wir ſehen, entweder keine Notiz von ihr genommen oder ſie nur beiläufig abgethan. Da wir aber immer der Meinung geweſen ſind, daß Deutſchland alle Urſache habe, ſeine neutralen Nachbarn vom Genfer- bis zur Zuyderſee aufs genauſte zu kennen, ſo halten wir es nicht für überflüſſig, der Schrift: Zweibund oder Dreibund. Warum die Kriegsbereitſchaft vermehrt werden muß. Von Ed. Tallichet, Direktor der Bibliothèque universelle (Lauſanne, Benda, 1893) ein paar Seiten zu widmen.

Ihr Inhalt iſt im weſentlichen folgender: Die Lage Europas iſt (in den erſten Monaten des Jahres 1893) eine der ungewöhnlichſten geworden. Äußerlich ſind die Zeichen des Friedens zahlreicher und deutlicher als je, große Reden des deutſchen Reichskanzlers und des öſterreichiſch-ungariſchen Miniſters des Auswärtigen haben die friedlichſten Töne angeſtimmt, und die Börſen haben ſich ſelbſt durch die vorgeſchlagne Vermehrung des deutſchen Heeres nicht beunruhigen laſſen. Und doch ſieht der Tieferblickende überall Befürchtungen und Mißtrauen. Rußland laſtet ſchwer auf Europa, es entwickelt langſam die ungeheure militäriſche Kraft in ſeinen Menſchenmaſſen und wartet nur auf den Konflikt in Weſteuropa, um über die Türkei herzufallen. Frankreich, „wir ſagen es voll Kummer, verkennt, wie ſchon oft, ſeine wahren und ſtändigen Intereſſen,“ es ſucht die Allianz mit Rußland oder hat ſie ſchon und erwartet ungeduldig den Augenblick, wo es losbrechen kann. „Sein Irrtum iſt jedoch nicht ſchwer zu erklären. Als der Frankfurter Friede geſchloſſen und das Landesgebiet vermöge der wunderbarſten finanziellen Anſtrengung, die die Welt je geſehen hat, befreit war, da war Frankreich nicht nur gedemütigt, ſondern ſo zerrüttet und geſchwächt, daß es ſich dem Feinde auf Gnade und Ungnade ausgeliefert und vollſtändig außer ſtande wußte, einer neuen In-

*) Vergl. Grenzboten 1892, Nr. 24: Von unſern guten Freunden, den Schweizern.

vasion zu widerstehen. Sein Heer, sein Kriegsmaterial, seine Befestigungen, alles war neu zu schaffen. Der Sieger ließ Frankreich seine Abhängigkeit fühlen. Zu wiederholten malen mußte es einen neuen Einbruch des Feindes fürchten. Im Jahre 1875 ging das Gerücht, Herr von Bismarck finde sein Wiedererstehen zu rasch, die Bezahlung der Kriegsentschädigung zu leicht, er wolle daher aufs neue losbrechen und Frankreichs Wiederaufleben auf ein halbes Jahrhundert unmöglich machen. Nur das Dazwischentreten des Zaren, so sagte man, habe die Verwirklichung dieses Planes verhindert. Aller Augenblicke, für nichts und wider nichts, führte die vom Reichskanzler anerkanntermaßen inspirirte Presse eine drohende Sprache. Wenn Herr von Bismarck vom Reichstag Militärgesetze oder Steuern verlangte oder die Wahlen zu beeinflussen suchte, wurde der Lärm geradezu betäubend. Es hatte den Anschein, Europa müsse in Feuer und Flammen aufgehen. Im Jahre 1889 fragte man sich in Frankreich bis zum letzten Augenblick, ob Fürst Bismarck nicht mit einem Kriege dazwischenfahren würde, um die Eröffnung der Ausstellung, deren Beschickung er abgelehnt hatte, zu verhindern. Vergegenwärtigt man sich noch die Anwesenheit vieler Elsässer und Lothringer, die ihr engeres Vaterland verloren hatten, sowie die in den annektirten Ländern getroffnen Zwangsmaßregeln, die alle in den französischen Herzen schmerzlich nachtönen mußten, so wird man die Gemütsverfassung, die sich gebildet hatte, begreifen." Die Deutschen hätten diesen Zustand des Bangens leicht nachempfinden können, denn er glich dem, in den sie der Beginn der Regierung Napoleons III. versetzt hatte. Und doch hatten sie damals nur Befürchtungen zu hegen, während die Franzosen die Schmach ihrer Niederlagen mittrugen. Als sich nun Deutschland durch eigne Schuld von Rußland verlassen sah und den Dreibund gründete, änderte es seine Politik gegenüber Frankreich nicht, sondern man behauptete sogar, Bismarck habe im Sinne gehabt, Crispi zum Friedensbruch zu verleiten, um über Frankreich als Italiens Alliirten herfallen zu können. „War das eine Verleumdung? Es ist das anzunehmen, aber man konnte Bismarck gar vieles zuschieben, und die erzielten Wirkungen waren so, wie wenn alles die reine Wahrheit gewesen wäre. So begreift man einerseits den handelspolitischen Bruch, der für Italien so verderbenbringend war, andrerseits den Haß, den die Franzosen dem Dreibund geschworen haben." Die weitere Folge war Frankreichs Annäherung an Rußland — alles die Früchte der Politik Bismarcks, die nur Mißtrauen säete. Selbst daß sich Frankreich einem Boulanger an den Hals warf, ist nur darauf zurückzuführen. Jetzt ist der Zar als die Idee und der Mann, dem man folgen kann, an die Stelle getreten. Darüber, daß Frankreich und Rußland nur durch den Wunsch zusammengeführt wurden, das Reich zu erniedrigen oder zu sprengen, zweifelt niemand. Diese Verbindung ist aber für Frankreich nicht so vorteilhaft wie für Rußland, und wenn es für Frankreich die Erreichung aller Wünsche brächte,

wäre doch durch Deutschlands Sturz der Wall zwischen Westeuropa und Rußland vernichtet. Hat man eine Sicherheit, daß nicht Deutschland im schlimmsten Falle den Dreibund verraten und Rußland auffordern wird, Konstantinopel zu besetzen? Dem alten Kanzler traute der Broschürenschreiber solche „düstere Schliche“ zu, nicht aber dem Kaiser und Kanzler von heute. Die Gefahr ist verschoben, besonders durch die augenblicklichen Mißstände in Rußland. Aber warum bleibt die Beunruhigung zurück? Die Quelle alles Übels ist Elsaß-Lothringen. Wilhelm II., der die deutsche Politik seit seiner Thronbesteigung in ausgezeichneter Weise umgewandelt hat, hat nicht alles geändert, was er hätte ändern sollen. Die Frage des Reichslandes ist nicht geregelt. Und doch ist es sicherlich unrichtig, daß Frankreich nicht seine Revanchegelüste gedämpft hätte, wenn man ihm Elsaß-Lothringen zurückgegeben hätte. Nicht nur von großem Selbstbewußtsein, sondern auch von dem Hange nach Eroberungen sind die Franzosen beseelt. „Sie wollen ihr Gebiet ausdehnen, um stärker zu werden, das liegt ihnen mehr am Herzen als der Kriegsruhm, den sie im Übermaß genossen haben.“ Der Gedanke an den Revanchekrieg wird also weniger durch die erlittenen Niederlagen als durch den Verlust Elsaß-Lothringens und die seitherige Politik Deutschlands genährt. Hat doch selbst die öffentliche Meinung Europas gegen Deutschland Partei ergriffen, das es im neunzehnten Jahrhundert wagt, hier wie in Schleswig Bevölkerungen gegen ihren Willen sich einzuverleiben. „Auf der von uns erreichten Kulturstufe sehen wir in der Annexion eine Unterdrückung, und zwar die schlimmste aller Unterdrückungen, die zum Himmel schreit und einst auf den Unterdrücker zurückfallen kann.“ Elsaß-Lothringen ist eine Quelle der Schwäche für Deutschland geworden. Wenn Deutschland in Europa ein Reich des Rechts und der Gerechtigkeit begründen und den Krieg abschaffen will, giebt es kein besseres Mittel als den freiwilligen Verzicht auf seine Eroberungen, als die feierliche Anerkennung der neuen Prinzipien durch einen Kongreß, auf dem alle Völker vertreten wären.

Dies der Gedankengang der etwas langen und weitschweifigen Darlegungen des schweizerischen Broschürenschreibers. Deutschland soll eine neue Epoche der Geschichte beginnen, indem es sich erniedrigt, um Frankreich zu erheben. Jeder klar denkende Deutsche kann daraus wieder keinen andern Schluß ziehen, als daß unsre Sicherheit nur in der Stärke liegt. Dieser politische Dilettant, der alle der deutschen Politik ungünstigen Gerüchte und Klatschbasereien zusammenträgt, um Deutschland als die Unruhe und Mißtrauen verbreitende Macht des letzten Vierteljahrhunderts darzustellen, während er Frankreich nur mit leichtem, liebevollem Tadel bedenkt, der sich die Miene giebt, als glaubte er, daß in ganz Deutschland nur der junge Kaiser und Caprivi Friedensgedanken hegten, der Frankreich alles Gute und Deutschland alles Üble zutraut, enthüllt uns, ohne es zu wollen, eine Auffassung und Richtung, deren

Kenntnis für uns von großem Werte ist. Wir wollen versuchen, ihr Dolmetscher zu sein.

Nicht, daß wir Elsaß-Lothringen haben, kränkt unsre wohlwollenden Nachbarn am Genfersee und anderswo so sehr, als daß wir stark sind, stärker als man uns seit Jahrhunderten gekannt hat. Was den Franzosen und Französlingen noch heute so schwer auf dem Herzen liegt, wie an dem ersten Tage der neuen Zeit, an dem von Königgrätz, das ist das Wiedererstehen des starken Reichs, mit dem man dort längst vergessen hatte politisch zu rechnen. Und daß ein großer Teil der Kraft, mit der wir uns in der Mitte Europas erhoben haben, uns aus den Quellen zufloß, die zu gleicher Zeit für unsre westlichen Nachbarn zu versiegen begannen, das erhöht den Schmerz der Niederlage und bei den Freunden der Niedergeworfnen das Mitgefühl. Es ist eine der häufigsten, größten und gefährlichsten Täuschungen politischer Kurzsichtigkeit, die Quelle eines Übels da zu suchen, wo es, allen sichtbar, groß und häßlich hervorgebrochen ist. Das Aufstreben Deutschlands und Italiens und die Umgestaltung Österreichs hätten ohne alle militärischen Niederlagen für Frankreich langsamer, aber ebenso sicher die politische Lage geschaffen, in der es sich heute windet. Und es hätte den Verzicht auf die Vormachtstellung in Europa nie ohne Kampf geleistet. Auch ohne Metz und Sedan wäre das Ende des dritten Kaiserreichs ein Ende voll Schmach und Schrecken geworden, auch ohne die verlornen Departements wäre die Bevölkerung Frankreichs jedes Jahr weiter hinter der deutschen zurückgeblieben, auch ohne den Verlust an Kriegsruhm wäre die längst vorbereitete Décadence in Wissenschaft und Litteratur immer klarer geworden, auch ohne die fünf Milliarden würde die notwendige Folge der Verlotterung des Unterrichts und der Erziehung auf allen Stufen, der Rückgang im wirtschaftlichen Wettbewerb nicht ausgeblieben sein. Gerade das ist das brennende in der Wunde, die Frankreich bei allen Völkern der Erde mit schamloser Eitelkeit zu zeigen liebt, daß sich Deutschland nicht mit Kriegsruhm und Eroberung begnügt hat und begnügen konnte, daß die Triumphe der Volkskraft und der Waffen dem erstaunten Europa die Augen öffneten für die viel tiefer liegende und weiter reichende Überlegenheit eines gesündern, jugendlich elastischern und vorwärtsdrängenden Volkes.

Wer sich also den Anschein giebt, er erwarte von der Rückgabe Elsaß-Lothringens die Aufrichtung des Friedensreiches in Europa, der kann entweder die Wahrheit nicht sehen, oder er will sie nicht sehen. Dieses Mittel anwenden, hieße die Gefahr nur verhüllen, nicht beschwören. Die wahre Gefahr für Europa liegt nicht so offen und oben auf. Sie ist in der Unvermeidlichkeit des französischen Niedergangs zu suchen. Es giebt in jeder Gesellschaft, auch in der Staatengesellschaft, Elemente, in deren Wesen eine ansteckende Beunruhigung liegt. Europa war von 1840 bis 1870 an dem innern Unbehagen Frankreichs mit erkrankt, und seitdem krankt es an der Unlust

Frankreichs, als erste Macht Europas zu sterben und sich, genesen, als eine der zweiten zu erheben.

Die Französlinge am Genfersee, die sich an der Sonne Frankreichs wärmten, so lange diese höher am Himmel stand, fröstelt es im germanischen Licht. Was in Europa schwach, krank und verlogen ist, fühlt sich von Frankreich angezogen und schüttelt sich bei dem Gedanken an Deutschland. Auch die Broschüre, von der wir hier sprechen, ist so ein politisches Zäpneklappen. Aber wir lassen uns davon nicht anstecken. Welche Philosophie könnte uns auch überzeugen, daß Frankreichs Schwäche durch die Verminderung unsrer Kraft zu heben sei? Wir wissen wohl, daß der Glaube an den tierischen Magnetismus wie eine Geistesepidemie in Frankreichs Gerichtssäle und Spitäler eingedrungen ist, aber Germania ist weder so abergläubisch noch so nervös, Frankreichs Medium zu spielen. Das politische Gewitter des ausgehenden Jahrhunderts, dessen Schwüle auch wir empfinden, sammelt sich weiter im Westen, als Herr Tallichet meint. Er möge seine Augen öffnen, so wird er die Wolken näher bei Genf als bei Straßburg sich verdichten sehen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Ich lernte ihn zufällig im Rosenthal bei Bonorand kennen, wo wir beide während der schönen Jahreszeit bei unsern Morgenspaziergängen unsern Kaffee zu trinken pflegen. Wir waren uns schon wiederholt begegnet und hatten dann gelegentlich an demselben Tische Platz genommen. Zufällig; er hatte eine Zeitung vor dem Gesicht, sodaß ich ihn erst erkannte, als er diese beiseite legte. Dann waren wir in ein Gespräch gekommen, das mit einem natürlichen Meinungsaustausch über den schönen Morgen begann und dann zur Bestätigung der schon von uns gemachten Beobachtung führte, daß er seinen Kaffee trank, ehe er sich auf seinem Schlendergang in die Waldniederung vertiefte, während es bei mir die Krönung und Belohnung für den meiner zunehmenden Beleibtheit dargebrachten Opfermarsch bildete. Dann waren wir auf interessante Tagesfragen übergegangen, und es hatte sich für einen lebhaften Austausch genügende Verschiedenheit der Meinungen gezeigt. Wir hatten Gefallen an einander gefunden, setzten uns in der Folge öfter zusammen, ehe er in den Wald und ich zurück in die Stadt ging, und hatten uns schließlich vom Kellner ein für allemal den Tisch belegen lassen, an dem wir uns jetzt ziemlich regelmäßig zusammenfanden. Er ist eine lebhafte Natur, und seine oft paradoxen Ansichten machen mir Spaß. Manchmal weiß ich nicht, ob er im Ernst oder im Scherz spricht, wenn er mit blitzenden blauen Augen eine Sache erörtert oder verficht. Lache ich dann, so kann er zornig werden und läuft mit langen Schritten davon. Aber der Ärger ist nicht nachhaltig, am andern Tage ruft er mir wieder mit erquickend heitrer Miene sein frisches Guten Morgen zu, wenn er rasch und elastisch in den Garten einbiegt.

Ich werde wohl sozialdemokratisch wählen, sagte er dieser Tage, indem er nachdenklich seinen Kaffee umrührte.

Natürlich, erwiderte ich, es muß alles verrungenirt werden.

Nein nein, es ist meine ernste Absicht, sagte er, indem er den Kopf erhob und mich eindringlich anblickte; ich halte es für meine Pflicht.

Ich bitte um Verzeihung, erlaubte ich mir zu bemerken. Pflicht ist nach meiner Meinung, daß man in der Lage, in der wir uns jetzt befinden, nichts thut, was sie noch gefährlicher machen kann. Pflicht ist, daß wir Männer wählen, die die Militärvorlage bewilligen. Haben Sie etwas gegen unsern Kompromißkandidaten, vielleicht weil er ein Wilder ist, und weil die Nationalliberalen durch seine Aufstellung auf ihre führende Rolle verzichtet zu haben scheinen, so ist der Ärger darüber doch kein Grund, nun den Umstürzler zu wählen. Was soll daraus werden, wenn wieder ein Reinsagereichstag zu stande kommt? Wollen Sie die Russen und die Franzosen über uns kommen lassen?

Ich ärgere mich gar nicht, antwortete er ruhig; ich habe auch keine Furcht vor den Russen und den Franzosen, und vor den Sozialdemokraten noch weniger. Die Militärvorlage ist mir im Augenblick ziemlich gleichgiltig. Wir können mehr Soldaten brauchen, gewiß, wenn wir in die Lage kommen, uns ihrer bedienen zu müssen, und Sie wissen, daß das mein Wunsch ist, daß ich also auch für die Militärvorlage stimmen würde. Aber ich halte es für ganz gleichgiltig, ob sie der nächste oder der übernächste Reichstag bewilligt. Die Russen und die Franzosen haben uns bis jetzt noch nicht gefressen und werden es auch in der nächsten Zeit bleiben lassen. Es kommt auf einige Wochen nicht an. Was ich aber für nötig und unbedingt geboten halte zum Heile Deutschlands, ist, daß wir aus diesen ebenso elenden wie lächerlichen Parteiverhältnissen herauskommen, daß wir diese uns nasführenden Berufsparlamentarier loswerden und eine Volksvertretung erhalten, die wirklich eine ist, die die Bedürfnisse des Volks kennt und für sie arbeitet, statt, wie alte Weiber Strümpfe, in fieberhafter Emsigkeit nach der Elle Gesetze zu stricken, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als das ganze Volk zu „Strafthätern“ zu machen.

Und deshalb wollen Sie sozialdemokratisch wählen, Sie Realpolitiker? fragte ich lachend. Wenn lauter Sozialdemokraten in den Reichstag kämen, wäre freilich mit der Parteiwirtschaft gründlich aufgeräumt!

Ja, deshalb eben, antwortete er. Aber nicht, um den Sozialdemokraten den Reichstag einzuräumen, sondern um den Regierungen Gelegenheit zu geben, mit allen faulen Elementen aufzuräumen. Ich würde es für ein großes Glück halten, wenn jetzt ein Reichstag gewählt würde, der die Militärvorlage nochmals ablehnte. Er würde ja sofort wieder nach Hause geschickt werden. Aber dann könnten die Regierungen auf eine Verfassungsänderung wählen lassen, die uns eine andre Vertretung brächte. Eine vernünftige Interessen-, Stände-, Berufsvertretung! Meine Hoffnung ist, daß die Dinge diesen Lauf nehmen, und deshalb lege ich mir alles Ernstes die Frage vor, ob es nicht das vernünftigste wäre, sozialdemokratisch zu wählen.

Ja Ständevertretung! rief ich. Dazu müßten wir erst Stände haben! Woher sollen wir sie nehmen? Und wenn nun wirklich Gevatter Schneider und Handschuhmacher zur Vertretung ihrer Handwerksinteressen in den Reichstag kommen, wer soll dann über die großen politischen Fragen entscheiden? Werden Interessenvertreter dazu imstande sein?

Nun, ich sehe doch, wie es rings um uns anfängt, sich zu gliedern und zu

Genossenschaften zusammenzuschließen, sagte er. Den einen Nutzen haben doch unsre Arbeiterschutzgesetze, daß sie die Leute zwingen, sich zum Schutz gegen sie zusammenzuthun. Auch auf andern Gebieten und in andern Lebenskreisen als zwischen Arbeitern und Arbeitgebern sieht man sich zu größern und kleinern Berufsverbindungen genötigt, wie es die Landwirte, die Ärzte, die Lehrer, die Pastoren zeigen. Und andre Berufsgenossenschaften giebt es vielfach schon lange, die entweder wissenschaftliche Zwecke haben oder sich auf Internes, Unterstützung, Versicherung u. s. w. beschränken. Warum sollen sie aber nicht nach außen politisch wirkend auftreten, Wahlkörperschaften bilden können? Lassen Sie nur die Parole ertönen, Sie werden sehen, daß die Stände zusammenschießen, wie die Krystalle, über Nacht. Was aber die Frage des Urteils in rein politischen Dingen und in solchen der großen Politik betrifft, in denen der Reichstag zu entscheiden haben wird, glauben Sie nicht, daß das Umgekehrte ebenso gut gehen wird wie das, was jetzt geschieht? Jetzt haben reine Politiker, Juristen, Beamte — Leute, die oft nicht die blasse Ahnung von den Dingen des praktischen Lebens haben, über die sie verhandeln und beschließen, die Entscheidung über diese ebenso wie über die allgemeinen Fragen. Künftig würden tüchtige Fachleute aus allen Berufen vor diese allgemeine Fragen gestellt werden, die ein feineres Gefühl für das Nützliche und Schädliche haben würden. Der Reichstag würde sich in zwei reinliche Gruppen des Für und Wider spalten, ohne Parteischacher, und die gesunde Vernunft würde wieder mehr Chancen haben, den Ausschlag zu geben.

Für die Beamten würde die Sache ihr bedenkliches haben, warf ich ein.

Ja die gehören eigentlich gar nicht hinein, sagte er. Beamte — wenigstens gewisse Kategorien, die jetzt häufig darin sind — das heißt doch eigentlich Regierung am grünen Tisch und Regierung vor dem grünen Tische. Das ist doch offenbarer Unsinn. In die Volksvertretung gehören keine Mitglieder der Regierung irgend welcher Art, dadurch wird die ganze Sache zur Illusion. Die Beamten, die sich von der Regierung ungenügend unterstützt glauben, können Anträge an den Reichstag stellen!

Er stand auf. Nein, ich habe nur die eine Sorge, setzte er hinzu, indem er mir die Hand schüttelte und sich zum Gehen wandte, daß die Realpolitiker, ich meine die Sozialdemokraten, wenn sie in großer Zahl in den Reichstag gewählt werden, am Ende so schlau sind, die Militärvorlage zu bewilligen, um dann fünf Jahre lang Hecht im Karpfenteich sein zu können. Ein Karpfenteich wirds ja wohl werden! Deshalb bin ich auch noch unsicher, wie ich wirklich vernünftigerweise wählen soll. Leben Sie wohl!

Unsre Seefischerei. In diesen Tagen, wo so viele kurzsichtige und böswillige Behauptungen darüber aufgestellt werden, das deutsche Volk sei zu arm, die Kosten für die neue Militärvorlage zu tragen, scheint es am Platze zu sein, doch einmal darauf hinzuweisen, daß wir Deutschen jahraus jahrein rund etwa fünfzig Millionen Mark vergeuden, d. h. dem Auslande überlassen, die wir durch Arbeit uns selbst verdienen könnten. In allen Meeren der Welt, sobald man eine Kanonenschußweite, d. h. nach jetzigem Maß drei Seemeilen von den Küsten entfernt ist, ist der Fischfang frei und kann von jedermann betrieben werden; nur einige Fischereigebiete sind durch internationale Verträge bestimmten Staaten zugesprochen worden. Unsre deutsche Seefischerei hat aber bis jetzt kaum ein Fünftel des Fischbedarfs für Deutschland geliefert.

Nach der „Statistik des deutschen Reichs“ betrug im Jahre 1891 der Überschuß der Fischeinfuhr in den deutschen Handel gegen die Ausfuhr an

frischen Fischen	41 114 500	kg	im	Werte	von	9 985 000	Mark
getrockneten Stockfischen	1 052 500	„	„	„	„	630 000	„
gesalznen Stockfischen	3 511 000	„	„	„	„	1 972 000	„
in Essig und Öl zubereiteten feinern Fischen	770 300	„	„	„	„	1 224 000	„
gesalznen Heringen	169 975 300	„	„	„	„	32 468 000	„
Muscheln und Seeschaltieren (ausgenommen Austern und Hummern)	27 300	„	„	„	„	8 000	„
Austern	823 200	„	„	„	„	971 000	„
Fisch- und Robbenspeck, Fischthran	12 867 100	„	„	„	„	4 587 000	„
Walfischbarten	72 000	„	„	„	„	3 556 000	„
Robben- und Seehundsfellen	12 800	„	„	„	„	36 000	„
						55 437 000	Mark.

Fast alle diese Fische u. s. w. könnten auf deutschen Schiffen im freien Meere von deutschen Seefischern gefangen werden. Wir richten die Frage an unsre Nationalökonomen, warum das nicht geschieht. Ihre Beantwortung scheint nicht leicht zu sein. Das Verständnis unsrer Leser für die Hochseefischerei zu wecken, dazu wird sich noch eine andre Gelegenheit finden. Hier soll nur mit Nachdruck auf die Thatsache aufmerksam gemacht werden, daß wir fünfundfünfzig Millionen Mark dem Auslande zahlen für Lebensmittel, die uns, wenn wir selbst zugriffen, keinen Pfennig kosten würden.

Und noch etwas: an Kaviar und Kaviarsurrogaten beträgt die Einfuhr 3 473 000 Kilogramm im Werte von 3 824 000 Mark; an Hummern und Schildkröten 321 000 Kilogramm im Werte von 800 000 Mark. Wir armen Deutschen also, die wir nicht wissen, wo wir das Geld für die Militärvorlage hernehmen sollen, haben dem Auslande im Jahre 1891 5 695 000 Mark bezahlen können, um uns dafür nur die Leckereien an Austern, Kaviar, Hummern und Schildkröten zu kaufen! Zahlen sprechen doch zuweilen recht deutlich.

Hamburg G W

Die Eidesnot. Eine vor kurzem erschienene kleine Schrift eines frühern Amtsrichters von Schrader „Zur Heiligthaltung des Eides“ bietet zwar über diese Frage keine wesentlich neuen Gesichtspunkte, verdient aber als wiederholtes Anzeichen der ernstlichen Mißstimmung, in der unser Eidesrecht das Volksgemüt erhält, einige Beachtung. Angesichts der unzweifelhaften Mißstände, die hier obwalten, können solche Notschreie nicht oft, nicht dringend genug erhoben werden, haben sie doch genug an unbegreiflicher Taubheit bei den Stellen zu überwinden, wo man billig eine bessere Fürsorge für so wichtige Interessen unsers Volkslebens erwarten dürfte. Der Verfasser, der als Richter offenbar schwer unter dem Drucke der prozessualischen Eidesvorschriften gerungen und sich gelegentlich auch gewaltsam dagegen aufgebäumt hat, schließt mit den Worten: „Wir hoffen eher auf den Beifall unbefangner Männer, als auf den der Juristen; wir wissen aber auch, daß eine Besserung eher aus dem Volke, als von den Schriftgelehrten zu erwarten ist“; und wer möchte wegen solcher Ansicht „den ersten Stein auf ihn werfen“? Den Gipfel des Unsinns, Zeugnisrecht und -pflicht der nächsten Verwandten eines Privatklägers, hat er noch nicht einmal in seiner Schrift berührt! Allmählich dämmert aber doch die Aussicht auf eine Besserung empor; das zeigen unter andern die anerkennenswerten Änderungen, die der österreichische Entwurf einer Zivilprozeßordnung bei den Bestimmungen über Parteieneid und Zeugenvereidigung vorschlägt, worüber wir bald noch näheres mitteilen werden. Die Schra-

dersche Schrift verkennt aber nicht, daß der Richter auch bei der Lage unsrer deutschen Gesetzgebung doch einige Abhilfe in einer gründlichen Verhandlung der Sache mit den Parteien selbst finden kann und muß, die der „Entfremdung“ zwischen ihm und den Rechtsuchenden durch den dazwischengestellten Anwalt, der mangelhaften Veranschaulichung der streitigen Dinge, der unfreien, die Gebote wahrer Billigkeit mißachtenden Auslegung der Verträge, und was sonst noch alles dahin gehört, in Wahrheit entgegenzuwirken vermag. Fragt nur die Leute selbst, denn „so verlogen ist, Gott Lob, unser deutsches Volk noch nicht, daß man einander ins Gesicht unwahre Thatsachen [soll heißen: Unwahrheiten] zu behaupten oder wahre [soll heißen: Thatsachen] in Abrede zu nehmen [stellen] sich befleißigte!“ Aber das geschieht eben, besonders bei unsern Kollegialgerichten nicht; hieß es dort früher: Littera non erubescit, so müßte man jetzt sagen — doch das jetzt passende Subjekt soll lieber verschwiegen werden. Und der erstaunlichen Weisheit, die eine Frage an die Partei, sozusagen um den vor ihr stehenden Anwalt herum, für verwerflich hält, muß es dann begegnen, daß die — Ehefrauen der Parteien als Zeuginnen erscheinen und gründlich ausgefragt werden dürfen und müssen, obwohl sie natürlich nur genau dasselbe wissen wie ihre vom Gerichte verschmähte Ehehälfte, wodurch dann freilich der Vernunft wieder einigermaßen zu ihrem Rechte verholfen wird, die sich gern an der besten Quelle, bei Leuten, die wirklich um die Sache wissen, also bei den Parteien selbst Auskunft holt!

Fremdenführer. Während sich unsre großen Reisehandbücher — wir denken namentlich an die Bädekerschen und Meyerschen — in der letzten Zeit außerordentlich vervollkommnet haben, zur Bearbeitung oder Durchsicht ihrer geschichtlichen, kultur- und kunstgeschichtlichen Teile hervorragende Fachmänner herangezogen haben und unausgesetzt bemüht sind, einander durch zweckmäßige, übersichtliche Gliederung und klare und schöne Darstellung zu übertreffen, bilden die Fremdenführer für kleinere Gebiete und namentlich für einzelne Städte noch immer zum guten Teil eine partie honteuse unsrer Reiselitteratur. Sie werden meist von ganz untergeordneten Stribenten, die weder die nötigen Kenntnisse noch die nötige Bildung dazu haben, gewerbsmäßig hergestellt, immer wird dabei aus drei Schmökern urteilslos ein vierter, aus vieren ein fünfter zusammengeschrieben, und niemand nimmt sich die Mühe, einmal ernstlich einem solchen Machwerk zu Leibe zu gehen, weder kritisirend noch helfend. Kläglich ist es in dieser Beziehung auch um Leipzig bestellt. Wir haben hier, wie in jeder großen Stadt, eine Anzahl Konkurrenzunternehmungen, aber eine ist so schlecht wie die andre. Gut sind gewöhnlich die Karten und Pläne, aber um so miserabler ist der Text. Da nahmen wir denn natürlich einen „Führer durch Leipzig,“ den die Leipziger Volksschullehrer zur dreißigsten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung ihren deutschen Kollegen in die Hände gegeben haben, mit ganz besondern Erwartungen zur Hand. Die deutschen Volksschullehrer sind ja bekanntlich „die Träger der Kultur.“ Auch in dem Begrüßungsgedicht, das ihnen in Leipzig einer der ihrigen zugerufen hat, wurde ihnen das wiederholt bestätigt. An der Spitze aller deutschen Volksschullehrer aber marschieren die Leipziger. Wenn also deren „Litterarischer und Preßausschuß“ — so dachte man — für die gesamte deutsche Lehrerschaft einen „Führer durch Leipzig“ bearbeiten ließ, so mußte es doch endlich einmal was Gescheites werden. Die Herren sind ja samt und sonders durch ihr Amt verpflichtet, sich gründlich mit der Geschichte der Stadt zu beschäftigen, denn sie haben darin zu unterrichten (Heimatkunde!), und von einem „Litterarischen und Preßausschuß“ darf man wohl

auch erwarten, daß er seine Sache darzustellen verstehe. Aber wie sind wir enttäuscht worden! Dieser „Führer“ ist genau so schlecht wie alle seine Vorgänger, Auswahl und Anordnung des Stoffes werfen ein höchst bedenkliches Licht auf den geistigen Gesichtskreis und den Bildungsgrad des Bearbeiters, die geschichtlichen Teile wimmeln von Nachlässigkeiten, Irrtümern und unbewiesenen Fabeleien, und das Ganze ist in einer Sprache abgefaßt, wie sie uns selbst in dem schlechtesten kleinstädtischen Fremdenführer noch nicht vorgekommen ist.

Diesen Führer durchzulesen braucht man eine gute Stunde, ihn abzulaufen würde man mindestens vier bis fünf Tage brauchen, also ungefähr so lange, als die deutschen Lehrer überhaupt in Leipzig gewesen sind. Wichtiges von unwichtigem zu unterscheiden ist der Verfasser völlig unfähig gewesen. Das Reichsgerichtsgebäude z. B. thut er mit den drei Worten ab: „ein riesenhafter Neubau,“ und über ein Hufeisen an einem Gitter der Nikolaikirche schreibt er eine drittel Seite! Von seinem Geschmack kann es eine Vorstellung geben, daß er die Studenten stets als „Musensöhne“ bezeichnet, den Marmor „Marmelstein“ nennt und vom alten Theater schreibt: „An diese Stätte der Muse Thaliens knüpfen sich die Namen der Geisteshoroen Goethe, Schiller, Lessing.“ Seine Kunstbildung aber und sein Kunsturteil verrät sich wohl zur Genüge, wenn er die Pleißenburg als „historisches Bauwerk,“ die Universitätsbibliothek als „einen hehren Monumentalbau, der seinesgleichen sucht,“ das Konservatorium als „einen stilvollen Bau“ und einen Schrank im Rathause als „im Geschmack unsrer Altvordern“ gebaut bezeichnet, vom neuen Theater schreibt: „als (!) Hauptfassade zeigt es eine korinthische Säulenhalle“ und von der Thomaskirche: „Die Westseite zeigt den gothischen Stil am deutlichsten“ (du ahnungsvoller Engel, du!), die Leipziger Architektur überhaupt aber „seine volle Bewunderung herausfordert.“ Die Sprache des Buchs ist voller Fehler und Geschmacklosigkeiten. Für „haben“ schreibt der Verfasser überall „besitzen,“ was jetzt für eine besondre Feinheit zu gelten scheint; da „besitzt“ Leipzig ein Staatsgymnasium, es „besitzt“ sechs Bahnhöfe u. s. w. Ja, wenn es die besäße! Ganz besondres Vergnügen macht es dem Verfasser augenscheinlich, die Albernheit der Tagespresse mitzumachen, den Wohnort eines Mannes mit Bindestrichen an seinen Namen zu hängen: „Herr Baudirektor Licht-Leipzig“; sogar ein Künstler wie Rietschel muß es sich nachträglich noch gefallen lassen, „Rietschel-Dresden“ genannt zu werden, und Schinkel wird sogar als „Oberlandesbaudirektor-Berlin“ (sic!) bezeichnet. Dabei schlängelt sich nicht bloß die Führung, sondern auch die Geschichtserzählung in jenen unnachahmlichen Partizipialkonstruktionen vorwärts, die allwöchentlich die Zierde des Kladderadatschbriefkastens bilden: „Links in die Bücherstraße einlenkend, wird bald die Parthe überschritten“ — „Es folgen, nach links herumgehend, zwei Krieger“ — „1871 weggerissen, erhielt sich auf der Rückseite die Hauptfassade“ — „1551 durch Kurfürst Moritz erneuert, vollendete Kurfürst August den Ausbau“ u. s. w. Das Ärgste aber, wie gesagt, sind die geschichtlichen Schnitzer. Wir wollen die Leser dieser Blätter nicht mit den zahlreichen topographischen Irrtümern behelligen; sie haben nur für den Leipziger Interesse. Aber wie der Verfasser die Stadtgeschichte kennt, müssen wir doch an ein paar Beispielen zeigen. Daß er den „alten Neumarkt“ zu einem „alten Heumarkt“ macht, Gottsched bald 1760, bald 1766 sterben läßt und den Theaterdirektor Küstner aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts Kästner nennt, das mögen ja Druckfehler sein. Aber er bezeichnet auch die alte thönerne Kanzel der Nikolaikirche noch immer als die „Lutherkanzel,“ obwohl längst nachgewiesen ist, daß Luther seine Reformationspredigt in der Thomaskirche gehalten hat; er hält ein simples Weich-

bildkreuz, das deutlich die Jahrzahl 1536 trägt, für eine „Streitsäule“ des reformationsfeindlichen Herzogs Georg vom Jahre 1539; er giebt als Erbauungsjahr des Rathausturms das Jahr 1474 (!) an, obwohl ihm jede „höhere Tochter,“ die man vor diesen Turm führen würde, sagen könnte, daß der untere Teil aus dem sechzehnten, der obere aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen muß; er überrascht uns durch die Angabe von Leibnizens Geburtshaus, das bisher kein Mensch gekannt hat; aus der Geschichte des Theater in Leipzig erzählt er: „Bis zum Ende des siebzehnten (!) Jahrhunderts fanden Theatervorstellungen im Burgkeller (!) am Naschmarkte statt. Als um die Mitte (!) des vorigen Jahrhunderts Karoline Neuber ihre Schauspielbude (!) in Leipzig aufthat, war es Gottsched, der mit der energischen Frau Direktorin den Hanswurst auf dem Fleischerplatze (!) verbrannte (!) — ein Rattenkönig von Mißverständnissen, den auseinanderzupitzen uns ein paar Seiten kosten würde. Aus Goethes Leipziger Studentenliebe Käthchen Schönkopf macht er ein Käthchen Schwarzkopf (!), giebt auch das Schönkopfische Haus falsch an; von der Universitätsaula schreibt er, sie enthalte „außer den Standbildern sächsischer Fürsten die Büsten von Leibniz (von Knauer) und Gottfr. Herm. (sic!) von Rietschel († 1848),“ schweißt also, eine Stelle irgend eines ihm vorliegenden ältern Führers mißverstehend, den großen Philologen Gottfried Hermann und den Bildhauer Ernst Rietschel zu einer Person Namens G. H. v. Rietschel zusammen!

Wir wollen zur Ehre der Leipziger Lehrerschaft annehmen, daß der Verfasser dieses Machwerks kein Leipziger Lehrer sei. Wäre es einer, dann würden wir aufrichtig die Kinder bedauern, die er in der Heimatkunde und — in der Muttersprache zu unterrichten hätte.

Vor kurzem hat sich in Leipzig, wie auch an andern Orten in den letzten Jahren, ein „Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs“ gebildet, und wie die Zeitungen berichtet haben, läßt dieser Verein jetzt einen neuen „Führer durch Leipzig“ bearbeiten, der in einer riesigen Auflage — man spricht von 100 000 Exemplaren! — gedruckt und umsonst an die in Leipzig einkehrenden Fremden verteilt werden soll. Wir sehen, offen gestanden, diesem neuen Führer mit Bangigkeit entgegen. Denn wenn er wieder nicht besser wäre als seine Vorgänger, welche Verbreitung wird dann einem schlechten Buche gegeben werden! Die Herstellung guter städtischer Fremdenführer, die auch die Ansprüche höher gebildeter Menschen befriedigen könnten, ist wichtig genug, daß sich die städtischen Behörden ihrer annehmen sollten.

Litteratur

Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine von Theodor Traub, Stadtpfarrer in Stuttgart. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1893

Diese Schrift bildet das achte Heft der zweiten Reihe der „Evangelisch-sozialen Zeitfragen.“ Der Verfasser kommt zu folgendem Ergebnis: „Das Streben der Arbeiter nach Verkürzung der Arbeitszeit ist berechtigt und darum zu unter-

stützen, im Hinblick auf Gesundheit, Fortbildung und Familienleben des Arbeiters, und ist der Industrie keineswegs schädlich, sofern es die Produktion nicht beschränkt, sondern höchstens gleichmäßiger macht. Auch dient die Arbeitsverkürzung in manchen Fällen (aber nicht in allen) zur Verminderung der »industriellen Reservearmee« der Arbeitslosen."

Die Schrift ist nicht allein darum zu empfehlen, weil ihr eigentliches Thema bei aller Kürze sehr gründlich behandelt wird, sondern auch darum, weil sie uns einen Einblick in die segensreiche Wirksamkeit der von Traub geleiteten evangelischen Arbeitervereine Württembergs thun läßt. Diese Vereine haben ihre Bestrebungen sowohl nach rechts wie nach links, gegen die Ansprüche der Unternehmer wie gegen die sozialistische Schwärmerei, mit einer ganz klaren Scheidelinie abgegrenzt und scheinen uns durchaus auf dem rechten Wege zu sein.

Schwarzes Bret

In den „hoch" wissenschaftlichen „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien" (Band 36, 1893, Nr. 4, Seite 201) steht in einer Nachricht über die Einführung der mitteleuropäischen Zeit folgender Satz: „Natürlich geschieht die Zeitbestimmung nicht notwendig auf dem Meridian selbst, sondern auf den Sternwarten und wird für den öffentlichen Gebrauch auf jenen Meridian umgerechnet." O si tacuisses!

Im vierten Hefte der Zeitschrift „Das Wetter" hat ein meteorologischer Periodenjäger die Entdeckung gemacht, daß bei den Gewittern Berlins wahrscheinlich eine gewisse Wochenperiode vorhanden ist und zwar mit einem „Hauptmaximum" am Sonnabend und einem kleinern am Dienstag, sowie mit einem „Hauptminimum" am Sonntag. Der glückliche Entdecker verwahrt sich zwar dagegen, den guten Mond als den Vater dieser schönen Periode hinzustellen, scheint aber nicht zu wissen, daß im Sommer der Äquatorstand des Mondes und der Mondwechsel etwa eine Woche auseinanderliegen, daß also für eine solche Wochenperiode der Mondeinfluß doch immer noch die ungezwungenste Erklärung sein würde.

Druckfehler. In dem Aufsatz: „Dichtende Frauen" im vorigen Hefte ist ein wunderlicher Satzfehler übersehen worden: S. 515 wird die „schwäbische Dichterin Isolde Krug" als Muster hingestellt. Natürlich ist Isolde Kurz gemeint.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zweijährige und einjährige Dienstpflicht

Von einem Armen

Wer seiner Meinungsäußerung Beachtung geschenkt sehen will, ist heutzutage wohl mehr denn je genötigt, sich vorzustellen. Denn abgesehen davon, daß der wütende Interessenkampf der Berufsgenossenschaften und der Parteien den Argwohn egoistischer Zwecke in der Luft verbreitet, lehrt ja der moderne Materialismus, daß der Mensch das Produkt seiner Lebensverhältnisse oder mindestens stark von seinem milieu beeinflußt sei. Nun, ich bin ein armer, sogar ein sehr armer Mann. In meinem nun schon langjährigen Kampfe ums Dasein ist es mir trotz zahlloser Versuche nach den verschiedensten Richtungen hin nicht gelungen, eine meiner Bildung und Befähigung (diese natürlich nach Selbsteinschätzung!) entsprechende Stellung zu erringen; bei einem für die Lebenshaltung gebildeter Kreise ganz ungenügenden Einkommen haben aber doch ich und meine die mittlere Kopfzahl schon überschreitende Familie bisher noch nicht gezwungen gehungert oder des Schutzes gegen die Witterung entbehrt, und diese Erfahrung giebt mir allen wirtschaftlichen Voranschlägen und sonstigem drohenden Unheil zum Trotz die Zuversicht, daß die Hefe des Kelchs zu leeren uns erspart bleiben werde. Diese Auskunft dürfte wohl genügen; meinen Namen, auf den es nicht ankommen kann, erlaube man mir zu verschweigen.

Wen nun, wie mich, die Sorgen ums tägliche Brot vom Morgengrauen bis zur Nacht bedrängen, den regen des Tages Streitfragen nicht mehr leidenschaftlich auf; sein milieu, wenn nicht etwas andres in ihm, erhält ihn unparteiischer und nüchterner. Vielleicht ist es nun dem oder jenem Leser nicht unangenehm, zu erfahren, was ein solcher Zuschauer, der sich trotzdem noch als Patriot fühlt, von unserm gegenwärtigen Kampfe denkt, und welche Siegespreise er für kampfeswert und erreichbar hält.

Unser unvergeßlicher Kaiser Wilhelm I. und seine Räte scheuten bekanntlich bei der Heeresreorganisation nicht den Konflikt mit der Volksvertretung, die eine nur zweijährige Dienstzeit verlangte, und in militärischen Kreisen fand dieses starre Festhalten an der dreijährigen Dienstpflicht sehr wenig Widerspruch, nicht etwa nur aus Ergebenheitsgefühl gegen höhere Weisheit, sondern aus eigner Überzeugung. Wer jemals mit Rekruten aus Landesteilen mit zurückgebliebner Kultur zu thun gehabt hatte, mußte drei Jahre für die geringste Ausbildungszeit erklären, um sie zu Soldaten zu machen, die allen Anforderungen entsprachen. Noch schwierigere Aufgaben stellten die Rekruten polnischer Zunge, die zunächst deutsch lernen mußten. Bei diesen geistig schwerfälligen Leuten konnte die Ausbildung nur mechanisch sein, solcher Drill verlangte aber andauernde Übung, also längere Zeit. Daß andrerseits die dreijährige Dienstpflicht für intelligentere Soldaten eine unnötige Belästigung war, und daß viele mit der Zeit deshalb lässiger wurden, also an Wert einbüßten, war als Übelstand anerkannt, dem man nach zweijährigem Dienst durch Entlassung auf Reklamation wegen häuslicher Verhältnisse sowie durch längere Beurlaubung zu begegnen suchte; und nach amtlichen Mitteilungen ist man ja mit solchem Urlaub, der allerdings seiner unsichern Dauer wegen zur Verfolgung bestimmter Lebenspläne nicht genügt, in den letzten Jahren sogar sehr freigebig gewesen.

Wenn nun jetzt der Kriegsherr und seine Räte trotzdem erklären, bei der verlangten Heeresvermehrung der Ersparnis wegen für die Fußtruppen die zweijährige Dienstzeit in den Kauf nehmen zu wollen, so ist das doch wohl nicht so aufzufassen, daß der erste deutsche Kaiser von seinem Enkel und Nachfolger der Ungerechtigkeit oder Unbilligkeit geziehen werden soll; ich lege mir diesen Verzicht vielmehr dahin aus: man hat an höchster Stelle die Überzeugung gewonnen, es habe sich inzwischen einerseits das Rekrutenmaterial, andrerseits die Ausbildungsmethode und vielleicht auch das Instruktionspersonal so gebessert, daß man mit Aussicht auf befriedigenden Erfolg einen größern Versuch mit der zweijährigen Dienstzeit machen dürfe.

Sieht man nun, wie sich die meisten politischen Parteien auf das bedingte Angebot stürzen, um zunächst die zweijährige Dienstpflicht durch Gesetz „festzunageln," so wird man unwillkürlich an die liberalen Helden der Konfliktszeit erinnert, die wir in jugendlichem Enthusiasmus anstaunten und bewunderten; aber dabei taucht doch auch die Frage auf, wie viel denn unsre Volksvertreter von jenen gelernt haben, und ob eine dreißigjährige Ausbildungszeit wohl für den parlamentarischen Politiker genüge. Denn wohlwollende Kritiker und auch solche, die damals selbst oppositionell mitwirkten, haben es inzwischen offen zugestanden oder geben es wenigstens zwischen den Zeilen zu verstehen, daß der damalige Streitpunkt als eine im Grunde rein militärtechnische Frage recht unglücklich gewählt gewesen sei und dieses Ungeschick sich nur mit der

Unerfahrenheit des jungen Parlamentarismus entschuldigen lasse. Soll nun jetzt das alte Lied von neuem anfangen?

Bis jetzt können sich die Vertreter der zweijährigen Dienstpflicht nur auf beschränkte Vorversuche berufen, die ihnen das Vertrauen auf deren Genügen giebt. Wenn nun aber die Einführung der verkürzten Dienstzeit ergiebt, daß diese bei einem beträchtlichen Teile von Dienstpflichtigen nicht ausreicht, um zuverlässige Soldaten aus ihnen zu machen?

Mag auch das Rekrutenmaterial jetzt gegenüber dem frühern etwas besser sein, ein bedeutender Prozentsatz von geistig Schwerfälligen, die eines langdauernden Drills bedürfen, damit ihnen die Dienstpflichten in succum et sanguinem gehen, und die die Instruktionskräfte, an denen wir so wie so keinen Überfluß leiden, unverhältnismäßig mehr in Anspruch nehmen und aufreiben, wird sich sicherlich darunter befinden; auch eine etwa „verbesserte" Ausbildungsmethode wird, so lange kein Nürnberger Trichter dafür erfunden ist, ihre Zahl nicht wesentlich mindern. Was soll nun mit diesen „Dümmlingen" geschehen? Sollen sie etwa alle der Reiterei zugewiesen werden, für die wegen einiger Bevorzugung in den intakten Dienstverhältnissen die dreijährige Aktivität beibehalten wird? Ich fürchte, dafür wäre selbst der Rahmen unsrer Kavallerie nicht groß genug. Sollen sie aber als unfertige Soldaten entlassen werden, so ist das ganze Kapital, das man nicht nur an Geld und Unterhalt, sondern auch an Ausbildungskräften während ihrer Dienstzeit auf sie verwandt hat, geradezu verschwendet und verloren. Dann hätte man sie besser unbehelligt zu Hause lassen sollen. Für den Ernstfall aber, für den Krieg, ist ein unvollkommen ausgebildeter „dämliger" Soldat weniger als wertlos, er ist ein unnützer Proviantvertilger. Das konnten wir schon im letzten Feldzuge schmerzlich empfinden, wo es besondre Verhältnisse mit sich brachten, daß unser „Nachersatz," der bald die Mehrzahl im Regimente ausmachte, zwar im Garnisonwachdienst erfahren, im Felddienste dagegen gar nicht ausgebildet, also z. B. zu Patrouillen gar nicht verwendbar war; waren solche Halbsoldaten dann auch noch schwer von Begriffen und wenig anstellig, so dienten sie eben nur zur Belästigung der Truppe.

Diesen „Dümmlingen" aber wegen ihrer Unfähigkeit, innerhalb der auf zwei Jahre beschränkten Dienstzeit brauchbare Soldaten zu werden, gleich den Freischein bei ihrer Entlassung mitzugeben, würde nur der üblichen Rede von ihrem unverdienten Glücke noch größere Berechtigung geben; das auf ihre Ausbildung verwandte Kapital jedoch bliebe eben verloren. Und dieses Kapital möchte ich nicht gering anschlagen; sein Verlust ist um so schmerzlicher, als unsre Militärlasten ja schon hoch sind. Ein mir nicht unrichtig erscheinender geschäftlicher Lehrsatz behauptet, daß man in Fällen, wo man den drohenden Verlust eines größern Kapitals durch Aufwendung eines geringern abwenden könne, man damit nicht zögern solle. So dürfte denn auch zu em-

pfehlen sein, damit die Zahl der unvollkommen ausgebildeten Soldaten mit Einführung der zweijährigen Dienstzeit nicht beträchtlich anwachse, für jene das dritte Dienstjahr zu behalten und dafür bei denen an dem Aufwand von Volksvermögen zu sparen, für die schon eine einjährige Dienstzeit (außerdem noch die Reserveübungen, unter denen vielleicht eine von drei Monaten zum Manöver des Reservejahres) zur militärischen Ausbildung genügt. Giebt es von solchen Rekruten eine beträchtliche Menge? Ich zweifle nicht daran; dafür, daß sie in die Mehrheit gelangen, wird die Volksschule der Zukunft sorgen müssen.

Was mir also bei dem Drängen nach gesetzlicher Beschränkung der Dienstpflicht verfehlt erscheint, ist dies, daß man sich noch nicht der Ausbildungsfähigkeit sämtlicher Mannschaften innerhalb des vorgesehenen Zeitraums versichert hat; es scheint mir überhaupt richtiger und rätlicher, den Dienstpflichtigen die Dienstzeit nach ihrer verschiednen Ausbildungsfähigkeit zu bestimmen. Man kann dem entgegnen, daß die Musterungskommission dem Dienstpflichtigen den Grad seiner Bildungsfähigkeit nicht „an der Nase ansehen“ kann. Das allerdings nicht, aber wir haben da ein ziemlich zuverlässiges Erkennungsmittel. Ehe der junge Mann dienstpflichtig wird, ist er schon schulpflichtig gewesen, und in der Schule haben seine geistigen Anlagen bereits Gelegenheit, sich zu offenbaren. Wessen Fortschritte hier befriedigend waren, der wird auch bei der Waffe eine normale Ausbildungsfähigkeit bewähren.

Von diesem Auskunftsmittel wird ja auch schon seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht Gebrauch gemacht, allerdings nur bei den Söhnen vermögender Familien. Denn nur diesen kommt die Einrichtung des Einjährigfreiwilligendienstes zu gute, die weniger eine Huldigung vor der höhern Bildung, als vor dem Gelde ist. Wer nicht bezahlen kann, ist von ihrem Genuß ausgeschlossen. Denn mit mir werden wahrscheinlich alle ehemaligen Einjährigfreiwilligen bezeugen müssen, daß ihnen dieses Dienstjahr teurer als irgend ein andres Studienjahr (von außergewöhnlichen Verschwendungsperioden abgesehen) zu stehen gekommen ist. Das ist ja auch ganz natürlich; der junge Mann erfährt an sich selbst, und bei vielen ist diese aufdringliche Erfahrung die erste dieser Art in ihrem Leben, welche Vorzüge ihm sein Geld erteilt; das reizt unwillkürlich, von dem Gelde recht viel zur Wirkung zu bringen. Auch geschieht von seiner ganzen Umgebung nichts, dem entgegenzuwirken; im Gegenteil verleitet die jugendliche Renommisterei und das Beispiel der Kameraden zu finanziellen Ausschreitungen. Ein Armer paßt daher gar nicht unter unsre Freiwilligen. Allerdings ist eine Bestimmung vorhanden zu Gunsten Mittelloser, nämlich die, daß „bedürftigen“ Freiwilligen die Löhnung des gemeinen Soldaten zuteil werden kann, aber sie gehört unter die Mittel, die zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben gewähren, und wird auch wohl nur selten angewandt. Sie genügt eben nicht, dem ganz

Mittellosen den einjährigen Dienst zu ermöglichen, und wenn er auch ein „Muster von Bildung“ wäre. Diese Art von Militärlast ist für den um das einfache tägliche Brot sich abmühenden Familienvater auch zu beträchtlich, als daß er sie selbst mit Hilfe von Verwandten und guten Freunden zu tragen vermöchte, durch die er doch manches andre möglich macht. Meinen Jungen z. B. hoffe ich trotz meiner elenden Verhältnisse mit Hilfe von Stipendien eine solche Bildung verschaffen zu können, daß sie die Berechtigung zum einjährigen Dienst erhalten, aber daß sie von dieser jemals Gebrauch machen könnten, dafür bietet sich mir auch nicht die geringste Aussicht.

Wenn diese Begünstigung des Geldes aufhörte, würden gewiß viele gute Deutsche innige Freude darüber empfinden, und der Sozialdemokratie wäre wieder einmal ein Kampfmittel genommen. Unsrer Wehrhaftigkeit würde damit auch kein Abbruch geschehen, denn daß es der Ausbildung zum Offizier schaden sollte, wenn der Aspirant auch in der Garnison Wohnung und Kost mit dem „Kommiß“ teilt, erscheint nicht recht glaublich. Es bleibt dann im Ausbildungsgang des Reserveoffiziers immerhin noch genug Opfergabe an den Götzen Mammon übrig, nämlich die Thatsache, daß nicht allein die Tüchtigkeit, sondern auch die „Zivilverhältnisse“ über die Stellung zur Offizierswahl bestimmen. Durch Übernahme der „Einjährigen“ in die Verpflegung würde unser Militärbudget allerdings noch mehr belastet werden, als jetzt schon zum Schrecken der Sparsamkeitspolitiker beabsichtigt ist. Man muß aber beachten, daß die Geldmittel für die Einjährigfreiwilligen bis jetzt doch auch schon aus deutschen Taschen geflossen sind. Wenn diese Gelder dann einen Umweg durch die Steuerkasse machen, so ist das sicherlich nicht schlimm; nur möge man sie auch allein aus den Taschen ableiten, die solche Anzapfung vertragen können. Und ein weiterer finanzieller Erfolg würde sich voraussichtlich doch noch einstellen, nämlich der, daß viele Dienstpflichtige das Militärbudget dann nur für ein Jahr belasten, die jetzt, wo ihnen als Mittellosen die einjährige Dienstzeit verwehrt ist, drei oder, wie beabsichtigt, zwei Jahre verpflegt werden müssen.

Dieses Erkennungsmittel der Bildungsfähigkeit möge man also allgemein anwenden. Daß dabei Hindernisse zu überwinden sind, ist keine Frage, aber mit gutem Willen dürfte die Sichtung der Dienstpflichtigen nach ihren Fähigkeiten wohl durchführbar sein. Zu wünschen wäre jedoch, daß die Berechtigung zum verkürzten, also auch zum zweijährigen Dienst nicht auf Grund von Prüfungsergebnissen, sondern von Schulzeugnisreihen der Lehrerkollegien erteilt werde. Ob unsre Fortbildungsschulen, die ich als derzeitige Schlußglieder der Volksschule ansehe, und denen also solche Zeugniserteilung zukommen würde, schon entsprechend organisirt sind, ist mir allerdings unbekannt.

Als wünschenswertes Ziel aller Bestrebungen in dieser Richtung aber möchte ich es bezeichnen, daß jedem deutschen Jungen von mittlern Fähig-

keiten die einjährige Dienstzeit ermöglicht würde. Das mag als Utopie erscheinen, mir aber, dem leider so viel unfreiwillige Muße darüber nachzudenken gelassen ist, will dieses Ziel dennoch nicht unerreichbar dünken. Die Beweismittel dafür noch kennen zu lernen, wird dem Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, wohl nicht unangenehm sein; doch kann ich sie mit Rücksicht auf den Raum hier nur in groben Zügen andeuten.

Daß unsre Militärkosten geringer werden, wenn die ganz überwiegende Mehrzahl aller Dienstpflichtigen nur für ein Jahr oder mit Einschluß aller Reserve- und Landwehrübungen anderthalb Jahre zu unterhalten ist (der Rest dagegen drei oder in Abstufungen zwei und drei Jahre), wird man wohl als möglich zugeben. Aber die Kunst ist die, jener Mehrzahl die Gelegenheit zu verschaffen, eine zur einjährigen Dienstzeit berechtigende Bildung zu erwerben.

Zunächst fragt sichs nun da, ob die gegenwärtigen Bedingungen der Qualifikation zum einjährigen Dienste streng zu wahren und vielleicht noch zu steigern sind, oder ob sie um etwas, wenn auch nur um ein Geringes, ermäßigt werden können. Die Beantwortung dieser Fragen hängt davon ab, ob dieses Dienstverhältnis wie bisher eigentlich nur dazu da ist, Offiziersaspiranten auszubilden, oder ob man das niederere Ziel der Ausbildung des Gemeinen bezweckt. Die Thatsache, daß seither diese kurze Dienstzeit genügt hat, die überwiegende Mehrzahl der Dienenden mit der Offiziersqualifikation oder wenigstens mit der zum Unteroffizier auszurüsten (die Entlassung Einjährigfreiwilliger als einfacher Gemeiner gehört ja zu den seltnen Fällen), erscheint mir Beweis genug für die Möglichkeit, in derselben Zeit Rekruten, die mit einer etwas geringern Summe von Kenntnissen ausgestattet sind, zu tüchtigen gemeinen Soldaten auszubilden.

Es würde also die Aufgabe sein, der Jugend in den Fortbildungsklassen der Volksschule den Zugang zu dem vorgeschriebnen Bildungsgrade (ohne fremdsprachige Kenntnisse) zu ermöglichen. Dies dürfte allerdings wohl nur dann gelingen, schon um die Fortbildungsklassen für Schüler vom vollendeten dreizehnten bis zum sechzehnten Jahre, die außer der Schule schon ihr Handwerk lernen, in Parallelklassen je nach passenden Tages- und Jahreszeiten („Saisons") teilen zu können, wenn man sehr große Schulgemeinden bildet, innerhalb deren kleinere Bezirke für die „Volksschule" (Schüler vom vollendeten neunten bis zum dreizehnten Lebensjahre) und noch kleinere für die Vorschulen abgegrenzt werden. Diesen Schulgemeinden möge der sachliche Aufwand und der Lokalservis zur Last fallen, während die Lehrerbesoldungen nach meiner aus sehr verschiedenartigen Gründen gewonnenen Überzeugung besser vom Staate zu tragen wären. Daß sich dann manche Schulgemeinde über mehrere Quadratmeilen erstrecken würde, ist zwar ein Übelstand, der aber doch zu ertragen wäre; man blicke nur zum Vergleich einmal nach dem dünn bevölkerten Norwegen, wo ich z. B. in dem viele Quadratmeilen großen Kirch-

spiele Modum (mit Snarum) ganz anerkennenswerte Schuleinrichtungen gefunden habe.

Aber die Kosten? Diese werden natürlich sehr beträchtlich sein und das Volksschulbudget im Staatshaushalte würdig neben dem des Militärs auftreten lassen. Dem „Moloch“ Militärbudget würde sein erschreckendes Aussehen dadurch etwas gemildert werden, voraussichtlich würde er aber auch, wie schon angedeutet, wegen der durch die bessere Volksbildung gegebnen Verhältnisse in Wirklichkeit beschnitten werden können, und zwar, wie zu hoffen ist, um fast eben so viel, als das Volksschulwesen erhöhte Anforderungen stellen würde. Wohl mögen, nach vollkommner Durchführung solcher Schulreform, bei der eine wesentliche Aufbesserung der Lehrerbesoldungen nicht würde umgangen werden können, die jährlichen Erhaltungskosten 50 bis 75 Millionen Mark mehr betragen. Solche Summe, höre ich da schon im Geiste entgegnen, kann unser „armes“ Deutschland dafür nie aufbringen! Kann es das wirklich nicht? frage ich Armer dagegen; kann es das nicht thun zur Hebung nicht allein der Wehrkraft, sondern viel mehr noch der Nähr- und Erwerbskräfte, sowie des allgemeinen Bildungsstandes und der Volksintelligenz?

Dieses Unvermögen will mir nicht einleuchten nach der Erfahrung, daß schon die nach neuer Art eingeschätzte und nach Leistungsfähigkeit steigende Einkommensteuer in Preußen ein Mehr von gegen vierzig Millionen gebracht hat. Es dürfte wohl nur auf die gerechte und billige Verteilung der Staatslasten ankommen. Wenn nun schon die jetzige Art der Entlastung der geringern Einkommen in Preußen so süße Früchte gezeitigt hat, welche Früchte sind da erst zu erwarten, wenn mit der gerechtern Verteilung der Lasten nicht auf halbem Wege stehen geblieben wird; ich meine, wenn die viel schreiendere Ungerechtigkeit gehoben wird, der das jetzige Gesetz in ganz ungenügender Weise in seinen §§ 18 und 19 begegnet, nämlich daß der, dessen Einkommen nur ihm selbst zu gute kommt, dies nicht höher zu versteuern braucht, als der, der eine vielköpfige Familie davon unterhalten muß? Es wird also wohl nur auf den guten Willen und die Tüchtigkeit unsrer Staatsmänner ankommen, ob wir jenes schöne Ziel erreichen oder nicht, das doch wohl des Schweißes der Edeln wert ist.

Die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes
und das ländliche Kreditwesen

uf dieses alte Thema lenkt wieder einmal der neueste statistische Bericht über die Hypothekenbewegung im preußischen Staate unsre Aufmerksamkeit. Die Gesamtverschuldung der ländlichen Besitzungen ist von 1887 bis 1892, also in fünf Jahren, um 883 Millionen Mark gewachsen, in den letzten zehn Jahren also wahrscheinlich um ungefähr 1500 Millionen. Der Bericht bemerkt hierzu: „Faßt man die unbestreitbare Thatsache ins Auge, daß die Verschuldung sich keineswegs auf den städtischen und ländlichen Grundbesitz beschränkt, sondern die Besitzer beweglicher Sachgüter, insbesondre die kaufmännischen und gewerblichen Unternehmer, vielfach ganz ebenso trifft, so gewinnt es den Anschein, als ob es sich hier gar nicht um eine Frage des Grundbesitzes allein handelte, sondern um eine des produktiven Sachbesitzes überhaupt. Die soziale Frage der Gegenwart erschöpft sich nicht in der Spaltung zwischen Besitz und Nichtbesitz, sondern der Besitz selber spaltet sich mehr und mehr in zweierlei Formen, den Sachbesitz und den Rentenbesitz, die sich unter einander zum Teil schon ebenso schroff gegenüberstehen, wie der gesamte Besitz dem Nichtbesitz. Der Rentenbesitz nimmt die wesentlichsten Besitzvorteile, insbesondre die sichern Wertteile vorweg; dem Sachbesitzer bleibt neben dem Besitztitel mehr und mehr nur der zweifelhafte Wertteil, und dafür ist er dem Rentenbesitzer noch in dreierlei Beziehung dienstbar: als Verwalter der Rentenquelle, als Puffer gegen Rückschläge der Konjunktur und als Blitzableiter gegen soziale Anfeindung, die sich naturgemäß vorzugsweise gegen den titulirten Besitzer als scheinbaren Nutznießer der Rentenquelle richtet.“ Das ist gewiß richtig, und unstreitig gehört es zu den wichtigsten Aufgaben der heutigen Staatskunst, zu verhüten, daß namentlich die kleinen Besitzer mehr und mehr zu Sklaven mächtiger Rentner und schmarotzender Spekulanten herabsinken. Aber nach drei Seiten hin bedürfen diese Erwägungen der Ergänzung.

Erstens ist glücklicherweise die Spaltung in produktiven Sachbesitz und Rentenbesitz gar häufig nur scheinbar, und namentlich sind die Rittergutsbesitzer, noch mehr die Bauern, in weit höherm Grade wirkliche Besitzer ihrer Güter, als sie es dem Hypothekenbuche nach scheinen. Weiß man doch, daß

nicht wenige Bauern selbst Geld auf Hypotheken ausleihen. Weiß man doch ferner, daß die Bauern abgezahlte Hypotheken oft nicht löschen lassen, um verschuldeter zu erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Ob wohl bei Berechnung jener 883 Millionen Mark die abgezahlten, aber nicht gelöschten Hypotheken abgezogen worden sein mögen? Endlich weiß man drittens, daß der Käufer eines Gutes aus verschiednen Gründen auch dann einige Hypotheken darauf stehen zu lassen pflegt, wenn er das ganze Kaufgeld in den Händen hat. In noch größerm Maßstabe als bei uns scheint — zur Umgehung der hohen Steuern — diese Praxis in der Schweiz geübt zu werden. Professor Platter sagt darüber (Deutsche Worte, S. 199): „Wenn unter solchen Umständen, wie sie im Kanton Zürich durch das Steuergesetz gegeben sind, ein Mann, der ein Landgut kaufen will, so viel Geld hat, daß er es bar bezahlen könnte, so wird er nicht einfach den ganzen Kaufpreis erlegen und infolge dessen für sein ganzes schönes Vermögen 10 pro Mille an Vermögenssteuer bezahlen, d. h. bei einem Zinsfuß von 4 Prozent eine Einkommensteuer von 25 Prozent; sondern er wird seine Bescheidenheit dadurch erweisen, daß er, als wäre er ein armer Teufel, sich mit einer mäßigen Anzahlung begnügt, den größern Rest seines Vermögens aber in guten sichern Papieren anlegt," von denen die Steuerkommission nichts erfährt. Im Kanton St. Gallen, führt Platter an, ist das Gebäudeversicherungskapital um 84 Millionen höher angesetzt als das gesamte Steuerkapital. „Die armen St. Galler besitzen also nicht einmal ihre Häuser vollständig. Der gesamte Grund und Boden, das ganze landwirtschaftliche, industrielle und kaufmännische Kapital im Kanton gehört offenbar irgendwelchen auswärts wohnenden Fremden. Seltsam ist, daß man dem frischen und tüchtigen Volke diese Not gar nicht ansieht!"

Zweitens wäre zu untersuchen, ob nicht die Zunahme der Verschuldung um 1500 Millionen in zehn Jahren oder um 150 Millionen in einem Jahre unvermeidlich und nur eben angemessen ist. Daß bei einem Volke, das seinen Grund und Boden aufgeteilt hat, und dem weder ungeteilter Gau- und Gemeindeacker noch Kolonialland zur Verfügung steht, der Grundbesitz alljährlich mit neuen Hypotheken belastet werden muß, ist klar. Die Notwendigkeit leuchtet von beiden Seiten her ein, von Seiten der ländlichen wie von Seiten der städtischen Zustände. Auf dem Lande sind alljährlich Erbteilungen nötig, und der Ertrag der Grundstücke müßte geradezu enorm sein, wenn die Geschwister des Anerben immer und überall aus den Ersparnissen des Vaters abgefunden werden könnten; nur bei Magnatenbesitz, der ohne Schwierigkeit in natura geteilt werden kann, läßt sich die Erbteilung ganz leicht ohne Aufnahme neuer Hypotheken durchführen. Für die städtische Bevölkerung aber bleiben Hypotheken auf den ländlichen Grundbesitz die einzige sichere Kapitalanlage. Nur die Eisenbahnen kommen dem Grundbesitz einigermaßen nahe; was die Staatsschuldscheine anlangt, so erscheinen sie vor der Hand wohl ganz sicher, sind es

aber in Wirklichkeit nur, so weit für sie, wie das in Preußen der Fall ist, Eisenbahnen, Bergwerke und Domänen verpfändet sind. Unsre Reichsschulden schweben schon in der Luft, denn sie ruhen ganz allein auf der Steuerkraft des Volkes und dem guten Willen der Steuerzahler; die Kraft der einen aber ist nahezu erschöpft, und bei den andern ist wenig guter Wille vorhanden. Da nun unter den jetzigen Umständen die ländliche Bevölkerung gar nicht mehr wachsen kann und nur noch die städtische wächst, so wächst mit dieser zugleich auch der Hypothekenhunger, und es hieße immer größere Massen der städtischen Bevölkerung zu einer proletarischen Existenz verurteilen, wenn man ihr diese Art von Kapitalanlage versperren wollte. Es giebt nun allerdings zwei Systeme, durch deren Annahme wir der Notwendigkeit zunehmender Verschuldung des Grundbesitzes entgehen könnten, aber zu dem einen werden wir keine Lust haben, und das andre anzunehmen wird uns nicht möglich sein. Das eine ist das französische Zweikinder system: wo der Bauer durchschnittlich nur zwei Kinder hat, da brauchen bei der Erbteilung keine Hypotheken aufgenommen zu werden, denn was der Anerbe seiner Schwester auszahlt, das bringt ihm seine Frau zu. Das andre ist das englische der Majorate. Da giebt es nun gar keinen andern als proletarischen Volkszuwachs mehr, oder würde es keinen andern geben, wenn nicht ein großer Teil der vom Grundbesitz ausgeschlossenen Bevölkerung in den Kolonien und im Handel leidlich versorgt werden könnte. Für ein zweites England ist aber auf der Erde kein Platz mehr vorhanden, und was namentlich die Ausdehnung unsers Ausfuhrhandels anlangt, so wäre sie nur durch Handelsverträge möglich, die uns mehr und mehr dem Freihandel nahe bringen würden; das sind aber zwei Dinge, vor denen sich unsre deutschen Gutsbesitzer bekreuzen.

Selbstverständlich kann die wachsende Verschuldung nicht bis in alle Ewigkeit fortgehen, sondern muß, wenn nicht ein Ausweg gefunden wird, über kurz oder lang einen großen Krach herbeiführen. Aber bis dieser Ausweg gefunden sein wird, kann keine Staatskunst und keine Gesetzgebung den Fortschritt des Übels aufhalten. Und das Tempo des Fortschritts scheint uns durchaus den Verhältnissen angemessen zu sein. Nach Angabe des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften von Conrad und Lexis giebt es in Preußen 1568215 ländliche Grundbesitzer. Dreißigjährige Geschlechtsfolgen angenommen, würden jährlich über 52000 Erbteilungen vorkommen. Werden bei einer jeden durchschnittlich 3000 Mark Hypothekenschulden gemacht, so ergiebt das über 150 Millionen, in zehn Jahren also mehr als 1500. Der Durchschnitt ist sehr niedrig angesetzt in der Annahme, daß die wohlhabenden Gutsbesitzer einen Teil der Abfindung aus ersparten Gutserträgnissen bestreiten können, die Magnaten aber ihre Güter in natura unter ihre Kinder teilen. Bei dem durchschnittlichen Bauer, dessen Gut 60—90000 Mark wert ist, beträgt ja die Abfindungssumme meist über 20000 Mark, und braucht der

Ackerhäusler zu diesem Zweck nur ein paar hundert Mark, so handelt es sich dafür beim Großgrundbesitzer um Hunderttausende und um Millionen, und schon auf je 30 Zwergwirte kommt in Preußen ein Großgrundbesitzer. So entspricht also der Fortschritt der Verschuldung, so bedenklich er auch sein mag, durchaus dem natürlichen Gange der Dinge.

Der oben erwähnte Hypothekenhunger der Stadtbevölkerung wird aber leider nicht auf die richtige Weise befriedigt. Den Arbeitern und Kleinhandwerkern, die den ersten Anspruch hätten auf eine kleine Entschädigung für den Verlust des Landes ihrer Väter, fällt — durch Vermittlung der Sparkassen — nur der kleinere Teil des ländlichen Hypothekenkapitals zu; den größern wissen Leute in ihre Gewalt zu bringen, die ohnedem schon reich genug sind, und diese verstehen es auch, durch mancherlei Künste den natürlichen Gang der zunehmenden Verschuldung des Grundbesitzes beim kleinbäuerlichen Stande unnötigerweise zu beschleunigen. Der Bauer, auch der kleine, hat Vermögen und ein sicheres Einkommen, aber er hat nicht immer bares Geld. Früher, als er seine Kinder nicht durch Verschuldung des Stammgutes zu versorgen und weder Staats- noch Gemeindesteuern zu zahlen brauchte, hatte er bares Geld gar nicht nötig; heute braucht er — abgesehen von den modernen Bedürfnissen seiner Familie und den Anforderungen einer rationellen Landwirtschaft — aller Augenblicke bares Geld: auf Hypothekenzins, für den Steuererheber, für Schulbauten und andre Gemeindebedürfnisse, auf Gesindelohn, für einen beim Militär stehenden Sohn, für einen andern, der in der Stadt eine Schule besucht u. s. w. Diese Ausgaben brauchen den Durchschnittsertrag seines Gutes und seiner Arbeit noch nicht zu überschreiten und können den Mann trotzdem zu Grunde richten. Es ergeht ihm häufig, wie es sonst nur Kaufleuten ergehen konnte, daß sie, ohne insolvent zu sein, durch rücksichtslose und gewinnsüchtige Gläubiger zu Grunde gerichtet werden. Um eine fällige Zahlung leisten zu können, muß der Bauer Schulden machen, und der gewissenlose Gläubiger weiß seinen Schuldner durch die bekannten Praktiken so weit zu bringen, daß aus der anfänglichen Personalschuld eine stetig wachsende Hypothekenschuld wird, die den Bauer schließlich vom Hofe treibt. Demnach ist drittens zu fragen, ob nicht beim Stande der Kleinbauern der hypothekarischen Verschuldung in vielen Fällen durch verständige Regelung des Personalkredits vorgebeugt werden könnte.

Darauf antwortet nun ein soeben erschienenes Buch mit einem entschiednen und wohlbegründeten ja; wir meinen das Buch: Der ländliche Personalkredit. Sozialpolitische Studien von Dr. Eugen Jäger, Redakteur der „Pfälzer Zeitung," (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1893). Das Buch (543 enggedruckte Seiten) bildet den vierten Band des Werkes: Die Agrarfrage der Gegenwart, das schon bei Besprechung des zweiten Bandes im Jahre 1884 von den Grenzboten (Heft 13) als ein hochbedeutendes Werk

empfohlen worden ist. Im vorliegenden Bande weist der Verfasser nach, daß die Darlehnskassen nach Raiffeisens System, und sie allein, der Aufgabe vollkommen gewachsen sind, den Bauernstand aus den Klauen der Wucherer zu befreien, ihn unabhängig zu machen und auf seine eignen Füße zu stellen. Der Darstellung des Entstehens, der Geschichte, der Wirksamkeit dieser Kassen und der sich an sie anschließenden ländlichen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften im deutschen Reiche folgt eine Geschichte des bäuerlichen Kreditwesens in den Kronländern der österreichischen Monarchie und eine Übersicht der Kreditorganisation in Frankreich, Italien, Belgien und England.

Das Buch bestätigt durchaus das Urteil über diese Kassen, das wir wiederholt in den Grenzboten ausgesprochen haben. Ihre Gründung ist die Frucht einer tiefreligiösen Persönlichkeit. Kurz vor seinem Tode, am 1. Juni 1887, hat Raiffeisen auf dem Verbandstage zu Düsseldorf noch einmal seine innerste Meinung ausgesprochen. Er schilderte da den heutigen Zeitgeist, seine Selbstsucht, seine fieberhafte Gewinnsucht, den Geist herzloser Ausbeutung, jenen Kampf ums Dasein, wo jeder nach Gewinn ringt, unbekümmert um die andern, die er durch seinen Gewinn vernichtet. „Dieser Zeitgeist, sagte er, soll durch unsre Vereine bekämpft werden.“ Diese Vereine sollen die beiden christlichen Wahrheiten wieder lebendig machen, daß jeder Mensch nicht unumschränkter Herr, sondern nur Verwalter seines Vermögens ist, und daß Zweck und Ziel unsers Lebens nicht im Diesseits, sondern im Jenseits liegen. Der aufrichtige Glaube an diese beiden Wahrheiten soll bewirken, daß sich jeder Begüterte verpflichtet fühlt, den notleidenden Brüdern zu helfen, und in den ländlichen Gemeinden wird das am wirksamsten dadurch geschehen, daß sie ohne Anspruch auf Gewinn den Geldverlegenheiten der Ärmern abhelfen und auf diese Weise den drohenden wirtschaftlichen Untergang des Kleinbauernstandes abwenden.

Schulze-Delitzsch hat den edeln Raiffeisen dreißig Jahre lang mit Erbitterung bekämpft und dessen Vereine als unsolid, unhaltbar, allen Grundsätzen eines gesunden Kreditwesens widersprechend der Öffentlichkeit und den Behörden denunzirt. Aber während bei seinen eignen Vorschußvereinen Bankbrüche, die Millionen verschlangen, nichts seltenes waren, that ihm kein einziger Darlehnskassenverein den Gefallen, in Konkurs zu geraten, und so sah er sich denn gegen das Ende seines Lebens gezwungen, einzugestehen, daß die Vereine seines Konkurrenten für die ländlichen Verhältnisse nicht übel zu passen schienen. Bei Schulze persönlich mag es liberaler Doktrinarismus und Konkurrenzneid gewesen sein, was ihn antrieb, Raiffeisens Arbeit zu stören. Daß aber die Genossenschaftler Schulzischer Richtung grundsätzliche Feinde der Raiffeisenschen Vereine sein müssen, ergiebt sich ohne weitres aus dem kapitalistischen Geiste, der sie beherrscht. Denn nicht, wie sie vorgeben oder sich vielleicht auch selbst einreden, um Stützung der kleinen Gewerbtreibenden, sondern um

hohe Dividenden ist es ihnen zu thun, und diese sind leichter durch Ausbeutung als durch Hebung der Kreditbedürftigen zu erzielen; sind doch schon unzählige Kleinbauern von ihnen teils durch übermäßige Zinsen und unzeitige Kündigungen, teils durch Bürgschaften zu Grunde gerichtet worden. Sie müssen demnach den Raiffeisenschen Vereinen aus zwei Gründen in unversöhnlicher Feindschaft gegenüberstehen, weil diese erstens jede Ausbeutung der Not als unsittlich verwerfen, und weil sie zweitens den Zweck verfolgen, den Bauernstand von den städtischen Kapitalisten unabhängig zu machen.

Was Jäger über den Unterschied beider Systeme ausführlich dargelegt hat, faßt er auf S. 224 ff. in einigen kurzen Sätzen zusammen, die wir abgekürzt wiedergeben. 1. Die Vereine von Raiffeisen bleiben stets auf eine einzige Gemeinde beschränkt und nehmen nur Landwirte als Mitglieder an; bei Schulze ist die Mitgliedschaft räumlich und in Beziehung auf den Berufsstand der Mitglieder unbegrenzt. 2. Dort verwalten alle Vereinsbeamte mit Ausnahme des Kassirers ihre Ämter unentgeltlich, hier werden die Vorstandsmitglieder nicht bloß bezahlt, sondern vielfach auch noch durch Tantiemen zur Erzielung hoher Reingewinne angespornt. 3. Raiffeisens Vereine beschränken sich auf Darlehen für landwirtschaftliche Zwecke, und zwar nur in der Form des Personalkredits; die Vereine von Schulze können alle bankmäßigen Geschäfte betreiben, sodaß bei vielen von ihnen das Vorschußgeschäft schon längst nicht mehr die Hauptsache ist. 4. Bei Raiffeisen wird die Verwendung des Darlehns überwacht, Schulzes Vereine kümmern sich nicht darum. 5. Raiffeisens Vereine bewilligen lange Fristen, Schulzes leihen nur auf drei Monate. 6. Raiffeisen legt keinen Wert auf Geschäftsanteile der Mitglieder, hält solche sogar für gefährlich, Schulze verlangt sie unbedingt. Um dem Gesetze zu genügen, läßt Raiffeisen nur der Form wegen kleine Geschäftsanteile von etwa 30 Mark zu, deren Dividende jedoch, in Prozenten ausgedrückt, die Zinsenprozente der Vereinsschuldner nicht überschreiten darf; Schulzes Vereine lassen hohe Geschäftsanteile und unbeschränkte Höhe der Dividende zu. 7. Raiffeisen verwirft, im Gegensatz zu Schulze, die Verteilung des Reingewinns. Aus den Reingewinnen wird ein unteilbares Vereinsvermögen angesammelt, das mit der Zeit die Bauern von fremdem Kapital unabhängig machen und außerdem für gemeinnützige Zwecke verwendet werden soll. 8. Raiffeisens Vereine erheben kein Eintrittsgeld. 9. Die Darlehnskassenvereine entfalten eine vielseitige Thätigkeit, durch Untergenossenschaften (Einkaufs-, Molkerei-, Kellerei- u. s. w. Genossenschaften) und durch sonstige Einrichtungen die Lage ihrer Mitglieder in sittlicher wie in wirtschaftlicher Beziehung zu verbessern; die Vorschußvereine sind nichts als Banken, sie treiben Geldgeschäfte und sonst nichts. Der Unterschied zwischen beiden Persönlichkeiten und Systemen geht also sehr tief und stellt einen unvereinbaren Gegensatz dar. „Es ist der Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen Handel und Landwirtschaft,

zwischen dem werbenden Geldkapital und der Art und Weise, wie der Boden seine Früchte bringt. Dort ist der Kapitalismus die Grundlage, hier die bäuerliche Arbeit; dort ist die Erzielung hoher Gewinne der Zweck, hier die Hebung des Bauernstandes; dort ist ein hoher Ertrag des Bankgeschäfts die Hauptsache, hier die Hilfe für den Bauer."

Jäger hofft, daß es dieser genossenschaftlichen Arbeit mit der Zeit gelingen werde, die vom Absolutismus, von der Büreaukratie und vom Kapitalismus zerstörte lebenskräftige Bauerngemeinde früherer Zeiten wiederherzustellen. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, erscheint der Bund der Landwirte, den Jäger übrigens nicht erwähnt, als ein geradezu frevelhaftes Beginnen. Von diesen Anfängen verständiger Selbsthilfe und einer stillen Organisationsthätigkeit, die zur Wiedergeburt altdeutschen Gemeindelebens führen kann, will der Bund die Bauern abziehen und durch die Aussicht auf Staatshilfe, d. h. auf Geschenke aus den Taschen solcher städtischer Steuerzahler, die an der Bewucherung der Bauern ganz unschuldig sind, verlocken, sich vor seinen Wagen spannen zu lassen. Mit betäubendem demagogischem Lärm, mit Klagen über die „Not der Landwirtschaft," aber jede sachliche Erörterung sorgfältig vermeidend, will er mit Hilfe der bethörten Bauern eine Geldverschlechterung, hohe landwirtschaftliche Zölle und allerlei Steuervergünstigungen, sowie die Zurückführung der ländlichen Arbeiter in eine wenn nicht gesetzliche so doch thatsächliche Leibeigenschaft durchsetzen, lauter Dinge, die nur ihm, d. h. den ostelbischen Großgrundbesitzern, nicht aber dem Bauernstande nützen, den Kleinbauern, die die Mehrzahl bilden, geradezu verderblich sind, und nicht einmal durchweg den Wünschen der allerdings nicht sehr zahlreichen Großgrundbesitzer West- und Süddeutschlands entsprechen. Der kleine Bauer verkauft kein Getreide, sondern muß selber Brot kaufen und Körner als Viehfutter, er braucht also gleich dem Städter nicht hohe, sondern niedrige Getreidepreise. Ihm liegt nur an lohnenden Preisen für Fleisch, Milch und Butter, und die sind, an den Arbeitslöhnen und Beamtengehalten gemessen, gerade hoch genug. Außerdem kommen für ihn die Preise von Gemüse, Wein, Tabak, Hopfen, Hanf und andern Handelsgewächsen in Betracht. Wie verschieden die Interessen der verschiednen Gruppen von Landwirten und wie unvereinbar die Ansprüche sind, die sie an den Staat erheben, und daß es nicht angeht, dem Interesse einer einzelnen Gruppe das aller übrigen zu opfern, hat soeben wieder Prinz Ludwig von Baiern bei Eröffnung der Wanderversammlung deutscher Landwirtschaftsgesellschaften zu München hervorgehoben. Am meisten aber hat man sich gerade vor den ostelbischen Großgrundbesitzern zu hüten, die den Bundeslärm in Szene gesetzt haben. Gerade sie sind es, die in frühern Jahrhunderten an der Zerstörung des Bauernstandes und des ländlichen Gemeindelebens gearbeitet haben, die in unsern Tagen allen Bemühungen der preußischen Regierung, dieses Gemeindeleben einigermaßen wiederherzustellen,

hartnäckigen Widerstand leisten, und die durch ihre Steuer- und Zollpolitik die Latifundienbildung und die Auffaugung des Bauernstandes befördern.

In Jägers Buche, um auf dieses nochmals zurückzukommen, vermissen wir eine tabellarische Übersicht sämtlicher Vereine nach dem Raiffeisenschen System. Die Tabelle am Schluß enthält nur die dem Neuwieder Zentralverbande angehörigen. 623 Vereine mit 58040 Mitgliedern — das sind nichts weniger als imponirende Zahlen; hoffentlich fällt die Summe bedeutend stattlicher aus, wenn die andern, im Buche zerstreut angeführten Vereine dazugezählt werden.

Laokoon, Kapitel 16

Ich saz uf eime steine
und dachte bein mit beine.
Dar uf satzt ich den ellenbogen.
Ich hete in mine hant gesmogen
das kinne und ein min wange.

Sein, das steht nicht im 16. Kapitel des Laokoon. Aber im ganzen Laokoon ist viel von „poetischen Gemälden" die Rede; und das hier scheint mir auch eins zu sein, ein recht hübsches sogar, ein sauberes, kleines Kabinettstück. Und doch verstößt es gröblich gegen die Regeln, die Lessing in dem genannten Kapitel für ein poetisches Gemälde aufstellt: es fällt ihm nämlich gar nicht ein, den Körper nur andeutungsweise durch Handlungen zu schildern. Denn „ich saß" und „ich hatte geschmiegt" bezeichnen keine fortschreitende Handlung, sondern einen Zustand der Ruhe, und so wird auch bei „ich deckte" und „ich setzte" schwerlich jemand an die Bewegung als vielmehr an ihr Ergebnis denken. Nun ist es freilich unerhört, in Fragen der poetischen Technik einen mittelhochdeutschen Dichter ins Feld zu führen. Natürlich, Lessing konnte das nicht. Aber auch die modernen Wächter, die an der Eingangspforte zur deutschen Dichtkunst das Gepäck nachsehen, berufen sich in solcher Lage auf Homer, Sophokles und Goethe — wohlgemerkt den Weimarer Goethe —, oder auf Zola, Ibsen und Sudermann, je nachdem sie von einem Katheder oder von einem Redaktionssessel herab ihres hohen Amtes walten. Ich aber kann mir nicht helfen, ich muß dem fahrenden Sänger Walther von der Vogelweide Recht geben gegen das größte kritische Genie der deutschen, um nicht zu sagen der Weltlitteratur. Da erfordert es denn die Achtung vor dem großen Kritiker, daß auch ich versuche, die Sache „aus ihren ersten Gründen herzuleiten."

Erstens: Der Geist des Künstlers schafft das Kunstwerk; nach einem bestimmten Plane fügt er die Teile zusammen, und ist er ein echter Künstler, so übt sein Werk eine bestimmte Wirkung aus auf jeden andern Geist, der es genießt. Aber es wirkt anders als alle andern Werke, die der schaffende Menschengeist auch nach einem bestimmten Plane hervorbringt. Wenn mich die Klänge der neunten Symphonie umrauschen, wenn mich der kühle Schatten des Kölner Doms umfängt, so regen sich tausend Empfindungen in mir. Wenn ich eine Dampfmaschine arbeiten sehe, so regt sich in mir — gar nichts. Und doch, wer wollte behaupten, daß in der Dampfmaschine weniger geistige Arbeit stecke, als in dem größten Kunstwerk der Welt? Aber erst wenn ich mir diese Arbeit durch eine Reihe von einzelnen Erwägungen ins Bewußtsein rufe, wenn ich die Geschichte dieser Erfindung durchgehe und den sinnreichen Mechanismus studire, erst dann wird in mir die Bewunderung rege für den Geist des Erfinders. Die eigentümliche Wirkung des Kunstwerks scheint also darin zu beruhen, daß aus ihm ein fremder Geist zu meinem Geiste unmittelbar spricht.

Zweitens: Fragen wir nun allgemein: wie spricht ein fremder Geist zu meinem Geiste, d. h. wie bin ich imstande, fremdes Geistesleben unmittelbar wahrzunehmen? Auf zwei Wegen. Durch etwas, was ich höre, und durch etwas, was ich sehe. Der gellende Schrei, der aus dem Operationszimmer eines Arztes erklingt, sagt mir sogar mit unangenehmer Deutlichkeit, was da in der Seele eines Mitmenschen vorgeht. Ein Weib vor mir auf den Knieen, in Lumpen gehüllt, mit der Linken ein nacktes Kind an die Brust pressend, die geöffnete Rechte mir entgegenstreckend — brauche ich noch zu fragen, was sie will? Weiß ich nicht auf den ersten Blick, was in ihr vorgeht? Was ich dabei weiter empfinde, das lassen wir aus dem Spiele, denn es handelt sich hier nur um eine Frage der Technik. Wir stellen nur fest: den Geisteszustand eines andern Menschen höre ich entweder aus unartikulirten Lauten heraus oder lese ihn aus seinen Geberden ab. Einen dritten Weg, diesen Zustand unmittelbar wahrzunehmen, giebt es nicht.

Drittens: So wäre also ein armes Weib nicht imstande, mir in artikulirten Tönen oder gar in einem Briefe ihr Leid zu klagen? Gewiß, aber ob ich etwas dabei empfinde, ist die Frage! Möglich, daß mich ihr Brief in der richtigen Stimmung trifft, möglich, daß sie für ihre mündliche Klage den richtigen Ton findet, mich das richtige Bild ihrer Lage empfinden zu lassen. Dann aber wirkt nicht der artikulirte Laut auf mich, sondern die besondre Art seines Klanges. Ob der Kranke unter dem Messer des Arztes Hilfe! oder Halt! schreit, das macht wenig aus. Denn artikulirte Laute wirken an sich gar nicht auf unser Empfinden, selbst dann nicht immer, wenn wir sie so genau verstanden haben, daß wir sie wörtlich wiederholen können. Wenn ich z. B. in zusammenhängender Darstellung höre — oder lese —: „der Herr

erstaunte hierüber sehr," so kann ich damit nicht eben viel anfangen, wenn man mir nicht viel Zeit zum Überlegen läßt; ich nehme die Mitteilung hin, wie ein Aktenstück, das mir „zur Kenntnisnahme" überreicht wird, die Zukunft muß lehren, ob ihm besondre Bedeutung innewohnt. Werde ich wieder daran erinnert, so suche ichs hervor, wo nicht, mags verstauben und verschimmeln. Höre ich die Mitteilung in der Form: „auf dem Gesichte des Herrn malte sich ein unmäßiges Erstaunen" (G. Freytag), so schwebt mir dabei schon, wenn auch flüchtig und verschwommen, etwas vor. Sagt aber der Dichter zu mir: „Bräsig tröck de gelen buschigen Ogenbrauen so hoch, dat sei ganz unner dat Schut von de timpig Mütz tau sitten kemen," so huscht, blitzartig schnell zwar, aber doch plastisch, ein Bild an meinem geistigen Auge vorüber, und von diesem Bilde lese ich fast so deutlich wie von einem körperlichen den Seelenzustand des geschilderten Mannes ab. Warum das? Ich bin gewohnt, Seelenzustände, die ich nicht aus unartikulirten Lauten heraushöre, aus den Geberden der Menschen zu entnehmen, also von Gebilden im Raum abzulesen. Da die Sprache nun Gebilde im Raum nicht schaffen kann, so schafft sie als Ersatz die Vorstellung von Gebilden im Raum. Und sie thut dies da, wo sie mir nicht nur etwas mitteilen, sondern mich unmittelbar etwas will empfinden lassen.

Viertens: Es drängt sich also die allgemeine Frage auf: wie ist die Sprache imstande, im Hörer plastische Bilder, d. h. die Vorstellungen von Gebilden im Raume zu schaffen? Die Sprache nennt ein Wort, Haare z. B. Das liefert die, freilich sehr verschwommene Vorstellung eines räumlichen Gebildes; deutlicher wird sie durch die Bezeichnung Locken oder gar schwarze Locken. Die Häufung weiterer Eigenschaften macht die Vorstellung eher undeutlich. Aber mit der Vorstellung schwarzer Locken ist die unbestimmte Vorstellung einer Person verbunden, die sie trägt. Das kann ich mit Vorteil benutzen und sagen: seine schwarzen Locken flatterten im Winde. Nun besitzt die Vorstellung die größte Deutlichkeit, die mit den Mitteln der Sprache zu erreichen ist. Worin liegt das? Darin, daß flattern eine Bewegung bezeichnet? Schwerlich. Denn ich glaube nicht, daß sich jemand die verwickelte Bewegung des Haares vorstellt, ich glaube, daß er vielmehr das Haar in der charakteristischen Lage sieht, in der es ein Maler auf seine Leinwand bannen würde. Doch über die Natur einer flüchtigen Vorstellung läßt sich streiten. Nehmen wir also ein andres Bild zur Hand. Ein Mann, ein Stein, das giebt zwei mehr oder minder verschwommene, räumliche Vorstellungen. Ein Mann, der auf einem Steine sitzt, das giebt ein plastisches Bild. Und von Bewegung, von Handlung keine Spur. Denn es ist die eigentliche Aufgabe des Verbums „sitzen," die Beziehung anzudeuten, die ein bewegungsloses lebendes Wesen zu einem leblosen Ding im Raume hat. Und nun: ein Mädchen, ein Kleid, das giebt Vorstellungen, die ebenso deutlich oder undeutlich sind, wie die von Mann und Stein. Wenn nun die Holde sagt: dies Kleid sitzt mir schlecht,

kann ich mir dabei etwas vorstellen? O ja, daß sie jetzt schlechter Laune sein wird, aber sicher nichts, was die Vorstellung der beiden Dinge, Kleid und Mädchen, zu einem deutlichen Bilde verknüpfte. Denn „sitzen“ soll hier umgekehrt die Beziehung eines leblosen Dinges zu einem lebenden bezeichnen, und dazu ist es nicht eigentlich da. Mit Hilfe des Verbums „sitzen“ erzeugt man eine deutliche Vorstellung nur da, wo es seiner eigentlichen Aufgabe gemäß ausgesprochen wird, wo also ein lebendes Wesen Subjekt des Verbums ist.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.

Hier ist es allein das Verbum „sitzen,“ das dem poetischen Gemälde Plastik verleiht, alles andre ist Kolorit. Denn das plastische Bild an sich ist noch keine Poesie, poetisch wirkt es erst im richtigen Zusammenhang. Aber kann wohl etwas eine tiefere Wirkung ausüben, als es an seinem Orte das einfache Bild thut:

Da sitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe.

Die Antwort auf die Frage, wie die Sprache im Hörer deutliche Vorstellungen von Dingen im Raume schafft, lautet also: mit Hilfe einer bestimmten Klasse von Verben, deren eigentliche Aufgabe es ist, eine sichtbare Beziehung zwischen Dingen im Raum zu bezeichnen. (Es sei gestattet, diese Verba der Kürze halber konkrete zu nennen.) Ob sich die sichtbare Beziehung als eine Handlung, Bewegung oder Ruhelage darstellt, das ist für die Plastik des Bildes von gar keiner Bedeutung. Zwei konkrete Substantiva oder ihre Stellvertreter, Pronomina, verbunden durch ein konkretes Verbum, auf diesen Mechanismus ist der Geist eingeübt, und wo ihm Lautgruppen, durch diesen Mechanismus verbunden, dargeboten werden, da stellt er sich ein plastisches Bild vor. Auf keine andre Weise kann die Sprache diese Bilder erzeugen, und sie muß mit dem Schmuck der Adjektiva und Adverbia sparsam sein, damit das schmückende Beiwerk ja nicht den Mechanismus verdecke. Man sehe Goethes beste Naturschilderungen durch auf die Natur ihrer Verba, ob nicht die Mehrzahl konkrete Verba sind, gebraucht in ihrer ursprünglichen, konkreten Bedeutung. Um auch die Gegenprobe nicht zu unterlassen, betrachte man das Beispiel eines schlechten poetischen Gemäldes, das Lessing aus Hallers Alpen anführt. Umbiegen, sich auftürmen, krönen, durchziehen sind vier Verba in drei aufeinander folgenden Zeilen. Sich auftürmen und krönen haben gar keine Verbalstämme. Umbiegen und durchziehen sind konkrete Verba, und eine umgebogne Lanzenspitze oder einen Kahn, der den stillen See durchzieht, kann ich mir recht gut vor-

stellen. Aber die Vorstellung von Farben mit der Vorstellung von Blumenblättern zu verbinden, das ist von der ursprünglichen Aufgabe dieser Verba so weit entfernt, daß ich mir gar nichts dabei vorstellen kann. Denn damit sich das Verbum so wirksam als möglich erweise, ist es notwendig, daß die Vorstellungen, die es zum Bilde vereinigen soll, so deutlich als möglich seien. Darin dürfte der Grund zu suchen sein, daß Homer seine großen poetischen Gemälde in viele einzelne Bilder auflöst. Den Wagen der Juno kann ich mir als Ganzes nicht vorstellen, so lange ich nicht ihn oder ein Bild davon gesehen habe. Läßt aber der Dichter den Wagen aus Rädern, Achsen, Deichsel u. s. w. zusammensetzen, so arbeitet er mit Vorstellungen, die jedermann geläufig sind, und die er daher mittels konkreter Verba zu plastischen Bildern vereinigen kann. Doch es kommt mir nicht darauf an, eine Frage der poetischen Technik erschöpfend zu behandeln. Ich wollte nur nachweisen, daß Lessing einen Fehler begangen hat: er hat zwischen der Poesie und den artikulirten Lauten als ihrem Mittel ein Zwischenglied übersehen, den Organismus der Sprache. Artikulirte Laute geben Vorstellungen, Vorstellungen vereinigt die Sprache zu plastischen Bildern, plastische Bilder vereinigt die Poesie zu poetischen Gemälden. Nun ist die Sprache weder das einzige Mittel der Poesie, noch das plastische Bild das einzige Mittel der Sprache. Aber sofern die Poesie nicht handelnde Personen verwendet, oder sofern diese Personen nicht in Geberden oder unartikulirten Lauten ihr Seelenleben offenbaren, sofern muß sie sich doch immer der Sprache bedienen. Und die Sprache bedarf des plastischen Bildes zwar nur da, wo sie sich unmittelbar an unser Gefühl wendet. Wo die Sprache nur etwas darzustellen hat, ohne dadurch unser Gefühl unmittelbar zu erwecken, da genügt es, daß sie klar sei. Eine klare Darstellung aber erreicht die Sprache nur dadurch, daß sie den Mechanismus des plastischen Bildes nachahmt: zwei möglichst enge Begriffe, verbunden durch ein möglichst einfaches Verbum. Wo dieser Mechanismus klar zu erkennen ist, da ist die deutsche Sprache klar. Was sie sonst noch ist, hängt von der Art und Fülle des Beiwerks ab, das dies Gerippe mit Sehnen, Muskeln und Haut bekleidet und beweglich macht.

Die ganze Weisheit liefe also darauf hinaus, zu den richtigen Substantiven das richtige Verbum zu finden. Das ist so einfach, daß man darüber lachen möchte. Das Lachen aber vergeht dem bald, der auf Grund dieses einfachen Satzes unser landläufiges Deutsch kritisirt. Fragt doch einmal einen glücklichen Besitzer von Königs Litteraturgeschichte, wie Walther auf dem Bilde der Manessischen Handschrift aussehe. Fragt zur Vorsicht schriftlich, denn sonst möchte der Gefragte ganz natürlich herausplatzen: in diesem Bilde sitzt Walther auf einem Stein. Laßt ihr ihm aber Zeit zum Schreiben, so taucht hinter ihm alsbald der gute Genius des Neuhochdeutschen, der große Papierne auf, den Otto Schröder entdeckt hat, und raunt dem Schreiber ins Ohr:

Walther sitzt doch nicht im Bilde. Erschrocken will der gebildete Neuhochdeutsche verbessern: in der Darstellung, da lacht der gute Genius höhnisch auf: nun soll er gar in einem Abstraktum sitzen! Und der gebildete Neuhochdeutsche, froh der gefundnen Lösung, schreibt getrost: in der Darstellung der Manessischen Handschrift nimmt Walther eine sitzende Haltung ein. So, das fühlt sich nun hübsch weich an, hat nicht Hand und nicht Fuß, nicht Kopf und nicht Schwanz, die reine Molluske. Und solcher geschriebnen Austern schlürft das deutsche Lesepublikum täglich einige Dutzend, wenn es große Zeitungen liest, und täglich einige Hundert, wenn es seine Geistesnahrung aus der Garküche eines Generalanzeigers bezieht. Abhanden kommen, zu statten kommen, zu stande kommen, das sind Zusammensetzungen, die die Aufgabe eines einfachen Verbums erfüllen, und zwar ganz gut erfüllen, denn sie sind als Ganzes aus dem Bereich der nämlichen Anschauung in das Gebiet der abstrakten Begriffe übertragen, und die Sprache befolgt damit eine Praxis, die sie von altersher geübt hat, auch an einzelnen Verben. Ein Amphibium, das halb im Wasser, halb auf dem Lande lebt, ist das „zur Geltung kommen," aber ein reines Garnichts, eine Molluske ist das saft- und kraftlose „zum Ausdruck kommen." Nein, es ist wirklich nicht schön. Wenn man noch sagte „zum Ausdruck gehen." Aber was ist da zu machen! Mit „gehen" giebt es keine eingebürgerte Zusammensetzung, die dem baren Unsinn einen Passirschein ausstellte, und die geistvollen Kritiker unsrer Tageblätter können den „Ausdruck" nun einmal nicht entbehren, denn an den „Ausdruck" läßt sich so bequem ein nichtssagendes Beiwort anhängen, und hätte der geistvolle Kritiker den „Ausdruck" nicht, so müßte er ein Wort gebrauchen, bei dem sich auch etwas denken ließe. Über einen Satz aber wie: „Die große Arie kam zu vollendetstem Ausdruck" liest der Leser genau so gedankenlos hinweg, wie er gedankenlos niedergeschrieben wurde. Außer „kommen" ist besonders „gelangen" so ein Allerweltsverbum geworden. „Der Brief gelangte rechtzeitig an den Ort seiner Bestimmung." Schön, das ist einfach und deutlich. Aber was gelangt in deutschen Zeitungen nicht alles zur Abstimmung, zur Darstellung, zur Aufführung, zur Darbietung, und was weiß ich wozu. Aber das weiß ich: greift der Schwund des Verbums so weiter um sich, so besteht nach fünfzig Jahren der Schatz des Deutschen an echten Verben aus den dreien: machen, kommen, gelangen, und der lebendigklare Strom der Sprache wird sich dann zu einem breiten, trüben Sumpf angestaut haben, auf dem in üppiger Fülle blühen die Bastardverba von Substantivstämmen und die anspruchsvollen Substantiva von Verbalstämmen.

In der, leider so reichhaltigen, Pathologie unsrer Muttersprache, in Wustmanns „Sprachdummheiten," ist der krankhafte Schwund des echten Verbums natürlich auch erwähnt. Aber dieser Spezialfall schien mir wichtig genug, ihn genauer zu studiren. Denn die meisten andern Dummheiten sind doch nur Auswüchse und Mißbildungen, einige vielleicht auch Umbildungen der äußern

Glieder; diese aber geht der Sprache ans Leben. Knochenerweichung möchte man sie nennen. Nun hat Wustmann zweifellos Recht: daß die Verwilderung der Sprache so unheimlich rasch fortgeschritten ist, das verdanken wir der Großmacht der Presse. Ja, eine Großmacht ist sie, aber das ist die Mode auch, und auf ihrer geistigen Höhe etwa steht die deutsche Presse, höher sicher nicht. Wären nicht die modernen Frauen in Sachen des äußern Gefallens die unselbständigsten und kindlichsten Geschöpfe, die Gott in seinem Zorn geschaffen hat, so ließen sie sich die Narrenjacke der Mode nicht anziehen. Und wäre das deutsche Lesepublikum in Sachen des litterarischen Geschmacks nicht das unselbständigste und kindlichste unter allen Völkern der Erde, so würfe es den ekelhaften Brei, den ihm die Presse tagtäglich auftischt, zum Fenster hinaus. Denn eine Krankheit breitet sich mit Erfolg nur da aus, wo sie guten Boden findet. Der gesunde Mensch schluckt Kochsche Tuberkelbazillen und Caprivische Beunruhigungsbazillen in ungezählter Menge ein, und sie schaden ihm nichts. Nur in dem Organismus, der schon mit einem Fehler behaftet ist, setzen sie sich fest. Und wir haben den Fehler, den Lessing im 16. Kapitel des Laokoon machte, sorgsam gehegt und gepflegt, und nirgends hat man das mehr gethan, als auf den berufnen Pflegstätten unsrer Bildung, den deutschen Hochschulen. Dort weiß man immer noch nichts davon, daß zwischen den artikulirten Lauten, die wir mehr oder minder mit allen Sprachen des indogermanischen Stammes gemeinsam haben, und unsrer Dichtkunst die Sprache steht, nämlich unsre Muttersprache. Lessing konnte sie übersehen, denn zu seiner Zeit war die deutsche Sprache noch kein Mittel der Dichtkunst, weil es eine deutsche Dichtkunst von mustergiltigem Wert noch gar nicht gab. Lessing konnte sich überhaupt den Luxus eines Fehlers ruhig gestatten, denn er war ein starker Geist, der aus selbsteigner Macht die Sprache als brauchbares Mittel der Dichtkunst handhabte. Wir Modernen aber sind ganz und gar keine starken Geister, wir sollten uns den Fehler vom Halse schaffen. Wir hätten es längst gekonnt, denn zwischen Lessing und der Gegenwart liegt erstens eine große, blühende Litteratur und liegt zweitens eine hochentwickelte historische Grammatik. Aber auf der Hochschule, wo die Wissenschaft von diesen beiden Dingen gepflegt wird, da gehen diese beiden Wissenschaften hübsch friedlich neben einander her, als hätten sie nichts mit einander zu thun. Denn wo sie aus Rücksicht auf den staatlichen Geldbeutel durch Personalunion vereinigt sind, da vereinigen sie sich doch nicht auf ein gemeinsames Ziel. Denn dies Ziel könnte nur das litterarische Schaffen der Gegenwart sein. Die eine Wissenschaft aber schnappt so etwa bei 1850 ab, die andre schon um 1650. Da machen sie Halt und stehen stramm, wie der Rekrut vor seinem Unteroffizier. Die Sprachwissenschaft ist dabei ganz gut gefahren, die Litteraturgeschichte aber ist auf den Hund gekommen. Denn was auf den Hochschulen dafür ausgegeben wird, läuft auf Kritik der Texte, Untersuchung der Quellen und Fest-

stellung der Chronologie hinaus. Und das sind nur Hilfswissenschaften, sehr nützliche zwar, aber doch nur nützlich für den Gelehrten und von höchst geringem Werte für den Lehrer und Schriftsteller, also für das praktische Leben. Und man sollte doch meinen, die Professuren für deutsche Sprache und Litteratur seien nicht lediglich zu dem Zweck eingerichtet, Privatdozenten auszubilden. Denn wozu Privatdozenten gut sind, weiß ich nicht; Lehrer und Schriftsteller aber sind dazu da, das Volk zu bilden. Wenn sie von diesem ihrem idealen Berufe heute so weit entfernt sind, daß die wenigsten überhaupt noch eine Ahnung davon haben, so liegt die Schuld zum größten Teile daran, daß sie für alles andre eher vorbereitet werden, als für ihren Beruf. Weil der Schulverwaltung diese Erkenntnis aufgedrängt wurde — nicht etwa sich aufdrängte —, erfand sie das geniale Hilfsmittel der pädagogischen Seminare, getreu ihrem Grundsatz, daß jedes Element der Bildung dem Zögling sorgfältig gereinigt und in luftdichter Verpackung übergeben werden müsse, damit doch um Gottes willen kein einheitlich durchgebildeter Mensch herauskomme. Und weil sich herausstellte, daß die akademische Bildung dem Schriftsteller fast gar nichts mitgiebt, was er für seinen Beruf gebrauchen kann, so drängte sich in diesen Beruf alles Gesindel hinein, das für einen andern zu dumm oder zu faul war.

Damit man mir nicht vorwerfe, ich redete ins Blaue hinein, muß ich Thatsachen anführen und Namen nennen. Ich betone ausdrücklich, nur aus diesem Grunde nenne ich Namen, nicht etwa um den Trägern der Namen eine Schuld aufzubürden, die in den Zeitverhältnissen liegt. Der Geist, der die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Litteratur beherrscht, ist der Geist Wilhelm Scherers. Scherer war sehr befähigt zur philologischen Hilfsarbeit für die Litteraturgeschichte, aber er beging den Fehler, diese Hilfsarbeit für die eigentliche Aufgabe der litterarischen Forschung zu erklären. Die Versuchung lag für ihn sehr nahe, da er aus Lachmanns Schule kam, und da diese Hilfsarbeit eine ganz andre Bedeutung hat für die ältern Dichtwerke, deren Überlieferung mangelhaft ist. Aber schon Lachmann hatte der Philologie zu viel vertraut, und Scherers Fehler hatte die verderblichsten Folgen, weil Scherer auf dem ersten Lehrstuhl des neuen Reiches saß. So wurde der Ort, der eine Pflegstätte des guten Geschmacks hätte sein sollen, die Brutstätte der wüstesten Gleichmacherei in der Litteratur. Wenn je ein Mann zur rechten Zeit für seinen Ruhm gestorben ist, so war es Scherer. Denn seine „Poetik" hätte sein Ruhm nicht lange überlebt. Er behauptet darin: „Die Poetik ist vorzugsweise die Lehre von der gebundenen Rede; außerdem aber von einigen Anwendungen der ungebundenen, die mit den Anwendungen der gebundenen in naher Verwandtschaft stehen." Als ich diese Erklärung zum erstenmal las, traute ich meinen Augen nicht; das hätte ein Gymnasialprimaner eben so gut sagen können. Also Scherer ist bereit, kritiklos alles für Poesie

hinzunehmen, was sich dafür ausgiebt. Er thut das auch, ihm ist alles völlig gleichwertige Poesie, von den sogenannten Liedern der Naturvölker bis zu den ewigen Gesängen Homers, von den Dramen Shakespeares bis zur Theaterrezension im elendesten Winkelblatt. Mit unangenehmer Beweglichkeit gräbt und wühlt er darin herum und hat augenscheinlich eine große Freude über jeden Regenwurm, den er zu Tage gefördert hat. Er behauptet, die Ästhetik solle „allen Erscheinungen und allen Völkern der Erde gerecht werden und ihnen im System ihre Stelle anweisen." Nach diesem Grundsatz ist er verfahren, und seine Schüler sind dem Grundsatz treu geblieben. Warum, liegt auf der Hand: das Arbeitsfeld ist nun unbegrenzt, und wer etwa das Verhältnis von Fischarts Geschichtsklitterung zu ihrer Quelle mit Erfolg untersucht hat — dies zielt auf niemand, der das möglicherweise gethan hat —, meint nun, er verstünde auch etwas von litterarischen Dingen. Was aber solche Forschung an sich für einen praktischen Wert hat, außer daß sie dem Forscher die Doktorwürde und der Fakultät einige hundert Mark Gebühren hierfür einzubringen vermag, sehe ich nicht ein, und Scherer hat es meines Wissens nirgends gesagt.

Wie in seinen Aufsätzen „Zur Geschichte der deutschen Sprache" schießt Scherer auch in der Poetik himmelweit über jedes erreichbare Ziel hinaus. Die bildenden Künste und die Tonkunst sind durch die Natur ihrer Mittel bis zu einem gewissen Grade international. Die Dichtkunst aber ist durch ihr wesentliches Mittel, die Sprache, fester als die andern Künste an die Nation gebunden. Jede rein litterarische Forschung, die fruchtbar werden und sich nicht Selbstzweck bleiben will, muß also von der nationalen Dichtkunst ausgehen. Das Irrlichteliren durch die Poesie aller Völker und Zeiten kann zu nichts führen. Es ist lehrreich, daß Lessing, dem eine nationale Dichtkunst keine Hilfe leisten konnte, von der bildenden Kunst ausgeht und sie beständig im Auge behält. Aber Scherer wäre auch zu nichts gekommen, wenn er sich nur an die nationale Dichtkunst gehalten hätte. Das beweist seine vielbewunderte Litteraturgeschichte. Als Ergebnis philologischer Manuwurfsarbeit mag sie die Bewundrung verdienen, als ein Bild der Entwicklung deutscher Dichtkunst ist sie, wenigstens im neuern Zeitraum, sehr mittelmäßig. Scherer bezeichnet es als seine Methode, durch Vergleichung zu charakterisiren. Das ist nicht übel. Lessing z. B. hat in der Hamburgischen Dramaturgie verschiedne Dichter durch Vergleichung so scharf charakterisirt, daß man ganz genau weiß, was man von ihnen zu halten hat. Scherers Charakteristik aber besteht darin, daß er die Einzelheiten genau so aneinander reiht, wie Ariost in der bekannten Schilderung der Alcina (Laokoon, Kapitel 20), oder sie flattert zwischen einem „dieser — jener" ängstlich hin und her, wie der Vogel zwischen den Wänden seines Käfigs. Dabei kommt dann entweder gar kein Bild heraus oder ein so schiefes, wie das Grillparzers. Den Grund dieser Schwäche deckt

wieder die Poetik auf. Scherer wirft darin der ältern Poetik und Ästhetik vor, sie habe die wahre Poesie gesucht und Gesetze geben wollen. Der Vorwurf mag berechtigt sein, aber daß man wahre Poesie suchen kann, ohne die wahre Poesie zu suchen, und daß man Gesetze finden kann, ohne Gesetze zu geben, das übersieht Scherer. Er stürzt sich blindlings ins andre Extrem, wirft alle Werturteile aus Poetik und Litteraturgeschichte hinaus und stellt sich für die Poetik das Programm: „Die dichterische Hervorbringung, die wirkliche und die mögliche (!), ist vollständig zu beschreiben in ihrem Hergang, in ihren Ergebnissen, in ihren Wirkungen.“ Der Hergang der „dichterischen Hervorbringung“ ist ein Vorgang in der Seele des Dichters und geht keinen andern etwas an. Und selbst wenn es möglich wäre, diesen Vorgang vollständig zu beschreiben, wozu soll das dienen, als zur Befriedigung eitler Neugierde, wie sie den Verehrern Lombrosos und Nordaus eigen ist? Das Kriechen und Schnüffeln hinter den intimsten Regungen einer keuschen Künstlerseele, wie sie z. B. Grillparzer hatte, ist einfach ekelhaft. Mir ist das Bildnis der Fornarina noch nie um deswillen schöner erschienen, weil ich weiß, daß sie Raffaels letzte Liebe war; und ich habe die Venus von Melos noch nie um deswillen häßlicher gefunden, weil ich von dem Künstler gar nichts weiß, der diesen edeln Leib gebildet hat. Die Ergebnisse der „dichterischen Hervorbringung,“ das sind die Werke des Dichters, sofern sie wirken. Sagen wir also klipp und klar: Poetik ist die Lehre von der Wirkung poetischer Kunstwerke. Wir haben in unsrer Litteratur eine genügende Zahl von Werken, von denen wir zuverlässig wissen, daß sie echte poetische Kunstwerke sind; und wo es fehlen sollte, da helfen andre Litteraturen gern aus. Und schaffen wir zwischen Poetik und Litteraturgeschichte keinen scharfen Gegensatz, sondern sagen wir: Litteraturgeschichte ist angewandte Poetik. Sie soll erforschen, wie die poetischen Kunstwerke gewirkt haben und warum sie so gewirkt haben, und wie diese poetischen Kunstwerke heute wirken und warum sie so wirken, als Kunstwerke natürlich, denn zuweilen wird ja ein Trauerspiel so aufgeführt, daß das Publikum nicht aus dem Lachen herauskommt. Dann wirkt es eben nicht als Kunstwerk, so wenig wie das Nibelungenlied imstande war, auf Friedrich den Großen als Kunstwerk zu wirken. Das lag aber nicht an dem Liede, sondern an Friedrich dem Großen, was eine Litteraturgeschichte, die die Wirkung des Kunstwerks im Auge hat, sehr leicht erklärt. Eine Litteraturgeschichte aber, die nur auf die Entstehung des Kunstwerks sieht, die im Begriff ist, sich zur allgemeinen Dichterbiographie umzuwandeln, die kann schließlich gar nichts erklären, die kann niemals eine Stütze des litterarischen Geschmacks werden, die hat also fürs lebendige Leben keinen Wert. Denn woran soll sich in Zeiten der Verwilderung der Geschmack halten? Bildete Lessing sein litterarisches Urteil etwa daran, daß er der Entstehung der homerischen Gesänge oder den Lebensumständen Shakespeares nachspürte? Hat es

ihm, hat es Herder, Goethe und Schiller sonderlich geschadet, daß sie keine „kritischen Ausgaben“ ihrer griechischen, lateinischen und englischen Vorbilder hatten? Ich dächte also, wir, die wir von den meisten klassischen Werken unsrer Litteratur brauchbare Ausgaben haben, wir besännen uns endlich darauf, daß unsre Dichter nicht geschaffen haben, um den Philologen Arbeit zu geben, die sich für Litterarhistoriker ausgeben. Scherer macht in der Poetik die richtige Bemerkung: „Es herrscht heute auf dem litterarischen Gebiet eine entschieden demokratische Verfassung mit allgemeinem gleichem Wahlrecht,“ und dann malt er sich das frühere aristokratische Regiment auf seine Weise gefällig aus. Aber es ist recht billig, sich an der Betrachtung eines paradiesischen Zustandes zu ergötzen und den gegenwärtigen Zustand der Verderbnis als etwas unabänderliches hinzunehmen. Hätte sich die litterarische Wissenschaft zur rechten Zeit an ihre wahre Aufgabe erinnert, so wäre der litterarische Geschmack nicht so tief gesunken, daß statt seiner jetzt die Mode herrscht, in der von Zeit zu Zeit auch ein Werk der Dichtkunst auftaucht. Eine Zeit lang war Wagner Mode, das konnte man sich allenfalls gefallen lassen. Aber dann wurde Ibsen Mode, dann Tolstoi, dann Sudermann, dann Mascagni, dann Leoncavallo und dann wieder Sudermann. Und jedesmal gab die Berliner Presse den Ton an, und a tempo verfiel das deutsche Publikum in Entzücken, wie eine kokette Frau, die der liebevolle Gatte vor den Spiegel führt, um ihr dann hinterrücks den neuesten Sommerhut aufzusetzen. Unter den Erzeugnissen der modernen Dramatik verdienen die Werke Sudermanns gewiß eine ernste Würdigung. Aber ein Publikum, das darüber aus Rand und Band gerät, als würde ihm hier etwas unerhört neues geboten, ist in seinem Geschmack entschieden weibisch geworden.

Eine litterarische Forschung, die die Wirkung der Dichtkunst nicht beachtet, läßt natürlich neben dem litterarischen Geschmack auch das Sprachgefühl, das Gefühl für den richtigen Gebrauch des vornehmsten Mittels der Dichtkunst, sorglos verkommen. Scherer, seinerzeit der erste unter den Männern, die die deutschen Lehramtskandidaten auf ihre Befähigung für den deutschen Unterricht zu prüfen haben, nimmt sich die Freiheit, in seiner Poetik folgende Wendungen zu gebrauchen: „Wie grenzen wir ab?“ (Was?) „Nur Empiriker wie Lessing fördern.“ (Wen, was?) „Freilich, gewisse komplizirte Formen ... scheiden als jüngere Entwicklungen sogleich aus.“ (Woraus? Man kann aber auch fragen, wen?) „Dieses Moment wächst, wenn wir weiter zurückgehen.“ (Wohin?) „Da gewinnen wir ein weiteres.“ (Was denn?) Im Schriftdeutschen gehört es zum guten Ton, diese Fragen zu beantworten. Wer sie offen läßt, der bekennt sich zu einem litterarischen Gigerltum, das mit abgehackten Sätzen kokettirt, wie die Modenarren mit abgehackten Überröcken. An Wendungen wie „zur Untersuchung kommen“ (mit unpersönlichem Subjekt), „zum Durchbruch verhelfen,“ „zum Ausdruck kommen,“ „Eingang finden“ (wie oben) stößt

sich der Professor für deutsche Sprache und Litteratur natürlich nicht im geringsten. Es geht nicht wohl an, hier alle stilistischen Schmetterlinge aufzuspießen, die um die Blumen dieser Poetik flattern. Einen aber wollen wir uns noch einfangen, weil er auf deutschen Fluren nicht oft vorkommen dürfte. „Da hat doch Aristoteles ... nicht auf das intellektuelle Urteil über Richtigkeit der Nachahmung provozirt.“ Da muß einem Sammler ja das Herz im Leibe lachen!

Scherers Nachfolger auf dem Lehrstuhl für deutsche Litteratur trägt den litterarischen Gigerlrock noch etwas kürzer. In die Einleitung zum Urfaust schreibt er den geschmackvollen Satz: „Die winzige Szene vor dem Kreuz entfiel.“ Davor setzt er einen Punkt, und dahinter auch einen. Nun, die Mode ist fortgeschritten. Sonst muß man bei Erich Schmidt die Gedankenfülle seiner Sätze bewundern. „Sah auch der Leipziger Student und der junge Frankfurter Einsiedler die ihm aus Volksbuch und Puppenspiel vertraute Gestalt des vielberufenen Erzzauberers durch Lessings Litteraturbriefe in eine reine dichterische Sphäre emporgeschnellt, so hat doch der Alexandriner, worin Söller sich mit Doktor Faust vergleicht (Der junge Goethe 1, 208), keine tiefere Bedeutung als verwandte, burleske Anspielungen bei Zachariä, Löwen, Wieland, und die ernstere Art, wie Goethe sich brieflich als »nachtforschenden Magus« hinstellt, verrät gewiß noch nichts von einem Faustplan.“ Da fährt ein Frachtwagen mit gediegner Ladung übers Pflaster, man hörts am Knarren der Räder. Und nun das kühne Bild, das gefälliges Leben in die schwere Wissenschaft bringt! Der Herr Professor für deutsche Litteratur an der Universität Berlin hat ins Schwarze geschossen, und Faust „schnellt empor,“ wie das Männchen hinter der Scheibe. Einen andern tiefsinnigen Satz, der auf S. XII der Einleitung in der neunten Zeile von unten beginnt, kann ich leider nicht anführen, denn ich muß annehmen, es sei ein Druckfehler stehen geblieben. Aber dann! „Friederike, die ländliche Naive.“ Das sagt doch etwas, das sagt weit mehr, als da auf dem Papier steht, und wenn auch in der Erscheinung der Pfarrerstochter von Sesenheim so wenig eine Spur von Schauspielertum steckt als in dem Herrn Professor Schmidt von deutschem Sprachgefühl: man sieht doch, der Herr Professor versteht etwas vom Theater, er weiß, wie die Schauspieler ihre Rollen einteilen. Und nun für Sammler noch einen schönen Schmetterling: „Die Autobiographie als ein wohlberechnetes Kunstwerk mit stimmenden Akkorden.“ Die Autobiographie mit ihrer berechneten Wirkung thäte es zwar auch. Aber „mit stimmenden Akkorden,“ wie zierlich! Es könnte in Molières Pretieusen stehen.

Vielleicht wundert sich der eine oder andre, daß ich die Stilproben aus einem Kollegienheft genommen habe, denn das ist Scherers Poetik, und aus einer Einleitung, die laut ihrer Unterschrift in vier Tagen geschrieben ist. Aber das habe ich in einer bestimmten Absicht gethan. Denn so wie sich angebornes

Anstandsgefühl vom angelernten dadurch unterscheidet, daß es jedermann in höflichen Formen entgegenkommt, so unterscheidet sich das echte Sprachgefühl von der Schönrednerei dadurch, daß es sich jederzeit so klarer und gefälliger Ausdrücke bedient, als ihm möglich ist. Der unberechenbare Schaden, den jener verlodderte Stil anrichtet, kommt aber daher, daß die Herren in ihren Kollegien genau so nachlässig sprechen wie sie schreiben, wenn sie nicht gerade für die Unsterblichkeit zu schreiben glauben. Denn im Kolleg sitzen vor ihnen einige hundert Vertreter des heranwachsenden Geschlechts, die für der Weisheit letzten Schluß halten und für deutsche Redeweise, was von den Lippen des verehrten Lehrers fließt. Wenn die nur zuhörten, wäre die Gefahr noch nicht so groß. Aber sie sitzen da mit krummem Rücken und schreiben, „als diktirt' ihnen der heilig Geist." Denn unsre Studenten, die sich so gern als die Träger einer frischen, lebensfrohen Zukunft fühlen, sind in ihrem wissenschaftlichen Streben genau solche Waisenknaben, wie der Schüler, dem der brave Mephisto die Wege weist, die zu den Quellen führen. Und nebst der Pseudolitteraturgeschichte, die sie schwarz auf weiß nach Hause tragen, bringen sie auch den gichtbrüchigen Stil mit heim und gewöhnen sich, ihre eignen Gedanken in dieselbe gallertartige Form zu kleiden. Wie die Professoren zu ihrem verwahrlosten Vortrag gekommen sind, ist leicht erklärlich: sie haben kein unabhängiges Publikum. Ihren Studenten können sie bieten, was sie wollen, denn einst wird kommen der Tag des Examens, wo diese wiederkäuen müssen, was sie ihnen vorgekaut haben. Aber eine Entschuldigung für die Professoren ist das nicht. Arthur Schopenhauer hatte gar kein Publikum, als er schrieb. Auch er griff wie Scherer in die Litteratur aller Zeiten und Völker, aber der geistesstolze Schopenhauer drückte nicht die ungewaschne Hand jedes litterarischen Landstreichers. Nur mit den Besten pflegte er Verkehr, und darum ist das dritte Buch der Welt als Wille und Vorstellung nebst seinen Ergänzungen eine Fundgrube fruchtbarer Gedanken, wenn es auch als Ganzes verfehlt sein mag. Und gekleidet sind diese Gedanken in ein krystallklares, sprachgewaltiges Deutsch. Schopenhauer verschmähte es nicht, aus der Weisheit uralter Bücher zu schöpfen, aber er blieb auch in Berührung mit dem geistigen Leben seiner Zeit. Er wußte, was er wollte, und er würde es sich schwerlich vergeben haben, hätte er einen Gedanken geschwätzig in dreifacher Form niedergeschrieben, wie es Scherer achtlos thut: „wurden wir schon vielfach auf die Aufgaben, welche die Poesie zu erfüllen sucht, auf die Funktionen, die Ämter, welche die Poesie übernimmt, geführt." Aber auch Leute, die ganz dasselbe Publikum haben, wie jene ersten Vertreter der Litteraturgeschichte, deutsche Professoren, verfügen über einen klaren deutschen Vortrag. Ein notwendiges Übel also ist die Nachlässigkeit nicht. Der genialste der lebenden Chemiker, Professor August Kekulé in Bonn, hält es ganz und gar für unter seiner Würde, den Studenten die Wissenschaft in Brocken vorzuwerfen, wie das Futter, das man dem Vieh

in den Trog schüttet. Er hat aber auch von dem Zweck des akademischen Vortrags eine so hohe Meinung, wie schwerlich einer unsrer litterarhistorischen Notizengelehrten. Eine so fließende und formschöne Beredsamkeit ist nun nicht von jedermann zu verlangen. Aber wer etwas zu sagen hat, von dessen Bedeutung und Wert er durchdrungen ist, der findet dafür, wenn nicht immer eine bestechende, so doch stets eine klare Form. Ich habe in Berlin, natürlich von einem außerordentlichen Professor, Philosophie vortragen hören in ganz anspruchsloser Rede, aber so klar, daß man sich hätte ärgern können, wie einen der Vortrag völlig gefangen nahm. Die Rede schien getragen — hier ist das vielmißbrauchte Modewort einmal am Platze — von dem ruhigen, aber sichern Bewußtsein, daß sich das Gute schon selber Bahn bricht. Ich habe in Marburg einen Vertreter der Schulreform einen zwanglosen Vortrag halten hören über die Praxis des englischen Unterrichts, aus dem der Geist förmlich herausleuchtete. Ein frischer Zug wehte einen daraus an, und man fühlte: der Redner weiß, daß seines Geistes Arbeit Frucht getragen hat und noch reicher Frucht tragen wird. Natürlich war das wieder ein außerordentlicher Professor, und Gott und der preußische Kultusminister mögen wissen, ob er je ein ordentlicher wird. Ich meine nun, wenn der gelehrteste und geistreichste Mann in verworrenem Deutsch lehrt, so darf man ruhig schließen: dem Manne ist das Bewußtsein von dem Wert seiner Lehre nicht lebendig. Nur das manchmal überschwengliche Selbstbewußtsein, daß er Edelsteine darbiete, gab Schopenhauer die Macht, sie in Gold zu fassen, auch wo sie unecht waren.

Schlechtes Deutsch reden nun nicht nur deutsche Professoren, sondern noch recht viel andre Leute. Die Elite unsers Volkes, die in Reichs- und Landtagen sitzt, verzapft u. a. eine recht ansehnliche Menge. Und schlechtes Deutsch schreibt die überwiegende Mehrzahl aller Deutschen, die überhaupt schreiben können. Soll dem Anschwellen des Papierdeutschen ein Damm entgegengesetzt werden, so kann den einzig und allein der deutsche Schulunterricht aufführen. Darin hat Wustmann zweifellos wieder Recht. Aber weiter möchte ich nun behaupten: soll der deutsche Unterricht stark gemacht werden zur Erfüllung dieser Riesenaufgabe, so muß zunächst der Lehrer des Deutschen für diese Aufgabe zweckmäßig ausgerüstet werden. Und zu diesem Zweck muß die Wissenschaft, die den Lehrer ausbildet — vom Schriftsteller gar nicht zu reden —, umkehren. Sie muß sich aus der trägen Biographie emporarbeiten zu thatkräftigem Schaffen, das nicht mehr lauter Totgeburten in die Welt setzt. Das lebendig wirkende Dichtwerk muß wieder ihr eigentlicher Gegenstand werden, Biographie, Textkritik und Quellenforschung müssen wieder in den Rang von Hilfswissenschaften zurücktreten. Hat die Litteraturgeschichte erst erkannt, daß sie heute zu ihrem höchsten Ziel gar nicht emporzustreben wagt, dann wird sie auch den Anschluß ans Leben der Gegenwart suchen, und sie wird ihn finden. Und dann vermag sie eine feste Stütze zu werden für

den litterarischen Geschmack im weitern, für das Sprachgefühl im besondern Sinne.

Wenn die verbündeten Regierungen erkennen, daß das Heer nicht auf der Höhe der Zeit steht und eine neue Waffe haben muß, lassen sie da das neue Gewehr anfertigen und stellen es nun den Unteroffizieren anheim, damit zurechtzukommen? Wenn ich nicht irre, bilden sie zunächst die Unteroffiziere mit der neuen Waffe aus, und ich möchte fast sagen, sie thun recht daran. Und wenn diese selben verbündeten Regierungen oder eine von ihnen, in der Regel die preußische, erkennt, daß die Schule nicht auf der Höhe der Zeit steht, so — läßt sie ein neues Geisteskexerzierreglement ausarbeiten und verteilt das an die Lehrer, auf daß sie neugestärkt und zukunftsfreudig darnach unterrichten. Wie sagte eine weise Sibylle auf der Dezemberkonferenz? „Wer erziehen will, muß selbst erzogen werden.“ Das heißt, aus der dunkeln Sprache der Propheten in schlichtes Deutsch übertragen: wer Lehrer werden soll, muß zum Gelehrten erzogen werden. O heiliger Hinzpeter, spottetest deiner selbst und wußtest nicht wie!

Elberfeld Paul Harms

Sabatiers Übersetzung des Faust

Wie ein Zeugnis verklungner Tage tritt in einem Augenblick, wo der Riß zwischen Deutschland und Frankreich immer tiefer und unausfüllbarer wird, wo man sich in Frankreich verzweifelte Mühe giebt, das Volk Kants, Goethes und Beethovens zu einer „barbarischen Rasse“ herunterzuschimpfen, das Lebenswerk eines bedeutenden und geistvollen Franzosen hervor, der alle Gunst seiner Bildung, seiner Lebenslage und seiner persönlichen Verbindungen als einen Sporn empfunden hat, seiner Nation eine würdige und bis zu der hier überhaupt möglichen Vollendung gereifte Übersetzung der Goethischen Faustdichtung zu geben, in der auch er die Krone aller neuern Litteratur erblickt. Welche Aufnahme diese Übersetzung von François Sabatier*) in Frankreich finden wird und kann, müssen wir vor der Hand dahingestellt sein lassen. Die Überlieferung aus besserer Zeit hat für die gebildeten Franzosen den Namen Goethes geheiligt, und man sollte denken, daß der außerordentliche Fortschritt, den Sabatier

*) Le Faust de Goethe. Traduit en Français dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande par François Sabatier. Paris, Librairie Ch. Delagrave, 1893.

über alle seine Vorgänger hinaus gethan hat, die einigermaßen verständnisvollen und empfänglichen seiner Landsleute mit großer Genugthuung erfüllen müßte. Aber ob nicht Verständnis und Empfänglichkeit in der zur Zeit herrschenden Stimmung untergehen, ist eben die Frage. Wind und Wetter sind zwischen uns und den Franzosen ungleicher als je zuvor geteilt. Wir fahren nicht nur fort — wie recht und billig —, die wahrhaft großen und bedeutenden Leistungen der Franzosen auf allen Geistesgebieten zu würdigen und zu bewundern, sondern wir haben unter uns nach wie vor ein zahlreiches Geschlecht jener „unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen," die nach Lessings Wort „lieber Gesicht und Gehör verleugnen, als daß sie alles, was uns von jenseit dem Rheine kömmt, anders als schön, reizend, allerliebst und göttlich finden." In Frankreich herrscht eine entgegengesetzte Strömung. Nicht der Lärm der revanchheischenden Tagesblätter und die dünkelvolle Überhebung der eigentlichen Chauvinisten reißt eine immer breitere Kluft zwischen unsrer Kultur und der französischen Bildung, sondern die unheilbar verwundete Eitelkeit auch der tüchtigsten Franzosen, das zur Krankheit gesteigerte Bedürfnis, alle Züge des deutschen Wesens zu verzerren, wirkt hierbei verhängnisvoll mit. Man muß sich einigermaßen in der französischen Litteratur umsehen, die weder übersetzt, noch von unsern jüdischen Blättern als aktuell gepriesen wird, um die Wirkungen dieser Krankheit zu erkennen und den Zustand als ziemlich hoffnungslos zu betrachten. Da reist z. B. einer der geistvollsten und gebildetsten französischen Schriftsteller, der sich zeitlebens viel auf die Schärfe seiner Beobachtung, auf seinen unbedingten Respekt vor der Wirklichkeit der Dinge eingebildet hat, Monsieur Edmond de Goncourt, ein paar Wochen im bairischen Hochlande. Am Wege sieht er in der Zeit der zweiten Heuernte die Dorfkinder von ihren Großmüttern und alten Muhmen gewartet. Es fällt ihm nicht ein, eine Frage zu thun, wo etwa die jungen Mütter sind, er bringt vielmehr flugs die Wahrheit zu Papier, daß diesen Deutschen die Poesie und der Reiz der „jungen Mutterschaft" völlig fehlt, daß in Deutschland oder wenigstens in Baiern nur alte verblühte Weiber Kinder gebären. Das ist ein Beispiel aus tausenden. Der Wille auch der besten Franzosen, uns im schiefsten Lichte zu sehen, ist so stark entwickelt, daß er aller Einsicht und selbst dem altberühmten französischen bon sens trotzt. Eine neue Übertragung des „Faust," dieser deutschesten Dichtung, die wie keine andre den innersten Kern deutschen Lebens bloßlegt und die besten Seiten unsers Wesens poetisch verklärt, würde also an sich auf wenig guten Willen rechnen können; wenn sie nun vollends von einem Manne herrührt, der sein Leben hindurch zu Deutschland und deutschem Geistesleben in den innigsten Beziehungen gestanden hat, wenn sie schon auf dem Titel ankündigt, daß sie das Heil in dem engsten Anschluß an die Formen des deutschen Originals sucht und es darum nicht scheut, mit akademischem Überlieferungen neufranzösischer Verskunst in Widerspruch zu treten, so wird sie mit Hinder-

nissen bedenklicher Art zu kämpfen haben. Gleichwohl sind wir von der Vortrefflichkeit der Leistung so durchdrungen und überzeugt, daß wir über kurz oder lang ihrer Anerkennung auch bei den Franzosen entgegensehen.

Der Übersetzer, François Sabatier, geboren zu Montpellier 1818, gestorben 1892 auf seinem Schlosse Latour de Farge, war einer jener in Frankreich nicht seltnen Menschen, die das gewichtige Wort Fr. Albert Langes „Reichtum ist ein Amt" begriffen und erfüllt hatten, längst ehe es gesprochen wurde. Nicht nur daß er von früh auf ernsthafte Studien betrieb und den spätern Ruhm geschmackvoller Kunstkennerschaft mit jahrelanger persönlicher Arbeit in einem Maleratelier und mit wiederholten Studienreisen nach Italien erkaufte, nicht nur daß er der fördernde Freund und in Florenz, Paris und auf seinem südfranzösischen Gute der liebenswürdige Wirt zahlreicher Künstler und Schriftsteller war, sondern er setzte sich auch Aufgaben, die neben dem Talent den eisernsten Fleiß erforderten. Nach seiner Verheiratung mit der berühmten Wiener Sängerin Karoline Ungher (1841) lebte er wiederholt in Deutschland (längere Zeit in Wien, Dresden und Berlin), wurde der deutschen Sprache vollkommen mächtig, faßte das tiefste Interesse für die deutsche Poesie, das er zunächst in Übersetzungen von Schillers „Tell" und Grillparzers „Sappho" bethätigte und auch während der langen Jahre seines Aufenthalts in Italien bewahrte, wo seine Kunststudien natürlich wieder in den Vordergrund traten. Seit 1850 beschäftigte ihn der Gedanke einer Übersetzung des Goethischen „Faust" ins Französische, er maß zögernd und ehrlich prüfend den Abstand seiner Kräfte von dem Genius des großen Dichters, aber er versenkte sich immer tiefer und anhaltender in die Aufgabe. Den zahlreichen deutschen Freunden, die er früher in Deutschland gewonnen hatte, gesellte sich in den ersten fünfziger Jahren der deutsch-böhmische Dichter Moritz Hartmann hinzu, der als Gast Sabatiers in Latour de Farge sein inhaltreiches „Tagebuch aus Languedoc und Provence" schrieb und mit seinem Wirt wiederholt die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer französischen Faustwiedergabe durchsprach. Nachdem Sabatier endlich Hand ans Werk gelegt hatte, widmete er sich der Sache mit Feuereifer und fast jugendlicher Unermüdlichkeit. Schon in den siebziger Jahren war die Übersetzung des ersten Teils der Dichtung vorläufig beendet, die Arbeit der Vollendung nahm Sabatier noch viele Jahre in Anspruch und beschäftigte ihn thatsächlich bis zu seinem Tode. Er hielt es für unerläßliche Pflicht, mit der Sprödigkeit, das heißt der konventionellen Glätte seiner Sprache zu ringen und wieder zu ringen, um wenigstens annähernd die Naturgewalt, die sinnliche Unmittelbarkeit, die malende Anschaulichkeit, die geistige Tiefe, die sprachschöpferische Macht der deutschen Dichtung zu erreichen. Der Vorbericht hebt ohne jede Übertreibung hervor, daß der Übersetzer oft wochenlang nach einem einzigen deckenden Ausdruck gesucht hat. Wer 1878 Sabatier selbst seine Arbeit vortragen hörte und gewisse Verse und Wendungen von damals im

Gedächtnis behalten hat, erſtaunt jetzt gegenüber der veröffentlichten Arbeit, wie viel auf dem Wege der unabläſſigen Vergleichung, der feinſinnigen Abwägung des deutſchen und franzöſiſchen Ausdrucks noch erreicht worden iſt.

Ein paar Proben mögen erweiſen, wie Sabatier verfährt. Den Schluß des Prologs im Himmel giebt er folgendermaßen wieder:

Von Zeit zu Zeit ſeh ich den Alten gern	De temps en temps j'aime à le voir, le vieux.
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.	Et j'ai garde de rompre avec lui. C'est aimable,
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,	Oui, de la part d'un aussi gros Monsieur,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.	De si humainement parler avec le Diable.

Die Anſprache des Geiſtes „In Lebensfluten, im Thatenſturm" lautet:

In Lebensfluten, im Thatenſturm	Dans les flots de la vie, l'ouragan de l'action
Wall ich auf und ab,	J'oeuvre sans repos,
Webe hin und her!	Monte et puis descends!
Geburt und Grab,	Berceau, tombeau,
Ein ewiges Meer,	Éternel océan,
Ein wechſelnd Weben,	Changeante trame,
Ein glühend Leben,	Et vive flamme,
So ſchaff ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit	Ainsi je travaille à l'ensouple du temps
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.	Et tisse de Dieu le vivant vêtement.

Aus dem Spaziergang am Oſtermorgen führen wir an:

Nichts beſſers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,	Je n'aime, moi, rien tant, le dimanche et les fêtes
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei,	Que discourir de guerre et de combats;
Wenn hinten, weit, in der Türkei	Quand en Turquie, au loin, là-bas,
Die Völker auf einander ſchlagen.	Les gens se font casser la tête.
Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus,	Buvant son verre à la fenêtre, on voit
Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten,	Descendre les bateaux le long de la rivière;
Dann kehrt man abends froh nach Haus	Puis on revient, le soir, chez soi
Und ſegnet Fried und Friedenszeiten.	En bénissant et paix et temps prospères.

und aus der folgenden Szene im Studirzimmer:

Verlaſſen hab ich Feld und Auen,	J'ai laissé là la plaine à l'heure
Die eine tiefe Nacht bedeckt,	Où l'ombre de la nuit descend,
Mit ahnungsvollem, heilgem Grauen	Qui, dans nous, l'âme la meilleure
In uns die beſſre Seele weckt.	Eveille, en saints frissonnements.
Entſchlafen ſind nun wilde Triebe,	L'instinct sauvage enfin sommeille
Mit jedem ungeſtümen Thun;	Et tout désir impétueux;
Es regt ſich die Menſchenliebe,	L'amour des hommes se réveille,
Die Liebe Gottes regt ſich nun.	Et nous renaît l'amour de Dieu.

Es bedarf für unſre Leſer nicht der Verſicherung, daß noch genug unüberſchreitbare Schranken vorhanden ſind und auch dieſer in ſeiner Weiſe vorzüg-

liche französische „Faust“ das Gesetz nicht aufheben kann, nach dem der unmittelbarste und tiefste Gehalt jeder dichterischen Schöpfung an die ursprüngliche Sprache und künstlerische Form gebunden bleibt. Die Nachempfindung des Originalgedichts drängt Sabatier zu den kühnsten Wagnissen innerhalb seiner Sprache, er hat Modulationen, Wortformen und Bilder gefunden, die der französischen Dichtersprache zu gute kommen mögen. Die Gegenüberstellung des deutschen und des französischen Textes in der vorliegenden Ausgabe läßt das außerordentliche Verdienst des Übersetzers rasch und klar erkennen und hält die Freude an allem Wohl- und Höchstgelungnen frisch. Dennoch läßt diese Gegenüberstellung Seite für Seite wahrnehmen, wo es dem Geist, der Anempfindung wie der Anstrengung des Franzosen nie gelingen kann, den Hauch und Zauber des Originals wiederzugeben oder auch nur annähernd zu erreichen. Wenn schon in der Zueignung „Ihr drängt euch zu“ mit Vous m'entourez, „gleich einer alten halbverklungnen Sage“ mit Comme un vieux chant oublié d'un autre âge, „Ein Schauer faßt mich“ mit Mon corps frissonne übertragen werden muß, so ist leicht zu erachten, daß sich das Gleiche, das schlechthin Unübersetzbare durch die ganze vielgestaltige und vieltönige Mannichfaltigkeit des Gedichts fortwährend wiederholen muß.

Trotz alledem verdient die Sabatiersche Faustübersetzung die höchsten Ehren, die man einer dichterischen Übersetzung zugestehen kann. Ihre Umschreibungen, ihre mehr andeutenden als den Sinn erschöpfenden Wendungen zeigen überall das volle Verständnis des Übersetzers für die poetische Empfindung Goethes. Und sie treten zurück, werden weit überwogen von den großen Partien der Dichtung, in denen der Franzose nicht nur sinn- und bildgetreu, sondern auch, was viel erstaunlicher ist, mit der größtmöglichen Annäherung an den Klang, an die rhythmische Melodik der deutschen Dichtung übertragen hat. Wir müßten das halbe Buch ausschreiben, um dies im einzelnen zu beweisen. Aber jedem, der diesen französischen Faust zur Hand nimmt, wird sofort aufgehen, welche Kraft der Anschmiegung, des geistigen Verständnisses, des feinen Gehörs für die sprachschöpferische Fülle der Faustdichtung hier eingesetzt worden ist. Es ist Sache der französischen Kritik, sich mit den kühnen Neuerungen des Übersetzers auseinanderzusetzen, die bei dem unbedingten Anschluß an das Versmaß des Originals notwendig waren. Sabatier selbst hat voraus gefühlt, daß er damit keinen leichten Stand haben werde. Zwei charakteristische Äußerungen von ihm, die im Vorwort angeführt sind, werfen ein Licht auf die Schwierigkeit. „Wir, die wir für das revolutionärste Volk der Erde gelten, haben im Gegenteil die größte Mühe, das Joch des Verjährten abzuschütteln,“ und „es ist zu bedauern, daß Viktor Hugo mit seiner mächtigen Hand das nicht vollbracht hat.“ Doch würde der akademische Widerstand sicher leichter zu überwinden sein, wenn das Hervortreten dieser schönen und wertvollen Lebensarbeit eines geistvollen und künstlerisch

begeisterten Mannes nicht in eine Zeit fiele, wo politische Abneigung und nationale Gehässigkeit auch die geistig höchststehenden Landsleute Sabatiers starrsinnig und verschlossen gegen alles macht, was sie „deutsch“ schelten können. Möge es wenigstens bei der Aufnahme der neuen Faustübersetzung in Frankreich nicht an den Ausnahmen fehlen, die in solchem Falle über die Zukunft entscheiden und die Zukunft voraus verkünden.

Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen

3

In einem Augustabend des Jahres 1865 war der Zug von Wien nach Salzburg vorwiegend mit Schauspielern und Journalisten besetzt. In Gastein war der Vertrag abgeschlossen worden, von dem der damalige Graf Bismarck gesagt haben soll, er habe nie geglaubt, daß ein österreichischer Staatsmann ihn unterschreiben werde; in Salzburg stand eine Zusammenkunft der beiden Monarchen und ihrer Räte bevor, Mitglieder des Wiener Burgtheaters waren beordert, die hohen Herrschaften zu unterhalten, und wir „Federvieh“ sollten denen, die nicht dabei sein konnten, berichten, was da zu sehn und zu hören sein würde.

Ich traf in meinem Coupee den Schauspieler Beckmann. Mancher hätte mich wohl um diesen Reisegefährten beneidet, denn Beckmann war dadurch, daß er auf der Bühne witzige oder humoristische Reden zu führen hatte, in den Ruf eines witzigen, schlagfertigen Menschen gekommen. Und er war auch, während sich andre in seiner Lage durch Annahme der Rolle des Hypochonders zu helfen wissen, die einzelnen Komikern im Leben natürlich gewesen sein soll, beflissen, das gute Vorurteil nicht zu zerstören. Aber dazu bedurfte er der Vorbereitung. Er sammelte fleißig Anekdoten, Wortspiele u. dgl., hatte für außerordentliche Gelegenheiten immer ein launiges Gedicht in Bereitschaft und dazu eine vortreffliche Art halb bescheidner, halb ärgerlicher Ablehnung, wenn er auf die Autorschaft angeredet wurde, z. B. wenn seine gefällige Frau mit gutgespieltem Erstaunen fragte, wann er denn das wieder gemacht habe? Ein ausgezeichneter Komiker war er dessen ungeachtet, vor allem von unwiderstehlicher Drolligkeit in der Darstellung der Verlegenheit.

Im Eisenbahnwagen fühlte er keine Verpflichtung, zur Unterhaltung seiner Reisegefährten beizutragen, man müßte denn dahin rechnen, daß er beinahe die ganze Nacht hindurch aus einem langen Tschibuk rauchte, den frisch zu

füllen die Beschäftigung seines Nachbars, eines in jedem Sinne kleinen Schauspielers, war. Das Verhältnis zwischen den beiden Kollegen erinnerte ein wenig an das zwischen Falstaff und dem Pagen, und vielleicht wäre Beckmann auch auf der Bühne mit dem Falstaff glücklicher gewesen, wenn er sich unbefangen gegeben hätte, anstatt etwas besondres aus der Rolle machen zu wollen.

In Salzburg trennten sich unsre Wege, er ging in die Probe — daß er noch wichtigere Verrichtungen hatte, wurde mir erst später klar —, ich versuchte, mit guten Empfehlungen ausgerüstet, mich über den Stand der hohen Politik zu unterrichten. Hatte ich meine Runde gemacht und mich überzeugt, daß man nichts wußte oder nichts wissen wollte, so ging ich zu jemand, an den ich mich nur selbst empfohlen hatte, und da erfuhr ich gewöhnlich etwas. So z. B. den Inhalt der Konvention, auch daß Preußen auf der Forderung der militärischen und diplomatischen Führung in Norddeutschland bestehe, seine Forderung mit allen Mitteln durchzusetzen suchen und im Notfalle damit nicht allein stehn werde. Auf meine Frage, Preußen werde sich doch nicht etwa mit dem Kaiser der Franzosen einlassen, empfing ich eine Andeutung, die nicht lange darauf durch die Sendung des italienischen Obersten Govone ihre Bestätigung erhielt. Als ich in Wien einem am Webstuhl sitzenden Herrn diese Andeutung hinterbrachte, wurde mir durch ein Lächeln zum Bewußtsein gebracht, daß ich mir hätte einen gewaltigen Bären aufbinden lassen, und ich ging beschämt meiner Wege. Auch mit der andern Nachricht hatte ich zunächst nicht viel Glück. Als ich sie durch den Telegraphen weiter verbreitet hatte, begegnete ich Heinrich Laube, der damals Direktor des Burgtheaters war und seine Schar auch in Salzburg persönlich anführte. Wir teilten uns gegenseitig unser Erstaunen über die Art der Teilung der Verwaltung in den Elbherzogtümern mit. Sonntagspolitiker, wie wir waren, meinten wir, daß in dem doch nicht undenkbaren Falle einer Entscheidung durch die Waffen die Stellung in Schleswig für Österreich vorteilhafter sein würde. Und am nächsten Morgen rief er mir triumphirend entgegen: „Sehen Sie wohl, Sie sind schlecht unterrichtet gewesen, wir bekommen Schleswig! Alle Wiener Blätter melden es.“ In diesem Falle wurde ich schneller gerechtfertigt, und noch heute ist es mir ein Rätsel, wie die falsche Nachricht in Wien hat in Umlauf gesetzt werden können.

Doch damit habe ich den Ereignissen vorgegriffen. Für den König von Preußen war wie gewöhnlich Wohnung im „Erzherzog Karl“ bestellt, auf den mir mein Zimmer im „Schiff“ Aussicht gewährte. Für 6 Uhr war die Ankunft des Königs angesagt, und der Kaiser mit Gefolge war pünktlich vor dem Hotel, um seinen Gast zu begrüßen. Aber Gastein hatte noch keine Eisenbahnverbindung, und die Extrapost verspätete sich. Plötzlich hörte ich aus dem untern Stockwerk bekannte Stimmen, den schnar-

renden Kommandoton Heinrich Laubes und den mürrischen Bariton Beckmanns. Ihr Beobachtungsposten war bedeutend günstiger als der meine, und ich wollte daher versuchen, bei ihnen noch Platz zu finden. Laube hieß mich willkommen, setzte jedoch hinzu, er sei selbst dort Gast, das Zimmer gehöre einem Freunde Beckmanns, und damit stellte er mich einem schwarzbärtigen Herrn vor. Dieser, ein Polizeirat aus Berlin, war ebenfalls sehr entgegenkommend, doch hatte ich Mühe, das Lachen zu verbeißen. Ein Mann in solcher Stellung muß natürlich jahraus jahrein die Bekanntschaft so vieler Verdächtigen machen, daß er sich unmöglich alle Namen und Gesichter merken kann. Mich aber kitzelte der Gedanke, ihn zu fragen, ob er sich nicht einer frühern Begegnung zwischen uns entsinne? Beckmann vor seinem Gönner bei der geheimen Polizei der Bekanntschaft mit einem überführt, der irgend einmal politisch anrüchig gewesen war — hätte er kein Mauseloch gefunden, um zu verschwinden, so würde er doch eine Szene aufrichtiger Verlegenheit zum besten gegeben haben, viel komischer als seine gespielten. Aber ein solcher Scherz wäre doch dem Ort und der Zeit zu wenig angemessen gewesen. Beckmann stand nämlich in dem Rufe, zur Polizei stets in genauen Beziehungen zu stehn, und die Theaterleute erzählten von ihm allerlei Geschichten, die hoffentlich nicht besser begründet gewesen sind, als die Vorstellungen von seinem Witz und Humor. So sollte er wiederholt die oberste Zensur in Theaterfragen ausgeübt haben. Zwei Fälle, wo ihm ein entscheidender Einfluß zugeschrieben wurde, sind mir erinnerlich. Mosenthal, ein Konkurrent der Frau Birch-Pfeiffer, hatte gefunden, daß die schöne Dyveke, die unglückliche Geliebte König Christians des Zweiten, noch nicht oft genug von Dramatikern und Novellisten in ihrer Ruhe gestört worden sei, und hatte sie deshalb wieder einmal zur Heldin eines Trauerspiels gemacht. Es fand bei der ersten Aufführung wenig Beifall, am wenigsten, wie es hieß, bei Fritz Beckmann. Vielleicht kamen darin Andeutungen von der Wüterichsnatur des Königs vor; genug, er soll an rechter Stelle geltend gemacht haben, wie tief jedes loyale Gemüt durch ein solches Stück verletzt werden müsse. Aber was thun? Mosenthal verbieten, das würde einen zu komischen Eindruck gemacht haben. Beckmann wußte Rat: er beredete den Träger einer wichtigen Rolle, sich einen verdorbnen Magen anzudichten, die zweite Vorstellung wurde abgesagt, und damit war das gefährliche Drama beseitigt. So schmerzlich dem Verfasser diese unvermutete Geschäftsstörung gewesen sein mag, war er doch der Mann, sich Trost zu verschaffen. Seine musterhaft eingerichtete Fabrik dramatischer Modewaren konnte, wenn der eine „Artikel“ nicht gefiel, in kürzester Frist ein neues auf den Markt bringen. Viel schwerer traf ein ähnlicher Schlag den armen Redwitz. Der war zum Lohn für seine fromme „Amaranth“ als Professor der Ästhetik nach Wien berufen worden, aber er und die Studenten hatten gleich wenig Gefallen an einander gefunden, und auch durch seine Buchdramen waren keine engern

Beziehungen zwischen ihm und Wien vermittelt worden. Endlich war ihm ein bühnengerechtes Schauspiel gelungen und war auch für das Burgtheater angenommen worden: „Der Zunftmeister von Nürnberg." Schon wurden Proben gehalten, als plötzlich verlautete, zur öffentlichen Darstellung werde es wohl nicht kommen. Und abermals nannte man den Namen Beckmann. Er habe, hieß es, wieder an der rechten Stelle, die feierliche Erklärung abgegeben, wenn auf der Hofbühne die Auflehnung der Handwerker gegen ihre Obrigkeit verherrlicht würde, und am nächsten Tage sich in den Gassen Wiens Barrikaden erhöben, so solle man wenigstens ihn nicht dafür verantwortlich machen. Sicher ist, daß der unglückliche „Zunftmeister" ohne Verhör und Urteil im Theaterarchiv eingekerkert wurde. Nach alledem konnte die Freundschaft zwischen dem Komiker und einem Geheimpolizisten nicht mehr auffallen. Um so weniger, als Beckmann immer offen bekannt hatte, daß er an einem weit verbreiteten Übel, den sogenannten Kreuzschmerzen, leide. Als vorsichtiger Mann hielt er augenscheinlich zwei Eisen im Feuer: glückte es in Wien nicht, dann vielleicht in Berlin! Dort war er ja wohlbekannt. Ein geborner Schlesier, hatte er als Statist am Breslauer Theater die Aufmerksamkeit des Heldenspielers Anschütz dadurch erregt, daß er sich in Knappentracht auf sein Stichwort wartend, auf einen vom Ritter erlegten und bei der Szenenverwandlung liegengebliebnen Drachen stürzte, ihn noch einmal überwand und unter schallendem Gelächter der Zuschauer hinter die Koulissen schleppte. Dann kam er ans Königstädtische Theater in Berlin in dessen glänzendster Zeit, der Zeit der „Mamsell Sontag," verfaßte den „Eckensteher Nante," indem er die Figur einem Stücke von Holtei und das komische Verhör einer Wiener Posse entlehnte, und war lange Zeit der erklärte Liebling der Berliner. Es ist bekannt, daß das Königstädtische Theater damals bei Friedrich Wilhelm III. und dem ganzen königlichen Hause in großer Gunst stand, die es erst 1848 verscherzte — als Beckmann schon in Wien war. Ihm konnten also die revolutionären Sünden nicht nachgetragen werden.

Endlich rollten die Wagen von Gastein heran, das der König damals, glaube ich, zum letztenmal besucht hatte. Gastein und Salzburg waren in jenen Zeiten in der Politik vielgenannte Orte. In Gastein hatte der König 1863 die Einladung zum Fürstentage ausgeschlagen; das Jahr darauf erschien er wieder nach dem Abschlusse des Wiener Friedens mit Dänemark, mit ihm Graf Bismarck, den die andern Gäste noch mit sehr gemischten Empfindungen betrachteten, wenn er abends in der Wandelbahn auf- und abschritt, den Schlapphut ins Gesicht gedrückt, lebhaft sprechend, während Herr von Keudell in dem den luftigen Bau abschließenden Raume Beethoven oder Mendelssohn spielte. In Salzburg aber erfolgte 1867 der Besuch des Kaisers und der Kaiserin der Franzosen.

Die Begrüßung, deren Zeuge ich 1865 in Salzburg sein durfte, war so

herzlich als möglich, aus den Zügen beider Herrscher strahlte Freude des Wiedersehens. Und in den nächsten Tagen boten allerlei Festlichkeiten, Rout im Mirabellschlosse, Theatervorstellung u. s. w., Gelegenheit, die glänzendste Versammlung zu sehen, den Kaiser, den König, den Großherzog von Oldenburg, der gekommen zu sein schien, um — verspätet — seine Ansprüche auf Holstein geltend zu machen, andre fürstliche Persönlichkeiten, die hochragende Gestalt Bismarcks, die schlanke des österreichischen Ministers des Auswärtigen Grafen Mensdorff-Pouilly, mit dem äußerst einnehmenden Gesicht, den als Autor der Gasteiner Konvention zu eigentümlicher Berühmtheit gelangten holsteinischen Grafen Blome u. s. w. Dabei bewahrte Salzburg aufs angenehmste den Charakter der kleinen Stadt, keine Volksansammlungen verrieten, daß sich dort außerordentliches ereignete.

Freund Beckmann aber wandelte eines Tags mit einem Gesicht, in dem sich verschiedenartige Empfindungen abspiegelten, und einen großen Rohrstock wie ein Szepter tragend, in Salzburg umher, begrüßte jeden Bekannten, schien mit sich zu kämpfen und sagte endlich feierlich-wehmütig: „Ein Geschenk des Königs!“ Dann schraubte er den großen Elfenbeinknopf ab und ließ die Büste des Königs von Preußen aus demselben Material sehn. Sein mißtrauischer Blick schien auszudrücken: „Wirst du auch so schlecht sein, zu fragen, ob ich den Stock ins Knopfloch stecken kann?“ Sicherlich haben ihm wenige diese kleine Bosheit geschenkt. Auch er hatte von der „Entrevue“ etwas andres gehofft.

Bei einer Begegnung im Juni des folgenden Jahres fragte ich ihn, ob er seine Ferien wie gewöhnlich in Karlsbad zubringen werde? Er antwortete, dort sei es bei den Zeitläuften zu gefährlich. „Wer wird Ihnen etwas thun!“ sagte ich und setzte, weil er so bekümmert dreinschaute, hinzu, wenn ihm wirklich eine Kanonenkugel in den Becher fallen sollte, würde sie ja sofort erlöschen, höchstens die Temperatur des Wassers steigern. Er beantwortete den Scherz mit einem derbern, aber ich sah wohl, daß ihm die Sache keineswegs spaßhaft vorkam. Er ging in der That nicht nach Karlsbad, was ihm doch seit langen Jahren Bedürfnis war, sondern ins Gebirge, mußte sich einer Operation unterziehn, die ungeschickt ausgeführt wurde, und kam elend ums Leben — aus Furcht vor dem Tode, könnte man sagen, jedenfalls ein unschuldiges Opfer des Krieges.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der russische Bauer. Für uns Deutsche haben die innern Zustände Rußlands ein unmittelbar praktisches Interesse, und so sind die vielbesprochnen Leiden seines Bauernstandes, der 82 Prozent der Bevölkerung ausmacht und im

europäischen Rußland ohne Polen und Finnland 63 Millionen Seelen zählt, noch etwas mehr als bloß Gegenstand menschlichen Mitgefühls oder staatswissenschaftlicher Untersuchung. Daher wünschen wir Stepniaks bekanntem Büchlein: Der russische Bauer, das vor fünf Jahren in englischer Sprache herausgegeben und jetzt in guter deutscher Übersetzung erschienen ist (bei J. H. W. Dietz in Stuttgart; Übersetzer ist der Wiener Sozialistenführer Dr. Viktor Adler) recht viele Leser.

Stepniak ist Revolutionär, aber nichts weniger als ein Vaterlandsfeind, sondern gleich den meisten russischen Unzufriednen von glühender Liebe zu seinem Volke und namentlich zu dessen Hauptbestandteil, dem Bauernstande, erfüllt. Nach seiner Schilderung ist der russische Bauer, wo ihn die gegenwärtige Krisis noch nicht ergriffen hat, ein Mensch von kindlicher Unwissenheit aber eben so kindlicher Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit, willig zur Übernahme jedes Leids und jeder Plackerei, worin er Fügungen Gottes sieht, unermüdlich in der Arbeit, voll Liebe zum Boden, die soziale Tugend in Person und völlig bedürfnislos. Sein unterwürfiges Benehmen gegen Höherstehende ist kein Zeichen von Sklavensinn, sondern nur eine Kundgebung pflichtschuldiger Ehrfurcht; er schmeichelt nicht und heuchelt nicht, sondern sagt unter seinesgleichen wie den Obrigkeiten gegenüber stets gerade heraus, was er denkt, und bleibt dabei, auch wenn er zu Tode geknutet wird; ja er, der sich, so lange er Land hat, für einen freien Mann hält, würde mit einem Beamten nicht tauschen: „Nein, Gott behüte, ich möchte kein Batrak sein," ruft er, wenn man ihn darnach fragt; Batrak bedeutet einen Leibeignen. Seine Liebe zum Lande ist nicht Liebe zum Besitz, denn der Mir, die Dorfgenossenschaft, teilt ihm bald dieses bald jenes Ackerstück zu, sondern Liebe zum Lande im allgemeinen und zu den ländlichen Beschäftigungen; der Anblick eines verwahrlosten Feldes schmerzt ihn, und er wünscht, es in Ordnung zu bringen. Die Zahl der Landanteile eines jeden richtet sich nach der Zahl der arbeitsfähigen Familienglieder, daher ist ein Bauer um so reicher, je mehr halb oder ganz erwachsene Kinder er im Hause hat. Aber wenn ihm diese größere Fläche auch einen Spargroschen abwarf, den er in einem Topfe verwahrte, sein Herz hing nicht daran, und sein ärmerer Nachbar beneidete ihn nicht darum, denn er hatte keine Verwendung für sein Geld, und dieser vermißte es nicht. Wir mußten hier in die Erzählung übergehn, weil das seit der Emanzipation anders geworden ist; allein die Eigenschaften des Bauern, die das Geld ehedem als wertlos erscheinen ließen, seine Unwissenheit, seine Bedürfnislosigkeit, seine brüderliche Hilfbereitschaft, dauern fort. Der russische Bauer kennt nur die primitivste Form des Ackerbaues und braucht demnach kein Geld für teure Werkzeuge und Maschinen. Er verbraucht nur Dinge, die er selbst erzeugt. Er hat keine Idee von Komfort; nicht einmal die Annehmlichkeit des Bettes kennt er. Selbst der reiche Bauer schläft des Nachts auf der Holzbank, die ihm des Tages zum Sitzen dient, und legt nur einige Kleider oder Lumpen unter; mit seinem Mantel oder Pelze deckt er sich zu. Auch von Leibwäsche weiß er nichts. Geht ihm im Winter das Brot aus, so denkt er nicht daran, welches zu kaufen und zu diesem Zweck etwa Geld zu leihen, wenn er keins hat. Sondern, ob er auch Pferde und Kühe im Stalle haben mag, er geht im Mir herum „Bissen heischen," und jede Bäuerin, die noch Brot hat, schneidet ihm einen Bissen, während die übrigen in der Stube anwesenden so zartfühlend sind, zu thun, als bemerkten sie ihn gar nicht; ein andres Jahr, wo sein Korn weiter reicht, ist es dann seine Frau, die Bissen schneidet. Dem Greise, dem Waisenkinde bestellt der Mir des Sonntags den Acker. Alles das wird nicht als Wohlthat betrachtet, sondern als selbstverständliche Pflicht. Auch jeder Bettler bekommt, so lange der

Bauer selbst noch etwas hat. Naht ein Zug jener Unglücklichen, die nach Sibirien geschleppt werden, so erwarten ihn die Bauern, um Nahrungsmittel zu spenden. Sie wissen allerdings, daß die meisten davon gar keine wirklichen Verbrecher sind, aber auch wenn das der Fall wäre, würden sie nicht anders handeln; der russische Bauer kennt keine Verbrecher, er kennt nur Unglückliche. Man sieht, Leon Tolstoi hat sich sein christliches Lebensideal nicht ergrübelt, sondern er hat es erschaut; im russischen Bauer hat er es von Jugend auf verkörpert gesehen; nur die Schrullen seiner letzten Zeit sind ihm eigen: Folgerungen eines wissenschaftlich gebildeten Kopfes, die der unreflektirten Tugend seiner unwissenden Vorbilder fern liegen. Ihre Unwissenheit hindert die Bauern nicht, in den Entscheidungen des Mir und des Wolost (Kreises), die sich selbst verwalten und auch richterliche Befugnisse ausüben, mit ihrem gesunden Menschenverstande und schlichtem Gerechtigkeitsgefühl gewöhnlich das Richtige zu treffen; sie kennen kein geschriebnes Gesetz, sondern beurteilen jeden einzelnen Fall nach seiner Eigentümlichkeit und richten sich dabei lediglich nach ihrem Gewissen und nach ihrer Einsicht.

Diesen großartigen und gesunden Organismus haben nun die beiden in bester Absicht erlassenen Emanzipationsgesetze*) zerstört. Der Grundfehler war, daß die Bauernanteile zu klein bemessen wurden. Der ehemalige Leibeigne erhielt drei bis vier Desjätinen (Hektare). Ein solches Grundstück liefert der Familie bei dem Stande des russischen Ackerbaues nur für zweihundert Tage Brot. Der ehemalige Staatsbauer erhielt zwar doppelt so viel, also Brot genug, aber keine Mittel, seinen neuen Pflichten gegen den Staat zu genügen. Die hauptsächlichste dieser Verpflichtungen, die Steuerlast ist es, die den ungenügend ausgestatteten Bauernstand erdrückt. Die Steuerlast wächst stetig, weil die Staatsschuld wächst, und weil der Staat die unrentabeln Eisenbahnen übernimmt, während er den Ertrag der rentabeln den Privatgesellschaften überläßt, die die Bahnen unter Staatsgarantie gebaut haben. Die Steuern verschlingen nach Stepniak beim Staatsbauer durchschnittlich 92,75 Prozent, beim Adelsbauer 198,23 Prozent des Reinertrags seines Grundstücks. Das scheinbar unmögliche wird dadurch möglich, daß das Grundstück nur einen Teil der Arbeitskraft der Bauernfamilie in Anspruch nimmt, den andern, größern Teil für Lohnarbeit frei läßt. Wäre nun jederzeit gut bezahlte Lohnarbeit zu haben, so möchte sich der Bauer, wenn er sich nur gehörig plackt, vielleicht auf seiner Scholle halten. Allein die Industrie ist noch nicht genügend entwickelt, um die überschüssige Bauernbevölkerung oder deren überschüssige Arbeitskraft aufzunehmen, und so bleiben sie meistens auf ländliche Tagelöhnerarbeit angewiesen. So wandert denn im Sommer die halbe Bauernschaft Arbeit suchend aus einem Gouvernement ins andre — eine ungeheuerliche Kraft- und Zeitvergeudung! Gleich in den ersten Jahren ergab sich die Zahlungsunfähigkeit der meisten Bauern, und so begann der Wucherer sein Zerstörungswerk. Der Wucherer, Kulak oder Mirfresser genannt, ist ein Bauer, der so glücklich gewesen ist, ein wenig Geld zu sparen. Ist einmal der Anfang gemacht, so geht es bei den unter solchen Umständen üblichen Prozenten rasch vorwärts mit ihm. Ein Kulak, der bloß hundert Prozent nimmt, wird von der lieben Einfalt nicht allein Wohltäter genannt, sondern mit aufrichtigem Dank für einen solchen gehalten und hält sich selbst in allem Ernst dafür; die Wucherstückchen, die Stepniak anführt, überschreiten bei weitem das Maß der aus Galizien bekannten. Der Bauer muß, um den Wucherer

*) Das von 1861 hat die Leibeignen des Adels befreit, das von 1866 die Verhältnisse der Staatsbauern neu geordnet.

zu befriedigen, seine armselige Habe, sein Vieh, seinen Ackeranteil, zuletzt sich selbst, d. h. seine Arbeitskraft verkaufen. Er verpflichtet sich kontraktlich, dem Wucherer so lange Feldarbeit zu leisten, bis seine Schuld bezahlt sein wird, d. h. bis an sein Lebensende. So ist die Leibeigenschaft in weit härterer Form zurückgekehrt, in einer Form, die das uralte vom Adel unberührt gelassene Gemeindeleben zerstört, das außerdem auch noch durch neue büreaukratische Einrichtungen untergraben wird. Dafür, daß keiner dem Wucherer entgehe, sorgt der Steuererheber. Dieser läßt den Bauern so lange knuten, bis er Geld schafft. Ist vom Wucherer keins mehr zu bekommen, dann wird so lange fortgeprügelt, bis der Unglückliche den letzten Rest seiner fahrenden Habe beim Trödeljuden um ein Lumpengeld losgeschlagen hat.

Nachdem der Grund und Boden einmal flüssig geworden war, richteten hohe Beamte ihr Augenmerk auf diese neue Art des Erwerbs und betrieben, kleinliche Wucherkünste verschmähend, den Landraub im großen. Sie „kauften" Bauernland, d. h. sie zahlten dem Staate, dem das Land gar nicht gehörte, einen Spottpreis dafür und verjagten die Bauern mit Gewalt oder ließen sie als Tagelöhner auf ihrem frühern Eigentum sitzen. Das geschah hauptsächlich in den Grenzprovinzen, außerhalb des eigentlichen Rußlands, namentlich bei den Baschkiren in den Gouvernements Ufa und Orenburg und im Kaukasus. Doch kommen solche Räubereien auch im Herzen des Reichs vor; widersetzen sich die Bauern, so werden sie als Rebellen behandelt. Nach Stepniaks Angabe wäre bereits ein Drittel der eigentlich russischen Bauernbevölkerung, über zwanzig Millionen Seelen, dem Proletariat und der neuen Leibeigenschaft verfallen. „Die nihilistische Empörung — sagt er S. 137 — hatte bei ihrem ersten Auftreten bekanntlich (?) den Charakter einer ausgebreiteten Agrarbewegung zu Gunsten der Rückgabe des Bodens an seinen Bearbeiter." Zur Unterdrückung dieser Bewegung sei im Jahre 1878 das Korps der Landgendarmen (Urjadniks) geschaffen worden, und diese machten durch Mißhandlungen und Erpressungen das Maß der Leiden der ländlichen Bevölkerung voll.

Dieser Zustand ist in volkswirtschaftlicher wie in sozialer Beziehung gleich verhängnisvoll. Der beim russischen Anbausystem ohnehin ärmliche Ertrag von kaum drei Korn wird dadurch noch weiter vermindert, daß die neuen Ackerbausklaven auf den neu entstehenden Latifundien der Kulaken und Landräuber möglichst schlecht arbeiten, und daß die Bauern, die sich noch halten, an der guten Bestellung ihrer eignen Äcker durch die Arbeitsuche und durch fortwährenden Viehverlust gehindert werden. Wenn bei einem so winzigen Ertrage immer noch ungeheure Massen Getreide ausgeführt werden, so ist diese Ausfuhr nicht dem Überschuß entnommen, sondern der Notdurft entzogen. Der Ernteausfall im Jahre 1891 betrug nur ein Fünftel des Durchschnitts. Ein solcher Ausfall, meint Stepniak, verursache in Frankreich z. B. keine merkliche Not. Wenn er in Rußland eine furchtbare Hungersnot erzeuge, so sei damit der Beweis geliefert, daß der Hunger schon lange geherrscht habe, und daß das erschöpfte Volk einen solchen an sich nicht schlimmen einmaligen Ausfall nicht zu ertragen vermochte. Es soll statistisch erwiesen sein, daß sich der Brotkonsum während der letzten zwanzig Jahre um ein Siebentel vermindert hat, und die Sterblichkeit soll 1882 nicht weniger als 62 vom Tausend betragen haben, während die Geburtenziffer nur 45 betrug, sodaß sich also die Bevölkerung jährlich um 17 vom Tausend vermindern würde. Diese Angabe erweckt doch einiges Mißtrauen in die Zuverlässigkeit des Verfassers. Mag aber Stepniak auch übertreiben, jedenfalls sind die russischen Agrarzustände himmelschreiend. Nur 21 Prozent der Bodenfläche sind angebaut, und alle Staatseinrichtungen scheinen darauf berechnet, den Anbau dieses Fünftels so elend wie möglich

zu machen. Vielleicht übertreibt der Geograph und Kommunard Elisée Reclus nicht, wenn er die Zahl der Menschen, die Rußland bei gutem Anbau ernähren könnte, auf 500 Millionen berechnet.

Die Freunde der russischen Regierung haben ein schlechtes Gewissen. Das merkt man u. a. recht deutlich an dem Schriftchen: Anglais et Nihilistes alliés. Révélations dédiées à la jeunesse russe par P. Denisow. Genève, imprimerie indépendante, 1892. Ohne im mindesten auf die Ursachen der revolutionären Bewegung einzugehn, stellt der Verfasser die Nihilisten, unter denen er Stepniak ganz besonders zeichnet, als Werkzeuge Englands dar und sagt ihnen kindischerweise nach, sie machten die russische Regierung sogar für Mißernten, also für das Wetter verantwortlich. Stepniak betont wiederholt, daß die Regierung die schlimmen Folgen, die ihre Maßregeln gehabt haben und unter den obwaltenden Umständen haben mußten, weder beabsichtigt noch vorausgesehen habe.

Lothar Buchers kleine Schriften. Unsre deutschen Thoren trafft du trefflich, edler Wahrheitsucher, — Und sortan nicht wie ein Buch mehr spricht der Kluge — wie ein Bucher. Mit diesen Zeilen sprach ein junger Gelehrter, nachdem er die Vorrede zur zweiten Ausgabe des „Parlamentarismus“ gelesen hatte, dem Verfasser seinen Dank aus. Auch sonst wußte Bucher von mancherlei, auch anonymen, Kundgebungen zu berichten, die bewiesen, welchen tiefen Eindruck damals das Buch gemacht hatte, durch das ein Vierteljahrhundert früher der deutsche Liberalismus in nicht geringe Verlegenheit versetzt worden war. Wohl mochten ihn solche Äußerungen mit Genugthuung erfüllen, denn er durfte sich sagen, daß nur wenige so frühzeitig und so ausdauernd wie er dafür gewirkt haben, den gesunden nationalen Egoismus in Deutschland zu wecken, den er selbst in England zu würdigen gelernt hatte. Schon in den fünfziger Jahren paßte es der Nationalzeitung gar nicht, daß ihr Londoner Berichterstatter mit eignen Augen sah und prüfte, anstatt die Dinge so darzustellen, daß sie vorgefaßten Meinungen Recht zu geben schienen; und doch entschloß sie sich schwer, einen solchen Mitarbeiter aufzugeben. In England und Frankreich würden die Aufsätze eines Publizisten von diesem Range, eines so scharfsinnigen unabhängigen Politikers, der zwölf Jahre lang über die Vorgänge in einer Zeit großer Ereignisse und größerer Vorbereitungen Buch geführt hat, gesammelt, gelesen und — gekauft werden. In Deutschland wäre namentlich der letztere Erfolg sehr zweifelhaft, und es war daher ein guter Einfall H. von Poschingers, den succus all der □-Korrespondenzen dem Publikum zu kredenzen. Gute Einfälle hat dieser „Herausgeber“ κατ' ἐξοχήν überhaupt, der beste war die Veröffentlichung der Bismarckschen Berichte aus Frankfurt. Aber andre Gaben scheinen ihm versagt zu sein, z. B. natürlicher Takt und Geschmack. Schon die Vor- und Zwischenreden, mit denen er Bismarcks Arbeiten glaubte begleiten zu müssen, nehmen sich wie eine Bleifassung neben edeln Steinen aus. Noch viel schlimmer aber ist er mit Bucher umgesprungen, dessen Briefe er wie Wurstfleisch zerhackt und in verschiedne Därme gefüllt hat. „Ein quatsches Buch“ nennt Bucher selbst in einem Briefe an einen Freund auf gut pommerisch den „Achtundvierziger.“ Nun ist es natürlich sehr fraglich, ob sich jemals noch eine sachkundige Hand des weitschichtigen Materials bemächtigen wird.

Inzwischen hat der Bruder des Verstorbnen eine Anzahl größerer Aufsätze zusammengestellt,*) die verschiednen Jahren, meist jedoch dem letzten Jahrzehnt entstammen. Als Einleitung dient die trotz der phantastischen Einkleidung ganz

*) Kleine Schriften politischen Inhalts. Stuttgart, C. Krabbe.

realistische Selbstbiographie, die Bucher 1861 für die Nationalzeitung schrieb: „Nur ein Märchen." Ob die Leser von heute noch alle Beziehungen verstehen werden? Für den, der die Geschichte der neuesten Zeit kennt, liegen sie klar genug da. Zu Anfang und zum Schluß leuchtet ein Lieblingsgedanke des Verfassers durch, daß Deutschland wieder, wie in den Zeiten seiner besten Kraft, sich entschlossen an der Arbeit der Kolonisirung beteiligen müsse. Dieser Wunsch ist bei ihm so natürlich, wie bei andern der Abscheu dagegen. Er ist am Meere geboren, das den Blick in die Ferne zieht und männlichen Unternehmungsgeist nährt, in einem Lande, das einst von Wenden bewohnt war. Stellen wir daneben einen Mann, einem Stamme entsprossen, der niemals kolonisirt, höchstens schwächere Nachbarn ausgerottet hat, im Rheingau geboren, im Geldgeschäfte grau geworden, so begreifen wir, weshalb dem Abgeordneten für Bingen-Alzei bei dem Gedanken an Hanse und an die Eroberungen mit Schwert und Pflug so unbehaglich wird! Die Schilderung der kleinen pommerschen Stadt ist von packender Treue: wer auch nur einen Ort jener östlichen Grenzgebiete kennt, glaubt ihn leibhaft vor sich zu sehen. Und eben so deutlich wird uns der Lebens- und Entwicklungsgang Buchers gezeigt, durch die juristische Laufbahn, die parlamentarischen Lehrjahre, die Studien in England, die ihn das parlamentarische System ohne Nimbus und in dem Fall von Kars die Verlogenheit der offiziellen Diplomatie erkennen ließen. Sichtlich haben ihn um die Zeit der Abfassung dieses Märchens Auswanderungsgedanken beschäftigt, deren Ausführung glücklicherweise Bismarck verhinderte.

Die weitern Aufsätze sind chronologisch geordnet. Den Anfang macht die nicht gehaltene Verteidigungsrede im Steuerverweigerungsprozesse: sie hat, abgesehen von der Person, geschichtliches Interesse, weil sie die Unklarheit der im Frühjahr 1848 geschaffnen Rechtsverhältnisse als die Ursache aller nachfolgenden Verwicklungen vergegenwärtigt. 1856 übt der Verfasser einschneidende Kritik an der Thätigkeit der europäischen Diplomatie in Beziehung auf die Türkei, zu deren Gunsten vorgeblich drei Jahre lang Krieg geführt worden war. Ebenfalls noch in England verfaßt ist die Flugschrift „Seid deutsch!" (1861). Man muß sich der Zeit erinnern, in der sich die Sentimentalität der Liberalen für die Sonder- und Machtgelüste aller erdenklichen Nationalitäten und -lätchen erhitzte und „Demokraten" dem uneigennützigen Befreier an der Seine huldigten, man muß sich an dieses erinnern, um zu verstehen, daß das empörte urkräftige Nationalgefühl dem sonst so ruhigen Manne diese flammenden Worte an das eigne Volk eingab. Da ist der Bruch mit Parteigenossen bereits vollzogen: daß ein Zeitungsschreiber seine Landsleute ermahnte, nicht blindlings den Zeitungen zu folgen, sondern sich selbst ihre Meinung zu bilden, wurde als Verrat an der heiligen Sache der Freiheit betrachtet; und die Kluft erweiterte sich immer mehr, da Bucher auch als entschiedner Gegner der Lehre von Manchester auftrat.

Mit der Festrede bei der Leipziger Schillerfeier 1861 schließen die Arbeiten aus der Zeit seines Schriftstellerlebens ab; auch sie ist ganz von dem Gedanken erfüllt, daß aus den Wirren jener Tage nur die unbedingte Hingebung an das Vaterland zu einem guten Ziele führen könne, und Schiller liefert dem Redner die klassischen Stellen. 1864 wurde er in den Staatsdienst berufen. Welche Verwendung er dort alsbald fand, zeigen die beiden diplomatischen Einleitungen zu den Landtagsvorlagen über den Aufwand für die Kriege von 1863/64 und 1866. Die Thatsachen sind freilich allbekannt, eine so gedrängte, authentische Darlegung der Verhältnisse, die zu den Kriegen führten, behält jedoch immer großen Wert,

und die Aufnahme der beiden Staatsschriften in die Sammlung erscheint um so gerechtfertigter, je weniger Mitteilungen an die Landesvertretungen über den Augenblick hinaus im Gedächtnisse zu bleiben pflegen. Dann geben die Prozesse gegen die Fenier 1868 den Anlaß zu einer sehr gründlichen Studie über „die englische Rede- und Preßfreiheit," von der man sich in Deutschland die verkehrtesten Begriffe machte und zum Teil noch macht.

Nun folgt eine größere Pause. Der sogenannte Kulturkampf nahm, wie allgemein behauptet wurde, die ganze Kraft des unermüdlich thätigen Mannes amtlich in Anspruch. Desto zahlreichere Beiträge bringt die Sammlung aus den achtziger Jahren. Leser der Grenzboten werden darunter alte Bekannte wiederfinden, andre Aufsätze sind, anonym wie jene, in der Deutschen Revue erschienen. Englische Zustände, denen Bucher nach wie vor die größte Aufmerksamkeit widmete, bilden das Hauptthema, aber wie es in seiner Art lag, behandelt er sie nicht akademisch, sondern stets in Beziehung auf Deutschland, sei es wegen der Analogie, sei es um Klarheit zu schaffen darüber, wessen sich Deutschland von England zu versehen habe. Nirgends speist er den Leser mit allgemeinem Räsonnement ab, sondern geht als Jurist und Historiker streng nach den Akten zu Werke. Die Enthüllung der Ziele des Cobdenklubs, der in Deutschland so viele Verehrer zählte, ist ein unvergängliches Verdienst Buchers, und wer nach dem Lesen von „Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft mit England" den aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Vorstellungen von der Hochherzigkeit der britischen Politik noch nicht zu entsagen vermag, dem ist nicht zu helfen. Im strengsten Sinne von aktuellem Interesse ist vollends das Bild Gladstones, da dieser soeben aufs hartnäckigste bemüht ist, zu beweisen, daß der von Bucher ihm beigelegte Name „Minderer des Reichs" wohlverdient ist. Die Entstehung der für andre Länder so lehrreichen Chartistenbewegung dürfte kaum irgendwo so gründlich dargestellt worden sein, wie in dem Aufsatze, der dem Agitator John Cartwright und seinen Gesinnungsgenossen gewidmet ist.

Es läge nahe, aus manchen dieser Arbeiten Proben auszuheben, die den staatsmännischen Scharf- und Weitblick des Verfassers bezeugen würden. Aber solche Auszüge verleiten, gerade wenn sie sorgfältig gewählt sind, den Leser leicht zu dem Glauben, er kenne nun das Buch gut genug und sei der Mühe des Lesens überhoben, und solchen Aberglauben möchten wir nicht verschulden.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 52. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im Juni 1893

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03930 6645